Die

Neckarseite

der

Schwäbischen Alb,

mit Andeutungen über die Donauseite, eingestreuten Romanzen und andern Zugaben.

Wegweiser und Reisebeschreibung

von

Gustav Schwab

nebst

einem natur-historischen Anhang

von

Professor D. Schübler

und einer Spezialcharte der Alb.

BIBL. UNIVERS. TUBING.

Stuttgart,
in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1823.

Vorrede.

Ueber den Zweck und die Anlage dieser Schrift habe ich in der Einleitung gesprochen. Hier bleibt mir nur noch übrig zu sagen, daß alles, was ich von ihr mein nennen kann, sich auf Naturanschauung und Poesie beschränkt; das übrige besteht aus Mosaikarbeit, und ich bin vollkommen zufrieden, wenn der Kenner mein Verfahren hierbei fleißig und umsichtig, und der Wandrer sich dadurch der Mühe überhoben findet, eine gute Anzahl Schriftsteller, deren Angaben ich ihm zusammengestellt, vor seiner Reise zu lesen oder nachzuschlagen. Diese sind nach alphabetischer Ordnung: Ammermüller, Cleß, Conz, Crusius, Gottschalk, Höslin, Jäger, Memminger, Pfaff, Pfister, Rebstock, Rink, Rösler, Sattler, Schnurrer, Schwelin, Steinhofer, Weckherlin, Werfer und manche andere.

Oeffentlichen, innigen Dank für gütige Unterstützung und zum Theil sehr reichliche Beiträge sage ich noch besonders den Herren S. Boisserée, G. v. Cotta, Memminger, Seyffer, L. Uhland, in Stuttgart, Schübler, G.

Märklin und Chr. Wurm, in Tübingen, Moſer und Veeſenmeyer, in Ulm, Dillenius in Oberbebingen, Buſch in Steingebroun, Pfahler in Wieſenſtaig und für einzelne Notizen manchem wackern und unterrichteten Wirth am Fuße der Alb.

Hiermit verbinde ich die dringende Bitte um freundliche Mittheilung von Berichtigungen aller Art, welche ich beſonders an Freunde der Alb richte, die auf derſelben oder in ihrer Nähe anſäſſig ſind, und welcher mein Werk (wie faſt jedes dieſer Art) ohne Zweifel ſehr bedürftig ſeyn wird. Uebrigens übergebe ich, trotz der Ueberzeugung von der vielfachen Mangelhaftigkeit dieſes Verſuchs, denſelben getroſt allen Freunden des geliebten Vaterlandes, allen, die noch Sinn für den edelſten und reinſten aller irdiſchen Genüſſe haben, für den Genuß, den uns die Anſchauung der Natur, die Bewunderung des Schöpfers, den wir in ihr ahnen, die Erinnerung an die merkwürdigen Menſchen, die einſt in ihr gelebt und auf ſie eingewirkt haben, gewährt.

Stuttgart, den 10ten April 1825.

Guſtav Schwab.

Inhalt.

	Seite.
Allgemeine Bemerkungen	1
Erster Reisetag: auf die Lochen	11
Zweiter: Durchs Lautlinger Thal über Ebingen zum Fuße des Hohenzollern	27
Dritter: Auf Zollern über Belsen, den Farrenberg und die Salmandinger Capelle nach Mössingen	41
Vierter: Ueber den Roßberg, Lichtenstein, Nebelhöhle, Achalm nach Reutlingen	56
Fünfter: Ueber Rauh-Sankt-Johann nach Urach . . .	85
Sechster: Ueber Hohenneufen durch Lenninger Thal über die Teck nach Kirchheim	125
Siebenter: Reise ins Neidlinger Thal	155
Siebenter Abend und achter Reisetag. Erste Tour: Ueber Wiesensteig und Geißlingen nach Göppingen . .	170
Zweite Paralleltour des siebenten Abends. . .	190
Achter Tag, zweite Tour: Über Boll und Göppingen nach Hohenstaufen	191
Neunter: Ueber den Rechberg nach Heubach auf den Rosenstein nach schwäb. Gmünd	221
Zehnter: Gmünd und Lorch. Schluß der Albreise . . .	248

Anhänge.

Seite.

I. Andeutungen über die Donauseite der Alb. (enthalten das Lau-, Lauhert-, Nach-, Blau-, Schmichen-, Brenz-Thal) 269

II. Gmünd im Bauernkrieg und den Religionshändeln aus ungedruckten und bisher unbekannten Original-Urkunden 283

III. Ueber die Alterthümer der Belsener-Capelle 292

IV. Geognostisches, Mineralogisches, Botanisches über die Alb von Prof. D. Schübler in Tübingen 302

V. Berichtigungen und Zusätze 311

Register 319

Romanzen und Lieder,

die in diesen Wegweiser eingestreut sind.

1. Die Schwabenalb 1

2. Hans Koch von Ebingen 35

3. Hieher (Belsen) 48

4. Die Steinsacherin und der Russe 53

5. Schloß Lichtenstein 67

6. Die Feen des Ursulenberges 70

7. Die Achalm 78

8. Der Schwur (beim Uracher Wasserfall) 99

9. Nikod. Frischlin, v. Justinus Kerner 110

10. Herzog Ulrich vor Neuffen 119

11. Minnelied von Gottfried v. Neuffen 130

12. Die drei Brüder vom Wielandstein 137

13. Sage vom Lenninger Thal aus Hermann v. Sachenheims Mörin 140

14. Der Bau des Reissensteins 165

15. Der Geiselstein von Gust. Hebbach 183

16. Das Wunderbrünnlein von demselben 185

17. Wilhelm von Rechberg und der päbstliche Legat 224

18. Der Klopfer auf Hohenrechberg 227

Seite.
19. Die Beilswanger Capelle 237
20. Schloß Lauterburg 245

Herausgekommene oder nächstens erscheinende Albansichten sind:

I. Lithographisches Werk der Herrn E. Fries und Chr. Rist. 16 Blätter queer Folio. Subscript. Preis für das Ganze 8 fl.: 1) Straßberg bei Ebingen. 2) Hohenzollern. 3) Belsener Capelle. 4) Schloß Lichtenstein. 5) Reutlingen mit der Achalm. 6) Die Veste Hohenneuffen. 7) Stadt und Veste Urach. 8) Hohenwittlingen im Seeburger Thal. 9) Blaubeuren mit dem Blautopf. 10) Der Wielandstein im Lenningers Thal. 11) Der Rauber und die Teck. 12) Der Reissenstein bei Wiesensteig. 13) Geislingen mit dem Helfenstein. 14) Staufseneck bei Göppingen. 15) Schloß Hohenrechberg nebst dem Hohenstaufen. 16) Der Rosenstein.

II. Kupferstiche von Herrn Hofkupferstecher Seyffer: 1) Hohenstaufen, gr. Imp. Fol. 5 fl. 30 kr. 2) Ruinen des Schlosses Rosenstein (in einer Folge von 6 Ansichten aus Würtemberg. Queer 4. zusammen 1 fl. 36 kr.).

Erwartet werden von ebendemselben:

1) Reissenstein. 2) Lichtenstein. 3) Reichenstein. 4) Wartstein. 5) Schilzburg. 6) Wielandstein. 7) Der Rauber. 8) Der Mädchenfelsen. 9) Gutenberg. 10) Ursprung der Lauter. 11) Sulzburg. 12) Teck. 13) Hohengerhausen. 14) Klingenstein.

III. Kupferstiche von Herrn Hofkupferstecher Duttenhofer: Schloß Urach. 1 fl. 36 kr. — Der Wasserfall bei Urach. 1 fl. 36 kr.

IV. 18 lithographirte Blätter, die maleriſchen und romantiſchen Anſichten und Ruinen des Lauterthals darſtellend, von Herrn Maler J. P. Grieſinger in Buttenhauſen: Offenhauſen, als Urſprungsort der Lauter; Marbach; das königliche Jagdſchloß Graveneck; die Ruine von Blankenſtein; Buttenhauſen; die Ruine Hunderſingen; die Ruine Bichishauſen; die Ruine Hohengundelfingen; die Ruine Niedergundelfingen: die Wittſtaige; das alte Schloß Derneck; das Schloß Schiltzburg; die Ruine Maiſenburg; die Ruine Altmannshauſen; die Ruine Reichenſtein; der Waſſerfall bei Laufenmühle; Neuburg; das Kloſter Obermarchthal, der Ort der Mündung der Lauter in die Donau. — Der Subſcriptions-Preis für das ganze Werk in groß Quer-Folio iſt, auf fein Papier, 5 fl; colorirt 9 fl. Jedes Heft von 6 Anſichten, 2 fl. 30 kr; colorirt 3 fl 30 kr.; einzeln 36 kr.; colorirt 1 fl.

V. Kleine Vignetten von faſt allen Hauptpunkten der Alb, beſonders zu Stammblättern brauchbar, ſind, ſchwarz und colorirt, bei Herrn Kunſthändler Ebner in Stuttgart (Königsſtraße bei der Planie) zu haben; wo auch die obigen Artikel zu erfragen ſind.

Allgemeine Bemerkungen.

Die nordwestliche Abdachung der Alb*) gegen den Neckar, ungleich schroffer und höher als die südöstliche gegen die Donau, ist fast auf allen höhern Punkten des diesseitigen Würtembergs sichtbar, und bildet eine Länge von 30—36 Stunden. Sie beginnt für das Auge südwestlich mit den Bergen bei Spaichingen, und zieht sich nordöstlich herab bis in die Gegend von Aalen, und weiter einwärts bis Bopfingen. Aus der Ferne gesehen, hat diese Gebirgskette etwas Trauriges und Einförmiges, vielleicht schon darum, weil sie uns hier die Schattenseite zukehrt: die ganze schroffaufsteigende Bergeswand, schwarzblau von der Entfernung gefärbt, bildet am Horizont eine gerade Linie, die nur wenige, kaum über die Bergfläche sich emporhebende Gipfel unterbrechen: dem verweilenden Blicke theilt sie sich bald in eine Menge aneinander gereihter Särge, mit welchen hie und da eine Kegelform, noch seltner eine Halbkugel wechselt; kein Fluß am Fuße belebt und mildert den Anblick, waldige Hügel bilden fast allenthalben den Vorgrund des Gebirges, bis zum Neckar, der

*) Alb, nicht Alp, ist die Schreibart aller alten Urkunden und Bücher, wo dieses Gebirge genannt ist. Die erste Spur des Namens findet sich bei dem röm. Geschichtschreiber Vopiscus, der im Leben des Kaisers Probus (regierte vom J. 276—282 nach Christus) erzählt, daß dieser die Deutschen, die sich Galliens bemächtigt hatten, und ins römische Gebiet eingedrungen waren, geschlagen und ihre Ueberbleibsel ultra Nicrum fluvium et Albam (er sagt nicht Alpes sueviae), über den Neckar und die Alb, zurückgedrängt.

wiederum von Hügeln bedeckt ist, die hinansteigend sich herwärts bald in eine Fläche von Feld oder Wald verlieren, je nachdem der Beschauer einen Standpunkt gewählt hat.

Aber wenn die Luft nicht dünstig, der Horizont an den Bergen blau ist, und die Abendsonne einen Strahl auf diese Ferne wirft, so erheitert und belebt sich bald das Gemälde. Die dunkle Farbe des Gebirgs wird in ein durchsichtiges Blau verklärt, über das der Sonnenschein eine leichte Röthe gießt, in der bald mehr Wechsel der Formen hervortritt, als das Auge früher geahnet. Sie hält uns die reichen Buchenwälder, von welchen diese Berge bis zu ihren obersten Höhen umkleidet sind; schimmernd entgegen, zeigt dem Blicke den Anfang mannigfaltiger Thäler, die sich zwischen den mehr und mehr vom ganzen Bergeszug abgelösten Massen eröffnen, bescheint, wo die Vorhügel einen Durchblick gewähren, die schmucken Städte und Dörfer, die üppigen Obstwälder, die sich am Fuß der Alb hin, und in die Thäler hergein ziehn, beglänzt die Kalkfelsen, mit welchen die Höhen übersäet sind, und vergoldet die wenigen Gipfel des Gebirges, auf welchen sie uns vorher unbemerkte Schlösser und Burgen zeigt. Bei diesem letztern Anblicke gesellt sich nun zu dem lautern Natурinteresse auch noch das alterthümliche und geschichtliche; und wenn dem Betrachtenden hier und dort ein Bauer auf die goldnen Bergspitzen deutend, die Namen Hohenzollern, Achalm, Urach, Neufen, Teck, Hohenstaufen, Rechberg, Rosenstein zu nennen weiß, so mag seine Phantasie wohl noch ein zweites Leben aus der Vergangenheit über diese Bergkette heraufbeschwören, die schon von der Gegenwart der Abendsonne so schön belebt vor seinem Blicke sich hebt.

Die Schwabenalb.

Ich lieg' auf weichem Bette,
Auf moos'gen Eichengrund.
Und vor mir Kett' auf Kette
Da festes Alpenrund!

Ich sing', ich darf es wagen,
Es muß ein Lied entstehn.
Ich brauche nur zu sagen,
Was ich ringsum gesehn.

Ganz ferne dort zur Linken,
In roſ'gem Abendſchein,
Seh' ich ihn duftig winken,
Den hohen Roſenſtein.

Geſang! vorüberſchwelle
An ſeiner Felſenluft,
Mit leuchtender Kapelle
Der fromme Rechberg ruft.

Ich ſpend' ihm ein Gebete;
Verritet und erbaut,
So ſchau' ich nach der Stätte
Wo Hohenſtaufen graut.

Von Klängen und von Bildern
Wird mir da mächtig bang,
Man ſänge ſie zu ſchildern
Wohl ein Jahrhundert lang.

Wer forſcht nach Staufens Preiſe,
Mag zu den Trümmern gehn,
Dort wird mit Geiſterweiſe
Ihn ew'ges Lied umwehn.

Vorüber nun an Bergen,
Durch manche Namen groß,
Die, ein Gefolg von Särgen
Umlagern dieſes Schloß.

Durch Höhn und Thäler flüchtig,
Bis zu dem ſcharfen Eck:
Dort aber ſteht gewichtig
Die herzogliche Teck.

Mit Felſen und mit Höhlen
Treibt Abendlicht ſein Spiel,
Zu ſchaun und zu erzählen
Gibt's hier des Ernſten viel.

Man hat dich laſſen ſchleifen,
Vergeſſner Waffenſaal!
Wie neuerbaut, o Neuffen,
Glänzſt du im Sonnenſtrahl.

Und süß tönt's, wie die Cither,
Aus deiner Hallen Grund: —
Dort sang dein edler Ritter
Von Liebchens rothem Mund *).

Aus der Gebirge Kerkern
Schaut Urach ernst herab,
Mit den zerstörten Werkern
Mit seines Dichters Grab **).

Wie schmiegt der Bäume Wipfel,
Wie Rebe sich und Halm
Um deinen schlanken Gipfel
Du herrliches Achalm! —

Dort, wo die Eichen sprossen,
Wo Heidenmähler stehn,
Von Farren und von Rossen
Noch sprechen jene Höhn.

Doch Blick und Lied in vollern,
In schnellern Bahnen zieht!
Das ist ja Hohenzollern
Was noch so sonnig glüht!

Der Staufen ist gesunken
In abendliche Nacht,
Du aber stehst noch trunken
Von königlicher Pracht!

Und höher, höher ziehet
Der Sonne letzter Strahl,
Bis er auch dir entfliehet,
Und deine Stirn ist fahl.

Und Duft und Nebel fället,
Was rings von Bergen steht,
Und Herz und Lied sich hället
In schweigendes Gebet.

---

*) Gottfried von Neifen, der Minnesänger. — „Der Neifener singt von seiner Frauen rothem Munde." So charakterisirt ihn ein andrer alter Dichter.

**) Nikodemus Frischlin.

So mag schon der Anblick dieses Gebirges, das uns fast auf allen Höhen des Vaterlandes, auf den Hügeln des Unterlands, auf den erhöhten Flächen des Mittellandes, auf den Gipfeln des Schwarzwaldes entgegen winkt, zu einem Besteigen seiner Höhen und einem Durchflug durch seine Thäler einladen. Und gewiß wird der Wandrer, der nicht zu hohe Ansprüche macht, oder dessen Einbildungskraft nicht kürzlich durch eine Gebirgs- oder Stromreise im höheren Styl verwöhnt worden ist, noch mehr finden, als ihn die ferne Aussicht vermuthen läßt. Freilich, vom Rhein darf er nicht zu diesen Burgen, von der Schweiz nicht zu diesen Alpen kommen: dagegen eine Albreise als die anmuthigste Einleitung zu einer Schweizerreise für den dienen könnte, der mit Muße wandern kann. Bedenken wir aber nur, wie viele im Vaterlande ganz nahe diesen Bergen sitzen, umsonst nach Zeit und Mitteln seufzen, um jene großen Naturgenüsse in der Ferne sich zu verschaffen, und darüber die Nähe vergessen, die ihnen zwar nichts so Großes zu bieten hat, aber doch gegen kleinen Zeit- und Geldaufwand Schönheiten und Scenen der Natur anbietet, die unmittelbare Umgebungen ihnen nicht gewähren, und die ihre Phantasie zuverläßig nicht erwartet! In ihnen besonders möchten diese Blätter die Sehnsucht nach einer der schönsten Gegenden des Vaterlandes, die lange nicht genug besucht wird, erwecken, ihnen zugleich eine Anleitung an die Hand geben, alles Sehenswerthe in der kürzesten Zeit, und auf die genußreichste Weise zu mustern, endlich ihnen in diesem Büchlein einen Erzähler und Sänger beigesellen, der, was diese Berge und Thäler volksthümlich Schönes oder geschichtlich Merkwürdiges hegen, so gut er kann, an Ort und Stelle vorbringt, die müßigen Stunden der Reise ausfüllt, und das Interesse am Einzelnen dadurch zu erhöhen sucht.

Was der entferntere Ueberblick der Alb bei günstiger Beleuchtung Schönes und Interessantes ahnen läßt, das, und noch mehr, gewährt ihre wirkliche Durchwanderung in reichlichem Maaße. Eine ziemliche Anzahl von tiefen Thälern ziehen sich für den, der von dem Neckar her kommt, fast alle von Norden oder Nordwesten gegen Süden und Südost in das Gebirge hinein, mehr oder minder mit Obstbäumen gefüllt, und von frischen Waldbächen durchflossen. Alles sind Querthäler, die den Körper wie in Rippen zertheilen. An den

Seitenwänden ſpringen mächtige Winkel ein und aus. Jene gleichförmige Geſtalt der einzelnen Gebirgswände, die in dieſen Thalgründen Couliſſen und Hintergrund bilden, bringt freilich auch in den Thälern ſelbſt eine Einförmigkeit hervor, und ſie ſehen, wie Glieder Einer Familie, alle ſich einander gleich. Dennoch hat jedes wieder ſeine eigenthümlichen Züge. Die verſchiedene Weite und Enge, die frühere oder ſpätere Krümmung des Thales, hier im Vorder- dort im Hintergrund ein vereinzelter Bergkegel, faſt in jedem Thal an einer andern Stelle andre Felſen, andre Burgruinen, aus jedem der Ausblick auf einen andern Abſchnitt der Ebene: alles das ſind Einzelheiten, die dem einfachen Charakter derſelben den gehörigen Wechſel geben, und das Auge des Wandrers vor Ermüdung bewahren. Vor dieſer ſchützen aber beſonders auch die Berge und Burgen, die ſich zwiſchen den einzelnen Thälern hinlagern, ſo daß der Reiſende, ehe er von einem Thal ins andre gelangt, jedesmal wieder den Genuß neuer Wälder, Bergrücken und Schlöſſer vor ſich hat, ehe er von einem Thal ins andre kommt. Und gerade dieſes Auf- und Abſteigen und Wandern über die Gipfel oder Senkungen des Gebirgs gewährt ein neues Vergnügen. Hier erſt entfalten ſich neue Formen; die Seiten und Rücken der Berge, deren Angeſicht man nur in den Thälern kennen lernt, zeigen hier die mannigfachſten Geſtalten, ſchieben ſich mit jedem Schritt anders in einander, und bald hier bald dort bildet ihre nächſte Umgebung einen Riß, durch welchen man in ein ſchon durchwandertes Thal einen Abſchiedsblick werfen, ein verſprochenes begrüßen kann, und über welchem, zu einem geſonderten Gemälde abgeſchloſſen, ein paar fernere Gipfel des Gebirgs, und gerade die geſchichtlich ausgezeichnetſten in blauen Farben, überraſchend gruppiert, ſich erheben. Gleiche Mannigfaltigkeit bieten die Burgen und Schlöſſer dar. Von der vollkommenſten Zerſtörung, die kaum ein Mauerſtück übrig gelaſſen hat, bis zur wohleingerichteten und im Stand gehaltenen Behauſung eines Ritters mit der Bequemlichkeit, zu der ſie am Schluſſe der Feudalzeit gediehen waren, bieten die verſchiedenen Schlöſſer alle Stufen von Ueberbleibſeln dar, gewähren zum Theil einen höchſt mahleriſchen Anblick, und erwecken eine Menge großer, vaterländiſcher Erinnerungen. Die größte Eintönigkeit wird man von den großen Ausſichten erwarten, die man von den

Burgen oder den höchsten Vorsprüngen des Gebirgs herab, auf die Hügel und Flächen der Tiefe genießt, weil allenthalben derselbe Horizont erscheint, gegen Osten und Süden das Gebirg, auf dem die Blicke fast aufliegen, gegen Westen und Norden die Landkarten-Aussicht der Fläche, überall mit denselben Gebirgsumkränzungen des Schwarzwalds, und anderer niedrigerer Ketten. Man hört daher auch sehr gewöhnlich das Urtheil, daß wer auf Einem dieser Gipfel gestanden sey, die Aussicht aller kenne. Und doch ist nichts unwahrer. Schon was die zu Füßen liegende hüglichte Fläche (denn eine Ebene ist es nicht) betrifft, so bilden verschiedne Städte und Dörfer, besonders aber die zunächst in großer Tiefe sich an die Berge schmiegenden Wälder, Höfe und Weiler, einen jedesmal wechselnden Vordergrund. Ueberdieß sind hier wenigstens drei Hauptaussichten zu unterscheiden, von welchen jede den Augen einen andern Theil des tiefer liegenden Landes, vor dem die übrigen in größere Ferne zurücktreten, gewährt. Die erste, von den nördlichen Albgipfeln des Oberlandes, wie wir sie nennen wollen, also von der Lochen, vom Hohenzollern, vom Farrenberg, von der Salmandinger Capelle, vom Roßberg erstreckt sich hauptsächlich auf die Fruchtgefilde und waldigen Hügelketten, die sich von Tübingen hinaufziehen bis gegen Rotweil; hinter diesen sind die südlichen Ausläufer des Schwarzwaldes noch nahe genug, um dem Auge mit ihren breiten Schatten einen Ruhepunkt zu gewähren, und doch schon so ferne, daß sie die hellen Felder und sanften Laubholzhügel des Vorgrundes mit ihren Tannenwäldern nicht drücken und verfinstern; die Hauptstadt dieses Bezirkes für das Auge ist Tübingen.

Eine zweite Hauptaussicht bietet sich von den Gipfeln des Mittellandes: der Achalm, dem grünen Felsen, Neufen, Teck, dem Breitenstein dar. Hier tritt jener obere Theil der Fläche, nebst seiner Begränzung, dem Schwarzwald, schon links ab, in die Ferne; der Vorgrund wird noch lachender, obst- und dorfreicher, weniger waldig, denn eine zusammenhängende Strecke von Wäldern bildet jetzt erst im Hintergrunde der Schönbuch; vorn aber dehnen sich rechts hauptsächlich die Filder zu einer breiten Ebne mit ihren Korn- und Gemüsepflanzungen heiter und bevölkert aus; zu hinterst mit dem weitschimmernden schneeweißen Schloß Hohenheim geziert. In der nördlichen

Ferne verliert sich der Blick jetzt schon ins Unterland bis nach den Heilbronner Bergen, und bei ganz heitrem Himmel begränzt der Odenwald dort den Horizont. Nordöstlich und näher schließen die Bergscheiden des Neckarthals bei Eßlingen, des Remsthals, und der Welzheimer Wald den Gesichtskreis. Die nächste Hauptstadt für diese Aussicht ist nach den verschiedenen Punkten bald Reutlingen, bald Nürtingen, bald Kirchheim an der Teck.

Endlich gewähren die letzten Gipfel der nördlichen Alb, die sich mehr dem Unterland zustrecken, der Hohenstaufen, der Rechberg, der Rosenstein, eine dritte, von den beiden erstern wesentlich verschiedene, Aussicht. Die lachenden Filder liegen jetzt schon links im Nebel, wo kaum die Rückseite von Hohenheim noch durchschimmert. Den eigentlichen Vorgrund aber bilden rings die Tannenwälder von Lorch, Welzheim, Aalen und Ellwangen, dessen weißes Schloß von seinem schönen Berge auf zehen Stunden weit für das Auge auf der rechten Seite ein Ziel bildet; die Wälder und Berge von Krailsheim und schwäbisch Hall schließen den Hintergrund. Die ganze Natur hat schon den finsterern, einförmigern Charakter des benachbarten Frankens. Aber die Aussicht ist rundum offner, weil die Gipfel des Gebirgs, der Standpunkt des Beschauers (wenigstens gilt dieß vom Hohenstaufen, Rechberg und Stuifen) isolierter stehn, und in der Tiefe die minder hüglichte Fläche an vielen Orten fast zur Ebne wird, die eine Menge Dörfer zeigt, und der die bedeutende Hauptstadt dieses Bezirkes, schwäbisch Gmünd (vom Staufen auch noch Göppingen), einen schönen Halt giebt. So macht das Ganze mehr den Eindruck einer Unendlichkeit, und ist bei blauem Himmel wirklich großartig schön.

Wir zeichnen diese Grundzüge der Aussichten ein für allemal, um den Leser nicht mit Wiederholungen belästigen zu müssen. Ein Anblick aber ist auf jedem andern Gipfel wieder neu und eigen schön, wir meinen rechts oder links die Verschiebung des Gebirges selbst ineinander; die Andeutung solcher Gruppen behalten wir daher schicklicher für die Schilderung jedes einzelnen Standpunktes auf. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt endlich die Fläche von solchen Höhen herab, wo nur ein Abschnitt derselben als der Hintergrund einer Thalaussicht zwischen den Bergwänden durchschimmert.

Diese besondern Ansichten bewundert der Wandrer, von Lichtenstein, Hohenurach, den Höhen des Neidlinger Thales, und dem Schlosse Lauterburg herab.

So haben den Wegweiser die allgemeinen Bemerkungen von selbst schon aufs Besondre geführt, und er schickt sich mit dem, der sich seiner Leitung vertrauen will, zur wirklichen Reise nun an. Nur über die Zeit derselben muß noch ein Wort gesprochen werden:

Die bisherigen Albreisen beschränkten sich bei der Mehrzahl der Reiselustigen unsers Vaterlandes darauf, daß sie in der ersten Kirschblüthe, das heißt, zu Anfang oder in der Mitte des April, einer Zeit, wo der schönste Theil der Albnatur, die Wälder, gegen den blühenden Frühling noch den traurigen Contrast des dürren Winters bilden, das Lenninger- oder das Uracher Thal im Fluge, meist zu Wagen, hin und her durcheilten, ohne sich rechts oder links umzusehen. Höchstens wurde einer der benachbarten Berge — dort Teck, hier Hohenurach — mitgenommen. Aber selbst wenn man nur einen so kleinen Theil des Gebirges bereisen will, so ist doch diese Jahreszeit, aus dem eben angeführten Grunde, keineswegs dem Wandrer anzurathen: vielmehr ist die günstigste Zeit unstreitig die Spätblüthe, in den letzten Tagen des April, noch besser in dem Anfange des Maimonds. Hier haben die Buchenwälder allenthalben ausgeschlagen, und jede warme Nacht thut Wunder an ihnen, so daß sie meist schon dem Reisenden um diese Zeit im vollen jungen Grün entgegenprangen, während er im Thale noch durch lauter Blüthen fährt. Denn von den spätern Kirschbäumen blühen da noch viele; auch sind diese keineswegs die einzigen, noch die den schönsten Anblick gewährenden in jenen Thälern; namentlich bietet das Lenninger Thal, nebst einem Gemisch von andern spätern Obstsorten, eine Fülle der herrlichsten Birnbäume dar, deren einzig schöne Blüthe jene frühen Wanderer ganz versäumen. Diejenigen endlich, die nicht bloß die Blüthenthäler, sondern auch die Berge, die Burgen und die Wälder der Alb durchwandern wollen, werden ohnedem, entweder ganz auf die Blüthe verzichtend, die volle Pracht des Sommers erwarten, oder sich auch den Spätlenz zur Reise auswählen müssen. Doch ist auch für sie diese letztere Jahreszeit vorzuziehen. Die Tage sind schon lang genug, um eine gute Strecke

an jedem durchwandern zu können, und — ein groſser Vortheil gegen den Sommer — noch nicht so heiß, daß man nicht jede ihrer Stunden, die ohnedem der Mittagsruhe gewidmeten ausgenommen, ohne Beschwerde der Wanderung widmen könnte. Um aber auch für den Genuß der Nächte zu sorgen, so wähle man sich die Tage um den Vollmond, der dem abendlichen oder nächtlichen Ausblick auf Berge und Burgen nicht fehlen darf, und überdieß gewöhnlich die unentbehrliche Bedingung einer fröhlichen Reise, Heiterkeit des Himmels, verbürgt.

Erſter Reiſetag.

Auf die Lochen.

Höhe 3378 Würtembergiſche Fuß.

Wie jeder Reiſende, müſſen auch wir unſern Hauptplan, unſre Richtung und unſern Weg beſtimmen. Mehr, weil dieſe überhaupt auf eine oder die andre Weiſe geſchehen muß, als weil ſonſt ein beſondrer Grund dazu vorläge, wählen wir die Richtung von Südweſten nach Nordoſten, fangen mit dem erſten ausgezeichneten Standpunkte des obern Gebirges, dem Lochenberge bey Balingen, an, und ziehen abwärts bis zum letzten Hauptſtandpunkte des untern, dem Roſenſtein. Wenn wir nicht weiter oben beginnen (denn auch der Lochen geht ſchon eine anſehnliche Kette von Albgebirgen, die den Namen des Heubergs führen, voran), und nicht weiter unten endigen (denn auch vom Roſenſtein ſetzt ſich die Bergwand durch den Aalbuch in das Herdtfeld noch ziemlich lange fort), ſo liegt die Urſache einzig darin, weil wir den eigenthümlichen Charakter der Alb gerade in dieſer Strecke am vollſtändigſten ausgeſprochen, und alle ihre Reize in ihr verſammelt finden. Weiter oben vermindert das Rauhe, weiter unten das Flache den Genuß.

Wer nur einen Theil des angezeigten Weges machen, wer eine andre Richtung nehmen will, wer von andern Punkten ausgehen muß, wird in unſre Beſchreibung ſich leicht finden, und auch für ſich der gehörigen Leitung und Weiſung nicht entbehren.

Wir laſſen alſo unſre Reiſenden von Tübingen ausgehen, um ſo eher, als wir hier unter der ſtudierenden Jugend die meiſten Albreiſeluſtigen erwarten. Auch die von Stuttgart

sich aufmachenden Wandrer müssen wir dorthin bescheiden, denn die Landstraße nach Hechingen und Bahlingen führt sie über Tübingen. Die schönen Umgebungen der letztern Stadt gewähren mehrere Punkte, von welchen man sich an einem müßigen Vorabende der Reise jene Uebersicht auf das Gebirge und die ganze Wanderung, von der in den allgemeinen Vorbemerkungen gesprochen ist, verschaffen kann. Die angenehmsten Spaziergänge nach Waldhausen, auf den Oesterberg, den Steineberg, den Spitzberg führen zu solchen Aussichten.

Die Reise selbst treten unsre Wandrer mit der ersten Morgenfrische an, doch nicht so frühe, daß sie nicht beim Eintritt in das schöne Steinlachthal, das sich ¾ Stunden von Tübingen öffnet und südlich hineinzieht, schon die Beleuchtung der Morgensonne haben. Die Steinlach, durch Frühlings-Ueberschwemmungen furchtbar, übrigens ein kleiner Bach, mit breitem, steinigtem Bette, fließt durch ein enges Wiesenthal, und hat rechts und links niedre, wohlgeformte Laub-Waldhügel, die im Hintergrunde geschlossen scheinen; aber bei dem Bläsiberge, einem (für unsre Wandrer links) in die zurücktretende Hügelkette eingeschobnen kleinen Erdkegel zerreißt der Hintergrund, und zeigt zwischen schönen Baumgruppen einige Umrisse der Alb. Von hier aus sieht man auch deutlich, daß die Vorhügelkette der Alb, zwischen der man hier wandelt, vom Wasser durchbrochen worden, das sich hier im Steinlachthal eine Lücke gewühlt, und das unbändige Flüßchen selbst verräth sich in seiner ausgelassenen Wildheit als ein Ueberläufer aus der Alb. Eine Besteigung des Bläsiberges, auf dem die Wohnung und der Garten eines adlichen Gutsbesitzers des Freiherrn Schott von Schottenstein, gen. Hopfer, liegt, nimmt nur wenige Minuten weg, und belohnt die Mühe durch einen hübschen Blick hinab ins Steinlachthal, gegenüber auf das lachende Waldschlößchen des Herrn v. Saint-André, Gresbach, und im Hintergrund auf den hier sich sehr ausgezeichnet darstellenden Hohenzollern. Am Fuße des Hügels führt die Landstraße an dem ehemals gepriesenen Bläsibad (von der modernen Welt auch in Plaisirbad umgetauft) vorbei, von dessen Tugenden und Kräften der alte Doktor und Professor Medicinä, Samuel Hafenreffer, ein eignes Traktät-

chen geſchrieben (1652). Nach ihm ſoll der heilſame Quell zum erſtenmal einem armen Hirten geoffenbart worden ſeyn, welcher am Schenkel einen Schaden hatte, und Luſt bekommen, in dieſem Wäſſerlein, das damals ſchlecht anzuſehen war, denſelben zu baden, worauf er gute Ruhe, und als ers fortgetrieben, gänzliche Geſundheit erlangt hat. Als dieß ruchbar geworden, ward auf dem beiliegenden Berge aus Andacht eine Capelle erbaut, und dem St. Blaſius geweiht, dem Heiligen, der in eine Höhle in Cappadocien geflüchtet, die wilden Thiere heilte, die ſich bei ihm einfanden. Nach dieſer Capelle ward auch das im J. 1470 hier erbaute Neubad benannt. — Jetzt iſt es ein Bauernwirthshaus, und nur von den Tübingern und der nächſten Umgegend als Bad gebraucht.

Bald verläßt die Landſtraße den Wald, und ſteigt hinauf zum Dorfe Dußlingen (1¼ St. von Tübingen), wo die Gegend frei und bis zum Gebirge hinüber offen iſt; von da geht es auf einförmigem Wege nach Ofterdingen (1 St.). Der Phantaſie des Wandrers mag wohl vergönnt ſeyn — was Geſchichtſchreiber zu vorlaut gethan haben — die Wiege des berühmten Minneſängers Heinrichs von Ofterdingen in dieſem anſpruchsloſen Dorfe aufzuſtellen. Von da verläßt der Reiſende die Steinlach, und kommt in einer halben Stunde über die Gränze des Fürſtenthums Hohenzollern-Hechingen; der ziemlich einförmige Weg führt durch kein Dorf mehr. Nur an einem Hofe Waſſerweiler (¾ St. von Ofterdingen), kurz vor der Hechinger Gränze kommt man vorbei. Links verweilt das Auge mit Wohlgefallen auf den ſchon ganz nahen Wäldern der Alb; rechts iſt öde Fläche mit Kartoffelfeld, hier und da von einem Laub- oder Tannenwäldchen durchſchnitten. Von Ofterdingen braucht der Fußgänger 2½ Stunden nach der Stadt

Hechingen,

der Hauptſtadt des Fürſtenthums, wo er in der Poſt einen hübſchen Gaſthof und ein gutes Mahl findet.

Außer einer ſchönen aber modernen katholiſchen Kirche, erbaut im J. 1782 von Fürſt Wilhelm Joſeph, bietet die höckrichte Stadt keine Merkwürdigkeiten dar. Das alte Reſidenzſchloß iſt vor Baufälligkeit eingeſtürzt. Es war gegen den Schluß des 16ten Jahrhunderts von dem Grafen von Zollern, Eitel-Friedrich IV., dem Stifter der Hohenzollern-Hechingi-

schen Linie, dessen Sohn Johann Georg im J. 1623 gefürstet ward, erbaut worden. Das neue steht bescheiden und unausgebaut da. Vor der Stadt ist der Schloßgarten mit artigen Anlagen, den der Wandrer, da er ihm auf dem Wege liegt, mitnehmen kann.

Wenn unsre Reisenden nach dem Spätfrühstück von Hechingen aufbrechen, so sind sie in einer kleinen halben Stunde auf der hier von Pappeln beschatteten Straße am Fuße des Zollern, wo der Brühl, ein Herrschaftshof mit einem freundlichen Wirthshaus, dem, der etwa nicht in Hechingen eingekehrt, Erfrischungen und Wein anbietet. Von da schaut das Schloß stolz und einladend herab, groß, gethürmt, bewohnbar; schon aus weiterer Ferne hat es sich so ausgenommen. Aber die nähere Einsicht giebt weit weniger, als man vom Stammschlosse der Könige von Preußen*) erwartet hatte. Wer nicht nach Bahlingen, der Lochen und dem Lautlingerthale will, besteigt schon jetzt und von hier aus am besten den Berg.

Der Weg hinauf ist hübsch, steil, aber nicht allzumühselig, und dauert vom Fuße nicht über eine Stunde; erst kann man abschneidend geradezu die nächsten unbewachsenen Haidehügel hinanklimmen. Am Walde kommt man in den bequemeren aber steinigten Fahrweg, den man bis zum Schlosse nicht mehr verläßt.

Diejenigen aber, die dem Wegweiser folgen, und die ganze Albreise machen wollen, thun besser, die Feste Hohenzollern erst bei ihrer Rückkehr von der Lochen mitzunehmen; daher wir denn auch die Beschreibung ihrer Merkwürdigkeiten bis dahin aufsparen.

Weg nach Bahlingen

geht auf der Landstraße fort. Wenn man etwa eine halbe Stunde weit gegangen, überrascht rechts der bis zu den Höhen des Schwarzwalds offne Blick, links die eigenthümliche Aussicht auf den Hohenzollern, der sich hier kahl und schmal wie eine Säule, und dessen Bergschloß sich wie ein Kopf auf langem Halse darstellt. Die Landstraße führt von Hechingen nach Weffingen (¾ St.), dem letzten Hechingischen Dorf, dann

*) Graf Friedrich v. Zollern, Burggraf von Nürnberg, ward im J. 1411 von Kaiser Sigmund mit der Markgrafschaft Brandenburg und der Churwürde belehnt.

nach Steinhofen (¼ St.); zwischen beiden Dörfern führt links die Straße nach Ebingen in die Berge hinein. Hinter Steinhofen gewährt der Zollern mit der Umgegend eine herrliche Ansicht. — Weiter nach Engstlatt (¼ St.), endlich nach Bahlingen (¼ St.), zusammen 3 Stunden. Je mehr man sich der letztern Stadt nähert, je schöner wird das Gebirg; der Dobel, die Lochen, der Schafberg und der Plettenberg stellen sich als abgesonderte Bergmassen, durch schroffe Einrisse von einander gespalten, im Hintergrunde der Stadt auf, die von hier aus gesehen dicht am Fuße des Gebirges zu liegen scheint. Die nächsten Umgebungen der Stadt sind freilich rauh, doch nicht ganz reizlos; noch ziemlich viel Obstbäume (Birn und Zwetschgen, wenig Aepfel) und fetter Wieswachs.

In alten Zeiten muß sogar etwas weniges Wein in dieser Gegend gebaut worden seyn. Denn im Jahr 1562, wo am 2ten Aug. ein fürchterliches Hagelwetter von Tübingen bis Stuttgart alles verwüstete, schrieb Herzog Christoph an die Wand eines Zimmers im Stuttgarter Schloß eigenhändig folgendes Memorabile: „Bahlingen hat mehr Zehendwein als Stuttgart in diesem Jahr gegeben."

Was die

Stadt Bahlingen

(Höhe 1773 W. F.)

selbst betrifft, so ist sie ein kleines, seit dem letzten Brande (1809) wohlgebautes Städtchen mit 3049 Einwohnern, Sitz eines Oberamts und einer Post. Sie besteht, einige kleine Seitenanhänge abgerechnet, aus einer einzigen langen Straße. Wirthshaus: die alte (ehemalige) Post, gut; mit Fahrgelegenheit für die weitre Reise. — Die neuere Pfarrkirche ward im J. 1440 erbaut, und hat einen ansehnlichen Thurm von Quadern. Unter der Emporkirche sieht man das Epitaphium des Grafen Friedrich von Zollern, der hier begraben liegt. — Das kleine Albflüßchen Eiach, das bei dem Bergort Pfäffingen entspringt, und aus dem Lautlinger Thal hervorkommt, fließt an der Stadt vorbei.

Geschichtliches über Bahlingen.

Von dem Ursprung der Stadt erzählen lügenhafte Geschichtschreiber ein Mährchen, das jedoch auf einer alten Volks-

sage zu beruhen scheint. Es habe nämlich hier ums Jahr 1049 ein Müller an dem Wasser Epach gewohnt. Die Mühle habe einem Edelmann auf dem benachbarten Hirschberge gehört. Als dieser den Müller durch ungebührliche Forderungen ungeduldig gemacht, sey er von ihm überfallen und seine Burg geschleift worden. Von ihren Steinen habe der Müller eine Stadt erbaut, und das Werk sey ihm so bald gelungen, daß die Stadt davon den Namen (Baldg'lingen, Bahlingen) erhalten. Nun habe sich der Müller mit samt seiner Stadt unter die Schutzherrschaft der Grafen von Zollern begeben. — Sattler leitet den Namen von dem altdeutschen Bal (schalkhaft, böse) ab, und setzt ihn mit der benachbarten Schalksburg in Verbindung.

Soviel melden die Chroniken, daß Bahlingen ursprünglich ein Zollernsches Dorf, im J. 1265 am Pfingstfeste Stadtgerechtigkeit erhielt. Bald bildete sie den Mittelpunkt der dorfreichen Herrschaft Schalksburg, welche Graf Friedrich v. Zollern und seine Gemahlin Verena v. Kyburg im J. 1403 an Graf Eberhard den Dritten von Würtemberg verkaufte. Seitdem blieb die Stadt, mit wenigen Unterbrechungen, würtembergisch, und kam schnell empor, wie sie denn auch noch bedeutenden Getraidehandel und gute Messerschmid-Werkstätten hat.

Bei dem flüchtigen Versuch des vertriebenen Herzogs Ulrich, sein Land wieder zu erobern, öffnete ihm Bahlingen freudig die Thore (26. Febr. 1525). Aber noch in demselben Jahre brach der Bauernaufruhr auch in dieser Gegend aus. Die Dörfer unter und über der Lochen vereinigten sich mit den Rosenfelder Bauern; an der Spitze stand der Pfarrer von Tigisheim und der Frühmesser von Dürrwangen. Jener gieng Aufruhr predigend von Dorf zu Dorf, und wo er die Männer nicht zu Hause traf, da stieg er des Nachts zu den Weibern. — So belagerten sie die Stadt Bahlingen, unter dem Vorwand, sie dem Herzog Ulrich wieder zu erobern (Mai 1525). Doch bald wurde die Ruhe wieder hergestellt, und die Unruhstifter mit Weib und Kindern des Landes verwiesen.

Die Reformation, welcher die Stadt schon vorher geneigt war, wurde von Herzog Ulrich nach Wiedereroberung seines Herzogthums eingeführt; aus dem Nonnenkloster, der obern

Clauſe, nahm eine Clauſnerin nach der andern den Abſchied. Unter den erſten evangeliſchen Diakonen war Jakob Friſchlin, der Vater des Dichters Nikodemus Friſchlin, deſſen Geburtsort Bahlingen iſt.

Viel hatte die Stadt im 30jährigen Kriege zu leiden. Nach der Nördlinger Schlacht dotierte Ferdinand II. den Grafen Schlick mit Bahlingen, Tuttlingen, Roſenfeld und Ebingen, und dieſe Städte mußten dem Grafen huldigen (30. Okt. 1635). Im Jahr 1641 (19. Jan.) ward Bahlingen von der Hohentwieler Garniſon mit Liſt eingenommen, und gute Beute dort gemacht. Im Jahr 1643 wurde es von den Weimeranern geplündert, 1647 (23. Jan.) nach langer Belagerung von den Franzoſen beſetzt, und erſt nach dem weſtphäliſchen Frieden an Würtemberg zurückgegeben.

Bahlingen gehört zu den Städten, die, wie mehrere unſeres Landes, zu immer wiederkehrenden Feuergefahren vom Schickſal vorherbeſtimmt ſcheinen. Die Stadt iſt nicht weniger als fünfmal bald ganz, bald größtentheils abgebrannt.

Das erſtemal ſoll es im J. 1286 in einem Kriege zwiſchen den Grafen Hohenberg und Zollern geſchehen ſeyn, wo ſie erobert und in Aſche gelegt ward. Vor dieſem Brande ſoll die Stadt an einer andern Stelle, vor dem untern Thor am Mühlbach, geſtanden ſeyn. Das zweitemal geſchah es im J. 1546, wo die obre Clauſe und ein großer Theil der Stadt abbrannte. Der dritte Brand, im J. 1607, der durch die Nachläßigkeit einer Frau beim Butterausſieden entſtanden, legte die Stadt binnen fünf Stunden in Aſche. Die unvorſichtige Brandſtifterin ward als Hexe verbrannt. Zum vierten Male wurde die Stadt im Febr. 1724 von den Flammen verzehrt (eine uralte Bahlingerin erzählte noch vor wenig Jahren als Augenzeugin von dieſem Brande). Zum fünften, und wir wollen hoffen zum letzten Male, ward die Stadt im Sommer 1809 eingeäſchert.

Auch andres Unglück traf zu Zeiten die Stadt. Im Jahr 1601 ward ein ſolches Erdbeben verſpürt, daß ſich der große ſteinerne Kirchthurm geneiget. In den Jahren 1610 und 1611 raffte eine Seuche unzähliges Vieh und 600 Menſchen weg.

Für den Brand von 1724 wurden die Einwohner durch einen anderwärtigen Seegen erfreut, ſpricht Sattler, „indem ſie bald hernach wahrgenommen, daß an einem ihrer

Stadt nahgelegnen Ort — ein schwefeligter Gestank seye." Sattler meint damit die mineralische Heilquelle, die im J. 1736 von D. Aier. Camerarius untersucht ward. Sie entspringt ungefähr 400 Schritte vor dem obern Thor, aus Kalkschiefer, hat Aehnlichkeit mit dem Bollerwasser, und wird zum Bade und als vorzüglich gutes Waschwasser gebraucht.

Wenn unsre Reisenden in Bahlingen das etwas verspätete Mittagsmahl genossen, und sich mit einigen Erfrischungen für den Abend versehen, den sie auf der einsamen Bergeshöhe feiern wollen, so treten sie den

Weg nach der Lochen

an, die vom Süden her, in Form eines steilen viereckigten Hausdaches, hoch gegen Bahlingen hereinwinkt. Wer den hohen, senkrechten Thurmfels zum erstenmal hier sieht, begreift das uralte Sprichwort bei Crusius: „Ich wollte, daß du auf der Lochen wärest!" — Eine Viertelstunde geht der Wandrer auf der Tuttlinger Landstraße fort, und hat das Eyachthal, mit seinen bizarren Bergformen im Hintergrunde, vor sich; bald aber läßt er den Weg in dieses Thal links, die Tuttlinger Straße rechts, und geht auf dem mittlern Pfade fort zur „Ziegelhütte" und zum Wirthshaus, hier läßt er einen Weg links liegen; und geht auf dem Pfade rechts fort, bis er nach einem Büchsenschuß Weite an eine neue Wegscheide kommt, wo er links und ja nicht rechts geht (¾ St. von Bahlingen). Jetzt steigt er den Fuß des Gebirges durch Fruchtfeld hinan. Im weitern Hinaufgehn sieht man links, doch noch disseits der Eyach, ein kühn abgerissnes Bergeck, es ist die Spitze des „Dobels"*). Jenseits der Eyach aber schaut die herrliche Waldkuppel der Schalksburg wild herüber. In der Tiefe liegen die Dörfer Frommern, Stockhausen, Dürrwangen, Weilheim. Was der ganzen Gegend ein wildes Aussehen giebt, ist das Vorherrschen der Tannenwälder, die, der mittlern und untern Alb ganz fremde (nur in der

*) Dobel oder Tobel ist ein altdeutsches Wort, und bedeutet eigentlich ein Thal auf dem Berge, verwandt mit dem schwäb. Wort Duhle. Daher der Tobel auf dem Schwarzwald, und mehrere Berggegenden dieses Namens in der Schweiz.

Nähe des Staufen haben ſich ſeit neuern Zeiten einige angeſiedelt) — hier die Berge krönen, welche übrigens die entſchiedenen Albformen beibehalten und dadurch ſich von den Gebirgsgeſtalten des Schwarzwaldes noch immer charakteriſtiſch unterſchieden. In einen ſolchen herrlichen Tannenwald treten denn auch unſre Wandrer, nachdem ſie von einer Gruppe Kirſchbäumen Abſchied genommen, die an viel mildre Gegenden erinnern, und die der Wegweiſer in dieſem rauhen Clima, auf ſo bedeutender Bergeshöhe, mitten unter Schneeflocken am 29. März des Jahres 1822 in voller Blüthe ſtehen ſah. Der köſtliche Wald führt den Wandrer durch ſeine koloſſalen, immer friſchgrünen Tannenſäulen wohl ¾ Stunde ſteil aufwärts, entweder auf einer leidlichen Fahrſtraße, oder auf einem näheren Fußweg, der aber einen Führer erfordert. Wo der Wald ausgeht, ſieht man rechts einen tiefen Erdſpalt, links iſt der Hackenfels auch mit einem Loch. Vielleicht iſt dieß Loch der hohle Fels, wie ihn Rößler nennt, in dem man 40 Fuß fortgehn kann, dann aber zu unergründlicher Tiefe kommt. — Hier ſteht man nun (1¼ St. v. Bahlingen) zwiſchen den Hörnern des Gebirgs, zwiſchen welchen die Fahrſtraße einer Senkung der Bergebne folgend, nach Thieringen ins Bärenthal, und nach den Dörfern des Heubergs führt. Der Wandrer aber wendet ſich zu ſchwindligen Felsſteigen rechts, wo ein ſchmaler Halberücken in den

Lochenſtein

ausläuft. Ein kahler, ſenkrechter Felſen, der Lochenfels genannt, und mit dem Lochenſtein wie der Erker eines Hauſes verbunden, bleibt ziemlich oben links liegen. Der eigentliche Lochenſtein aber iſt ein über das angekettete Nebengebirg hervorragender iſolirter Berg, in Form eines abgekürzten Kegels, im Geſicht gegen Bahlingen kahl und grau. Er mißt oben im Durchmeſſer 300 Schritte, iſt waldbar und gewährt eine ungeheure und wahrhaftig entzückende

Ausſicht.

Die weite Fläche gegen Norden und Nordweſten öffnet ſich ganz ſo, wie es unſre Einleitung bei der erſten Claſſe der Albausſichten beſchreibt. Bei hellem Wetter kann der Stuttgarter hier ſein Degerloch, der Tübinger ſeine Wurmlinger Kapelle mit der Fernröhre entdecken. Der

Schönbuch und die Filder ziehen sich rechts hinab, das Gäu und der Schwarzwald bis nach Freudenstadt links hinauf. Gegen Osten verdeckt der Hohenzollern und das nächste Gebirge die übrige Alb ganz. Das im Süden emporsteigende Gebirge heißt der Heuberg. Die Volkssage macht ihn zum Blocksberge Schwabens. Die Hexen halten dort Carneval mit dem Bösen. „Das ist gewiß, erzählt Crusius, daß im J. 1589 im Herbst etliche dergleichen Weiber und der fürnehmste Rathsherr zu Schemberg (einem Städtchen zwischen Bahlingen und Tuttlingen) verbrannt worden, die alle bekannt haben, daß sie gewohnt gewesen, des Nachts auf diesem Berge zusammen zu kommen, mit den Teufeln zu tanzen, der Lust zu pflegen, Menschen und Vieh es anzuthun. Daher kommt es auch, daß die gemeinen Leute die Gespenste und Luftgesichte, die auf diesem Berge häufig gesehen werden, für Zauberei von den Hexen und Teufeln halten." Jene Gesichte mögen wohl ihren Grund in natürlichen Dispositionen des Berges haben. Wenigstens scheint er verborgene Löcher und Höhlen zu haben, die vielleicht Ausdünstungen veranlassen. Wenn man auf dem Berge reitet, so dröhnt es, als ob er hohl wäre. In der Nähe sind die Trümmer von 2 Burgställen: Honburg und Straßberg. Uebrigens kann dieser Heuberg als der äußerste Saum jener großen Fortsetzung der Alb angesehen werden, die hier auf einmal ein Eck bildet, und statt sich gegen Südwest fortzusetzen, nach Südosten Tuttlingen zu läuft. Dieser oberste Theil des Albgebirges führt nicht mehr den Namen Alb, sondern heißt auch der Heuberg, erstreckt sich vier Stunden in die Länge und sechs in die Breite, und macht einen großen Theil der ehemaligen Grafschaft Hochberg aus. Je weiter er sich hinzieht, je waldloser, steinigter, kahler wird er, mit trostlosen Dörfern spärlich besetzt. Sie nährten sich bisher von ihrem Industriehandel in die Schweiz; seit dieser darnieder liegt, sind sie brodlos und rangen im J. 1817 mit dem Hungertode.

Neben jenem ersten Heuberg sieht man von der Lochen aus südwestlich den Schafberg und dahinter den Plettenberg.

Kehrt sich das Auge auf der Lochen gegen Südost, so schweift es über eine Senkung, in der der Cotta'sche Hof

Oberhauſen liegt, auf der Gebirgsfläche gegen dem Dorfe Thieringen hin, das ſich durch das hohe Lebensalter ſeiner Einwohner auszeichnet. Dort entſpringt auch das durch ſeine gewaltſamen Dämmungen und Austritte (beſonders im Jahr 1787) furchtbare Flüßchen Schlichem, das ſich 6 Stunden von ſeinem Urſprung bei Epfendorf in den Neckar ergießt.

Mancher Wandrer ſieht nach dieſer Richtung hin nichts als den Dobel, und die übrigen waldigen Fortſetzungen des Lochengebirgs. Wohl dem, welchem es einmal glückt, eine ſolche Beleuchtung zu erhaſchen, die unter beſondern Diſpoſitionen der Luft, meiſt vor oder nach einem Regen bei wolkenloſem öſtlichem und ſüdlichem Horizont ihm die herrliche Kette der Tyroler- und Schweizeralpen entſchleiert! Doch dieſes Glück iſt ſo ſelten, daß es manche Bewohner der Umgegend ſelbſt noch nie genoſſen haben, und viele ſogar die Möglichkeit läugnen; daher der Reiſende ſich weder hier, noch auf den andern Punkten der Alb, wo die Ausſicht auf jene Berge unbeſtritten iſt, je beſtimmte Rechnung darauf machen darf.

Dagegen hat er einen herrlichen Anblick bei nur halbwegs günſtiger Witterung um ſo gewiſſer, wenn er ſich gegen Weſten wendet. Dort erhebt ſich, die untergehende Sonne zu empfangen, eine ſchwarzblaue ferne Bergeskette, links von dem Kniebis und den letzten Enden des tieferen Schwarzwaldes. Die Formen dieſer fernen Berge verſetzen jeden, der auf den Ausſichtspunkten des tiefern Unterlandes und der Pfalz zu Hauſe iſt, dorthin; denn er findet die alten Bekannten hier wieder, mit welchen er dort vertraut geworden. Es ſind die ernſten, wellenförmig aneinander gereihten Vogeſen, und zwar, der Richtung nach, die obre Kette derſelben, etwa in der Länge von Baſel bis Straßburg, die, noch immer in einer Entfernung von 40 Stunden, hoch über die übrige Gegend emporſteigen.

Wer ſo glücklich iſt, die Vogeſen und die Tyrolergebirge zu entdecken, kann alſo mit einem Augenwink zwei Punkte berühren, die bei hundert Stunden von einander entfernt ſind. Und dazwiſchen wie viele kleinere Berg- und Hügelketten, wie reiche Felder, wie dichte Waldungen, welche Saat von Städten und Dörfern! Jeder ſpricht ſein Gefühl auf ſeine Weiſe aus: wir wollen nicht länger beſchreiben, ſon-

dern ſchließen mit dem charakteriſtiſchen Zug eines Tübinger Renommiſten, der vor einem Paar Jahrzehenden, den Hieber an der Seite, auf dieſem Felſengipfel angekommen, ſeinem Kameraden um den Hals fiel und in die Worte ausbrach: „Bruder, hau mich nieder, ich bin dieſer Ausſicht nicht werth!“

Der Rückweg wird am beſten wieder nach Bahlingen genommen, da ſich kein andres Nachtlager anbietet. Dann nimmt die ganze Tour etwa 4—5 Stunden weg. Nur wer ſich nicht ſcheut in einer Dorfſchenke zu übernachten, mag, wenn er wieder am Fuße des Tannenwalds angekommen iſt (¼ St.), ſich nach dem Dörfchen Weilheim, das rechts zu ſeinen Füßen liegt, wenden (¼ St.), und von da nach Dürrwangen (¼ St.) gehen, wo er im Löwen zwar kein ſtädtiſches Bett, aber doch Wein und Fleiſch antrifft, und einen hübſchen Vorſprung hat, da er ſich ſchon eine Stunde von Bahlingen, im Eingang des Lautlinger Thales, befindet.

Wer zu Wagen iſt, hat denſelben entweder mit ſich durch den Wald hinauf mitgenommen, und da ſtehen laſſen, wo die Heuberger Straße und der Lochenſteiner Pfad ſich ſcheiden, was jedoch eine harte Zumuthung für die Thiere iſt; oder er iſt den Berg ganz zu Fuß hinaufgegangen und findet ſeinen Wagen wieder unten bei der Ziegelhütte im einſamen „Wirthshaus.“

Außer dieſer Tour auf den Lochen, ſind noch ſehr belohnende Abſtecher von Bahlingen aus auf den Plettenberg und den Schafberg zu machen, ſo daß der Wandrer zwiſchen dieſen dreien ſich eine wählen, oder nach Befinden zwei oder alle drei miteinander verbinden kann.

Von Bahlingen auf den Plettenberg.

(Höhe 3520 Würt. Fuß.)

Hier geht der Wandrer von Bahlingen aus auf der Schweizerſtraße fort über Endingen (¼ St.) nach Dotternhauſen (1 St.). Dem Neckar und Schwarzwald am nächſten tritt hier der weſtlichſte Theil der Alb mit den drei Bergen Lochen, Schafberg und Plettenberg in kühnen Umriſſen in das Land hinein. Der Wandrer hat ſie zur Linken. In ſcharfer Kante ſenkt ſich das weſtliche Ende des Plettenbergs bei Dotternhauſen bis zur Straße hinab. Von Dotternhauſen ſteigt man eine halbe Stunde durch dunkeln Tan-

nenwald bis auf die Höhe, das Rule genannt. Dort übersieht man das zwischen dem Schafberg und Plattenberg gelegene Waldhofthal mit dem Waldhof und dem Waldweiher. Nach einer kleinen Viertelstunde erreichen wir die Höhe des Plattenbergs mit seiner eine Stunde im Umkreis haltenden Weidfläche. Die Aussicht ist noch freier und weiter als auf dem Lochenstein, und was die Schneeberge betrifft, unbestrittener, als auf der Lochen. Die Reihe derselben hebt hier für das Auge mit den Vorarlberger Gebirgen an, und begreift den Sentis und die andern Appenzeller Gipfel in sich. Dann schweift der Blick bis an den Feldberg bei Freiburg; weiter gegen Westen werden auch hier durch eine Vertiefung des Schwarzwalds die Vogesen sichtbar. Das Panorama endlich über das tiefere Land mit nahe an 200 Städten, Höfen, Dörfern und Burgen ist gegen Süden und Südwesten noch offener, als vom Lochenstein. — Auf dem Berge weidet eine Elektoralheerde des Hrn. v. Cotta.

Eine Sennhütte, in einer Vertiefung des Plateau's versteckt, gewährt dem dürstenden Wandrer Milch. Zieger und andre Leckerei der hier oben weidenden Sennheerde wartet des Reisenden im Waldhof, wo die eigentliche Käserei ist, die den trefflichen „kalten Plattenberger Käse" liefert.

Auf dem vordern Theil des Plattenbergs gegen Dotternhausen erkennen wir die Trümmer einer schon im 13ten Jahrhundert zerstörten Veste; hinten gegen Hausen am Than lauft der Berg in eine über dem Thal schwebende Felsenecke aus, der Edelmannswinkel genannt, und von dem übrigen Berg durch Wall und Graben getrennt. Auch hier stand eine Burg. Noch sieht man die Stufen, die, in den steilen Felsensteig gehauen, von diesem Herrenhaus in die Kirche nach Hausen hinunter führten.

An dieser Seite verlassen unsre Wandrer die Höhe des Berges, und steigen nieder zu einer Felsenquelle, wo noch vor 50 Jahren ein greiser Einsiedler wohnte, dessen Obstpflanzungen ihn und seine Hütte überlebt haben. Von dort, am Abhange des Berges hin, wandern unsre Reisenden zur Sauerbronnquelle von Riedhalden (¼ St.) und wieder zurück durch einen schönen Buchenforst an den stillen Waldhofweiher, in dem sich die Felsen des Schafbergs spiegeln. Ein paar hundert Schritte aufwärts in diesem abgeschiednen

Thale gelangt man an den Waldhof (s. oben). Von hier aus steigt man nun weiter abwärts, zwischen dem Plettenberg und Schafberg hinunter, nach Hausen, von seinem engen Waldthale am Thann genannt (¼ St.). Die armen Bewohner des Dorfes wandern zum Theil als Handwerker, zum Theil auch nur als Schnitter. Neuerdings senden St. Galler Händler den Mädchen Muster zum Tullsticken. —

Jetzt führt der Weg durch ein stilles, grünes, von einem Bach bewässertes Wiesenthal nach dem Sennerwaldhof, der im stillen Grunde zwischen den dunkeln Wäldern des Gaisbühls und des Thanns dem Wandrer heimlich entgegen winkt. Ganz nahe stürzt der Bach schäumend in ein tiefes Becken. Die Umgebung wird wild, und nur der Edelmannswinkel mit seinen Spitztannen hängt über dem eingeengten Horizont wie in den Wolken.

Von hier aus sucht nun entweder der Wandrer über Oberhausen (¼ St.) mit einem Führer den Lochenstein; oder er kehrt auf dem alten Wege nach Dotternhausen zurück (1 St.); oder endlich er geht über Kernhausen (¼ St.), Rathhausen (¼ St.), nach Schemberg (¼ St.), wo er auf die Schweizerstraße kommt, und von da über Dotternhausen (1 St.) nach Bahlingen (1¼ St.) zurück kehrt.

Von Bahlingen auf den Schafberg.

Höhe 3538 Würt. F., also 160 F. höher als die Lochen.

Diese Tour wird über Endingen (¼ St.) und Roßwangen (¼ St.) gemacht. Das letztere Dorf liegt recht unterländisch in einem Obstwald, und ist darum wohlhabend. Von ihm aus führt der Fußweg steil auf die Gaiskanzel; an einem Brunnen vorüber, der aus den Wurzeln einer schönen Buche hervorquillt; noch wenig aufwärts, so steht man in dem Lochengrund (dem Bergsattel zwischen dem Schafberg und der Lochen). Hohe Felswandungen rechts und links, von welchen die höchste scharf und kantig wie ein Thurm in den Himmel aufsteigt: es ist der Lochenstein. In diesem Sattel, an den Wenzelstein gelehnt, liegt das freundliche Gehöfte des Lochenhofs (Wenzlau) 1 St. von Roßwangen; den Hof, obwohl 2702 Par. F. über dem Meere, zieren dennoch alte Obstbäume und ein neu angelegter Hopfengarten. An den Felsenkegeln Wenzel und Lochen weiden Kühe und Schafe

in schwindelnder Höhe. Vom Lochenhof besteigt der Wandrer den

Wenzelstein

(¼ St.), und trifft hier noch Spuren einer alten von den Schweden zerstörten Veste: den Burgbronnen, und unterirdische Gewölbe. Vor 60 Jahren wurden die Trümmer zu einem Hausbau im Thale verwandt. Der Sitz ist rund von Bergen umgeben, und nur durch den Lochengrund, wie durch ein großes Fenster, erblickt man Bahlingen und die umliegenden Dörfer, den Zollern und das flachere Land, und eben zu den Füßen, winzig klein, den Lochenhof; im Rücken, Schloß Oberhausen mit seinen Wiesen und Gärten.

Schafberg.

Der Wenzelstein hängt mit dem Schafberg durch eine natürliche Brücke zusammen; hieher wenden sich jetzt die Wandrer und steigen immer höher, bis zu dem vordern Scheitel des Berges (¼ St.), den ein Kranz schmalen Buchenwaldes schmückt, der bis auf den jähen Absturz kühn heraustritt. Dort oben hat sich vor Jahrhunderten der Fels des Berges aufgethan, und klaft in einem tiefen Spalt auseinander. Bäume und Pflanzen steigen aus der Tiefe auf, und wer durch ein enges Felsenloch in den Gang hinunter steigt, findet zum Wunder die reichste Vegetation von Musen, Lichanen und Farrenkraut. Der Ort führt von dem, was er ist, den Namen des gespaltenen Felsen (Felsenspelt).

Der Schafberg ist der zweithöchste des Landes. Die Aussicht im wesentlichen dieselbe, wie auf den zwei vorbeschriebnen Bergen, ist besonders überraschend auf der gegen Roßwangen auslaufenden vordern Kanzel des Berges, die, nach unten schief einlaufend, im eigentlichsten Sinne des Wortes in der Luft schwebt. Die Fläche des Berges, um zwei Drittheile kleiner als die des Plettenberges, wird, wie dieser, zur Walde benützt, und ist erst seit kurzem ausgehauen.

Der Rückweg wird über Oberhausen (1 St.) angetreten; hier steht ein unbewohntes Schloß, der Schloßgarten aber wird noch unterhalten. Von Oberhausen nimmt den Wandrer die Straße von Thieringen nach Bahlingen auf, und er kommt an der Lochen vorbei (die sich also auch mit dieser Tour ver-

binden läßt), die schon beschriebne Lochensteig herab nach Bahlingen (2 St.).

Der ganze Complex dieser Berge, Thäler und Weiden samt den Ortschaften Dotternhausen, Roßwangen, Oberhausen, Lochenhof, Hausen am Thann, und den Waldhöfen bildet die Herrschaft Plettenberg, die vormals auf Kreistagen Sitz und Stimme hatte, und deren Besitz jetzt auf den Herrn v. Cotta übergegangen ist. Der jetzige Besitzer hat die drückendsten Rechte der Leibeigenschaft in den Orten Roßwangen und Dotternhausen aufgehoben; derselbe hat ein Capital von 1000 Gulden gestiftet, dessen Zins am 24sten Aug. für die treuesten Dienstboten und besten Schulkinder der grundherrlichen Ortschaften in einem fröhlichen Fest auf dem Plettenberg vertheilt werden.

Route des ersten Tages.

Von Tübingen nach	Duslingen . . .	1¼ St.
	Osterdingen . . .	¼ —
	Hechingen	2¼ —
	Wessingen	¾ —
	Steinhofen . . .	¾ —
	Engstlatt	¾ —
	Bahlingen	¾ —
zum Fuß der Lochen . . .		¾ —
zur Heuberger Wegscheide		¾ —
auf den Gipfel der Lochen		¾ —
zurück nach Bahlingen . . .		1¼ —
	Zusammen	10¼ St.

Abstecher von Bahlingen.

1) nach	Endingen	¾ St.
	Dotternhausen . .	2 —
auf den	Plettenberg . . .	1¾ —
nach	Riedhalden . . .	¾ —
	Hausen am Thann .	¾ —
	Dotternhausen . .	2 —
	Bahlingen	1¼ —
	Zusammen	7 St.

2) nach Endingen	¼ St.
Roßwangen . . .	¼ —
auf den Wenzelstein . . .	1¼ —
Schafberg	¼ —
nach Oberhausen . . .	1 —
Bahlingen	1 —
Zusammen	5¼ St.

Zweiter Tag.

Durchs Lautlinger Thal über Ebingen zum Fuß des Hohenzollern.

Wer auf geradem Wege von Bahlingen auf den Hohenzollern zurück geht, ist freilich in 3 Stunden oben, und sein Ziel muß für den heutigen Tag das seyn, was wir am dritten Abend erreichen, nämlich die Salmandinger Capelle.

Wir schlagen aber den Reisenden vor, um des wildschönen Eyachthales willen den Weg über Ebingen und zurück über das Gebirge zu nehmen, womit sie eine volle Tagereise zubringen.

Weg durchs Lautlinger- oder Eyachthal nach Ebingen.

Eine breite Landstraße führt durch dieses ausgezeichnete Thal. Ehe man in die Mündung der Gebirge eintritt (das ganze Thal zieht sich anfangs südöstlich, am Ende fast ganz östlich), kommt man durch Frommern (¼ St.) nach Dürrwangen (¼ St.). Auf diesem Wege hat man östlich von der Stadt Bahlingen den Hirschberg (mit einer schönen Aussicht auf den Schwarzwald, das Gäu und einzelne Spitzen der Mittelalb, z. B. Achalm), südwestlich von Dürrwangen den Hornberg oder das Horn, und links, tiefer im Thal gegen Lautlingen hin, die unvergleichliche Waldkuppel des Schalksbergs. — Mein Wirth in Dürrwangen er-

zählte mir ziemlich verworren eine Sage von den drei Bergen Hohenzollern, Schalksburg und Hirschberg, die er noch dazu lächerlich genug in die neuesten Zeiten, in seine Jugend, vorwärts datierte und den „Karl Herzog" zum Haupthelden machte. Offenbar aber ist es eine ältere Sage, die ich aus seinen verwirrten Reden endlich herauswickelte und getreulich wiedergeben will.

Sage von drei Brüdern.

Vor langen Zeiten standen auf dem Schalksberg und dem Hirschberg schöne Burgen, wie auf dem Zollern. Die drei Berge und die Burgen gehörten drei Brüdern. Das Schloß auf dem Hirschberg war das schönste, und der Bruder, der dort hauste, war der reichste; dem gehörte auch Bahlingen. Der fiel in eine tödtliche Krankheit, und weil seinen Brüdern das schöne Erbe mehr am Herzen lag, als der kranke Bruder, so konnten sie nicht warten, bis er verschieden war. Ja als es hieß, er sey gestorben, verbargen sie ihr Vergnügen nicht, sondern thaten Freudenschüsse von ihren Burgen herab. Die hörte der Todtkranke, vernahm ihre Ursache, und fiel vor Aerger in einen Schweiß, der ihn vom Tod errettete. Als er aber genesen war, da beschloß er, den ungetreuen Brüdern das schöne Erbe nicht zu gönnen, sondern er verkaufte seinen Berg samt Haus und Hof und der Stadt Bahlingen, auf den Fall seines Todes, an Würtemberg um einen elenden Hirschgulden (?). So lebte er noch lange Zeit fröhlich und getrost auf seinem Berge, die Brüder aber ritten ihm zu Hofe und thaten ihm freundlich; denn er war der älteste, und hatte kein Weib und keine Kinder; so hofften sie ihn dennoch zu beerben. Als er denn endlich gestorben war, und sie auf die Burg kamen, mit Worten wehklagten und im Herzen fröhlich waren, da kamen des Grafen von Würtemberg Abgesandte, brachten den Hirschgulden zum Kaufschilling, und zeigten die Urkunde vor, mit des Ritters Siegel und Unterschrift. So erfuhren sie den Kauf, fluchten und tobten, aber vergebens. Der Berg gehörte Würtemberg, und sie mußten abziehen. Am andern Tage kam der von Zollern zu dem auf die Schalksburg und sprach: ich hab schlecht geschlafen, Bruder! ich auch, sagte der andre, es ist mir in den Magen gefahren. Laß uns den Hirschgulden vertrinken,

ſprach der Zoller. So wirds uns beſſer werden, wenn das Erbe draußen iſt. So giengen ſie nach Bahlingen und zechten im Wirthshaus. Als nun die Zeit kam, da ſie zahlen ſollten, und den Hirſchgulden hinwarfen, da ſchüttelte der Wirth den Kopf und ſprach: ſie ſind abgeſchäzt; heut früh hats ein Bote von Stuttgart gebracht, in des Grafen Namen, meinen neuen Herrn. So zogen ſie ab, und ſprachen nichts miteinander; und hatten anſtatt des Erbes einen Gulden Schulden.

Fortſetzung des Weges.

Zwiſchen Frommern und Dürrwangen iſt das Wolfsloch, eine länglichte Grube, ungefähr 15 Klaftern in die Länge, und 10 in die Tiefe; ſie beſteht aus lauter Kiesboden, fängt das auf dem obern flachen Ackerfeld ſich ſammelnde Waſſer auf, läßt es durchfließen und überſchwemmt die unten gelegenen Ackerfelder mit Kies. —

Was beim Eintritt in das Eyachthal den Wandrer ſehr angenehm überraſcht, iſt der ſchöne und dabei feine Menſchenſchlag, beſonders weiblichen Geſchlechts, und die allerliebſte Tracht, die der berühmten Steinlacher nichts nachgiebt. In den Hauptheilen iſt ſie der Stadt Bahlingen und dem ganzen Oberamt eigen: nur wird ſie in der Stadt allmählig ſeltner, und hat ſich im Gebirg am lauterſten erhalten, wiewohl jedes Dorf wieder ſeine eigne Variation hat. Sie kleidet ſehr nett, und iſt vortheilhaft für einen guten Wuchs; der Kopfputz in der Amtsſtadt iſt an Sonntagen eine hohe Haube von ſchwarzem Krepp mit Flor, der bis zu den Augen reicht, an Werktagen eine niedre, ſeidne, bebänderte Schlafhaube. Auf dem Lande tragen ſie ſogenannte Stirnen, die vermöglichern ſchwarzſammtene, mit einem Schnepp in die Stirn, hinten ausgeſchnitten, um die Zöpfe durchzuſtecken, und mit Haften geſchloſſen. Die Weiber haben auch Schleier und darauf ſchwarze runde Hütchen ohne Stilp. Das Mieder iſt ſehr eng auf den Leib angepaßt, und halb darüber geht ein weißer Goller von Saß oder Muſſelin. Das Wams iſt ſchwarz und nicht länger als das Mieder, mit kurzen Aermeln, vorne gänzlich geſchloſſen, und nur auf dem Lande offen. Außer der Kirche tragen ſie es nicht, ſondern gehen Sommers und Winters in Hemdärmeln. Beſonders gut nimmt ſich der kurze,

mit schwarzen Sammtborden verbrämte Rock aus schwarz und blauem Wifling aus, dessen Falten alle nach Einer Seite gekehrt sind; darüber die blanke Schürze, die meist weiß, zuweilen blau oder schwarz und immer gefaltet ist. Ueber ihn zieht sich der vielgeschmückte, schwarzsammtne Gürtel hin, hinten mit Bändern geknüpft. Die Strümpfe sind weiß, selten noch roth. Die Schuhe spitz, geschnäbelt, mit spitzem Absatz, auf dem Land eine heruntergeschlagne Lasche. Die Bräute in der Stadt tragen zum Kopfputz handhohe Nester, d. i. Rasterkränze mit gold- oder silberdurchwirkten bunten Bändern, die die Haarzöpfe ganz, das Haar beinah bedecken. — Auf dem Land heißt es eine Schappel, und ist eine Sammtborte, die Laubwerk, Rosmarin u. dergl. trägt.

Bei Dürrwangen beginnt die eigenthümliche Schönheit des Thales. Links hat man hier dicht vor sich die vielbesprochene Schalksburg. Weiter hinten der höchste Berg der Umgegend, der Böllath (Bellet, Böllert), wo bei dem Dorfe Pfeffingen die Eyach entspringt. Rechts reihen sich in leckere Formen, als sonst die Albgebirge, der Lochenstein, der Hackenfels, der Dobel aneinander; der auffallendste aber ist ein breiter, vereinzelter Felsrücken von ungeheurer Höhe, der Gräblesberg. Wie überhaupt das ganze Thal, wenn Vergleichungen erlaubt sind, nur in verkleinertem Maasstabe an die sächsische Schweiz erinnert, so hat besonders dieser Gräblesberg, durch seinen hohen, auf beiden Seiten abschüssigen Felsaufsatz, die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Lilienstein; eine kühne Form, die sonst auf der ganzen Alb nicht wiederkehrt. Gegen Südosten ist der ganze Berg mit ungeheuren Felsmassen versetzt, auf der westlichern Seite streckt der oberste Absatz dem Thal ein Höhlenthor entgegen, das aus weiter Ferne mit bloßen Augen entdeckt wird, und in die freie Luft herausgeht. Der Weg auf den Gräblesberg geht über Laufen, und beträgt von Dürrwangen immerhin 1½ Stunden. Wenn man zu jenem Absatz, zu dem man noch bequem emporkommen kann, gelangt ist, so ist das Thor der Höhle in dem massiven Felsen immer noch über 80 Fuß vom Boden entfernt, so daß man nur mittelst langer Leitern dasselbe erreichen kann. Etwa 40 Schritte nach dem gewölbten Eingang erweitert sich die Höhle zu einem geräumigen viereckigten Platze.

Eine bequemere und noch belohnendere Seitentour von Dürrwangen aus ist der

Weg auf di Schalksburg.

(Höhe 3. Würt. F.)

Hier geht der Wandrer links ab, nach Stockhausen *) (¼ St.), dann durchs Wannenthal, an dem Hofe gleichen Namens vorbei, aufwärts im dichten Tannenwald, bis man auf der Höhe anlangt (¾ St.). Unter die größten Naturmerkwürdigkeiten gehört der Eingang auf die verfallene Burg, der sich in einem Bogen von 800—900 Schritten vom Burgfelder Feld her dem Schalksberg zu, so schmal herzieht, daß auf dem dünnen Rücken nicht einmal ein Wagen fahren kann. Zu beiden Seiten des schmalen Rückens ist eine ungeheure Tiefe von mehrern 100 Klaftern, so daß die höchsten in dem unterhalb liegenden Wald befindlichen Tannen dem Auge wie der Anwuchs eines jungen Haues erscheinen, und selbst die untre Basis dieses schmalen Rückens zu seiner Höhe nicht verhältnißmäßig scheint. Nicht leicht wird ein so hoher und zugleich so schmaler Bergrücken angetroffen werden.

Von der alten Burg selbst sind nur noch wenige Trümmer vorhanden, einiges alte Gemäuer und zwei Thürme, jeder etwa 2 Klafter hoch, der eine rund, der andre viereckigt; der übrige Schloßraum sind jetzt Wiesen und Aecker, die auf Felsen ruhen. Von dem edeln Geschlechte der Schalksburg weiß man nichts. Nur zwei Edle v. Schalksburg, beide Walther mit Namen, kommen bei Crusius vor, der eine im J. 1317, der andre 1368. Das Schloß soll nach Crusius vom Blitz getroffen und abgebrannt seyn. Schon zu seiner Zeit sah man nicht mehr als Ueberreste. Doch sollen vor 40 Jahren noch 4—5 Thürme gestanden haben. In dem Berge zeigen sich noch Spuren von unterirdischen Gewölben. Auch hier hat eine Volkssage ihren Sitz, die mir vom Wirthe zu Lautlingen mündlich mitgetheilt worden.

---

*) Gestattet es die Zeit, so ist von hier aus ein Abstecher nach Zillhausen (¾ St.) hinter der Schalksburg zu empfehlen, zu dem schönen Wasserfall des Zillhäuserbachs, der 86 Fuß hoch über Kalk- und Schieferfelsen in das sogenannte Wunderloch fällt. Dann zurück nach Stockhausen.

Sage von der Schalksburg.

„Einst giengen junge Leute auf die Schalksburg lustwandeln, die sahen da zwei schöne Jungfrauen, die sich auf den Trümmern der Burg ergiengen. Weil sie nun meinten, daß es lebendige Menschen wären, so scheuten sie sich nicht, mit Fragen an sie zu gehen und zu erkunden, wer sie denn wären, und wie so schöne Fräulein in die wilde Einöde kämen. Da antworteten jene: wir sind nicht mehr am Leben, wie ihr glaubet; wir sind gebannte Geister und geschworene Jungfrauen; zur Strafe für unsre Sünden müssen wir die Schätze hüten, die in den Gewölben der Burg verborgen liegen, bis einer kommt und uns erlöst. Wollt ihr uns erlösen, so thut also: drunten am Fuße der Burg, mitten im Tannenwald, findet ihr einen Ahornbaum, er ist der einzige im Walde, den hauet um und schneidet ihn zu Brettern und machet eine Kinderwiege daraus. Dann nehmet ein unschuldiges Kindlein und leget es drein. So werden wir erlöst werden. Als sie dieses gesprochen, verschwanden sie in dem Gestrüpp. Die jungen Leute aber kam ein Schauer an, und sie giengen hinab in ihr Dorf. Doch suchten sie und fanden den Ahorn; thaten in Allem, wie ihnen die Jungfrauen gesagt. Und als es geschehen war des Abends, da sah man aus der hohen Schalksburg eine Helle sich erheben, wie vom Schein eines Feuers, und alsbald flogen die erlösten Jungfrauen herrlich von Gestalt und mit feurigen Leibern gen Himmel."

Diese Sage hat noch neuerdings Leute vom Dorfe Lautlingen verführt, Schätze in den Gewölben zu suchen. Mehrere Männer ließen sich an Seilen in die unterirdischen Löcher hinab. Einer davon verirrte, und schrie, daß man ihn herauf lassen sollte; die droben aber zogen am falschen Seil, und so ward er nur immer tiefer hinunter gelassen. Endlich gerettet, sagte er aus, daß er eine große Kiste drunten habe stehen sehen, und dabei einen feurigen Hund, als Wächter der Schätze.

Die schönste Aussicht auf der Schalksburg ist auf der Seite gegen Dürrwangen auf der Brandhalden, gegen den Schwarzwald. Gegen Südwesten soll das Auge bis an den Saum der Tuttlinger Berge schweifen, was der Lage nach fast unmöglich ist. — Auf der östlichen Seite der Burg entspringt am obersten Felsen der Schalksbach, der bei anhaltendem Regen und Schneeabhang von vielen Bergquellen verstärkt wird, „die alle sehr zornig laufen."

Der Rückweg von der Schalksburg

wird am besten wieder über Stockhausen genommen (¾ St.), wenn man nicht so glücklich ist, Fußpfade nach Laufen oder gar nach Lautlingen zu treffen.

In der Nähe von Dürrwangen ist noch der Hackenbrunnen zu bemerken, der am Fuß des oben erwähnten Hackenfelsen armsdick heraus und bergabstürzt; er versiegt nie des Sommers und gefriert nie des Winters, am Felsen kann man sein Brausen im Eingeweide des Berges belauschen. Den Namen führt Fels und Brunnen von einem in dem Felsen befestigten hölzernen Hacken, vermittelst dessen die Leute über einen hohen Felsen auf- und absteigen, wenn sie den nächsten Weg nach Thieringen gehen.

Fortsetzung des Weges nach Ebingen.

Von Dürrwangen an der lieblichen Eyach und ihren Mühlen hin nach Laufen, einem kleinen Filialdörfchen mit besonders feinen Physionomien, dann nach Lautlingen (mit einem Staufenbergischen Schlößchen). Hier war die berühmte Käserei des Gr. v. Staufenberg, die den schönen rothen Ochsenbergerkäse (von der benachbarten Meierey so geheißen) lieferte. Schon Crusius erzählt: „da wohnt ein Edelmann, bei dem sehr gute Käse gemacht werden.“ Seit kurzer Zeit hat die Käserei aufgehört. In Lautlingen kann sich der Wandrer mit gutem Bier erquicken. Hier verläßt die Straße den Bach der Eyach, der links aus dem Gebirge hervorkommt, eine leichte Erhöhung über Ackerfeld hin führt aus dem Eyacher- in das Ebingerthal (1¼ St.). Auf der Höhe hinter Lautlingen, wo man noch einmal die jetzt im Rücken liegenden mächtigen Berge der Eyach überschauen mag, thut man, eben wo die Eyach, die man bisher östlich aufwärts verfolgt, aus Norden hervorkommt, einen schönen Blick in diese Krümmung, in der das Kloster Margarethenhausen, sehr schmuck für diese Einsamkeit, liegt. Hier, wie in Lautlingen, Frommern und Ebingen hatte schon im Jahr 793 St. Gallen von der mit den Karolingern verschwägerten mächtigen Familie der Grafen Berthold Schenkungen. Nach ihr hieß diese ganze Gegend bis Tuttlingen damals Bertholdsbara, Bertholds Baar.

Nach der verwirrten Erzählung eines Führers hätte zwischen Margarethenhausen, Laufen und Burgfelden noch ein Schloß, „das alte Schloß" gestanden, ¾ Stunden von der Schalksburg; noch sey davon ein abgehobener Thurm von herrlichen Quadersteinen, wie abgesägt, zu schauen. Auf dem alten Schloß und dem Gräbiesberg seyen zwei feindselige Brüder gesessen, die einander nichts Gutes gönnten, sich verderbt, und einer den andern mit Pfeilen erschossen haben (eine Sage, die unzähligemahl wiederkehrt, wo zwei Burgen einander gegenüber stehen). — So sorgfältig indessen der Bauer das alte Schloß von der Schalksburg zu unterscheiden schien, so ist es doch wohl identisch mit derselben; denn im ganzen Thal wollte niemand sonst etwas davon wissen. Die kleinen Ruinen des Schlößchens Staufenberg-Lautlingen am Fuße des Thierbergs können es der Lage nach nicht seyn. — Auf diesem Thierberg hausen übrigens Gespenster. Jetzt sind sie aber alle erlöst, setzte mein munterer Wirth in Lautlingen hinzu: „Pfarrer Demeter hat alle erlöst — durch ein Büchle über Hexen- und Gespenstergeschichten.

Ebingen.

(Höhe 1561 W. F.)

So unansehnlich das Städtchen aussieht, ist es doch einer der gewerbsamsten Orte mit starken Wollenstrumpfweberei, Zeug- und Hutfabriken, und ausgedehntem Viehhandel. Auch ist die Einwohnerzahl 4000, mithin um ein Viertel stärker, als die von Bahlingen. Es liegt an dem Flüßchen Schmicha, das bei Onstmettingen entspringend, hier von der Alb herabkommt, und nach Süden zu fließend, ein tiefes und waldiges Albthal bildet, das sich allmählig verflachter fortsetzt, bis sich die Schmicha, etwa 5 Stunden von Ebingen, unweit von Sigmaringen, in die Donau ergießt.

Das beste Wirthshaus ist die Post, wo den Wandrer guter Wein und erkleckliche Mittagsmahlzeit erwartet.

Geschichtliches bietet Ebingen nicht viel. Daß es uralt ist, haben wir oben gesehen. Schon im J. 817 kommt es als villa vor. So hießen zu den Zeiten der Carolinger die Domänen, in welchen die Könige öfters hausten. In der spätern Zeit war die Stadt ein Eigenthum der Grafen von Hohenberg; im Jahr 1367 kam es durch Kauf an Würtemberg.

doch so, daß Graf Sigmund von Hohenberg, an den die Stadt später wieder verpfändet worden war, nachdem die Pfandschaft gelöst, bis zu seinem Absterben 1486 da wohnen durfte, worauf aus seinem Haus ein Spital gemacht wurde.

Nach Herzog Ulrich's Vertreibung ward es von Graf Eitelfriz v. Zollern im Jahr 1519 vergebens belagert, und war eine der letzten Städte, die sich dem schwäbischen Bund ergaben. Die Stadt hatte sich frühzeitig einen schönen Reichthum erworben, denn, als durch die Nachlässigkeit eines alten Weibes im Jahr 1577 das Rathhaus mit der ganzen Straße bis zum Markte abbrannte, bedauerte man nicht nur den Verlust von Briefschaften und Privilegien, sondern auch einen großen Schaden an Hausrath und Silbergeschirr, viele 1000 Gulden an Werth.

Der Reichthum muß um diese Zeit die Bürger ein wenig zuversichtlich gemacht haben. Daher folgende Geschichte, die ins J. 1584 fällt, als Ludwig, Christophs Sohn, Herzog in Würtemberg war.

Hans Koch von Ebingen.

Hans Koch, der feste Bürger sitzt
Zu Stuttgart in der Landschaft.
Ein guter Sinn und Seckel schützt
Die Ehre seiner Standschaft.
Er weiß, er hat ein eignes Haus,
Drum macht er sich so viel nicht draus,
Weg von der Brust zu sprechen.

Ein milder Herr der Ludwig ist,
Liebt seine Unterthanen,
Doch auch den Wein, zu jeder Frist,
Und zecht, wie seine Ahnen.
Und weil er will des Volkes Heil,
So nehmen auch die Stände Theil
An manchem guten Mahle.

Einst sitzen sie bei ihm zu Tisch,
Hans Koch an seiner Seite;
Es ruft der Fürst: „getrunken frisch!
Kraft braucht's zu neuem Streite!"
Da wehret sich ein jeder Stand,

Prälaten und das ganze Land
Zur Eintracht ſtimmt der Becher.

Herrn Hans verſchwimmet Stand und Rang
Im weiten Meer des Weines:
„O Herre! ſpricht er gar nicht bang,
Verſprechet mir ein Kleines!
Wie mir's bei euch gefallen hat. —
Führt euch der Weg durch meine Stadt, —
Laßts euch bei mir gefallen!“

O weh, das kecke Wort verſtört,
Und ſchlägt die Becher nieder,
Und ein Gehorſamsfieber fährt
Den Herrn durch alle Glieder.
Da tröſtet ſie des Herzogs Blick,
Er winkt mit gnädigem Genick:
„Wie ſollt' ichs Euch verſagen?“

Und friedlich, nach dem frohen Schmaus
(Der Himmel gab den Segen)
War bald der heiße Landtag aus,
Gieng jeder ſeiner Wegen;
Nach Ebingen der alte Hans,
Er mäſtet Schwein', er ſtoppt die Gans,
Er eichet alle Fäſſer.

Nach kaum zwei Monden führt die Fahrt
Auf Hohentwiel den Fürſten;
Bei Ebingen im Tannenhart
Fängt es ihn an zu dürſten;
Da klopft er an des Hanſen Thür:
Lieb- und Getreuer, komm herfür,
Jetzt ſollſt du Wort mir halten.

Und wie ſich thun die Thüren auf,
Iſt ſchon der Tiſch gedeckt.
Dem Fürſten und dem Dienerhauf
Das Feſtmahl weidlich ſchmeckt.
Der Herzog lehrt's den ganzen Hof,
Der Ritter trank, der Knappe ſof,
Der Jagdhund kaut' am Knochen.

„Ei Koch, ei Koch! ihr ſeyd ein Koch!
Ihr backet gute Krapfen!
Und wächst ein feines Weinlein doch
An eurem Tannenzapfen.
Heil eurem Haus und ewig Ehr!
Nur Eines fehlt: was iſt er hier,
Der Platz zu meiner Rechten?“

„Das Beſte kommt, o Herr, zuletzt!“
Spricht Haus mit tiefem Neigen.
„Mit beſſrem Wein den Tiſch beſetzt!
Ihr Geiger, ſpielt den Reigen!
Da thut ſich auf ein Seitenthor,
Ein roſig Mägdlein tritt hervor,
Den Brautſchmuck in den Haaren.“

„Ei ſchaut, ruft Herr Ludwig, ſchaut!“ —
Er ruft's mit Wohlgefallen.
„So lang bargſt du die ſchönſte Braut,
Die Tochter in den Hallen?“
Da nimmt Herr Haus das ſüße Kind,
Das goldgeſchmückte, fähret geſchwind
Dem Herzog es zur Seite:

„Ein Wittwer ſeyd ihr, Gott's erbarm! —
Mein Haus iſt ohne Schulden!
Schmuck iſt mein Mägdlein, iſt nicht arm,
Sie bringt euch tauſend Gulden!
Herr! euer iſt die ſchöne Braut,
Für dieſes Mahl euch angetraut
Zu euren rechten Handen!“

Der Herzog ſieht ſich an die Maid:
Ja, ſie iſt ohne Tadel!
Ihr reiner Leib im ſeidnen Kleid,
Er iſt von Gottes Adel.
Drum ſchämet auch der Fürſt ſich nicht,
Sich mit dem ſchönen Kind verſpricht
Auf dieſes Mahles Freuden.

Er ſteckt ihr an ein Fingerlein
Von lauteren Demanten,

Er ſetzt ſie an die Seite ſein
Beim Schall der Muſikanten.
Und mit des reichen Mahls Beſchluß
Darf ſie dem Bräutigam den Kuß
In Ehren nicht verwehren.

Drauf ſattelt man dem Herrn das Roß,
Er dankt von ganzer Seele,
Er läßt den Vater auf ſein Schloß
Auf Gaumen und auf Kehle;
Nur auf dem Landtag, bittet er,
Da ſoll fortan der werthe Schwäher
Den Schwiegerſohn bedenken.

Von den ſpätern Schickſalen der Stadt Ebingen iſt nur noch zu bemerken, daß ſie, wie Bahlingen, Tuttlingen und Roſenfeld im J. 1635 dem Grafen Heinrich Schlick geſchenkt ward, der ſie nach dem weſtphäliſchen Frieden in ſchlechtem Stande wieder abtrat, weil ſie am 21. Nov. 1642 von den weimariſchen Völkern rein ausgeplündert worden. —

Von den Umgebungen Ebingens iſt der Sigmaringiſche Oberamtsflecken Straßberg im Schmichathal (1¼ St.) der bemerkenswertheſte wegen des herrlichen Felsſchloſſes, das noch ganz erhalten auf ungeheuren thurmeshohen Steinmaſſen ruht, und jetzt einen ſchlichten Bauer zum Bewohner hat.

Wenn unſre Reiſenden nach dem Mittagsmahle aufbrechen, ſo haben ſie nun wiederum zwei

Wege von Ebingen zum Fuße des Zollern

offen.

1) Wenn die oben bezeichnete Beſchaffenheit der Witterung eine Ausſicht in die weite Ferne hoffen ließe, ſo wäre es rathſam, den Umweg über den Bergort Bitz und dann durchs Killerthal nach Hechingen nicht zu ſcheuen.

Bitz (1¼ St. von Ebingen), ein ſehr hoher Albpunkt (Höhe 3135 W. F.), das einzige Dörfchen des ehemaligen Oberamts Ebingen, das die Stadt im J. 1386 um — 210 Pf. Heller von Schweikart v. Lichtenſtein kaufte, gewährt nämlich in dieſem Fall eine unvergleichliche Ausſicht auf die Schneegebirge der Schweiz und von Tyrol. Von dort ſteigt der Wandrer dann nach Burladingen etwas abwärts (1 St.),

dann wieder über das wilde Gebirg nach Hanfen (1¼ St.), wo er ins Killerthal eintritt, und über Storzel (¼ St.), Killen (¼ St.), Jungingen (¼ St.), Schlatt (¼ St.) nach Hechingen (1 St.) gelangt, wo er die Nacht bequem zubringt, um vor Sonnenaufgang am andern Morgen den Zollern zu erreichen.

2) Da aber jener Weg außer Biß eben keine besondre Reize darbietet, so möchte, wenn nicht, wie gesagt, die Witterung sehr viel versprechend ist, der zweite geradere Weg, um einer Naturmerkwürdigkeit willen, die man sicherer hat, vorzuziehen seyn.

Dieser führt der Hechinger Chaussee nach zuerst an der Schmicha hinauf, über Trochtelfingen (¼ St.), Thailfingen (¼ St.) nach Onstmettingen (¼ St.). Von dem letztern Orte aus führt ein Fußweg links am Zellerhorn vorbei nach Mariazell (¼ St.) über das Gebirg. Mariazell aber liegt dicht am südlichen Fuße des Zollern. So würde es den Reisenden noch möglich, die Sonne auf dem Zollern untergehen zu sehen, und über diesen Berg nach Hechingen ins Nachtquartier zu gehen (2¼ St.).

Verfolgen sie aber von Onstmettingen aus die Fahrstraße, so führt sie der Weg nach Tannheim (1 St.), dann durch das tiefe Tannheimerthal über Bissingen (¼ St.) und Wessingen, vor welchem Dorfe sie aus dem Gebirgsthale hervor wieder auf die Bahlinger Straße kommen (¼ St.), nach Hechingen (¼ St.). In diesem Falle sparen sie den Zollern für den Sonnenaufgang, was vielleicht überhaupt rathsamer ist, zumal da Onstmettingen in jedem Falle so viel Zeit wegnimmt, daß der Sonnenuntergang schwerlich bequemerweise noch auf dem Zollern genossen werden könnte, selbst wenn der weit nähere Fußweg von diesem Dorf aus eingeschlagen wird.

Denn der Wandrer lasse sich nicht durch den unscheinbaren Namen Linkenbolds löchlein, den er bei Onstmettingen hört, bestimmen, vorüberzugehen, da dieses Löchlein eine der bedeutenderen Höhlen des Landes und allerdings sehenswerth ist.

Auch findet der Wandrer hier an dem Backofenfelsen bei Onstmettingen einen der höhern Punkte der Alb. Höhe 3501 Würtemb. Fuß über dem mittelländischen Meer.

Route des zweiten Tages.

Von Bahlingen nach Frommern . .	¾ St.
Dürrwangen . . .	¾ —
auf die Schalksburg, zum Zillhäuserbach und zurück nach Dürrwangen . .	2¾ —
nach Lauffen . . .	¾ —
nach Lautlingen . .	¾ —
nach Ebingen . . .	1¼ —
nach Bitz	1¾ —
nach Burladingen .	1 —
nach Hausen	1¼ —
nach Storzel	¾ —
nach Killen	¾ —
nach Jungingen . .	¾ —
nach Schlatt	¾ —
nach Hechingen . . .	1 —
	12¾ St.

oder aber:

von Bahlingen nach Ebingen . . .	6¾ St.
nach Trochtelfingen	¾ —
nach Thailfingen . .	¾ —
nach Onstmettingen .	¾ —
nach Mariazell . . .	1¼ —
	9 St.

oder von Onstmettingen über Tannheim 1 St., Bissingen ¾, Wessingen ¾ Hechingen ¾. Dann im Ganzen 10¾ St.

Dritter Tag.

Auf Zollern über Belsen den Farrenberg und die Salmandinger Capelle nach Mössingen.

Schloß Hohenzollern.

(Höhe 2972 W. F.)

Ehe man zum eigentlichen Schlosse kommt, fährt der Weg durch ein kleines, enges Außenwerk, den einzigen Zugang zu der auf einem senkrechten Kalkfelsen erbauten Burg, welches absatzweise durch neun stark mit Eisen beschlagene Thore verwahrt war, und das Schloß zur sichern Feste machte. Das Schloß selbst bildet ein länglichtes Viereck von Gebäuden, an dem nur die südöstliche Seite, von welcher der Wandrer hereintritt, offen steht. Rechts hat er hier das Zeughaus mit Geschütz und einer sehenswerthen Sammlung alter Rüstungen, wovon sich einige schön von Stahl gearbeitete der Hohenzollerschen Grafen besonders auszeichnen. Aber das Ganze ist in einem finstern, häßlichen, frühgealterten Saale aufbewahrt, und macht keinen guten Eindruck. Neben dem Zeughause sind zwei Mühlen übereinander, von seltnem Mechanismus, wovon die untere durch Pferde, die obere durch Menschen getrieben wurde. Links, und dem Zeughause gegenüber, steht die Burgkapelle, klein und unansehnlich; aber das einzige aus der ältesten Zeit übergebliebne Gebäude des Schlosses, deren Erbauung ins 11te Jahrhundert zu setzen ist. — Den übrigen Theil des Schlosses nehmen Zimmer und Säle ein, die nicht alt und nicht neu den traurigen Eindruck zerfallender Baulichkeiten machen, und das Bild einer Zerrüttung geben, die nicht hohes Alter, sondern Mangel an Erhaltung herbeigeführt hat. So ist an der nordwestlichen Fronte das Gebäude, wo es sich der offnen Aussicht nach der Fläche zukehrt und von ferne so majestätisch aussieht, so sehr im Zerfallen begriffen, daß man mit einiger Gefahr hindurchwandelt; aber die Risse und gespaltnen Wände und entblösten Giebel zeigen keine ergraute Quadern, sondern weißen Kitt und rothe Ziegelsteine.

Im Innern des Hofes stehen ein paar alte, aber schon verwelkende Bäume, dem Bilde des Ganzen entsprechend. Dann ein Schöpfbrunnen und eine in die Erde gemauerte, tiefe, kupferne Cisterne, die mit dem Brunnen in Verbindung stand, mit der Inschrift: „Maria Sidonia, Markgräfin von Baden." Diese Fürstin soll sie in ihrem Wittwenstande haben verfertigen lassen.

Die gesammten Schloßgebäude sind mit einer auch schon zerfallenden Mauer umgeben, die übrigens noch genug Spuren des Festungsmäßigen zeigt; so wie auch die Oberfläche des Berges mit tiefen Kasematten, die mühselig in die Felsen gehauen und gewölbt, auch noch zugänglich sind, unterminirt ist. Die Aufsicht führt ein Invalide, der einzige Bewohner des Schlosses.

Geschichtliches über Hohenzollern.

Der erste Ursprung des Hauses verliert sich ins Fabelhafte. Schon im 9ten Jahrhundert soll Reginhardus oder Reynhard, ein Graf von Zollern, gelebt haben, der aus geistlichem Drange sich in eine wilde Einöde der Schweiz „im finsteren Wald genannt" begeben und dort ein Einsiedlerleben geführt haben soll, dienstfertig und hülfreich den benachbarten Uferbewohnern des Zürcher See's. Dieser ward in seiner Zelle, die er sich hier erbaut, von zwei Landpfarrern ermordet (865) und später zu seinem Andenken an der Stelle seiner verfallnen Einsiedlerszelle das Kloster Einsiedeln gebaut. Aber andre Nachrichten machen den h. Reynhard zu einem Grafen von Saulgau. — Crusius mit andern fabelt, ums J. 1040 habe Ferfried, ein italischer Graf aus der berühmten römischen Familie Colonna, der immer zu den Kaisern hielt, von seinem Widerpart gedrückt, Italien verlassen, und sey von Kaiser Heinrich III. mit diesem Berge und einigen Reichszöllen belehnt worden. Dieser habe die Burg erbaut und ihr den Namen von jenem Zoll gegeben. — Noch andre sagen, ein gewisser Houching sey der Gründer von Hechingen und der Stifter des Geschlechts. Gewiß ist, daß das Geschlecht schon im 14ten Jahrhundert in voller Blüthe stand. Aber die unglücklichen Fehden des 15ten Jahrhunderts brachten es herunter und erklären auch den traurigen Zustand der Burg einigermaßen. Schon im J. 1415 gerieth der tapfre

Graf Friedrich von Zollern, der Oetinger genannt, in Streitigkeiten mit Würtemberg, und um einen mächtigen Helfer zu bekommen, verkaufte (oder verpfändete) er seine Burg mit samt Hechingen an Bernhard von Baden. Bisher war er in würtemb. Diensten und einer der Räthe Graf Eberhard IV. gewesen. Nun kündigte er nach dessen Tode (1419) der Administratorin Wittwe, der Gräfin Henriette von Würtemberg mit groben Schimpfworten den Dienst auf. Als man ihm mit ihrer Feindschaft drohte, ließ er das Wort fallen: „kann oder wird mich ein giftiges Weibsbild verschlingen?" Der Gräfin wurde das Wort hinterbracht und sie schrieb an ihn: „Ja, nicht nur dich, sondern auch deine Burg Hohenzollern, samt allem, was deines Rechtes ist, will ich verschlingen, auf daß du mit Schaden inne werdest, wie du nicht ein feiges Weibsbild, sondern deine Fürstin verachtet und gereizt hast." — Als bald darauf der Graf in eine Fehde mit den verbündeten Reichsstädten gerieth, die vor seinen Räubereien nicht sicher waren, und seine Burg zwei Jahre lang vergeblich von ihnen belagert ward, ergriff die Gräfin Henriette den Augenblick der Rache, sandte den Belagerern unerwartet 1000 ihrer Kriegsknechte, und nöthigte den Grafen, dem zuletzt nur noch 34 Mann übrig geblieben waren, zur Uebergabe. Den Gefangenen steckte sie in einen tiefen Thurm zu Mömpelgard, wo er lange schmachtete. Die Ulmer aber zerstörten das Schloß und zerbrachen selbst die Steine. Erst nachdem Graf Ludwig von Würtemberg die Regierung angetreten, wurde der Oetinger frei gelassen und starb auf einem Zuge nach dem gelobten Lande (1429). Sein Bruder Eitelfriz verglich sich mit Würtemberg und erhielt gegen Abtretung einiger Dörfer und das Versprechen, für sich und seine Nachkommen auf ewige Zeit Würtembergs Diener zu seyn, die zerstörte Burg wieder. Als Jost Niklas, der Sohn des Oetingers, volljährig geworden, ließ er Holz in den benachbarten Albwäldern zimmern, um die Burg seiner Väter wieder zu erbauen, aber die Reichsstädter überfielen die Baumaterialien und nahmen alles weg. Erst durch Einschreiten seiner hohen fürstlichen Verwandten ward endlich der Wiederaufbau im J. 1454 begonnen, und diese halfen auch die Grundsteinlegung feiern. Wie die Burg damals — aus einem von des Vaters Gefangenschaft und Kreuzzug und des Sohnes fehlgeschlagnen Bau-

verſuchen erſchöpften Schatze kümmerlich aufgeführt ward, und am Ende dieſes Jahrhunderts vom Grafen Friedrich, Biſchof von Augsburg, mit einigen Gebäuden erweitert; ſo ſteht ſie noch, und der äußere Firniß, von dem ſie vielleicht übergläzt war, iſt abgeſprungen.

Im 30jährigen Krieg wurde die Feſtung für Oeſterreich von Wichtigkeit, und es erkaufte ſich gegen einen Jahresgehalt von 3000 fl. das Recht, eine Beſatzung hineinlegen zu dürfen, die aber von den oberſten Befehlen des Grafen von Zollern abhieng. Eine ſolche Beſatzung lag auch noch in den 1740er Jahren, im bairiſchen Kriege darin, und ſtreckte vor einem franzöſiſchen Belagerungskorps die Waffen. Dieſes Oeffnungsrecht ward erſt im Jahr 1798 von Oeſterreich aufgegeben, wodurch den Fürſten von Zollern jene ſchöne Rente entgieng. —

Aber wenn auch nicht für den Einblick, doch immer für den Anblick vom Thale bleibt das Schloß mit ſeinem ehrwürdigen Namen eine Zierde der Alb.

Ausſicht vom Hohenzollern.

Je unerfreulicher die nächſte Umgebung wirken mag, mit deſto größerer Sehnſucht kehrt ſich das Auge nach der ausgebreiteten Ausſicht, die ſich nach Weſten, Norden und Nordoſten faſt ins Unendliche verliert. Obgleich ſie nicht viel mehr als jenen allgemeinen Charakter darſtellt, den wir für die Berge dieſes Umkreiſes in der Einleitung gezeichnet, ſo wird doch der Niederblick von der Alb auf die weite und mannigfaltige Fläche den Wandrer gewiß überraſchen und frei und fröhlich ſtimmen. Bedeutende Eigenthümlichkeiten findet er freilich nicht; die nächſten Albberge, ſo günſtig ſich der Hohenzollern von ihnen ablöst und als einzelner Bergkegel vorwärts tritt, grouppieren ſich nicht ſonderlich pittoresk, obgleich ſie einen ſchönen Kranz von Wäldern, amphitheatraliſch um ihn gelagert, ihm entgegen bieten, und von den bedeutendern und nahmhaften Spitzen der Alb links gegen Nordoſt iſt keine ſichtbar. Aber es ſoll der Blick auch, wenn er die erſten Male von einem Gebirge herabblickt, nur mit dem Großen und Allgemeinen ſich beſchäftigen, das ihn hinreichend erfreuen wird; ſpäter erſt, wenn er auf ähnliche und immer wieder ähnliche Punkte kommt, wird ihn jenes Allgemeine, das ſo ziemlich wieder daſſelbe iſt, zu ermüden anfangen: wie wohlthätig iſt

es dann für das Auge, wenn es zunächst um sich her immer neues, immer schöneres Nebenwerk gewahrt, und das alte Gemälde in immer günstigere Rahmen gefaßt, sich so ihm erneut.

Der Aufenthalt auf dem Zollern wird nicht über 1½ Stunden wegnehmen, und in ¾ Stunde ist der Wandrer wieder unten im Brühel, wo er sich zur neuen Reise mit Erfrischungen stärken, und den Gedanken nachhängen mag, die der Berg, der alte Zeuge der Vorzeit, in ihm erweckt hat.

Der Graf von Zollern.

Romanze.

Der junge Hohenzoller Graf
Er dient dem Würtemberger brav,
Er dient ihm redlich früh und spat
In Jagd und Feld, im Feld und Rath.

Doch als verschied Herr Eberhard,
Die Wittw' im Lande Meister ward,
Da sattelt er sein Roß und spricht:
Fahrt wohl! dem Weibe dien' ich nicht!

Sein Knappe sprach: Herr das ist schlimm!
Verwahret euch vor Frauengrimm.
Er aber lachte trotziglich:
„Es wird kein Weib verschlingen mich!“

Er rief so laut es unterm Thor,
Da drang es in der Herrin Ohr;
Und als er auf dem Zollern saß,
Traf ihn ein Bot' am vollen Glas.

Der reicht ein kleines Briefchen hin
Ihm von der Würtembergerin;
Er zieht die Augen ein so tief:
Was gilts, es ist kein Liebesbrief!

„Verschlingen alleweg will ich
Dein Gut, dein Schloß, dein Leben, dich!
Kein feiges Weib, wie du geglaubt,
Es traf dein Hohn ein Fürstenhaupt!“

„„Es traf! — Nun gut, wenns nur sie traf:
Entgegnet spottend ihm der Graf:
Doch anders hab' ich jetzt zu thun;
Die Städte lassen mich nicht ruhn.

Von Reutlingen, von Ulm die Herrn
Den Ritter fiengen gar zu gern.
Es ist auf ihr beladnes Roß
Gefallen gar zu oft mein Troß.““

Und indem zog der helle Hauf
Der Städter aus dem Thal herauf;
Der Bote macht sich schnell hinaus,
Der junge Graf bestellt sein Haus.

Er zieht die Flügelbrück' empor,
Verriegelt wohl sein neunfach Thor,
Die Knechte führt er auf den Wall,
Ihr Schuß bringt unten viel zu Fall.

Und frohen Muthes bleibt der Held,
Es mangelt ihm nicht Speis' und Geld,
Er schmaust und zecht ein ganzes Jahr:
Zum Abzug bläst der Feinde Schaar.

Da naht es schwarz, wie neues Heer,
Zweitausend sind es, oder mehr.
Der Knappe spricht: „Gnad' uns, o Christ!
Die würtemberg'sche Fahn' es ist!“

Der kühne Graf kämpft noch ein Jahr,
Bis Scheune leer und Keller war.
Er beißt die Lippen sich vor Wuth:
„Verschlungen hat sie doch mein Gut!“

Die Thore schließt er traurig auf.
Es zieht herein der Feinde Hauf,
Die Ulmer brechen Stein um Stein,
Die Würtemberger lachen drein.

Nach Stuttgart führt man ihn zu Roß:
„Verschlungen habt Ihr, Frau, mein Schloß;
Ihr ließet mir kein Lösepfand.
Mein Leben steht in eurer Hand!“

Die ſtolze Gräfin winket ſtumm,
Und lächelt arg und kehrt ſich um.
Ins ferne Land, in einen Thurm
Schickt ſie den Feind zu Molch und Wurm.

Zehn Jahre wohnt der Graf im Graus,
Sein Haar wird grau, ſein Blick löſcht aus,
Da ſinkt er traurig in das Knie:
„Verſchlungen hat mein Leben ſie!“

Und ſeines Kerkers Pforte ſpringt
Und Botſchaft ihm der Knappe bringt:
„Im Grabe liegt das grimme Weib;
Frei ſeyd Ihr, Herr, an Seel' und Leib!“

Er tritt hervor ans Himmelslicht
Und hebt ſein bleiches Angeſicht,
Und reckt empor zum Schwur die Hand:
„Fort, fort in das gelobte Land!“

„Mich hat ſie mir gelaſſen, mich!“
Er ſchwingt wie ſonſt zu Roſſe ſich,
Er fliegt durch die beſonnte Flur,
Und denkt an Gottes Fehde nur!

Er ſpringt vom Roß, er ſteigt ins Schiff,
Er ſchwimmt vorbei am Felſenriff,
Er iſt der erſte auf dem Strand,
Er faſſet das gelobte Land. —

Da ſpürt ſein Odem erſt die Gruft,
Und ſeine Bruſt die Kerkerluft;
Die Kraft, im innerſten verſehrt,
Ihr letztes hat ſie aufgezehrt.

Dem Knappen ſinkt er in den Arm,
Der Morgenwind umhaucht ihn warm,
Sein ſterbend Haupt, es neiget ſich,
Er ſeufzt: „verſchlungen hat ſie mich!“

Zur Belſener Capelle.

Ein angenehmer Weg an einem Fichtenhain und Eichwalde vorüber, führt die ſogenannte Buzerwieſen hinab, wo bei einer Schwefelquelle ein im 30jährigen Krieg zerſtörtes Bad (das Buzerbad) ſtand, in etwa ½ Stunden von Hechingen nach dem Dorfe Belſen, das zur Mutterkirche Möſſingen gehörig, auf offnem Felde von Obſtbäumen umgeben, einen Büchſenſchuß vom Farrenberge liegt, und an ſeinem uralten Kirchlein eine große Merkwürdigkeit beſitzt.

Dieſe kleine Capelle des Ortes ſteht erhöht auf einer Wieſe zwiſchen lauter Bäumen, von einem grünen Haag ſauber eingezäunt, von großen weißen Quaderſteinen überaus einfach, ohne alle architektoniſche Verzierung, und ſo reinlich aufgebaut, als käme ſie heut erſt aus den Händen des Meiſters. Das ganze, kleine, in ſich abgerundete Bild, über dem ſich die ehrwürdigen Häupter der hohen Berge erheben, gewährt einen unendlich friedlichen Anblick.

Hieher.

Hieher, Blüthen, auf den Baum,
Kinderſpiel im hellen Raum,
Schäflein, um den Waſen
Ruhig abzugraſen!

Hieher, Glockenruf und Klang,
Hieher, der Gemeinde Sang,
Himmelsbote, treuer,
Hie dein Geiſt und Feuer*)!

Hieher, Abendſonnenlicht,
Hieher, Bergesangeſicht,
Junger Wälder Lächeln,
Kühler Winde Fächeln!

Hieher, müden Wandrers Stab,
Hieher, ſattes Herz, ins Grab,
Von der Welt geſchieden,
Hier, in Gottes Frieden!

*) Die Dörfer Möſſingen und Belſen beſitzen in ihrem Geiſtlichen Hrn. C. A. Daun einen der ausgezeichnetſten Canzelredner, einen Seelſorger, der durch Wort, Schrift und Leben in und außerhalb ſeiner Gemeinde aufs Seegensreichſte wirkt.

Alterthümer der Belsener Capelle.

Bei näherer Betrachtung dieser Capelle muß sich bald auch das alterthümliche Interesse regen. Schon der flüchtigste Anblick erklärt sie für ein vor-gothisches Alterthum: das runde Gewölbe der niedrigen Pforte, der Bau der Fenster, die gänzliche Schmucklosigkeit, selbst die Beschaffenheit der Bausteine setzen dieses außer Zweifel. Nur der kleine Chor hat spitzbogige Fensterwölbungen, und ist, samt dem Thürmchen, unstreitig jüngeren Ursprungs. Kommt man von Mössingen, so erblickt man zuerst die Ostseite, den Chor des Kirchleins. Mehrere Steine haben zwar ein alterthümliches Aussehen, aber nichts ist da, was auf ein höheres Alter schließen ließe, als das gewöhnliche der Kirchen. Anders sieht die Nordseite aus: auch hier stört zwar ein durchgebrochnes Kirchenfenster, und eine Treppe, die auf den Thurm führt, aber die Steine sind durchaus alt und massiv, auch, wie gewöhnlich bei ähnlichen Gebäuden, zum Theil unten mit runden Löchern. Erst die Abendseite giebt Aufschluß über den frühern Zustand und die Bedeutung des Kirchleins. Gerade über der Thüre, dem Haupt-Eingang, ist ein Kreuz zu sehen, über dem, conzentrisch mit dem untern laufenden Bogen ein Stein, auf dem eine kleine Figur, ein kurzer dicker Kerl, dessen Arme und Beine einen Halbkreis bilden, und unten zusammenlaufen, sich befindet. „Ein sich verkrattelnder Mann," sagt Zeller in seiner Beschreibung von Tübingen und der Umgegend. Er scheint etwas in den Händen zu halten, was durchaus nicht mehr deutlich zu erkennen ist. Genau über diesem Stein, ziemlich höher, zeichnen sich vier andre aus. Auf dem in der Mitte stehenden ist eine Figur, etwa doppelt so groß, als die auf dem untern Stein, mit dickem Kopf, an die Seiten gelegten Armen, die Beine an sich zwar gerade, aber doch so, daß die Zehenspitzen sich berühren. Der Stein zur Rechten zeigt einen großen Ochsenkopf: der zur Linken zwei Widderköpfe, der über dem mittlern zwei Köpfe, deren einer ein Widder-, der andre ein Ochsenkopf zu seyn scheint. Etwas höher ist wieder ein Kreuz, größer als das untere. Auf den ersten Blick fällt es auf, wie sehr bei der ganz und gar schiefen Lage desselben, die bis jetzt so genau beobachtete Symmetrie verletzt ist; es steht viel zu sehr zur Rechten, und nicht,

wie alle andern Steine, ganz perpendikular. Höher, und noch weiter rechts, ist eine kleine Oeffnung.

Zur Rechten wie zur Linken der Thüre finden wir zwei gewölbt hervorspringende kleine Säulen, nicht frei stehend, unmittelbar an die Wand sich anschließend, jede nur etwas mehr als handbreit. Die rechte hat unten ganz deutlich zwei Räder, die Umrisse mit Punkten bezeichnet, die bei der untern ziemlich tief gehen. Das Aussehen mahnt auf den ersten Anblick an Ammonshörner; wir glauben aber, sie für Zierrathe erklären zu dürfen: denn wenn wir den untern Theil der linken Säule betrachten, so finden wir ihn mit dreifachen Streifen geziert. Ganz die nämliche Erscheinung finden wir um das untere Kreuz, nur weniger tief, und hie und da die Umrisse weniger bestimmt. Dasselbe finden wir endlich, wenn wir die Verzierung der „engen Pforte," wie sie, mit Anspielung auf den Spruch, die Ueberschrift nennt, damit vergleichen. Wenn wir von der Mittagseite, die nichts Bedeutendes hat, uns zur Morgenseite wenden, so fällt uns zuerst die Einbeugung in die Augen, die den Anfang des Chors bezeichnet. Hier ist nun eine runde Oeffnung, so gelegen, daß durch sie der erste Strahl der Morgensonne hereinfällt. Der Theil des Gemäuers ist ganz unstreitig so alt als die Westseite.

Die Volkssage von Belsen erklärt diese Kirche, die seit undenklicher Zeit zum Gottesdienst der Gemeinde eingerichtet ist, für einen heidnischen Bels- oder Baalstempel, von dem sie auch den Namen Belsen ableitet, setzt den Farrenberg, wohl auch den Roßberg damit in Verbindung, indem sie erzählt, daß auf diesen Höhen das heilige Opfervieh geweidet wurde, und zeigt noch im Innern der Capelle den Stein, an welchen die Opfer gebunden worden.

Wir wollen die weitre Untersuchung über diese Alterthümer an einen eigenen Ort verweisen, und machen uns auf zur fernern Reise

nach dem Farrenberg und der Salmandinger Capelle.

(Höhe des erstern 2877 W. F. Höhe der letztern 3098 W. F.

Bis hinauf zum Plateau der erstgenannten Albhöhe führt ein geebneter lustig eingehegter Waldweg, auf den sich der

Reisende jedoch weisen lassen muß (1¼ St.). Die Aussicht auf den verschiedenen Kanten der waldigen Oberfläche des Berges, die eine starke Viertelstunde in die Länge beträgt, bietet nach vorne nichts Ausgezeichnetes dar. Zu beiden Seiten aber sind die Niederblicke rechts auf Mössingen, in das tiefe Thälchen des Dorfes Thalheim, und links in die Schlucht, die der Farrenberg und der gegenüber liegende Heuberg bildet, neu und anziehend. Besonders aber zeichnet sich der Blick nach Südosten, wo sonst das Auge auf der Alb aufliegt, dadurch aus, daß das Gebirge hier auch noch auf seiner Höhe gespalten ist, und Flächen mit Erhöhungen wechseln, aus deren Mitte sich ein neuer, grüner, zugespitzter Hügel erhebt, mit der Salmandinger Capelle gekrönt, an dessen Fuße das Fürstenberg-Sigmaringische katholische Dorf gleichen Namens, mit Strohdächern und schmucker Kirche, selbst schon auf der höchsten Albhöhe liegt. Es war der Sitz eines edeln Geschlechtes, das 1528 ausstarb. Nach jenem Hügel, von den Umwohnern auch Kornbühel genannt, wendet sich der Wanderer, seinem Auge folgend, und kann, ohne das Dorf berühren zu müssen, in einer Stunde auf dem Gipfel stehen. Dieser Standpunkt ist für einen Sonnenuntergang äußerst günstig. Ein großer Theil der Fläche, die man für diesen Tag satt betrachtet haben wird, verbirgt sich hinter mehreren Bergesbäumen, und besonders hinter den Massen des Farrenbergs, der dem Blicke gegenüber, aus der Tiefe, wie ein ungeheurer Sarg aus der Gruft der Unterwelt, fast schwebend hervor steigt, und dem Auge seine Schattenseite entgegen hält. Ueber ihn hinaus sieht man auf die hinter die Streifen des fernen Schwarzwaldes versinkende Sonne, und erst rechts öffnet sich für das glühendste Abendroth am Himmel, und für die Fläche von Tübingen bis an die Gränzen des Unterlandes ein weitgeschweifter Raum. Auch die nächsten Umgebungen, die Halde des Hügels, der Wiesenabhang, und unter diesem auf der Albfläche ein Ring von junger Sommersaat, im verklärenden Abendlichte, der die Phantasie in mildere Gegenden zaubert, sind ausnehmend freundlich und schön. Salmandingen, Melchingen, und gegen Südosten in einer mahlerischen Senkung der Fläche Trochtelfingen, heitere Dörfer, bevölkern die Alb. Gegen Süden liegt auf einer nahen Waldhöhe das Schlößchen Ringingen; weiter hin steigt der Hohenzollern nah

und vereinzelt auf. Eben so einzeln heben sich gen Osten hinter dem Risse des Thalheimerthales der Filzenberg und der Roßberg aus der Tiefe. — Die Capelle selbst ist ein armseliges der heil. Veronika gewidmetes Nestchen, das nur von einem einsiedlerischen Glöckner bewohnt ist, der das gefahrvolle Amt hat, so lange ein Gewitter über dem Gipfel des Gebirges steht, zu läuten.

Für das Nachtquartier bieten sich nun zwei Stätten und sonach zwei Wege von der Capelle aus dar. Dem, der noch weitern Naturgenuß sucht, ist zu rathen, daß er sich in Salmandingen einen Führer nimmt, der ihn „durch die Wangen" (andre Pfade, die der Führer vorschlägt, sind reizlos) nach Thalheim hinunter bringt (1 starke St.). Dieser Weg führt 1¼ St. über die Albhöhe fort, südöstlich und östlich, während welcher man im Rücken und auf der Seite immer noch Bruchstücke der schönsten Aussicht und das weite herrliche Abendroth neben sich hat; dann tritt man, links, zur Tiefe des Gebirges, abwärts, durch die dichten Schatten eines säulenartigen Ahorn- und Buchenwaldes, der sich in jüngere Waldung endigt, aus welcher man auf die freiern Heidehügel der Alb hinunter kommt, die mit einzelnen 200jährigen Buchen von herrlichem Wuchs geziert sind, und abermal einen Blick in die Fläche gestatten: zuletzt wieder durch Waldschluchten in die Tiefe von Thalheim, einem ziemlich obstreichen Thale, das von Bergen mit Matten und Wald, in welchen die Sargform mit der Wellenform kämpft, mahlerisch umschlossen, dem Wandrer den ersten Vorschmack von ächten Albthälern giebt. Das Wirthshaus zur Rose, vor dem Flecken, an der Mössingerstraße, giebt nothdürftiges Abendessen und Nachtquartier. In der Nähe von Thalheim, auf der halben Höhe des Farrenbergs, stehen die wenigen Trümmer des Schlosses Andeck, dem alten Sitze der Edeln Schenk von Andeck.

Das andere bequemere Nachtquartier bietet der Schwan zu Mössingen an, dem Mutterdorfe von Belsen, das am Fuße des Farrenbergs liegend, auf steilem, auch nur mit einem Führer zu findendem Wege in 1¼ Stunden erreicht wird, und wobei der größere Naturgenuß aufgegeben werden muß.

Mössingen ist eins der schönsten Dörfer des Steinlachthals, durch Branntweinbrennerei im Wohlstand, mit einem kräftigen, schönen Menschenschlag, und äußerst vortheilhafter Wei-

bertracht. Ganz kurze blaue, zu besonderem Staat auch grüne Zeugröcke mit bunten Bändern, weiche Mieder von hellrothem Crepp, dergleichen Brusttücher, die sich nach der Brust wölben (Vorstecker), lange bloße Hemdärmel, mit schmucken Bändern durchflochtne Zöpfe, weiße schmale Goller mit Spitzen; um den Leib einen Gürtel, Werktags von Messingdrath, Sonntags von Sammt mit Buckeln und Seide; weiße Schürzen von feiner Leinwand, Hemdärmel, Hauben, der Form des Kopfes wohl angepaßt, mit einem Flor, der die Augen beschattet; weiße Strümpfe, die bis ans Knie sichtbar sind. Weit ausgeschnittne Schuhe mit weißer Rose. Diese Kleidung erstreckt sich auf die neun wohlbevölkerten Dörfer des Steinlachthals, das von Wilmadingen bis Tübingen in ziemlicher Breite und in einer Länge von etwa fünf Stunden hinläuft; das Eigenthümliche dieser Menschen in Gestalt, Sitte, Sprache und Tracht läßt fast auf ausländischen Ursprung schließen, und die Volkssage erklärt denselben auch wirklich für eine schwedische Colonie, indem nach der Nördlinger Schlacht 2 schwedische Regimenter sich hier aufgelöst und häuslich niedergelassen haben sollen. Endlich mag noch ein Lied dem Leser erzählen, was mir von glaubhaftem Munde, aus der Zeit der letzten russischen Durchzüge (1814), berichtet worden ist.

Die Steinlacherin und der Russe.

Dort steht der fremde Feldhauptmann
Den Mägden zu Gefallen,
Er sieht sich keck die Weiber an,
Die aus der Kirche wallen.

Ein Mägdlein tritt zuletzt heraus,
Die schönst' im ganzen Flecken,
Sie schickt die blauen Augen aus,
Und ruft sie heim vor Schrecken.

Es säumt geheimnißvoll der Flor
Die langen Augenlieder,
Es drängt die keusche Brust hervor
Das weiche Scharlachmieder.

Auf blanken Spitzen lagern sich
Des Haares braune Flechten,

Die linke Hand liegt tugendlich
Am Gürtel auf der rechten.

Sie ſchreitet fürder mit dem Buch
Zu Hauſe fromm und munter,
Noch ferne glänzt das blaue Tuch
Den ſchlanken Leib herunter.

Der Kriegsmann geht, im Blicke Glut,
Wie tief durchglühte Kohlen,
Dem Wirth befiehlt ſein Uebermuth
Die junge Magd zu holen.

Die barſche Lippe rühret er
Zu rauſchem, kurzem Worte,
Da trägt der Wirth ein Herze ſchwer
Zu ſeines Nachbars Pforte.

Der graue Vater hörts mit Harm,
Hat ſeinen Gram verborgen:
Komm, ſpricht er, Kind, an meinem Arm;
Laß den im Himmel ſorgen!

So führt er ſie dem Hauſe zu,
Er wappnet ſich zum Streite:
„Nach meinem Kind, Herr, fragteſt du,
Hier ſteht es mir zur Seite.“

Die Jungfrau lehnt ſich an den Greis,
Mit zagendem Vertrauen,
Es war an ſeiner Locken Eis
Ihr Blüthenhaupt zu ſchauen.

Der Jüngling aber ſtellt ſich fern,
Er ſcheut, ſie zu verletzen,
Er winkt mit regem Augenſtern
Bis ſie ſich beide ſetzen.

Dann ſetzt er ſich zu unterſt an,
Wo er im Sonnenlichte
Sich recht ergehn und laben kann
Auf ihrem Angeſichte.

Er blickt in ihrer Wangen Blut,
In ihrer Augen Bläue,
Die Hand ihm auf der Stirne ruht
Er ſchaut, und ſchaut aufs Neue.

Da weicht aus ſeiner Bruſt die Pein,
Da wird ſein Auge milde,
Sein Sinn wird ſtill, ſein Herz wird rein
Vor Gottes Ebenbilde.

Es läßt ſein Mund aus rauhem Bart
Ein kindlich Lächeln ſchauen,
Verhränte Blicke weben zart
Sich unter dunkeln Brauen.

Dann ſteht er auf und reißt ſich los,
Langt nach des Vaters Händen,
Er warf ein Gold ihm in den Schooß,
Und thät ſich ſchweigend wenden.

Route des dritten Tages.

Auf den Zollern und herab	2	St.
nach Hechingen	¾	—
nach Beiſen	2	—
auf den Farrenberg	1¾	—
auf die Salmandinger Capelle . .	¼	—
nach Möſſingen	1¾	—
	8¾	St.

Vierter Tag.

Ueber den Roßberg, Lichtenstein, Nebelhöhle, Achalm nach Reutlingen.

Auf den Roßberg.

(Höhe 3038 Württemb. Fuß.)

Es ist, besonders bei den Tübingern, alt hergebrachte Sitte, von allen umliegenden Albgipfeln gerade den Roßberg zu Betrachtung des Sonnenaufgangs zu benützen, und wirklich eignet sich seine freistehende Spitze, die selbst gegen Südosten und Osten, dem Gebirge zu, eine ziemlich weite Aussicht gestattet, gegen Westen und Norden aber den Ueberblick einer unermeßlichen Fläche giebt, vortrefflich zu diesem Schauspiel.

Der Wandrer mache sich also von Mössingen oder Thalheim, nicht lange nach Mitternacht, etwa um 1½ Uhr auf, denn von beiden Seiten beträgt der Weg nahe an 2 Stunden, versäume jedoch nicht, einen Führer mitzunehmen, der mit Feuerzeug (denn Kälte und Wind auf der Höhe sind schneidend) und Frühstück versehen ist. Wer von Mössingen ausgeht, braucht den Führer erst in Oeschingen zu nehmen, einem Dorfe, das ½ Stunde von Mössingen in der Ebene, zwischen dem Fürstberg, einem niedrigern Vorberge der Alb, der auf dieser (Süd-) Seite lustig mit Gras und Obst bepflanzt ist (die Nordseite bedeckt Waldung) und dem Roßberge in schönen Obstgärten liegt. Von da beginnt Wald und Gebirg, und schwer zu entdeckende Fußpfade. — Von Thalheim aus zieht sich der Weg, am Abhang des Gebirgs, über die Viehweiden, während links, zwischen den ersten Waldbäumen, die weite Ebne immer mehr durchschimmert, dann tiefer ins Gebirg auf die Oeschinger Roßsteige, wo der Weg ohne Zweifel mit dem von Oeschingen aus heraufführenden zusammentrifft, und von hier auf den sogenannten großen oder untern Roßberg.

Der Roßberg hat nämlich drei Absätze, der unterste, von dem Fuß und dem tiefsten Thale an, bis an den Weg, der von Oeschingen nach Gönningen führt, ist schon hoch

genug, um eine weite Aussicht gegen Westen und Norden zu gewähren: der zweite Absatz ist der oben erwähnte große Roßberg, der von dem Steinlachthal aus gesehen, die ganze Höhe des Berges zu erreichen scheint, aber sich nur, wie ein tieferer Altan, um die höchste Kuppe des Roßbergs herumzieht. Uebrigens ist dieser Absatz, auf dem sich die dichtesten, herrlichsten Buchen- und Eichenwälder zu einer großen, ebenen Waldesfläche öffnen, von der Rosse und Rinder wegen des köstlichen Futters kaum wegzutreiben sind, — zu einem Ruhepunkt sehr gelegen. Nun hat man bis zum Gipfel noch eine halbe Stunde durch die dichte Waldung der letzten steilesten Bergspitze, des kleinen Roßberges, an dessen hackenförmiger Gestalt der Berg fast allenthalben aus der weitesten Ferne gesehen, kenntlich ist. So spitz dieser Gipfel von ferne erscheint, so hat er doch eine ziemliche Fläche, die ganz mit Wald bewachsen ist, und dadurch bisher eine, das umfassende, Aussicht, was sich dem Auge von allen Seiten darbietet, gänzlich verhinderte. Glücklicherweise ist seit den neuesten Landesvermessungen ein ansehnliches Gerüste mit Treppenwerk errichtet, das weit über alle Bäume ragt, und die große Normalaussicht aller Albgipfel (so verdient wirklich, in Beziehung auf die Fläche, der Ueberblick vom Roßberg herab genannt zu werden) dem Auge auf Einmal gewährt. Eigenthümliches hat indessen diese Aussicht nicht vieles; aber die Lage des Berges begünstigt eine bequeme Ausbreitung des Einzelnen vor den Blicken, die durch den Schwarzwald, das Gäu, den Schönbuch, die Filder, und bis ins Unterland, über manche Städte und unzählige Dörfer, ungehinderter als anderswo schweifen. Auch reicht die Aussicht gegen Südwesten weiter, als von allen folgenden Albhöhen (gegen Westen sollen noch immer die Vogesen sichtbar seyn). Gegen Nordost aber grouppiren sich die Achalm, der Sattelbogen, Neufen, Teck; und dazwischen aus blauer Ferne der Stauffen ziemlich mahlerisch. Gegen Süden endlich soll vor Sonnenaufgang, bei besonders heller Luft, eine Kette der Schneegebirge schon besonnt in die Nacht emporragen.

Auf dem Gipfel des Berges befand sich, wenn die Fabel wahr ist, vor einigen Decennien noch, ein schöner, fließender Bronnen. Sagen haben sich von dem Berge, so ominos sein Name lautet, keine erhalten. Man wollte denn den Bauern-

glauben dazu rechnen, daß die aufgehende Sonne, vom Roßberg aus gesehen, am Auferstehungsfeste des Herrn drei Freudensprünge thue. Nach der Genkinger Seite zu finden sich zerstreute Steinmassen, Spuren eines Erdwalls, der vom Hohenzollern herüberzieht, welcher römischen Ursprungs seyn und mit der Belsener Niederlassung zusammenhängen konnte. Der Name Schwedenschänzlein, den ihm die Bauern gewiß nicht im Traum gegeben, deutet jedoch auf seinen Ursprung aus dem 30jährigen Krieg. Uebrigens ist in dieser Gegend vor nicht so langer Zeit von einem Genkinger Bauern ein Pfeil gefunden worden. Das Dorf Gönningen liegt im Obstwalde dicht an der Wurzel des Berges, und ist durch den Handel seiner Bewohner bekannt.

Der

Gönninger Handel

besteht hauptsächlich in gedörrtem Obst, in Bäumen, Gesträuchen, Blumen, Blumenzwiebeln, Saamen und andern ähnlichen Artikeln. Er fieng zuerst vor etwa 100 Jahren mit gedörrtem Obst an, von diesem kam es zu Sämereien, und so immer weiter. Ein solider Saamenhändler kauft jährlich allein für 3—4000 fl. Saamen, den er in Portionen von 5—600 fl. an seine Mitbürger verkauft; er selbst behält eine solche Portion; und nun ziehen sie für den Detailhandel theils im Vaterland herum, theils in die Gegend von Nürnberg und Würzburg. Andre ziehen den Rhein hinab und über den Strom, andre nach Oestreich und Ungarn, bis in die Türkei hinab. Stockholm, Petersburg, Moskau, Astrakan, das kaspische Meer, ja sogar Siberien und der asiatische Norden werden von ihnen besucht. Diese Händler ziehen gemeiniglich, wenn es in weite Ferne geht, mit Roß und Wagen aus, und nehmen einige 100 fl. auf den Weg; denn unterwegs verkauft keiner, sondern er wartet, bis er an Ort und Stelle ist. Als Rückfracht bringen sie namentlich aus Rußland, Thee, Hausenblasen u. s. w. mit. Der Abzug geschieht nach der Erndte im September. Die ferner ziehenden kehren erst im Mai zurück, die Rheinländer und andere gehen über die Weihnachtfeier und über Ostern heim. Zu dem bisherigen Handel gesellt sich auch der mit Uhren und Uhrmaterialien, die sie aus den Thälern des Jura beziehen. Bedeutend ist auch der Handel mit Bäu-

men, so daß vor etwa 14 Jahren ein einziger Gönninger 12000 Stämme nach Frankreich zur Verzierung der Landstraßen geliefert. Jeder Händler hat seinen Saamenstrich, d. i. einen Handelsbezirk, in dem er ausschließlich akkreditirt ist. — Auch der Branntwein und das Sammeln der Erd- und Himbeeren ist ein bedeutender Erwerbszweig für die Gönninger. Der Pfarrer des Dorfs, Herr Wurster, ist durch seinen seltenen Nelkenflor berühmt. 1000 Töpfe, in welchen 500 der auserlesensten Sorten prangen, umgeben sein Haus, und er ist es besonders, der dem Gönninger Händler in diesem Artikel eine kostbare Quelle eröffnet hat. Dabei versteht sich derselbe auf die Uhrmacherkunst und die Bienenzucht, und steht seiner Gemeinde auf alle Art mit Rath und That bei.

Von Gönningen führt ein wohlgebahnter Fahrweg den Roßberg hinauf, der zu einem Besuche des verewigten Königes angelegt worden, und daher der Königsweg heißt. Wer zu Wagen ist, kann somit von Mössingen oder Thalheim aus über Oeschingen und Gönningen bis auf den Gipfel fahren. Von hier aber muß er den Wagen nach Gönningen zurück, und auf weitem Umweg über Pfullingen nach Oberhausen bestellen, was immerhin eine Strecke von 4 Stunden seyn mag.

Denn von nun an führt der Fußpfad von der Kuppe des Roßbergs südlich herab, und dann fort auf dem etwas gesenkten Plateau der Alb zur

Nebelhöhle.

Auch zu dieser Wandrung bedarf es noch immer des Führers, wozu daher in Thalheim oder Mössingen ein sichrer und aus des fernern Weges kundiger Mann gewählt werden muß, den jedoch die Wirthe immer zu schaffen wissen. Der Lohn von den genannten Orten bis zur Nebelhöhle möchte etwa 1 fl. seyn. Dafür muß er aber auch den Weg in das Dorf Oberhausen, oder voraus auf Schloß Lichtenstein machen, wo Schlüssel, Männer und Fackeln für das Nebelloch zu schaffen sind.

Vom Roßberge führt der Weg bald auf unebner Albfläche über Matten und durch Waldstreifen, an einem erquicklichen Waldbrunnen, über den sich ein Ahornbaum wölbt, vorüber, nach dem Albdorfe Genklingen (1 St.), „bei der großen Linde," setzen die Bauern mit Stolz hinzu, und zeigen den

uralten Baum, der an unſrem Wege ſteht, und kaum von 4 Männern umfaßt werden kann. Vor dem Dorfe überraſcht links ein Ausblick zwiſchen Waldgipfeln auf Schloß Achalm, und die Fläche bis zu den Eßlinger Bergen. Wenn das Dorf im Rücken iſt, ſo geht man eine gute halbe Stunde auf dem Wege nach Lichtenſtein fort, bis man ſich im Walde links ſchlägt und wieder etwa nach ¼ Stunde auf die freie Waldwieſe kommt, auf der man über die Wölbungen der Nebelhöhle hinwandelt, und die am feſtlichen Tage der Höhlenbeleuchtung mit Menſchen, Wagen und Buden luſtig überſäet iſt. Hier ſteht man dicht an der waldbewachſnen, ſüdöſtlichen Kante dieſes Albaſtes, und es laſſen ſich die ſchönſten Durchblicke zwiſchen dem Geſträuch ins tiefe Land aufſuchen. Auf derſelben Seite führt ein kurzer Fußweg, etwa 80 Fuß, hinab an den Theil der Bergwand, an welcher der Eingang zu der Nebelhöhle iſt.

Die Nebelhöhle oder das Nebelloch, ohne Zweifel von ſeinen Ausdünſtungen ſo genannt, 2½ Stunden von Reutlingen, von Pfullingen 2 Stunden entlegen (und von dieſer Seite beſuchen es auf geradem Wege die Stuttgarter, Tübinger und andre Wandrer der Umgegend), findet ſich an der ſüdöſtlichen Seite eines hohen waldigen Bergfelſens, Stellenberg genannt. Es erhebt ſich am Schluß eines fruchtbaren, weſtlichen Seitenthals vom Dorfe Oberhauſen, von dem Gißſtein und Gaisſpitzberg (von dort gefundnen unbekannten Silbermünzen auch Geldlochberg genannt) umſchloſſen. Das Geldloch des letztern Berges iſt eine kleine Tropfſteinhöhle, übrigens dem Nebelloch nicht unähnlich. Von Pfullingen und Oberhauſen aus gelangt der Wandrer entweder gerade durch das Thal auf dem ſteilſten Wege vor den Eingang der Höhle ſelbſt, zu Fuß, oder auf der Stuhlſteig zuerſt auf die oben genannte Wieſe, einen Weg, der ſich zur Noth fahren läßt, oder endlich am bequemſten, aber mit Aufopferung eines überraſchenden Eintrittes nach Lichtenſtein, über die Bergſtraße, die, ſeit 1803 chauſſiert, zu dieſem Schloſſe führt, am Schlößchen ſelbſt vorbei, und nun auch auf jene Wieſe.

Der große portalmäßige Eingang der Höhle iſt mit einer gewöhnlich verſchloſſnen Thüre verſehen, zu welcher der Hirſchwirth in Pfullingen und der Förſter von Lichtenſtein den Schlüſ-

sel hat. Von der Oeffnung führt ein Weg, jetzt mit Brettern gedeckt und über Unebenheiten brückenmäßig fortgeführt, auf 70 Fuß weit bergein zu einem gegenüber stehenden großen und glatten Felsen; von der 50 Schuh messenden Höhe herab ist dieser Weg durch eine schornsteinartige Oeffnung etwas erleuchtet. Nun befindet man sich in der weiten und hohen Vorhöhle. Bei jener freistehenden Felswand aber, die, meist aus Tropfsteinen bestehend, 150 Fuß im Umfange hat, scheidet sich die Höhle in zwei große Gänge, rechts und links gegen Westen und Osten, die jedoch beide, nach einer Länge von 180 Fuß, am Ende in Einen nördlichen Gang zusammen laufen. Auf der entgegengesetzten Seite der Vorhöhle südlich, bleibt eine minder sehenswürdige ungefähr 100 Fuß lange Grotte liegen.

Gewöhnlich wird nun zuerst der östliche Gang zur Rechten betreten, der größte und sehenswürdigste, durch die Menge der eiszapfenförmig herabhängenden Tropfsteine, durch die stehenden Wasser, die, aus den Dünsten gebildet, sich hier gesammelt; endlich durch mehrere Felsen und kleine Seitenhöhlen. Bei der Vereinigung beider Gänge tritt man in eine sich allmählig erhebende Grotte. Sie scheint das Ende der Höhle zu bilden, und so weit ist auch für die Bequemlichkeit der Besuchenden durch Bretterwege gesorgt. Die Höhle setzt sich aber noch weiter fort, und zwar nach zwei Seiten. Rechts gegen Norden findet sich abermals eine hohe, große, dunkle, nur mit Gefahr zu besteigende Grotte. Links gegen Südwest klettert man, mittelst zweimaliger Anlegung einer Leiter, 80 Fuß in die Höhe, und stößt nun wieder auf zwei Gänge. Der eine, nordwestliche, ist 35 Fuß hoch und endet ganz in der Höhe. Dieß ist die weiteste Entfernung, die vom Eingang der Höhle 577 Fuß beträgt. Der andre nach Süden umkehrende Gang hat etwa 100 Schuh Länge, ist eng, eben, bequem, hat aber mehr Sand- als Tropfsteine. Die einzige Merkwürdigkeit, die er enthält, sind einige Jahrszahlen und Namenszüge; als 1559 M. H. V. Und wieder: 1561 E. H. W. Die letztern Buchstaben erklärt man durch Eberhard Herzog Zu Würtemberg, und schreibt sie dem ältern Sohne Herzog Christophs zu (geb. 1545, gest. 1568), der somit als 16jähriger Prinz diese Höhle besucht hätte.

An den Vereinigungspunkt der beiden bequemen Haupt-

gänge zurückgekommen, nimmt der Wandrer den Rückweg durch den vom Eingang aus links und westlich gelegnen, den er jetzt zur Rechten hat. Hier kommt er durch eine größere, 100 Fuß lange, und eine kleinere Kammer, von 32 Fuß Länge, und dann, nach einer guten Strecke, an den merkwürdigsten Ort der Höhle, vorzugsweise die Grotte genannt, voll schöner, glänzendweißer Felsen, die das dunstende Wasser sammeln, und dem Auge in silbernen Schalen entgegenhalten. Felsen und Tropfsteine bilden hier die groteskesten Gestalten, welche uralte Volksphantasie längst mit dem Gepräge bezeichnender Namen versehen hat. Sie zeigt uns hier einen Sattel, dann eine Capelle, einen großen Altar mit Vorhängen und Deckenverzierungen, eine Canzel, eine Orgel. Auch Heiligenbilder scheinen hie und da in den Nischen aufgestellt. Alle diese Gegenstände werden bei der jährlichen Beleuchtung der Höhle mit einzelnen Lichtern versehen, was aber steif und kleinlich läßt. Ueberhaupt ist eine wandelnde Beleuchtung der Höhle mit etwa sechs Fackeln, die genug Schatten und Helldunkel zurück lassen, unendlich vorzuziehen.

Beim Eingang dieser Grotte ist auch eine tiefe Kammer mit crystallhellem süßlichem Wasser. Unter der Kammer ist ein kleines Loch, von welchem die Sage unter dem Volke geht, daß zwei hineingesteckte Enten in einer Entfernung von 2 Stunden bei dem Dorfe Erpfingen aus einem Loche wieder lebendig hervorgekommen seyen. Der übrige Umgang auf dieser westlichen Seite führt noch an mehreren Kammern vorbei, und endlich weiter in die Vorhöhle. — In den offensten Grotten bringt Musik, besonders Flötenspiel, mehrstimmiger Gesang und kleines Feuerwerk die herrlichste Wirkung hervor.

Die ganze Höhle ist unverkennbares Werk der Natur, und soll mit der Baumannshöhle im Harze die größte Aehnlichkeit haben, ja an imposanten Wölbungen und kühnen Bizarrerien der Natur sie noch übertreffen.

Von Mineralien finden sich in ihr Mondmilch, Fadenstein, Kalkspat, Tropfstein, auch verschiedene Petrefakte. Von Erzen zeigt sich keine Spur. —

So bewundernswürdig diese geheime Werkstätte der Natur ist, so sehnt sich doch Brust und Auge bald aus dem dunstigen und finstern Aufenthalt in Luft und Licht des Lebens zurück, und ein willkommnerer Wechsel kann daher dem Wan-

drer nicht geboten werden, als der, welcher ihn durch den Weiterzug nach dem

Lichtensteiner Schlößchen
(Höhe 2880 W. F.)

erwartet.

Der Weg, der auch zum Fahren bequem ist, zieht sich bald über Heide, bald über Blach- und Ackerfeld, von jener Wiese, die das Nebelloch deckt, ausgehend, über keine unangenehme, rechts und links mit halbgelichtetem Wald bedeckte Albflächen, in östlicher Richtung hin; und führt endlich auf einen waldigen Hügel zu, aus dessen Lusthain das rothe Dach des Lichtensteiner Schlößchens winkt, das dem Wandrer sehr willkommen seyn und anmuthig dünken muß, auch während er noch nichts andres dahinter erwartet, als fortlaufende Gebirgsfläche. Mehrere wohlausgehaune Wege und Fußpfade führen den Hügel hinauf, alle vor dem Schlößchen sich vereinigend.

Nach ¾ Stunden, von der Höhle aus gerechnet, stehn unsre Reisenden vor dem Schloß. Wie groß aber ist ihre Ueberraschung, kein bequem auf der Ebne gelagertes Haus zu finden, sondern aus einem tief aufgerissnen Albthal, einen senkrechten Felsen aufsteigen zu sehen, auf dessen Spitze das lustige Schlößchen wie ein Vogelnest hängt, und mit den Grundmauern eines zerstörten Schlosses verwachsen ist. Rechts und links streben kleinere Felsen aus der Tiefe empor. Selbst auf der südwestlichen Seite, wo sich der Fels an die Gebirgskante lehnt, und von welcher der Wandrer herangekommen ist, steht er vom festen Land noch getrennt, und eine Brücke bildet den einzigen Zugang zum Schloß. Den vollen Genuß aber gewährt erst das Fremdenzimmer des Schlößchens, welches den freien Blick in das wundervolle Thal eröffnet, das zu den größten Schönheiten der Alb gehört, und von dem man zuversichtlich behaupten kann, daß das verwöhnteste Auge Wohlgefallen an ihm finden wird. Von dem schroffen Fels herab mißt das Auge eine Tiefe von 300 Klaftern, die von dem Waldbach der Echaz gebildet, etwa eine halbe Viertelstunde breit, rechts und links von waldigen Alpen umlagert, sich 1½ Stunden in die Länge zieht, und mit drei lachenden Dörfern, immer wasserfrischen, hellgrünen Wiesen, und den blühendsten, wohlvertheilten Obstpflanzungen besetzt ist. In der

Höhe das wildeste Gebirge mit Wald und Fels, rechts und links die rauheste Alb. Im Hintergrund ein isollerter Albrücken bei Pfullingen, hinter ihm, für das Auge in Eine Bergmasse mit ihm verwachsen, die vulkanische Gestalt der einsamen Achalm hervorlugend; rechts und links hinter ihr die lachende Ebene bis ins tiefste Unterland, in den buntesten Farben bis zur bleichsten Bläue verschmolzen. So viel verschiedne Lichter und Töne, so manchfaltige Charaktere der Natur, Schönheit, Erhabenheit und Anmuth gepaart, und doch alles zusammenstimmend; keine langweilige Parthie, kein gedehnter, gezogener, unmahlerischer Fleck; — wirklich, hier wagt es der schüchterne Wegweiser aus vollem Munde zu preisen. —

Das nächste Dörfchen zu den Füßen des Schlosses, in dessen wenige reinliche Straßen man aus der schwindelnden Tiefe, wie der Vogel im Flug, hinabschaut, ist Honau, von dem auf der jenseitigen Albseite eine schöne, in die Felsen ganz neu gesprengte Kunststraße nach Oberschwaben führt. Eine Viertelstunde von Honau folgt Oberhausen, nach dem ein guter Fahrweg unsre Wandrer von Lichtenstein hinabführen wird *). In diesem Dorfe erwartet die Fahrenden ihr Reisewagen; falls sie ihn nicht die ermüdende Bergstraße auf Lichtenstein oder gar von da noch zur Höhle haben fahren lassen. Einen Büchsenschuß von Oberhausen liegt das Dorf Unterhausen; hier hat man von dem obern Zimmer des Wirthshauses zum Adler die beste Ansicht des Lichtensteins. Der Wirth ist gesonnen, einen schönen Saal auf dieser Seite anzubauen. Eine wilde Seitenschlucht führt gegen Südosten nach Holzelfingen hinauf, und östlicher hinan zu der Stelle, wo einst das alte Schloß Stahleck gestanden. Von Unterhausen im Hauptthale fort folgen Matten und Obst, bis nach einer halben Stunde das Thal links gegen Pfullingen umbeugt, und sich hinter die Bergwand verbirgt. Kehrt sich das Auge

*) Wohl zu unterscheiden von Oberhausen hinter der Lochen. Von diesem letztern stehe hier nachträglich, daß sich in seiner Kirche Eberhard Ludwigs Kebsweib, die Grävenitz, am 18ten Jan. 1711 zum Scheine mit dem Grafen von Würden durch den Pfarrer von Thieringen trauen lassen.

nach der Höhe, so stößt es links auf zwei felsige und waldige Thalbrücken, welche durch die Schlucht, die zur Nebelhöhle führt, getrennt sind, und aus denen einzelne mächtige Steinsäulen emporragen. Dieß sind der Gissenstein und Gaisspitzberg. Rechts ist die Gebirgskette bunter und heller, und die Albfläche setzt sich auf ihr nach Südosten in weite Ferne fort. Dicht an seiner Kante liegt das Albdorf Holzelfingen, weiter hinein in den Wäldern Rauh Sankt-Johann; der Gestütshof Marbach, das Jagdschloß Graveneck (von Herzog Christoph erbaut), schon in einer Entfernung von 4—5 Stunden; weiter rechts die Münsinger Gegend; und hier reicht der Blick auf der Albfläche bis zu dem 9 Stunden entfernten Reichenberg. Ja, Crusius will hier die Allgaier Alpen entdeckt haben. — In das Thal herab senken sich der Leimberg, der Obersberg, der Kornberg, der Greiffenstein (vorzeiten mit einem Schloß gleichen Namens, mit herrlicher Aussicht); und noch östlicher der Hochberg. Hinter der Achalm unterscheidet man rechts die Bergscheiden des Eßlinger Thales, den Rothenberg und das tiefere Unterland, bis gegen Heilbronn; links die Filder mit Hohenheim, und den Stromberg in blauer Ferne. — Eine halbe Stunde von dem Schlößchen Lichtenstein, östlich an der Staige, die nach Großengstingen führt, ist der Ursprung der Echaz. — Südöstlich Kleinengstingen, mit einem seit 1580 entdeckten schwefelhaltigen Sauerbrunnen.

Wie das Schloß, das, in seiner jetzigen Gestalt erst wenige Decennien alt, der Sitz eines Försters ist, zu Ende des 16ten Jahrhunderts ausgesehen *), mag uns Crusius beschreiben:

„Das Schloß ist von dem andern Berge abgesondert, auf welchen eine lange Brücke geht, unter der ein sehr tiefer Graben ist; auf beiden Seiten sind Felsen, die lange Leitern bedürfen, um bestiegen zu werden. Auf dem äußersten Theil des Felsen steht das Schloß; vor sich über der Brücke hat es Wälder, auf der andern Seite lustige Gärten, Wiesen und Aecker. Diesem müssen die umliegenden Dörfer frohnen: das eine muß Holz hauen, das andre es dahin führen, das dritte

*) In dieser alten Gestalt bestand es bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts.

den Dünger fortschaffen, das vierte das Gras abmähen, ein fünftes dasselbe dürr machen und einführen. Lichtenstein hat auch einen tiefen Trog in Felsen eingehauen, darein das Wasser von den Dächern geleitet wird, das auch einen Weiher bildet; außerhalb einen tiefen Brunnen, bei der großen Scheuer, darin das Vieh ist. Am untern Theil des Schlosses sind Festungswerker, auf alte Art gebaut; etwas höher ein herrlicher Pferdestall, und kleine Kammern anstatt des Kellers; alles in Felsen gehauen. Wenn man die Steige hinauf geht, findet man eine weite und helle Stube mit gegossenem Boden; vor derselben sind Doppelhaken in der Wand. Im obern Stockwerk ist ein überaus schöner Saal, rings herum mit Fenstern, aus welchen man bis an den Asperg sehen kann: darin hat der vertriebne Fürst, Ulrich von Würtemberg, öfters gewohnt, der des Nachts vor das Schloß kam, und nur sagte: der Mann ist da! so wurde er eingelassen. Im Schlosse geht man durch eine Schnecke hinab zu oberst bis zu unterst. Vor noch nicht viel Jahren hat ein vornehmer Herr einen andern heißen hinunter gehen, und ihn eine Zeitlang eingesperrt; der ward zornig darüber, doch wurde die Sache in einen Scherz verwandelt. Das Schloß hat von der Vorderseite, gegen Aufgang, ein schreckliches Aussehen, wegen des jähen Abgrundes, so daß wenig sind, die hinab sehen können, und sich nicht fürchten."

So weit Crusius. Die Gewölbe, von welchen er spricht, sollen noch vorhanden seyn. Die Ruinen des alten Schlosses, mit samt dem neuen Aufbau, stellen sich aus der Nähe am schönsten dar, von einem links vom Schlößchen in der Tiefe hervorspringenden mauerähnlichen Felsen betrachtet, und wenn man auf der Bergstraße nach Oberhausen wenige Schritte den Hohnauer Fußpfad hinab lenkt. Beide Standpunkte darf der Reisende ja nicht versäumen. — Auf jener Bergstraße endlich stößt man links noch zwischen Lichtenstein und dem Gissensteiner Felsen auf eine kleine Felsenhöhle, in der man feine Sandsteine antrifft, und aus deren Oeffnung sich bei Regenwetter oder Schneeabgang ein beträchtlicher Bach ergießt; daher es das Brunnenloch heißt. Ueberhaupt giebt es in dieser ganzen Bergkette sehr viele Klüfte; auch im Thal auf den Wiesen sind zwei lange, aus Tuffsteinen bestehende unterirdische Gänge, wovon der Eine sogar unter der Echaz durchgeht.

Was die Tradition noch weiter von Lichtenſtein erzählt, ſey zuſammengefaßt in folgender

Romanze.

Aus einem tiefen, grünen Thal
Steigt auf ein Fels, als wie ein Strahl,
Drauf ſchaut das Schlößlein Lichtenſtein
Vergnüglich in die Welt hinein.

In dieſer abgeſchiednen Au,
Da baut' es eine Ritterfrau;
Sie war der Welt und Menſchen ſatt,
Auf den Bergen ſucht ſie eine Statt.

Den Fels umklammert des Schloſſes Grund,
Zu jeder Seite gähnt ein Schlund,
Die Treppen müſſen, die Wände von Stein,
Die Böden ausgegoſſen ſeyn.

So kann es trotzen Wetter und Sturm;
Die Frau wohnt ſicher auf ihrem Thurm,
Sie ſchauet tief ins Thal hinab,
Auf die Dörfer und Felder, wie ins Grab.

„Die blaue Luft, der Sonnenſchein,
Spricht ſie, der Wälder Klang iſt mein.
Eine Feindin bin ich aller Welt,
Zu Gottes Freundin doch beſtellt.“

Mit dieſem Spruch ſie lebt' und ſtarb,
Davon das Schloß ſich Ruhm erwarb,
Drauf wohnte manch ein Menſchenfeind,
Und ward in der Höhe Gottes Freund!

Und als vergangen hundert Jahr
Ein Menſchenfeind auch droben war;
Lang hatt' er an keinen Menſchen gedacht:
Da pocht' es einsmals an zu Nacht.

„Es iſt ein einzger, vertriebner Mann,
Der Welt Feind wohl er ſich nennen kann,
Herr Ulrich iſts von Würtemberg,
Zu Gaſte will er auf dieſen Berg!“

Der Andre hat ihn aufgemacht.
Er nimmt des Fürſten wohl in Acht;
Er zeiget ihm das finſtre Thal,
Das weit ſich dehnt im Mondenſtrahl.

Der Herzog ſchaut hinunter lang,
Und ſpricht mit einem Seufzer bang:
„Wie fern, ach, von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegſt du, mein Land!“

„„Auf meiner Burg, Herr Herzog, ja!
Iſt Erde fern, doch Himmel nah.
Wer ſchaut hinauf und wohnt nicht gern
Im Himmelreich von Mond und Stern?““

Da hebt der Herzog ſeinen Blick,
Und ſieht nicht wieder aufs Land zurück;
Von Nacht zu Nacht wird er nicht ſatt,
Bis er es recht verſtanden hat.

Und als nach manchem ſchweren Jahr
Er wieder Herr vom Lande war,
Da hat er Alles wohl beſtellt,
Und hieß ein Freund von Gott und Welt.

Wie hat er erworben ſolche Gunſt?
Wo hat er erlernet ſolche Kunſt?
In des Himmels Buch, auf Lichtenſtein
Da hat ers geleſen im Sternenſchein.

Das Schloß zerfiel, es ward daraus
Ein leichtgezimmert Förſterhaus;
Doch ſchonet ſein der Winde Stoß,
Meint, es ſey noch das alte Schloß.

Und einſam iſt es jetzt nicht mehr,
Es kommt der Gäſte fröhlich Heer;
Sie kommen aus einer Höhl' ans Licht,
Doch Menſchenfeinde ſind es nicht.

Manch holdes Mädchenangesicht
Läßt leuchten seiner Augen Licht.
Da fährt mit Recht in solchem Schein
Das Schloß den Namen Lichtenstein.

Die Männer stolz, die Mägdlein frisch,
Sie sitzen All' um Einen Tisch,
Die Erde lächelt herauf so hold,
Es strahlt am Himmel der Sonne Gold.

Sie spenden von des Weines Thau
Dem Herzog und der Edelfrau,
Und bitten sie, dieß Schlößlein gut
Zu nehmen in ihre fromme Hut.

Und ziehn sie ab, mit einer Brust
Voll Gotteslieb' und Menschenlust.
Dann steht im späten Sternenschein
Einsam und festlig der Lichtenstein.

Von Lichtenstein, wo, außer zur Zeit der festlichen Beleuchtung der Nebelhöhle, zwar kein Mittagsmahl im Försterhause eingenommen werden kann, aber doch Caffé, Käse, Butter und guter Wein zu finden ist, setzt sich die Reise nach Pfullingen und Reutlingen fort. Wer zu Fuße ist, Eile hat, und diese Stadt samt der Achalm opfern will, kann auch über das Gebirge, durch Holzelfingen (¾ St.), Ohnastetten (¾ St.), Würtingen (1 St.) nach Urach (1¾ St.) kommen. Noch näher, aber nicht ohne Führer, durch die Albwälder zwischen St. Johann und Würtingen, ohne daß er ein Dorf berührt. —

Die Reutlinger Straße aber führt durch das hinlänglich beschriebne Hauseuer Thal: Oberhausen (¾ St.), Unterhausen (¾ St.), Pfullingen (¾ St.), Reutlingen (¾ St.). Bei Pfullingen öffnet sich die Gegend ein ziemliches; die Hauptwand der Alb tritt zurück; nur der spitze Kegel des St. Jörgenbergs hat sich, wie aus der Reihe und westlich über die Stadt hinaus verloren.

Der St. Jörgenberg

ist ein schöner, zur Hälfte mit Wein und Obst bepflanzter,

oben mit grüner Heide bedeckter Berg. Da er weit niedriger als die andern Albberge, und in einer kleinen halben Stunde zu besteigen ist, so bietet er sich dem bequemeren Wandrer als gutes Surrogat für die ungleich höhere Achalm dar. Die Aussicht auf die Fläche ist mit weniger Einschränkung dieselbe. Eigene Reize gewährt gegen Osten der Anblick der Achalm, gegen Süden der Anfang des Hausener Thales. Sein Gipfel trägt Spuren von Schanzen, die von den aufrührerischen Bauern des 15ten Jahrhunderts herrühren sollen. Wirklich hausten im Frühjahr 1525 die Aufrührer auch in dieser Gegend, und es ward von Rudolph von Ehingen bei Pfullingen am 6. April eine Auswahl unter den Reutlingern, Tübingern und Rothenburgern gehalten, um einen Heerhaufen gegen sie zu bilden. Indessen finde ich es wahrscheinlicher, daß die Vertiefungen und Linien von einer St. Georgs-Capelle herrühren, die eine Wallfahrtskirche war, und bis ins 16te Jahrhundert aufrecht stand. Ein Spieler und Gotteslästerer, der sich am Glockenseil aufgehenkt, verscheuchte die Wallfahrer und brachte die Kirche in Zerfall.

Auf der südlichen Seite von Pfullingen sind andre schöne Bergrücken, der Gülsperg, die hangende Wiese, die Stuhlstaig, der Wackerstein mit einem sehr hohen und gespaltenen Felsen; der Aalsberg und das Lippenthal, zusammenhängende Rücken, welche die Gränze gegen das Hausener Thal machen, und auf einer ringsumlaufenden Ebene (passend der Altan genannt), jener den Schemberg, dieser den Lippenberger Hohlberg tragen*). Oestlicher der Kugelberg und der Ursulenberg. Noch mehr gegen Osten der Mägdleinsfels. Nordöstlich mehr abgetrennt vom Gebirge, die Achalm.

Am Ursulenberg und am Mägdleinsfelsen haften Volkssagen.

Die Feien des Ursulenberges.

Wenn die Nebel Schleier weben
Um Gebirg und Flur,
Regt in der Natur
Sich ein andres Leben.

*) Der Wegweiser sucht schriftliche Angaben hier mit mündlichen zu vereinigen.

Aus den Blumen, die sich neigen
In der Erde Kluft
Vor des Winters Luft,
Ihre Seelen steigen.

Anzuschaun wie zarte Weiber
Schweben sie heraus
Aus des Berges Haus,
Jungfräuliche Leiber.

Mit dem Blau der Genziane,
Mit der Lilie Glanz,
Mit des Rosenbrands
Gluthen angethane.

Flattern, wenn sie Lichter sehen,
In die Hütten, wo
Spinnerinnen froh
Seidne Fäden drehen.

Setzen an der Mägde Runkel,
Lust'ge Gäste, sich,
Spinnen emsiglich
Durch der Nächte Dunkel.

Und von ihren Lippen wallen
Worte leicht und leis,
Goldner Sagen Preis,
Die behagen Allen.

Von des Berges tiefen Spalten,
Wo in ew'ger Nacht
In dem kühlen Schacht,
Blumen Hochzeit halten.

Von der Erdengeister Treiben,
Fürstlichem Geschlecht,
Und von Gnom und Knecht,
Und von Wasserweiben.

Und die Spindel rollet Allen
Lustig durch die Hand,
Bis daß an der Wand
Morgenlichter wallen.

Da entschlüpfen schnell die Frauen:
An des Bergs Gestein
Sind die seel'gen Fei'n
Reblein gleich zu schauen.

Doch der Flachs ist abgesponnen,
Und die Spindel ruht,
Und ein zehnfach Gut
Jede hat gewonnen.

Andres Mährchen.

Wiederum erzählt die Sage, der Ursulenberg sey nur des Tages ein Berg, des Nachts aber eine Höhle, in der ein weiblicher Geist bei unendlichen Schätzen auf Erlösung harre. Einst habe ein Bürger von Pfullingen sich zu diesem Versuche entschlossen, und sey in der Nacht nach der Höhle gegangen. Dort erschien ihm der Geist in Gestalt einer Nonne, und lud ihn ein, mit ihm drei Nächte hintereinander zu speisen, ohne sich zu fürchten, und ohne einen Laut von sich zu geben. Dann werde der Geist erlöst seyn, der Mann aber den ungeheuren Schatz erheben. Die erste Nacht erschien der Geist in seiner gewöhnlichen Gestalt als Nonne; der Bürger schmauste ohne Furcht und Rede bei ihm. In der zweiten Nacht erschien aber statt der Nonne eine gräßliche Schlange vor dem wohlbesetzten Tisch, bäumte sich schwellend, und leckte zischend von den Speisen. Der Mann überwand sein Grausen, und unterdrückte den Schrei des Entsetzens, der über seine Lippen wollte; des Morgens kehrte er zur Stadt und in sein Haus zurück. Als aber die dritte Nacht heran kam, die das Abentheuer enden sollte, da fand man ihn todt auf seinem Lager; der Schrecken der zweiten hatte ihn umgebracht.

Sage vom Mägdleinsfelsen.

Die Sage vom Mägdleinsfels ist dieselbe, die sich in allen Gebirgen Deutschlands bei ähnlichen Felsenvorsprüngen wiederholt; es ist die der Riesentrappe, des Jungfernsprungs und andrer Stellen: Ein Jäger, der ein schönes Mägdlein verfolgt, und sie auf die Spitze des Felsen treibt, wo sie nicht weiter kann. Sie stürzt sich betend hinab; aber sie wird von unsichtbaren Händen getragen, und ihr wiederfährt

kein Leid. Der Jäger ſpringt ihr nach, und findet in der Tiefe zerſchmettert ſeinen Tod.

Die breite Platte des Felſen ſchaut weit in das Thal hinaus, und iſt von Tübingen aus ganz kenntlich. Ihre helle oder trübe Farbe gilt den Umwohnern als Vorbote von Heiterkeit oder Unwetter. Man kommt von Pfullingen in einer ſtarken Stunde durch eine Waldſchlucht hinauf. Weil der Bergkeſſel ziemlich weit zurück tritt, iſt die Ausſicht nicht ganz ſo offen, wie auf den übrigen Albſtandpunkten, immer aber ſehr reizend. Ein benachbarter einſamer Hof auf der Bergheide gewährt nichts als Obdach.

Pfullingen,

(3392 Einw.) liegt im fruchtbarſten Obſtgarten, in der lieblichſten, mildeſten Gegend. Als Dorf kommt es ſchon im 11ten Jahrhundert vor. Die neueſten Nachweiſungen unſres Memminger machen die Exiſtenz eines bisher bezweifelten gräflichen Geſchlechts von Pfullingen wahrſcheinlich; ein Graf Egino von Pfullingen, Sohn des Grafen Walther von Pfullingen, wäre nach dieſer Annahme durch ſeine beiden Söhne Egino und Rudolph Stammvater der Grafen von Urach und Achalm geworden. Der Pfullinger Zweig verſchwindet ſpäter. An ſeiner Statt erſcheint ſeit dem 13ten Jahrhundert ein edles Geſchlecht mit Namen Remp von Pfullingen. Caſpar Remp von Pfullingen verkaufte endlich 1487 ſein Schloß mit ſeinem Antheile Pfullingens an Würtemberg.

Mechtild und Irmel, Fräulein dieſes Stammes, ſtifteten hier im J. 1250 ein Frauenkloſter. Seine Spuren ſind ſehenswerth; unter andern Ueberbleibſeln iſt mitten in dem jetzt zum Garten gewordnen Raum das Sprachgitter ſtehen geblieben. Die Urkunden des Kloſters, die vielleicht noch manches Geſchichtliche in ihren bis vorn ins 14te Jahrhundert hinaufreichenden Pergamenten enthalten, liegen bis jetzt noch ungenützt in Pfullingen. — Das erſte Allmoſen, das dieſem Kloſter gegeben worden, ſoll ein Lämmlein geweſen ſeyn; dieß vermehrte ſich ſo, daß das Kloſter bald eine ganze Schäferei bekommen. Erſt unter den Grafen von Würtemberg erhielt das Dorf Stadtrecht, nie aber Mauern. Herzog Chriſtoph

baute daselbst ein schönes Schloß und ein Jagdhaus, und hielt sich gern hier auf, um dem Schönbuch nahe zu seyn.

Vor dem Rathhaus zu Pfullingen ist noch im Jahre 1503, als Wolf und Ludwig von Neuhausen und ihre Knechte einen Mann aus Oberhausen getödtet, der Obervogt zu Urach, Johann Sattler, mit zwölf Richtern von Pfullingen an offner Königsstraße, unter freiem Himmel, nach Ordnung des h. röm. Reichs, und des Dorfes Pfullingen Gewohnheit, in offnem versammeltem Schrannengerichte zu Recht gesessen. Und weil diese Edelleute nach vollbrachter That die Flucht ergriffen, des entleibten Erben aber peinliche Klage geführt, so sind die Flüchtlinge durch den geschwornen Dorfsknecht zu den drei Straßen dreimal gerufen und verkündet worden. Nachdem solch Rufen drei Tage hintereinander geschehen und Niemand erschienen, ist endlich das Urtheil ergangen, daß, wo im h. röm. Reich die Thäter betreten würden, solche mit dem Schwert hingerichtet werden sollten.

Im 30jährigen Kriege war die Stadt von 1634 an, bis zum westphälischen Frieden, in östreichischen Händen. — (Gasthof: Hirsch.)

Da unsre Reisenden am füglichsten Reutlingen zu ihrem Nachtquartier wählen, die Zeit aber sehr wohl zur Besteigung der

Achalm

(Höhe 2472 Wärt. Fuß.)

reicht, so brauchen sie nicht alsobald in jene Stadt hinein zu gehen, sondern sie können entweder schon am Kreuzwege der Landstraße zwischen Pfullingen, Ehningen und Reutlingen sich den geradesten Weg nach den „Höfen" der Achalm durch die Weinberge suchen, oder doch vor den Thoren von Reutlingen sich rechts wenden, und den gewöhnlichen Weg nach eben diesen Höfen einschlagen. Der Fahrweg aber führt durch Reutlingen und auf einem Theil der Mezinger Straße in großem Bogen, schlecht gebahnt, hinauf.

Der schöne schlanke Gipfel der Achalm steht durch eine tiefe Senkung, in welcher das Dorf Ehningen liegt, von der übrigen Alb getrennt, und dadurch isoliert, von allen Seiten frei heraus. Das Kalkgestein, woraus der Berg gleich der übrigen Alb besteht, und der grobe, auf schwärzlichem Tonschiefer aufsitzende Kies, machen es wahrscheinlich, daß die

Achalm durch eine Ueberschwemmung von dem Albgebirge getrennt worden. Der untre Theil des vulkanisch gestalteten Berges ist mit Weinbergen bedeckt; an deren Ende, auf einer Erdstaffel der westlichen Seite, die ehemalige herrschaftliche Sennerey sich lehnt, ehedem das Eigenthum eines Privatmanns, dessen Pächter in seinem Haus und dem reitzend gelegnen Garten Wirthschaft trieb. Vor kurzem aber hat König Wilhelm, angezogen von dieser herrlichen Hochwacht des vaterländischen Gebirges, den ganzen Berg nebst diesem Gute an sich gekauft *), und eine Schäferei hier errichtet. Schon weidet eine feine Merinosheerde an den Albwänden. Die Aussicht ist schon hier gegen Reutlingen, Tübingen und einen Theil der Ebne von den Zimmern aus sehr schön, und wer das weitre Steigen scheut, kann schon auf dieser Staffel das köstliche Schauspiel des Sonnenuntergangs genießen. Der rüstigere steigt weiter über den mittlern Berg, den Heide bedeckt, den schneckenförmigen Weg hinan, der sich rund um den Berg durch das Waldgesträuch, mit dem der Gipfel bewachsen ist, bis zu der Spitze hinauf zieht.

Ruinen und Aussicht auf der Achalm.

Von dem alten Schlosse sind nur noch wenige Ruinen vorhanden. Die alte Fahrstraße von Reutlingen aus führt zu einem eingefallnen Thore. Ringsum war der Gipfel mit einer auf Felsen gestützten Mauer eingefaßt, deren Reste noch vorhanden sind. Auf der vordern, höhern Feste steht noch ein viereckiger Thurm, in dem das Burgverließ befindlich gewesen zu seyn scheint. Seit den neuesten Vermessungen des Landes ist er mit einer Treppe, und der dachlose Gipfel mit einem Bretterboden versehen, zum großen Vortheil der Aussichtlustigen Wandrer, die hier die Hauptaussicht der Mittelalb, wie wir sie in der Einleitung bezeichnet haben, bewundern werden. Besonders schön macht sich die zurücktretende Albkette, die dadurch vollständig überschaut werden kann: Hohenstaufen, Neufen, und hinter demselben, wie sein Schatten, hervorblickend Teck; der mahlerische Sattelbogen mit sei-

*) Der Berg war mit den Ruinen im J. 1764 an zwei Ehninger Bürger um 13100 fl. verkauft worden, und seitdem an verschiedne Besitzer gekommen.

nen Dörfern; dann das fruchtbare Uracher Thal; der Achalm gegenüber die Ehninger Berge: der Steigberg, Drackenberg, Bürzelberg, Kuttenberg; weiter hinauf das Pfullinger Thal; aus dem Gebirge Lichtenstein hervorschauend; dann der Roßberg und die obere Alb ineinander geschoben, bis zur Lochen bei Bahlingen. Endlich zu des Beschauers Füßen die ansehnliche Stadt Reutlingen mit ihrem schönen, gothischen Münster. Eine Beschreibung der Fläche und ihrer Begränzungen gegen Westen und Norden wiederholen wir nicht.

Der alte Crusius sah noch den Gang zu diesem Thurme, drei Thüren, und zur linken Seite einen andern Thurm, auf dem man herumgehen konnte. Noch findet man eine große Vertiefung, wahrscheinlich ein eingestürzter Brunnen, dann mehrere unterirdische Gewölbe und Keller, die aber allmählig einstürzen. — Die ganze Burg bestand aus 2 Abtheilungen, wovon die spätere und kleinere Graf Luithold gebaut.

Geschichtliches über die Grafen von Achalm.

Achalm war eine Grafschaft; aber die Geschichte dieses Geschlechtes liegt sehr im Dunkeln. Wäre den Chronikenschreibern zu trauen, so stammten die Grafen von Achalm aus Frankreich, wo ihre Eltern Großhofmeister gewesen. Schon im Jahr 603 sollen sie aber in Schwaben als gefürchtete Halbriesen hausen, und in einer Schlacht, die Pipin einem Schwabenherzoge Lanfried im J. 761 bei Ettenhain an der Erms (wo jetzt Metzingen liegt) geliefert, sollen 12000 Schwaben samt dem Grafen Luithold von Achalm geblieben seyn. Auch im neunten und zehnten Jahrhundert soll ihr Name vorkommen.

Aber auf historischen Grund und Boden kommen wir erst mit dem 11ten Jahrhundert. Hier erscheinen zwei Brüder, Egino und Rudolph, jener als Stammvater der Grafen von Urach, dieser als Stifter der Achalmischen Linie, der den von seinem Bruder angefangenen Bau des Schlosses Achalm vollendete (1050) *). Zu ihrer gemeinschaftlichen Grafschaft gehörte der größte Theil des Uracher und (ehem.) Pfullinger Oberamts, die Ortschaften des Echaz- und Ermsthales, und am rechten Ufer des Neckars bis gegen Nürtingen

*) Ueber die Abstammung dieser Grafen von denen von Pfullingen s. oben.

hin. Ihre Residenz sollen die Grafen in Reutlingen gehabt haben, über das sie alle hoheitlichen Rechte besaßen. Wie aber die Achalmische Linie mit der Urachischen getheilt, ist nicht zu errathen. Von Rudolphs 7 Söhnen sind Luitholb und Cuno die Stifter des reichen Benediktinerklosters Zwiefalten (1089). Der Tradition zu Folge soll auch dieses Kloster vorher auf dem Berg Achalm gestanden seyn, und als es hinweggenommen worden, und der einmal geweihte Berg durch weltlichen Gebrauch entheiligt ward, soll ihn der Zorn des Himmels öfters mit dem Blitzstrahle getroffen haben. Diese Angabe ist jedoch chronologisch unmöglich. — Der beiden letztgenannten Grafen Bruder, Wernher, durch Geld zum Bisthum Straßburg gelangt, zog im Dienste Kaiser Heinrichs des IV. mit bewaffneter Macht gegen den Abt Wilhelm von Hirschau, der auf der päpstlichen Seite war. Wernher legte selbst den Panzer an, ritt seinen zagenden Kriegsknechten vor, und spornte sie mit Flüchen gegen die Hirschauer Mönche; da fiel er heulend vom Pferde, und starb eines jähen Todes.

Schon mit diesen Grafen und ihren Brüdern scheint die männliche Linie der Grafen von Achalm ausgestorben zu seyn. Der Erbe der weiblichen, Wernher von Gröningen, ein Sohn der Gräfin Willburg von Achalm, Schwester der obigen, stritt noch eine Weile um die Güter. — Die Burg war von den Grafen von Achalm in mehrere Hände gekommen. Die frommen Stifter von Zwiefalten traten sie (um 1090) an ihren Vetter, Grafen Wernher von Gröningen ab. Später scheinen die Welfen in ihrem Besitz gewesen zu seyn; denn 1164 flieht der Herzog Welf aus dem unglücklichen Treffen bei Tübingen auf seine Burg Achalm. Im J. 1262 versetzt sie der arme Conradin an Ulrich von Würtemberg; aber das Reich scheint sie wieder auf eine Zeit an sich gezogen zu haben. Dann ward sie von Kaiser Ludwig im Jahr 1330 an Graf Ulrich von Würtemberg übergeben, unter Carl IV. an Oestreich verpfändet, das sie an Wilhelm von Rietheim versetzt. Dieser verkauft sie endlich 1378 wieder an Würtemberg. Im 30jährigen Kriege, nach der Schlacht bei Nördlingen, nahm die Erzherzogin Claudia widerrechtlich auch von der Achalm Besitz, und erst nach dem Osnabrücker Frieden wurde das Schloß an Würtemberg zurückgegeben. Und schon

im J. 1658 ergieng an den Keller (Kameralverwalter) zu Tübingen der Befehl: „Du Keller haſt dich unterthänigſt zu berichten, weſſen du wegen vollends Demolirung und Raſirung des ganzen abgegangenen Schloſſes Achalm hiebevor bereits unterthänig Beſcheid erhalten.“

Die mündliche Volksſage weiß auch noch von einer Geſchichte des Berges aus der vorachalmiſchen Zeit:

Romanze von der Achalm.

Da ſteht noch Thurm und Burgverließ
Vom Schloß, das ich genannt.
Doch wie es einſt vor Zeiten hieß,
Iſt keinem mehr bekannt.

Die alte Sage ſpricht es kaum
Noch halbvernehmlich nach.
Wie einſt die Burg auf dieſem Raum
Vor zorn'ger Fehde brach.

Der letzte war es vom Geſchlecht,
Der hier beſtritten ward,
Von Arme ſtark, von Sinn gerecht,
Nach frommer Stammesart.

Er ſchirmt' und ſchützte Hof und Haus
Lang vor der ſtärkern Macht.
Da trieben ihn die Flammen aus,
Und mitten in die Schlacht.

Er ließ den Bau wohl ſtürzen ein,
Er ſah nicht hinter ſich,
Den Boden wollt' er doch befrein,
Der keinem Feuer wich. —

Den Pfeil, den todesträchtigen,
Empfieng ſein tapfres Herz.
Sein Rufen zum Allmächtigen
Verſchlingt der letzte Schmerz.

Doch was er rief in letzter Noth,
Das halbe Wort: Ach allm —
Das hat gewiß getönt vor Gott
Als wie ein ganzer Pſalm.

Ja selbst dem Feinde klang es schön,
Das ernste Scheidewort,
Er baute frisch auf diesen Höhn,
Und hieß Achalm den Ort.

Das Menschenwerk zerfallen ist,
Der Berg steht fest und hoch,
Achalm, so heißt zu dieser Frist
Sein Gottesnahme noch.

Ihr Wandrer, die ihr sinnet viel,
Vergeßt nicht jenes Ach!
Ihr Mägdlein hier, auf Tanz und Spiel,
Denkt fromm der Allmacht nach!

Eine andre Version der Sage ist: als Rudolph, der Vollender der Burg, deren Gründer, seinen Bruder Egino, der dem Tode nahe war, fragte: wie er die Burg genannt wissen wollte, rief dieser im Todeskampf: Ach allm —. Und Rudolph hieß die Burg so.

Endlich läßt die Volkssage um den ganzen Berg Achalm im Grunde des Bodens sich eine goldne Kette schlingen. —

Wir wenden uns nun nach

Reutlingen,

am westlichen Fuße der Achalm, von deren Gipfel der Wandrer keine Stunde Weges bis in die Stadt braucht. — Gasthöfe: Krone (die Post) gut. — Lamm, Löwe, Waldhorn, Ochs, Adler (gut).

Geschichtliches über Reutlingen.

Reutlingen führt seinen Namen ohne Zweifel, wie eine Menge andrer Oerter*) durch ganz Deutschland, vom Ausreuten der alten Wälder. Die ersten Häuser sollen mitten im Walde gebaut worden seyn, auf Eichen, deren Wurzeln in der Erde geblieben, und deren Spuren noch gefunden werden sollen. Im Jahr 1030, erzählt eine gereimte Reut-

*) Ganz dasselbe bezeichnet die Stadt Riedlingen in deren Nachbarschaft sich auch wirklich ein Reutlingendorf befindet, durch den letztern Beisatz offenbar von Riedlingen- oder Reutlingen-stadt unterschieden.

linger Chronik, sey Reutlingen zu einem grosen Dorfe gewachsen; die Grafen von Achalm hatten in diesem Dorf ihre Wohnungen gehabt, die im J. 1623 noch vorhanden waren, und bei der Pfarrkirche standen. Auch zu des (noch älteren) Crusius Zeit wurden neben der Sankt-Marienkirche 2 Häuser gezeigt, welche vor Anfang der Stadt gebaut und von Edelleuten „an der Echaz" bewohnt worden seyn sollen. Von Kaiser Otto IV. erhielt Reutlingen zugleich mit Eßlingen, angeblich im Jahr 1200, Stadtgerechtigkeit, und Kaiser Friedrich II. ließ beide mit einer Stadtmauer umgeben. Im Jahr 1247 mußte Landgraf Heinrich VII., als er Reutlingen belagerte, sich schon eines Sturmblockes bedienen, in der Länge von 126½ Werkschuhen, den er nach aufgehobener Belagerung zurückließ, wofür die Reutlinger, wie sie in der Noth das Gelübde gethan, der Jungfrau Maria innerhalb 70 Jahren eine Kirche von gleicher Länge erbauten, das Chor und das Fußgestell des Thurmes nicht mitgerechnet; der Thurm aber ward 325 Schuh hoch. Dieß ist noch die schöne Hauptkirche im sogenannten gothischen Styl, die mit ihrem schlanken, durchbrochenen Thurme eine Zierde der Stadt und der Gegend ist. Ihre Vollendung fällt ins J. 1343. Eine kleinere Capelle, die Nicolaikirche, war schon im J. 1300 vom Grafen Albert von der Achalm erbaut worden.

Der Antheil Reutlingens in den Kriegen der Städte mit den Grafen von Würtemberg ist bekannt, namentlich die Schlacht bei Reutlingen, die Ludwig Uhlands Lied verherrlicht hat, und die Ulrich, der Sohn Eberhard des Greiners, durch einen Ueberfall von 600 Reutlinger Einwohnern, während die Ritter mit dem städtischen Heer im Treffen waren, im J. 1377 verlor; 86 adlige Ritter blieben auf dem Felde. Graf Ulrich mußte sich unter einer Brücke versteckt halten, und konnte, verwundet, mit Mühe auf die Achalm, von der er herunter gekommen, zurückgebracht werden. Die Schlacht fiel bei der seit 1531 abgebrochnen Capelle zu St. Leonhard vor, in der obern Vorstadt, gegen Südost, eine halbe Viertelstunde vor der Stadt. Zu Döffingen tilgte Ulrich diese Schmach mit seinem Blute, aber der Sieg krönte seinen Tod. —

Reutlingen war eine der ersten Städte, in welchen sich der Geist der Reformation regte. Schon im J. 1513 rechtete

der Magistrat mit seinem sittenlosen Stadtpfarrer und Dekan Peter Schenk. Die Händel dauerten fort, und über den Anfang der Reformation hinüber, so daß der Magistrat im Jahr 1519 (in demselben Jahr, in das Herzog Ulrichs vorübergehende Eroberung der Stadt fällt) einen Bürgerssohn, M. Matth. Aulber, als Pfarrer berief. Dieser, auf der Universität Tübingen mit Luthers Schriften bekannt geworden, predigte öffentlich und in häuslichen Lehrstunden die neuen Meinungen. Barfüßer Mönche legten die Kutte ab, einen papistischen Priester zerrte das Volk von der Canzel. Bann und Reichsacht ward auf Aulber geschleudert. Aber die Stadt achtete es nicht, und Aulber trat noch im Jahr 1524 in den Ehestand; hielt die Messe in deutscher Sprache und das Abendmahl ohne Beicht. Nach Eßlingen vor das Reichsregiment citiert, erhielt er 50 bewaffnete Reutlinger zum Geleite; vertheidigte wacker 68 ihm vorgelegte Punkte, und läugnete nur Eine Beschuldigung: daß er die h. Mutter Gottes verlästert, und sie eine Lohnwäscherin genannt. Man ließ ihn ziehen, und nun war sein Ansehen in Reutlingen uneingeschränkt, und sein Name auch im Ausland berühmt. Zwingli schrieb unaufgefordert an ihn; die Reutlinger schickten Abgeordnete nach Wittenberg, und diese brachten (1526) von Luther ein Schreiben an Aulber, und eines „an alle liebe Christen zu Reutlingen" mit. Auch mit Brenz in Halle traten sie in Abrede. Und auf dem Reichstag zu Augsburg trat der abgeordnete Bürgermeister von Reutlingen Churſachsen und Nürnberg bei, und unterzeichnete die Confession. —

Im 30jährigen Kriege hat Reutlingen viel ausgestanden; im J. 1631 ward es von dem kaiserlichen General Graf Egon von Fürstenberg durch Capitulation, im J. 1643 von weimarischen Truppen mit Gewalt eingenommen.

Alles Unglück aber, das die Stadt in diesem und den nachfolgenden Franzosenkriegen ausgestanden, übertraf zu Anfang des 18ten Jahrhunderts die große Feuersbrunst, die am Montag den 25sten Sept. 1726, Abends zwischen 8 und 9 Uhr, durch Unachtsamkeit mit dem Licht beim Futter angegangen, fast alle öffentliche und Privatgebäude, wenig schlechte Häuser ausgenommen, verzehrte. Die meisten Häuser wurden, wegen der Enge der Straßen, zuerst an den Giebeln vom Feuer ergriffen, goßen ihren feuerspeienden Regen auf die Arbeiter

herab, und machten das Löschen unmöglich. Der Brand währte mehrere Tage, und ward in der zweiten Nacht durch einen stürmenden Wirbelwind unterstützt. Die uralte Hauptkirche brannte von innen mit Uhren, Orgel und Dachstühlen aus; die Glocken zerschmolzen, Säulen, Schwibbögen und Hauptgründe wurden gesprengt und zerschmettert; der hohe gothische Haupt- und Glockenthurm stand in und nach dem Brande lange Zeit schneeweiß glühend da. Die Kirche schien damals unwiederherstellbar, ist aber seitdem wieder in guten Stand gesetzt worden.

Das Elend der Einwohner war gränzenlos. Viele hundert Abgebrannte kampierten Tage lang in Gärten und auf dem Felde elendiglich in Sturm und Regen. In einer armseligen Capelle, die allein unversehrt geblieben, wurde der Gottesdienst gehalten, und weil kein einzig Glöcklein in der ganzen Stadt übrig geblieben, so wurde mit der Trommel das Zeichen gegeben; denn der Herzog von Würtemberg hatte der unglücklichen Stadt drei Compagnien seines Leibregiments zu Bewachung der Thore und des Eigenthums gesandt. Der reichliche Herbstsegen verdarb an den Weinstöcken; es fehlte an Fässern, ihn unterzubringen; denn alle [illegible] in den Kellern verbrannt oder verkohlt, der alte Wein ausgelaufen und von der Hitze vertrocknet.

Die bedrängte Stadt wandte sich an den Reichskonvent, und wurde mit schwäbisch Hall, das zu gleicher Zeit das gleiche Unglück betroffen, auf 20 Jahre für Reichssteuerfrey erklärt.

Nach diesem Brande wurde die Stadt in etwas kleinerem Umfang, jedoch nicht schöner und nach keinem regelmäßigen Plane wieder aufgebaut; an die Stelle der 12 alten Thore traten nur 4 Haupt- und 2 Nebenthore, jene mit steinernen Brücken über die breiten Stadtgräben, welche jetzt mit Gärten ausgefüllt sind, und an deren Seite eine schöne Fahrstraße zwischen den Vorstädten und der innern Stadt rings um diese letztere führt. Vierzehn Thürme (jetzt wohl zum Theil abgebrochen) zieren die hohen und festen Stadtmauern und die Gräben. Zwei Bollwerke sind, eins gegen Süden, mit unterirdischen Gängen, und eins gegen Norden angebracht. Die Stadt zählt jetzt 9294 Einwohner, und etwa 1150 Gebäude, worunter wenig massive; die Straßen sind ziemlich breit. Die

Echaz, die an der Stadt vorbeifließt, und durch alle Straßen geleitet werden kann, gewährt den Müllern, Gerbern und andern Professionisten der gewerbsreichen Stadt große Vortheile. Sie führt Forellen. Außer der oftерwähnten Hauptkirche und dem schönen aber abgelegenen Rathhaus bietet die Stadt keine ansehnlichen Gebäude dar.

Reutlingen hat ergiebigen Weinbau, bedeutende Gerbereien, Leimsiedereien, Webereien, Wortenwürkerei, Spitzenfabrikation, Pulvermühle, starke Buchdruckerei, gegenwärtig besonders für die würtembergische Societät zur Herausgabe der Classiker in den holländ. Ausgaben in rühmlicher Thätigkeit; Handel mit Manufakturwaaren. Eine Schwefelquelle, der Heilbrunn genannt, seit 1713 öfters untersucht, nahe bei der Stadt, vor dem mittlern Thore nördlich auf der Riethwiese gelegen, fängt an geschätzt und besucht zu werden. Sie ist jedoch mit keiner Badeinrichtung verbunden. Bemerkenswerth um ihrer Seltenheit willen ist auch noch eine Stiftung für 2 arme keusche Jungfrauen, denen jährlich 20 Pf. Heller zur Aussteuer gegeben werden sollen. Diese werden am Freitag vor dem Palmtag im Spital von dessen Pfleger und dem Stadtpfarrer ausgewählt, in Procession zur Kirche geführt und gespeist. So wurde es wenigstens im J. 1805 noch gehalten. — Anlagen und öffentliche Spaziergänge hat und braucht die Stadt keine, da die ganze Gegend der schönste Garten ist.

Neben der Achalm und dem St. Jörgenberg sind noch angenehme Höhen um die Stadt: der Scheibengipfel, mit dem Goldloch, einem verlassenen Bergwerke; der Galgbühl an einem waldigen Hügel, mit Wiesen, Weinbergen und Baumgütern umgeben, ehemals dem Rempischen Geschlechte gehörig, mit Wirthschaft. Endlich die pyramidenförmige Altenburg, ein kleiner, dem Jörgenberg ähnlicher Albvorsprung. Im 16ten Jahrhundert war sie von Edelleuten bewohnt, die am Sonntag in rothen Mänteln ehrbarlich in die Kirche von Gomaringen kamen, am Werktag Vormittags das Feld bauten, des Abends aber auszogen, die Vorübergehenden zu berauben. Von ihrer Wohnung sind noch Spuren zu sehen. Auf der Westseite ist jetzt die Wohnung des Pachters. —

Die alte Verfassung der Stadt Reutlingen, während der Dauer ihrer Reichsfreiheit, war demokratischer Natur, und vielleicht lassen sich manche noch nicht verwischte Eigenthümlichkeiten des Charakters der Reutlinger hieraus erklären. Die gesammte Bürgerschaft wählte alle Jahre ihre Obrigkeit neu, ein Recht, das sie von Carl IV. im J. 1374 erhalten. Der Magistrat bestand aus 16 Senatoren, von denen die 3 Erstgewählten Bürgermeister, der 4te Vice-Bürgermeister war, aus 12 Zunftmeistern, von welchen die beiden ersten Schuldheißen hießen, und aus dem Syndikus, dem einzigen Rechtsgelehrten. Dieser, mit den Schuldheißen und Bürgermeistern, bildete das geheime Collegium; der Bürgermeister, die 3 nächsten Senatoren, die 3 ersten Geistlichen und der Syndikus machten das Consistorium aus. Noch bestand eine Bau-Deputation und ein Feldgericht unter dem Vorsitz des zweiten Bürgermeisters. Jede der zwölf Zünfte bildete ein Zunftgericht aus 13 Personen, besonders für Handwerkssachen; alle Zunftgerichte zusammen (156 Personen) machten den großen Rath aus, der aber nur bei wichtigern Staats-Angelegenheiten und bei der jährlichen Wahl zusammengerufen wurde. Schuldsachen gehörten vor das Schuldheißenamt. Durch den Pariser Frieden und den Reichsdeputationsschluß von 1803 kam Reutlingen unter würtembergische Herrschaft, nebst seinem Gebiete mit den Dörfern Bezingen, Wannweil, Ohmenhausen, Brunnweiler und Stockach, zusammen 9639 Seelen.

Jetzt ist Reutlingen Sitz einer Kreisregierung und einer Kreisfinanzkammer.

Route des vierten Tages.

Auf den Roßberg . .	2 St.
Nach der Nebelhöhle .	2 —
Auf Lichtenstein . . .	¾ —
Nach Oberhausen . .	¾ —
Nach Unterhausen . .	¾ —
Nach Pfullingen . . .	1¾ —
Auf die Achalm . . .	1¾ —
Nach Reutlingen . . .	¾ —
	8¾ St.

Hiezu der Jörgenberg hin und her . . 1 St.
Der Mägdleinsfels hin und her . . . 2 —

11¼ St.

Fünfter Tag.

Ueber Rauh-Sankt-Johann nach Urach.

Obgleich Urach von Reutlingen nur 4 kleine Stunden entfernt ist, so nimmt es doch mit seinen Umgebungen, mit der Festung und den Seitenthälern, die nicht vorübergegangen werden dürfen, einen vollen Tag weg. Die Chaussee führt von Reutlingen über Metzingen (1¾ St.), von da durch das Uracher Thal, über Neuhausen (¾ St.), Dettingen (¾ St.) nach Urach (1¼ St.) in der Ebene; aber unsre Wanderer folgen ihr nicht, und auch wenn sie zu Wagen sind, schicken sie diesen über Metzingen nach Neuhausen oder Dettingen, wenden sich selbst zu Fuße vorerst nach Süden, und betreten die Vicinalstraße, die wohl gebahnt über den südwestlichen Fuß der Achalm, der eine ziemliche Höhe bildet, nach dem großen Marktflecken

Ehningen

führt, dem größten Dorfe des Landes (4584 Einw.). Dieses liegt zwischen der Achalm und der Gebirgskette im Thal, jedoch höher als Reutlingen, und ist meist von herumziehenden Krämern bewohnt.

Es ist das vollkommene Gegenstück von Sönningen, ja der Handel ist hier noch allgemeiner, und ¾ der Bürger sind Kaufleute, die sich vom Landhandel mit allen Kaufmannsartikeln, hauptsächlich aber mit Ellen-, Galanterie- und kurzen Waaren nähren. Mann, Weib, Tochter und Sohn ziehen damit hinaus. Spitzenkrämer heißen sie von einem eignen Fabrikate, das aber den geringsten Theil ihres Handels ausmacht. Sie theilen sich in 3 Hauptclassen: die erste bezieht ihre Waaren vom Ausland, und verschließt sie wieder

dahin auf Messen und an Krämer, auch an Mitbürger en gros. Die zweite Classe beschränkt sich auf inländische Märkte und auf den Detailhandel; eine dritte ist blos dem Hausieren mit unbedeutendern Artikeln ergeben; namentlich handelt sie mit Volksbüchern, und bedarf eben darum und wegen ihrer physischen und moralischen Verdorbenheit einer ganz besondern Aufsicht. Bei 200 Familien nähren sich von diesem unrühmlichen mit Bettel und Betrug verbundenen Hausierhandel. — Ursprünglich waren alle Ehninger Krämer nichts als Hausierer und Lastträger der Reutlinger Kaufleute: erst seit 50 Jahren kaufen sie ihren Bedarf in Frankfurt und auf andern Messen ein, und handeln damit in einem großen Theile von Deutschland, in der Schweiz, im Elsaß, in Lothringen u. s. w. Auf manchen Messen, wie in Salzburg und Tyrol haben sie einen Absatz von mehrern 1000 fl., sind auch im Stande, bedeutende Summen zu kreditieren. Diese bedeutendern Handelsleute beschäftigen ihre ärmern Mitbürger, so wie die Bortenwürker in Pfullingen, die Zeugmacher in Metzingen und Ebingen, und manche andre Fabrikanten. Auch dem Leinwandhandel in Urach sind sie förderlich. Ihre Farthen sind kürzer, als die der Gönninger. Gewerbe und Handel im Orte selbst sind unbedeutend. Die Spitzenproduktion beschäftigt nur arme und alte Weiber. Das Grundeigenthum wird von den Wanderern vernachlässigt; Felder und Kinder vermiethet. Daher allgemeine Verwilderung. Die Kinder, sobald sie die Schule verlassen, zum Handel angehalten, machen sich gar bald „einen Hinterbeutel," d. i. sie betrügen die Eltern.

Kein Wunder, daß Unzucht, Rechthaberei, Proceßkrämerei, Unbotmäßigkeit, Frechheit, Widersetzlichkeit bei Verzagtheit, im Durchschnitt der herrschende Charakter eines Völkchens geworden, dessen Grundzüge, nach der Versicherung genauer Beobachter, Gutmüthigkeit und Lenksamkeit sind.

Von Leibe ist der Ehninger derb und gewandt; seine Sprache ist durch die mannichfachen Wanderungen sonderbar gemischt. Auch seine Gebräuche haben ihre Eigenthümlichkeit. Bei Leichenbegängnissen halten die nächsten leidtragenden Personen eine stete Unterredung mit dem Verstorbenen, während sie hinter dem Sarge hergehen.

Bei Hochzeiten begiebt sich die Braut nach der Mahlzeit in großer Begleitung vom Gasthofe nach Hause, um sich

für den Ball umzukleiden. Während dieß geschieht, beeilt sich die Begleitung im Hause mit Tanz und Wein. Von da geht der Zug mit der umgewandelten Braut in das Haus der nächsten Baase. Auch diese kleidet sich jetzt um, und inzwischen wird aufs Neue getrunken und getanzt. So wird fortgemacht, bis alle Hauptpersonen zusammengetrunken und getanzt sind. Jedoch sind diese Gebräuche in neuern Zeiten ziemlich in Abgang gekommen.

Nach Rauh-Sankt-Johann und auf den grünen Felsen.

Hinter Ehningen empfängt den Wanderer das Gebirge wieder. Der Weg nach Rauh-Sankt-Johann (1¼ St.) kann zur Noth, wenn die nachstehende Bezeichnung genau beachtet wird, ohne Führer gemacht werden. Erst eine hohe Albstraße hinauf, die im Dorfe erfragt werden kann, zur Seite hat man die schönen Höhen des Kuttenbergs (mit herrlicher Aussicht) und des niedrigen Rangenbergs, der aber eine Aussicht gewährt, die der Achalmer wenig nachgiebt, und auf dessen Grath sich, große Seltenheit auf einem Flözgebirge, viel Granit findet. Links die Achalm; hinter sich die Altenburg, den Jörgenberg, Pfullingen, und vorwärts Ehningen, alles zu einer allerliebsten Landschaft grouppiert. Der Weg nach St. Johann selbst geht nordöstlich den Gaisberg hinauf; (ein unmittelbarer Fußweg zum grünen Felsen führt den Kuttenberg hinauf; erfordert aber nothwendig einen Führer). Bald von schönem Wald aufgenommen wendet man sich östlich, und gelangt auf der Höhe zu einer ganz jungen Lindenallee, die man verfolgt, bis zu einem links einzuschlagenden Pfade, der in den Buchenwald und unerwartet zum Jägerhaus und Jagdschlößchen Sankt-Johann führt. Ursprünglich war hier nichts wie ein Waldbruderhaus. Herzog Eberhard Ludwig schuf es zu einem Jagdschloß um. Der hier wohnende Revierförster erquickt mit dem Nöthigen; und verschafft zu der, keine halbe Stunde entfernten, vom Jägerhaus westlich gelegenen, köstlichen Bergspitze, die wahrscheinlich von der nicht mehr kenntlichen Farbe des Gebäudes, das den jähen Felsen umgiebt,

Der grüne Fels
(Höhe 2809 W. F.)

heißt.

Aus dicht verwachsenem Wald, dessen stundenlanges Fortgehen auf der ebnen Albhöhe man erwartet, tritt man ganz unvermuthet auf die Gebirgskante, und jenen vorspringenden Felsen heraus, der die wohlbekannte lachende Aussicht auf die Fläche, und zwar gegen Norden bis zum Katzenbuckel des Odenwalds, und zum Königsstuhl bei Heidelberg darbietet, nur gegen Osten durch die Gebirge des Uracher Thals stärker abgeschnitten, dagegen sich südwestlich die Achalm und hinter ihr die Grouppen der Obern Alb ganz neu darstellen. Der Standpunkt selbst ist durch die schwindelnde Höhe und den Kessel, den das Gebirge bildet, das sich hier in einem Halbcirkel herumschlingt, einzig; das Dörfchen Glems, das in seinem Obstwald sich verlierend, senkrecht unter den Füßen des Wandrers in der waldigen Tiefe liegt, ist wohl mit den Schweizer-Dörfern, an welchen sich das Auge des von Rigi herabsteigenden Wandrers erquickt, zu vergleichen. Eine ähnliche Aussicht gewährt auch der benachbarte Wolfsfels. (Andre geben dem grünen Felsen selbst diesen Namen). — Links von dem grünen Felsen strecken noch zwei andere aus dem Waldabhang ihre schroffen Zeigefinger empor; auch sie sind bald bestiegen und, so nahe sie sind, so wechseln doch wieder die nächsten Umgebungen auf ihnen.

Von diesem Standpunkte, der einer duftigen Morgen-Beleuchtung sehr günstig ist, bieten sich dem Wandrer zwei Wege dar, die beide beschrieben werden müssen.

Der eine führt nach Sankt-Johann zurück und auf dem Gebirge fort. Da gelangt man bald an den herrschaftlichen Fohlenhof durch eine Lindenallee. Hier steht man an dem Abhang eines tiefen Seitenthales der Alb; rechts ab führt der interessante Fahrweg erst auf der Kante des Gebirges fort, dann so ins Thal hinab durch Wälder, daß der untre Fohlenhof links bleibt. — Der Fußgänger aber folgt hier oben links einem steinigten Wege etwa 8 Minuten lang abwärts. Da öffnet sich schon ein Durchblick in das herrlichste Waldthal, und im Hintergrund hebt sich der Uracher Schloßberg mit seinen Ruinen und Felsen hoch aus der waldigen Tiefe. Zwei steile Wege führen in dieses enge Thal hinab, durch dichtes

Waldgesträpp, beide höchst beschwerlich. Der, welcher weiter rechts hinabgeht, vielleicht der abschüssigere, ist doch als der weit merkwürdigere vorzuziehen, weil er an den

Güterstein

hinabführt.

Ursprünglich stand hier eine besuchte Marienkirche, die das Kloster Zwiefalten im J. 1279 vom Grafen Ulrich von Würtemberg zu erhalten gewußt und in eine Probstey verwandelt hatte. Diese forderten, in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, die Grafen Ludwig und Ulrich, die Söhne Henriettens, zurück, denn sie mochten gerne ein Kloster in der Nähe ihrer Residenz Urach haben, wo sie ihrer Andacht pflegen konnten.

So gründeten sie im J. 1439 hier ein Carthäuser-Kloster von guter Zucht. Auch war die rauhe Gegend für die strenge Ordensregel dieser Johannisjünger ganz geeignet. Die Carthause stand auf einer fast unzugänglichen Stelle, mitten auf dem steilsten Absturze des Berges. Daneben eine Kapelle Johannis des Täufers. Die Grafen begabten das Kloster reichlich; ja sie hatten eine solche Vorliebe für diesen Ort gefaßt, daß sie ihr Erbbegräbniß nicht mehr zu Stuttgart, sondern in diesem stillen Thale haben wollten. So ward Graf Ludwig hier begraben, der im J. 1450 zu Urach an der Seuche starb; ferner seine Gemahlin Mechtild, und sein Sohn Ludwig († 1457), ja noch später, im J. 1530, Herzog Christophs 17jährige Schwester Anna (auch sie hatte die Pest zu Urach weggerafft). Alle diese Leichname wurden aber später in die Gruft nach Tübingen gebracht (s. unten).

Vielleicht hatte dieses Kloster auch Antheil an der großen Sinnesänderung des Grafen Eberhard im Bart. Der Prior zu Güterstein, gewöhnlich der alte Vater genannt, besaß des jungen Grafen besonderes Zutrauen. Als er nun, aufgeregt durch die Begebenheiten der Zeit, die einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Feinde der Christenheit vermuthen ließen, eine Wallfahrt in das gelobte Land beschloß, ein Entschluß, mit dem ein neues, geistiges Leben in ihm aufgegangen zu seyn scheint, ging er hin nach Güterstein, und übergab dort sein Testament. „Es war gewiß ein feierlicher Tag, da Eberhard in jener Carthäuse, in dem schauerlichen Felsthal, über dem Grabe seines Vaters und seiner Brüder, umgeben

von Jugendgenossen*), von ergrauten Dienern, von vielen gottseeligen Männern, knieend vor dem Hochaltar, das Gelübde der Pilgerschaft aussprach, und des alten Vaters Segen empfieng. Dieser Tag, es war der 10te Mai 1468" **). Leicht mag einer unsrer vaterländischen Frühlings-Wandrer seine Wiederkehr auf dieser geweihten Stelle feiern. — Auch bei seiner Heimkunft aus dem gelobten Lande, ehe der Graf seine Mutter, seine Räthe, seine Freunde sah, ging er nach Güterstein, zu dem alten Prior.

Einer der interessantesten Bewohner des Klosters war der Ritter Rudolph von Ehingen, von dem der Wandrer in dieser Waldeseinsamkeit, die er ehedem bewohnt, vielleicht nicht ungern einiges Weitere liest:

Rudolph von Ehingen,

Burkhards Sohn, geb. im J. 1378, brachte seine Jugend in Oestreich und Ungarn zu, in treuen Diensten König Siegmunds und anderer Großen. Von da kehrte er im J. 1416 ins Land zurück, und wohnte bei seinem kinderlosen Oheim in Hohenentringen. Diesen beerbte er, heirathete eine Fräulein Agnes Truchseß v. Haimertingen, und wohnte mit 4 andern Rittern in Lieb' und Eintracht auf jenem Schlosse; die fünf zusammen zeugten da 100 Kinder. Im Jahr 1420 ward er Rath und Vertrauter der Gräfin Henriette, Regentin von Würtemberg. Aus Wien hatte er große Kostbarkeiten theils gebracht, theils von seinem Bruder Wolf geerbt, weil aber in Schwaben damals die Sitte nicht war, so kostbare Kleider zu tragen, so richtete auch er sich nach dem Brauch des Vaterlandes, so lang er auch im Auslande gedient, und verkaufte jene Herrlichkeiten nach Frankfurt. Nach Henriettens Tod, als Graf Ludwig und Ulrich das Land getheilt, ward er Ludwigs Rath, und von Ulrich mit Entringen belehnt. Während des Vormundstreites hatte er den jungen Eberhard (im Bart) unter seiner Obhut, später ward er Statthalter und Rath desselben. Er war schön, wacker und klug, arbeitsam und fleißig; mit Prälaten,

*) Ihn geleiteten 24 Edle, darunter Georg Bombast von Hohenheim, ein Johanniter-Ritter, Großvater des berühmten Theophrastus Paracelsus.

**) Diese vortreffliche Stelle, wie das meiste über Güterstein, ist aus unsers Pfisters Eberhard entlehnt.

Grafen und Edelleuten lebte er friedlich. — Seine Gemahlin ſtarb an einer Geburt, und nun lebte er in 30jährigem Wittwerſtande.

Als er das ein und achzigſte Lebensjahr erreicht, vertheilte er im J. 1459 unter die 4 Söhne, die ihm geblieben waren, ſeine Güter, machte ſein Teſtament, beſtellte ſeine Leiche, erkaufte von Tübingen einen jährlichen Gedächtniß- und Ehrentag, an welchem würdigen Armen 100 Mannsröcke und eben ſo viel Weiberröcke ausgetheilt werden ſollten. Darauf ritt der Greis mit 3 ſeiner Söhne nach dem Grabe der h. Hailwig bei Rottweil. Sie ſey aus der Ehinger Geſchlecht, ſprach er, darum wolle er Abſchied von ihr nehmen. Dann gieng er nach Ehingen, wo er getauft worden, und wohnte dort dem Gottesdienſt bei. Auf dem Rückwege ritt er an ſeinem Schloſſe zu Killberg vorüber, ohne einzukehren, und begab ſich in das Carthäuſer Kloſter zu Güterſtein, bei der Kapelle Skt. Johannis des Täufers, wo er ſich ſchon vorher ein Kämmerlein für ſich und ſeinen Diener beſtellt; nachdem er ſeine Söhne mit frommen Ermahnungen entlaſſen. Von nun an aß er kein Fleiſch mehr, und lebte Tag und Nacht der Ordensregel gehorſam; nur die Kutte konnte ſein ritterlicher Leib nicht an ſich leiden. Sein liebſter Sohn, der Ritter Georg, der früher auf den Rath des Vaters das Hofleben verlaſſen, mit den Johannitern gegen die Türken geſtritten hatte, nach Jeruſalem und Damaſcus gewallfahrtet war, in Frankreich, Spanien, Portugall und Fez ſeine Tapferkeit gezeigt, nachmals Regimentsrath Graf Eberhards im Bart, dieſer Georg beſuchte ihn hier oft, und wohnte auch ſeinem letzten Stündlein bei. „Ich gönne euch der Ehren wohl, ſprach der Alte, daß ihr bei eures Vaters Ende ſeyn dürft. Nun iſt die Zeit meines Sterbens hie. Ich habe aber Gott den Herrn aller wegen gebeten, wenn es mir nutz wäre zur Seeligkeit, daß er mir ſo viel Jahr und Tage verleihen wolle, als Skt. Johannes, der Apoſtel und Evangeliſt gelebt. Solches hat er faſt an mir erfüllet. Ich bin auch bereit, mit ganzen Freuden zu ſterben.“ Darauf erloſch er wie ein Licht um Skt. Galli Tag 1467 im 89ſten Jahr ſeines Alters, nach achtjährigem Aufenthalte zu Güterſtein. Den groſſen Fußſchemel ſeines Bettes hatte er ſich zum Sarge beſtimmt, und ward, in dieſen eingeſchloſſen, nach Entringen ins Grab, das er vorher ſich auserſehen, geführt.

Ein Umstand ganz eigner Art zog dem Kloster seinen Untergang zu. Nach einer ziemlich sichern Tradition suchte der Herzog Ulrich, da er, vom schwäbischen Bunde vertrieben, unstät und flüchtig umherirrte, Schutz und Aufenthalt, wie auf Lichtenstein, so auch in dieser Carthause, wurde aber von den Clausnern abgewiesen. Dadurch aufgebracht, zerstörte er das Kloster nach seiner Wiedereinsetzung. Gewiß ist, daß er schon im J. 1534, da er mit dem Landgrafen Philipp von Hessen während der Belagerung von Hohenurach hier sein Hauptquartier hatte, die hartherzigen Brüder seine Ungnade in hohem Grade fühlen ließ. Im J. 1554 aber war der Platz schon so im Verfall, daß der Herzog Christoph für nöthig fand, die fürstlichen Leichname nach Tübingen bringen und dort beisetzen zu lassen. Und unter den aufgehobenen Klöstern war es eines der ersten.

Jetzt sind nur noch wenige Spuren dieses Klosters zu sehen. Ja schon im 16ten Jahrhundert war nichts mehr da, als Mauern, Weinkeller und ein Theil der Kirche. An seine Stelle ist ein sehenswerthes Brunnenhaus getreten, in dem eine an 5 Stellen dem Felsen entspringende Felsenquelle nach kurzem Falle gefaßt und durch 3 Stiefel einer Wasserkunst in schenkelsdicken bleiernen Teicheln 300 Schritte den Berg hinauf zum Fohlenhof und Skt. Johann geleitet wird. Das Haus, laut der eingemauerten Inschrift, von Eberhard Ludwig gegründet, ist seit wenig Jahren neu erbaut. Das übrige Wasser stürzt in schönen Fällen den Berg hinab, und ist längst durch seine Eigenschaft des Inkrustierens bekannt.

Ganz im Thale kommt man darauf zu dem neuerbauten Fohlenhofe Güterstein mit der Wohnung des Fohlenmeisters, und wandelt jetzt im tiefen, kühlen, rund umschlossenen Bergeskessel, umrauscht von Waldbächen, auf geradem Wiesenpfade der Veste Hohenurach zu.

Hier stehen wir stille, und wenden uns zu dem andern Wege, der sich vom grünen Felsen aus anbietet.

Das Uracher Thal.

Wer nämlich das Uracher Thal noch nicht gesehen, thut, zumahl wenn es Blüthezeit ist, wohl, den eben beschriebenen Weg, so romantisch die Parthie ist, dennoch aufzuopfern, und eine ganz andre Richtung zu nehmen.

Vom grünen Felsen führt zur Fläche hinab nordöstlich, die Bergwand durchschneidend, die eine Cascade des Uracher Thales bildet, ein fahrbarer Steinweg mitten durch den Wald, mit beständigem, weitem Ausblick auf die Ebene. Diesen verfolgt der Wandrer so lange, bis er sich links dreht, und nach Neuhausen hinabführt. Hier verläßt er ihn und den Wald, und an der Stelle, wo er, nun schon etwas rechts gewendet, die Oerter des Uracher Thales Metzingen, Neuhausen, Dettingen, samt dem untern, offnen Theile des Thals zu seinen Füßen freundlich gelagert sieht, kehrt er sich auf einem kaum sichtbaren Fußpfad gegen das letztgenannte Dorf, Dettingen, eine mit Genzianen und andern Blumen übersäete Berghalde hinab, das er in wenigen Minuten erreicht, und wo er sich nun mitten im Uracher Thal befindet, in welchem wir uns einen Augenblick umsehen müssen.

Hinter ihm liegt der offnere, freundliche, aber minder interessante Theil des Thales, zunächst Neuhausen, noch weiter der Ebene zu Metzingen.

Metzingen ist einer der bedeutendsten Marktflecken des Landes (3609 Einw.), und liegt anmuthig an der weidenumschatteten Erms. Wer den Sattelbogen bereist, lasse es nicht unberührt liegen. Ursprünglich war es Eigenthum der Grafen von Achalm. Eine Volkssage, die von alten Historikern für Geschichte genommen wurde, berichtet, daß früher in dieser Gegend eine Stadt Ettenhayn gestanden, bei der im J. 761 Pipin dem Herzog von Schwaben, Lanfred, eine gräßliche Schlacht geliefert und 12,000 Schwaben niedergemacht habe. Die Stadt sey zerstört worden, und an ihrer Stelle habe im J. 963 Graf Wilhelm von Achalm den Grund zu Metzingen gelegt. — Gewiß ist, daß im vorigen Jahrhundert zuletzt noch ums J. 1780, zwischen Metzingen und Riederich (auf der Stuttgarter Straße) zu wiederholten Malen Bogen, Harnische, Pfeile, Hellebarten und Schwerter, und in großen unterirdischen Gruben vermoderte Menschenknochen aufgehäuft gefunden worden. Leider wurde nichts von diesen Gegenständen öffentlich aufbewahrt. — Die kleine Erms richtet, von Platzregen angeschwellt, von Zeit zu Zeit furchtbare Ueberschwemmungen hier an. Die furchtbarsten waren im J. 1741 und 1789, die letztere riß nicht weniger als 16 Gebäude von Grund weg, und verursachte einen Schaden von 55,000 fl. Bei der Wegschaffung des Angeschwemmten stiessen die Arbei-

ter zwiſchen Metzingen und Neuhauſen auf zehn behauene Steine, Statuen, Poſtamente, Inſchriften, unverkennbar römiſchen Urſprungs. Das Ganze ließ ſich füglich zu einem Opferaltar gruppieren, und ſcheint die Vermuthung, die wir an einem andern Ort ausführen wollen, zu beſtätigen, daß ſeit dem Standquartier der Legionen Caracalla's die Veteranen den ganzen Neckar entlang Dotationen erhalten und bleibende Anſiedelungen begründet. — In der Kirche zu Metzingen, die ſchön und geräumig iſt, ſieht man einen Grafen von Achalm knieend und betend, mit einem Prieſter zur Seite, abgebildet, über ſeinem Haupte das Achalmer Wappen. — Metzingen hat ſchöne Wollenwebereien, und einen höchſt ergiebigen Weinbau. Seine 7 beiſammenſtehenden Keltern ſind dem Unterländer Weingärtner bekannt, und merkwürdiger, als Aegyptens 7 Wunderwerke. Im Jahre 1728 ertrug Ein Morgen Weinbergs 32 Aimer, der Preis des Aimers war 3 fl. 24 kr. — Die eine Hälfte Metzingens kam ſchon im 11ten Jahrhundert an Würtemberg, die andere wahrſcheinlich am Schluſſe des 13ten. (S. die Schrift: Achalm und Metzingen. Tüb. 1790).

Hier iſt das Thal noch eine halbe Stunde breit, mehr Feld als Obſt, und die Geſtalt der Berge großartig und ſchön, aber noch nicht wild und drohend. Von den beiden Bergwänden, welche die Couliſſen des Thales bilden, iſt die nach Südweſten ſchauende, die den Gebirgszug anfängt, der ſich öſtlich gegen Neufen zu zieht, ein Zweig des allmählig in die Ebene ſich niederſenkenden

Sattelbogens.

Dieſer Gebirgsaſt bedarf wohl einer weitern Bezeichnung, denn wen die Eile drängt, oder andre Gründe beſtimmen, Urach mit ſeinen Umgebungen liegen zu laſſen, der findet hier eine unvergleichliche Bergſtraße nach Neufen über dieſen Sattelbogen. Die Hauptſtraße über dieſen Gebirgsaſt verbindet Dettingen mit Neufen. Der Gipfel des Gebirges, das Hörnle von ſeiner Geſtalt genannt, erhebt ſich zwiſchen Urach und Neufen, ſüdöſtlich von unſrem Thal, aber von den nahen Bergen verdeckt; die nächſte Gebirgswelle, die dieſer Gipfel vorwärts treibt, heißt der Starkenberg, eine zweite größere, aber ſchon tiefere, der Tuſenberg; von hier läuft

das Gebirge in zwei Aeste aus: der eine gegen Norden bildet den Sattelbogen im engern Sinn, erhebt sich dann in einen Weinberg, und läuft hinab in die Ebene. Der andre mächtigere gegen Westen bildet mehrere Gipfel, den Sankt-Florianusberg, von drei Seiten mit Reben bewachsen, durch Glimmer und Granit ausgezeichnet, ehemals mit einer Capelle eines Heiligen geziert, den Clausenberg und, wo der Ast sich westlich in die Ebne bei Metzingen verliert, den Metzinger Weinberg mit einem weissen, weithin schimmernden Thürmchen. Die südwestliche Seite dieses Astes macht die ebengenannte Bergwand des Uracher Thales aus. Zwischen diesen mannigfaltigen Gipfeln nun windet sich, zuerst durch den sogenannten Weinberg, der sich durch einigen Marmor, nach Gold schimmernden Sand, und einen See auszeichnet, der steile Bergweg von Metzingen über den Sattelbogen nach dem Städtchen Neusen erst durch Weinberge, dann über Viehwaide, zuletzt über einen Gipfel mit Buchen und Eichen. So lange ist man auf dem westlichen Gebirgsast fortgegangen; nun geht es über den hohen Fuß des Tusenberges auf den nördlichen hinüber, und damit beginnt der Reitz der Gegend; denn hier auf dieser Mittelregion des Gebirges ist Thal- und Berg-Natur wunderbar vermählt; man steht schon so hoch, man hat die weite Fläche schon so tief unter sich, athmet eine so scharfe und reine Luft; und doch sind diese Höhen, die sich an die finstern Wälder lehnen, mit Obstgärten überdeckt, und zwei lachende Dörfer blicken zwischen den Baumgeländen, den Wäldern und Weinbergen hervor, das eine östlich gegen Neusen, Kolberg, auf einem flacheren Bergrücken, das tiefere weiter links, nördlich Gravenberg. Nach dem erstern kehrt sich der Wandrer, nachdem er einen belohnenden Rückblick auf Sankt Florian und die Achalm gethan; seitwärts hat er die Filder, in der Ferne den Schwarzwald und den Schönbuch; vor sich Neusen, die Festung. Von Kolberg steigt er über den untern Sattelbogen (und dieser Senkung der Gebirgslinie gehört ursprünglich und im engsten Sinne dieser Name), und wird von einem neuen Ausblick gegen Osten auf die drei blauen Gipfel des Staufen, des Rechbergs und des Stuifen überrascht; weiter links hinab verliert sich das Auge in den Gebirgsscheiden des Rems- und Neckarthals. Nun geht es über Fruchtfeld hinab nach dem Städtchen Neusen, wo Berg und Thal, dessen oberer Theil hier nur

gesehen wird, etwas ärmer und kahler werden. Der ganze Weg beträgt von Metzingen aus zwei Stunden, deren Mittelpunkt Kolberg ist.

Fortsetzung des Uracher Thals.

Doch zurück ins Uracher Thal, und zu der Bergwand, die gegen Nordosten schaut. Hier hebt sich das andre Eck des Thales, der Dettinger Roßberg, dessen westliche Seite der Reisende vom grünen Felsen aus durchschnitten hat, zu einer mächtigen Höhe, und setzt sich von Westen gegen Osten bis an die Uracher Markung fort. Auf seinen Gipfel führt, an der Seite einer nackten Bergwand, die ein Erdfall den ganzen Berg hinab gebildet, ein steiler Fußpfad; Merkwürdigeres aber bietet ein andrer Weg hinauf, die Roßfelder-Staige. Noch auf der Ebene kommt man hier an das Hölenloch, ein durch 4 senkrechte, 60 Fuß hohe, Felsenwände gebildetes Viereck. Quer über seine Mitte geht eine hohle Felsenbank, unter der man durchkriechen kann, worauf man an ein senkrechtes in unendliche Tiefe hinuntergehendes Felsenloch kommt. Am Gipfel der Bergstraße ist wieder eine Höhle in den Felsen, des Gönningers Höhle genannt, die sich aber bald verengt und in die Tiefen des Berges hineingeht. Dieser Roßberg, mit Buchen bedeckt, und einem Eckfelsen gekrönt, ist der höchste in der ganzen Gegend, und gewährt die gewohnte unbegränzte Flächenaussicht; rechts noch dazu einen Niederblick ins Uracher Thal, links auf die Achalm und die Oberalb. Nach Süden endlich sollen die Schweizer- und Tyroleralpen bei günstiger Witterung (d. h. bei heitrem Südost-Himmel unmittelbar vor oder nach einem Regen) sichtbar seyn. So ist er des Besuchs wohl werth, der ihm mit einem guten Sankt-Johannerführer am bequemsten vom grünen Felsen aus gemacht werden könnte; man gienge dann auf der Berghöhe fort, und die Roßfelder Staige hinab, nach Dettingen.

Am Fuße des Roßbergs liegt abgesondert ein kleinerer Berg, in Form eines abgekürzten Kegels, das Karrenbüchlein genannt, kahl und steil, durch den hohen Nachbar verkleinert.

Mit Dettingen beginnt der pittoreskere Theil des Uracher Thals, das von hier an viel schmaler wird, und bald

keine Viertelstunde mehr breit ist. Zur Linken fließt dem Wandrer die Erms, das klare Waldwasser, das ihm in Urach gute Forellen verspricht. Zu beiden Seiten der Heerstraße aber ist ein herrlicher Blüthenwald von Kirschen, Zwetschgen, Birn- und Nußbäumen, der bis dicht vor die Stadt Urach hinreicht. Diese, an dem Hintergrund einer Bergwand gelagert, samt dem vorwärts gelegenen halbkugelförmigen Festungsberge, erscheint dem Auge erst da, wo sich das Thal zur Rechten mehr gegen Süden krümmt, und seinen wilderen Charakter annimmt. Jezt werden auch die Berge, die der Wandrer links hat, höher und waldiger; besonders aber bekommen die zur rechten Hand entschiednere Formen und eine wildere Gestalt. Dichte Buchenwälder kleiden diese Kegel, Kugeln, und Särge in ein undurchdringliches Grün, und reichen bis zur Ebne hinab, wo sie an den Blüthenwald der Obstbäume stossen. In kühle Seitenthäler thut das Auge von Zeit zu Zeit einen erfrischenden Blick. Das erste ist das obenbeschriebene Güterſteiner Thal. Nehmen wir an, daß ein Theil der Reisegesellschaft sich auf dem grünen Felsen getrennt, und über Sankt-Johann, den obern Fohlenhof, Güterstein und den untern Fohlenhof in dieses Thal gelangt ist, so wandern diese Reisenden durch die Matten, nach der Veste und dem Obstwalde der Heerstraße zu, die sie bald aufnimmt, dann bis an die kleine Brücke eines Bächleins. Die Wandrer aber, die von Dettingen herkommen, wenn sie am Güterſteiner Thal und dem herrlichen Waldkegel, der der Anfang des Rundenbergs ist, an dessen Fuß einwärts der untre Fohlenhof liegt, vorbeigegangen, verlassen die Chaussée, wenden sich rechts in den Obstwald, und vereinigen sich an jener Bachbrücke mit den Wandrern vom Güterstein. Auf diesem Standpunkt ist auch ein schönes Echo. — Nun sind sie am Eingang zu einer zweiten Bergmulde, die der waldige Kegel des Rundenbergs von dem Güterſteiner Thale scheidet. Sie ist von allen 4 Seiten von den höchsten Waldbergen (östlich von der Veste) eingeschlossen, heißt der Brühl, oder das Brühlbachthal, und führt zu einer Hauptpartie des Tages, zum

Wasserfall.

Auch ohne diesen wäre der kühle, abgeschiedne Waldpunkt mit seinen immer bewässerten Wiesen und der herrlichen Wald-

veſte im Rücken ungemein einladend. Noch lockender aber rauſcht dem Wandrer von der ſüdweſtlichen Gebirgswand der dreifache Waſſerfall des Brühlbachs entgegen, der ſich hier, die ganze Albhöhe herab, über Felſen faſt ſenkrecht ergießt, und auf den die Felſen und Wälder der Albhöhe niederſchauen. Von Ferne erſcheint er nur unbedeutend, doch laſſe man ſich den Weg über die feuchten Wieſen und mitten durch brückenloſe Bäche nicht verdrieſſen. Bald verengt ſich der Weg, ehe man vor die Felswand des Waſſerfalls tritt, durch die von beiden Seiten herabſtürzenden Bergwälder, ſo, daß man rückwärts kaum die Ruinen der Veſte hoch herabwinken ſieht; dann wird der Platz wieder breiter, und man ſteht in dem runden Waldkeſſel vor den Fällen des Baches. Klimmt der Wandrer rechts hinauf, wo ihm mitten aus der Felswand eine Tropfſteinhöhle winkt, ſo thue er dieſes nur nicht auf der trüglich einladenden Bahn eines Tuffſteinbruchs, der ſich bald in wahrhaft lybiſchen Sand verliert, in dem der Kletterer hülflos verſinken muß, ſondern er mache die mühſeligen Sprünge von Baumſtamm zu Baumſtamm. Die merkwürdige und geräumige Höhle iſt aber durch den Steinbruch unzugänglich geworden, und man hält vor ihrem Eingang ohne die Möglichkeit hineinzuklettern. Von ihr wendet ſich der Beſchauer links, und kommt durch Bäume und Geſtrüppe mitten auf der Felswand zu den ſchönſten Fällen. — Beſſer läßt er jedoch die Höhle ganz liegen, und klimmt unmittelbar an der Seite des Waſſers das Felſengeſtein hinan, ſo hoch es ohne Gefahr geſchehen kann, bis er etwa auf der Mitte des Berges, angeſchäumt und benetzt vom Waſſerfall, in ſeinem Staubregen ſteht. Was von ferne nur ſchmal und ſchwach erſchien, wird hier zum Strom, und bei hellem Himmel und günſtigem Sonnenſtand (eine Stunde vor Mittag) ſchlingen ſich durch den Waſſerſtaub die Edelgeſteine eines oft wiederholten Regenbogens. Ein wildes Gehölze umgiebt den Schauplatz der Scene; ein Hügel von wunderbar geſtalteten Tuffſteinen, die in wilder Unordnung durch einander geworfen ſind, lehnt ſich an die Bergwand, von welcher der Fall herabkommt. Eine köſtliche Gruppe überhangender Bäume ſpiegelt ſich oben am Rande in dem hervorſpringenden Waſſerbogen. Die Wand ſelbſt, über welche der Bach hinabſtürzt, iſt eine durch Jahrhunderte gebildete Tuffſteinmaſſe. Der Fall beſteht eigentlich aus drei

Fällen, wovon jedoch bei trocknem Wetter der dritte verloren geht. Die beiden äussern stürzen in Einem, der mittlere aber in drei Sätzen herab. Der vorderste löst sich von der Wand so ab, daß man bequem zwischen den Fall und die Wand stehen kann. Die Höhe des Falls mag gegen 80 Fuß betragen. Klettert man etwas seitwärts vom Falle noch weiter an der steilen Bergwand hinauf, so gelangt man auf den Rand des Gebirgsabsatzes, von welchem der Sturz herabkommt, und sieht sich unerwartet auf einer schönen Wiese, die vom klarsten Bache durchwässert ist. Verfolgt man den Lauf des Wassers, so verliert sich bald seine Spur unter den Felsen, und nur ein Getöse, dem entfernten Donner ähnlich, läßt uns seinen Ursprung errathen.

Der Platz, auf dem sich der Wandrer hier befindet, übertrifft an düstrer Abgeschiedenheit Alles, was man sich denken kann, und doch, trotz dieser Felsen, dieser unzugänglichen Abhänge, dieses verfinsternden Gehölzes ist der Hinunterblick auf den ruhigen Grund, in das unbewohnte, seit der Schöpfung in jungfräulicher Schönheit erhaltene Thal unaussprechlich befriedend, man fühlt sich so ganz allein, und nur der Blick auf die Burgruinen Hohenurachs im Hintergrund mahnt an das Leben hinabgegangener Geschlechter.

Hier lebt und webt noch die Natur in ihrer alten Kraft und Stille, ja die Wunder der ewigen Gerechtigkeit wiederholen sich noch heute, hier auf diesen Höhen, in diesen stillen Gründen.

Der Schwur.

Eine Romanze *).

Und hab' ich gebuhlt mit meiner Magd,
Herr Richter, so sey es Gott geklagt,
So will ich kein ehrlich Sterben
Auf weichem Polster erwerben.

Der reiche Bauer zögert nicht,
Zu Urach schwört er vor Gericht,
Er macht mit seinem Schwure
Die Liebste sein zur Hure.

*) Aus dem Mund eines Führers, als Begebenheit aus der neuesten Zeit.

Am ſpäten Abend aus dem Thor
Geht er den Alpenſteig empor.
Er ließ die Magd wohl weinen,
Und an der Bruſt den Kleinen!

Was murrſt du alter Waſſerfall?
Was ſchüttelt ihr die Häupter all,
Ihr Eichen und ihr Buchen?
Ihr Winde, wen kommt ihr ſuchen?

Die hohen Felſen ſtehn zu Hauf,
Sie heben den weiſſen Finger auf,
Die Bauern alle die andern,
Mit Eile, mit Eile wandern.

Der Eine ſchleichet hinterher,
Sein Athem wird ihm kurz und ſchwer,
Zu des Geſteines Füßen
Wankt er, ſich hinzuſetzen.

Die andern ſchaun ſich nach ihm um,
Es ſchallt kein Tritt, der Wald iſt ſtumm,
Da ſtocken ihre Reden,
Sie gehen weiter im Oeden.

Zuletzt im Regen und im Wind
Die Dirne kommt mit ihrem Kind,
Ihr iſt, als ob es riefe
Wehklagend aus der Tiefe.

O weh, ſie kennt die Stimme wohl,
Wie tönet ſie ſo bang und hohl,
Die einſt ſo hell geklungen,
Die Zucht ihr fortgeſungen!

Es zieht ſie zu der Felſenwand;
Sie beugt ſich ſchauend über den Rand,
Der Mond ſchleicht vor, zu leuchten,
Dort liegts im Grund, im feuchten.

Tief unten zwiſchen Strauch und Baum,
Und zwiſchen Fels und Waſſerſchaum,
Da ächzelt, in Quaal und Reue,
Zerſchellt der Ungetreue.

Des Herrn Gericht, wie bist du schnell!
Es scheint der Mond ganz kalt und hell;
Es wirft die Magd sich nieder,
Und drunten stöhnts nicht wieder.

Zu verschweigen ist übrigens nicht, daß, wie vorangegangener anhaltender Regen den Wasserfall sehr verschönern kann, anhaltende Dürre ihn fast ganz austrocknet. — Einen Kupferstich vom Uracher Wasserfall in Groß-Querfolio haben wir von dem Grabstichel Herrn Duttenhofers.

Vom Wasserfall umgekehrt, schlagen sich unsre Reisenden rechts nach dem Walde, an dessen Fuße sie einen gebahnten Weg antreffen, der allmählig aufwärts führend endlich sich mit der Burgsteig vereinigt, die von Urach, der Stadt, aus, zur

Bergveste Hohenurach

(Höhe 2449 Wärt. Fuß.)

sich hinauf windet. In diese tritt man schon auf ziemlicher Berghöhe ein, und sieht in ein neues Seitenthal hinab, das, vor dem Brühl gelegen, sich südwestlich von Urach hineinzieht, und gegen Süden durch einen langen und hohen Bergrücken begränzt wird, dessen obre Hälfte mit Wald bewachsen ist. Dieser Berg ist wegen des unvergleichlichen Echo's zu bemerken, das er Singenden oder auf Blasinstrumenten Spielenden (eben an der Stelle, wo der Hohenuracher Weg vom Wasserfall aus betreten wird) zurücksendet. Die Töne dringen vierfach verstärkt und verlängert, hell und durchsichtig, aus der Gebirgswand herüber, als wäre ein unsichtbarer Chor von Engeln dort gelagert. Die Stimmen der Singenden, besonders einfache Akkorde, die Klänge des Flötenden werden nicht nur kräftiger und anhaltender, sondern auch verklärt zurückgegeben.

Von dieser Stelle hat man nur eine halbe Stunde bis zum Gipfel der Veste zu steigen. Dieser stumpfe Bergeskegel, von seinem Fuß an mit Wald bewachsen, steht von dreien Seiten ganz frei, und selbst die vierte, wo er gegen Süden mit dem höhern Gebirge zusammenhängt, hat eine solche Vertiefung, daß er dadurch einen ganz abgesonderten Berg auszumachen scheint.

Oertliches und Geschichtliches über die Burg Hohenrach *).

Die Burg beherrschte den ganzen Rücken des Berges, und bot gegen die südliche Alb 3 Terrassen dar: 1) die untre Burg auf dem in steile Felsen abstürzenden hintern Bergrücken, mit einer aus dem Felsen gehauenen Brustwehre, in deren Schutze die Capelle der Burg stand. 2) Die obre Burg, die, unmittelbar über der untern stehend, ein sehr hohes Bollwerk zeigt, welches im Viereck aufgemauert ist, mit Halbmonden auf den Ecken und einem sehr hohen, starken Thurm, der den Haupteingang bedeckt. 3) Ueber dem Bollwerk, auf dem vordersten Felsengipfel, die innere Burg oder das eigentliche Schloß, welches die Stirn in das Hauptthal hinabwies. Der einzige Eingang in die obere Burg ist in der östlichen, der Stadt zugekehrten Ecke. Vor dem Hauptthor, welches auf das Bollwerk führt, liegt ein breiter und tiefer Graben, welchen man in den Felsen gesprengt hat; ein anderer Graben trennte das Bollwerk von der innern Burg. Ihr Umfang war nicht von Bedeutung. Der Schloßhof beschrieb ein unregelmäßiges Viereck. Zwei Hauptgebäude umzogen die nördliche und östliche Seite; auf der Westseite lief eine hohe Mauer mit einem Thurm im Innern des Hofs; die Seite gegen das Bollwerk schloß der feste mit einer wehrhaften Platteform bedeckte Eingang. An den äussern Ecken standen sehr feste Thürme; zudem umlief die ganze innere Burg ein mit vielen Thürmen besetzter Zwinger.

Die Ruinen sind noch bedeutend: an mächtigen Brustwehren vorbei kommt man auf der ersten Terrasse durch ein dunkles Thorgewölbe in einen mit Bäumen überwachsenen Weg, der nach den höhern Theilen hinaufführt. Vor diesem ersten Gewölbe kann man auf breitem Wiesenrand die Terrasse rechts verfolgen, wo man an 3 mit Bäumen gekrönten Thürmen vorüber zu dem höchsten, nördlichen Eckthurme wandelt, der einen sehr imposanten Anblick gewährt; gegen Südwesten öffnet sich hier der Blick zum Wasserfall, auf den schönen gegenüberliegenden Bergkegel, und gegen Sankt-Johann: nördlich thut

*) Mit mehreren Zusätzen aus Jägers fleißigem und wohlgeschriebenem Aufsatz in Gottschalks Ritterburgen abgekürzt.

ſich das Dettinger Thal auf. Zum erſten Thorgewölbe zurückgekehrt, tritt man ein, und findet hier in der Nähe die Kammern eines alten Gebäudes, vielleicht der Burgkapelle, aus deren tiefen Fenſterhöhlen man über die Felſen in die ſchauerliche Tiefe nach Urach hinabblickt. Dann ſteigt man auf zum zweiten Thorgewölbe, das eine feuchte, ſchwarze Kerkerkammer gegen Weſten mit dicken Mauern und kleinen Fenſtern enthält, die Skt. Johann zu gekehrt in die Felſentiefe hinabſchauen. Nach einigen ſoll dies Friſchlins Kerker geweſen ſeyn (ſ. unten). Aus dieſem zweiten Thorwege ſteigt man zu der Terraſſe hinauf, die den höchſten Punkt bildet, und ſich auf dem Gipfel des Berges fortſetzt; hier wandelt man über viele Trümmer durch einige dachloſe kleinere Gebäude (auch in dieſe Gegend verpflanzt eine andere Tradition Friſchlins Kerker) dem Gemäuer zu, das auf dem höchſten Punkte ſteht. Hier genießt man eine herrliche Ausſicht auf das Uracher Thal, in dem ſich Fruchtbarkeit in der Tiefe zur ſchauerlichen Wildheit im Gebirge, faſt wie im Heidelberger Thale, gatten. Im Hintergrunde ſcheinen von hier aus geſehen der Dettinger Roßberg und der Sattelbogen ganz zuſammen zu ſtoßen, ſo daß kaum aus dem Winkel, den ſie bilden, ein kleiner Abſchnitt der fernen Fläche herausblickt, deren Hintergrund das Schloß Hohenheim und die Gegend von Echterdingen und Degerloch bildet. —

Der Erbauer der Burg iſt unbekannt. Wahrſcheinlich war es der erſte Graf von Urach, Egino I., der in der Mitte des 11ten Jahrhunderts lebte; wenn nicht die abgegangene Veſte Urach im Breisgau der ältere und urſprüngliche Sitz des Geſchlechts iſt. Nach Cruſius ſoll unſer Urach vor Zeiten auf „dem Hohenberg" geſtanden ſeyn. — Bei der Verkaufsurkunde an die Grafen von Würtemberg, vom J. 1254, wird Hohenurach erwähnt. Die erſte Hälfte ging in dieſem Jahre, die andere im J. 1265 durch Tauſch an Würtemberg über. Die Grafen von Urach aber ſcheinen ins Breisgau gezogen zu ſeyn, und Hohenurach blieb von nun an würtembergiſch. Im Jahr 1311 wehrte ſich die Burg tapfer gegen die Städter. Vermöge des Vertrags von 1442 fiel Hohenurach dem Grafen Ludwig zu, der 1450 hier an der Peſt ſtarb (ſ. Gütersſtein). — Die Burg wurde der Lieblingsaufenthalt Eberhards im

Wart *). Er ist auf der Veste geboren, und das Kind ward mit vieler Pracht dort abgeholt, um in der Stadtkirche zu Urach getauft zu werden. Auf Hohenurach entwarf er die meisten und löblichsten Regentenhandlungen. Bei seinem Beilager war auf der Veste ein Rittergelage. In 3 Tagen gingen 165000 Laib Brod, 4 Eimer Malvasier, 12 Eimer Rheinwein, 500 Eimer Neckarwein auf. Auf Urach entwarf Eberhard den Plan zur Gründung der Universität Tübingen.

Im J. 1482 verlegte zu Folge des Münsinger Vertrags Eberhard die Regierung von Urach nach Stuttgart. — Im J. 1490 wurde dem wahnsinnigen Grafen Heinrich (dem Vetter Eberhards des Jüngern u. Vater Herzog Ulrichs) Hohenurach zum Aufenthaltsort gegeben. Nachdem ein Vergleich des unversöhnlichen und wahnwitzigen Heinrichs mit seinen Unterthanen vergeblich gewesen, lockte ihn Eberhard der ältere im J. 1489 nach Stuttgart, wo er in einen Ring geschlossen auf die Veste Urach gebracht wurde. Sein edles Gemahl Eva folgte ihm dorthin, gebar ihm in der Gefangenschaft (1498) noch einen Sohn Georg, (durch seinen Sohn Friedrich I. Stammvater des jetzt blühenden würtemb. Hauses) und wartete ihm getreulich bis zu seinem Tode (1519). Als Herzog Ulrich zur Regierung gekommen, ließ er den wahnsinnigen Vater mehrmals zu sich nach Stuttgart kommen. — Die Geburt Herzog Christophs ist wohl in das Schloß der Stadt Urach zu setzen. — Am 9. Apr. 1519 wurde Urach, Stadt und Veste, vom schwäb. Bunde belagert. Der Vogt Stephan Weiler, mit den aufrührischen Bürgern unterhandelnd, ward ermordet; der Burghauptmann verweigerte die Uebergabe, bis der kranke Graf Heinrich (15. April) gestorben war; aber kaum war die Leiche aus dem Schlosse geführt (17. April), so zwang ihn die Besatzung zur Uebergabe, und raubte die Burg vor ihrem Abzug aus. Nun war Dietrich Späth Hauptmann des Bundes auf dem Schloß. Ulrich kam, und belagerte Urach, mußte aber wegen Mangel an Geschütz wieder abziehen. Aber bei seinem zweiten Anzug (24. Mai 1534) von Tübingen her überwältigte er die

*) Ich fürchte, in allen diesen Angaben sey die Burg Hohenurach mit dem fürstlichen Schloß der Stadt Urach verwechselt. Davon s. unten.

Burg mit Landgraf Philipps Hülfe, der in der Nacht durch Abhauen der Waldbäume dem Geschütz einen Weg bahnte.

Im J. 1547, im schmalkaldischen Kriege, mußte sich Stadt und Veste an den Herzog von Alba nach langer Weigerung ergeben. Damals scheint die Burg grausam verwüstet worden zu seyn; denn Herzog Christoph verwandte über 19,000 fl. auf ihre Herstellung.

Ums J. 1580 saß Frischlin hier gefangen. Wir geben sein von geschickter Feder entworfenes Leben unten dem Wanderer im Auszug. Er lese es in den Ruinen seines Gefängnisses.

Im 30jährigen Kriege war Hohenurach in schwedischen Händen, und wehrte sich, als die Würtemberger den Kaiserlichen die Stadt längst übergeben (2. Nov. 1634), unter dem Obristen Holzmüller hartnäckig gegen Mora, den Obristen des Feldmarschall Gallas. Erst ganz ausgehungert übergab sich die Besatzung (24. Jul. 1635) an den Obristen Soyes, nachdem Holzmüller blind geworden und seinem Bruder, einem Fähndrich, das Commando hatte übertragen müssen. Die tapfre Besatzung erhielt rühmlichen Abzug; die Feinde mußten die Burg zu schätzen, und erhielten sie in gutem Stande. Im J. 1639 ward Stadt und Burg dem Herzog wieder zugesprochen, aber die übermüthige Erzherzogin Claudia wußte sich (16. Sept. 1639) in Besitz derselben zu setzen. Noch kurz vor dem westphäl. Frieden erscheint eine fremde Besatzung auf Hohenurach; und Urach war das letzte Besitzthum, das dem rechtmäßigen Landesherrn wieder eingehändigt wurde.

Im J. 1693, während der franz. Ueberfälle, diente Hohenurach vielen zum Asyl. Aber im J. 1694 traf ein Blitz den Pulverthurm, daß er zersprang, und das Schloß selbst seit Christoph die erste große Beschädigung erlitt. Seit dieser Zeit blieb es baufällig, dürftig besetzt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts zerfiel es, am Schlusse desselben ward vieles abgebrochen, besonders — um Ziegel zu erhalten, und die Steine wurden zur Erbauung des Jagdschlosses Grafeneck gebraucht. Noch im J. 1815 zerrte man an den schönsten Parthien der Trümmer, um einige Steine für den Marstall auf dem Rutschenhof zu gewinnen.

Eine Abbildung Hohenurachs im Kupferstich, in Groß-Querfolio, haben wir von dem rühmlichst bekannten Künstler Herrn Duttenhofer.

Nikodemus Frischlin*).

Nik. Frischlin, geb. zu Bahlingen am 22. Sept. 1547, eines frommen Pfarrers Sohn, zeigte ein großes Dichtertalent, und ward schon im 21sten Lebensjahr Professor der freien Künste zu Tübingen. Der große Beifall, mit welchem er hier lehrte, erfüllte seinen alten Lehrer und jetzigen Collegen, Martin Crusius, mit Neid. Dessen absichtliche Vernachlässigungen und Beleidigungen erregten Frischlins Galle und Witz. Sein Ruhm verschaffte ihm Rufe ins Ausland, die er jedoch, dem Vaterlande treu, zu seinem Unglück ablehnte, und in Tübingen blieb. Leider gab ein nicht fleckenloser Wandel seinen Feinden Blößen. So zog er eines Tages mit betrunkenen Studenten durch Rosel, und suchte bei den Töchtern des dortigen Pflegers Quartier. Abgewiesen, warfen die Trunkenen die Fenster ein; der Pfleger kam, ebenfalls betrunken, von einem Gange nach Bebenhausen noch zu dem Streite, und Frischlin mit seinen Begleitern wurde zum Hofe hinausgejagt. In seinen geistreichen Komödien warf man ihm die Obscönitäten vor; er sollte ein Pasquill auf die Stadt Tübingen an die schwarze Tafel geschlagen haben; seine Gedichte, hieß es, höhnten alle Stände, zumal die gelehrten Professoren. Mehr als Alles schadete ihm eine den Geist jener Zeit charakterisierende Geschichte:

Im J. 1580 (11. März) hatte der Hofrichter Burkard von Anweil mit mehreren Edeln ein Geschäfte zu Tübingen. Eine Mahlzeit ward auf dem Rathhause veranstaltet; unter den Gästen befanden sich auch der Vogt von Tübingen Herter von Hertneck, und, vom Hofrichter geladen, Frischlin. Nach der reichlichen Mahlzeit, als die andern Gäste sich schon erhoben, saßen der Hofrichter und der Vogt noch beim Weine fest; jener ruft Frischlin, der eben im Weggehen ist, an den Tisch, und reicht ihm den Pokal; Frischlin thut Bescheid, und trinkt es dem sich über den Tisch hinlehnenden Vogte zu. Der feine Gruß, den ihm der hochmüthige Edelmann dagegen entbietet, ist: —'n Dreck! — Frischlin aber antwortet ihm frisch vom Munde weg: „Ich nehm' euer Maul, und eß den Dreck und noch mehr!" damit wendet er sich weg, setzt seine Pelzmütze auf, und trinkt es dem Hofrichter zu. Indem fühlt er sich die Mütze mit flacher Hand vorwärts ins

*) Auszug aus der schönen Biographie Frischlins von Conz.

Gesicht geschlagen. Frischlin, sich umkehrend, sieht Niemand als den Vogt, der aber schon wieder die beiden Ellenbogen auf den Tisch stemmt. Nun schüttet Frischlin seinen Unwillen in Flüchen aus und geht. Seine Rache war, daß er eine im J. 1578 ohne Aufsehen gehaltne Rede zum Lobe des Landlebens im Druck herausgab. In dieser Rede vergleicht er das große ländliche Leben der alten römischen Feldherrn, eines Fabricius und Curius, mit dem der Land- und Dorfjunker seiner Zeit; geißelt ihren anmaßenden Hochmuth, ihre derbe Sitte und viehische Schwelgerei. Pondera terræ — fruges consumere natos — Centauren, Cyklopen, Polyphemen, Lapithen schimpft er sie, denen er einen andern Herkules, wie Maximilian I., wünscht, um sie zur Vernunft zu bringen oder auszurotten. „Was ist das für ein windiger Stolz dieser Leute, daß sie Niemand für edel achten, als der seine rauchigen, rußigen Ahnenbildnisse aufweisen kann? daß sich die ungelehrtesten und ungeschliffensten Edelleute weit über die gelehrtesten Männer hinaufsetzen, aller Orten die erste Bank einnehmen, überall Hans obenan seyn wollen, am Hof und vor Gericht alles wollen schlichten und lenken, als ob wir Andern nur gar nichts wären und könnten ohne sie, und nur ihrer Hülfe, ihrer Gnade leben müßten?" —

Der Rektor verbot den Verkauf der Rede, Frischlin hatte das Herz, sich an den Herzog Ludwig mit einer Beschwerde durch seinen Famulus zu wenden, aber die Antwort zögerte; einzelne Exemplare schlüpften in die Hände der Edelleute. Nun wurde die Rede confisciert. Klaglibellen wurden nach Stuttgart geschickt. Dennoch drangen seine Feinde nicht durch. Der Herzog nahm sich seiner an, und ermahnte die Ritterschaft zu glimpflichern Gesinnungen. Aber Meuchelmörder suchten ihn jetzt auf, so daß er, nach einer gefährlichen Nachtreise, seine Vorlesung einesmals mit dem Gebet anfieng: „Gott sey gelobt, daß er mir mein Leib und Leben vor den Hostenseln behütet hat!" Ein grobes Pasquill eines gewissen Wagner erschien gegen ihn, auf das ihm zu antworten untersagt wurde. Vor einer adligen Hochzeit hatte der Herzog die Gäste, die gedroht, Frischlin wie einen Hasen zu spießen, in Pflicht nehmen lassen, nichts Gewaltsames gegen jenen zu unternehmen. Dennoch wollten zwei betrunkene Junker mit bloßem Gewehr seine Thüre stürmen. Der

Versuch, dem kaiserlichen Hof eine Apologie gegen Wagner zukommen zu lassen, zog ihm Hausarrest auf Befehl des Herzogs zu. Neue Klagen erhoben sich gegen ihn. Eine herzogliche Commission erschien, aber mit dem wohlthätigen Auftrag, ihn, unter Angelobung künftigen Stillschweigens und Friedens, aus seinem Arreste zu entlassen.

Unter diesen Demüthigungen mußte ihm die Berufung zum Rektorat nach Laubach wie ein Ruf vom Himmel erscheinen. Er zog dahin im J. 1582 mit seiner Familie ab. Aber auch dorthin verfolgte ihn sein Dämon. Die Ausarbeitung einer Grammatik verwickelte ihn in einen unseligen grammatischen Streit abermals mit Crusius. Auch der Adel sandte ihm seine Blitze in dieses sein Pathmos nach. Ungern entlassen, verließ er schon nach zwei Jahren Laubach und seine einträgliche Stelle wieder, und kam nach Würtemberg zurück (1584), nach Stuttgart. Umsonst suchte sein guter Herzog auch nur um eine außerordentliche Professur für ihn an. Die Universität blieb unerbittlich. Drei edle Grafen von Tübingen sorgten für ihn und seine Familie, denn seine Schriftstellerei reichte nicht, ihn zu nähren. Er warf sich nun, zum Verdrusse seines Herzogs, auf die Medicin, wurde Doktor darin, und kurierte seine Magd (mit welcher ihn überdieß seine Gegner des Ehebruchs beschuldigt) zu Tode. Neue Verantwortung. Wegen dieses oder andern Ehebruchs ward er vom Senat losgesprochen (1587). Leider haben wir jedoch in seinen Schriften das eigne, wehmüthige Eingeständniß seiner Schuld.

Der grammatische Streit mit Crusius dauerte unter gegenseitigen Grobheiten fort, und wurde immer heftiger. Endlich bewirkten seine Gegner die Alternative, daß Frischlin sich zu ewigem Stillschweigen verbinden, oder das Land räumen sollte. Er wählte das Letztere, und wanderte im J. 1586 zu Fuße, seinen Bündel auf dem Rücken, mit seinem Famulus aus Tübingen, dem Rheine zu. Hier durchwanderte er, wie ein Bänkelsänger, die Hauptstädte mit seinen Manuscripten, Gedichten und Dialogen; fand hier und da einen Verleger, und schrieb in den Herbergen Bücher. So kam er auch nach Kassel, Leipzig, Prag, Wittenberg. Crusius schleuderte ihm Pamphlete nach, und Frischlin antwortete. Endlich bekam er einen Ruf als Schulrektor nach Braunschweig. Sein böser

Dämon aber geiſſelte ihn nach 18 Monaten auch von da weg, und ſeinem Ende entgegen. Aus Marburg, auf die Veranſtaltung der Edelleute ausgewieſen, kam er nach Frankfurt, um dort zu ſchriftſtellern, und zu dem Ende eine eigne Druckerei zu errichten. Dazu bedurfte er das väterliche Erbgut ſeines Weibs, um das er in einer demüthigen Supplike an Herzog Ludwig bat. Aber die Hofkanzlei, die ſeine Preſſe fürchtete, ſchlug es ihm ab, mit dem merkwürdigen Beiſatz: an nescis, longas regibus esse manus? Nun gab ihm ſeine Galle einen ehrenrührigen Brief an die Canzleiherrn ein, den man auf den Herzog deutete. Der Vogt von Vaihingen ward mit 6 Pferden abgeſchickt, ihn auszukundſchaften, traf ihn in einer Herberge zu Mainz, und führte ihn nach dem Schloſſe Würtemberg. Die Feſtungsfreiheit, die er hier genoß, benutzte er zu Bittſchriften an den Kaiſer und andre. Darum ward er mit verbundenen Augen nach Hohenurach in engere Haft abgeführt. Hier im öden Felſenkerker dichtete er, der Feſſeln ſpottend, ſeine ſchöne Hebraide. Endlich aber übernahm ihn der mächtige Drang nach äuſſerlicher Freiheit. In der Nacht vor dem Sankt Andreastag 1590 brach er ein Stück aus dem Eiſenofen, kroch durch das Ofenloch zum Kerker hinaus, zerſchnitt all ſein Linnenzeug und band es in ein Seil zuſammen, erkletterte die Schloßmauer, ſchlug ein Stück Holz in dieſe und band ſein Seil an. Der Mondſchein hatte ihn getäuſcht; er hatte die ſchroffſte Seite gewählt. Als er halb hinabgelaſſen war, brach das Seil, und vier Klafter tief ſtürzte er an den gezackten Felſenwänden hinab. Am andern Morgen fand man ihn entſeelt, Hirn, Arme, Rippen und Beine jämmerlich zerſchellt, auf den Felſen liegen. So ſtarb einer der gröſten Humaniſten ſeiner Zeit, einer der genialſten Würtemberger im 43ſten Lebensjahr. Sein Leichnam erhielt auf dem Kirchhofe zu Urach von ſeinem Fürſten am 1ſten Dec. ein ehrliches Begräbniß. Kein Denkmal zeichnet ſein Grab. Der Stein, der ihm geſetzt war, ſoll durch eine Laune der Zeit in eine Heerdplatte umgewandelt worden ſeyn.

Eine rührende Volksſage aber läßt ein ſeltnes Blümlein, das ſonſt nirgends im Lande als auf Hohenurach wächst, von der theilnehmenden Natur auf die Stelle pflanzen, wo der arme Dichter ſeinen Tod fand.

Ihn ſchloſſen ſie in ſtarre Felſen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande.
Er doch, voll Kraft, zerbrach den Felſenſtein,
Und ließ ſich abwärts am unſichern Bande.
Da fanden ſie im bleichen Mondenſchein
Zerſchmettert ihn, zerriſſen die Gewande.
Weh! Muttererde, daß mit linden Armen
Du ihn nicht auffiengſt, ſchützend, voll Erbarmen!

Juſtinus Kerner.

Wenn ihn die Muttererde nicht ſchützend auffieng, ſo hat ſie ihn doch lange liebend in ihrem Schooße erhalten. Als man am 25. Nov. 1755 auf dem Kirchhofe zu Urach ein Grab für einen auf der Jagd erſchoſſenen Schmiedeknecht bereiten wollte, ſtieß man auf einen eichenen Sarg. In ihm lag Nikodemus Friſchlin noch ganz unverſehrt. Er hatte einen Mantel von ſchwarzem Taffet an, mit einem goldenen Bande eingefaßt, das Unterkleid war ſtrohgelb, mit ſcharlachener Unterlage; ſein Baret war von ſchwarzem Sammet mit einer goldenen Schnur umwunden. An der Bruſt hieng von beiden Seiten ein rothes Band herunter. In der linken Hand hielt er eine Papierrolle. Der damalige Beamte, Obervogt Schott, war bei der Aufgrabung zugegen. In dem Augenblick, als der Leichnam berührt ward, zerfiel er, jetzt erſt, nach 165 Jahren, in Staub. —

Von der Feſtung herabſteigend, erreichen unſre Wandrer in einer halben Stunde die

Stadt Urach,

(Höhe 1674 Württemb. Fuß.)

die mit 2875 Einw. klein und eng, und faſt erdrückt von ihren Bergen, doch einiges Intereſſante enthält, und dem Reiſenden gutes Quartier und Nachtlager verſpricht. Wirthshäuſer: Poſt (Lamm), mit der Ausſicht auf die Feſtung. — Faß. Der erſte Gegenſtand, auf den der wandernde Würtemberger von ſeinem Zimmer auf der Poſt einen Blick werfen ſoll, iſt der Marktplatz, der zu ſeinen Füßen liegt. Hier ward der Kanzler Enzlin enthauptet.

Matthäus Enzlin,

früher Lehrer der Rechtswiſſenſchaft in Heidelberg und Tübin-

gen, ward von Herzog Friedrich I. bei seinem Regierungsantritt 1590 nach Stuttgart berufen und bald zur Kanzlerswürde erhoben. Er war das Hauptwerkzeug des Herzogs in seinen Versuchen, sich von den Landesverträgen unabhängig zu machen, und die Landstände zu unbedingtem Gehorsam zu zwingen. „Holzwürmer, nannte der Herzog diese, die kein Gelenk im G'nick haben."

Auf Enzlins Veranstaltung erschien auf dem am 27. Jan. 1607 eröffneten Landtage der Herzog in Person, und begehrte eine Abänderung und Erklärung des Tübinger Vertrags. Auf die Weigerung der Stände löste der Herzog den Ausschuß auf, Enzlin brach in die geheime Kasse der Landschaft ein und beraubte sie. Ein unter dem Einfluß der Regierung gewählter neuer Landtag (17. März 1607) trat zusammen, bewilligte alle Geldsummen, und nahm die schändliche Deklaration des Tübinger Vertrags an. Zehn Monate darauf starb der Herzog, vom Schlage getroffen. Sein Sohn und Nachfolger, obgleich ihm Enzlin anfangs noch an der Seite stand, gab doch bald der Gegenparthei Gehör, und bestätigte auf einem Landtage den Tübinger Vertrag wieder. Bald darauf ward Enzlin entlassen, und eine Untersuchung gegen ihn wegen Unterschlagung fürstlicher Gelder, Bestechlichkeit und falscher Schriften veranstaltet. Den peinlichen Rechtsgang bat er durch einen Fußfall ab, und wurde nun (1609) ins Gefängniß nach Hohen-Neufen und bald nach Hohen-Urach abgeführt. Hier bestach er den Kommandanten Hans Schweitzer und zwei Besatzungsknechte, und machte auf alle Weise Versuche, sich zu befreien. Die Sache ward entdeckt, der Commandant und einer der Knechte zu Urach im Jul. 1613 vor Enzlins Augen enthauptet; ihm selbst der peinliche Proceß gemacht. Der Verletzung der Urphede und der fürstlichen Majestät, und sechs andrer Verbrechen schuldig erklärt, ward er am 22. Okt. 1613 zu Urach auf öffentlichem Markte durch das Schwert gerichtet. Mit Abhauung der Hand und Aufpfählung des Kopfes ward er verschont, „weil er ein Literatus, und schon etliche Jahre in Carcere." Bis zum letzten Augenblick hatte er Gnade gehofft. —

Andre Merkwürdigkeiten Urachs.

Erfreulichere Erinnerungen verbinden sich mit dem vormaligen

Skt. Amandusstifte

oder Mönchshofe (gestiftet von Eberhard im Bart im J. 1477), zunächst an der Kirche, das jetzt in ein niedres Seminar für protestantische Geistliche umgewandelt, schon darum einen Besuch verdient. Dieses Stift war vor 300 Jahren ein Sitz der ersten Bibelanstalt, wie es unsre Zeit nennen würde. Ihn hatte Herzog Christoph dem Hans Ungnad, Freiherrn von Sonneg, eingeräumt, vordem österreichischem Gesandten zu Constantinopel, der, seiner Neigung zu Luthers Lehre wegen, sein Vaterland hatte verlassen müssen. Dieser sollte hier slavische Bibelübersetzungen und Druckanstalten leiten; dazu hatte der Herzog Geldunterstützung, und den Dollmetschern mit Weib und Kind Unterhalt und Herberge in Urach gegeben. Den Prediger Primus Tuber, vorher zu Memmingen und Kempten, berief er, um die Uebersetzungen in der Nähe der Druckerei besorgen zu können, auf die Pfarrei Urach. Ein Theil der Bücher (das neue Testament, die Confession, Katechismen, Erbauungsbücher an 25000 Exemplare) kam glücklich nach Krain u. s. w.; ein andrer scheint aufgefangen worden zu seyn. Ungnad lebte lang zu Tübingen, ein Mann von langer Statur und achtunggebietendem Anblick, aber freundlich und gnädig. „Seine (zweite) fromme Gemahlin, sagt Crusius, liebte Niemand, als ihren alten, gelinden und angenehmen Herrn. Wie schön war es anzusehen, wenn sie so fleißig in die Predigt giengen, und auf der Gassen einander an der Hand führten, der Herr, ein alter ehrwürdiger Greis, die Frau, eine junge und sehr schöne Dame, die ihren Mann und Herrn ehrte und liebte." — Er starb auf einer Reise nach Böhmen im J. 1564. — Seine Druckerei empfahl er auf dem Todtenbette seiner Gemahlin als einen Schatz; hätte er ahnen können, daß sie im folgenden Jahrhunderte — im Besitze — der Propaganda zu Röm seyn würde?! In der Revolution mag sie nach Paris gewandert seyn. —

Die dritte Merkwürdigkeit Urachs ist

das herrschaftliche Schloß

an einer Ecke der Stadt gegen Mittag gelegen, und von Graf Ludwig von Würtemberg, der das alte abbrechen ließ, im J.

1443 erbaut. „Es ist herrlicher, als man es von außen dafür ansieht, sagt Crusius. Denn von innen ist es wie eine königliche Burg; auf der einen Seite ist es mit einem Fischweiher umgeben, auf der andern mit einem See, in welchen die Erms lauft, in der allerlei Fische, insonderheit Forellen zu finden sind.“ — Auch jetzt verdient das halbhölzerne Gebäude noch immer einen Besuch. Seine Wände sind mit üppigen Epheuranken bedeckt. Im freistehenden Portal, über dem Eingang, ist Herzog Eberhards I. Cederbaum (sein Abzeichen) mit seinem Sinnspruch attempto (ich wag' es!) und der Jahrszahl 1474 gemahlt. Zur Seite ist die Wohnung des Hausschneiders, der gegen ein kleines Trinkgeld (24 kr.) den Wandrer durch Vorzimmer und Treppen, zuerst nach dem ersten Stockwerk, in einen großen Saal mit steinernem Boden führt, wo Herzog Ulrichs Brautbettstelle steht, eine braune, eichene, mit Schnitzwerk schön verzierte Lade mit Betthimmel, und der Inschrift: omnia dat dominus, non habet ergo minus (alles giebt der Herr, und doch hat er darum nicht minder). Wer wird an dieser Stelle nicht mit dankbarer Andacht an Herzog Christoph, Ulrichs ersten und einzigen Sohn, diese große Gottesgabe denken? Im Hintergrund der Lade sind das würtembergische und bairische Wappen angebracht; denn Sabina, Ulrichs bald verstoßene Gemahlin, war eine Prinzessin von Baiern. Auf diesen Saal folgen links einige wohleingerichtete Zimmer, Absteigequartiere des Königes, nebst einem Speisesaal. Das obere Stockwerk ist ganz alt. Schöne eichene Thüren, mit vergoldetem Schnitzwerk und Wappen in erhabner Arbeit, führen zu dem Rittersaal. In der Hausflur steht das sehr schön in Lebensgröße gearbeitete Schnitzbild des wahnsinnigen Grafen Heinrich, nach Art der alten Grabsteine geformt, auch mit den bei solchen Denkmalen üblichen Umschriften versehen, aber alles aus Holz. Ferner die Tafel von einem 1624 abgehaltnen fürstlichen Vogelschießen, mit Namensverzeichniß. — Den halben Boden des obern Stockwerks nimmt der höchst geräumige Rittersaal ein, dessen 3 Seiten mit Fenster an Fenster, ohne Pfeiler, laternenartig versehen sind. An der vierten fensterlosen Seite ist vielfach der Cederbaum Eberhards, und darunter sein attempto, mit jetzt halb verblichenen Farben, anstatt der Tapeten, gemahlt; ebenderselbe verjüngt

an den Lambris aller 4 Seiten*). In einer Ecke steht die kolossale hölzerne Abbildung des großen Schweines, das Herzog Ulrich im J. 1507 auf dem Roßfelde bei Urach geschossen, 7′ 3″ lang, 3′ 2″ dick, 5′ 2″ hoch, Kopflänge 23″, alles laut der beigefügten Schrift. — In der Mitte des Saales steht ein Tisch mit einer Marmorplatte, auf welchem als Merkwürdigkeit eine Kugel aufbewahrt wird, die (vielleicht in den schmalkaldischen Unruhen) von der Festung herab in den Saal des Schlosses abgeschossen worden. In der andern Hälfte dieses Stockwerks, die der Hausflur vom Saale trennt, ist noch eine Reihe von Zimmern mit alten Tapeten, an die erloschne Pracht der vorigen Jahrhunderte mahnend. Die Fenster blicken auf den grünen Anger, der vormals der fürstliche Thiergarten war. — Im J. 1474 ward hier die Hochzeit Graf Eberhards im Bart mit Barbara, Herzog Ludwigs von Mantua Tochter, gefeiert. 14000 Personen wurden gespeist, der Wein lief aus einem Brunnen in die Becher.

Gewöhnlich hört der Reisende, als eine Merkwürdigkeit Urachs, auch den unterirdischen Wasserfall vor dem untern Thor preisen, und sieht ihn wohl in den Wirthszimmern mit plumpem Pinsel gemahlt. Es ist aber dieses nichts als eine am Abhang eines Berges unter der Erde angebrachte Brunnenstube, in welcher ein in Teicheln gefaßter Bach sich etwa 20 Schuh hoch herabstürzt. Der Eingang (mit Lichtern zu unternehmen) ist so schlüpfrig, eng, naß; die Luft so feucht, kalt und kellerartig, daß die Unannehmlichkeiten bei ihrem Besuche das etwa Merkwürdige dieser Wasserleitung nicht aufwiegen.

Der römischen Denkmäler, die im J. 1789 bei Metzingen ausgespühlt worden, und das Hausen der Römer in dieser Gegend außer Zweifel setzen, ist schon Erwähnung gethan worden. Ob aber Urach das Artarum oder die aræ Flaviæ des Ptolemäus sey, oder, wie Crusius meint, ein Jagdschloß des Kaisers Caracalla, ist freilich damit noch nicht bewiesen.

---

*) Sind dieß die Gemälde, mit welchen die Herzogin Barbara Sophia, Johann Friedrichs Gemahlin, das Schloß ausgeschmückt haben soll?

Geschichtliches über die Grafen von Urach.

Sie machten zu ihrer Zeit eines der angesehensten Häuser in Deutschland aus; ihre Besitzungen waren sehr ausgebreitet; mit den edelsten Häusern: Zähringen, Würtemberg, Zollern standen sie in Verbindung; Aebte, Bischöfe, Cardinäle und Legaten gingen aus ihrer Mitte hervor. Schon der Sohn Egino's I. des Stifters der Linie, Cuno I. tritt als Cardinal und gewaltiger päbstlicher Legat auf, thut auf einer Synode zu Jerusalem (1111) den Kaiser Heinrich VI. in den Bann, wiederholt dasselbe auf 3 andern Synoden, und wiegelt die deutsche Geistlichkeit gegen ihn auf. Er wird sogar zum päbstlichen Stuhle vorgeschlagen. Ein Sohn Egino's II., Gebhard, that sich als Abt von Hirsau und nachher als Bischof von Speier hervor. Seine Schwester Alberada war Aebtissin zu Lindau. — Den größten Glanz erreichte das Haus unter Egino dem V., dem Bärtigen. Durch seine Heirath mit Agnes, einer Herzogin von Zähringen, gelangte er zu dem größten Theil der zähringischen Güter in Schwaben, und hieß am Ende Graf von Urach, Fürstenberg und Freiburg. Vier seiner Söhne versorgte er im geistlichen Stande; zwei davon, Bertold und Cuno II., mußten als Opfer der Habsucht ihres Onkels Bertold V. von Zähringen, erwählten römischen Königs, zu Cöln in Gefangenschaft schmachten, kamen aber zu hohen Ehren. Bertold wurde Abt zu Tennenbach und Salmannsweil, und Cuno, ein eifriger Kreuzfahrer, starb als Cardinal und Legat 1240. Unter ihrem Bruder Egino VI. scheint das ganze Gut der Uracher noch beisammen geblieben zu seyn, aber unter dessen Söhnen wurde getheilt. Bertold und Heinrich erhielten Urach und Fürstenberg, Conrad Freiburg. Heinrich aber, der im J. 1250 den Namen eines Grafen von Fürstenberg annahm, verhandelte seinen Theil von Urach an Graf Ulrich von Würtemberg, und als endlich Bertold im Jahr 1260 ohne Erben starb, erlosch der Name, und mit seinem Theil kam ganz Urach an Würtemberg. Die andern Linien nannten sich von ihren Besitzungen. Mit dem J. 1457 starb auch die Freiburgische Linie aus, und nur in dem Fürstenbergischen Hause pflanzt sich das Uracher Geschlecht fort, und noch ist dort Ego, d. h. Egino, der Familienname. —

Einen köstlichen Seitenausflug von Urach machen unsre Reisenden noch am heutigen Tage in das schöne

Seeburgerthal,

das sich zwei kleine Stunden Weges, bis zum Dorfe Seeburg, südlich ins Gebirge hineinzieht. Diese Parthie kann ganz zu Wagen gemacht werden, und selbst den Fußgängern ist zu rathen, den bequemen Bernerwagen des Posthalters zu nehmen, der eigends zu solchen Zwecken von ihm bestimmt ist, sechs Personen fasst, und um sehr billigen Preis zu Diensten steht; indem sie Zeit und Kräfte auf diese Weise zu einem Abendspaziergang nach der Grabenstätter Höhle sparen.

Dieses Seeburgerthal hat einen eigenthümlichern, weit wilderen Charakter, als die übrigen Albthäler. Die Berge, die es bilden (links der Hohberg, rechts der Hammersteigberg, der Upfingersteigberg, der Sirchingersteigberg) sind nicht so hoch, als die andern Albberge, denn das Thal selbst zieht sich zwar unmerklich, aber in ziemlicher Höhe, bergein; dafür sind sie vom Scheitel bis zum Fuße alle mit den dichtesten Wäldern bewachsen, haben die steilere Dach- und Sargeform ganz abgelegt, und schwellen in schönen Wellenformen auf. Das ganze Thal ist sehr eng; aller Obstbau hört auf; durch schmale, grüne Wiesen zieht die Erms mit ihrem durchsichtigen Wasser dem Wandrer entgegen. Bald ist auch für die Wiesen kein Platz mehr; der Fluß und die Heerstraße theilen sich in den Raum, den Wälder und Berge übrig lassen: ja die Straße hat an einigen Stellen mit Gewalt sich durch das Gestein des Berges Raum machen müssen, und Felsenmassen sind über sie hinaus an das Gestade des Flüßchens gerollt. Erst gegen den Schluß wird das Thal etwas weiter.

Hohenwittlingen.

(Höhe 2408 W. F.)

Ist man eine halbe Stunde von Urach gefahren, so trifft man links auf eine Mühle (die Georgenauermühle genannt), und blickt hier in das enge Föhrenthal oder den Faltel. Gerade diesem Thälchen gegenüber (immer noch links) auf den Gipfeln des Hohbergs, stehen die Ruinen der Bergschlösser Hohenwittlingen und Baldeck, das letztere auf einem etwas vorstehenden Berge. Die Reisenden lassen den

Wagen bei der Mühle stehen, und können nun dreierlei Wege einschlagen: entweder 1) den Fahrweg durch den Faitel hinauf, auf welchem sie zuerst ins Dorf Wittlingen kommen, das auf dem Plateau des Hohbergs einwärts in einer leichten Vertiefung zwischen Fruchtfeld, Obst und Wald liegt; oder 2) den Fußweg der sogenannten neun Ränke hinauf; und hier gelangt man zunächst an das Schloß Hohenwittlingen. Diesen sehr bequemen Weg, der den Wandrer im Zickzack die steile Bergwand hinaufführt, verdanken wir der ersten Gemahlin Herzog Carls, Sophia Barbara, die im J. 1751 das Schloß besuchte, und der im folgenden Jahre hier am Fuße des Berges, an der Landstraße, auf einem einfachen Stein ein noch stehendes Monument gesetzt ward, das uns im deutschen Lapidarstyl gar naiv erzählt, wie die Herzogin von den Wurzeln dieses Berges bis zu seinem Gipfel mit höchsteigenen Füßen gestiegen sey; oder man geht endlich 3) noch weiter oben einen schönen Waldweg hinauf, der zuerst zum Schlosse Baldeck, dem Sitze eines edeln im 16ten Jahrhundert ausgestorbnen Geschlechtes, jetzt das Mörderschlößlein genannt, empor führt, von welchem wenig mehr zu sehen; und dann ¾ Stunde weiter nach Hohenwittlingen. Diese am wildesten Waldeck vom verschlungnen Gestrüpp überwachsenen Trümmer lassen sich rund umwandeln, und zeugen noch von der Felsenfestigkeit des alten Schlosses; unterirdische Wendeltreppen sollen in tiefe Gewölber führen. Ursprünglich war es Konstanzisch; in der Folge kam es (1251) an Würtemberg, und von diesem an die Grafen von Urach durch Tausch, bald aber fiel es wieder an das erstre Haus. Schon zu Crusius Zeit war es nichts mehr als „ein grausames Gefängniß, in das Wilderer und andre Böswichter gelegt wurden *).“ Die Volkssage fabelt von den Baldeckern und Wittlingern, daß sie durch Zauberei in der Luft hätten zusammen fahren können; eine andre Tradition sagt, daß sie unterirdische Communicationen gehabt haben. Der Blick von dem Schlosse ins Thal auf die geschlängelte Erms, auf Hohenurach, Neufen und Teck ist herrlich. Auf Hohenwittlingen hielt sich

*) „Ehmals war Hohenwittlingen sehr fest,“ sagt ein alter Calender mit ernsthafter Miene: „Gelehrte und Wilddiebe wurden manchmal dahin gebracht.“

der würtemb. Reformator Brenz eine Zeit lang vor seinen Feinden verborgen, und arbeitete an seinem unsterblichen Catechismus, den er in seinem zweiten Asyl, auf dem Schlosse zu Hornberg, vollendete. Noch lange nachher war Wittlingen von einem Burgvogt oder Förster bewohnt, bis endlich diesem am Anfange des vorigen Jahrhunderts hinter den Burggräben eine neue Wohnung gebaut ward. — Unter den vielen Höhlen und Klüften dieser Gegenden zeichnet sich das benachbarte nur etlich 100 Schritte entfernte

Schiller- oder Schillingsloch

aus. Es ist übrigens mühselig zu befahren, und man muß vom Dorfe Wittlingen Laternen und Leitern mitnehmen. Nach dem engen Felseneingang geht es etwa eine Stubenhöhe hinab, dann öffnet sich die Höhle wie durch Kunst gewölbt, frei und schön, mit vielen und weiten Seitenrissen; alles voll von Tropfsteinen und Fraueneis; so daß eine Beleuchtung auch hier guten Effekt machen müßte. Wenn ein Bach durchwadet ist, so kommt man an einen zweiten Abgrund, bei dem abermals die Leiter anzusetzen ist; so kann man in Allem in eine Tiefe von 200 Schuh hinabkommen. Doch ist das ganze Abentheuer unbehaglich und gefährlich. Bei den französischen Invasionen des 17ten Jahrhunderts war diese Höhle das Asyl der Umwohner und ihrer Habe. Die Höhle ist so kalt, daß der Förster das Fleisch im Sommer wochenlang in derselben frisch erhält. — Eine andre Höhle, der Wasserstein genannt, liegt zwischen Urach und Wittlingen auf der sogenannten Breitenwiese; ihren Namen führt sie von einem kesselförmig gehöhlten Steine, in welchem sich das hellste Wasser sammelt, das aus einer verborgnen Quelle kommen muß, und den Feldarbeitern zur Erquickung dient.

Von Wittlingen wählen sich die Reisenden einen der 3 Wege zum Herabsteigen, und setzen sich bei der Mühle wieder zu Wagen, um die Farth durch das vorbeschriebene Seeburgerthal zu vollenden. Bei Seeburg wird die Natur kahler und den Hintergrund bilden waldarme Heideberge. Die Hütten des Dorfes sind mitten unter zerstreute, sie weit überragende, Felsblöcke hineingebaut.

Seeburg

ist ein historisch merkwürdiger Ort. Seine feste Burg (ihre Stätte kennt Niemand mehr) hielt sich gegen Kaiser Heinrich VII. im J. 1309 mit Urach allein von allen Vesten des Landes. Der Ort kommt schon zu Carls des Großen Zeit in Documenten vor. Im 11ten Jahrhundert erscheint auch ein Wigmann, Graf von Seeburg, der eine Gisela, Tochter Otto III., Herzogs von Alemannien, zur Frau hatte. —

Das kleine Gasthaus zum Löwen in Seeburg putzt sich unter einem unternehmenden Müller zu einem hübschen Schweizerdorf-Wirthshaus heraus, und reicht ein gutes Abendbrod. Fährt man noch eine Viertelstunde in den letzten kahlen Riß des Ermsthales, das Mühlthal genannt, hinein, so gelangt man an den völligen Schluß desselben und an den Ursprung des Flüßchens, das in dem wilden Felsgrunde, aus flachem Kies hervorsprudelnd, kaum 60 Schritte von seinem Ursprung schon Mühlen treibt. Ins Dorf zurückgekommen, versäume man nicht, noch eine Lustfahrt bis auf die Höhe der seit kurzem vollendeten, in die Felsen der Alb gesprengten, neuen

Münsinger*) Bergstraße

mitzunehmen, die an die Stelle einer unleidlich steilen und heillosen Chaussee getreten ist. Die herrliche breite Straße läßt sich bis zum Gipfel des Gebirges (¼ Stunde vor Münsingen), eine halbe Stunde weit, in vollem Trabe befahren, und eben so, ohne daß man zu sperren braucht, hinunter. In der Mitte des Weges hat sie zwei gewaltige Felsen von einander getrennt: das Ungerthor und den Türkenstein,

*) Münsingen mit 1376 Einw., ein Oberamtsstädtchen und der Sitz einer Post (gutes Wirthshaus), liegt auf der Albheide; Obstbäume finden sich hier nur in den Gärten. Indessen verdient es wegen des Münsinger Vertrags, welcher die Untheilbarkeit des Landes festsetzte, und Graf Eberhard im Bart die Alleinregierung sicherte, den Besuch des würtembergischen Wandrers. Das Schloß, in welchem jener Vertrag den 14. Dec. 1482 abgeschlossen wurde, steht der Post gegenüber, und ist jetzt in einen Fruchtkasten umgewandelt. Von der Höhe der Seeburgersteige ist Münsingen nur noch ¼ Stunde entfernt. Mit dieser Tour ließe sich denn auch ein Ausflug auf das Jagdschloß Gravenegk verbinden. (S. Donauseite.)

deſſen Höhlung noch ſichtbar iſt. Die vielverſprechenden Namen laſſen vergebens auf Sagen hoffen. „Es werden eben einmal Türken da gewohnt haben," meinte unſer guter Poſtillon. — Auch für den Fußgänger iſt auf der Hälfte des Weges durch einen ſchönen, ſteinernen Ruheſitz geſorgt. Ueberhaupt läßt ſich dieſer Weg, der keine andre Reize hat, nicht ohne inniges Wohlbehagen machen.

Bei Seeburg theilt ſich das Thal in 3 Zinken, in das Riethheimerthal, das Mühlthal und das Fiſchburg, die wieder mehrere kleine Ausläufer haben, deren einer ſeiner beſondern Wildheit wegen die Schweiz heißt. Alle ſind recht ſchauerlich ſchön.

Das Thal Fiſchburg hat ſeinen Namen ohne Zweifel von dem Seewaſſer, einem Bache, der vordem einen See bildete, welcher ſeit 1763 trocken gelegt iſt, ſo daß jetzt der Platz als Wieſe benutzt wird. Nur im Frühling, zur Zeit des Holzfloßes, wird er abwechſelnd gefüllt und abgelaſſen, um dadurch die nöthige Waſſermaſſe zum Flößen zu erhalten: und ſo kann man auch in dieſem See in Einem Jahre ſchiffen, fiſchen und ärnten. — Eine Viertelſtunde unterhalb Seeburg iſt die merkwürdige Holzrutſche, ein eiſerner 900 Fuß langer und etwa 2 Fuß breiter bedeckter Canal, in welchem das auf der Alb gefällte Holz in das Thal herabgeſchickt, und ſodann durch die Erms in den Neckar, und auf dieſem in das königliche Holzmagazin zu Berg bei Canſtadt geflößt wird. Gegen 2000 Klafter gehen jährlich durch dieſen Canal, und eben ſo viel ungefähr werden auf andern Punkten in die Erms eingeworfen, ſo daß im ganzen gegen 4000 Klafter auf dieſem Wege der Reſidenz und ihrer Nachbarſchaft zugeſchickt werden.

Von Seeburg führt nach Urach kein andrer Rückweg als durch das eben befahrne Thal, das aber rückwärts, beſonders in der Nähe von Urach, neue ſchöne Blicke gewährt.

Und nun bleibt für Freunde der Natur noch hinlängliche Zeit zum Spaziergange nach einem der vielen öſtlichen Thalzinken, in das ſchöne, kühle Grabenſtätter Thal, das von dem unſcheinbaren Waldwaſſer Elsach durchfloſſen, welches in der Frühlingszeit oft mit furchtbaren Ueberſchwemmungen droht, auch dieſen Namen führt; links bleibt eine andre Thalbucht mit kühngeformten Bergen und dem romantiſchen Pfählhof, einer trefflichen Maierei, einſt dem Be-

ſitzthum der Edlen von Pfähler, liegen; nach dieſem Hofe heißt das Thal auch das Pfählerthal. Nach fünfviertel Stunden gelangt man hier zum Theil durch Wald an den Bergweg, der nach dem Albdorfe Grabenſtetten führt (von den Bewohnern ſonderbar in Grammenſtetten korrumpiert), den man aber nicht betritt, ſondern ſich über die Wieſen rechts nach den Felſen des Falkenſteins zieht, oder nach der

Grabenſtätter (Falkenſteiner) Höhle,

die man aus einer wilden, übrigens unmahleriſchen Waldſchlucht heraus ſchon lange im Auge hat. Auch der Zugang hat nichts reizendes; durch ſtruppigte Hügel muß man ſich über ſpitzige, den Boden bedeckende Steine durchſchlagen, bis man an den Felsquell der Elsach kommt, der aus dem koloſſalen Steinloche hervorgerieſelt kommt, das ein weites, aber übelgeformtes Portal hat. Zur gefahrloſen Beſuchung der Grotte, die ſich nach dem weiten und überaus hohen Eingang bald ſo verengt, daß man nur mit Mühe ſich durchſchiebt, ſind durchaus nicht nur Lichter, ſondern auch des Lokals ganz kundige Grabenſtätter Bauern, oder noch beſſer Uracher Führer nothwendig. Die Höhle beſteht aus bloßem Kalkſtein, und geht anfangs von Mittag nach Mitternacht, dann gegen Morgen. Im Innern wird ſie bald höher, bald niedriger, und durch abgelöste Blöcke, die ſich hie und dort hingeſenkt, faſt lebensgefährlich zu befahren. Auf ſchlüpfrigen ſpitzen Steinen muß man oft über Pfühen Waſſers von 10 bis 30 Fuß Tiefe einen Sprung thun, bald auf halbverfaulten Brettern ſich den Waſſern anvertrauen. Schon beim Eingang der innern Höhle hört man ein furchtbares Brauſen fernen Gewäſſers, und nach 50 Schritten kommt man an einen unterirdiſchen Waſſerfall der Elsach, die ſich über hohe Felſenblöcke ungeſtüm herabſtürzt. Am Ende kommt man an einen Keſſel von etwa 20 Fuß Länge und Breite, und 30 Fuß Höhe. Man vermuthet einen Zuſammenhang dieſer Waſſerſammlung mit dem eine Stunde entfernten Urſprung der Lauter bei Schlattſtall. — Der Bach führt Bonerzkörner mit ſich, die zu vergeblicher Nachforſchung nach Erzen Anlaß gegeben haben. In ſeinen Wellen fand einſt von thörichten Schatz-

gräbern einer den Tod. — Ueber der Höhle sollen die Herren von Falkenstein ein Schloß gehabt haben.

Wir kehren aus diesem Thale nach Urach zurück, und fügen am Schlusse des heutigen Reisetages noch einiges aus der

Geschichte der Stadt Urach

bei.

Was von römischem Ursprung der Stadt, was von Urachs Grafen vor dem 11ten Jahrhundert erzählt wird, sind Fabeln oder Muthmaßungen. Die Volkssage läßt die Stadt aus einer Herberge entstehen, die im Walde für die nach Ulm Reisenden erbaut war. — Im 14ten Jahrh. war sie schon eine feste Stadt, die Kaiser Carl VI., als er den Grafen Eberhard den Greiner züchtigte, nicht zu zwingen vermochte. Im 15ten Jahrh. erhielt sie von Eberhard im Bart einen Spital. Vor und nach seiner Reise ins gelobte Land hielt Eberhard hier lange Hof. Das Hofgericht, während Ulrichs Vertreibung ein Landtag, auch ein Turnier (1518) wurden in ihr abgehalten. — Dem Bauernaufruhr widerstanden die Uracher. Aus lauter Behutsamkeit in Religionssachen henkten sie einen lutherischen Priester, strichen einen katholischen mit Ruthen, viertheilten einen Bürger, und köpften vier andre. — Bei der Restauration (1534) öffnete Urach dem Ulrich nicht, bis er die Landesfreiheiten bestätigt. Auf desselben Herzogs Befehl fand im J. 1537 ein Religionsgespräch zwischen Brenz und andern Theologen hier statt. — Im schmalkaldischen Krieg mußte Stadt und Festung von Ferdinand Herzog von Alba einen Schirmbrief annehmen (1547). — Im dreißigjährigen Krieg, nach der Schlacht bei Nördlingen, ergab sich Stadt und Festung, die letztre mit 250 Mann weimarischer Truppen nach tapfrer Gegenwehr und unter ehrlichen Bedingungen dem Obrist Mora vom Heere des Gallas. — Während der franz. Invasion von 1693 blieb Urach verschont, und war der Zufluchtsort vieler Würtemberger.

Die Stadt ist eine der gewerbsamsten des Landes, besonders durch Webereien, Leinwand, Blaiche, Kornhandel, Pulver- und Papiermühlen, und einen starkbesuchten Schäfermarkt, mit welchem alle 2 Jahre am Jakobi-Feiertage auf einer benachbarten Wiese ein Schäfer-Wettlauf ver-

bunden ist. Urach ist 9 Stunden von Stuttgart entfernt, wohin die Chaussee über Metzingen führt.

Route des fünften Tages.

Von Reutlingen nach Ehningen	1 St.		
Auf Sankt Johann	1	¾ St.	
Auf den grünen Felsen . . .		¼ —	
Nach Dettingen *)		¾ —	
Bis ans Brühl-Thal	1		
Zum Wasserfall		¼ —	
Auf Hohenurach	1		
Herab nach Urach		¼ —	
Nach Seeburg über Wittlingen	3	¾ —	zu Wagen.
Zurück nach Urach	2		
An die Grabenstätter Höhle hin und her	2	¾ —	
	14	¾ St.	

*) oder:

Bis zum untern Fohlenhof über Güterstein	1 St.	
Ans Brühlthal		¾ St.
	14 St.	

Sechster Tag.

Ueber Hohenneufen durchs Lenninger Thal, über die Teck nach Kirchheim.

Das nächste Ziel unsrer Reise von Urach aus ist Hohenneufen; wer von dem gestrigen Marsche nicht zu müde ist, sich frühe auf den Weg zu machen, kann hier abermals bei

günstiger Witterung einen herrlichen Sonnenaufgang genieſsen. Die Wagen können, besonders wegen der Schlattstaller Steige, nicht gut mitgenommen werden. Sie fahren also voraus über Beuren, Owen nach Guttenberg (3¼ St.). Doch ist die Schlattstaller Steige nicht absolut unbefahrbar, und sieht einer Ausbesserung entgegen.

Hohenneufen.

(Höhe 2555 W. F.)

Ein angenehmer meist von Wald beschatteter Weg führt uns in zwei Stunden dahin; zuerst das Mauchenthal hinauf, das, zwischen Morgen und Abend gelegen, sich der Länge nach mitternächtlich hinzieht (¾ St.); dann auf der Höhe Gebirgswald und Haide auf und ab, beinahe anderthalb Stunden fort, bis links die Kanten des Gebirgs erscheinen, und auf einer ihrer Spitzen die gethürmten, im Morgenlichte röthlich weissen, Trümmer der Festung Neufen, ganz unvermuthet, wie eine Riesenfaust, die sich im Augenblick erst aus der Tiefe emporballt, entgegen schauen *). Ein ziemlich

*) Der Verfasser hat seitdem den Weg von Urach nach Neufen, der schwer zu finden ist, noch einmal gemacht, ausdrücklich, um ihn bestimmter beschreiben zu können: Man geht in Urach zum obern Thore hinaus, und schlägt dann die zweite Straße links ein, wenn man an die Grabenstätter Straße kommt, läßt man diese rechts, und geht wieder links einem Wegweiser nach, der: „Nach Hülben u. Kirchheim" deutet; hier fort im Thale, und endlich einen waldigen Berg hinauf, bis zum Gipfel, wo der Wald aufhört. Oben findet man wieder einen Wegweiser, und folgt der Inschrift: „Neufen zu", indem man das Dorf Hülben rechts läßt. Dann kommt man über freies Feld bald wieder zu einem Wegweiser, wo durch einen hübschen Bergspalt die tiefe Fläche heraufblickt. Hier geht man abermals der Weisung „Neufen zu" nach, am Bergspalt hin. Bald kommt ein Weg links, den man nicht betritt, sondern gerade fortgeht, bis ein vierter Wegweiser kommt, wo der Weg sich spaltet, und man „Neufen zu" geht, und nach kurzer Zeit Hohenneufen erblickt. Wer Neufen aufopfern will, kann hier eine andre schöne Tour auf den Beurener Felsen machen. In diesem Falle folgt er beim vierten Wegweiser der Inschrift: „Kirchheim zu", und läßt den Neufener Weg links liegen. In kurzer Zeit spaltet sich seine Straße in drei Wege, von welchen er den mittlern geht, der durch Wald und Haide

schmaler Erdwall, ohne Wald, führt auf den Gebirgskegel hinüber, den die Festung krönt, und bildet die einzige Verbindung, mit welcher der Berg südöstlich mit der Alb zusammenhängt. Auf dem Gipfel angekommen, suche man sich, nachdem die ersten Trümmer vorübergegangen sind, links durch diese den Weg zu dem höchsten südöstlichen Walde, um von diesem Standpunkt aus die Sonne zu begrüßen, die, zwar nur über den Wäldern und Flächen der Alb sich erhebend, doch ein herrliches Schauspiel gewährt. Die hohen, weissen Mauern der Veste, die man im Rücken hat, färben sich allmählig blutroth. Die ersten rosigen Sonnenstrahlen fallen nach Südosten auf den Roßberg und auf die Gipfel der Uracher Bergwände, die mit ihren vielen Felsen, wie eine frische Schöpfung, allmählig mit dem Morgenlicht ihr festes Daseyn erst zu empfangen scheinen; dann senkt sich das Licht weiter über den Sattelbogen, den Fuß der Achalm, den kleinen Jörgenberg, der zwischen beiden lauschend hervorblickt, die Altenburg, und die fernsten und höchsten Züge der Alb nach Südwesten. Auf der andern Seite gegen Nordosten liegt der Waldabgrund mit dem Dorfe Beuren noch im Dunkel; der Beurener Fels ragt noch schlummernd, unerweckt von der Sonne, darüber. Weiter hinten wartet Teck schon auf die ersten Strahlen, Hohen-

---

führt. An einen fünften Wegweiser gelangt, geht er „Weiler zu", und sieht bald das Dorf Erkenbrechtsweiler, und im Hintergrunde Teck und den Breitenstein über die Albfläche hervorragen. In diesem Dorf (2 St. von Urach) nimmt er sich einen Führer, der ihn in nördlicher oder nordwestlicher Richtung durch Haide und Wald auf einen schönen Ausläufer der Alb (die Baßgeige nennen den Gebirgsast die Umwohner), und auf die letzte abgerissene Felsenecke desselben, den einzig schönen Beurener Eckfelsen führt, wo er eine herrliche Aussicht auf die gewohnte Fläche, aber in der Nähe mit neuen Umgebungen, genießet. Südlich liegt in einer wild schönen Thalschlucht Beuren. Südwestlich schiebt sich Neufen, der Sattelbogen, die Achalm, der Roßberg, eines hinter das andere; im Nordwesten stellen sich einige Bergspitzen des Schwarzwalds auffallender, als von andern Punkten, dar; östlich winkt die Teck herüber. Hinab sucht sich der Wandrer einen Weg entweder links nach Beuren, oder kürzer aber pfadloser rechts nach Owen, wo er dann unmittelbar in das Lenninger Thal eintreten kann.

staufen taucht aus dem Nebel auf, und um die auslaufenden Gebirge färbt sich der Duft.

Die große Fläche ist von diesem Standpunkt aus durch die Ruinen bedeckt.

Wenn die Sonne herauf ist, und das Frühstück, das in diese Einsamkeit von Urach aus mitgenommen werden muß, im Grase verzehrt, so schickt man sich zu einem Gang rings um die untern Festungswerke an, der seit den Landesvermessungen ringsum eben und gangbar gemacht ist, wodurch nicht nur die Aussicht, sondern besonders auch die Ansicht des Schlosses sehr vieles gewinnt.

Umgeht man die Festung auf diesem Rundwege so, daß man ihre Trümmer immer zur Linken hat, so kommt man zuerst in nordwestlicher Richtung über lauter zerstörte Vorwerker hin. Anfangs stehen zur Seite niedrigere Vormauern, bald aber thürmt sich Mauer über Mauer, Thurm auf Thurm, und einen eigenen Anblick gewähren auf den äussersten Ruinen gegen Westen die Trümmer einer Mauer mit einem weiten gewölbten Thore, das jetzt in den freien Himmel hinauf zu führen scheint, und durch das die blaue Luft herniederschaut. Allmählig wendet der Weg um die Ruinen sich westlich, wo von einer schwindelnden Höhe herab, die Mauer und Fels bildet, die Hauptaussicht auf die Tiefe und Fläche sich eröffnet, mit deren Wiederholung wir den Leser nicht ermüden. Nur des Städtchens Neufen erwähnen wir, das unter den Wäldern und Weinbergen der Veste freundlich gelagert am Fuße liegt, übrigens keine Merkwürdigkeiten darbietet *), und das lachende Thal zwischen Reben und Wald, das mit Blüthenbäumen angefüllt, von Dorf zu Dorf nordöstlich sich Nürtingen zu zieht. Bei diesem lachenden Anblick gedenke der Wandrer des harmlosen Minnesängers, der, wenn auch nicht auf unsrem Berge gehaust, doch von ihm Geschlecht und Namen ableitet, und so frühlingswarm und kinderfroh, bald von Anger, Blüthen, Wald und Wiese, bald von seiner

*) Wirthshaus: zum Hirsch. Weg über Lingenhofen (¼ St.), Frickenhausen (¼ St.) nach Nürtingen (1 St.). — Ferner über Beuren (¼ St.) nach Owen (¼ St.).

Frauen roſenrothem Munde geſungen hat: — Gottfrieds von Neufen. Wohl in dieſem lachenden Thale, am Fuße der väterlichen Burg, konnte er Reime gedichtet haben, wie die, welche wir unſern Leſern S. 130 vorlegen.

Jene freundlichen nächſten Umgebungen ſind ſchon von der Morgenſonne erleuchtet, die weite Ferne aber ringt mit dem Meere der Morgennebel, durch deren Riß die Sonne hier und da wie in lachende Eilande hineinblickt. — Gegen die Feſtung gewendet ſchauen wir hier an ungeheuren Felſenmaſſen hinauf, von welchen die Mauerſtücke, die ganz in ſie verflochten ſind, nur Fortſetzungen zu ſeyn ſcheinen, und wo die Kunſt, auf die Natur vertrauend, läßiger ſeyn durfte. Weiter gegen Südweſten werden die Felſen zackiger, und geſtalten ſich hier und da wie zu Menſchenantlitzen; kühnere Mauern ſitzen auf ihnen; ein herrlicher, weiſſer, geglätteter Thurm bewacht das ſüdliche Eck. Der nächſte Niederblick geht hier in ein kahles Thal, aus dem ſich die treffliche Grabenſtetter Bergſtraße, wie eine Schlange, ins Gebirg und durch die Felſen hinaufwindet. Fort auf dem Ring gegen Süden, an einem unterirdiſchen Gang vorbei, wo die Felſen aufhören, werden die Feſtungswerke ſtärker; rechts vom Wege dicht am Abgrund ſteht ein dicker, eckigter Thurm mit vielen ausgehauenen Zinnen, wie Zahnlücken abentheuerlich anzuſchauen. Nun wenden wir gegen Oſten um, wo die hohe breite Mauerwand wieder vor uns ſteht, die wir zuerſt, von der Sonne geröthet, erblickt haben. So iſt die Runde gemacht.

Wer von innen die höchſte Höhe erklimmen, und die eingefallenen Kaſematten, Häuſer und Kaſernen durchſtöbern will, mag ſich ſeinen mühſamen Weg ſelber ſuchen, wir halten uns bei dieſen Maſſen und Steinhaufen, die weiter hinauf weder mahleriſches noch alterthümliches Intereſſe haben, nicht länger auf, und geben dem Wandrer etwas von hiſtoriſchen Erinnerungen: — Die Sage giebt der Burg römiſchen Urſprung.

Geſchichtliches über Neufen.

Der erſte, den wir als Beſitzer von Neufen kennen lernen, iſt Graf Mangold von Sümmetingen, der wahrſcheinlich durch ſeine Heirath mit der Urachiſchen Gräfin Mathilde, Egino's I. Tochter, zu dieſer Beſitzung kam. Er fiel im Jahr 1086 in dem unglücklichen Treffen des Gegenkönigs

Hermann gegen Heinrich IV. bei Bleichfeld. Die Gemahlin eines Luithfrieds von Neufen und ihre Tochter Maz werden als gute Nonnen, die Tochter auch als eine fertige Schreiberin gelobt. Erſt in der Periode des neu aufblühenden ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes erſcheinen die Neufen als unzertrennliche Freunde und Kriegsgefährten dieſer Familie vom Anfang des 13ten Jahrhunderts an. Ein Berthold von Neufen und ſein Sohn Heinrich, treten im Gefolge eines neuen Landvogts auf, den Kaiſer Friedrich in die reiche Probſtey Urſperg ſendet, zu Verwaltung der Güter. Dieſe wiſſen ſich der Güter nach Friedrichs Tode zu bemächtigen, empfangen die Probſtey von Kaiſer Philipp als Lehen, und behandeln das Kloſter und ſeine Güter als Raub. Mit Mühe löſen ſich die Mönche mit 200 Mark Silbers aus ihrer Hand. Heinrich überbringt Friedrich II. die Botſchaft der Kaiſerwahl (1218). Ein andrer Heinrich von Neufen befehdet mit Andern den Biſchof Heinrich von Conſtanz, wird gefangen (1235); befehdet dennoch nachher den Biſchof von Speier, und hilft das Kloſter Backnang verwüſten. Auf Befehl König Heinrichs bricht er dem widerſpenſtigen Grafen von Hohenloh ſein Schloß Langenburg. Sein Bruder Gottfried iſt wahrſcheinlich der Minneſänger.

Am Schluſſe des 13ten Jahrhunderts kamen die Herren von Neufen auch zur Grafſchaft Marſtetten und Graiſpach (in Oberſchwaben). Ein beträchtlicher Theil ihrer Güter lag im Zabergäu. Aber ſchon bald nach der Mitte des 13ten Jahrh. begannen die Verpfändungen und Verkäufe ihrer Beſitzungen an Klöſter und an weltliche Herrn. Bald dauerte das Geſchlecht nur noch in der Graiſpach-Marſtettiſchen Linie, und auch ſo nur bis in die Mitte des 14ten Jahrh. fort. Zu Anfang dieſes Jahrh. war Burg und Stadt Neufen in Conrad von Weinſpergs Händen, dem ſein Schwager Berthold ſeinen Antheil an der Herrſchaft überlaſſen hatte, und dieſer verkaufte ſie an Würtemberg. Bei der Theilung Würtembergs zwiſchen Graf Eberhard und Ulrich, ſchwankte Neufens Beſitz hin und her. Bei Herzog Ulrichs Vertreibung (1519) iſt Hohenneufen ſchon Feſtung und ergiebt ſich an den ſchwäbiſchen Bund. Dem jungen, gefangnen Prinzen Chriſtoph ſollte das Amt Neufen ſamt Tübingen zum Unterhalt eingeräumt werden, das Verſprechen ward jedoch nicht gehalten.

Als Ulrich sein Herzogthum mit Landgraf Philipps von Hessen Hülfe erobert (1534), war Burgvogt von Neufen, Berthold von Schilling. Da hat sich folgendes begeben:

Herzog Ulrich vor Neufen.

Romanze.

Müd vom Schlagen und vom Siegen
Zieht der Herzog durch sein Land,
Droben sieht er Neufen liegen
Auf der bräunden Felsenwand.
Heißer Strahl der Frühlingssonnen
Brennt auf Reiter und auf Roß —
Wäre doch das Nest gewonnen!
Ruft der Landgraf, sein Genoß.

Und so reiten sie die Stege
Durch den kühlen Wald hinauf;
Lauscht kein Hinterhalt im Wege?
Regnen keine Kugeln drauf?
Nein, es ist kein Feind zu spüren,
Alle Zinnen stehen leer,
Auf bequemen Brücken führen
Durch den Burgwall sie das Heer.

Aus dem Schlosse thut entgegen
Ihnen nicht Geschützes Knall,
Sondern Priesters Wort und Segen,
Und ein heller Orgelschall,
Und von mehr als Einer Schüssel
Süßer Dampf herüber weht,
Und der Burgvogt mit dem Schlüssel
Vor dem offnen Thore steht.

„Ritter Berthold, du Verwegner,
Sprich, was macht denn dich so zahm?
Du mein Feind und ew'ger Gegner,
Bist du worden blind und lahm?
Aber deine Blicke glänzen,
Wie kein blindes Auge glüht!
Und dein Haus schickt sich zu Tänzen,
Wie kein Lahmer drum sich müht!"

„Herr!“ erwidert' ihm der Ritter,
Warf ſich vor des Herzogs Fuß:
„Seyd nicht eurem Knechte bitter
Nennt auch feig nicht ſeinen Gruß.
Mir iſt heut ein Sohn geboren,
Meines Hauſes erſter Stern;
Wird mir der, — hab' ich geſchworen, —
Will ich huldgen meinem Herrn.“

„In der Kirche den zu taufen
Stehet mir der Burgpfaff ſchon.
Seyd ihr nicht zu müd vom Raufen,
Werbet Pathen meinem Sohn!
Nicht vergeſſen ſolche Gnade
Wird der Vater und das Kind,
Die zu Neufens ſteilem Pfade
Hundert Jahr lang Wächter ſind!“

Ey gelegen kommt den Fürſten
Solche Ladung nach dem Kampf,
Die nach kühlem Weine dürſten,
Schielen auf der Schüſſeln Dampf.
Und der Herzog reicht dem Degen
Freundlich die Verſöhnungshand,
Schenkt dem Knaben ſeinen Segen
Und ein ſchön Stück Ackerland.

Minnelied von Gottfried von Neufen.

Lichter Sommer, dein ſüße Wunne
Will bei mannigen Freuden ſeyn,
Daß denn ich gedenken kunne (könne),
Singen aber (wieder) die Vögelein.
Dabei ſieht man ſchöne in Blüthe
Bäume ſtan; des Meyen Güte
Trägt dem Winter mgunigen Haß.

Nu iſt der Vögelein Noth zergangen
Noch klage ich ein' andre Noth:
Weh, ja muß mich deß belangen,
(mir das lange dünken.)
Daß ihr Mund, durchleuchtig roth,

Mir nicht will die Freude mehren,
Süße Minne! magst du lehren
Sie, daß mir mein Leid zergeh'!

Der Esel von Hohenneufen.

Sage.

Als die Festung noch bestand, fand man bei der zweiten Wache als Wahrzeichen einen Eselsfuß aufgehängt. Die Veranlassung dazu soll diese gewesen seyn: Vor Zeiten wurde ein Esel zum Wasser tragen gehalten, weil die Festung daran Mangel hatte. Einst aber war sie so enge eingesperrt, daß die Besatzung den bittersten Mangel litt. Da futterte man den Esel von dem letzten Scheffel Gerste so reichlich, daß er starb. Dann wurde sein wohlangefüllter Wanst über die Mauer hinabgeworfen. Als die Feinde, welche schon auf die Uebergabe der Festung gehofft hatten, dieß sahen, schlossen sie daraus, daß die Besatzung noch vollauf zu leben hätte, und zog ab. Dem Esel zum wohlverdienten Andenken wurde einer seiner Füße aufgehängt.

Einst hatte ein gutes Weib von Linsenhofen mit einem dieser Wasserträger Mitleiden und sprach: „Du armer Esel, hast auch zu fressen?" und als sie krank wurde, vermachte sie dem Esel eine Wiese, welche auch nachmals, als kein Esel mehr gehalten wurde, der Commandant jährlich mähen und einheimsen ließ. Dieß geschah bis ins Jahr 1802 und die Wiese führte den Namen Eselswiese.

Das kleine

Städtchen Neufen

zählt nur 1717 Einwohner. Im Jahr 1610 raffte die Pest 500 Menschen weg, so daß nach 6 Wochen nur ein einziges Ehepaar übrig war. — Nach der Nördlinger Schlacht (1634) ward die Stadt besetzt, die Festung aber, in der Joh. Phil. Schnurm, ein tapfrer Mann kommandierte, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen (3. Dec. 1635).

In Trümmern liegt die Veste Neufen erst seit ihrer Abtragung im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts. Doch ist diese unendlich schonender geschehen, als die Hohenurachs; sie hat Neufen zu einer kolossalen, besonders von der Süd- und Ostseite herrlich anzuschauenden Ruine gemacht.

Ohne Zweifel gewährte es einen viel armſeligern Anblick, als es noch mit Dach und Fach, nothdürftig erhalten, von 9 Invaliden bewohnt, da ſtand, als der Gouverneur dem ſeel. Herzog Ludwig Eugen, bei ſeinem Regierungsantritte die feierliche Meldung that: Auf höchſt Dero Feſtung Neuſen iſt nichts Neues vorgefallen; und von dem lächelnden Herzog zur Antwort erhielt: O, ich bin froh, wenn nichts Altes eingefallen iſt!

Weg ins Lenninger Thal.

Wir verlaſſen Neuſen über denſelben Berggrath, der uns hinüber getragen hat, und wandeln ſüdöſtlich auf der Albfläche durch jungen und etwas dünnen Wald fort (¼ St.) über das Dorf Grabenſtätten, das den Unterländer mit ſeinen Strohhütten überraſcht, und in deſſen Nähe ein Landgraben noch den ominöſen Namen des Heidengrabens führt; wir gelangen, 1¼ Stunde vor dieſem Dorfe draußen über Fruchtfeld an eine tiefe Schlucht, die ſich dem Auge durch einige Waldbäume verſteckt, bis der Wandrer davor ſteht. Dieſe Schlucht iſt eine ſüdweſtliche Fortſetzung des ſüdöſtlich die Alb einwärts laufenden Lenninger Thales, und iſt allein auf der nordöſtlichen Seite, Guttenberg zu, offen; von allen andern Seiten bilden hohe, zum Theil bis an die Matten des Thales mit Buchenwald bewachſne Berge, von Felſen gekrönt, den tiefen Keſſel oder Erdſpalt, in welchem in blühenden Obſtbäumen das kleine Dörfchen

Schlattſtall

liegt (von den Bauern in Schlaaſchel oder Schlooſchel verunſtaltet), und zu dem eine kaum fahrbare, abſchüſſige Felſenſtraße uns hinabführt. Der ganze, höchſt pittoreske Anblick läßt ſich am beſten charakteriſieren als eine in Laubwald überſetzte Schwarzwald-Gegend. Und doch ſind auch dieſes wilden Thalzinkens Felſenwände mit Kirſchwäldern beſetzt.

Hinab gelangt nach Schlattſtall, gehe der Wandrer nicht vorüber an dem Einen Urſprung der Lauter (den andern findet er bei Guttenberg), die aus den Felſen des gegenüberſtehenden Waldgebirges hervorquillt. Der Weg führt dahin, wenn man von Grabenſtätten herab ins Dorf kommt (¼ St.), um die Ecke der erſten Häuſer rechts, an einer Pap-

pel vorbei, höchst anmuthig durch Obst und Wiesen; nach wenigen Schritten folgt man der Lauter, die man hier und da durchwaden, oder mit einem Brett belegen muß, bis man an einen kühlen, beschatteten Felsspalt gelangt, aus dem das Wasser hervorquillt, das man, die Ohren an den Fels gehalten, in weiter Ferne in den Eingeweiden des Felsgebirges rauschen und gähren hört *).

Von Schlattstall geht der Weg an dem klaren Forellenbache der Lauter, die nicht umsonst ihren Namen führt, nicht ferne von der Bergwand, die den Hintergrund des Lenninger Thales bildet, durch den immer dichter und bunter werdenden Blüthenwald, in den sich einige Mühlen verstecken. Bald beugt die Straße in den letzten Grund des Lenninger Thals ein, das hier mit seinen vielen tausend blühenden Obstbäumen aller Gattungen, rechts und links mit seinen Bergfelsen, die hellen Dörfer in der Mitte, sich ganz vor den Blicken entfaltet. Besonders schön stellen sich die Felsen oder Mauern (das Auge unterscheidet sie nicht) der Burgruine Wielandstein, mit einzelnen aus dem Gestein emporschießenden Bäumen dar, die sich aus der westlich blinkenden Bergwand, in der Entfernung von 1½ Stunden, erheben.

Die Reisenden gehen indessen das Thal noch vorüber, und verfolgen die von Owen und Lenningen herkommende Chaussee einwärts, von den Blüthen beschattet, in die nordöstliche Fortsetzung des Thales. Hier empfängt sie, auch von drei Bergseiten, doch offner und wo möglich noch mahlerischer als Schlattstall, umschlossen, im Obst gelagert, das Dorf Guttenberg; links hängen auf zwei Dritteln der Albhöhe, wie ein Vogelnest, kühn und schweizerlandschaftartig, die Gebäude des Herrschaftshofes Krebsstein, unter ihm Matten und vorspringende Hügel. Senkrecht über Guttenberg auf der höchsten Albhöhe blickt das Dorf Schopfloch herab, zu dem die 1½ Stunden lange, steile aber wohlerhaltne und höchst frequente Guttenberger Bergstraße hinaufführt zur rauhen Alb. Wenn die Fuhrleute von der Alb an diese Steige kommen, und dem Löwenwirth herabrufen, was sie essen wollen, so

*) So war es bisher. Thörichte Nachgrabung nach edlen Erzen hat jetzt diese stille Werkstätte der Natur verstört, und ein häßlicher Schacht leider den Zugang bequem gemacht. 1811.

kann er die Mahlzeit fertig machen, bis sie zur Tiefe hinunter kommen.

In Guttenberg findet man im Wirthshause zum Löwen gute und billige Herberge, freundliche Zimmer (so wenig das Aeußre verspricht), für ein Nachtlager leidliche Betten, zum Mittagsmahle Fleisch, treffliche Forellen, guten Wein, Selterserwasser. Die Schweizerlage scheint hier ein Schweizerwirthshaus geschaffen zu haben. Auch wird ein Fremdenbuch gehalten, und der Frühling bringt immer mehr Gäste.

Guttenberg gehörte den Herzogen von Teck, die hier eine Veste mit ihrem Archiv hatten; kam aber mit dem ganzen Lenninger Thal im Jahr 1385 an Würtemberg. Die Veste brannte im J. 1598 ab. Im vorigen Jahrh. soll ein Edler v. Schlaiz hinter dem Pfarrhaus sein Schloß gehabt haben, vor etwa 80 Jahren der letzte seines Geschlechts gestorben und in der Kirche des Dorfes begraben seyn. Eine halbe Stunde vom Dorfe, im Dun- oder Thunthal südlich im Waldgebirge, Böhringen zu, waren die Ruinen von Mansperg und sind die von Sperwerseck zu schauen *), beides die Sitze abgegangner edler Geschlechter. Jenes war schon zu Crusius Zeit Ruine. Unter den Sperwerseckern waren kriegsfreudige und rüstige Männer, berühmt in den heil. Kriegen. — In dem östlichen Thalgrund, 10 Minuten vom Dorf, unter breiten Felsenwänden, sickert aus ebnem Kiesboden der andre Arm der Lauter hervor. Der stille Grund verlohnt den Gang.

Von Guttenberg wählt der Reisende entweder den Fußweg durch die Obstwiesen, oder er wandert, wenn diese eben

*) Von Mansperg, obgleich Sattler es versichert, findet man keine Spuren. Hößlin vermuthet daraus, es möchte identisch mit Sperberseck seyn, und die Sperber könnten es von den Herrn von Mansperg erkauft haben. Diese Sperber oder Sperwer waren nämlich ursprünglich ein Reutlingisches Bürgergeschlecht; erst später nennen sie sich Sperwer v. Sperwerseck und endlich Freiherrn v. Sperwerseck. Die Grundlage der Burg ist nicht sehr geräumig; desto fester scheint sie gewesen zu seyn. Sie lag auf einer felsigten, sehr steilen Ecke des Gebirgs, doch merklich niedriger als die andern, und selbst als der anhangende Berg. Gegen der Land- oder Bergseite war sie mit einem hohen Mantel bekleidet, der durch einen trocknen Graben beschützt war; vor diesem war ein Wall, und vor diesem noch ein Graben. In der Nähe war ein gefaßter Burgbrunnen.

gewässert werden und ungangbar sind, auf derselben Straße zurück, die er hergekommen, bis zu ihrer Einbeugung ins

Lenninger Thal,

das von der Lauter, deren beide Ursprünge sich bald vereinigen, gebildet, zwischen waldige Alpen eine unzählige Fülle von Blüthenbäumen zusammendrängt, unter deren Schatten der silberne Waldbach hinschleicht, und mit welchen vier Ortschaften Oberlenningen, Unterlenningen, Brucken und Owen sich bekränzen. Bei dem letztern Städtchen öffnet sich das Thal zwei Stunden von seinem Abschluß bei Guttenberg; der Blüthenwald wendet sich dort im offnern Raume rechts gegen Kirchheim an der Teck, und schlingt sich in einiger Entfernung wie ein Blumengehänge um die Vorderseite des hohen und grünen Teckberges.

Das Lenninger Thal gleicht dem Uracher durch seine Bergbekränzung, wie durch seine Blüthenfülle in der Tiefe. Doch unterscheidet sich sein Charakter im Einzelnen auch wieder wesentlich von jenem. Es hat keine Krümmungen, keine kegelförmige, keine von den Hauptmassen sich ablösende, keine bis an den untersten Fuß mit Wald bewachsene Berge, wie das Uracher Thal, und ist dadurch weniger wild und vielleicht weniger romantisch. Dafür sind aber auch beide Bergwände desselben gleich reichlich mit Felsen und Wäldern und die gegen Westen schauende auch noch mit jenen Ahnungen von Burgruinen geschmückt, und die Schönheit des Ganzen läßt sich mit Einem Blick überschauen; während im Uracher Thal die nach Westen gekehrte Wand gegen die dunkel bekleidete östliche und deren Formenwechsel fast arm und einförmig erscheint, und den Totaleindruck stört, auch die sonst schöne Krümmung des Thales den Ueberblick hindert, und auf der Hälfte des Weges Hohenurach, die Hauptzierde, den Augen ganz entzieht. Weiter enthält das Lenninger Thal, zumahl bei seiner Mündung, eine viel größere Blüthenfülle, ein wahres Blüthenmeer; und endlich hat es eine auffallende, manchem Reisenden vielleicht willkommne Aehnlichkeit durch seine Berge mit den Alpenufern des Vierwaldstätter Sees zwischen Gersau, Brunnen und Beckenrieth (den Schweizerhacken ausgenommen). Was dort See ist, verwandelt sich hier in den Silberstrom der Blüthen. Auch der Teckberg hat, jedoch mehr

von der Kirchheimer Seite betrachtet, in Form und Farbe viel Aehnliches mit dem Rigi — si parva licet componere magnis.

Nach Oberlenningen geht man auf der guten Chauſſee oder im Schatten der Blüthenbäume durch die Wieſen in einer Stunde. Der Wandrer, der von Guttenberg kommt, hat hier eine Gebirgswand zur Rechten, die etwas vorſpringt, ſo daß dadurch eine kleine Krümmung des Thales ſich bildet, der Vorſprung wird auf der Höhe ganz ſchmal und ſcharfkantig, und ſchießt am Ende in mehrere vereinzelte Felsſpitzen auf, von welchen wenigſtens drei noch ſichtbare Spuren von kleinen Schlöſſern oder Burgſtällen tragen. Wer dieſe ſehr intereſſante Parthie mitnehmen will, beſteigt den Berg auf bequemem, wenn auch ſteilem Pfade von Oberlenningen aus etwa in ¾ Stunden, und beſucht zuerſt den vorderſten Vorſprung mit gewaltigen höchſt mahleriſchen Felſen, der einſt die Burg

Wielandſtein

trug. Man muß über die Keckheit ſtaunen, die auf einen ſo ſchwindelnden Gipfel zu bauen gewagt und den Vortheil ſo hoch angeſchlagen hat, den hier allerdings die Felsſtücke gewähren, inſofern ſie an manchen Seiten alles Mauerwerk erſpart haben, und ſelbſt einen ergänzenden Theil des Gemäuers ausmachen. Die wenigen Ruinen tragen jetzt eine ſchöne Baumgruppe, die, mitten aus ihnen hervorgewachſen, weit ins Thal hineinſieht.

Wielandſtein war einſt ein Lehen der Swelher, der Schillinge, der Späthe, wer aber die urſprünglichen Beſitzer waren, liegt im Dunkeln. Doch ſcheinen ſie nicht unbegütert geweſen zu ſeyn, denn im J. 1336 verkaufte ein Heinrich Fink von Wielandſtein das Dorf Biſſingen unter Teck an Würtemberg. — Schon Cruſius fand Wielandſtein zerſtört und an die Oberlenninger verkauft.

Erklettert man die nächſten freiſtehenden Felsſtücke, die auch noch, obwohl mit wenigern Mauern, gekrönt ſind, ſo findet man dieſelbe Kühnheit der Bauart, daſſelbe Verwachſen der Steine in die Felſen. Namentlich ſcheint auf einem derſelben ein ſenkrechter Felsſtrahl faſt ohne Zuthat von Menſchenhand ſich zur Thurmwarte angeboten zu haben. Ob dieſe Burgſtälle einen beſondern Namen geführt, oder zu der

Hauptburg Wielandstein gehörten, weiß man nicht. Man genießt von diesen Spitzen einen köstlichen Ueberblick des Leninger Thals, und außerdem den Niederblick in eine wilde, enge Seitenschlucht, die sich dem Auge erst hier entdeckt. Der düstern Lage dieser drei Schlösser entspricht die traurige aber bedeutsame Sage von drei Brüdern, denen einst diese Schlösser gehört, eine Sage, die sich mündlich bis auf diesen Tag fortgepflanzt, und das Sprüchwort im Thal erzeugt hat: „'s ist a Kerl, wie die drei Brüder aufm Schlößle."

Die drei Brüder vom Wielandstein.

1.

Auf Wielandstein im luft'gen Saal
An Einem Tisch, beim gleichen Mahl
Da sitzen jung und fein,
Aus Einem Becher trinken sie,
Und lächeln stets und zürnen nie,
Drei holde Knaben klein.

Der Wind stoßt an das hohe Haus,
Der Regen strömet mit Gebraus,
Kein Menschentritt erschallt;
Doch freundlich ist es Tag und Nacht,
Im hohen Schloß, wo Liebe lacht,
Wo Kinderunschuld wallt.

Im tiefen Dorf der Bauersmann
Hält seine wilden Knaben an,
Und auf das Schloß er zeigt:
„Ei, wollt ihr nicht so fromm und fein,
Wie droben die drei Brüder seyn?"
Alsbald sein Hause schweigt.

2.

Es sind der Schlösser worden drei,
Sie schauen von dem Berge frei,
Von Steinen fest gebaut.
Doch innen ist es nicht mehr schön:
Man sah die Treue fernt gehn,
Es wich die Liebe traut.

Ein Bruder wohnt in jedem Haus,
Er lädt den andern nicht zum Schmaus,
Er grüßet nicht sein Schloß:
Steigt Jeder in ein andres Thal,
Sucht Jeder andern Sonnenstrahl,
Tränkt anderswo sein Roß.

Und Nachts bis um den Hahnenschrei
Verlarvte Männer fechten drei
Am Kreuzweg in dem Wald;
Der Bauer ruft den Kindern klein:
„Ei, wollt ihr fromm und friedlich seyn?
Horcht, horcht, wie Unfried schallt!“

Von da durch Unterlenningen (¼ St.) auf die

Sulzburg

(¼ St.), einem kleinen grünen Hügel links vom Dorfe mitten im Thal, auf dem die vier Mauern eines noch nicht allzu lange abgebrochenen Schlosses noch stehen. Der Hügel ist sehr besteigenswerth durch die lachende Einsicht in das blühende Thal nach beiden Seiten, der Oeffnung und dem Schlusse zu, dann durch den Aufblick gegen den Rauder und gegen Teck. An seine Hinterseite lehnt sich in einem dichten Obstgarten eine Pachterey, die dem Wandrer Obstmost, Kirschgeist (ein Hauptprodukt des Lenninger Thals) und Forellen anbietet. Die Blüthe auf dieser Seite ist besonders üppig.

Sulzburg war vor Alters ein Besitzthum der Späthe von Zwiefalten, zuletzt, mit dem Rauder, der Herrn von Menzingen; seit zwei Jahren hat es die Gemeinde von Unterlenningen an sich gebracht und das Gut stückweise verkauft. — Auch die Herrn von Lenningen waren ein altes und tapfres Geschlecht. Ein Cuno von Lenningen, ein trotziger und grausamer Krieger, war der Schrecken der ganzen Gegend. Aber auch ihm kam seine Zeit, wo er geschreckt durch die Feindschaft aller, in die schützenden Mauern des Klosters Zwiefalten kroch.

Von Unterlenningen aus müßte derjenige seinen Weg nehmen, der auch die alten Schlösser

Rauder und Dippoldsburg

besuchen wollte, die von der Teck nur durch eine Vergessen-

kung getrennt, jetzt längst zerstört auf der Gebirgshöhe hintereinander liegen. Bis zu dem sogenannten Rauber- (Schaf) Hof ist der Weg erträglich; dann aber muß man sich einen Weg über Felsen, Abgründe, Disteln und Dornen suchen, bis man an die gewaltigen Mauern des Raubers gelangt, der im dichten Waldgebüsche lauernd, recht wie der gemeine Raubritter hinter dem schirmenden, edlern, hinter der offenen, stolzen Stirne der Teck sich birgt. Von der Dippoldsburg ist nichts mehr zu sehen. Sie lag schon am Ende des 16. Jahrhunderts in Trümmern. Wer die ersten Gründer oder Besitzer dieser Burgen waren, ist ungewiß. Dippoldsburg soll nach der einen Tradition von zwei Brüdern, Herzogen in Schwaben, nach der andern vom Grafen Dippold von Aichelberg erbaut worden seyn. Der alte Crusius schreibt von beiden Schlössern also:

„Ueber dem Thal, das zwischen der Teck und der Alb ist, findet man auf den Bergen zwei Schlösser, die heissen Diebelsburg und Rauber*). Die Namen kommen oft mit der Sache überein. Denn es sollen vor Zeiten Leute da gewohnt haben, deren Gebrauch gewesen, auf Beute auszugehen, und vom Raube zu leben. Man kann es an zwei Mauern sehen, die von den Schlössern weit hinausgehen; wer zwischen dieselbe hineingebracht worden, war schon verloren; wie alte Leute erzählen. Jetzt sind nur noch die Spuren davon zu sehen. Sie gehören dem Edeln Georg Schilling von Canstatt, der zu Owen wohnt.“ Ohne Zweifel waren die Bewohner aller dieser umliegenden Schlösser Ministeriales (oder Dienstleute) der Herzoge von Teck.

Sage vom Lenninger Thal.

Noch erwähnt Crusius einer alten Sage vom Lenninger Thal. „Es soll über dasselbe Einer, auf einem jährigen Kalb sitzend, gesprungen seyn, nämlich ein Hexenmeister, welcher

*) Schwerlich hat Crusius dies aus eigener Anschauung, und es wäre nicht unmöglich, was Höslin in seiner Beschreibung der würtemb. Alb positiv behauptet, daß Diepoldsburg (oder Dieboldstein, wie er es nennt) und das Rauberschloß eine und dieselbe Burg gewesen, mithin das letztere etwa nur ein Spitznahme des erstern.

gesagt habe: was hältst du vom Sprung dieses jährigen Kalbs? ist er groß genug? daher das Sprichwort: laß mir das einen feinen Sprung seyn für ein jähriges Kalb."

Cruſius scheint diese Sage aus dem Munde des Volks geschöpft zu haben; ausführlicher und etwas anders finden wir sie hundert und fünfzig Jahre vor ihm in dem alten Gedichte des Ritters Hermann von Sachſenheim, der im Jahr 1458 starb, und in der Stiftskirche zu Stuttgart begraben liegt. Das Gedicht heißt die Möhrin, und enthält die Erzählung, wie der Verfasser an den Hof der Venus gezaubert, dort wegen mehrfacher Vergehungen gegen die Majestät der Göttin vor Gericht gestellt, und von einer der Hofdamen, Brinhilt, einer Möhrin, hart verklagt, endlich aber wieder befreit wird. Er findet an diesem Hof einen Freund und eine Stütze an einem alten grauen Bruder von treuer Art, mit Nahmen Eckart, der ihn vertheidigt. Besonders ergötzt und gewinnt Hermann den Hof durch mannigfaltige Erzählung von allerlei Schwänken und Geschichten. Die gütige Mittheilung einer der seltenen Ausgaben dieses Buches *) durch Hrn. Professor Veesenmeyer in Ulm setzt mich in den Stand, meinen Lesern die Erzählung mitzutheilen, die hieher gehört (P. XXXII und XXXIII).

Dorther bei Urach auf der Alb
Da sprang ein alt Weib mit ei'm Kalb
Gar über ein wundertiefes Thal;
Bei Leiningen g'schah dieser Fall. —

„Der Knecht der ab dem Kalb da fiel,
Der mocht' wohl seyn ein thöricht Giel!
(Sprach einer bei den Herren dort)
Solch Wunder ist vor nie gehört!
Sag an, Gesell, wie fügt sich das,
Daß Einer auf ei'm Kalbe saß.
Das wollten wir all hören gern!"

Ich sprach: Wollt Ihr's dann nit entbehren,
Ich will Euch sagen fremde Mähr! —

*) Worms bei Seraf. Wagner, 1536.

Sie traten alle zu mir her,
Und wollten hören Wunderwerk.

Ich sprach: Ein Graf von Wirtenberg,
Der wollt ein' nöthig' Botschaft han
Gen Prag, zu Kaiser Karlen, thun,
Der Kaiser Sigmunds Vater was.

Ein alt Weib nah bei Urach saß,
Die hätt' gemacht ein' Zauberfalb',
Damit bestrich sie wohl das Kalb,
Und sagt' darauf ihr'n Mann zu Hand:
In Einer Nacht er gen Prag rannt',
Und ward sein Botschaft schnell und bald.
Ihm hätt' verboten auch die Alt,
So er heim wieder reiten wollt,
Daß er ein Wort nit sprechen sollt.
Dieweil er saß auf diesem Kalb,
Alsbald er kam nah zu der Alb,
Und er ersah das tiefe Thal: —
Da sprengt er hinüber ohne Fall.
Der Bot' war alt, er war nicht jung,
Er sprach: „Das ist der schönste Sprung,
Den ich von Kälbern je gesach.
Alsbald er da das Wort gesprach,
Da stund er da, das Kalb verschwand.
Hin auf das Schloß gieng er zu Hand,
Und brachte' sein' Botschaft glaublich dar;
Deß nahm der Herr gar eben wahr,
Und mußt' ihm sagen diese Mähr,
Wie er so schnell wär' kommen her?
Das thät der Bot', und war gar geil.
Der Herr, der sprach: „Gott geb' uns Heil!
Was dürfen wir nun großer Roß?
Die Kälber springen über d' Moos (über die Maaßen),
Und dazu über tiefe Thal,
Und das beschicht ohn' allen Fall!" —

Der Marschall sprach: „Der Herr hat wahr!
Es wär' ein Wunder offenbar,
Und gieng doch zu, mit Zauberwerk!" —
„Wer seind die Herrn von Wirtenberg?"
Sprach Einer, der hieß Freiermuth. —

Ich sprach: Es seind doch Grafen gut,
Lang her geborn von hoher Art,
Besonder jezt von Frauen zart
Wird ihr Geschlecht von hohem Stamm,
Wiewohl sie nit hont (haben) Fürstennahm,
So seind sie doch wohl ihr Genoß
An Land und Leut und Mannheit groß,
Der'r hont ihr' Vordern viel gethan. —

Von Unterlenningen gelangt man in ¾ Stunde nach Brucken, und in immer schönerer Blüthe (die Birnbäume werden häufiger und größer, rosige Aprikosen und Pfirschen mischen sich unter den Schnee) nach dem Städtchen Owen (spricht: Auen).

Teckberg.

(Höhe 1702 Würtemb. Fuß.)

Zwar hätte der Wanderer schon von Unterlenningen aus die Teck besteigen können, und zwar auf einem recht schönen, aber auch recht mühseeligen Waldweg über die Lochwiesen zwischen dem Rauber und der Teck hinauf, den Berg-Grath, durch welchen Teck auf der südöstlichen Seite mit der Alb zusammenhängt, und der oft nur einige Schuh breit ist, so daß man fast auf ihm reiten kann, und den einen Fuß in die Tiefen des Lenninger Thals, den andern gegen Bissingen und die Kirchheimer Fläche hinaus streckt, die in gleicher Tiefe zu des Wandrers Füßen liegt, (Sattelbogen heißt auch dieser Grath, wie jeder Uebergang eines Gebirgszuges in den andern, bei den Aelblern) dann rechts am gelben Felsen vorbei auf die Teck selbst (im Ganzen 1¾ St.). Der Weg ist schön und interessant, besonders für den Botaniker. Aber man verliert dadurch die schönste Blüthe zwischen Unterlenningen und Owen, und findet vor dem letztern Städtchen einen weit bequemern und kürzern Fußpfad, der in einer kleinen Stunde bis auf den Gipfel führt, was nach so vielem Bergsteigen doch zu berechnen ist. Diesen Weg läßt man sich am ersten Hause von Owen zeigen; im Aufsteigen hat man links zur Seite einen runden, grünen Haideberg, der einen mächtigen Vorsprung der Teck bildet, der Hauptbohl ge-

nannt *). Zwei Drittheile des Berges auf dieser Seite sind mit Weinbergen und grüner Halde bedeckt, und nur das lezte Drittheil mit Wald. Das eigentliche Eck (Teck) aber bildet ein ungeheurer Felsblock, westlich aus dem Wald emporsteigend, und der Hauptaussicht zugekehrt; über ihm erhob sich einer der Hauptthürme der alten Teck. Die Ostseite des Berges ist ganz waldig.

Der ziemlich breite Gipfel des Berges ist jezt nur noch mit einigen Thürmen und Ringmauern bedeckt, wovon das Wenigste Trümmer des alten Schlosses sind; namentlich gehören die obersten Mauern, von armseliger Bauart, einem Gebäu des militärischen Herzogs Carl Alexander, der in seinem Todesjahre (1738) den sonderbaren Gedanken, in dieser Höhe eine Kaserne zu bauen, halb ausgeführt hat. Die ältesten Männer des Städchens Owen erinnern sich, vor 84 Jahren als Knaben mit den Maurern hinaufgeschlendert und Steine zu dem Bau geboten zu haben, dessen Trümmer sie nun überleben.

Gegen das Städchen Owen zu sind die ältern Mauern noch am besten erhalten, leider aber verhindern sie auch die Totalaussicht von der Höhe, namentlich den Ausblick auf den einen Theil der Fläche, die jedoch vielleicht durch den Durchblick durch die geräumigen Schießscharten an Zauber gewinnt. Hier stehen auch noch 4 Halbthürme. Ein Theil der Ecke dieser Seite ist niedergerissen, weil Herzog Carl der Gräfin von Hohenheim Aussicht verschaffen wollte. Dieß kommt uns allen zu gute. Wir lagern uns mit Bequemlichkeit auf die Halde, und blicken bei einem Abendbrod auf Owen und seinen Baumgarten, ins Lenninger Thal, und auf einen Theil der Fläche hinab bis Kirchheim, Kanstadt und den Rothenberg. Besonders schön ist hier die Gebirgsaussicht nach Südwesten, wo ausser den Bergen des Lenninger Thals (Sulzburg erscheint wie ein Maulwurfshaufen) der breite Sarg, der den Beuroner Felsen trägt, und von der wunderlichen Volksphantasie den Namen Baßgeige erhalten hat, sich vor allen hervorstellt. Hinter ihm schauen Neufens Ruinen ganz mahlerisch hervor,

*) Schon Crusius spricht von einem kleinen und großen Pol, als Vorhügeln des Teckberges.

links der Roßberg, rechts Achalm, noch westlicher und näher der Sattelbogen mit dem lachenden Gravenberg.

Gegen Mittag steht noch ein Thurm halb, von innen bedeckt, vormals ein Gefängniß; man kann ihn noch besteigen. Doch ist die Mittagsseite des Schlosses schon weit mehr beschädigt. Ganz verwüstet aber ist es gegen Morgen und gegen Mitternacht, wo das Thor und noch jetzt der Eingang, und ein guter Burgweg von Kirchheim her ist; auf diesen Seiten sind die Mauern bis auf die Fundamente abgetragen.

Für diese Zerstörung entschädigt die offene Aussicht von der nordöstlichen Spitze. Auser den Eßlinger, Schornderfer, Welzheimer und Backnanger Bergen erscheinen in einer Ferne von 5 Stunden die drei abgesonderten vulkanischen Gestalten des Hohenstaufen, des Rechbergs, des Stuifenbergs, bei heiterem Himmel just so geordnet und so wunderbar gefärbt, wie die Burgen der heil. 3 Könige auf dem unvergleichlichen großen Gemälde Hemlings in der Sammlung der Herren Boisserée; vorwärts der Aichelberg, der Turnberg, der Erkenberg, niedrigere und abgerundetere Vorsprünge der Alb; links gegenüber von Teck ganz nahe der schroffe Breitenstein. —

Zur Burg umgewendet finden wir von innern Gebäuden keine Spur mehr. Das große länglichte Viereck, das die Mauern umschliessen, ist seit kurzem mit jungen Lindenalleen bepflanzt, deren Fortkommen aber zweifelhaft ist. Nur ein ummauerter Kreis bezeichnet noch die Stelle einer Zisterne.

Nach dem Gemälde, das von dem alten Schloß in seinem Bestande zu Owen in der Kirche im Original und der Copie vorhanden, und jetzt durch Herrn Seyffers treuen aber veredelnden Grabstichel im schwäb. Almanach auf 1820 (so wie Hohenurach) Gemeingut geworden ist: — nach diesem Gemälde zu urtheilen, glich das alte Teck mehr einer Stadt als einer Burg, reich an hohen Thürmen, Thoren, Zinnen, Mauern und Wohnhäusern. In dieser Gestalt dauerte es bis zum Bauernkrieg, wo der helle Haufen unter Hans Wunderers Anführung es zerstörte, und ihm die Gestalt gab, in der es uns jetzt entgegenblickt. Bis ins Jahr 1575 stand noch eine Capelle mit Gemälden und Bildern geziert. — An die Stelle der neuern Kaserne trat eine Zeitlang eine Meierei.

Auser den geschichtlichen Erinnerungen finden sich auf Teck auch noch einige Naturmerkwürdigkeiten.

Am untersten Rande des großen westlichen Burgfelsen öffnet sich eine hohe und weite, von der Natur gebaute Grotte,

das Sibyllenloch

genannt. Der Weg führt durch den Wald hinab, eines Büchsenschusses Länge, an dem hohen Felsen vorbei; er gewährt den einzigen Standpunkt, von dem aus die Trümmer auf dem schroffen Felsen sich wirklich kühn und pittoresk ausnehmen. Die Höhle selbst, von Waldgesträuch umgeben, ist über Felsen schwer und, weil sie am Abgrund liegt, mit großer Behutsamkeit zu besteigen; ein paar (freilich nicht steile und nicht entstellende) Staffeln in den Felsen gehauen, wären eine große Wohlthat für den Wandrer. Die Grotte selbst ist von braunen Felsen, die drohend aus der Decke herunterhangen, hoch und schön gewölbt, die Aussicht auf den weiten Westen und die untergehende Sonne aus ihrer dunkeln Einfassung neu und unvergleichlich. Mehrstimmiger Gesang hallt herrlich. Pistolen und Schwärmern antwortet ein mächtiger Wiederhall aus den Rippen des Berges. Nach einer mäßigen Tiefe verengt sich die Höhle so, daß man auf dem Bauche hineinkriechen muß. Wohin und wie weit sie führt, ist unergründet, einige meinen mittäglich aufwärts gegen die Burg, wo sich wieder ein längst verschüttetes Loch findet. Die Volkssage führt sie zwei Stunden durch des Berges Eingeweide fort, bis nach Guttenberg. An den Eingang pflanzt sie einen großen Hund, den Wächter eines ungeheuren Schatzes. In den Kriegen des 16ten Jahrh. forschten diesem spanische und andre Kriegsknechte nach, und wagten sich mit vieler Vermegenheit in die Höhle; sie brachten aber nichts andres mit als zerrissne Kleider. — Den Namen Sibyllenloch hat der Höhle ohne Zweifel auch die Volkssage gegeben. Eine Sibylle soll hier, als Prophetin und Hexe, gehaust haben, und mit feurigem Zauberwagen ins Thal hinabgefahren seyn. Auf der Stelle, über die der Wagen in der Ebne fuhr, verdorrt noch auf den heutigen Tag Gras, Kraut und Halm. Mit jedem Frühjahr erscheint der rothe Strich queer durch das Feld. Das Phänomen ist nicht zu läugnen. Kommt es vielleicht von einem unterirdischen Gang her, der eine Strecke Feldes unterminiert und das Wachsthum hindert?

Ehe man die Teck verläßt, verdient der gelbe Fels noch

einen Besuch. Am Ende des Teck-Berges, über dessen Heide man an einem jetzt verschütteten Brunnen, der in den trockensten Jahren nicht versiegte, und erst seit kurzer Zeit ausgeblieben ist, vorüber wandelt, springt dieser Fels schroff in den Abgrund hinaus, rundum von Felsenmassen umgeben, mit einer wilden Aussicht in den Abgrund, und einer lachenden ins Leuninger Thal. Gestein und Erde sind gelb. Wenige Schritte von ihm einwärts läßt ein enges Loch auf ebnem Felsboden durch einen schiefen Gang hinab als in einen Keller blicken. Es öffnet sich unter dem Boden zu einer ziemlichen Wölbung und heißt

das Brena-Beutlinsloch.

Im 16ten Jahrhundert erzählten die Beureuer Bauern folgendes, doch wohl schon als ältre Sage, was zu Crusius Ohren also gelangt ist:

In dieser Höhle hielt sich ein Weib, mit Namen Verena Beutlin verborgen, und lebte da im ehebrecherischen Umgang mit einem verheuratheten Manne des Dorfes Beuren. Sie gebar und erzog ihm in diesem Loch zwei Knaben. Oft sahen die Leute von Beuren den Rauch der Kochenden aus der Höhle steigen; sie hielten ihn aber für eine natürliche Ausdünstung des Berges: oft sahen sie auch ein rothes Tuch, oder ein weißes herabwehen, mit welchem die Frau dem Ehebrecher ein Zeichen gab, daß er merken könnte, an was es ihr gebräche. Sie meinten aber, der Wind hätte es von ungefähr dahin getrieben. Denn damals, setzt Crusius selbstgefällig hinzu, waren die Leute einfältiger, als heutiges Tages. Oft gieng der Mann mit einer Haue und einem Speisekorb durch das Dorf, aber Niemand stellte sich auch nur im Traum die Ursache vor. Er gehe in den Weinberg eines Bürgers von Owen zu arbeiten, dachte man. Endlich, als der älteste Knabe schon ziemlich heran gewachsen war, lief er aus dem Felsen, ward gesehen und die Sache entdeckt. Nun krochen die Leute von Beuren in das Loch, wo sie Mutter und Kinder in der ordentlich zugerichteten, und mit allem Hausrath wie eine Stube versehenen Höhle fanden. Jetzt führte man sie heraus, und taufte die Kinder. Der ältere gieng dabei an der Hand seiner Mutter in die Kirche. —

Wir verlaſſen den Berg nicht ohne ſeiner alten Bewohner, der

Herzoge von Teck

zu gedenken.

Zu der Zeit, wo der Name Würtembergs zum erſtenmal in der Geſchichte genannt wird, führte Berthold von Zähringen, Herzog in Kärnthen, den Krieg mit dem Gegenkönig gegen K. Heinrich IV. Adalbert, ſein Urenkel, brachte den Herzogstitel auf ſeine Linie, und wurde Stammvater der Herzoge von Teck, im letzten Jahrzehende des 12ten Jahrhunderts. Alle umliegenden Güterbeſitzer, deren Namen wir kennen gelernt, dazu die Neidlinger, die Lichtenecker, die Wernau, die Reuſſen waren Dienſtadel dieſer Herzoge. Die ganze Gegend, die ſich vom Teckberge her über Boll und Dürnau, Lothenberg und Heiningen, gegen Göppingen hin erſtreckt, gehörte, nur durchſchnitten von den Beſitzungen der Grafen von Aichelberg, zu der Teckiſchen Herrſchaft; außerdem beſaßen ſie noch bedeutende Landſtriche im Unterland und im Schwarzwald. Am blühendſten ſcheint dieſes Haus zur Zeit des Interregnums, nach dem Abgang der Hohenſtaufen geweſen zu ſeyn. Aber im 14ten Jahrhundert theilte ſich die große Erbſchaft nach Ludwigs II. und Conrads II. Tod unter 6 Vettern und Brüdern, und nun folgte bald Verpfändung und nothgedrungener Verkauf der ſchönſten Güter, und ſchon im J. 1381 gieng das letzte Beſitzthum Teck und Kirchheim aus Herzog Friedrichs II. Händen vollends an Würtemberg über, das bei Errichtung des Herzogthums auch den Titel aufnahm. Nur die Herrſchaft Mindelheim blieb ihm und ſeinen 7 Söhnen, von welchen glücklicherweiſe keiner ſein Geſchlecht fortpflanzte. Zwei von ihnen widmeten ſich dem geiſtlichen Stand, der eine, Ludwig, ſtarb als vertriebner Patriarch von Aquileja zu Baſel an der Peſt (1439), der andre als — Doktor der Theologie und Provinzial zu Baiern.

Ausgezeichnete Männer ſcheint das Geſchlecht nicht erzeugt zu haben. Nur Herzog Conrad († 1292) ward wegen ſeiner Treue, die er Kaiſer und Reich bewieſen, von Rudolph II. belohnt, daß er aber ſogar zum römiſchen König vorgeſchlagen worden, dafür hat Cruſius kein Belege, als ein altes Meßbuch. Ihr Begräbniß iſt in dem Chor der Stadtkirche zu

Owen. Herzog Ludwig von Würtemberg ließ einen Theil öffnen; man fand Schädel und Gebeine von 4 Leibern, alle groß und gewaltig; an Einem der Schädel ein Loch, als von einem Kolbenstreich, so groß wie ein Hühnerey. Vielleicht war es der Leichnam Conrads III., der im J. 1348 zu München von einem Edeln ermordet wurde. Die Grabsteine sind noch in der Kirche zu schauen. Zu dieser, der einzigen Merkwürdigkeit des Städtchens

Owen,

(1596 Einw.), nach dem unsre Wandrer auf dem alten Wege zurückkehren, wollen wir uns jetzt wenden. Nur an dieser stattlichen alten Kirche kann man das Städtchen als eine Herzogsresidenz erkennen. Alles übrige ist so armselig und dorfmäßig, daß nicht einmal ein leidliches Wirthshaus zu finden ist, und der Wandrer nach Besichtigung der Kirche lieber alsobald Kirchheim zu wandert. Das Schiff der Kirche, hoch und geräumig, hat auf jeder Seite 3 Säulen, oben im Chor sind Spuren von Glasmalerey. Am Taufstein sind unleserliche Grabsteine. Ueber einem zeigte sich in der neuesten Zeit wiederholt die sonderbare Erscheinung, daß die während der Kinderlehre darauf stehenden Knaben jedesmal Uebelkeiten empfanden. Man ließ aufgraben, fand aber nichts als ein Schwert, ein Messer und eine Gabel. Im Chor zeichnet sich das Grab einer Frau v. Schilling und ihrer Kinder in erhabner Steinarbeit, an der Wand der Kirche das Grabgemälde des ersten Amtmanns der Stadt mit alten Reimen aus. Der beste Schatz der Kirche sind 2 Gemälde des alten Teck (s. oben). Das eine auf einer ganz kleinen Votivtafel, die den reichen Mann und den armen Lazarus vorstellt, mit der Jahrszahl 1542, renoviert im J. 1673. Das andre größer auf Leinwand, aber wahrscheinlich Copie des erstern, doch mit Hinzufügung des ganzen Berges, gut renoviert im J. 1806. Die ganze Kirche ist in gutem Stande. — Noch ist in der Nähe von Owen eine Heilquelle, das Saubad genannt, zu bemerken. Sie soll ungefähr dieselben Eigenschaften haben, wie das Bollerbad, kam aber durch den 30jährigen Krieg in Abgang.

Wenn unsre Reisenden von der Teck herabgestiegen sind, und, im Städtchen Owen angekommen, sich hier in der Kirche umgeschaut haben, so könnten sie zwar die Stadt Kirchheim

unter Teck vorerſt noch vor ſich liegen laſſen, und ſich nun ſogleich rechts nach dem Dorfe Biſſingen wenden, das, etwa 1½ Stunden von Owen entfernt, am öſtlichen Fuße der Teck liegt; und von wo aus der Gebirgsweg ins Neidlinger Thal ſich erhebt. Doch iſt es rathſamer, ſich Kirchheim zum Hauptquartier zu wählen, theils, weil wohl in Biſſingen und auf der ganzen Tour keine bequeme Schlafſtätte zu finden ſeyn möchte, und Wein und Speiſen zu dem am andern Tage wo möglich im Freien abzuhaltenden Mahle am Beſten von hier aus mitgenommen werden; theils weil man auf die andre Weiſe einen ſchönen Weg verlieren würde.

Wer ſich nämlich von Owen nach Kirchheim auf den Weg macht, vergeſſe doch nicht, die ſchöne, aber wechſel- und ſchattenloſe Heerſtraße zu verlaſſen, auch, wenn er im Wagen reist, dieſen nach Kirchheim, oder doch nach dem noch eine halbe Stunde vor Kirchheim gelegnen Dorfe Dettingen, wo ihn das wohleingerichtete Wirthshaus zum Hirſch aufnimmt, vorauffahren zu laſſen, und den nächſten Fußpfad, der ſich ihm links darbietet, in den lockenden Blüthenwald einzuſchlagen, der hier von Owen aus dem kleinen Bogen folgt, den die Lauter, jetzt nicht mehr in Gebirge eingeengt, bildet. Er wird hier bald, rechts oder links von der Lauter, denn zu beiden Seiten des Flüßchens ziehen ſich Fußpfade hin, im dichteſten Schatten der Kirſchen- Zwetſchgen- und Birnblüthe wandeln, und ſich eben ſo ſehr an der Fülle von Bäumen, die hier nicht minder gedrängt, als im Leuninger Thale ſtehen, als an ihrer Geſtalt und Größe ergötzen, worin beſonders die Birnbäume, die hier zu blühenden Eichenſtämmen werden zu wollen ſcheinen, und ſich links an einem ſanften Hügelrande terraſſenmäßig erheben, denen des Leuninger Thals weit vorangehen. Bei Dettingen, das von dieſer Seite in ſeinem Obſtwald verſteckt liegt, unterbricht den Lauf des klaren Baches hier und da ein Mühlrad, und läßt ihn in anmuthigen Fällen ſpielen. Wer gern in dieſem Luſthaine fortgeht, verfolgt ihn bis nach Kirchheim; und dieß ſoll der Fußgänger in jedem Falle thun; wen nach ſeinem Wagen verlangt, der mag, wenn er die ſchönſten Parthieen der Blüthe noch einige hundert Schritte über das Dorf hinaus verfolgt hat, in dieſes zurückkehren, wo er im Hirſch ſeinen Wagen, und ein Glas hieſigen Gewächſes, das er, von einem guten Jahrgang, für

Remsthaler Wein trinken kann, findet, und nach Kirchheim weiter fährt.

Kirchheim an der Teck,

Eine der ansehnlichsten Oberamtsstädte des Landes, sechs Stunden von Stuttgart, am Zusammenfluß der Lauter und Lindach mit 4305 Einwohnern. Gute Gasthöfe: Post, Löwe.

Die Stadt hat die bequemste und reitendste Lage, der nichts fehlt, als ein größerer Fluß. Gegen Südwest, Süd und Ost bildet die Alb, zurücktretend, ein Amphitheater, aus welchem die Teck, von hier aus einen besonders mahlerischen Anblick gewährend, und andre theils kegel- theils kuppelförmige Berge: der Erkenberg, die Limburg, der Aichelberg hervorspringen. Im Südwesten blinken über die Gebirgswand die Ruinen von Neufen hervor. Zwischen dem Gebirg und der Stadt dehnt sich eine fruchtbare Ebene, zu deren Dörfern Jesingen, Nabern, Bissingen, Dettingen wohlerhaltene und reinliche Straßen schimmernd einladen. Nordöstlich von der Stadt zieht sich eine Hügelkette mit Weinwuchs hin. An dieser Seite hebt sich über den Hügel die Heerstraße, die sich jenseits desselben nach Eßlingen und Göppingen spaltet. Dicht an ihr, nur eine Viertelstunde von Kirchheim, ist ein (vordem) öffentlicher Lustgarten, von seinem Besitzer die Schusterburg genannt, aus dessen Anlagen, noch mehr aber von der Höhe der sich noch weiter hinaufziehenden Chaussee, man den schönsten Ueberblick über die ganze Gegend genießt.

Nach Westen zieht sich das flache und offne Lauterthal nach dem Neckar hin, zwischen zwei niedrigen Hügelreihen, bis zu dem 1¼ Stunden entfernten Dorfe Köngen, das schon auf dem Abhange der Filder gelegen ist, und über das die Stuttgarter Chaussee von Köngen weiter über Denkendorf, den Zollberg, an Eßlingen vorbei, der nähere Fußweg aber über Denkendorf (¾ St.), Nellingen (Sieg Ulrichs I. über die Städte a. 1449) (¾ St.), Ruith (¾ St.), über die Filder fort, den Boyserberg hinab nach Stuttgart (1¾ St.) führt. Das zu Köngen gehörige Wirthshaus zum Schwanen, wohlgebaut und frequent, liegt noch im Thale, dicht am Neckar, über den eine hübsche, alte, steinerne Brücke führt, von welcher die Volkssage Herzog Ulrichen von Wür-

remberg auf der Flucht vor dem schwäbischen Bund einen Sprung zu Roß in des Neckars Fluthen thun läßt. Von dem Saal und Seitenzimmer des Wirthshauses hat man schöne Ausblicke auf den Neckar, und auf die Spitzen von Teck, Neuffen, Achalm, dem Roßberg, die nebst andern Alphöhen über die waldigen Vorhügel emporragen.

In dem Dorfe Köngen selbst wird die Ausbeute merkwürdiger Ausgrabungen *) aus dem römischen Alterthum, die hier im J. 1783 gemacht worden sind, aufbewahrt, Bruchstücke von Urnen und andern Gefäßen, mehrere ganz erhaltene Weinkrüge (amphorae) u. s. w. Wer Zeit hat, einen Tag in Kirchheim von der Abreise auszuruhen, den wird dieser kleine Abstecher nach Köngen nicht gereuen.

Schöne Punkte in der Nähe Kirchheims sind noch die Hahnwaide und der Schafhof. Was die Stadt selbst betrifft, so ist sie mit einem Wassergraben und schönen Lindenalleen rings umgeben. Ursprünglich war dieselbe der Sage nach nur eine mit schönen Gemälden gezierte Kirche, deren Spuren zu Sattlers Zeiten noch in der obern Vorstadt, wo man von Owen herab kommt, zu sehen waren. Bald, durch den Zulauf zu dieser, zu einem Dorfe der Teckischen Herzoge geworden, erhielt sie von Herzog Conrad II. von Teck Mauern im J. 1270, und in der Folge Basteyen und Wassergräben. Lange, fabelt Crusius, war die Hälfte Kirchheims österreichisch. Da hielt sich zu einer Zeit der röm. Kaiser bei einem Herzoge zu Teck auf. Dieser erwies sich sehr munter und gefällig gegen den Kaiser; ja, als er eben aufsteigen und wieder fortreiten wollte, hielt ihm der Herzog den Steigbügel: dem Kaiser gefiel diese Demuth so wohl, daß er ihm seinen Antheil an der Stadt Kirchheim schenkte. Die Herzoge von Teck hatten eine Behausung in ihr, gegen Morgen, in einem Ecke der Mauern gelegen. In der Vorstadt, auch gegen Osten, stand ein großes Frauenkloster.

Aus der Geschichte des Jungfraunklosters.

Dieses Kloster, das Herzog Conrad II. von Teck im J. 1235 gestiftet haben soll, hatte sonderbare Schicksale. Graf Eberhard der Jüngere, Vetter Eberhards im Bart, ausschwei-

*) Sie sollen jetzt nicht mehr dort befindlich seyn. Jan. 1815.

send und unbändig, verwandelte durch einen Jugendstreich dasselbe, das wegen Ueppigkeit der Schwestern in großem Zerfall war, in einen Tanzsaal, so daß ihm sein betrübter Vater, Graf Ulrich der vielgeliebte, unter andern Klagen schrieb: „Vor kurzem bist du gen Kirchheim kommen, und hast einen Tanz angefangen in dem Kloster, zwo Stunden vor Mitternacht, das denn wider Gott und große Sünd' und dazu in hohem Bann ist. Läßt auch deine Buben und andre ins Kloster steigen bei Nacht — — und hat dein sündlichs, schändlichs Wesen, das du und die deinen getrieben habt, dir nicht genügt: du hast deinen Bruder auch mit dir hineingenommen, und habt ein solch Tanzen darin gehabt und Schreien, das, wenn es in offnem Frauenhaus geschehen wär, so wär's doch zu viel (1476)." Zufällig haben wir noch ein Nonnenverzeichniß vom Jahr 1476, und kennen also alle Tänzerinnen Eberhards namentlich. Graf Ulrich reformierte nun das Kloster. Zehn Jahre nachher mußte Eberhard im Bart das Kloster abermals gegen die Brutalität seines liederlichen Vetters schützen. Dieser hatte sich in Geldverlegenheiten an das Kloster gewandt (1486), und als das Kloster sich hartnäckig weigerte, ihm zu willfahren, ließ er es (1487) Tag und Nacht mit 100 Geharnischten umstellen, um es durch Hunger zu zwingen. Aber Eberhard der Aeltere, an den sich die Nonnen gewandt, erzwang die Einlassung eines Proviantwagens. Nach sieben Wochen, als der Kaiser sich darein gelegt, und der Bischof von Constanz dem Grafen und der Stadt mit dem Bann gedroht, zog der jüngere Eberhard ab. Aber im Winter kam er wieder und lag ein volles Vierteljahr so hart vor dem Kloster, daß die Nonnen die Bäume des Klosterhofs zur Feurung abhauen, und ein Sommerhaus im Kreuzgang abbrechen mußten. Aber sie blieben standhaft; Träume, Weissagungen, geheime Botschaften des ältern Eberhard stärkten ihren Muth. Endlich ward der Bann ausgesprochen, und Eberhard sandte seinem Bruder einen Fehdebrief (1488 4ten Febr.), brach mit 4000 Mann auf, besetzte seines Vetters Städte und drang am 22. Febr. schon in Stadt und Kloster ein. Die Nonnen glaubten, ihr Feind komme, und baten zagend um ihr Leben; da trat ihr Freund, Graf Eberhard im Bart, als Befreier unter sie. Bald darauf sandte er ihnen seine Gemahlin zu Besuche: „sie sollten sie geistlich machen." — Diese Herzogin scheint

das Kloster lieb gewonnen zu haben. Wenigstens suchte sie sich dort ihre letzte Ruhestatt; sie ward daselbst begraben.

Im J. 1626, in grosser Hungersnoth, sollte der Amtmann des Klosters, auf des Herzogs Befehl, Früchte an die Armen um billigen Preis verkaufen. Der Amtmann aber zahlte die wohlfeilen Früchte selbst aus, behielt die Frucht, und wies die Armen ab, die er übel anfuhr: sie stinken, er könne sie nicht riechen! Am 3ten Tag hernach entstand ein schweres Donnerwetter, schlug zur Nachtzeit in das Kloster, und verbrannte es samt der Frucht. Den flüchtenden Amtmann erschlug ein Ziegel vom Dache.

Seit 1367 kam die Stadt anfangs theilweise an Würtemberg. Der berühmte Vertheidiger Hohentwiels, Oberst Wiederhold, der hier, als Obervogt, seine letzten Jahre verlebte und den 13. Jan. 1667 starb, errichtete auf seine Kosten zum Besten der Stadt ein schönes Wasserwerk, und gründete reichliche milde Stiftungen für die Armen und für die studierende Jugend.

Ihre jetzige schmucke Gestalt verdankt die Stadt einem unglücklichen Brande, der am 3. Aug. 1690 die ganze Stadt mit Ausnahme der lateinischen Schule, der Zehendscheuer und des fürstlichen Schlosses einäscherte, und selbst von der Kirche nichts übrig liess, als ein Gebetbuch, das mitten in den Flammen wunderbar erhalten blieb. Jetzt erhebt sich aus den saubern Strassen eine sehr geräumige Kirche mit weithin sichtbarem, aber unförmlich dickem, viereckigtem Thurme. Das alte Schloß aber steht noch, schon oft zum Wittumssitz herzoglicher Gemahlinnen verwendet: heutzutage die Wohnung der edeln Herzogin Louis v. Würtemberg K. H., Mutter der Königin v. Würtemberg Maj.

Im Erdgeschoß dieses Schlosses sah der ehrliche Martin Crusius, der im J. 1588 auch eine Frühlingsreise in diese Gegenden von Tübingen aus that, ein wohlausgerüstetes Zeughaus, und in einem der Zimmer „die Bonaventura oder den Willkomm, ein langes, hohes, silbernes Schiff, mit allem Schiffsgezeuge ausgerüstet, welches ungefähr ¾ einer Maas Weines hält, unter dem Boden, auf dem die Soldaten und Schiffleute stehen. Diesen Willkomm muß ein Jeder austrinken, der noch nicht auf dem Schlosse gewesen."

Der Hof, mehrere hier privatisierende Adlige, gesellige

Beamte, in Ruheſtand lebende Staatsdiener, und überhaupt gebildete Honoratioren beleben das Städchen und machen den Aufenthalt angenehm. Eine tägliche Poſt erhält den Verkehr mit Stuttgart. Auch hat Kirchheim eine Baumwollenzeug-fabrik und Kartenfabrik, liefert viele Schreiner- und Dreherarbeiten, und hat einen anſehnlichen Kornmarkt. In der neueſten Zeit iſt durch die Thätigkeit der würdigen Geiſtlichen der Stadt und Diöceſe ein Hülfsbibelverein geſtiftet worden.

Geſchichtlich zeichnet ſich Kirchheim durch ſeine Anhänglichkeit an Herzog Ulrich bei ſeiner erſten Vertreibung im J. 1519, aber auch durch ſeinen Antheil aus, den die Bürger bald darauf, im J. 1525 an dem Bauernkriege nahmen, wo ſie den Aufrührern das Schloß Teck zerſtören halfen. Im Jahr 1519 ermahnte der Obervogt Jörg von Ow, als der ſchwäbiſche Bund die Stadt zum Abfall aufforderte, die Einwohner zur Treue gegen den angebornen Fürſten. Sie wehrten ſich auch redlich, mußten aber der Gewalt weichen. Als in demſelben Jahre der Herzog ſein Land mit Hülfe der Schweizer wieder einnehmen wollte, ſtießen die Kirchheimer unter jenem Jörg zu ihm, und halfen ihm Eßlingen belagern. Aber er ward zum zweitenmal vertrieben, und Bundesvölker plünderten Kirchheim. Nach ſeiner Rückkehr befeſtigte er die Stadt (1533), und baute das Schloß. Aber die ſpaniſche Beſatzung (1594) verderbte wieder Alles. — In den Jahren 1692 und 1693, während der franzöſiſchen Einfälle, blieb die Stadt verſchont.

Route des ſechsten Tages.

Von Urach nach Nenfen . . .	2 St.	¾ St.
Nach Schlattſtall		¼ —
Nach Guttenberg mit dem Urſprung der beiden Lautern . .	1	
Nach Oberlenningen	1	
Unterlenningen und Sulzburg .		¼ —
Brucken		¼ —
Owen		¼ —
Teck hin und her	3	
Dettingen		½ —
Kirchheim	1	
	10	¾ St.

Siebenter Tag.

Reise ins Neidlinger Thal.

Auf geradem und ebenem Wege, der über Jessingen und Weilheim führt, ist dieses lange nicht genug gekannte Thal nur etwas über 3 Stunden von Kirchheim entfernt; da aber die interessantesten Beigaben desselben in dem Gebirge zu suchen sind, so thut man wohl, die ebene Straße auf den Rückweg zu sparen, und sich den weitern Hinweg über die Alb gefallen zu lassen, da denn freilich die übrigens sehr belohnende Tour einen ganzen Tag erfordert.

Man macht sich also in der Frühe, spätestens um 6 Uhr von Kirchheim auf. Wer zu Wagen ist, versieht sich mit Wein und kalter Speise zu Frühstück und Mittagsmahl im Freien, und mit mehreren Lichtern, für den Heimenstein; je nach Maasgabe der Größe der Gesellschaft; der Fußgänger sieht sich zu dem Ende einen Boten aus, den er bis Ochsenwang (2¼ St.) mitnimmt, wo er ohnedem einen neuen, der Gegend kundigen Führer haben muß. Der Weg führt zuerst eine Stunde weit, südlich, über das ebene Feld, bald zwischen Fruchtbäumen, auf bequemer Straße nach Nabern, dann weiter in der Ebene fort nach Bissingen an der Teck (1¼ St. von Kirchheim), einem ansehnlichen Dorfe mit einer Marmorschleiferei. Hier läßt man die Teck rechts liegen, und wendet sich links nach der gegenüber stehenden Bergwand, deren Scheitel eine mächtige Felsmasse, der Breitenstein genannt, krönet. Unmittelbar vor dem Dorfe Bissingen hebt sich der Berg erst mit grünen Matten, bald mit schattigtem Buchenwalde bedeckt. Hier zieht sich die Ochsenwangersteige an dem steilen Berge schräg und mühsam, jedoch auch noch den Reisewagen (obwohl nicht ohne Vorspann, die daher in Bissingen, wo sie leicht zu haben ist, geschafft werden muß) zugänglich, aufwärts. Der Fußgänger gewahre hier seines Vortheils und schaue, wenn er etwa ein halbes Stündchen von Bissingen aus zurückgelegt hat, sich von Zeit zu Zeit

in der Waldstraße um, wo ihm auf einzelnen Punkten aus den Rahmen der Buchen die einzelnen Vorsprünge der Alb, vorn die Limburg, und in blauerer Ferne der Stuifenberg und der schlanke Hohenstaufen aufs Schönste groupiert entgegenblicken. Vor seinen Augen aber hebt sich mit jedem Vorschritt höher empor die Teck, hinterdurch Neufen, der Sattelbogen mit dem malerischen Gravenberg, und wenn sich in der Höhe die Bergstraße mehr links wendet, so hat das Auge die waldige Senkung des Gebirgs vor sich, durch die ein Fußpfad ins Lenninger Thal hinüberführt, von dem die jenseitigen Bergwände zwischen der Teck und dem Rauber, dessen kühne Mauerstücke jetzt auch links hin sichtbar werden, emporragen. Zunächst zur Linken aber sieht der Wandrer an der Felswand des Breitenstein hinauf. Hier wird der Weg immer steiler, und erst, nachdem man wohl 1 starke Stunde oder mehr von Bissingen aufgestiegen ist, verläßt man den Wald, und gelangt auf das Plateau der Alb. Den

Breitenstein

hat man jetzt umgangen, und er liegt einem eine Viertelstunde rückwärts ab von der Straße; darf aber nicht umgangen werden. Er bildet einen großen Felsenkiefer, der sechs oder sieben Zähne in die freie Luft hinausstreckt, auf deren äusserste Spitzen man sich ohne Gefahr stellen kann, während der auf dem nächsten Vorsprung Stehende den Nachbar über dünnem Gestein, schon halb eine Beute des Abgrundes, schweben sieht. Zwischen den Zacken blickt man in den senkrechten Abgrund hinab, auf den Hügel, der die wenigen Trümmer der alten Burg Hahnenkamm trägt, die ohne Zweifel von der Gestalt des Hügels ihren Namen hat. Der nordwestliche, nördliche, östliche Horizont ist offen, mit derselben Aussicht dahin, wie von der Teck; der westliche und südliche Theil wird durch die köstliche Ansicht des hier waldigen Teckbergs, und den breiten Bergrücken, durch den er nach Südost zu mit der Alb verbunden ist, und den der Rauber krönt, bedeckt. Aber neu und kühn ragen aufgethürmt über den ganzen Rücken der Beurener Fels, die Achalm und Neufen hervor.

Wer den Breitenstein besucht hat, trifft mit seinen Reisegenossen, die ihn dahin nicht haben begleiten wollen, vor Ochsenwang draussen auf der Heide wieder zusammen.

Diese haben hier, in dem kleinen Filialdorfe der Pfarre Bissingen, sich nach einem neuen Führer umgesehen, der unter dem Häuflein Häuser leicht aufzufinden seyn wird, und um 36 Kreuzer allen Weg und alle Gelegenheit bis nach Neidlingen erfahren und freundwillig zeigt. Sind die Reisenden zu Wagen, so berathschlagen sie auch, ob den von der fünf Viertelstunden langen Bergstraße ermüdeten Pferden die ganze Tour bis Neidlingen 3 St. Gebirgsweg, und von da bis Weilheim 1, bis Kirchheim aber 2½ Stunden zugemuthet werden kann. Trauen sie den Thieren die Kraft nicht zu, so schicken sie dieselben, auch mit einem Führer, von hier aus über den Randecker Hof und Hepfisau auf geradem Wege den Wald hinab nach Neidlingen, mit der Bestellung an den Kutscher, in Neidlingen zu futtern, und dann zu dem Wasserfall zu fahren, und dort im Waldschatten die Mittagstafel zu rüsten.

Für die Fußgänger aber und diejenigen, welche den, durchaus fahrbaren, Weg zu Wagen machen wollen, geht die Straße gradaus nach Südosten. Doch ist es rathsam, da man bis nach Neidlingen zu keiner Menschenwohnung und keiner Quelle mehr kommt, hier Halt zu machen, und auf einem der schönen Marmorfelsen, die hier allenthalben ihre Finger und Fäuste aus der Erde strecken, das mitgebrachte Frühstück einzunehmen. Hier heben sich links über dem Bogen der nächsten Albfläche und zwischen der Einfassung der nahen Wälder, in kleinerer und größerer Ferne die Limburg, der Turnberg, der Eichelberg, der Hanberg, mit ihren Kegeln, Kuppeln und Särgen, noch weiter links die drei Spitzen des Stuifen, des Rechbergs, des Staufen in schon blauerem Dunste, wie man sie auf der Teck erblickt. Wenige Schritte von dem Sitze der Wandrer an der linken Waldkante hinab, trifft man auf rothe und graue Marmorbrüche, aus welchen das königl. Residenzschloß in Stuttgart von den Jahren 1811 — 1816 die Zierden für mehrere seiner Säle geholt hat. Rechts führt der Weg über eine waldige Fläche nach dem hohen Albort Schopfloch, und nach der Abdachung gegen Guttenberg und das Lenninger Thal. Wer einen Umweg nicht scheut, mag die eine halbe Stunde nach dieser Richtung seitwärts gelegene herrschaftliche Torfgrube, aber nicht ohne einen Führer von

Ochſenwang, mitnehmen, und am Helmenſtein mit den andern zuſammentreffen.

Die Torfgrube

ward zu Ausgang der 1780er Jahre von Commerzienrath Glöckler in Kirchheim an der Teck entdeckt. Sie liegt auf der Höhe der Alb in einer unbedeutenden Senkung, von Wieſen umgeben, die zwar einen ſehr gemüßreichen Boden, aber keinen eigentlichen Torf enthalten, ungeachtet ſie noch etwas tiefer liegen, als der Torfgrund ſelbſt. Dieſer iſt 8 — 10 Schuh tief, und bildet ſich größtentheils durch Sphagnum palustre, welches in ungeheurer Menge ſich aufſchichtet, mit Erdtheilen und andern Pflanzen, als Vaccinium, Oxycoccos, uliginosum, Salix repens, Betula Alnus, pubescens etc., Pinus sylvestris, verſchiedenen Salix-Arten, Juniperus communis, Andromeda polyfolia etc. verbindet, und durch Zerſtörung der Pflanzentheile dem Torf die Entſtehung giebt. Die Unterlage iſt ein weißlichter Thon, und der ganze Platz, welcher auf Torf benützt werden kann, beträgt 39¾ würtemb. Morgen. Aus der Torfſchichte fließt ſelbſt bei anhaltender Hitze Waſſer hervor, das einen brenzlichten, phosphorſauren Geſchmack hat. Die Farbe des Torfs iſt friſch, röthlich-braun; getrocknet, mehr ſchwärzlich-braun. Die Umgebung des Torfmoors hat ſehr viele Erdfälle in Trichterform. Der Torfgrund ſelbſt iſt ſehr ſumpfig. Ungefähr 200 Schritte von dem am Torfmoore erbauten Wohnhauſe entfernt, in einer Vertiefung, lauft eine gute Quelle, ſelbſt bei anhaltend trockenem Wetter. Das Abwaſſer davon verliert ſich in einer Entfernung von etwa 30 Schritten unter dem Boden. — Doch zurück zu unſrer Wanderung. —

Nach dem Frühſtück wird aufgebrochen, man wirft der öſtlichen Alb ein Lebewohl zu, die noch eine Zeit lang hinter dem Waldriß hervor blickt, vor deſſen Winkel am Rande der nächſten Albfläche der hübſche Randeckerhof lachend daſteht. Vor Zeiten ſtand hier ein Schloß der Edeln von Randeck. Der letzte dieſes Geſchlechts ſoll im J. 1378 oder 1380 als Patriarch von Aquileja geſtorben und darauf ſollen die Güter deſſelben an Würtemberg gefallen ſeyn. — Bald tritt man von der Haide in den hier wieder anfangenden Albwald, der dem Ziele näher, und einem Hauptpunkte der heutigen Parthie, dem

entgegenführt. Bald befindet man sich hier im dichtesten Walde, unter einem bunten, aber für das Auge sehr wohlthätigen Gemische der verschiedenartigsten Bäume, unter denen sich im späten Frühling die hin und wieder zerstreuten Holzapfel-Bäume, deren Blüthe an Fülle und Farbe die der besten Apfelsorten übertrifft, überraschend auszeichnen. Auch der Boden bekleidet sich hier von Schritt zu Schritt mit einer üppigen Vegetation von Gras, Blumen und Kräutern, man merkt, daß man nicht nur von Städten, sondern auch von Dörfern ferne wandelt, und die unendlich wohlthuende Gegenwart einer jungfräulichen Natur labt Herz und Auge, während die würzige Bergluft in dieser blühenden Einsamkeit Brust und Füße stärkt, und alle Müdigkeit weghaucht. Wenn die Reisenden so eine kleine halbe Stunde durch den Wald gewandelt sind, während der sie schon links hier und da die Risse, die das Neidlinger Thal in die Bergwand der Alb hinein bildet, hervorklaffen sehen, so senkt sich der Weg einige Schritte jäh hinab, und man steht an dem südlichen Ende des Neidlinger Thals, in das man rechts hinabschauen könnte, wenn der üppige Baumwuchs es nicht verhinderte, und das links durch den Heimenstein verdeckt ist, vor dessen Höhle man jetzt, nachdem man von Ochsenwang 1 Stunde, von Bissingen 2 Stunden, von Kirchheim 3¼ zurückgelegt, angekommen ist.

Dieser Heimenstein ist eine Felsenmasse, die auf der (vom Thal aus gedacht) nordwestlichen Wand des Neidlinger Thals in dieses gegen Südost hinausspringt. Der Gipfel ist mit Wasen überdeckt, und bildet eine kleine Heidefläche. Man muß aber diesen nicht eher besteigen, als bis man sich durch das Eingeweide des Felsen durchgedrückt hat. Es öffnet sich nämlich hier, am südlichen Abhang des Felsen, eine schmale Höhle in demselben, die ihn nach Südosten durchschneidet, etwa 60 Schritte lang und von innen eng, aber wohlgeformt, lichtlos, durch herabhängende und auf dem Boden bunt hingeworfne Steinmassen unterbrochen, bald von dreifacher Mannshöhe, bald so niedrig, daß man nur gebückt durchkriechen kann. Doch lasse sich der Wandrer die kleine, aber ganz gefahrlose Mühseligkeit nicht abschrecken; er zünde getrost die Lichter an, verwahre sich (besonders die Frauen) gegen den Grufthauch

der Höhle, und dringe, unter dem Vortritt des Führers, die Augen vorsichtig nach unten und oben gerichtet, vorwärts. Nach 50 Schritten fällt die Tageshelle wieder von der entgegengesetzten, südöstlichen Seite herein; die Kluft erweitert sich, und man tritt aus der Felswand, die sich rechts und links lang hinzieht, und schroff in das Thal hinabsenkt, hervor. Hier steht man auf einem Vorsprung von etwa 8 Schritten ins Gevierte am Abgrund des Neidlinger Thals, das die herrlichste und überraschendste Ansicht gewährt. Es würde sie noch mehr gewähren, wenn von der Baumgruppe, die den Abgrund, vor dem man steht, wohlthätig vor Schwindel bewahrend, bedeckt, zwei oder drei Bäume abgehauen wären; ein Wunsch, der vielleicht in dem Augenblick, da dieser Wegweiser erscheint, schon erfüllt ist. Alsdann würde man frei überschauen, was man jetzt nur mit einiger Mühe zwischen den Aesten der Bäume gleichsam zusammen suchen muß: dem Auge gerade gegenüber als Vorsprung der entgegenstehenden südöstlichen Thalwand die herrlichen Ruinen der alten Veste Reissenstein, als Krone eines Felsen, der sich aus einer Fülle von Wald erhebt. Dieser Wald überkleidet die ganze obere Hälfte des länglichten Bergkessels, den das Thal bildet. Vor sich in den Abgrund hinab wäre der Blick frei auf die Matten des Thales, das sich eine halbe Stunde weit von seinem südlichen Schluß, durchflossen von der kleinen Lindach, mit schönem, doch kargerem Obstbau, als die bisher durchwanderten Albthäler, nach dem Dorfe Neidlingen hinzieht. Dieses winkt schmuck und mahlerisch aus dem tiefen Grunde herauf. Dort senken sich zu beiden Seiten die Bergwände und das Thal öffnet sich nach Norden und Nordost gegen Weilheim; doch ist der Hintergrund nicht ganz offen, sondern von den schönen waldigen Kuppeln des Erkenbergs und Aichelbergs so unterbrochen, daß die zwischendurch blickende Ebene gegen Göppingen und die Umgegend mit ihren Wiesen, Feldern und Obstgeländen nur das Auge noch mehr, als ein halbversteckes gelobtes Land, anlockt. Gegen Süden und Südwesten endlich ist das Thal durch einen waldigen Bergesgrund ganz abgeschlossen.

Die Aehnlichkeit des Ganzen mit dem Lichtensteiner Thal ist unverkennbar, nur daß es kürzer, breiter und bei allem Schauerlichen der Abgründe doch etwas milder ist. Was es

aber in Vergleichung mit jenem an romantiſchem Charakter verlieren ſollte, das erſetzen zwei Vorzüge reichlich: der Reiſſenſtein und der Waſſerfall der Lindach, der hier dem Auge verſteckt und überhaupt unſichtbar, bis man vor ihm ſteht, um ſo mehr, als eine gar nicht mehr erwartete Entdeckung unter ſo vielen Naturſchönheiten überraſcht.

Von dem angegebenen Standpunkte kehrt man durch die Höhle wieder zurück, denn man iſt von Felswänden umgeben, und hat keinen andern Rückweg. Dann beſteige man den Gipfel des Heimenſteins, von deſſen Fläche man nun die freie Ausſicht in das Thal und eine erweiterte in den geöffneteren Hintergrund genießt.

Der ſchöne Fels iſt, verſteckt in ſeiner Einſamkeit, bisher faſt ganz unbekannt geblieben. Nur die mündliche Volksſage ſpricht von ihm. Schon der Name (Heim, Heimen Stein) deutet auf die Wohnung eines Rieſen. Auch hält wirklich hier in der Höhle ein Geiſt über einem ungeheuren Schatze die Wache, und harrt auf das Erlöſungswort. Den Bauern, die in der Abenddämmerung ſich hier im dichten Walde nach Holz gelüſten laſſen, hat er ſich wohl auch ſchon leibhaftig gezeigt; ſie konnten aber ſeine Geſtalt vor Schrecken nicht behalten und beſchreiben. Dieſelbe Höhle hat in Kriegen zu verſchiedner Zeit als Zufluchtsort gedient. Im dreißigjährigen Kriege, nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (7. Sept. 1634), als der befreundete Schwede feindlich im Lande hauste, um die Zeit, von der die Ammen den Kindern noch heute bei uns ſingen:

Der Schwed' iſt kommen,
Hat Alles weg g'nommen,
Hat d' Fenſter 'nein g'ſchlagen,
Hats Blei 'raus g'graben,
Hat Kugeln draus goſſen,
Hat Alles verſchoſſen.

da flüchteten viele Familien aus Neidlingen und den umliegenden Orten mit Hab und Gut nach dieſem Schlupfwinkel. Aber die Schweden kundſchafteten die Namen der Geflüchteten in den Dörfern aus, und ſtiegen herauf ins Gebirge. Da riefen ſie ihnen mit lauter, hallender Stimme und vertraulichem Tone durch den Wald, als würden ſie von Freunden und Ver-

wandten aufgesucht. Folgten die unglücklichen dem Rufe, so fielen sie unter ihren Schüssen, und ihre Habe ward eine Beute der Kriegsknechte.

Während des Revolutionskrieges, im Jahr 1796, ließen sich um dieselbe Höhle von dem östreichischen Heer einzelne flüchtige Rothmäntel blicken, die sich vor dem französischen Sieger hier geraume Zeit verborgen hielten.

Der Reissenstein.

So nah diese Bergveste dem Wandrer auf dem Heimenstein entgegenwinkt, so hat er doch wieder eine Stunde weit zu gehen. Es führt nämlich der Weg nicht durch das Thal, sondern man muß dasselbe, auf der Höhe des Albrandes fortwandelnd, umgehen. Hier wird im dichten Wald, an den Abgründen des Thales, fortgewandert. Lichte Stellen des Waldes gewähren hier und da die köstlichsten Durchblicke bald in die Schluchten, bald auf die Veste, bald links nach dem Heimenstein, bald nach Neidlingen und dem offnen Hintergrund. Besonders schön öffnet sich der Ausblick da, wo man über den südlichen, geschlossnen Vordergrund des Thales hingeht. In die Schluchten, an welche man hier streift, kann man nicht ohne Schwindel hinabblicken. Die Führer erzählen von dem unglücklichen Sprung eines Rosses dahinab. (Der Wandrer, der seine morgende Tour über Wiesenstaig und Geißlingen bestimmt (s. unten), könnte freilich viel abschneiden, wenn er schon in dieser Gegend durch Wald und Dornen einen Weg zu dem Neidlinger Wasserfall versuchte, und erst von diesem aus durch einen Holzriß zum Reissenstein hinaufstiege. Doch ist es eine mühselige Abkürzung.) — Bis hieher ist man, von dem Heimenstein an, in südwestlicher Richtung vorwärts gegangen; jetzt hat man über den Schluß des Thales nach Süden eingebeugt: hier senkt sich das Gebirge ein weniges; rechts gehen Fußpfade nach Schopfloch und Gutenberg: aber unsre Wandrer fährt der Führer links durch den Wald, nur weniges auf der Bergfläche aufwärts; von nun an in nordöstlicher Richtung. Bald endigt der Wald in eine Wiese, und zieht sich nur linker Hand noch fort; nun findet man sich vor dem herrlichen Felsen, der, aus dem Waldsaum hervorspringend, die Ruinen des Reissensteins trägt. Die ganz isolierten, wie Ari-

ſtalle aufſprießenden, nur in ihrer Tiefe mit Wald bewachſenen Felſen tragen noch einen mächtigen Thurm, und breite hohe Schloßmauern mit Fenſtern und weiten Thoren, die jetzt in die freie Luft zu Wald und Wolken hinausführen. Mit Mühe, durch Dornen und Hecken bergauf und ab, durch den Schloßgarten, den die Natur gebildet und mit Wald bedeckte, erklimmt man erſt jetzt den Felſen. Hier iſt wieder eine Höhle, der einzige Eingang in die Veſte, weit enger, aber auch kürzer als die Heimenſteiner, auf Händen und Füßen zu durchkriechen. Dann aber ſteht man mitten in den herrlichen Ruinen des kühnſten Felſenneſtes, die ſich an Maſſe und Geſtalt mit manchen des Neckar- und Rheinthales meſſen dürfen. Vom Führer gehoben, klettert der keckere Wandrer an den Abgründen des Schuttes hinauf zum höchſten und mächtigſten Thurm, wo ſich die Ausſicht auf das Neidlinger Thal von der andern Seite, und eben dadurch gänzlich verändert, wiederholt. Der Heimenſtein bildet jetzt die gegenüberſtehende Bergwand, und der Hintergrund nach Nordoſt und Norden iſt großartiger und bedeutend erweitert. Dem ſüdlichen Schluß des Thales iſt man hier ganz nahe.

Betrachten wir das Innre der herrlichen bisher nicht nur unbeſchriebnen, ſondern faſt ungekannten Ruine näher, ſo ſtoßen wir zuerſt gegen Süden auf das ziemlich vollſtändige Gerippe eines großen Wohnhauſes, des eigentlichen Schloſſes; drei der 40—50 Schuh hohen Mauern ſtehen noch ganz, die vierte iſt zur Hälfte zerfallen. Das Dach fehlt gar, und der Himmel ſchaut herein. Im Ganzen ſind an allen Wänden zuſammen 17 Fenſteröffnungen unregelmäßig angebracht; in der weſtlichen Mauer zwei rund gewölbte Fenſterrahmen, mit kleinern Oeffnungen. Die Mauern ſind 6 Schuh dick. Den Fenſtern nach zu urtheilen, war das Haus dreiſtockig; an der ſüdlichen Mauer iſt ein Thor, das auf einen Balkon geführt zu haben ſcheint; jetzt führt es in die freie Luft. Auf eben dieſer Seite finden ſich die Spuren eines Ofens oder Kamins. Der Boden dieſes Hauſes iſt jetzt mit wuchernden Ahornen, Eſchen und Steinlinden angefüllt.

Gegen Nordoſten ſteigt der ſchon erwähnte viereckigte Thurm 70—80 Fuß in die Höhe. Nordöſtlich von ihm ſtieß an dieſen noch ein drittes Gebäude, deſſen Giebel an dem Thurm Spuren gelaſſen hat. Auf der Stelle deſſelben ſtehend, ein

Gewölbe unter den Füßen, vor dessen Löchern man sich hüten muß, hat man gegen Norden und Nordosten die herrliche Aussicht des hier geöffneten Neidlinger Thals; vor sich den ungeheuren Abgrund, auf dessen Felsen das Schloß ruht, und rings um denselben eine doppelte Reihe von Mauerruinen und Vorwerkern; alles halbverwitterte Tuffsteine.

In den Thurm führt ein Loch anstatt der Thüre. Oben allein hat er eine ummauerte Oeffnung anstatt des Daches. Einige Querbalken laufen in der höchsten Höhe von innen herüber. Nordwestlich schließt sich Mauerwerk an den Thurm. Gegen Südosten verbindet diesen mit dem Wohngebäude eine dicht von dem Thurm auslaufende Mauer, die nach innen die Vorhalle beschlossen zu haben scheint, oder einen unbedeckten Hof. Aus dem Felsen, auf dem sie ruht, führt, zusammengeschmolzen mit dem Mauerwerk, die Höhle herauf, die jetzt den einzigen Eingang in das Schloß bildet. In dieser Mauer sind zwei große gewölbte Oeffnungen, die dem Wandrer schon, wenn er auf die Burg zugeht, entgegen klaffen, viel zu groß nicht nur für Fenster, sondern auch für gewöhnliche Thüren. Es läßt sich nicht wohl eine andre Bestimmung derselben denken, als daß beide zu gewaltigen, übereinander hinlaufenden Zugbrücken die Eingänge gebildet, die etwas abwärts über die Kluft, durch die sich der Burgfels gegen Südosten von der Alb abreißt, geführt hätten. Wirklich entdecken sich auch in der Mitte jenes natürlichen Burggrabens, unter dem Gestrüppe, die Bruchstücke von zwei Pfeilermauern, welche füglich jenen Brücken zur Stütze gedient haben könnten. Ohnedem können wir an keinem andern Ort, da alle übrigen Seiten von Abgründen umschlossen sind, den jetzt verschwundnen Haupteingang zum Schlosse, und diesen nur vermittelst einer Brücke, vermuthen. Daß das jenseitige Albufer, wenn wir es so nennen dürfen, ein gutes tiefer ist, als jene Oeffnungen, ändert nichts, sobald wir auch auf ihm noch zwei Pfeiler denken, durch welche die Höhe ausgeglichen worden.

Von dieser Ruine, die jetzt selbst wie ein uralter Riese dasteht, geht noch folgende Riesensage:

Der Bau des Reiſſenſteins.

Droben von dem Berge hoch
Schaut herab das Felſenloch,
Drinn aus ſeiner langen Nacht
Iſt der Rieſe Heim erwacht.

Streckt das zott'ge Haupt hervor,
Luget durch ſein ſchwarzes Thor;
Ihm gefällt das tiefe Thal,
Der gewölbte Rieſenſaal.

Und er ſehnt ſich nach dem Licht,
Weilt in ſeinem Steine nicht;
Bald mit Einem Schritt er ſtand
Auf der andern Felſenwand.

Wie am Berg der Donner grollt,
So ſein Wort zu Thale rollt:
„Zwerglein! menſchliches Geſchlecht,
Diene mir beim Bau als Knecht!“

Wimmelnd kommen ſie heran,
Maurer, Steinmetz, Zimmermann;
Bauen all auf ſein Geheiß
In des Angeſichtes Schweiß.

Fertig ſteht der Rieſenſtein,
Wurzelt in dem Felſen ein,
Wölbt den Saal zu Luſt und Ruh,
Streckt den Thurm dem Himmel zu.

An dem höchſten Fenſterloch
Fehlt ein einz'ger Nagel noch,
Und der Schloſſer zagend ſpricht:
Da hinaus gelang' ich nicht.

Schad' iſt's doch um das Gebäu,
Denn es ſteht ſo frank und frei,
Wenn der Wandrer es beſchaut,
Spricht: es iſt nicht ausgebaut.

Doch der Rieſ' im Augenblick,
Nimmt den Knecht bei dem Genick,
Streckt zum Fenſter den hinaus,
Daß es allen iſt ein Graus.

„Hämmre, meine Hand iſt feſt,
Daß ſie dich nicht ſinken läßt!
Schlag den Nagel in den Stein
Zwiſchen Erd' und Himmel ein."

Draußen hängt er ſo mit Schreck,
Doch er wagts und hämmert keck,
Nieder läßt der Heim ihn ſacht:
Zwerg, du haſt es wohl gemacht!

Schreitet aus dem hohen Saal
Mächtig über Berg und Thal,
Langt aus ſeiner Höhle Thor
Einen goldnen Schatz hervor.

Auf dem hellen Heimenſtein
Nehmen ſie den Baulohn ein,
Maurer, Steinmetz, Zimmerknecht,
Jedem wiederfährt ſein Recht.

Doch zum Schloſſer ſpricht er: Sohn!
Nimm du hin den nächſten Lohn!
Halt dich an den Boden feſt,
Hämmre gut dein Zwergenneſt.

Dokumente erzählen von dieſer Veſte wenig. Die Grafen von Helfenſtein ſollen in den unterirdiſchen Gewölben Hexen in Verwahrſam gehabt haben. Im J. 1394 wurde ſie von Graf Eberhard von Würtemberg dem Ritter Hans von Lichtenſtein überlaſſen, das Oeffnungsrecht aber vorbehalten; dieß auch dann, als dieſer im J. 1419 die Burg ſeinen beiden Tochtermännern Fritz von Sachſenheim und Heinrich von Manſperg abtrat. Im J. 1441 endlich wurde ſie von Dietrich Speth von Eſtetten an Johann Grafen von Helfenſtein um 1900 fl. verkauft, und gehörte dadurch von nun an zu der Reichsherrſchaft Wieſenſteig.

Neidlingen und der Waſſerfall.

Auch den Reiſſenſtein verläßt man nur durch dieſelbe Höhle wieder, durch die man hineingekommen iſt. Der nächſte Weg in den Thalgrund und zum Waſſerfall hinunter, geht durch den ſogenannten Holzriß, kann aber nur ſehr uneigentlich ein Weg genannt werden. Zwar iſt man in einer ſtarken Viertelſtunde unten; aber man muß die abſchüſſigſte Waldwand, von Baum zu Baum mehr hinabſtürzen als hinabgehen. Wenn es daher die Zeit erlaubt, ſo möchte der weitere Weg, den die Wagen ohnedem einſchlagen müſſen, die ſich bis auf den Reiſſenſtein gewagt haben, ſchon um der Bequemlichkeit willen vorzuziehen ſeyn. Er iſt aber wohl auch für das Auge vorzuziehen. Dieſer führt nämlich auf der alten Steige dem Reiſſenſteiner Hofe zu, auf einer ſchönen, langen, an Einem Orte durch eine tüchtige Felswand geſprengten Waldſtraße, erſt ſüdöſtlich, bald aber gegen Nordoſten gewendet, nach Neidlingen. Von hier an geht man das Thal eine kleine halbe Stunde an der Lindach aufwärts. Man hat hier den Vorzug, den ſchönen Thalgrund immer vor ſich, und dabei links die ſchönſte Anſicht des Reiſſenſteins, rechts den Heimenſtein zu haben. Schöne Obſtbäume aller Gattungen ſchmücken den Bach, wie andre Bäche Weiden oder Erlen. Der ganze Weg von der Veſte bis nach dem Thalgrund und Waſſerfall mag auf dieſe Weiſe eine Stunde betragen. Der Fußgänger, der etwa nicht Gelegenheit hatte, ſich mit Lebensmitteln zu verſehen, kann dann doch auf dieſe Weiſe das Nothdürftige entweder im Dorfe ſelbſt genießen, oder noch beſſer, von hier aus zum Waſſerfalle mitnehmen.

Neidlingen,

an der nordöſtlichen Oeffnung des Thales, am Fuße des Erkenbergs. Cruſius nennt ihn Erbkonberg; ſchon zu ſeiner Zeit ſtand das alte Zähringiſche Schloß auf dieſem ſchönen Berge nicht mehr. Das Dorf Neidlingen gehörte urſprünglich einer edeln Familie dieſes Namens. Schon im J. 1293 kommt ein Ulrich von Neidlingen als ein Edler vom Gefolge der Grafen von Aichelberg in Urkunden vor, und noch im J. 1416 wird Anaſtaſia von Neidlingen als Priorin des Frauenkloſters zu Kirchheim genannt. Ein

Diepold von Neidlingen fiel mit den vielen Rittern in der unglücklichen Schlacht, die Graf Ulrich von Würtemberg, des Greiners Sohn, am 14. Mai 1347 den Reutlingern lieferte, und die unser Uhland so schön geschildert hat. Vielleicht begeht der Frühlingswandrer den Todestag jenes Ritters in diesem Thal auf seinem Erbe. — Später kam das Dorf an die Herrn v. Freiberg, dann (1579) unter würtembergische Landeshoheit. Nach der Zeit ward es dem würtembergischen Canzler Jakob Löffler wegen seiner Verdienste zum Lehen gegeben, aber nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht mußte dieser fliehen. Der Kaiser, als Sieger, schenkte das Gut Neidlingen einem bairischen Rathe Namens Reichel. Dieser mußte es nach dem westphälischen Frieden wieder abtreten, und nun ward es von Herzog Eberhard III., als Donation, dem hochverdienten Wiederhold, dem muthigen Vertheidiger Hohentwiels, zu Lehen gegeben. Wiederhold baute sich hier ein hübsches, gethürmtes Schloß, und vermachte der Pfarre und Schule milde Stiftungen. Er starb ohne Leibeserben, und so kam das Dorf wieder an das Kammergut. Jetzt (Sommer 1821) wird sein Schloß als baufällig und unbrauchbar abgetragen; der Hausrath ist versteigert worden: Wiederholds Bettlade hat der Pfarrer des Dorfes an sich gebracht, und bewahrt sie als Reliquie des großen Mannes. —

Die hübsche Kirche ist neu, und erst im J. 1746 erbaut. Auf ihrer südöstlichen Seite gewährt sie, auf eine Entfernung von etwa 200 Schritten, ein Echo, das mit seltner Klarheit und Vernehmlichkeit ganze Sätze wiederholt. Neidlingen war einst von vielen Burgen, einem Windeck, einem Lichtenstein u. a. umgeben, von welchen man jetzt nur noch die Gräben sieht.

Von Neidlingen gelangt man auf dem angegebnen Wege in einem halben Stündchen an den waldigen Schluß des Thales gegen Südwest. Dort nimmt man am besten am Eingang des Waldes das beigebrachte Mittagsmahl unter einem dichten Laubdach der herrlichsten Waldbäume ein. Es läßt sich kein anmuthigeres Plätzchen denken; der Wald öffnet sich hier zu einem kleinen Salon, der eine Tafel mit 20 Gedecken bequem faßt. Kein Sonnenstrahl dringt durch; selbst gegen unerwarteten Regen ist man auf eine Stunde und länger ganz

gedeckt. Wenige Schritte davon bildet die Lindach vom Gipfel der Alb herab über pittoreske Felsen den

Wasserfall,

den man aber auch so nicht eher entdeckt, bis man durch das bunte Gemische der schlanksten Buchen, Eichen, Ulmen und Ahornbäume, die sich an der Bergwand hinaufziehen, und mit Kirschbäumen und anderm Obst abwechseln, hindurchgedrungen ist. So klein das Wasser ist (an große Wasserfälle darf man ja hier nicht denken), so schön ist der Fall, so romantisch die durch Wald und Berg ganz abgeschnittne Lage. Nur bleibe man nicht unten stehen, sondern klimme den Fußpfad dicht an dem Falle der Lindach, so weit er fortgeht, hinauf; erst links, bis zum Anfang des jäheren Falles. Hier läßt man sich vom Führer hinüber tragen, und klettert rechts etwa 100 Schritte an gelindern Fällen hinauf, bis man auf dem Felsen ausruht, wo der obere Quell aus dem Kalkstein hervorsprudelt.

Haben unsre Reisenden die heissern Stunden des Mittags unter dem Obdach des Waldes zugebracht, so wird der bequeme Rückweg nach Neidlingen (¼ St.) angetreten. Und hier bieten sich nun für den Abend und den folgenden Tag zweierlei Touren dar, die sich unmöglich vereinigen lassen, deren jede ihr eigenthümlich Schönes hat, und die in Göppingen am folgenden Abend ihren Vereinigungspunkt finden. Die eine — wir können es kaum in Abrede seyn, die reichere, — ist die eigentliche Albtour, d. i., sie führt durch das Innre der Gebirge über Wiesensteig und Geißlingen; die andre führt am Fuße der Alb hin, über Weilheim und das Boller Bad. Wir zeichnen den Wanderlustigen eine neben der andern, und zwar zuerst die durchs Gebirge.

Siebenter Abend und achter Reisetag.

Erste Tour.

Ueber Wiesenstaig und Geißlingen nach Göppingen.

Weg nach Wiesenstaig.

Eine neugeschlagne schöne Straße (S. S. 167) führt von Neidlingen den Berg hinauf zu dem Reissensteiner Hof. Wer aber den Wasserfall früher gesehen, der geht schon von der Veste Reissenstein aus, durch schöne Wiesen, zunächst nordöstlich über die Albfläche nach demselben Hof, auf dem ein herrschaftlicher Pächter sitzt. Zwanzig Schritte hinter dem Hofe geht der Wandrer rechts, den minder betretenen Weg, nicht links. Bald kommt er an eine Ziegelhütte, wo er entweder den Fahrweg wählt, der links über Ackerfeld und Gebirgswald, und erst dicht am Städtchen den Berg herabführt, oder den anmuthigeren Fußweg vorzieht, der, nur anfangs steinig und steil, bald in das schöne waldumkränzte Wiesenthal hinabführt. Hier sieht man sich mit einemmal wieder von hohen Albbergen überraschend umgeben. Kehrt sich der Wandrer um, so liegt die oben ganz unscheinbare Ziegelhütte äußerst mahlerisch über ihm, und im Hintergrund des Thales winken, dicht an das Waldgebirge angelehnt, die hübschen Doppelthürme der Stiftskirche des Städtchens, dessen Lage viele Aehnlichkeit mit der von Urach hat. Man sollte meinen, der reinliche Wiesenpfad, der sich durch das stille Thal schlängelt, müsse der Stadt den Namen Wiesenstaig gegeben haben. Dennoch beweisen uns die neuesten Forschungen unsrer tiefsten Sprachkündiger aus alten Urkunden, daß der Name ursprüchlich Wisuntesstaiga, (Wiesontesstaiga) heißt, d. i. Bergpfad des Wisents oder wilden Waldochsen. Die Phantasie verliert nichts bei dieser Entdeckung: sie bequemt sich gerne dazu, die wilden Wälder ringsum mit diesen ihren Urbewohnern zu bevölkern. Hegen doch Thal und Höhen dieser Gegend noch andre Spuren des Naturzustandes auch unter der

menſchlichen Geſellſchaft. Die Wieſenſtaiger wiſſen viel von den Freileuten und Freimenſchern zu erzählen, die unſer Unterland nicht einmal dem Namen nach kennt, die aber hier, wie im Schwarzwald und bis in die Schweiz hinein, ihr Weſen treiben. Dieſe Menſchen, Abkömmlinge, wie man ſagt, von den Zigeunern, aber nicht mit ihnen zu verwechſeln, ſind Landſtreicher, die ſich mit Zeunen- und Korbmachen abgeben. Zu zehn und zwölf ziehen ſie, die Weiber in auffallender, ſtattlicher Tracht, große oft bildſchöne Leute, von Hof zu Hof herum. Den einſamen Hofbauern preſſen ſie Mehl, Milch und Schmalz und andre Speiſe ab, die ſie unter der Drohung, ihnen das Haus über den Köpfen anzuzünden, ſich entweder aufs freie Feld zum Mahle liefern laſſen, oder in der Bauern-Wohnung ſelbſt verzehren; Hunde und Dachſe werden gebraten; getrunken wird, wo ſie Wein finden, getanzt und der Unzucht gepflogen. Eine ſolche Furcht haben die vereinzelten Bewohner dieſer Gegend vor ihnen, daß ſie ſich nicht einmal das Herz nehmen, ſolche Beſuche der Obrigkeit zu melden oder zu geſtehen. Links auf unſrem Pfade nach Wieſenſtaig liegt die einſame Papiermühle, im dunkeln Seitenthal am Urſprung der Flis, Felſen ragen daneben empor; eine benachbarte Höhle, das ſteinerne Haus genannt, gewährt mit ſchönem hallenförmigem Eingang ein Obdach. Auch in dieſer Gegend hauſen regelmäßig die Freileute. Aber der Papiermüller ſteht in einem Vertrage mit ihnen. Keines darf ſein Haus betreten. Dafür hat er ſich ihnen zinsbar gemacht, und zahlt, wenn ſie vor ſeiner Mühle erſcheinen, dem Kopfe zwanzig Kreuzer. Auch die Wirthshäuſer der Stadt beſuchen ſie zuweilen, und geberden ſich unmäßig, roh und grob; aber geſcheit und jovial dabei. Ueberbleibſel von Hannickels Bande ſollen ſich mit ihnen vermiſcht haben.

Wieſenſtaig

iſt ein armſeeliges Städtchen mit 1241 Einwohnern katholiſcher Religion. Seine ſtattliche Kirche (neu gebaut im Jahr 1771) hoch und geräumig, übrigens modern und ohne Säulen mit einem Al fresco gemahlten Platfond und neuen Gemälden, worunter ſich ein ſterbender Joſeph (Altarblatt) auszeichnet, verdankt es einem Chorherrnſtift, das hier beſtanden. Auf dem benachbarten Kirchberge ſtand nämlich ein Be-

nediktinerkloster, das von einem Grafen Rudolph, wahrscheinlich dem Stammvater des Helfensteinischen Hauses gestiftet, und von Bischof Salomo I., dem Lehrer Otfrieds, geweiht und bestätigt ward 861. In Wiesenstaig wird noch ein sicherlich unächter Stiftungsbrief Kaiser Ludwigs als Copie aufbewahrt. Dieses Kloster soll im J. 1087 abgebrannt und in ein reguliertes Chorherrnstift verwandelt worden seyn. In den zwischen den Grafen Helfenstein in dem Stift errichteten Verträgen kommt unser Herzog Christoph einigemal als Vermittler vor. Der Kirche gegenüber steht ein sekularisirtes Frauenkloster, das die alten Nonnen noch bewohnen, die ein sehr gutes Lob haben, und Schule hier halten. In ihrer Klosterkapelle wird jezt der evangelische Gottesdienst von dem Pfarrer von Gruibingen besorgt.

Geschichtliches über die Grafschaft und Stadt Wiesenstaig.

Die Reichs-Herrschaft Wiesenstaig war in den alten Zeiten Gräflich Helfensteinisch, gehörte unter die ältesten Besitzungen dieses Hauses, und die Stadt war Residenz dieses Geschlechts. Im Jahr 1446 versezte Graf Ludwig von Helfenstein halb Wiesenstaig dem Grafen Ulrich von Würtemberg, nahm aber im J. 1450 die Stadt wieder ein, und gerieth darüber in Zwist mit Würtemberg, doch ward ihm endlich die Lösung der Pfandschaft gestattet. Der lezte männliche Sproß des Helfensteinischen Geschlechtes, Graf Rudolph, starb in dieser Stadt im J. 1627. Auch die Gräfin Catharina von Helfenstein, die edle Gemahlin Graf Ulrichs von Würtemberg, die Wohlthäterin des Spitals von Eßlingen, die Gründerin des Stuttgarter Catharinen-Hospitals, deren Andenken kürzlich dankbare Stuttgarter Bürger erneuert haben, liegt hier begraben († in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts). —

Nach Rudolphs Tode theilte sich Fürstenberg und Churbaiern in Wiesenstaigs Besiz, indem von Rudolphs 3 Töchtern 2 ihre Antheile im J. 1642 an den Pfalzgrafen Max von Baiern verkauften, eine 3te aber den Grafen Max von Fürstenberg-Möskirch heirathete. Im spanischen Successionskriege besezte Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg den baierischen Antheil der Herrschaft (5. Novbr.

1704), und hatte ihn einige Jahre lang inne, wiewohl angefochten darüber vom schwäbischen Kreis. In dem Wiesensteiger Lagerbuch finden sich noch würtembergische Rescripte von diesen Jahren. Kraft des Friedens von Baden aber mußte Würtemberg die Herrschaft wieder an Baiern abtreten. Nun blieb sie in dessen Besitz, nachdem im J. 1752 auch der fürstenbergische Antheil durch Kauf an Baiern übergegangen, bis die ganze Herrschaft nach dem Preßburger Frieden und dem Beitritt des Königs Friedrich von Würtemberg zur rheinischen Bundesakte, mit andern Vergrößerungen den würtemb. Landen einverleibt wurde.

Andre geschichtliche Merkwürdigkeiten bietet Wiesensteig wenige dar. Bemerkenswerth ist wohl, daß hier noch im J. 1583 fünf und zwanzig Hexen verbrannt worden sind. „So gar, fügt Crusius, der Berichterstatter, ernsthaft hinzu, reicht diese Pest der Weiber bis auf unsre Zeiten herüber."

Im J. 1648, am Tage Skt. Marks, wurde die Stadt bis auf 4 — 5 Häuser, und damit auch die frühere, ebenfalls schöne und reiche Stiftskirche von den Schweden, abgebrannt, weil die geforderte Contribution nicht aufgetrieben werden konnte. Nur das ansehnliche Schloß, in welchem die Grafen von Helfenstein bis auf die Letzten Hof gehalten, ward gerettet. Später wohnten in dem Schloß der Fürstenbergische und der Baierische Vogt. Jezt ist der eine Flügel desselben abgebrochen, der andre in einen Fruchtkasten umgewandelt. Der ehedem sehr hübsche und wohlerhaltene Schloßgarten ist in die Hände eines Privatmanns gekommen, und zu dessen Hausgebrauch umgestaltet.

Wiesensteig ist ein ziemlich gewerbsames Städtchen von 1231 Einwohnern, meist Maurern und Ipsern, welche Winters entweder Spindeln drehen, oder mit Geißlinger Drechsler-Waaren und Peitschenstecken, die in dem benachbarten Ganslosen verfertigt werden, im Lande herumziehen. Auch hat es Viehmärkte, und zwei einträgliche Aderlaß-Eisenfabriken. Der Verschluß dieser Waare beschäftigt eine bedeutende Anzahl armer Einwohner, die das Fabrikat nach Frankreich, in die Schweiz, nach Tyrol, Böhmen, Kärnthen, Süd- und Mittel-Deutschland vertragen. — In der Nähe der Stadt stand die seit 1803 aufgehobene und seit 1806 abgebrochene

große Wallfahrt zu Marientodt= (oder Doz) Burg, deren schon Crusius erwähnt.

Wirthshaus: zum Hirsch. Gut. (beſ. gutes Bier). Die Wandrer treffen hier in einem unſcheinbaren, baufälligen Hauſe freundliche, beſorgte Wirthsleute, und reinliche Betten. Was vom Abend übrig iſt, mag zu einem Spaziergang nach den nächſten Umgebungen angewandt werden. Beſonders lieblich iſt der klare Forellenbach der Fils mit dem bläulichten Waſſer, durch deſſen Mitte ſich die grünen Waſſergewächſe in langen Flechten hinziehen, und das uferlos, wie der Liris des Horaz, über die fetten Wieſen hinſchwimmt. Uebrigens iſt dieſes der allgemeine Charakter aller Albwaſſer, und gilt eben ſowohl von den beiden Lautern, der Erms und der Blau, als von der Fils.

Ein kleines Fleckchen von wenigen Schritten an der Fils, zunächſt am nordweſtlichen Ende des Städtchens iſt auch für den Botaniker und den Apotheker merkwürdig, denn auf ihm und ſonſt nirgends in der Umgegend wächst der ſeltene und wunderſchöne Fieber=Klee (menianthes trifoliata).

Route des 7ten Tages mit der erſten Paralleltour des 7ten Abends.

Von Kirchheim nach Biſſingen . .	1½ St.		
— Biſſingen nach Ochſenwang . .	1 —		
— Ochſenwang nach dem Heimenſtein	1	zur Torfgrube	
— Heimenſtein nach dem Reiſſenſtein	1 —	½ St.	
— Reiſſenſtein nach dem Waſſerfall	1 —		
— Waſſerfall nach Neidlingen . .	½ —		
— Neidlingen nach Wieſenſteig . .	1½ —		
	7½ St.	8 St.	

Achter Tag.

Erste Tour.

Reise durchs Filsthal nach Geißlingen und Göppingen.

Da die Reiseroute für diesen Tag etwas groß ist, und doch nicht füglich abgekürzt werden kann, so thut der Wandrer überhaupt gut, wenn er sich in aller Frühe auf den Weg macht. Begünstigt ihn aber das Wetter auf eine eigenthümliche Art, d. h. ist heitre Luft unmittelbar nach einem Regentag, oder schön Wetter bei Westwind, das baldige Wetterveränderung vermuthen läßt: — dann mache er sich schon Morgens um halb 3 Uhr auf und steige, mit einem Führer, einen der höchsten Albrücken, südlich vom Städtchen, hinauf, wo er nach einer guten Stunde auf das Plateau der Alb und nach Hohenstadt kommt, einem der höchst gelegenen Dörfer des Landes (2825 Würt. Fuß über der Meeresfläche). Der Weg ist anfangs Fahrstraße, und führt an einem wunderbar gestalteten Felsstücke vorbei, das links aus dem höchsten Walde hervorragt. Er heißt das steinerne Weib, und gleicht wirklich auffallend einer kolossalen weiblichen Antike im nassen Gewande, mit weggestrecktem einem Fuße auf einem Blocke schwebend, der das Piedestall vorstellt. Der schlanke Fels hat nur 26 Zoll im Durchmesser. — Wenn man ¼ Stunde gestiegen, läßt man den Fahrweg links, und zieht sich rechts den steilen Fußpfad hinauf. — In Hohenstadt besteigt der Wandrer den Kirchthurm und sieht, etwas mühseelig, durch die Fensterlöcher gegen Westen die Vogesen, gegen Norden die Berge bei Heidelberg, gegen Osten die Berge an der Donau, der Isar und dem Inn, gegen Südosten und Süden aber die ganze Kette der Tyroler- und Schweizer-Alpen im Morgenscheine glühen. — Nur hoffe er alles dieses nicht bei dauerhaft schönem Wetter, bei anhaltendem Ost- oder Nordostwind, auch nicht bei dem trübseeligen und wolkenreichen Nord- und Nordwestwind zu schauen; dann ist das Gebirge nicht offen, wie sich die Bauern ausdrücken.

Mögen nun aber unsre Reisenden Hohenstadt mitnehmen oder nicht, so dürfen sie doch einen andern Umweg, anstatt

unmittelbar von Wiesenstaig aus das Filsthal zu verfolgen, nicht scheuen: den Umweg über das Dörfchen

Unter-Trackenstein,

das durch die südöstliche Albwand, an die sich Wiesenstaig lehnt, von diesem Städtchen getrennt, in einer romantischen Seitenschlucht des Filsthales höchst mahlerisch auf einer vom Berge vorgeschobenen Tuffsteinmasse liegt, und einen kleinen, aber sehenswerthen Wasserfall in seinen Bäumen und Büschen verbirgt. Von Hohenstadt geht der Weg kaum eine halbe Stunde weit nordöstlich durch einen herrlichen Buchenwald in den Abgrund hinab, und während man sich noch in der tiefsten Waldeinsamkeit glaubt, wird man von dem gellenden Glöckchen des katholischen Dorfes überrascht, und steht mitten in den unter Obst und Wald am letzten Bergesabhang gelagerten Häusern. Anders, aber nicht weniger schön, blickt es dem Wandrer entgegen, wenn er auf geradem Wege von Wiesenstaig kommend die hohe Bergwand dem Dorfe gegenüber herabsteigt; wo ihm besonders die freundliche weisse Kirche aus dem waldigen Dorfe hell entgegenleuchtet. Dieses Trackenstein liegt so tief in der Schlucht, und so dicht an der buschichten Albwand, daß die Sonne vom 10ten December bis zum 16ten Januar hier gar nicht scheint. Von dem letztern Tag an sendet sie täglich ein paar Minuten länger ihre Strahlen in das tiefe Dorf, bis sie an Lichtmeß das Erstemal wieder einen Strahl in die Kirche wirft. Wenn sie da den Pfarrer anscheint, sagen die Bauern, so kommt noch eine Kälte nach.

Zum Wasserfall, der unter dem freudlichen Pfarrhause, das ein lieber Mann bewohnt, an der Seite eines kleinen Baumgärtchens im Gebüsch verborgen herabstrudelt, führt der Weg die Bergstaffel hinab, an sehenswerthen Mühlwerken vorbei, durch ein natürliches Felsenthor aus Tuffsteinen, über eine Wiese an einem Kranz von Felsgestein vorüber; der Wasserfall stürzt über eine senkrechte Tuffsteinwand nicht sehr hoch (etwa 60 Fuß) herunter; aber köstlich überschattet von Bäumen, eine schlanke Säule bildend, zerstäubter als der Reidlinger; freilich aber durch seine Lage erst Nachmittags, wo die Sonne mit ihm spielt, besonders schön. Sein Fall ergießt sich in eine herrliche von Vergißmeinnichten durchschimmerte

Wiese, und eilt, zum Bach geworden, in die Fils. An ihm hin wandern unsre Reisenden aus der Thalschlucht heraus, mit einem Rückblick auf das schöne Trackenstein, das über sich auf einem hervorspringenden Theil des Berges die kaum sichtbaren Ueberreste des zerstörten Schlosses Westerstetten, das zu Crusius Zeiten „ein schön neu Schloß" war, auch selber Trackenstein hieß, und ganz zu seinen Häupten auf der Alb den Weiler Ober-Trackenstein liegen hat. Nach drei Viertelstunden gelangen sie ins Filsthal und zuvörderst nach Gospach. Die Gegend wird hier ungleich. Rechts laufen noch kegelförmige Berge mit schönen Wäldern hin, aber links sind die Berge einförmig und kahl; einer davon ist durch ein Kreuz mit einer Wallfahrt ausgezeichnet. Links auf einem waldigen Kegel stellen sich dem Auge die Ruinen des helfensteinischen Schlosses Hiltenburg dar. Diese Veste war seit dem J. 1382, wo die Grafen von Helfenstein ihr Stammschloß an Ulm verpfändet hatten, Residenz dieser Herren gewesen. Hiltenburg nahm ein trauriges Ende: Herzog Ulrich von Würtemberg war, noch vor seinem großen Unglück, schon im J. 1516, über den Zwistigkeiten mit seiner Gemahlin, von Kaiser Maximilian in die Acht und Aberacht erklärt worden. Er widersetzte sich diesem Beschluß, sammelte einen Heerhaufen, zog nach Göppingen und von da nach Blaubeuren. Doch brachte er noch in demselben Jahr (22. Octbr.) einen Vergleich mit dem Kaiser zu Stande, und zog nun mit seinem Kriegsvolk von Blaubeuren, durch unser Filsthal, nach Göppingen und Stuttgart zu. Als er an der Hiltenburg vorbeizog, wurde von den Helfensteinischen, den alten Feinden Würtembergs, die ihren Muthwillen nicht lassen konnten, mit einer Stückkugel nach ihm geschossen. Ulrich besann sich keinen Augenblick, er ließ das Schloß stürmen, und brannte es nieder (9. Nov. 1516). Seit diesem Tage hat es seine jetzige Gestalt.

Auf der linken Seite führt, in die kahle Gebirgsschlucht, der Weg zum Dorfe Gansloſen, das, wohl nur durch seinen Namen, seit uralter Zeit das Schilda Würtembergs ist; und auf das alle albernen Streiche, die irgend eine Dorfgemeinde begehen kann, unter dem Namen Gansloſer Streiche gehäuft werden. —

Bei Dizenbach (¼ St.) wird das Thal obstreich. Das Dorf besitzt einen merkwürdigen leider unbrauchbar geworde-

neu Sauerbrunnen. Er wurde durch anhaltende Dämpfe, die sich über der Stelle zeigten, in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts entdeckt. Aber erst — sagt der vor uns liegende, im J. 1760 zu München gedruckte, Bericht — „nachdem man seit beinahe 100 Jahren vergeblich gesucht hatte, dieses fürtreffliche Gesundheitswasser von den dazu eingedrungenen unedeln Flüssen zu sondern, ist endlich in Anno 1755 — diese große Gabe der Natur in ihrer vollkommensten Reinigkeit und ersten unvermischten Urquelle entdeckt worden." Sie wurde damals mit großen Kosten unter Dach und in ein Brunnengehäuse gebracht; die wilden Flüsse sonderte ein Pompwerk ab; die Bestandtheile wurden chemisch untersucht, die Resultate durch den Druck bekannt gemacht, und das Wasser von der Akademie der Wissenschaften zu Paris und den gelehrtesten Aerzten der damaligen Zeit höchlich angepriesen. Einige Zeit ward es in großen Parthieen, an 70,000 Bouteillen des Jahrs *), ins Ausland, besonders nach Baiern versandt. Der Dampf war so stark, daß er Hinuntersteigenden fast tödtlich ward. Ein 76jähriger Bauer hat dem Verfasser als Augenzeuge ein lebendiges Gemälde von dem Flor der Brunnenanstalt gemacht, den er als Knabe noch erlebt hat. Leider aber unterlag die Fassung bald einer wilden Quelle, die sich seitdem mit dem Mineralwasser vereinigt, und ihm gewöhnlich ¾ Theile, bei nasser Witterung aber noch viel mehr, süßes Wasser mittheilt. Ein Dorfschenkwirth ist jezt im Besitz des Brunnens und seufzt, daß er nicht etliche 1000 übrige Gulden hat, um das süße Wasser auf die Dauer von der kostbaren Quelle zu scheiden. Denn nach den neuesten Untersuchungen soll dieß Wasser in seinen Bestandtheilen die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Pyrmonter Brunnenwasser haben. Sein Geschmack ist auch jezt noch äusserst angenehm. Vor etwa einem Jahrzehend wurde an der Sonderung gearbeitet; die Arbeit aber, da der Erfolg nicht sicher schien, und der Aufwand bedeutend zu werden drohte, wieder eingestellt. Seitdem haben Privatleute vergebliche Versuche gemacht **).

*) 24 Bout. hiessen eine ganze Cur, und kosteten in Dizenbach 4 fl., in Donauwört 5 fl., in München 6 fl.

**) Weitre Notizen über die alte Anstalt, aus dem Saalbuch von Dizenbach und dem Vormerkungsbuch von Wiesenstaig s. in Memmingers Jahrb. 3. u. 4 Bd. S. 339.

Von Dizenbach führt die Straße durch das Filsthal nach Deggingen (¾ St.), mit einer reichen Wallfahrtskirche links am Walde. Mit diesem Dorfe schließt sich derjenige Theil des Filsthals, den die Bewohner das Gaissenthäle, Spindelnthäle nennen, und die letztgenannten 3 Orte sind es eigentlich, welche jährlich eine Maisse von Spindeln producieren, und in den Handel bringen. Von hier aus gehen im Frühjahr „die Wiesenstaiger Ipfer" in alle Welt aus, und wenn ihnen der Herbst die Rückkehr in die Heimat gebietet, ergreift der eine den Drehbogen, um Spindeln zu geigen, der andre den Spindelnsack, um solche zu verwehrten, und der dritte nimmt Geißlinger Waaren, Aderlaßeisen und Peitschenstöcke, und trägt sie in den benachbarten Ländern feil.

Von Deggingen, wo der Wandrer die Fils verläßt, führt der Weg an Hausen vorbei (¾ St.), das jedoch einige Schritte links liegen bleibt. Hier ist die Gegend, zumal auf der linken Seite, armseelig, und man befindet sich mitten im Thale auf der rauhen Alb. Von Hausen an bekommt die linke Seite durch Felsenschichten wieder mehr Interesse; rechts werden die Wälder voller, und eine Kante derselben krönt das schmucke, luftige Dorf Türkheim. So kommt man auf anmuthigem Wege in das

Ueberkinger Bad,

(425 Einw.), ¾ St. von Hausen, das sich mit geräumigen Gebäuden und einer alten Lindenallee in dem tiefen Gebirgsthale recht einladend ausnimmt, und im Sommer ziemlich zahlreiche Badegesellschaft aus Ulm, Geißlingen und der übrigen Umgegend versammelt. Eine wohleingerichtete Wirthschaft bietet unsern Reisenden hier ein erquickendes Bad, guten Wein, Forellen, einen sehr trinkbaren Gesundbrunnen, und von dem hellen Saal eine reizende Aussicht auf die Gartenanlagen und die Berge an.

Von Ueberkingen nach Geißlingen führt eine sehr angenehme Straße in das geöffnetere Filsthal, rechts und links helle Waiden und schöner Bergwald. Besonders sieht man, umgewendet recht in eine mahlerische, waldige Bergmulde hinein, deren Kante von dem Dorfe Aufhausen, wie das Gebirge links von Türkheim gekrönt wird. Vor sich aber hat der Wandrer den Ausblick auf einen Strich des Obst-

waldes, der bald die Fils begleitend sie bis nach Göppingen einhält. Die Chaussee zieht sich nach diesem Thale, und führt über Altstadt nach Geißlingen. Unvergleichlich aber durch die Aussicht, die sein höchster Punkt gewährt, ist der sogenannte Fußweg, der übrigens auch befahrbar, rechts, über den Abhang des Türkheimer Berges hinüber, und zuletzt, mit einem Niederblick auf das bisher verborgne Geißlingen, hinabführt. Dieser Niederblick in das wilde Bergthal ist schön genug; aber vorwärts muß sich das Auge richten, wo das Thal (besonders im Morgenlichte) sich zwischen den hohen Albwänden in seinem Obstreichthum und seiner Kette von Dörfern für den, der aus der rauhen Alb hervortritt, paradiesisch eröffnet, aus dessen Hintergrund der majestätische Hohenstaufen, und zu seinen Füßen das trauliche Schlößchen Staufeneck dem Blick entgegensteigen. Zwischen diesem Thal und dem Geißlinger Kessel, öffnet sich ein dritter Ausblick in ein wild romantisches Thal, in dessen hintersten Grunde verborgen, unter einem scharfbegränzten Felsblock der Gräflich Degenfeldische Sitz Eybach (¼ St. von Geißlingen) liegt, und durch das sich weiter hinein die Heidenheimer Straße durch das wildgelegene Weissenstein zieht.

Geißlingens Lage mahnt auch an Urach; steht aber weit hinter diesem zurück durch die kahleren, zum Theil ausgehauenen, zum Theil mit jungem Anflug bewachsenen Gebirgswände. Auf den hintern Höhen, an die es sich lehnt, stehen die Ruinen der alten Burg Helfenstein, mehr Felsen als Mauern, auf welchen einst die Gebäude durch Zugbrücken verbunden standen; und weiter südlich, auf einem abgesonderten, waldigten und schlanken Gebirgskegel der Oedenthurm, ein Vorwerk des Helfensteins, hoch, spitz, von großem Umfang — so schlank er aus der Ferne erscheint, — uralt, mit ungeheuer dicken, roh behauenen Mauersteinen. Um zu diesem Berg zu kommen, müssen unsre Reisenden die Stadt durchwandeln. Den Berg selbst führt ein neugebahnter, sehr bequemer Fußweg in 32 Zackengängen hinauf (¾ St.). Die Aussicht ist, so hoch man steht, nicht so belohnend, wie auf dem Ueberkinger Fußweg, nur das Dörfchen Weiler liegt rechts auf der Albkante schön ausgebreitet, und auf Geißlingen sieht man, wie der Vogel im Flug, herab. Dem Göppinger Thal aber mangelt, von hier aus gesehen, der Hintergrund, und den schö-

sten Theil desselben bedeckt der rechts zu weit vorspringende Tegelberg. Das gegenüberliegende Helfenstein, von dem man kaum noch Spuren entdeckt, wird wohl besser von hier aus betrachtet, als wieder besonders bestiegen. Doch gewährt eine halb verwitterte Linde, die am Abhang des Helfensteins nur eine Viertelstunde von der Stadt steht, und daher für den Bequemeren sehr gelegen ist, eine schöne Aussicht.

Die Geschichte der Grafen von Helfenstein

mahlt das schnelle und üppige Wachsthum, aber den noch viel reißend schnelleren Zerfall mächtiger Familien. Die Fabel giebt dieser Familie römischen Ursprung, und läßt sie durch Carl den Großen, zur Strafe einer gegen Pabst Leo verübten Unbill, mit Zollern und andern Geschlechtern nach Schwaben verpflanzen. Schon im 11ten Jahrhundert, unter den verheerenden Streitigkeiten der Kirche, erscheint dieses Geschlecht als bedeutend und mächtig. Im 13ten Jahrhundert empörte sich ein Graf Ludwig von Helfenstein mit andern selbst gegen den Kaiser, Rudolph I., der ihm seine (jetzt abgegangene) Burg Spitzenberg im Geißlinger Thal zur Strafe abnahm, und dem Reich einverleibte. Bald erheirathete das Geschlecht einen Theil der Dillingischen Güter, und erwarb Blaubeuren. Graf Ulrich III. führte so ernsthafte Fehden mit den Pfalzgrafen von Tübingen und dem Grafen von Haigerloch (auch Graf Eberhard von Würtemberg war darein verwickelt), daß Kaiser Rudolph I. seine ganze Macht nöthig hatte, um dieselbe zu Ende zu bringen. Aber schon diesen Ulrich und seinen Sohn gleichen Namens nöthigten die vielen Händel und der ausschweifende Luxus die beträchtlichsten Besitzungen zu veräußern oder zu verpfänden. Dennoch stieg der Glanz des Hauses noch immer. Carl IV. gab 1351 die Burg Hellenstein, mit Heidenheim und Giengen, dem Geschlecht zum Erblehen, ja er stiftete zwischen der Tochter des Fürsten Stephanus von Bosnien, Maria, und einem jungen Grafen von Helfenstein eine Vermählung, und verschwägerte diesen dadurch mit dem Ungarnkönig Ludwig. Um diese Zeit (1356) gehörte Helfenstein zu den bedeutendsten Grafschaften Deutschlands, und erstreckte sich auf 8 deutsche Meilen in die Länge und nicht viel weniger in die Breite.

Mit der reichen Fürstentochter kam noch größerer Stolz

und Hang zur Verschwendung herein. Bisher hatten zwei Vettern die Grafschaft einträchtiglich verwaltet. Die Bosnische Prinzessin fand es vornehmer, wenn ihr Gemahl Herr eines eignen kleinen Landstrichs, als Mitregent einer ganzen Grafschaft wäre. Es ward getheilt: der ältere, ihr Gemahl, erhielt die alte Grafschaft, der jüngere alles Uebrige, dem Anscheine nach weit mehr. Aber jener machte Schulden, zerfiel mit seinem Schwager, Graf Eberhard von Würtemberg, ward im J. 1572 von einigen Edelleuten gefangen genommen, und den 1. Mai auf Ramstein, einer Burg Eberhards von Falkenstein, unwürdiglich ermordet. Die Tochtermänner Maria's setzten sich nun eilig in Besitz ihrer schönen Heirathgüter, und Mutter und Söhne wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie die ganze Herrschaft Geißlingen der Stadt Ulm verpfändeten. Der Contrakt dieses wuchernden Handelsstaates, der darüber aufgesetzt ward, war darauf angelegt, den einmal angebissnen Apfel ganz zu verschlingen. Maria aber war so glücklich, sich ihren Leichtsinn zu erhalten. Sie nannte die Ulmer nur ihre lieben Söhne; „denn diese werden ja meine Erben seyn!" sprach sie. —

Wie der ältern Linie mit Ulm, so gieng es der jüngern mit Blaubeuren. Die gutmüthigen Mönche streckten immer vor, und ließen sich ein schönes Gut nach dem andern verpfänden. So sank die Familie bis zu ihrem Aussterben immer tiefer, zuletzt auf das gleichfalls verpfändete Wiesenstaig beschränkt, herunter.

Das Stammschloß Helfenstein ward von den Ulmern selbst in dem Religionskrieg 1552 zerstört. Markgraf Albrecht, der die Ulmer vergebens zur Allianz aufgefordert, hatte Ulm vergeblich belagert, ihr Gebiet verwüstet, Helfenstein erobert. Aber am Schlusse des Jahres vertrieben die Ulmer die feindliche Besatzung, und demolierten das Schloß, damit sich kein Feind mehr desselben bedienen könnte. Seine Erbauung setzt die Sage ins J. 950. Von der Burg Helfenstein kehren wir nach

Geißlingen

zurück, das aber gar wenig Bemerkenswerthes darbietet. Die Stadt kam aus Helfensteinischen Händen zuletzt durch Kauf in den Besitz der Ulmer (1396), in welchem sie zu den schwäbi-

schen Ständen, von Baiern, selbst von dem letzten Helfenstein († 1627) lange angefochten wurden. Doch blieb es ihnen bis auf unsre neuesten Zeiten, wo es mit Ulm erst an Baiern und 1810 an Würtemberg gekommen ist.

Das Städtchen, mit 2130 Einwohnern, Sitz eines Oberamts und einer Post, ist unansehnlich und hat nur wenig neue wohlgebaute Häuser. Seine Drechslerwaaren, welche unter dem Namen Geißlinger Waaren überall hin verkauft werden, sind berühmt. Es hat einen Kornmarkt und eine Papiermühle. Sehenswerth ist noch die neue hohe Geißlingersteige, über welche die Straße nach Ulm führt; zumal wenn unsre Reisenden die Seeburger Bergstraße versäumt haben sollten. Auf dem Wege dahin treffen sie, unmittelbar vor dem Ulmerthor, die Verfassungseiche, welche die patriotisch gesinnten Geißlinger zum Andenken an den glücklich geschlossnen Verfassungsvertrag 1819 gepflanzt, und mit einer schützenden Verzäunung umgeben haben. Weiter draußen ist das sogenannte Röthelbad, nur von Geißlingern besucht, mit guter Bierwirthschaft, sehenswerth um der schönen Fälle willen, die der Bach Rotach bildet. Aus dem Waldgebirge links ragt ein unscheinbarer Fels, der Geisselstein hervor, an den sich eine Volkssage knüpft, die ein junger Dichter uns in folgender Gestalt mitgetheilt hat:

Der Geiselstein.

Erste Geißlinger Volkssage (von Gustav Hohbach).

Was schauet vom Felsen ins Thal herein?
Es ist der Graf von Geiselstein.
Er schaut so wehmuthsvoll mich an:
Was hat man dem armen Grafen gethan?

Es ist um das heilige Osterfest,
Als fröhlich der Graf sein Schloß verläßt,
Er reitet auf die Jagd hinaus,
Die Knaben bleiben allein zu Haus.

„Sie sahen wohl lange dem Vater nach,
Als Hugo zu seinem Bruder sprach:
Sieh, Albert, es scheinet die Sonne so schön,
Komm, laß uns hinab an den Burgsee gehn."

„„Nein, Hugo, ſieh wie die Wolken nahn!
Es zieht ein ſchweres Gewitter heran!““ —
„Der Vater iſt fern in dem dunkeln Wald,
Und die ſchwarzen Wolken verziehn ſich bald!“

„Der ruhige See er ladet uns ein;
Komm Albert, und laß das Sorgen ſeyn!“ —
„„O ſieh wie die Woge den Felß beſpritzt!
Sieh, wie es dahinten ſo ſchaurig blitzt!““

„So geh' ich allein zum See hinab,
Und fänd' ich im Waſſer mein frühes Grab!“ —
„„Nein, Hugo, zuſammen gehen wir,
Und ſollteſt du ſterben, ſo ſterb' ich mit dir!““

Es hat der Vater nicht Ruhe, nicht Raſt,
Er durchjaget den Wald in ängſtlicher Haſt;
Bald ſtößt er ins Horn, es iſt ihm ſo bang;
Es denket die Zeit ihm unendlich lang.

Er eilet nach Haus, er ſtürzt in den Saal,
Er ſuchet die Knaben wohl überall,
„Wo ſeyd ihr, o Himmel! wo ſeyd ihr?“ — Es bricht
Des Vaters Herz, denn er findet ſie nicht!

Da ſieht er hinaus mit ſehnendem Blick,
Erblicket die Knaben und bebet zurück,
Denn ſie ſuchen umſonſt auf ſchwankendem Kahn
Im Sturmesgetreule dem Ufer zu nahn.

Es hallet der Donner, die Woge brauſt,
Die Blitze zucken, der Sturmwind ſauſt;
Da beten die Knaben zu Jeſu hinauf:
„Nimm gnädiglich unſere Seelen auf!“

Und wie ſie ſo beten, der Donner ſchweigt,
Und im Nachen ein holdes Knäblein ſich zeigt;
Es ſpricht, umgeben von Himmelsſchein:
„Geht nun in das Reich des Vaters mit ein!“

Da ſchauen die Knaben zum Schloß hinan:
„Lieb Vater, leb' wohl!“ — Da ſinket der Kahn,
Da erkaltet des liebenden Vaters Herz,
Es erſtarret zu Stein vor unendlichem Schmerz.

Die Burg iſt zerfallen, der See iſt nicht mehr,
Doch blickt noch heute ſchauerlich hehr
Ins Thal herab das Haupt von Stein
Des armen Grafen von Geiſelſtein.

Wenn man die Geißlinger Bergſtraße herabkommt, ſo erblickt man bald rechts am Wege ein klares Brünnlein, über deſſen Urſprung folgende Sage geht. Noch ſoll allnächtlich des Unglücklichen Geiſt es umſchweben.

Das Wunderbrünnlein.

Zweite Geißlinger Volksſage (von Guſtav Hohbach).

Horch, was kommt daher gezogen
Aus dem engen Thor?
Traurigernſt, mit dumpfem Murmeln
Drängt es ſich hervor.
Todesbleich in ihrer Mitten
Kommt ein Sünder hergeſchritten.

An dem Platze des Gerichtes
Iſt man angelangt,
Wo er kurze Zeit zur Rede
Flehentlich verlangt;
Und man fühlet noch Erbarmen,
Und gewähret ſie dem Armen.

Und mit wehmuthsvoller Stimme
Alſo er beginnt:
„Wie ein Strom im dürren Sande
Schmählich oft verrinnt,
So verrinnet auch mein Leben,
Das mir Freude nie gegeben.

Unrecht habt ihr mich gerichtet,
Schuldlos iſt dies Herz.
Glaubt mir's! drum wenn meine Seele
Flieget himmelwärts,
So entſtröme klar und helle
Dieſem Felſen eine Quelle!“

Sprich's, und ſinket unterm Schwerte,
Und der Henker fragt:

„Richter hab' ich recht gerichtet?"
Aber eh' er's sagt.
Sieh, da rieselt klar und helle
Aus dem Felsen eine Quelle.

Und das Volk erblaßt und betet,
Und der Richter spricht:
„Herr, mein Gott! wie ich gerichtet
Richte du mich nicht!"
Und noch heute strömet helle
Aus dem Felsen jene Quelle.

Eine Mittagsrast reicht vollkommen hin, um alles Bemerkenswerthe Geißlingens und der Umgegend mitzunehmen.
Wirthshäuser: Post (gut). Löwe.

Von Geißlingen nach Göppingen.

Der bequemere Reisende geht oder fährt von Geißlingen durch das lachende Filsthal in fast ununterbrochenem Obstwalde zwischen den grünen Alben, die sich allmählich auch wieder in vollere Wälder kleiden, hin, durch die lachenden Dörfer Altenstadt (¼ St.), Kuchen (¼ St.), Gingen*) (¼ St.), Kleinsüßen (¼ St.), von da hinauf nach Stauffeneck (¾ St.) herunter nach Salach (¾ St.), nach Großeißlingen (¾ St.), nach Göppingen (1 St.); fünf gute Stunden.

Unsre Wandrer aber, die wir uns rüstiger denken, und die, aus der Tiefe des Gebirges hervorgekommen, der steilen Bergpfade gewohnt sind, fallen eine Viertelstunde, ehe sie Altenstadt erreicht, von der Landstraße bei einem steinernen Brückchen ab, und gehen links einer Mühle zu, dann einen Güterweg bis an den Fuß des sogenannten Tegelbergs, den sie freilich mühseelig und ohne gebahnten Pfad erklimmen. Auf dem Gipfel angekommen, wo sie der Geißlinger Schlucht ein Lebewohl sagen, halten sie sich ganz links, indem sie

*) Merkwürdig durch folgende uralte Inschrift über der hintern Thüre der Pfarrkirche: „Anno incarnationis dominicæ DCCCCLXXXIIII — — — I — regnante domino Ottone juniore Rege Salemannus Abbas spe æternæ mercedis inductus hoc Oratorium a fundamentis erexit atque rogatu ipsius a venerabili viro domino Gebehardo d — — — — (dedicatum). (Otto II. starb zu Rom 7. Dec. 983. Otto III. (junior) starb zu Palermo 23. Jan. 1002.)

auf der Kante des Gebirgs, das auf der rechten Seite die Wand des Filsthales bildet, etwa eine halbe Stunde fortgehen, bis sie auf der Vergebne in einen anmuthigen Hain gelangen, der ihnen die bisher genossene reizende Aussicht in das obre Filsthal entzieht, und sie eine Zeitlang rechts zu gehen nöthigt, sich aber bald wieder öffnet, wo sie dann wiederum links über Feld und Haide ¼ Stunden an der Kante fortwandeln, bis sie zum Ziele dieses Umweges gelangen, auf den Eckfelsen dieser Seitenkette durch ein zweites Lustwäldchen auf den frei herausragenden

Hohenstein.

Wir tragen kein Bedenken, diesen Punkt für einen der schönsten auf der untern Alb zu erklären, nicht als ob er sich in Ansehung der Ausdehnung und Weite der Aussicht mit den Standpunkten der obern Alb und den großen benachbarten Aussichten auf Staufen und Rechberg messen könnte: — der ganze Westen und Süden ist durch die gegenüberliegende Bergwand des Filsthals, deren Endsäule der grüne Berg bildet, verdeckt; — sondern die schöne Eigenthümlichkeit dieses Gesichtspunktes bilden die Rücken des Hohenstaufen, des Rechbergs und des Stuifenbergs, die hier nicht schlank und spitz, wie sonst überall sich darstellen; sondern als drei breite Kameelhöcker, jedoch wohl abgesondert von einander, und eben in ihrer kahleren Gestalt in seltsamem Contrast mit der lachenden Ebene und den üppigen waldigen Vorhügeln, über diesen emporsteigen. Dazu hat man zunächst unter seinen Füßen Abgründe und mächtigen Bergwald, so schön, wie nur irgend auf dem grünen Felsen oder auf Neufen (mit dem letztern Berg hat unser Hohenstein von seinem Fuße, Göppingen zu, betrachtet, viele Aehnlichkeit). Und aus den nächsten Umgebungen springt, noch halb auf die Berge selbst gethürmt, links ein Hügel mit der Ruine Scharffenstein mit einem schönen Thurme, einem Mauerviereck und einem ganz erhaltenen Gebäude, das jetzt Pächterwohnung ist, — der ganze Hügel von zierlich schlanker Gestalt, ins Auge. Links und tiefer lehnt sich das alte Staufeneck mit seinen braunen wohlerhaltenen Schlössern an den schirmenden Rechberg, auf einem niedrigen Hügel zufrieden an. Zwischen Scharffenstein und Staufeneck steigt noch ein Burgfall, Ramsperg genannt, ebenfalls ganz

erhalten, empor. Und weiter hinten ragt ernst und heilig die hohe Stirn des Messelbergs mit einem weithin sichtbaren Wallfahrt-Creuz hervor. Kehrt sich das Auge von Norden nach Nordwesten, so öffnet sich hier die Aussicht nach den Gebirgsscheiden des Rems- und Neckarthales, das Filsthal mit Göppingen bis Plochingen, und das ferne Unterland, vielleicht bei begünstigendem Wetter bis nach dem Odenwald zu, offen. Im Westen lassen die nächsten Berge jenseits der Fils doch noch den schönen Thurnberg bei Boll, und neben ihm den Aichelberg hervorblicken. Rückwärts aber schweift der Blick bis Geißlingen und ruht auf dem hohen Albdorf Türkheim aus.

Eine halbe Stunde fesselt diese Aussicht den Wandrer gewiß, und nun steht ihm frei, ob er dem Schlößchen Scharfenstein, das aber sicherlich eine schönere Ansicht als Einsicht gewährt, zulieb auf einem Umweg (der wohl eines Führers bedürfen möchte) nach Staufeneck zu gelangen suchen will, oder lieber geradezu den Bergwald hinab nach Singen (¼ St.). Von da macht er den anmuthigsten Weg an den Pappel- und Erlen-reichen Ufern der Fils, bis nach Kleinsüßen (½ St.), ein von Großsüßen nur durch die Fils getrenntes, schönes und wohlhabendes Patronat-Dorf (Bubenhofisch) in einer paradiesischen Lage. Wirthshaus: zum Ochsen (vortreffliche Bierbrauerei).

Wenn unsre Reisenden hier unter einem Pappelhain sich in dem reinen Spiegel der Fils die blauen Albgestalten sattsam beschaut haben, so durchziehen sie das Dorf, und steigen, an einer Kapelle vorbei, einen kurzen, obwohl etwas steilen Hügel, im dichtesten Hainesschatten hinauf nach Staufeneck, dessen Beschreibung wir unten bei der Paralleltour dieser Tage geben werden.

Von Staufeneck herab führt der bequeme Fahrweg nach Salach (¼ St.) und von da nach Eißlingen (¼ St.), wo uns die Landstraße aufnimmt und nach Göppingen geleitet.

Wenn irgend die Zeit, und eine theilweise Zurücklegung des bisherigen Weges zu Wagen, auch bei dieser Tour, wie bei der andern nächstfolgenden, für denselben Tag vorgeschlagenen (s. unten), es unsern Reisenden möglich machen sollte, nach Besichtigung von Göppingen, die Sonne auf Hohenstaufen untergehen zu sehen, so wäre dieß das Empfehlenswer-

theste. Wir verweisen sie aber, was diesen Vorschlag und die Beschreibung von Göppingen betrifft, auf die unmittelbar folgende Paralleltour.

Route des achten Tages, erste Tour.

Von Wiesensteig nach Drackenstein .	1 St.	
nach Gospach .		¼ St.
nach Diezenbach ..		¼ —
nach Deggingen .		½ —
nach Ueberkingen .	1	¼ —
nach Geißlingen mit Umgebung . .	2	¼ —
nach dem Hohenstein .	2	
nach Staufeneck .	2	
nach Göppingen .	2	
	13	¾ St.
Dazu der Weg über Hohenstadt . .		¼ —
Wo möglich noch Hohenstaufen . .	2	
	15	¼ St.

Wir kehren nun zu dem Abend des vorigen Tages und dessen zweiter Paralleltour, nach Weilheim, und dann auf der zweiten Tour des eben durchlaufnen Tages, über Boll nach Göppingen, zurück.

Zweite Paralleltour des siebenten Abends.

Unsre Reisenden sind vom Wasserfall nach Neidlingen zurückgekommen. Verspricht der Himmel einen heitern Abend, so wäre es wohl noch der Mühe werth, den Erkenberg zu besteigen, und auf demselben mit Muße den Sonnenuntergang zu erwarten. Dazu hat man immerhin noch Zeit; denn Neidlingen ist von Weilheim nur 1/4 Stunde entfernt, auf ebner Fahrstraße, so daß man mit Bequemlichkeit noch vor der tiefen Dämmerung dort ankommen kann. Auch die Limburg, etwas niederer als der Erkenberg, möchte zu einem Sonnenuntergang sehr gelegen seyn, und ihr schöner, grüner Gipfel blickt einladend auf Weilheim herab.

Weilheim,

Städtchen mit 3078 Einwohnern, gehörte den Grafen von Aichelberg; Graf Ulrich, als Feldobrister Kaiser Friedrichs II., hatte zur Belohnung seiner Verdienste Stadtgerechtigkeit für den Ort erhalten, im J. 1319 bekam er Mauern; den Haupttheil des Städtchens machen aber jetzt die langen Vorstädte aus. Wirthshaus: zum Löwen. — Weilheim liegt am Fuße des Limbergs oder der Limburg, eines kegelförmigen Vorsprungs der Alb, auf welchem Ueberreste eines zähringischen Schlosses zu sehen sind, in welchem im J. 1078 Berthold der Erste, Ahnherr des teckischen und badischen Hauses starb. Doch könnten es auch die Reste einer später hier erbauten Capelle seyn, die Crusius, der hier schon kein Schloß mehr fand, noch gesehen hat. Er nennt diesen Berg den Michelsberg.

Weilheim selbst bietet keine andre Merkwürdigkeit dar, als seine schöne, uralte, merkwürdige Kirche. Nach Rebstocks Angabe soll dieselbe samt einem Kloster schon im Jahr 1089 von Berthold (dem Zweiten), Herzog von Zähringen, an dem Orte, wo er wider seine Feinde gesiegt, erbaut und von seinem Bruder Gebhard, Bischof von Constanz, eingeweiht worden seyn. In der Kirche findet man noch ein altes

Gemählde, einen Grafen vorstellend, der diese Kirche auf den Händen trägt, Gott als ein Opfer dieselbe darbringend. Sattler hält ihn für einen Grafen von Aichelberg, und für den Gründer der Kirche.

Zur bequemern Uebersicht folgt auch hier die

Route des 7ten Tages mit der 2ten Paralleltour des 7ten Abends.

Von Kirchheim nach Bissingen	. .	1¼ St.	
— Bissingen nach Ochsenwang	. .	1 —	
— Ochsenwang nach dem Heimenstein		1	zur Torfgrube
— Heimenstein nach dem Reissenstein		1 —	¼ St.
— Reissenstein nach dem Wasserfall		1 —	
— Wasserfall nach Neidlingen	. .	¼ —	
— Neidlingen nach Weilheim	. .	1¼ —	auf den Erkenberg u. herab 1¼ St.
		7¼ St.	mit der Torfgrube u. dem Erkenberg
— Weilheim nach Kirchheim	. .	1¼ —	
		8¼ St.	10¼ St.

Achter Tag.

Zweite Tour.

Weg über Boll und Göppingen nach dem Hohenstaufen.

Von Weilheim führt die Reise in nordöstlicher Richtung zuerst nach dem Boller Bad 1¼ St. Man durchschneidet auf diesem Wege einen nordwestlichen Vorsprung der Alb, der sich in schönen Wellenhügeln herabsenkt. Die eigentliche Gebirgswand der Alb bleibt rechts liegen. Dort zeichnet sich gegen Südost, in der Richtung des Dorfes Gruibingen, eine kahle Stelle am Gebirg aus, die auf Meilen hin, wo nur im

Lande die Albkette erscheint, sichtbar ist, und sich dem Auge als ein riesenhaftes Schloß, oder eine ungeheure, ausgereckte Felsenhand darstellt. Es ist aber nichts als ein Erdfall, von den Umwohnern die Erdschliffe genannt. Oberhalb derselben, schon auf der Albfläche, liegt das uralte Dorf Gruibingen, das einem von den Gauen des alten Alemanniens den Namen Gruibingau gegeben, den das Chronicon Gotwicense unter den pagis Alemanniae aufführt. In seiner Nachbarschaft auf dem Leimberg sind Spuren eines alten Burgstalls. Crusius nennt das Dorf den ehemal. Sitz der Edeln von Laimberg und Geier; schon er fand Trümmer auf dem Laimberg und den Lemmingshalden.

Uebrigens bieten sich unsern Wandrern von Weilheim nach Boll vier Wege dar. Der nächste doch wohl nur dann zu wählende, wenn ein trüber Himmel die Aussicht von höhern Punkten nicht begünstigt, führt hügelan, über die Wermuthwiesen, am Reuteberg, einem rechts gelegenen Hügel, vorbei; dann einen waldigen Thalgrund hinauf, der den grünen, kleineren Aichelberg (links) und den größeren Turnberg (rechts), eine dicht bewachsene, waldige Halbkugel-verbindet. Dieser letztre ist durch seine Gestalt eine Zierde der Gegend, und nimmt sich auch aus der Ferne, z. B. von den Tübinger Hügeln aus gesehen, als runder, mahlerischer Gebirgsvorsprung schön aus. Crusius führt eine edle Familie mit Namen Turnsberg auf. Eine Homannische Charte bezeichnet die Stelle mit einem Fleckenzeichen, und dem Namen Turna. Zwischen diesen beiden Bergen kömmt man nun auf nicht ganz leicht behauptetem Waldpfade über die jenseitige Senkung des Gebirgsvorsprunges, und hinab nach dem Weiler Eckwälden, 1 St. von Weilheim. Von hier gelangt man auf ebnem Wege in ¼ Stunde nach dem Bollerbade.

Die übrigen 3 Wege von Weilheim nach Boll ziehen sich alle anfangs mehr links, der eine durchs Horn, schwerlich ohne Führer zu finden; der andre, wohl bequemste und ebenste durch das Dorf Zell unter Aichelberg; der dritte, beschwerlichste, aber bei weitem belohnendere über den Weiler Aichelberg selbst, der sich um die nordwestliche Seite dieses schönen Hügels, ungefähr wie das Dorf Gravenberg um den Sattelbogen, traulich lagert. Dann nimmt man noch den Gipfel des Aichelbergs selbst mit, den die kaum sichtbaren

Trümmer von der Stammburg der Grafen gleichen Namens krönen. Die eigentlichen Ruinen wurden nämlich schon im J. 1594 vollends niedergerissen und weggeschleppt, um zum Bauwesen im benachbarten Bollerbade zu dienen. Hier genießt man eine weite Aussicht nach Westen und Norden ins ebene Land, und zählt bei 60 Ortschaften.

Die ehemalige Grafschaft Aichelberg umfaßte die Stadt Weilheim mit einigen Dörfern und Weilern, so wie die Vogtei zu Jessingen. Die erste Nachricht von diesem Geschlecht fällt ins Jahr 1131, die letzte ins Jahr 1392. Crusius erzählt von einem Grafen von Aichelberg, dem der Kaiser, zur Strafe seiner Feigheit, die er in österreichischen Kriegsdiensten gezeigt, Wappen und Namen genommen habe. Der eine Theil der Grafschaft kam nachher an die Grafen von Kirchberg, die ihn im J. 1334 an Graf Ulrich von Würtemberg verkauften; an denselben verkaufte den andern Theil Gr. Ulr. v. Aichelberg im J. 1339.

Boll

(Höhe 1460 Würt. Fuß.)

das Bad, am nordöstlichen Fuße des Aichel- und des Turnbergs in der Ebene schön gelegen, mit einem herrschaftlichen, schloßähnlichen, freundlichen Bau, der Wirthschaft und Bäder vereinigt, und an einen Bademeister verpachtet ist, und an den eine kleine Gartenanlage stößt.

Die hiesige Schwefelquelle wurde nicht sehr frühe bekannt. Crusius weiß nichts von ihr; er erzählt von Boll keine andre Merkwürdigkeit, als daß in der Nähe, auf dem Berge Burghalden, das Schloß Landsehr gestanden. Solches, fabelt er, sey (in der Mitte des 8ten Jahrhunderts) der heil. Bertha gewesen, die es niedergerissen, und die Kirche des Dorfes Boll von den Steinen gebaut.

Doch war nach dem Berichte des Badearztes und Physikus von Göppingen D. Hier. Walch, der im J. 1644 ein eignes Tractätchen über dieses Bad, unter dem Titel: Würtembergischer Wunderbrunn, schrieb, die Quelle schon seit dem zweiten Jahrzehend des 16ten Jahrhunderts einigermaßen bekannt; in Aufnahme aber kam sie erst durch Herzog Friedrich I. von Würtemberg. Als dieser im J. 1594 die Bergwerke im Lande hervorzusuchen beflissen war, traf man in dieser Gegend

auf schönen Margasit mit Quarz. Zugleich ward man auf die Quelle aufmerksam, um welche verschiedene Kranke angefangen hatten, Hütten zu bauen und sich derselben mit großem Nutzen zu bedienen. Nun ließ der Herzog durch inländische Aerzte, besonders aber durch seinen Leibmedikus D. Joh. Baudinus, den Brunnen und das Bad untersuchen, und in einen Kasten fassen. „Also dieser hochnützliche Wunderbrunn durch ihro fürstliche Gnaden sonderbaren Eifer gegen Gott, und auch treue väterliche Vorsorge gegen dero liebe Unterthanen, aus ewigwährender Milde und Freigebigkeit gegen den Armen und Preßhaften in und außer Lands, mit höchstem angewendetem Fleiß und Kosten ist gefasset und aufgerichtet, auch herrliche Gebäu und Unterkommen, samt einem stattlichen Garten dabei gemacht worden." Der ehrliche Walch führt nicht weniger als 74 Krankheiten auf, die alle dieser Wunderbrunnen heilen soll. „Wann aber freilich, fügt er hinzu, D. Koch und D. Keller nicht auch das Beste thun, so nimmt es gemeiniglich einen unglückseligen Ausschlag. Derowegen am fürträglichsten ist, sich einer guten Diät zu befleißen, mäßig zu halten, und nicht mehr einzufassen, als die Natur bis wieder zum Einsitzen verdäuen kann. Wenig und etwas Guts essen, ist am besten: will aber einer das Bad viel Essens, Banketierens und Kurzweil wegen besuchen, der kanns besser daheim und im Wirthshaus verrichten."

Hierauf fügt er folgende Vorschrift, die Diät betreffend, bei, die wir dem Bademeister ganz besonders empfehlen wollen:

„Die Speisen sollen im Wunderbad wohl daulich seyn, eines guten Saftes, anmuthigen Geschmacks, wenig Ueberflüssigkeit zeugen, doch tägliche Nahrung geben, damit das Wasser die übrigen schädlichen Feuchtigkeiten desto leichter mit sich nehmen, der Leib des mineralischen Wassers durchdringende Wirkung besser ausstehn, und keine Unordnung im menschlichen Körper folgen möge."

Doch unsern Reisenden ist es um keine Badekur zu thun; sie nehmen ein leichtes Frühstück ein, genießen vielleicht ein flüchtiges Bad und ziehen weiter.

Von Boll an entfernt man sich immer mehr von der Alb, die sich rechts amphitheatralisch zurückzieht, und deren Berge, da wo sie gegen Nordost in den Albuch übergeht, nie-

brer, flacher, gestreckter werden. Desto abwechselnder in ihren Formen stellen sich dagegen im Rücken der Wandrer die schon besprochenen Vorsprünge dar, zwischen welchen sie am vorigen Tage hervorgekommen sind, und welche die frischesten Wälder umkränzen. Vom Bade führt eine schattige Allee in das kaum eine Viertelstunde entfernte Dorf Boll, das übrigens nichts Interessantes darbietet. Es bleibt unsern Reisenden links liegen. Diese schlagen die wohlchaussierte Straße nach Göppingen über die gelind auf und absteigende Fläche ein, wo bald die drei schönen Berge, Stuifen, Rechberg, Staufen, von Ost nach Norden von der Alb abgelöst, und durch niedre Bergrücken doch mit ihr verbunden, dem Auge neu entgegentreten. Links auf einem niedrigeren Hügel winkt das freundliche Schlößchen Staufeneck. Nach einer kleinen Stunde kommt man nach dem alten Dorfe Bezgenrieth, das unter dem Namen Pachicanried von einer alten Chronik schon zum J. 1110 erwähnt wird. Von da in ¼ St. nach Jebenhausen, einem reichlich mit Obst umwachsenen Dorfe, freiherrl. Liebensteinischen Patronats. Hier schreiten unter den ziemlich gedrückt einhergehenden Bauersleuten behaglichere Gestalten umher, französisch gekleidete, wohlgenährte Frauen und Mädchen begegnen uns; in der Mitte des Dorfes, nicht gar weit von der christlichen Kirche, steigt ein elegantes Tempelchen auf, die Seitenstraßen sind mit kleinen Wohnungen im modernen Geschmack überbaut, und die klaren Tafelfenster lassen im Innern der Haushaltungen städtischen Hausrath blicken: — kurz, der Wandrer findet sich in einer Judenkolonie, einer der zahlreichsten und wohlhabensten des Landes, bei 60 Familien, also etwa 300 Seelen, neben 500 christlichen Einwohnern betragend. Der Tempel, ihre Synagoge, ist erst seit 1807 erbaut, mit gewölbten Fenstern und einer hebräischen Inschrift von außen, von innen mit Predigt- und Betstühlen, Emporkirchen und erhandelten Kronleuchtern geziert, auch einfach verblendet. — Jebenhausen hat ein Schloß und einen gehaltreichen, in seinen Bestandtheilen dem Göppinger ähnlichen Sauerbrunnen, vor Zeiten „beides zum Baden und Trinken in gemeinem Brauch und Ruf." Dieß rühmt D. Jak. Theod. Tabernämontanus von ihm, der ihn am Ende des 16ten Jahrhunderts beschrieben hat.

Von hier zieht sich die Straße mählig aufwärts, durch-

schneidet einen anmuthigen Hayn, und führt die Höhe wieder hinab, wo bald aus dem schönen Filsthal die neugebaute Stadt Göppingen freundlich hervorragt; während im Hintergrunde der Hohenstaufen nun schon ganz nahe vorgetreten ist, und den Rechberg und den Stuifen hinter sich, und gleichsam nur in seinem Gefolge gelassen hat. Die Stadt liegt in Gärten und fruchtbarem Gelände; das Thal ist weit geöffnet und lachend; die Fils, ein rascheres und breiteres Flüßchen, als die kleinen Waldbäche, auf die der Reisende bisher gestoßen ist, belebt mit ihrem Schlangenlaufe die Gegend; viele einzelne Pappeln und Linden heben sich hoch über den niedern Obstwald des Thales, und gewähren dem Auge erwünschten Wechsel. Im Osten steigt der Hohenstaufen auf, den Südosten nimmt die Bergwand der Alb gegen Geißlingen ein; links davon lächelt Staufeneck; — hinter sich im Süden und Südwesten hat man leichte Hügel mit Wäldern, dem Westen und Norden zu säumen zwei Hügelränder das Filsthal, das nicht allzuüppig, aber freundlich mit Obst und Matten, und Dorf an Dorf, sich dem Neckarthal entgegensenkt.

Eine breite Brücke führt über die Fils, und so ist man, nachdem man ein halbes Stündchen von Jebenhausen zurückgelegt, in

Göppingen.

Gute Gasthöfe: das Creuz (in der Hauptstraße). — Der Apostel.

Geschichtliches.

Die Stadt, die freilich seit 1782 in ganz verwandelter Gestalt dastehet, ist uralt.

Eine unverbürgte Sage läßt sie von einem Herzoge von Schwaben, Hohenstaufischen Geschlechtes, erbaut werden, wofür jedoch vielleicht auch das Hohenstaufische Wappen zeugt, das vor einiger Zeit in der Stadtmauer gefunden worden. Nach der Blaubeurer Chronik hätte sie schon im Jahr 1110 Graf Conrad von Würtemberg besessen, und nach der obenerwähnten Sage ist sie im J. 1124 mit Mauern umgeben worden. Im J. 1154 bestätigte Kaiser Friedrich I. in dieser Stadt die Stiftung des Klosters Lorch. — Im J. 1359 finden wir sie von den Augsburgern, Constanzern und andern Städtischen belagert. —

In ihrer älteſten Geſtalt hatte die Stadt ihre Pfarrkirche auſſerhalb der Mauern; innerhalb war die Skt. Johannis-Capelle. Aus jener alten Pfarrkirche machte Graf Ulrich im J. 1448 mit des Papſtes Erlaubniß ein Stift „Oberhofen.“ Die Sage ſchreibt auch dieſes Stiftes Gründung der h. Bertha zu. — Zu Anfang der Reformation lebte unter den Chorherrn des Stifts einer, Namens M. Martin Cleß von Uhingen, ein begüterter Mann. Dieſer wurde, als des Lutherthums verdächtig, von ſeinen Collegen gehaßt und angefeindet. Darum machte er ſich am Montag vor Frohnleichnam 1529 mit ſeiner Mutter auf, und begab ſich, mit Zurücklaſſung aller ſeiner Güter, zu dem edeln Phil. v. Rechberg auf das Schloß Ramſperg, wo er ſich ein Zeitlang aufhielt, und das Pabſtthum ganz abſchwur. Darauf erhielt er im J. 1530 ein Kirchenamt in Biberach und heirathete. Er wurde hernach der erſte evangel. Stadtpfarrer in Göppingen, und ſtarb 1552 als Prediger an Skt. Leonhard zu Stuttgart. Noch blühet ſein Stamm in Würtemberg, und hört nicht auf, dem Vaterland tüchtige und gelehrte Männer zu erzeugen. — Noch im Jahr 1514 vermehrte Herzog Ulrich das Perſonale dieſes Stiftes; als er aber nach 15jähriger Verbannung, mit der evangeliſchen Lehre im Herzen, in ſein Land zurückgekommen war, ließ er, in Folge der im J. 1534 angefangenen Reformation, dieſes Stift abgehen, und die Johanniskapelle ward zur Pfarrkirche, mit zwei evangeliſchen Predigern erhoben. Die Kirche des Stiftes zerſtörte im J. 1563 der Wetterſtrahl. Ueberhaupt ſcheinen gewiſſe Städte zum Brandunglück vorherbeſtimmt zu ſeyn. Schon im J. 1425 war die ganze Stadt durch die Flammen verzehrt worden. „Ein armes, aber dabei keuſches und andächtiges Weiblein,“ erzählt ein Zeitgenoſſe jenes Brandes, „weiſſagte lange vor der Einäſcherung dieſer Stadt mit kläglichem Geſchrei den Einwohnern jenes Unglück, das über ſie kommen müſſe, weil ihre Sünden es nicht anders haben wollen. Dabei bezeichnete ſie das Haus des Mannes, in dem das Feuer zuerſt angehen würde. Dieſer wollte nicht für einen Verräther und für den Urheber der Brunſt gehalten werden, verließ darum freiwillig, und ohne daß ihn Jemand gedrungen, die Stadt. Aber weil ihn Jedermann für einen ehrlichen Mann hielt, wurde er gezwungen, die Stadt und ſein eigen Haus wieder zu bewohnen. Bald darauf kam in

seinem Hause (durch welchen Zufall, oder welches Gerichte Gottes, weiß man nicht) ein Feuer aus, das die nächsten Häuser in Brand steckte und die ganze Stadt einäscherte."

Crusius, der diese Geschichte nacherzählt, schließt hieraus: „daß man das weibliche Geschlecht nicht allezeit verachten müsse."

Schon nach diesem Brande wurde Göppingen ziemlich sauber aufgebaut. Sein schönes Schloß ins gevierte gebaut, mit Wassern umgeben und durch Brücken zugänglich, wurde unter Herzog Christoph eine Zierde der Stadt. Die Gebäude waren ziemlich schön, die Straßen reinlich, hier und da von Bächlein durchflossen.

Bei Ulrichs Vertreibung im J. 1519 bemächtigte sich ihrer die Bundesarmee. Philipp von Rechberg, der Lange, hatte sie einen Tag und eine Nacht eifrig vertheidigt, und die Feinde stark beschossen, als aber ein an den Herzog abgesandter Bote ohne Hoffnung des Entsatzes zurückkam, übergab er die Stadt. — Im Bauernkrieg treten auch die Bauern der Göppinger Gegend auf. Sie sind es wohl, die dem schwäbischen Bund, über dessen Unmacht sie spotteten, die Bauern-Sprichwörter zuzogen: „der Bund ist in einen Sack verstrickt, er hat ein Bein abgefallen, er liegt zu Göppingen im Sauerbrunnen." Als aber Rud. v. Ehingen und Ludw. Helfrich v. Helfenstein, Hauptleute in Schwaben, die Aufrührer geschlagen, und deren viele getödtet, waren die Göppinger Bauern die ersten, die sich ergaben, 3. Apr. 1525. — Als Ulrich schon wieder vom Kaiser Carl V. zu Gnaden angenommen war, mußte doch Göppingen, wie viel andre Städte des Landes, vom J. 1547 an 12 Compagnien spanisches Kriegsvolkes als Besatzung erhalten. Der Kaiser that dieß, so lang er sich in Ulm aufhielt, um mehrerer Sicherheit willen. Die fremden Gäste hausten fürchterlich mit Stehlen, Straßenraub und Mord. Mit Mühe ward sie Ulrich im J. 1550 los. Darauf ward von Herzog Christoph im J. 1562 von den Mauersteinen der abgetragnen Burg Hohenstaufen ein neues Schloß erbaut, und ein Garten angelegt.

Jetzt hatte die Stadt Ruhe bis zum 30jährigen Kriege. Da ward sie im J. 1643 von dem bairischen General Jean de Werth überfallen, geplündert und der Wittwe des

Erzherzogs Leopold von Oeſterreich, Claudia, überlaſſen. Dieſe behandelte die ketzeriſche Stadt feindſeelig, nahm die Kirchen hinweg, und geſtattete nicht, daß an die Stelle des abgeſtorbenen Predigers ein andrer berufen würde. Vergebens beſchwerte ſich der Landesfürſt, Eberhard III., unterſtützt von den Fürbitten der Churfürſten und Reichsdeputierten zu Frankfurt, beim Kaiſer. Dieſer wollte ſeiner Baaſe nicht zuwider ſeyn, und die Herzogin wußte ihr Unrecht in beredten Druckſchriften zu beſchönigen. Erſt nach ihrem Tode und mit dem weſtphäliſchen Frieden wurde die arme Stadt im J. 1649 an Würtemberg zurückgegeben. Nun erholte ſie ſich wieder, und es ward in beiden Kirchen gepredigt, denn auch auſſerhalb der Mauern hatte ſich die Kirche des Chorherrnſtifts Oberhofen wieder aus der Aſche erhoben, und war jetzt zur evangeliſchen Sommerkirche geworden. Sie ſteht noch.

Seitdem wurde die Stadt durch Fabriken (Wollenband, Barchend, Hüte) blühend, ſie erhielt eine Bleiche und mehrere Papiermühlen. Im Franzoſenkriege vom J. 1688 drohte ihr der Mordbrenner Melac neue Verwüſtung; ſein Vorhaben ſcheiterte jedoch, wie in Schorndorf ſo auch in Göppingen, an dem Muthe der Weiber. Daß aber die Stadt eine der ſchönſten Städtchen des Landes wurde, dafür ſorgte der Dämon des Brandes, der im J. 1782 zum drittenmal erſchien, und die ganze Stadt einäſcherte. Schön und regelmäßig ſtieg ſie aus der Aſche wieder auf, in Quadrate eingetheilt, welche die Straßen durchſchneiden, die eben und zu beiden Seiten gepflaſtert ſind. Die Stadt hat 4549 Einwohner, eine Poſt, und manche anſehnliche Privatgebäude. Sie liegt 9 Stunden von Stuttgart entfernt, wohin die ſchöne Heerſtraße über Uihlingen 1¼ St., am Schlößchen Filseck vorbei, Eberſpach 1 St., Reichenbach 1 St., durch das liebliche Filsthal führt, von da bei Plochingen ¾ St. in das Neckarthal einführt, und durch Altbach ¾ St., Zell ¾ St., Obereßlingen ¾ St., Eßlingen ¾ St., Canſtadt 1 St., nach Stuttgart 1 St. geleitet.

Vor dem obern Thor, jenſeits der Fils, hat Göppingen auch einen eiſenhaltigen Sauerbrunnen, der dort aus dem Berge hervorquillt und ſehr angenehm zu trinken iſt; auch unſre Albwandrer, wird er, mit Wein und Zucker gemiſcht, hier

und in der Umgegend manchesmal erquicken. Mit ihm ist eine mineralische Badeanstalt verbunden, jetzt nicht mehr sehr häufig besucht, aber sehr heilsam.

Vor Zeiten besuchten diesen Brunnen Schweizer, Oesterreicher, Augsburger und andre Gäste, wie eine kleine zu seinen Ehren von dem latein. Schullehrer M. Falkenstein zu Göppingen im 16ten Jahrh. gedichtete Elegie bezeugt.

„Dieser Sauerbrunnen, erzählt Rebstock, hat öfters herrliche und wunderbare Kuren gethan; maßen denn a. 1492 ein Bürger zu Ueberlingen gewesen, Namens Peter Breimolber, welcher sehr viel gefräßiger Würm' in ihm gehabt, daß er in dritthalb Jahren hundert und dreißig Malter Früchte gegessen: gebrauchte dahero diesen Sauerbrunnen, der ihm auch geholfen und die Würmer vertrieben."

Aber auch an einem andern, edlern Gaste hat er seine Kraft erprobt. Er hat vor bald dreihundert Jahren dem Lande seinen Herzog Christoph gerettet. Dieser hatte seit seinem Aufenthalt in Italien und Frankreich an den Folgen erhaltenen Giftes zu leiden, und keine Arzeneien wollten ihm von seiner Leibesschwachheit helfen. Als er, von seiner Statthalterschaft aus Mömpelgart zurückgekommen, nach seines Vaters Ulrichs Tode die Regierung angetreten, ist ihm, unter vielen Rathschlägen, auch endlich der Gebrauch dieses Sauerbrunnens, als einer nützlichen und heilsamen Arzenei, angepriesen worden. Er folgte dem Rathe, denselben eine Zeitlang ordentlich zu trinken, fleißig, und befand sich auf solchen Gebrauch also, daß der fromme Fürst, obwohl er seine vollkommene Gesundheit nicht gar erreicht hatte, doch wohl damit zufrieden war, und Gott dem Allmächtigen darum dankte. Weil es aber mit seinem Befinden wohl um ein gut Theil besser, als vor dem Gebrauch des Brunnens gieng, doch im Ganzen aber im alten Stande blieb, wurde ihm der Brunnen das andre Jahr noch einmal gerathen. Hier fand er in und nach dem Gebrauch weitere Besserung, doch kam er auch jetzt noch nicht zur vollkommenen Gesundheit. Vertrauend auf Gottes und seiner Natur Kraft, kam er im dritten Jahr zum drittenmale und trank da zwei Monate. Nun fand er von Tag zu Tag solche Besserung, daß er endlich zu lang erwünschter, vollkommener und beständiger Gesundheit des Leibes gekommen ist.

So sagt uns in seiner ausführlichen Beschreibung dieses Brunnens Tabernämontanus, der es seinem Landesherrn, einem Churfürsten, welcher es aus Christophs Munde selbst hatte, so wie wir es hier berichten, nacherzählt hat. Christoph gewann dadurch so guten Glauben an den Göppinger Brunnen, daß er auch seinen schon halb aufgegebnen Sohn Eberhard dahin schickte. Aber freilich an dem verdorbenen Sohn konnte die keusche Quelle das Wunder nicht verrichten, durch das sie den unverdorbnen Vater geheilt. Der Prinz trank viel Wein, und den Sauerbrunnen als Löschmittel für den fieberhaften Durst des Rausches so unmäßig, daß er gegen das Verbot des Arztes auch die Nacht über das Sauerwasser stets bei der Hand haben mußte. Er starb zu Göppingen im 24sten Jahr seines Alters an einem Schlag, 2. Mai 1568. —

Schlimm wäre der Sauerbrunnen auch einem Vorfahren Christophs bekommen, wenn wir der

Sage

Glauben beimessen dürften. „Eberhard der Gütige war bei fast sechzigjährigem Alter etwas schwächlich, doch vor menschlichen Augen ohne Gefahr des Todes. Um seiner Gesundheit zu pflegen, begab er sich in das Bad bei Göppingen, und bediente sich dessen ganz wohl und munter. Da sagte einsmals sein Leibarzt zu ihm: Gnädiger Herr! bestellet euer Haus und sorget für eure Seele, ihr werdet innerhalb fünf Stunden abgefordert werden. Der Graf antwortete: Wie kann das seyn, da ich und ihr kein Anzeichen vom Sterben an mir wahrnehmen? Ueberdieß ist mir vorlängst geweissagt, daß in dieser Stadt Göppingen ein Weibsbild in Einer Stunde mit mir sterben werde. Dieses Weib aber ist, so viel mir kund, noch nicht einmal krank! — Da meldete der Arzt, daß dieses Weib jetzt eben mit allen heiligen Sakramenten versehen worden sey, und in den letzten Zügen liege. — Noch ist mir ein ander Merkmahl angesagt, fuhr der Graf fort, das sich vor meinem Tode zeigen muß. Mir ist geoffenbart, daß ein Baum dieses Thales, den ich und du wohl kennen (er bezeichnete ihn), zuvor umfallen werde. Der steht aber, ich habe gestern beim Lustwandeln unter seinem Schatten geruhet! — So ist auch dieses erfüllt, erwiederte der Leibarzt; heute ist dieser Baum gefallen. Sende deinen Diener, daß er es schaue. Und

es war dem also. Da erkannte der Graf, daß sein Tod vor der Thür sey, bereitete sich und starb in sechs Stunden." (16. May 1417). Er liegt in der Stiftskirche zu Stuttgart begraben. Diese Wundergeschichte hat der Castellan von Stuttgart in Gegenwart des Provinzials der Dominikaner erzählt, der Provinzial dem Joh. Nider von Isny, Prof. der Theol. und Dominikaner zu Basel; dessen Buch, Formicarium genannt, hat es dem Crusius hinterbracht, Crusius uns. — Hübsche Punkte in der Nähe sind außer diesem Brunnen noch: der Bierkeller auf einer mäßigen Anhöhe vor der Stadt. — Die fünfundzwanzig Linden auf dem Wege nach Schlatt, unter deren Schatten man Tische und Ruhebänke findet. — Der Katzensteig. — Ein entfernterer Spaziergang führt die Alb hinauf zum grünen Berge nach der Wirthschaft der Ziegelhütte, in der Richtung nach Geißlingen (2 St.), von wo aus man eine weite, herrliche Aussicht ins ebnere Land genießt.

Weg nach Hohenstaufen.

Der Wandrer hat jetzt von Weilheim bis Göppingen 1½ Stunden zurückgelegt; der Aufenthalt auf dem Eichelberg, in Boll, am Göppinger Brunnen und in Göppingen selbst, nimmt auch einige Stunden hinweg, so daß er wohl das Mittagessen in der letztern Stadt einnehmen wird. Der nächste, sehr anmuthige Weg nach dem Hohenstaufen, dessen Dorf und Bergspitze ihm wieder entgegenblickt, sobald er die Stadt verläßt, beträgt nur 2 kleine Stunden auf einer seit 1808 sehr schön angelegten Chaussee, deren Fortsetzung vom Dorfe Hohenstaufen an durch Lenglingen geht, und sich mit der Hauptstraße vereinigt, die von Stuttgart und Lorch nach schwäbisch Gmünd führt.

Wenn man Göppingen durch das untere Thor verläßt, so liegt rechts die angenehme Vorstadt, Carlsstraße genannt, die mit einer Pappelallee bepflanzt ist. Hier zieht sich in südöstlicher Richtung die schöne Kunststraße nach Geißlingen. Die Straße nach dem Hohenstaufen aber führt links, erst eine halbe Stunde zwischen fruchtbaren Feldern hin, dann durch eine große Viehweide, endlich ins sogenannte Oberholz, einen großen Eichwald, der selbst zum Lustwandeln angenehm ist. Ist man auch hier eine halbe Stunde immer bergauf fort-

gegangen, so verliert sich das Laubholz in einen dichten Tannenwald, das Linsenholz genannt. Da Tannen auf der Alb sehr selten sind, so glaubt man sich mit einemmal in den Schwarzwald versetzt. Dazu steigt die Bergstraße immer höher, die Bäume werden immer dichter, und lassen nur selten links die Senkung in das ebnere Land, rechts die Thalzungen ahnen, die diesen Vorsprung von der Albkette trennen. Zuletzt gelangt man in ein düstres Erlenwäldchen, das der Vögel Gesang, selbst das Lied der Nachtigallen überraschend durchtönt. Unvermuthet wird es heller, und man blickt links in ein tiefes Wiesenthal, meist mit Bäumen bepflanzt, und unten einen lieblichen Weiler, Hohenrein genannt. Aber der Hinaufblick gegen Staufen hat im Anfang etwas Finsteres und Wildes. Man steht nun, selbst schon auf einem hohen Bergrücken, am Fuße des Kegels, der sich über dem Dorfe Hohenstaufen erhebt, und dessen Gipfel einst das alte Kaiserschloß krönte. Wenige Häuser des Dorfes fallen ins Gesicht. Links sieht man auf einem Hügel, die Spielburg genannt, hangende Kalksteinfelsen, als wenn sie die Lava wären, die ein ehemaliger Vulkan heruntergestürzt hätte. Eine Ziegelhütte liegt einsam daneben. Die Stille der Umgebungen, die Höhe, auf der man schon steht, das hingestreute Dorf, die Gestalt der Bergspitze, alles das gemahnt den Wandrer mehr an die Schweiz, als irgend eine andre Stelle unsres Landes. — Die schöne Straße führt nun noch bis zum Dorfe eine beträchtliche Anhöhe hinauf, die aber zur Linken bald eine sehr schöne und lachende Aussicht auf die Thäler und Hügel des niedern Landes entwickelt. —

Wer mit seiner ganzen Reise Eile hat, kann nun allerdings nichts Besseres thun, als diesen nächsten, überaus schönen Weg von Göppingen nach Hohenstaufen einzuschlagen. Wenn er jene Stadt etwa um 1 Uhr Nachmittags verläßt, so ist er vor 3 Uhr im Dorfe. Dieses und der Berg mag ihn 2 Stunden fesseln. Eine dritte und vierte wendet er auf den Rechberg. Wenn er diesen vor 7 Uhr verläßt, so mag er noch am Schlusse des Tages, nach 9 Uhr, im Städtchen Heubach am Fuße des Rosensteins eintreffen.

Die Route des 8ten Tages, zweiter Tour, wäre demnach die:

Von Weilheim nach Boll	1¼ St.
Von Boll nach Göppingen	3 —
Von Göppingen nach dem Dorfe Hohenstaufen .	1¼ —
Auf den Gipfel und herab	¾ —
Auf den Rechberg	1¼ —
Nach Heubach	2¼ —
	9¼ St.

Dennoch sollten unsre Reisenden, welche die zweite Paralleltour gemacht haben, wenn sie irgend Muße haben, die Genüsse für diesen und den kommenden Tag besser vertheilen. Nach dem eben angegebenen Plane würden sie die, an sich sehr ähnlichen Aussichten des Staufen und des Rechbergs, beide unmittelbar auf einander, in einer und derselben, der Nachmittagsbeleuchtung, sehen. Diese Aussichten-Jagd könnte sie leicht ermüden, und der Sonnenuntergang gienge ihnen auf dem Wege nach Heubach, der im Thale fortläuft, und wenigstens eben gegen Westen nichts Sonderliches bietet, ganz verloren.

Sie sollten also wo möglich den Staufen zum Sonnen-Untergang benutzen, den Sonnen-Aufgang des andern Morgens aber für den Rechber gsparen. Um nun die heutige Tagreise voll zu machen, und die lange Zeit vom Mittag bis zum Sonnenuntergang gehörig zu benützen, bietet sich ihnen der erwünschteste Umweg von Göppingen über

Das Schloß Staufeneck *)

dar. Diese Burg liegt auf einer mäßigen Höhe, die ein Theil des Rehgebirgs ist, das, ein Ausläufer der Alb, mit dem Rechberg (d. i. Rehberg), wo es wieder höher ansteigt, endiget. Sie steht gerade da, wo das Lauterthal aufhört und das Filsthal anfängt, auf dem Felsen der Hügelkette, die hier eine Ecke bildet.

Von Göppingen führt der nähere, weit schönere, aber minder bequeme Weg über das Dorf Klein-Sieſſen an der

*) Die Beschreibung dieses Schlosses ist aus Gottschalks Ritterburgen, mit den nöthigen Abkürzungen ausgezogen, mit Beyfügung von wenigem, was der Verfasser nach eigner Besichtigung hinzugesetzt.

Fils, von welchem aus man einen ziemlich steilen Waldweg hinaufsteigt, um in die Burg zu kommen. Der andre gemächlichere Weg, die Fahrstraße, führt über Salach, und von da auf einer längern Berglinie, zunächst am Schloßberge mit Pappeln besetzt, allmähliger aufwärts. Jener mag 1¼, dieser 1¾ Stunden betragen.

Der Vorhof der Burg ist ein großes Viereck, mit einem laufenden Brunnen, eingeschlossen von Oekonomiegebäuden neuerer Bauart; ein einziges ist laut der Aufschrift von 1592. Dem Vorhofe liegt das alte Schloß erhöht in der Fronte. Man geht mittelst einer steinernen Brücke über den tiefen Schloßgraben, der jetzt in einen schönen Wiesen- und Baumgarten umgeschaffen ist, durch ein gewölbtes Thor in den engern Hof der Burg, in dem eine verschüttete Cisterne steht. Er wird durch die beiden Hauptgebäude der Burg gebildet: rechts steht das sogenannte neue, links das alte Schloß. Das letztere ist mit einem kolossalen, runden Thurm verbunden, der uralt, ohne untern Eingang, aus den schönsten, gelben Sandstein-Quadern erbaut, 42 würtembergische Ellen im Umkreise, gegen 54 Ellen in die Höhe hält. Erst in der Höhe von etwa 30 Fuß ist, nach der Seite des alten Schlosses, eine Thür. Der innre Raum ist ohne Fenster, und diente vermuthlich immer zu einem Gefängniß. Der Boden, auf den die Thüre führt, ist mit Dielen belegt, von denen man eine aufheben kann, um die Gefangenen in den untersten Theil hinunterlassen zu können. Die Luft in dieser Tiefe ist so mephitisch, daß das Licht in einer hinuntergelassenen Laterne augenblicklich erlischt. Unten trifft man nichts mehr an, als einen eisernen Sessel ohne Armlehne. Auf der entgegengesetzten Seite, einen Stock höher, hat der Thurm noch eine Thüre, die in ein menschlicheres Gefängniß führt. In dem obersten Stocke des alten Schlosses öffnet sich eine dritte Thüre in diesem Thurme, durch die man auf Stiegen auf die oberste Ruine desselben gelangt, wo 8 kleine Fenster durchgebrochen sind, aus welchen man eine überraschende Aussicht ins Weite genießt. Man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß die Stellung der Fenster absichtlich und mit großem Sinn für Landschaften so angeordnet worden, wie sie es ist. So bietet das nördliche den Hohenstaufen aufs Schärfste abgegränzt dem Auge entgegen; das alte nordöstliche

ebenso den Rechberg, nichts weiter; das dritte östlicher den Stuifen, das vierte Schloß Ramsperg, und hinter ihm den Mespelberg, das fünfte südöstlich den Scharfenstein, das sechste den Grüneuberg mit dem Geißlinger Thal, das siebente die Alb gegen Gruibingen, das achte endlich die Teck und im Hintergrund das Unterland. Oft schon ist dieser Thurm vom Blitze getroffen worden, und daher auch das Dach nicht mehr im alten Zustande.

Das alte Schloß ist, bis auf den obersten hölzernen Stock, von Stein, nach Bauart und Einrichtung ganz alt, jüngst noch zum Theil, vom protestantischen Pfarrer von Salach, bewohnt, der hier die angenehmste Aussicht auf Donzdorf, das obere Filsthal, Klein- und Groß-Sießen, und weiterhin an die schwäbischen Gebirge genoß. Den Gottesdienst verrichtete er in einer Capelle des zweiten Stockes, deren Einrichtung aber erst aus dem 17ten Jahrhundert stammt. Jetzt hat dieß aufgehört.

Das neue Schloß, ganz von Stein und jüngeren Alters, war im 17ten Jahrhundert der Wohnsitz zweier Raugräfinnen, der Töchter einer Freiin von Degenfeld, die durch ihre Schönheit, ihren Geist und ihre Bildung in alten und neuen Sprachen die Liebe des Churfürsten Carl Ludwig von der Pfalz so fesselte, daß er sie sich (im J. 1657) zur linken Hand antrauen ließ, und ihr den Titel einer Raugräfin von der Pfalz auswirkte. Später war dieses Schloß die Wohnung des herrschaftlichen Obervogts, ist aber jetzt ganz unbewohnt und nicht eingerichtet. Die Aussicht dehnt sich da gegen Süden und Westen über Salach, Großeißlingen und Hohenstaufen tief ins Würtembergische aus. Vom obersten Stock dieses Schlosses stürzte sich im J. 1761 die Frau des Degenfeldischen Obervogts, wahnsinnig durch Eifersucht, herab und zerschellte an den Felsen.

Der Zugang zur Burg wurde ehemals vom Schloßhofe aus durch einen tiefen Graben geschützt, der wahrscheinlich mit Zugbrücken gänzlich gesperrt war. Gegen die andern Seiten war sie durch die gerade Abdachung des Felsen und durch Thürme und Vorwerke, deren Ueberbleibsel noch sichtbar sind, geschirmt. Der Hügel ist noch immer von Waldungen, doch seit neueren Zeiten, zwischen Schloß und Wald mit schönen Wiesen und edeln Obstgärten umgeben. Auch ein Weinberg,

den im Süden, gerade unter dem Felsen, die Raugräfinnen hatten anlegen lassen, ist jetzt in Wiese verwandelt.

Einzig in seiner Art ist der Schloßgarten, vor dem Thor am Wege nach Hohenrechberg, mit gutem Gemüse und den edelsten Obstgattungen besetzt, durch die weitausgedehnte Aussicht über Dörfer, Weiler, Höfe, Berge, Thäler, Wälder und Felder, die wie auf einer Charte vor Augen liegen; und selten möchte man in einem Garten auf einem Berge durch eine solche unerwartete Erscheinung überrascht werden.

Geschichtliches über Staufeneck.

Erbaut hat die Burg Staufeneck ums J. 1080 Ludwig von Staufen, ein Sohn Friedrichs von Büren, und angeblich ein Bruder Friedrichs, des ersten Herzogs von Schwaben aus dem Büren'schen Hause. Ein eignes, reiches und hochadliches Geschlecht von Staufeneck erscheint erst um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dasselbe mit Büren und Rechberg Eine Familie bildete. Die Staufenecker kommen in Urkunden vom J. 1259 bis zum J. 1330 vor. Aber vom J. 1333 an erscheinen Conrad von Rechberg, der Biedermann genannt, und seine Nachkommen im Besitze Staufenecks. Diese Staufenecker-Rechberge, eine sehr begüterte Linie, blühten bis zum J. 1599, wo der letzte Sprößling derselben, Albrecht Hermann, in einem Alter von neun Jahren starb. Seine Güter kamen nun an seine Mutter, und an seines Vaters und Großvaters Schwestern. Seines Vaters einzige Schwester, M. Magdalena, trat ihr Erbschaftsrecht an Herzog Friedrich I. von Würtemberg ab; dieser ließ Staufeneck im Novbr. 1599 mit Gewalt wegnehmen, weil man ihn nicht gutwillig einlassen wollte. Weil aber Gertraud von Burgmichlingen, die Mutter, ihren Wittwensitz hier hatte, so zog er die Mannschaft wieder weg. In der Theilung erhielt der Herzog mit dieser Mutter Staufeneck und Salach; verkaufte ihr aber seine Hälfte des ersteren. Die Mutter, bald wieder verheirathet, verkaufte Staufeneck an einen Herrn v. Freiberg zu Justingen, unter dessen Söhnen es (1642) an deren Schwager Fritz von Guya durch Kauf kam; dessen Wittwe verkaufte die Herrschaft (1665) an den Freiherrn Ferd. v. Degenfeld (den Vater jener Raugräfin von der Pfalz). Die älteste ihrer Töchter vermachte es ihrer

Nichte, einer Gräfin von Degenfeld-Schonburg (1753), und in dieses Geschlechtes Besitze ist die Herrschaft bis auf den heutigen Tag.

Wenn sich unsre Wandrer in dieser Burg, die schon darum zu den sehenswerthen gehört, weil ihre Hauptgebäude noch nicht Ruinen sind, zur Genüge umgeschaut haben, so treten sie nun unmittelbar den Weg nach Hohenstaufen an. Dieser führt vorerst wieder in das Thal nach Salach hinab (¼ St.), wo der Hohenstaufen von seiner südlichen Seite gesehen ganz vereinzelt erscheint, und sich besonders schön dem Auge darstellt; sodann über Krummwälden (¼ St.) zwischen Wäldern und Wiesen nach dem Dorfe Hohenstaufen (1 St.) hinauf.

Hohenstaufen, das Dorf.

Wirthshaus: zum Lamm.

Das Dorf Hohenstaufen, in alten Urkunden der Markt Staufen genannt, ist wahrscheinlich von Friedrich dem Alten, dem ersten Herzog von Schwaben aus dem Geschlechte Staufen, vom J. 1070 an, wo er auch die Burg erneuerte, erbaut. Die Bürger waren bis auf diese letzte Zeit dem Berge leibeigen.

Im 30jährigen Kriege ward der Ort, nach der Nördlinger Schlacht (1634), von den Bewohnern verlassen, und spät und langsam wieder bevölkert. Der Hauptnahrungszweig des Dorfes ist Viehzucht. Die Bewohner sind arm, aber gesund und zufrieden. Die herrliche Luft läßt viele zu hohem Alter gelangen. Schon Ernsius fand einen hochbejahrten Pfarrer hier. Der jetzige ist 80 Jahre alt. Die 200 Häuser, aus welchen das Dorf besteht, meist armseelige Hütten, bieten nichts Merkwürdiges dar. An der Spitze des Orts steht die Kirche, ein unscheinbares steinernes Häuschen, dessen Thurm, die einzige Zierde, vor 100 Jahren um 40 Schuh niedriger gemacht worden, weil er die Gewitter herbeizog. Doch darf sie von dem Wandrer nicht vorbeigegangen werden. Denn an der Wand neben der Cauzel sieht man die Spuren einer zugemauerten Thüre; auf der neuen Mauer ist das Bild des Kaisers Friedrich Barbarossa gemalt, und über seinem Haupte folgende, einzig schöne Inschrift:

Hic transibat Caesar.

Der großmächtigst Kaiser wohl bekannt,
Fridericus Barbarossa genannt,
das demüthig edel deutsche Blut,
übt ganz und gar keinen Uebermuth;
auf diesem Berg hat Hof gehalten,
wie vor und nach ihm die Alten;
zu Fuß in diese Kirch' ist gangen,
ohn allen Pracht, ohn Stolz und Prangen,
durch diese Thür, wie ich bericht,
ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor bonorum, terror malorum.

Die Verse mögen aus dem sechzehnten Jahrhundert seyn; berichten aber nichts Unwahrscheinliches. Denn Kaiser Friedrich I., obgleich er nie anhaltend hier Hof hielt, ward doch auf Staufen erzogen, und ruhte auch als Kaiser je und je auf seinem Schlosse aus, von dem ein besondrer Weg in die Kirche des Dorfes herabführte. Das Bild ist in seiner jetzigen Gestalt von Carl Heideloff aus Stuttgart im J. 1814 auf Veranstaltung des würdigen Greises, Herrn Pfarrers Ammermüller, neu gemalt worden: das frühere war von dem Pfarrer M. Walz im J. 1723 besorgt worden, wie die Unterschriften besagen. —

Durch Bild und Inschrift an die Erinnerung und Vergangenheit gewiesen und so gehörig vorbereitet, betreten unsre Wandrer den Pfad, der sich den grünen Heidekegel hinaufschlängelt und in einer Viertelstunde auf den Gipfel des Berges führt, auf dem einst das alte Kaiserschloß stand.

(Hier beginnt für die Reisenden erster Tour der neunte Tag.)

Berg Hohenstaufen.

(Höhe 2411 W. F.)

Es ist dem Reisenden genugsam gesagt worden, daß er auf dem kahlen Gipfel keine Ueberreste einer herrlichen Kaiserburg mehr suchen darf. Zwar hat der früh vollendete Schenkendorf, der begeisterte Sänger deutschen Reiches, deutscher Eintracht und Freiheit, im April 1813 ein schönes

Lied bei den Ruinen der Hohenstaufenburg gesungen. Er ruft dem Feuer des Himmels, ihm den Weg zu zeigen:

Kommt, ihr Blitze, brecht hervor,
Daß ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenstaufen!

Er besteigt auch wirklich im Liede die Höhen, sieht die Trümmer, schärft sich Schwert und Sporn an den alten heiligen Steinen, und ruft endlich den Mauern ein Lebewohl zu, deren Steine der neue deutsche Bund überdauern soll.

Kein Wandrer darf sich durch diese schöne Vision des Dichters irre machen lassen; denn sie ist durch und durch ein Traum, und der Berg, auf dem der Sänger so schöne Ruinen entdeckte, lag wohl so fern und unkenntlich von seinen leiblichen Augen, als die herrliche deutsche Zukunft, die er besang, von seinen geistigen.

Das einzige wirkliche Ueberbleibsel der Burg ist ein kleiner Rest von Mauerwerk am äußersten südlichen Rande der obersten Bergfläche, wo wahrscheinlich der Eingang in die Burg war. Dieser Ueberrest besteht nicht einmal aus Quadern, sondern nur aus wohlverkitteten Bruchsteinen, die nun, da über diesen letzten Trümmern sorgfältig gewacht wird, noch lange Zeit stehen können.

Damit jedoch die Phantasie unserer Reisenden es leichter habe, den Berg wieder mit Ruinen zu überbauen, so führen wir sie in die Gesellschaft eines Begleiters, dessen Bekanntschaft sie auf dieser Reise schon lange gemacht haben. Der alte Martin Crusius auf seiner Lustwandrung am Fuße der Alb im J. 1588 besuchte auch diesen Berg, 65 Jahre nach der Zerstörung des Schlosses. Dieser beschreibt die Trümmer der Burg, die er antraf, folgendermaßen:

„Wir langten in dem Dorfe Staufen an, welches unterhalb des Schlosses liegt. Das Thor der Burg sah links gegen das Dorf herunter. Als wir am Berg unter einem Lindenbaum ausgeruht, führte uns der Dorfpfarrer M. Johann Maier auf dieses uralte und sehr berühmte Schloß. Ich hoffte, noch etwas Gemaltes daselbst zu sehen: ein römischer Adler, oder die Wappen der schwäbischen Herzoge. Aber diese sind weiland gewesen; jetzt war nichts zu sehen, als bloße Mauern und Thürme, ohne Ziegel und Holz. Lieber Gott! soll eine

so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten und Monarchen zu einem so scheußlichen Anblicke gediehen seyn? Kein Kaiser, kein Fürst ist mehr da: keine Hofleute, keine Ritter, keine griechische Irene *), keine andre Kaiserin, keine Herzogin, kein Frauenzimmer: kein Geräusche mehr der Menschen, keine Trommete hört man weit und breit erschallen. Alles ist verschwunden, wie ein Rauch, alles ist hinweggeflogen, wie ein Vogel. Ein Bauernschultheiß hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, welches für Alter fast wurmstichig ist: er mähet das Gras, das im Schloßhofe hoch stehet: der Holderbaum wächst da und dort in den Winkeln. Auch was noch heutiges Tages von Mauern übrig ist, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden.

Wir waren bei zwei Stunden auf dem Schloß, und betrachteten alles fleißig. Da erbarmte uns des menschlichen Elends, daher ich auch das Lied gesungen:

„Mag ich Unglück nicht widerstahn" **),

Und M. Eusebius ***) schoß, anstatt eines Abschieds, sein Gewehr über die Mauer ab, als wir wieder herunter gehen wollten.

---

*) Gemahlin Herzog Philipps von Schwaben, erwählten römischen Königs, der 1208 durch Otto von Wittelsbach ermordet wurde.

**) Ein Beweis, daß der alte Crusius Sinn und Gefühl hatte. Welcher Wandrer wird nicht noch jetzt gerne auf dem kahlen Hügel folgenden Vers jenes alten Liedes lesen:

Richt (ich), wie ich woll', itzund mein Sach',
Weil ich bin schwach,
Und Gott mich Furcht läßt finden:
So weiß ich, daß kein G'walt bleibt fest.
Ists allerbest, (d. i. mag es auch das allerbeste seyn,)
Das Zeitlich' muß verschwinden.
Das ewge Gut
Macht rechten Muth,
Dabei ich bleib,
Wag' Gut und Leib;
Gott helf mir's überwinden!

***) Die Reisenden waren: Crusius, mit seinem 14jährigen Sohn Urban; M. Euseb. Stetter, Präceptor an der anatolischen Schule zu Tübingen, und M. Abel, Professor Musices im theol. Stifte daselbst, Sohn des Abtes Abel Vinarius zu Lorch.

Ich will aber Lage und Gestalt des Orts und Schlosses bezeichnen:

Unten das Dorf Staufen, von dannen steigt man links auf den Schloßberg. Daselbst ist fast in der Mitten eine kleine Ebene, wo weiland wie man sagt, Tänze gehalten wurden. Hernach, wenn man weiter hinaufgeht, kommt man an das Thor von zwei Flügeln, welches das einzige ist. Der Berg selbst ist rund, wie ein hoher Spitzhut, doch an einem Theile länger als breit. Wir giengen auch außerhalb um die Mauern herum, und es ist ringsum wenig Raum übrig, also daß man das Schloß nicht mehr hätte erweitern können, als jetzt der Umfang desselben ist, weil der Berg ziemlich gäh ist. Man kann aber an zwei Orten hinaufgehen: erstlich auf einem mühsamen und engen Fußwege, zu dessen Rechten jener Tanzplatz ist; da sind es 450 Schritte vom Dorfe bis zum Thor. Hernach auf einem breitern Umwege, der mehr zur Rechten des Berges gegen Lorch ist, und auf welchem man fahren kann. Wenn man bei dem Thor hineingegangen ist, siehet man nun zwei Theile des Schlosses, den einen zur Rechten, den andern zur Linken, beide mit einer Mauer von einander abgesondert. In dem zur Rechten ist heutiges Tages kein Gebäude, außer ein Stück von einer Mauer sondern der Platz ist voll Gras. Dessen Länge und Breite hat ungefähr 46 meiner Schritte. In dem Eck rechts vom Thor, das gegen das unten gelegene Dorf Staufen sieht, ist eine Capelle gewesen. In dem Ecke links, nicht weit vom Thor, neben der absondernden Mauer, steht ein Brunnen, jetzt mit Steinen gefüllt. In den Ecken und neben den Mauern, sind in beiden Theilen des Schlosses Bäume und Stauden. Nun ist mitten in der unterscheidenden Mauer ein Thor, durch das man in den andern Theil des Schlosses, welcher zur linken ist, hinein gieng. Dieser Theil ist 60 Schritt lang und 40 breit. Also ist die Länge des ganzen Schlosses 106 meiner Schritte. Zur linken Hand, *) wenn man zu diesem Thor hineingeht, steht ein Thurm, welcher damals noch 52 Schuh hoch war, und der Mannsthurm genannt ward, in welchen man die Gefangenen legte. Er hatte nur von oben, nicht von unten den

*) Auf dem Abriß hat Crusius diesen Thurm zur rechten Hand vom Thore gezeichnet.

Eingang. Neben diesem Thurm, auf der Seite der Mauer, wo man von Staufen zum Thor hinaufgeht, war die Wohnung des Frauenzimmers. Allda war auch unter der absondernden Mauer ein Weinkeller, welcher mit Steinen schier angefüllt ist. Ich wollte hineinkriechen, konnte aber nicht. Es sind Bäume dabei. Im äußersten Eck dieses Theils, welches im Hineingehen zur rechten Hand ist, steht ein Thurm, der Bubenthurm genannt. Unten, an der Mitte der nächsten Seite, ist eine Höhle, welche man das Heydenloch heißt. Vielleicht ist sie damals ausgegraben worden, das Schloß zu fällen, als es weiland von Lotharius dem Sachsen, der mit Kaiser Conrad III. Krieg führte, belagert wurde *). Auch in dem Hofe dieses andern Theils wächst Gras, welches abgemäht wird. Die Mauer, welche das ganze Schloß umfaßt, ist beinahe 7 Schuh dick, an einem Ort höher, am andern niederer, weil viel davon eingefallen, oder hinweggeführt worden. Das fürnehmste an der Mauer sind die Quadersteine, welche an allen 4 Seiten neben behauen worden, so daß das mittlere Viereck über die 4 Nebenseiten herfürgehet, wie die Steine an der Nürnbergischen Stadtmauer. (Bekannte Bauart des 12ten und 13ten Jahrhunderts). Die Steine sind noch roth von dem Brande, da die Bauern das Schloß angesteckt. Man kann auf der Mauer umher gehen, und wer ein scharf Gesichte hat, der sieht da bis an den Rhein (den Fluß selbst jedoch nicht, was der Lage nach unmöglich ist). — In allen Theilen des Schlosses ist kein Bildniß, keine Inschrift, kein Wappen, keine Farbe mehr. Alles ist durch Feuer, Regen oder böse Zeiten ausgetilgt. Was ein schöner Körper war, ist jetzt nur ein Bein gerippe. — Der Schultheiß ackert in dem innern Hof und säet Frucht darauf."

So weit Crusius. In der Stt. Johanniskirche zu Gmünd ist ein Gemälde erhalten worden, welches Hohenstaufen zeigt, wie es damals gewesen (abgebildet in Pfisters schwäb. Alma-

*) Es sind zwei Höhlen, ziemlich enge, feuchte Felslöcher, etwa 4 Schuh hoch, und in der Länge noch auf 2 Ruthen zugänglich, das obere und untere Heidenloch genannt, am westlichen Abhang des Gipfels, wie Crusius auch hier den Ort bezeichnet, im Grundriß giebt er ihn fälschlich südlich an. Sie scheinen vielmehr Werke der Natur als der Kunst zu seyn.

nach von Heideloff). Dieses zeigt die nordöstliche Seite der Burg mit 3 kleinen Mauerthürmen, 2 größern Thürmen im Innern und wieder gegen Abend, wo das Hauptgebäude gewesen zu seyn scheint, eine dritte Thurmspitze. Den Babenthurm kennt es nicht, und scheint überhaupt die Burg in noch älterer Gestalt darzustellen, als sie Crusius sah.

Geschichte der Burg Staufen.

Eine Geschichte des Geschlechts der Hohenstaufen wird niemand in diesem Wegweiser suchen wollen. Das Nöthigste, wie wir es bisher bei den minder allgemein bekannten Geschlechtern der Mittheilung werth gefunden, kennt jeder aus der allgemeinen Weltgeschichte: für das Einzelne ist der Raum zu enge, und überdieß ist in der Schrift des würdigen Ammermüller: Hohenstaufen, oder Ursprung und Geschichte der schwäbischen Herzoge und Kaiser aus diesem Hause u. s. w. aufs allergenügendste gesorgt. Auf dieses Lesebuch verweisen wir jeden, der diesem Berg vorzugsweise seine Aufmerksamkeit widmen will. Wir aber begnügen uns, hier das Nöthige von den Schicksalen der Burg aus dieser und andern Schriften auszuziehen:

Zu Büren, Beuren (entweder dem Dorf Wäschenbeuren, eine Meile von schwäbisch Gmünd, oder der Burg Büren, jetzt das Wäschenschlößchen *) genannt) war in den ältesten Zeiten eine der angesehensten Familien Schwabens ansässig, die sich von Büren nannte. Friedrich von Büren hatte einen Sohn, der auch Friedrich hieß, und ums Jahr 1070 — je nachdem man die zweideutigen Ausdrücke der Chronikenschreiber jener Zeit deutet. — Erbauer oder Wiederhersteller der Burg Stolphe, d. i. Staufen ward, vielleicht auch das Dorf am Fuße gründete und bevölkerte. Er nannte sich auch von nun an nicht mehr Friedrich von Büren, sondern von Staufen. Kaiser Heinrich IV. machte ihn 1080 zum Herzog von Schwaben und gab ihm seine Tochter Agnes zur Frau. Dieser ward der Ahnherr des Hohenstaufischen Geschlechts. Aus seiner

*) Dieß ist ein uraltes Gebäude, mit einem tiefen Graben umgeben, zwischen Hohenstaufen und Lorch, ¾ Stunde von Wäschenbeuren gegen Mitternacht, auf einer schönen Flur gelegen.

Nachkommenschaft giengen in einem Zeitraume von 117 Jahren sechs deutsche Kaiser nach einander hervor: Conrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Philipp, Friedrich II., Conrad IV.; bis mit Conradins Enthauptung 1269 das Geschlecht der Hohenstaufen erlosch. —

Durch die Besitzungen Friedrichs von Staufen in diesen Gegenden kam der Sitz des Herzogthums in das östliche Schwaben. Ulm wurde Hauptstadt, und da die Hohenstaufen in das Erbe des salischen Kaiserhauses eintraten, wurden die beiden Herzogthümer Schwaben und Franken in ihrem Hause vereinigt. Möglich wäre es daher, daß Friedrich von Büren auf Antrieb seines Schwiegervaters K. Heinrichs IV. absichtlich diese Burg in der Nähe der Salischen Erbgüter erbaut habe; zumal da sich auch ein Staufen, ein Büren und ein Waiblingen, die leicht die ältern Ursitze des Hauses gewesen seyn könnten, auf dem Hertfelde, gerade wie um unser Hohenstaufen herum, befinden.

In der Mitte des 12ten Jahrhunderts, als König Ludwig VII. von Frankreich dem ersten Hohenstaufischen Kaiser Conrad III. bedeutende Hülfsleistungen auf seinem Kreuzzuge geleistet, wollten die Mönche von St. Denis bei Paris durch jenen ihre angeblichen Ansprüche auf die Burg Hohenstaufen bei dem Kaiser geltend machen. Schon zu Carls des Großen Zeiten hatte ihr Abt, Fulrad, allerlei Schenkungen in Schwaben für das Kloster erhalten. Dazu sollte auch der Berg Hohenstaufen gehören. Der Kaiser aber war nicht zu der Anerkennung jener Rechte zu bewegen. Er wollte seine Stammburg von keinem Kloster, viel weniger von einem auswärtigen, abhängig wissen. Uebrigens besaß damals Conrad III. nur Einen Thurm auf dem Schlosse, der andre mit allem übrigen gehörte seines älteren, verstorbenen Bruders Sohne, dem damaligen Herzog in Schwaben, nachherigen Kaiser Friedrich I. Barbarossa. Nach des Erbauers, Friedrich I. Tod nämlich, scheinen sich die beiden Söhne, Friedrich II. Herzog in Schwaben, und Conrad, Herzog in Franken (nachheriger Kaiser) in die Stammburg getheilt zu haben, doch so, daß der ältere, als schwäbischer Herzog, den Vorzug erhielt.

Barbarossa hat zwar mehr als Einen kaiserlichen Pallast in verschiedenen Gegenden des Reichs angelegt, doch hielten er und seine Nachfolger die väterliche Burg immer in

Ehren und waren oft in dieser Gegend, dieß bezeugt auch die oben angeführte Inschrift der Kirche des Dorfes Staufen.

Als König Philipp, Friedrich Barbarossa's jüngster Sohn, der seinem Bruder, Heinrich VI. auf dem Throne gefolgt war, im Kriege wider seinen Gegenkaiser Otto IV. auf dem Schlosse Altenburg bei Bamberg durch Otto von Wittelsbach erschlagen wurde (1208), floh seine Gemahlin Irene, der ihr einiger Trost entrissen war, die fremde, hochschwangre Frau, auf ihres Gemahles Stammschloß Hohenstaufen. Sie war des griechischen Kaisers Isaak Angelus, des Comnenen Tochter, und zuerst dem Sohne Tancreds, Königs von Sicilien, Roger verlobt, von Kaiser Heinrich VI. aber, nachdem er jenen gefangen und geblendet, seinem Bruder Philipp vermählt worden. Der Schrekken beschleunigte ihre Entbindung kurz nach ihrer Ankunft auf Hohenstaufen. Sie brachte eine unzeitige Geburt zur Welt und starb bald darauf. „An welchem Tag oder in welchem Monat solches geschehen, das hab' ich nirgends finden können — sagt Crusius — wiewohl mir vor zwei Jahren oft im Schlaf vorgekommen, als wenn sie den 27. Januar 1209 gestorben wäre." !!! Sie starb, wenn andre nicht auch träumten, den 28. Aug. 1208. Acht Tage vor ihrem Tode stellte sie zum Seelenheil ihres vom schrecklichen Tod übereilten Gemahls, dem Kloster Adelberg noch einen Schenkungsbrief aus, in dem sie sich Maria nennt, und der mit den Worten beginnt: „die Gerichte Gottes sind unerforschlich." Unter den wenigen treugebliebenen, die diesen Brief als Zeugen unterzeichnet, ist der vornehmste ein Graf Ludwig von Würtemberg. Die andern waren alle schon zu Otto IV. übergetreten. Ihr Leichnam ward von Hohenstaufen nach dem Kloster Lorch gebracht und dort beygesetzt.

Da sich Hohenstaufen nicht unter Conradins Vermächtnissen befindet, so scheint es von den letzten Kaisern dieses Hauses als Reichsburg betrachtet worden zu seyn, und so blieb sie denn auch bis auf Carl IV. Reichsdomäne, wenn sie anders nicht (wie andre Urkunden vermuthen lassen) eine Zeit lang in den Händen der Schenken von Limpurg und darauf der Herren von Rechberg gewesen. Aus Carls IV. Besitz kam die Burg Hohenstaufen mit Achalm durch Pfandschaft an den Grafen Eberhard von Wirtemberg den Greiner 1347. Im Städtekrieg vom Kaiser wieder genommen, und den Erzherzo-

gen von Oeſterreich gegeben, kam ſie endlich durch Vertrag ſeit 1538 in Würtembergs ſichern Beſitz, in welchem ſie blieb wie gerne, bewieſen die Einwohner des Dorfs Hohenſtaufen, die im 15ten Jahrh. verpfändet, mit eignen Opfern die Gewißheit erkauften, unter Würtemberg bleiben zu können.

So blieb es anderthalb Jahrhunderte bis der Bauernkrieg auch dieſem uralten und berühmten Schloſſe den Untergang brachte. Schon im J. 1519, bei Herzog Ulrichs Landesvertreibung, eignete ſich Georg Staufer von Bloſenſtaufen, damals Obervogt zu Göppingen, wahrſcheinlich auf ſeinen Namen bauend, daſſelbe mit etlichen Dörfern an. Er wurde aber bald abgewieſen. Dennoch erſcheint er bald darauf wieder als Burgvogt und Feſtungscommandant von Staufen, was begreiflich iſt, da Herzog Ulrich noch immer vertrieben war. Endlich im Jahr 1525 kamen die aufrühriſchen Ellwanger und Schenk-Limpurgiſchen Bauern das Thal herunter und lagerten ſich am Fuße des Berges. Die Beſatzung von Hohenſtaufen beſtand nur aus 32 Mann. Der Burgvogt Staufer war abweſend und in Göppingen. Für ihn führte Michael Reiſenſtein auf Wilseck das Commando. Als die Bauern von unten herauf das Schloß mit Stücken zu beſchießen anfiengen, antwortete zwar die Beſatzung und tödtete einige derſelben. Da ſie ſich aber zu längerem Widerſtande zu ſchwach und ganz ungerüſtet fühlte, verlor ſie bald den Muth und floh davon. Da ward die ehrwürdige Burg von den zügelloſen Bauern eingenommen, ausgeraubt und verbrannt. Cruſius erzählt die nähern Umſtände aus dem Munde eines Augenzeugen, des hochbejahrten Wirths und Schultheiſſen von Staufen alſo: die Zahl der Bauern ſey nur klein geweſen, der Ueberfall aber bei Nacht geſchehen. Diener und Wächter des Schloſſes erſchreckt, meinten, der Feind ſey mit einer größern Macht zugegen, warfen in der Angſt die Schlüſſel von der Zinne zu ihnen hinunter, verbargen ſich hier und dort, und machten ſich davon. Durch dieſe Kriegsliſt ſey das Schloß eingenommen, geplündert und eingeäſchert worden. Geringer Widerſtand der Wächter hätte es retten können. Andre ſagen, der Commendant habe ſich eine Weile mit ſeinen Knechten und Mägden gewehrt, die heißes Waſſer hinabgoſſen und Steine hinunterwarfen, weil es ihnen an Büchſen gebrach. Als aber die Zahl der Bauern ſich vermehrte, habe Reiß „den Reißens

genommen" und sey nach Ilsteck geflohen. Auch sein 18jähriger Knecht, Peter Jost, sey glücklich entronnen. Die ergriffenen aber haben die Bauern von den Zinnen hinabgestürzt.

Aussicht vom Hohenstaufen herab.

Das Ausgezeichnete dieser Aussicht, das nur noch die vom Rechberg mit ihr gemein hat, ist der freie Ausblick nach allen Seiten, auch nach der südlichen und südöstlichen, wo auf den andern Albgipfeln allen das Auge auf der Gebirgsfläche unmittelbar aufliegt, hier aber noch über Hügel und Ebnen schweifen darf, ehe es auf der Albwand, von der diese Ausläufer mehrere Stunden vorwärts springen, zu ruhen kommt. Bei ganz heiterem Himmel ist überhaupt die Aussicht, besonders gegen Westen, wo sie fast schrankenlos ist, von diesen beiden Bergen entzückend, und wird von denjenigen Wandrern, die einen Sonnenuntergang bei wolkenlosem Himmel hier genossen haben, meist unbedingt allen andern Albaussichten vorgezogen. Wer jedoch dieselbe Aussicht bei umwölkterem Horizont und nicht vom Sonnenlichte, das auch die dunkelsten Tannenwälder übergoldet, ringsum verklärt geschaut hat, der wird unsrer Bemerkung in der einleitenden Uebersicht Recht geben müssen, daß man hier doch eine weit dunklere, ebnere und darum einförmigere Fläche vor sich hat, als auf den Hauptgipfeln der Mittelalb, die auf runde Hügel, in lachende Obstthäler, auf saftige Laubwälder herunter blicken.

Was das Einzelne der Aussicht betrifft, so hat man gegen Osten gekehrt den untersten Theil der Alb, der den Namen Albuch führt, mit seinem Fürsten, dem Rosenstein vor sich. Länft der Blick von Osten nach Süden, so verweilt er zuerst auf dem Rechberg, dessen Schloß auf dem tiefern Vorsprung, dessen Wallfahrtskirche auf dem kahlen Gipfel, dessen freundliches Dorf an der Seite dem seltsam gestalteten Höcker ein lachenderes Ansehen giebt, als der etwas kahle Rücken sonst haben würde, und das Ganze zu einer fremdartigen aber anmuthigen Erscheinung macht. Um den Rechberg her lagern sich die nähern und fernern Albrücken: der Hornberg, der Stuifen, der Bernhardusberg mit einer Wallfahrt, noch weiter rechts winkt aus der Tiefe Staufeneck, dann kommen die Berge des Geislingerthals, der grüne Berg, und in der Richtung gegen Schlatt und Eschenbach der hohe Fels „auf der weißen

Mauer" genannt. Südlich und südwestlich der Hauberg, der Breitenstein, Teck, der gelbe Fels, Neufen, Achalm, Hohenzollern, alles auf engen Raum zusammengedrängt und hinter einander geschoben, westlich die Fläche bis zum Schwarzwald, die Filder; nordwestlich der Stromberg und der Heuchelberg im Hintergrund, im Vordergrund Ebene mit lauter einzelnen Tannenwäldern; im Norden der Welzheimer Wald, die Lbwensteiner Berge; und einige blaue ferne Gipfel in der Richtung von Schwäbischhall, vielleicht schon fränkische Gebürge; im Vordergrunde die Stadt Gmünd, groß, wohlgelegen. Nordöstlicher in blauer Ferne der Schönenberg von Ellwangen, und nun ist der Kreis vollendet und das Panorama schließt sich wieder mit dem Albuch im Nordosten, als dessen äußerste Spitze sich hier „der Braune" noch ein recht tüchtiger Berg der sonst gestrecktern Kette, darstellt.

Wer die unzähligen Ortschaften, die er übersieht, mit Namen kennen lernen will, dem empfehlen wir als Führer den Dorfbauer Carl Friedr. Seitz von Staufen, als der Gegend vollkommen kundig; einen guten Tubus hat der Lammwirth versprochen anzuschaffen.

Auf dem Berge selbst mag der Wandrer noch, bevor er ihn verläßt, das auch von Crusius erwähnte Heidenloch besuchen, das noch immer diesen Namen führt. Es sind dieß zwei enge Höhlen auf dem westlichen Abhang des Gipfels, das obre und untre Heidenloch genannt. Sie gehen in den Rippen des Berges aufwärts und wer kriechend hinauf klettert, findet sie bald so erweitert, daß er aufrecht darin stehen kann. Von diesem Abhang hat man gegen Nordwesten über weites Fruchtfeld hin, den besten Niederblick auf das sogenannte Wäscherschlößchen, oder die Burg Beuren (Wäschenbeuren, wie noch das benachbarte Dorf heißt), die Wiege des Staufischen Geschlechts. Die Route führt unsre Reisenden nicht darüber, es könnte aber von dem Alterthumsfreund am ehesten von hier oder von Gmünd aus ein Abstecher dahin gemacht werden; von beiden Punkten mag es etwa 2 Stunden entfernt seyn. Er trifft nicht viel mehr als uralte Mauern dort; wird aber mit Schmerz und Unwillen von den alten Leuten dort hören, daß vor nicht so langer Zeit in dem Schlößchen schöne uralte pergamentene Urkunden mit großen Insiegeln zu finden waren, die ein vormaliger Vogt,

der dort hauſte, ſeinen Kindern zu verſchneiden gab!! Den Namen leitet man von Wäſen, Waſen ab; ein Alterthumsfreund wollte an Wasgau-Beuren denken, weil das Geſchlecht dort Verzweigungen hatte; oder noch einfacher und wahrſcheinlicher den Namen von Weſtenbeuren, mit korrumpierter Ausſprache ableiten; wie denn der Reiſende wirklich zwiſchen dem Rechberg und dem Roſenſtein an einem öſtlichen Beuren, jetzt Beuren in den Bergen genannt, vorüber kommt.

Von dem Gipfel des Hohenſtaufen kehren die Wandrer ins Dorf Staufen zurück, erfriſchen ſich, falls ſie erſt des Morgens gekommen ſeyn ſollten und dann wohl die Sonne aufgehen geſehen haben, oder übernachten im obengeſetzten Falle.

Route des achten Tages, zweiter Tour.

Von Weilheim nach Boll	1	½ St.
nach Bezgenrieth	1	—
nach Jebenhauſen		½ —
nach Göppingen		½ —
Geradenwegs nach Dorf Staufen . .	1	—
auf den Berg und herab.		½ —
		6 ½ St.

Oder aber mit der Tour nach Staufeneck:

Von Weilheim nach Göppingen . .	3	½ St.
nach Staufeneck über Sieſſen .	1	½ —
nach Salach		½ —
nach Krummwälden		½ —
nach Staufen	1	—
den Berg		½ —
		8 ½ St.

Neunter Tag.

Ueber den Rechberg nach Heubach auf den Rosenstein nach schwäbisch Gmünd.

Weg nach dem Rechberg (1 ¼ St.)

der auf einem Sattelbogen des Gebirges fort, anfangs über den sogenannten Aasrücken führt, auf dem die Chaussee nach Gmünd am Ende links abführt; worauf ein Fußweg rechts eingeschlagen wird, der rechts und links eine schöne Aussicht gewährt, auf diesem geht man eine ¼ Stunde fort, bis man an 2 Häuser gelangt, wo ja nicht rechts abgegangen wird, sondern gerade fort; bald beginnt man zu steigen, kommt durch einen schmalen Tannenwald, und über die noch schmalere Kante eines Erddamms, die mit Planken versehen ist, wo der Wandrer einen Augenblick bei der Aussicht verweilend, gerne ruhen wird. Links erblickt er hier den Salvatorsberg von Gmünd, rechts die untre Alb, hinter sich den Hohenstaufen. Weiter gegangen, ist man bald an den obern Fuß des Rechbergs gelangt, wo das Dorf, das Schloß, und die Wallfahrtskirche, eins hinter dem andern gar malerisch vorblicken. Bald wird der Fußpfad schmal und steil und die Reisenden kommen zwischen den Dörfern Vorder-(Rechberg) Weiler und Hinter- (Rechberg) Weiler, durch einige Häuser des ersteren zuerst nach der

Burg Hohenrechberg *),

die um ein ziemliches tiefer als der Gipfel des Berges auf einem abgesonderten Hügel steht, dessen Mittelfelsen sie, ernst und alterthümlich, und noch ganz erhalten, krönt. Auf einer großen steinernen Brücke, die über das Thälchen führt, das die Burg von dem Gipfel des Rechbergs trennt, und unter deren Bogen sich eine köstliche, durch die Brückeneinfassung einzige Aussicht nach dem Hohenstaufen und dem ganzen Süd-

*) Aus Gottschalks Ritterburgen ausgezogen, mit eigenen Zusätzen.

westen eröffnet, — gelangt man in den von Oekonomiegebäuden umgebenen Vorhof des Schloßes. Eine Brücke von Holz, die einen großen Graben bedeckt, verbindet es mit dem Berge und führt zu einem zweiten Thor, unter welchen sich ehemals wahrscheinlich das Burgverließ mit einem Thurm befand. Ein drittes führt in ein enges Dreieck von Gebäuden; ein viertes zu dem innern Vorhof, auf mehreren Stufen zu einem tiefen Felsenbrunnen. Das eigentliche Schloß hat die Form eines Hufeisens, das auf dem nördlichen Flügel durch ein zweites Gebäude fortgesetzt und geschlossen ist. Das ganze zeugt von hohem Alterthum. Die erste Etage des Wohngebäudes ist von starken Sandsteinquadern aufgeführt, die am Berge selbst gefunden werden; die zwei andern aus Gebälk. Das ganze Schloß ist durch Renovationen in baulichem Stande erhalten, die innere Einrichtung neuer. Seit dem Aussterben der Hohenrechberg'schen Hauptlinie (1585) dient es nur zur Wohnung der herrschaftlichen Beamten; seit geraumer Zeit wohnt nur ein Jäger da. Im zweiten Geschoß ist die Burgkapelle. Dahin und in den dritten Stock wo noch Herrschaftszimmer und ein großer alter Saal sind, kam man ehemals auf einer steinernen Wendeltreppe in einen hohen Thurm, den aber Chr. Hans von Rechberg (1651—1676) abbrechen, und die Stufen in das Schloß Illereichen führen ließ. An seine Stelle kam eine gewöhnliche bedeckte Treppe.

Verfallener als das Schloß sind seine Mauern und Thürme. Die letztern standen, wahrscheinlich bewohnt, links der äußersten Mauer, welche den tiefen Graben umgab, der kolossalste ist erst vor ein paar Jahrzehnden als baufällig, abgebrochen worden. — Auch von Vorwerkern, Gewölben und unterirdischen Gängen sind Spuren an manchen Stellen des Berges vorhanden, der Berg selbst ist reich an Petrefakten.

Von der Geschichte des Geschlechtes und Schlosses Hohenrechberg.

Was von der Erbauung dieser Burg in der ersten Hälfte des 7ten Jahrhunderts erzählt wird, ist müßige Erfindung der Chronikenschreiber. Zu jener Zeit, erzählen sie, als das Christenthum schon in den Wäldern Alemanniens Wurzel zu schla-

gen anfing, wohnte auf der Teck noch ein mächtiger Heidenfürst, der alle verfolgte, die sich zum Christenthum von seinen Götzen bekehrt hatten. Der bekehrte Herzog Rumelius von Alemannien sammelte seine Edeln gegen ihn und lagerte sich mit einem gewaltigen Heere am Fuße der Teck. Die Feinde rückten einander entgegen, die Waffen der Christen siegten; 13000 erschlagne Heiden bedeckten das Schlachtfeld. Unter den Gefangenen befanden sich 4 Brüder, die einen rothen Löwen zum Abzeichen hatten; diese schickte der Sieger in das Land zwischen der Rems und Fils, um sich dort anzusiedeln. Sie ließen sich taufen, erbauten hier die Burg Rechberg und wurden die Stammväter des noch jetzo blühenden Geschlechtes. So weit die Fabel. Ein Thal in der Nähe Hohenrechbergs führt noch jetzt den Namen Christenthal, und bis in die ältesten Zeiten zurück, haben sich die Grafen von Rechberg stets vom rothen Löwen geschrieben.

Glaublichere Nachrichten vom Daseyn des Geschlechts haben wir erst seit dem 12ten Jahrhundert. Bei einem großen Turnier, das Herzog Wolf von Baiern in der Stadt Zürich im Jahr 1165 abhielt, erscheint auch ein Ritter Conz von Rechberg. Zu derselben Zeit lebte Ulrich von Rechberg, der Marschall der schwäbisch-staufischen Herzogs- und Kaiser-Familie († 1202), ein andrer Ulrich von Rechberg, als Bischof von Speyer († 1195), und als Bischof von Augsburg, Siegfried v. Rechb. († 1227). Der letztere kam während des Kreuzzuges im J. 1216 sammt andern Heerführern aus Deutschland, um die halb ausgehungerten Belagerer von Damiata zu unterstützen, die sich den Befehlen eines römischen Prälaten entzogen, und unter der Anführung der Deutschen, Damiata in kurzem den Ungläubigen entrissen. Nach dem Erlöschen des staufischen Hauses, scheinen diese Edeln sich besonders an das schnell aufblühende Haus der Grafen von Würtemberg angeschlossen, und durch dessen Freigebigkeit ihre Besitzungen vermehrt zu haben. Eine eigne Linie der Rechberge blühte in Faurndau.

Die Kriegsthaten eines Hans von Rechberg schildert Johann von Müller in seiner Schweizergeschichte. Derselbe rieth Grafen Ulrich von Würtemberg vom Kriege mit dem bösen Pfälzer Fritz ab; allein er verlor durch Hofintriguen die

Gunst des Grafen; der Krieg brach aus, und Ulrich gerieth in die schmähliche Gefangenschaft auf Heidelberg.

Erst seit dem Jahr 1300 erscheint die Burg Rechberg bestimmt und als Besitzthum des Geschlechts, und zum erstenmale schreibt sich Albrecht in einer Urkunde vom J. 1317 von Hohenrechberg. Der Name kommt vom Rehgebirge, dessen Spitze es krönt; und dieß ist wohl nach den Rehen benannt, deren es in den Nadelhölzern, mit welchen das Gebirge ehemals bewachsen war, viele geben mochte. Die Familie führt auf dem Helm einen Rehbock, und im Schilde die alten 2 aufrecht stehenden und einander den Rücken kehrenden rothen Löwen.

Das Jahr 1449 war ein hartes Jahr für die Burg. Da ward sie im Städtekrieg erst von den Gmündern und Hallern angegriffen, der Wald verbrannt, das Gebiet verheert. Aber der Rechberg, der in dem Schloß befehligte, that einen glücklichen Ausfall und schlug die Städter aufs Haupt. Noch im selben Jahre eroberten aber die Rothweiler das Schloß mit Sturm und tödteten die 19 Mann, die die Besatzung bildeten.

Religiöser und kirchlicher Freisinn regte sich in dem sonst ächt katholischen Geschlechte. Ums J. 1489 begab sich folgende Geschichte.

Wilhelm von Rechberg und der päpstliche Legat.

Des Rechbergs Ritter streift im Wald,
Sonst fängt ein edles Wild er bald,
Heut will's ihm nicht gelingen.
Im Gürtel steckt der letzte Pfeil,
Er zieht nach Haus, er hat nicht Eil,
Er läßt kein Hüfthorn klingen.

Vor seines Baierherzogs Schloß
Steigt er am Abend spät vom Roß,
Und wandelt durch die Hallen,
Da kommt ein fremder, welscher Mann
Mit Hast und schwerem Athem an,
Der will ihm nicht gefallen.

Er hat ihm Augen, wie ein Luchs,
Geschmeid'gen Rücken, wie ein Fuchs,

Und rechte Geierskrallen,
Hat einen Bauch, wie ein Prälat,
Und einen Gang, wie ein Legat,
Demüthig stolz zu schauen.

Der schnarrt ihn an mit welschem Ton:
„Wo ist dein Herzog, lieber Sohn?
Dir bring' ich Gottes Segen:
Doch deinem Herrn den strengen Spruch
Des Kirchenhauptes, und den Fluch,
Wenn er sich setzt entgegen."

Er wirft das Haupt frech in's Genick,
Mit Siegel und mit Seidenstrick
Zeigt er des Papstes Schreiben.
Dem jungen Deutschen wallt das Blut,
Er ist dem Herzog treu und gut,
Kann nicht gelassen bleiben.

Entrissen hat er schnell den Brief,
Ballt ihn zusammen, stößt ihn tief
Dem Welschen in die Kehle:
„Den Geifer, den dein Herr gespien,
Verschlucke, sprach er, selber ihn,
Er fresse deine Seele!"

Es ward der Pfaffe blau und roth,
Ihm will das seltne Abendbrod,
Das trockne, nicht behagen.
Er würgt und athmet hoch empor,
Es klafft der Mund ihm wie ein Thor,
Er kann es nicht vertragen.

Da denkt der Deutsche seiner Jagd:
Diana, ruft er, keusche Magd,
Du hast dieß Wild bescheeret!
Doch mundet ihm das Futter nicht,
Drum sey zum leckeren Gericht
Der Löffel ihm verehret!

Den Pfeil er stracks vom Bogen schießt,
Den Brief er samant dem Pfaffen spießt.

Der fährt den Hals hinunter.
„Jetzt hab' ich erst gejaget recht.
Jetzt sattle mir das Roß, mein Knecht,
Jetzt bin ich wieder munter:"

Die Heldenthat bekam dem Ritter schlecht; er ward darüber in den Bann gethan, und der rechtgläubige Herzog Georg von Baiern wollte mit ihm nichts zu thun haben.

Des trefflichen Philipps von Rechberg, zu den Zeiten der beginnenden Reformation, würtembergischen Obervogts zu Göppingen, und seines edeln Schutzes, den er dem vom Religionsfanatismus verfolgten Martin Cleß angedeihen ließ, ist bei Göppingen gedacht worden. Derselbe ist es, der unter so vielen Adelichen, auf die Herzog Ulrich ehemals Vertrauen gesetzt hatte, ihm beinahe allein treu blieb, und ihn in seinem Unglück tröstete.

Auch zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte ein edler Utz von Rechberg auf dem Schloß, welcher ein eifriger Lutheraner war. Er kaufte Luthers Postille und andere Bücher, woraus er alle Sonntage seinem ganzen Hause die Predigten selbst vorlas, und zuvor und hernach Psalmen sang. „Solches wird man an wenigen Orten antreffen," sagt Crusius.

Ein andrer Utz von Rechberg, der zu Herzog Christophs Zeiten auf dem Schlosse hauste, ein hitziger Jüngling, brachte einen würtembergischen Bedienten um. Es zog daher auf Befehl Herzog Christophs die junge Mannschaft aus dem Amte Schorndorf mit etlichen Stücken dahin, und schlug ihr Lager auf dem Gipfel des Berges, bei der Wallfahrtskirche auf. Utz entfloh zum Burgfrieden. Aber eine adeliche Frau (so spricht Crusius geheimnißvoll), führte ihren Sohn an der einen Hand, und trug mit der andern die Schlüssel des Schlosses, die bot sie dar, und bat demüthig mit Thränen um Frieden. Eine nicht geringe Genugthuung erfolgte. Die Unmäßigkeit hat nachher den Jüngling vor der Zeit weggerafft.

Im letzten Jahre des 30jährigen Krieges litt das Schloß gewaltig, indem es (im J. 1648) von der französischen Besatzung zu Schorndorf mit List eingenommen ward.

Doch steht es fest und würdig von Gestalt bis auf diesen Tag, wie sein Geschlecht noch blüht, das in den neuesten Zei-

ten in den Grafenſtand erhoben, ſeinen Ruhm auf dem Schlachtfeld wie im Kabinette behauptet hat.

Ehe wir das Schloß Hohenrechberg verlaſſen, müſſen wir auch der Geiſter erwähnen, die nach der Volksſage hier hauſen.

Der erſte, der Rechbergiſche Klopferle, ſoll ſich bei dem Tode jedes Familiengliedes mit ſeinem Pochen hören laſſen, ſobald der Kranke rettungslos iſt, bis zur Todesſtunde. Als Urſprung der Sage erzählt ein alter Aufſatz im Rechbergiſchen Familienarchive folgende Geſchichte von Ulrich II. von Rechberg und ſeiner Gemahlin, Anna von Wenningen, vom Jahr 1496.

Der Klopfer auf Hohenrechberg.

Romanze.

„Was hilft es mir, zu ſchauen
In's weite Land hinaus?
Daß ſie mir ließen bauen
Auf hohen Berg mein Haus?
Wenn ich doch nicht erkunde
Den trauten Ehgemahl:
Ich ſpäh zu jeder Stunde
Umſonſt durch Berg und Thal.

Er hat mich hold umfangen,
Er küßte mir den Mund,
Iſt auf die Fahrt gegangen
Mit ſeinem treuen Hund.
Das Thier thät er mir ſchicken,
Ei, wie es fröhlich lief!
Es hieng ihm von dem Rücken
Die Taſche mit dem Brief.

Ach, wie ſeit vielen Tagen
Harr' ich vergeblich ſein!
Ach weh mir, muß ich klagen
Den guten Boten mein?
Mein Herr hat ihn geſendet,
Gewiß er ſandt' ihn ab!
Hat er die Treu gewendet?
Treu bleibt er bis in's Grab!"

Sie mag nicht ſchaun die Helle
Des Himmels in dem Saal.
In dunkler Burgkapelle
Sucht ſie der Hoffnung Strahl.
Da betet ſie ſo brünſtig,
Hat Eine Bitte nur:
„O Heil'ge, ſeyd mir günſtig,
Zeigt ſeinem Thier die Spur!“

Wer hindert an dem Beten
Mit lautem Pochen ſie.
Wer wagt's hereinzutreten?
Die Frau ſank ſtill in's Knie!
„Wer iſt es, der mich ſtöret
Aus meiner frommen Ruh?“
Die Herrin ſpricht's empöret:
„O klopfteſt ewig du!“

Sie tritt erzürnt zur Schwellen
Und öffnet ihm das Thor;
Da ſteht mit dumpfem Bellen
Der treue Hund davor.
Er ſchmeichelt ihr ſo bange,
Und winſelt und wird ſtumm;
Sie ſchaut, ſie ſtarret lange,
Doch hängt kein Brief ihm um.

Sie geht mit ſchwankem Tritte,
Verhüllt ihr Angeſicht:
„Erhört iſt meine Bitte,
Die rechte that ich nicht!“
Sie ſitzt im Trauerkleide,
Die Todtenglocke ſingt,
Sie harrt im tiefen Leide,
Bis man die Leiche bringt.

Und als nach kurzen Wochen
Sie ward zum Tode krank,
Da höret ſie ein Pochen,
Bis daß ihr Auge ſank.

Erfüllt ist, was im herben
Erkrankten Sinn sie bat:
Will wo ein Rechberg sterben?
Der ew'ge Klopfer naht.

Wirklich scheint Ulrich nicht auf Hohenrechberg geendet zu haben; denn am 10ten Sept. 1496 lud seine Frau den Ulmer Magistrat erst auf den 26sten zum Leichenbegängniß nach Donzdorf. Der Hund mit der ledernen Briefstasche am Halsbande, war vormals in einem Zimmer des Rechbergischen Schlosses Weissenstein abgebildet zu sehen.

Das andre Gespenst ist

Der Staufergeist,

ein Licht, das bei Sturm und Regen, besonders zur Herbstzeit, oft in entgegengesetzter Richtung von Hohenstaufen bis nach Hohenrechberg wandelt. Nach dem Läuten der Betglocke, sieht man ihn, nach dem Ausdruck der dortigen Landleute, am Hohenstaufen liegen, und ein Feuer verbreiten, gleich einem angezündeten Backofen. Plötzlich erhebt sich der Geist, nimmt seinen Weg auf dem schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Hohenrechberg verbindet, bald langsam, bald schnell über die Tannenbäume, geht links an der Burg vorbei, bis an einer Stelle unter der Kirche auf dem Berge, von da kehrt er auf demselben Wege zurück, und bleibt nach der Meinung des Landmanns bis zur Morgenglocke am Hohenstaufen liegen, wo er sodann wieder verschwindet.

Schon Crusius kannte beide Sagen, wenn er schreibt: „Von dem Schloß Rechberg gehet die Rede, daß, wenn ein Donnerwetter sey, und drei kleine blaue Lichtlein allda gesehen werden, so habe man sich vor der Gefahr des Donners nicht zu fürchten. Es sterbe auch jemand von dem Rechbergischen Stamme, er möge gegenwärtig oder abwesend seyn, so oft ein Geist poche, oder mit irgend Etwas ein Getön mache."

Wir verlassen nun das Schloß Hohenrechberg, bei dem so mannigfaltiger Stoff uns lange festgehalten, und steigen hinauf zum

Gipfel des Rechbergs. (¼ St.)

(Höhe 2536 W. F.)

Ihn krönt eine weithin sichtbare, schmucke und moderne katholische Kirche, mit einer sehr frequenten Wallfahrt „zur

schönen Maria von Rechberg," deren schon Crusius gedenkt. „Nach jeder Krankheit, sagt er, bringt der Mensch, wenn er gesund wird, ein Opfer laut seines Gelübdes. Als, wenn er von dem Schmerzen seines Fußes befreit wird, hängt er einen wächsernen Fuß daselbst auf. Man hängt auch der Maria viel Sachen um den Hals, bisweilen lächerliche und ungereimte Dinge, welche zu nennen die Schamhaftigkeit verbeut. Zu solcher Zeit sind viel Läden und Stände der Krämer und Handelsleute da." —

Hinter der Kirche steht das Pfarrhaus, wo unsre Wandrer von einem freundlichen, in hohem Grade gefälligen und der Gegend sehr kundigen Geistlichen wohl aufgenommen, und auf Verlangen mit gutem Weissensteiner Bier erquickt werden. Sie finden hier eine Karte und einen Tubus.

Der Berg hat noch genug Fläche, um die vortreffliche

Aussicht vom Rechberg

nach allen Seiten hin ungehemmt genießen zu können. Sie ist im Ganzen fast dieselbe wie auf dem Hohenstaufen, wie es sich bei der sehr nachbarlichen Lage und fast gleichen Höhe nicht anders erwarten läßt. Das Eigenthümliche derselben ist gegen Westen der Niederblick auf Hohenrechberg und der Hinblick auf den nur wenig niederer liegenden schlanken Hohenstaufen mit seinem Dorf, hinter dem sich die große Fläche des tieferen Landes, unendlicher durch diesen Vordergrund erscheinend, fortsetzt. Eben so gewinnt die Aussicht gegen Nordosten durch die vorgeschobne Wallfahrtskirche, auf der sich das Auge auflegt, neuen Reitz. Die größte Zierde des Panorama's aber ist, wenn der eigenthümliche Charakter des Wetters ihren Anblick begünstigt, die herrliche Kette der Vorarlberger Alpen, die im östlichen Hintergrunde über einem Theile unsrer untern Alb, den Horizont vom Messelberg bis gegen Ueberlingen einnimmt, dem bloßen Auge sichtbar ist, und schon mit des Pfarrers kleinem Fernrohr in ihre Zacken und Schluchten und Thaleinschnitte verfolgt werden kann. Ohne Zweifel muß dieselbe Kette auch auf dem Staufen gesehen werden, doch wird man sie am ehesten hier unter der Anleitung des freundlichen Bergbe-

wohners entdecken, wenn sie überhaupt sichtbar ist: denn der Wegweiser gesteht, daß er viermal auf dem Gipfel des Staufen und dreimal auf dem des Rechbergs gestanden, und nur Einmal so glücklich gewesen, diese fernen Berge, aber auch in voller Pracht zu sehen. Nur auf Einem andern Punkte der Alb ist er auch so glücklich gewesen. Am ehesten darf man sich vor Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang Hoffnung dazu machen. Ein dankenswerthes Panorama der Aussicht vom Rechberg ist von Sebald Baumeister in Gmünd erschienen. Derselbe verspricht uns ähnliche Aussichten von andern hohen Punkten zu liefern. — Da der Rechberg kein bloßer Standpunkt für eine Aussicht ist, sondern als Ruhepunkt und Herberge betrachtet werden muß, so wird für den Aufenthalt auf demselben zum wenigsten eine Stunde bestimmt werden müssen; dannmachen sich unsre Reisen den auf den

Weg nach dem Rosenstein.

Vom Gipfel des Rechbergs führt der Weg zuerst nach Hinter-(Rechberg) Weiler (¼ St.), das noch hoch auf dem östlichen Abhange des Berges liegt, von da nordöstlich zur Tiefe hinab durch den Wald nach Waldstetten ¾ St., dann in der fruchtbaren Ebene fort bis nach Bargau (2 St.). Den etwas einförmigen Weg verkürzt der schöne Anblick der Alb und des Albuchs (vielleicht Alb-Bugs, Alb-Beugung), wie ihre Fortsetzung heißt. Jene endet mit dem schönen, hohen Rücken des Bernhardusberges, der ihre Schlußsäule bildet, und für den Wandrer, der länger in diesen Gegenden verweilt, zunächst auch besteigenswerth ist. In dem Kessel, dessen Hintergrund er vorstellt, liegt in Obst und Matten, fast wieder an die lieblichen Thäler der Mittelalb mahnend, das Dörfchen Weiler in den Bergen. Von hier an zieht sich der Albuch hinunter, aus welchem im Vorder-Grund der Rosenstein mit seinen wenigen aber schönen Trümmern überraschend hervorspringt. Wem der nächste Weg von Waldstetten nach Bargau zu einförmig ist, der gehe über Unter- und Ober-Bettringen. Von Bargau weiter in der Ebene nach Buch (¼ Stunde), von da an den südwestlichen Fuß des Rosensteins zum Städtchen Heubach, das in Obst gehüllt, recht einladend sich an ein Bergthal schmiegt (¼ St.).

Heubach (1042 Einw.)

ein armseliges Bauernstädtchen, eine Meile oberhalb Gmünd, eine Stunde vom Remsfluß, eine Meile vom Kocherfluß gelegen; schon im J. 1360 den Grafen von Württemberg zugehörig, ohne daß man sagen kann, wie sie solches bekommen.

Wirthshaus zum Rößle.

Von diesem Städtchen erzählen die Chroniken, daß es vor alten Zeiten hoch oben auf dem benachbarten Bergrücken, dem Hohenberge gestanden, der dem Rosenstein gegenüber die andre Seite des Heubacherthales bildet. Damals hieß es nicht Heubach, sondern Hochstatt und stand schon, als Gmünd nur ein Zollhaus, Stuttgart nur eine Stuttenhütte, Ulm nur ein Dorf war. Mauren, Gräben, Kammern und Keller waren zu Crusius Zeiten noch sichtbar, aber alles mit der Waldung, die den ganzen Berg bedeckt, überwachsen; die Leute der spätern Zeit aber waren der Arbeit überdrüßig, daß sie Früchte und alles Andre auf einen so hohen Berg tragen mußten, und fiengen deßwegen an, am Fuße des Berges sich Hütten zu bauen. So verschwand allmählig Hochstatt, und Heubach kam an seine Stelle. Aber auch dieses ward mit der Zeit immer kleiner.

So wenig Unmögliches diese Erzählung hat, so ist man doch versucht, sie für mythisch zu halten, da dieselbe Sage bei so manchen Städtchen, namentlich bei Rothenburg am Neckar, und bei Waiblingen wiederkehrt.

Heubach bietet keine ganz üble Herberge, auch zur Mittagsruhe. Den Nachmittag oder Abend verwendet der Wandrer, um den letzten Gipfel der ganzen Albreise, den Rosenstein zu besteigen, der ins fruchtbare Remsthal hervorspringend, die Reihe der schönen Höhen würdig beschließt, und ohne allen Zweifel einer der herrlichsten Berge des Gebirges ist.

Der Rosenstein mit seinen Trümmern*).

Im Süden mit der Gebirgskette des Albuchs verbun-

*) Aus den Mittheilungen meines Freundes, Herrn Pfarrers M. Dillenius in Oberbobingen am Fuße des Rosensteins, in dessen Gesellschaft ich den Berg 2 mal bestiegen, und der dieselben noch ausführlicher den Ritterburgen von Gottschalk einverleiben wird.

den zieht der Berg dem Remsthale folgend, von Ost nach Südwest, am Fuß 1 Stunde, auf dem Rücken ¾ St. lang. Aus dem saftigen Grün eines Laubwaldes schimmern seine schroffen, an manchen Orten über 100 Fuß hohen Felswände.

Auf der südwestlichen Spitze des Berges, auf dem Rand eines durch Natur und Kunst isolirten Felsen von 100 Fuß Höhe, sind die Ruinen eines Schlosses der Ritter von Rosenstein. Ein schroffer Felsengraben scheidet die Burg gegen Norden und Nordost vom Berge, gegen Osten ist die Kunst der Natur entgegengekommen und hat den Fels mit Mauren befestigt. Auch in seinen Umgebungen war alles zur Befestigung des schon an sich fast unbezwinglichen Schlosses gethan.

Der alte Martin Crusius schreibt am Schlusse des 16. Jahrh. (etwa im J. 1595.) von demselben also: „das sehr alte Rosensteinische Schlößlein liegt abgesondert, wie der Lichtenstein. Zu unsrer Großältern Gedenken hat allda nur ein Castellan gelebt, und ist da eine große Viehheerde gehalten worden. Einmal, als diese eben über die Brücke gegangen war, fiel diese ein, und die Leute haben sich allmählig nach Heubach begeben. In dem Berge waren unterirdische Gänge, zu deren Eingang man hoch steigen mußte. Auf der andern Seite war ein Vorhaus an dem Schlößchen, so groß als dieses. Das ganze Schloß hatte nicht weniger Weite als das Schloß zu Tübingen ohne die Gräben."

Jetzt trifft der Wandrer nur wenige Ueberreste von dieser Felsenburg an.

Auf dem äussersten Rande des Berges gegen Westen steht noch eine 16 Fuß hohe 6 — 7 Fuß dicke Mauer aus Quadern. Vier hohe Fensteröffnungen gewähren einen herrlichen Blick in die Tiefe und über die weite Landschaft hin, besonders gegen Nordwesten. — Auch im Rechtwinkel gegen Norden, wo sich rückwärts der Ueberrest eines Thurmes zeigt, und gegen Süden, steht noch etwas von der Mauer. Wohl über 150 Fuß rückwärts gegen Südosten steht noch eine ziemlich lange zum Theil 20 — 30 Fuß hohe, mit Epheu bewachsene Mauer auch an einem ziemlich steilen Abhang. Vielleicht war hier das Vorhaus, von dem Crusius redet, vielleicht der Garten, von dem eine alte Urkunde redet. Von dieser Seite steigt man jetzt nicht ohne Beschwerlichkeit in den vormaligen Garten und Schloßraum hinauf, der voll Schutt und

Gesträuch ist. — Jenseits des obgedachten Felsengrabens, der die Burg gegen Norden und Nordost umzieht, ist ein zweiter, von drei Seiten freier Fels von 96 Fuß Höhe, der Lärmenfels noch heute genannt, (ein modernerer Name heißt ihn den Allarmplatz), wahrscheinlich vor Zeiten mit einer Warte versehen. Dieß ist der schönste Punkt für die Aussicht, besonders gegen Osten und Nordost. Auch hier zeigen sich gegen Westen Spuren eines zweiten Grabens, der diesen Fels ebenfalls vom rückwärts liegenden Berge trennte. Von hier aus mochte eine Zugbrücke über den Graben ins Schloß führen.

So weit die Felsenwände von diesem Graben aus auf beiden Seiten rückwärts gegen Westen laufen — jetzt ist es waldige Wiese voll wohlriechender Kräuter und üppiger Waldblumen, — war Alles zum Burgraum gezogen, und ein dritter von Norden gegen Süden laufender Graben schloß das Ganze, als unbezwingliche Veste, von dem immer höher steigenden Berge ab. —

Tief unter dem Fuße des Schloßfelsen gegen Süden quillt noch eine lautre, nie versiegende Quelle, noch heut zu Tage der Schloßbrunnen genannt, die nach glaubwürdiger Sage oben nur verschüttet und verdrängt ward, und so einst dem Schlosse sein Wasser sichern mochte.

Eine andre Sage afficiert den Wandrer, der auf dem Burgraum stehend, nach dem stolzgeformten Hohberg, dem höchsten Berge des Aalbuchs, hinüberschaut ganz wunderlich, und macht ihn über die seltsame Phantasie des Volkes lachen: — Denn der Führer erzählt ihm ganz ernsthaft, daß von jenem Berge herüber nach der Burg (wohl eine halbe Stunde durch die freie Luft) in grauen Zeiten — eine lederne Brücke geführt habe. Daß man sich dabei ja nicht in historische Deutungen verliere, davor warnt die Wiederkehr derselben Sage an ganz verschiednen Orten, wie z. B. im Neidlinger Thal; ja sogar in der sächsischen Schweiz, bei den Vorsprüngen der Bastey und des Lilienstein's.

Ehe wir diese Vorderseite des Rosensteins verlassen, müssen wir noch einer berühmten Legende gedenken, die sich an die Zinne eines Felsen auf des Berges südwestlicher Spitze knüpft. Schon Crusius erzählt: „da siehet man an dem Felsen die Figur eines rechten Fußes, als ob sie künstlich hin-

eingedrückt wäre. An dem andern Berge, der gegenüberliegt und der Scheuelberg genannt wird, sieht man die Fußstapfen des linken Fußes, der eben so schön ist. Davon die alten Weiber diese Fabel erzählen: Christus, welcher wegen der Juden dahin geflohen sey, habe diese Fußstapfen hineingedrückt. Daher nehmen sie des Wassers daselbst, und meinen abergläubisch, es sey gut für die Augen."

Für einen habsichtigen Raubritter mochte allerdings der Anblick der Burgen Teck, Neufen, Rechberg und Hohenstaufen, und hinterwärts der fetten Probstei Ellwangen viel Versuchendes gehabt haben, und das gute Volk der Umgegend mochte wohl denken, daß der Satan dem Herrn alle Reiche der Welt nirgends besser zeigen konnte, als auf seinem Rosenstein, der, wie unser ganzes deutsches Land, zu Christi Zeiten wenig Verleitendes dargeboten haben mag. Nachdem der Herr, fährt übrigens die Sage fort, den Satan überwunden und in die benachbarte „Teufelslinge" gestürzt, sey er hoch über das Thal von Heubach hinweg auf den gegenüberliegenden Scheuelberg geschritten, und zum Andenken an diese Geschichte habe sich sein Fuß im dieß- und jenseitigen Felsen abgedrückt. „Herrgottstritte" hieß das Volk diese kolossalen Fußtritte. Bei dem auf dem Rosenstein ward mit der Zeit ein Marienbild errichtet und schaarenweise zu ihm gewallfahrtet. Allein im J. 1579 fiel der Wallfahrtsplatz dem protestantischen Würtemberg zu, und im J. 1667 verbot endlich eine evangel. Synode diese Wallfahrt. Jedoch mit der rigorosen Vollziehung des Befehls ward noch 83 Jahre zugewartet. Erst als über der Spitze dieses Herrgottstritts einst eine morgendliche beleuchtete Nebelsäule die Sage von einem leibhaften Besuche der Mutter Gottes auf dem Kampfplatz ihres Sohnes, und damit eine Wallfahrt mit vielen Unordnungen veranlaßte, erließ der Herzogl. Administrator Friederich Carl im J. 1740 durch seine fürstliche Canzley einen ernstlichen Befehl, in dem es unter andrem heißt:

„— und wollen zugleich dir, dem Vogten *) gnädigst und gemessenst befohlen haben, daß .... der Platz quaestionis in der Stille unterminieret, und mit unterlegtem Pulver in die Luft gesprenget, [illegible]ort aber der Platz und das Loch mit

*) Pistorius, zu Heubach.

Stein geriegelt, tief verschüttet, auch was dieses für einen Effekt bei der superstitiosen Nachbarschaft gehabt, wohl attendiret, ... nicht minder das gipserne Marienbildlein zur fürstl. Canzlei unterthgst. eingeschickt werden soll." Dieß geschah den 14. Jun. 1740, und vom 16. meldet der Vogt dem Dekanatamt Heidenheim: „daß der abergläubische Tritt, so ohnehin nichts anderst, als ein von Aelte der Zeit und dem Regenwasser successive und durch puren Hazard formiertes Loch, Schrunze oder Riß gewesen, mit einem guten Partikel des Felsen in die Luft gesprengt worden." Die Zeit hat auch die Spuren hievon verwischt. Der Fußtritt des Scheuelbergs soll nur ausgehauen und noch lange auf dem Heubacher Rathhaus aufbewahrt worden seyn.

Bevor unsre Reisenden den Vorsprung verlassen und sich zu den übrigen Naturwundern dieses herrlichen Berges wenden, mögen sie in dem Schatten der Ruinen und des sich durchschlingelnden Waldes auch noch

Geschichtliches von der Burg

lesen; so wenig Ausbeute dieß auch gewährt. Leider schweigt die Geschichte über die Entstehung der Burg ganz, die sehr glaubliche Ueberlieferung macht sie zu einer bloßen Raubritterveste und nur von ihrem Fall haben sich zweierlei Sagen erhalten.

Nach der einen soll der Kriegshauptmann einer kaiserlichen Truppe, die zu Vertilgung des Raubnestes unter Rudolph I. (vielleicht im J. 1290, wo mehr als 70 solcher Burgen zerstört wurden) ausgesandt war, auf der Jagd in den Forsten um die Burg einen Liebeshandel mit einem Fräulein vom Schlosse angesponnen haben, und von dieser heimlich (ja sogar durch das heimliche Gemach, spricht das um die romantische Wendung der Sage wenig bekümmerte Volk) in die Burg aufgenommen worden seyn, wo er dann zum Danke seinen Brüdern die Thore geöffnet habe, und worauf die Burg zerstört worden sey.

Die andre Sage setzt die Zerstörung in Verbindung mit der Beißwanger Capelle, die der Wandrer eine Stunde von Heubach freundlich aus der Ebne winken sieht. Schade, daß diese Capelle erst am Ende des 17. Jahrhunderts, als Rosenstein längst Ruine war, erbaut worden ist!

Die Weißwanger Capelle.

Legende.

Die Ritter von dem Roſenſtein,
Sie ritten aus beim Sonnenſchein,
Sie ritten aus mit ihren Knappen,
Wenn mit den düſtern Nebelkappen
Die Berge regenburſtig nickten,
Und in die Ebne finſter blickten,
Ja, wenn das Wetter blitzt und kracht,
Sie ritten aus in ſchwarzer Nacht;
Denn immer war der Fang gelungen,
Wenn durch die ſtille Niederungen,
Ein Wandersmann, ein Kaufherr zog,
Und ſichre Fahrt die Straße log.
Jetzt zogen ſie an einem Morgen,
Noch war die Welt in Schlaf geborgen,
Von ihrem hohen Felſen aus,
Zur Ebne nach dem Gotteshaus.
Das hob ſich aus den grünen Matten
In ſeiner Linden kühlem Schatten,
Als fürchtet' es, umrankt mit Laub,
Von keiner Seite Hohn und Raub.
Es hiengen an den ſchmucken Wänden,
Geſtiftet rings von frommen Händen,
Die Weihgeſchenke ſilbern, golden;
Marien dargebracht, der holden;
Dem Gläubigen zur Augenweide,
Dem Räuber zur geheimen Freude.
Dahin lenkt ſich der Ritter Zug,
So raſch gieng nie der Pferde Flug;
Der Boden iſt ſo feſt und trocken,
Die goldnen Sonnenſtrahlen locken,
Und höhnend ſpricht die freche Schaar:
Wie iſt der Himmel hell und klar,
Unendlich wolkenlos und blau!
Maria winkt, die ſchöne Frau,
Dort aus der Fenſter Glanz verſtohlen,
Die Gaben ihrer Gunſt zu hohlen,
Ein einzig Silberwölklein helle

Schwebt lächelnd über der Capelle!
Die Reiter flügeln ihren Lauf;
Die kleine Wolke steiget auf —
Erst duftig in dem Sonnenlichte,
Drauf, sich entfaltend, Schicht' auf Schichte:
Sie traben an von Glut ermattet,
Da fühlen sie sich jäh beschattet!
Die Sonn' ist hin, die Wolke grau
Lauft über in des Himmels Blau. —
„Was ist's? noch schreckt' uns nie ein Regen!
Dort winkt uns die Capell' entgegen!"
Sie sprengen rüstig an zum Ziele;
Herab vom Roß, hin gehts zur Diele,
Sie treten zu den Hallen ein.
Des Silbers winkt, des Goldes Schein,
Die Jungfrau sehn sie in der feuchten
Gesteine Glanz entgegenleuchten:
Ausstrecken sie die freche Hand —
Da zückt es durch die Deckenwand,
Ein einz'ger Blitzstrahl fährt hernieder;
Die gold'gen Wände leuchten wieder,
Die ganze Wolke rauscht herein,
Ein Regenguß, durch Wand und Stein;
Er schwemmt der wilden Räuber Leichen,
Begleitet von des Donners Streichen
Fort aus dem Heiligthum mit Macht.
Da leuchtet neu der Sonne Pracht,
Da lacht das Feld verklärt, erneuet,
Die ganze Schöpfung steht erfreuet,
Es wölbt ein seel'ges Himmelblau
Sich über dem geschirmten Bau.

Derselbe Blitzstrahl soll nun nach der Sage auch die Burg Rosenstein zerstört haben.

Nach Zerstörung der Burg, erzählt die Tradition weiter, habe sich die Familie von Rosenstein nach Schweden geflüchtet, und dort sollen sich noch jetzt Abkömmlinge derselben vorfinden. Uebrigens erscheinen auch bei uns nach der Zerstörung noch Edelleute dieses Namens. Ein Haug von Rosenstein verkaufte das Schloß Röthenberg im J. 1538 an

den Schenken Albrecht von Limburg, ein Georg von Rosenstein erscheint bei dem Turnier zu Stuttgart im J. 1484. Mit diesem aber erlischt der Name ganz in der Geschichte. Er selbst muß ein Vertriebener gewesen seyn, denn die Burg gehörte damals schon erweislich denen von Wöllwarth.

Wer sie unmittelbar nach jener Zerstörung besessen, wer wieder aufgebaut, ist ungewiß; Crusius läßt sie dem Edeln von Rechberg einmal gehört haben. Urkundlich aber ist, daß sie schon im 14ten Jahrh. ein Besitzthum der Grafen von Oettingen war und von ihnen im J. 1360 mit Lauterburg, Heubach und Aalen an die Krone Böhmen verkauft ward. Unter Carl IV. wurde es mit denselben Orten durch Tausch dem deutschen Reich einverleibt. Im J. 1377 verpfändet sie der Kaiser an den Grafen Eberhard den Greiner von Würtemberg; dieser (vor 1431) an die Familie von Wöllwarth. Im J. 1431 löste sie Conrad von Frauenberg von den Wöllwarths zu lebenslänglicher Nutznießung ein; 22 Jahre später wird sie zum zweitenmal wöllwarthisch (im Jahr 1453), aber bald wieder von Würtemberg eingelöst. Zum drittenmal verpfändet es Graf Eberhard der jüngere an die v. Wöllwarth im J. 1480.

Die zweite Zerstörung der Veste möchte in den Bauernkrieg fallen, wenn sie nicht (wie Crusius obige Angabe vermuthen läßt) nur durch die Länge der Zeit und den häufigen Wechsel der Herren baufällig geworden. Wenigstens verließ um diese Zeit Jörg von Wöllwarth das Schloß, und vertauschte es mit einem neuerbauten oberhalb Heubach, das noch steht und die Jahrszahl 1524 nebst dem wöllwarthischen Wappen über dem Eingange trägt.

Das Schloß Rosenstein läßt indessen die Sage der Gegend noch bis gegen das Ende des 17ten Jahrh., nur nicht mehr von Adeligen bewohnt seyn. Schon Herzog Christoph nämlich drohte den Brüdern Bastian und Jörg Neuwart von Wöllwarth mit der Pfandschaftslösung (1563), und nöthigte sie, würtemb. Oberhoheit anzuerkennen und einen Amtmann von Würtemberg in Heubach aufzunehmen. Sein Sohn Ludwig löste die Pfandschaft wirklich (1579). Nur das Schloß im Städtchen Heubach behielten sich die Wöllwarth als Eigenthum vor. Nach und nach zogen sich die männlichen Sprößlinge auf ihre Güter Lauterburg, Essingen, Hohentoden. Das

Schloß in Heubach aber ging an den Gemahl einer Wöllwarth, einen Hauptmann v. Wesen über (1698), der als würtemb. Kriegsraths-Vicepräsident, ohne Kinder, starb, und dessen Helm, Harnisch, Lanze, Fahne, Stiefel und Sporen die Heubacher im Chor ihrer Kirche, zum Dank für viele milde Stiftungen, als Heiligthümer aufgehängt haben.

So viel von der Geschichte der Burg.

Aber der Wanderer hat noch den Genuß des Besten vor sich. Es sind dieß die

Naturschönheiten des Rosensteins.

Im Allgemeinen herrscht auf dem Bergrücken die üppigste Vegetation, und er bietet einen großen Reichthum an Albgewächsen, welche in der niedern Gegend nicht vorkommen, an Moosen, Gesträuchen, Blumen aller Art, besonders den schönsten wilden Rosen dar, die den lieblichen Namen des Berges rechtfertigen, und in Menge den Felsen entsprossen. Die saftigsten Erdbeeren kann sich der Wanderer mit jedem Schritte pflücken, und wenn er Wein und Zucker zur Labung mit sich führt, auf dem Gipfel die beste kalte Schaale improvisieren.

Vor Allem aber zeichnet sich der Rosenstein durch seine herrlichen Felsklüfte und Höhen aus, die der Reisende auf der ganzen Albwanderung nicht schöner gesehen hat, und die mit dem großartigen Eindruck, den sie hinterlassen, die ganze Reise würdig schließen. Das erste und nächste bei den Schloßruinen ist, wohl 100 Fuß tief unter den Grundmauern der Burg, auf der Südseite, eine Höhle in dem Felsen, der das Schloß trug,

Das kleine Haus genannt. Ihr Eingang über 30 Fuß hoch, 20 breit, in Gestalt eines gothischen Thores, öffnet sich da, wo der Fels auf dem Bergrücken aufgelagert ist. 30 bis 40 Personen können sich hier bequem vor Regen und Sturm schützen. Ungefähr 40 Fuß von dem Eingange, in der Mitte der Höhle, die sich aufwärts zuspitzt, ist ein 10—12 Fuß hoher Felsblock aufgethürmt, der den hintern Theil der Höhle verbirgt, jedoch bestiegen werden kann. Hinter ihm ist der niedrigere, minder zugängliche, immer noch 40 Fuß sich fortziehende Theil. — Diese Höhle soll sich nach der Volkssage durch den ganzen Berg östlich bis in eine dort befindliche zweite,

die sogenannte Scheuer, gezogen haben, der unterirdische Gang der Ritter zu ihrem Raubmagazin gewesen und erst in neueren Zeiten verfallen seyn, wie denn noch vor 50—60 Jahren ein Bürger von Heubach den Weg dadurch gemacht habe.

Allein das Volk datiert solche Geschichten immer vorwärts und in das Zeitalter seiner nächsten Väter. Dieselbe Sage finden wir nämlich, nur in Einem Punkte verschieden, schon im 16ten Jahrh. bei Crusius mit folgenden Worten: „Unter dem Schlößlein gehet ein schmaler Fußweg herum, der zu einer fürchterlichen Höhle führt, die eine halbe Meile Wegs hinein, und hernach in dem nächsten Dorf in eines Bauern Scheuer ihren Ausgang hat. Solches haben zween Männer, die mit brennenden Fackeln durchgegangen, in Augenschein genommen." Das Dorf müßte Lautern, tief am Fuße des Berges seyn. Wahrscheinlich aber hat Crusius seinen Gewährsmann, der mit der Scheuer jene andere östliche Höhle meinte, nicht recht verstanden.

Von jenem kleinen Haus aus könnte der Wanderer am bequemsten den ehemaligen Rosensteiner-Herrgottstritt besuchen und dann auch einen Abstecher nach der südwestlich von der Spitze des Rosensteins gelegenen

Teufelsklinge machen. Abgeschieden von der übrigen Welt, durch himmelhohe waldige Berge vor der Sonne Strahlen fast beständig verborgen, oft von dichten Nebeln umzogen, grauvoll durch die Zerstörungen des Wassers im Kampfe mit den Waldfelsen, unheimlich durch eine aus unergründlicher Tiefe hervorstrudelnde Quelle, konnte dieser Platz recht sinnig mit dem nahen Rosenstein und seiner Versuchungsgeschichte als Strafort des Satans in Verbindung gesezt worden seyn. Eine wilde, am Fuße des schöngeformten, hohen Scheuelbergs gegen Süden aufwärts sich ziehende Waldklinge, von dem oft sehr hoch steigenden Waldbache zerrissen, mit Kalkfelsenblöcken, über welche das Wasser stürzt, angefüllt, führt auf einmal vor eine steile 230—250 Fuß hohe Felsenwand, welche sich in einem Halbkreise schließt, und ringsum mit Buchen, Bergahorn und anderm Laubholze bewachsen ist. Wohl über 100 Fuß tief unter dem ersten, plözlichen Hervortreten dieser Felsenwand aus dem Waldberge auf einem Absaz in der Mitte des Halbkreises, strudelt die Quelle aus einem unergründlichen Kessel aufwärts und sucht sich hier einen Ausweg. Von da aus schleicht

ſie bei trockener Witterung in einem breiten, ſilberweiſſen Streifen über verſteinertes Moos in drei verſchiedenen Abſätzen hinab, im Ganzen mit einem Falle von 111 Fuß. Bei Regenwetter aber wächst die Quelle ſo, daß ſie mit donnerndem Geräuſch in einen Staubbach verwandelt, herabſtürzt. Satan ſucht ſich alsdann nach der Sage ſeiner Haft in dem Felſenbauche zu entledigen. Weiter erzählt die Volksſage — die bei Höhlen und Quellen dieſer Gebirge allenthalben wiederkehrt, und bei der Formation dieſer Berge eben nicht immer unwahrſcheinlich iſt — daß der Keſſel dieſer Quelle, die jezt beinahe unzugänglich iſt, mit einer Oeffnung auf dem Albuche, und dieſe auch mit der Quelle der Brenz, am jenſeitigen Abhange des Gebirges bei Königsbronn in Verbindung ſtehe. Spreu, in jene Oeffnung geworfen, ſey theils hier bei der Teufelsklinge, theils jenſeits bei der Brenz-Quelle zum Vorſchein gekommen. Ja, in grauer Vorzeit ſey auf dem waſſerarmen Albuche ein ſchöner Bach gefloſſen, aber böslicher Weiſe — mit Queckſilber (!) verſenkt worden, und jezt in ſolchen niedrigern Quellen zum Vorſchein gekommen.

Von dieſem Abſtecher, der ſich übrigens auch vor der Beſteigung der Burg von Heubach aus machen läßt, kehren wir auf den Roſenſtein zurück und wandern nun an der nordweſtlichen Kante ſeines Bergrückens, wo ſich der Wald von Zeit zu Zeit zur herrlichſten Ausſicht aufreißt, in öſtlicher Richtung eine halbe Stunde (nicht ohne Führer) fort, bis wir, einer nördlichen Senkung des Bergwaldes ein wenig abwärts folgend, zur zweiten Höhle des Berges, zur ſogenannten

Scheuer gelangen. Dieß iſt ein von der Natur in einen gegen Norden 96 Fuß, gegen Weſten 53 Fuß hohen Felſen eingebildetes Gewölbe mit verſchiedenen Bögen, am nordöſtlichen Abhange des Berges, über dem romantiſch gelegenen Dorfe Lautern. Das Gewölbe hat eine Länge von 132 Fuß, eine Breite von 20, eine Höhe von 30-40. Gegen drei Seiten, Oſten, Norden und Süden iſt die Höhle offen und bietet aus den beiden erſteren Oeffnungen, von welchen die eine gegen Oſten 24 Fuß, die andere gegen Norden 32 Fuß breit iſt, eine herrliche Ausſicht neben den wildeſten, ſchroffſten Felſenwänden und über den tiefer liegenden ſchönen Wald hinweg, in die Umgegend dar, die öſtliche beſonders ſchön gegen Ellwangen, Aalen und den Albuch. Entzückend iſt vornehmlich der Mor-

genſonnenſtrahl bei unbewölktem Himmel, den die geräumige Grotte durch dieſe öſtliche Oeffnung auffängt: zumal wenn man, wie unſere Wanderer, durch eine kleine Schlucht vom Berg herab zuerſt an den nur 16 Fuß hohen ſüdlichen Eingang gelangt. Beide Oeffnungen ſind ſo hoch und breit, daß ein beladener Heuwagen bequem durchfahren könnte, was ohne Zweifel der Höhle den Namen gab. Die ziemlich glatten, reinlichen Seitenwände und die vielerlei Bogen erinnern an die mächtige Wölbung eines Ritterſaales. Nach Regenwetter tropft das Gewölbe. Der Boden iſt ſandig, und gegen die Oeffnungen hin mit Pflanzen bewachſen, die ſich alle gegen das von Oſten hereinbrechende Licht kehren. Die nördliche und weſtliche Oeffnung ſind, trotz des dichten Waldes, wegen ihrer Größe, weither vom Thal aus ſichtbar, was ſchon allein die Sage entkräftet, daß dieſe Scheuer ein geheimes Raubmagazin der Ritter vom Roſenſtein geweſen. Ueberdieß findet ſich keine Spur eines verbindenden Ganges zur Burg, und das Ganze ſcheint unangetaſtete Naturſchöpfung.

Unſre Wandrer verlaſſen dieſe unterirdiſchen Hallen, aber das Schönſte erwartet ſie noch. Es iſt dieß das ſogenannte „Haus," auch zum Unterſchied von dem kleinen Hauſe das „große Haus" genannt. Nur etwa 150 Schritte links abwärts ſchlägt ſich der Wandrer von der nördlichen Oeffnung der Scheuer, mühſelig durch dichtes Waldgeſträuch; ſo kommt er an eine, weniger aus der Ferne bemerkbare, dicht von Bäumen bewachſne Felſenbucht. Ueberraſchend ſchaut ihm hier der Eingang in dieſe dritte Höhle, gegen Norden gekehrt, in Geſtalt eines koloſſalen, gothiſchen, kunſtgerecht geformten, ſpitz zulaufenden Thores entgegen, das 24 Fuß breit, 50—60 Fuß hoch iſt. Das Gewölbe ſelbſt ſchlingt ſich in ungefähr vier verſchiedenen Bogen bergeinwärts, und wird gegen dem Hintergrund niedriger. Die Höhle zieht ſich etwas aufwärts, und ihre Tiefe beträgt 100 Fuß, ihre Breite 30. Die Seitenwände ſind voll Riſſe und Einſchnitte, die, wie dicke Adern, von oben herablaufen. Eine eigene Art von Moos ſitzt in den nordſen Oeffnungen der Felſen, und überall zeigt ſich Kalkſinter. Im Hintergrund liegt ein ungeheurer Felsblock in die Queere, von 10—12 Fuß Höhe, kleinere Steine umgeben ihn, die konſequente Volksphantaſie macht jenes zu dem Tiſche, dieß zu den Stühlen des Hauſes. Unſern dichteriſchen Wanderern

wird das großartige Ganze eher wie ein Tempel mit Altar und Stufen erschienen; zumal da an beiden Seitenwänden und im Hintergrunde die kleinern und durch beständiges Tropfen ausgehöhlten Felsblöcke wie dazu bestimmt scheinen, um darauf zu dem Hochaltar bequem emporzusteigen, und mancher tiefe Felseneriß der Wölbung wie eine Nische nur auf das Heiligenbild zu warten scheint, das Platz in ihr nehmen soll. — Uebrigens gewährt auch diese Höhle, deren Inneres so ausgezeichnet, man möchte sagen heilig-schön ist, nach Aussen eine freundliche Aussicht über den niedrigern Wald herab auf die nördliche Fläche.

So ist der Rosenstein durchwandert, wenn ein der Gegend besonders kundiger Führer nicht etwa Reisende, die keine Umwege und Beschwerden scheuen, noch manchen minder bekannten Höhlen und Felslöchern zuführt, die alle ihr eigenthümliches Interesse haben. —

Schloß Lauterburg.

Unsre Wanderer haben jetzt den schönsten Theil des Albgebirges gesehen, und schließen, um nicht ganz mit der unterirdischen Natur zu endigen, die Bergreise würdig mit einem Seitengang in südlicher Richtung, bis sie der Führer durch den schönsten Buchenwald nach ¾ Stunden, zu den Ruinen des vor etwa 90 Jahren abgebrannten Wöllwarthischen Schlosses Lauterburg, bei dem Gebirgsdorfe gleichen Namens, bringt. Das große, unbedeckte, hohle Gebäude: ein einförmiges Viereck, mit der Menge seiner ausgebrannten Fensterhöhlen, steht, etwas abgesondert von dem hinterwärts gestreckten Dorfe, schwermüthig da, und schaut hoffnungslos zwischen zwei hohen Waldbergen in eine romantische Schlucht hinab, in deren Tiefe abermals eine Lauter, ein so klarer Bach, wie seine Namensschwestern, rauscht, und das Dorf Lautern am Beginn der freundlicheren Ebene sich mahlerisch lagert, von welcher ein schöner Abschnitt zwischen den grünen Einfassungen der Wälder des Albuchs, Ellwangen zu, sich ausdehnt.

Von den verwirrten Sagen über den Brand des Schlosses heben wir die, der schwermüthigen Erscheinung angemessenste heraus, deren Costume wir, um sie freier bearbeiten zu können, in eine frühere, ritterliche Zeit verlegen.

Schloß Lauterburg.

Romanze.

„Laß ihn pochen, laß ihn pochen!
Liebchen, wer auch draußen iſt.
Sollſt mir ja mein Leibmahl kochen,
Weil du noch alleine biſt!“

Sprachs der Buhle vor der Küchen
Zu der falſchen Edelfrau;
Aber draußen zahlts mit Flüchen
Vor dem Schloß im Waldesgau.

An dem Feuer ſtand die Böſe:
Macht ſie nur die Gluth ſo roth?
Der herein will mit Getöſe,
Iſt ihr Mann, oder iſt der Tod.

Beide nahen der mit Schrecken,
Die gebrochen hat die Zucht.
Schauer kommen wohl der Recken,
Ja, ihr Mann iſts, der ſie ſucht.

Aus dem Wald kommt er gezogen
Abends, auf die kurze Jagd,
Nach dem Buhlen hergeflogen,
Eh die Schande wird vollbracht.

Und ſie rührt mit beiden Händen,
Gieſſet Milch und miſchet Salz,
Zwiſchen rothen Feuerbränden
Praſſelt in dem Topf das Schmalz.

„Weib, wirſt du nicht ein mich laſſen,
Haut mein Schwert entzwei das Thor!“
Und die Falſche muß erblaſſen,
Und der Buhle fährt empor.

Eilt zum Stall nach ſeinem Pferde,
Sich zu retten vor der Wuth.
Und es läuft die Frau vom Herde,
Steigt hinab im kranken Muth.

Doch die Welt gärnt im Keſſel,
Und die Flamme leckt hinein,
Und das Feuer bricht die Feſſel,
Lodert auf in wildem Schein!

Heerd und Küche ſtehn in Flammen,
Eh die Hausfrau drunten iſt,
Schlägt die Glut um ſie zuſammen,
Gönnt dem Buhlen keine Friſt.

Durch die Wände fährt das Feuer,
Und der heiſſe Rachegeiſt
Frißt an Haus und Hof und Scheuer,
Bis die letzte Fuge reißt.

Mit dem Jagdſpeer und dem Hunde
Steht der Ritter vor dem Haus,
Und es wirft ihm aus dem Schlunde
Die verbuhlten Leichen aus.

Da entwandelt er zum Haine
In der letzten Flamme Schein;
Baut ſich aus dem Schutt der Steine
Eine Hütte, ſchwarz und klein;

Birgt ſich vor dem Licht der Sonne,
Friſtet kaum des Lebens Laſt,
Jagt im Walde ſonder Wonne,
Legt ſich nieder ohne Raſt.

Von dieſen traurigen Gedanken erhole ſich der Wanderer durch einen Umblick in der ſchönen Thalſchlucht. Wenn es ihm noch einmal recht *ählich* zu Muthe geworden iſt, ſo führt der Wegweiſer durch den dichten, tiefen Wald hinab, um ihn *nicht mehr* bergauf zu führen, in das freundliche *Lautern*, das durch ſeine *Lage* und eine einträgliche *Käſerey* an die Schweizerdörfer erinnert (½ St.). Von da mag der Gewerbskundige den ſchönen Eiſenwerkern zu *Unterkochen* (1. St.) und *Waſſeralfingen* (3 St.) einen beſondern Tag widmen, wobei er *Aalen* (2½ St.), die ehemalige Reichsſtadt, die auſſer ihrem ſeit dem Revolutions-Kriege unſterblichen *Spion* keine

Merkwürdigkeiten darbietet, zum Mittelpunkt machen kann. Unsre Lustreisenden aber wandern nach Mögglingen (¼ St.), wo sie bei dem Augsburger Fuhrmann vortreffliches Augsburger Bier erquickt; und von hier auf der Heerstraße über Unterbebingen (¼ St.), Dissenhofen (1 St.), Rindelbach (¼ St.), nach Gmünd (¼ St.).

Route des neunten Tages.

Vom Hohenstaufen nach Rechberg	1	½ St.
Waldstetten		½ —
Bargau	1	—
Buch		½ —
Heubach		½ —
Teufelsklinge hin und her	1	½ —
Rosenstein	1	—
den Höhlen	1	—
Lauterburg		½ —
Lautern		½ —
Mögglingen		½ —
Gmünd	3	½ —
	11	½

Ohne Hohenstaufen, von Rechberg aus allein . . . . . 9 ½

Mit dem Berge Hohenstaufen . . . 12 Stunden.

Zehnter Tag.

Gmünd und Lorch. Schluß der Albreise.

Schwäbisch Gmünd.

(Höhe 1115 W. F.)

Gasthöfe: Post. Rad.

Lage. Gmünd, ehemalige freie Reichsstadt, jetzt würtemb. Oberamtsstadt, liegt in dem fruchtbaren Thale der Rems, die dasselbe in der Richtung von Osten nach Westen durchströmt. Die Umgebungen der Stadt, nahe und ferne, sind Berge und Wälder mit mannigfaltig abwechselnden Thälern. Gegen die Nord- und Südseite reichen hohe Hügel nahe an die Stadt, mit Baum- und Gemüsegärten bedeckt, und mit freundlichen Land- und Gartenhäusern übersäet. Entfernter sind die Berge gegen Westen, wo das Thal von dichten Tannenwäldern eingeschlossen, sich dem Kloster Lorch zu krümmt: freier und weiter endlich breitet sich das Thal gegen Osten aus, wo die Aussicht auf die nicht sehr weit entfernte östliche Alb, namentlich auf Staufen und Rechberg, einen schönen Anblick gewährt. Das Remsthal selbst ist reich an Gärten und Wiesen, und der beste Standpunkt für die Stadt und Umgegend der benachbarte Straßdorfer Berg.

Hier macht der schöne Anblick des ehemaligen Frauenklosters Gotteszell, das gegen Osten sich halb hinter die Stadt versteckt, den Beschauer vergessen, daß es in ein Zuchthaus umgewandelt ist, und gegen Westen nimmt sich die Skt. Catharinenpflege (der Hospital), unter vielen Gartenhäusern und Mühlen besonders gut aus. Der ganze Umkreis ist überdieß mit vielen Dörfern, Weilern und Höfen angefüllt.

Die Stadt liegt von Göppingen 4, von Schorndorf 5, von der ehemaligen Reichsstadt Aalen 5, von Hohenrechberg 1½, von Hohenstaufen 2½ Stunden entfernt.

Hat sich der Wandrer die Umgegend beschauet, so wendet er sich zum

Innern der Stadt: Gmünd ist eine ansehnliche Stadt, mit einem Umfang von etwa 3500 Schritten, länglich gebaut, mit starken Mauern, festen Thürmen, Laufgräben, die jetzt angebaut sind, und fünf geräumigen Thoren. Die Einwohnerzahl beträgt nach den neuesten Zählungen 5271 katholische, 287 lutherische; die Zahl der Häuser etwa 1200.

Das Sehenswürdigste der Stadt sind ihre Kirchen, von welchen gegenwärtig fünf dem öffentlichen Gottesdienst gewidmet sind, darunter Eine dem protestantischen. Von den Kirchen innerhalb der Mauern ist die erste

Die Pfarrkirche zum heil. Kreuz, eine schöne, große von Quadern, ganz im Geschmack des 14ten Jahrhunderts (von 1351—1377) gebaute Kirche, deren Gewölbe auf 22 kolossalen Säulen ruht. Leider ist der herrliche Bau längst von seinen beiden Thürmen entblößt, die am Charfreitag 1497 eingefallen und seitdem nicht wieder aufgebaut worden sind. Die ältere Pfarrkirche war

Die Johanniskirche, in welcher die Benediktiner zu Lorch bis 1297 den Gottesdienst besorgten, von wo an Gmünd erst seinen eignen Pfarrer bekommen zu haben scheint. Ihre Bauart ist schön und massiv, zum Theil vorgothisch, und somit die Kirche ihrer ursprünglichen Anlage nach, wohl noch vor das 11te Jahrhundert zu setzen. Ihre Wände, besonders die Einfassung unter dem Dach, sind mit hieroglyphenartigen Figuren in erhabner Arbeit angefüllt. So ist an der untern Ecke gegen Süden, eine sitzende, gekrönte Frau eingehauen, mit einem Kind auf dem Schooß; des Kindes linke, der Frau rechte Hand hält etwas, das einem Apfel gleicht, über ihnen erscheint ein Engel, der seine Hände segnend über beide ausstreckt. Von den untern Hieroglyphen zeichnen sich zwei gekuppelte Hunde in vollem Lauf mit einem Männchen aus, das in ein Jagdhorn bläst. Daneben ist noch ein andres Männchen, und eine Figur, drei in einander geschlungenen Bretzeln ähnlich, Zweifelsstrick vom Volke genannt. An dem Giebel gegen Westen, ungefähr in der Mitte, erblickt man ein Männchen, dem ein Teufel die Nase wegreißt. Ueberdieß sind viele zahme und wilde Thiere, meist sehr rauh ausgearbeitet in die Quadersteine der Kirche eingehauen. Die Deutung der Hauptfiguren beruht in des Volkes Munde, theils auf der Jagdlust und den Ritterspielen der alten Zeiten, theils auf einer Sage

von der Herzogin Agnes, Gemahlin Friedrichs von Staufen und angeblicher Stifterin dieser Kirche (eine Annahme, nach der ihre Erbauung erst in das Ende des 11ten Jahrhunderts fiele). Diese soll hier auf der Jagd ihren Ehering verloren und wieder gefunden haben, oder gar verirrt und in Fährlichkeiten gerathen, auf wunderbare Weise gerettet worden seyn. Das Männchen, dem die Nase weggerissen wird, ist nach der Tradition der Baumeister, an dem der Teufel diese Operation vertragsmäßig vorgenommen, weil er versäumte, das Gebäude in der versprochenen Zeit herzustellen. Im Innern der Kirche ist nur ein auf Tuch gemaltes Bild merkwürdig, das die Burg Hohenstaufen und die Gegend vorstellt, ehe Gmünd existirte, und wohl schwerlich müssige Erfindung eines neuern Malers, sondern Copie eines alten Bildes ist. Die Kirche hat einen schönen, aber eigenthümlich geformten, bis zur obersten Spitze ganz massiv gebauten Thurm, der Schwindelstein genannt. — In der Grabschrift eines J. Kirsseneser lasse man sich die verfälschte Jahreszahl 1050 nicht verführen.

Das daneben stehende Veits-Kirchlein scheint noch viel älter zu seyn, und ist vielleicht das Kirchlein, des schon vom Abt Wolrad zu St. Denys (reg. 768—814) hier erbauten Klösterleins.

Die heil. Geists- oder Hospitalkirche, an den Spital angebaut, alt und winklicht, ist für den Gottesdienst der Spitäler bestimmt. In seiner Gruft sollen die in den Turnieren gebliebenen Ritter begraben seyn. Es konnte kaum Raum für ein paar Mönche und die Bewohner der umliegenden wenigen Höfe haben, die an der Stelle Gmünds und vielleicht schon diesen Namen führend, standen.

In der Franziskanerkirche am Schulcollegium, ist der gewöhnliche Gottesdienst der Schüler.

Die ehemalige Augustinerkirche ist für die Protestanten eingerichtet.

Die größere und schönere Dominikanerkirche und die Skt. Ludwigskirche beim ehemaligen Frauenkloster dieses Namens, sind geschlossen und zu Magazinen umgewandelt.

Die Kapuzinerkirche sammt dem Kloster ist abgetragen.

Außer diesen Kirchen sind noch 2 Capellen in der Stadt,

die eine zu Sankt Georg an dem Federgaſſenthor, die andre zu Sankt Sebald in der Waldſtetter Gaſſe.

Außerhalb der Mauern ſteht die Skt. Leonhardskirche auf dem Gottesacker, und nahe bei eine Capelle zu unſers Herrn Ruh, an der Straße nach Aalen.

Weſtlich von der Stadt führt ein bequemer Spaziergang einen Hügel hinauf, an den Leidensſtationen des Herrn (in Holz gearbeitete Figuren unter bedeckten Häuschen) vorbei, nach der ſehenswürdigen Wallfahrtskirche Skt. Salvador mit einem ſchönen Thurm; wo man eine einladende Ausſicht auf die Stadt, deren Umgegend und die Gipfel der benachbarten Alb genießt. Die Kirche ſelbſt beſteht in zwei über einander ſtehenden Capellen, die in einen Felſen eingehauen ſind (ſonſt der Epperſtein genannt), und die ein ordentliches Dach bedeckt. In der untern Capelle iſt das Wallfahrtsbild auf dem Nebenaltar, Chriſtus am Kreuz aus Stein gehauen, ſo wie daneben die Bildniſſe Mariä und Johannis. Die Capelle iſt kellerartig und erhält durch Fenſter, die in den Felſen gebrochen ſind, Licht. Rückwärts iſt in denſelben Felſen eine Clauſe eingehauen, die vor Zeiten ein Eremit bewohnte.

Nicht weit davon, unten im Thale, ſteht die Skt. Catharinenkirche, bei dem Spital gleichen Namens.

Etwas weiter oben gegen die Stadt zu liegt die Capelle Skt. Joſeph.

Endlich hat Gotteszell noch eine Kirche, in welcher der evangeliſche Stadtpfarrer den Züchtlingen predigt. Das Zuchthaus ſelbſt iſt ein ſchönes, helles, geräumiges zu ſeinem Zwecke wohl eingerichtetes Gebäu, das in einer nicht unfreundlichen Umgebung eine halbe Viertelſtunde nordöſtlich von der Stadt, an der Straße nach Aalen liegt. Es war vordem ein Frauenkloſter, im J. 1240 von 2 Wittwen, die Schauppen genannt, erbaut, und hatte das Unglück, dreimal ein Raub der Flammen zu werden, das erſtemal im Religionskrieg 1546, das letztemal 1609. — Die gewöhnliche Arbeit der Züchtlinge iſt Wollenſpinnen.

Die Bauart der Stadt iſt nicht regelmäßig aber doch geräumig. Bemerkenswerth ſind noch: das ſchöne, moderne Rathhaus (1793 gebaut), die Oberamtei, die Kaſerne

(das ehemalige, seit 1764 neugebaute Dominicanerkloster), der Hospital; das Industrieschulgebäude Skt. Ludwig, ein von ehemaligen Klosterfrauen besorgtes Mädcheninstitut (im J. 1445 für Seelschwestern, Krankenwärterinnen, gestiftet); das Schulcollegium Skt. Ludwig (ein Minoritenkloster, 1212 von Walter von Rinderbach erneuert und begabt); die Schmalzgrube vor Zeiten — die latein. Schule und Gmünds Stadttheater, im Erdgeschoß Criminalgefängnisse; die schöne deutsche Schule, ehemals das Waisenhaus (1768 erbaut); das Geräthhaus der Stadt (ehemals die Rüstkammer); das Kornhaus, das Werkhaus, das Armenhaus; die Fuggerei, d. i. ehemalige Wohnung eines Grafen Fugger; das königl. Taubstummeninstitut, dessen Vorsteher der verdienstvolle Gründer desselben, Herr Ritter Alle ist. — Mehrere der schönsten Gebäude verbrannten im Jul. 1795. Doch sind noch manche geschmackvolle und massive Privatgebäude da, die der Stadt sehr wohl anstehen.

Geräumige Plätze sind der Marktplatz vor dem Rathhaus, und der Kasernen- oder Paradeplatz.

Von der Einwohnerschaft in Gmünd machen die Goldschmiede (so heißen alle, die in Gold, Silber, Semilor, Tomback und Messing arbeiten), einen der bedeutendsten Theile aus. Es sind ihrer 500, und der Wohlstand und die Lebhaftigkeit der Stadt, hängt ganz von dem Handel und dem blühenden Zustand dieser Manufakturisten ab. Leider ist dieser sehr gesunken und seit vielen Jahren so unbedeutend, daß die meisten derselben keine Arbeit und keinen Verdienst haben, während die Gmünder Handelsleute ehemals selbst in Frankreich, Holland und den Niederlanden nicht unbedeutende Waarenlager hatten. Einen besondern Einfluß hat dieses Gewerbe auf die

Bürgerliche Tracht der Weiber, die jedoch immer seltner wird und bei den meisten der französischen Mode weichen muß. Sie besteht in mehreren langen Röcken, einer Schürze, einer ziemlich steifen Schnürbrust, einem Wamms mit kurzen Aermeln und Manschetten, einer hellbraunen Band- oder kleinen niedlichen Drahthaube. Hierzu werden nun bei Festkleidern, zumal der Wohlhabenden, meistens gute seidene Stoffe, Gold- und Silberborden und schöne Spitzen verwendet; wie denn überhaupt der Putz mit Gold- und Silberge-

ſchmeide, Ohrenringen, Halsbändern, Ketten, Schnallen und dergleichen, als Hauptartikel des inländiſchen Handels, auch an den Bewohnern dieſer Stadt von jeher nichts Ungewöhnliches war.

Neben jenen Goldwaaren ſind auch noch Strümpfe, Müzen u. ſ. w. aus Baumwollengarn, ein Hauptzweig des Gmünder Handels, eben ſo hölzerne Tabackspfeifenköpfe (Ulmerköpfe), die in den benachbarten Orten Waldſtetten, Rechberg u. a. verfertigt, von den hieſigen Silberarbeitern ſchön beſchlagen und nach außen verführt werden. Seit geraumer Zeit hat Gmünd auch eine Buchdruckerei und eine Verlagshandlung (C. C. Ritter).

Ehemalige Verfaſſung der Reichsſtadt Gmünd.

Die Regierung von Stadt und Land befand ſich in den Händen eines Magiſtrats (Raths), der aus 3 Bürgermeiſtern, 2 Ober- und 3 Unter-Städtemeiſtern und 4 Senatoren beſtand. Von den letztern waren 3 bei der Contributionskaſſe angeſtellt, und hießen Caſſierer. Der 4te und jüngſte war zugleich Bauherr.

Von zwei Conſulenten war der erſte Canzleidirektor, der zweite Stadtſchultheiß.

Der regierende Bürgermeiſter, welcher 4 Monate im Amte war, hatte die Rathsſitzungen anzuſagen und war Referent. Die Beſchlüſſe erlangten durch die Majorität des Rathes Gültigkeit.

Die Conſulenten hatten dabei berathende, in Rechtsfällen aber entſcheidende Stimmen. Die 3 Bürgermeiſter, die 2 Oberſtädtemeiſter und die 2 Conſulenten bildeten den geheimen Rath, der die Angelegenheiten der Landſchaft und alle Sachen, die keinen Verzug litten, beſorgte, darüber aber dem ganzen Rathe zu referiren hatte.

Die Stadtkammer (Städtemeiſterſtube), beſtehend aus ſämmtlichen 5 Städtemeiſtern, beſorgte die Stadtökonomie, alle Baulichkeiten, Feueranſtalten, Stadtwaldungen und das ſtädtiſche Rechnungsweſen. Der Amtsoberſtädtemeiſter war 1½ Jahr im Amt. Der Bauherr ſtand unter der Direktion der Stadtkammer.

Die 3 Caſſiere bildeten das Steueramt (Caſſierſtube), nahmen von Stadt und Land die Steuern ein, leiſteten

die Reichs- und Kreisschuldigkeiten und besorgten das Contingent. Sie stellten dem Rathe Rechnung.

Die Rathsstellen wurden durch den Rath mittelst Wahl nach Stimmenmehrheit vergeben, und durch ihn auf dieselbe Weise die Rathsglieder zu einer höhern Stelle befördert.

Was für ein demokratisches Element stand dieser Oligarchie zur Seite? das Recht, das die Bürgerschaft hatte, fünf Syndicos, Anwälde, aus ihrer Mitte zu wählen. Diesen mußten die Stadtrechnungen zur Einsicht vorgelegt werden, und sie durften, wenn sich die Bürgerschaft beschwert glaubte, oder bei willkührlichen Handlungen des Rathes Vorstellungen machen, und im höchsten Falle die Appellation an die obersten Reichsgerichte ergreifen.

Erst in den neuern Zeiten wurden bei außerordentlichen Fällen, welche der Krieg herbeiführte, die bürgerlichen Syndici immer, manchmal sogar auch die Zunftvorsteher zu den Berathungen eingeladen, und ohne ihre Beistimmung nichts vorgenommen.

Jeder Bürger hatte übrigens gleiche Rechte, und jeder, der die erforderlichen Eigenschaften hatte, konnte zum Regimente kommen. Nur mußte, wer sich als Bürger einkauft, 6 Jahre lang Bürger seyn, ehe er zum Rathsglied ernannt werden konnte. Die Bürger waren von Frohnen und Wachdiensten frei.

Bürger aber war nur der Einwohner der Stadt Gmünd. Die Bewohner des reichsstädtischen Gebiets waren keine Bürger, sondern Unterthanen. Ihre erste Instanz war ihr Amtsvogt, den der Rath aufstellte. Auch keine Zünfte hatten sie; sondern es mußten ihre Handwerker sich den Zünften zu Gmünd einverleiben lassen.

Die Landbesitzungen Gmünds waren nicht unbedeutend. Sie theilten sich in zwei Aemter, deren jedes einen Amtsvogt hatte: 1) das Amt Betringen mit 18 Dörfern und Weilern, welche Gmünd größtentheils ganz besaß; darunter sind die beiden Betringen und Bebingen, Weiler und Beuren in den Bergen, Lautern; dann viele Höfe, worunter Beißwang.

2) Das Amt Spreitbach mit 16 Dörfern und Weilern, worunter Spreitbach, Zimmerbach, Muthlangen, Wetzgau und viele Höfe.

Contingent ſtellte die Stadt zur Reichsarmee 57 Mann zu Fuß, zum Regiment Baden-Durlach, und 11 Reiter zu Würtemberg-Dragoner.

Auf den Reichstagen hatte ſie ſeit den älteſten Zeiten ihre Repräſentanten.

Geſchichtliches über Gmünd.

Die Sage über Gmünds Urſprung hängt mit jener alemanniſchen Geſchichte zuſammen, deren wir beim Rechberg Erwähnung gethan. Die auf dieſem Berge angeſiedelte neue chriſtliche Colonie, ſoll nämlich zum Behuf ihrer Jagdfreuden hier im Thal einen Hof gebaut, und nach ſeiner Beſtimmung Gmünd, d. i. Gaudia mundi, Weltfreuden genannt haben. (Viel wahrſcheinlicher leitet ſich indeſſen der Name von der hier erweiterten Mündung des Remsthales ab; Rems-Gmünd, wie Neckar-Gmünd bei Heidelberg.) Jene Begebenheit fiele zwiſchen die Jahre 650 — 699. Eine beſtimmtere Nachricht iſt, daß Carl der Große (768—814) dem Abt Volrad von St. Denys die Erlaubniß gab, im Herzogthum Alemannien mehrere Klöſterlein an verſchiedenen Orten zu gründen, unter anderm auch zu Gamundia. Dieſer Ort muß alſo, wenn auch nur als Hof, damals ſchon vorhanden geweſen ſeyn.

Aus ſeiner Dunkelheit flieg aber Gmünd erſt empor, als das benachbarte Geſchlecht der Büren auf den ſchwäbiſchen Herzogsſtuhl, und dann auf den Reichsthron erhoben ward.

Der neue Herzog, Friedrich von Schwaben (1080—1105) brauchte zur Schöpfung ſeines Hofſtaates eine benachbarte Anſiedlung von Handwerkern, Künſtlern und Kaufleuten. Dieſe ſammelten ſich in Gmünd, und ſo mag ſchon in dieſer Epoche der erſte Grund zu dem Hauptgewerbe der Stadt, der Gold- und Silber-Arbeit, gelegt worden ſeyn. Die Herzoge thaten alles, um dem wachſenden Städtchen aufzuhelfen, geſchickte Bauleute führten herrſchaftliche Häuſer in der Nachbarſchaft auf; beſonders ſchmückten ſie den Flecken mit der noch ſtehenden Johanniskirche; die wahrſcheinlich dem 1102 von Herzog Friedrich und ſeiner Gemahlin Agnes in der Nachbarſchaft geſtifteten Benediktiner-Kloſter Lorch einverleibt ward. Der Ort ſelbſt aber wurde wohl damals, wie andere, durch einen ſtaufenſchen Vogt regiert.

Friedrich der Einäugige von Staufen, Herzog von

Schwaben, umgab Gmünd mit Mauern (1110). Sein Sohn Friedrich der Rothbart, als er von dem Kreuzzuge, in welchen er seinen Oheim, den Kaiser Conrad (1143) begleitet, zurückgekommen war, fand den Vater todt, und übernahm die Regierung des Herzogthums Schwaben. Bald darauf (1152) starb auch Conrad, und Barbaroſſa ward zum Kaiſerthron gerufen. Unter ihm, dem Freunde der Kunſt und des Gewerbes, ſcheint Gmünd wirklich zur bedeutendern Stadt geworden zu ſeyn; er ſoll ſich öfters hier aufgehalten, dem Flecken Stadtrecht, andre Freiheiten, auch das Wappen, ein ſilbernes Einhorn im rothen Schilde, ertheilt haben.

Unter der Regierung ſeiner Söhne, Heinrichs VI. († 1197) und Philipps († 1208), wuchs die Stadt immer mehr; viel adelige Geſchlechter aus der Nachbarſchaft hatten ſich bürgerlich in ihr niedergelaſſen. Je mehr im Anfange des 13ten Jahrh. das Anſehen des hohenſtaufenſchen Kaiſerhauſes ſank, hub und befreite ſich der einzelne, und ſo mag auch dieß der Zeitpunkt geweſen ſeyn, wo Gmünd, wahrſcheinlich durch ein erkauftes Privilegium, ſeine eigne Municipalität erhielt.

Doch war die Stadt, ſo lange noch Hohenſtaufen lebten, ihren angebornen Herrn von ganzem Herzen ergeben. Bei den unaufhörlichen Kriegen Friedrichs II. mit dem Pabſte, hielt Gmünd treulich zu ihm, ſandte ihm Hilfsvölker nach Italien, und zog ſich dadurch den Haß des heil. Stuhls zu. Ein Prieſter Albertus befahl im Namen des Pabſtes, im J. 1240, dem Biſchof zu Aichſtädt, die Stadt Gmünd und alle, die dem Kaiſer Hülfe ſandten, in Bann zu thun. Aber der Biſchof gehorchte nicht. —

Seit Gmünd zur freien Stadt geworden, hatten die Bürger, wahrſcheinlich freiwillig, ihrem Adel die Regierung überlaſſen, um ungeſtörter ihr Gewerbe treiben zu können. Härte und üble Wirthſchaft aber ſcheinen die Bürgerſchaft erbittert zu haben; ſie entriß ihm im J. 1281 die Regierung, jagte ihn zur Stadt hinaus, und zerſtörte ſeine benachbarten Schlöſſer, Eitakofen, Brogenberg, Eitzelburg, Rinderbach und Wolfsthal. Zum erſten Bürgermeiſter wählten ſie aus ihrer Mitte Bernhard Klebzagel. Doch ſcheint ſich der Adel bald wieder mit der Stadt verſöhnt zu haben, indem er

nicht nur wieder in die Stadt eingelaſſen, ſondern ſchon 1293 wieder zu Rathsherrn gewählt wurden.

Im J. 1349 war aber die Stadt ſchon wieder im Kriege mit den Adelichen, und Ulrich von Rechberg tödtete ihr auf einem Streifzuge 40 Bürger.

Im J. 1353 erhielt die Stadt von Kaiſer Carl IV., den Grafen von Würtemberg, Eberhard den Greiner, zum Schutzherrn. Im J. 1375 trat ſie nebſt andern Reichsſtädten, in ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm, gerieth aber ſchon im folgenden Jahre mit dem Grafen und dem Kaiſer in blutige Fehde, weil der letztere, wie er es nicht ſelten in Geldverlegenheiten machte, die Reichsſtadt gegen baares Geld an den Grafen verſetzte, der nun die Auslage mit Wucher von der Stadt zu erpreſſen ſuchte. Die Städte und mit ihnen Conrad von Rechberg, wahrſcheinlich einer ihrer Hauptleute, wurden nun in die Acht erklärt, und um das Elend voll zu machen, fieng im J. 1377 die Peſt an, ſchrecklich in Gmünd zu wüthen. Schon in dieſem Kriege ward das Rechbergiſche Wäſchenſchlößchen, die Stamburg der Büren zerſtört. — Doch ward noch in dieſem Jahre Friede mit dem Kaiſer, und im J. 1379 endete auch die offne Fehde mit dem Greiner.

Im J. 1381 trat Gmünd dem allgemeinen Städtebund bei. Daher es aufs neue 1388 in die Fehde mit Eberhard verwickelt ward, welche mit der Schlacht bei Döffingen endete. Im J. 1393 fielen die Gmünder abermals in Würtemberg ein, und beraubten das Schloß des Seefried von Zyllichard, zwiſchen Eibach und Treffelhauſen im Roggenthal. Endlich erfolgte die vollkommene vertragsmäßige Ausſöhnung im J. 1395.

Die Reichsſtadt hatte früher keine Beſitzungen; nun erhielt ſie allmählig benachbarte Ortſchaften und Höfe, theils durch Kauf, theils durch Schenkung, meiſtens von den Herren von Rechberg, im Laufe des 14ten Jahrhunderts.

Im J. 1407 wüthete die Peſt in Gmünd; im J. 1433 ertheilte Kaiſer Sigmund der Stadt den Bann, über das Blut zu richten.

Im J. 1449 ſehen wir die Stadt ſchon wieder mit Eßlingen in eine Fehde gegen den Grafen Ulrich von Würtemberg verwickelt, zu Folge deren auch Ulrich von Rechberg den Gmündern abſagte, die zwei Rechbergiſchen Klöſter zerſtörten, aber aus einem Hinterhalt angegriffen, mit großem Verluſt zurückge-

trieben wurden. Bei Nellingen wurden sie mit den andern Städten von Ulrich aufs Haupt geschlagen, und nun erfolgte im J. 1450 die Aussöhnung.

Um dieselbe Zeit scheint Gmünd kunstreiche Leute, in Verfertigung der damals gebräuchlichen Kriegsmaschinen, in seiner Mitte gehabt zu haben, denn Graf Ulrich machte im J. 1450 mit dem Stadt-Werkmeister Jakob Cyselin einen Vertrag, ihm zwei werfende Handwerke, damit man in die Städte und Schlösser große Steine werfen könnte, zu verfertigen, auch ihm zwei oder drei Leute einzulehren, wie man solche Werke machen und gebrauchen müsse.

Zum Dank für die städtische Hülfe in der Fehde K. Friedrichs gegen den Herzog Ludwig von Baiern 1462, ward das Wappen Gmünds, wie das der übrigen Reichsstädte, in den Reichssturmfahnen gar zierlich um den doppelten Adler hergesetzt.

Im J. 1482 ward auf der Gmünder Bitte von Graf Eberhard ein Landgericht in der Stadt errichtet.

Als im J. 1495 Eberhard zum Herzog erhoben wurde, schickten die Gmünder ihm einen zweifach vergoldeten Becher, auf beiden Seiten den Schild Gmünd.

Im J. 1497 fielen durch die Schuld unvorsichtiger Ausbesserer die zwei Kirchthürme der Stiftskirche ein. Doch geschah kein anderes Unglück dabei.

Im J. 1504 stand die Stadt Gmünd dem Herzog Ulrich im pfälzischen Kriege so männlich bei, daß er ihren Truppen beim Abzug eine schöne Summe Geldes austheilen ließ.

Die weitern Merkwürdigkeiten des 16ten Jahrhunderts verweisen wir in einen besondern Anhang.

Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts ward die Stadt, drei Wochen lang von Herzog Joh. Friedrichs von Würtemberg Obristen, v. Reichau, jedoch fruchtlos, belagert.

Im 30jährigen Krieg ward es von den Schweden und 1637 von der Pest hart mitgenommen.

Den 21. Jan. 1652 wurde Melch. Vestlen „wegen Unholden Werk" enthauptet und verbrannt.

Im J. 1701 ward ein Aufruhr der Bürgerschaft gegen die Regierung mit Mühe gedämpft.

Im span. Succeſſ. Krieg überliefert die Stadt 1703 den ſiegreichen Franzoſen die Schlüſſel. Daſſelbe geſchieht im Revolutionskrieg am Schluſſe des Jahrhunderts 1796 und 1800.

Die Merkwürdigkeiten und Umgebungen Gmünds nehmen unſern Reiſenden immerhin einen halben Tag weg, wenn ſie ſich vor dem Schluß der Reiſe auch nicht zu einem ganzen Raſttag verleiten laſſen.

Der Nachmittag wird alsdann am ſchicklichſten zu einem Ausflug nach

Kloſter Lorch

benutzt, das 1½ Stunden von Gmünd an der Stuttgarter Chauſſée gelegen, denjenigen, die ihr Rückweg nach Stuttgart und ins Unterland führt, ohnehin auf dem Wege liegt. Der Weg auf der Heerſtraße dahin, iſt ſehr angenehm durch ein ziemlich ſchmales Wieſenthal, mit niedern, aber wohlgeformten Tannenhügeln rechts und links bekränzt, und in mehreren Schlingungen ſich fortziehend, zur linken Seite die Rems, die in immer freundlichere Gegenden zu führen verſpricht. Der Tannenwald gereicht dem Auge, das ſchon lange ſich an die Buchenwälder der Alb gewöhnt hat, zur angenehmen Abwechslung, und es wird dem Wandrer zu Muth, als wenn er nun unmittelbar von der Alb dem Schwarzwald entgegen gienge. Auch ſteht er auf dem Hügel, das die Kloſtergebäude Lorchs krönen, ſchon auf der Staffel eines Tannengebirges, das niedriger als die Alb und der Schwarzwald, doch immer zu den höheren Würtembergs gehört, und einen eigenthümlichen Charakter hat; er ſteht am Fuße des Welzheimer Waldes.

Das Dorf Lorch, groß und wohlhabend, liegt am Fuße des Kloſterhügels und empfängt den Wandrer zuerſt mit geräumigen Straßen, hübſchen Häuſern und guten Herbergen (Sonne). — Der Hügel ſelbſt iſt in zehn Minuten beſtiegen. Eine uralte Linde auf einem Vorſprung vor den Kloſtermauern gegen Südweſten, ladet in ihren Schatten ein, und hier iſt der Niederblick in das anmuthige Waldthal der Rems recht eigenthümlich reitzend. Kehrt man ſich links und wandelt von Weſten gegen Oſten an den Mauern hin, an welchen Rebenlauben Schutz gegen den rauheren Himmel ſuchen, ſo blicken über

der jenseitigen Hügelwand der Rems und ihren Tannen die schönen Spitzen der untern Alb, Hohenstaufen, Rechberg, Rosenstein, mit jedem Schritt wieder eine andre, mit jedem Sonnenblick wieder anders beleuchtet, lauschend und zauberisch hervor.

Aus der ernstheitern Gegend durch die dunkeln Thore und Vorhöfe tretend, muß der Wandrer von der uralten, schmucklosen, düstern Klosterkirche, in deren Nacht er jetzt eintritt, wunderbar afficiert werden. Sparsame, zum Theil verbaute, Fenster streuen ein Licht in die gruftähnliche Halle, das erst dann erhellt, wenn das Auge sich an die vorherrschenden Schatten gewöhnt hat. In diesem Helldunkel gewahrt der Wandrer sowohl in dem Schiffe der Kirche, als in deren Chor eine schöne Anzahl von Grabsteinen, die, das mittlere, Altarähnliche, ausgenommen, nach der alten Sitte Theile des Fußbodens ausmachen. Das Herz muß ihm schlagen, wenn er von dem Führer hört, daß er hier über lauter Gräber des hohenstaufischen Geschlechts wandelt. Da aber dem Gerade halb unterrichteter Führer am wenigsten zu trauen ist, so höre er lieber den Geschichtschreiber an, selbst wenn dieser manche schöne Täuschung zerstören sollte.

Sattler giebt uns folgendes stolzlautendes Verzeichniß der Staufischen Gräber, das wir aus andern Notizen so ergänzen: In der Kirche selbst: das Grab Herzog Friedrichs I., † 1105 und seiner Gemahlin Agnes, König Heinrich IV. Tochter † 1143, der Stifter des Klosters, und unterhalb derselben Ludwigs und Walthers, der beiden Brüder Friedrichs, wie auch Judiths (v. Baiern), der Mutter von Kaiser Friedrich Barbarossa. Im Chor waren drei Gräber (jedoch schon zu Crusius Zeit nur noch Eines vorhanden; vielleicht Irene's.) Nämlich: 1) in der Mitte liegt Heinrich, röm. König, Sohn König Conrad III., † vor seinem Vater 1150, und Friedrich, Herzogs in Schwaben. Dieß war ein Bruder von Heinrich, der eine Tochter Heinrichs des Löwen, Richenza, zur Gemahlin hatte und kinderlos starb. 2) Auf der rechten Seite der Vater dieser beiden, König Conrad III. † 1152, mit seiner Gemahlin Gertrud von Sulzbach, und vier Söhnen (Brüder der unter Nro. 1 genannten): Reimbold. Friedrich der jüngere. Wilhelm und Friedrich. Die beiden letztern Namen sind in jedem Fall irrig, denn ein-

dritten Friedrich hatte Conrad nicht und einen staufischen Wilhelm kennt die Geschichte nicht; obgleich Crusius in einer alten versificirten Mönchsgrabschrift zu Lorch diesen Namen auch las. 3) Auf der linken Seite: Irene oder Maria Graeca, Tochter des griech. Kaisers Isaak, die Gemahlin des unglücklichen Königs Philipp, von der wir bei Hohenstaufen gesprochen († 1208); dieser fügt Sattler noch ihre Tochter Beatrix bei; da aber Irene eine unzeitige Geburt zur Welt gebracht hat, an der sie selbst starb, so liegt wohl diese bei ihr begraben, nach dem Zeugniß der lat. Mönchsgrabschrift; eine deutsche Uebersetzung in Knittelversen aber, die Crusius auch anführt, macht diese unzeitige Geburt zu einer Tochter Beatrix. Daher wohl Sattlers Irrthum, den auch Crusius theilt. Dagegen erwähnt die angeführte lat. Mönchsgrabschrift bei den vier Kindern Conrads und Gertruds statt eines Friedrichs, der nie existirt hat, einer Beatrix. — Vor den Staffeln des Chors sah man ehemals noch zwei Gräber, in deren einem Reginald, in dem andern Friedrich begraben liegen sollten, angeblich Söhne Kaisers Philipp (?) Sattler hat diese letztere Notiz auch von Crusius. Das ganze obige Verzeichniß scheint sich bei Sattler überhaupt auf Crusius, bei diesem auf jene, späteren und trügerischen, Mönchsgrabschriften, und des Lorcher Klostermönchs, Spindlers, Zeugniß zu gründen, der unter andern auch den Sohn Barbarossa's, Friedrich, der doch auf seines Vaters Zug in Asien starb, hier begraben seyn läßt. Leider zeigt schon der bloße Anblick, daß die jetzt vorhandenen Grabmähler neuere Arbeit sind. Auch die Geschichte bestätigt dieses. Crusius führt jenen Lorcher Conventual, Fr. Jak. Spindler von Göppingen, an, der erzählt, wie er von den „Alten des Convents," deren Namen er nennt, als Augenzeugen gehört, daß im Jahr 1475 „das Grab der Stifter aufgethan, der Stein aufgehebet, und neu gemacht worden."

„Da hat man funden viel Gebeins, klein und groß; sind unter solchen viel, die drei Spannen lang gewesen seyn. Auch viel Hauptscheben (Schädel). — Und besonders als aufgethan sind worden die Gräber von der Sakristei: hat man gefunden Hauptschellen, an welchen noch hübsch gelb Haar ist gewesen, und auch kleine Spörnlein, auch ander Ding, das man vor Alter nicht hat können erkennen, was

es sey. — Es sind auch im Langmünster etliche Sachen in den Felsen gehauen. Denn der Fels steigt allda auf bis zu dem Pavisment (Estrich), darin die Stifter samt den andern sind begraben worden." —

Eine neue Zerstörung erfuhren wohl die Gräber bei der Verwüstung des Klosters durch die Bauern im J. 1525, von der es erst im J. 1547, „da es etlicher maßen wieder neu erbaut ward" sich erhohlte.

Welche also von den staufischen Familiengliedern hier beigesetzt worden, auch, ob ihre Gebeine später hieher gebracht worden seyen, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Am sichersten ist es wohl von Herzog Friedrich I., dem Stifter des Klosters, der im J. 1105 starb, dessen Gebeine aber nach handschriftlichen Nachrichten erst im J. 1140 hieher gebracht worden seyn sollen *); und von der Kaiserin Irene, wiewohl das Kloster Ebrach in Franken noch mit Lorch um diese Ehre streitet.

Ausser diesen Grabmälern ziehen verbleichte Gemählde berühmter Staufen an den Säulen der Kirche die Blicke des Beschauers auf sich. Crusius hat sie noch farbenhell gesehen. Hier ist sein beschreibendes Verzeichniß derselben:

1. Friedrich I., Herzog in Schwaben, und seine Gemahlin Agnes, halten knieend mit erhabenen Händen das Kloster in die Höhe, als gutthätige Stifter. Er als ein alter, grauer Mann, in einem grünen Kleid von Pelz. Sie in einem fleischfarbigen Rock, darüber ein braunblauer Mantel ist.

2. Friedrich II. der Einäugige, des ersten Sohn, in einem rothen Kleid und grünen Strümpfen.

3. Dessen Sohn Friedrich der Rothbarth. Sein

*) Sein steinernes Grabmal, das jezt, wie ein Altar in der Mitte steht, und das schon Crusius so fand, stammt von jener Renovation her, von welcher Spindler spricht. Es ist fast 11 Spannen lang, 6 breit und 6 hoch. Um seine 4 Seiten, im obersten Umgang sind folgende Worte eingehauen:

1. Anno Domini 1102 war dieß
2. Kloster gestift. Hier liegt begraben Herzog Friedrich von Schwaben. Er und
3. sein Kindt, dieß Klosters Stifter gewesen sind.
4. Sein Nachkommen liegen auch hiebei. Gott ja allen gnädig sey. Gemacht im J. 1475.

Kleid ist ein grüner Rock, und sein Barth roth, in zwei Theile getheilt. Crusius fand, daß er dem D. Eberhard Widenbach, seiner Zeit Abt zu Bebenhausen, ähnlich sah.

4. Kaiser Heinrich VI. in einem himmelblauen Pelzkleid und grünen Strümpfen.

5. Kaiser Friedrich II. in einem braunblauen Kriegs-Habit.

6. Conrad, römischer König, im grünen Kleid und rothen Strümpfen.

7. Conradin, ein junger Herr von schönem Angesichte, geharnischt, mit einem Schwert in der rechten Hand; ein langer Talar hängt ihm über den Rücken. Der Helm liegt zu seinen Füßen. Ueber diesem Bild ist folgende Figur: Er liegt auf einem Block. Der Scharfrichter läßt das Beil an einem Seil auf dessen Nacken fallen. Hinter dem Scharfrichter sitzt der Pabst auf dem Thron, samt einem Cardinal und Carl von Anjou.

8. Der König Philipp und Irene. Sie halten knieend eine Tafel in die Höhe, er mit der rechten, sie mit der linken Hand. Ihre Kleider bedecken die Füße. In der Mitte dieser Tafel ist Christus am Kreuz, darunter Johannes und Maria; rechts die Opferung Isaaks, links die erhöhte Schlange Mosis. Philipp trägt eine Krone, hat rothe Haare und Bart (wie sein Vater Barbarossa), einen braunblauen Kragen von Seide um den Hals, einen grünen Rock mit Pelz verbrämt. Irene ist gekrönt, trägt hinten, unter der Krone eine braunblaue Haube, vorn etwas weisses; hernach einen weissen Kragen und braunblauen Rock mit Ermeln, die hinten eng, vornen weit sind; Rock und Ermel sind mit Gold verbrämt. Ueber jener Tafel aber ein Bild Mariens mit dem Jesuskind, das Wappen des Klosters, und die drei Bildnisse Pauli, Mariä und Petri.

Sämmtliche Gemählde müssen Crusius alt erschienen seyn, denn er spricht noch von einer unbedeutenden Figur aus neuern Zeiten. — Eine Abbildung dieser merkwürdigen Gemählde, mit den Farben unsers Crusius aufgefrischt, ist kürzlich in der „Ansicht der Klosterkirche zu Lorch, durch Sebald Baumeister in Gmünd," erschienen.

Die dritte Merkwürdigkeit der Kirche ist das alte Familien-Begräbniß der Wöllwarthe. Vierzehn Steinbilder Wöllwarthischer Ahnen (aus den Jahren 1409 — 1567) sind an zwei Seiten und an der obern Mauer des Gewölbes aufgestellt. An Einer Statue steht die Inschrift. Die Buchstaben waren golden, und wurden daher im Bauernkrieg von den Aufrührern geraubt. — Auf eine gräßliche Weise zeichnet sich das Steinbild Ulrichs von Wöllwarth († 1505) aus; diese Statue hat einen zerfressenen Bauch, aus dem Haupt kriecht eine Schlange, ein Frosch und eine Eidechse. Er soll auf der Jagd verirrt und sein Leichnam im Wald in solchem Zustande gefunden worden seyn. —

Endlich sah Crusius noch folgendes, wunderbar allegorische Gemählde zu Lorch, das, wahrscheinlich kurz vor seiner Zeit verfertigt, sich in einer mit dergleichen Raritäten bemahlten alten Abtsstube noch heut zu Tage vorfinden möchte:

„Man sieht einen Baum, auf welchen Jemand steigt. Der Honig fließt. Es sind zwei Mäuse, die unten den Baum benagen, eine weiße und eine schwarze. Der Tod sitzt auf einem schnell laufenden Eichhorn, und hält einen gespannten Bogen, worauf ein Pfeil liegt. Es sind Schlangen da, es ist ein Drache da. Dabei stehen deutsche Reimen, welche die Auslegung mittheilen: der Baum bedeutet des Menschen Lebenszeit. Der Mensch steigt hinauf und begehrt stets länger zu leben. Er will Honig essen, d. i. eitle Wollüste genüßen. Die weiße Maus bedeutet den Tag, die schwarze die Nacht: beide benagen den Baum, d. i. die Zeit hat Gewalt, die Natur umzukehren, sie verzehrt das Leben und Alles. Der Tod verfolgt uns mit einem verderblichen Anlauf, er spannt seinen Bogen, drohet den Untergang und bringt ihn auch. Der Mensch wird eine Speise der Würmer (Schlangen). Der alte Drache ist der Teufel, welcher ihn zu verschlingen sucht."

Geschichtliches über Lorch.

Das Dorf Lorch, Laureacum, deutet, wie die Stadt und das ehemal. Erzbißthum Lorch in Oestreich, vermöge seines Namens auf römischen Ursprung, wie denn die letztere auch wirklich in einer bekannten römischen Topographie schon genannt ist. Unser Dorf war ein altes Besitzthum der Freyherrn von Büren oder Staufen, und auf dem Hügel, wo jetzt das

Kloſter ſteht, damals der Marienberg, oder Liebfrauenberg genannt, ſtand eine Burg dieſes Geſchlechts. Sattler ſah noch einen Thurm davon, den die aufrühriſchen Bauern im J. 1524 vergebens verſucht hatten, abzubrechen. In dem Dorfe Lorch hatte nach Cruſius ſchon Hildegard, die er Wittwe eines Heinrichs von Staufen oder Büren und geborne Gräfin von Helfenſtein nennt, die aber eine geb. Gräfin von Hohenlohe und Gemahlin eines Friedrich (von Büren?) war, eine Kirche und ein Stifthaus zu bauen angefangen. Es gehörte aber zu dem Ehrgeiz aller alten Familien des damaligen Zeitalters, ein eignes Familienkloſter zu haben. So ward von Friedrich von Staufen, dem erſten Herzog dieſes Geſchlechts in Schwaben, und ſeiner Gemahlin Agnes, und von ihren Söhnen, Friedrich und Conrad die Burg in ein Benediktinerkloſter verwandelt und das Canonikerſtift im Dorfe Lorch vielleicht damit vereinigt. Hier ſollte für ſein, ſeiner Voreltern und Nachkommen Seelenheil unabläßig gebetet werden, hier wollte er einſt ruhen, und ſeine Nachkommen in geweihter Erde um ſich verſammeln. Das neugeſtiftete Kloſter wurde von Friedrich im J. 1108 mit Hirſchau'ſchen Mönchen beſetzt. Die Familie behielt ſich den beſondern Schirm über das Kloſter vor. Kaiſer Friedrich I., des Herzogs Enkel, war es, der, ehe er noch die Krone aufgeſetzt, den Klöſterlingen als Schirmer beſonders gefiel, und ihnen von Kaiſer Conrad bewilligt wurde. Als Kaiſer begünſtigte er das Kloſter auf alle Weiſe und befreite es von allen ungünſtigen Leiſtungen. Auch Heinrich der VI. und Friedrich II. hielten die Schirmsvogtey über das Kloſter als Familieneigenthum aufrecht, obgleich das Kloſter etwas mistrauiſch gegen den letztern war. Sein Sohn Conrad der IV. ſtand noch in gutem Vernehmen mit dem Kloſter. Aber ſeit den Staufen ihr deutſches Erbe nicht mehr genügte, und ihre Habſucht nach dem gefährlichen Süden grief, hatte das Kloſter manchen harten Kampf um ſeine Güter, Freiheiten und Rechte zu kämpfen, und noch mehr als, nach Erlöſchung des Staufenſchen Hauſes, Rudolph von Habsburg, den keine Familienanhänglichkeit an das Kloſter feſſelte, — obgleich er die Verordnungen ſeiner erhabenen Vorfahren ehrte — den Schutz einem ſeiner Reichsbeamten und Getreuen zu übertragen ſich vorbehielt. Nach Rudolphs Tode warfen ſich endlich die Mönche Graf Eberhard von

Würtemberg in die Hände (1291), und nun übte dieses Haus die Schirmvogtei; aber die Mönche benützten die nächste beste Zwistigkeit Würtembergs mit dem Kaiser, (Graf Ulrichs mit Ludwig) und begaben sich 1331 wieder unter des Kaisers Schutz; und doch hatte Würtemberg die Vogtei treu und uneigennützig geübt und Kaiser Carl, empfahl im J. 1373 und 1377 das Kloster dem Grafen ausdrücklich. Kaiser Wenzel erlaubte im J. 1398 dem Kloster, einen allgemeinen Schutzherrn über seine Güter zu wählen und nach Belieben wieder abzudanken. Doch scheint Würtemberg eine fortwährende Schirmgerechtigkeit darüber geübt zu haben, wie denn Graf Ulrich zu Würtemberg dasselbe im J. 1462 wegen ärgerlichen Lebens der Mönche durch den Abt zu Hirsau und den Prior zu Güterstein reformierte.

Trotz seiner reichen Besitzungen steckte das Kloster sich sehr frühe in Schulden bei Juden und Christen und mußte im J. 1290 seine Weinberge, die es bei Stuttgart besaß, verpfänden. Der Pabst aber suchte ihm durch reiche Ablässe zu helfen. Doch fuhr es mit Verkaufen und Abtretungen fort. Indessen war es, als der furchtbare Bauern-Aufruhr herannahte, noch reich um genug die Empörer anzulocken. Schon an dem Aufruhr des armen Conrad im J. 1514, hatten die Lorchischen Unterthanen Theil genommen, wurden aber zu Paaren getrieben und mußten dem Abt schwören, die Sturmglocke nicht mehr zu ziehen, nicht auszuwandern, eine Geldstrafe und den ordentlichen Leibzins zu entrichten. Aber die Verheerungen des Bauernkriegs im J. 1524 konnte das Kloster nicht abwenden, ja keines wurde härter getroffen.

Am Ostermontag dieses Jahrs empörten sich die Schenkischen Bauern. Ihr Haupt und Canzler war Wolfgang Korfenbeisser, Pfarrer zu Frickenhofen: ihr Fähnrich, Judenhut von Westen. Mit ihnen verbanden sich die Bauern von Gelbingen, Thann, Sontheim, Velberg und an der Pischach. Mit solcher Mannschaft zogen sie auf Hohenstaufen los, dessen Schicksal wir oben erzählt haben. Am 29. April bemächtigten sie sich Lorchs, brannten das Gotteshaus von Grund ab, plünderten die Kleinodien und Kostbarkeiten, und erklärten alle Privilegien des Klosters für aufgehoben. Den Abt Sebastian aber erschlugen sie; die Mönche trieben sie ins Elend. Eine Menge Dokumente, die das gleichfalls bedrohte Kloster

Murrhard hieher geflüchtet, wurden mit ein Raub der Flammen. Die Bauern hatten eine Zeitlang hier ihr Hauptquartier (s. Anhg. über Gmünd).

Verödet lag das Gotteshaus nun bis zum J. 1547, wo es neu aus der Asche emporstieg. Unter dem Abte Benedikt Rebstock ward das Kloster von Herzog Christoph reformiert und nach dessen Tode 1565 der erste evangel. Abt, Georg Ubal ernannt. Bei seinem Nachfolger Abel Vinarius (Weinlin) kehrte Crusius ein, und lobt seine Tafel. Im 30jährigen Krieg ward das Kloster 2 mal wieder von den Katholischen besetzt, das erstemal im J. 1631. von kaiserl. Commissarien, das andermal im J. 1634 nach der Nördlinger Schlacht von den Mönchen. Erst mit dem westphälischen Frieden ward es geräumt und von 1651 an wieder mit evangelischen Aebten besetzt. —

Hier verläßt der Wegweiser seinen Wandrer. Wer nach Tübingen zurück will ohne Stutgart zu berühren, sucht den Weg nach Nürtingen über Schorndorf (1 ½), Schlichten (1), Thomashart (¾), Hegenloch (¾), Reichenbach (¾), Hochdorf (¾), Steinbach (¾), Wendlingen (1), Unterboihingen (¾), Oberboihingen (¾), (Nürtingen ¾); zusammen 9 Stunden. Schorndorf zieht ihn an durch seine alten Festungswerker, und durch die Erinnerung an die Heldenthat seiner Weiber, die im J. 1688 auf den Wällen erscheinend die Franzosen abtrieben; Nürtingen, ein liebes, geselliges Städtchen, durch seine herrliche Lage am Neckar, an einer Vorhügelkette der Alb gegen S., im Hintergrunde Neufen gegen S. W. Von der Albkette kann der Wandrer hier am besten auf der Wolfschluger Höhe (1 St. von Nürtingen nördlich), Abschied nehmen. — Das Städtchen Nürtingen hat von seinem reichen Spital schöne Gebäude, eine hübsche Neckarbrücke, ein altes Schloß, und sein Kirchhof ist durch den Krieg mit Kaiser Rudolph I. im J. 1286 berühmt. — Von Nürtingen geht der Weg über Neckarthailfingen (1 ½), Schlairdorf (¾) Waldorf (1), Lustnau (2), nach Tübingen (¾). (oder am Neckar fort über Mittelstadt, Pliezhausen und Kirchentellinsfurt).

Wer nach Stuttgart heim reist, geht auf der Landstraße über Schorndorf (2 ½), durch das liebliche Remsthal nach Waiblingen (3 ¾ St.), Kanstadt (2 St.), Stuttgart (¾ S. (zusammen (8 ¾ Stunden.) Ihn wird es nicht reuen bei Gruonbach (2 St. von Schorndorf, im Remsthal) die mit Reben und Wald besetzte Anhöhe rechts (¾ St.) zu besteigen und in dem köstlichen, hochgelegnen Dorfe Buch der wohlbekannten Albkette, die sich hier mit einem unvergleichlichen Vordergrund darstellt, ein Lebewohl zu sagen. Bei Großheppach (¾ St. von Gruonbach) verlohnt sich der Abstecher nach Beutelspach (südlich ¾ St.), wo einst über dem Flecken die Burg Beutelsbach und in demselben das Stift mit dem Erbbegräbniß der Grafen von Würtemberg stand. Beide wurden 1311 zerstört. In der Kirche findet der Wandrer einen Grabstein, der das älteste Würtemb. Wappen enthält. Dazu eine Menge uralter eingemauerter Steine mit Symbolen, welche ganz an die der Beisener-Kirche erinnern. Von Beutelspach gieng der unter dem Namen des armen Conrad (Koin Rath) bekannte Bauern-Aufruhr im J. 1518 aus. An dem benachbarten Cappelberg, den die Bauern verschanzt hatten, führt die Reisenden die Straße rechts vorüber. —

Den letzten Abschied von der Alb nimmt der Stuttgarter auf dem Kahlenstein (¾ St. von Stuttgart), einem herrlichen Punkte, den der Geschmack des Königs Wilhelm sich zu einer Lustwohnung bestimmt, und von welchem aus er den Mittelpunkt des Gebirges, die ehrwürdige Teck und in der Nähe den alten, Stammsitz Würtembergs, den Rothenberg, mit seinem ersten Denkmale, scheidend begrüßt.

Erſter Anhang.

Andeutung zweier Touren nach der Donauſeite der Alb, die in Verbindung mit der vorſtehenden Reiſe zu bringen ſind.

Allgemeine Bemerkung.

Die ganze Donauſeite der Alb zu bereiſen wäre zwecklos; das Gebirge verflacht ſich hier allmählig, ſo daß es nur in breiten Haiden oder waldigten Hügeln, hier und da faſt unmerklich in die Donauebne herabläuft, und zum größern Theile keine Reize und keine Merkwürdigkeiten darbietet. Dagegen laufen von dem Gipfel und der Mittelfläche der Alb aus noch einige ſchöne Thäler, vom Schluſſe der Mündung zu gerechnet, ſüdlich, nach der Donauſeite, deren Geſtaltung, Flüſſe, Schlöſſer wohl Anſpruch auf Beſuche machen können; unter dieſen zeichnen wir das Lauchertthal, das Brenzthal, das Blauthal, das Schmichenthal, und vor allen das Lauterthal aus. Sie werden von minder hohen Bergen gebildet, da ihr Schluß meiſt ſelbſt ſchon auf bedeutender Gebirgshöhe iſt, und ihrer Oeffnung zu die Gebirge immer flacher werden; auch iſt ihr Grund meiſt nur ein reinliches Wiesthal ohne, oder mit wenigem Obſt, und mehrere ſind ſelbſt in Beziehung auf die Berge, etwas arm und kahl; doch haben namentlich das Lauterthal und das Blauthal eine gewiſſe jungfräuliche Unſchuld, die ſie höchſt anziehend macht, das Lauterthal neben derſelben Jungfräulichkeit, Reichthum an Wäldern und Burgen, und das Brenzthal an Felſen und Schlöſſern.

Um dieſe Thäler von der Neckarſeite aus aufzuſuchen, geben wir nun kürzlich zwei Touren an, wobei immer auch einige Segmente der Donauebene mit in die Reiſe gezogen werden.

Erſte Tour.

Ueber das Hardtgebirge an die Donau nach Sigmaringen und das Lauchertthal hinauf.

Antritt der Tour: Bei Lautlingen (ſ. S. 33.), oder Ebingen (ſ. S. 34.).

Austritt: Bei Undingen, zwischen Genkingen und dem Schloß Lichtenstein, oder bei dem letztern (s. S. 63.)

Reisestunden: 2¼.

Marschroute: Von Lautlingen nach Meßstetten (1 St.), nach Schwenningen durch das wilde Hardtgebirge (2¼ St.), nach dem Schloßgut Werenwag an der Donau (¾ St.), köstlicher Niederblick von einem Felsen auf die Donau. — Jetzt die Donau abwärts nach Hausseen im Thal (¾ St.), Unterneidingen (¾ St.), Falkenstein (¾ St.), beim Thiergarten (¾ St.) über die Donaubrücke; nach Gutenstein (¾ St.), nach Tilsingen (1 St.), Inzighofen (¾ St.), Lalz über die Donau zurück (¾ St.); bald wieder hinüber über die Donau, nach Sigmaringen (¾ St.)

Zusammen von Lautlingen über Werenwag nach Sigmaringen: 10¾ St.

Von Sigmaringen (über die Donau) nach Dorf Sigmaringen (1 St.), hier Eintritt ins Lauchertthal. Ueber die Eisenschmidte nach Hitzkofen (1¼ St.), nach Bingen (¾ St.), Hornstein (¾ St.), Jungnau (1¼ St.), Dorf Vöhringen (¾ St.) Allerliebste Gegend mit Felsen und Wasserfällen der Lauchert. Schweizerhaus (brave Herberge). Nach Vöhringen Stadt (Felsen und Höhlen, aber öde) (¾ St.), nach Inneringen (¾ St.), nach Hettingen (1¼ St.), nach Gamerdingen (Schloß) (¾ St.), Bronnen (¾ St.), Kloster Marienberg (¾ St.) auf der Höhe (sehr schöne Waldparthien) mit einem lieblichen Blick ins Lauchertthal. Mögerkingen (¾ St.), Hausen an der Lauchert (¾ St.), Stetten (1 St.) an Erpfingen vorbei nach Undingen (2¼ St.), nach Genkingen (1 St. S. S. 59.) oder von Mögerkingen auf die Albhöhe nach dem sigmaringischen Städtchen Trochtelfingen (¾ St.), dann über Wald und Albgebirg nach Schloß Lichtenstein, theilweise sehr gute Fahrstraße (2¼ St.)

Zusammen von Sigmaringen nach Genkingen: 14 St., nach Lichtenstein: 12 St.

Zweite Tour.

Durch das obere Lauterthal herab, ins Glasthal, über Zwiefalten nach Riedlingen, auf den Bussen, nach Munderkingen, durchs untere Lauterthal hinauf, ins Schmichenthal nach Blaubeuren; durchs Blauthal nach Ulm, über Albeck ins Brenzthal, nach Heidenheim; über Königsbronn und den Albuch.

Antritt: Bei Münsingen (s. S. 244.)
Austritt: Bei Lauterburg im Albuch (s. S. 119.)
Reisestunden: 55 — 56 St.

1. Oberes Lauterthal.

Von Münsingen nach Steingebronn (1 St.), einem Dorf, das von seinem Quell den Namen führt, wie denn überhaupt diese Gegend der Alb wasserreich ist. In der Nähe die Buchhalden und der Guckenberg mit ausgezeichneten Aussichten, vom leztern auch nach der Alpenkette. Dann nach Gomadingen an der Lauter und am Fuße des in naturhistorischer Hinsicht merkwürdigen Sternenberges (¼ St.), auf dessen Sattel ein Quell entspringt, der Offenhausen zufließt; der Gipfel würde eine ungemeine Aussicht gewähren, wenn ausgehauene Plätze da wären. Von Gomadingen nach Offenhausen (¼ St.), einem herrschaftlichen Stuttenfohlenhof. Die uralte Kirche mit dem angehängten Klostergebäude (beides ein Fruchtkasten), verdienen wegen der sonderbaren Geschichte des abgegangenen Nonnenklosters Offenhausen eine Besichtigung. *) Im Garten des

*) Die Umwohner sollen es zur Strafe, daß sie Kaiser Friedrich II. auf einem Feldzuge nach Sicilien nicht begleiten wollten, haben bauen müssen, und für 72 Jungfrauen hinlänglich ausstatten (im Jahr 1250). Man wollte dadurch die übelberüchtigten Offenhäuser versehren. Aber vergebens erhielt das Kloster den Namen Gnadenzell. Der böse Geist der Dorfbewohner pflanzte sich auf die Nonnen fort. Angebliche Verwandte der Herren von Lupfen, der Hauptstifter des Klosters, besuchten gar häufig dasselbe mit lustigen Gesellschaftern. Mahlzeiten, Trinkgelage und Tänze entweihten die heiligen Mauern, und wenn bei einer oder der andern Nonne die schlimmen Folgen sichtbar wurden, so zog

Klosters (durch den Thorwarth um ein kleines Trinkgeld zu öffnen), entspringt aus Felsen in drei Klaren, sprudelnden Quellen die Lauter, das ansehnlichste der Albflüßchen dieses Namens, und treibt alsbald eine Mühle.

Von Offenhausen, etwa über den Sternenberg nach Gomadingen zurück (¼ St.), und nun an der Lauter fort (immer Chaussée), nach dem schönen herrschaftlichen Hauptgestütte Marbach. Hier sind die Mutterstutten beständlich. Den Flor der Stutterei gründeten zwei berühmte Stutteumeister, Hartmann Vater und Sohn; beide wurden steinalt und wirkten hier zusammen über 90 Jahre. Der Vater richtete das Ganze unter Eberhard Ludwig ein; der Sohn starb, über 80 Jahre alt, im J. 1820. Er hieß noch immer Hartmann der Junge, und ist der Verfasser eines klassischen Werkes über Pferdezucht. Jetzt steht das Gestütte unter der

---

dieß nichts anders nach sich, als kurze Entfernung aus dem Kloster, „damit die Wände nicht (von Knudern) beschrieen würden." Graf Eberhard im Bart dachte im J. 1485 ernstlich auf eine Reformation des Klosters. Er erschien persönlich, strafte mit Worten den Unfug, und ließ aus guten Klöstern Musternonnen kommen, die aber bald von Hunger geängstigt, unter Fluch und Gelächter der einheimischen, abziehen mußten. Jetzt sperrte Eberhard das Kloster allem männlichen Zutritt; nach 15 Jahren besuchte er es wieder, und sandte den Nonnen einen christlichen Beichtvater. Von diesem lernten sie zwar das Chorsingen; aber sie plagten ihn mit allen erdenklichen Bosheiten, legten ihm Hasenscharten, Teufel und andres auf die Treppe, um zu hören, wenn er käme, und die verbotenen Dinge wegschaffen zu können. Der Alte ward krank weggebracht, und auch sein Nachfolger weggetrieben. Endlich dachte man darauf, die Rotte aufzulösen, und in einzelne Klöster zu vertheilen. Nun schafften sie alle Kleider, Betten, Hausrath aus dem Kloster, versteckten, was sie nicht wegschaffen konnten, oder tauften Früchte und süße Weine dafür. Aber die Reformirtschwestern erschienen mit dem Kanzler des Grafen, und am 24sten Sept. 1580 Eberhard selbst, mit seiner Gemahlin, zahlreichem Gefolge und unzähligen Zuschauern. Jetzt wurden den Nonnen alle Verwaltungsstellen abgenommen, das Entwendete zurück erpreßt, eine neue Subpriorin und Schaffnerin ernannt. Die alten Nonnen wurden in andre Klöster gesteckt. Obgleich nach 3 Jahren der Bitz die Kirche und eine Reformirtschwester traf und Zweifel gegen die neuen Regentinnen erregte, so erwiesen sich diese doch. Bessere Zucht ward eingeführt und Graf Eberhard schenkte dem Kloster einige Kirchenzierde.

Aufsicht des verdienstvollen Stallmeisters Authenrieth. Jährlich zur Beschelzeit kommen die vorzüglichsten Hengste aus dem herrschaftlichen Marstall zu Stuttgart mit einem Stallmeister hieher. Die geworfenen Fohlen werden im Herbst abgestoßen, die Stuttenfohlen nach Offenhausen, die Hengstfohlen nach Güterstein und von dort zur Sommerweide nach Stt. Johann. Von Marbach führt eine treffliche Chaussée ab von der Lauter, in ein nördliches Seitenthal nach dem hübschen königlichen Jagdschloß Graveneck (¼ St.), das auf einen Hügel anmuthig gebaut ist. Der erste Gründer ist Herzog Christoph, der auch einen Theil der feinen Tannenhayne angelegt haben soll, die, Fremdlinge auf der Alb, das Schloß umgeben. Von dem Viereck, das Christoph hier erbaut, steht nur noch der hintre Theil, aber auch dieser von Herzog Carl in den 1760ger Jahren umgeschaffen. An der vordern Seite wurde damals ein neuer Bau, das jetzige corps de logis aufgeführt, das jetzt so freundlich vom Hügel herabschaut, und aus dessen Sälen man die hübsche Aussicht in das von Buchenwaldungen schön umkränzte Thal genießt. Es enthält noch ein schätzbares Gemälde von Harper, Graveneck und seine Umgegend vorstellend. Rechts und links lehnt es sich an die Wurzeln zweier alten Thürme, deren abgetragne Kegel zu Altanen benutzt worden, und die auch noch aus Herzog Christophs Zeit stammen. An die Schloßgebäude reihten sich von hinten eine beträchtliche Anzahl andrer Häuser; aber viele sind jetzt abgebrochen; namentlich wurde das Theater unter König Friedrich nach Monrepos verpflanzt; der Offizlantenbau ist von dem regierenden König dem Verein der Münsinger Privaten für Veredlung der Pferdezucht eingeräumt worden. An der Hauptallee der jetzt größtentheils eingegangenen Anlagen stehen noch seltsame Kasematten, von Herzog Carl erbaut, ohne daß man deren Gebrauch recht einsehen könnte. Sie seyen mit Vorhängen versehen gewesen und der Herzog habe darin der Kühle des Abends, bei saurer Milch und andrem ländlichen Mahle genossen, erzählen die ältern Bewohner. Das Schloß wird von einer kleinen Invalidengarnison bewacht. Ein Hausschneider zeigt das Innere dem Fremden. Am Fuße des Hügels hat der Förster (ehedem Burgvogt), seine Wohnung. Eine herrliche Aussicht gewährt der benachbarte Ortbuch, ein waldiger Berg (meist Buchen, wenig aufge-

drungne Tannenschonung), etwa 1 Stunde von Graveneck, nordöstlich, rechts von der schönen Münsingerstraße. Man nehme einen kundigen Führer von Graveneck und lasse sich hinauf geleiten, bis zu dem ausgehauenen Platz, „wo des Burgvogts Häuslein stand.“ Hier sieht man gegen Osten und Süden weit über die wogige Albfläche hin, links bis zum Stoffelberg bei Ehingen, rechts bis zum Bussen, der, trotz der Entfernung von 9 Stunden, hoch und deutlich mit Kirche und Ruine erscheint. Hinter ihm links mehrere Hügelreihen des Oberlandes, namentlich die Tettnanger Berge und die Waldburg. Endlich sind bei besonders günstiger Witterung in ununterbrochener Kette links vom Bussen, die Tyroler und die Vorarlberger Alpen, die letztern vom Kopfe bis zum Fuße, selbst dem bloßen Auge, mit allen Schluchten sichtbar; rechts vom Bussen ein schöner Theil der Schweizergebirge mit ewigem Schnee. Namentlich schien mir hinter dem Bussen der Gentis hervor zu ragen, und noch weiter rechts kolossaler der Glarnisch *). — Noch ist für den Botaniker ein kleines Felsthal zwischen Graveneck und Steingebronn merkwürdig, der Baundelteich genannt, das in seinem engen Raume eine Menge der seltneren Albpflanzen vereinigt, wie man sie nicht leicht beisammen findet.

Da die Tour von Münsingen nach Offenhausen, Marbach und Graveneck noch füglich zur Neckarseite der Alb gerechnet werden mag, so ist sie hier ausführlich angegeben worden. Ueber das weitre Lauterthal folgen nun unserm Plane gemäß, nur Andeutungen.

---

*) Ich setze zum Besten des Wandrers Tag, Stunde und Witterung, wo ich alles dies gesehen, bei. Es war der 29ste März 1823. Abends ¼5 — ¼6 Uhr. Gefallnes Wetterglas. Westwind. Der östliche und südliche Himmel gegen das Gebirge hin hell; dieses beleuchtet; denn auch der Westen war wolkenlos; aber der ganze übrige Horizont mit trüben Wolken bedeckt. Am andern Tage fiel Regen ein. Der Pfarrer von Steingebronn, Herr M. Busch, mein Freund und Begleiter, war zum 8ten Mal auf dem Punkte, und hatte die Schneegebirge, jene frühern, sieben Male nicht gesehen. So selten begünstigt ihren Anblick die Witterung. Aber ich zweifle nun keinen Augenblick mehr, daß sie auch auf der Lochen und vielen andern hohen Albpunkten sichtbar sind.

Von Graveneck nach Marbach (¼ St.) und zur Lauter zurück; dann dem Laufe derselben und der guten Straße immer gefolgt: nach Dapfen (¼ St.), (in der Mühle gute Forellen), nach Wasserstetten (¼ St.), Buttenhausen (¼ St.), neues Schlößchen mit etwas altem Gemäuer. Hier beginnen die Schönheiten und bald die unermüdlichen Wendungen des reinlichen Lauterthals; die Wälder und die Burgen. Nach Hunderfingen (¼ St.), Hohenhunderfingen, herrl. große Burg-Ruine (vor Zeiten Helfensteinisch), links auf einem Hügel, des Neckars und Rheins würdig. Bicklishausen (¼ St.), die Straße schlängelt sich um eine höchst malerische Ruine, Wälder, Krümmungen, Felsen. — Die Gegend wird fader bei Hohengundelfingen (¼ St.), links auf dem Berg Ruinen eines Burgstalls; rechts Niedergundelfingen ebenfalls mit Ruinen. — Jetzt wieder Wälder und Krümmungen; Wittsteig (¼ St.), gute Herberge beim Oberschultheiß. Wein. Fische. Weiter: Rechts auf der Höhe Schloß Derneck, fürstenbergisch; Mauern und Thurm (noch nicht Ruine), gegenüber, links von der Straße, die Bettelmannshöhle, nach Weiler (¼ St.), mild und schön. — Herrlich und felsenvoll bis Judelhausen (¼ St.) — Ferner bis Anhausen (¼ St.), zwischen Felsblöcke hingestreut. — Jetzt wieder pittoresk. Zwischenhügel am Fluß. — Bald 2 Schlösser, links Schilzburg (v. Spathisch) altfränkisch, bewohnbar; rechts die weit schönere Maisenburg, jetzt Ruine (Reichlin — Meldeckisch) ¼ St. Oben köstlicher Blick das felsigte, romantische Lauterthal abwärts. Unweit hinter der Burg an einer waldigen, ungeheuren Felswand eine Höhle, unzugänglich, im 30jährigen Krieg Zuflucht vor den Schweden. Auf der Höhe soll einst das Städtchen Hayingen gestanden seyn (ewig wiederkehrende Volkssage!)

Bei Maisenburg verläßt man das Lauterthal und geht nach Hayingen; das kleinste Städtchen im Land auf öder Alb (¼ St.), (ehem. Obermarchthalisch). Nach Ehrenfels (¼ St.), Normännisches Schloß mit schönem Keller. — Herrliche Höhle mit einem See, aus dem im wildesten Tannengrund die Ach entspringt, und sogleich die Wimsener Mühle treibt; leider ist seit Graf Normanns Abreise zu den Griechen kein Kahn mehr da, um die Höhle zu befahren. — Jetzt durch

das furchtbar-enge, schauerlich-schöne Aach- oder Glasthal nach Zwiefalten (1 St.) (berühmte, ehem. von dem Grafen von Achalm 1089 gestiftete Benediktiner Abtey in einem stillen Albthal, am Zusammenfluß der zwiefältigen Aach. Im Klostergebäude jetzt das Irrenhaus des Königreichs). Von Münsingen bis Zwiefalten 2 ¾ St.

2. Von Zwiefalten auf den Bussen.

Von Zwiefalten auf den Bussen 3 Wege: entw. 1) über Baach (¾ St.), Daugendorf (1 ¼ St.), Riedlingen (1 St.), (eine der 5 Donaustädte, 1587 Einw. Oberamt), Göffingen (¾ St.) so weit Chaussee. — Öffingen (¾ St.) Bussen (¾ St.) zusammen von Zwiefalten 4 St.

Oder 2) von Zwiefalten nach Daugendorf (1 ¼ St.), nach Unlingen (¾ St.), Bussen (¾ St.); zusammen 3 ¾ St.

Oder 3) von Zwiefalten nach Zwiefaltendorf (1 St.), Dietelhofen (1 St.), Uigendorf (¾ St.), Bussen (¾ St.), zusammen 3 ¼ St.

Der Bussen ein niedrer, waldiger Hügel mit einer unaussprechlich schönen Aussicht auf ganz Oberschwaben und die Kette der Tyroler, Vorarlberger, Schweizeralpen bis ins Berneroberland, alle fast bis an ihren Fuß schon in ihrer ganzen Riesengröße sichtbar. Vorsonders ruht das Auge auf dem nächsten, dem Sentis im Appenzell, der wegen seiner Nähe auch hier als der höchste erscheint. Auf dem Berg eine Kirche nebst den Ruinen von 2 Schlössern, wovon das eine schon als Sitz Graf Gerolds, eines Schwagers von Carl dem Großen, vorkommt. — Bei dem Kirchendiener findet der Wandrer einen Tubus. Von Zwiefalten auf den Bussen: 3 — 4 St.

3. Vom Bussen bis Hayingen. Untres Lauterthal.

Von Bussen nach Uigendorf (¾ St.), nach Oberwachingen (¾ St.), nach Hausen (¾ St.), nach Munderkingen (1 St.), einer der 5 Donaustädte, aber dorfmäßig, mit etwa 1600 Einw. Starke Spinnerey und Dochtfabrikation. Hier über die Donau nach Untermarchthal (¾ St.) Schöner felsigter Einfluß der Lauter in die Donau. Nach

Obermarchthal (¼ St.) jenſeits der Donau; ſchöne ehemal prämonſtratenſer Reichsabtey, Taxis gehörig. Herrlicher Niederblick auf die Donau. Durch die Gegend führt die ſogen. Dauphine-Straße, auf welcher die unglückliche Königin Antoinette von Frankreich als Braut hinzog. Zurück über die Donau; an den Burgen Rechtenſtein und Reichenſtein vorüber (¼ St.), nach Oberwilzingen (¼ St.), nach Hayingen (1 St.). Vom Buſſen bis Hayingen 5 ¼ St.

4. Von Hayingen nach Ehingen.

Hayingen, ehemals kl. marchthäliſches Städtchen, auf der ödeſten Alb, winzig klein. Gutes Ulmer-Bier. — Von Hayingen nach Erbſtetten (1 St.), nach Munding en (1 St.), nach Mühlheim (1 St.), nach Ehingen (1 ¼ St.), Oberamtsſtadt und Poſt an der Donau, mit etwa 2500 kathol. Einw. Lyceum; reicher Spital; ſchöne Kirchen; anſehnliches Landhaus der ehem. vorderöſtr. Stände, Rittterhaus des vorm. Rittercantons Donau, aufgehobne Klöſter; Baumwollenſpinnerey, Türkiſchrothfärberey. — Einfluß der Schmichen in die Donau. Von Hayingen nach Ehingen 4 ¼ St.

5. Schmichenthal. Von Ehingen nach Blaubeuren.

Von Ehingen nach Berlach (¼ St.), nach Kleinalmendingen (1 St.), nach Schmichen (1 ¼), (in der Nähe Schloß Steußlingen, vor dem die Wohnung der Herrn dieſes Namens. Tief im Grunde die Schmichen). Hier verläßt man die Schmichen und geht nach Schelklingen, Hauptort der ehem. Grafſchaft dieſes Namens (¼ St.), ganz nahe das ehem. Benediktiner-Kloſter Urſpring. Urſprung einer Ach, die in die Blau fällt. Noch ſüdweſtlicher Ruinen des Bergſchloſſes Muſchenwang.) Nach Blaubeuren (¼ St.) Von Ehingen bis Blaubeuren etwa 5 St.

6. Von Blaubeuren *) nach Ulm. Blauthal Lautrachgrund.

Blaubeuren Oberamtsſtadt und Poſt, in wildem aber etwas kahlem Felsthale am Urſprung der Blau (Blautopf.

*) Zwei kleine Stunden von Blaubeuren gegen Weſten, be-

äuſſerſt mahleriſch. Im Durchmeſſer 50 W. F. breit. Tiefe: 65 ½ W. F.) etwa 1700 Einw. Ehem. von dem Pfalzgrafen von Tüblingen 1085 geſtiftetes Benediktiner-Kloſter; jetzt niederes evangel. Seminar. Merkwürdige Kirche mit ſchönen Schnitzbildern (der Grafen von Helfenſtein, frühern Beſitzer Blaubeurens, und Andrer) an den Kirchſtühlen. Skt. Johannes-Altar mit 4 ſehr ſchönen, altdeutſchen Gemälden auf Goldgrund, die Geſchichte des Täufers darſtellend; das Ganze von dem Meiſter Georg Sürlin aus Ulm (1496). Sage: als Sürlin fertig war, fragten ihn die Mönche, ob er ſich getraute, einen noch ſchönern Altar zu machen. Als er ſolches bejahet, ſo ſtachen ſie ihm die Augen aus. Da ſchnitzelte er ſein eigen Bildniß ohne Gebrauch der Augen aus Holz, wie ſolches noch an der Wand bei der Sakriſteythüre zu ſehen iſt.

Bei dem ſogenannten Blauhäuslein ſtand das Bergſchloß Blauenſtein. Auf einem Hügel im Thal Ruinen der Veſte Ruck. —

---

findet ſich, eine Viertelſtunde von dem Dorfe Sontheim, in der ſogenannten *Kohlhalden am Fuße eines Berges* das ſogenannte Sontheimer Erdloch, eine mächtige Höhle. Der Eingang hat die Geſtalt eines Kellerthors mit einer großen Kellertreppe. Da öffnet ſich denn auf einmal eine weite Höhle, die einen wahren Tempel bildet, der mehr als 2000 Menſchen faſſen könnte. Unter ihren Nebenhöhlen zeichnen die Bauern die Teufelsküche oder den Backofen aus. Dieſe erſte große Halle vereinigt ſich bald in einen links abführenden Gang, auf dem man bald, durch enge Schlupfwinkel, bald durch (5—6) kleinere Hallen kommt; nun wird, nach dem man mannshoch hinabgeſtiegen, die Höhle wieder breiter, bald hoch, bald niedriger, voll Tropfſteinen, Steinſinter und Lac Luna, wie die Nebelhöhle. In der Mitte dieſes Theils der Höhle liegt ein großer Cubikfels, wie ein Würfel, deſſen Seite etwa 6 Fuß halten mag, rauh und voll Tropfſteinzacken. Nun führt ein Felsportal in den hinterſten Theil der Höhle; allein hier machen zerſtreute Felsſteine das Vordringen ſehr gefährlich. Dieſer Theil iſt übrigens ſo geräumig, daß eine zweiſpännige Kutſche ohne Hinderniß umkehren könnte. Am äuſſerſten Ende der Höhle findet ſich viel Selenit, der ſich rhomboidaliſch zerſplittert. Auch iſt da ein großer Tropfſtein, von ſeiner Geſtalt das Glöcklein genannt. Noch bis gegen das Jahr 1790 hielten die Sontheimer Bauern alljährlich am Pfingſtmontag Schmauß und Tanz in dieſer Höhle. Vor Zeiten ſoll ſie ein Zufluchtsort der Wildrer geweſen ſeyn.

Reise durchs Blauthal, ein ungemein friedliches, gewundenes Wiesenthal zwischen felsigen Wäldern; die Blau ein uferloses, jungfräuliches Flüßchen. — Von Blaubeuren nach Gerhausen (¾ St.), links auf dem Berge die herrliche waldige Ruine von Hohengerhausen oder dem Russenschloß (vielleicht von dem alten Geschlecht der Russen, Reussen, denen auch der Reisenstein gehört haben mag). Ungeheurer in die Lüfte ragender halber Schwibbogen. Sprichwort; Ruck, Ruck, gieb acht daß dich Gerhausen nicht verdruckt! Von Gerhausen nach dem Hof Altenthal (¾ St.), nach der kalten Herberge (1 St.), (Wirthshaus; Fische.) Herrlingen; mit dem freyherrl. Vernhauf. Schloß Oberherrlingen auf dem Berge Schloß Klingenstein, Trümmer auf einem Felsen. Links Abstecher in den köstlichen Lautracher-Grund zum Ursprung der Lautrach (oder Lauter) unter einem großen Felsen. Weiter westlich ganz unwegsam die Ruinen Lauterburg oder Lauterstein. Sage: Theophrastus Paracelsus soll hier seine chem. Processe gemacht haben. Schöne Quellen unter der Burg gegen Mitternacht. Dorf Lauterach oder Lautern. Uralte Kirche (angeblich von Ludwig dem Frommen) mit Hochaltar, Altar in der Nebenkapelle, beide vergoldet und mit Bildhauerarbeit. Uralte Glocke mit der Inschrift Anno dumini MXX. ic. Gemalte Emporkirchen. An der Lauter wächst das nasturtium maximum, an den Bergen das sedum montanum und andre feine Arzneykräuter. Zurück nach Herrlingen. Der ganze Abstecher: 2 St. von Herrlingen nach Ulm (1 ¾ St.). Auf dem Wege ragt hinter einem Berg das Ulmer Münster kolossal hervor. Rechts die ehemal. Reichsabtey Söflingen mit der angeblich von Carl dem Großen gebauten Skt. Jacobs-Capelle.

Von Blaubeuren nach Ulm mit dem Lautrachgrund: 6 ¾ St.

7. Von Ulm nach Heidenheim. Brenzthal.

Ulm, Kreis- und Oberamtsstadt an der bair. Gränze mit einem Oberpostamt, ehemal. Reichsstadt und Festung (seit 1805 geschleift), an der Donau beim Einfluß der Blau; an 12000 Einw. Gymnasium. Spital. Zwangsarbeitshaus; Rathhaus mit kunstreichem Uhrwerk und Glasmalerey; Zeughaus.

Wengenkloſter. Obere Stube (Leſegeſellſchaft) mit leichtem Zutritt für die Fremden. Der Fiſchkaſten; das deutſche Haus (vorm. Commende), worin die Collegien der Finanzkammer und der Regierung; Bibliotheken: die Stadtbibliothek; die Kraftiſche, die Schermar'ſche, die Gymnaſiumsbibliothek; die Privatbibliotheken der Hrn. Prälat v. Schmid und Prof. Veeſenmayer. — Münſter *). —

---

*) Das Münſter oder eigentlich die Pfarrkirche zu Ulm iſt eins der größten und merkwürdigſten Denkmale der altdeutſchen Baukunſt. Im J. 1377 wurde der Grundſtein dazu gelegt. Den Namen des erſten Baumeiſters kennt man nicht, es iſt aber nicht unwahrſcheinlich, daß es Meiſter Ulrich von Enſingen geweſen, mit welchem 1392 ein Vertrag geſchloſſen wurde, der noch vorhanden.

1449 wurde das Gewölbe des Chors und 1488 das ganze Innere der Kirche vollendet.

Man hat eine ausführliche Beſchreibung des Münſters von Elias Fric, welche kürzlich neu aufgelegt und mit denſelben Kupferſtichen geziert worden, welche die alten Ausgaben begleiten. Nach dieſer Beſchreibung iſt der Chor 100 Fuß, das Schiff bis an die unterſte Thüre 316 Fuß, mithin das Ganze 416 Fuß lang. Die Breite des Chors beträgt 52 Fuß; die Breite des mittlern Gewölbes des Schiffs ebenſo viel, die Nebengewölbe des Schiffs, deren ſich an jeder Seite zwei befinden, ſind 50 Fuß, alſo jedes dieſer 4 Gewölbe 25 Fuß breit. Die Höhe des Chors beträgt 90 Fuß, des mittlern Gewölbes im Schiff aber 141 ½ Fuß, daher dieſes eins der höchſten in Deutſchland, ja in Europa iſt, die Höhe der Seitengewölbe beträgt 70 ½ Fuß.

Der Chor iſt mit prächtigen, noch wohlerhaltenen Glasmalereien geſchmückt: auch bewundert man in demſelben ein ſehr kunſtreiches Sacrament-Häußlein, welches Georg Sürlin der ältere 1469 — 1470 verfertigte, derſelbe ſchnitzte auch das ſehr reich und fein verzierte hölzerne Geſtühl im Chor.

Der ſchöne Taufſtein in dem Nebengange an der Südſeite des Schiffs ward gleichfalls von Georg Sürlin dem ältern 1470 verfertigt.

Auf dem Altar am Eingang des Chors befindet ſich eine trefflich gemalte Tafel mit Flügel, die Maria mit dem Kinde, die Anna, und ſämmtliche Verwandte, mit ihren Kindern darſtellend; man lieſt darauf die Inſchrift — 1521 M. S. Prälat v. Schmid hat den Namen des Malers entdekt; er heißt Martin Schaffner von Ulm.

Weiter iſt noch die kunſtreiche Kanzel im Schiff zu bemerken, welche Georg Sürlin der jüngere 1510 verfertigt hat.

Gärtnerei. Gewerbe mit Leinwand, allerlei Victualien, Tabakspfeifenköpfen. Veilchen. Schiffergewerbe. Bedeutender Speditionshandel. Donaupoſt nach Wien. Donaubrücke. Ausſicht auf die Alpenkette.

Gaſthöfe: Goldner Hirſch. Goldnes Rad. Schwarzer Ochs (herrlich an der Donau gelegen) Pflug, (ein Bräuhaus).

Ausſichtſtandpunkte: der Michelsberg. Der Münſterkranz; der Lug ins Land an der Donau; der Galgenberg; und der höhere Kuhberg; die „ſchöne Ausſicht" auf dem Wege nach Thalfingen; der Ausgang aus dem Thalfinger Thal; die Höhe vor dem Bade. A. Luſtorte und Abſtecher: die Friedrichsau. Das Steinhäule Promenaden um die Stadt; das Ruhethal. Oerlingen, Thalfingen, der (einer geſchloßnen Geſellſchaft gehörige aber ſehr zugängliche) Geſellſchaftsgarten, das Schießhaus (dieſe 3 auf der bairiſchen Seite), der Blumenſchein. Söflingen. Wiblingen, ehem. Benedikt. Abtei mit herrlicher Kirche. Elchingen mit reicher Kirche. — Das Illerthal. —

Von Ulm (Landſtraße) nach Unterhaslach (1 St.) Albeck (¾ St.) Städtchen mit dem alten Schloß Albeck. Nach Nehrenſtetten (1 ¾ St.), Hauſen (1 ¾ St.,) nach einer Stunde gelangt man an die Brenz bei der ſchönen Ruine Eſelsburg*); und noch weiter links bei Dettingen liegen die ſehr ſchönen Trümmer des Bergſchloſſes Falkenſtein, (vormals Teckiſch). Eigenthümlich ſchöne Gegend. Große Krümmung

---

Auch die Reibhardt'ſche und Beſſerer'ſche Familienkapelle verdienen Beſichtigung. Das Aeuſſere des Münſters wurde nie ganz vollendet; am meiſten blieb der Thurm zurück, er wurde 1492 — 1494 nur bis zum Kranz vollendet, und iſt bis dahin 237 Fuß hoch. Man verwahrt in der Sacriſtei noch den Riß, wie der Thurm hat werden ſollen, nach dem wäre er über 500 Fuß hoch geworden; Moller und Wiebeking haben in ihren Werken verkleinerte Abbildungen davon gegeben, welche viel getreuer ſind, als die in Fricks Beſchreibung. Oberbaurath Klinsky beſchäftigt ſich mit Meſſung und Zeichnung des Münſters, und Prälat v. Schmid hat eine ſehr reichhaltige Sammlung zu einer urkundlichen Geſchichte deſſelben angelegt.

*) Eine ſchöne Sage von der Eſelsburg hat der beliebte Jugendſchriftſteller und Sänger der Alb, Herr Pfarrer Magenau, jetzt zu Hermaringen, im Morgenblatt mitgetheilt.

des Flüßchens, das hier rückwärts fließen zu wollen scheint. Von Hausen nach Herbrechtingen (1 ¾ St.) an der Brenz, ehem. Augustinerkloster. Eine Stunde seitwärts, links, das ehemal. Reichsstädtchen Giengen an der Brenz; Sauerbrunnen. Eine halbe St. seitwärts, rechts Kloster Anhausen im J. 1125 gestiftet, von dem Pabst Honorius II. (reg. 1124—1130; als von einem pago Albae (s. S. 1 unsrer Schrift) redet. Von Herbrechtingen nach Heidenheim (1 ¾ St.), Weg von Ulm bis Heidenheim: 7 ¾ St.

8. Von Heidenheim über Königsbronn nach Schloß Lauterburg.

Heidenheim, an der Brenz. Gegend: Felsigt, wechselnd, aber kahl. Oberamtsstadt, Post. Hauptort der ehem. Herrschaft Heidenheim, etwa 2200 Einw. Sehr gewerbsam. Dratzüge. Herrschaftl. Eisenschmelzwerk, Cottonfabrik, Maschinenspinnerey in Baumwolle, Leinen- und Baumwollen-Zeug-Weberey; Bleiche. Papiermühle. Töpfer. Leinwandhandel. Schäfer- Korn-Markt. Die Stadt liegt am Fuß des geräumigen Felsenschlosses Hellenstein, in seiner bisherigen Gestalt von Herzog Friedrich ausgebaut, mit Sälen, Rundelen und Säulen, seit kurzem zur Ruine gemacht; sehr besteigenswerth. Alterthümlich. Tiefer Brunnen. — Schöner Standpunkt: Ottilienberg. — Römisches Alterthum in der Kirchenmauer. Heidenloch mit einer Sage, die den berühmten Hamelner Kinderraub widerholt.

Wirthshäuser: Krone ꝛc.

Von Heidenheim das Brenzthal hinauf nach Schnaitheim (¾ St.) Schloß. nach Aufhausen (¾ St)., (Anfang des Albuchs und seiner Waldhügel) nach Königsbronn (1 ¾ St.). Ursprung der Brenz aus tiefem, dunkelblauem Felsenkessel. Traurig schön; dem Blautopf ähnlich. ehemal. Zistercienserkloster. Herrschaftl. vortreffliche Eisenschmelz- und Hammerwerke, wozu Itzelberg gehört. — Von Königsbronn aus, mit einem Führer durch die schönen einsamen Fußpfade des Albuchs zwischen Irmansweiler (rechts) und Bartholomä (links) durch, nach Schloß Lauterburg (2 ¾ St.,) oder über Bartholomä (2 St.) (hohes Bergort, mit berühmtem schon von Crusius be-

ſchriebenem Markte) Straße nach Lauterburg (1 St.) hier Wiedereintritt in die Neckarſeite der Alb.

Weg von Heidenheim nach Lauterburg 5—6 Stunden.

Zweiter Anhang.

Gmünd im Bauernkrieg und in den Religionshändeln.

Aus ungedruckten und bisher unbekannten Originalurkunden *).

In wie weit der Bauernkrieg auch Gmünd berührt, lag bisher ganz im Dunkeln. Der Wandrer wird ſich auf dem Schauplatze der Begebenheit ſelbſt gern einige Proben aus dem Funde mittheilen laſſen, der dieſes Dunkel aufklärt.

Am Ende des April 1525 war eine wilde Bauernhorde von Hall hergekommen, hatte ſich bei dem benachbarten Lorch gelagert, dort am 26ſten dieſes Monats die alte kaiſerliche Burg zerſtört, und das Benediktiner-Kloſter verbrannt. Gleich darauf geſchah daſſelbe mit Hohenſtaufen.

Von Lorch aus nun ergieng folgendes Schreiben an den Rath von Gmünd, das wir, ſo wie alle übrigen in dieſer Sache gewechſelten Briefe, in der Urſchrift vor uns liegen haben:

„Unſern freundlichen Gruß zuvor! Fürſichtige und weiſe, günſtige liebe Herrn! beſonders gute Freunde! So, als wir in brüderlicher Liebe verſammelt (ſind), und unſre Begehrung (iſt), Durchzug bei euch zu haben, damit wir mit unſerm Haufen von euch ungehindert paſſieren und ziehen mögen, bitten und begehren wir hiemit euer ſchriftlich, frei, ſtrack, ehrbar Geleite bei (durch) Zeigern dieſes Briefs, uns daſſelbig unabſchlägig zuzuſchicken, und damit keine Verharrung

---

*) „Fasciculus actorum über die 126 Original- und andere Authentiſche Uhrkunden und Beylaagen, deren in deß hevl. Röm. Reichs Statt Schwäb. Gemünd durch ein ganzes Säculum von anno 1525 dieß 1635 angedaurte Lutheriſche Religionstroublen von No 1 dieß No 126. Zuſammengetragen anno 1738."

Bei Anweſenheit des Wegweiſers zu Gmünd im Jahr 1821, von deſſen Freunden aus dem Raub einer Regiſtratur hervorgezogen, und ſeitdem zur Benutzung mitgetheilt.

zu haben. Das wollen wir uns zu euch zu freundlicher und brüderlicher Liebe getrösten, und geneigt seyn, solches zu verschulden (?).

Geben Montags nach dem Sonntag Misericordia Domini. Anno DXXV.

Wir Hauptleuth und des
gemeynen hellen Hauffen Auffeher
vnnd Rethe zu Lorch."

Der Rath antwortete diesen ungestümen Predigern christlicher Freiheit und Gleichheit mit Stolz und Würde, wie folgt:

„Wir Burgermeister und Rath der Stadt schwäbischen Gmünd entbieten den Hauptleuten, Räthen und gemeinen Ausschuß des hellen Hauffen unsern Gruß. Euer Schreiben, uns jetzo bei (durch) diesen euren Boten zu(ge)kommen, mit Begehr, Durchzug bei uns zu geben, und unverhindert passieren lassen, und dabei auch ein schriftlich Geleit zuzuschicken, haben wir Alles seines Inhalts hören lesen. Dieweil Uns aber nit gelegen, auch ganz nit verantwurtlich ist, euch durch unsre Stadt lassen zu ziehen, so haben wir auch nit Macht Jemand ausserhalb unsrer Stadt zu vergleiten. So ihr aber je Willens seyen (seyd), euren Fürzug um uns zu haben und fürzunehmen, wollen wir uns zu euch versehen, ihr werden (t) euch gebürlich halten, uns, die Unsern, und alle unsre Zugehörigen und Verwandten nit beleidigen noch beschädigen. Deß Alles wir euch getreuer Meinung uff euer gethan Schreiben nit wollen bergen; darnach haben (habt ihr euch) zu richten. Deß zu Urkund haben wir unsrer Stadt klein . . . . . *)
Insiegel gedruckt an diesen Brief, der geben ist Montag Philippi und Jakobi Anno DXXV.

Auf diese Antwort rückte die Bauernschaar, wie es scheint, vorwärts, an Gmünd vorbei, und lagerte sich in dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Gmündischen Dorfe Muthlangen. Von hier aus sendet sie den Gmündern abermals ihren „freundlichen Gruß in brüderlicher Liebe." Ihr „gütlich und freundlich Begehren und Bitte" ist dießmal, daß der Rath seinen Mitbürgern vergönnen möchte, „eine Lieferung Weins und Brods" in das Lager der Bauern zu füh-

*) Unleserlich.

ren. „Dagegen jedem genugsamliche Bezahlung geschehen soll.“ Sie „haben auch in ganzem gemeinem hellen Haufen ernstlich, auch bei Verlierung Leibs und Guts verboten“ den Gmünder Unterthanen und dem Kloster zu Muthlangen „keine Ueberlästung zuzufügen.“ Den Gmündern, die herauskommen wollen, bieten sie sichres Geleite. Dieser Brief ist mit weit größerer Mäßigung geschrieben, als der erste. Die Unterschrift lautet noch ochlokratischer: „Hauptleuth und Räthe und ganzer gemeiner heller Hauff, thundt zu Muthlang.“

Die Antwort des Raths findet sich nicht. Vielleicht schämte er sich derselben, denn sie war ohne Zweifel willfährig, da ein Geleitsbrief, den die Bauern dem Rath und der ganzen Gemeinde ausgestellt, vorhanden ist. Ihm ist das Wappen des Haufens, eine Wage und unter derselben eine Glocke, beigedruckt.

In einem Schreiben vom Mittwoch entschuldigt sich der helle Haufe gegen Rath und Gemeinde Gmünd, „daß etliche von ihnen, nämlich der Hauptmann von Gaildorf und Neuhof (?) mit samt ihren Mithelfern, ohne Mitwissen und Heissen der Hauptleute und des Ausschusses in das Kloster Gotteszell eingefallen, und den Frauen Gewalt bewiesen haben. Es werde ihnen schon nachgeeilt. Sie möchten ihnen solches nicht verargen und in keinem Weg vergelten.“ Noch in einer Nachschrift fügen sie bei: „Auch, so sey euch kund, daß wir den Hauptmann von Gaildorf schon im Gefängniß haben.“

Der nächste Brief der Hauptleute und des Ausschusses ist von Gaildorf, Sonntag Jubilate, 1525 datiert. Sie schicken „Gnad, Fried, und Einigkeit in Christo Jesu“ zum Gruße voraus. Aus diesem Schreiben geht hervor, daß Rath und Gemeinde Gmünd Unterhändler in das Lager der Aufrührer geschickt, und daß diese in gutem Einverständniß von den Bauern gegangen: „Als Ihr jüngst im hellen Haufen von uns geschieden, euch erboten, wo ihr uns und dem ganzen hellen Haufen was Friedlichs und Guts zu handeln (hättet), davon ihr willig und dienstlich uns thun wollet, davon Hauptleut und Räth mit samt dem gemeinen hellen Haufen ein sonderlich Gefallen (haben): deß verhoffen (wir) zu eurer Weisheit, solchem eurem Zusagen Folg zu thun.“ Dafür erbieten sie den Gmündern ihren „unterthänigen gestissenen

Dienſt" und entſchuldigen ſich wegen „der Schmach und Läſterung, ſo etliche der Räthe und gemeinen hellen Haufens gethan." Nun rücken ſie noch mit ihren eigentlichen Wünſchen, die Reformation betreffend, heraus, ſie kommen auf das „Evangelium, das bis hieher klein und wenig in eurer Stadt gehandelt worden iſt," und unterſtützen „das Begehr und den Fürtrag der armen Unterthanen und Landſaſſen." „Iſt darauf unſer unterthänig Bitt' und Begehr, wollet das Gottes Wort mit ſamt den zwölf Artickeln helfen handhaben u. ſ. w." —

Eine Antwort auf dieſes Schreiben von Seiten des Gmünder Magiſtrats findet ſich nicht; er ſcheint aber durch ſeine frühere Willfährigkeit in große Verlegenheit gerathen zu ſeyn. Nicht nur müſſen ſich mehrere Gmündiſche Bürger und Unterthanen zum hellen Haufen mit ihrer Perſon geſchlagen haben, ſondern in der Stadt ſelbſt ſcheint ſich religiöſer Reformations- und politiſcher Revolutions-Geiſt ſehr ernſtlich geregt zu haben. Denn das nächſte, was jene Akten enthalten, iſt folgende demüthige Proklamation der ſtolzen Senatoren an die Gemeinde Gmünds:

„Günſtigen lieben Herren und Freunde! Nachdem ſich bishero eine Spann- und Irrung verloſſen und begeben hat, zwiſchen einem ehrbaren Rath eins, und etlichen von einer frommen Gemeinde anderstheils: daſſelbige hat ein ehrbar Rath zu Herzen genommen, in Betrachtung, daß wir Alle unter einander, Väter, Söhne, Brüder, Schwäger und gute Freunde ſeyen [vive la nation!], und, ſo uns Allen etwas widerwärtiges begegnen und zuſtan würde, — das der allmächtig Gott verhüten wölle, — ſo würden und müßten wir alle aus brüderlicher und bürgerlicher Liebe, Leib, Ehr' und Gut bei einander laſſen. Deß ſich ein ehrbar Rath zu euch allen als ihren lieben gehorſamen Burgern gänzlich verſehen will; erbeut ſich auch ein ehrbar Rath, das Alles gegen euch Alle, und Jeden inſonder treulich zu beweiſen; und damit wir aber alſo bei einander in brüderlicher Lieb' und bürgerlicher Einigkeit bleiben mögen, und unter uns Fried' und Einigkeit nach Ausweiſung des göttlichen Gottsworts gehalten werde: ſo hat ſich ein ehrbar Rath entſchloſſen, daß ein ehrbar Rath und eine fromme Gemeinde zuſammen ſchwören

und verpflichten sollen, daß sie einhelliglich das heilig Evangelium und Wort Gottes wollen einander helfen handhaben, schützen und schirmen, Leib und Gut dabei bleiben lassen; auch alle böse Ordnung und Satzung dieser Stadt abthun, und gut Ordnung auf helfen richten, wie sich gebürt, nach allen ziemlichen Dingen, und soll alsdann aller Unwill und Irrung, so sich deßhalben zwischen uns allen begeben hat, todt und ab seyn, und keiner will das Alles gegen den Andern rächen, noch .... in kein Weise noch Wege, Alles ungefährlich. Aktum Montags nach Lätare, halbvasten. Anno MDXXV."

Am Donnerstag darauf erläßt der Rath auch an die abtrünnigen Hintersassen, die sich zu dem hellen Haufen geschlagen, eine sehr gemäßigte Aufforderung, die von einem Mandat begleitet ward, das von den kaiserl. und ständischen Räthen zu Ulm, „mit unsrer Herren, der dreier Hauptleute des Bunds, eigenem Betschier versiegelt," dem Rathe zugekommen ist. Mandat und Brief überbringt ihnen der Gmündische Spitalmeister, als Abgeordneter des Raths. Sie werden freundlich gewarnt: „daß wahrlich zu besorgen, so Ihr und der gemein Hauf also uff ihrem Fürnehmen verharren, und nit abziehen würden, daß das Alles euch zu großem merklichem Verderben Leibs und Guts reichen möchte; daß wir als eure Herren und Gutthäter euch und gemeinem hellen Haufen zu Ehren und Gut, und sondrer Neigung nit haben wöllen verhalten; darum so ermahnen wir euch ——— daß ihr euch Angesichts dieses Briefs wieder anheim thut und als die Gehorsamen haltet: so wollen wir dieser Handlung gegen euch in Argem nit gedenken u. s. w." (Diese Amnestie muß dem Rath sauer geworden seyn zu ertheilen: denn es heißt im Concept anfangs: so wollen wir dieser Handlung gegen euch in Argem gedenken: das Wörtlein nit ist erst hineingeflickt.)

Als diese Ermahnung nichts gefruchtet und ein neues Mandat von Ulm gekommen war, so ward abermals der Spitalmeister mit diesem und einem zweiten, kältern und kürzern Brief an die Rebellen (die immer noch zu Muthlangen gelagert waren) geschickt.

Aus dem nächstfolgenden, sehr unleserlichen, Aktenstück, geht so viel hervor, daß diese letzte Mission ihren Zweck nicht verfehlt, daß

die Bauern unter sich uneinig geworden, daß 3,3o Mann sich bereits ihren verschiedenen Herrschaften wieder gehorsam erzeigen, und nicht viel über 100 Mann beharrlichen Widerstand leisten. Dagegen drohen in der Stadt selbst Uneinigkeit und Unruhen. Das Datum ist von Samstag nach Lätare.

Doch scheint dieses ganze Jahr ruhig vorüber gegangen zu seyn. Ernstlicher wurden die innern Unruhen im folgenden Jahr (1526). In dieser Zeit muß Gmünd der Reformation sehr nahe gewesen seyn. Andreas Altheimer, ein ausgetretener Gmündischer Prädikant, schreibt von Wittenberg aus zweimal an den Rath (Sonntag vor Antonii, und am Sit. Bartholom. Abend). „Er hat sich verschiedener Zeit zu Gmünd mit einer Bürgerin ehlich geheirathet; und sie zu Kirchen und Straßen geführt, als Ihre Weisheit wohl wissend ist." Der Kaiser befiehlt nur, daß, wenn ein Priester sich heirathet, man ihm seine Pfründe nehmen soll. Weil er nun vorher „keine Pfründ' nit gehabt, auch keine begehrt," so bittet er, ihn nur als einen Beiwohner und Pfahlbürger handeln und wandeln zu lassen, wie auch andre Reichsstädte mit ihren „geeheten Priestern thun." Der Rath wendet sich deßhalb an den schwäbischen Bund, der dem Priester die Stadt unbedingt verbietet.

Mag nun diese oder eine andre Geschichte den Gährungsstoff aufs neue aufgeregt haben: genug, es folgt ein Concept ohne Datum, dessen durchaus unleserlichen Inhalt eine zweite Hand am Schlusse summarisch folgendermaaßen auslegt:

„Dieser Tagen erschien unter den Bürgern ein neuer Aufruhr. Sie laufen haufenweise mit Harnisch und Gewehren zusammen; wollen das reine Evangelium haben; nehmen mit Gewalt einen bösen Buben, der in der Pfarrkirche gestohlen, aus dem Gefängniß, fallen in die Klöster und berauben dieselben, nehmen die Thorschlüssel zu sich, setzen den Rath ab, und belegen die Stadt mit neuen Steuern, setzen neue Rathsglieder ein, und bemächtigen sich des ganzen Regiments. Sind aber wieder vom schwäbischen Bund zum Gehorsam gewiesen worden.

Der Restauration kam im J. 1529 eine Seuche zu Hülfe, in welcher Bürgermeister, Rath und Zunftmeister jeden, der schwach und krank ist, warnen, sich nicht von einer christlichen Gemeinde abzusondern, sondern sich mit dem Sakrament „als

der edelſten, koſtbarlichſten Arznei ſeiner Seele" verſehen zu laſſen, und das nit zu verachten, bis uff das künftig Concilium, ſo jetzo uff aller heiligen Tag gen Trient angeſagt. Aber wer irgend Beſchwerde hat, des Sakraments halber, warum man das nit zu beiden Geſtalten geb' — der mag ſich zu unſrem Doktor und Pfarrer verfügen, oder an ſeinen Prediger: (ſo) wird er gründlich aus heiliger, evangeliſcher, göttlicher Schrift Bericht empfahen (!). „Wer aber in ſeiner Hartnäckigkeit und ſeinem Irrthum verharrt, dem ſoll das chriſtliche Begräbniß nit gedeihen, ſondern (er ſoll) durch den Waſenmeiſter (Schinder) begraben werden."

In demſelben Jahr nahm Gmünd, nach Cruſius, öſtreichiſch-würtembergiſche Beſatzung auf, und 7 Ketzer wurden hingerichtet.

Im Innern der Stadt ſcheint es jetzt ruhiger geworden zu ſeyn; um ſo drohender erhob ſich der Sturm von auſſen. In den Akten iſt hier eine Lücke bis zum J. 1546, die durch die Zeitgeſchichte ſehr begreiflich gemacht wird.

Im J. 1530 bildete ſich nämlich der ſchmalkaldiſche Bund der proteſtantiſchen Fürſten gegen den Gewiſſenszwang, im J. 1536 ward er auf 10 Jahre erneuert; im J. 1546 den 20. Jul. wurden die Bundeshäupter, der Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen, und der Landgraf von Heſſen in die Acht erklärt, und ſie ſelbſt auch ſchickten dem Kaiſer den Fehdebrief. Am 23. Nov. kam der Churfürſt mit dem Bundesheere nach Heidenheim, und Gmünd ſchloß ſeine Thore. Fürſtliche Geſandte erſchienen und unterhandelten mit ſtädtiſchen Abgeordneten wegen der Uebergabe; aber die Bürgerſchaft blieb unter den Waffen und der Bürgermeiſter Rauchbein verwarf zweimal die Vorſchläge. Nun war das Bundesheer, 40000 Mann ſtark, herangerückt, und mit dem 26ſten Nov. ward die Stadt beſchoſſen, während der Bürgermeiſter an der Spitze ſeiner Leute unter fliegenden Fahnen in banger Erwartung auf dem Markte ſtand, jedoch von den Mauern das Feuer erwiedern ließ. Endlich nach vergeblichen Capitulationsverſuchen, mußte ſich die Stadt auf Gnad' und Ungnade ergeben und 7000 Gulden bezahlen. Bürgermeiſter und Rath warfen ſich dem Churfürſten zu Füßen. Die Akten aus dieſer Zeit mochten aus Vorſicht von den Gmündern ſelbſt vernichtet worden ſeyn. Uebrigens behandelte Otto von Lüneburg die Stadt ſehr edel, nur

an dem Bürgermeiſter Rauchbein, der früher grauſame Reaktion gegen die evangeliſch geſinnten Bürger geübt hatte, und an den Geiſtlichen, welche, beſonders die Minoriten, von Anbeginn der Reformation gewaltthätig entgegen gekämpft hatten, vergriffen ſich die Subalternen, und einer der ſtädtiſchen Abgeordneten, der Stadtarzt D. Leonhard Haug (bei Cruſius Hugo), wurde ſogar von dem ſächſiſchen Marſchall Wolf gefangen fortgeführt. Aus den von hier an wieder beginnenden Akten erhellt, daß ſeinen Landsleuten der Ort ſeiner Haft verborgen blieb. Seine Hausfrau ſchreibt ihm nach „N.," recht rührend-fromm, daß ſie gern Alles, was ihr von der Plünderung geblieben, ja „das Hemd am Leibe darſtrecken will, damit er erledigt werde" (5. Febr. 1547).

Ueber die religiös-politiſche Folge dieſer Eroberung ſchwieg bisher die Geſchichte. Durch die Akten wird ſie aufs merkwürdigſte ergänzt. Am 2. Dez. 1546 läßt nämlich Churfürſt Johann Friedrich nach der Eroberung von Neckarſulm eine ausführliche Aufforderung (ſie iſt im Original vorhanden) an die Stadt ergehen: ſie ſoll das Pabſtthum und alle katholiſchen Ceremonien abſchwören, und die augsburgiſche Confeſſion annehmen.

Bürgermeiſter und Rath gehorchen, und Gmünd iſt für den Augenblick evangeliſch. Dieß erhellt aus dem Schreiben des Raths an die Stadt Nürnberg vom 11ten Dez. 1546. In dieſem heißt es: „— Nun iſt aber uns unter Anderem in dem Eyd, ſo wir fr Churf. ꝛc. — geſchworen, aufgelegt, von dem Pabſtthum und abgöttiſchen Ceremonien und Mißbräuchen abzuſtehen, — und dagegen das heilfertige und allein ſeeligmachende Gotteswort — augsburgiſcher Confeſſion — anzunehmen, und nach gelehrten, chriſtlichen und rechtſchaffenen Predigern — zu trachten, die — uns das göttliche Wort, ſamt chriſtlicher Religion, auch Ceremonien, demſelben gemäß, pflanzen und anrichten. Dieweil nun wir in dem gehorſamlich zu erzeigen uns ſchuldig erkennen, ſo —" bitten ſie die Nürnberger, ihnen „einen oder zween ihrer (lutheriſchen!) Prädikanten zu ſchicken, mit dem Befehl, daneben unſre Kirch helfen zu ordnen und zu reformiren — wie das Alles der augsburgiſchen Confeſſion nach ſeyn ſoll." Und das, bis ſie ſelbſt Prädikanten nachgezogen hätten.

Doch ſcheint es dem Rath ſo ernſt damit nicht geweſen

zu seyn. Die unglückliche Schlacht bei Mühlberg (24 April 1547) brachte den Churfürsten und seinen Verbündeten in des Kaisers Gewalt, und der schmalkald. Bund löste sich auf. Bald wurden die Evangelischen zu Gmünd wieder wie eine ketzerische Sekte angesehen. Im J. 1555 (13ten Sept.) reicht der Gmündische Stadtpfarrer Jakob Spindler, ein Lorcher Benediktiner-Mönch, der erst 7 Jahre Vikar in Gmünd und dann Pfarrer war, eine Klagschrift wegen kirchlicher Mißbräuche beim Rath ein, wo er unter andrem klagt, daß neuerdings auch eine Pfarre im Spital entstanden sey — da doch hergebrachter Weise nur Ein Pfarrer zu Gmünd seyn soll; und daß dieser Spitalprediger auf der Canzel nicht berge, wie er lutherisch sey; daß er die Fürbitte der Heiligen läugne, die sakramentalische Ohrenbeichte nicht für nöthig halte, ja selbst bekenne, er habe viele Jahre nicht gebeichtet; daß er das Abendmahl in beiderlei Gestalt und ohne Consecration reiche u. s. w. Ferner daß auch seine (des Stadtpfarrers) zwei Helfer ungehorsam und unfleissig werden, „fahren ihn an, wie hauende Schwein';" daß das „Fleischfressen" in dem Fasten einreisse u. s. w.

Der Rath aber beschließt, „daß allen diesen Punkten remedirt und dem Jakob Scheppel sein ärgerliches Spitalpredigen ganz verboten seyn solle."

In den Jahren 1555 und 1557 „steiften sich die Widerspenstigen noch auf die bei den Reichstagen zu Augsburg und Regenspurg anwesenden lutherischen Fürsten." Aber umsonst.

Im Jahr 1561 (24. Sept.) dankt der päbstl. Nuntius zu Wien, Zacharias Delphinus, in einem lat. Hirtenbrief den Gmündern für ihre katholische Treue. Im J. 1574 (12. Jan.) spricht der Gmünderrath mit seinen „lieben Freunden" den Bürgern von der Ketzerey und Rebellion, die der stinkende, meineidige Mönch (Luther) angerichtet und verweigert den Ketzern den Mitgenuß der Communion. Der von den Gmündern angerufene Bischof von Augsburg aber hilft die religiöse Contre-Revolution vollenden, und die Akten handeln nur noch von einzelnen ungehorsamen Augsb. Confessions-Verwandten; die sie ausschaffen und ihnen das Bürgerrecht nehmen, und für die sich andre Reichsstädte vergebens verwenden. Mit lebhaftem, katholischem Eifer wendet sich auch der Rath oft an Reichstage und Kaiser, wegen seiner ketzeri-

schen Unterthanen. Eine urkundliche Antwort des edlen Maximilian II., während des Religionsfriedens (Wien, 20. Febr. 1577) mahnt sie zur Toleranz. — Kaiser Rudolph II. aber schreibt (12. Sept. 1588) an den Bischof von Augsburg, daß „der mehrer Theil der Gmünder ein guet katholisch Völklein" sey, daß es aber doch hochnöthig sey, das wachsende Unkraut (der Sektischen) auszurotten. Denn ketzerische Prädikanten aus der Nachbarschaft, Postillen, Catechismen schlichen sich noch immer ein. Und noch am Schlusse des Jahrhunderts verbanden sich verschiedne Bürger augsburgischer Confession zu Gmünd, hielten bei Tag und Nacht heimliche Zusammenkünfte in Gmünd, ließen sich eine Supplikation stellen, und sandten mit derselben aus ihrer Mitte, den Bürger und Handelsmann Sebastian Terzago auf den Reichstag zu Regensburg. Im J. 1594 aber sitzt dieser Mann zu Gmünd im Stadtgefängniß, gesteht nach einiger Weigerung, und muß Urphede schwören.

Damit schließen die Religionsgeschichten dieses Jahrhunderts. — Die Akten aus dem folgenden betreffen hauptsächlich den 30jährigen Krieg, und enthalten fast lauter dürre Verhandlungen mit den schwedischen Generalen über Contributionen und Donationen, namentlich mit dem schwed. Obristen Christoph Martin v. Degenfeld. Darunter finden sich ein paar interessante Schreiben des schwed. Reichskanzlers Axel Oxenstiern in Copien.

Dritter Anhang.

Ueber die Alterthümer der Belsener Capelle.

Es wird unsern Lesern willkommen seyn, zu hören, was schon vor langer Zeit gelehrte Männer des Vaterlandes, über diese Alterthümer gedacht haben: Vermuthungen, die wir aus den reichen Materialien der neuesten Archäologie und Symbolik, namentlich aus Creuzers Schatze zu ergänzen und zu berichtigen suchen wollen.

Sämmtliche Figuren erinnerten sie unwillkührlich an ägyptische Sinnbilder, wie sie noch weit unverkennbarer auf andern in unsrem Vaterland entdeckten Alterthümern vorkom-

men. Der Farren- oder Kuhkopf, mahnte ſie an die ägyptiſche Göttin Iſis, die den Mond, das Mondsjahr, die Fruchtbarkeit, deren Symbol der Mond iſt, und ſodann die zeugende Natur überhaupt bezeichnet; dieſe ward als Mond mit Kuhhörnern am Kopfe vorgeſtellt, ja oft ihr Kopf ganz in den einer Kuh verwandelt. Damit ſetzten ſie die Nachricht des Tacitus in Verbindung, der uns berichtet, „daß ein Theil der Schwaben (die, wenn ſie wirklich ein abgeſondertes Volk, und kein bloßer Nomadenname verſchiedner deutſcher Völker waren, erſt im vierten Jahrhundert nach Chriſti Geburt in unſre Gegenden eingewandert ſind) — der Iſis opfre. Das Bild, das ſie dabei anbeteten, ſey einem Jachtſchiffe ähnlich, womit ſie, meint Tacitus, andeuten wollen, daß dieſer Gottesdienſt fremd und übers Meer gekommen ſey.“ Aber jenes Jachtſchiff deutet wohl noch unmittelbarer auf ägyptiſchen Urſprung. Denn wer kann ſich hier erwehren, an das heilige Schiff mit dem Iſiskopf, auf den Skulpturen des großen Tempels der oberägyptiſchen Stadt Philä und an das Schiffahrtsfeſt der Iſis zu Rom zu denken, und war es doch allgemeine ägyptiſche Sitte, die Götter auf Schiffen fahrend, darzuſtellen; ohne Zweifel weil ihre Mythen das Feuchte, das Waſſer für das urſprüngliche Element aller Zeugung anſahen. Aus einer Nachricht eines andern Schriftſtellers aus dem Mittelalter, wußten unſere Gelehrten, daß die alten Deutſchen dem Mond Ochſenköpfe geopfert, ein mit dem ägyptiſchen verwandter Opferbrauch. Und nun kam ihnen auch die Tradition der Umgegend ſelbſt zu Hülfe, die noch heut zu Tage verſichert, daß der benachbarte Farrenberg, den Namen von den Farren habe, die dort zum Götzenopfer geweihet worden, und daß der ſchön und breite geebnete, mit luſtigem Gehege verſehene Weg, der noch jetzt hinaufführt, aus eben jener Heidenzeit herrühre. So konnten ſie den Gedanken, daß jene Köpfe Iſis- oder Mondsſymbole ſeyen, nicht abweiſen, ſie ſind nur zweifelhaft, ob ſie es für deutſche Götzenbilder oder für römiſche halten ſollen; da ja auch die Römer bekanntlich dem Iſisdienſt, den ſie ſchon frühe, mittelbar, von den Griechen erhalten hatten, ſehr eifrig ergeben waren, in den Kaiſerzeiten denſelben öffentlich übten und der Iſis Tempel bauten.

War einmal der Farrenkopf zum Iſis-Symbol gemacht,

so sollte man denken, diese Erklärung müsse sie ganz natürlich auf analoge Deutung der übrigen Figuren geführt haben. Allein hiervon zog sie der Krieg und die Mode des Etymologisirens aus den Namen der Ortschaften ab. Der Name des Dorfes Belsen kam ihnen gar zu bequem in den Wurf. Belsen wird ihnen Belsheim; Wohnung des babylonischen Sonnengottes Bel, Baal; die Zwerge des Frontispizes sind sein Bild, und die Räder (Sonnen) der Commentar dazu. Diese Meinung ist auch die der Volkstradition zu Belsen. „Habt ihr den krummen Baal betrachtet?" fragte mich einer der Bauern. — Doch möchte sie dorthin erst durch die gelehrte Welt, durch Pfarrer oder Schulmeister gekommen seyn. Im Nothfall läßt sich zwar auch dieser Bel auf Aegypten zurückbringen, aber ihn mit dem Isisdienst in Verbindung zu setzen, möchte doch schwer seyn.

Mit dem Kreuze endlich sind sie bald fertig. Auch dieses Zeichen ist ägyptisch. Auf der Isismünze des Domitian erscheint ein Priester der Göttin mit dem Kreuz in der linken Hand. — Allerdings finden wir schon das Kreuz öfters auf Kunstdarstellungen aus dem Kreise der Isis-, Osiris- und Serapismythen, als Nilschlüssel, als Symbol der Herrschaft über das befruchtende Wasserreich. Aber es ist ein gehenkeltes Kreuz, das ägyptische Tau; anzuschauen wie ein lateinisches T, oben mit einem Henkel. Die Kreuze auf der Belsener Capelle hingegen sind ehrliche Christenkreuze, und eben so wenig das ägyptische Kreuz, als, wie eine andre noch unpassendere Vermuthung war, eine Abbildung von Thors Hammer aus der nordischen Mythologie.

Auf die andre Frage: wie kommen jene Symbole in die Mauern der Belsener Capelle? suchten die Gelehrten verschiedene Antworten; ohne es zu einer Entscheidung zu bringen. Erst dachten sie, das Ganze könnte wohl ein römischer Tempel seyn; warfen aber diese Hypothese wieder weg, weil sie nicht annehmen zu können glaubten, daß die unförmlichen, schlecht ausgearbeiteten Figuren, aus den Händen der Römer kommen sollten. Dann meinten sie, es könnte wohl ein heidnischer, wahrscheinlich deutscher Tempel seyn; oder noch besser: es könnte auf derselben Stelle ein solcher früher gestanden haben, von den bekehrten Deutschen aber abgebrochen worden seyn, und in der christlichen Kirche, die sie aus den Mauersteinen

des alten Tempels erbaut, könnten nun jene Bilder zum Andenken Platz genommen haben. Auch diese Vermuthungen konnten ihnen jedoch nicht genügen. Sie wußten aus ihrem Tacitus, daß die alten Deutschen ihre Gottheiten für zu groß gehalten, als daß sie solche zwischen vier Wände eingeschlossen; und wenn ein Christentempel aus dem heidnischen gemacht worden wäre, so fanden sie es viel natürlicher, daß die Bekehrten in ihrem Eifer umgekehrt, die noch brauchbaren Tempelwände hätten stehen lassen, die Götzenbilder aber zerstört, und nicht wieder hineingesetzt hätten. Auch sey die Bauart nicht die christliche, besonders in Hinsicht des Mauerwerkes, das auch bei unsern ältesten Kirchen viel unvollkommener ist. Endlich scheint sich ihre Meinung, obgleich nicht klar ausgesprochen, dahin zu neigen, daß die Steine, einzelne ägyptisch — deutsch — heidnische Gegenstände der Verehrung gewesen, und von den später dahin gekommenen Römern, die allen Religionen in der ihrigen einen Platz gönnten, bei der Aufbauung dieses römischen, irgend einer Gottheit geweihten Tempels, den Mauerwänden einverleibt worden seyen. Diese Hypothese (wenn sie aus den verwirrten Angaben richtig von uns heraus gefunden worden), stützten sie auf die Beobachtung, daß die Steine mit den Bildern den übrigen Mauerquadern nicht gleichen, sondern rauher und schwärzlicht scheinen.

Wenn uns nun erlaubt ist, eine eigene Hypothese aufzustellen, die wir freilich für gar nichts weiteres geben wollen, so ist unsre Annahme folgende:

Weder Tempel noch Bilder sind ursprünglich deutsch, sondern römisch. Was den Tempel betrifft, so stützen wir uns auch auf die herrliche einfache und dennoch große Cultur voraussetzende Bauart. Was die Bilder, so können wir im Allgemeinen nicht recht an deutsche Götzenbilder glauben, und dann kommt noch ein besondrer Umstand hinzu, der uns durchaus für römischen Ursprung bestimmt. Es ist nämlich vor Zeiten, zwischen Canstadt und Waiblingen, bei dem Dorfe Felbach, in einer Weinbergsmauer an einem Hügel; auf dem Wege nach Eßlingen, ein höchst merkwürdiger Stein mit symbolischen Bildern gefunden worden, die ganz unverkennbar aus dem Kreise der Mithrasmythen genommen sind, und mit den zu Rom befindlichen Mithrasantiken die sprechendste Aehnlichkeit, sowohl in Idee als detaillirter Ausführung zeigen. Nun

ist der Mithras eine alte urperfische Gottheit, das Symbol des Feuers und der Sonne bei jener Nation. Man wird aber (mag man auch den Lichtdienst bei allen Nationen noch so sehr centralisiren und auf Eine Quelle zurückführen) weder annehmen wollen, daß der Sonnen- und Monddienst der Deutschen bis aufs Detail ihrer Symbole, wenn sie welche gehabt, eine solche Aehnlichkeit mit zwei fremden Religionen gezeigt, noch, daß aus beiden Ländern, Persien und Aegypten, Gottesdienste nach unsrem Deutschland eingewandert seyen.

Hingegen war der persische Mithrasdienst nicht lange nach dem ägyptischen Isisdienste, im Seeräuberkriege des Pompejus nach Rom gekommen, und hatte sich dort, wie jener, sehr schnell ausgebreitet. Wie natürlich ist es nun anzunehmen, daß die römischen Legionen, die, wie man aus unzähligen Spuren sieht, im dritten Jahrhundert am Neckar gestanden *), beide Gottesdienste, die in Rom damals bis zur Raserei getrieben wurden, hier geübt, und bei langwierigen Standquartieren, auch in Kunst- und Bauwerken ausgesprochen haben? Man erinnere sich zum Beispiel nur, daß Kaiser Caracalla ein Isis-Eingeweihter war, und der Isis mehrere Tempel errichtete, und daß er sich wahrscheinlich eine zeitlang in Deutschland bei der Donauarmee aufgehalten, und lese nun folgende Stelle in unsres trefflichen Pfisters Geschichte von Schwaben (I, 47.): „Zwei Jahrzehende unter Severus und Caracalla stand die 22ste Legion am Neckar. Diese alte Legion war ehemals in Aegypten und im jüdischen Krieg, seit dieser Zeit aber in Gallien, und es scheint, die Kaiser haben das Gränzland zum Theil den ausgedienten Soldaten eingegeben. Noch auf der östlichen Seite vom Neckar hat ein solcher Veteran mit seiner Familie „auf eigenem Grund" einen Tempel errichtet; andre Soldaten von dieser Legion haben verschiedene Altäre, „dem höchsten Jupiter", „dem Mars", „dem Apollo", „allen Göttern und Göttinnen" gewidmet." —

Ueberhaupt findet man hier und da im Lande Spuren römischer, nachher von den Alemannen zerstörter, oder von den bekehrten Christendeutschen in Kirchen umgewandelter Tem-

*) Beisen liegt 2 Stunden vom Necker.

pel: ſo in Kuppingen bei Herrenberg (jetzt abgebrochen), ſo in Murrhard. (Vielleicht gehört eine Scheune auf dem Hofe Schwärzloch bei Tübingen, an der ich mancherlei Symbole gefunden, hieher.

Leſe man nun weiter in Sattlers allgemeiner Geſchichte Würtembergs bei der Abbildung einer der Antiken folgendes: (S. 221): „das letzte (Alterthum) dient den Herrn Gelehrten zu einem Räthſel, welches ſie auflöſen mögen. Auf dem ziemlich großen Kopf hat es zwei Ochſenhörner. Der übrige Körper iſt nicht wohl geſtaltet, und die Arme gleichen faſt zwei Handheben, die von den Hörnern bis an die Hüften reichen. In welchem Ort des Herzogthums Würtemberg ſolches gefunden worden, kann ich nicht melden. In dem Verzeichniß der Kunſtkammer aber erinnere ich mich, daß dieſes Bild als ein Faunus oder Waldgott eingetragen geweſen. Sollte es aber nicht vielmehr ein Bild des Apis oder Oſiris ſeyn? u. ſ. w. Daß aus Aegypten ein Theil des Götzendienſtes hieher gebracht werden konnte, beweiſen die von Herrn Schöpflin im Elſaß gefundenen Ueberbleibſel der ägyptiſchen Religion. Die 22ſte Legion, welche die 8te in dieſen Landen abgelöſet und viele Jahre hier ſich aufgehalten hat, wurde von Kaiſer Auguſt in Aegypten aufgerichtet, von Veſpaſian zur Belagerung der Stadt Jeruſalem gebraucht, und endlich an den Rhein zu gehen befehligt. Dieſe kann noch von der ägyptiſchen Religion etwas beibehalten und dieſes Bild als ein Andenken uns hinterlaſſen haben.“ Heut zu Tage kann wohl kein Archäolog über jenes Bild im Zweifel ſeyn: Es iſt offenbar eine Iſis mit dem Kuhkopf und den Mondshörnern.

Endlich findet man nach Pfiſter, aufwärts und abwärts am ganzen Neckar, an der Murr, an der Enz, an dem Kocher überall noch Spuren von römiſchen Waſſerleitungen, Bädern, Soldatenhäuſern, und andern Anlagen zu Kaſtellen oder Städten; zugleich auch viele Steinbilder als Ueberreſte edler Kunſt und als Zeugen einer friedlichen Muſe, die auch römiſche Mythologie dem Genius dieſer Länder näher gebracht hat *).

*) Für das perſiſche Mithrasmonument könnte die Notiz von Wichtigkeit ſeyn, daß nach Herodian, Alexander

Nach allem diesem denken wir uns die Sache so:

Belsen mit den umliegenden Grundstücken war eine Dotation und friedliche Niederlassung römischer Veteranen der 22sten Legion unter Caracalla. Und wirklich hat man vor etwa sechzig Jahren bei Mössingen und Belsen Heidengräber mit Urnen gefunden. Diese pflanzten hier den angeerbten ägyptischen Gottesdienst ihrer Legion fort, der ihnen ohnehin von Rom aus als Mode empfohlen war. Sie bauten den ägyptischen Gestirngöttern einen Tempel, sie weideten ihnen auf dem benachbarten Berge Farren, und opferten ihnen dieselbe nach ägyptischer Weise. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein im Innern der Capelle aus der Mauer, da wo sich der neuere Chor anschließt, hervorragender Stein, der in einer christlichen Kirche durchaus fremd und bedeutungslos ist, den aber die Volkssage (denn in Büchern habe ich von diesem nichts gefunden), ohne Umschweife zu dem Steine macht, an den die Farren beim Opfer angebunden worden. Dieser Spur folgend, vermuthen wir, daß da, wo sich jetzt der Chor anschließt, der Haupteingang zum Tempelchen mit der Opferstelle gewesen; vielleicht mit bedeutendern und reichern, jetzt verlornen Symbolen. Das jetzige Frontispiz wäre die Rückseite mit einer Hinterthür und den übrig gebliebnen Sinnbildern. Den ganzen Tempel denken wir uns begreiflich nicht spitzig und mit einem Giebeldach, wie jetzt, versehen, sondern etwas thurmartig in die Höhe gebaut. — Die bald siegreichen bald geschlagenen Alemannen der spätern Jahrhunderte, denken wir weiter, kamen, während der Kriege (selbst wenn die römischen Bewohner die Stätte verlassen) nicht an diesen Gebirgsfleck herüber, und so blieb das schöne Tempelchen unzerstört. Erst als das ganze Land Sueve-alemannisch (schwäbisch) geworden war, mögen diese römischen Dotationen von den Schwaben eingezogen und zu Gemeinde-Gütern „Almanden" gemacht worden seyn, ein Alemannenort, das man noch heute jeden Augenblick im Munde der Bauern hören kann.

Dieses Alemannien kam in der Folge unter fränkische Oberherrschaft, und die Franken, bei welchen seit Chlodwigs

---

Severus allerhand furchtbare Krieger aus dem Orient, an den Rhein gegen die Deutschen führte, worunter auch parthische (persische) Pfeilschützen. s. Pfister, a. a. O. 1. S. 51.

Taufe das Christenthum Staatsreligion geworden war, fiengen nun an, auch bei den Alemannen, die nach dem ausdrücklichen Zeugniß eines damaligen Schriftstellers nur die Natur verehrten, und also bilderlose Heiden waren, Bekehrungsversuche zu machen. Diese Bekehrer waren irländische Christenpriester. Sie zogen besonders durch Franken, in die Schweiz und an den Bodensee, wo sie zu Bregenz einen deutschen Heidentempel (denn bei diesen südlichern, phantastischern Alemannen scheint schon Bilderdienst bestanden zu haben), in eine christliche Kirche verwandelten. Dies alles geschah etwa 600 Jahre nach Christi Geburt. Lassen wir nun einen solchen christlichen Missionar nach Welfen kommen und die dortigen schwäbischen Alemannen bekehren. Er findet den römischen Tempel vielleicht schon als Ruine, aber doch mit leichter Mühe zum christlichen Gottesdienst wieder herstellbar, und macht dieses den Neubekehrten begreiflich. Es wird ans Werk geschritten. Das Haus muß vor allen Dingen nach nordischer Sitte und dem Bedürfniß des Klima's ein Giebeldach erhalten. Zu dem Ende wird auf beiden Längeseiten von der Höhe genommen: an der Breite aber hinaufgebaut, um den Giebel zu vollenden. Diese Annahme erleichtert uns die Erklärung des Kreuzes. Die Bekehrer wie die Bekehrten haben ohne Zweifel Anstand an den unförmlichen und ihnen ganz fremden Götzengebildern am obern Theile dieser Tempelseite genommen. Sie und sich zu beruhigen, riethen nun jene den Bauenden, bei Vollendung des Giebels über die abgöttischen Mißgestalten, das christliche Symbol des Kreuzes einzumauern, vielleicht nicht blos als Zeichen des vertriebenen Götzendienstes, sondern auch um den möglichen unheilvollen Einfluß jener Götzen (Teufel) unwirksam zu machen. Aus eben demselben Grunde ward über die Eingangsthür an der Westseite ein Kreuz mit verschiedenen Zierathen eingemauert. Daß wir heut zu Tage keinen Ansatz im Bau des Giebels bemerken, wird wohl auf Rechnung des Geschmacks der Umgestaltenden gesetzt werden dürfen, die hoffentlich die wenigen Steine des Gipfels nach dem Muster des alten Baues zuzuhauen und zusammenzusetzen nicht unterlassen haben werden. Eben so mag es mit dem jetzt von dem Chor verdrängten Haupteingang auf der andern Breite des Tempels gegangen seyn. Dort denken wir uns auch die bei römischen Gebäuden

zu erwartenden Inscriptionen über der jetzt verschwundenen Hauptthüre, und etwa einen Säuleneingang.

Um auf die Symbole der römischen Gründer zurück zu kehren, und auch für diese ägyptisch-römischen Skulpturen eine Deutung zu wagen, so halten wir sie für die ägyptischen Natur- und Licht-Gottheiten, denen der Tempel geweiht war, und zwar die Farren- oder Kuhköpfe für die Andeutung der Isis; die Zwerge für die weltschöpferischen Licht- und Feuer-Götter, die in Aegypten hier und da in Verbindung mit der Isis und in bärtiger Zwergsgestalt erscheinen, wie zu Memphis der dort als erster Gott verehrte Vulkan oder Phtha als bärtiger Zwerg auf seinem eignen Tempel vorgestellt ist. Namentlich hat unser Giebelzwerg, besonders was die Beugung der Arme und Füße betrifft, große Aehnlichkeit mit dem Zwerg auf einem der ägyptischen Denkmäler, das Creuzer Tab. XVI. 2. giebt, welchen er für den ägyptischen Gott Kneph oder Knuphis, den guten schöpferischen Geist, den idealen Osiris hält *). Auch auf einer Silber-

*) Hier die Bemerkungen und Ansichten eines Freundes, dessen Güte ich auch die auf nochmalige genaue Betrachtung gestützte Beschreibung der Capelle verdanke: Kommt man von der Westseite, und hat dort die ägyptische Deutung der Figuren auch nur mit halb gläubigem Ohr aufgenommen, so muß diese Oeffnung aufs neue, aufs lebendigste erinnern an die Bedeutsamkeit des Oestlichen in der ägyptischen Symbolik. Wenn wir es dahingestellt seyn lassen, ob auch hier der Gruß der Sonne mit einem frohen Klang erwiedert worden seyn möge, so ist doch kaum der Gedanke an eine astronomische Vorrichtung zu unterdrücken. Jetzt freilich ist weder von einem Gnomon noch etwas ähnlichem eine Spur mehr da: der Strahl fällt auf die angestrichene Wand, oder auf Kirchenstühle. Eine mehr als zufällige Bedeutung der Oeffnung hatten uns schon die Bauern angekündigt, mit der Bemerkung, wie schön es sey, wenn Morgens die Sonne hereinfalle. Es muß wirklich herrlich seyn, denn, wenn wir die im Chor der Kirche angebrachten Fenster ausnehmen, so ist nichts mehr da, als wie ganz kleine Oeffnungen in der Höhe, die so wenig Licht geben, daß, ungeachtet wir beide Kirchthüren aufsperrten, doch das Innere nur dämmernd erleuchtet war. In der Kirche selbst steht ein ganz steinerner, ziemlich roh gearbeiteter Altar, der vor einigen Jahren erst sehr geschmacklos angestrichen wurde. Daneben ist ein hervorragender Stein in der Wand; an diesen — erzählten uns mehrere Belsener Bürger — habe man die Farren und Widder ge-

münze, von der Creuzer einen Holzschnitt giebt, erscheint ein dem unsrigen ähnlicher Zwerg, und auf der andern Seite ein Ochs. — Daß unsern Zwergen der Bart fehlt, ist aus der gänzlichen Unausgeführtheit der Sculpturen begreiflich. Die

---

bunden, geschlachtet, und auf dem Altar dem „Bal" geopfert. Diese setzten hinzu: das Kirchlein sey das älteste Gebäude „im römischen Reich." Auf dem Farrenberg haben „die Farren und Büffelochsen geweidet: auf einem ausgesteckten Weg seyen sie herabgeführt worden." Wenn man tief grabe, soll man wirklich auf Spuren einer versenkten Römerstraße treffen.

Fragt es sich nun vom Alter einzelner Theile: so sind alterthümlich ohne allen Zweifel, die untere Zwerg-Gestalt, die obern 4 Steine, die mit Bildern bezeichnet sind, und die Oeffnung an der Morgenseite. Einer spätern Zeit gehört an, der ganze Chor der Kirche. Daß an Heidentempel — wenn es nur nicht germanische waren, denn diese entgiengen wohl selten der Zerstörung — durch die Glaubensboten in Deutschland ein Chor angestoßen, und dadurch das Ganze zum christlichen Tempel umgewandelt wurde, ist bekannt, schon durch das nahe liegende ganz gleiche Beispiel vom Michels-Berg. Aber die Kreuze? ihre Figur ist ganz die von christlichen, namentlich aus früherer Zeit. Das obere wird sich am leichtesten als später eingesetzt ansehen lassen, aus dem schon bemerkten Grunde, daß es ganz und gar nicht wie die andern Figuren, dem Ebenmaß folgend, in der Mitte steht, sondern auf der Seite, und dazu noch schief. Der Stein, auf dem es ist, zeichnet sich so wenig als einer der andern durch Farbe oder irgend ein andres Merkmal aus. Veranlaßt durch die Oeffnung gegen Morgen, könnte man der auf der Abendseite, ganz nahe am Giebel befindlichen Oeffnung, eine ähnliche Bedeutung unterlegen wollen. Aber diese scheint uns zu hoch, und dabei nur durch Herausstoßen eines Steins entstanden, etwa das Werk eines christlichen Wiederherstellers des Gebäudes, der die ägyptische Finsterniß des Innern etwas zu erhellen bemüht war. Am schwersten zu erklären ist das untre Kreuz. Der Platz den es einnimmt, macht es unwahrscheinlich, daß es an die Stelle eines herausgenommenen Steins eingefügt worden sey. Die Art, wie der Stein mit dem untern Zwerg angefügt ist, läßt kaum zweifeln, daß von jeher seine Stelle hier genau über der Thür gewesen sey. Indessen mag vielleicht auch das untre Kreuz, wie die Ziegrathen in der Höhe, deren Alter verdächtig ist, angefügt worden seyn, bei der Wiederherstellung des Gebäudes, die schon durch die schiefe und unterbrochne Neigung des Dachs als eine sehr kunstlose sich ankündigt, und die, wie sie sich fanden, ältere Steine, vermischt mit neu herbeigeschafften.

Rohheit der letztern aber war von halb barbarisierten Veteranen eines deutschen Heeres wohl nicht anders zu erwarten.

Noch sind die Widderköpfe übrig. Auch diese erscheinen an Kunstdarstellungen aus dem Isis-Kreise, und zwar an dem Gott Harpokrates, dem kraftloseren Sohn der Isis und des Osiris, dem Symbol der Wintersonnenwende (der kräftigere Sohn ist Horus, Symbol der Sommersonnenwende). Man hat eine ägypt. Münze, die den Harpokrates auf einem Widder reitend vorstellt. Auch auf einem heil. Schiffe in den Sculpturen des Pallastes zu Karnat kommt am Vorder- und Hinter-Theile ein Widderkopf als Verzierung vor. Wollte man nun die unsrigen auf Harpokrates deuten, so hätten wir die ägyptischen Gottheiten: Isis, Harpokrates, Phtha (für den untern) Kneph (für den obern Zwerg). Doch dürfen wir bei jenen Gründen unsers Tempels auch in diesem Fall gewiß keine tiefere naturphilosophische Idee und Zusammenstellung, sondern nur den blindesten, ererbten Götzendienst annehmen.

Vierter Anhang.

Geognostisches, Mineralogisches und Botanisches über die Alb. Von Professor D. Schübler.

I

Gebirgsarten und merkwürdigere Mineralien der Alb.

Die würtembergische Alb zeigt in den Produkten des Mineralreichs viele Gleichförmigkeit; ihre Hauptgebirgsart ist ein dichter gewöhnlich gelblich graugefärbter kohlensaurer Flötzkalkstein, der von den neuern Geognosten Jura-Kalk genannt wurde, indem dieselbe Gebirgsart das eigentliche Juragebirge der Schweiz bildet und sich von da in unsere Gegenden fortsetzt; bei Schaffhausen ist diese Kalkformation vom Rheinfall durchbrochen, zieht dann von SW nach NO durch ganz Schwaben eine natürliche Scheidewand zwischen den Flußgebieten der

Donau und des Neckars bildend, und endigt sich zuletzt nordöstlich von Würtemberg im Baierischen bei Baireuth. Der ganze Gebirgszug wird von der Schweiz an nach und nach niedriger, in den südwestlichen Theilen Würtembergs erreicht er noch in mehreren Gegenden, wie auf dem Heuberg bei Schömberg, Höhen von 3000 bis 3100 Pariser Schuhen und erniedrigt sich an der nordöstlichen Gränze Würtembergs wie auf dem Albuch bis 2200 und 2000 Schuhe. Die Mächtigkeit der Schichten dieser Gebirgsart beträgt nicht selten gegen 1000 Pariser Schuhe, ihr Inneres ist mit mehreren großen Höhlen durchzogen, in ihren obern Schichten finden sich in muldenförmiger Vertiefung häufig Bohnerze. Der Abfall des Gebirgs ist gegen Norden bedeutend stärker als gegen Süden, das tiefere ebenere Land am nördlichen Fuß der Gebirgskette liegt gewöhnlich 800, 900 bis 1000 Schuhe tiefer als die obere Fläche der Gebirgskette, der Abfall nach Süden beträgt oft 300, 400 Schuhe weniger, das ganze Donauthal am südlichen Fuß der Alb liegt schon bedeutend höher als das Neckerthal, die fruchtbarsten Gegenden und schönsten Aussichten finden sich daher auch gewöhnlich am nördlichen Abhang.

Am ganzen nördlichen Fuß dieser Gebirgskette findet sich ein gewöhnlich bläulich schwarzer an Versteinerungen reicher Kalk, welcher von einer vorzüglich häufig in ihm vorkommenden versteinerten Meerschnecke der Vorwelt die Benennung Gryphitenkalk erhielt, häufig liegt zunächst über diesem Gryphitenkalk unter dem Jurakalk noch ein eigenthümlicher bituminöser Mergelschiefer, dessen Schichten auch hie und da mit denen des Gryphitenkalks wechseln; aus diesem Schiefer entspringen die Schwefelquellen von Boll und Reutlingen. — Am nördlichen und vorz. nordöstlichen Abhang der Alb bei Aalen, Wasseralfingen und mehrern andern Gegenden findet sich zwischen dieser Schieferformation und dem Jurakalk noch eine mächtige Schichte eines eisenhaltigen Sandsteins, in welchem der für Würtemberg wichtige Thoneisenstein vorkömmt. — Einige Gegenden der Alb besitzen Trappgebirgsarten namentlich Basalt, welcher sich mitten im Jurakalk auf einzelnen Bergen findet, wie auf dem Eisenrüttel bei Dollingen, Sternenberg bei Offenhausen und an der Uracher Staige, Basalttuff, bei Ehningen, Hohenwittlingen, am Abhange von Hohen-Neuffen, auf dem Karpfenbühl und Jußberg bei Dettingen und Heb-

ſſau*); dieſe leztere Gebirgsart füllt oft groſe Spalten des Jurakalks aus.

In dieſen Hauptgebirgsarten finden ſich folgende mehr in untergeordneten kleinen Parthien eingewachſen.

Erdige Foſſilien.

Feuerſtein zuweilen in Kugeln und als Geſchiebe im Jurakalk bei Königsbronn und Nattheim.

Splittriger Hornſtein im Jurakalk bei Gomadingen, Onſtmettingen, Aalen.

Calcedon als Verſteinerungsmittel von Seeigeln, und Koralen im Jurakalk bei Nattheim und Steinheim, im Stubenthal.

Olivin eingewachſen in Körnern im Baſalt der oben bemerkten Gegenden.

Muſchliger Augit im Baſalttuff und in loſen Cryſtallen bei Ehningen in der Dammerde.

Trippel im Jurakalk zu Mehrſtetten bei Urach

Bolus im Jurakalk mit Bohnerz bei Nattheim.

Walkerde neſterweis im Jurakalk bei Urach.

Bergmilch in den Höhlen der Alb, der Nebelhöhle, Falkenſteiner Höhle, Linkenboldslöchlein und bei Hohenwittlingen.

Marmor in vielen Gegenden der Alb, der dichte Jurakalk zeigt viele Farbenverſchiedenheiten und nimmt gewöhnlich eine ſchöne Politur an, er geht vom Gelblichgrauen ins Gelbe, Weiße, Bläuliche, Rothe und Bräunliche über, oft iſt er zugleich baumartig gezeichnet, in einigen Gegenden iſt er roth und weiß bandartig geſtreift, wie bei Böllingen im Oberamt Münſingen; bei Neresheim geht et ſtellenweis ins Roſenroth: über. Schwarze und ſchwärzlichgraue Marmorarten oft mit eingewachſenen verſteinerten Schnekken finden ſich im Gryphitenkalk am Fuß der Alb wie bei Hattenhofen ohnweit Göppingen.

Kalkſchiefer plattenförmig an mehreren Orten wie bei

*) In Anſehung der nähern geognoſtiſchen Verhältniſſe der Alb zu den übrigen Gebirgsformationen Würtembergs verweiſen wir auf die 2te Ausgabe von Hrn. Prof. Memmingers Geographie und Statiſtik Würtembergs. Cotta'ſche Buchhandlung 1823. und auf deſſen Jahrbücher.

Steinheim im Stubenthal, Blaichstetten und Kolbingen auf dem Heuberg.

Kalkspath vorzüglich in Höhlen und Spalten des Jurakalks theils rein-weiß, theils von weingelber Farbe bei Königsbronn und Heidenheim und bei Neresheim.

Kalksinter oder fasriger Kalkstein in Form von Tropfsteinen, Röhren auch knollig und nierenförmig in den Höhlen der Alb.

Kalktuff oft mit Pflanzenincrustationen und Süßwasserschnekken bei Urach, Seeburg, Pfullingen, Gönningen am Fuß der Alb.

Erbsenstein zusammengebackene Körner von der Größe einer Hirse bis Erbse im Jurakalk bei Neresheim und Ehrenfels.

Nagelkalk oder Duttenstein am Fuß der Alb im Gryphitenkalk bei Wasseralfingen.

Brennbare Fossilien.

Noch verdienen als Merkwürdigkeit die Gerölle von Granit, Gneis und Glimmerschiefer erwähnt zu werden, welche sich in der Dammerde am nördlichen Abhang der Alb auf der östlichen Seite des Floriansbergs bei Mezingen und auf dem Rangenberg bei Ehningen finden.

Pechkohle oder Gagat am Fuß der Alb im Gryphitenkalk nesterweiß in kleinen Parthien bei Göppingen, Balingen, Aldingen ꝛc.

Vitriolschiefer im bituminösen Mergelschiefer bei Hesselwang.

Torf am Abhang der Alb bei Schopfloch im Ob. Amt Kirchheim und bei Brenz u. Germaringen.

Metalle.

Schwefelkies crystallisirt und in knolligen unförmlichen Stücken im Gryphitenkalk und Schiefer am Fuß der Alb in mehreren Gegenden wie bei Boll, Pfullingen, Balingen, Aldingen.

Strahlkies in derselben Formation bei Schemberg, Mögglingen ꝛc.

Körniger Thoneisenstein in mehreren Flözen bei Aalen und Wasseralfingen.

Eisenniere (gelber Thoneisenstein) ebendaselbst.

Bohnerz dichtes und ſchaliges meiſt in muldenförmigen Vertiefungen in den obern Schichten des Jurakalks in vielen Gegenden, wie bei Michelfeld auf dem Herdtfeld, Nattheim, Oggenhauſen, Ebingen, Trochtelfingen, Willmandingen, Thalheim auf dem Henberg, Neuhauſen ob Ek.

Graubraunſteinerz bei Ebingen und Trochtelfingen mit Bohnerz und bei Schnaitheim.

Verſteinerungen.

Die ganze Kette der Alb enthält eine Menge Ueberreſte verſteinerter Seethiere, welche in der gegenwärtigen Schöpfung größtentheils ganz fehlen und merkwürdige Belege geben, daß die Gebirgskette in den frühern Perioden unſerer Erde lange von dem Weltmeer bedeckt war, wofür auch viele andere Erſcheinungen ſprechen. Die wichtigern Verſteinerungen ſind nach Schlotheims Benennungen folgende:

Im Jurakalk

Ammoniten (Ammonshörner) in den Arten Ammonites annulatus, planulatus, und costulatus.

Terebratulithen (Bohrmuſcheln) gleichfalls in mehreren Arten Terebratulithes giganteus bicaniculatus. lacunosus und dissimilis.

In den Bohnerzgruben bei Nattheim oft in Calcedon verſteinert.

Echiniten (Seeigeln) Echinites corronatus, globulatus und elipticus.

Auſternartige Muſcheln, Ostracites crista hastellatus das ſogenannte Lorbeerblatt.

Mehrere Korallenarten. Fungites infundibuliformis, Hyppurites, radiatus Madreporites, maeandrinus, truncatus, cavernosus, filatus, astroites, Tubiporites stalactiticus, Alcyonites manatus.

In der Gegend von Giengen und Heidenheim Encrinites mespiliformis (Seelilien) und Gryphites Gigas.

In den obern Schichten des Jurakalks im Stubenthal bei Steinheim Abdrücke und Gräthe von Fiſchen mit Süßwaſſerſchnecken namentlich Helicites sylvestrinus und globositicus.

Am nördlichen Abhang der Alb zwiſchen dem Jurakalk und Eiſenſandſtein oft loſe in einem gelbl. Thon oder in einem regenſteinartigen Kalk liegend bei Waſſeralfingen, Dettingen und am Reifenberg bei Gmünd Ammonites macrocephalus, noricus und coronatus. Belemnites gi-

ganteus und canaliculatus. Ostracites pectiniformis, edulisformis, crista galli und complicatus (ſogenannte Hahnenkämme) Serpulites lumbricalis und gordialis oft auf Belemniten aufſitzend. Donacites trigonius.

Im körnigen Thoneiſenſtein und Eiſenſandſtein bei Waſſeralfingen und Aalen.

Ammonites bifurcatus, Belemnites paxillosus Pleuronectites laevigatus (Kompaßmuſcheln) Arcacites corbularius und Terebratulithes sufflatus, viele kleine Telliniten.

In dem jüngern bituminöſen Mergelſchiefer am Fuß der Alb bei Boll.

Belemnites paxillosus (Teufelfinger Luchsſteine) Pentacrinites subangularis (die ſogenannte Meduſenpalme) meiſt in Bruchſtücken. Algacites granulatus (Meertang) Abdrücke und verſteinerte Knochen von großen Fiſchen und Krokotillartigen Thieren wurden früher einige in dieſer Gegend gefunden.

Ammonites Amaltheus, annularis und ornatus in Schwefelkies verkieſt bei Boll, Gmünd, Balingen.

Im Gryphitenkalk am nördl. Fuß der Alb und in mehreren Gegenden dieſer Formation Ammonites arietis und colubratus, von einigen Zollen bis 2 Schuh Durchmeſſer.

Gryphites cymbium (Greifsmuſchel) Myacites affinis. Pleuronectites discites. Venulithes islandicus. (Venusmuſcheln) Bucardites hemicardiiformis (Herzmuſcheln) Terebratulithes osteolatus und alatus (Bohrmuſcheln) Mytulites modiolatus und Pinnites diluvianus (Schinckenmuſcheln.) Pentacrinites vulgaris in Bruchſtücken als ſogenannte Sternſteine hier und da aufſitzend. *)

Merkwürdigere Pflanzen der Alb.

Die Alb beſitzt mehrere Pflanzen, welche in den tiefern Gegenden Würtembergs fehlen oder nur ſelten vorkommen,

*) Verſchiedene dieſer Verſteinerungen kommen nicht blos ausſchließend in den hier bemerkten Formationen, ſondern auch an deren Gränzen in den benachbarten Schichten vor, deren Schichten oft auch ſelbſt an den Gränzen der Formationen mit einander wechſeln.

ſie enthält namentlich mehrere in dem eigentlichen Jura der Schweiz vorkommende Arten: mehrere derſelben kommen vielen Gegenden der Alb überhaupt gemeinſchaftlich zu, wie ſich dieſes bei der Gleichförmigkeit der Gebirgsart nicht anders erwarten läßt; wir führen hier die merkwürdigern nach einzelnen Fundorten auf, welche häufiger beſucht werden.

Lochen und Schaafberg.

Sesleria coerulea. Mai — Lysimachia nemorum. Juli. — Gentiana verna. Maj — Sanicula europaea. Juli — Astrantia major. Juli — Laserpitium latifolium. Juli — Pyrola secunda. Juni — Arenaria serpyllifolia. Juni — Crataegus Aria. Juni — Rubus saxatilis. Maj — Ranunculus lanuginosus. Juni — Cheiranthus erysimoides. Juni — Lotus siliquosus. Juli — Doronicum Bellidiastrum. Maj —

Salmandingen.

Gentiana verna. April — Bupleurum longifolium. Juni — B. rotundifolium. Juni — Caucalis grandiflora. Juni — Anthemis tinctoria. August —

Farrenberg bei Mössingen.

Viola mirabilis. April — Gentiana lutea. Juli — G. verna April — G. cruciata. August — Astrantia major. Juli — Caucalis grandiflora. Juni — Staphylea pinnata. Maj — Convallaria verticillata. Maj — Crataegus Aria. Juni — Actaea spicata. Juni — Aconitum Lycoctonum. Juni — Helleborus fœtidus. April — Ranunculus lanuginosus. Maj — Anemone hepatica. April — A. ranunculoides. April — Vicia sylvatica. Juni — Doronicum Bellidiastrum. Maj — Cineraria integrifolia. Maj — Centaurea montana. Juni — Serapias palustris (longifolia). Juli — Orchis sambucina. Maj — Carex digitata. April — C. clandestina. Merz — Equisetum eburneum. April —

Roßberg.

Sesleria cœrulea. April — Elymus europæus. Juli — Dipsacus pilosus. Juni — Lysimachia nemorum. Juli — Physalis alkekengi. Juli — Atropa Belladonna. Juli — Phyteuma orbiculare. Juli — Impatiens nolitangere. Juli — Thesium montanum. Juni — Gentiana lutea. Juli — G. verna. April — Bupleurum longifolium. Juni — Sanicula europæa. Juli — Laserpitium latifolium. Juli — Convallaria verticillata. Maj — Hyacinthus botryoides. April — Lilium Martagon. Juni — Adoxa

moschatellina. Merz — Euphorbia sylvatica. Juni — E. dulcis. Juni — Cratægus Aria. Juni — Rosa villosa. Juni — Rubus saxatilis. Maj — Actæa spicata. Juni — Aconitum Lycoctonum. Juni — Thalictrum aquilegifolium. Juni — Helleborus fœtidus. April — Anemone Pulsatilla. Maj — A. ranunculoides. April — Teurium montanum. August — T. chamædrys. August — Stachys alpina. Juni — Orabanche major. Juni — O. caryophillacea. Juni — Digitalis ambigua. Juli — Alyssum montanum. Juli — Pholarpi montanum. Maj — Vicia sylvatica. Juni — Trifolium rubens. Juli — Coronilla coronata. Juni — Hippocrepis comosa. Juli Lotus siliquosus. Juli — Carduus deflo-ratus. Juni — Chrysanthemum corymbosum. August — Doronicum Bellidiastrum. Maj — Hieracium præmorsum. Maj — Inula hirta. Juni — Senecio sarracenicus. Merz — Buphthalmum salicifolium. Juni — Orchis pyramidalis. August — Ophris Monorchis. Juli — Serapias ensifolia. Juni — S. atrorubens. Juni — S. vividiflora. Juli — Scolopendrium officinale.

Pfullingen.

Lysimachia thyrsiflora. Juli — Bupleurum longifolium. Juli — Oenanthe fistulosa. Juli — Convallaria verticillata. Maj. — Lunaria rediviva. Maj — Teucrium chamæpithys. August.

Lichtenstein und Nebelhöhle.

Cynoglossum sylvaticum Hänke. Juni — Phyteuma orbiculare. Juli — Impatiens nolitangere. Juli — Astrantia major. Juli — Convallaria verticillata. Maj — Lilium Martagon. Juni — Saxifraga Aizoon. Juni — S. Cotyledon. Juni — Euphorbia sylvatica. Juni — Mespilus Amelanchier. Maj — M. Cotoneaster. Maj — Rosa cinnamomea. Maj — Rosa pimpinellifolia. Juni — Actæa spicata. Juni — Aconitum Lycoctonum. Juni — Helleborus fœtidus. April — Anemone Pulsatilla. Maj — Stachis alpina. Juni — Digitalis ambigua. Juni — Lunaria rediviva. Maj — Arabis arenosa et hirsuta. Juni — Sisymbrium strictissimum. Juni — Coronilla coronata. Juni — Lathyrus heterophillus. Juni — Doronium Bellidiastrum. Maj — Inula hirta. Juni — Centaurea montana. Juni — Ophris monorchis. Juni — Serapias lancifolia. Juni — Polypodium Dyopteris. Juni — Cyathea cynapifolia Juni.

Von Lichtenstein gegen St. Johann zu.

Atropa Belladonna. Juni — Gentiana lutea. Juli — Dian-

thus deltoides. Juni — Reseda Luteola. Juni — Rubus saxatilis. Juni — Digitalis ambigua. Juni — Vicia dumetorum. Juni — Trifolium rubens. Juni — Astragalus glyciphyllos. Juni — Hypericum hirsutum. Juni — Inula salicifolia. Juni — Satyrium viride. Juni — Ophris Nidus avis. Juni.

Holzelfingen.

Rhamnus saxatilis. Juni — Mespilus Cotoneaster. Juni — Rosa cinnamomea β fœcundissima Roth. Juni — Aconitum Lycoctonum. Juni — Inula hirta. Juni.

Sanct Johann.

Lithospermum officinale. Juli — L. purpureo-cœruleum. Juni — Atropa Belladonna. Juni — Gentiana verna. April — Dianthus deltoides. Juni — Arabis arenosa. Juni — Cardamine Impatiens. Maj — Satyrium viride. Juli.

Urach.

Eriophorum angustifolium. Juni — Melica uniflora. Maj — Lithospermum purpureo-cœruleum. Juni — Physalis Alkekengi. Juli — Gentiana verna. April — G. lutea. Juli — Caucalis grandiflora. Juni — Allium angulosum. Juni — Lilium Martagon. Juni — Rumex scutatus. Maj — Saxifraga Aizoon. Maj — Mespilus Amelanchier. Juni — Aconitum Lycoctonum. Juni — Helleborus fœtidus. April — Thalictrum aquilegifolium. Juni — Anemone Pulsatilla. Maj — A. hepatica. April — Stachis alpina. Juni — Draba Aizoon Wahlenberg. April — Dentaria bulbifera. Juni — Alissum montanum. Juli — Cardamine Impatiens. Maj — Hieracium alpestre. Juni — Artemisia Absynthium. Juli — Orchis globosa. Juli — O. sambucina. Juni — Ophris Monorchis. Juli — O. myodes. Juli — O. arachnites. Juli — Polypodium fragile. juli.

Teck.

Festuca glauca. Juni — Leucojum vernum. April — Saxifraga Aizoon. Maj — Serapias rubra. Juni — Helleborus fœtidus. April — Cypripedium Calceolus. Maj — Taxus baccata. Maj. —

Schopfloch.

Menyanthes trifoliata. Juni — Drosera rotundifolia. Juni — Vaccinium Vitis-Idæa. Maj — Oxycoccos palustris. Maj — Andromeda polifolia. Maj — Comarum palustre. Juni.

Blaubeuren.

Pinquicula vulgaris. Maj — Melica ciliata. Juni — Gentiana verna. April — Astrantia major. Juli — Bupleurum longifolium. juli — Athamanta Libanotis. August. — Allium angulosum. Juli — Rumex scutatus. Maj — Dianthus sylvestris. Juni — Gypsophila muralis. August — Saxifraga Tridactylites Maj — Silene rupestris. Juli — Actæa spicata. Juni — Thalictrum aquilegifolium. Juni — Helleborus fœtidus. April — Anemone Pulsatilla. Maj — A. hepatica. April — Teucrium montanum. August — Stachys alpina. Juni — Nepeta Cataria. Juni — Draba Aizoon Wahlenberg. Maj — Hieracium humile, Juni — Carduus defloratus. Juni — Buphthalmum salicifolium. Juni — Centaurea montana. Juni — Apargia incana. Maj — Serapias Latifolia. Juli.

Heidenheim.

Hippuris vulgaris. Juni — Veronica scutellata. Juni — Potamogeton densum. Juli — P. lucens. Juli — Campanula speculum Juli — Astrantia major. Juli — Caucalis grandiflora. Juni — Cicuta virosa. August — Helleborus fœtidus. April — Anemone Pulsatilla. Maj — Melittis Melissophyllum. Juni — Orobanche caryophyllacea. Juni — O. cœrulea. Maj — Lunaria rediviva. Maj — Turritis glabra. juni — Gnaphalium germanicum. Sept.

Rosenstein bei Aalen.

Laserpitium silex. juli — Thalictrum minus. juli. Nebst mehreren der übrigen hier schon erwähnten Alpyflanzen.

Fünfter Anhang.

Berichtigungen und Zusätze.

Zur Beurtheilung der Höhemessungen: der Würtemb. Fuß verhält sich zum Pariser wie 360 zu 317.

Zum 1sten Tage S. 12. L. 7. v. u. ist statt Grespach zu lesen: Arespach.

Zu dem 1ten Tage. S. 23.

Linkenboldslöchlein.

Von dieser Höhle, von der ich bisher durchaus nichts Näheres erfahren konnte, erhalte ich noch eben zu rechter Zeit durch die Güte eines Augenzeugen, eines der wenigen, die sie seit 60 Jahren besucht haben, folgende Beschreibung:

„Im Frühjahr 1801 erfuhr ich in Onstmettingen, Balinger Oberamtes, daß etwa eine Viertelstunde vom Ort eine Höhle sich befinde, die man das Linkenboldslöchle nenne und welche vor etwa 40 Jahren das letztemal von dem Oberamtmann von Balingen mit einem Bürger von Onstmettingen besucht worden, welch letzterer zum Zeichen, daß er in der Höhle gewesen, eine kleine Arzneyflasche mit Oel gefüllt, am Ende der Höhle zurückgelassen habe. Hierauf aufmerksam gemacht und bei der Volkssage, daß das muthige Heer (der Teufel) in dieser Höhle hause, erkundigte ich mich nach dem Begleiter des Oberamtmanns, um von demselben das Nähere über diese Höhle zu erfahren; es kam ein 80jähriger Mann und beschrieb mir die Höhle genau, wie er dieselbe vor etwa 40 Jahren gesehen mit der Bemerkung, daß man sich vor dem Linkenbold gehörig schützen müße *) und eine Leiter von ohngefähr 40 Sprossen nöthig habe, um durch das senkrechte Loch in die Höhle kommen zu können. Ich fand nun eine Oeffnung von ungefähr 3 Fuß im Durchmesser und von einer senkrechten Tiefe von ohngefähr 30 Fuß, die unten etwa 10 Fuß tief mit einem Steingewölbe angefüllt war (wie es mir schien durch nach und nach hinunter geworfene Steine). Hier theilte sich die Höhle in 2 Aeste, wovon ich den einen bis auf etwa 800 Fuß Länge verfolgte, wo ich die Flasche, ganz incrustirt vorfand. Dieser Ast hatte öfters eine Breite von 3 bis 8 Fuß und sinkte sich immer abwärts; an seinen Wandungen fand ich die schönsten Tropfsteine, die ich je in Höhlen gesehen und mehrere klare Quellen. Den andern Ast konnte ich auf etwa 80 Fuß lang verfolgen, wo die Tropfsteine das Ganze so verengten, daß ich kriechen mußte,

*) Der Linkenbold kommt auch im Schwarzwald und im Harzgebirge (hier unter dem Namen Leinbold) als Anführer des Muthesheeres vor, derselbe, der uns von Sachsen aus unter dem Namen Samiel besucht.

und nachdem ich dieſelben mit einem Hammer weggeſchlagen hatte, in eine größere Höhlung von etwa 30 Fuß im Durchmeſſer kam, die ſich mit einem kleinen durch mehr als fußdicke Tropfſteine verſperrten Loch endigte, zwiſchen deen Oeffnungen ich das Licht ſteckte und eine weitere Höhle ſah, indie ich mich aber wegen der zu dicken Tropfſteine nicht durcharbeiten konnte, weil mein Hammer zu klein war.

Nur einen jungen Bauernburſchen konnte ich bereden, mir in die Höhle zu folgen, unerachtet mich eine Menge Menſchen bis an die Höhle begleiteten, alle fürchteten den Linkenbold, und als ich hinabſtieg, war ich in ihrer Meinung entweder ein Hexenmeiſter, oder gar des Teufels.

Zum 4ten Tage. S. 60. L. 10. v. unten. Die Stuhlſtaig führt nicht von Oberhauſen aus, wie der Text vermuthen laſſen könnte, ſondern von Pfullingen aus, und zwar rechts vom Hauſener Thale über das Gebirge nach der Nebelhöhle und nach Lichtenſtein.

S. 75. bei der Ausſicht von der Achalm herab iſt der Rechberg vergeſſen worden, der neben Hohenſtaufen blau über die benachbarten Albwände hervorragt.

Zu dem 5ten Tage. S. 98. die Tropfſteinhöhle beim Uracher Waſſerthal iſt jetzt (April 1823.) eben durch die vorgeſchrittenen Arbeiten des Tuffſteinbruchs wieder zugänglich, aber auch ſehr verderbt worden. Sie iſt voll der herrlichſten Tropfſteine. Die Steinhauer fanden allerley Alterthümer z. B. Teller darin, die aber leider nicht aufbewahrt worden ſind.

S 104. L. 10. Statt: dem wahnſinnigen Grafen Heinrich, dem Vetter Eberhards des Jüngern iſt zu leſen: d. w. G. H. dem Vetter Eberhards des Aeltern und Bruder Eberhards des Jüngern.

S. 112. Zum Skt. Amandusſtifte oder Mönchshof zu Urach. Dem Verfaſſer ſind leider erſt nach faſt vollendetem Drucke des Wegweiſers zwei mit großem Fleiße gearbeiteten Flugſchriften des Herrn Pfarrers M. Gratianus in Hengen bekannt geworden, die er nicht mehr benutzen konnte, auf welche er aber alle Freunde topographiſcher Notizen verweiſt, und die ohne Zweifel in Urach noch vorräthig zu finden ſind. Ihr Titel iſt: 1) die Pfarrkirche St. Amandi zu Urach. Am 3ten Jubelfeſt der Kirchenverbeſſerung. 1817. 2) Der Mönchshof zu Urach. Vergangen-

gangenheit und Gegenwart, eine Denkschrift, veranlaßt durch die Eröffnung des neuen K. evang. theol. Seminars in Urach. (Beide ohne Druckort.)

S. 114. Noch sind als eine Merkwürdigkeit Urachs die Leinweber zu erwähnen, zumal wenn es mit ihrem Ursprung, wie ihn Friedrich Nikolai in seinen Sempronius Gundibert (S. 25.) erzählt, seine Richtigkeit hätte: „Friedrich, Herzog von Würtemberg bat sich vor 200 Jahren vom Englischen König Jacob den blauen Orden des Hosenbandes aus. Das wäre längst vergessen. Aber den Ordensgesetzen zufolge mußte sich Friedrich in eine Zunft zu London einschreiben lassen. Er wählte die Zunft der Leineweber, nahm aber das Einschreiben für dergestalt wichtig, daß er im Ernste Leineweberei treiben wollte. Daher baute er an einem unfruchtbaren Flecke seines Landes *), zu Urach am Fuße der Würtembergischen Alpen, Häuser für Leinweber, deren noch jetzt über 100 daselbst wohnen, und so ist das Städtchen noch jetzt im guten Wohlstand."

Nikolai hat diese Notiz aus Röslers Beiträgen (II. S. 247. ff.) und dieser aus der schwäbischen Chronik von 1786 entlehnt. Schade, daß die Data nicht übereinstimmen. Friedrich erhielt nämlich den Hosenbandorden erst am 6ten Nov. 1603. Die Bleichanlegung aber und die Erbauung von 29 Häusern am äussern Graben, jedes zu zwei Weberfamilien (eine Baute, die um die ganze Stadt herum fortgesetzt werden sollte) fiel schon in das J. 1599 laut einer Inschrift, die wenigstens im J. 1790 noch am letzten Weberhause zu lesen war, folgenden Inhalts:

Friedrich Herzog zu Würtemberg
Hat aufgericht dieß löblich Werk
Der Weber Zunft an dieser Straßen
Neun und zwanzig Häuser bauen lassen.
Herr Jesaias Hulbenreich
Der fürstlich Anwalt [illegible] desgleich
An Petertag den ersten Stein
Im Grund ein Glas mit rothem Wein.
Anno Salutis
1599.

*) So nennt der Berliner, der unser Land bereist hatte, dieses himmlische Blüthenthal!!

Der Herzog führte anfangs den Handel auf eigne Rechnung durch seine Beamte; dann associerte er sich mit 2 Kaufleuten aus Urach, Müller und Schwann; nach einigen Jahren nahm er sein Kapital zurück und überließ denselben den Handel, die so Stifter der Uracher Webercompagnie wurden. Nach Müllers Tod associerte sich Schwann mit Kieffer. Im J. 1736 bestand die Compagnie aus den Handelsleuten Kieffer, Rau, Stuber und Rheinwaldt. Sie erhielten ein Privilegium von Herzog Carl Alexander; und unter der letztern Firma blühte die Compagnie noch im Jahr 1790. Damals wurden jährlich 7—8000 Stücke Leinwand, jedes von 66 Ellen, verfertigt. Die Weber lernten anfangs von den Schlesiern, wurden aber bald selbstständig, und der Handel lebhaft, selbst ins Ausland, mit der rohen Leinwand nach Italien und der Schweiz, mit der gebleichten nach dem Rheine und Frankreich. Seit geraumer Zeit aber hat sich die Compagnie aufgelöst, und die Theilhaber sind theils an andre Orte (z. B. Calw) gezogen, theils vereinzelt in Urach geblieben. Die Uracher Weber behaupten jedoch noch heutigen Tages ihren Ruhm. Das schöne steinerne Portal jener sogenannten Weberbleiche, die zwischen dem äussern und innern Thore am Graben angelegt war, steht gegenwärtig zwischen der Stadtschreiberei und dem Schloß.

Zu S. 119. Seeburg. Im Text ist angegeben worden, daß die Stätte der festen Burg Seeburg Niemand mehr kenne. Der wohlunterrichtete Löwenwirth hat mich kürzlich eines Bessern belehrt. Sie stand auf dem Hügel, der diesem Wirthshaus gegenüber liegt. Bei dessen Besteigung fand ich wirklich unverkennbare Spuren von Gebäuden und Gräben, wenn gleich keine Mauern mehr. Auch heißt der Hügel noch insgemeine Schlößlesberg, und ein aus demselben aufsteigender Fels der Schlößlesfels. Gegen über soll ein andres Schlößchen gestanden haben. In einem benachbarten Steinbruch fand vor zwei Jahren ein Mann einen Topf mit einem Deckel ohne Knopf, darin 800 rostige Silbermünzen, von der Größe eines Groschen, ohne Inschrift; auf der einen Seite hatten sie ein Kreuz, auf der andern eine offne Hand.

Eine besondre Merkwürdigkeit besitzt Seeburg seit dem Merz dieses Jahrs (1823) an einer ziemlich geräumigen neuentdeckten

Höhle,

die am Fuße des Schlößlesberges liegt, an dem man schon vorher andre Ritzen und Löcher kannte. Vor kurzem nämlich kaufte sich ein Maurermeister, Namens Lamparter, hier ein Gärtchen, um in dem tuffsteinreichen Boden (dieß ist der Haupterwerbszweig des armen Dörfchens, das nur 48 Bürger zählt) Steine zu graben. Kaum aber hatte er die Arbeit angefangen, als er mitten in dem Tuffsteinlager auf einen, wie es scheint, von Menschenhand eingelegten Sandstein stieß, nach dessen Hinwegnehmung er anstatt der gehofften Steine die anfangs unwillkommne Entdeckung einer bedeutenden Höhle machte. Seitdem hat er eine bequeme Treppe hinabgeführt, und die bereits aufgeregte Neugierde der Reisenden entschädigt ihn mit reichlichen Trinkgeldern für seine getäuschte Hoffnung. Die Höhle ist nämlich allerdings sehenswerth, obgleich weder was Größe, noch was Mannigfaltigkeit betrifft, Jemand ein Nebelloch erwarten darf. Sie unterscheidet sich von den übrigen größern Höhlen der Alb dadurch, daß sie nicht im dichten Kalk der Alb, sondern im Kalktuff in einem engen Thal der Alb liegt, sie ist 118 würtemb. Schuhe lang, ihre größte Breite beträgt 2 ½ und größte Höhe 37 Schuhe; sie ist in ihrem Innern nicht mit den gewöhnlichen dichten zapfenähnlichen Tropfsteinen besetzt, sondern mit etwas regelmäßig traubig gebildetem lockrem Kalktuff blätterartig ausgekleidet, in einer Ecke der Höhle findet sich eine kanzelartige Erhöhung, die gleichfalls regelmäßig mit diesem Tuffstein behängt ist. Stalaktiten hingegen finden sich durchaus keine. Das Ganze gleicht einem hohen gewölbten Saal. Im Hintergrund besteht der Boden aus käsförmigen Laiben vom feinsten Thon, wie von Menschenhand gestampft. In der Höhle fand man eine Menge frischer (nicht versteinerter) Knochen von Hausthieren: Ziegenköpfe, Hundsgebisse (wenn es nicht Wolfsknochen sind) und andre Knochen offen da liegend. Da der oben genannte und mehrere an der obern Wölbung der Höhle eingelegte weisse Sandsteine es höchst wahrscheinlich machen, daß die Höhle vor Zeiten gebaut und offen war, so fragt sich, ob jenes Vieh nicht bei Zerstörung der Burg von den Schloßbewohnern dorthin geflüchtet, in der Verwirrung zurück gelassen, und zu Grunde gegangen sey, oder ob Wölfe ihre Beute dorthin geschleppt haben. Herr Professor Schübler hat die Höhle

vor wenigen Tagen (April 1823) auf Auftrag der Regierung untersucht und man sieht einem ausführlichen Berichte darüber entgegen. — Zu einer schönen und vollständigen Beleuchtung der Höhle bedürfte man 6—8 Fackeln. Aesthetische und gelehrte Nachbarn haben ihr bereits den Namen Berthahöhle geschöpft; denn die letzte Bewohnerin des Schlosses soll so geheißen haben *); der gemeine Bauer aber nennt sie schlechtweg: das Hannesen Loch, von ihrem Besitzer. Dieser hat in seines Hauses Keller schon längst einen unterirdischen Gang entdeckt, der nach dem Schlosse geführt zu haben scheint.

Da die Höhle die Zahl der Besucher von Seeburg vermehren und ihren Aufenthalt verlängern könnte, so ist zu bemerken, daß man im Löwen zu Seeburg neben guter Bedienung auch Nachtlager findet.

Zum 5ten und 6ten Tage. (Falkensteiner Höhle. S. 121.) Die Grabenstätter Bauern behaupten, in ihr liege ein Schatz Goldes, groß wie ein Ofen; sie können ihn erheben, aber Einer muß darüber das Leben lassen, darum beschifften sie die Höhle etwa 20 J. unter Aufführung eines Greisen mit solcher Lebensgefahr, daß sie sich oft nur durch Hinaufklettern an die obersten Felswände retten konnten. — Ursprung der Lauter. S. 133. Hier graben die Schlattstaller, weil sie wissen, daß „der Seeburger Müllerknecht" von der andern Seite des Gebirgs her (vielleicht vom Falkenstein) eingedrungen und auf einen Klumpen Goldes gestossen ist; er hat ihn ausgehauen und mitgenommen, die Axt ist ihm aber stecken geblieben. Mit dem Gold hat er sich eine Grafschaft in der Schweitz gekauft.

Zum 6ten Tage. S. 138. Dippoldsburg. Da dieser Name in der Geschichte der Kammerboten aus Schwaben, die ich anderswo poetisch bearbeitet habe, vorkommt, so versetzt Crusius einen Theil des Schauplatzes

*) Oswald Gabelkover erzählt nämlich bei Crusius, daß er nichts von Freiherrn, wohl aber von Edeln von Seeburg wisse; daß namentlich noch zwischen 1396 und 1399 eine Bertha von Seeburg, ihr Bruder Johannes und dessen Kinder Craffto, ein Geistlicher, Elisabeth und Margareth (diese damals unverheirathet) gelebt haben. Er habe nur noch ein Ueberbleibsel vom Schloß und von Mauern, nebst einem Thurm, der auf einem Felsen steht (offenbar dem Schibßlesfelsen) gesehen.

dieſer Geſchichte hieher. Auch ſpätre und moderne Erzähler ſcheinen dieß gethan zu haben, wie ich denn die Geſchichte erſt kürzlich aus dem Munde meines Wirthes zu Urach gehört habe, der ſie auch ins Leuninger Thal ſetzte, mir aber die Quelle nicht nennen konnte. Ohne allen Zweifel aber lag jenes Dippoldsburg im Allgau, wo die ganze Geſchichte ſpielt, obgleich ſich dort keine Ruine dieſes Namens mehr findet.

Zu den Andeutungen über die Donauſeite. S. 170. L. 20. Hornſtein, ſchönes, altes Schloß; noch nicht Ruine; wenigſtens iſt eine Seite mit zwei ſtattlichen Thürmen noch unzerfallen. Das Ganze von koloſſaler Geſtalt.

Zum Schluſſe geben wir noch die Hauptpunkte an, von welchen aus der Ferne der Wandrer das ſchöne Albgebirge zu Ahnung oder Erinnerung am vortheilhafteſten überſchauen kann:

Von Stuttgart aus: vor Degerloch links von der Chauſſée; von einigen Stellen des Haſenbergs; dieſſeits Syllenbuchs. — Von Tübingen aus: auf dem Steineberg; bei Waldhauſen; vom Oeſterberg; auf der Wurmlinger Capelle; oberhalb Luſtenau. — Von Eßlingen aus: auf der Burg (theilweiſe); auf dem Zollberg; vom Jägerhaus; bei Rüdern, bei der Catharinenlinde; auf dem Rothenberg. — Von Nürtingen aus: zwiſchen Oberenſingen und Wolfſchlugen vor dem Wald; zwiſchen Wolfſchlugen und Sielmingen an der Linde. — Von Kirchheim aus: auf der Schuſterburg; auf der Hahnwalde; oberhalb Köngen. — Oberhalb Neckarthailfingen, zwiſchen dieſem Dorf und Grözingen (einer der ſchönſten Standpunkte, beſonders wegen des Neckars). — Von Herrenberg aus: auf der Burg; auf Roſeck; zu Sindlingen (von dieſen 3 Punkten nur, etwa von der Achalm an, die obre Alb). — Von den meiſten höhern Punkten des würtembergiſchen Schwarzwalds, als: auf der Burg von Nagold; oberhalb Heiterbach; oberhalb Hirſchau u. ſ. w. Eben ſo auf dem Welzheimer Wald. — Im Remsthal: von Buch aus. — Von Ludwigsburg: vor dem Salon. — Vom Wunnenſtein bei Bottwar. — Von den Löwenſteinerbergen. — Von den Gipfeln des Strombergs. — Vom Katzenbuckel im Odenwald.

Regiſter über das Merkwürdigſte.

A.

Ach, Flüßchen. 276.
Aalen, Stadt. 246.
Achalm, Berg und Ruine. 74. ff.
Aichelberg, Dorf, Berg, eingegangene Burg. 192. f.
Albuch 231.
Altenburg (die) 83.
Alterthümer, römiſche. 49. 58. 93. 94. 151. 282. 298.
Anblick der Alb. 1 — 4.
Andeck, Ruinen. 52.
Anhauſen, Kloſter 282.
Aufhauſen, Dorf 179.
Ausſichten im Allg. 7. 8.

B.

Backofenfelſen. 39.
Bahlingen, Stadt. 14. ff.
Baldeck, Ruine. 116. f.
Bartholomä, Dorf. 282.
Baumbelteich (Botan.) 274.
Beißwanger Capelle. 236 ff.
Belſen, Capelle. 48. 292. ff.
Bettelmannshöhle. 275.
Beygenrieth, Dorf. 95.
Beureuer Felſ. 124. f. (Note.)
Bickishauſen, Dorf und Ruine. 275.
Bieg, Dorf (Ausſicht). 38.
Bläſiberg 12. Bläſibad. 12. 13.
Blau, Fluß. 277. f. ſ. Thal 279.
Blaubeuren, Stadt und Kloſter. 277. f.
Blüthe. 9.
Böllath, Berg. 30.
Boller Bad. 191. ff. 193. f.
Breitenſtein, Felſ. 156.
Brenz, Flüßchen. Thal. 281. f.
Brühlhof bei Hechingen. 14.
Brunnen-Loch, Höhle. 66. Brunnenhaus bei Güterſtein. 92.
Buch, Dorf, Ausſicht. 268.
Buſſen, Berg. 276.
Buttenhauſen, Dorf. 275.
Buzerbad. 48.

C.

Charakter der Alb. 1 — 8.

D.

Deggingen, Dorf. 179.
Dettingen, Dorf. Blüthe. 149.
Dizenbach, Dorf, Sauerbrunnen. 177. f.
Dippoldsburg, Ruine. 138. f.
Dobel, Berg. 15. 18.

E.

Ebingen, Stadt. 34. ff.

Echo's 97. 101. 168.
Edelmannswinkel (Burg). 23.
Ehingen, Stadt, 277.
Ehningen, Dorf. Handel. 83. ff.
Elsach, Bach, 121. Wasserfall. ebendaf.
Elchingen, Kirche. 281.
Ehrenfels, Schloß. Höhle. 275.
Erkenberg, Berg. 150, 167. 190.
Erms, Fluß. 229.
Eselsburg, Ruine. 281.
Eyach, Fluß. 27. ff. 33.
Eybach, Dorf und Gut. 180.

F.

Falkenstein, Höhle. 121. f. Ruine 281. 317.
Farrenberg. 50. f.
Feldberg. 23.
Filder, (Gegend.) 7. 8.
Fils, Fluß. 170. ff. 179. 186.
Fischburg, Thal. 120.
Floriansberg. 95.
Fohlenhöfe bei Urach. 88. Marbach u. Offenhausen. 271. ff.

G.

Gaisenthal, Spindelnthal. 179.
Gaiskanzel, Fels. 24.
Gaisspitzberg. 65.
Ganslosen, Dorf. 173. 177.
Geisselstein, Fels. 183.
Geißlingen, Stadt. 181. ff. Bergstraße. 183.
Gelber Fels. 145. f.
Gelbloch 65.
Gerhausen, Dorf und Ruine. 279.
Giengen, Dorf, Inschrift. 186.
Gissenstein, Berg. 65.
Glasthal. 276.
Gmünd, Stadt. 248. ff. Gewerbe. Tracht. u. s. w. 252. Geschichte. 283. ff.
Gönningen, Dorf. Handel. 58.
Gönningers-Höhle. 96.
Göppingen, Stadt. 196. ff.
Gotteszell, Zuchthaus. 248. 251.
Grabenstetten, Dorf. 121. 132. Grabenst. Höhle. ebend. 317.
Gräblesberg 30. — er Höhle 30.
Grafenberg, Dorf. 95.
Gravenegk, Jagdschloß. 65. 273.
Greifenstein, Schloß. 65.
Grespach, Hofgut. 12.
Gruibingen, Dorf. 191. f.
Grüne Berg (der) 187.
Grüner Fels. 87. 88.
Gundelfingen, Hohen- und Nieder- Ruinen. 275.
Güterstein, Kloster. 89. ff.
Guttenberg, Dorf. 135. f.

H.

Hackenfels. 30. Hackenbrunnen 33.
Hausen am Thann. 24.
Haus, das große und das kleine, Höhlen. 240. 243.
Hayingen, Städtchen. 275. 277.
Heidenloch, Höhle. 219. 213.
Heimenstein, Höhle und Fels. 159. ff.
Hechingen, Stadt. 13. ff.
Heidenheim, Stadt. 281. Heidenloch. ebend.
Heilbrunn bei Reutlingen 83.
Helfenstein, Ruine 180. 181 f. Grafen v. Helfenst. — 181. f.

Register.

Herbrechtingen, Kloſter. 282.
Herrgottstritt, Fels. Sage. 235. ff.
Herrlingen, Dorf und Schloß. 279.
Heubach, Städtchen. 232. f.
Heuberg. 20.
Hiltenburg, Ruine. 177.
Hirſchberg. 27. (Sage davon) 28.
Höhlen: 29. 39. 65. 66. 96. 98. 121. 118. 145. 146. 159. f. 163. 219. 240. 242. 243. 275. 277. 312. 316. f. 282.
Hohenſtadt, Ausſicht. 175.
Hohenſtaufen 202. ff. Berg 209. f. Dorf 208. f.
Hohenſtein, Berg. 187. Ausſicht.
Hohenzollern 41. ff. (Sage davon.) 28.
Höllenloch, Höhle. 96.
Honau, Dorf. Straße. 64.
Hornberg. 27.
Hornſtein, Ruine. 317.
Hunderſingen, Dorf und Ruine. 275.

J.

Jebenhauſen, Dorf. Judenkolonie. 195.
Jörgenberg. 69. f.

K.

Killer, Fluß. Killerthal. 38. f.
Kirchheim an der Teck, Stadt. 150 ff.
Kleinengſtingen. 65.
Klingenſtein. Ruine. 279.
Kolberg. Dorf. 95.
Königsbronn, Kloſter, Eiſenwerk. 282.
Kongen, Dorf. röm. Alterthümer. 150. f.
Kornbühel, Berg. 51.
Krebsſtein, Hof. 133.

L.

Lautrach, Flüßchen, Grund. 279. Dorf. 279.
Lauter, Name mehrerer Flüſſe, 1) 132. f. 134. f. 149. 2) 244. 3) 271. ff. 276. ff. 4) 279.
Lauterburg, Dorf und Ruine. 244. ff. oder Lauterſtein, Ruine. 279.
Lautern, Dorf. 242. 279.
Lautlingen, Dorf. 33. — r Thal 27. ff.
Lenningen, Dorf, Ober- 137. Unter- 138. Lenningerthal. 133. 135. ff. Sage 139. ff.
Lichtenſtein. Schloß. 63. ff.
Limburg, Berg. 150. 156. 190.
Lindach, Flüßchen. 167. ff. Waſſerfall. 169.
Linkenholdsbühlein, Höhle. 312. 39.
Lochen, Berg. 11. 18. ff. Lochenfels und Lochenſtein. 19. Lochengrund 24. Lochenhof. 24.
Lorch, Kloſter und Dorf. 259. ff.

M.

Mägdleinsfels. Sage. 72.
Maiſenburg, Ruine. 275.
Mannsperg, Ruine. 134.
Marbach, Hauptgeſtütte 272. f.
Marchthal, Unter- Ober- (Kloſter) 276 f.
Margarethenhauſen, Kloſter 33.
Meſſelberg (der) 188.
Metzingen, Marktflecken. 93.
Mineralwaſſer, 23. 65. 83. 193. 195. 199.

Mössingen, Dorf. 52. f.
Münsingen, Stadt. 219. Münsinger Straße. ebend.
Muschenwang, Ruine. 277.

N.

Nebelhöhle. 59. ff.
Neidlingen, Dorf. 160. 167. f. Neidlinger Thal. 160. 167. f. Wasserfall. 169.
Neuffen, Hohenneuffen, Festungs-Ruine. 124. ff. Sage 131. Städtchen 116. 131.
Nürtingen, Stadt. 167.

O.

Oberhausen, Schloß. 25. Dorf. 64.
Ochsenwang, Weiler. 155. f.
Oedenthurm (der bei Geißlingen) 180.
Offenhausen, Dorf. ehem. Kloster. 271. f.
Osterdingen, Dorf. 13.
Onstmettingen, Dorf. (Höhle) 39. 312.
Ortbuch, Berg. Aussicht. 273. f.
Owen, Städtchen. 148. f.

P.

Plettenberg. 22. ff.
Pfählhof. 120.
Pfullingen, Stadt. 73. f.

R.

Ramsperg, Burgstall. 187. f.
Rauber, Ruine 138. f.
Rechberg, Schloß. 221. ff. Berg. 229. ff. Sage. 229.
Rechtenstein, Burg. 277.
Reichenstein, Burg. 277.
Reissenstein, Ruine. 162. ff.
Reutlingen, Stadt. 79. ff.
Riedhalden, Sauerbrunnen. 23.
Riedlingen, Stadt. 276.
Rosenstein, Berg. 231. f. 232. ff.
Rotach, Bach. Wasserfall. 183.
Rötheibad. 183.
Roßberg. 56. ff. Oettinger Roßberg. 96.
Russenschloß. 279.

S.

Salmandingen, Dorf. 52. — er Capelle. 52.
Sankt-Johann, Jagdschloß. 87.
Sattelbogen, Gebirg. 94. f.
Saubad. 148.
Schlattstall, Dorf. 132.
Seeburg, Dorf. 119. — er Thal 116. ff. 315.
Sennerwaldhof mit Wasserfall. 24.
Schaafberg. 24. ff.
Schaltsburg. 16. 31. Sage von ihr 28. 32.
Schaltsbach. 32.
Scharfenstein, Ruine. 187.
Scheuer, Höhle. 242.
Schillerloch, Höhle. 138.
Schiltzburg, Schloß. 275.
Schlichem, Flüßchen. 21.
Schmicha, Flüßchen. 34. 38.
Schmichen, Flüßchen. Thal. 277.
Schopfloch, Dorf. 133.
Schorndorf, Stadt. 267.
Sibyllenloch, Höhle. 145.
Sontheimer Erdloch, Höhle. 277. f.
Söflingen, Reichsabtei. 279.
Sperbereck, Ruine. 134.

Stahleck, Ruine. 64.
Staufenberg-Lautlingen, Ruine. 34.
Stauseneck, Burg. 188. 204. ff.
Steinlach, Fluß. — er Tracht u. ſ. w. 52. ff.
Steußlingen, Schloß. 277.
Sternenberg, Berg. 271.
Straßberg, Dorf. 38. Schloß. ebend.
Sulzburg, Ruine. 138.
Süssen, (Groß- und Klein-) Dorf. 183.

T.

Teckberg. 142. ff. Teck, Ruine 143. ff. Herzoge von Teck. 147. f.
Tegelberg. 186.
Teufelsklinge. 241.
Thierberg (der). 34.
Thieringen, Dorf. 21.
Torfgrube. 158.
Trackenstein, (Unter-) 176. Waſſerfall. ebend. (Ober-) 177.
Türkheim, Dorf. 179.
Turnberg, der — 192.
Tyrolerberge. 21. 96. 274. 276.

U.

Ueberkingen, Bad. 179. f.
Ulm, Stadt. 279. ff. — er Münſter. 280.
Unterhauſen, Dorf. 64.
Unterkochen, Eiſenwerk. 246.
Urach, Stadt. 110. 122. 313. ff. — er Thal 92. f. 96. — er Waſſerfall. 97. ff. Feſtung. 101. ff. Grafen von Urach. 113.
Urſulenberg. 70. ff.

V.

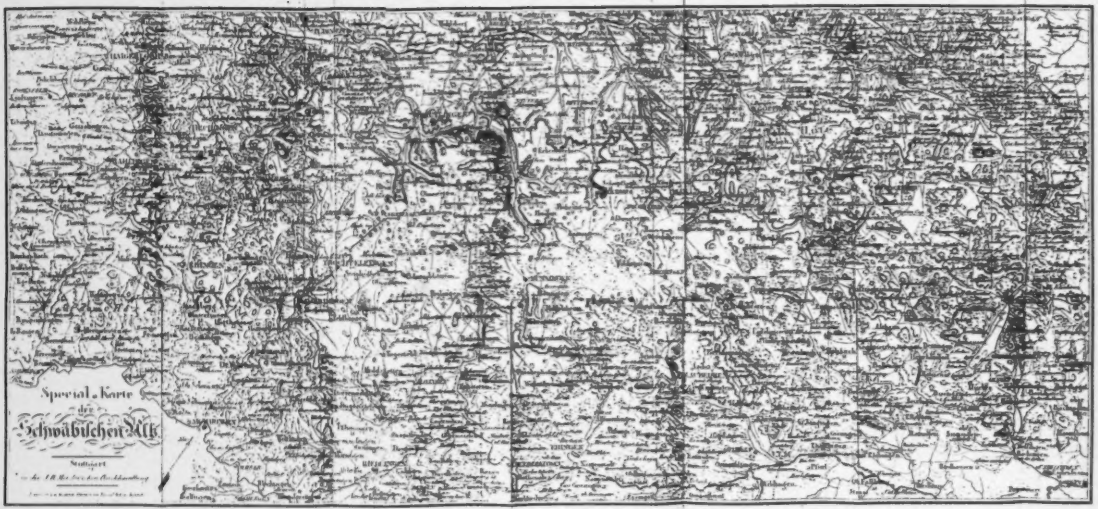
Vogeſen. 21. 23.
Vorarlberger und Schweizer Alpen. 23. 96. 230. 274. 276.
Vrena Beutlinsloch, Höhle. 146.

W.

Wäſcher-Schildbuchen und Wäſchenheuren. 219. f. 214.
Waldhof. 23.
Waſſeralfingen, Eiſenwerk. 246.
Waſſerfälle. 24. 31. 98. 114. 121. 169. 176. 183.
Waſſerſtein, Höhle. 118.
Wenzelſtein (Ruine) 25. Wenzlau, Hof. 24.
Weilheim, Stadt. 190. f.
Weiſenſtein Dorf. 180.
Werenwag, Ausſicht. 271.
Weſterſtetten, Ruine. 177.
Wielandſtein, Ruine. 133. 136. f.
Wiblinger Kirche 281.
Wieſenſteig, Stadt und Herrſchaft. 170. ff.
Wimſener Mühle. 275.
Wittlingen, Ruine. 116. f.
Wittſtaig, Weiler. 275.
Wolfsloch, Höhle. 29.
Würtingen, Dorf. 69.

Z.

Zeit der Abreiſen. 9.
Zillhäuſer Waſſerfall. 31.
Zwiefalten, Stadt und Dorf. 276.


Special-Karte
der
Schwäbischen Alb

Auserlesene

Gedichte

von

Alphonse de Lamartine.

16,1895

Metrisch übersetzt

von

Gustav Schwab.

Mit beigefügtem französischem Texte.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1826.

9[illegible]215

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vorrede.

Es wird mit Grund für einen Vorzug unsrer Nation und Sprache gehalten, daß beide fähig sind, auch das fremde Treffliche sich anzueignen; und daß die Poesien, deren Uebertragung ich versuche, nicht nur im Verhältnisse zu den übrigen poetischen Produkten des Landes, dem sie entsprossen sind, sehr hoch stehen, sondern auch an und für sich als Erzeugnisse eines ächten Dichtergemüthes sich beurkunden, ist, trotz ihrer Mängel, anerkannt.

Den ersten Anstoß zu nachstehender Uebersetzung ausgewählter Stücke des französischen Dichters gab die lebhafte Empfindung ihrer Schönheiten, der Genuß, den sie mir gewährten, und den ich zunächst für mich selbst dadurch festhalten wollte, daß ich mit ihnen zu ringen begann, und sie, in Form und Geist unverletzt, zu deutschen Gedichten zu ma-

chen versuchte. Ob dieser Versuch gelungen und so beschaffen ist, daß er auch Andern die Lust an dem Dichter zu mehren und zu verlängern vermag, mögen einsichtsvolle und billige Richter beurtheilen. An manchen Stellen wird, ob ich gleich eben so viele Zeit auf die Ausbesserung des Einzelnen, als auf die Uebertragung des Ganzen verwendet habe, mancherlei auszusetzen seyn. Möchte mir die Freude zu Theil werden, daß jedem Tadel einer solchen Einzelheit die Verbesserung derselben von geschickten Händen hinzugefügt würde: möchte sich aber das Urtheil, dessen diese Blätter gewürdigt werden könnten, nicht blos auf Einzelnes beschränken, sondern sich hauptsächlich darüber aussprechen, ob der Dichter, den ich nicht anders als für einen ächten halten kann, in der deutschen Uebersetzung im Ganzen noch immer ein ächter Dichter geblieben ist.

Meine Uebertragung war fertig und durch öffentlich mitgetheilte Proben angekündigt, als ein andrer Uebersetzer, Herr Fr. Götz, auftrat, und zur letzten Ostermesse fünf und zwanzig Lamartine'sche Gedichte in freier Uebersetzung erscheinen ließ. Da wir weder in der Wahl der Stücke, noch in den Grundsätzen der Uebertragung ganz übereinstimmen,

so werden unsere Arbeiten sich nicht hindern, und vielleicht wird jede ihre eignen Liebhaber finden. Ich habe mich von der Form des Dichters nicht entfernen, seine Gedanken nicht erweitern, denselben nicht analoge eigene Gedanken und Bilder anknüpfen zu dürfen geglaubt, wie jener Uebersetzer laut seiner Vorrede gethan hat.

Nur dem strofenlosen Alexandriner, der bei dem Franzosen überall steht, wo wir den reimlosen fünffüßigen Jamben gebrauchen, habe ich mir erlaubt diesen letztern zu substituiren. Lyrische Formen und Sylbenmaaße sind, nach meiner innigsten Ueberzeugung, unzertrennlich vom Geiste, sie sind deßwegen überall von mir beibehalten worden.

Dem französischen Texte liegt die sehr correcte Berliner Ausgabe zum Grund. In der Auswahl der übertragenen Stücke bin ich meinem Gefühle gefolgt; was nur mehr locales Interesse hatte, was mehr aus politischer als poetischer Stimmung des Dichters hervorgegangen schien, habe ich bei Seite gelassen: von einigem, an sich Trefflichem, hat mich die Schwierigkeit, es genügend wieder zu geben, abgeschreckt. —

Es ist mir in einem öffentlichen Blatte der wohl-

wollende Vorwurf gemacht worden, daß ich nicht überſetzen ſollte, anſtatt ſelbſt etwas zu ſchaffen. Ich kann darauf nur erwiedern, daß die eigne Productionskraft, wenn ich mir wirklich einige zutrauen darf, ſich von jeher in mir durch nichts mehr geſtärkt und erneut hat, als durch die Ruhe, die ihr ein anhaltender, vertrauter Umgang mit irgend einem wahren Dichter gewährte.

Stuttgart, den 31. Januar 1826.

Guſtav Schwab.

Inhalt.

	Seite
Einſamkeit	3
Der Menſch, von Lord Byron	9
Der Abendſtern	37
Unſterblichkeit	43
Das Thal	59
Die Verzweiflung	67
Die Vorſehung an den Menſchen	81
Erinnerung	93
Die Begeiſterung	101
Das Gebet	111
Anruf	121
Der Glaube	125
Der Tempel	143
Die heilige Woche. Zu La Roche Guyon	149
Gott	155
Der Herbſt	171
Buonaparte	175
Die Sterne	195
Die Einſamkeit	209

Der Engel. Epiſches Fragment 223
Stanzen 241
Das Crucifix 247
Liebeshymne 259
Lebewohl an die Poeſie 285

MÉDITATIONS POÉTIQUES.

Dichterische Gedanken.

L'Isolement.

Souvent sur la montagne, à l'ombre du vieux chêne,
Au coucher du soleil, tristement je m'assieds;
Je promène au hasard mes regards sur la plaine
Dont le tableau changeant se déroule à mes pieds.

Ici, gronde le fleuve aux vagues écumantes,
Il serpente, et s'enfonce en un lointain obscur;
Là, le lac immobile étend ses eaux dormantes
Où l'étoile du soir se lève dans l'azur.

Au sommet de ces monts couronnés de bois sombres
Le crépuscule encor jette un dernier rayon,
Et le char vaporeux de la reine des ombres
Monte, et blanchit déjà les bords de l'horizon.

Cependant, s'élançant de la flèche gothique,
Un son religieux se répand dans les airs;
Le voyageur s'arrête, et la cloche rustique
Aux derniers bruits du jour mêle de saints concerts.

Einſamkeit.

Oft auf des Berges Hang, in alter Eichen Schatten,
In Trauer lieg' ich ſtill, derweil die Sonne ſinkt;
Der Zufall führt den Blick durch Felder und durch Matten,
Wo wechſelvoller Reitz mir zu den Füßen winkt.

Dort tobt der ſchnelle Fluß mit ſeiner Wellen Schaume,
Er krümmt ſich, er verſenkt ſich in die dunkle Fern';
Hier dehnt der ſtille See ſein Waſſer als im Traume,
Wo aus dem tiefen Blau ſich hebt der Abendſtern.

Die Gipfel, die den Wald zur düſtern Krone tragen,
Grüßt noch das Abendroth mit ſeinem letzten Strahl,
Der Schatten Königinn ſteigt auf dem dunſt'gen Wagen,
Und färbt den Horizont am runden Saume fahl.

Und mittlerweile ſchwingt, vom alten Thurm geſendet,
Herüber durch die Luft ſich frommer Töne Klang;
Der Wandrer ſteht und horcht: des Dorfes Glocke ſpendet
Ins letzte Tagsgeräuſch den heiligen Geſang.

Mais à ces doux tableaux mon âme indifférente
N'éprouve devant eux ni charme ni transports;
Je contemple la terre, ainsi qu'une ombre errante:
Le soleil des vivants n'échauffe plus les morts.

De colline en colline en vain portant ma vue,
Du sud à l'aquilon, de l'aurore au couchant,
Je parcours tous les points de l'immense étendue,
Et je dis: Nulle part le bonheur ne m'attend.

Que me font ces vallons, ces palais, ces chaumières?
Vains objets dont pour moi le charme est envolé;
Fleuves, rochers, forêts, solitudes si chères,
Un seul être vous manque, et tout est dépeuplé.

Que le tour du soleil ou commence ou s'achève,
D'un œil indifférent je le suis dans son cours;
En un ciel sombre ou pur qu' il se couche ou se lève
Qu'importe le soleil? je n'attends rien des jours.

Quand je pourrois le suivre en sa vaste carrière,
Mes yeux verroient partout le vide et les déserts:
Je ne désire rien de tout ce qu'il éclaire;
Je ne demande rien à l'immense univers.

Ach! aber meinen Sinn rührt weder Reitz noch Wonne
Bei dieſem holden Bild; mein Herz bleibt unentbrannt:
Ein Schatte geh' ich um, und der Lebend'gen Sonne
Erwärmt die Todten nicht: — ſo ſchau' ich auf das Land.

Umſonſt trag' ich den Blick von Hügel hin zu Hügel,
Zum Niedergang vom Weſt, vom Mittag hin zum Nord:
Den ungemeſſnen Raum durchſchweift des Geiſtes Flügel;
Doch ſprech' ich: Meiner harrt das Glück an keinem Ort!

Was ſollt ihr Thäler mir, ihr Hütten, ihr Palläſte?
Entflogen iſt der Reitz, was will der leere Schwall?
Du Strom, du Fels, du Hain! Ihr Oeden, mir das Beſte!
Euch fehlt Ein Weſen nur — entvölkert ſeyd ihr all!

Mit unbewegtem Blick ich auf zur Sonne ſehe,
Ob ihre Wandrung ſie beginnen, enden mag;
Ob ſie unwölkt, ob klar, auf oder nieder gehe: —
Was gilt die Sonne mir? ich hoffe nichts vom Tag.

Und dürft' ich mit ihr zieh'n hoch über Berg' und Thale,
Nur Oede würd' ich ſchau'n und ringsum Wüſteney'n:
Von allem wünſch' ich nichts, was immer ſie beſtrahle,
Mich kann die weite Welt mit keiner Gab' erfreu'n.

Mais peut-être au-delà des bornes de sa sphère,
Lieux où le vrai soleil éclaire d'autres cieux,
Si je pouvois laisser ma dépouille à la terre,
Ce que j'ai tant rêvé paroîtroit à mes yeux.

Là, je m'enivrerois à la source où j'aspire;
Là, je retrouverois et l'espoir et l'amour,
Et ce bien idéal que toute âme désire,
Et qui n'a pas de nom au terrestre séjour!

Que ne puis-je, porté sur le char de l'Aurore,
Vague objet de mes vœux, m'élancer jusqu'à toi?
Sur la terre d'exil pourquoi resté-je encore?
Il n'est rien de commun entre la terre et moi.

Quand la feuille des bois tombe dans la prairie,
Le vent du soir se lève et l'arrache aux vallons;
Et moi, je suis semblable à la feuille flétrie:
Emportez-moi comme elle, orageux aquilons!

Jenſeits der Gränzen doch, die dieß ihr Rund umfaſſen,
Wo wahrer Sonne Licht durch andre Himmel ſcheint;
Könnt' ich, der Hülle los, den Leib der Erde laſſen:
Vielleicht dort würd' ich ſchau'n, was hier mein Traum gemeint.

Dort labt' ich mich am Quell, nach welchem iſt mein Schmach-
Dort reichte Hoffnung neu, dort Liebe mir die Hand, [ten,
Dort fänd' ich jenes Gut, nach dem die Seelen trachten,
Und das kein Name nennt in dieſem Erdenland.

O dürft' ich auf zu dir, du mein Geheimniß, fliegen, —
Du meiner Wünſche Ziel — auf, mit des Frühroths Strahl!
Warum muß ich verbannt hier auf der Erde liegen?
Ich habe nichts gemein mit dieſem Jammerthal!

Wann welk der Bäume Blatt fällt auf der Wieſenmatte,
Erhebt der Nachtwind ſich, der es dem Thal entreißt;
Auch ich, auch ich bin gleich dem abgefallnen Blatte:
Entführe, wilder Sturm, gleich ihm auch meinen Geiſt!

L'Homme.

A LORD BYRON.

Toi, dont le monde encore ignore le vrai nom,
Esprit mystérieux, mortel, ange ou démon,
Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal génie,
J'aime de tes concerts la sauvage harmonie,
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents
Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents!
La nuit est ton séjour, l'horreur est ton domaine:
L'aigle, roi des déserts, dédaigne ainsi la plaine;
Il ne veut, comme toi, que des rocs escarpés
Que l'hiver a blanchis, que la foudre a frappés;
Des rivages couverts des débris du naufrage,
Ou des champs tout noircis des restes du carnage,
Et tandis que l'oiseau qui chante ses douleurs
Bâtit au bord des eaux son nid parmi les fleurs,
Lui, des sommets d'Athos franchit l'horrible cime,
Suspend aux flancs des monts son aire sur l'abîme,

Der Menſch.

An Lord Byron.

Geheimnißvoller Geiſt, deß Namen noch
Die Welt nicht kennt, Menſch, Engel oder Teufel,
Verderblich oder gut, wer auch du ſeyſt,
Ich liebe deine wilden Harmonien,
So wie des Donners und der Winde Rauſchen,
Im Wetter zu der Ströme Ruf geſellt!
Dein Haus die Nacht, der Schrecken dein Gebiet.
Der Adler ſo, der Wüſteneien König,
Verſchmäht, wie du, die Ebne, niſtet nur
Auf ſchroffen Felſen, die der Schnee gebleicht,
Der Blitz getroffen: Ufer liebt er nur,
Bedeckt von der gebrochnen Schiffe Trümmern,
Und Felder ſchwarz von eines Blutbads Reſt.
Und wenn der Vogel liederreicher Klagen
Am Bachesrand und unter Blumen baut,
Schwingt Er ſich über Athos's grauſen Gipfel,
Und an des Berges Rippen, über'm Schlund,
Hängt er ſein Neſt auf, in der Einſamkeit.

Et là, seul, entouré de membres palpitans,
De rochers d'un sang noir sans cesse dégouttans,
Trouvant sa volupté dans les cris de sa proie,
Bercé par la tempête, il s'endort dans sa joie.

Et toi, Byron, semblable à ce brigand des airs,
Les cris du désespoir sont tes plus doux concerts.
Le mal est son spectacle, et l'homme est ta victime.
Ton œil, comme Satan, a mesuré l'abîme,
Et ton âme, y plongeant loin du jour et de Dieu,
A dit à l'espérance un éternel adieu!
Comme lui, maintenant, régnant dans les ténèbres
Ton génie invincible éclate en chants funèbres;
Il triomphe, et ta voix, sur un mode infernal,
Chante l'hymne de gloire au sombre dieu du mal.
Mais que sert de lutter contre sa destinée?
Que peut contre le sort la raison mutinée?
Elle n'a, comme l'œil, qu'un étroit horizon.
Ne porte pas plus loin tes yeux ni ta raison:
Hors de là tout nous fuit, tout s'éteint, tout s'efface;
Dans ce cercle borné Dieu t'a marqué ta place,

Von Gliedern, die noch zucken, hier umringt,
Von Felſen, traufend ſtets vom ſchwarzen Blut,
Im Schrei des Raubes ſeine Wolluſt findend,
Gewiegt vom Sturm, ſchläft er in Wonnen ein.

Ja, Byron, dein Bild iſt der Lüfte Räuber:
Verzweiflungsruf iſt dir dein Ohrenſchmaus,
Das Uebel deine Schau, der Menſch dein Opfer.
Gemeſſen hat, wie Satanas, dein Blick
Den Abgrund; fern von Tageslicht und Gott
Hat ſich dein Geiſt darein verſenkt und längſt
Der Hoffnung ew'ges Lebewohl geſagt.
Wie er, jetzt herrſchend in der Finſterniß
Bricht aus dein unbezwungner Genius,
Grablieder jubelnd triumphiret er,
Und deine Stimme ſingt, auf Höllenweiſen,
Dem düſtern Gott des Uebels Lobgeſang. —
Doch wozu kämpfen wider das Geſchick?
Was kann die widerſpänſtige Vernunft?
Beengt iſt ihr Geſichtskreis, wie des Aug's.
Laß Augen und Vernunft nicht weiter ſchweifen,
Wo Alles flieht, erliſcht und ſich verwiſcht.
In dieſen engen Kreis beſchränkt, hat Gott

Comment? pourquoi? qui sait? De ses puissantes mains
Il a laissé tomber le monde et les humains,
Comme il a dans nos champs répandu la poussière,
Ou semé dans les airs la nuit et la lumière;
Il le sait, il suffit: l'univers est à lui,
Et nous n'avons à nous que le jour d'aujourd'hui!
Notre crime est d'être homme et de vouloir connoître:
Ignorer et servir, c'est la loi de notre être.
Byron, ce mot est dur: long-temps j'en ai douté;
Mais pourquoi reculer devant la vérité?
Ton titre devant Dieu, c'est d'être son ouvrage!
De sentir, d'adorer ton divin esclavage;
Dans l'ordre universel, foible atome emporté,
D'unir à ses desseins ta libre volonté,
D'avoir été conçu par son intelligence,
De le glorifier par ta seule existence!
Voilà, voilà ton sort. Ah! loin de l'accuser,
Baise plutôt le joug que tu voulois briser,
Descends du rang des dieux qu'usurpoit ton audace;
Tout est bien, tout est bon, tout est grand à sa place;

Dir deine Stelle zugewieſen: Wie?
Warum? Wer weiß es? Aus der Allmacht Hand
Hat er die Welt, die Menſchen fallen laſſen,
Wie er in unſern Feldern Staub verſtreut,
Wie in die Lüfte Nacht und Licht er ſä't.
Er weiß es; das genügt: ſein iſt das All,
Und unſer iſt nichts, als der heut'ge Tag.
Daß Menſchen wir ſind, und erkennen wollen,
Iſt unſre Sünde: dienen und nichts wiſſen,
Iſt unſers Daſeyns einziges Geſetz.
Byron, dieß Wort iſt hart: lang glaubt' ichs nicht.
Doch was zurückgeſchaudert vor der Wahrheit?
Dein Ruhm vor Gott iſt, daß du biſt ſein Werk;
Daß du dein göttlich Sklaventhum empfinden,
Anbeten darfſt; daß von der Weltordnung
Mit fortgeriſſ'ner, ärmlicher Atom,
Du deinen Willen einen darfſt mit ſeinem,
Daß ſein Verſtand es iſt, der dich gedacht,
Ihn zu verherrlichen, blos durch dein Seyn.
Sieh da, ſieh da dein Loos! Nicht klag' es an;
Das Joch, das du zerbrechen wollteſt, küſſe.
Herab vom angemaßten Götterrang!
An ſeinem Platz iſt Alles ſchön, gut, groß;

Aux regards de celui qui fit l'immensité
L'insecte vaut un monde: ils ont autant coûté!

Mais cette loi, dis-tu, révolte ta justice;
Elle n'est à tes yeux qu'un bizarre caprice,
Un piége où la raison trébuche à chaque pas.
Confessons-la, Byron, et ne la jugeons pas!
Comme toi, ma raison en ténèbres abonde,
Et ce n'est pas à moi de t'expliquer le monde.
Que celui qui l'a fait t'explique l'univers!
Plus je sonde l'abime, hélas! plus je m'y perds.
Ici-bas, la douleur à la douleur s'enchaine,
Le jour succède au jour, et la peine à la peine.
Borné dans sa nature, infini dans ses vœux,
L'homme est un dieu tombé qui se souvient des cieux;
Soit que déshérité de son antique gloire,
De ses destins perdus il garde la mémoire;
Soit que de ses désirs l'immense profondeur
Lui présage de loin sa future grandeur:
Imparfait ou déchu, l'homme est le grand mystère.
Dans la prison des sens enchaîné sur la terre,
Esclave, il sent un cœur né pour la liberté;
Malheureux, il aspire à la félicité;

Und vor dem Schöpfer der Unendlichkeit
Gilt das Inſekt ſo viel als eine Welt:
Sie haben gleiche Schöpferkraft gekoſtet.
Doch dieß Geſetz empört dein Rechtsgefühl,
Nichts iſts, als wunderlicher Eigenſinn
In deinen Augen; eine Schlinge nur,
Wo die Vernunft bey jedem Schritte ſtrauchelt! —
Laß uns es anerkennen, nicht es richten.
Byron! es nachtet auch in meinem Geiſt,
Und nicht an mir iſts, dir die Welt zu deuten.
Er der es ſchuf, erkläre dir das All!"
Stets tiefer forſchend, tiefer ſink' ich ein.
Hienieden kettet Schmerz an Schmerzen ſich,
Der Tag folgt auf den Tag und Müh' auf Mühe.
Beſchränkten Weſens, unbegränzten Wunſchs
Iſt ein gefallner Gott der Menſch, des Himmels
Gedenkend; mag er nun am alten Ruhm
Verkürzt, nach dem verlornen Erbe ſchau'n,
Mag des Verlangens ungemeſſne Tiefe
Zukünft'ge Größe künden ihm von fern.
Und — unvollendet oder abgefallen —
Das größeſte Geheimniß bleibt der Menſch.
Gefeſſelt in der Sinne Kerker hier,
Fühlt er, ein Knecht, ſein Herz zur Freyheit reif.

Il veut sonder le monde, et son œil est débile;
Il veut aimer toujours, ce qu'il aime est fragile!
Tout mortel est semblable à l'exilé d'Éden:
Lorsque Dieu l'eut banni du céleste jardin,
Mesurant d'un regard les fatales limites,
Il s'assit en pleurant aux portes interdites.
Il entendit de loin dans le divin séjour
L'harmonieux soupir de l'éternel amour,
Les accents du bonheur, les saints concerts des anges
Qui, dans le sein de Dieu, célébroient ses louanges;
Et, s'arrachant du ciel dans un pénible effort,
Son œil avec effroi retomba sur son sort.

Malheur à qui du fond de l'exil de la vie
Entendit ces concerts d'un monde qu'il envie!
Du nectar idéal sitôt qu'elle a goûté,
La nature répugne à la réalité:
Dans le sein du possible en songe elle s'élance;
Le réel est étroit, le possible est immense;
L'âme avec ses désirs s'y bâtit un séjour
Où l'on puise à jamais la science et l'amour;
Où, dans des océans de beauté, de lumière,
L'homme, altéré toujours, toujours se désaltère;

Unglücklich, ſtets doch trachtet er nach Glück,
Die Welt will er ergründen, blöd' am Auge,
Will ewig lieben, was vergänglich iſt.
Ein jeder Menſch gleicht dem Vertriebnen Edens:
Als Gott ihn aus dem Paradies verbannt,
Setzt' er, mit einem Blick die Schranken meſſend,
Vor die verbotne Pforte weinend ſich;
Von Ferne hört' er in dem ſeel'gen Ort
Der ew'gen Liebe wohllautvollen Seufzer,
Des Glückes Ton, der Engel heil'gen Chor,
Die Gottes Wunder prieſen, ihm im Schoos;
Und ſchmerzlich los ſich reiſſend von dem Himmel
Fiel auf das eigne Loos entſetzt ſein Blick.

Weh dem, der aus des Lebens-Elends Tiefe
Mit Neid behorcht den Einklang jener Welt!
Wenn einmal ihren Nektar er gekoſtet,
So widerſtrebt der Wirklichkeit der Geiſt,
Ins Reich der Möglichkeit träumt ſich ſein Flug;
Eng iſt, was iſt; was ſeyn kann — unermeßlich.
Dort baut der ſehnſuchtsvolle Geiſt ein Haus,
Wo Lieb' und Wiſſenſchaft man ewig ſchöpft,
Wo in der Schönheit, in des Lichtes Meeren
Der Menſch den ſteten Durſt ſtets löſchen kann.

Et de songes si beaux enivrant son sommeil,
Ne se reconnoît plus au moment du réveil.

•

Hélas! tel fut ton sort, telle est ma destinée.
J'ai vidé comme toi la coupe empoisonnée;
Mes yeux, comme les tiens, sans voir se sont ouverts;
J'ai cherché vainement le mot de l'univers,
J'ai demandé sa cause à toute la nature,
J'ai demandé sa fin à toute créature;
Dans l'abîme sans fond mon regard a plongé;
De l'atome au soleil j'ai tout interrogé,
J'ai devancé les temps, j'ai remonté les âges.
Tantôt passant les mers pour écouter les sages,
Mais le monde à l'orgueil est un livre fermé!
Tantôt pour deviner le monde inanimé,
Fuyant avec mon âme au sein de la nature,
J'ai cru trouver un sens à cette langue obscure.
J'étudiai la loi par qui roulent les cieux:
Dans leurs brillants déserts Newton guida mes yeux;
Des empires détruits je méditai la cendre;
Dans ses sacrés tombeaux Rome m'a vu descendre;
Des mânes les plus saints troublant le froid repos,
J'ai pesé dans mes mains la cendre des héros

Sein Schlaf berauſcht ſich in den ſchönen Träumen,
Und wenn er aufwacht, kennt er ſich nicht mehr.

Ach, das war dein — das iſt auch mein Geſchick!
Wie du, hab' ich den gift'gen Kelch geleert,
Die Augen aufgethan und nicht geſehn.
Umſonſt hab' ich des Weltalls Wort geſucht,
Um ihren Grund befragt rings die Natur,
Um ihren Zweck befragt die Creatur,
Zur ew'gen Tiefe meinen Blick geneigt,
Erforſchet Alles — vom Atom zur Sonne.
Der Zukunft eilt' ich vor, ich ſtieg zurück
In die Vergangenheit. Bald über Meer
Bin ich geſchifft, den Weiſen zuzuhorchen
(Doch Welt iſt ein verſchloſſen Buch dem Stolz):
Bald, um das Unbeſeelte zu errathen,
Entfloh mein Geiſt zum Schooße der Natur,
Und ahnte Sinn in ihrer dunkeln Sprache.
Ich las in dem Geſetz des Sphärenlaufs,
Und Neuton wies mir die durchglänzten Wüſten;
Dem Schutt zerſtörter Reiche ſann ich nach,
Rom ſah mich in geweihte Gräber ſteigen,
Ich ſtörte heil'ger Manen kalte Ruh',
Der Helden Aſche wog ich in der Hand,

J'allois redemander à leur vaine poussière
Cette immortalité que tout mortel espère!
Que dis-je? suspendu sur le lit des mourants,
Mes regards la cherchoient dans des yeux expirants;
Sur ces sommets noircis par d'éternels nuages,
Sur ces flots sillonnés par d'éternels orages,
J'appelois, je bravois le choc des éléments.
Semblable à la sibylle en ses emportements,
J'ai cru que la nature, en ces rares spectacles,
Laissoit tomber pour nous quelqu'un de ses oracles;
J'aimois à m'enfoncer dans ces sombres horreurs.
Mais en vain dans son calme, en vain dans ses fureurs,
Cherchant ce grand secret sans pouvoir le surprendre,
J'ai vu partout un Dieu sans jamais le comprendre!
J'ai vu le bien, le mal, sans choix et sans dessein,
Tomber comme au hasard, échappés de son sein;
J'ai vu partout le mal où le mieux pouvoit être,
Et je l'ai blasphémé, ne pouvant le connoître;
Et ma voix, se brisant contre ce ciel d'airain,
N'a pas même eu l'honneur d'irriter le destin.
Mais un jour que, plongé dans ma propre infortune,
J'avois lassé le Ciel d'une plainte importune,
Une clarté d'en haut dans mon sein descendit,

Bei ihrem Staub ſucht' ich Unſterblichkeit,
Die ſüſſe Hoffnung jedes Sterblichen.
Ja, ſelbſt gebeugt aufs Bett der Sterbenden
Späht' ich nach ihr in halberloſchnen Augen.
Auf jenen Gipfeln ewig wolkenſchwarz,
Auf den vom ewgen Sturm gefurchten Fluthen,
Bot ich dem Stoß der Elemente Troz.
Ich wähnte, daß in dieſen ſeltnen Scenen,
Natur, der raſenden Sibylle gleich,
Uns irgend ein Orakel fallen lieſſe:
Mit Luſt verſenkt' ich mich ins düſtre Graun.
Allein umſonſt in ihrer Ruh', umſonſt
In ihrer Wuth ſucht' ich ihr groß Geheimniß,
Das nie ſich überraſchen ließ: wohl ſah
Den Gott ich überall, nie faßt' ich ihn.
Das Wohl, das Weh ſchien ohne Wahl und Abſicht
Der Zufall auszuſtreun aus ſeinem Schoos,
Und Uebles war, wo Beſſres konnte ſeyn.
Da flucht' ich ihm, weil ich ihn nicht erkannte,
Am ehrnen Himmel ſtieß mein Schelten an:
Nicht einmal reizen konnt' ich das Geſchick.
Doch einſt, als ich verſenkt in meinem Jammer
Dem Himmel lang ermüdend vorgeklagt,
Fiel aus der Höh' ein Licht in meine Bruſt,

Me tenta de bénir ce que j'avois maudit;
Et, cédant sans combattre au souffle qui m'inspire,
L'hymne de la raison s'élança de ma lyre.

—„Gloire à toi, dans les temps et dans l'éternité!
„Éternelle raison, suprême volonté!
„Toi, dont l'immensité reconnoît la présence!
„Toi, dont chaque matin annonce l'existence!
„Ton souffle créateur s'est abaissé sur moi;
„Celui qui n'étoit pas a paru devant toi!
„J'ai reconnu ta voix avant de me connoître,
„Je me suis élancé jusqu'aux portes de l'être:
„Me voici! le néant te salue en naissant;
„Me voici! mais que suis-je? un atome pensant!
„Qui peut entre nous deux mesurer la distance,
„Moi, qui respire en toi ma rapide existence,
„A l'insu de moi-même, à ton gré façonné,
„Que me dois-tu, Seigneur, quand je ne suis pas né?
„Rien avant, rien après: Gloire à la fin suprême!
„Qui tira tout de soi se doit tout à soi-même!
„Jouis, grand artisan, de l'œuvre de tes mains:
„Je suis pour accomplir tes ordres souverains;
„Dispose, ordonne, agis; dans les temps, dans l'espace,

Verſuchte mich, was ich verwünſcht, zu ſegnen;
Und, angeathmet, wich ich ohne Kampf:
Die Hymne der Vernunft entſtieg der Leyer.

„Dein ſey die Ehr', in Zeit und Ewigkeit,
Du ewige Vernunft, du höchſter Wille,
Deß Gegenwart Unendlichkeit erkennt,
Deß Daſeyn jeder Morgen neu verkündet.
Dein Schöpferathem kam herab auf mich,
Daß, der nicht war, erſchienen iſt vor dir.
Eh ich mich kannte, kannt' ich deine Stimme,
Geſchwungen hab' ich mich ans Thor des Seyns:
Hie bin ich! werdend grüſſet dich das Nichts.
Hie bin ich! Wer? ein denkender Atom!
Wer mißt die Ferne, die uns beide trennt?
Der ich in dir ein flüchtig Leben athme,
Mir unbewußt; geformt, wie dir beliebt,
Was, Herr, biſt du mir ſchuldig, eh' ich bin?
Nichts vor, nichts nach! dem höchſten Gut ſey Ruhm,
Das alles ſchöpft' aus Sich, und Sich verdankt!
Geneuß, o Meiſter, deiner Hände Werk,
Ich bin nur da, zu thun, was du gebeutſt:
Sprich, ordne, handle: zeig' in Raum und Zeit

„Marque-moi pour ta gloire et mon jour et ma place;
„Mon être, sans se plaindre et sans t'interroger,
„De soi-même, en silence, accourra s'y ranger.
„Comme ces globes d'or qui dans les camps du vide
„Suivent avec amour ton ombre qui les guide,
„Noyé dans la lumière, ou perdu dans la nuit,
„Je marcherai comme eux où ton doigt me conduit;
„Soit que, choisi par toi pour éclairer les mondes,
„Réfléchissant sur eux les feux dont tu m'inondes,
„Je m'élance entouré d'esclaves radieux,
„Et franchisse d'un pas tout l'abîme des cieux;
„Soit que, me reléguant loin, bien loin de ta vue,
„Tu ne fasses de moi, créature inconnue,
„Qu'un atome oublié sur les bords du néant,
„Ou qu'un grain de poussière emporté par le vent,
„Glorieux de mon sort, puisqu'il est ton ouvrage,
„J'irai, j'irai partout te rendre un même hommage,
„Et d'un égal amour accomplissant ta loi,
„Jusqu'aux bords du néant murmurer: Gloire à toi!

„Ni si haut, ni si bas! simple enfant de la terre,
„Mon sort est un problème, et ma fin un mystère;
„Je ressemble, Seigneur, au globe de la nuit.
„Oui, dans la route obscure où ton doigt le conduit,

Zu deinem Ruhm mir meinen Tag und Platz;
Mein Weſen, ohne Klag' und ohne Frage,
Wird ſchweigend kommen, ſelbſt ſich einzureihn.
Wie dort im leeren Raum die goldnen Kreiſe
Gehorchen deinem Schatten, der ſie führt:
In Licht getaucht, verloren in der Nacht,
Wandl' ich, wie ſie, wohin dein Finger weiſt.
Mag ich, — erleſen, Welten zu erhellen,
Dein Licht, das mich durchſtrömt, auf ſie zu ſtreun, —
Umringt von einem glänzenden Gefolg
Mit einem Schritt der Himmel Abgrund meſſen;
Mag ich aus deinem Antliz fern, ganz fern
Gebannet, unbekannte Creatur,
Am Rand des Nichts vergeſſener Atem,
Vom Sturme fortgetriebnes Sandkorn werden:
Stolz auf mein Schickſal, weil dein Werk es iſt,
Gehn will ich, gehn, dir überall zu huld'gen,
Mit gleicher Luſt erfüllen dein Geſetz,
Am Rand des Nichts noch murmeln: Ehre dir!

So hoch, ſo niedrig nicht! ein Erdenſohn —
Mein Loos ein Räthſel, und mein Ziel Geheimniß;
Ich gleiche, Herr, dem nächtlichen Geſtirn,
Das auf der dunkeln Bahn, die du es führſt,

„Réfléchit d'un côté les clartés éternelles,
„Et de l'autre est plongé dans les ombres mortelles.
„L'homme est le point fatal où les deux infinis
„Par la toute-puissance ont été réunis.
„A tout autre degré, moins malheureux peut-être,
„J'eusse été... mais je suis ce que je devois être;
„J'adore sans la voir ta suprême raison:
„Gloire à toi qui m'as fait! Ce que tu fais est bon!
—„Cependant, accablé sous le poids de ma chaîne,
„Du néant au tombeau l'adversité m'entraîne;
„Je marche dans la nuit par un chemin mauvais,
„Ignorant d'où je viens, incertain où je vais,
„Et je rappelle en vain ma jeunesse écoulée,
„Comme l'eau du torrent dans sa source troublée.
„Gloire à toi! Le malheur en naissant m'a choisi;
„Comme un jouet vivant ta droite m'a saisi;
„J'ai mangé dans les pleurs le pain de ma misère,
„Et tu m'as abreuvé des eaux de ta colère,
„Gloire à toi! j'ai crié, tu n'as pas répondu;
„J'ai jeté sur la terre un regard confondu.
„J'ai cherché dans le ciel le jour de ta justice;
„Il s'est levé, Seigneur: et c'est pour mon supplice!

Von einer Seite Himmelsklarheit ſtrahlt,
Und auf der andern ruht in Todesnacht.'
Der Menſch iſt jener unglückſel'ge Punkt,
In dem die Allmacht hat verknüpft zwey Welten;
Auf jeder andern Stufe glücklicher,
Wär' ich vielleicht — doch, was ich ſeyn ſoll, bin ich!
Die unerkannte Weisheit bet' ich an:
Ruhm dir! du ſchufſt mich: was du ſchaffſt, iſt gut.
— Doch ſchleppt mich, unter meiner Kette Laſt,
Vom Nichts die Widerwärtigkeit zum Grabe,
Auf ſchlimmem Wege wandl' ich in der Nacht,
Weiß nicht, woher ich kam, wohin ich geh';
Vergebens ruf' ich hingefloſſner Jugend,
Dem Strome gleich, deß Quelle ſchon getrübt.

Ruhm dir! das Unglück ward mein Muttertheil,
Du faßteſt ein lebendig Spielwerk mich,
In Thränen aß ich meines Elends Brod,
Und deines Zornes Ströme tränkten mich.

Ruhm dir! Ich ſchrie, nicht Antwort gabſt du mir:
Da ſenkt' ich den verwirrten Blick zur Erde,
Da ſucht' ich den Gerichtstag in dem Himmel.
Er iſt erſchienen, Herr! doch mir zur Pein.

„Gloire à toi! L'innocence est coupable à tes yeux:
„Un seul être, du moins, me restoit sous les cieux;
„Toi-même de nos jours avois mêlé la trame,
„Sa vie étoit ma vie, et son âme mon âme;
„Comme un fruit encor vert du rameau détaché,
„Je l'ai vu de mon sein avant l'âge arraché!
„Ce coup, que tu voulois me rendre plus terrible,
„La frappa lentement pour m'être plus sensible;
„Dans ses traits expirants, où je lisois mon sort,
„J'ai vu lutter ensemble et l'amour et la mort;
„J'ai vu dans ses regards la flamme de la vie,
„Sous la main du trépas par degrés assoupie,
„Se ranimer encore au souffle de l'amour!
„Je disois chaque jour: Soleil! encore un jour!
„Semblable au criminel qui, plongé dans les ombres,
„Et descendu vivant dans les demeures sombres,
„Près du dernier flambeau qui doive l'éclairer,
„Se penche sur sa lampe et la voit expirer,
„Je voulois retenir l'âme qui s'évapore;
„Dans son dernier regard je la cherchois encore!
„Ce soupir, ô mon Dieu! dans ton sein s'exhala:
„Hors du monde avec lui mon espoir s'envola!
„Pardonne au désespoir un moment de blasphème,
„J'osai... Je me repens: Gloire au maître suprême!

Ruhm dir! die Unſchuld findeſt ſchuldig du,
Noch Ein Geſchöpf' hatt' ich auf dieſer Welt,
Du hatteſt unſre Tage ſelbſt verwoben,
Meins war ſein Leben, und ſein Geiſt mein Geiſt: —
Wie eine grüne Frucht, gelöst vom Zweig,
Ward's vor der Zeit aus meinem Schoos geriſſen!
Und, daß ich tiefer fühlte noch den Streich,
So führteſt langſam du den ſchröcklichen.
Auf ihrem Antlitz, wo mein Loos geſchrieben,
Sah' ich die Liebe ringen mit dem Tod,
Ich ſah in ihrem Blick die Lebensflamme
Gedämpft allmählig von des Todes Hand,
Vom Hauch der Liebe wieder angefacht.
„Noch Einen Tag, o Sonne!" ſprach ich täglich.
Gleich dem Verbrecher, der in Nacht gehüllt,
Lebendig in die düſtre Gruft geſtiegen,
Sich über ſeine Lampe beugt und ſieht,
Wie ihm des Lichtes letzter Strahl verliſcht:
Wollt' ich den Geiſt noch im Verdunſten bannen,
Und ſucht' ihn noch in ſeinem letzten Blick.
Er war ein Seufzer, Gott, in deinen Schoos
Verhaucht; — und meine Hoffnung floh die Welt!
Verzweiflung rief ein Läſterwort; — verzeih'!
Ich wagt' — es reut mich: Ehre ſey dem Schöpfer!

„Il fit l'eau pour couler, l'aquilon pour courir,
„Les soleils pour brûler, et l'homme pour souffrir!

—„Que j'ai bien accompli cette loi de mon être!
„La nature insensible obéit sans connoitre;
„Moi seul, te découvrant sous la nécessité;
„J'immole avec amour ma propre volonté;
„Moi seul, je t'obéis avec intelligence;
„Moi seul, je me complais dans cette obéissance;
„Je jouis de remplir, en tout temps, en tout lieu,
„La loi de ma nature et l'ordre de mon Dieu;
„J'adore en mes destins ta sagesse suprême,
„J'aime ta volonté dans mes supplices même:
„Gloire a toi! gloire à toi! Frappe, anéantis-moi!
„Tu n'entendras qu'un cri; Gloire à jamais à toi!"

Ainsi ma voix monta vers la voûte céleste:
Je rendis gloire au ciel, et le ciel fit le reste.
Mais silence, ô ma lyre! et toi, qui dans tes mains
Tiens le cœur palpitant des sensibles humains,
Byron, viens en tirer des torrents d'harmonie:
C'est pour la vérité que Dieu fit le génie.
Jette un cri vers le ciel, ô chantre des enfers!
Le ciel même aux damnés envira tes concerts!

Er sprach: die Flut soll fliessen, Nord soll brausen,
Die Sonne brennen, leiden soll der Mensch.

Und dieß Gesetz, ich hab' es gut erfüllt!
Natur, die blinde, folgt erkenntnißlos;
Ich nur hab' hinterm Zwange dich entdeckt,
Und opfre dir mit Lust den eignen Willen,
Ich nur gehorche dir, und weiß es auch,
Ich nur bin glücklich in der Folgsamkeit:
Genuß ist mir, stets, überall zu thun,
Was mir mein Wesen und mein Gott gebeut;
In meinem Loos, Allweiser, ehr' ich dich,
Lieb ist dein Wille mir selbst in der Quaal.
Ruhm dir! Ruhm dir! triff und vernichte mich:
Du hörst nur Einen Ruf: dir ewig Ruhm!"

So stieg mein Lied zur Himmelswölbung auf,
Gab Gott den Ruhm: Gott aber that das Seine. —
Doch, Leyer still! Und du, der in der Hand
Der Menschen Herzen hält, die pochenden,
Byron, entlock' ihr einen Wohllautstrom;
Den Genius — Gott schuf ihn für die Wahrheit.
Der Hölle Sänger! wirf nur Einen Schrei
Gen Himmel, und beneiden um dein Lied

Peut-être qu'à ta voix, de la vivante flamme
Un rayon descendra dans l'ombre de ton âme.
Peut-être que ton cœur, ému de saints transports,
S'apaisera soi-même à tes propres accords,
Et qu'un éclair d'en haut perçant ta nuit profonde,
Tu verseras sur nous la clarté qui t'inonde.
Ah! si jamais ton luth, amolli par tes pleurs,
Soupiroit sus tes doigts l'hymne de tes douleurs,
Ou si du sein profond des ombres éternelles,
Comme un ange tombé tu secouois tes ailes,
Et prenant vers le jour un lumineux essor,
Parmi les chœurs sacrés tu t'asseyois encor;
Jamais, jamais l'écho de la céleste voûte,
Jamais ces harpes d'or que Dieu lui-même écoute,
Jamais des séraphins les chœurs mélodieux
De plus divins accords n'auroient ravi les cieux!
Courage! enfant déchu d'une race divine,
Tu portes sur ton front ta superbe origine!.
Tout homme en te voyant reconnoit dans tes yeux
Un rayon éclipsé de la splendeur des cieux!
Roi des chants immortels, reconnois-toi toi-même!
Laisse aux fils de la nuit le doute et le blasphème;
Dédaigne un faux encens qu'on t'offre de si bas.

Wird die Verdammten auch der Himmel selbst.
Vielleicht daß auf dein Wort ein Lebensstrahl
In deiner Seele Dunkel niedersteigt.
Vielleicht von heiligem Entzücken voll
Befriedet sich dein Herz beim eignen Klang,
Und, wie ein Blitz durchdringt die dunkle Nacht,
Gießt es auf uns die Klarheit, die es füllt.
Ach, würde deine Laute mild von Thränen,
Und seufzte deiner Schmerzen Hymne nach,
Ach, schwängst du aus den Tiefen ew'ger Nacht,
Wie ein gefallner Engel, deine Flügel,
Versuchtest einen lichten Flug zum Tag,
Und nähmest Platz noch bey den heil'gen Chören: —
Nie hätte, nie, des Himmels Widerhall,
Die goldnen Harfen nicht, die Gott belauscht,
Der Seraphinen süsse Lieder nie,
Entzückt mit göttlicherem Klang die Himmel.
Muth, o gefallnes Kind von Götterstamm,
Du trägst den stolzen Ursprung auf der Stirn!
Wen blitzt aus deinem Auge nicht von Oben
Ein lichter Strahl, nur überschattet, an?
Erkenne dich, du ew'ger Lieder König!
Den Fluch, den Zweifel laß dem Sohn der Nacht.
Hienieden streut man falschen Weihrauch dir:

La gloire ne peut être où la vertu n'est pas.
Viens reprendre ton rang dans ta splendeur première,
Parmi ces purs enfants de gloire et de lumière,
Que d'un souffle choisi Dieu voulut animer,
Et qu'il fit pour chanter, pour croire et pour aimer!

Verſchmäh' ihn! Tugend ohne Ruhm iſt nichts.
Den alten Rang, in deinem erſten Glanz,
Nimm bei des Lichts, nimm bei des Ruhmes Söhnen,
Die Gott beſeelte mit erwähltem Hauch,
Die er zum Singen, Glauben, Lieben, ſchuf.

Le Soir.

Le soir ramène le silence.
Assis sur ces rochers déserts,
Je suis dans le vague des airs
Le char de la nuit qui s'avance.

Vénus se lève à l'horizon;
A mes pieds l'étoile amoureuse,
De sa lueur mystérieuse
Blanchit les tapis de gazon.

De ce hêtre au feuillage sombre
J'entends frissonner les rameaux:
On diroit autour des tombeaux
Qu'on entend voltiger une ombre.

Tout-à-coup, détaché des cieux,
Un rayon de l'astre nocturne,
Glissant sur mon front taciturne,
Vient mollement toucher mes yeux.

Der Abendſtern.

Der Abend kommt, mit ihm das Schweigen:
Ich lieg an öder Felſen Schluft,
Und ſeh' aus ungemeſſner Luft
Der Nacht verhüllten Wagen ſteigen.

Der Liebesſtern am Himmel ſchwebt;
Von dem geheimnißvollen Glanze
Tief unter mir im bunten Kranze
Der blumenreiche Raſen bebt.

Auf ſchwanken Aeſten zitternd ſchaukeln
Der Buchen düſtre Blätter ſich;
Mir iſt, als hört' um Gräber ich
Verloren einen Schatten gaukeln.

Da löſet ſich vom Himmel ab
Ein Strahl vom nächtlichen Geſtirne,
Er fleußt auf meine dunkle Stirne
Und auf mein Auge weich herab.

Doux reflet d'un globe de flamme,
Charmant rayon, que me veux-tu?
Viens-tu dans mon sein abattu
Porter la lumière à mon âme?

Descends-tu pour me révéler
Des mondes le divin mytère?
Ces secrets cachés dans la sphère
Où le jour va te rappeler?

Une secrète intelligence
T'adresse-t-elle aux malheureux?
Viens-tu la nuit briller sur eux
Comme un rayon de l'espérance?

Viens-tu dévoiler l'avenir
Au cœur fatigué qui l'implore?
Rayon divin, es-tu l'aurore
Du jour qui ne doit pas finir?

Mon cœur à ta clarté s'enflamme,
Je sens des transports inconnus,
Je songe à ceux qui ne sont plus:
Douce lumière, es-tu leur âme?

Du Wiederſchein von einer Sonne,
Was willſt du, Strahl voll ſüſſer Luſt?
Willſt du die kranke, trübe Bruſt
Erfüllen mir mit Licht und Wonne?

Haſt du das Auge mir berührt
Der Welten Räthſel zu enthüllen,
Die Wunder, die das Reich erfüllen,
In das der Tag zurück dich führt?

Führt dich den Leidenden, den Armen
Ein heimlich Einverſtändniß zu,
Und ſenkſt auf ihre Stirne du
Den Strahl der Hoffnung, voll Erbarmen?

Entſchleierſt du der Zukunft Nacht,
Du Himmelsſtrahl, den müden Herzen,
Biſt eine von den Morgenkerzen
Des Tages, der ohn' Ende lacht?

Entzücken ſtrömt auf mich, ich ſtehle
Von deiner Klarheit mir ein Licht;
Denk' ich an meine Todten nicht,
Süß Licht, und du biſt ihre Seele?

Peut-être ces mânes heureux
Glissent ainsi sur le bocage?
Enveloppé de leur image,
Je crois me sentir plus près d'eux!

Ah! si c'est vous, ombres chéries!
Loin de la foule et loin du bruit,
Revenez ainsi chaque nuit
Vous mêler à mes rêveries.

Ramenez la paix et l'amour
Au sein de mon âme épuisée,
Comme la nocturne rosée
Qui tombe après les feux du jour.

Venez!... Mais des vapeurs funèbres
Montent des bords de l'horizon!
Elles voilent le doux rayon,
Et tout rentre dans les ténèbres.

Wohl mögen ſeel'ge Geiſter ſich
So zu dem Haine niederſenken:
Ich muß mich ihnen näher denken,
Wenn du, ihr Bild, umhülleſt mich.

Ach, wenn ihr's ſeyd, ihr theuren Schatten,
Von dieſer Erde Treiben fern:
Kommt jede Nacht, aus dieſem Stern
Mit meinen Träumen euch zu gatten!

In den erſchöpften Buſen führt
Mir Liebe wieder, wieder Frieden;
Wie, wenn des Tages Glut verſchieden,
Der Nächte Thau das Gras berührt.

Kommt . . . aber düſtre Nebel winden
Wie Leichenflor ſich aus dem Thal,
Sie hüllen ein den milden Strahl,
Und Alles muß in Dunkel ſchwinden.

L'Immortalité.

Le soleil de nos jours pâlit dès son aurore,
Sur nos fronts languissants à peine il jette encore
Quelques rayons tremblants qui combattent la nuit;
L'ombre croit, le jour meurt, tout s'efface et tout fuit.

Qu'un autre à cet aspect frissonne ou s'attendrisse,
Qu'il recule en tremblant des bords du précipice,
Qu'il ne puisse de loin entendre sans frémir
Le triste chant des morts tout prêt à retentir,
Les soupirs étouffés d'une amante ou d'un frère
Suspendus sur les bords de son lit funéraire,
Ou l'airain gémissant dont les sons éperdus
Annoncent aux mortels qu'un malheureux n'est plus!
Je te salue, ô mort! Libérateur céleste,
Tu ne m'apparois point sous cet aspect funeste
Que t'a prêté long-temps l'épouvante ou l'erreur;
Ton bras n'est point armé d'un glaive destructeur,
Ton front n'est point cruel, ton œil n'est point perfide,
Au secours des douleurs un Dieu clément te guide;

Unſterblichkeit.

Mit ihrer erſten Morgenröthe ſchon
Beginnt zu bleichen unſres Lebens Sonne,
Kaum wirft ſie ſparſam auf die müde Stirn
Noch matte Strahlen, die die Nacht bekämpfen;
Die Schatten wachſen, es erſtirbt der Tag
Und Alles wiſcht ſich aus, und Alles flieht.
Mag Andre Schauder oder Wehmuth faſſen
Bei dieſem Anblick, mögen ſie zurück
Vom Rand des Grabes taumeln, und von fern
Nicht ohne Graun den Grabgeſang, der ſchon
Beginnt, und, übers Sterbebett gebeugt,
Den Bruder, die Geliebte, ſchluchzen hören,
Und Glocken jammernd, mit verlornem Ton,
Verkünden — daß ein Armer nicht mehr iſt! —
Ich grüſſe dich, o Tod! du, Freyheitsengel,
Erſcheineſt nicht mir in der Graungeſtalt,
Die lang dir Irrthum oder Schrecken lieh;
Mit keinem Mordſchwert iſt dein Arm bewaffnet,
Nicht deine Stirne grimm, dein Auge falſch:
Ein güt'ger Gott ſchickt dich dem Schmerz zu Hülfe.

Tu n'anéantis pas, tu délivres! Ta main,
Céleste messager, porte un flambeau divin:
Quand mon œil fatigué se ferme à la lumière,
Tu viens d'un jour plus pur inonder ma paupière;
Et l'espoir près de toi, rêvant sur un tombeau,
Appuyé sur la foi, m'ouvre un monde plus beau!

Viens donc, viens détacher mes chaînes corporelles,
Viens, ouvre ma prison: viens, prête-moi tes ailes:
Que tardes-tu? Parois; que je m'élance enfin
Vers cet être inconnu, mon principe et ma fin.

Qui m'en a détaché? Qui suis-je, et que dois-je être?
Je meurs, et ne sais pas ce que c'est que de naître.
Toi, qu'en vain j'interroge, esprit, hôte inconnu,
Avant de m'animer, quel ciel habitois-tu?
Quel pouvoir t'a jeté sur ce globe fragile?
Quelle main t'enferma dans ta prison d'argile?
Par quels nœuds étonnants, par quels secrets rapports,
Le corps tient-il à toi comme tu tiens au corps?
Quel jour séparera l'âme de la matière?
Pour quel nouveau palais quitteras-tu la terre?

Du retteſt; — du vernichteſt nicht. Du trägſt,
Des Himmels Herold, eine Götterfackel;
Wenn ſich mein müdes Auge ſchließt dem Licht,
Tränkſt du die Wimper mir mit reinerm Tag,
Und neben dir, auf einem Grabe, träumt
Die Hoffnung, die ſich auf den Glauben ſtüzt,
Und öffnet mir den Blick in ſchön're Welten.

Komm denn, komm, löſe mir des Körpers Band,
Den Kerker öffne, leih mir deine Flügel:
Wo bleibſt du? komm! zum Unbekannten zeuch
Empor mich, meinem Anfang, meinem Ziel!

Wer hat mich abgelöst von ihm? wer bin ich,
Was ſoll ich werden einſt? ich ſterbe hin,
Und weiß nicht, was geboren werden heißt.
Geiſt! unbekannter Gaſt! ich frag' umſonſt:
In welchem Himmel, eh du mich beſeelteſt,
War deine Wohnung? wer hat dich gebannt
Auf dieß hinfäll'ge Rund, ins Haus von Thon?
Durch welches Band, durch welch geheimes Wunder
Biſt du dem Leib, iſt dir der Leib vermählt?
Wann wird die Seele von dem Stoff ſich trennen?
Welch Prunkhaus tauſcheſt um die Erde du?

As-tu tout oublié? Par-delà le tombeau,
Vas-tu renaître encor das un oubli nouveau?
Vas-tu recommencer une semblable vie?
Ou dans le sein de Dieu, ta source et ta patrie,
Affranchi pour jamais de tes liens mortels,
Vas-tu jouir enfin de tes droits éternels?
Oui, tel est mon espoir, ô moitié de ma vie!
C'est par lui que déjà mon âme raffermie
A pu voir sans effroi sur tes traits enchanteurs
Se faner du printemps les brillantes couleurs;
C'est par lui que percé du trait qui me déchire,
Jeune encore, en mourant vous me verrez sourire,
Et que des pleurs de joie, à nos derniers adieux,
A ton dernier regard, brilleront dans mes yeux.

Vain espoir! s'écrira le troupeau d'Épicure,
Et celui dont la main disséquant la nature,
Dans un coin du cerveau nouvellement décrit,
Voit penser la matière et végéter l'esprit;
Insensé! diront-ils, que trop d'orgueil abuse,
Regarde autour de toi: tout commence et tout s'use,
Tout marche vers un terme et tout naît pour mourir;
Dans ces prés jaunissants tu vois la fleur languir;
Tu vois dans ces forêts le cèdre au front superbe

Weißt du nichts mehr? und wirſt du überm Grab
Aufs neu' erwachen in Vergeſſenheit?
Wirſt du ein zweites Erdenleben führen?
Wirſt du in' deinem Quell und Vaterland
In Gottes Schoos, von ird'ſchem Bande frey,
Dich endlich deiner ew'gen Rechte freun? —
Ja, ſolches hoff' ich, Hälfte meines Lebens!
Und meine Seele, dadurch ſchon geſtärkt,
Konnt' ohne Grau'n auf deinen holden Wangen
Des Frühlings lichte Farben welken ſehn.
Und, ſchon durchbohrt vom blut'gen Pfeil, noch jung,
Sollt ihr mich lächeln ſehn in dieſer Hoffnung,
Und feucht von Wonne ſoll, beim Lebewohl,
Bey deinem lezten Blick, mein Auge ſeyn.

Welch eitler Traum! ruft Epikurus Schaar,
Und der, deß Hand, zergliedernd die Natur,
In einem neu beſchriebnen Eck des Hirns
Den Geiſt ſieht keimen, denken ſieht den Stoff.
Narr, ſprechen ſie, vom Uebermuth bethörter!
Blick' um dich! alles wird und nützt ſich ab,
Geht nach dem Ziel, entſteht nur, um zu ſterben;
Schau, wie der bunten Wieſen Blume welkt,
Des Haines Zeder mit der ſtolzen Stirn

Sous le poids de ses ans tomber, ramper sous l'herbe;
Dans leurs lits desséchés tu vois les mers tarir;
Les cieux même, les cieux commencent à pâlir;
Cet astre dont le temps a caché la naissance,
Le soleil, comme nous, marche à sa décadence,
Et dans les cieux déserts les mortels éperdus
Le chercheront un jour, et ne le verront plus!
Tu vois autour de toi dans la nature entière
Les siècles entasser poussière sur poussière,
Et le temps, d'un seul pas confondant ton orgueil,
De tout ce qu'il produit devenir le cercueil.
Et l'homme, et l'homme seul, ô sublime folie!
Au fond de son tombeau croit retrouver la vie,
Et dans le tourbillon au néant emporté,
Abattu par le temps, rêve l'éternité?

Qu'un autre vous réponde, ô sages de la terre!
Laissez-moi mon erreur: j'aime, il faut que j'espère;
Notre foible raison se trouble et se confond.
Oui, la raison se tait; mais l'instinct vous répond.
Pour moi, quand je verrois dans les célestes plaines,
Les astres s'écartant de leurs routes certaines,
Dans les champs de l'éther l'un par l'autre heurtés;
Parcourir au hasard les cieux épouvantés;

Der Jahre Laſt ſich beugt, im Graſe kriecht.
Die Meere trocknen aus in ihrem Bette,
Die Himmel ſelbſt, die Himmel werden bleich;
Und dieß Geſtirn, das Keiner werden ſah,
Die Sonne, wandelt zum Verfall, wie wir;
An dem verlaß'nen Himmel wird der Menſch
Beſtürzt ſie ſuchen und nicht finden einſt.
Rings um dich thürmen die Jahrhunderte
In aller Welt nichts auf, als Staub auf Staub.
Die Zeit, mit Einem Schritt, verhöhnt dein Prahlen,
Und wird der Sarg von Allem, was ſie ſchuf.
Der Menſch allein, der Menſch, hoffährt'ger Wahn!
Entdeckt in ſeines Grabes Grund das Leben,
Im Wirbel fortgetrieben zu dem Nichts,
Ein Raub der Zeiten, träumt er Ewigkeit.

Antwort' ein Andrer Euch, ihr Erdenweiſen!
Laßt irren mich, deß Liebe hoffen muß!
Vernunft, die ſchwache, zagt und wird verwirrt.
Sie ſchweigt: doch Antwort giebt euch das Gefühl.
Und müßt' ich ſehn in dieſen Himmelsau'n
Die Stern' aus ihren feſten Bahnen irren,
Einander ſtoßen in des Aethers Feld,
Und blindlings fliehn durch die entſezten Himmel,

Quand j'entendrois gémir et se briser la terre;
Quand je verrois son globe errant et solitaire
Flottant loin des soleils, pleurant l'homme détruit,
Se perdre dans les champs de l'éternelle nuit;
Et quand, dernier témoin de ces scènes funèbres,
Entouré du chaos, de la mort, des ténèbres,
Seul je serois debout: seul, malgré mon effroi,
Être infaillible et bon! j'espérerois en toi,
Et, certain du retour de l'éternelle aurore,
Sur les mondes détruits je t'attendrois encore!

Souvent, tu t'en souviens, dans cet heureux séjour
Où naquit d'un regard notre immortel amour,
Tantôt sur les sommets de ces roches antiques,
Tantôt aux bords déserts des lacs melancoliques,
Sur l'aile du désir, loin du monde emportés,
Je plongeois avec toi dans ces obscurités.
Les ombres à longs plis descendant des montagnes,
Un moment à nos yeux déroboient les campagnes;
Mais bientôt s'avançant sans éclat et sans bruit,
Le chœur mystérieux des astres de la nuit
Nous rendant les objets voilés à notre vue,

Und hört' ich, wie die Erde ſeufzend bricht,
Schaut' ihre Kugel, irr', in Einſamkeit,
Fern von den Sonnen flutend, um den Menſchen
Der hin iſt, weinend, in der Nacht Gefild,
Der ewigen, verloren; ſtünd' ich dann,
Der lezte Zeuge dieſer Trauerſcenen,
Umringt von Finſterniß, Verwirrung, Tod,
Allein noch aufrecht: würd' ich doch allein,
Trotz meines Schauders, hoffen noch auf dich,
Untrüglich, gütig Weſen! und, gewiß
Der Wiederkehr des ew'gen Morgenroths,
Würd' ich dein harren auf zerſtörten Welten. —

Wie oft, Geliebte, dort, auf ſeel'ger Au',
Wo unſer ewig Lieben zeugt' ein Blick,
(Du weißt's!) bald auf der alten Felſen Gipfel,
Bald am verlaſſnen Rand der düſtern Seen,
Fort aus der Welt, auf des Verlangens Schwinge,
Tauchť' ich mit dir in jene Dunkelheit.
Der Schatten ſtieg vom Berg in langen Falten,
Und ſtahl uns einen Augenblick das Feld.
Doch leiſe bald, geräuſchlos, nahte ſich
Der ahnungsvolle Chor der Nachtgeſtirne,
Gab die verhüllte Gegend uns zurück,

De ses molles lueurs revêtoit l'étendue:
Telle, en nos temples saints par le jour éclairés,
Quand les rayons du soir pâlissent par degrés,
La lampe, répandant sa pieuse lumière,
D'un jour plus recueilli remplit le sanctuaire.

Dans ton ivresse alors tu ramenois mes yeux
Et des cieux à la terre, et de la terre aux cieux:
Dieu caché, disois-tu, la nature est ton temple!
L'esprit te voit partout quand notre œil la contemple;
De tes perfections, qu'il cherche à concevoir,
Ce monde est le reflet, l'image, le miroir;
Le jour est ton regard, la beauté ton sourire;
Partout le cœur t'adore et l'âme te respire;
Éternel, infini, tout-puissant et tout bon,
Ces vastes attributs n'achèvent pas ton nom,
Et l'esprit, accablé sous ta sublime essence,
Célèbre ta grandeur jusque dans son silence.
Et cependant, ô Dieu! par sa sublime loi,
Cet esprit abattu s'élance encore à toi,
Et sentant que l'amour est la fin de son être,
Impatient d'aimer, brûle de te connoître.

Mit ſeinem weichen Glanze ſich bekleidend.
Wie in den Tempeln, die der Tag erhellt,
Wenn nun des Abends Strahlen mählich bleichen,
Die Lampe bald, ihr frommes Licht verſtreu'nd,
Mit ernſter'm Tag das Heiligthum erfüllt.

Da führteſt du in deiner Trunkenheit
Zum Himmel auf mein Aug', herab zur Erde:
Du ſprachſt: Verborgner Gott, dein Tempel iſt
Natur; ſie ſchaut das Auge, dich der Geiſt;
Von deiner Herrlichkeit, nach der er forſcht,
Bild, Widerſchein und Spiegel iſt die Welt.
Dein Blick der Tag, die Schönheit iſt dein Lächeln,
Dich betet allenthalben an das Herz,
Es athmet überall die Seele dich.
Unendlich, ewig, Güt' und Allmacht ganz —
So große Namen ſprechen dich nicht aus;
Vor deiner Hoheit unterliegt der Geiſt,
Und feiert dich auch durch ſein Schweigen ſelbſt.
Und doch, nach ſeinem heiligen Geſetz,
Schwingt der gebeugte Geiſt ſich auf zu dir;
Er fühlt's: die Lieb' iſt ſeines Weſens Ziel,
Und liebedürſtend, brennt er, dich zu ſchau'n!

Tu disois; et nos cœurs unissoient leurs soupirs
Vers cet être inconnu qu'attestoient nos désirs:
A genoux devant lui, l'aimant dans ses ouvrages,
Et l'aurore et le soir lui portoient nos hommages,
Et nos yeux enivrés contemploient tour-à-tour
La terre notre exil, et le ciel son séjour.

Ah! si dans ces instants où l'âme fugitive
S'élance et veut briser le sein qui la captive,
Ce Dieu, du haut du ciel répondant à nos vœux,
D'un trait libérateur nous eût frappés tous deux!
Nos âmes d'un seul bond remontant vers leur source,
Ensemble auroient franchi les mondes dans leur course;
A travers l'infini, sur l'aile de l'amour,
Elles auroient monté comme un rayon du jour,
Et jusq'à Dieu lui-même arrivant éperdues,
Se seroient dans son sein pour jamais confondues!
Ces vœux nous trompoient-ils? Au néant destinés,
Est-ce pour le néant que les êtres sont nés?
Partageant le destin du corps qui la recèle,
Dans la nuit du tombeau l'âme s'engloutit-elle?
Tombe-t-elle en poussière? ou, prête à s'envoler

So ſprachſt du: da vereinten unſre Herzen
Die Seufzer zu dem unbekannten Gott,
Von welchem unſre Sehnſucht uns gezeugt;
Ihn in den Werken liebend, brachten wir
Ihm auf den Knieen Huld'gung früh und ſpät;
Und trunken flog zum Himmel von der Erde
Das Auge, von dem Kerker in ſein Haus.

Ach, wenn in dieſen Augenblicken, wo
Die Seele ſprengen will die Bruſt und fliehn,
Der Gott vom Himmel, unſerm Wunſche hold
Getroffen beide mit dem Rettungsſtrahl! —
In Einem Schwung zurück zu ihrem Quell,
Wie wären unſre Seelen miteinander
Geflogen über alle Welten auf,
Unendlichkeit hindurch, auf Liebesflügeln,
Geſtiegen, wie ein Strahl des Tages ſchießt,
Vor Gottes Throne ſchauernd angekommen,
Auf ewig dort verſchmolzen ihm im Schooß! —
Und täuſcht' uns dieſer Wunſch? zum Nichts beſtimmt,
Sind für das Nichts die Weſen nur geboren?
Das Loos des Leibes, ihrer Hülle, theilt
Die Seele? wird verſchlungen von dem Grab?
Fällt ſie in Staub? wie? oder wie ein Ton,

Comme un son qui n'est plus, va-t-elle s'exhaler?
Après un vain soupir, après l'adieu suprême
De tout ce qui t'aimoit, n'est-il plus rien qui t'aime?...
Ah! sur ce grand secret n'interroge que toi!
Vois mourir ce qui t'aime, Elvire, et réponds-moi!

Der nicht mehr iſt, wird ſie im Flug verwehn?
Liebt, nach dem lezten Lebewohl und Seufzer
Von Allem, was dich liebte, nichts mehr dich?
Frag' über ſolches Räthſel dich allein! —
Sieh ſterben, was du liebſt: — antworte dann!

Le Vallon.

Mon cœur, lassé de tout, même de l'espérance,
N'ira plus de ses vœux importuner le sort:
Prêtez-moi seulement, vallons de mon enfance,
Un asile d'un jour pour attendre la mort.

Voici l'étroit sentier de l'obscure vallée:
Du flanc de ces côteaux pendent des bois épais
Qui, courbant sur mon front leur ombre entremêlée,
Me couvrent tout entier de silence et de paix.

Là, deux ruisseaux cachés sous des ponts de verdure,
Tracent en serpentant les contours du vallon;
Ils mêlent un moment leur onde et leur murmure,
Et non loin de leur source ils se perdent sans nom.

La source de mes jours comme eux s'est écoulée;
Elle a passé sans bruit, sans nom et sans retour:
Mais leur onde est limpide, et mon âme troublée
N'aura pas réfléchi les clartés d'un beau jour.

Das Thal.

Mein Herz iſt Alles ſatt, es mag ſelbſt nicht mehr hoffen,
Klagt nicht dem Schickſal mehr die Wünſche ſeiner Noth;
Laß nur für Einen Tag mir eine Freiſtatt offen,
Du meiner Kindheit Thal, zu warten auf den Tod.

Hier führt der ſchmale Pfad in deine dunkeln Engen,
Um dieſe Höhen ziehn die dichten Haine ſich,
Die über meine Stirn mit lichten Schatten hängen,
Und decken ganz und gar mit Still' und Frieden mich.

Dort überwölbt von Laub, ſeh' ich zween Bäche fallen,
Sie ziehen mit dem Thal in leichter Krümmung fort,
Sie miſchen kurze Zeit ihr Murmeln und ihr Wallen,
Und ſchwinden namenlos nicht fern vom Quelle dort.

Ach, meines Lebens Quell iſt ihnen gleich zerronnen,
Unwiederbringlich hin, geräuſchlos, namenlos;
Doch klar iſt ihre Fluth, indeß mit ſeinen Wonnen
Mir in den trüben Geiſt kein heller Tag ſich goß.

La fraîcheur de leurs lits, l'ombre qui les couronne,
M'enchaînent tout le jour sur les bords des ruisseaux;
Comme un enfant bercé par un chant monotone,
Mon âme s'assoupit au murmure des eaux.

Ah! c'est là qu'entouré d'un rempart de verdure,
D'un horizon borné qui suffit à mes yeux,
J'aime à fixer mes pas, et, seul dans la nature,
A n'entendre que l'onde, à ne voir que les cieux.

J'ai trop vu, trop senti, trop aimé dans ma vie;
Je viens chercher vivant le calme du Léthé:
Beaux lieux, soyez pour moi ces bords ou l'on oublie;
L'oubli seul désormais est ma félicité.

Mon cœur est en repos, mon âme est en silence!
Le bruit lointain du monde expire en arrivant,
Comme un son éloigné qu'affoiblit la distance,
A l'oreille incertaine apporté par le vent.

D'ici je vois la vie, à travers un nuage,
S'évanouir pour moi dans l'ombre du passé;
L'amour seul est resté: comme une grande image
Survit seule au réveil dans un songe effacé.

Mich hält ihr frisches Bett, die Schatten, die sie krönen,
Den langen Tag gebannt an dieser Bäche Ranft;
Und, wie ein Kind, gewiegt von wechsellosen Tönen,
Wird bei dem Murmeln still mein Herz und schlummert sanft.

Hier, wo der Blick, beschränkt, nicht wünschet mehr zu sehen,
Wo Laubgewinde rings ein Bollwerk mir erbau'n:
Allein in der Natur möcht' hier ich stille stehen,
Und hören nur den Quell und nur den Himmel schau'n.

Zu viel hab' ich, zu viel, gesehn, gefühlt, geliebet,
Ich suche Lethe's Ruh' noch vor der Ewigkeit:
Hier sey der Strand, an dem Erinn'rung mir verstiebet,
Mein einzig Glück hinfort soll seyn Vergessenheit.

Still ist die Seele ganz, das Herz ist eingesungen,
Der ferne Lerm der Welt stirbt, eh er mich berührt,
Wie ein entfernter Ton, auf weitem Weg verklungen,
Dem ungewissen Ohr vom Winde zugeführt.

Hier schau' ich, durch Gewölk, wie im entschwund'nen Raume
Vor mir mein Lebenslauf im Schatten ganz verschwebt;
Die Liebe blieb allein: wie im verwischten Traume
Ein einzig grosses Bild das Wachen überlebt.

Repose-toi, mon âme, en ce dernier asile,
Ainsi qu'un voyageur qui, le cœur plein d'espoir,
S'assied avant d'entrer aux portes de la ville,
Et respire un moment l'air embaumé du soir.

Comme lui, de nos pieds secouons la poussière;
L'homme par ce chemin ne repasse jamais;
Comme lui, respirons au bout de la carrière
Ce calme avant-coureur de l'éternelle paix.

Tes jours, sombres et courts comme des jours d'automne,
Déclinent comme l'ombre au penchant des côteaux;
L'amitié te trahit, la pitié t'abandonne,
Et, seule, tu descends le sentier des tombeaux.

Mais la nature est là qui t'invite et qui t'aime;
Plonge-toi dans son sein qu'elle t'ouvre toujours:
Quand tout change pour toi, la nature est la même,
Et le même soleil se lève sur tes jours.

De lumière et d'ombrage elle t'entoure encore:
Détache ton amour des faux biens que tu perds;
Adore ici l'écho qu'adoroit Pythagore,
Prête avec lui l'oreille aux célestes concerts.

Ruh' aus, o Seele, hier am lezten Zufluchtsorte;
Es sezt der Wandrer sich, das Herz von Hoffnung froh,
Eh er die Stadt betritt, im Angesicht der Pforte,
Und athmet Balsamduft am stillen Abendso.

Laß schütteln uns, wie er, den Staub von unsern Füßen,
Zum zweitenmal kein Mensch auf diesem Pfade geht;
Laß athmen uns, wie er, eh wir das Ziel begrüßen,
Die Ruhe, die voran dem ew'gen Frieden weht.

Wie Herbstestage kurz und düster, neigen deine, —
Dem Schatten gleich am Hang der dunkeln Hügel, — sich;
Das Mitleid läßt von dir, die Freundschaft ward zum Scheine,
Und einsam schleppest du den Pfad des Grabes dich.

Doch die Natur ist da, zu rufen und zu lieben;
Versenke dich in sie, stets offen ist ihr Schoos.
Verkehrt sich Alles dir — sie ist dieselbe blieben,
Dieselbe Sonne scheint hernieder auf dein Loos.

Ihr Licht, ihr Schatten will noch immer dich umringen: —
Mach deine Liebe los von Gütern, welche fliehn.
Hier lausche, wie von fern die Sphären wieder klingen,
Fromm, wie der Samier, leih dem Gesang dein Ohr.

Suis le jour dans le ciel, suis l'ombre sur la terre;
Dans les plaines de l'air vole avec l'aquilon;
Avec les doux rayons de l'astre du mystère
Glisse à travers les bois dans l'ombre du vallon.

Dieu, pour le concevoir, a fait l'intelligence;
Sous la nature enfin découvre son auteur!
Une voix à l'esprit parle dans son silence:
Qui n'a pas entendu cette voix dans son cœur?

Dring' in des Himmels Licht, zur Nacht der Erde flüchte,
Des Nordwinds Fittig laß dich tragen durch die Luft;
Und mit des Nachtgestirns geheimnißvollem Lichte
Den Schattenhayn entlang schlüpf' in des Thales Duft.

Gott gab dir den Verstand, daß er dir Gott soll zeigen;
Sieh hinter der Natur den endlich, der sie schuf:
Es spricht an unsern Geist ein Wort in ihrem Schweigen,
Wer ist's, der nie vernahm im Herzen diesen Ruf?

Le Désespoir.

Lorsque du Créateur la parole féconde,
Dans une heure fatale, eut enfanté le monde
Des germes du chaos,
De son œuvre imparfaite il détourna sa face,
Et d'un pied dédaigneux le lançant dans l'espace,
Rentra dans son repos.

Va, dit-il, je te livre à ta propre misère;
Trop indigne à mes yeux d'amour ou de colère,
Tu n'es rien devant moi:
Roule au gré du hasard dans les déserts du vide;
Qu'à jamais loin de moi le destin soit ton guide,
Et le malheur ton roi.

Il dit. — Comme un vautour qui plonge sur sa proie,
Le malheur, à ces mots, pousse, en signe de joie,
Un long gémissement;
Et, pressant l'univers dans sa serre cruelle,
Embrasse pour jamais de sa rage éternelle
L'éternel aliment.

Die Verzweiflung.

Als aus des Chaos Keim, in jener Unglücksſtunde
Geboren, treu dem Ruf aus ihres Schöpfers Munde,
Die Welt zu ſeyn begann:
Vom unvollkommnen Werk da wandt er ſich zur Seite,
Verächtlich mit dem Fuß ſtieß er ſie in die Weite
Hinaus, und ruhte dann.

Er ſprach: dich will ich ganz dem eignen Jammer laſſen,
Unwürdig däuchſt du mir zum Lieben und zum Haſſen,
Ein Nichts biſt du vor mir!
Auf ewig von mir fern magſt du im Oeden ſchweben,
Das Schickſal hab' ich dir zum Führer mitgegeben,
Das Weh zum König dir!

Er ſprachs, und Geyern gleich, die nach dem Raube ſtreichen,
Das Weh — bei dieſem Wort — ſtieß, als zum Freudenzeichen,
Ein langes Aechzen aus;
Er kam, in ſeine Klaun, ergrimmt, das All zu preſſen,
Und ſetzte ſich ans Mahl, mit ew'ger Wuth zu freſſen
Von ſeinem ew'gen Schmaus.

Le mal dès-lors régna dans son immense empire;
Dès-lors tout ce qui pense et tout ce qui respire
Commença de souffrir;
Et la terre, et le ciel, et l'âme, et la matière,
Tout gémit; et la voix de la nature entière
Ne fut qu'un long soupir.

Levez donc vos regards vers les célestes plaines,
Cherchez Dieu dans son œuvre, invoquez dans vos peines
Ce grand consolateur:
Malheureux! sa bonté de son œuvre est absente;
Vous cherchez votre appui? l'univers vous présente
Votre persécuteur.

De quel nom te nommer, ô fatale puissance?
Qu'on t'appelle destin, nature, providence,
Inconcevable loi;
Qu'on tremble sous ta main, ou bien qu'on la blasphème,
Soumis ou révolté, qu'on te craigne ou qu'on t'aime,
Toujours, c'est toujours toi!

Hélas! ainsi que vous j'invoquai l'espérance;
Mon esprit abusé but avec complaisance
Son philtre empoisonneur:

Das Uebel in der Welt begann ſo fort zu thronen,
Und was da denkt und lebt in allen ihren Zonen,
Das trug des Leidens Spur;
Und Erde, Himmel, Geiſt und alle Creaturen
Sie ächzten, und es war die Stimme der Naturen
Ein langer Seufzer nur.

Ihr hebet zu den Au'n des Himmels eure Blicke,
Sucht Gott in ſeinem Werk, und, daß er Troſt euch ſchicke,
Zum Schöpfer rufet ihr?
Weh euch! aus ſeinem Werk verbannt iſt ſeine Güte!
Ihr ſuchet ſeinen Schutz? Euch ſagt die Welt, es wüthe
Nur ein Verfolger hier!

Unfaßliches Geſetz, wie immer wir dich nennen,
Als Schickſal, als Natur, als Vorſicht dich erkennen,
Macht, die kein Maas je mißt,
Ob zittern wir vor dir, ob wir dir läſternd fluchen,
Gehorchen, widerſtehn, dich fürchten oder ſuchen:
Du bleibeſt, die du biſt!

Bin vor der Hoffnung nicht auch ich ins Knie geſunken?
Hat mein bethörter Geiſt nicht auch mit Luſt getrunken
Ihr wonnevolles Gift?

C'est elle qui, poussant nos pas dans les abîmes,
De festons et de fleurs couronne les victimes
Qu'elle livre au malheur.

Si du moins au hasard il décimoit les hommes,
Ou si sa main tomboit sur tous tant que nous sommes
Avec d'égales lois:
Mais les siècles ont vu les âmes magnanimes,
La beauté, le génie ou les vertus sublimes
Victimes de son choix.

Tel, quand des dieux de sang vouloient en sacrifices
Des troupeaux innocents les sanglantes prémices,
Dans leurs temples cruels,
De cent taureaux choisis on formoit l'hécatombe,
Et l'agneau sans souillure, ou la blanche colombe
Engraissoient leurs autels.

Créateur, Tout-Puissant, Principe de tout être!
Toi pour qui le possible existe avant de naître!
Roi de l'immensité!
Tu pouvois cependant, au gré de ton envie,
Puiser pour tes enfants le bonheur et la vie
Dans ton éternité!

Sie iſt's, die unſern Schritt dem Schlund entgegen dränget,
Mit Blumen uns bekrönt, mit Kränzen uns behänget,
Und dann ihr Opfer trifft!

Ja, möchteſt blindlings du nur zehnden alles Leben,
Wohl, oder möchten wir, wir alle gleich, erbeben
Vor deinem Todesſtahl:
Doch — laßt von Schönheit, Geiſt, und von erhabnen Seelen,
Laßt die Jahrhunderte von Engeln uns erzählen:
Juſt die ſind deine Wahl!

An grauſer Tempelſtatt die Sterblichen einſt zollten
Den blut'gen Göttern ſo, wenn ſie ein Opfer wollten,
Der Heerden Erſtlingsſchaar:
Der beſten Stiere Wahl erlas man ihrem Raube,
Das makelloſe Lamm, das Blut der weiſſen Taube
Beſprengte den Altar.

Allmächt'ger! Schöpfer! Herr! du Weſen aller Weſen!
Der aus der Möglichkeit, was werden ſoll, erleſen!
Fürſt der Unendlichkeit!
Was iſts, daß deine Hand nicht ihren Kindern allen
Den Born der Ewigkeit erſchließt nach Wohlgefallen,
Und Freud' und Heil verleiht?

Sans t'épuiser jamais, sur toute la nature
Tu pouvois à longs flots répandre sans mesure
Un bonheur absolu.
L'espace, le pouvoir, le temps, rien ne te coûte.
Ah! ma raison frémit; tu le pouvois sans doute,
Tu ne l'as pas voulu.

Quel crime avons-nous fait pour mériter de naître?
L'insensible néant t'a-t-il demandé l'être,
Ou l'a-t-il accepté?
Sommes-nous, ô hasard! l'œuvre de tes caprices?
Ou plutôt, Dieu cruel, falloit-il nos supplices
Pour ta félicité?

Montez donc vers le ciel, montez, encens qu'il aime,
Soupirs, gémissements, larmes, sanglots, blasphème,
Plaisirs, concerts divins!
Cris du sang, voix des morts, plaintes inextinguibles,
Montez, allez frapper les voûtes insensibles
Du palais des destins!

Terre, élève ta voix; cieux, répondez; abîmes.
Noirs séjours où la mort entasse ses victimes,
Ne formez qu'un soupir!

Dein Schatz blieb unerschöpft, und doch der Welt entgegen,
Wär' endlos, ohne Maas, in langem Strom der Seegen
Aus deinem Schoos gerollt.
Du hattest Zeit, Macht, Raum und Alles zum Verschwenden;
Es schaudert meinen Geist — du hättest's können spenden:
Du hast es nicht gewollt!

Bestraft mit der Geburt sind wir für welch Vergehen?
Das unbewußte Nichts mocht' es um Seyn dich flehen?
Und nahm es an zu seyn?
Hat uns der Zufall nur nach Launen ausgesonnen,
Wie? oder brauchtest du, o Gott! zu deinen Wonnen,
Du grimmer, unsre Pein?

So steigt zum Himmel auf! ihr seyd ihm Wohlgerüche!
Du Seufzer! Aechzen du! ihr Klagen, Thränen, Flüche!
Ein seel'ger Ohrenschmaus!
Empor du schreiend Blut, endlosen Jammers Wogen!
Ihr Stimmen aus dem Grab! auf zu dem ehrnen Bogen,
Zum stummen Schicksalshaus!

Ruf', Erde, rufe laut! antwortet Himmel, Gründe!
Des Todes Kammern ihr voll Opfern, schwarze Schlünde!
Zusammen seufzet nur!

Qu'une plainte éternelle accuse la nature,
Et que la douleur donne à toute créature
Une voix pour gémir!

Du jour où la nature, au néant arrachée,
S'échappa de tes mains comme une œuvre ébauchée,
Qu'as-tu vu cependant?
Aux désordres du mal la matière asservie,
Toute chair gémissant, hélas! et toute vie
Jalouse du néant!

Des éléments rivaux les luttes intestines,
Le temps qui flétrit tout, assis sur les ruines
Qu'entassèrent ses mains,
Attendant sur le seuil tes œuvres éphémères,
Et la mort étouffant dés le sein de leurs mères
Les germes des humains!

La vertu succombant sous l'audace impunie,
L'imposture en honneur, la vérité bannie;
L'errante liberté
Aux dieux vivants du monde offerte en sacrifice;
Et la force, partout, fondant de l'injustice
Le règne illimité!

Gieb jedem Weſen, Schmerz, zum Aechzen eine Stimme,
Ein ew'ger Jammerlaut der Creatur im Grimme
Verklage die Natur!

Seitdem vom Nichts die Welt auf dein Geheiß entbunden,
Ein halbentworfnes Werk ſich deiner Hand entwunden,
Was ſah doch wohl dein Blick?
Des Uebels blinder Hand den Stoff dahin gegeben,
Und ſeufzend jedes Fleiſch, und ſehnend jedes Leben
Sich in das Nichts zurück!

Der Elemente Kampf im Innern ſich erhitzen,
Die Zeit, die alles mäht, hoch auf den Trümmern ſitzen,
Draus ſie ſich baut den Thron;
Dein ſchnell vergehend Werk mit gier'gem Aug' erblicken,
So wie's erſchien: den Tod der Menſchen Keim erſticken
Im Schooß der Mütter ſchon.

Dem ungeſtraften Trotz die Tugend unterliegend,
Die Wahrheit ferngebannt und die Verläumdung ſiegend,
Die Freyheit in der Acht,
Den Göttern dieſer Welt zum Opfer auserſehen;
Den ſchrankenloſen Thron dem Unrecht nur erhöhen
Die blinde Waffenmacht.

La valeur, sans les dieux, décidant des batailles!
Un Caton libre encore déchirant ses entrailles
Sur la foi de Platon!
Un Brutus qui, mourant pour la vertu qu'il aime,
Doute au dernier moment de cette vertu même,
Et dit: Tu n'es qu'un nom!...

La fortune toujours du parti des grands crimes!
Les forfaits couronnés devenus légitimes!
La gloire au prix du sang!
Les enfants héritant l'iniquité des pères!
Et le siècle qui meurt racontant ses misères
Au siècle renaissant!

Hé quoi! tant de tourments, de forfaits, de supplices,
N'ont-ils pas fait fumer d'assez de sacrifices
Tes lugubres autels?
Ce soleil, vieux témoin des malheurs de la terre,
Ne fera-t-il pas naître un seul jour qui n'éclaire
L'angoisse des mortels?

Héritiers des douleurs, victimes de la vie,
Non, non, n'espérez pas que sa rage assouvie
Endorme le malheur

Die Schlachten Tapferkeit, und ohne Gott, entſcheiden;
Hier Cato, der noch frey in ſeinen Eingeweiden
Sich wühlt und Plato traut;
Dort Brutus der, im Tod für die geliebte Tugend,
Im finſtern Zweifel ſpricht, der Tugend ſelber fluchend:
„Du biſt doch nur ein Laut!“

Die großen Frevel ſtets vom holden Glück berathen,
Geſtempelt mit dem Recht gekrönte Miſſethaten,
Die Ehre feil um Tod;
Der Väter böſen Geiſt die Kinder immer erbend,
Und ein Jahrhundert ſtets dem neugebornen ſterbend
Erzählen ſeine Noth.

Ach! hat von Pein und Sünd' und Strafe, die nicht endet,
Dein trauriger Altar zu dir emporgeſendet
Noch nicht gnug Opferdampf?
Die alte Sonne dort, die Zeugin aller Qualen,
Bringt ſie nicht Einen Tag, der nicht hat zu beſtrahlen
Der Menſchen Todeskampf?

Des Schmerzes Erben ihr, ihr Opfer dieſes Lebens!
Es ſchläft das Weh nicht ein: (o hoffet nicht vergebens)
Wenn ſatt iſt ſeine Wuth.

Jusqu'à ce que la mort, ouvrant son aile immense,
Engloutisse à jamais dans l'éternel silence
L'éternelle douleur !

Nicht ſchläft es, bis der Tod die Rieſenſchwing' entfaltet,
Und bis an ſeiner Bruſt der ew'ge Schmerz, erkaltet,
In ew'gem Schweigen ruht.

La Providence à l'Homme.

Quoi! le fils du néant a maudit l'existence!
Quoi! tu peux m'accuser de mes propres bienfaits!
Tu peux fermer tes yeux à la magnificence
Des dons que je t'ai faits!

Tu n'étois par encor, créature insensée,
Déjà de ton bonheur j'enfantois le dessein;
Déjà, comme son fruit, l'éternelle pensée
Te portoit dans son sein.

Oui, ton être futur vivoit dans ma mémoire,
Je préparois les temps selon ma volonté.
Enfin ce jour parut; je dis: Nais pour ma gloire
Et ta félicité!

Tu naquis: ma tendresse, invisible et présente,
Ne livra pas mon œuvre aux chances du hasard:
J'échauffai de tes sens la sève languissante
Des feux de mon regard.

Die Vorſehung an den Menſchen.

Iſt's möglich? Sohn des Nichts, du haſt geflucht dem Leben?
Und über mein Geſchenk klagſt du mich ſelber an?
Willſt nach den Wundern nicht dein blödes Aug' erheben,
Die ich an dir gethan?

Noch lange ſtandeſt du nicht vor der Schöpfung Schranke,
Da, thörichtes Geſchöpf, ich ſchon dein Glück beſchloß,
Als dich, wie ſeine Frucht, der ewige Gedanke
Schon trug in ſeinem Schoos.

Du lebteſt ſchon vor mir, bevor du warſt geboren,
Nach meinem Willen längſt bereitet' ich die Zeit.
Der Tag erſchien, ich ſprach: Sey mir zum Ruhm erkoren,
Dir zur Glückſeligkeit.

Du wurdeſt: — unſichtbar ſtand bey dir mein Erbarmen,
Nicht überließ es dich der Laune des Geſchicks;
Der Sinne ſchwachen Keim ließ ich gelind erwarmen
Am Feuer meines Blicks.

D'un lait mystérieux je remplis la mamelle;
Tu t'enivras sans peine à ces sources d'amour.
J'affermis les ressorts, j'arrondis la prunelle
Où se peignit le jour.

Ton âme, quelque temps par les sens éclipsée,
Comme tes yeux au jour, s'ouvrit à la raison:
Tu pensas; la parole acheva ta pensée,
Et j'y gravai mon nom.

En quel éclatant caractère
Ce grand nom s'offrit à tes yeux!
Tu vis ma bonté sur la terre,
Tu lus ma grandeur dans les cieux
L'ordre étoit mon intelligence;
La nature, ma providence;
L'espace, mon immensité!
Et de mon être, ombre altérée,
Le temps te peignit ma durée,
Et le destin, ma volonté!

Tu m'adoras dans ma puissance,
Tu me bénis dans ton bonheur,
Et tu marchas en ma présence

Von wunderbarer Milch ließ ich die Brüſte ſchwellen,
Du ſchwelgteſt an dem Born der Lieb', und ſorgteſt nicht,
Die Muskeln ſtählt' ich dir, ich ließ das Auge quellen,
In dem ſich malt das Licht.

In deine Seele, jüngſt verdunkelt durch die Sinnen,
Drang die Vernunft, wie Tag in's Auge, ſtrahlend ein;
Du dachteſt, und das Wort ließ dich der Geiſt gewinnen:
Mein Name grub ſich drein.

Mit welchen Flammenzügen glühte
Dich dieſer große Namen an,
Du ſah'ſt auf Erden meine Güte,
Und meine Größ' am Sternenplan.
Die Ordnung ſprach dir aus mein Denken,
Natur dir meiner Vorſicht Lenken,
Der Raum mein unermeßlich Seyn;
Dich ließ mein ewig daurend Weſen
Die Zeit, ſein ſchwacher Schatten, leſen,
Das Schickſal dich den Willen mein.

Dein Glück, du nannteſt's meinen Seegen,
Und meine Macht, ſie rührte dich:
Du wandelteſt auf meinen Wegen,

Dans la simplicité du cœur;
Mais aujourd'hui que l'infortune
A couvert d'une ombre importune
Ces vives clartés du réveil,
Ta voix m'interroge et me blâme,
Le nuage couve ton âme,
Et tu ne crois plus au soleil.

„Non, tu n'es plus qu'un grand problème
„Que le sort offre à la raison;
„Si ce monde étoit ton emblème
„Ce monde seroit juste et bon."
Arrête, orgueilleuse pensée,
A la loi que je t'ai tracée
Tu prétends comparer ma loi?
Connois leur différence auguste:
Tu n'as qu'un jour pour être juste,
J'ai l'éternité devant moi!

Quand les voiles de ma sagesse
A tes yeux seront abattus,
Ces maux, dont gémit ta foiblesse,
Seront transformés en vertus.
De ces obscurités cessantes

Vor meinem Aug' einfältiglich.
Doch heut, wo deinen klaren Morgen
Die unwillkommne Nacht verborgen,
Und Mißgeſchick umſchattet hält;
Heut ſchiltſt du mich, es klagt dein Schrecken,
Weil Wolken deine Seele decken:
„Die Sonn' iſt nicht mehr in der Welt!"

„Gott iſt nur eine große Frage,
Die an den Geiſt das Schickſal thut! —
Ob dieſe Welt ſein Zeichen trage?
Ja! — wäre ſie gerecht und gut!"
Zurück, vermeſſene Gedanken!
Vergleicht ihr eures Willens Schranken
Mit meinem Willen? eitler Streit!
Vernehmt, die Kluft iſt ungeheuer:
Ein Tag iſt, recht zu handeln, euer,
Mein aber iſt die Ewigkeit!

Dereinſt, wenn meiner Weisheit Schleiern
Entwunden, die das Auge tagt,
Wirſt du als meine Tugend feiern
Das Uebel, das du angeklagt.
Aus dieſen Schatten, die ſich neigen,

Tu verras sortir triomphantes
Ma justice et ta liberté;
C'est la flamme qui purifie
Le creuset divin où la vie
Se change en immortalité!

Mais ton cœur endurci doute et murmure encore:
Ce jour ne suffit pas à tes yeux révoltés,
Et dans la nuit des sens tu voudrois voir éclore
De l'éternelle aurore
Les célestes clartés!

Attends; ce demi-jour, mêlé d'une ombre obscure,
Suffit pour te guider en ce terrestre lieu:
Regarde qui je suis, et marche sans murmure,
Comme fait la nature
Sur la foi de son Dieu.

La terre ne sait pas la loi qui la féconde;
L'océan, refoulé sous mon bras tout-puissant,
Sait-il comment au gré du nocturne croissant
De sa prison profonde
La mer vomit son onde,
Et des bords qu'elle inonde
Recule en mugissant?

Wird ſiegend deine [illegible]heit ſteigen,
Und meiner Schickung rechter Werth; —
Die Läutrungsflamme muß umgeben,
Den Gottestiegel, drin das Leben
Sich in Unſterblichkeit verkehrt.

Doch dein verhärtet Herz, es murrt und glaubet nimmer,
Und dem empörten Blick gnügt dieſe Helle nicht;
In deiner Sinne Nacht willſt ſchauen du noch immer
Den wundervollen Schimmer
Vom ew'gem Morgenlicht!

Gedulde dich! dieß Licht, das dunkle Schatten bleichen,
Reicht hin, zu leiten dich durch dieſen ird'ſchen Ort.
Schau mich an, wer ich bin; und wandle fort mit Schweigen;
Thut nicht die Welt desgleichen
Auf ihres Gottes Wort?

Kennt auch der Erde Schoos die Kräfte die drinn hauſen?
Das Weltmeer, das mein Arm allmächtig niederhält,
Verſteht es, wie die Flut des Vollmonds Wille ſchwellt,
Daß bald den Strom voll Grauſen
Ausſpeyn die tiefen Klauſen,
Die Woge bald mit Brauſen
Zurück vom Ufer fällt?

Ce soleil éclatant, ombre de ma lumière,
Sait-il où le conduit le signe de ma main?
S'est-il tracé soi-même un glorieux chemin?
Au bout de sa carrière,
Quand j'éteins sa lumière,
Promet-il à la terre
Le soleil de demain?

Cependant tout subsiste et marche en assurance.
Ma voix chaque matin réveille l'univers!
J'appelle le soleil du fond de ses déserts:
Franchissant la distance,
Il monte en ma présence,
Me répond, et s'élance
Sur le trône des airs!

Et toi, dont mon souffle est la vie:
Toi, sur qui mes yeux sont ouverts,
Peux-tu craindre que je t'oublie,
Homme, roi de cet univers?
Crois-tu qu ma vertu sommeille?
Non, mon regard immense veille
Sur tous les mondes à la fois!
La mer qui fuit à ma parole,

Die Strahlenſonne dort, mit meinem Licht im Bunde
Weiß ſie, welch' einen Pfad ihr meine Hand erkohr?
Schreibt ſie die ſtolze Bahn ſich in den Lüften vor?
Und wenn ſie ſinkt zu Grunde,
In lezter Abendſtunde,
Gibt ſie euch ſichre Kunde:
Sie ſteige neu empor?

Und Alles doch beſteht und Alles wandelt fröhlich,
Mein Wort iſt's, das der Welt mit jedem Morgen ruft,
Ich ſpreche, ſo erwacht die Sonn' in ihrer Gruft;
Und ihre Schritte zähl' ich,
Sie ſteigt und ſteigt allmählig,
Antwortet mir, und ſeelig
Schwingt ſie ſich in die Luft.

Und du, — deß Lebenshauch iſt meiner,
Auf den mein offnes Auge fällt,
Du fürchteſt, ich vergeſſe deiner?
Du Menſch! du König dieſer Welt!
Glaubſt du mich ſchlummernd, kraftvergeſſen?
Nein, meine wachen Blicke meſſen
Auf einmal aller Welten Heer!
Und mein Geſetz befolgt, verſtehet,

Ou la poussière qui s'envole,
Suivent et comprennent mes lois.

Marche au flambeau de l'espérance
Jusque dans l'ombre du trépas,
Assuré que ma providence
Ne tend point de piége à tes pas.
Chaque aurore la justifie,
L'univers entier s'y confie,
Et l'homme seul en a douté!
Mais ma vengeance paternelle
Confondra ce doute infidèle
Dans l'abîme de ma bonté.

Das Sandkorn, das der Wind verwehet,
Und, das mein Schelten fleucht, das Meer.

Der Hoffnung Fakel vorgehalten!
Zur Nacht des Todes nimm ſie mit!
Und glaube, meiner Verſicht Walten
Legt keine Schlingen deinem Tritt.
Sie predigt jeder rothe Morgen,
Die Welt vertraut ſich ihren Sorgen,
Gezweifelt hat der Menſch allein!
Doch das ſey väterliche Rache:
Verſchlungen ſoll des Thoren Sprache
Vom Abgrund meiner Güte ſeyn!

Souvenir.

En vain le jour succède au jour,
Ils glissent sans laisser de trace;
Dans mon âme rien ne t'efface,
O dernier songe de l'amour!

Je vois mes rapides années
S'accumuler derrière moi,
Comme le chêne autour de soi
Voit tomber ses feuilles fanées.

Mon front est blanchi par le temps;
Mon sang refroidi coule à peine,
Semblable à cette onde qu'enchaîne
Le souffle glacé des autans.

Mais ta jeune et brillante image,
Que le regret vient embellir,
Dans mon sein ne sauroit vieillir:
Comme l'âme, elle n'a point d'âge.

Erinnerung.

Vergebens folgt ein Tag dem Tag,
Sie fliehn und keine Spur iſt blieben; —
Du letzter Traum von meinem Lieben,
Nichts iſt, das dich verlöſchen mag!

Die raſchen Jahre ſeh' ich wallen,
Sie thürmen hinter mir ſich auf,
Die Eiche ſo ringsum zu Hauf
Sieht ihre welken Blätter fallen.

Die Stirne Silber mir umſchlingt,
Mein abgekühltes Blut fließt träge,
Wie jene Quelle dort am Wege
Des Nordwinds eiſ'ger Athem zwingt.

Dein Bild nur, jung und ohne Fehle,
Verſchönert durch der Sehnſucht Schmerz,
Bewahret unergraut mein Herz,
Und zeitlos iſt es, wie die Seele.

Non, tu n'as pas quitté mes yeux;
Et quand mon regard solitaire
Cessa de te voir sur la terre,
Soudain je te vis dans les cieux.

Là, tu m'apparois telle encore
Que tu fus à ce dernier jour,
Quand vers ton céleste séjour
Tu t'envolas avec l'aurore.

Ta pure et touchante beauté
Dans les cieux même t'a suivie;
Tes yeux, où s'éteignoit la vie,
Rayonnent d'immortalité!

Du zéphyr l'amoureuse haleine
Soulève encor tes longs cheveux;
Sur ton sein leurs flots onduleux
Retombent en tresses d'ébène.

L'ombre de ce voile incertain
Adoucit encor ton image,
Comme l'aube qui se dégage
Des derniers voiles du matin.

Nein, nicht verlaſſen haſt du mich,
Und meine Augen, einſam ſchweifend,
Auf Erden dich nicht mehr ergreifend,
Sie fanden in dem Himmel dich!

Und dort erblick' ich dich noch immer
In jener Stunde Glanzgeſtalt,
Wo du zum ew'gen Aufenthalt
Flogſt mit der Morgenröthe Schimmer.

Ja, deiner Schönheit reines Kleid
Mit dir gen Himmel durft' es ſchweben;
Die Augen, drin erloſch das Leben,
Sie ſtrahlen von Unſterblichkeit!

Noch ſpielt mit deines Haares Wallen
Des Weſtes Hauch in Liebesluſt;
Und wieder ſeh' ich auf die Bruſt
Dir ſeine dunkeln Flechten fallen.

Gemildert noch dein Antlitz bebt
Dir aus der Schleyer ſchwankem Schatten,
Wie ſich die Dämmrung aus dem matten
Gewölk der Morgenſchleier hebt.

Du soleil la céleste flamme
Avec les jours revient et fuit;
Mais mon amour n'a pas de nuit,
Et tu luis toujours sur mon âme.

C'est toi que j'entends, que je vois:
Dans le désert, dans le nuage,
L'onde réfléchit ton image;
Le zéphyr m'apporte ta voix.

Tandis que la terre sommeille,
Si j'entends le vent soupirer,
Je crois t'entendre murmurer
Des mots sacrés à mon oreille.

Si j'admire ces feux épars
Qui des nuits parsèment le voile,
Je crois te voir dans chaque étoile
Qui plaît le plus à mes regards.

Et si le souffle du zéphyre
M'enivre du parfum des fleurs,
Dans ses plus suaves odeurs
C'est son souffle que je respire.

Vergänglich iſt des Tages Blüthe,
Es ſteigt und ſinkt der Sonne Pracht,
Doch meine Lieb' hat keine Nacht,
Und ewig ſtrahlſt du dem Gemüthe.

Dich hör' ich, dich erblick' ich, du
Biſt in den Wolken, in der Wildniß,
Die Welle ſendet mir dein Bildniß,
Der Zephyr haucht dein Lied mir zu.

Und wenn der Schlaf die Welt verdüſtert,
Und hör' ich ſeufzen dann den Wind,
So däucht mir, daß es Worte ſind,
Voll heil'gen Sinns, von dir geflüſtert.

Labt mich der Himmel goldne Zier,
Der Nächte Schleyer, licht durchflimmert:
Der Stern, der dann am klarſten ſchimmert,
Der wird zu deinem Bilde mir.

Und wenn der Athem der Zephyre
Mich mit der Blumen Dufte tränkt,
In ihren Wohlgeruch verſenkt
Iſt es dein Athem, den ich ſpüre.

C'est ta main qui sèche mes pleurs,
Quand je vais, triste et solitaire,
Répandre en secret ma prière
Près des autels consolateurs.

Quand je dors, tu veilles dans l'ombre.
Tes ailes reposent sur moi;
Tous mes songes viennent de toi,
Doux comme le regard d'une ombre.

Pendant mon sommeil, si ta main
De mes jours délioit la trame,
Céleste moitié de mon âme,
J'irois m'éveiller dans ton sein!

Comme deux rayons de l'aurore,
Comme deux soupirs confondus,
Nos deux âmes ne forment plus
Qu'une âme, et je soupire encore!

Wer trocknet meiner Thränen Flut,
Wenn ich mit heimlichem Gebete
Zu tröſtenden Altären trete?
Iſt's deine Hand nicht, die es thut?

Du wacheſt, wenn ich ſchlummr', im Dunkeln,
Und deine Flügel ruhn auf mir;
Und jeder Traum, er kommt von dir,
Süß, wie Verklärter Blicke funkeln.

Und knüpfte mir dein Finger los
Das Band, das meine Tage weben,
O du, mein halb, mein himmliſch Leben,
Erwachen würd' ich dir im Schoos.

Ja, wie vom Morgenroth zwey Strahlen,
Wie zwey vermiſchter Seufzer Hauch,
Sind Eines unſre Seelen auch,
Und ich — ich ſinge noch von Qualen?

L'Enthousiasme.

Ainsi, quand l'aigle du tonnerre
Enlevoit Ganymède aux cieux,
L'enfant, s'attachant à la terre,
Luttoit contre l'oiseau des dieux;
Mais entre ses serres rapides
L'aigle pressant ses flancs timides,
L'arrachoit aux champs paternels;
Et, sourd à la voix qui l'implore,
Il le jetoit, tremblant encore,
Jusques aux pieds des Immortels.

Ainsi, quand tu fonds sur mon âme,
Enthousiasme, aigle vainqueur,
Au bruit de tes ailes de flamme
Je frémis d'une sainte horreur;
Je me débats sous ta puissance,
Je fuis, je crains que ta présence,
N'anéantisse un cœur mortel,
Comme un feu que la foudre allume,

Die Begeiſterung.

Wie, da der Aar, der Herr der Blitze,
Mit Ganymed hinauf ſich ſchwang,
Das Kind ſich hielt am Naſenſitze,
Und mit dem Göttervogel rang,
Doch mit der Räuberklau' ihn zwingend,
Die bangen Hüften ihm umſchlingend
Entriß dem Land der Adler ihn,
Warf, unbekümmert um ſein Klagen,
Den Göttern ihn, emporgetragen,
Noch zitternd, vor die Füße hin.

So, wenn auf meine Seele nieder
Du fährſt, Begeiſtrung, Sieges-Aar!
Wenn rauſcht dein flammendes Gefieder,
Von heil'gem Schauer zittr' ich gar;
Wohl ring' ich unter deinem Zwange,
Ein ſterblich Herz — ich fürcht' es bange —
Hält deine Gegenwart nicht aus:
So wie vom Blitz gezeugte Flammen

Qui ne s'éteint plus, et consume
Le bûcher, le temple et l'autel.

Mais à l'essor de la pensée
L'instinct des sens s'oppose en vain :
Sous le dieu, mon âme oppressée
Bondit, s'élance, et bat mon sein.
La foudre en mes veines circule :
Étonné du feu qui me brûle,
Je l'irrite en le combattant,
Et la lave de mon génie
Déborde en torrents d'harmonie,
Et me consume en s'échappant.

Muse, contemple ta victime!
Ce n'est plus ce front inspiré,
Ce n'est plus ce regard sublime
Qui lançoit un rayon sacré :
Sous ta dévorante influence,
A peine un reste d'existence
A ma jeunesse est échappé.
Mon front que la pâleur efface,
Ne conserve plus que la trace
De la foudre qui m'a frappé.

Nicht mehr erlöſchen, und zuſammen
Verzehren Holz, Altar und Haus.

Allein vergebens widerſtreben
Die Sinne des Gedankens Luſt:
Die Seele fühlt des Gottes Leben,
Sie ſprengt das Band und hebt die Bruſt.
Es wallt der Blitz in meinen Adern,
Und will ich ſtaunend mit ihm hadern,
So reitz' ich nur die Flammen auf;
Und meines Geiſtes Feuergüſſe,
Ergießen ſich in Wohllautesflüſſe,
Und freſſen mich in ihrem Lauf.

Dein Opfer, Muſe, magſt du ſchauen!
Wo iſt die Stirn, von Gott behaucht?
Wo iſt der Blick, der ohne Grauen
Ins Heiligthum den Strahl getaucht?
Von deinem Eifer aufgerieben,
Was iſt mir von der Jugend blieben?
Ein ſchwacher Reſt des Lebens nur!
Und meine Stirne trägt, die fahle,
Nur von des heil'gen Blitzes Strahle,
Der mich getroffen, eine Spur!

Heureux le poëte insensible!
Son luth n'est point baigné de pleurs,
Son enthousiasme paisible
N'a point ces tragiques fureurs.
De sa veine féconde et pure
Coulent, avec nombre et mesure,
Des ruisseaux de lait et de miel;
Et ce pusillanime Icare,
Trahi par l'aile de Pindare,
Ne retombe jamais du ciel.

Mais nous, pour embraser les âmes,
Il faut brûler, il faut ravir
Au ciel jaloux ses triples flammes.
Pour tout peindre, il faut tout sentir.
Foyers brûlants de la lumière,
Nos cœurs, de la nature entière
Doivent concentrer les rayons;
Et l'on accuse notre vie!
Mais ce flambeau qu'on nous envie
S'allume au feu des passions.

Non, jamais un sein pacifique
N'enfanta ces divins élans,

Wer ohne tief Gefühl geſungen,
Dem glänzt die Harfe thränenfrey;
In friedlichen Begeiſterungen
Nicht kennt er düſtre Raſerey.
Rein iſt, befruchtend, ſeine Quelle,
Von Milch und Honig fließet helle,
Mit Maas und Zahl, ſein mild Gedicht;
Er will das Höchſte nicht erringen,
Er wagt ſich nicht auf Pindars Schwingen,
Und ſtürzet drum vom Himmal nicht.

Doch wir, ein Feuerbrand der Seelen,
Wir müſſen lodern, müſſen kühn
Dem Himmel ſeine Flammen ſtehlen,
Und, was wir ſchildern, davon glühn.
Der Brennpunkt iſt in unſerm Herzen,
In welchem aller Welten Kerzen
Vermählen ihrer Strahlen Schein.
Was nennet ihr uns doch Verkehrte?
Die Fackel, die beneidenswerthe,
Entflammet Leidenſchaft allein!

Nie hat ein friedlich Herz gezeuget
Das kühne, göttliche Gefühl; —

Ni ce désordre sympathique
Qui soumet le monde à nos chants.
Non, non, quand l'Apollon d'Homère,
Pour lancer ses traits sur la terre,
Descendoit des sommets d'Éryx,
Volant aux rives infernales
Il trempoit ses armes fatales
Dans les eaux bouillantes du Styx.

Descendez de l'auguste cime
Qu'indignent de lâches transports!
Ce n'est que d'un luth magnanime
Que partent les divins accords.
Le cœur des enfants de la lyre
Ressemble au marbre qui soupire
Sur le sépulcre de Memnon;
Pour lui donner la voix et l'âme,
Il faut que de sa chaste flamme
L'œil du jour lui lance un rayon.

Et tu veux qu'éveillant encore
Des feux sous la cendre couverts,
Mon reste d'âme s'évapore
En accents perdus dans les airs!

Des Lieds, vor dem die Welt ſich beugt,
So ſüß einladendes Gewühl.
Nein, Nein! wenn von des Cryx Firnen,
Der Welt mit ſeinem Pfeil zu zürnen,
Homers Apollo niederſtieg,
Flog er hinab zur dunkeln Schwelle,
Und tränkt' im ſiedend heißen Quelle
Des Styx die Waffen vor dem Krieg.

Verlaßt des heil'gen Berges Scheitel!
Er duldet feige Lieder nicht;
Und keiner Leyer ſchwach und eitel,
Entſtrömt das göttliche Gedicht.
Der Chor der ächten Liederſöhne,
Dem Marmor gleicht er, deſſen Töne
Aus Memnons Grabe ſeufzend flohn:
Erſt wenn er aus den keuſchen Augen
Des Tages einen Blick darf ſaugen,
Erwirbt er Seele ſich und Ton. —

Und ich ſoll Feuer, die noch rauchen,
Erwecken aus der Aſche Staub?
Den Ueberreſt von Geiſt verhauchen
In Tönen, die der Lüfte Raub?

La gloire est le rêve d'une ombre;
Elle a trop retranché le nombre
Des jours qu'elle devoit charmer.
Tu veux que je lui sacrifie
Ce dernier souffle de ma vie;
Je veux le garder pour aimer.

Der Ruhm — das Leben ſollt' er würzen,
Er diente nur, mir's zu verkürzen,
Er iſt ein Traum, den Schatten ſehn.
Und opfern ſollt' ich ihm vergebens
Den lezten Athem meines Lebens? —
Ach nein! zum Lieben laßt mir den!

La Prière.

Le roi brillant du jour, se couchant dans sa gloire,
Descend avec lenteur de son char de victoire.
Le nuage éclatant qui le cache à nos yeux
Conserve en sillons d'or sa trace dans les cieux,
Et d'un reflet de pourpre inonde l'étendue.
Comme une lampe d'or, dans l'azur suspendue,
La lune se balance aux bords de l'horizon:
Ses rayons affoiblis dorment sur le gazon.
Et le voile des nuits sur les monts se déplie:
C'est l'heure où la nature, un moment recueillie,
Entre la nuit qui tombe et le jour qui s'enfuit,
S'élève au createur du jour et de la nuit,
Et semble offrir à Dieu, dans son brillant langage,
De la création le magnifique hommage.
Voilà le sacrifice immence, universel!
L'univers est le temple, et la terre est l'autel:
Les cieux en sont le dôme: et ces astres sans nombre,
Ces feux demi-voilés, pâle ornement de l'ombre,
Dans la voûte d'azur avec ordre semés,
Sont les sacrés flambeaux pour ce temple allumés.

Das Gebet.

Des Tages Fürſt legt ſich zur ſtolzen Ruh',
Er ſteiget langſam von dem Siegeswagen,
Die helle Wolke, die ihn deckt, bewahrt
In glühnden Furchen ſeine Spur am Himmel,
Und überſchwemmt mit Purpurglanz den Raum.
Wie eine gold'ne Lamp' im Blauen hängend,
Wiegt ſich der Mond am Saum des Horizonts;
Sein abgeſchwächter Strahl ſchläft auf dem Gras,
Und von den Bergen rollt der Nächte Schleyer:
Die Stund' iſt's, wo, indem die Nacht ſich ſenkt,
Der Tag entflieht, Natur in kurzer Sammlung
Sich hebt zu dem, der Tag und Nacht erſchuf,
Und ihm in ihrer Bilderſprache ſcheint
Der Schöpfung prächt'ge Huldigung zu bringen.
Allſeit'ges Opfer, unermeßliches!
Der Tempel iſt die Welt, Altar die Erde,
Der Himmel Dom, und jener Sterne Schaar,
Des Schattens bleicher Schmuck, verhüllte Flammen,
An blauer Wölbung regelrecht zerſtreut,
Sind heil'ge Fabeln für den Tempel glühnd.

Et ces nuages purs qu'un jour mourant colore,
Et qu'un souffle léger, du couchant à l'aurore,
Dans les plaines de l'air repliant mollement,
Roule en flocons de pourpre aux bords du firmament,
Sont les flots de l'encens qui monte et s'évapore
Jusqu'au trône du Dieu que la nature adore.

Mais ce temple est sans voix. Où sont les saints concerts?
D'où s'élèvera l'hymne au roi de l'univers?
Tout se tait: mon cœur seul parle dans ce silence.
La voix de l'univers, c'est mon intelligence.
Sur les rayons du soir, sur les ailes du vent,
Elle s'élève à Dieu comme un parfum vivant;
Et, donnant un langage à toute créature,
Prête pour l'adorer mon âme à la nature.
Seul, invoquant ici son regard paternel,
Je remplis le désert du nom de l'Éternel;
Et celui qui, du sein de sa gloire infinie,
Des sphères qu'il ordonne écoute l'harmonie,
Écoute aussi la voix de mon humble raison,
Qui contemple sa gloire et murmure son nom.

Salut, principe et fin de toi-même et du monde,
Toi qui rends d'un regard l'immensité féconde;

UNIVERS. LIBR.

Und jene Wolken, die ein ſterbend Licht,
Die reinen, färbt, und die der linde Hauch
Vom Abend gegen Morgen leicht zurück
Im Feld der Lüfte beugt, und an dem Saum
Des Firmaments aufrollt in Purpurflocken: —
Das ſind des Weihrauchs Wogen, der verdampft
Am Thron des Gottes, dem die Schöpfung opfert.

Doch iſt der Tempel ſtumm! wo bleibt der Chor?
Wo wird zum Herrn der Welt die Hymne ſteigen?
Wie tiefe Stille rings! mein Herz nur ſpricht.
Ja, mein Verſtand, er iſt des Weltalls Stimme!
Auf Abends Strahl, auf Windes Flügel hebt
Er ſich zu Gott, wie ein lebend'ger Duft,
Giebt eine Sprache jeder Creatur,
Und leiht der Welt, zum beten, meine Seele.
Hier, einſam, ruf' ich ſeinem Vaterblick,
Die Wüſte füll' ich mit des Ew'gen Namen.
Und, der im Schooſe ſeiner Herrlichkeit
Dem Klang der Sphären, die er leitet, horcht,
Er hört auch meines ſchwachen Geiſtes Laut,
Der ihn betrachtend, ſeinen Namen murmelt.

Beginn und Ziel dein ſelber und der Welt,
O du, deß Wink Unendlichkeit befruchtet,

Ame de l'univers, Dieu, père, créateur,
Sous tous ces noms divers je crois en toi, Seigneur;
Et, sans avoir besoin d'entendre ta parole,
Je lis au front des cieux mon glorieux symbole.
L'étendue à mes yeux révèle ta grandeur,
La terre ta bonté, les astres ta splendeur.
Tu t'es produit toi-même en ton brillant ouvrage;
L'univers tout entier réfléchit ton image,
Et mon âme à son tour réfléchit l'univers.
Ma pensée, embrassant tes attributs divers,
Partout autour de toi te découvre et t'adore,
Se contemple soi-même et t'y découvre encore:
Ainsi l'astre du jour éclate dans les cieux,
Se réfléchit dans l'onde, et se peint à mes yeux.

C'est peu de croire en toi, bonté, beauté suprême;
Je te cherche partout, j'aspire à toi, je t'aime;
Mon âme est un rayon de lumière et d'amour
Qui, du foyer divin, détaché pour un jour,
De désirs dévorants loin de toi consumée,
Brûle de remonter à sa source enflammée.
Je respire, je sens, je pense, j'aime en toi.

Weltſeele, Schöpfer, Vater, Gott — gegrüßt!
In allen dieſen Namen glaub' ich dich.
Ich brauche deine Stimme nicht, es ſteht
Mein ſeel'ger Glauben an der Stirn des Himmels.
Es predigt deine Größe mir der Raum,
Die Erde deine Güte, deinen Glanz
Die Sterne: ſelber haſt du dich geſchaffen
In deines Werkes Herrlichkeit; es ſtrahlt
Die ganze Welt dein eigen Bild zurück,
Und meine Seele wiederum die Welt.
Ich denke deine tauſend Eigenſchaften,
Rings um dich her entdeck' ich, preiſ' ich dich;
Betrachte mich — und finde wieder dich!
Die Sonne funkelt an dem Himmel ſo,
Strahlt aus der Flut zurück, und glänzt im Auge.

Du höchſte Güt' und Schönheit! nicht genügt,
An dich zu glauben: allenthalben ſuch'
Ich dich, dich lieb' ich, ſehne mich nach dir!
Ein Strahl von Licht und Lieb' iſt meine Seele,
Auf einen Tag vom Brennpunkt abgelöst,
Von heiſſer Sehnſucht fern von dir verzehrt,
Nach ſeinem Feuerquell zurück begehrend.
Ich athme, fühle, denke, lieb' in dir!

Ce monde qui te cache est transparent pour moi;
C'est toi que je découvre au fond de la nature,
C'est toi que je bénis dans toute créature.
Pour m'approcher de toi j'ai fui dans ces déserts;
Là, quand l'aube, agitant son voile dans les airs,
Entr'ouvre l'horizon qu'un jour naissant colore,
Et sème sur les monts les perles de l'aurore,
Pour moi c'est ton regard, qui, du divin séjour,
S'entr'ouvre sur le monde et lui répand le jour:
Quand l'astre à son midi, suspendant sa carrière,
M'inonde de chaleur, de vie et de lumière,
Dans ses puissants rayons, qui raniment mes sens,
Seigneur, c'est ta vertu, ton souffle que je sens;
Et quand la nuit, guidant son cortége d'étoiles,
Sur le monde endormi jette ses sombres voiles,
Seul, au sein du désert et de l'obscurité,
Méditant de la nuit la douce majesté,
Enveloppé de calme, et d'ombre, et de silence,
Mon âme, de plus près, adore ta présence;
D'un jour intérieur je me sens éclairer,
Et j'entends une voix qui me dit d'espérer.

Oui, j'espère, Seigneur, en ta magnificence:
Partout, à pleines mains, prodiguant l'existence,

Durchſichtig iſt die Welt mir, die dich birgt,
Du biſts, den ich im Grund der Schöpfung finde,
Du, den ich ſeegn' in jeglichem Geſchöpf.
Mich dir zu nähern floh' ich her zur Wüſte;
Wenn hier die Dämm'rung ihre Flügel ſchwingt,
Den Horizont erſchließend, drauf der Tag
Erwacht, und Perlen ihres Morgenroths
Auf alle Berge ſtreut: — das iſt für mich
Dein Blick, der von des Himmels Haus herab
Sich aufthut ob der Welt, und Licht ihr ſendet.
Wenn am Mittag den Lauf die Sonne hemmt,
Mich überſchwemmt mit Wärme, Licht und Leben,
Geſtärkt von ihren kräft'gen Strahlen fühl'
Ich deine Tugend, Herr, und deinen Hauch.
Und wenn die Nacht, ihr Sterngefolge leitend,
Die eingeſchlaf'ne Welt in Schleier hüllt,
Allein, im Schoos des Dunkels und der Oede,
Nachſinnend ob der Nächte milder Pracht,
In Ruhe, Schatten, Stille ganz gehüllt,
Iſt näher deiner Gegenwart mein Geiſt;
Von inn'rem Tage fühl' ich mich erleuchtet,
Hör' eine Stimme, die mich hoffen heißt.
Ja, Herr, ich hoff' auf deine Herrlichkeit!
Du haſt das Leben überall verſchwendet,

Tu n'auras pas, borné le nombre de mes jours,
A ces jours d'ici-bas, si troublés et si courts.
Je te vois en tous lieux conserver et produire;
Celui qui peut créer dédaigne de détruire.
Témoin de ta puissance, et sûr de ta bonté,
J'attends le jour sans fin de l'immortalité.
La mort m'entoure en vain de ses ombres funèbres,
Ma raison voit le jour à travers ses ténèbres,
C'est le dernier degré qui m'approche de toi,
C'est le voile qui tombe entre ta face et moi.
Hâte pour moi, Seigneur, ce moment que j'implore,
Ou, si dans tes secrets tu le retiens encore,
Entends du haut du ciel le cri de mes besoins;
L'atome et l'univers sont l'objet de tes soins,
Des dons de ta bonté soutiens mon indigence,
Nourris mon corps de pain, mon âme d'espérance,
Réchauffe d'un regard de tes yeux tout-puissants
Mon esprit éclipsé par l'ombre de mes sens;
Et, comme le soleil aspire la rosée,
Dans ton sein, à jamais, absorbe ma pensée.

Nicht enden wirſt du meiner Tage Zahl
Mit dieſem trüben, kurzen Erdenlauf.
Allwärts erhalten, zeugen ſeh' ich dich:
Zerſtören mag nicht, der da ſchaffen kann.
Der Allmacht Zeuge, ſicher deiner Güte,
Hoff' ich den Tag, der keinen Abend hat.
Umſonſt umringen mich des Todes Schatten,
Durch ſeine Nächte ſieht mein Geiſt das Licht:
Die letzte Staffel iſts, die dir mich nähert,
Der Schleier, der von deinem Antlitz fällt.
Beſchleun'ge den erflehten Augenblick;
Und — hält zurück ihn dein Geheimniß noch —
Vom Himmel höre meiner Nothdurft Schrei.
Atom und Welt ſind gleich vor deiner Sorge,
Dein Reichthum helfe meiner Armuth auf:
Dem Leibe gieb ſein Brod, der Seele Hoffnung.
Aus deinem Allmachtsaug' erhell' ein Strahl
Die Nacht des Geiſtes, den die Sinn' umſchatten;
Auf ewig, wie den Thau die Sonne ſaugt,
Verzehr' in deinem Schoos mein Denken du!

Invocation.

O toi qui m'apparus dans ce désert du monde,
Habitante du ciel, passagère en ces lieux!
O toi qui fis briller dans cette nuit profonde
Un rayon d'amour à mes yeux,

A mes yeux étonnés montre-toi tout entière;
Dis-moi quel est ton nom, ton pays, ton destin.
T'on berceau fut-il sur la terre?
Ou n'es-tu qu'un souffle divin?

Vas-tu revoir demain l'éternelle lumière?
Ou dans ce lieu d'exil, de deuil, et de misère,
Dois-tu poursuivre encor ton pénible chemin?
Ah! quel que soit ton nom, ton destin, ta patrie,
Ou fille de la terre, ou du divin séjour,
Ah! laisse-moi, toute ma vie,
T'offrir mon culte ou mon amour.

A n r u f.

Die du erſchienen mir in dieſem öden Leben
Du Himmelsbürgerin, durchwandernd dieſes Land;
Die du in dunkler Nacht, auf meinem Aug' zu beben,
Der Liebe Strahl geſandt;

Laß den erſtaunten Blick dein Weſen inne werden!
Was iſt dein Nam' und Loos? wo deine Heimathflur?
War deine Wiege ſchon auf Erden?
Biſt du ein Gottesathem nur?

Wirſt du zum ew'gen Licht zurück ſchon morgen eilen?
Mußt länger in dem Land der Quaal und Trauer weilen,
Dem Elend folgen noch auf mühevoller Spur?
Wie du dich nennen magſt, zu was und wo geboren,
Ob Erdentochter du, ob aus des Himmels Reihn —
Laß nur mein Leben auserkoren
Ganz dir zu Dienſt und Liebe ſeyn!

Si tu dois, comme nous, achever ta carrière,
Sois mon appui, mon guide, et souffre qu'en tous lieux
De tes pas adorés je baise la poussière.
Mais si tu prends ton vol, et si, loin de nos yeux,
Sœur des anges, bientôt tu remontes près d'eux,
Après m'avoir aimé quelques jours sur la terre,
Souviens-toi de moi dans cieux.

Wirſt du die Erdenbahn gleich uns vollenden müſſen,
So ſollt mir Stütze du, ſollt Führerin mir ſeyn,
So laß mich ſtets den Staub der theuren Füſſe küſſen: —
Doch ſchwingſt du, fern von uns, dich plötzlich himmelein,
Der Engel Schweſter, dich den Brüdern anzureihn,
Und wollteſt mir die Welt nur ſtundenlang verſüſſen; —
So denk' in deinem Himmel mein!

La Foi.

O NÉANT! ô seul Dieu que je puisse comprendre!
Silencieux abîme où je vais redescendre,
Pourquoi laissas-tu l'homme échapper de ta main?
De quel sommeil profond je dormois dans ton sein!
Dans l'éternel oubli j'y dormirois encore;
Mes yeux n'auroient pas vu ce faux jour que j'abhorre,
Et dans ta longue nuit mon paisible sommeil
N'auroit jamais connu ni songes ni réveil.

— Mais puisque je naquis, sans doute il falloit naître.
Si l'on m'eût consulté, j'aurois refusé l'être.
Vains regrets! le destin me condamnoit au jour,
Et je viens, ô soleil! te maudire à mon tour.

— Cependant, il est vrai, cette première aurore,
Ce réveil incertain d'un être qui s'ignore,
Cet espace infini s'ouvrant devant ses yeux,
Ce long regard de l'homme interrogeant les cieux,
Ce vague enchantement, ces torrents d'espérance,

Der Glaube.

O Nichts, du einz'ger Gott, den ich begreife!
Verſchwieg'ner Abgrund, der mich einſt verſchlingt,
Was lieſſeſt du den Menſchen dir entſchlüpfen?
Ich ſchlief ſo tiefen Schlummer dir im Schoos!
Ich ſchliefe noch in ewigem Vergeſſen,
Mich hätte nicht dieß falſche Licht verſtört,
Mein frommer Schlaf in deiner langen Nacht,
Nie hätt' er Träum', — Erwachen nie gekannt.

— Doch ſicher — weil ich ward, ſo mußt' ich werden.
Zu ſeyn geweigert hätt' ich mich, befragt.
Vergeblich Leid! zum Tag ward ich verdammt,
Und komme jetzt, o Sonne, dir zu fluchen.

— Wohl iſt es wahr, dieß erſte Morgenroth,
Sich ſelbſt verborgnen Weſens halb Erwachen,
Der Raum, unendlich offen ſeinem Blick,
Das Auge, das den Himmel ſtaunend frägt,
Der bunte Zauber, dieſe Hoffnungsſtröme,

Éblouissent les yeux au seuil de l'existence.
Salut, nouveau séjour où le temps m'a jeté!
Globe, témoin futur de ma félicité!
Salut, sacré flambeau qui nourris la nature!
Soleil, premier amour de toute créature!
Vastes cieux, qui cachez le Dieu qui vous a faits!
Terre, berceau de l'homme, admirable palais!
Homme, semblable à moi, mon compagnon, mon frère!
Toi, plus belle à mes yeux, à mon âme plus chère!
Salut, objets, témoins, instruments du bonheur!
Remplissez vos destins, je vous apporte un cœur...

— Que ce rêve est brillant! mais hélas! c'est un rêve.
Il commençoit alors; maintentant il s'achève.
La douleur lentement m'entr'ouvre le tombeau:
Salut, mon dernier jour! sois mon jour le plus beau!

J'ai vécu; j'ai passé ce désert de la vie,
Où toujours sous mes pas chaque fleur s'est flétrie;
Où toujours l'espérance, abusant ma raison,
Me montroit le bonheur dans un vague horizon,
Où du vent de la mort les brûlantes haleines
Sous mes lèvres toujours tarissoient les fontaines.
Qu'un autre, s'exhalant en regrets superflus,

Sie blenden an des Daſeyns Schwelle mich.
Willkommen, Eiland, drauf die Zeit mich warf!
O Rund! du künft'ger Zeuge meines Glücks!
Willkommen, heilig, nährend Licht der Welt,
Du aller Weſen erſte Lieb', o Sonne!
Endloſer Himmel, der den Schöpfer birgt!
Du Erde! Menſchenwiege, Wunderſchloß!
Du Menſch! mein Ebenbild, Genoſſe, Bruder!
Du — ſchön're Freundin, theurer meinem Geiſt!
Was Glück genießt, gewährt, bezeugt — willkommen!
Erfüllet euer Loos — hier iſt mein Herz! . . . .

— O heller Traum! doch ach, es iſt ein Traum!
Damals begann er, jetzund endet er.
Es lüftet mählich mir der Schmerz das Grab:
Willkommen, letzter Tag, mein ſchönſter ſey!

Durchwandelt bin ich dieſes Lebens Wüſte;
Die Blumen welken unter meinem Schritt,
Und immer täuſchte Hoffnung meinen Geiſt,
Sie zeigte mir das Glück in blauer Ferne;
Und unter meinen Lippen trocknete
Der heiſſe Todesathem jeden Quell.
Ein andrer ſoll, in eitle Klag' ergoſſen,

Redemande au passé ses jours qui ne sont plus,
Pleure de son printemps l'aurore évanouïe,
Et consente à revivre une seconde vie:
Pour moi, quand le destin m'offriroit à mon choix
Le sceptre du génie ou le trône des rois,
La gloire, la beauté, les trésors, la sagesse,
Et joindroit à ces dons l'eternelle jeunesse,
J'en jure par la mort, dans un monde pareil,
Non, je ne voudrois pas rajeunir d'un soleil.
Je ne veux pas d'un monde où tout change, où tout passe
Où, jusqu'au souvenir, tout s'use et tout s'efface;
Où tout est fugitif, périssable, incertain;
Où le jour du bonheur n'a pas de lendemain.

— Combien de fois ainsi, trompé par l'existence,
De mon sein pour jamais j'ai banni l'espérance!
Combien de fois ainsi mon esprit abattu
A cru s'envelopper d'une froide vertu,
Et, rêvant de Zénon la trompeuse sagesse,
Sous un manteau stoïque a caché sa foiblesse!
Dans son indifférence un jour enseveli,
Pour trouver le repos, il invoquoit l'oubli.
Vain repos! faux sommeil! — Tel qu'au pied des collines
Où Rome sort du sein de ses propres ruines,

Beweinen ſein verflognes Morgenroth,
Zu einem zweiten Leben ſich verſtehen: —
Ich — böte das Geſchick mir auch zur Wahl.
Des Geiſtes Zepter, oder Königsthrone,
Ruhm, Schönheit, Schätze, Wiſſenſchaft, dazu
Die ew'ge Jugend: — bei dem Tode ſchwör' ich,
Nicht, wenn die Welt nicht anders wird, als jetzt,
Um Eine Sonne möcht' ich jünger werden.
Ich mag die Welt, wo Alles wechſelt, nicht,
Wo Alles ſich verwiſcht, — Erinn'rung ſelbſt!
Wo Alles flüchtig, ungewiß, vergänglich,
Und wo der Tag des Glücks kein Morgen hat.

Wie hab' ich oft, getäuſcht vom Leben ſo
Verbannt aus meinem Buſen alle Hoffnung!
Wie oft hat mein gedrückter Geiſt geglaubt
In ſeine kalte Tugend ſich zu hüllen,
Und unter Zeno's Philoſophenkleid
Voll Weisheitswahn verborgen ſeine Schwäche!
Und ſo, begraben in Gleichgültigkeit
Fleht' er Vergeſſenheit um Frieden an.
O eitle Ruhe! falſcher Schlaf! — So ſieht
Das Aug' am Fuß der Hügel, wo ſich Rom
Erhebet aus dem Schoos der eignen Trümmer,

L'œeil voit dans ce chaos, confusément épars,
D'antiques monuments, de modernes remparts,
Des théâtres croulants, dont les frontons superbes
Dorment dans la poussière ou rampent sous les herbes,
Les palais des héros par les ronces couverts,
Des dieux couchés au seuil de leurs temples déserts,
L'obélisque éternel ombrageant la chaumière,
La colonne portant une image étrangère,
L'herbe dans les forum, les fleurs dans tes tombeaux,
Et ces vieux panthéons peuplés de dieux nouveaux,
Tandis que, s'élevant de distance en distance,
Un foible bruit de vie interrompt ce silence:
Telle est notre âme, après ces longs ébranlements;
Secouant la raison jusqu'en ses fondements,
Le malheur n'en fait plus qu'une immense ruine,
Où comme un grand débris le désespoir domine!
Des sentiments éteints silencieux chaos,
Éléments opposés, sans vie et sans repos,
Restes des passions par le temps effacées,
Combat désordonné de vœux et de pensées,
Souvenirs expirants, regrets, dégoûts, remord.
Si du moins ces débris nous attestoient sa mort!
Mais sous ce vaste deuil l'âme encore est vivante;

In dieſem Chaos, blindlings ausgeſtreut,
Des Alterthumes Mäler, neue Wälle,
Theater eingeſtürzt, ihr Giebeldach,
Das ſtolze, ſchlummernd unter Staub und Kraut,
Bedeckt vom Bromberſtrauch der Helden Häuſer,
An öder Tempel Schwellen hingeſtreckt
Die Götterbilder, und den Obelisk,
Den ewigen, das Strohdach überſchattend;
Die Säule tragend ein ihr fremdes Bild,
Im Forum Gras, und Blumen in den Gräbern,
Und neuer Götter voll das Pantheon,
Indeß von Raum zu Raum, ſich ſchwach erhebend,
Ein Lebenslaut das Schweigen unterbricht: —

Dem gleicht, ſo lang erſchüttert, unſer Geiſt;
An der Vernunft bis zu dem Grunde rüttelnd,
Macht ihn das Unglück zur Ruine nur,
Wo — grauſer Ueberreſt — Verzweiflung herrſcht.
Erloſchener Gefühle ſtiller Wuſt,
Feindſeel'ge Stoffe, ſonder Ruh' und Leben,
Verwiſchter Leidenſchaften alte Spur,
Verworr'ner Kampf von Wünſchen und Gedanken,
Erſtorbne Seufzer, Eckel, Reue, Pein.
Ach! zeugten doch vom Tode dieſe Trümer!

Ce feu sans aliment soi-même s'alimente;
Il renaît de sa cendre, et ce fatal flambeau
Craint de brûler encore au-delà du tombeau.

Ame! qui donc es-tu? flamme qui me dévore,
Dois-tu vivre après moi? dois-tu souffrir encore?
Hôte mystérieux, que vas-tu devenir?
Au grand flambeau du jour vas-tu te réunir?
Peut-être de ce feu tu n'es qu'une étincelle,
Qu'un rayon égaré, que cet astre rapelle.
Peut-être que, mourant lorsque l'homme est détruit,
Tu n'es qu'un suc plus pur que la terre a produit,
Une fange animée, une argile pensante . . .
Mais que vois-je? à ce mot, tu frémis d'épouvante;
Redoutant le néant, et lasse de souffrir,
Hélas! tu crains de vivre, et trembles de mourir.

— Qui te révélera, redoutable mystère?
J'écoute en vain la voix des sages de la terre:
Le doute égare aussi ces sublimes esprits,
Et de la même argile ils ont été pétris.
Rassemblant les rayons de l'antique sagesse,

Doch unter all der öden Trauer lebt
Die Seele noch; das nahrungslose Feuer,
Es nährt sich selbst, aus seiner Asche wächst
Es neu empor; die unglückseelg'e Fackel
Sie fürchtet noch zu brennen über'm Grab.

Wer bist du Seele denn? Verzehrend Feuer,
Mußt du mich überleben, leiden noch?
Geheimnißvoller Gast, was wirst du werden?
Vereinigst du dich mit des Tags Gestirn?
Bist du vielleicht von diesem Feu'r ein Funke,
Verirrter Strahl, den es zurückverlangt?
Stirbst du vielleicht, wenn nun der Mensch zerfällt,
Bist nur ein reinrer Saft, der Erd' Erzeugniß,
Beseelter Koth, gedankenreicher Thon? . . . .
Was seh' ich? schauderst du vor diesem Wort?
Zu leiden müd' und fürchtend doch das Nichts,
Scheust du das Leben, zitterst vor dem Tod!

— Furchtbar Geheimniß, wer wird dich enthüllen?
Vergebens horch' ich auf der Weisen Wort:
Der Zweifel irrt auch diese hohe Geister,
Derselbe Thon hat sie versteinert auch. —
Der alten Weisheit Strahlen sammelnd forschte,

Socrate te cherchoit aux beaus jours de la Grèce;
Platon à Sunium te cherchoit après lui;
Deux mille ans sont passés, je te cherche aujourd'hui;
Deux mille ans passeront, et les enfants des hommes
S'agiteront encor dans la nuit où nous sommes.
La vérité rebelle échappe à nos regards,
Et Dieu seul réunit tous ses rayons épars.

— Ainsi, près de fermer mes yeux a la lumière,
Nul espoir ne viendra consoler ma paupière;
Mon âme aura passé, sans guide et sans flambeau,
De la nuit d'ici-bas dans la nuit du tombeau;
Et j'emporte au hasard, au monde où je m'élance,
Ma vertu sans espoir, mes maux sans récompense.
Réponds moi, Dieu cruel! S'il est vrai que tu sois,
J'ai donc le droit fatal de maudire tes lois!
Après le poids du jour, du moins le mercenaire
Le soir s'assied à l'ombre, et reçoit son salaire;
Et moi, quand je fléchis sous le fardeau du sort,
Quand mon jour est fini, mon salaire est la mort.
. . . . . .
. . . . . .

— Mais tandis qu'exhalant le doute et le blasphème,
Les yeux sur mon tombeau, je pleure sur moi-même

In Hellas Blüthe, Socrates nach dir,
Bald ſuchte Plato dich auf Sunium;
Zweitauſend Jahre ſind's: — dich ſuch' ich heut.
Zweitauſend Jahre werden's ſeyn und noch
Die Menſchen in dem alten Dunkel tappen.
Aufrühriſch fleucht die Wahrheit unſern Blick,
Und die zerſtreuten Strahlen eint nur Gott.

— So kommt denn, wo dem Licht ſich ſchließt mein Auge,
Auf meine Wimper keines Hoffens Troſt?
Und ohne Führer, ohne Leuchte ging
Mein Geiſt von Erdennacht zu Grabesnacht,
Und blindlings trag' ich in die andre Welt
Leid ohne Lohn und Tugend ohne Hoffnung.
Gib Antwort, grimmer Gott! wenn je du biſt,
Darf ich (o Jammer!) dein Geſetz verwünſchen!
Der Söldner Abends, nach des Tages Laſt,
Setzt ſich im Schatten und empfängt den Lohn;
Mir, den das Schickſals Bürde niederbeugt,
Iſt mein Tag um, was wird mir Solds? — der Tod.
. . . . . .
. . . . . .

Doch während Zweifel ich und Läſtrung hauche,
Mich ſelbſt beweine, blickend auf das Grab,

La foi se réveillant, comme un doux souvenir,
Jette un rayon d'espoir sur mon pâle avenir,
Sous l'ombre de la mort me ranime et m'enflamme,
Et rend à mes vieux jours la jeunesse de l'âme.
Je remonte, aux lueurs de ce flambeau divin,
Du couchant de ma vie à son riant matin;
J'embrasse d'un regard la destinée humaine;
A mes yeux satisfaits tout s'ordonne et s'enchaîne;
Je lis dans l'avenir la raison du présent;
L'espoir ferme après moi les portes du néant,
Et, rouvrant l'horizon à mon âme ravie,
M'explique par la mort l'énigme de la vie.

Cette foi, qui m'attend au bord de mon tombeau,
Hélas! il m'en souvient, plana sur mon berceau,
De la terre promise immortel héritage,
Les pères à leurs fils l'ont transmis d'âge en âge.
Notre esprit la reçoit à son premier réveil,
Comme les dons d'en haut, la vie et le soleil;
Comme le lait de l'âme, en ouvrant la paupière,
Elle a coulé pour nous, des lèvres d'une mère;
Elle a pénétré l'homme en sa tendre saison;
Son flambeau dans les cœurs précéda la raison.
L'enfant, en essayant sa première parole,

Erwacht der Glaube, wie Erinnrung süß,
Bestrahlt mit Hoffnung meine blasse Zukunft,
Beseelt, entflammt im Todesschatten mich,
Gibt Seelenjugend meinen alten Tagen.
Ich steig' im Schein der Himmelsfackel auf,
Vom Abend zu des Lebens heitrem Morgen,
Mit einem Blick mess' ich der Menschen Loos,
Sieh! alles ordnet und verkettet sich;
Die Zukunft nennt den Grund der Gegenwart,
Das Thor des Nichts schließt hinter mir die Hoffnung,
Erweitert dem entzückten Geist den Raum,
Und löst des Lebens Räthsel mir im Tod.

Ach! dieser Glaube, der an Grabes Rand
Mein wartet, ich erinnre mich, er schwebt'
Ob meiner Wiege, des gelobten Lands
Unsterblich Erbtheil, das dem Sohn der Vater
Vermacht hat von Geschlechte zu Geschlecht.
Erwachend schon empfängt ihn unser Geist,
Wie Sonn' und Leben, diese Himmelsgaben,
Wenn wir die Wimper öffnen, fließt er uns
Wie Milch der Seele von der Mutter Lippen;
Im ersten Lenz durchdringt den Menschen sie,
Beleuchtet früher, als Vernunft das Herz.

Balbutie au berceau son sublime symbole,
Et, sous l'œil maternel germant à son insçu,
Il la sent dans son cœur croître avec la vertu.

Ah! si la vérité fut faite pour la terre,
Sans doute elle a reçu ce simple caractère;
Sans doute, dès l'enfance offerte à nos regards,
Dans l'esprit par les sens entrant de toutes parts,
Comme les purs rayons de la céleste flamme
Elle a dû dès l'aurore environner notre âme,
De l'esprit par l'amour descendre dans les cœurs,
S'unir au souvenir, se fondre dans les mœurs;
Ainsi qu'un grain fécond que l'hiver couvre encore,
Dans notre sein long temps germer avant d'éclore,
Et, quand l'homme a passé son orageux été,
Donner son fruit divin pour l'immortalité.

Soleil mystérieux! flambeau d'une autre sphère,
Prête à mes yeux mourants ta mystique lumière!
Pars du sein du Très-Haut, rayon consolateur!
Astre vivifiant, lève-toi dans mon cœur!
Hélas! je n'ai que toi; dans mes heures funèbres,
Ma raison qui pâlit m'abandonne aux ténèbres;

Sein heilig Sinnbild ſtammelt in der Wiege
Das Kind, wenn es ſein erſtes Wort verſucht,
Im Blick der Mutter unbewußt gedeih'nd,
Fühlt's ihn im Herzen mit der Tugend wachſen.

Iſt je die Wahrheit für die Erde da,
Gewiß, ſo trägt ſie ſolcher Einfalt Stempel;
Gewiß, dem Blick von früh auf dargereicht,
Und, dringend in den Geiſt durch alle Sinnen,
So wie der Himmelsflamme reiner Strahl,
Muß ſie der Seele Morgenroth umgeben,
Durch Liebe ſteigen aus dem Geiſt ins Herz,
Verſchmelzen mit Erinn'rung und mit Sitten,
Und, wie ein Fruchtkorn, das der Winter deckt,
Im Buſen lange keimen, eh ſie blüht,
Und wenn des Lebens ſtürm'ſcher Sommer endet,
Dann Früchte tragen zur Unſterblichkeit.

Verborgne Sonne! Fackel andrer Welten
Dein myſtiſch Licht leih' halbgebrochnem Aug',
Entfleuß des Höchſten Schoos, troſtreicher Strahl!
Geh' auf in meinem Herzen, Lebensſtern!
Ach dich nur hab' ich; in der Sterbeſtunde
Läßt mich der Nacht die bleichende Vernunft,

Cette raison superbe, insuffisant flambeau,
S'éteint comme la vie aux portes du tombeau.
Viens donc la remplacer, ô céleste lumière!
Viens d'un jour sans nuage inonder ma paupière;
Tiens-moi lieu du soleil que je ne dois plus voir,
Et brille à l'horizon comme l'astre du soir.

Der Uebermüth'gen Fackel reicht nicht mehr,
Erlischt am Thor des Grabes mit dem Leben.
So komm, ersetze sie, du Himmelslicht,
Geuß wolkenlosen Tag auf meine Wimpern,
Sey statt der Sonne, die sich mir verbirgt,
Und glänz' am Himmel wie der Abendstern.

Le Temple.

Qu'il est doux, quand du soir l'étoile solitaire,
Précédant de la nuit le char silencieux,
S'élève lentement dans la voûte des cieux,
Et que l'ombre et le jour se disputent la terre;
Qu'il est doux de porter ses pas religieux
Dans le fond du vallon, vers ce temple rustique
Dont la mousse a couvert le modeste portique,
Mais où le ciel encor parle à des cœurs pieux!
Salut, bois consacré! Salut, champ funéraire,
Des tombeaux du village humble dépositaire;
Je bénis en passant tes simples monuments.
Malheur à qui des morts profane la poussière!
J'ai fléchi le genou devant leur humble pierre,
Et la nef a reçu mes pas retentissants.

Quelle nuit! quel silence! au fond du sanctuaire
A peine on aperçoit la tremblante lumière
De la lampe qui brûle auprès des saints autels.
Seule elle luit encor, quand l'univers sommeille:

Der Tempel.

Wie ſüß, wenn vor der Nacht verſchwiegnem Wagen
Hergeht in Einſamkeit der Abendſtern,
Und durch der Himmel Wölbung mählig ſteigt,
Wenn um die Erde ſtreiten Tag und Schatten,
Wie ſüß iſts in des Thales ſtillem Grund
Des Dorfes Tempel frommen Schritts zu ſuchen,
Wo Moos ſich um beſcheidne Säulen ſchlingt,
Wo aber Gott noch ſpricht mit frommen Herzen!
Willkommen heil'ger Hain, willkommen Feld,
Das du des Dorfes Gräber ſtill bewahrſt,
Ich ſegne wandelnd deine ſchlichten Male;
Weh dem, der ſich vergeht an Todter Staub!
Ich ſink' ins Knie vor ihrem niedern Stein,
Dann hallt mein Schritt im Schiff der Kirche wieder.

Welch Schweigen! welche Nacht! kaum aus dem Grund
Des Heiligthums winkt zitternd mir der Schimmer
Der Lampe, die am heilgen Herde brennt.
Sie glänzt allein, wenn alle Welt ſchon ſchläft;

Emblème consolant de la bonté qui veille
Pour recueillir ici les soupirs des mortels.

Avançons. Aucun bruit n'a frappé mon oreille;
Le parvis frémit seul sous mes pas mesurés;
Du sanctuaire enfin j'ai franchi les degrés.
Murs sacrés! saints autels! je suis seul, et mon âme
Peut verser devant vous ses douleurs et sa flamme,
Et confier au ciel des accents ignorés,
Que lui seul connoîtra, que vous seuls entendrez.

Mais quoi! de ces autels j'ose approcher sans crainte!
J'ose apporter, grand Dieu! dans cette auguste enceinte
Un cœur encor brûlant de douleur et d'amour!
Et je ne tremble pas que ta majesté sainte
Ne venge le respect qu'on doit à son séjour?
Non: je ne rougis plus du feu qui me consume:
L'amour est innocent quand la vertu l'allume.
Aussi pur que l'objet à qui je l'ai juré,
Le mien brûle mon cœur, mais c'est d'un feu sacré;
La constance l'honore et le malheur l'épure.
Je l'ai dit à la terre, à toute la nature;
Devant tes saints autels je l'ai dit sans effroi:
J'oserois, Dieu puissant, la nommer devant toi.

Der Güte tröſtlich Sinnbild, welche wacht,
Zu ſammeln hier die Seufzer Sterblicher.

Voran! Mein Ohr hat kein Geräuſch erſchreckt,
Der Vorhof murrt nur vom gemeßnen Schritte,
Die Stufen führen mich zum Heiligthum.
Geweihte Mauern, heiliger Altar!
Ich bin allein, und meine Seele kann
Vor euch in Schmerz und Flammen ſich ergießen,
Geheimen Laut dem Himmel anvertraun,
Den er nur kennt und ihr allein vernehmt.

Wie? furchtlos nah' ich dieſem Hochaltar?
Und trag', o Gott, in dieſe heil'gen Schranken
So kühn mein Herz, von Lieb' und Gram verſengt?
Und zittre nicht, daß deine Majeſtät
Die Ehrfurcht räche, die dein Haus verlangt?
Nein! nicht mehr über meine Glut erröth' ich,
Die Lieb' iſt ſchuldlos, die aus Tugend flammt.
So rein, wie Jene, welcher ich ſie ſchwur,
Brennt ſie mein Herz, doch nur mit heil'gem Feuer;
Die Treue ziert, das Unglück reinigt ſie.
Ich hab's der Erde, hab's der Welt geſagt,
Vor deinem Altar ſagt' ichs ohne Furcht,

Oui, malgré la terreur que ton temple m'inspire,
Ma bouche a murmuré tout bas le nom d'Elvire;
Et ce nom, répété de tombeaux en tombeaux
Comme l'accent plaintif d'une ombre qui soupire,
De l'enceinte funèbre a troublé le repos.

Adieu, froids monuments! adieu, saintes demeures!
Deux fois l'écho nocturne a répété les heures
Depuis que devant vous mes larmes ont coulé:
Le ciel a vu ces pleurs, et je sors consolé.

Peut-être au même instant, sur un autre rivage,
Elvire veille ainsi, seule avec mon image,
Et dans un temple obscur, les yeux baignés de pleurs,
Vient aux autels déserts confier ses douleurs.

Und vor dir ſelbſt, Allmächt'ger, nenn' ich Sie.
Ja, trotz der Scheu, mit der dein Haus mich füllt,
Gemurmelt hat mein Mund ganz leis: Elvire!
Und dieſer Name, wiederholt von Grab
Zu Grab, wie eines Geiſtes Seufzer, ſtört
Mit bangem Hall der Trauerſtätte Frieden.

Lebt wohl! ihr kalten Male, heilig Haus!
Schon zweymal hat der Wiederhall der Nacht
Die Stunden ausgerufen, ſeit ich hier
Bei euch geweint. Erblickt hat meine Thränen
Der Himmel, und nicht ſcheid' ich ohne Troſt.

Zur ſelben Stund', an andrem Ufer wacht
Vielleicht Elvire ſo mit meinem Bild,
Und trägt im dunkeln Tempel unter Zähren,
Die Schmerzen zum verlaſſenen Altar.

La Semaine Sainte.

A LA ROCHE-GUYON.

Ici viennent mourir les derniers bruits du monde;
Nautonniers sans étoile, abordez! c'est le port:
Ici l'âme se plonge en une paix profonde,
Et cette paix n'est pas la mort.

Ici, jamais le ciel n'est orageux ni sombre;
Un jour égal et pur y repose les yeux:
C'est ce vivant soleil, dont le soleil est l'ombre,
Qui le répand du haut des cieux.

Comme un homme éveillé long-temps avant l'aurore,
Jeunes, nous avons fui dans cet heureux séjour:
Notre rêve est fini, le vôtre dure encore:
Éveillez-vous! voilà le jour.

Cœurs tendres, approchez! ici l'on aime encore;
Mais l'amour, épuré, s'allume sur l'autel:
Tout ce qu'il a d'humain à ce feu s'évapore:
Tout ce qui reste est immortel!

Die heilige Woche.

Zu La Roche Guyon.

Hier ſtirbt der lezte Lärm der Welt; hier iſt der Hafen,
Ihr Schiffer ohne Stern, hier landet unbedroht!
Hier endlich darf die Seel' in tiefem Frieden ſchlafen,
Und dieſer Fried' iſt nicht der Tod!

Mit Wolk' und Wetter iſt die Luft hier nie bezogen,
Ein immer heitrer Tag hier unſer Auge küßt,
Die ew'ge Sonne ſchickt ihn uns vom Himmelsbogen,
Von der die unſr' ein Schatten iſt.

Wie einer, aufgeweckt lang vor des Morgens Schimmer,
Sind wir, noch jung, geflob'n an dieſen ſeel'gen Ort,
Vorbei iſt unſer Traum, der eure währt noch immer,
Erwacht! die Sonne hebt ſich dort.

Ihr weichen Herzen, kommt! ihr dürfet hier noch lieben!
Die Liebe läutert nur in Flammen ein Altar,
Unſterblich dauert fort von ihr, was übrig blieben;
Verdampft iſt nur, was irdiſch war.

La prière, qui veille en ces saintes demeures,
Du l'astre matinal nous annonce le cours,
Et, conduisant pour nous le char pieux des heures,
Remplit et mesure nos jours.

L'airain religieux s'éveille avec l'aurore;
Il mêle notre hommage à la voix des zéphyrs,
Et les airs, ébranlés sous le marteau sonore,
Prennent l'accent de nos soupirs.

Dans le creux du rocher, sous une voûte obscure,
S'élève un simple autel: roi du ciel, est-ce toi?
Oui, contraint par l'amour, le Dieu de la nature
Y descend, visible à la foi.

Que ma raison se taise, et que mon cœur adore!
La croix à mes regards révèle un nouveau jour;
Aux pieds d'un Dieu mourant puis-je douter encore?
Non: l'amour m'explique l'amour.

Tous ces fronts prosternés, ce feu qui les embrase,
Ces parfums, ces soupirs, s'exhalant du saint lieu,
Ces élans enflammés, ces larmes de l'extase,
Tout me répond que c'est un Dieu.

Das flehende Gebet wacht ſtets im heil'gen Chore,
Es kündet uns den Lauf des Morgenſternes an,
Auf frommem Wagen lenkt es für uns Hor' um Hore,
Es füllt und mißt der Tage Bahn.

Die fromme Glocke ſchallt, wie ſich der Morgen wittert,
Miſcht zu der Weſte Lied auch unſre Huldigung,
Die Luft, die von dem Schlag des Hammers lieblich zittert,
Lernt tönend unſ'rer Seufzer Schwung.

Im hohlen Felsgeſtein, in dunkler Halle Schweigen
Steht ſchmucklos ein Altar. Biſt du es, Himmelsfürſt?
Ja, Schöpfer! Liebe zwang dich, drauf herabzuſteigen,
Wo du dem Glauben ſichtbar wirſt.

Sey ſtill Vernunft! — du Herz! du ſollt ihn betend grüßen!
Ein neues Licht enthüllt das Kreuz dem Auge hier:
Wie könnt' ich zweifeln doch, dem Gott der ſtirbt, zu Füßen?
Nein Lieb' erkläret Liebe mir!

Die Stirnen alle glühnd, geworfen auf die Erde,
Und dieſer Seufzer Hauch, und dieſes Weihrauchs Duft,
Und ſeel'ger Thränen Strom, und flammende Geberde: —
„Es iſt ein Gott!" mir Alles ruft. —

Favoris du Seigneur, souffrez qu'à votre exemple,
Ainsi qu'un mendiant aux portes d'un palais,
J'adore aussi de loin, sur le seuil de son temple,
Le Dieu qui vous donne la paix.

Ah! laissez-moi mêler mon hymne à vos louanges!
Que mon encens souillé monte avec votre encens.
Jadis les fils de l'homme aux saints concerts des anges
Ne mêloient-ils pas leurs accents?

Du nombre des vivants chaque aurore m'efface;
Je suis rempli de jours, de douleurs, de remords.
Sous le portique obscur venez marquer ma place,
Ici, près du séjour des morts!

Souffrez qu'un étranger veille auprès de leur cendre.
Brûlant sur un cercueil comme ces saints flambeaux,
La mort m'a tout ravi, la mort doit tout me rendre;
J'attends le réveil des tombeaux!

Ah! puissé-je près d'eux, au gré de mon envie,
A l'ombre de l'autel, et non loin de ce port,
Seul, achever ainsi les restes de ma vie
Entre l'espérance et la mort!

An des Pallaſtes Thor darf auch der Bettler ſtehen!
Gönnt euer Beyſpiel mir, Begnadigte des Herrn!
Zu eurem Friedensgott erlaubet mir zu flehen
An ſeines Tempels Thür, von fern!

Ach! miſchen laßt mein Lob in eure Jubeltöne,
Mein trüber Weihrauch ſteig' in eures Opfers Rauch!
Der Engel heilig Lied durchtönten's Erdenſöhne
Nicht einſt mit ihren Liedern auch?

Aus der Lebend'gen Zahl verwiſcht mich jeder Morgen,
Von Tagen bin ich voll, von Schmerz und Seelenpein;
Am dunkeln Säulengang laßt mich ein Plätzchen borgen,
Und Nachbar eurer Todten ſeyn!

Verſtoßt den Fremdling nicht! laßt ihn die Aſche hüten,
Der Trauerfackel gleich auf einem Sarge glühn:
Der Tod nahm Alles mir, der Tod muß mir's vergüten,
Aus Gräbern wird mein Leben blühn!

Mög' ich nach Herzensluſt hier, bey der Särge Frieden,
Beſchattet vom Altar, im Hafen ſchon das Boot,
Mein Leben enden ſehn, von aller Welt geſchieden,
Getheilt in Hoffnung und in Tod.

D i e u.

A M. L'ABBÉ F. DE LA MENNAIS.

Oui, mon âme se plaît à secouer ses chaînes:
Déposant le fardeau des misères humaines,
Laissant errer mes sens dans ce monde des corps,
Au monde des esprits je monte sans efforts.
Là, foulant à mes pieds cet univers visible,
Je plane en liberté dans les champs du possible.
Mon âme est à l'étroit dans sa vaste prison:
Il me faut un séjour qui n'ait pas d'horizon.

Comme une goutte d'eau dans l'Océan versée.
L'infini dans son sein absorbe ma pensée;
Là, reine de l'espace et de l'éternité,
Elle ose mesurer le temps, l'immensité,
Aborder le néant, parcourir l'existence.
Et concevoir de Dieu l'inconcevable essence.
Mais sitôt que je veux peindre ce que je sens,
Toute parole expire en efforts impuissants:
Mon âme croit parler, ma langue embarrassée
Frappe l'air de vains sons, ombre de ma pensée.

Gott.

Ja, fröhlich ſtreift mein Geiſt die Feſſeln ab,
Legt nieder alles Erdenjammers Laſt,
Läßt in der Körperwelt die Sinnen irren,
Und ſchwingt ſich leicht empor zur Geiſterwelt.
Zu meinen Füſſen liegt mir die Natur,
Ich ſchweife frey durchs Feld des Möglichen.
Zu eng im weiten Kerker wirds der Seele,
Sie braucht ein Haus, das keine Gränzen hat.

So wie ein Tropfen in dem Ocean,
Geht im Unendlichen mein Denken unter.
Hier herrſcht es über Ewigkeit und Raum,
Wagt Zeit und Unermeßlichkeit zu meſſen,
Dem Nichts zu nahn, zu wandern durch das Seyn,
Die unbegriffne Gottheit zu begreifen.
Doch — will ich malen, was ich fühle, gleich
Machtloſen Dranges ſtirbt mir ab das Wort:
Es wähnt mein Geiſt zu ſprechen, und doch ſtammelt
Die Zunge des Gedankens Schatten nur.

Dieu fit pour les esprits deux langages divers:
En sons articulés l'un vole dans les airs;
Ce langage borné s'apprend parmi les hommes;
Il suffit aux besoins de l'exil où nous sommes;
Et, suivant des mortels les destins inconstants,
Change avec les climats ou passe avec les temps.
L'autre, éternel, sublime, universel, immense,
Est le langage inné de toute intelligence:
Ce n'est point un son mort dans les airs répandu,
C'est un verbe vivant dans le cœur entendu:
On l'entend, on l'explique, on le parle avec l'âme;
Ce langage senti, touche, illumine, enflamme:
De ce que l'âme éprouve, interprètes brûlants,
Il n'a que des soupirs, des ardeurs, des élans:
C'est la langue du ciel que parle la prière,
Et que le tendre amour comprend seul sur la terre.

Aux pures régions où j'aime à m'envoler,
L'enthousiasme aussi vient me la révéler;
Lui seul est mon flambeau dans cette nuit profonde,
Et mieux que la raison il m'explique le monde.
Viens donc! il est mon guide, et je veux t'en servir.
A ses ailes de feu, viens, laisse-toi ravir.
Déjà l'ombre du monde à nos regards s'efface:

Zwei Sprachen machte für die Geiſter Gott:
Gegliedert theilt der Einen Schall die Luft,
Sie lernt, beſchränkt, ſich unter Menſchenkindern,
Genügt der Nothdurft unſres armen Seyns,
Und wechſelt mit dem Loos der Sterblichen;
Das Clima wandelt ſie, ſie tilgt die Zeit.
Die Andr', unendlich, ewig, allgemein,
Iſt jedes Geiſtes angeborne Sprache:
Sie fährt nicht durch die Luft als leerer Schall,
Das Herz vernimmt ſie, ein lebendig Wort;
Es hört, erklärt und redet ſie die Seele;
Empfunden, rührt, erhellt, entzündet ſie:
Sie hat zu heiſſen Boten der Gefühle
Nur Seufzer, Gluten nnd Entzückungen.
Das iſt die Himmelsſprache des Gebets;
Auf Erden faßt ſie zarte Liebe nur.

Auch die Begeiſterung enthüllt ſie mir,
Wenn ich entfliege nach den lautern Räumen,
Sie nur iſt in der tiefen Nacht mein Licht,
Erklärt mir beſſer, als Vernunft die Welt.
So komm! ſie iſt mir Führer, ich bin's dir!
Laß ihre Feuerſchwingen dich entraffen:
Es ſchwindet ſchon der Schatten dieſer Welt,

Nous échappons au temps, nous franchissons l'espace;
Et, dans l'ordre éternel de la réalité,
Nous voilà face à face avec la vérité!

Cet astre universel, sans déclin, sans aurore,
C'est Dieu, c'est ce grand tout, qui soi-même s'adore!
Il est; tout est en lui! l'immensité, les temps,
De son être infini sont les purs éléments;
L'espace est son séjour, l'éternité son âge;
Le jour est son regard, le monde est son image;
Tout l'univers subsiste à l'ombre de sa main;
L'être à flots éternels découlant de son sein,
Comme un fleuve nourri par cette source immense
S'en échappe, et revient finir où tout commence.

Sans bornes comme lui, ses ouvrages parfaits
Bénissent en naissant la main qui les a faits!
Il peuple l'infini chaque fois qu'il respire;
Pour lui, vouloir c'est faire, exister c'est produire!
Tirant tout de soi seul, rapportant tout à soi,
Sa volonté suprême est sa suprême loi!
Mais cette volonté, sans ombre et sans faiblesse,

Der Zeit entfliehn wir, eilen durch den Raum,
Und in des Weſens ew'ger Ordnung ſtehn,
Wir Antlitz gegen Antlitz vor der Wahrheit!

Der Urſtern, ſonder Auf- und Untergang,
Sich ſelbſt anbetend, dieſes All, iſt Gott.
Er iſt, und alles iſt in ihm, die Zeit,
Die Unermeßlichkeit ſind reiner Urſtoff
Von ſeinem unbegränzten Seyn; der Raum
Iſt ſeine Wohnung, Ewigkeit ſein Altar;
Der Tag ſein Blick, die Welt ſein Ebenbild;
In ſeiner Hände Schatten ruht das All;
Aus ſeinem Schoos ſtrömt ew'ge Flut des Seyns,
Ein Fluß, genährt vom ungeheuren Quell;
Entflieht und kehrt zu allem Anfang wieder.

Endlos, wie er, preiſt ſein vollkommnes Werk,
Indem es wird, die Hand, die es geſchaffen!
Mit jedem Athemzug bevölkert er
Die Unermeßlichkeit, ſein Will' iſt That,
Und Schaffen iſt für ihn das Seyn, aus Sich
Schöpft Alles Er, auf Sich bezieht Er Alles,
Sein höchſter Will' iſt höchſte Satzung ihm;
Doch dieſer Wille, lauter Kraft und Licht,

Est à la fois puissance, ordre, équité, sagesse.
Sur tout ce qui peut être il l'exerce à son gré;
Le néant jusqu'à lui s'élève par degré:
Intelligence, amour, force, beauté, jeunesse,
Sans s'épuiser jamais, il peut donner sans cesse,
Et comblant le néant de ses dons précieux,
Des derniers rangs de l'être il peut tirer des dieux!
Mais ces dieux de sa main, ces fils de sa puissance,
Mesurent d'eux à lui l'éternelle distance,
Tendant par leur nature à l'être qui les fit:
Il est leur fin à tous, et lui seul se suffit!

Voilà, voilà le Dieu que tout esprit adore,
Qu' Abraham a servi, que rêvoit Pythagore,
Que Socrate annonçoit, qu'entrevoyoit Platon;
Ce Dieu que l'univers révèle à la raison,
Que la justice attend, que l'infortune espère,
Et que le Christ enfin vint montrer à la terre!
Ce n'est plus-là ce Dieu par l'homme fabriqué,
Ce Dieu par l'imposture à l'erreur expliqué,
Ce Dieu, défiguré par la main des faux prêtres,
Qu'adoroient en tremblant nos crédules ancêtres.
Il est seul, il est un, il est juste, il est bon:
La terre voit son œuvre, et le ciel sait son nom!

Iſt Ordnung, Macht, Gerechtigkeit und Weisheit,
Er übt ihn frei an dem, was möglich iſt,
Das Nichts erhebt zu ihm ſich ſtufenweis,
Und unerſchöpflich theilt Er immerfort
Geiſt, Liebe, Schönheit, Kraft und Jugend aus.
Die höchſten Gaben häufend auf das Nichts
Zieht aus des Daſeyns allerlezten Reih'n
Er Götter, aber Götter ſeiner Hand,
Die, Söhne ſeiner Macht, den Zwiſchenraum,
Den ew'gen, meſſen zwiſchen ihm und ihnen,
Ihr Weſen treibet ſie dem Schöpfer zu,
Er iſt ihr Ziel, nur Er genügt ſich ſelbſt!

Sieh hier den Gott, den jeder Geiſt verehrt,
Dem Abram diente, den Pythagoras
In Träumen ſah, den Sokrates verkündet,
Den Plato durch der Hülle Riß geſchaut.
Das Weltall offenbart ihn der Vernunft,
Das Unglück hofft ihn, ſeiner harrt das Recht,
Und endlich zeigte Chriſtus ihn der Erde!
Nicht jenen Gott mehr, den der Menſch geformt,
Wie ihn Betrug dem Irrthum einſt gezeigt,
Den Gott, entſtellt von falſcher Prieſterhand,
Dem zitternd unſre blinden Ahnen dienten.
Er iſt allein, iſt Einer, gut, gerecht;
Die Erde ſieht ſein Werk, ihn nennt der Himmel!

Heureux qui le connoît, plus heureux qui l'adore!
Qui, tandis que le monde ou l'outrage ou l'ignore,
Seul, aux rayons pieux des lampes de la nuit,
S'élève au sanctuaire où la foi l'introduit,
Et, consumé d'amour et de reconnoissance,
Brûle comme l'encens son âme en sa présence!
Mais, pour monter à lui, notre esprit abattu
Doit emprunter d'en haut sa force et sa vertu.
Il faut voler au ciel sur des ailes de flamme;
Le désir et l'amour sont les ailes de l'âme.
Ah! que né suis-je né dans l'âge où les humains,
Jeunes, à peine encore échappés de ses mains,
Près de Dieu par le temps, plus près par l'innocence,
Conversoient avec lui, marchoient en sa présence!
Que n'ai-je vu le monde à son premier soleil!
Que n'ai-je entendu l'homme à son premier réveil!
Tout lui parloit de toi, tu lui parlois toi-même:
L'univers respiroit ta majesté suprême:
La nature, sortant des mains du Créateur,
Étaloit en tous sens le nom de son auteur:
Ce nom, caché depuis sous la rouille des âges,
En traits plus éclatants brilloit sur tes ouvrages:

Glückſeelig wer ihn kennt, glückſeeliger,
Wer ihn verehrt, und, während ihn die Welt
Mit Hohn beleidigt oder nicht erkennt,
Allein, bey ſeiner Lampe frommem Schein
Zum Heiligthum emporgeführt vom Glauben,
Von Lieb' und Dankbarkeit entzündet, ihm
Als einen Weihrauch, opfert ſeine Seele.
Doch, um zu ihm hinauf zu ſteigen, braucht
Der müde Geiſt von oben Kraft und Tugend,
Zum Himmel tragen Flammenſchwingen nur,
Lieb' und Verlangen ſind der Seele Flügel.
Ach! wäre damals ich geboren, als
Kaum Gottes Hand entſchlüpft, die Sterblichen,
Durch Zeit ihm nah, durch Unſchuld näher ihm
Noch mit ihm ſprachen, vor ihm wandelten!
Hätt' ich den erſten Tag der Welt geſchaut!
Hätt' ich gehört den Menſchen bei'm Erwachen!
Vor dir ſprach Alles ihm, und mit ihm du;
Das All durchdrang noch deine Herrlichkeit,
Und die Natur, des Schöpfers Hand entwunden,
Drückt' allen Weſen ſeinen Namen auf,
Der, in der Zeiten Roſt ſeitdem verſteckt,
In hellrem Licht auf deinen Werken brannte;

L'homme dans le passé ne remontoit qu'à toi;
Il invoquoit son père, et tu disois: C'est moi.

Long-temps comme un enfant ta voix daigna l'instruire,
Et par la main long-tems tu voulus le conduire.
Que de fois dans ta gloire à lui tu t'es montré,
Aux vallons de Semar, aux chênes de Membré,
Dans le buisson d'Oreb, ou sur l'auguste cime
Où Moïse aux Hébreux dictoit ta loi sublime!
Ces enfants de Jacob, premiers-nés des humains,
Reçurent quarante ans la manne de tes mains:
Tu frappois leur esprit par tes vivants oracles;
Tu parlois à leurs yeux par la voix des miracles;
Et lorsqu'ils t'oublioient, tes anges descendus
Rappeloient ta mémoire à leurs cœurs éperdus.
Mais enfin, comme un fleuve éloigné de sa source,
Ce souvenir si pur s'altéra dans sa course;
De cet astre vieilli la sombre nuit des temps
Éclipsa par degrés les rayons éclatants.
Tu cessas de parler: l'oubli, la main des âges,
Usèrent ce grand nom empreint dans tes ouvrages;
Les siècles en passant firent pâlir la foi,
L'homme plaça le doute entre le monde et toi.

Auf dich gieng damals nur der Menſch zurück,
Er rief zum Vater, und du ſprachſt: Ich bin's.

Lang, wie ein Kind belehrt' ihn deine Stimme,
Lang würdigt' ihn zu führen deine Hand.
Wie oft haſt du im Glanz dich ihm gezeigt,
In Sennar's Thalen, unter Mambre's Eichen,
In Horebs Buſch, und auf dem heil'gen Berg,
Wo Moſes dein Geſetz dem Volk enthüllt!
Die Erſtlinge der Menſchen, Jakob's Kinder
Du ſpeiſteſt ſie mit Manna vierzig Jahr,
Trafſt ihren Geiſt mit lebenden Orakeln,
Sprachſt mit dem Auge durch der Wunder Wort;
Und Engel ſtiegen, wenn ſie dein vergaſſen,
Herab, und riefen in ihr Herz dein Bild.
Doch, wie ein Fluß, von ſeinem Quell entfernt,
Begann ſich die Erinnerung zu trüben,
Und unſres alternden Geſtirnes Strahlen
Verdunkelte der Zeiten düſtre Nacht;
Du ſprachſt ferner nicht: Vergeſſenheit,
Die Hand der Zeiten, nützte mählich ab
Den Namen, der in deinen Werken prangt.
Blaß ward der Glaube durch Jahrhunderte;
Der Menſch warf zwiſchen dich und Welt den Zweifel.

Oui, ce monde, Seigneur, est vieilli pour ta gloire;
Il a perdu ton nom, ta trace et ta mémoire,
Et pour les retrouver il nous faut, dans son cours,
Remonter flots à flots le long fleuve des jours!
Nature! firmament! l'œil en vain vous contemple:
Hélas! sans voir le Dieu, l'homme admire le temple;
Il voit, il suit en vain, dans les déserts des cieux,
De leurs mille soleils le cours mystérieux;
Il ne reconnoît plus la main qui les dirige;
Un prodige éternel cesse d'être un prodige!
Comme ils brilloient hier, ils brilleront demain!
Qui sait où commença leur glorieux chemin?
Qui sait si ce flambeau, qui luit et qui féconde,
Une première fois s'est levé sur le monde?
Nos pères n'ont point vu briller son premier tour,
Et les jours éternels n'ont point de premier jour.
Sur le monde moral, en vain ta providence,
Dans ces grands changements révèle ta présence;
C'est en vain qu'en tes jeux l'empire des humains
Passe d'un sceptre à l'autre, errant de mains en mains;
Nos yeux, accoutumés à sa vicissitude,
Se sont fait de la gloire une froide habitude:
Les siècles ont tant vu de ces grands coups du sort!
Le spectacle est usé, l'homme engourdi s'endort!

Ja, Herr, die Welt zu alt für deinen Ruhm
Hat Namen, Spur, Erinnerung von dir
Verloren, wer ſie wieder finden will
Muß, Well' um Well', hinauf den Strom der Zeiten.
Umſonſt bewundert, Erd' und Himmel! euch
Der Blick: er ſieht den Tempel; nicht den Gott.
Umſonſt verfolgt er in der blauen Oede
Der tauſend Sonnen wunderbaren Lauf:
Die Hand erkennt er nicht mehr, die ſie lenkt,
Ein ewig Wunder iſt kein Wunder mehr!
Sie blinken morgen, wie ſie geſtern blinkten!
Wer weiß es, wo ihr ſtolzer Weg begann?
Weiß, ob die Fackel, die befruchtend leuchtet,
Zum erſtenmal einſt aufging ob der Welt?
Die Väter ſahn nicht ihren erſten Lauf,
Es iſt kein erſter Tag der ew'gen Tage. —
Umſonſt enthüllet deine Gegenwart
Sich in den Schickungen der Geiſterwelt,
Vergebens ſpieleſt du der Erde Reich
Von Hand zu Hand, von Scepter fort zu Scepter;
Das Auge, ſeinem Wechſel ſchon vertraut,
Sieht froſtige Gewohnheit nur im Ruhm,
Die Zeiten ſahn ſo viele Schickſalsſchläge,
Betäubt ſchläft bey dem Schauſpiel ein der Menſch!

Réveille-nous, grand Dieu! parle, et change le monde;
Fais entendre au néant ta parole féconde.
Il est temps! lève-toi! sors de ce long repos;
Tire un autre univers de cet autre chaos.
A nos yeux assoupis il faut d'autres spectacles!
A nos esprits flottants il faut d'autres miracles!
Change l'ordre des cieux qui ne nous parle plus;
Lance un nouveau soleil à nos yeux éperdus;
Détruis ce vieux palais, indigne de ta gloire;
Viens! montre-toi toi-même et force-nous de croire!
Mais peut-être, avant l'heure où dans les cieux déserts
Le soleil cessera d'éclairer l'univers,
De ce soleil moral la lumière éclipsée
Cesséra par degrés d'éclairer la pensée.
Et le jour qui verra ce grand flambeau détruit,
Plongera l'univers dans l'éternelle nuit.

Alors tu briseras ton inutile ouvrage.
Ses débris foudroyés rediront d'âge en âge:
Seul je suis! hors de moi rien ne peut subsister!
L'homme cessa de croire, il cessa d'exister!

Erweck' uns, Herr! ſprich! ändre deine Welt!
Das Nichts laß dein befruchtend Wort vernehmen!
Die Zeit iſt da, verlaß die lange Ruh',
Aus zweitem Chaos weck' ein zweites All.
Ein ander Bild braucht unſer ſchläfrig Auge,
Und andre Wunder unſer ſchwanker Geiſt!
Der Himmel Ordnung wandle, ſie verſtummt uns!
Schleudr' eine neue Sonn' hinaus vor uns
Die alte Wohnung, dein nicht werth, zerbrich!
Komm! zeige du dich! zwing' uns, daß wir glauben!
Doch, eh vielleicht noch in verlaßner Luft
Die Sonne nicht mehr leuchtet über's All,
Wird auch das Licht der Geiſterſonne dunkeln,
Wird wen'ger immer leuchten dem Verſtand.
Und der Tag, dran dieß große Licht erliſcht,
Verſenket dann in ew'ge Nacht die Welt.

Und dann wirſt du dein unnütz Werk zerbrechen.
Und ſeine Trümmer, die der Blitz zerriß,
Von Alter ſagen ſie's zu Alter aus:
Ich bin allein, nichts außer mir beſtehet;
Der Menſch hört' auf zu glauben, auf zu ſeyn!

L' Automne.

Salut! bois couronnés d'un reste de verdure!
Feuillages jaunissants sur les gazons épars
Salut derniers beaux jours! le deuil de la nature
Convient à la douleur, et plaît à mes regards.

Je suis d'un pas rêveur le sentier solitaire,
J'aime à revoir encor, pour la dernière fois,
Ce soleil pâlissant, dont la foible lumière
Perce à peine à mes pieds l'obscurite des bois.

Oui, dans ces jours d'automne où la nature expire,
A ses regards voilés je trouve plus d'attraits:
C'est l'adieu d'un ami, c'est le dernier sourire
Des lèvres que la mort va fermer pour jamais.

Ainsi, prêt à quitter l'horizon de la vie,
Pleurant de mes longs jours l'espoir évanoui,
Je me retourne encore, et d'un regard d'envie
Je contemple ses biens dont je n'ai pas joui.

Der Herbſt.

Ihr Wälder ſeyd gegrüßt, vom letzten Grün bekleidet,
Du gelblich Laub, zerſtreut auf dieſe Wieſenflur,
Du lezter, ſchöner Tag! — dem Herzen, welches leidet,
Stellt ſich ſo lieblich dar die Trauer der Natur.

Nachdenklich folgt mein Schritt dem unbeſuchten Steige,
Und gerne mag ich ſchaun hinauf zum letztenmal
Ins blaſſe Sonnenlicht, das mühlich durchs Gezweige
Die Nacht vor meinem Fuß durchdringt mit ſeinem Strahl.

Aus dem verhüllten Aug', in dieſen Herbſtestagen,
Der ſterbenden Natur ein gröſſrer Reitz entfließt;
Das letzte Lächeln iſts vom Freund, ein Abſchiedſagen
Von Lippen, die der Tod nun bald auf ewig ſchließt.

Zu ſcheiden ſo bereit vom Horizont des Lebens,
Der Hoffnung langen Strom betraurend, der verfloß,
Noch einmal umgekehrt, betracht' ich, ach! vergebens
Die Güter die es gab, und die ich nicht genoß.

Terre, soleil, vallons, belle et douce nature,
Je vous dois une larme aux bords de mon tombeau!
L'air est si parfumé! la lumière est si pure!
Aux regards d'un mourant le soleil est si beau!

Je voudrois maintenant vider jusqu'à la lie
Ce calice mêlé de nectar et de fiel:
Au fond de cette coupe où je buvois la vie,
Peut-être restoit-il une goutte de miel!

Peut-être l'avenir me gardoit-il encore
Un retour de bonheur dont l'espoir est perdu?
Peut-être dans la foule, une âme que j'ignore
Auroit compris mon âme et m'auroit répondu! ...

La fleur tombe en livrant ses parfums au zéphire;
A la vie, au soleil, ce sont-là ses adieux;
Moi, je meurs: et mon âme, au moment qu'elle expire,
S'exhale comme un son triste et mélodieux.

Natur, ſo hold und ſanft! O Erd', o Sonn', o Thale!
Wie würde nicht um euch mein Aug' am Grabe feucht?
So duftig iſt die Luft! das Licht ſo rein von Strahle!
Dem Blick des Sterbenden ſo ſchön die Sonne däucht!

Ja, leeren möcht' ich jezt den Becher bis zur Hefe,
Aus dem ich Nektar oft, doch oft auch Galle trank;
Vielleicht, daß ich zuletzt ein Tröpfchen Honig träfe,
Das in des Lebens Kelch etwa zu Grunde ſank!

Vielleicht doch wollte mir die Zukunft aufbewahren
Die Wiederkehr zum Glück, deß Hoffnung mir verſchwand;
Vielleicht noch hätt' ein Geiſt aus dieſen fremden Schaaren
Erwiedert meinen Gruß, den er zuletzt verſtand! . . .

Die Blume fällt und läßt den Weſten ihre Düfte,
Ans Leben und ans Licht iſt dieß ihr Lebewohl:
So ſterb' ich, und mein Geiſt verhaucht ſich in die Lüfte,
Dem Tone gleich, der trüb und ſüß der Bruſt entquoll.

Buonaparte.

Sur un écueil battu par la vague plaintive,
Le nautonier de loin voit blanchir sur la rive
Un tombeau près du bord, par les flots déposé:
Le temps n'a pas encor bruni l'étroite pierre,
Et sous le vert tissu de la ronce et du lierre
On distingue... un sceptre brisé!

Ici git... point de nom!... demandez à la terre!
Ce nom? il est inscrit en sanglant caractère,
Des bords du Tanaïs au sommet du Cédar,
Sur le bronze et le marbre, et sur le sein des braves,
Et jusque dans le cœur de ces troupeaux d'esclaves
Qu'il fouloit tremblants sous son char.

Depuis ces deux grands noms qu'un siècle au siècle annonce,
Jamais nom qu'ici-bas toute langue prononce
Sur l'aile de la foudre aussi loin ne vola.
Jamais d'aucun mortel le pied qu'un souffle efface,
N'imprima sur la terre une plus forte trace,
Et ce pied s'est arrêté là!...

Buonaparte.

Es ſteht ein öder Fels, die Woge ſchlägt ihn klagend,
Der Schiffer ſieht von fern auf ſeinem Strande ragend,
Vom Meere hingeſchwemmt, ein einſam ſchimmernd Grab;
Es hat die Zeit noch nicht den ſchmalen Stein gebräunet,
Und unter Dorn und Moos, das grünend ihn umzäunet,
Blinkt .... ein zerbrochner Herrſcherſtab!

Hier liegt .... den Namen nicht! die Erde ſollt ihr fragen!
Sein Nam' — In blut'ger Schrift rings ſteht er aufgetragen
Von Kedars Felſenſtirn bis an des Dones Strand,
Auf Marmor und auf Erz, und auf der Bruſt der Braven,
Und in dem Herzen ſelbſt der feigen Schaar von Sklaven,
Die ſich ihm unter'm Wagen wand.

Kein Menſchenname noch, den aller Ohren kennen,
Seit jenen großen Zween, die Jahre Jahren nennen,
Schwang mit Gewitterflug ſich je ſo weit hinaus;
Nie hat ein ird'ſcher Fuß, den ſonſt ein Hauch entrücket,
Der Erde ſtärkre Spur im Wandeln eingedrücket:
Und — hier ging ſeine Wandrung aus!

Il est là!... sous trois pas un enfant le mesure;
Son ombre ne rend pas même un léger murmure:
Le pied d'un ennemi foule en paix son cercueil.
Sur ce front foudroyant le moucheron bourdonne,
Et son ombre n'entend que le bruit monotone
D'une vague contre un écueil.

Ne crains pas, cependant, ombre encor inquiète!
Que je vienne outrager ta majesté muette!
Non. La lyre aux tombeaux n'a jamais insulté.
La mort fut de tout temps l'asile de la gloire.
Rien ne doit jusqu'ici poursuivre une mémoire.
Rien!... excepté la vérité!

Ta tombe et ton berceau sont couverts d'un nuage;
Mais pareil à l'éclair tu sortis d'un orage!
Tu foudroyas le monde avant d'avoir un nom.
Tel ce Nil dont Memphis boit les vagues fécondes,
Avant d'être nommé, fait bouillonner ses ondes
Aux solitudes de Memnon.

Les dieux étoient tombés, les trônes étoient vides;
La victoire te prit sur ses ailes rapides.
D'un peuple de Brutus la gloire te fit roi.

Hier iſt er! ... und ein Kind, es mißt ihn mit drey Schritten;
Geduldig liegt ſein Sarg hier unter Feindes Tritten,
Ein leiſes Murren ſelbſt entrauſcht dem Schatten nicht.
Ob dieſer Donnerſtirn darf jetzt die Mücke ſchwirren,
Nur Einer Woge Schall kann ſich zu ihm verirren,
Die ſich an Einer Klippe bricht.

Doch, Schatten, rege noch! nicht ſollt du von mir denken,
Die ſtumme Majeſtät erſchein' ich dir zu kränken,
Nein! keine Leyer tönt die Gräber zu entweihn.
Sein Dach bot ſtets der Tod, daß Ruhm ſich drunter rette,
Verfolgen einen Ruf ſoll nichts zu dieſer Stätte,
Nichts — als der Wahrheit Wort allein.

Dir hat ſich Wieg' und Grab mit einer Wolk' umzogen,
Aus einem Wetter kamſt du, wie ein Blitz geflogen,
Und donnerteſt die Welt, noch ohne Namen, an:
So, eh noch Memphis tränkt der Nil mit Seegenswellen,
Läßt er, noch namenlos, ſchon ſeine Strudel ſchwellen
Durch kahler Wüſteneyen Bahn.

Die Thronen waren leer, geſtürzt der Götter Chöre;
Auf raſchen Fittich nahm der Sieg dich, — und die Ehre
Zum König krönte ſie des Brutusvolkes dich.

Ce siècle dont l'écume entrainoit dans sa course
Les mœurs, les rois, les dieux ... refoulé vers sa source,
Recula d'un pas devant toi.

Tu combattis l'erreur sans regarder le nombre;
Pareil au fier Jacob tu luttas contre une ombre:
Le fantôme croula sous le poids d'un mortel.
Et de tous ses grands noms profanateur sublime,
Tu jouas avec eux, comme la main du crime
Avec les vases de l'autel.

Ainsi, dans les accès d'un impuissant délire
Quand un siècle vieilli, de ses mains se déchire,
En jetant dans ses fers un cri de liberté,
Un héros tout-à-coup de la poudre se lève,
Le frappe avec son sceptre... il s'éveille, et le rêve
Tombe devant la vérité.

Ah! si rendant ce sceptre à ses mains légitimes,
Plaçant sur ton pavois de royales victimes,
Tes mains des saints bandeaux avoient lavé l'affront,
Soldat vengeur des rois, plus grand que ces rois même,
De quel divin parfum, de quel pur diadème,
L'histoire auroit sacré ton front?

Und, — das im Schaume fort riß Kön'ge, Götter, Sitten,
Selbſt dieß Jahrhundert zog vor dir mit ſcheuen Schritten
Zurück nach ſeiner Quelle ſich.

Den Irrthum griffſt du an, vor keiner Zahl erblaſſend,
Dem ſtolzen Jakob gleich rangſt du, den Schatten faſſend,
Der Arm des Sterblichen zerdrückte das Fantom.
Die groſſen Namen all ſah man dich Rieſen ſchänden,
Sie waren dir ein Spiel, wie in des Frevels Händen
Das heilige Geſchirr im Dom.

So, wenn ein greis Geſchlecht, von eitler Wuth befallen,
Mit eignen Händen ſich zerfleiſcht und läſſet ſchallen
In ſeiner Feſſeln Klang der Freyheit tollen Schrei:
Mit einem Mal ein Held ſich aus dem Staube hebet,
Er trifft es mit dem Stab, daß es erwacht und bebet,
Die Wahrheit bricht den Wahn entzwei.

Wenn dieſen Stab zurück den rechten Händen gebend,
Ach, wenn auf deinem Schild gekrönte Opfer hebend,
Du hätteſt abgewiſcht der heil'grn Binde Schmach:
Der Kön'ge Rächer, Held, und über ſie erhaben!
Wie würde Clio dich, mit reinem Kranz begraben,
Wie ſtreute ſie dir Weihrauch nach!

Gloire! honneur! liberté! ces mots que l'homme adore
Retentissoient pour toi comme l'airain sonore
Dont un stupide écho répète au loin le son.
De cette langue en vain ton oreille frappée,
Ne comprit ici bas que le cri de l'épée,
Et le mâle accord du clairon.

Superbe, et dédaignant ce que la terre admire,
Tu ne demandois rien au monde, que l'empire.
Tu marchois!... tout obstacle étoit ton ennemi.
Ta volonté voloit comme ce trait rapide
Qui va frapper le but où le regard le guide,
Même à travers un cœur ami.

Jamais, pour éclaircir ta royale tristesse,
La coupe des festins ne te versa l'ivresse;
Tes yeux d'une autre pourpre aimoient à s'enivrer.
Comme un soldat debout qui veille sous les armes,
Tu vis de la beauté le sourire ou les larmes.
Sans sourire et sans soupirer.

Tu n'aimois que le bruit du fer, le cri d'alarmes!
L'éclat resplendissant de l'aube sur les armes;
Et ta main ne flattoit que ton léger coursier.

Doch — Ehre, Freyheit, Ruhm! der Menſchen Lieblingstöne,
Sie klangen nur für dich, wie des Metalls Gedröhne,
Von ferne wiederhohlt in Echo's ſtumpfem Hall;
Vergebens deinem Ohr ſcholl dieſe Sprach' entgegen,
Das auf der Erde nur verſtand den Schrei der Degen,
Und der Trompete kühnen Schall.

Was ſonſt die Erde liebt, das haſt du ſtolz verachtet,
Nach Herrſchaft in der Welt, und ſonſt nach nichts getrachtet,
Dein Thun war vorwärts gehn, dein Feind das Hinderniß;
Dein Wille glich dem Pfeil, der durch die Lüfte gleitet,
Zu fahren in das Ziel, zu dem der Blick ihn leitet,
Selbſt durch des Freundes Herz, gewiß.

Von deiner Königsſtirn den Trübſinn wegzuſtrahlen,
Goß nie dir Trunkenheit ſich aus des Feſtes Schaalen,
Dein Blick berauſchte ſich in anderm Purpur gern.
Und, ſo wie Krieger ſtreng, im Panzer, aufrecht, wachen, —
Die Schönheit mochte dir nun weinen oder lachen, —
Blieb Seufzen dir und Lächeln fern.

Du liebteſt nur den Schrei des Lerms, des Eiſens Schallen,
Im Waffenſpiegel nur der Morgenröthe Wallen,
Nichts koſ'te deine Hand, als nur dein Roß, das ſchnob,

Quand les flots ondoyants de sa pâle crinière
Sillonnoient comme un vent, la sanglante poussière,
Et que ses pieds brisoient l'acier.

Tu grandis sans plaisir, tu tombas sans murmure:
Rien d'humain ne battoit sous ton épaisse armure;
Sans haine et sans amour, tu vivois pour penser.
Comme l'aigle régnant dans un ciel solitaire,
Tu n'avois qu'un regard pour mesurer la terre,
Et des serres pour l'embrasser.

. . . . . .
. . . . . .

S'élancer d'un seul bond au char de la victoire,
Foudroyer l'univers des splendeurs de sa gloire,
Fouler d'un même pied des tribuns et des rois;
Forger un joug trempé dans l'amour et la haine,
Et faire frissonner sous le frein qui l'enchaîne
Un peuple échappé de ses lois!

Être d'un siècle entier la pensée et la vie,
Émousser le poignard, décourager l'envie;
Ébranler, raffermir l'univers incertain,

Wenn durch den blut'gen Staub der fahlen Mähne Wogen,
Dem Windesathem gleich im Fluge Furchen zogen,
Und unter'm Fuß der Stahl zerstob.

Du wuchsest ohne Lust, du fielest ohne Klagen,
Nichts Menschlich's fühltest du im dichten Panzer schlagen,
Du warst zu denken da, von Lieb' und Haß nicht warm.
Und herrschend, wie der Aar, in öden Wolkenhöhen,
Hatt'st du nur einen Blick, die Welt zu übersehen,
Und, sie zu fassen einen Arm.

. . . . . .
. . . . . .

Mit einem einz'gen Schwung dem Sieg im Wagen sitzen,
Mit seines Ruhmes Glanz der Welt ins Auge blitzen,
Volksführer, Könige zertreten auf ein Mal;
In Lieb' und Haß getaucht das Joch der Erde schmieden,
Ein knirschend Volk, das frech sich vom Gesetz geschieden,
Fest bannen in des Zaumes Quaal;

Von einer ganzen Zeit das Leben seyn und Denken,
Den Neid entmuthigen, den Dolch zur Seite lenken,
Erschüttern, festigen die Welt, die schwankend bebt;

Aux sinistres clartés de ta foudre qui gronde
Vingt fois contre les dieux, jouer le sort du monde,
Quel rêve!!! et ce fut ton destin!...

Tu tombas cependant de ce sublime faîte!
Sur ce rocher désert jeté par la tempête,
Tu vis tes ennemis déchirer ton manteau;
Et le sort, ce seul dieu qu'adora ton audace,
Pour dernière faveur t'accorda cet espace
Entre le trône et le tombeau.

Oh! qui m'auroit donné d'y sonder ta pensée,
Lorsque le souvenir de ta grandeur passée
Venoit, comme un remords, t'assaillir loin du bruit;
Et que, les bras croisés sur ta large poitrine,
Sur ton front chauve et nu, que la pensée incline,
L'horreur passoit comme la nuit!

Tel qu'un pasteur debout sur la rive profonde
Voit son ombre de loin se prolonger sur l'onde,
Et du fleuve orageux suivre en flottant le cours;
Tel du sommet désert de ta grandeur suprême,
Dans l'ombre du passé te recherchant toi-même,
Tu rappelois tes anciens jours.

In ſeiner Blitze Glanz, im grauſen Donnerwetter
Zehnmal als Weltſchickſal bekämpfen alle Götter: —
Welch Traumbild!!! — und du haſts gelebt!

Und endlich fielſt du doch von deiner hohen Spitze,
Geſchleudert von dem Sturm nach dieſem öden Sitze
Sahſt du der Feinde Schwarm ſich theilen in dein Kleid:
Das Schickſal, das dein Muth als einz'gen Gott verehret,
Es hielt nur dieſen Raum, zu letzter Gunſt beſcheeret,
Dir zwiſchen Grab und Thron bereit.

O hätt' ich dürfen dort in deine Seele ſchauen,
Wenn fern vom Lerm der Welt vergang'ner Größe Grauen,
Wie ein Gewiſſensbiß, in deinem Geiſt erwacht',
Und, auf die breite Bruſt gekreuzt der Arme Schranken,
Du durch die kahle Stirn — ſie beugten die Gedanken —
Den Schauer ſandteſt, gleich der Nacht.

So wie herab ein Hirt vom ſteilen Ufer ſiehet
Wenn auf der Welle ſich weithin ſein Schatten ziehet,
Und in des wilden Stroms bewegten Lauf ſich ſtreut:
Sahſt du von deiner Größ' entblößtem Gipfel nieder,
Riefſt alte Zeit zurück, und ſuchteſt ſelbſt dich wieder
Im Schatten der Vergangenheit.

Ils passoient devant toi comme des flots sublimes
Dont l'œil voit sur les mers étinceler les cimes,
Ton oreille écoutoit leur bruit harmonieux;
Et, d'un reflet de gloire éclairant ton visage,
Chaque flot t'apportoit une brillante image
Que tu suivois long temps des yeux.

Là, sur un pont tremblant tu défiois la foudre;
Là, du désert sacré tu réveillois la poudre;
Ton coursier frissonnait dans les flots du Jourdain.
Là, tes pas abaissoient une cime escarpée;
Là, tu changeois en sceptre une invincible épée;
Ici... Mais quel effroi soudain?

Pourquoi détournes-tu ta paupière éperdue?
D'où vient cette pâleur sur ton front répandue?
Qu'as-tu vu tout-à-coup dans l'horreur du passé?
Est-ce d'une cité la ruine fumante?
Ou du sang des humains quelque plaine écumante?
Mais la gloire a tout effacé.

La gloire efface tout..... Tout excepté le crime.
Mais son doigt me montroit le corps d'une victime;
Un jeune homme! un héros, d'un sang pur inondé!

Da ſchwammen vor dir hin die Tage, gleich den Bogen
Der Wellen, die das Aug' im Meer ſieht ſchimmernd wogen,
Es horchte gern dein Ohr auf ihren ſüſſen Klang.
Ein Wiederſchein von Ruhm auf deinem Antlitz ſtrahlte,
Als dir in Well' um Well' ein glänzend Bild ſich mahlte,
Dem deine Blicke folgten lang.

Hier trotzteſt du im Fluß dem Blitz auf ſchwankem Brette,
Dort weckteſt du den Staub geweihter, öder Stätte,
Es ſchauderte dein Roß in Jordans heil'ger Flut.
Dort ebnete dein Schritt die theilen Höhn zu Wegen,
Dort ſchufſt zum Zepter du den unbeſiegten Degen,
Hier.... doch was ſtockt dir gäh das Blut?

Was drehſt du weg, beſtürzt, den Augenſtern voll Schrecken;
Was heißt die Stirn ſich dir mit ſolcher Bläſſe decken?
Was haſt du denn erblickt in des Vergang'nen Graus?
Sind's Trümmer einer Stadt, und Flammen drob ſich bäumend?
Iſt's einer Ebne Schmuck von Menſchenblute ſchäumend?
Doch nein! der Ruhm löſcht Alles aus.

Der Ruhm löſcht Alles aus.... Nur das Verbrechen bleibet.
Was wies ſein Finger mir? Ein Opfer war's, entleibet,
Ein Jüngling, ach! ein Held, von reinem Blut bethaut.

Le flot qui l'apportoit, passoit, passoit, sans cesse;
Et toujours en passant la vague vengeresse
Lui jetoit le nom de Condé, . . .

Comme pour effacer une tache livide,
On voyoit sur son front passer sa main rapide;
Mais la trace de sang sous son doigt renaissoit;
Et comme un sceau frappé par une main suprême,
La goutte ineffaçable, ainsi qu'un diadème,
Le couronnoit de son forfait.

C'est pous cela, tyran! qua ta gloire ternie
Fera par ton forfait douter de ton génie;
Qu'une trace de sang suivra partout ton char;
Et que ton nom, jouet d'un éternel orage,
Sera, par l'avenir, ballotté d'âge en âge
Entre Marius et César.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Die Wogen trugen den, ſie kamen und ſie kamen,
Und immer warf ihm neu entgegen Condé's Namen
Der rächeriſchen Woge Laut.

Als wollt' er wiſchen weg ein Mal, ein häßlich Zeichen,
Sah man ihn durch die Stirn mit raſcher Hand ſich ſtreichen.
Stets unterm Finger wuchs die blut'ge Spur jedoch;
Und, als ob über ihn des Höchſten Siegel käme,
Krönt' ihn mit ſeiner That, wie einem Diademe,
Der alte Tropfen Blutes noch.

Und dieſer Frevel iſt's, der deinen Ruhm beflecken,
Der gegen deinen Geiſt, Tyrann! den Zweifel wecken,
Deß blut'ge Spur den Thron dir immer zeichnen muß.
Ob deinem Namen wird ein ewig's Wetter zanken,
Wie ſie dich heiſſen ſoll, wird ſtets die Nachwelt ſchwanken:
Ob Cäſar oder Marius.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Tu mourus cependant de la mort du vulgaire,
Ainsi, qu'un moissonneur va chercher son salaire,
Et dort sur sa faucille avant d'être payé.
Tu ceignis en mourant ton glaive sur ta cuisse,
Et tu fus demander, récompense ou justice,
Au dieu qui t'avoit envoyé.

On dit qu'aux derniers jours de sa longue agonie,
Devant l'éternité seul avec son génie,
Son regard vers le ciel, parut se soulever;
Le signe rédempteur toucha son front farouche;...
Et même on entendit commencer sur sa bouche
Un nom... qu'il n'osoit achever.

Achève!... c'est le dieu qui règne et qui couronne:
C'est le dieu qui punit: c'est le dieu qui pardonne;
Pour les héros et nous, il a des poids divers.
Parle-lui sans effroi; lui seul peut te comprendre.
L'esclave et le tyran ont tous un compte à rendre,
L'un du sceptre, l'autre des fers.

. . . . . .

Son cercueil est fermé; Dieu l'a jugé: silence!
Son crime et ses exploits pèsent dans la balance:

Am Ende biſt du doch gemeinen Tod geſtorben,
Dem Schnitter ähnlich, der, eh er den Lohn erworben,
Den er zu hohlen kam, ſchläft auf der Sichel ſchon.
Du bandeſt ſterbend dir dein Schwert an deine Seite,
Und gingeſt, vor dem Gott, der dich zum Diener weihte,
Zu fordern Recht dir, oder Lohn.

Auf bangem Sterbebett, hab' in den letzten Tagen
Gen Himmel er den Blick, erzählt man, aufgeſchlagen,
Als nun dem Rieſengeiſt die Ewigkeit ſich wies.
Man ſah die finſtre Stirn ſich mit dem Kreutze ſegnen,
Ja, ſeine Lippen ſich zu einem Wort begegnen,
Das ihn die Scheu nicht enden ließ.

Sprich's aus!.... es iſt der Gott, der herrſcht und Herrſcher weihet,
Es iſt der Gott, der ſtraft, der Gott iſts, der verzeihet;
Nicht Helden mißt und uns mit gleichem Maas er ab.
Red' ohne Scheu mit ihm, nur Er begriff dein Leben,
Und eine Rechenſchaft hat Knecht und Herr zu geben,
Der von den Feſſeln, der vom Stab.

. . . . . .

Gerichtet hat ihn Gott: ſein Sarg iſt zu; geſchwiegen!
Sein Frevel, ſein Verdienſt ſich in der Wage wiegen:

Que des foibles mortels la main n'y touche plus!
Qui peut sonder, Seigneur, ta clémence infinie?
Et vous, fléau de Dieu! qui soit si le génie
N'est pas une de vos vertus? . . .

Was iſt der Menſch, daß dran mit ſchwacher Hand er reißt?
Herr, aller Gnade Hort, wer liest in deinem Buche?
Und, Gottes Geiſſel, du! vielleicht nach ſeinem Spruche
Zär eine Tugend galt dein Geiſt!

Les Etoiles.

A Mme. DE P***.

Il est pour la pensée une heure... une heure sainte,
Alors que s'enfuyant de la céleste enceinte
De l'absence du jour pour consoler les cieux,
Le crépuscule aux monts prolonge ses adieux.
On voit à l'horizon sa lueur incertaine
Comme les bords flottans d'une robe qui traîne,
Balayer lentement le firmament obscur
Où les astres ternis revivent dans l'azur.
Alors ces globes d'or, ces îles de lumière,
Que cherche par instinct la rêveuse paupière,
Jaillissent par milliers de l'ombre qui s'enfuit,
Comme une poudre d'or sous les pas de la nuit;
Et le souffle du soir qui vole sur sa trace,
Les sème en tourbillons dans le brillant espace.
L'œil ébloui les cherche et les perd à la fois;
Les uns semblent planer sur les cimes des bois,

Die Sterne.

Es giebt für den Gedanken eine Stunde,
Die heilig iſt: — wenn aus des Himmels Saal
Die Dämm'rung fliehend, für des Tages Scheiden
Die Lüfte tröſtet, und den Bergen rings
Ihr ſtilles Lebewohl verlängernd ſagt.
Man ſieht ihr ſchwankes Licht am Horizont,
Wie mit dem Saum ein lang und wallend Kleid,
Das dunkle Firmament allmählig kehren,
Wo matte Sterne neuerſtehn im Blau'n;
Bald ſprühen aus dem dunkeln Schatten auf,
Wie unterm Fuß der Nacht ein goldner Staub,
Die Inſeln Lichts, die goldnen Kugeln alle
Zu Tauſenden, die unſer Augenſtern
Nachdenklich, voll von dunkler Sehnſucht, ſucht.
Der Abendhauch fliegt auf der Spur der Nacht,
Und ſä't ſie durch den hellen Raum in Wirbeln.
Verblendet ſucht, verliert das Auge ſie.
Die einen ſcheint es, irren an dem Rand

Tel qu'un céleste oiseau dont les rapides ailes
Font jaillir en s'ouvrant des gerbes d'étincelles.
D'autres, en flots brillants s'étendent dans les airs,
Comme un rocher blanchi de l'écume des mers;
Ceux-là, comme un coursier volant dans la carrière,
Déroulent à longs plis leur flottante crinière;
Ceux-ci, sur l'horizon se penchant à-demi,
Semblent des yeux ouverts sur le monde endormi,
Tandis qu'aux bords du ciel de légères étoiles
Voguent dans cet azur comme de blanches voiles,
Qui, revenant au port, d'un rivage lointain,
Brillent sur l'Océan aux rayons du matin.

De ces astres brillants, son plus sublime ouvrage,
Dieu seul connoît le nombre, et la distance et l'âge;
Les uns déjà vieillis, pâlissent à nos yeux,
D'autres se sont perdus dans les routes des cieux,
D'autres, comme des fleurs que son souffle caresse,
Lèvent un front riant de grâce et de jeunesse,
Et, charmant l'Orient de leurs fraîches clartés,
Étonnent tout-à-coup l'œil qui les a comptés.
Dans la danse céleste ils s'élancent ... et l'homme,
Ainsi qu'un nouveau-né, les salue, et les nomme.
Quel mortel enivré de leur chaste regard,

Der Wälder, — eines Wundervogels Schwingen
Streu'n ſo, ſich öffnend, Strahlen-Garben aus.
Der Luft entragen andr' im Wogenglanz,
Wie ein gebleichter Fels dem Saum des Meeres;
Die — wie ein Renner fliegend auf der Bahn —
In langen Wellen rollen auf ihr Haar;
Die, halb ſich neigend über'm Horizont,
Sind Augen, offen ob der Schlummerwelt,
Indeß am Rand des Himmels leichte Sterne
Im Blauen ſchiffen, weiſſen Seegeln gleich,
Die, ſich dem Hafen nah'n von fernem Strand
Im Strahl des Morgens auf dem Waſſer glänzen.

Von dieſen Sternen, ſeinem höchſten Werk,
Kennt Gott nur Zahl und Alter und Entfernung;
Die einen, ſchon gealtert, bleichen ab,
Verloren haben andre ſich vom Himmel,
Noch andre heben lachend ihre Stirn,
Wie junge Blumen, die ſein Athem küßt;
Mit reinem Licht entzücken ſie den Oſt,
Das Auge ſelber ſtaunt, das ſie gezählt.
Sie ſchwingen ſich im Himmelstanz . . . der Menſch,
Grüßt ſie, benennt ſie, wie ein Neugeborner.
Wer hat, berauſcht von ihrem keuſchen Blick,

Laissant ses yeux flottants les fixer au hasard,
Et cherchant le plus pur, parmi ce chœur suprême,
Ne l'a pas consacré du nom de ce qu'il aime?
Moi-même... il en est un, solitaire, isolé,
Qui, dans mes longues nuits, m'a souvent consolé,
Et dont l'éclat, voilé des ombres du mystère,
Me rappelle un regard qui brilloit sur la terre.
Peut-être?... ah! puisse-t-il au céleste séjour
Porter au moins ce nom que lui donna l'Amour!

Cependant, la nuit marche, et sur l'abîme immense,
Tous ces mondes flottants gravitent en silence,
Et nous même avec eux emportés dans leur cours,
Vers un port inconnu nous avançons toujours.
Souvent, pendant la nuit, au souffle du zéphire,
On sent la terre aussi flotter comme un navire.
D'une écume brillante on voit les monts couverts
Fendre d'un cours égal le flot grondant des airs;
Sur ces vagues d'azur où le globe se joue,
On entend l'aquilon se briser sous la proue,
Et du vent dans les mâts les tristes sifflements,
Et de ses flancs battus les sourds gémissements;
Et l'homme sur l'abîme où sa demeure flotte,
Vogue avec volupté sur la foi du pilote.

Nach Laune ſie mit irrem Aug' erfaſſend,
Den reinſten ſuchend in dem hohen Chor,
Ihn nicht geweiht mit ſeiner Liebe Namen?
Auch ich kenn' Einen, einſam ſteht er, fern.
Der hat mich oft in langer Nacht getröſtet,
Sein Glanz, in heil'ge Schatten eingehüllt,
Gleicht einem Blick, der mir auf Erden ſtrahlte.
Vielleicht? .... ach, trüg' er doch den Namen nur
Am Himmelszelt, den ihm die Liebe gab!

Derweil rückt vor die Nacht, es ziehn und ſchwimmen
Die Welten ſchweigend auf dem Abgrund hin;
Auch wir, hinein in ihre Bahn gezogen,
Dem unbekannten Hafen geh'n wir zu.
Oft fühlt man, in der Nacht, beim Weſteshauch,
Die Erde ſelber, wie ein Fahrzeug fluthen;
In gleichem Lauf, mit lichtem Schaum bedeckt,
Durchziehn die Berg' ein grollend Meer von Lüften,
Und an den Wogen, drauf dieß Rund ſich wiegt,
Bricht unter'm Vordertheil der Nord ſich laut;
Des Windes Aechzen hört man in dem Maſt,
Und der geſchlagnen Seiten dumpfes Dröhnen,
Und auf dem Abgrund wogt in ſeinem Haus
Der Menſch mit Luſt, und traut dem Steuermann.

Soleils! mondes flottants qui voguez avec nous!
Dites, s'il vous l'a dit, où donc allons-nous tous?
Quel est le port céleste où son souffle nous guide?
Quel terme assigna-t-il à notre vol rapide?
Allons-nous sur des bords de silence et de deuil,
Échouant dans la nuit sur quelque vaste écueil,
Semer l'immensité des débris du naufrage?
Ou, conduits par sa main sur un brillant rivage,
Et sur l'ancre éternelle à jamais affermis,
Dans un golfe du ciel aborder endormis?

Vous qui nagez plus près de la céleste voûte,
Mondes étincelants! vous le savez sans doute:
Cet Océan plus pur, ce ciel où vous flottez,
Laisse arriver à vous de plus vives clartés;
Plus brillantes que nous vous savez davantage;
Car, de la vérité, la lumière est l'image.
Oui: si j'en crois l'éclat dont vos orbes errants
Argentent des forêts les dômes transparents,
Qui, glissant tout-à-coup sur des mers irritées,
Calme, en les éclairant, les vagues agitées;
Si j'en crois ces rayons dont le sensible jour
Inspire la vertu, la prière, l'amour,
Qui, quand l'œil attendri s'entr'ouve a leur lumière,

Ihr Sonnen! Welten, die ihr mit uns fluthet!
Sagt, wenn er's euch gesagt, wo gehn wir hin?
Nach welchem Himmelshafen lenket uns
Sein Hauch? wo ist des raschen Fluges Ziel?
Sprecht, werden wir an öder Trauer Strand,
An ungeheurer Klippe nächtlich scheiternd
Die Trümmer fä'n ins Unermeßliche?
Sprecht, oder heitrem Ufer zugelenkt,
Vom ew'gen Anker festgehalten, landen,
In süssem Schlaf, an einer Himmelsbucht?

Ihr schwimmet näher an des Himmels Wölbung,
Glanzreiche Welten! sicher wisset ihrs:
Dieß rein're Meer, der Aether, wo ihr wogt,
Läßt helles Licht zu euch herniederkommen,
Ihr funkelt mehr, denn wir: ihr wißt auch mehr;
Denn aller Wahrheit Bild ist ja das Licht.
Dem Glanze glaub' ich eurer irren Kreise,
Der durch der Wälder Dome silbern dringt,
Der auf erzürnte Meere plötzlich schleichend,
Die wilden Wogen, sie beleuchtend, stillt.
Den Strahlen glaub' ich, deren weicher Tag
Zur Tugend, zum Gebet, zur Liebe lädt;
Die, wenn sich ihrem Licht erschließt das Auge,

Attirent une larme aux bords de la paupière;
Si j'en crois ces instincts, ces doux pressentiments
Qui dirigent vers vous les soupirs des amants,
Les yeux de la beauté, les rêves qu'on regrette,
Et le vol enflammé de l'aigle et du poëte!
Tentes du ciel! Édens! temples! brillants palais!
Vous êtes un séjour d'innocence et de paix.
Dans le calme des nuits, à travers la distance
Vous en versez sour nous la lointaïne influence.
Tout ce que nous cherchons, l'amour, la vérité,
Ces fruits tombés du ciel dont la terre a goûté,
Dans vos brillants climats, que le regard envie,
Nourrissent à jamais les enfants de la vie.
Et l'homme, un jour peut-être à ses destins rendu,
Retrouvera chez vous tous ce qu'il a perdu.
Hélas! combien de fois seul, veillant sur ses cimes
Où notre âme plus libre a des vœux plus sublimes,
Beaux astres! fleurs du ciel dont le lys est jaloux,
J'ai murmuré tout bas: Que ne suis-je un de vous?
Que ne puis-je, échappant à ce globe de boue,
Dans la sphère éclatante où mon regard se joue,
Jonchant d'un feu de plus les parvis du saint lieu,
Éclore tout-à-coup sous les pas de mon Dieu,

Die Thräne locken auf der Wimper Saum.
Der Ahnung glaub' ich, jenem ſüſſen Trieb,
Der hin zu euch der Liebe Seufzer lenkt,
Der Schönheit Auge, holder Träume Flug,
Den glüh'nden Schwung des Dichters und des Aars!
Ihr Himmelszelte! Tempel! Paradieſe!
Des Friedens und der Unſchuld Aufenthalt!
Durch alle Ferne ſtrömt in ſtillen Nächten
Auf uns hernieder eure Wunderkraft.
Ach! Alles, was wir ſuchen: Wahrheit, Liebe,
Die reife Frucht, die von dem Himmel fiel,
Daran als Vorſchmack ſich die Erde labt,
Nährt ewig droben in der klaren Luft,
Nach der der Blick ſich ſehnt, des Himmels Kinder.
Und dort vielleicht wird, was er werden ſoll,
Der Menſch und trifft, was er verloren hat.
Wie oft, ach! einſam wach auf Berges Gipfeln,
Wo ſtolzer wünſchen darf der freye Geiſt,
Ihr Himmelsblumen! ihr, der Lilge Neid!
Hab' ich geflüſtert: „Wär' ich eurer Eine!
Was kann ich nicht, entflohn der Scholle hier,
Im Saal des Lichts, durch den mein Auge ſchweift,
Entblühen plötzlich meines Gottes Schritt,
Mit einer Feuerblume mehr beſtreuend

Ou briller sur le front de la beauté suprême,
Comme un pâle fleuron de son saint diadème?

Dans le limpide azur de ces flots de cristal,
Me souvenant encor de mon globe natal,
Je viendrois chaque nuit, tardif et solitaire,
Sur les monts que j'aimois briller près de la terre;
J'aimerois à glisser sous la nuit des rameaux,
A dormir sur les prés, à flotter sur les eaux,
A percer doucement le voile d'un nuage,
Comme un regard d'amour que la pudeur ombrage.
Je visiterois l'homme; et s'il est ici-bas
Un front pensif, des yeux qui ne se ferment pas,
Une âme en deuil, un cœur qu'un poids sublime oppresse,
Répandant devant Dieu sa pieuse tristesse,
Un malheureux au jour dérobant ses douleurs,
Et dans le sein des nuits laissant couler ses pleurs,
Un génie inquiet, une active pensée
Par un instinct trop fort dans l'infini lancée;
Mon rayon pénétré d'une sainte amitié,
Pour des maux trop connus prodiguant sa pitié,
Comme un secret d'amour versé dans un cœur tendre,
Sur ces fronts inclinés se plairoit à descendre.

Den heil'gen Vorhof, oder auf der Stirn
Der höchſten Schönheit, als ein Blumenwerk,
Ein bleiches, glänzen an dem Diadem?

In der cryſtallnen Fluten flüſſ'gem Blau
Noch immer meiner Heimath eingedenk,
Einſam und zögernd käm' ich jede Nacht,
Den Bergen, die ich liebte, nah zu glänzen.
Wie gern der Zweige Nacht durchſchlüpft' ich dann,
Schlief' auf der Wieſe, fluthet' auf dem Strom,
Durchdränge ſänftlich einer Wolke Schatten,
So wie ein Liebesblick von Scham verhüllt.
Den Menſchen ſucht' ich auf: — und fänden ſich
Umwölkte Stirnen, Augen ungeſchloſſen,
Ein Herz in Leid; von edler Laſt gedrückt
Vor Gott, mit ihrer Trauer eine Seele;
Ein Armer, der dem Tag den Schmerz verbirgt,
Im Schoos der Nacht die Thränen flieſſen läßt;
Ein kühner Geiſt, ein thätiger Gedanke,
Vom Trieb geſchleudert ins Unendliche: —
Mein Strahl, von heil'ger Freundſchaft ganz durchglüht,
Sein Mitleid ſpendend wohlbekannten Uebeln,
Wie ein Geheimniß in ein liebend Herz,
Auf die gebeugten Stirnen göſſ' er ſich.

Ma lueur fraternelle, en découlant sur eux,
Dormiroit sur leur sein, souriroit à leurs yeux:
Je leur révélerois, dans la langue divine,
Un mot du grand secret que le malheur devine.
Je sécherois leurs pleurs; et quand l'œil du matin
Feroit pâlir mon disque à l'horizon lointain,
Mon rayon, en quittant leur paupière attendrie,
Leur laisseroit encor la vague rêverie,
Et la paix et l'espoir; et lassés de gémir,
Au moins avant l'aurore ils pourroient s'endormir.

Et vous, brillantes sœurs! étoiles, mes compagnes,
Qui du bleu firmament émaillez les campagnes;
Et, cadençant vos pas à la lyre des cieux,
Nouez et dénouez vos chœurs harmonieux!
Introduit sur vos pas dans la céleste chaîne,
Je suivrois dans l'azur l'instinct qui vous entraîne,
Vous guideriez mon œil dans ce brillant désert,
Labyrinthe de feux où le regard se perd.
Vos rayons m'apprendroient à louer, à connoître
Celui que nous cherchons, que vous voyez peut-être;
Et noyant dans son sein mes tremblantes clartés,
Je sentirois en lui . . . tout ce que vous sentez.

Mein brüderlicher Glanz, auf sie geflossen,
Lacht' ihrem Auge, schlief' in ihrem Schoos;
Und in des Himmels Sprach' enthüllt ich ihnen,
Ein Wort des Räthsels, das der Schmerz erräth.
Ich trocknet' ihre Thränen; Morgens dann,
Wenn fern am Horizont mein Kreis erblaßte,
Entschwindend aus gerührtem Augenstern,
Liess' ihnen bunte Träume doch und Frieden
Mein Licht, und Hoffnung, und sie könnten doch,
Der Seufzer satt, noch vor dem Frühroth schlummern.

Und, Ihr Gespielen, leuchtende Genossen,
Die ihr das Feld der blauen Veste schmückt,
Und nach der Himmelsleyer euren Schritt
Bewegend, knüpft und löst harmon'schen Tanz!
Euch nach, geführt in diese heil'ge Kette,
Folgt' ich im Blau'n dem Zuge, der euch lenkt,
In lichter Wüste führtet ihr mein Auge,
Das sich im Feuerlabyrinth verliert.
Erkennen, loben den lehrt' euer Strahl
Mich, den wir suchen, den vielleicht ihr schaut!
Ich taucht' in seinen Schoos mein zitternd Licht,
Und fühlt' in ihm — was Alles ihr nur fühlt.

La Solitude.

Heureux qui, s'écartant des sentiers d'ici-bas,
A l'ombre du désert allant cacher ses pas,
D'un monde dédaigné secouant la poussière,
Efface encor vivant ses traces sur la terre,
Et dans la solitude enfin enseveli,
Se nourrit d'espérance et s'abreuve d'oubli!
Tel que ces esprits purs qui planent dans l'espace,
Tranquille spectateur de cette ombre qui passe,
Des caprices du sort à jamais défendu,
Il suit de l'œil ce char dont il est descendu....
Il voit les passions, sur une onde incertaine,
De leur souffle orageux enfler la voile humaine.
Mais ces vents inconstants ne troublent plus sa paix;
Il se repose en Dieu, qui ne change jamais;
Il aime à contempler ses plus hardis ouvrages,
Ces monts, vainqueurs des vents, de la foudre et des âges,
Où dans leur masse auguste et leur solidité,
Ce dieu grava sa force et son éternité.

Die Einsamkeit.

Glückseelig, wer vom Pfade dieser Welt
Sich kehrt, und in der Wüste sich verbergend,
Abschüttelnd der verschmähten Erde Staub,
Noch lebend seine Spur hienieden tilgt,
Zulezt in Einsamkeit begraben, sich
Von Hoffnung nährt und trinkt Vergessenheit.
Den reinen Geistern ähnlich in der Luft,
Des flücht'gen Schattens ruhiger Betrachter,
Geschüzt auf immer vor des Schicksals Hohn,
Sieht er dem Wagen nach, den er verlassen . . .
Er sieht die Leidenschaft auf schwanker Fluth
Mit ihrem Sturm der Menschen Seegel schwellen;
Ihm trübt kein falscher Wind den Frieden mehr,
Er ruhet im umwandelbaren Gott,
Liebt zu beschauen seine kühnsten Werke,
Die Berge, trotzend Sturm und Blitz und Zeit,
In deren stolze Stirn' und festen Bau
Gott eingrub seine Kraft und Ewigkeit!

A cette heure, où frappé d'un rayon de l'aurore,
Leur sommet enflammé que l'Orient colore,
Comme un phare céleste allumé dans la nuit
Jaillit étincelant de l'ombre qui s'enfuit,
Il s'élance, il franchit ces riantes collines
Que le mont jette au loin sur ses larges racines,
Et, porté par degrés jusqu'à ses sombres flancs,
Sous ses pins immortels il s'enfonce à pas lents :
Là, des torrents séchés le lit seul est sa route,
Tantôt les rocs minés sur lui pendent en voûte,
Et, tantôt sur leurs bords tout-à-coup suspendu,
Il recule étonné ; son regard éperdu
Jouit avec horreur de cet effroi sublime,
Et sous ses pieds, long-temps, voit tournoyer l'abîme.
Il monte, et l'horizon grandit à chaque instant ;
Il monte, et devant lui l'immensité s'étend,
Comme sous le regard d'une nouvelle aurore,
Un monde à chaque pas pour ses yeux semble éclore,
Jusqu'au sommet suprême où son œil enchanté
S'empare de l'espace, et plane en liberté.

Ainsi, lorsque notre âme, à sa source envolée,
Quitte enfin pour jamais la terrestre vallée,

Wann von der Morgenröthe Strahl getroffen
Ihr Flammengipfel, von dem Oſt gefärbt,
Ein Himmelsleuchtthurm, in der Nacht entzündet,
Hervor aus fliehnden Schatten funkelnd ſtrahlt: —
Da ſpringt er auf und überſteigt die Hügel,
Die über ſeine Wurzeln das Gebirg
Hinaus ins Weite wirft, die lachenden.
Er ſteigt und ſteigt, bis zu den düſtern Rippen,
Dringt langſam unter ew'gen Fichten ein,
Ein ausgetrocknet Strombett iſt ſein Weg,
Bald wölbt ſich über ihm ein hohler Fels,
Bald hängt er plötzlich über einem Schlund,
Und weicht erſtaunt zurück, es ſchwimmt ſein Blick,
Geneußt mit Grauen des Entſetzens Tiefe,
Sieht lang den Abgrund unter ihm ſich drehn.
Er ſteigt, der Horizont wächst jeden Schritt,
Er ſteigt, und vor ihm gähnt Unendlichkeit,
Wie unter einer neuen Sonne Blick,
Blühn immer friſche Welten vor ihm auf,
Bis zu der Spitze, wo ſein ſeelig Auge,
Des Raumes mächtig, ohne Schranken ſchweift.

So, wenn der Geiſt, zu ſeiner Quelle fliegend,
Auf ewig dieſes Erdenthal verläßt:

Chaque coup de son aile, en l'élevant aux cieux,
Élargit l'horizon qui s'étend sous ses yeux;
Des mondes sous son vol le mystère s'abaisse,
En découvrant toujours elle monte sans cesse
Jusqu'aux saintes hauteurs d'où l'œil du séraphin,
Sur l'espace infini plonge un regard sans fin.

Salut, brillants sommets! champs de neige et de glace!
Vous qui d'aucun mortel n'avez gardé la trace;
Vous, que le regard même aborde avec effroi,
Et qui n'avez souffert que les aigles et moi:
Œuvres du premier jour, augustes pyramides,
Que Dieu même affermit sur vos bases solides;
Confins de l'univers, qui, depuis ce grand jour,
N'avez jamais changé de forme et de contour:
Le nuage, en grondant, parcourt en vain vos cimes,
Le fleuve en vain grossi sillonne vos abîmes,
La foudre frappe en vain votre front endurci;
Votre front solennel, un moment obscurci,
Sur nous, comme la nuit versant son ombre obscure,
Et, laissant pendre au loin sa noire chevelure,
Semble, toujours vainqueur du choc qui l'ébranle,
Au dieu qui l'a fondé, dire encor: Me voilà!
Et moi, me voici seul sur ces confins du monde!

Erweitert ſich mit jedem Flügelſchlag,
Der ihn zum Himmel hebt, ſein Horizont,
Der Welten Räthſel ſinkt vor ſeinem Flug,
Und Neues ſtets entdeckend ſteigt er ſtets,
Bis zu den heil'gen Höhen, wo der Seraph
Endloſen Blick ins Ungemeßne taucht.

Willkommen, ſonn'ge Gipfel, Eisgefilde,
Ihr, die ihr keines Menſchen Spur bewahrt,
Die ſelbſt der Blick nur mit Entſetzen grüßt,
Die ihr nur mich geduldet und den Aar!
Des erſten Tages Werk, ihr Pyramiden,
Zu denen Gottes Hand den Grund gelegt,
Der Schöpfung Marken, deren Form und Riß
Sich nicht gewandelt ſeit dem großen Tag!
Die Wolke grollt umſonſt um eure Gipfel,
Umſonſt geſchwollen furcht der Strom die Kluft,
Der Blitz trifft eure harte Stirn umſonſt;
Die feſtliche, für kurze Zeit verdunkelt,
Geußt ihren Schatten, wie die Nacht, auf uns,
Läßt weit hinaus die ſchwarzen Haare flattern,
Und ſcheint, erſchüttert, aber nie beſiegt,
Zu ſprechen zu dem Schöpfer: „ſieh, hie bin ich!" —
Und ich — ſteh' einſam an dem Ziel der Welt,

Loin d'ici, sous mes pieds la foudre vole et gronde,
Les nuages battus par les ailes des vents
Entrechoquant comme eux leur tourbillons mouvants,
Tels qu'un autre Océan soulevé par l'orage,
Se déroulent sans fin dans des lits sans rivage,
Et devant ces sommets abaissant leur orgueil,
Brisent incessamment sur cet immense écueil.
Mais, tandis qu'à ses pieds ce noir chaos bouillonne,
D'éternelles splendeurs le soleil le couronne:
Depuis l'heure où son char s'élance dans les airs,
Jusqu'à l'heure où son disque incline vers les mers,
Cet astre, en décrivant son oblique carrière,
D'aucune ombre jamais n'y souille sa lumière,
Et déjà la nuit sombre a descendu des cieux
Qu'à ces sommets encore il dit de longs adieux.

Là, tandis que je nage en des torrents de joie,
Ainsi que mon regard, mon âme se déploie,
Et croit, en respirant cet air de liberté,
Recouvrer sa splendeur et sa sérénité.
Oui, dans cet air du ciel, les soins lourds de la vie,
Le mépris des mortels, leur haine, ou leur envie,
N'accompagnent plus l'homme et ne surnagent pas:
Comme un vil plomb, d'eux même, ils retombent en bas.

Tief mir zu Füſſen fliegt und grollt der Donner,
Der Winde Fittig wirbelt Wolken auf,
Und, wie die Winde ſtoſſen ſie zuſammen,
Ein ander Weltmeer, aufgeregt vom Sturm,
Sie rollen hin in Betten ſonder Ufer;
Vor dieſen Gipfeln beugen ſie den Stolz,
Und brechen alsbald an der Rieſenklippe.
Sie aber krönt, derweil zu ihrem Fuß
Der ſchwarze Strudel ſiedet, — ew'ge Sonne:
Und von der Stund' an, wo ſich das Geſtirn
Emporſchwingt in die Luft, bis wo ſein Kreis
Zum Meer ſich neigt, die krumme Bahn beſchreibend,
Trübt dort ſein Licht mit keinem Schatten ſich,
Die dunkle Nacht ſteigt ſchon vom Himmel nieder,
Indeß es hier noch immer Abſchied nimmt.

Hier, während ich in Freudenſtrömen ſchwimme,
Entfaltet mit dem Blicke ſich mein Geiſt,
Und, wenn er athmet dieſe Freyheitsluft,
Meint Glanz und Heiterkeit er neu zu finden.
Ja! Haß der Sterblichen, Verachtung, Neid,
Des Lebens Sorgenlaſt, in dieſe Luft
Begleiten ſie nicht, ſchwimmen oben nicht,
Von ſelbſt, wie ſchlechtes Bley, verſinken ſie.

Ainsi, plus l'onde est pure, et moins l'homme y surnage;
A peine de ce monde il emporte une image!
. . . . . .
. . . . . .

Mais ton image, ô Dieu! dans ces grands traits épars,
En s'élevant vers toi grandit à nos regards.
Comme au prêtre habitant l'ombre du sanctuaire,
Chaque pas te révèle à l'âme solitaire.
Le silence et la nuit, et l'ombre des forêts,
Lui murmurent tout bas de sublimes secrets;
Et l'esprit, abîmé dans ces rares spectacles,
Par la voix des déserts écoute tes oracles.
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

J'ai vu de l'Océan les flots épouvantés,
Pareils aux fiers coursiers dans la plaine emportés,
Déroulant à ta voix leur humide crinière,

Je reinre Fluth, je wen'ger oben ſchwimmt
Der Menſch, und kaum ein Bild von dieſer Welt
Trägt er mit ſich hinauf in jene Höhen. *)

. . . . . .

Doch' dein Bild, Gott! zu dir ſich hebend, wächst
Vor uns, zerſtreut in dieſen großen Zügen,
Und wie dem Prieſter in dem Heiligthum
Enthüllt dich jeder Schritt dem ſtillen Geiſt.
Das Schweigen und die Nacht, der Wälder Schatten,
Sie murmeln leis erhabne Wunder ihm,
Und er, verſenkt in dieſe ſeltnen Scenen
Hört dein Orakel in der Wüſte Wort.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Geſehn hab' ich des Meers erſchreckte Fluthen
Den ſtolzen Rennern in der Ebne gleich,
Die feuchte Mähn' entrollend auf dein Wort,

---

*) Die Ueberſetzung iſt hier eben ſo unverſtändlich — wie das Original. Der Sinn des leztern iſt vielleicht: „gleich wie der Menſch weniger oben ſchwimmt, je reiner die Fluth iſt, ſo ſchwimmt in der reinen Fluth der Bergluft nichts Menſchliches mehr oben.“

Franchir en bondissant leur bruyante barrière;
Puis soudain refoulés, sous ton frein tout-puissant,
Dans l'abîme étonné rentrer en mugissant.
J'ai vu le fleuve, épris des gazons du rivage,
Se glisser flots à flots, de bocage en bocage,
Et dans son lit voilé d'ombrage et de fraîcheur,
Bercer en murmurant la barque du pêcheur;

J'ai vu le trait brisé de la foudre qui gronde,
Comme un serpent de feu se dérouler sur l'onde;
Le zéphyr embaumé des doux parfums du miel,
Balayer doucement l'azur voilé du ciel;
La colombe, essuyant son aile encore humide,
Sur les bords de son nid poser un pied timide,
Puis d'un vol cadencé fendant le flot des airs,
S'abattre en soupirant sur la rive des mers.

J'ai vu ces monts voisins des cieux où tu reposes,
Cette neige où l'aurore aime à semer ses roses,
Ces trésors des hivers, d'où par mille détours
Dans nos champs desséchés multipliant leur cours,
Cent rochers de cristal, que tu fonds à mesure,
Viennent désaltérer la mourante verdure.

Mit raſchem Schwung die laute Bahn durchlaufen,
Dann plötzlich, unter deiner Allmacht Zwang,
Sich zum erſtaunten Abgrund wenden brüllend;
Geſehn den Fluß, entzückt von Ufergrün,
Von Hain zu Haine ſchlüpfen Well' um Welle;
In ſeinem Bett, von kühler Nacht verhüllt,
Des Fiſchers kleine Barke murmelnd wiegen.

Geſehn des zorn'gen Wetters Schlangenblitz
Gebrochen in dem Waſſer ſich entrollen,
Den Weſt, durchweht von ſüſſem Honigduft,
Abwiſchen ſanft des Himmels trübes Blau,
Die Taube, ſich den feuchten Flügel trocknend,
Furchtſam ſich wagen an des Neſtes Rand,
Dann, mit gemeſſnem Flug die Luft durchſchneidend,
Am Meeresufer girrend ſenken ſich.

Geſehn hab' ich die Berge, wo du ruhſt,
Des Himmels Nachbarn, und den ew'gen Schnee,
Wo ſeine Roſen ſtreut das Morgenroth,
Den Schatz der Winter, wo auf tauſend Wegen,
In irrem Lauf durch unſer dürres Feld,
Kryſtallner Felſen hundert, die du ſchmelzeſt,
Zu tränken kommen unſer ſchmachtend Grün;

Et ces ruisseaux pleuvant de ces rocs suspendus,
Et ces torrents grondant dans les granits fendus,
Et ces pics où le temps a perdu sa victoire . . . .
Et toute la nature est un hymne à ta gloire!

Und Bäche Regens von den ſteilen Felſen,
Und im zerſpaltenen Granit den Strom,
Und jene Spitzen, die der Sieg der Zeit
Nicht unterjocht: — und, ſiehe da! es war
Die ganze Schöpfung deines Ruhmes Lied!

L'Ange.

FRAGMENT EPIQUE.

Dieu se lève; et soudain sa voix terrible appelle
De ses ordres secrets un ministre fidèle,
Un de ces esprits purs, qui sont chargés par lui
De servir aux humains de conseil et d'appui,
De lui porter leurs vœux sur leurs ailes de flamme,
De veiller sur leur vie, et de garder leur âme.
Tout mortel a le sien: cet ange protecteur,
Cet invisible ami veille autour de son cœur,
L'inspire, le conduit, le relève s'il tombe,
Le reçoit au berceau, l'accompagne à la tombe,
Et portant dans les cieux son âme entre ses mains,
La présente en tremblant au juge des humains:
C'est ainsi qu'entre l'homme et Jéhovah lui-même,
Entre le pur néant et la grandeur suprême,
D'êtres inaperçus une chaîne sans fin
Réunit l'homme à l'ange et l'ange au séraphin;

Der Engel.

Epiſches Fragment.

Der Herr erhebt ſich, ſeine Donnerſtimme
Ruft einem Diener ſeiner Heimlichkeit,
Der reinen Geiſter einem, die zum Rath
Den Menſchen dienen ſollen und zur Stütze,
Auf Flammenſchwingen ihm der Sterblichen
Gebete bringen, für ihr Leben wachen,
Und ihre Seele ſchirmen: Jeder hat
Den ſeinen, und der unſichtbare Freund,
Der treue Schutzgeiſt, hütet ihm das Herz,
Begeiſtert, führt ihn, hebt ihn, wenn er fällt,
Empfängt ihn an der Wiege, leitet ihn
Zum Grabe, trägt gen Himmel ſeine Seele,
Und reicht dem Todtenrichter zitternd ſie:
So zwiſchen Menſchen und Jehova ſelbſt,
Dem lautern Nichts und allerhöchſter Größe,
Schlingt unerblickter Weſen Kette ſich
Empor und knüpft den Menſchen an den Engel,

C'est ainsi que, peuplant l'étendue infinie,
Dieu répandit partout l'esprit, l'âme et la vie!

Au son de cette voix qui fait trembler le ciel,
S'élance devant Dieu l'archange Ithuriel:
C'est lui qui du héros est le céleste guide,
Et qui pendant sa vie à ses destins préside:
Sur les marches du trône, où de la Trinité
Brille au plus haut des cieux la triple majesté,
L'esprit épouvanté de la splendeur divine,
Dans un saint tremblement soudain monte et s'incline,
Et du voile éclatant de ses deux ailes d'or
Du céleste regard s'ombrage, et tremble encor!

Mais Dieu, voilant pour lui sa clarté dévorante,
Modère les accents de sa voix éclatante,
Se penche sur son trône et lui parle; soudain
Tout le ciel, attentif au Verbe souverain,
Suspend les chants sacrés, et la cour immortelle
S'apprête à recueillir la parole éternelle.

Pour la première fois, sous la voûte des cieux,
Cessa des chérubins le chœur harmonieux:
On n'entendit alors, dans les saintes demeures,

Den Engel an den Seraph, und der Herr
Bevölkert so den ungemeſſ'nen Raum,
Streut überall Geiſt, Seele, Leben aus.

Und auf den Ruf, vor dem der Himmel zittert,
Schwingt ſich Ithuriel vor Gottes Stuhl;
Erzengel iſt er, und des Helden Führer,
Der lenket ſeines Erdenlebens Loos.
Zum Thron empor, dort wo im höchſten Himmel
Dreyfaltigkeit in höchſter Würde glänzt,
Vom Himmelslicht geblendet, fliegt der Geiſt,
Er naht mit frommem Zittern, beuget ſich,
Und mit dem Schleier ſeiner goldnen Flügel
Verhüllt er ſich vor Gottes Blick, und zagt.

Gott aber dämpft für ihn ſein freſſend Feuer,
Und mäßigt ſeiner Donnerſtimme Schall,
Neigt ſich auf ſeinem Thron und ſpricht mit ihm.
Alsbald der ganze Himmel, aufmerkſam
Aufs weſentliche Wort, hält mit dem Lied,
Dem heil'gen, inn; der ſeelgen Geiſter Hof
Lauſcht harrend auf die väterliche Stimme.

Zum erſtenmale ſchwieg der lautre Chor.
Der Cherubinen unter'm Himmelsdach:

Que le bruit cadencé du char léger des heures
Qui, des jours éternels mesurant l'heureux cours,
Dans un cercle sans fin, fuit et revient toujours;
On n'entendit alors que la sourde harmonie
Des sphères poursuivant leur course indéfinie,
Et des astres pieux le murmure d'amour
Qui vient mourir au seuil du céleste séjour!

Mais en vain dans le ciel les chœurs sacrés se turent;
Autour du trône en vain tous les saints accoururent;
L'archange entendit seul les ordres du Très-Haut:
Il s'incline, il adore, il s'élance aussitôt.

Telle qu'au sein des nuits, une étoile tombante,
Se détachant soudain de la voûte éclatante,
Glisse, et d'un trait de feu fendant l'obscurité,
Vient aux bords des marais éteindre sa clarté:
Tel, d'un vol lumineux et d'une aile assurée,
L'ardent Ithuriel fend la plaine azurée.
A peine il a franchi ces déserts enflammés,
Que la main du Très-Haut de soleils a semés,
Il ralentit son vol, et comme un aigle immense,
Sur son aile immobile un instant se balance:

Und nur noch hörte man im heil'gen Hauſe
Des leichten Stundenwagens gleichen Schritt,
Der, meſſend ew'ger Tage ſeel'gen Lauf,
In ſtetem Kreiſe flieht und wiederkehrt;
Man hörte nur die ſtumme Harmonie
Der Sphären auf der ungemeſſnen Bahn
Und nur der frommen Sterne Liebesmurmeln,
Das an der Himmelswohnung Schwelle ſtirbt.

Doch in dem Himmel ſchwieg umſonſt der Chor,
Umſonſt am Throne drängten ſich die Frommen:
Ithuriel allein vernahm das Wort,
Neigt ſich, und betet an und ſchwingt ſich fort.
Wie ſich ein Stern löst in dem Schoos der Nächte
Auf einmal von der hellen Wölbung ab,
Ins Dunkel ſchreibt er ſeinen Feuerzug,
Und löſcht an Sumpfesrand ſein gleitend Licht:
So fährt mit lichtem Flug und ſichrem Fittig
Ithuriel glühend durch die blaue Luft.
Kaum hat er hinter ſich die Flammenwüſten
Die Gottes Hand mit Sonnen hat beſä't,
So mäſſigt er den Flug; dem Adler gleich,
Dem ungeheuren, einen Augenblick
Wiegt unbeweglich er ſich auf den Flügeln:

Il craint que la clarté des célestes rayons
Ne trahisse son vol aux yeux des nations;
Et secouant trois fois ses ailes immortelles,
Trois fois en fait jaillir des gerbes d'étincelles.
Le nocturne pasteur, qui compte dans les cieux
Les astres tant de fois nommés par ses aïeux,
Se trouble, et croit que Dieu de nouvelles étoiles
A de l'antique nuit semé les sombres voiles!

Mais, pour tromper les yeux, l'archange essaie en vain
De dépouiller l'éclat de ce reflet divin,
L'immortelle clarté dont son aile est empreinte
L'accompagne au-delà de la céleste enceinte;
Et ces rayons du ciel, dont il est pénétré,
Se détachant de lui, pâlissent par degré.
Ainsi le globe ardent, que l'ange des batailles
Inventa pour briser les tours et les murailles,
Sur ses ailes de feu projeté dans les airs,
Trace au sein de la nuit de sinistres éclairs:
Immobile un moment au haut de sa carrière,
Il pâlit, il retombe en perdant sa lumière;
Tous les yeux avec lui dans les airs suspendus
Le cherchent dans l'espace, et ne le trouvent plus!

Er fürchtet, daß der Himmelsſtrahlen Licht
Der Völker Augen ſeinen Flug verrathe;
Die ew'gen Flügel dreymal ſchüttelt er,
Und dreymal ſprühn ſie Funkengarben aus.
Der Hirt der Nächte, der am Himmel zählt
Die von den Vätern oftgenannten Sterne,
Wird irr', und glaubt, daß Gott der alten Nacht
Das dunkle Tuch beſä't mit neuen Sternen.

Umſonſt jedoch, den Augen zu entgehn,
Verſucht der Engel jenen Wiederſchein
Des Himmels abzulegen, ihn begleitet
Das ew'ge Licht, das ihm die Flügel tränkt,
Bis vor die Mark der Himmliſchen hinaus;
Der Strahl, der ihn durchdringet, löst ſich ab
Von ſeinem Leib, und bleichet ſtufenweiſe.
Die Feuerkugel, die der Schlachtengel
Zu brechen Thürm' und Mauern einſt erfand,
Geſchleudert in die Luft auf Flammenſchwingen,
Mit düſtrem Blitze zeichnet ſo die Nacht;
Schwebt einen Augenblick auf höchſter Bahn,
Wird bleich, und fällt zurück, ihr Licht verlierend;
Ihr folgen aller Augen in der Luft,
Und ſuchen ſie vergebens in dem Raum!

. . . . . .

. . . . . .

C'étoit l'heure où la nuit fait descendre du ciel
Le silence et l'oubli, compagnons du sommeil;
Le fleuve, déroulant ses vagues fugitives,
Réfléchissoit les feux allumés sur ses rives,
Ces feux abandonnés, dont les débris mouvants
Pâlissoient, renaissoient, mouroient au gré des vents;
D'une antique forêt le ténébreux ombrage
Couvroit au loin la plaine et bordoit le rivage:
Là, sous l'abri sacré du chêne, aimé des Francs,
Clovis avoit planté ses pavillons errants!
Les vents, par intervalle agitant les armures,
En tiroient dans la nuit de belliqueux murmures;
L'astre aux rayons d'argent, se levant dans les cieux,
Répandoit sur le camp son jour mystérieux,
Et, se réfléchissant sur l'acier des trophées,
Jetoit dans la forêt des lueurs étouffées:
Tels brillent dans la nuit, à travers les rameaux,
Les feux tremblants du ciel, réfléchis dans les eaux.

Le messager divin s'avance vers la tente
Où Clovis, qu'entouroit sa garde vigilante,

. . . . . .

. . . . . .

Es war die Stunde, wo die Nacht des Schlafs
Genoſſen, Schweigen und Vergeſſenheit,
Vom Himmel ſchickt; es ſpiegelte der Fluß,
Die flücht'ge Well' entrollend, jene Feuer,
Die längs den Ufer angezündet, jezt
Verlaſſen brannten; ihre Reſte, wogend,
Verbleichten, wuchſen, ſtarben mit dem Wind;
Der finſtre Schatten eines alten Walds
Lag auf dem Feld und ſäumte das Geſtade.
Hier unter einer Eiche heil'gem Schuz,
Geliebt von ſeinen Franken, hatte Chlodwig
Die Zelte wandernd aufgepflanzt. Der Wind,
Die Rüſtungen bewegend je und je,
Durchflog die Nacht mit kriegeriſchem Murren.
Der Mond ging ſilbern an dem Himmel auf,
Warf auf das Feld geheimnißvollen Strahl,
Und auf dem Stahle der Tropäen blinkend,
Erfüllt' er mit erſticktem Glanz den Wald.
So ſpiegeln zwiſchen Zweigen in der Nacht
Des Himmels Stern' im Waſſer zitternd ſich.
Dem Zelte nähert ſich der Himmmelsbote
Wo, von der Wächter treuer Schaar umringt,

Commençoit à goûter les nocturnes pavots:
Clodomir et Lisois, compagnons du héros,
Debout devant la tente, appuyés sur leur lance,
Gardoient l'auguste seuil, et veilloient en silence.
Mais de la palme d'or qui brille dans sa main
L'ange en touchant leurs yeux les assoupit soudain:
Ils tombent; de leur main la lance échappe et roule,
Et sous son pied divin l'ange en passant les foule.

Du pavillon royal il franchit les degrés.
Sur la peau d'un lion, dont les ongles dorés
Retomboient aux deux bords de sa couche d'ivoire,
Clovis dormoit, bercé par des songes de gloire.
L'ange, de sa beauté, de sa grâce étonné,
Contemple avec amour ce front prédestiné.
Il s'approche, il retient son haleine divine,
Et sur le lit du prince en souriant s'incline:
Telle une jeune mère, au milieu de la nuit,
De son lit nuptial sortant au moindre bruit,
Une lampe à la main, sur un pied suspendue,
Vole à son premier-né, tremblant d'être entendue,
Et, pour calmer l'effroi qui la faisoit frémir,
En silence long-temps le regarde dormir!
Tel, des ordres d'en-haut l'exécuteur fidèle

Den Schlummer Chlodewig begann zu koſten;
Geſtüzt auf ihre Lanze vor dem Zelt
Bewachten Liſois und Chlodomir,
Des Helden Freunde, ſtill die hohe Schwelle.
Doch mit der goldnen Palm' in ſeiner Hand,
Berührt der Engel, ihre wachen Augen:
Da ſinken ſie, die Lanz' entſchlüpft der Hand,
Es ſchreitet über ſie des Engels Fuß.

Er ſteigt empor des Königszeltes Stufen,
Wo Chlodwig ſchlief auf einer Löwenhaut, —
Vergüldet hiengen ihre Klaun herab
Am Doppelrand des Betts von Elfenbein, —
Dort wiegt er ſich in ſüſſen Ruhmes Traum.
Der Engel, ſtaunend ob der milden Schöne,
Betrachtet die erwählte Stirn mit Luſt,
Er naht, er hält den Himmelsathem an,
Und neigt ſich lächelnd auf des Fürſten Lager:
So ſpringt vom Ehebett, um Mitternacht,
Beim leiſeſten Geräuſch die junge Mutter,
Ergreift die Lampe, fliegt auf Einem Fuß
Zu ihrem Neugebornen, ſorglich leis,
Und um ſich von dem Schrecken zu erholen,
Betrachtet lang ſie ſchweigend ſeinen Schlaf!

Se penchant sur Clovis, l'ombrageoit de son aile.
Sur le front du héros il impose ses mains:
Soudain, par un pouvoir ignoré des humains,
Dénouant sans effort tous les fils de la vie,
Des entraves des sens son âme se délie:
L'ange qui la reçoit dirige son essor,
Et le corps du héros paroît dormir encor!

Dans l'astre au front changeant, dont la forme inégale
Grandissant, décroissant, mourant par intervalle,
Prête ou retire aux nuits ses limpides rayons,
L'Éternel étendit d'immenses régions,
Où, des êtres réels images symboliques,
Les songes ont bâti leurs palais fantastiques.
Sortis demi-formés des mains du Tout-Puissant,
Ils tiennent à la fois de l'être et du néant,
Un souffle aérien est toute leur essence,
Et leur vie est à peine une ombre d'existence:
Aucune forme fixe, aucun contour précis,
N'indiquèrent jamais ces êtres indécis;
Mais ils sont, aux regards de Dieu qui les fit naître
L'image du possible, et les ombres de l'être!

So neigte sich des himmlischen Befehls
Gehorsamer Vollstrecker über Chlodwig,
Beschattete mit seinem Flügel ihn.
Die Hände legt' er auf des Helden Stirne:
Da knüpften sich, vor unbekannter Macht,
Auf einmal seins Lebens Fäden los,
Die Seele wirft der Sinne Fessel ab,
Der Engel nimmt sie auf und leitet sie:
Der Leib des Helden scheinet fort zu schlummern.

In jenem Stern mit wandelbarer Stirne,
Der, wie er abnimmt, schwindet oder wächst,
Der Nacht bald leiht den hellen Strahl, bald nimmt,
Dehnt' ungemessne Felder aus der Herr,
Wo sich der Wirklichkeiten Vorgebilde,
Die Träum', ihr wunderbares Haus gebaut,
Halbfertig aus der Allmacht Händen kommend,
Sind sie dem Nichts und sind dem Seyn verwandt,
Ihr ganzes Wesen ist ein Aetherhauch,
Ihr Leben kaum der Schatten eines Lebens,
Nie hat bestimmter Umriß, feste Form
Die unentschiednen Wesen ausgedrückt,
Sie sind vor Gottes, ihres Schöpfers, Blick
Das Bild des Möglichen, des Wesens Schatten!

La matière et le temps sont soumis à leurs lois.
Revêtus tour-à-tour de formes de leur choix,
Tantôt de ce qui fut, ils rendent les images;
Et tantôt s'élançant dans le lointain des âges,
Tous les êtres futurs, au néant arrachés,
Apparoissent d'avance en leurs jeux ébauchés.

Quand la nuit des mortels a fermé la paupière,
Sur les pâles rayons de l'astre du mystère
Ils glissent en silence, et leurs nombreux essaims
Ravissent au sommeil les âmes des humains,
Et, les portant d'un trait à leurs palais magiques,
Font éclore à leurs yeux des mondes fantastiques.
De leur globe natal les divers éléments,
Subissant à leur voix d'éternels changements,
Ne sont jamais fixés dans des formes prescrites,
Ne connoissent ni lois, ni repos, ni limites;
Mais sans cesse en travail, l'un par l'autre pressés,
Séparés, confondus, attirés, repoussés,
Comme les flots mouvants d'une mer en furie
Leur forme insaisissable à chaque instant varie:
Où des fleuves couloient, où mugissoient des mers,
Des sommets escarpés s'élancent dans les airs;
Soudain dans les vallons les montagnes descendent,

Es dienen ihrem Willen Stoff und Zeit;
Sie wechseln ſchnell die Kleider ihrer Wahl,
Bald ſtellen dar ſie, was geweſen iſt,
Bald ſchwingen ſie ſich in die fernſten Zeiten:
Die künft'gen Weſen tauchen aus dem Nichts,
Und ihr Entwurf erſcheint in ihrem Spiel.

Wenn nun die Nacht der Menſchen Auge ſchließt,
Entgleiten ſchweigend ſie auf blaſſem Strahl
Des räthſelhaften Sterns, in buntem Schwarm
Entrücken ſie im Schlaf der Menſchen Seelen,
Und, raſch ſie tragend in ihr Wunderhaus,
Der Bilder Frühling laſſen ſie erblühn.
Denn ihres Heimatſterns verſchiedner Stoff,
Er wandelt immerdar ſich auf ihr Wort,
Nie feſſelt er ſich an beſtimmte Form,
Er kennt nicht Ruhe, nicht Geſetz, nicht Schranke;
Eins drängt das Andre, wogt in Arbeit ſtets,
Getrennt, gemiſcht, abprallend, angezogen,
Wie aufgeregte Flut ergrimmten Meers
So wechſelt ſtets die nie ergriffne Form,
Wo Flüſſe ſtrömten, Meere donnerten,
Erheben ſich Felsgipfel in die Lüfte,
Die Berge ſteigen plötzlich in das Thal,

Sur leurs flancs décharnés des champs féconds s'étendent,
Qui, changés aussitôt en immenses déserts,
S'abîment à grand bruit dans des gouffres ouverts.
Des cités, des palais et des temples superbes
S'élèvent, et soudain sont cachés sous les herbes;
Tout change, et les cités, et les monts et les eaux,
S'y déroulent sans terme en horizons nouveaux.
Tel rouloit le chaos dans les déserts du vide,
Lorsque Dieu séparant la terre du fluide,
De la confusion des éléments divers
Son regard créateur vit sortir l'univers!

C'est là qu'Ithuriel, sur son aile brillante
Du héros endormi portoit l'âme tremblante:
A peine il a touché ces bords mystérieux,
L'ombre de l'avenir éclot devant ses yeux!
L'ange l'y précipite; et son âme étonnée
Parcourt en un clin d'œil l'immense destinée!

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Es wird zum Fruchtfeld ihr entfleiſchter Rücken,
Das wandelt plötzlich ſich in Wüſteneyn,
Die ſinken toſend ein in offnen Schlund.
Palläſte, Städte, ſtolze Tempel ſteigen,
Und ſind verborgen plötzlich unter Gras;
Es wandelt alles, Städte, Waſſer, Berge
Gehn ſtets in neuen Horizonten auf.
So rollt' im öden Raum das Chaos hin,
Als Gott die Erde von dem Flüſſ'gen trennend,
Aus den verwirrten Elementen ſah
Das All entſteigen vor dem Schöpferblick.

Dorthin auf ſeinem Strahlenfittig trug
Die Heldenſeele des Entſchlummerten
Ithuriel, die zitternde; doch kaum
Iſt der geheimnißvolle Rand berührt,
So blühet vor ihm auf der Zukunft Schatten!
Drein ſtürzt der Engel ihn, in einem Nu
Durchfliegt ſein Geiſt erſtaunt das Weltgeſchick!

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Stances.

Et j'ai dit dans mon cœur: Que faire de la vie?
Irai-je encor, suivant ceux qui m'ont devancé,
Comme l'agneau qui passe où sa mère a passé,
Imiter des mortels l'immortelle folie?

L'un cherche sur les mers les trésors de Mammon,
Et la vague engloutit ses vœux et son navire;
Dans le sein de la gloire où son génie aspire,
L'autre meurt enivré par l'écho d'un vain nom.

Avec nos passions formant sa vaste trame,
Celui-là fonde un trône, et monte pour tomber;
Dans des piéges plus doux aimant à succomber,
Celui-ci lit son sort dans les yeux d'une femme.

Le paresseux s'endort dans les bras de la faim;
Le laboureur conduit sa fertile charrue;
Le savant pense et lit; le guerrier frappe et tue;
Le mendiant s'assied sur les bords du chemin.

Stanzen.

Ich ſprach zu mir: o Herz! was thun mit dieſem Leben?
Stets wandelnd auf dem Pfad, den vor mir einer ſchritt,
So wie das junge Lamm nur folgt der Mutter Tritt,
Der ew'gen Thorheit nur der Menſchen mich ergeben?

Der Ein' im weiten Meer nach Mammons Schätzen fragt,
Sein Schiff und ſeinen Wunſch verſchlingen ihm die Wogen,
Der andre ſtirbt im Schoos des Ruhms berauſcht, betrogen
Von eines Namens Hall, nach dem ſein Geiſt gejagt.

Der bahnt die Straße ſich mit unſern Leidenſchaften,
Und gründet einen Thron, und fällt, indem er ſteigt. —
Der liebt ein ſüſſer Joch, darunter er ſich neigt,
Er ſieht ſein Lebensglück an Weiberaugen haften.

Der Faule ſchläft getroſt im Arm des Hungers ein,
Die Pflugſchar lenkt im Feld der Ackersmann, die reiche,
Der Weiſe liest und denkt, der Krieger führet Streiche,
Der Bettler ſetzet ſich an eines Weges Rain.

Où vont-ils cependant? Ils vont où va la feuille
Que chasse devant lui le souffle des hivers.
Ainsi vont se flétrir dans leurs travaux divers
Ces générations que le temps sème et cueille!

Ils luttoient contre lui, mais le temps a vaincu;
Comme un fleuve engloutit le sable de ses rives,
Je l'ai vu dévorer leurs ombres fugitives.
Ils sont nés, ils sont morts: Seigneur, ont-ils vécu?

Pour moi, je chanterai le maître que j'adore,
Dans le bruit des cités, dans la paix des déserts,
Couché sur le rivage, ou flottant sur les mers,
Au déclin du soleil, au réveil de l'aurore.

La terre m'a crié: Qui donc est le Seigneur?
Celui dont l'âme immense est partout répandue,
Celui dont un seul pas mesure l'étendue,
Celui dont le soleil emprunte sa splendeur.

Celui qui du néant a tiré la matière,
Celui qui sur le vide a fondé l'univers,
Celui qui sans rivage a renfermé les mers,
Celui qui d'un regard a lancé la lumière;

Doch wohin gehen sie? wohin die Blätter gehen,
Die vor sich her der Hauch des Wintersturmes schickt:
So werden, von der Zeit gesäet und gepflückt,
Auch die Geschlechter all in ihrem Thun verwehen.

Ihr Ringen ist umsonst: die Zeit sie doch begräbt!
So wie den Ufersand verschlingt des Flusses Strömen,
Verschlingen sah die Zeit ich so die flücht'gen Schemen,
Sie wurden, starben dann. — Herr! haben sie gelebt?

Ich aber will dem Gott, zu dem ich bete, singen,
In lauter Städte Lärm, in stiller Wüsten Schoos,
Am Ufer hingestreckt, und wogend auf dem Floß,
Wann sich die Sonne senkt, und wann sie regt die Schwingen.

Die Erde ruft: Wer ists, den ihr den Herren nennt?
Der, dessen Seele sich durch alle Welt verbreitet,
Der, so mit einem Schritt den ganzen Raum durchschreitet,
Von dessen Wiederschein die Sonn' am Himmel brennt.

Der ist es, der den Stoff aus seinem Nichts gezogen,
Der auf das Leere hat gegründet seine Welt,
Der, ohne Ufer, doch das Meer in Schranken hält,
Der ists, aus dessen Blick des Lichtes Strahl geflogen.

Celui qui ne connoît ni jour ni lendemain,
Celui qui de tout temps de soi-même s'enfante,
Qui vit dans l'avenir comme à l'heure présente,
Et rappelle les temps échappés de sa main :

C'est lui! c'est le Seigneur! que ma langue redise
Les cent noms de sa gloire aux enfants des mortels!
Comme la harpe d'or pendue à ses autels,
Je chanterai pour lui, jusqu'à ce qu'il me brise....

Der iſts, vor dem kein Heut, vor dem kein Morgen gilt,
Der ewig ſich gebiert aus ſeinem ew'gen Grunde,
Der in die Zukunft ſchaut, wie in die jetz'ge Stunde,
Der wiederkehren heißt die Zeit, die ihm entquillt.

Der iſts, der iſt der Herr! daß meine Zunge ſpreche
Den Menſchen ſeinen Ruhm in hundert Namen aus!
Ein güldnes Saitenſpiel, häng' ich in ſeinem Haus,
Will ſingen von dem Herrn, bis daß er mich zerbreche!

Le Crucifix.

Toi que j'ai recueilli sur sa bouche expirante
Avec son dernier souffle et son dernier adieu,
Symbole deux fois saint, don d'une main mourante,
Image de mon Dieu!

Que de pleurs ont coulé sur tes pieds que j'adore,
Depuis l'heure sacrée où du sein d'un martyr
Dans mes tremblantes mains tu passas, tiède encore
De son dernier soupir!

Les saints flambeaux jetoient une dernière flamme,
Le prêtre murmuroit ces doux chants de la mort,
Pareils aux chants plaintifs que murmure une femme
A l'enfant qui s'endort.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Das Crucifix.

Dich durft' ich von dem Kuß des bleichen Mundes erben,
Mit ihrem letzten Hauch und ihrem letzten Wort,
Du doppelt heilig Bild! von einer Hand im Sterben
Gereicht, — mein Heil und Hort!

Wie manche Thräne ließ ich auf dich nieder beben,
Seit jener Stunde, wo du aus der Heil'gen Arm
Mir wurdest in die Hand, die zitternde, gegeben,
Vom letzten Seufzer warm!

Die Kerzen flammten auf von einem letzten Tage,
Der Prieſter murmelte ſein Grablied leis und lind,
Wie eine Mutter ſingt im ſtillen Ton der Klage
Das Schlaflied ihrem Kind.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

De son pieux espoir son front gardoit la trace,
Et sur ses traits frappés d'une auguste beauté
La douleur fugitive avoit empreint sa grâce,
La mort sa majesté.

Le vent qui caressoit sa tête échevelée
Me montroit tour-à-tour ou me voiloit ses traits,
Comme l'on voit flotter sur un blanc mausolée
L'ombre des noirs cyprès.

Un de ses bras pendoit de la funèbre couche,
L'autre, languissamment replié sur son cœur,
Sembloit chercher encor et presser sur sa bouche
L'image du Sauveur.

Ses lèvres s'entr'ouvroient pour l'embrasser encore,
Mais son âme avoit fui dans ce divin baiser,
Comme un léger parfum que la flamme dévore
Avant de l'embraser.

Maintenant tout dormoit sur sa bouche glacée,
Le souffle se taisoit dans son sein endormi,
Et sur l'œil sans regard la paupière affaissée
Retomboit à-demi.

Auf ihrer Stirne noch die fromme Hoffnung lebte,
Verklärung hatte schon der Züge Glanz erhöht,
Darob mit flücht'gem Reiz des Schmerzes Anmuth schwebte,
Des Todes Majestät.

Die Haare, die gekost vom leichten Winde flogen,
Entblösten bald ihr Haupt und hüllten bald es ein,
Cypressen sieht man so mit dunkeln Schatten wogen
Am weissen Marmorstein.

Vom Sterbelager hing der eine Arm hernieder,
Der andre, matt gedrängt ans Herz, was that er kund?
Er schien das Bild des Herrn zu suchen und es wieder
Zu drücken an den Mund.

Die Lippen zogen sich zum Kusse noch zusammen,
Doch in dem heil'gen Hauch war ihre Seel' entflohn,
Wie leichtes Rauchwerk, eh die Gluten es entflammen,
Verzehrt, entflattert schon.

Und nichts vermochte mehr den starren Mund zu wecken,
Entschlummert schwieg die Brust, es rührte sich kein Glied,
Und Augen ohne Blick sah man zur Hälfte decken
Gesenktes Augenlied.

Et moi, debout, saisi d'une terreur secrète,
Je n'osois m'approcher de ce reste adoré,
Comme si du trépas la majesté muette
L'eût déjà consacré.

Je n'osois!... mais le prêtre entendit mon silence,
Et de ses doigts glacés prenant le crucifix:
„Voilà le souvenir, et voilà l'espérance:
„Emportez-les, mon fils!“

Oui, tu me resteras, ô funèbre héritage!
Sept fois depuis ce jour l'arbre que j'ai planté
Sur sa tombe sans nom a chargé son feuillage,
Tu ne m'as pas quitté.

Placé près de ce cœur, hélas! où tout s'efface,
Tu l'as contre le temps défendu de l'oubli,
Et mes yeux, goutte-à-goutte, ont imprimé leur trace
Sur l'ivoire amolli.

O dernier confident de l'âme qui s'envole,
Viens, reste sur mon cœur, parle encore, et dis-moi
Ce qu'elle te disoit, quand sa foible parole
N'arrivoit plus qu'à toi.

Ich nahte nicht dem Bett und ſeiner theuren Bürde:
Geheimer Schrecken hieß mich aufrecht, ferne ſtehn;
Mir war, als hätte ſie des Todes ſtumme Würde
Zum Heiligthum erſehn.

Nicht wagt' ich: — doch verſtand der Prieſter wohl mein Schweigen,
Er nahm das Crucifix aus ihrer kalten Hand:
„Hier wird Erinn'rung dir, und Hoffnung hier entſteigen,
Nimm, Sohn, das theure Pfand!"

Ja! bleiben wirſt du mir, vom Tod empfangnes Erbe!
Der Baum, den ich gepflanzt aufs namenloſe Grab,
Ob ſich zum achtenmal nun bald ſein Laub entfärbe!
Du fällſt von mir nicht ab.

Am Herzen ruhſt du mir, haſt ihres Bildes Ehre,
Wo Alles ſonſt erliſcht, der Zeit zum Trotz bewahrt,
Und deinem Elfenbein hat Zähre ſich um Zähre
Erweichend angeſchaart.

Du, dem die Seele ſich im Fliehen noch vertraute,
An meinem Herzen bleib', erzähle, rede doch!
Was hat Sie dir geſagt, als ihre leiſen Laute
Nur du verſtandeſt noch?

A cette heure douteuse, où l'âme recueillie,
Se cachant sous le voile épaissi sur nos yeux,
Hors de nos sens glacés pas-à-pas se replie,
Sourde aux derniers adieux;

Alors qu'entre la vie et la mort incertaine,
Comme un fruit par son poids détaché du rameau,
Notre âme est suspendue et tremble à chaque haleine
Sur la nuit du tombeau;

Quand des chants, des sanglots la confuse harmonie
N'éveille déjà plus notre esprit endormi,
Aux lèvres du mourant collé dans l'agonie,
Comme un dernier ami;

Pour éclaircir l'horreur de cet étroit passage,
Pour relever vers Dieu son regard abattu,
Divin consolateur, dont nous baisons l'image,
Réponds! Que lui dis-tu?

Tu sais, tu sais mourir! et tes larmes divines,
Dans cette nuit terrible où tu prias en vain,
De l'olivier sacré baignèrent les racines
Du soir jusqu'au matin!

In jener Stunde Nacht, wo ganz ſich einzuſpinnen
Vor uns die Seele ſcheint, den Schleier ſich wirft um,
Und Schritt für Schritt entweicht vor unſern ſtarren Sinnen,
Bei'm letzten Abſchied ſtumm.

In jener Stunde, wo getheilt in Tod und Leben —
Wie eine ſchwere Frucht, die los vom Zweig ſich macht, —
Bei jedem Hauch ſie bebt, und ſcheinet bang zu ſchweben
Ob dunkler Grabesnacht.

Wo der vermiſchte Schall der Seufzer und Geſänge,
Den eingeſchlafnen Geiſt nicht mehr erwecken kann,
Der, wie ein letzter Freund, ſich bei des Tods Gedränge
Den Lippen klammert an.

Zu leuchten Ihrem Pfad in jenen Finſterniſſen,
Den weggeworfnen Blick zu lenken himmelwärts,
Sprich, Tröſter du von Gott! deß heilig Bild wir küſſen,
Was rieſſt du ihr ins Herz?

Du kennſt, du kennſt den Tod!... es floſſen unverborgen
In jener Schreckensnacht, wo du umſonſt gefleht,
Die Thränen auf dem Berg vom Abend bis zum Morgen,
Dort, wo der Oelbaum ſteht.

De la croix, où ton œil sonda ce grand mystère,
Tu vis ta mère en pleurs et la nature en deuil;
Tu laissas, comme nous, tes amis sur la terre,
Et ton corps au cercueil.

Au nom de cette mort, que ma foiblesse obtienne
De rendre sur ton sein ce douloureux soupir:
Quand mon heure viendra, souviens-toi de la tienne,
O toi qui sais mourir!

Je chercherai la place où sa bouche expirante
Exhala sur tes pieds l'irrévocable adieu,
Et son âme viendra guider mon âme errante
Au sein du même Dieu!

Ah! puisse, puisse alors sur ma funèbre couche,
Triste et calme à la fois, comme un ange éploré,
Une figure en deuil recueillir sur ma bouche
L'héritage sacré!

Soutiens ses derniers pas, charme sa dernière heure,
Et, gage consacré d'espérance et d'amour,
De celui qni s'éloigne à celui qui demeure
Passe ainsi tour-à-tour!

Du sahst vom Creuz, wo tief die Blick' ins Wunder schauten,
Auf traurende Natur, auf Mutterthrän' hinab,
Du liessest so, wie wir, auf Erden deine Trauten,
Und deinen Leib dem Grab.

Ich fleh's bei diesem Tod: laß meine Schwachheit weinen,
Vertrauen deinem Schoos den Seufzer meiner Noth;
Wenn meine Stunde kommt, erinn're dich der deinen,
Der Du verstehst den Tod.

Die Stelle such' ich dann, wo deine Wundenhöhle
Den letzten Athemzug aus ihrem Mund empfing,
Dann führet meinen Geist zu dem Gott ihre Seele,
Zu dem sie selber ging.

Ach möge, möge dann ein Freund im Trauerkleide,
Betrübt und still, wie nur ein Engel trauern kann,
An meinem Todtenbett das heilige Geschmeide
Von meinem Mund empfahn.

Stütz' ihn beim letzten Gang, im letzten Augenblicke
Erquick ihn, du der Lieb' und Hoffnung heilig Pfand!
Von dem, der Abschied nimmt, zu dem, der bleibet, schicke
Dich Glaub' aus Hand in Hand.

Jusqu'au jour où, des morts perçant la voûte sombre,
Une foix dans le ciel les appelant sept fois,
Ensemble éveillera ceux qui dormoient à l'ombre
De l'éternelle croix!

Bis einſt zur düſtern Gruft hindurchdringt in die Tiefen
Der ſiebenfache Ruf, der alle Todten weckt,
Und lädt vor Gottes Thron, die da im Schatten ſchliefen,
Vom ew'gen Kreuz gedeckt.

Chant d'Amour.

Naples, 1822.

Si tu pouvois jamais égaler, ô ma lyre,
Le doux frémissement des ailes du zéphyre
A travers les rameaux,
Ou l'onde qui murmure en caressant ces rives,
Ou le roucoulement des colombes plaintives,
Jouant aux bords des eaux ;

Si, comme ce roseau qu'un souffle heureux anime,
Tes cordes exhaloient ce langage sublime,
Divin secret des cieux ;
Que, dans le pur séjour où l'esprit seul s'envole,
Les anges amoureux se parlent sans parole,
Comme les yeux aux yeux ;

Si de ta douce voix la flexible harmonie,
Caressant doucement une âme épanouïe
Au souffle de l'amour,

Liebeshymne.

Neapel, 1822.

O Leyer! könnte je dein Saitenſpiel erklingen
Dem ſüſſen Rauſchen gleich, das auf der Weſte Schwingen
Sich in den Zweigen regt;
Der Bäche Murmeln gleich, die durch die Wieſen irren,
Der Täublein Stimme gleich, die an dem Ufer girren,
An das die Welle ſchlägt;

O könnte, wie der Schilf, den Hauche mild beleben,
Die leiſe Saite dir von jener Sprache beben,
Die nur der Himmel kennt;
Die dort, wohin der Geiſt nur fliegt, am heil'gen Orte,
Die Engel, Blick in Blick ſich flüſtern, ohne Worte,
Wenn Lieb' in ihnen brennt;

O könnte ſich dein Klang ſo weich und lieblich biegen,
Auf hellem Bildertraum die Seele koſend wiegen,
Die Liebeshauch erſchließt:

La berçoit mollement sur de vagues images,
Comme le vent du ciel fait flotter les nuages
Dans la pourpre du jour :

Tandis que sur les fleurs mon amante sommeille,
Ma voix murmureroit tout bas à son oreille
Des soupirs, des accords,
Aussi purs que l'extase où son regard me plonge,
Aussi doux que le son que nous apporte un songe
Des ineffables bords!

Ouvre les yeux, dirois-je, ô ma seule lumière!
Laisse-moi, laisse-moi lire dans ta paupière
Ma vie et ton amour!
Ton regard languissant est plus cher à mon âme
Que le premier rayon de la céleste flamme
Aux yeux privés du jour!

. . . . . .
. . . . . .

Un de ses bras fléchit sous son cou qui le presse,
L'autre sur son beau front retombe avec mollesse
Et le couvre à-demi:

So wie des Himmels Wind die Wolken läſſet fluthen
Im lautern Tageslicht, das mit den Purpurgluten
Die wogenden umfließt:

O klängſt du, Leyer! ſo: dann lieſſ' ins Ohr der Schönen,
Die hold auf Blumen ſchläft, ich leiſe, leiſe tönen
Den ſeufzenden Accord,
Der reinen Wonne gleich, darein ihr Bild mich tauchet,
Dem Halle gleich, den uns ein Traum herüberhauchet
Vom unnennbaren Bord.

O du mein einzig Licht! (ſäng' ich) erſchleuß die Augen,
Aus deinem Augenſtern laß meine Blicke ſaugen
Dein Lieben und mein Seyn.
Dein ſehnſuchtsvoller Blick iſt theurer meinem Herzen,
Als einem blinden Aug' aus jenen Himmelskerzen
Der allererſte Schein!

. . . . . .
. . . . . .

Sie läßt auf Einen Arm des Halſes Bürde ſinken,
Bedeckt die ſchöne Stirn zur Hälfte mit dem linken,
Der weich ſich niederbiegt;

Telle, pour sommeiller, la blanche tourterelle,
Courbe son cou d'albâtre et ramène son aile
Sur son œil endormi.

Le doux gémissement de son sein qui respire
Se mêle au bruit plaintif de l'onde qui soupire
A flots harmonieux;
Et l'ombre de ses cils, que le zéphyr soulève,
Flotte légèrement comme l'ombre d'un rêve
Qui passe sur ses yeux.

. . . . . .

. . . . . .

Que ton sommeil est doux, ô vierge! ô ma colombe
Comme d'un cours égal ton sein monte et retombe
Avec un long soupir!
Deux vagues que blanchit le rayon de la lune,
D'un mouvement moins doux viennent l'une après l'une
Murmurer et mourir!

Laisse-moi respirer sur ces lèvres vermeilles
Ce souffle parfumé!.... Qu'ai-je fait? Tu t'éveilles;
L'azur voilé des cieux

Den Alabaſterhals krümmt ſo die Turteltaube
Und wölbt, entſchlafnen Aug's den Fittig um die Haube
In Schlummer eingewiegt.

Der leichten Seufzer Hauch, die ihrer Bruſt entbeben,
Wallt hin, im Murmelton der Welle zu verſchweben,
Die durch die Blumen flieht;
Der Weſt wogt auf und ab, auf ihrer Wimper Saume,
Die einen Schatten wirft, als wär's von einem Traume,
Der durch das Auge zieht.

. . . . . .

. . . . . .

Wie ſüß dein Schlummer iſt, mein Täublein ohne Fehle!
Wie wallt dir ſanft die Bruſt und ſendet durch die Kehle
Den langen Athemzug;
So ſchwellen, milder nicht, im Mondenſtrahl zwei Wogen,
Leis rauſchend kommen ſie, nun die, nun die geflogen,
Und ſterben in dem Flug.

Laß mich den würz'gen Hauch vom rothen Munde ſchlürfen!
Was that ich? wehe mir! hab' ich dich wecken dürfen?
Der Himmel duftig Licht

Vient chercher doucement ta timide paupière ;
Mais toi, ton doux regard, en voyant la lumière,
N'a cherché que mes yeux !

Ah ! que nos longs regards se suivent, se prolongent,
Comme deux purs rayons l'un dans l'autre se plongent,
Et portent tour-à-tour
Dans le cœur l'un de l'autre une tremblante flamme,
Ce jour intérieur que donne seul à l'âme
Le regard de l'amour !

Jusqu'à ce qu'une larme aux bords de ta paupière,
De son nuage errant te cachant la lumière,
Vienne baigner tes yeux ;
Comme on voit au réveil d'une charmante aurore
Les larmes du matin qu'elle attire et colore,
L'ombrager dans les cieux.

. . . . . .

. . . . . .

Parle-moi ! Que ta voix me touche !
Chaque parole sur ta bouche
Est un écho mélodieux.

In deinen Augenſtern, den ſcheuen, kommt's gefloſſen,
Doch du, dein ſanfter Blick, ihr ſucht, dem Tag erſchloſſen,
Mein Aug' und Andres nicht.

Mit ſüſſen Blicken laß ſich unſre Seelen tränken,
Wie in einander ſich zwei reine Strahlen ſenken,
Laß, hin und her geſchickt,
Sie uns in beider Herz die ſchwanke Flamme tragen,
Das inure Licht, das kommt, in einer Bruſt zu tagen,
Darein die Liebe blickt.

Bis eine Zähre ſchleicht aus deiner Augen Quelle
Sich auf die Wimper legt und dir des Tages Helle
Mit flücht'ger Wolke nimmt;
Ein Frühroth ſauget ſo zu ſich von duft'gen Matten
Des Morgens Thränen auf, indem in lichten Schatten
Es halb verborgen ſchwimmt.

. . . . . .
. . . . . .

Sprich! jedes Wort aus deinem Munde,
Es tönt in meines Herzens Grunde,
Wie Nachhall eines Liedes aus;

Quand ta voix meurt dans mon oreille,
Mon âme résonne et s'éveille,
Comme un temple à la voix des dieux.

Un souffle, un mot, puis un silence,
C'est assez: mon âme devance
Le sens interrompu des mots,
Et comprend ta voix fugitive,
Comme le gazon de la rive
Comprend le murmure des flots.

Un son qui sur ta bouche expire,
Une plainte, un demi-sourire,
Mon cœur entend tout sans effort:
Tel, en passant par une lyre,
Le souffle même du zéphyre
Devient un ravissant accord!

. . . . . .
. . . . . .

Pourquoi sous tes cheveux me cacher ton visage?
Laisse mes doigts jaloux écarter ce nuage:
Rougis-tu d'être belle, ô charme de mes yeux!

Und wenn dein Laut im Ohr verſchwebet,
So hallet meine Seel' und bebet,
Wie bei der Götter Wort ihr Haus.

Ein Hauch, ein Wort, dann eine Stille —
Dem Geiſte gnügt's, der in die Fülle
Halbausgeſprochner Worte dringt,
Der Deiner Stimme Strom belauſchet:
So, wenn des Bächleins Welle rauſchet,
Verſteht der Raſen, was ſie ſingt.

Den Ton, der, eh er wird, verhallet,
Das Lächeln, halb der Lipp' entwallet,
Den Laut der Klage faſſ' ich leicht.
So wird zur wonnevollen Weiſe
Der Hauch des Weſtes, wenn er leiſe
Durch einer Leier Saiten ſtreicht.

. . . . . .

. . . . . .

Was wallen übers Haupt die Locken dir, die loſen?
O gönne meiner Hand, die Wolke wegzukoſen!
Schämſt du der Schönheit dich, o meiner Augen Luſt!

L'aurore, ainsi que toi, de ses roses s'ombrage.
Pudeur! honte céleste! instinct mystérieux!
Ce qui brille le plus se voile davantage;
Comme si la beauté, cette divine image,
N'étoit faite que pour les cieux!

Tes yeux sont deux sources vives
Où vient se peindre un ciel pur,
Quand les rameaux de leurs rives
Leur découvrent son azur.
Dans ce miroir retracées,
Chacune de tes pensées
Jette en passant son éclair:
Comme on voit sur l'eau limpide
Flotter l'image rapide
Des cygnes qui fendent l'air!

Ton front, que ton voile ombrage
Et découvre tour-à-tour,
Est une nuit sans nuage
Prête à recevoir le jour:
Ta bouche, qui va sourire,
Est l'onde qui se retire
Au souffle errant du zéphyr,

Doch Eos decket ſich, wie du, mit ihren Roſen:
O Schaam, o Himmelstrieb, Geheimniß reiner Bruſt!
Ja, was am reinſten glänzt, ſucht, wie es ſich verhülle,
Als dürfte Gottes Bild, der Schönheit heilge Fülle,
Allein dem Himmel ſeyn bewußt.

Deine Augen ſind zwei Quellen
Drinn des Himmels Licht ſich mahlt,
Wo an halbumbüſchten Stellen
Seine Bläue niederſtrahlt.
In den hellen Spiegeln ſchwanken
Deine blitzenden Gedanken,
Die im Flug vorüberziehn,
Wie, auf lichter Wellen Glanze
Wallt der Schwäne Bild im Tanze,
Wenn ſie durch die Lüfte fliehn.

Bald entſchleiert, bald geborgen,
Gleicht der wolkenloſen Nacht,
Wie ſie harret auf den Morgen, —
Deiner Stirne heitre Pracht.
Wenn dein Mund, zu lächeln fliehet,
Iſts die Welle, die ſich ziehet
Vor des Weſtes Hauch zurück;

Et sur ses bords qu'elle quitte
Laisse au regard qu'elle invite,
Compter les perles d'Ophir!

Ton cou, penché sur l'épaule,
Tombe sous son doux fardeau,
Comme les branches du saule
Sous le poids d'un passereau;
Ton sein, que l'œil voit à peine
Soulevant à chaque haleine
Le poids léger de ton cœur,
Est comme deux tourterelles
Qui font palpiter leurs ailes
Dans la main de l'oiseleur.

Tes deux mains sont deux corbeilles
Qui laissent passer le jour;
Tes doigts de roses vermeilles
En couronnent le contour.
Sur le gazon qui l'embrasse
Ton pied se pose, et la grâce,
Comme un divin instrument,
Aux sons égaux d'une lyre
Semble accorder et conduire
Ton plus léger mouvement.

Wo entwoget ſr[illegible] Lippen,
Winken an entſ[illegible]nen Klippen
Ophirs Perlen unſerm Blick.

Auf die Schulter ſanft geneiget,
Schwankt dein Hals von ſüſſer Laſt,
Wie der Weide Zweig ſich beuget,
Drauf ein Vögelein hält Raſt.
Deine Bruſt, die, leicht umhüllet,
Sich mit deinem Athem füllet
Und des Herzens Bürde ſchwellt,
Gleicht zwei Täubchen, die mit Zagen
Ihre regen Schwingen ſchlagen,
Wenn des Voglers Hand ſie hält.

Körben gleichen deine Hände,
Die durchblinkt des Tages Glanz,
Deine Finger, um das Ende
Schlingen einen roſ'gen Kranz;
Von der Grazie ganz durchdrungen,
Von dem Raſen feſt umſchlungen,
Setzt dein Fuß ſich auf das Gras;
Und dein Regen und Bewegen,
Wie zu ſichrer Laute Schlägen,
Lenkt der Anmuth ſeel'ges Maas.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Pourquoi de tes regards percer ainsi mon âme?
Baisse, oh! baisse tes yeux pleins d'une chaste flamme:
Baisse-les, ou je meurs!
Viens plutôt, lève-toi! Mets ta main dans la mienne,
Que mon bras arrondi t'entoure et te soutienne
Sur ces tapis de fleurs!

. . . . . .
. . . . . .

Aux bords d'un lac d'azur il est une colline
Dont le front verdoyant légèrement s'incline
Pour contempler les eaux:
Le regard du soleil tout le jour la caresse,
Et l'haleine de l'onde y fait flotter sans cesse
Les ombres des rameaux.

Entourant de ses plis deux chênes qu'elle embrasse,
Une vigne sauvage à leurs rameaux s'enlace,
Et, couronnant leurs fronts,

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Warum mit deinem Blick die Seele mir durchbohren?
O wende weg von mir, wend' ab, ich bin verloren,
Der keuſchen Augen Blitz!
Auf und erhebe dich! laß Hand in Hand uns ſchreiten,
Laß dich mit meinem Arm umſchlingen, laß dich leiten
Durch dieſen Blumenſitz!

. . . . . .

. . . . . .

An blauen Sees Rand ein kleiner Hügel ſteiget,
Der mit der grünen Stirn ſich ſanft zum Ufer neiget,
Den Waſſern zuzuſehn;
Die Sonne hört nicht auf, ihn lieblich anzulächeln,
Des Waſſers Athem nicht, ihm Kühle zuzufächeln,
Wo Zweige ſchattig wehn.

Zwei Eichen ſtehen dort! du ſiehſt den wilden Reben
Durch das Geäſt empor nach ihrer Stirne ſtreben,
Und krönend ſie umziehn.

De sa pâle verdure éclaircit leur feuillage
Puis sur des champs coupés de lumière et d'ombrage
. . . . . .
Court en riants festons.
. . . . . .

Là, dans les flancs creusés d'un rocher qui surplombe,
S'ouvre une grotte obscure, un nid où la colombe
Aime à gémir d'amour;
La vigne, le figuier, la voilent, la tapissent,
Et les rayons du ciel, qui lentement s'y glissent,
Y mesurent le jour.

La nuit et la fraicheur de ces ombres discrètes
. . . . . .
Conservent plus long-temps aux pâles violettes
. . . . . .
Leurs timides couleurs;
Une source plaintive en habite la voûte,
Et semble sur vos fronts distiller goutte-à-goutte
Des accords et des pleurs.

Le regard, à travers ce rideau de verdure,
Ne voit rien que le ciel, et l'onde qu'il azure;
Et sur le sein des eaux
Les voiles du pêcheur, qui, couvrant sa nacelle,
Fendent le ciel liquide, et battent comme l'aile
Des rapides oiseaux.

Mit ſeinem blaſſen Grün beleuchtet er die dunkeln,
Fließt dann, wo längs dem Feld durchbrochne Lichter funkeln,
In heitern Ranken hin.

Dort winkt im hohlen Stein des Felſenüberhanges
Die Grotte, drin ſo gern die Taube liebebanges
Gegirre ſeufzen mag;
Sie kleidet und umhüllt der Feigenbaum und Rebe,
Nur mühſam dringt der Strahl des Lichts durch das Gewebe,
Und mißt darin den Tag.

Das blaſſe Veilchen blüht hier, im beſcheidnen Schatten,
Tief in der friſchen Nacht, viel länger, als auf Matten,
Mit ſeinem ſcheuen Blau;
Und in der Wölbung wohnt die klagenreiche Quelle,
Und, weinend, wie ein Lied, tropft aus verborgner Welle
Euch auf die Stirn ihr Thau.

Durch dieſes Vorhangs Grün der Blick nichts weiter ſchauet,
Als Himmel, und als Flut, die von dem Himmel blauet,
Und auf der Wellen Duft,
Geſpreitet über's Schiff der kühnen Fiſcher Seegel,
Die dieſes flüſſ'ge Blau durchſchneiden, wie die Vögel,
Mit Flügelſchlag die Luft.

L'oreille n'entend rien qu'une vague plaintive
Qui, comme un long baiser, murmure sur sa rive,
Ou la voix des zéphyrs,
Ou les sons cadencés que gémit Philomèle,
Ou l'écho du rocher dont un soupir se mêle
A nos propres soupirs.

. . . . . .
. . . . . .

Viens, cherchons cette ombre propice
Jusqu'à l'heure où de ce séjour
Les fleurs fermeront leur calice
Aux regards languissans du jour.
Voilà ton ciel, ô mon étoile!
Soulève, oh! soulève ce voile!
Éclaire la nuit de ces lieux;
Parle, chante, rêve, soupire,
Pourvu que mon regard attire
Un regard errant de tes yeux!

Laisse-moi parsemer de roses
La tendre mousse où tu t'assieds,
Et près du lit où tu reposes
Laisse-moi m'asseoir à tes pieds.

Das Ohr, es höret nur die Klagen einer Welle,
Die, wie ein langer Kuß, murrt an des Ufers Schwelle,
Den West nur, wie er stöhnt;
Nur das melod'sche Lied verliebter Nachtigallen,
Des Felsen Echo nur, das seiner Seufzer Hallen
In unsre Seufzer tönt.

. . . . . .

. . . . . .

Laß fliehn uns zu dem günst'gen Schatten,
Bis sich die Dämmerung ergießt,
Bis sich der Blumenkelch dem matten
Gesunknen Blick des Tages schließt.
Mein Stern, hier ist dein Himmel! blinke!
Enthülle dich! dein Schleyer sinke!
Erleuchte diese dunkle Kluft!
Sprich! seufze! rede! denke! träume!
Nur daß dein Blick nicht länger säume,
Begegne meinem, der ihn ruft!

Daß mit dem Blüthenflaum der Rose
Dein Bett ich streue, gönne mir!
Dann laß mich auf dem weichen Moose
Mich lagern, zu den Füßen dir.

Heureux le gazon que tu foules,
Et le bouton dont tu déroules
Sous tes doigts les fraiches couleurs;
Heureuses ces coupes vermeilles
Que pressent tes lèvres, pareilles
Aux frelons qui sucent les fleurs.

Si l'onde des lis que tu cueilles
Roule les calices flétris,
Des tiges que ta bouche effeuille
Si le vent m'apporte un débris,
Si la boucle qui se dénoue
Vient, en ondulant sur ma joue,
De ma lèvre effleurer le bord
Si ton souffle léger résonne,
Je sens sur mon front qui frissonne
Passer les ailes de la mort.

Souviens-toi de l'heure bénie
Où les dieux, d'une tendre main,
Te répandirent sur ma vie,
Comme l'ombre sur le chemin!
Depuis cette heure fortunée,
Ma vie à ta vie enchaînée,

O wohl dem Raſen, den du drückeſt,
O wohl der Knospe, die du knickeſt,
Die Hand auf ihrer friſchen Glut!
O wohl den rothen Blüthenkelchen,
An denen deine Lippen ſchwelgen,
Wie Bienen an der Blume Blut!

Wenn von den Lilien, die du pflückeſt,
Ein Tropfen aus dem Kelche rollt,
Wenn von den Stängeln, die du knickeſt,
Der Wind mir kleine Reſte zollt,
Wenn deine Locke, niederfallend
Und über meine Wange wallend
An meiner Lippe Rand verirrt,
Dazu dein Athem rauſcht verloren: —
Dann ſchaudr' ich, weil an meinen Ohren
Vorbei des Todes Flügel ſchwirrt.

Die Stunde ſey gebenedeiet
An der der Götter milde Hand
Dich auf mein Leben ausgeſtreuet,
Wie Schatten auf den dürren Sand:
Du weißt's, ſeit jener ſeel'gen Stunde,
Ganz mit dem deinigen im Bunde,

Qui s'écoule comme un seul jour,
Est une coupe toujours pleine,
Où mes lèvres à longue haleine
Puisent l'innocence et l'amour.

Ah! lorsque mon front qui s'incline
Chargé d'une douce langueur,
S'endort bercé sur ta poitrine
Par le mouvement de ton cœur,

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Un jour, le temps jaloux, d'une haleine glacée,
Fanera tes couleurs comme une fleur passée
Sur ces lits de gazon.
Et sa main flétrira sur tes charmantes lèvres
Ces rapides baisers, hélas! dont tu me sèvres
Dans leur fraîche saison.

Mais quand tes yeux, voilés d'un nuage de larmes,
De ces jours écoulés qui t'ont ravi tes charmes
Pleureront la rigueur;

Entſchwebt mein Leben mir im Flug,
Es iſt ein ſtets gefüllter Becher,
Draus ſchlürf' ich, wie ein durſt'ger Zecher,
Unſchuld und Lieb' in langem Zug.

Ach wenn, von Schlummerdrang belaſtet,
Die Stirn' an deine Bruſt ſich legt,
Und ſo in ſüſſem Schlafe raſtet,
Von deines Herzens Schlag bewegt,
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Einſt wird mit Eiſeshauch die neid'ſche Zeit entfärben
Dir deiner Wangen Roth, wie junge Blumen ſterben
Auf dieſem Wieſengrund.
Und ach! der raſche Kuß, der ſich mir jetzt entziehet
In ſeiner friſchen Glut, er welket, er verblühet
Auf deinem ſüſſen Mund!

Doch wenn dein Auge dann, in Thränenfinſterniſſen,
Auf jener Tage Flucht, die dir den Reiz entriſſen,
Sich heften wird mit Schmerz;

Quand dans ton souvenir, dans l'onde du rivage
Tu chercheras en vain ta ravissante image,
Regarde dans mon cœur!

Là ta beauté fleurit pour des siècles sans nombre,
Là ton doux souvenir veille à jamais à l'ombre
De ma fidélité;
Comme une lampe d'or dont une vierge sainte
Protège avec la main, en traversant l'enceinte,
La tremblante clarté.

Ah! quand la mort viendra, d'un autre amour suivie,
Éteindre en souriant de notre double vie
L'un et l'autre flambeau,
Qu'elle étende me couche à côté de la tienne,
Et que ta main fidèle embrasse encor la mienne
Dans le lit du tombeau.

Ou plutôt puissions-nous passer sur cette terre,
Comme on voit en automne un couple solitaire
De cygnes amoureux,
Partir, en s'embrassant, du nid qui les rassemble,
Et vers les doux climats qu'ils vont chercher ensemble
S'envoler deux-à-deux.

Wenn du in deinem Geiſt und in des Ufers Welle
Vergebens ſuchen wirſt dein Bild ſo hold, ſo helle:
So blicke mir ins Herz!

Fort blühet hier dein Reiz, die Zeit kann ihn nicht kränken,
Auf ewig wachet hier dein ſüſſes Angedenken,
Im Schatten meiner Treu.
Wie goldner Lampe Licht, das, durch den Tempel ſchreitend,
Die heil'ge Jungfrau ſchützt, die Hand darüber breitend,
Indeß es flimmert ſcheu.

Und wenn der Tod erſcheint, dem andre Lieb' entblühet,
Wenn unſer doppelt Licht vor ſeinem Hauch verglühet,
(Er löſcht es lächelnd aus!)
Ach, neben deinem Bett bereit' er dann das meine,
Und meine treue Hand, ſie faſſe noch die deine
Im dunkeln Schlummerhaus.

Doch dürften lieber wir der Erde längs entſchweben,
So wie zwei Schwän' im Herbſt ſich aus dem Neſt erheben,
Das ihre Wohnung war:
Man ſieht ſie, Schwing' an Schwing', hoch in der Luft ſich wiegen,
Und in ein milder Land vergnügt zuſammen fliegen,
Ein einſam liebend Paar!

Adieux à la Poésie.

Il est une heure de silence
Où la solitude est sans voix,
Où tout dort, même l'espérance;
Où nul zéphyr ne se balance
Sous l'ombre immobile des bois;

Il est un âge où de la lyre
L'âme aussi semble s'endormir,
Où du poétique délire
Le souffle harmonieux expire
Dans le sein qu'il faisoit frémir.

L'oiseau qui charme le bocage,
Hélas! ne chante pas toujours:
A midi, caché sous l'ombrage,
Il n'enchante de son ramage,
Que l'aube et le déclin des jours.

Lebewohl an die Poesie.

Es giebt ein Stündlein für das Schweigen,
Wo nichts die Einsamkeit durchhallt,
Die Hoffnung selber schläft, es beugen
Die Weste keinen von den Zweigen
Im regungslosen Schattenwald.

Es giebt ein Alter, wo das Leben
Der Leyer will entschlummern auch,
Die Töne, die sie sonst durchbeben,
Den Wahnsinn, fühlt die Brust verschweben,
Der Dichtung wohllautsvollen Hauch.

Der Vogel, welcher schlägt im Hage,
Er singt nicht immer auf der Flur,
Er sucht den Schatten am Mittage,
Entzückt mit seiner holden Klage
Den Morgen und den Abend nur.

Adieu donc, adieu, voici l'heure,
Lyre aux soupirs mélodieux!
En vain, à la main qui t'effleure,
Ta fibre encor répond et pleure :
Voici l'heure de nos adieux.

Reçois cette larme rebelle
Que mes yeux ne peuvent cacher.
Combien sur ta corde fidèle
Mon âme, hélas! en versa-t-elle,
Que tes soupirs n'ont pu sécher?

Sur cette terre infortunée,
Où tous les yeux versent des pleurs,
Toujours de cyprès couronnée,
La lyre ne nous fut donnée
Que pour endormir nos douleurs.

Tout ce qui chante, ne répète
Que des regrets ou des désirs;
Du bonheur la corde est muette,
De Philomèle et du poëte
Les plus doux chants sont des soupirs.

Nun, Leyer! es iſt Zeit zu enden
Du, der ſo ſüſſer Klang entquoll!
Umſonſt, geſtreift von meinen Händen,
Willſt du mir Schmerzenslaute ſenden:
Es iſt die Zeit zum Lebewohl!

Nimm hin, ich kann ſie nicht beſtreiten!
Nimm die empörte Thräne dir!
Wie viel auf deine treuen Seiten
Sahſt du mir aus der Seele gleiten,
Nicht trocknete dein Hauch ſie mir!

Wo jedes Auge ſchwimmt in Thränen,
Auf dieſer Erde, voll von Pein,
Da kann die Leyer nur bekrönen
Cypreſſenlaub, ſie kann nur tönen,
Um unſern Schmerz zu ſchläfern ein.

Was ſingt, das trägt nur vom Verlangen,
Und von der Sehnſucht nur die Spur,
Vom Glück noch keine Saiten klangen,
Was Nachtigall und Dichter ſangen,
Das Süßeſte ſind Seufzer nur!

Dans l'ombre, auprès d'un mausolée,
O lyre! tu suivis mes pas,
Et des doux festins exilée
Jamais ta voix ne s'est mêlée
Aux chants des heureux d'ici-bas.

Pendue aux saules de la rive,
Libre comme l'oiseau des bois,
On n'a point vu ma main craintive
T'attacher comme une captive
Aux portes des palais des rois.

Des partis l'haleine glacée
Ne t'inspira pas tour-à-tour ;
Aussi chaste que la pensée,
Nul souffle ne t'a caressée,
Excepté celui de l'Amour.

En quelque lieu qu'un sort sévère
Fît plier mon front sous ses lois,
Grâce à toi, mon âme étrangère
A trouvé partout sur la terre
Un céleste écho de sa voix.

Du folgteſt, Leyer, meinen Schritten,
Es ging zur finſtern Gruft mein Gang;
Nie warſt du in der Feſte Mitten,
Dein Lied hat niemals wettgeſtritten
Mit eines Glücklichen Geſang.

An Uferweiden aufgehangen,
Frei, wie der Vogel in dem Wald,
Wardſt du von meiner Hand mit Bangen
Niemals gefeſſelt, lagſt gefangen
In keines Königs Aufenthalt.

Dich hat, wo die Partheien zanken,
Ihr Eiſesathem nicht berührt,
Keuſch, wie die heiligſten Gedanken,
Sah man von keinem Hauch dich ſchwanken,
Als den die Liebe zugeführt.

Wohin auch weit vom Heimathsporte
Mein Loos mich ſtieß in fernes Land,
Dir dank' ichs, daß an jedem Orte
Mein fremder Geiſt für ſeine Worte
Ein überirdiſch Echo fand.

Aux monts d'où le jour semble éclore,
Quand je t'emportois avec moi
Pour louer celui que j'adore,
Le premier rayon de l'aurore
Ne se réveilloit qu'après toi.

Au bruit des flots et des cordages,
Aux feux livides des éclairs,
Tu jetois des accords sauvages,
Et, comme l'oiseau des orages,
Tu rasois l'écume des mers.

Celle dont le regard m'enchaîne
A tes soupirs mêloit sa voix,
Et souvent ses tresses d'ébène
Frissonnoient sous ma molle haleine,
Comme tes cordes sous mes doigts.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Ging ich, zum Berg empor zu wallen,
Aus dem das Licht entblüht der Nacht,
Da wachteſt du mit deinen Hallen,
Dem Herrn der Schöpfung zu gefallen,
Auf, eh das Morgenroth erwacht.

Im Sturme, bei des Maſtes Dröhnen,
Und bei der Blitze falber Glut,
Da hallteſt du in wildem Stöhnen,
Und ſtreifteſt kühn mit deinen Tönen,
Dem Wettervogel gleich, die Flut.

Und Sie, der ſich mein Blick ergeben,
Zu deinem Klange ſeufzet' auch,
Und ſo, wie deine Saiten beben,
Sah ich die ſchwarzen Locken ſchweben,
Durchſchauert ſanft von meinem Hauch.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Peut-être à moi, lyre chérie,
Un jour tu pourras revenir.
Quand de songes divins suivie,
La mort approche, et que la vie
S'éloigne comme un souvenir.

Dans cette seconde jeunesse
Qu'un doux oubli rend aux humains,
Souvent l'homme, dans sa tristesse,
Sur toi se penche et te caresse,
Et tu résonnes sous ses mains.

Ce vent qui sur nos âmes passe,
Souffle à l'aurore, ou souffle tard ;
Il aime à jouer avec grâce
Dans les cheveux qu'un myrte enlace,
Ou dans la barbe du vieillard.

En vain une neige glacée
D'Homère ombrageoit le menton ;
Et le rayon de la pensée
Rendoit la lumière éclipsée
Aux yeux aveugles de Milton :

Jetzt, liebe Harfe, magſt du ſäumen;
Einſt wohl kehrt wieder mir dein Lied,
Wenn vor des Todes ſeel'gen Träumen,
Das Leben mit den bunten Schäumen
Gleich einem alten Bilde flieht.

Das Alter naht im Jugendkleide,
Das die Vergeſſenheit ihm beut;
Da lehnt ſich oft in ſeinem Leide
Der Menſch auf dich, als ſeine Freude,
Und du antworteſt ihm, wie heut.

Der Wind, von dem die Seelen wogen,
Er hauchet Morgens, hauchet ſpät;
Gern ſpielt er um der Stirne Bogen,
Die ſich mit Myrten grün umzogen,
Gern durch des Alten Bart er weht.

Umſonſt ſeht ihr den Schnee ſich winden
Um des Homerus greiſes Kinn;
An des Gedankens Strahl entzünden
Die Augen Miltons ſich, die blinden,
Und Licht gibt ihm der innre Sinn.

Autour d'eux voltigeoient encore
L'amour, l'illusion, l'espoir,
Comme l'insecte, amant de Flore,
Dont les ailes semblent éclore
Aux tardives lueurs du soir.

Peut-être ainsi!... mais avant l'âge
Où tu reviens nous visiter,
Flottant de rivage en rivage,
J'aurai péri dans un naufrage,
Loin des lieux que je vais quitter.

Depuis long-temps ma voix plaintive
Sera couverte par les flots,
Et, comme l'algue fugitive,
Sur quelque sable de la rive,
La vague aura roulé mes os.

Mais toi, lyre mélodieuse,
Surnageant sur les flots amers,
Des cygnes la troupe envieuse
Suivront ta trace harmonieuse
Sur l'abîme roulant des mers.

Trug, Hoffnung, Lieb', in leichtem Chore
Umflogen ſie und wichen nicht;
So borget von des Abends Hore,
Der Leuchtwurm, der entglüht für Flore,
Sich ſeiner Flügel ſpätes Licht.

Vielleicht auch ich — doch eh am Rande'
Des Alters uns dein Gruß erfreut:
Geſchleudert, ach, von Strand zu Strande,
Sank ich ſchon unter, fern vom Lande,
Von dem mein Nachen ſcheidet heut.

Dann werden längſt ſchon meine Klagen
Vom Hall der Flut verſchlungen ſeyn,
Indeß, wie Meergras, fortgetragen,
An irgend einen Strand verſchlagen,
Im Sande ruhet mein Gebein.

Du aber Leyer, in Geſängen
Schwimmſt auf der bittern Welle hin,
Und nach der Spur von deinen Klängen
Sieht man ſich Schwäne neidiſch drängen,
Und über Wogenſchlünde ziehn.

Druckfehler.

Seite 104 Zeile 8 ſtatt pussillanime lies pusillanime.
— 105 — 10 ſt. Himmal l. Himmel.
— 179 — 2 v. u. ſt. wie würde Clio dich mit reinem Kranz begraben lies: begaben.
— 188 — 7 ſt. maiu l. main.

Kleine prosaische Schriften.

Guſtav Schwab

Kleine proſaiſche Schriften.

1830

Ausgewählt und herausgegeben

von

K. Klüpfel.

Biblioth. Universitatis Lipsiensis 1894

Freiburg i. B. und Tübingen 1882.
Akademiſche Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.
(Paul Siebeck.)

564

Druck von H. Laupp in Tübingen.

Vorwort.

Diese Sammlung kleiner prosaischer Schriften wurde durch den von Freunden und Schülern Gustav Schwab's mehrfach ausgesprochenen Wunsch veranlaßt, der Gegenwart eine Vorstellung von seiner kritischen Thätigkeit und seinem Einfluß auf die ästhetische Bildung seiner Zeitgenossen zu geben. Da diese Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften zerstreut und damit für die Jetztlebenden verloren sind, so schien ein neuer Abdruck gerechtfertigt. Wir haben daher eine Anzahl von Kritiken über hervorragende Dichter seiner Zeit sowie einige selbständige Aufsätze von allgemeinem Interesse, welche Schwab im Morgenblatt veröffentlichte, hier zusammengestellt. Unter den ersteren wählten wir solche aus, welche nicht sowohl Beurtheilung einzelner Dichtungen, als Gesammtcharakteristiken der Dichter geben, und so ist besonders der erste Aufsatz aus den „Moosrosen" über Ludwig Uhland von Wichtigkeit, da er die erste eingehende Würdigung des später so berühmt gewordenen Dichters enthält. Daß die Beurtheilung von Rückerts Gedichten nur Bruchstück ist, indem sie sich blos auf den dritten und vierten

Band erſtreckt, erklärt ſich leicht aus der eigenthümlichen Erſcheinungsweiſe der erſten Rückert'ſchen Sammlung. Aber dieſe Recenſion enthält doch alles Weſentliche, was zur Charakteriſtik Rückerts gehört.

Sämmtliche Aufſätze ſtammen aus der Zeit von Schwab's kräftigſtem Mannesalter und regſter Schaffensthätigkeit, nämlich aus den Jahren 1826 bis 1839. Wer von dem heutigen Geſchlecht noch Sinn hat für die Entwicklung der vergangenen Periode, in welcher die poetiſche Literatur ſo viel mehr als heutzutage in der erſten Reihe der Lebensintereſſen ſtand, der wird gewiß dieſe Blätter nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Tübingen, im Juni 1882.

Der Herausgeber.

Inhalt

1. Ludwig Uhland . . . . . 1—42
   Aus „Moosrosen“, Taschenbuch für 1826.
2. Meine Sammlung . . . . . 43—82
   Morgenblatt 1828, Nr. 22—235.
3. Georg Bernh. Bilfinger u. seine Korrespondenz 83—120
   Morgenblatt 1830, Nr. 131—138.
4. Gedichte von Friedrich Hölderlin . . . . 121—138
   Blätter für liter. Unterhalt. 1827, Nr. 26 u. 27.
5. Gedichte von Justinus Kerner 1826 . . . 139—156
   Blätter für liter. Unterhalt. 1827, Nr. 233 u. 234.
6. Gedichte des Königs Ludwig von Baiern 2. Aufl. 157—175
   Blätter für liter. Unterhaltung 1830, Nr. 1 u. 2.
7. Gedichte von Nicolaus Lenau, 1832 . . . 176—195
   Blätter für liter. Unterhalt. 1832, Nr. 281 u. 282.
8. Gedichte von Ludwig Uhland, 5. verm. Aufl. 1831 196—212
   Blätter für liter. Unterhalt. 1832, Nr. 364 u. 365.
9. Maler Nolten. Novelle von Eduard Mörike. 1832. 213—236
   Blätter für liter. Unterhalt. 1833, Nr. 20 u. 21.
10. Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert.
    Dritter und vierter Band 1833 . . . 237—276
    Blätter für liter. Unterhalt. 1838, Nr. 305—309.
11. Gedichte von Chr. J. Matzerath. 1838 . . . 277—285
    Heidelberger Jahrbücher 1839, Nr. 8.

1.

Ludwig Uhland.

Aus „Moosrosen", Taschenbuch für 1826.

Wenn alle Poesie in einer Vereinigung von Anschauung und Empfindung besteht, die, unter Leitung des Gedankens, durch die Sprache, als Organ, bewerkstelligt wird; wenn also Phantasie, Gefühlsvermögen und Verstand vorzugsweise die Seelenkräfte sind, die in den Schöpfungen des Dichters zusammenwirken, so wird nicht nur das verschiedne Maas, und die Mischung, in welchen Anschauung, Empfindung und Gedanke in einzelnen Gedichten vorhanden sind, verschiedne Formen der Poesie erkennen lassen; sondern die Dichter selbst werden, ihrem ursprünglichen Charakter nach, in welchen Gattungen sie sich auch versucht haben mögen, nach dem Verhältnisse, in welchem Phantasie, Gefühl und Verstand in ihrem Geiste und dessen Offenbarung durch die Dichtung zu einander stehen, unterschieden werden können. Dieser Unterschied unter den Dichtern hat zu allen Zeiten Statt gefunden, so gewiß in allen Menschen derselbe Geist, mit derselben Mannigfaltigkeit von Kräften, immer nach denselben Gesetzen wechselnd sich entfaltet; und wenn auch im Durch-

ſchnitt in ganzen Zeitaltern die Anſchauung, und in andern die Empfindung in der Poeſie vorgeherrſcht haben ſollte, eine Beobachtung, auf welche bekanntlich der Unterſchied der antiken und der romantiſchen Poeſie gegründet, und wodurch die weſentliche und von den Zeiten unabhängige Eintheilung in objective und ſubjective Dichtung auch in der geſchichtlichen Entwicklung des dichtenden Menſchengeiſtes aufgeſucht worden iſt: — ſo hat doch gewiß die Periode der Anſchauung, wie die der Empfindung, unbeſchadet ihrer vorherrſchenden Tendenz, dennoch in ihren verſchiedenen Dichtern, deren urſprünglichen Anlagen nach, ein verſchiedenes Verhältniß von Phantaſie, Gefühl und Verſtand nicht ausgeſchloſſen, ſo daß es in beiden Perioden phantaſtiſche Dichter, Gefühlsdichter, Reflexionsdichter gegeben hat, wenn ſie auch in ihrem äußerlichen Streben, und dem Zufälligen ihrer Bildung, von der geiſtigen Entwicklung ihrer Periode abhängig, mehr auf die Anſchauung oder mehr auf die Empfindung ſich angewieſen fanden.

Sobald wir dieſen ſo natürlichen Gedanken im Auge behalten, ſo werden wir in unſern Urtheilen über Dichtungen und Dichter aller Zeiten vor jedem ertödtenden Schematismus bewahrt bleiben; und wenn wir über einen Dichter zu urtheilen haben, allerdings einerſeits auf den Geiſt ſeiner Zeit und deren poetiſche Entwicklung Rückſicht nehmen: andrerſeits aber und, wie mir däucht, zuerſt die Frage aufwerfen: in welchem Verhältniß ſtehen in ſeinen Schöpfungen Anſchauung, Empfindung und Gedanke, wie verhalten ſich

mithin in seinem Geiste, der Uranlage nach, soviel sich diese in den Werken des Geistes zu schauen gibt, Phantasie, Gefühl und Verstand?

Werfen wir nun einen Blick auf die Productionen des Dichters, der immer mehr als einer der Ausgezeichnetsten anerkannt wird, die in dem ersten Viertel des 19ten Jahrhunderts aufgestanden sind: so wird sich uns bald die Ueberzeugung aufdrängen, daß das Vorherrschende in demselben die Empfindung ist, daß sich dieser die Anschauung unterordnet, daß endlich der Sinn oder Gedanke in den meisten seiner Gedichte sich nicht im Einzelnen geltend macht, sondern fast immer nur dem Ganzen als leitende Idee zum Grunde liegt. Und da diese Richtung seines Geistes nicht als eine mühsam errungene, erkünstelte erscheint, vielmehr seine Hervorbringungen den Stempel der Unmittelbarkeit und jener höhern Natürlichkeit, die mit der Kunst in keinem Widerspruche steht, an sich tragen; so dürfen wir wohl hieraus schließen, daß auch in den Anlagen des Dichters das Gefühl über die Phantasie herrscht, und diese als die schwächere Seelenkraft zurücktritt; der Verstand aber, wie es bei dem wahren Dichter sein soll, dienend und ordnend, also mehr negativ als positiv thätig ist.

Nun läßt sich aber, wie bei dem Menschen überhaupt, so auch bei dem Dichter eine gedoppelte Thätigkeit des vorherrschenden Gefühlsvermögens denken. Diese ist nämlich entweder eine abgebrochene, schnell angeregte, und darum um so lebhaftere, aber auch wieder schnell in Ruhe zurück-

lehrende, die oft von andern Seelenkräften, besonders der höheren und niederen Einbildungskraft, selbst blos vom Witz und Scharfsinn in Bewegung gesetzt wird, obgleich sie, einmal aufgeregt, die Oberhand über diese Kräfte erhält, die aber dann sehr oft von den Funktionen der letztern unterbrochen und abgelöst wird. Diese Art zu empfinden scheint mir diejenige, die wir gewöhnlich mit dem Namen der Sentimentalität bezeichnen. Eine andere Thätigkeit des Gefühlsvermögens aber ist jene fortwährende, ruhigere und tiefere, die über alle andern Seelenvermögen unaufhörlich herrscht, sie immer auf sich bezieht und zu ihrem Dienste gebraucht. Sie ist das constant gewordene Gefühl, das wir mit dem Ausdrucke des Gemüths bezeichnen, oder doch allein mit diesem oft mishandelten Namen benennen sollten; und Gemüthlichkeit ist die Eigenschaft, welche die Schöpfungen des herrschenden Gefühls auszeichnet, wenn es, von Phantasie und Verstand unterstützt in dichterische Wirksamkeit tritt. Gemüth verhält sich zum Gefühl, wie Liebe zur Treue; denn die letztre ist auch nichts anders, als bleibend gewordne, ewige Liebe. Gemüth ist ewiges Gefühl. Es ist die edelste Eigenschaft des menschlichen Geistes. Es kann nicht bestehen mit Falschheit und Unnatürlichkeit, mit Heuchelei und Selbstbetrug, denn alle Gefühle, die sich hierauf gründen, sind nichtig und vergänglich: nur das ewige Gefühl ist wahrhaftig. Darum ist es der Stern, nach dem wir in der Liebe, in der Freundschaft, in allen Verhältnissen des Lebens, wo wir der Wahrheit und Treue bedürfen,

unſre ſehnenden Blicke richten; es iſt auch in der Poeſie die Eigenſchaft, die, wenn ſie vorherrſcht, zwar nicht den größten Dichter, aber doch den edelſten und liebenswürdigſten hervorbringt; weil ſie — anders als Verſtand und Phantaſie — unzertrennlich von unſrer ſittlichen Natur iſt.

Dieſer Zauber des Gemüthes iſt es, der — zum Trotze der antiken Bildung — die Trauerſpiele eines Sophokles beſeelt, und dem heidniſchen Sänger die Wahrheiten der höchſten Offenbarung voraus in ahnungsvollen Worten in den Mund legt; er durchweht den ſeeligen Frieden von Taſſo's Geſängen, und haucht den Sonetten Petrarchs die unſterblichen Seufzer ein; er erhebt den Verſtand des treuherzigen Paul Flemming zur Höhe der Dichtung, er mildert und beſänftigt die zeugend-verzehrende Phantaſieglut eines Novalis; er iſt es, der ſich in den ſpätern Schöpfungen unſres Schiller, verbündet mit dem Tiefſinn, ſiegreich über alle Reflexion und allen Schmuck der Redekunſt emporringt, und im Wilhelm Tell uns die milden Thränen der innigen Mitempfindung abnöthigt.

Aus der letztgenannten Thätigkeit des Gefühlsvermögens däucht es mir, ſind bei weitem der Mehrzahl nach auch Ludwig Uhlands Dichtungen hervorgegangen; ſie ſind freie Ausſtrömungen des herrſchenden Gefühls, das Alles, was empfunden werden kann, in ſich aufnimmt, ſich aſſimilirt, und, ſo verarbeitet, durch die Sprache darſtellt. Gemüthlichkeit iſt auch ihr Grundzug; und, wie ſie alle Tugenden an ſich tragen, deren Quelle das Gemüth iſt, ſo werden wir ſie

hier und da auch von den Mängeln nicht frei sprechen können, die sich bei dieser Richtung der Geistesthätigkeit in die Werke des Dichters einzuschleichen pflegen, wenn das Gefühl einseitig geworden ist, oder wenn es nicht immer von einem entsprechenden Fluge der Phantasie unterstützt wird.

Die Muse des gemüthlichen Dichters ist vorzugsweise an die lyrische Poesie gewiesen; denn wenn die Anschauung, sei es äußre oder innre, sich in der Empfindung spiegelt, dann eben, wo die Sprache, als Werkzeug, nicht versagt, entsteht ja das Lied. Erweitert sich in gereifterer Jugend der Gesichtskreis des Sängers, so wird sein Gefühl in der poetischen Geschichte sich die passenden Anschauungen, die verwandten Gefühle aufsuchen, er wird sich der epischen Lyrik, den Sagen der Völker zuwenden.

Angezogen vom Weltgemüth, dem er sich verwandt fühlt, mag ein solcher sich wohl auch im heroischen Epos, oder selbst im Drama versuchen, und wenn, wie einem Tasso, einem Sophokles, die Phantasie, gleichen Schritt mit dem Gefühle haltend, auf diesem Gebiet ihm den nöthigen Ueberblick gestattet und schaffend dem Gemüthe nachhilft, so wird auch hier Großes entstehen. Ist aber sie die schwächere Kraft, so kann zwar der Gemüthsdichter, wenn ein heller Verstand in ihm mit der ärmern Anschauung weislich haushält, auch hier sehr Schönes leisten, doch dürfen wir uns nicht bergen, daß dieses Feld nicht seine ursprüngliche Heimath ist. Sollte diese Bemerkung richtig sein, so erklärt sich vielleicht daraus zum Theil, warum die Dramen Uhlands bei weitem

nicht so verbreitet sind, und keine so warme Aufnahme im Vaterlande gefunden haben, wie seine lyrischen und romantischen Gedichte; immerhin aber mag ein Theil der Schuld auf dem Publikum haften, das an diesen Dichtungen weniger die geniale Weltanschauung vermissen mag, als theatralischen Schmuck und philosophischen Sentenzprunk, an dem es die Augen und Ohren seines Geistes in diesem Fache so gerne weidet.

In jedem Falle sei es mir, bei jener Ansicht, vergönnt, mich zunächst zu den lyrischen Poesieen unsers Dichters zu kehren, und den Versuch zu machen, ob ich aus ihnen belegen kann, was im Allgemeinen über den Genius des Sängers vorausgeschickt worden ist.

Wir unterscheiden in diesen Poesieen deutlich zweierlei Gattungen: zuerst diejenigen, die rein lyrischer Natur, fast ausschließlich aus der Beschäftigung des Dichters mit sich selbst und mit der Aufnahme des ihn zunächst im Leben Berührenden in sein Gemüth hervorgegangen sind; und dazu gehören nicht blos die Lieder, sondern auch viele der, deßwegen wohl auch von dem Dichter vorangestellten, Romanzen und Balladen; selbst hier und da eine spätre in der Sammlung; sofern in ihnen der Stoff nicht sowohl etwas Sagenmäßiges ist, als eine verkörperte Idee oder Empfindung des Dichters, ein Lied in der Form einer Romanze. Eine zweite Gattung bilden sodann die eigentlich episch-lyrischen Gedichte, wo der Anstoß zum Gesang mehr auf der Anschauung eines künstlichen Stoffes beruht, den bald die Phantasie des Dich-

ters meist unter Form einer Sage geschaffen, bald sein Quellenstudium in dem Schacht früherer Poesie entdeckt, immer aber zu seinem Gemüthseigenthum gemacht und neu verarbeitet hat. Als Zwischenstufe mögen die Sonette, Octaven, Epigramme und Fragmente in dramatischer Form gelten. Da sie, abgesehen von der Form, dem Stoffe nach bald der ersten, bald der zweiten Gattung angehören, so will ich sie nicht abgesondert beurtheilen, und erlaube mir, auch aus ihnen Belege für die eine oder die andere Behandlungsweise des Dichters unter die übrigen Beweisstellen zu mischen. — Jene erste Gattung ist, der Mehrzahl der Gedichte nach, ohne Zweifel die weit früher entstandene: denn die Poesie unsers Dichters ist ja nicht in dem Treibhaus aufgewachsen, in welchem so viele unserer jüngsten Dichter mit epischen und dramatischen Produkten, den Gewächsen des Mannesalters, das der Sommer des Dichters ist, noch vor dem natürlichen Frühling ihres Geistes prangen, und deren Poesie deßwegen keinen Lenz hat, auf den sie zurückschauen kann.

Uebrigens beurkunden sich jene eigentlich lyrischen Gedichte nicht durch die mindre Vollkommenheit ihrer Form als die jugendlicheren; es herrscht vielmehr in den meisten eine gleiche Vollendung, wie in den späteren, und Uhland erscheint, was die Ausführung fast in allen betrifft, gewiß als einer unserer correctesten Dichter; denn die wahre Correctheit besteht nicht sowohl in einer mehr oder minder strengen Befolgung oft sehr willkührlicher und meist ohne Kenntniß und Berücksichtigung der Poesie von den Sprach-

forschern aufgestellter, allmählig geltend gewordener Gesetze; — in dieser Hinsicht mag es immerhin ängstlichere Dichter geben, als unsern Uhland, wiewohl er auch nicht ohne Noth den Sprachgebrauch verläßt: — die wahre Correctheit zeigt sich vielmehr in der symmetrisch-strengen Ausbildung aller einzelnen Theile, in einem gewissenhaften Fleiße, der an diesen nicht ermattet, und Nichts an ihnen übereilt. Von dieser Tugend, die seine Gedichte überhaupt auszeichnet, werden wir Gelegenheit finden, bei den Romanzen noch einmal zu sprechen; bei seinen frühern Liedern führt sie uns auf die Vermuthung, daß der Dichter in ihrer Auswahl sehr strenge gewesen sein müsse, und daß er vielleicht von zehn Jugendgedichten nur Eines aufgenommen hat; denn jene Correctheit ist ein Vorzug, der, bei noch so verständiger Anlage, doch immer erst erworben werden muß, was freilich diejenigen nicht glauben zu wollen scheinen, die dem Publikum auch keinen einzigen von den Erstlingen ihrer Muse vorenthalten.

Was nun den Stoff der Uhlandischen Lieder betrifft, so zeigt sich derselbe als ein durchaus von dem vorherrschenden Gemüthe ausgewählter; sein Lied umfaßt alles Edle und Liebenswerthe des Menschenlebens, was nur ersehnt, erstrebt, beweint, gehofft, geglaubt zu werden verdient; nicht etwa, wie andere Jugendgedichte, nur Liebe und unbestimmte Sehnsucht nach dem Höheren allein: auch alle andern Objecte des Gemüthes, die höchsten Anschauungen, Ideen und Gefühle [1]):

---

1) Die meisten Belege hierzu s. weiter unten.

Natur, Gott, Freiheit, Liebe, Freundschaft, das Jugendleben beider Geschlechter, Gesang und Poesie, Armuth [1]), Greisenleben, Tod [2]); und wo seine Dichtung in die Welt der Sage übergeht; Frauenwürde, ächten Fürsten- und ächten Rittersinn.

Auch ist das herrschende unter diesen Gefühlen nicht, wie bei sentimentalen Dichtern, die Liebe, sondern vielmehr, woran hauptsächlich sein Gemüth erkennbar ist, die innigste Befreundung mit der Natur; und wenn bei andern diese letztere meist nur den Liebesgefühlen zur Unterlage dient, so bildet umgekehrt bei dem unsern die Liebe häufig nur die Folie oder den Rahmen zu einem Naturgemälde [3]).

Unsre herrlichsten Dichter haben in und mit der Natur gelebt, in jedem aber gestaltet sie sich, nach der eigenthümlichen Constellation seiner Geistesgaben wieder anders: am objectivsten in Göthe, in dessen weltanschauender Phantasie sie wie in einem Spiegel abgebildet lebt, doch nicht blos wie in einem Spiegel: denn nicht nur ihre Bewegung und das Spiel ihrer Farben, auch ihre Eindrücke auf die übrigen Sinne weiß er uns zu vergegenwärtigen: das Dampfen und Duften des Frühlings, das Rauschen der Ströme, das Schwir-

---

1) „Lied eines Armen." S. 17. (Alle Citate beziehen sich auf die 2te Ausg. der Uhlandischen Gedichte, Stuttg. u. Tüb. Cotta 1820.)

2) „An den Tod." S. 10. „Die Capelle." S. 22.

3) „Die Zufriednen." S. 42. „Des Hirten Winterlied." S. 52. „Die zwo Jungfrau'n." S. 150.

ren der Mücken, wie den Donnergang der Sphären ſchildert er, als vernähmen und empfänden wir das alles. Ludwig Tieck ſieht ſie mit einem regen und innigen Kinderauge an, er eilt vom Blumengarten zum Wald, vom Walde zum Quell, er ſpielt mit ihren Gaben und drückt die eine um die andere ans Herz, unendliche Bilder und Verwandtſchaften laſſen Witz und Phantaſie ihn in derſelben ahnen; Novalis iſt mit ihrer jetzigen Geſtalt nicht zufrieden, die Sehnſucht ſeines Herzens und die Gluth ſeiner Phantaſie ruhen nicht, bis ſie in inniger Vermiſchung mit ihr, eine zweite, verklärte Natur ausgeboren haben; Schillers edler ringender Geiſt ſteht vor ihr, wie vor den Pforten des Paradieſes, auf deſſen ſeeligen Frieden er die heißen Sehnſuchtsblicke heftet, und oft pflückt er von den überhangenden Aeſten ihrer Bäume die goldne Frucht eines Gleichniſſes oder einer Beſchreibung; aber noch vor ſeinem Scheiden öffnet ihm ein Bote der himmliſchen Freiheit die Thore, und führt ihn ein in das Land, wo die Königin hoch und klar auf unvergänglichem Throne ſitzt, nicht nur ihre Wunder zu ſchauen, ſondern auch ihren Boden mit den würdigen Geſtalten ſeines ſchaffenden Geiſtes zu bevölkern.

Ludwig Uhland lieſt in dieſer Natur mit dem Auge ſeines Gemüthes, wie auf dem Antlitz einer Geliebten, wie in einer vertrauten Menſchenſeele; ſeine Phantaſie nährt ſich von ihren Erſcheinungen, weil ſie Symbole des menſchlichen Gemüthes ſind; alle ihre Anſchauungen verarbeitet er zu Gedichten; die ganze Natur vermenſchlicht ſich ihm, aber

nicht leiblich, wie bei den Alten, ſondern ſie wird bei ihm perſönlicher Geiſt.

Im Frühling iſt ſie ihm [1]) Jungfrau und Jüngling, im Herbſte Greis; von ihr empfieng und hofft er Frieden, Liebe, Glück [2]) im Leben und im Tod [3]); in ihren Winterſtürmen wehen zerſtörte Hoffnungen an ihm vorüber [4]), in ihren Frühlingsſtürmen rauſcht der Genius des Lebens mit ſeinem Flügel [5]); ſie iſt ihm das Bild der Freiheit [6]), der Freundſchaft [7]), der Poeſie [8]), der Güte und Milde [9]), der Genügſamkeit und Zufriedenheit [10]); und umgekehrt iſt das höchſte Menſchenglück ein Bild der allſeeligen Natur [11]). Immer aber bleibt ihm dieſe mehr Gegenſtand des Gefühls als der Anſchauung, und wie Göthe'n die Seele ein Spiegel der

---

1) „Die ſanften Tage." S. 23. „Geſang der Jünglinge." S. 19.

2) „Im Herbſte." S. 25. „Mein Geſang." S. 27. „Die Frühlingslieder." S. 54—57. „Ruhethal." S. 64. „An einem heitern Morgen." S. 68. „In der Ferne." S. 70, überhaupt die „Wanderlieder." S. 69—74.

3) „Das Thal." S. 63. „Frühlingsruhe." S. 55.

4) „Mailied." S. 65. „Nachtreiſe." S. 71.

5) „Märznacht." S. 128.

6) „Des Knaben Berglied." S. 33. „Lied des Gefangenen." S. 53.

7) „An K. M." S. 158.

8) „Freie Kunſt." S. 58.

9) „Einkehr." S. 73.

10) „Auf den Tod eines Landgeiſtlichen." S. 133. „Im May." S. 128.

11) „Brautgeſang." S. 35.

Natur ist, so ist ihm die Natur ein Spiegel der Seele [1]). In dieser Auffassung der Natur durch das ächt deutsche Gemüth ist die Verwandtschaft seines Geistes mit dem des schwäbischen Minnesanges im Mittelalter in seinem ganzen Umfang und in seiner innersten Eigenthümlichkeit unverkennbar: ein Beweis, daß die ächte Poesie eines Volkes nicht untergeht, sondern auch auf einer höhern Stufe der geistigen Entfaltung, nach den Bedingungen dieser, sich doch in ihrem eigensten Wesen gleich bleibt.

Gott und göttlichen Dingen als unmittelbarem Object hat unser Dichter nur wenige Lieder gewidmet, ganz verschieden hierin von der Legion Herr Herr sagender Dichter unsrer neuen und neusten Schule; vielleicht auch zur Unzufriedenheit derjenigen, welche die Poesie zu einer Dienerin der religiösen Moral machen möchten, und tadelnd bedauren, daß ein so edles und ernstes Talent nicht würdigere und erhabnere Gegenstände behandelt, auch in der Form nicht den Oden- und Hymnenton angestimmt habe. Aber wie die wahre Religiösität des Lebens nicht in salbungsvollen Worten, sondern in allerlei Früchten des Glaubens und der Liebe besteht, so ist sie auch beim Dichter weniger die Posaune, die Gottes Lob oder die eigene Gottesfurcht austrompetet, als das stille Siegel der Unschuld und Wahrhaftigkeit, das allen Gefühlen und Gedanken aufgedrückt ist, und jedem Liede die innere Versicherung mitgiebt, daß es nicht vom

---

1) „Schildeis." S. 178—180.

Schein und der Selbſtſucht eingegeben iſt. In dieſem Sinne verdient Uhlands Muſe den Namen einer frommen: und die Gaben, die ſie mit reiner Hand in allen Lagen und Verhältniſſen des Lebens, im Sehnen der Jugendliebe, als Forſcherin im Buche der Natur, der Geſchichte, der Sage, als Kämpferin für Recht und Freiheit, in der Geſtalt anſpruchsloſer Lieder darbringt, ſind auf dem Altar der ewigen Wahrheit und Liebe niedergelegt, und dieſer gewiß ein nicht minder willkommenes Opfer, als die brauſendſten Hymnen, die erbaulichſten Lehrgeſänge, die künſtlichſten geiſtlichen Lieder. In jenen wenigen Gedichten jedoch, die religiöſen Gegenſtänden gewidmet ſind, ſchwelgt nirgends die Empfindelei in Gefühlen, oder ſpielt die Sinnlichkeit mit Bildern, ſondern das Gemüth ſucht entweder unmittelbar durch Ahnung das unſichtbare zu erfaſſen [1]), und erhebt ſich mit der ganzen Schöpfung betend zum Allgegenwärtigen [2]); oder es fühlt ſich zurück in die Zeit, da der Höchſte menſchlich auf Erden gewandelt, und erklärt ſich daraus die Beſtrebungen ſpäterer Geſchlechter; oder es dringt durch die durchſichtig-glühenden Geſtalten einer erleuchteten Phantaſie zu dem Kerne hin, dem unſichtbaren Reiche Gottes, von dem die Sage als einem dageweſenen ſpricht, und das Glaube und Poeſie in einer andern Welt ſuchen und finden [3]).

---

1) „Geſang der Nonnen.“ S. 31.
2) „Schäfers Sonntagslied.“ S. 30.
3) „An den Unſichtbaren.“ S. 144.

Auch die Liebe hat bei diesem Sänger einen übersinnlichen Charakter; die unsichtbare Gegenwart der Geliebten ist ihm die höchste [1]), und auch jene wird von den Träumen des Dichters [2]) geisterhaft berührt. Selbst Erhörung und Genuß sind rein geistig und gemüthlich gehalten [3]); am liebsten aber erscheint seine Neigung als entsagend, auf Erden hoffnungslos, und von einer andern Welt alles hoffend [4]). Gleiche elegische Stimmung herrscht auch in den wenigen Klängen, die in diesen Gedichten der Freundschaft gewidmet sind [5]), und sein ganzes Drama: Herzog Ernst ist aus ihr hervorgegangen. Sie ist in vier Zeilen eingeschlossen, die, obgleich zunächst auf die Liebe bezogen, sich doch jedem, der tiefere Erfahrungen in der Freundschaft gemacht hat, ins Herz einschreiben müssen [6]). Das Vorwort zur ersten Auflage, in späterer Zeit gedichtet als das Meiste der Sammlung, blickt zwar mit etwas kalter Laune auf diese Trauer-

---

1) „Nähe." S. 44.

2) „Geisterleben." S. 147.

3) „Die Abgeschiednen." S. 41. „Die Zufriednen." S. 42. „Wunder." S. 26. „Vorabend." S. 45. „Entschluß." S. 36 „Untreue." S. 40.

4) „Mein Gesang." S. 27. „Nachts." S. 46. „Hohe Liebe." S. 43. „Ein Abend." S. 159. „Rückleben." S. 160.

5) „An L. M." S. 158.

6) „Mailage." S. 15.

„Im Vorübereilen grüßen
Sich mit Blicken voll von Schmerz,
Die sich fest und ewig schließen
Möchten an das treue Herz."

lieder herab[1]), aber ich zweifle, ob die ſpäteren, objektivern, aber auch mehr vom Witz als vom Gemüth eingegebenen, erotiſchen Gedichte, die hier und da noch eingeſtreut ſind, ein paar muntre Lebensbilder ausgenommen[2]), die Vergleichung mit dieſen frühern, die der Dichter einer übermäſſigen Sentimentalität beſchuldigt, aushalten können[3]).

Geſang und Poeſie wandeln, perſönlich geworden, in einer Menge hoher, bald freudiger, bald wehmüthiger Geſtalten durch ſeine Romanzen[4]); in den Liedern iſt ihrer ſeltner Erwähnung gethan; ſie ſind ja die Seele dieſer Lieder, und können eben deßwegen nicht aus ihrer Subjektivität heraustreten. Die eigentlichen Lieder[5]) die ihnen gewidmet ſind, und einige Stanzen[6]) deſſelben Inhalts, gehören der ſpätern Periode an und ſcheinen mehr durch äußern Anſtoß veran-

1) S. 1. „Anfangs ſind wir faſt zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus."

2) „Der Jäger." S. 51. „Der Schmid." S. 50.

3) „Waldlied." S. 38. „Seeliger Tod." S. 39. „Schlimme Nachbarſchaft." S. 47. „Bauernregel." S. 48. „Hans und Grete." S. 49. „Erſtorbene Liebe." S. 146. „Die theure Seele." S. 149. „Der Wald." S. 51. „Der Blumenſtrauß." S. 153. „Entſchuldigung." S. 153. „Vorſchlag." S. 154. (Die letztern 4 Sonette.)

4) „Der Sänger." S. 212. „Die Harfe." S. 256. „Sängers Vorüberziehen." S. 261. „Sängerliebe." S. 287—297. „Taſſeſer" S. 358. „Des Sängers Fluch." S. 389. „Mährchen." S. 395.

5) „Freie Kunſt." S. 58. "Lied eines deutſchen Sängers." S. 85. „Auf das Kind eines Dichters." S. 86.

6. „Geſang und Krieg." S. 161.

laßt, durch das Verhältniß der Poeſie zu den Zeitumſtänden und den Zeitanſichten hervorgerufen, ſind aber darum nicht minder wahr und lebendig.

Mit beſonderer Innigkeit aber ſchlingen ſich alle die bisher erwähnten Gefühle durch diejenigen Balladen und Romanzen, die wir oben als noch zur lyriſchen Periode unſres Dichters gehörig, bezeichnet haben und zu denen wir jetzt übergehen. Dieſe enthalten ſämmtlich eine förmliche Begebenheit, es ſind hypoſtaſirte Gefühle und Situationen des Geiſtes, objektiv gewordne Gemüthsbilder. Auch ſie ſind faſt alle elegiſcher Natur und ihre Gemälde verklären mit glühenden Farben auf dunklem Grunde bald die erſte, die hoffnungsloſe, die oft unerkannte, Jugendliebe [1]) bald den Tod, der alle Hoffnungen zu zerſtören ſcheint, und doch vielleicht alle entfaltet [2]), bald die wunderbare Unſterblichkeit alles Aechten, beſonders des Geſangs [3]); bald wieder die Flucht und Vergänglichkeit aller irdiſchen Freude [4]); bald ſchildern ſie die Treue, die über das Grab hinaus währt [5]), bald die geſtorbene Liebe in gekränkter Bruſt, die dem reuigen Gefühl nur mit einem troſtloſen Mitleid entgegentreten kann [6]).

---

1) „Entſagung.“ S. 199. „Die Nonne.“ S. 201. „Der Schäfer.“ S. 204. „Abſchied.“ S. 221. „Der Traum.“ S. 224.

2) „Der Kranz.“ S. 202.

3) „Des Sängers Wiederkehr.“ S. 259.

4) „Traum.“ S. 262.

5) „Der Wirthin Töchterlein.“ S. 252.

6) „Der treue Walther.“ S. 217.

Die zwei Lieder, in welchen die beiden letztern Empfindungen dargestellt sind, halten wir für wahre Urtypen jener Gefühle, die in solcher Gedrängtheit, Fülle und Tiefe noch nicht ausgesprochen worden sind, und nie wieder so besungen werden werden. Das Kostume entlehnen diese Lieder-Balladen, dem Schauer ihrer Gefühle angemessen, meist aus der nordischen Vorzeit, aus der auch einzelne Gestalten wirklich entlehnt sein mögen; doch ist dasselbe noch sehr allgemein gehalten, und mit Recht; alle historische Genauigkeit würde mit der Allgiltigkeit der geschilderten Empfindungen im Widerspruch stehen. Sehr natürlich ist jedoch Tapferkeit, Treue, Vaterlandsliebe in den Rahmen nordischer Helden- oder deutscher Ritterzeit gefaßt[1]), und Kindesliebe, Aelternwonne[2]) und Aelternjammer[3]), die in besonders herrlichen Bildern dargestellt sind, läßt der Dichter sich gern in dem Glanze der Königsschlösser entfalten, wo das irdische Glück als rechte Folie für die Wonne und den Kummer des Gemüthes dienen kann. In jenen Gegensätzen zeitlicher Herrlichkeit mit der vernichtenden Macht des Schicksals und des Todes drängt der Sänger die herrlichste Poesie zusammen, und während er mit der verständigsten Kunst im Vordergrunde die Situa-

---

1) „Die sterbenden Helden." S. 207. „Die drei Lieder." S. 237. (ächter Grundton für den Jubel gerechter Rache.) „Das Schwerdt." S. 338. „Siegfrieds Schwert." S. 339. und andre.

2) „Der blinde König." S. 209.

3) „Das Schloß am Meer." S. 215. „Der schwarze Ritter." S. 229.

tion concentrirt, ſo daß kein Vers und kein Wort überzählig iſt, ſo entfaltet er im Hintergrund und gegen den Schluß in unendlichen Bildern oder Sprüchen die Schauer der feindſeligen Geiſterwelt [1]) oder die Ahnungswonnen des ewigen Friedens [2]). Hier gränzen ſeine Dichtungen ans wahrhaft Erhabene, zwar nicht an jenes Erhabene der Phantaſie, das ſeine überwältigenden Maſſen vor dem Widerſtand leiſtenden Geiſt des Beſchauers aufthürmt; aber doch an jenes Erhabene des Gemüths, das uns im Geiſt auf die Felſenſpitzen führt, von denen aus wir in den unendlichen Ocean dämmernder Gefühle hinausſtaunen, und unſern Geiſt in ſeine eigenen Tiefen verſenken. Einige Balladen dieſer Gattung wetteifern in jener Unermeßlichkeit des Gefühls mit Göthe's König von Thule, deſſen Erlkönig und

---

1) S. 216: „Wohl ſah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht,
Im ſchwarzen Trauerkleide:
Die Jungfrau ſah ich nicht."

S. 231: „Da ſprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
Greis im Frühling brech' ich Roſen!"

2) S. 206: „Die Hände thät' er falten
Auf's Schwerdt und ſchlummert ein.
Die Geiſterlaute verhallten;
Da mocht' es gar ſtille ſein."

S. 18: „Einſt öffnet jedem Guten ſich
Dein hoher Freudenſaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und ſetze mich an's Mahl."

Heldengruß[1]), sie sind keine Nachahmungen, wohl aber Seitenstücke zu diesen Gedichten, von demselben Geiste eingegeben und derselben Gemüthsthätigkeit ausgeboren.

Weil hier einmal eine Vergleichung gewagt worden ist, so mag sich daran eine Andeutung über das Verhältniß knüpfen, in dem mir Uhland überhaupt zur Poesie seiner Zeit zu stehen scheint: Er ist keiner von den Dichtern, die ihre Zeit haben schaffen helfen; dazu genügt das Gemüth allein nicht; vorherrschende Phantasie muß hier das meiste, vieles kann vielleicht auch vorherrschender Verstand mit Produktivität, vieles ohne die letztre auch schon umfassende und geniale Kritik leisten. Auf die erste Weise haben Göthe, Novalis, Tieck, auf die zweite Lessing und Schiller, auf die dritte die Brüder Schlegel an der Gestaltung unserer deutschen Poesie gearbeitet. Uhlands poetische Ausbildung fällt in die Zeit, wo die Revolution in unserer schönen Litteratur schon bewerkstelligt und geschlossen war; er ist unverkennbar von mehreren jener Dichter abhängig gewesen: sein Anschauungsvermögen hat sich an Göthe ausgebildet, obgleich es, im Bewußtsein seiner Begränzung, nie nach dessen Objectivität gerungen hat; Novalis hat alle verwandten Anklänge, besonders aus der Geisterwelt, in seinem Gemüthe geweckt; nicht selten selbst seinem Pinsel etwas von den Gluten seiner Phantasie mitgetheilt; Schiller ist hier und da in abstracten Gedanken und Bildern, in allzu bewußter Anordnung der

---

1) „Die Vätergruft." S. 206, und die Anm. 3) aufgeführten.

Gedanken, am meiſten aber wunderbar verſchmolzen mit dem Gemüthsausdruck eines Novalis, in der ſinnreichen Diction zu verſpüren: — weil aber alle dieſe Eindrücke in ein Dichtergemüth aufgenommen worden ſind, das ſchon vorher den Keim eigenthümlicher Poeſie in ſich trug, ſo iſt kein Nachahmer, kein Eclectiker, ſondern ein neuer und ganzer Dichter daraus geworden, und ſeine Gedichte tragen neben dem Stempel unbeſtimmter Verwandtſchaft mit jenen drei Dichtern, auch das Siegel der Urſprünglichkeit. Und gerade durch dieſe Eigenſchaften wird Uhland, obwohl er an ſeiner Zeit nicht mitgearbeitet hat, doch nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die folgenden Zeiten bleiben. Durch das Gleichgewicht, das ſich Phantaſie und Verſtand bei ihm halten, bildet er gewiſſer Maaßen einen Vermittler zwiſchen den zwei Gattungen der Anſchauungs- und der Reflexionspoeſie, und vereinigt beide Richtungen, die, beide ächt deutſch, bisher unſer dichtendes und nachfühlendes Publikum getrennt haben. Dieſe Vereinigung hat ſchon mehr Einfluß auf die jüngere Generation, die ſich in Productionen verſucht, ausgeübt, als ſie ſelbſt wohl denken mag. Man hört auf, mit unzureichender Phantaſie Göthe'n nachzuphantaſiren, romantiſche Gedichte in alterthümlicher Form nachzufaſeln, ohne Schillers Tiefe und Poeſie ſententiöſe Elegieen zu leiern; bei manchen jüngern Dichtern haben Phantaſie und Verſtand wieder eine heilſame Allianz geſchloſſen, lieblich begrenzte Anſchauungen, klare Bilder, Wahrheit der Empfindung treten hervor. Wenn wir die Anordnung, Ausführung

und besonders die Diction dieser bessern Lieder unserer dichtenden Jugend näher ins Auge fassen, so verbirgt sich uns das Vorbild nicht lange, dem sie zum Theil nachgeahmt, zum Theil nachgeschaffen sind. Freilich hat auch dieser Nachtritt seine Gefahren, besonders wo die Nachbildung sich auf die spätern, altdeutschen Romanzen unsers Dichters wirft, wo manirirte Nachäffung so widerlich und doch so leicht ist. Vor *solchen* Nachahmungen sollte man sich hüten, und bedenken, daß wo das unnachahmliche fehlt, das *Gemüth* unsers Dichters, das die Seele aller seiner Schöpfungen ist, die Nachbilder nur wesenlose Schemen bleiben. —

Doch wir kehren zu unsers Dichters Liedern und früheren Balladen [1]) zurück, um uns, nachdem wir uns an ihren Vorzügen geweidet, auch die Mängel nicht zu verbergen, die an manchen derselben sichtbar sind. Wie nämlich die Haupttugenden dieses Dichters aus dem Gemüth entspringen, so haben auch seine Fehler ihren Grund in den Beschränkungen des Gemüths. Sobald das Gemüth, d. h. das eingewurzelte Gefühl, sich von der Phantasie isolirt, so kann es keine leben-

---

1) „Balladen und Romanzen" ist die Ueberschrift, die Uhland selbst seinen sämmtlichen episch-lyrischen Gedichten gegeben hat. Aus der Anordnung der Sammlung erhellt, daß er unter jenen nichts anderes verstanden hat, als erzählende Lieder im Geiste nördlicher Nationalität, unter diesen eben solche, im Geiste südlicher Nationalität. Nun ist die dichterische Persönlichkeit Uhlands selbst mehr eine nordische; wir glauben daher seine früheren epischen Lieder, nicht blos die eigentlich altdeutschen, nach seinem Sinn, am richtigsten mit dem Namen: *Balladen* zu benennen.

digen Blüthen treiben, ſich nicht zum Tageslicht empor arbeiten; es wird alsdann entweder verſtummen, und die Empfindung, die es ans Licht fördern möchte, wird ein Embryon bleiben: oder es wird den Verſtand, den Witz, den Scharfſinn zu Hülfe rufen, um das durch dieſelben auszuſprechen, was es vergebens gerungen hat, in ein Bild zu verwandeln: daraus entſpringen dann dürre, kahle, witzelnde, ſpielende, preciöſe Gedanken ſowohl, als ganze Gedichte. Solche ſind nicht häufig bei Uhland, aber ſie kommen doch vor [1]), und wie ſollten ſie es nicht bei einem Talente, deſſen vorherrſchende Eigenſchaft das Gemüth iſt, dem ein überblickender und ordnender Verſtand zu Gebote ſteht, bei dem aber auch die ſchaffende Phantaſie nur eine ſekundäre Kraft iſt? Iſt es doch in der Proſa des practiſchen und geſelligen Lebens den ächten Gemüthsmenſchen nicht immer möglich, ſich ſo warm und laut als ſie möchten, zu äußern, und müſſen ſie es ſich nicht gefallen laſſen, für ſtolz, kalt und ſpröde gehalten zu werden, wo ſie innerlich glühen; erſcheinen ſie nicht zuweilen ungelenk, aus Mangel an Selbſtdarſtellungsgabe, während ſie recht tief fühlen, was zu thun wäre? Wie ſollte es nicht auch dem gemüthlichen Dichter mit ſeinen Liedern zuweilen ſo gehen? Namentlich leiden

---

1) „Das traurige Turnier.“ S. 269. „Jungfrau Sieglinde.“ S. 271. „Die Jagd von Wincheſter.“ S. 315. „Der Ring.“ S. 308. „Die Harfe.“ S. 256. „Der Leitſtern.“ S. 257. — „Das Ständchen.“ S. 255. „Mönch und Schäfer.“ S. 29. „Seeliger Tod.“ S. 39. „Lob des Frühlings.“ S. 56.

an dem letztgenannten Fehler der Ungelenkigkeit mehrere von Uhlands Sonetten [1]), eine Form, die verführerisch für den Witz und Verstand, und schwierig für die Phantasie und das Gemüth ist. Doch sind auch unter dieser Gattung manche mit dem Gefühl verschwisterte, manche durch dasselbe erzeugte [2]). Kränkeln nun von diesen Gedichten und von den Liedern einige an einem Mangel an Phantasie, so sind die meisten seiner Sinngedichte [3]) noch ärmer, weil ihnen häufig auch der scharfe, treffende Witz abgeht, der überhaupt (ganz verschieden von dem Humor) selten oder nie mit Gemüthlichkeit verbunden ist, — und auf den sie bei unserem Dichter doch Anspruch zu machen scheinen. Sie sind es, die wir zum größern Theil, wenige ausgenommen, die mehr Epigramme im griechischen Sinne, Denksprüche oder kleine Gemälde bilden [4]), als etwas Fremdartiges, in dieser Sammlung nicht vermissen würden.

Ein anderer Fehler des Gemüths, wenn seine Empfindungen weniger von der Phantasie, als von der Leitung des

---

1) „An Petrarca." S. 138. „Die theure Stelle." S. 149. „Der Wald." S. 551. „Der Blumenstrauß." S. 152. „Entschuldigung" S. 153. „Vorschlag." S. 154.

2) Vermächtniß." S. 137. „In Varnhagens Stammbuch." S. 139. „Auf Gangloffs Tod." S. 141—143. „An den Unsichtbaren." S. 144. „Geisterleben." S. 147.

3) S. 125—134.

4) „Tells Platte." S. 127. „Die Ruinen." S. 16. „Märznacht" und „Im Mai." S. 128. „Die Rosen." S. 129. „Auf den Tod eines Landgeistlichen." S. 133.

Verſtandes verlaſſen, verworren und unzuſammenhängend erſcheinen, kann unſrem Dichter kaum Einmal in einem Liede, wo noch dazu das Einzelne voll Tiefe und Wahrheit iſt, zum Vorwurfe gemacht werden [1]).

Ueberhaupt iſt es ein großer, negativer Vorzug von Uhlands Gedichten, daß im Durchſchnitt Verſtand und Urtheilskraft an ihrer Bildung gerade ſoviel Antheil gehabt haben, als ſie bei rechten Gedichten haben dürfen und ſollen. Sie können auch hierin als Muſter gelten, daß ſie nirgends den Geſchmack durch ein übertriebenes oder ein falſches Bild beleidigend aus der Vergleichung fallen, nie durch rhetoriſche Suada ſich zu ſchiefen Gedanken verleiten laſſen. Dieſe Eigenſchaft gewinnt ihnen ſelbſt die Liebe und Bewunderung von Männern, die, in der älteren Dichterſchule gebildet, der romantiſchen, ſofern ſie in ihren Erzeugniſſen den Verſtand zu höhnen und zu verſchmähen ſchien, höchſt abhold ſind. Wirklich habe ich einen Greis gekannt, deſſen äſthetiſche Bildung in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreichte, und der in ſeinem hohen Alter noch mit innigem Vergnügen ſich an jeder neuen Erſcheinung der Uhlandiſchen Muſe erfreute. Nur die baaren Verſtandesmenſchen, welche, ſelbſt ohne Gefühl, auch die Sprache des Gefühls nicht verſtehen, und doch gewöhnlich alles, mithin auch die Poeſie, beurtheilen zu können meinen, ſah ich über Uhlands und alle

1) „Harfnerlied." S. 12, wo beſonders der letzte Vers nicht ſchließend iſt, und die Fäden durchaus nicht entdeckt werden können, durch welche er mit dem vorhergehenden zuſammenhängt.

ähnliche Gedichte darum den Stab brechen, weil sie, ohne rednerische Zuthat von Gegensätzen und Beiwörtern, ohne Aufwand von Philosophie, ohne handgreifliche Verstandesanlage — eben reine Poesie sind, und nichts weiter.

Was hier gerügt und gelobt ward, bezieht sich natürlich auch auf des Dichters Erzeugnisse im Allgemeinen, also ebensowohl auf die objectiven Lieder, Balladen und Romanzen, bei denen wir jetzt einen Augenblick verweilen müssen. Von den Liedern gehören einige aus der spätern Zeit hieher, die zum Theil voll kräftiger Anschauung sind [1]), helle Lebensbilder, zum Theil auch elegisch, aber nicht mehr von jenem idealen Kummer erzeugt, sondern von dem Schmerz des Mannes über Verkehrtheiten und Verkümmerungen der Zeit [2]), über verfehlte Lebenszwecke und mislungene Bestrebungen [3]). Auch in den Balladen und Romanzen kühlt sich allmählich das subjective Gefühl ab, das Gemüth kehrt sich mehr nach außen, es mischt sich in die Erscheinungen der Welt [4]) und blickt auf die Gefühle der Jugend mehr als auf etwas Verschwundenes zurück. Jene Welt, in der der Dichter jetzt lebt, ist eine Außenwelt, aber darum nicht die der

---

1) „Trinklied." S. 82. Die meisten „Wanderlieder." S. 69—74. „Zimmerspruch." S. 75. „Die drei Schlösser." S. 308.

2) „Ernst der Zeit." S. 91. „Aussicht." S. 93. „An die Mütter." S. 94. „An die Mädchen." S. 95. „Die neue Muse." S. 96.

3) „Klage." S. 66. „Rechtfertigung." S. 67.

4) Etwa von Seite 265 an.

Gegenwart; es ist die Welt der Vergangenheit, der Sage. Von hier an gründen sich nun auch die meisten Producte seiner Muse auf eigentliches Quellenstudium des deutschen und verwandten Alterthums; dadurch erhalten seine Gedichte ein historisches Costüme, die Phantasie, zum Theil durch gegebenen Stoff unterstützt, wird wirksamer und bildender, die Sprache, allmählig von jenem Stoff durchdrungen, und jenen Quellen beherrscht, wird altdeutscher als vorher, wohl auch zuweilen dadurch etwas maniriert; das Gefühl ist nicht mehr das des Dichters allein; es muß sich nach wirklichen Zeiten und Personen richten und gestalten.

Daß diese Vorliebe Uhlands für das Mittelalter eine unverdächtige, eine reine poetische ist, wird leicht glauben, wer auch nur das bisher Gesagte in des Dichters Werken bestätigt findet, noch leichter, wer seine Ansichten und Bestrebungen im bürgerlichen Leben kennt oder bedenkt. Von den letztern wird bei seinen vaterländischen Freiheitsliedern die Rede sein. Hier nur soviel, daß die Muse, die von Recht und Freiheit singt, und immer fern von den Palästen gewandelt ist, die für die Lichtung der Wälder und Abführung der Sümpfe arbeitet und zu Gottes reiner Sonne das Auge richtet, nicht an den Finsternissen einer Zeit Gefallen finden kann, sondern gewiß nur nach dem Lichte forscht, das auch sie enthalten haben wird; welche dieses mit reiner Dichterfreude entdeckt, und ihre Gefühle nie zur Parteisache machen kann, nie modernen Vorurtheilen, selbst wenn sie sich als Bekämpfer der alten Vorurtheile geltend

machen, aufopfern wird. So zeigt ſich denn die Liebe unſres Dichters für die deutſche Vorzeit keineswegs als eine Vorliebe für die einſeitige Herrſchaft dieſes oder jenes Standes, zu der er auf Koſten der übrigen gelangt iſt; er erſcheint nirgends als ein Lobpreiſer patriarchaliſcher, milder Herrſchaft, naturnothwendiger Standesunterſchiede, der Feudalwohlthaten und Privilegien, nirgends als ein Prediger des heiligen Dunkels myſtiſcher Ignoranz; er bringt ſeinen Freiſinn und ſeine Klarheit auch zur Betrachtung und Nachbildung des Alterthums und ſeiner Geſtalten mit. Das Licht, das er in der Tiefe und in der Finſterniß leuchten ſieht, und dem er durch den Irrgang der Zeiten nachgeht — iſt das ihm ſelbſt verwandte urdeutſche, dichteriſche Gemüth, von dem die edleren Geſtalten jener Zeiten um ſo heller beleuchtet ſind, durch das ſie um ſo ſtärker hervortreten, je dichter ſonſt das Dunkel um ſie her iſt, je weniger Strahlen die Aufklärung des Verſtandes mit demſelben vermiſchen und dadurch jene Tageshelle hervorbringen kann, die für das wirkliche Leben und ſeine nothwendige Proſe ſo erwünſcht, aus der aber der Poeſie erlaubt ſein muß, ſich zuweilen in die Kühle und das Halbdunkel anderer Zeiten zu verſetzen. Wo nun der Dichter von jenem Gemüthslicht Könige, Ritter, Gottesdiener, Frauen beleuchtet ſieht, die zaubert er aus den Niſchen des Alterthums vor unſre Augen und ſtellt ſie im Tempel ſeiner Poeſie auf, und darum verherrlicht er auch in ſeinem Mährchen [1]) voll Farbenglut

1) „Mährchen.“ S. 395.

jene altdeutſche Lebenspoeſie, die Periode, in der ſie erneut worden und den Sieg über die Stubenpoeſie davon getragen, endlich den Dichterkönig und Helden, der die verzauberte wieder belebt, und dem der rechtmäßige Thron jetzt von eben denſelben ſtreitig gemacht wird, die durch ſein Geſchenk hauptſächlich Licht, Leben und Freiheit in der Poeſie genießen.

Das altdeutſche Gemüth iſt mit dem Gemüth unſres Dichters verwandt, daher wird ihm deſſen Darſtellung auch ſo leicht; nicht weniger findet er ſich ſelbſt und ſeine Neigungen wieder in jenem Naturſinn und Naturleben des Mittelalters; und ſo bildet faſt immer die Natur [1]) den blühenden Hintergrund ſeiner Sagengemälde. Welches Gedicht kann eine lieblichere Verſchmelzung von Natur- und Lebensbildern aufweiſen, als: „der junge König und die Schäferin“? Wo iſt Frühling, Jugendwonne, Greiſenſpätling, Hirten- und Königsleben in glühenderem, blühenderem Farbenwechſel verbunden, und bringt harmoniſchere Wirkung hervor.

Und wieder darf man, unbeſchadet der Geſammtwirkung, dieſem und ähnlichen Gedichten näher treten, und ſich alles Einzelne genau beſchauen; man wird in den kleinſten Thei-

---

1) „Der junge König und die Schäferin.“ S. 238–246. „Der Roſengarten.“ S. 232. „Dieſe Naturbilder treiben ihn auch zu modernen oder ſelbſtgeſchaffenen Stoffen, die ſein Gemüth behandelnswerth findet: die Mähderinn S. 253. „Das Schiffelein.“ S. 260.

len dieſelbe Uebereinſtimmung und Vollendung wahrnehmen; wie die Betrachtung bei den Bildern unſrer altdeutſchen Malerſchule, wenn ſie ſich an der Herrlichkeit des Ganzen gelabt, mit nicht geringerem Genuß bis ins Einzelne geht und der Wahrheit und Reinheit jedes Pinſelſtriches bewundernd folgt.

Ja, gerade in der Darſtellungsgabe des Einzelnen zeigt ſich die Phantaſie unſres Dichters in dieſen objektiveren Erzeugniſſen als eine recht klar anſchauende und doch wieder das Ganze in allen ſeinen Theilen überſchauende, und da ſie ſich die höhere Schöpfungsgabe, der das Gemüth eher folgt als vorausgeht, jene Zeugungskraft, welche Scene, Begebenheit, Geſtalten und Bilder, alles aus ſich ſelbſt hervorbringt, nicht einmal anmaßt, ſo iſt es ihr willkommen, den großartigen Stoff, den ſie ſelbſt zu ſchaffen ſich getraut, in Maſſe ſchon vorzufinden und ihn nur in jene ſchöne Mannigfaltigkeit einzelner Anſchauungen und Bilder aufzulöſen, die Verſtand und Gemüth ordnet und beſeelt.

Ich habe oben geſagt, daß Uhland ſeinen Freiſinn und ſeine klaren und unbefangenen Lebensanſichten auch zur Wahl und Geſtaltung des altdeutſchen Stoffes mitbringe. Dieß erhellt beſonders daraus, daß der Dichter nichts mehr liebt, als alles auf ächt menſchliche Verhältniſſe zurückzuführen. Seine Könige, ſeine Ritter, ſeine Frauen ſind groß und liebenswürdig, weil ſie rein menſchlich ſind. Weil er tapfer iſt, iſt der Ritter herrlich und hochgeboren, er muß nicht tapfer ſein, weil er hochgeboren

ist [1]). Der tapfre und edelgeschaffne Knecht muß Ritter werden [2]), nur den feigen Knecht zwingt der Ritterharnisch ins Grab [3]). Weil er weise und gut ist, herrscht der König [4]) nicht, weil er herrscht, ist er vortrefflich. Des Goldschmids Töchterlein [5]) schmückt der adelige Ritter mit dem Brautschmuck, den ihm ihr Vater gefertigt hat, weil sie die schöne, die reine, die liebenswerthe ist. Der junge König liebt und freit die Schäferin, und erfährt jetzt erst mit Erstaunen, daß sie eine Königin war [6]). Der Königssohn [7]) entäußert sich seiner Macht, seiner Rechte, der Zeichen seines Rangs und seiner Geburt, er erringt sich alles: Königskleid, Krone, Ansehen, Braut; er holt sich alles erst aus dem Rachen zürnender Elemente, im Kampf mit wilden Thieren und feindseeligem Zauber. Da beugt sich der blinde Sänger, dem von solchem Glanz der Augen Hülle gesprungen ist, willig vor ihm, und singt sein Schwanenlied. Man wende nicht ein, daß diese Behandlungsweise jedesmal schon durch den Stoff möge gegeben worden sein: eine solche Uebereinstimmung verschiedener Sagen nicht in der Materie und in einzelnen Zügen, sondern in der sittlichen Tendenz des Gan-

1) „Das Schwerdt." S. 338. „Siegfrieds Schwerdt." S. 339. „Klein Roland." S. 341. „Roland Schildträger." S. 347.

2) „Tailleser." S. 358.

3) „Die Rache." S. 337.

4) „König Carls Meerfahrt." S. 355.

5) „Des Goldschmids Töchterlein." S. 249.

6) „Der junge König und die Schäferin." S. 238.

7) „Der Königssohn." S. 382—388.

zen iſt ſchon an ſich nicht wahrſcheinlich; aber noch offenbarer wird es, daß jene Anſicht ganz dem Dichter angehört, wenn wir uns erinnern, daß er einen allerneueſten, keineswegs alſo gegebenen Stoff gerade nach denſelben Grundſätzen behandelt, wie den mythiſchen ſeines Königsſohnes. Eine Fürſtin, unſre Zeitgenoſſin, iſt aus dem Kreiſe der Lebendigen unerwartet geſchieden. Es drängt den Dichter, ihrem Verdienſt ein Todtenopfer darzubringen: aber was thut er vor allen Dingen? Er ſtellt die Abgeſchiedene vor den Richterſtuhl der Geſchichte und Gottes, er entkleidet ſich von den Zeichen der irdiſchen Würde, er zieht ſie auf die Kniee nieder vor dem durchdringenden Blicke desjenigen, der kein Anſehen der Perſon kennt: dann erſt läßt er ſie in der Glorie ihrer ungeliehenen Größe und Tugend erſcheinen und den Lohn des Himmels empfangen [1]).

Am wenigſten Gemüthseigenthum des Dichters und am meiſten Folge geiſtreichen Studiums und der Aneignung fremder Nationalität und Gefühlsweiſe ſind die in altfranzöſiſcher und altſpaniſcher Form verfaßten, eigentlichen Romanzen [2]). Zwar ſind auch ſie vom Gemüthe des Sängers durchglüht, aber auch wieder von einer mehr witzigen als ſchaffenden Phantaſie abgekältet. Doch dringt manchmal der deutſche Geiſt ganz durch und lodert aus Aſche und Trümmern in dunklen Flammen traurigſchön em-

1) Katharina." S. 164.

2) „Der Sieger." S. 237. „Der nächtliche Ritter." S. 273. „Sct. Georgs Ritter." S. 278—281. „Liebesklagen." S. 300—303.

por [1]). In den köſtlichen Romanzen endlich, Sängerliebe betitelt [2]), iſt nur die Form ſüdlich; die ganze Lebensanſicht des Dichters, der Glaube, daß Entſagung auf Erden des Sängers Loos und ſelbſt ſein Heil ſei, drängt ſich wieder in dieſen Gedichten zuſammen.

Die höchſt glückliche Parodie eines ähnlichen Gedankens in ſeiner Ballade vom guten Jungen Unſtern [3]) führt uns auf eine noch nicht beſprochene Eigenſchaft des Dichters, die ſich in dieſer zweiten männlichen Periode ſeiner Poeſie entwickelt hat, nämlich auf ſeinen Humor.

Die ächte Gemüthspoeſie ſchließt den Humor gar nicht aus. Gerade der wahrhaft lyriſche Geiſt genießt die Welt ſo, als genöße er ſie nicht, das heißt, er täuſcht ſich keineswegs über den Schein und das Nichtige in derſelben; aber dieſer Gedanke ſtört ſeinen Genuß nicht, und erzeugt in ihm keinen ſchwerfälligen Gram, weil er das ewige Jenſeits ahnt, deſſen er ſich gerade durch den Gegenſatz mit der irdiſchen Welt bewußt wird. Dieſes Bewußtſein iſt die Grundlage des lyriſchen Humors oder der Laune. Der launige Dichter erſcheint in derſelben Minute lachend und lächerlich zugleich, ſagt Jean Paul treffend in ſeiner Vorſchule. Dieß paßt vollkommen auf Ludwig Uhlands humoriſtiſche Gedichte, in welchen in Beziehung auf den Dichter die Selbſtverlachung, und über alle Andere ein ſchalkhaftes Lachen voll Guther-

1) „Der kaſtiliſche Ritter.“ S. 275.
2) S. 287—299.
3) „Unſtern.“ S. 430.

zigkeit herrscht. Im Unstern scheint der Dichter sein eignes, äußres Leben zur Zielscheibe seiner Laune gemacht zu haben, und auch sonst noch mäßigt er, nach des alten Dichters Vorschrift, das Herbe mancher Erfahrung, mit einem langmüthigen Lächeln [1]). Ein besonderer Gegenstand seines Humors sind auch alle halbthierischen Geschäfte des Lebens, die der Mensch mit behaglicher Wichtigkeit zu treiben pflegt, mag der Dichter selbst daran Theil nehmen, oder Andern dabei zuschauen [2]); und nie schmunzelt er schalkhafter, als wenn eine solche Expedition des alten Adams mißlingt [3]). Auch die Liebe, die früher ganz ernst und gemüthlich bei ihm war, selten naiv [4]), wird später von diesem Humor nicht verschont, der besonders gern und glücklich als parodirende Satire auftritt [5]), wo ihn auch die spanische Romanzenform und die Glosse trefflich kleidet.

Mit Humor vermischt steigen auch, ein einziges ernster

---

1) „Schicksal." S. 134. „Abreise." S. 73. „Auf einen verhungerten Dichter." S. 61.

2) „Metzelsuppenlied." S. 79. „Trinklied." S. 81. „Das Gastmahl des frommen Ritters Edmund im Fortunat." S. 499 f. 453.

3) „Von den sieben Zechbrüdern." S. 325.

4) „Entschluß." S. 36. „Lauf der Welt." S. 37. „Die Zufriednen." S. 42.

5) „Theelied." S. 77. „Bauernregel." S. 48. „Hans und Grete." S. 49. — „Die Bekehrung zum Sonett." S. 155. „An die Bundschmecker." S. 157. Glossen. S. 164—171. Die Romanzen „vom kleinen Däumling" und „vom Rezensenten." S. 282. 283. „Frühlingslied des Rezensenten." S. 56.

Bedeutung volles [1]) ausgenommen, die Phantasiebilder aus dem Elfen- und Feenreiche auf, die nie blos phantastisch gehalten sind [2]). So mischt sich auch in die Schauer oder die heitre Lieblichkeit der eigentlichen Volkssagen, die der Dichter behandelt, die Laune [3]), ohne dem Gemüth und der Phantasie Eintrag zu thun; besonders aber nimmt, in Eberhard dem Rauschebart, bei dem der Geschichte viel eingeräumt ist, und wo der Dichter durch Treue des Costümes und Ausmalung des Einzelnen an die Ausführlichkeit des Epos streift, jener Humor der Behandlung des historischen Stoffes alles Schwerfällige, und diese Erzählung im Nibelungenversmaas ist unter die musterhaftesten der Sammlung zu rechnen [4]).

Zur größten Objectivität endlich hat sich des Dichters Humor im Fortunat, einem epischen Fragment in Octavreimen, erhoben; das eine harmlose Verspottung der modernen Schicksalstheorie beabsichtigt, übrigens, neben der höchsten poetischen Freiheit, mit bewundernswürdiger Treue und Genauigkeit dem Faden des alten Volksbuches folgt.

Hier ist ein ungehemmterer Flug der Phantasie, als sonst im ganzen Buche, hier die größte Reim- und Sprach-

---

1) „Harald." S. 317.

2) „Die Elfen." S. 320, und im „Mährchen." S. 395.

3) „Junker Rechberger." S. 329. „Graf Eberstein." S. 333. „Schwäbische Kunde." S. 335. „Der Schenk von Limburg." S. 377.

4) S. 364—376.

kunſt, hier herrſcht vollendete Charakterſchilderung [1]). Und welche komiſche Kraft im Kummer Fortunats [2]), im ſchlechten Witz des Hofnarren [3]), im Selbſtgeſpräch Fortunens [4]), im Spott des Dichters über ſich ſelbſt [5]), in der Parodie des Turniers [6]), der Verſchwörung in der Schenke [7]), der Betrachtung über April und Februar [8]), welche Kunſtvollendung endlich in den Gleichniſſen, denen der enthaltſame Dichter nirgends in ſeinen Balladen und Romanzen, ſondern nur hier eine Stelle gegönnt hat [9]).

Auch die Laune Uhlands hat unter unſern jüngern Dichtern bald mehr, bald weniger glückliche Nacheiferer gefunden: wo der Same auf ein verwandtes Naturell fiel, iſt er glücklich aufgegangen; aber wo mehr Witz als Gemüth die Unterlage bildete, iſt ſie zum künſtlichen oft hohlen Lachen, zuweilen gar zum Grinſen des Hohnes geworden, während ſie bei ihm gerade durch ihre Harmloſigkeit und

---

1) Des Kaufmanns. S. 445. Des Betrügers ebendaſ. und 451. Des verſchuldeten Lords. S. 446. Des Ritters Edmund. S. 449.

2) S. 427.

3) S. 429.

4) S. 430.

5) S. 431.

6) S. 432—434.

7) S. 437—444.

8) S. 444.

9) S. 449. „Geziemt es u. ſ. w." und S. 450. „So wie ein Faun u. ſ. w."

ihre mehr schöpferische als vernichtende Kraft, immer so liebenswürdig und bedeutungsvoll bleibt.

Wir haben jetzt die ganze lyrische Gemüthsentwicklung unsers Dichters durchgegangen, und es ist nur Eine Seite von uns unberührt geblieben; nämlich seine patriotischen Bestrebungen, so weit sie in Poesie ausgesprochen worden sind. Da jedoch seine vaterländischen Gedichte eine von allen andern durch ihre Realität wesentlich verschiedene Grundlage haben und ohne daß das bürgerliche Leben des Dichters berührt wird, kaum beurtheilt werden können, so erlaube man mir, was darüber gesagt werden muß, in die kurze biographische Notiz zu verweben, die diesem Aufsatze doch nicht ganz fehlen darf.

Ludwig Uhland ist zu Tübingen, wo sein Großvater, ein rühmlichst bekannter Theologe seiner Zeit, als Professor und Superattendent des theol. Seminars im J. 1804 in hohem Alter gestorben ist, und sein Vater als vieljähriger verdienter Secretarius der Universität lebt, den 26ten April 1787 [1]) geboren. In der gelehrten Schule seiner Vaterstadt

---

1) „Fortunat." S. 444.

Der Schauplatz unsres Stückes ist zu London
Die Zeit — ich dächte wohl im Februar?
Denn welcher rühmet sich von allen Monden,
Daß er dem Trauerspiele günst'ger war?
Doch meine Göttin schüttelt ihre blonden
Stirnlocken, fürder deutet sie in's Jahr:
Den wechselnden April hat sie erkoren,
Ihr Dichter selbst ist im April geboren.

erhielt er eine classische Bildung, so daß er schon im J. 1802 auf der Universität inscribiren und als 15jähriger Jüngling die vorbereitenden Collegien hören konnte, die ihn ins Studium der Rechtswissenschaft einführen sollten, das er im J. 1805, nicht gerade nach seines Herzens Drang [1]) zu betreiben anfing. Die ersten seiner bekannt gewordenen Gedichte fallen in das Jahr 1804, ja gerade mehrere der tiefsten und vollkommen reifen Lieder und Balladen gehören dem 17jährigen Jüngling an. Im Jahr 1808 hatte er sein Rechtsstudium vollendet, und ward unter die Zahl der Königl. Advokaten aufgenommen, schrieb und vertheidigte im Febr. 1810 eine juridische Dissertation, in Folge deren er die Würde eines Doctors beider Rechte erhielt. Im Frühling dieses Jahres unternahm er sodann eine litterarische Reise nach Paris, die seiner Lieblingsneigung sehr förderlich ward, indem er in jener Hauptstadt die dort in der damals kaiserl. Bibliothek befindlichen poetischen Schätze des Mittelalters musterte und benützte, eine Beschäftigung, von der nicht nur seiner Gedichtesammlung in den Uebersetzungen altfranzösischer Gedichte höchst schätzbare Proben einverleibt sind, sondern die ihre späten aber schönsten Früchte erst in seiner Darstellung der german. Poesie des 13ten Jahrhunderts tragen wird, einem Werk, an dem er nun schon ins sechste Jahr arbeitet. — Im Frühjahr 1811 zurückgekommen, advocirte Uhland erst in Tübingen und seit dem Spätjahr 1812 in Stuttgart, wo er

---

1) „Die neue Muse." S. 96.

auch eine kurze Zeit auf dem Bureau des Justizministeriums arbeitete. Als Dichter war er schon in Leo von Seckendorfs Musenalmanachen (1806 und 1807) aufgetreten; im J. 1811 gab er in Verbindung mit Justinus Kerner und andern gleichzeitigen und jüngeren Freunden und Dichtern den poet. Almanach auf 1812 (Heidelberg Braun) und im J. 1813 mit eben diesen den deutschen Dichterwald (Tüb. Osiander) heraus, welche beide den größten Theil seiner damals fertigen Lieder und Sagen enthielten. Erst im J. 1814 erschien zur Herbstmesse bei Cotta eine vollständige Sammlung seiner Gedichte, die im J. 1820 neu aufgelegt ward, bedeutend vermehrt theils durch den im J. 1818 entstandenen Fortunat, theils durch die erwähnten patriotischen Gedichte [1]).

Denn als im Jahr 1815 der verewigte König Friedrich von Württemberg die Stände zusammenberief, um das verfassungslos gewordene Land mit einer neuen Constitution zu beschenken und der Kampf um des Stammlandes alte Rechte seinen Anfang nahm, ein Kampf, der nicht nur in seiner Quelle lauter war, sondern auch von den kühnsten Streitern mit Würde, Aufopferung und selbst persönlicher Gefahr gekämpft ward; da fühlte sich auch der edle Sänger berufen, das begeisternde Wort, als die Waffe, die ihm für die Freiheit verliehen war, schallen zu lassen, und kein Erinnerungsfest an die alte, gute Zeit ward gefeiert, kein entscheidender Tag nahte für die Versammlung der Abgeordneten des Lan-

1) S. 99—121.

des, dem der Dichter nicht einen Klang ſeines Saitenſpiels gewidmet hätte. Die fliegenden Blätter, die er damals in die vaterländiſche Welt hinausſtreute, und die jetzt in der zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte geſammelt ſind, wurden von Freunden der Sache mit Begeiſterung aufgenommen und ſelbſt von edlen Gegnern bewundert, und man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß die Poeſie damals keine kraftloſe Bundesgenoſſin der geſetzlichen Freiheit war. Selbſt als Intereſſe und Leidenſchaft die gute Sache zuweilen trübten, blieb ſie in des Sängers Herzen, der nicht aufhörte, ſie mit perſönlichen Opfern zu vertheidigen, rein und lauter, und manches Moment des Streites ſteigerte die Kampfluſt und das innere Kraftgefühl des Sängers. Die Glorie des Alterthums, die häufig das Unrecht umſtrahlt, glänzte hier auf der Seite der Freiheit, ſie beſchien die neuen Talente, die ſich in ihrem Glanz entfalteten, und der Dichter erkannte in ihr das poetiſche Element, in dem er bisher gelebt hatte. Auf der Gegner Seite trat ein Streiter auf, der das Gute auf ſeine Weiſe wollte, für ſeine Idee nicht minder begeiſtert war, und den Sänger, auch gekränkt, noch hochſchätzte; bald betrat ein Fürſt, ein Held, ſchon lange die Hoffnung des Volkes, den Schauplatz: lauter Beweggründe für den vaterländiſchen Sänger, ſeine Stimme dringender, zuverſichtlicher hören zu laſſen. Mögen immer einige dieſer Lieder einen Theil ihrer Wirkung von der Zeit, auf die ſie zunächſt berechnet waren, entlehnt haben und kein ganz ſelbſtſtändiges Leben in ſich tragen: die beſſern derſelben geben gewiß an Innigkeit und Lebendigkeit

der Gefühle, Würde der Gedanken, Farbenglut und treffenden Bildern den schönsten seiner übrigen Lieder nichts nach, während ihnen der Gegenstand einen eigenen ich möchte sagen altclassischen Anstrich und Reiz verleiht.

Die Hoffnungen des Dichters blieben nicht unerfüllt. Durch freien Entschluß königlicher Hochherzigkeit wurden die Abgeordneten des Landes aufs Neue versammelt, über Recht und Vertrag zu tagen. Die Verfassung kam zu Stande: und jetzt war der Muse des Dichters die Freude gegönnt, die öffentliche Verkünderin des Dankes zu sein [1]), der vom Volke zum Throne emporstieg, und gewiß hat nie ein Fürst ein ungeheucheltereres Lob aus eines freiern Mannes Mund vernommen.

Seit diesem Zeitpunkt ist Uhlands litterarische Thätigkeit häufig durch die Erfüllung vaterländischer Pflichten unterbrochen worden, da er seitdem nicht nur als Mitglied der Ständeversammlung, sondern auch durch die Wahl derselben als Beisitzer des größern Ausschusses in Thätigkeit ist; zwei Trauerspiele sind seit der ersten Erscheinung seiner Liedersammlung von ihm erschienen, deren Beurtheilung der Verfasser dieses Aufsatzes nicht unternimmt; aber seit sechs Jahren hat seine Muse fast ganz geschwiegen, und sein forschender Geist sich in die Denkmale der altdeutschen Poesie versenkt. Als ein Vorbote seiner Studien in diesem Fach ist seine Monographie über Walther von der Vogelweide anzusehen.

1) Prolog zum Herzog Ernst auf der Bühne gesprochen den 29. Okt. 1819. — S. 463.

Unter den Kritikern haben nur drei: Müllner, Franz Horn und Willibald Alexis den Dichter eines aufmerksamen Blickes gewürdiget. Unterdessen hat sich die zweite Auflage seiner Gedichte binnen wenig Jahren vergriffen, so daß eine dritte nothwendig wird.

Die äußern Verhältnisse des Dichters, früher durch eigene Wahl wechselvoll, sind jetzt heiter und glücklich. Er hat unter den Kämpfen für das Vaterland, würdig belohnt, das schönste Glück der Liebe und des häuslichen Lebens begründet.

Mit dieser Zugabe über des Mannes öffentliche Stellung schließe ich die Charakteristik des Dichters; möchte es ihr gelungen sein, das, dessen Ahnung der Sänger selber demjenigen zutraut, der stillem Deuten sich in seinen Liedern nachzugehen die Mühe nimmt, den Leser ahnen zu lassen: — das ganze Gemüth des Dichters, als Einheit im Zerstreuten.

2.

Meine Sammlung.

Morgenblatt 1828, Nr. 229—235.

Liebhabereien ſind Jedermann erlaubt, und doch läuft bei Jedem ein wenig Narrheit mit unter. Aber ſie ſtört nicht; vielmehr bemächtigt ſie ſich unvermerkt ſelbſt des Gleichgültigſten, den der Begeiſterte herbeigerufen hat, um ihm irgend eine ſeiner ſeltenen Kleinigkeiten vorzuweiſen und mit der Beredſamkeit eines luſtberauſchten Herzens zu erklären. Wer wird am Ende nicht zur Mitempfindung hingeriſſen, wenn ſein Freund, der Pflanzenſammler, ein neues, ſeltenes Kraut unter Liebkoſungen in ſein Herbarium legt, wie der Vater einen Erſtgebornen in die Wiege trägt? Weſſen Blick heftet ſich nicht zulezt mit ſteigendem Intereſſe auf die Münze, auf der das leuchtende Auge des Freundes ruht, indeß ſein Mund gegen euch rühmt, daß nur ſechs Exemplare derſelben ſich in den Münzſammlungen Europas befinden und ſein Finger euch das Bild eines Wallenſtein oder Iturbide oder Bolivar auf dem Revers zeigt, oder den Riß durch den Hals des Uſurpators Cromwell, dieſes ſeltſame Spiel des Zufalls, in welchem fanatiſche Vertheidiger der Legitimität ein Gottesurtheil ſehen? Und wenn jener Brunnenkönig in dem kleinen

Winkelbade uns auf einen Sandweg führt, der ſich durch ein ſchmales Tannenwäldchen neuangelegt emporſchlängelt, wenn er ſich mit Wohlgefallen auf die ſteinerne Bank wirft, die ſein Rath an die Stelle geſezt hat, welche einen Durchblick in das öde Wieſenthal geſtattet, uns zu ſich niederzieht und verſichert, daß die böhmiſchen Bäder nichts Herrlicheres aufzuweiſen haben — theilt ſich uns nach dem erſten Lächeln nicht bald etwas von der Anhänglichkeit des guten Mannes an die Gegend mit, die er vielleicht in den dreißigſten Sommer bewandelt?

So möchte es auch mir zu verzeihen ſein, wenn ich meine Freunde, die Leſer, mit meiner Liebhaberei zu unterhalten die Kühnheit habe, zumal da ſie nicht zu den alltäglichen gehört, und die Exemplare, die ich ihnen aus einer ſehr kleinen Sammlung vorzuzeigen und zu erläutern gedenke, immer ſeltener werden.

Dieſe Liebhaberei iſt keine andere, als die Freude an den noch lebenden Zeugen einer Zeit, die für uns ſchon zur Vorzeit geworden iſt, an *ſteinalten Leuten*, die noch bei Sinnen ſind und etwas zu erzählen wiſſen. Rückwärts ſetzt begreiflich meine Sammlung den Aufnahmsfähigen keine Gränzen, und könnte ich ein wohlerhaltenes Exemplar des *ſiebzehnten Jahrhunderts*, das mit vollen Sinnen nicht nur drei Menſchenalter, ſondern drei Sekula geſehen, irgendwo entdecken: ich glaube, ich würde eine Ferienreiſe von hundert Meilen nicht ſcheuen. Leider aber erfährt man aus öffentlichen Blättern das Vorhandenſein eines ſolchen

Kleinods erſt mit ſeinem Aufhören. Vorwärts dagegen habe ich als vorläufige Gränze das Jahr 1749 inkluſive ausgeſteckt, ſo daß unſer großer Goethe, und wer ſonſt noch vom Erdbeben von Liſſabon als Ohrenzeuge zu erzählen weiß, in allweg noch einen Platz in meiner Sammlung finden kann; die Produkte der fünfziger Jahrgänge hingegen habe ich ſelbſt noch in meinen Knabenjahren als rüſtige Vierziger herumſchreiten ſehen und kann mich bis jezt noch nicht an ihr Greiſenalter gewöhnen; ſpäter wird freilich allmählig die Schranke vorgerückt werden müſſen, und wenn es gar (was ich keineswegs hoffe) von der gütigen Vorſehung mir ſelbſt vorbehalten ſein ſollte, den Urenkeln im Jahr 1882 als neunzigjähriger Greis vom Durchmarſche der franzöſiſchen Republikaner durch meine Vaterſtadt im Jahr 1796, und von dem Scharmützel, deſſen ich mich aus meinem fünften Lebensjahre noch erinnere, als Augenzeuge zu erzählen, ſo müßte ich wohl das nagelneue Jahr 1792 als Gränzjahr und mich jungen Mann ſelbſt als ein nicht verächtliches Exemplar meiner Sammlung gelten laſſen.

Ich halte mich ſo ziemlich für den Erſten, der dieſe Liebhaberei praktiſch und ſyſtematiſch treibt, obgleich ich dem unſterblichen Jean Paul ein eminentes Talent für die Theorie derſelben nicht abſprechen kann; da er uns in dem hundertfünf-und-zwanzigjährigen Fibel ein leider nur fingirtes Exemplar ſo unvergleichlich beſchreibt.

Meine Leſer dürfen nicht befürchten, daß ich ſie mit den noch ziemlich häufig vorkommenden Originalen des fünften

Jahrzehends (von 1740 bis 1749) behelligen werde; ich überlasse ihnen gerne die kleine Mühe, diese noch selbst aus der Gesellschaft herauszufinden. Selbst das Ganze, schon weit schätzbarere, vierte Jahrzehend (1730 bis 1739) obwohl ich einige unvergleichliche Raritäten desselben noch bis dato in meinem Inventarium führe, lasse ich bei Seite, und rücke, wie ein ächter Sammler, sogleich mit meinen größten Kleinodien, mit den Seltenheiten der zwanziger Jahre hervor, mit deren vieren ich Staat machen zu dürfen glaube.

Ich würde bei diesen Individuen (denn einmal muß ich doch die Sprache der Vergleichung, die ohnedieß hier in die Länge herzlos wird, fahren lassen) — ich würde, will ich sagen, nicht von ihrem Stande sprechen, wenn dieser nicht für den Forscher nach lebendigen Erzählungen aus alten Tagen höchst wichtig wäre. Leute aus niedrigem Stande erzählen unbefangener und treuer, haben aber weniger gesehen, und täuschen sich beim besten Willen sehr oft über Personen, Sachen und Jahrszahlen; Vornehmere wissen viel, erzählen viel, aber ihre Bildung verführt sie zu vergrößernden Zuthaten und Ausschmückungen aller Art.

Von meinen vier Erzgreisen nun gehören zwei der untern Volksklasse an, ein Fleischer und ein Oelmüller; Einer, ein General, den höchsten Kreisen der Gesellschaft; der vierte, ein Invalide von Unteroffiziersrang, schien, nach den gefälligen Formen seines Betragens zu urtheilen, auf einer etwas höhern Bildungsstufe zu stehen, als die beiden ersten. Ich will alle vier in der Ordnung aufführen, wie ich sie

kennen gelernt habe; und dieſe Ordnung iſt zufälligerweiſe auch diejenige ihres Lebensalters in aufſteigender Linie. So erſcheine denn der Jüngſte zuerſt vor dem geneigten Leſer.

Ich erinnere mich aus dem erſten Jahre des laufenden Jahrhunderts, daß wir Knaben oft einem damals ſchon alten Manne, einem Fleiſcher ſeines Handwerks, begegneten, der in der Stadt unter dem Namen des lateiniſchen Metzgers bekannt war, weil er, in jener Zeit eine große Seltenheit an einem ehrbaren Handwerker, Lateiniſch verſtand und ſprach. Wenn wir Kinder, die wir eben zur Mittagsſtunde aus der Schule kamen, dem alten Ehrenmanne begegneten, wie er ein Kalb oder einen Ochſen vor ſich hertrieb, ſo wolten wir uns auch nicht ſchlecht finden laſſen und ſchrieen ihm als angehende Lateiner ein muthwilliges Carnifex! entgegen, was wir zwar etymologiſch durch: Fleiſchmacher erklärt wiſſen wollten, der Fleiſcher aber mit den Wörterbüchern in einen Scharfrichter oder Schinder umdeutete, und uns ſodann mit väterlicher Milde ein lateiniſches, ambulirendes Kollegium über Grammatik las, dem er jedoch, wenn unſer Zuruf nicht nachließ, einige verſtändliche und kurze deutſche Redensarten folgen ließ, die uns wie ein Donnerwetter auseinander ſtäubten.

Zwanzig Jahre ſpäter, im Februar des Jahrs 1821, erfuhr ich durch Zufall, dieſer Mann, der am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts in ſeinem drei-und-ſiebzigſten Jahr ſtand, denn er war, wie ich ſpäter von ihm ſelbſt erfuhr,

im Oktober des Jahrs 1728 geboren, lebe noch in seinem drei-und-neunzigsten. Zwar mißriethen mir seine Bekannte einen Besuch, denn der Alte sei wenig bei sich und faſele nur noch lateiniſch; ich aber, der ich seit wenigen Jahren meine Greiſensammlung im Kopf anzulegen begonnen, und dem ein ſolches Alter noch nicht vorgekommen war, machte mich ſogleich auf den Weg und eilte aus dem Suburbanum das ich bewohne, in die innere Stadt, wo in einem der engſten Gäßchen der Greis mit ein Paar Töchtern in einem der ſchmalen hohen Lehmhäuſer zuſammenwohnte, das noch ſein Eigenthum war.

Mit Herzklopfen trat ich durch die niedrige Thüre in ein Zimmer, deſſen Charakter reinliche Armuth war. Zwei ältliche Frauen, die eine verheirathet, die andere Wittwe, Töchter meines Neunzigers, ſchienen auf meinen Beſuch vorbereitet, und empfingen mich mit dem ceremoniöſen Anſtande von Bürgersfrauen früherer Zeit. Meine Blicke ſuchten eine Zeitlang vergebens meinen Schatz, als ich endlich in einem Winkel hinter dem wohlgeheizten Ofen eine ſtattliche, keineswegs abgemagerte Geſtalt, die, wenn ſie ſich aufgerichtet, die Statur eines anſehnlichen Mannes gezeigt hätte, gewahr wurde; das längliche, nicht eingefallene, aber runzelvolle Geſicht ſchien von gelblichtem Leder, die runden Krater der gänzlich ausgeglühten Augen ſtanden weit offen; der ganze Kopf ſah einer Homerusbüſte nicht unähnlich. Da der Alte ganz erblindet war, ſo wußte er von meiner Gegenwart noch nichts, und ſicher lag er im wachen Schlummer

der Bewußtloſigkeit und ſah aus, als ob er den ganzen Tag noch kein Wort geſprochen, ja noch keinen Gedanken gedacht hätte. Auch waren alle Verſuche ſeiner Töchter, ihm meine Ankunft begreiflich zu machen, vergebens; aber einige lateiniſche Worte aus meinem Munde wirkten auf ihn wie ein elektriſcher Schlag und erweckten ihn zum vollen Bewußtſein. Raſch und in wohlzuſammenhängenden Worten erwiderte er in leidlichem Küchenlatein meinen Gruß mit einer bis zum tiefſten Baſſe gebrochenen Stimme, dann wandte er ſich zu den über ſein helles Erwachen ganz erſtaunten Töchtern und rief erfreut: „Was habt ihr mir da für einen Lateiner geſchickt?“

Bald hatte ſich ein regelmäßiges Geſpräch zwiſchen uns beiden entſponnen, in welchem ich ohne Mühe die nöthigen Perſonalien aus ihm herauslockte. Ich erfuhr von ihm, daß ſein Vater und Großvater „Hofmetzger“ geweſen, daß er in Folge dieſer Würde eine anſtändige Erziehung genoſſen, und mit den adeligſten jungen Herrn in unſerm Gymnaſium um die Jahre 1736—1742 bis in ſein vierzehntes Jahr an Einem Tiſche geſeſſen. Mit Rührung erinnerte er ſich an dieſe ſeine herablaſſenden Geſpielen, und rief einmal über das andere: utinam viverent! (Ach, daß ſie noch lebten!) Mit warmem Danke ſprach er von ſeinem treuen Lehrer, dem damaligen Präceptor Dreher, den er ganz richtig als einen Sechziger bezeichnete [1]). Wiederholt äußerte er ſeinen

1) Joh. Ferd. Dreher, geb. ums Jahr 1684, ward Magiſter

Schmerz, daß ihm, dem armen Fleiſchersknaben, ſein Herzenswunſch, ſtudiren zu dürfen, nicht erfüllt worden ſei. Ich ſelbſt konnte nicht umhin, dieß in der Stille zu bedauern, denn ein Mann, der bis in ſein dreiundneunzigſtes Lebensjahr den 17ten Paragraphen unſerer noch immer gültigen Gymnaſialſtatuten vom Jahr 1685 [2]) gewiſſenhaft beobachtet und, die unabweislichen Ausnahmen, die Gewerb- und Hausweſen heiſchten, abgerechnet, immer lateiniſch geredet hatte, verſchloß in ſich gewiß ein Talent zum Gelehrten, das in dem Fleiſcher brach lag.

Um den Alten zu ſtärken und zu weitern bedeutendern Revelationen zu bringen, zog ich eine Flaſche 1811er, die ich für ihn zu mir geſteckt, aus der Taſche; die Töchter brachten einen Teller und zwei Gläſer, und wir ſtießen munter an; ein Paar Tropfen des alten Weines begeiſterten den Greis ſo ſehr, daß er eine wahre lateiniſche Hymne auf zwei noch viel ältere Jahrgänge, auf ſeinen Jugendgenoſſen, den 1744er, und den Freund ſeines Mannesalters, den 1766er, anſtimmte, und, über ſeine eigene Weinarmuth mit

---

der Philoſophie im Jahr 1704, Präceptor zu Böblingen 1712, am Gymnaſium zu Stuttgart 1717, Titulaturprofeſſor und Bibliothekar 1750.

2) »Vella semper latine loqui, et quidem de rebus honestis.« (Immer lateiniſch reden und zwar von ehrbaren Dingen.) Die ſonſt ſehr vernünftigen Statuten werden mit Auslaſſung dieſes Paragraphen den Schülern noch alle Semeſter bei Eröffnung der Lectionen in feierlicher Verſammlung vorgeleſen.

ſtoiſcher Ruhe ſpottend, als Improviſator in die Verſe ausbrach:

Bei mir liegt er nicht im Keller,
Bei mir bringt man ihn auf dem Teller!

„Sum etiam poeta!“ (Ich bin auch ein Poet!) ſetzte er wohlgefällig lachend hinzu, ohne zu ahnen, daß ein Kollege ihm gegenüber ſaß.

Er war nun in der rechten Stimmung, über die alte Zeit Aufſchluß zu geben, und ſo ging ich ihm denn mit einer Nachfrage über die württembergiſchen Herzoge Eberhard Ludwig (reg. von 1677 bis 1733) und Karl Alexander (von 1733 bis 1737) zu Leibe. „Eberhardum Ludovicum, war die Antwort; non multum novi; Carolum Alexandrum bene novi [1])!“ Dieſe Aeußerung war natürlich, denn bei des erſten Tode war mein alter Freund erſt fünf Jahre alt.

Da ich ihn einmal glücklich auf die Karl Alexandriniſche Zeit gebracht hatte, ſo ſteuerte ich muthig auf mein längſt erſehntes Ziel los: aus dem Munde eines Augenzeugen die Hinrichtung des Juden Süß Oppenheimer mir berichten und ſo denſelben gleichſam leibhaftig vor meinen Blicken noch einmal in das eiſerne Käfich auf der noch von ihm benannten Galgenſteige bei Stuttgart ſpazieren zu laſſen.

Als ich den Namen nannte, ſchüttelte ſich mein Alter und ſagte lakoniſch: „Fuit malus minister et Hebraeus!“ (Er war ein böſer Miniſter und ein Hebräer!) Doch er-

1) „Den Eberhard Ludwig kann ich mir nicht mehr recht denken, den Karl Alexander noch gut.

fuhr ich nicht so viel, als ich erwartet hatte. Es sind nun neunzig volle Jahre seit jener allbekannten Begebenheit; doch war mein Fleischer damals schon zehn Jahre alt. Allein bei dem furchtbaren Tumulte, den jenes Spektakel erregte, wurde dem Knaben nicht erlaubt, demselben beizuwohnen. „Später jedoch," fügte er, immer lateinisch, hinzu, „ging ich mit meinen Schulkameraden und meinem Vater, der jetzt gestorben ist (!!), hinauf, und sah ihn da im Käsicht hangen mit seinen schwarzen Augen (oculos atribus sagte er schnitzernd). So hat er hinauf geglotzet und wieder hinab." In diesen letzten Worten, die deutsch und mit Schauder gesprochen wurden, ließ sich nach dreiundachtzig Jahren noch die hinzudichtende Phantasie des zehnjährigen Knaben erkennen. Weiteres erfuhr ich über den Juden Süß von ihm nicht, aber eine köstliche Anekdote gab er mir aus nicht viel späterer Zeit noch preis, zurücklebend in die alten Tage und von einem halben Glase meines Weins erwärmt.

Es mochte ums Jahr 1740 sein, als an Pfingsten die löbliche Fleischerzunft, nach einer alten Sitte, ein bekränztes Kalb in das Stuttgarter Schloß abfertigte, das der Wittwe des Herzogs Karl Alexander, der Vormünderin und somit Landesregentin, dargebracht ward. Allerlei Feierlichkeiten waren damit verbunden, namentlich war ein Festgesang dazu gedichtet, den das treue Gedächtniß des Fleischers aufbewahrt hatte, und der in stattlichen Alexandrinern verfaßt, mit den Worten anfing:

„Das Opfer bringen wir, mit Bändern wohl verzieret —"

„Dieſes Kalb, erzählte der Greis, führte der Oberknecht meines Vaters (primus servus patris mei; bei welchen Worten er den Kopf mit einer gewiſſen Ehrfurcht vor jenem erſten Fleiſcherknecht neigte), und ich durfte ihn in's Schloß [1]) begleiten. Die Frau Vormünderin, die Mama des kleinen Prinzen Karl [2]) war aber unpaß und lag zu Bette. Als ſie jedoch das Kalb brüllen hörte, verlangte ſie es zu ſehen, und wir mußten es die Reitſchnecke (eine platte Wendeltreppe von Backſteinen) hinauf in ihr Schlafgemach bringen."

„Die Herzogin hatte ihre Freude an dem Thier, und betrachtete mich recht gnädig. Auf einmal aber rief ſie: „Wer iſt denn der junge Menſch da? der hat ja meines Sohnes Rock an!" Ich und der Oberknecht erſchracken entſetzlich; denn ich hatte wirklich einen rothen, abgelegten Gallarock des Prinzen Karl auf dem Leibe, den mein Vater, um mich für dieſe Feſtlichkeit würdig zu kleiden, vom Kammerdiener des Herzogs um billiges Geld gekauft hatte. Doch geſtanden wir gleich alles, und die Frau Herzogin hatte nur eine noch größere Freude. Sie befahl, mich an die fürſtliche Tafel zu führen. Dort ſaßen viel prächtige Herrn und Frauen. In einem Eck aber ſtand der Gerber-

1) Ins alte Schloß, denn zum neuen war damals noch nicht einmal der Grundſtein gelegt, und doch ſteht es jetzt ſchon achtzig Jahre.

2) Dieſer kleine Prinz Karl iſt kein anderer als der damals zwölfjährige, und unter Vormundſchaft ſtehende Herzog Karl, deſſen hundertjähriger Geburtstag am 11. Februar 1828 in Stuttgart ſo feierlich begangen worden iſt.

heinerle, der Hofnarr. Dem rief man, und gab ihm einen gehauften (vollen) Teller mit Konfekt, den mußte er mir bringen. Das that er mit kurioſen Sprüngen, ſo daß alles lachte."

Als der Alte dieſe Erzählung, halb deutſch halb latein, mit einiger Anſtrengung und von ſeinen Töchtern unterſtützt, beendigt hatte, und ich ihn ermüdet ſah, ſchickte ich mich, jedoch nur ungern, an, ihn zu verlaſſen; denn ich war aus meiner Zeit gerückt, und fürchtete mich, wieder hineinzutreten, wie einer, der lang im Dunkel geſeſſen, ſich vor dem Lichte ſcheut, an das er wieder hinaus ſoll. Endlich nahm ich Abſchied, indem ich ihm von Herzen hundert volle Jahre und darüber wünſchte. Si Deus vult (wenn Gott es will!), antwortete er mit feſtem Ton und lebensluſtiger Zuverſicht. Gott ſchenkte ihm aber nur noch zwei Jahre. In der letzten Zeit war er ganz kindiſch; er glaubte ſich in einem Dorfe bei Stuttgart, und fragte unaufhörlich mit Sehnſucht nach ſeinem älteſten Freunde, nach ſeinem erſten Metzgerhunde aus den vierziger Jahren; er wußte nicht, daß vielleicht ſchon die Ururenkel dieſes geliebten Thieres unter ſeinen Fenſtern heulten. Er ſtarb, fünfundneunzig Jahre alt, im Jahr 1823 an gänzlicher Entkräftung.

Auf daß meine Sammlung nie ohne Seltenheit ſei, gelang es mir noch in demſelben Jahre (1824) eine Bekanntſchaft zu machen, nach der ich ſchon lange lüſtern war. Der Erzgreis, von dem ich jetzt erzählen will, war am 11. April 1728, alſo ſechs Monate früher, geboren als mein ſeliger

Fleiſcher, ſtand aber damals bereits in ſeinem ſechsundneunzigſten Jahre. Den Zutritt zu ihm erhielt ich auf folgende Weiſe. In unſerm Gymnaſium, an welchem ich eine Profeſſur bekleide, werden der Stiftung eines Jugendfreundes zufolge halbjährlich Preisreden zum Lobe berühmter Württemberger von den reifern Jünglingen der obern Lehranſtalt gehalten. Im Sommer 1824 wurde zur Aufgabe gewählt das Lob des berühmten Leibnizianers G. B. Bilfinger, der im Jahr 1693 geboren, ſchon im Jahr 1750 im höchſten Staatsamt als herzoglich Württembergiſcher Geheimerath verſtorben war. Und doch lebte noch in jenem Sechsundneunziger, welcher ſein Neffe war, und ſeinen Vor- und Zunamen trug, ein Augenzeuge ſeines Wirkens, deſſen Jugend von dem wirklich in vielen Fächern, der Mathemathik, der Fortifikationskunſt, der ſpekulativen Philoſophie und der Staatswiſſenſchaft großen Manne geleitet worden, und in deſſen Armen derſelbe vor 74 Jahren geſtorben war. Es war einleuchtend, daß ein junger Preisbewerber von ihm unſchätzbare Beiträge für ſeine Arbeit zu erwarten hatte, denn man wußte, daß der General B. (dieſen Titel führte der Mann, deſſen übrige merkwürdige Lebensumſtände hier unberührt bleiben mögen), noch im vollen Beſitze ſeiner Geiſteskräfte ſich befand. So beſtimmte ich einen hoffnungsvollen, liebenswürdigen Schüler, Adolph Schöll aus Mähren (ich nenne ſeinen Namen, weil in dieſem Augenblick eine ausgezeichnete Dichtung von ihm das deutſche Publikum aufmerkſam macht), mit mir den Greis zu beſuchen

und ſich das Material für ſeine Aufgabe an der Quelle zu holen.

Wir fanden den Alten in einem engen Studierzimmer, von Büchern, Planen und Karten, ſeinem einzigen Reichthume, ſo umlagert, daß wir Mühe hatten, einen Raum zur Ausbreitung unſerer Füße zu finden. Er ſelbſt gewährte einen ganz andern Anblick als der Fleiſcher. Ein kleiner, feingegliederter Mann, wenig gekrümmt vom hohen Alter, nicht hinter dem Ofen zuſammengekauert, ſondern mitten in der Stube ſtehend, empfing uns freundlich; die Geſichtszüge zeigten Spuren von Regelmäßigkeit, die Augen bewahrten ein ſchönes Blau, aber ein rother, entzündeter Rand umgab ſie; die Wangen waren gefärbt, den kleinen Mund entſtellte nur die gänzliche Zahnloſigkeit, und eine ſpitze, etwas krumme Naſe ſenkte ſich ſchnabelartig und nicht angenehm gegen denſelben.

Von den Sinnen des Greiſes hatte das Gehör am meiſten gelitten; doch gelang es uns, ihm die Abſicht unſeres Beſuches deutlich zu machen, und ſchnell kam Feuer und Leben in ſein Geſicht: er wußte nicht, wo er mit der Lebensgeſchichte ſeines angebeteten Oheims anheben ſollte; bald fand er jedoch den Faden, und obgleich ihm das Reden Mühe machte, ſo ſtand ihm doch immer ein Strom von Worten zu Gebote, und keinem Gedanken verſagte ſich der rechte Ausdruck. Bis an die Gränze eines Lebensjahrhunderts hatte der Mann die ganze logiſche Schärfe ſeines Verſtandes und ein ungemeines Gedächtniß beibehalten. Bald

lebten und webten wir mit ihm in der alten Zeit; wir ſahen ſeinen Oheim, den berühmten Philoſophen, wie er zu Anfange des vorigen Jahrhunderts im theologiſchen Seminar zu Tübingen ſtudirte. Er galt für einen Träumer und Müſſiggänger, denn er las und ſchrieb wenig; aber einesmals, nachdem er über eine Stunde ſinnend auf Einem Flecke geſtanden, brach er plötzlich in die Worte aus: „Es iſt doch ein unerforſchliches Geheimniß um den Zuſammenhang des Leibes und der Seele!“ Seit jenem Augenblick hatten ſeine Altersgenoſſen Reſpekt vor ihm. Dann begleiteten wir den Oheim auf die literariſche Reiſe, die er im Jahr 1718 nach dem Norden Deutſchlands machte, ſein zierliches Album oder Stammbuch in der Hand, das er mit den Handſchriften der berühmteſten Männer ſeiner Zeit gefüllt zurückbrachte, und das uns der Neffe zum Durchblättern hinhielt. Darauf zeigte er uns ihn auf dem Katheder zu Tübingen, und das Autographum ſeiner unſterblichen Dilucidationen wurde als Kollegienheft für den Sommer 1724 vorgewieſen. Wir folgten dem Oheim nach Petersburg an die Akademie nnd den Hof der Beſchützerin der Wiſſenſchaften, der Kaiſerin Katharina I., des berühmten Mädchens von Marienburg. Bald ſahen wir ihn wieder im Vaterland. Ein reicher Briefwechſel mit Chriſtian Wolff, mit dem Herzog Karl Alexander vor ſeinem Regierungsantritte, mit dem alten Fontenelle, mit dem berühmten General der Venetianer, dem Grafen Schulenburg, ward aufgetiſcht. Jetzt tritt auch ſchon der junge Neffe handelnd auf. Er ſitzt bei dem Oheim in

ſeinem Weinberge, wo dieſer zwei Lauben hat, durch die Aufſchriften operando (für's Arbeiten) und cogitando (fürs Denken) geiſtreich bezeichnet; in der einen ordnet der Geheimerath die fremden Weinreben, die er, der erſte, wenn auch nicht allzuglückliche, Weinverbeſſerer ſeines Vaterlandes, aus der Ferne beſchrieben hat und unentgeldlich unter die Weingärtner vertheilt, in der andern brütet er über die Geheimniſſe der Welt und Gottheit und leitet daneben die mathematiſchen Studien des Neffen. Dieſer, fürs Studium der Theologie beſtimmt, wandert bald in die niedern Kloſterſchulen des Landes (1742); aber nach vier Jahren ſehen wir ihn wieder (am 3. September 1746) an der Seite des Geheimenraths auf einem leeren Bauplatze ſtehen. Der junge Herzog, ſeine Mutter und Geſchwiſter, die fremden Geſandten, die Damen und Kavaliers des Hofs, die erſten Staatsbeamten nebſt einer Menge Volkes ſind zugegen. Es war die Feſtlichkeit der Grundſteinlegung zum neuen Schloſſe, das längſt als einer der ſchönſten Fürſtenpaläſte daſteht, vor ſechsundſechzig Jahren zu einem Drittheil ausgebrannt und herrlicher wiederhergeſtellt worden iſt. Seine Stelle ſah unſer Greis noch leer, und hörte den Geheimenrath den erbaulichen Zimmerſpruch ablegen, der von der Kunſt des Bauens und von der Schönheit, nach Wolffiſchen Principien, aber mit einer Kürze und Conciſion handelte, die dem ſprechenden Philoſophen eigen war. Dem Neffen waren die Hauptſätze der Rede nach ſieben-und-ſiebzig Jahren noch Wort für Wort gegenwärtig, und uns war, als ſtünden wir

ſelbſt auf dem Schloßplatz, als der Greis uns vorſprach: „Mir iſt aufgetragen ein Paar Worte öffentlich zu reden: „ſo will ich denn kürzlich ſagen, was überhaupt allhier zu „beobachten iſt, denn beim Bauen redet man vom Bauen. „Die wahre Baukunſt hat drei allgemeine Abſichten. Nach „dieſen ſoll ein jedes Gebäude ſein, feſt, bequem und „ſchön..... Die Schönheit iſt ein Anſchein der Voll„kommenheit u. ſ. w.“

Im Oktober dieſes Jahrs (1746) bezog unſer junger Freund die Univerſität und das theologiſche Seminar zu Tübingen, in welchem er ein Jahr verharrte. Nach dieſer Friſt verließ er daſſelbe und mit ihm das Studium der Theologie, indem er ſich ausſchließlich der Mathematik in ihrer ganzen Ausdehnung zuwandte. Er entwarf uns ein lebendiges Bild ſeiner Univerſitätsjahre. Fleißig beſuchte er das Haus eines alten Profeſſors Krafft; ſeinen Sohn, den nachmaligen ruſſiſchen Staatsrath Krafft, den Lehrer der kaiſerlichen Prinzen, der im Jahr 1815 zu St. Petersburg geſtorben iſt und zur Zeit, da der Alte uns dieß erzählte, achtzig Jahre alt geweſen wäre — dieſen liebkoste er, der Student, oft als den kleinen vier- und fünfjährigen Lulu (Ludwig). Mehr Freund als Lehrer war ihm der Doktor v. Lohenſkiold, Führer zweier nordiſchen Edelleute, und ſpäter Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität, er der Lehrer des uralten Profeſſors Rösler, welch Letzterer im Jahr 1821 tief in den achtzigen ſtarb. Dieſer Lohenſkiold war ein Mann von Geiſt und hinreißendem

Vortrag; Abends aber ſprach er dem Kruge mehr, als ziemlich war, zu, und mehr denn einmal mußte ihn B. mit einigen andern jungen Freunden zu Bette tragen.

Nach Vollendung ſeines Univerſitätskurſus trat der drei-und-zwanzigjährige Jüngling mit einer Probeſchrift aus dem Fache der angewandten Mathematik auf, von der uns der Erzgreis ein Prachtexemplar vorhielt, auf deſſen poſtpapiernem Titelblatte wir den Namen des vor uns ſtehenden Verfaſſers nicht ohne geheimes Staunen mit der Jahreszahl 1751 gepaart laſen.

Von ſeinem Studierpulte in Tübingen führte uns der greiſe Erzähler an das Sterbelager ſeines berühmten Oheims, Georg Bernhard B., der im Jahr 1750, erſt ſieben-und fünfzig Jahre alt, für Wiſſenſchaft und Staat zu frühe, ſein Leben in Stuttgart beſchloß. Es war den Theologen jener Zeit ſchwer, an die Rechtgläubigkeit eines Philoſophen aus der Leibniziſch-Wolfiſchen Schule zu glauben. Mit banger Beſorgniß umringten daher, wie der Neffe uns als Augenzeuge erzählte, die Freunde des Sterbenden, Prälaten der evangeliſchen Kirche, das Bette; als jener ſchon mit dem Tode rang, trat einer derſelben noch zu ihm und rief ihm in's Ohr, ob er glaube an den dreieinigen Gott. Der Geheimerath konnte nicht mehr ſprechen, aber er hielt die drei Finger der rechten Hand am hocherhobenen Arme zum Wahrzeichen ſeines Glaubens in die Höhe, und bald nach dieſem Akte verſchied er. —

Unſer Wunſch war erfüllt und mein Schüler über ſei-

nen Helden zur Genüge unterrichtet. Die Vorlesung hatte anderthalb Stunden gedauert, während welcher unser Greis trotz seiner fünf-und-neunzig Jahre sich nicht niedergesetzt, sondern, immer stehend, unsere jungen Füße müde gemacht hatte.

Wir schieden Beide mit stiller Bewunderung, ich mit dem redlich gemeinten Versprechen, bald und oft wiederzukommen. Seitdem besuchte ich den Wundergreis wiederholt, und meine kleine Familie ward zweimal abgesandt, ihm zur Vollendung seines sechs-und-neunzigsten und seines sieben-und-neunzigsten Jahres Glück zu wünschen, und sich das lebendige Bild eines frühern Jahrhunderts einzuprägen: denn das älteste meiner drei Kinder, mit welchem er in lebhaftem Zwiegespräch scherzte, war ein-und-neunzig, das jüngste vier-und-neunzig Jahre jünger, als der Alte. Alle drei haben eine lebhafte Erinnerung an diese Besuche behalten, und vielleicht wird dereinst Eines von ihnen, durch ein mäßiges Greisenalter in's zwanzigste Jahrhundert hinübergeleitet, seinen Enkeln sagen: „Denkt, ich habe einen Greis gekannt, der um's erste Viertel des vorvorigen Jahrhunderts geboren war". — „Ist es derjenige, fragen dann wohl die Enkel, den der kuriose Urgroßvater Gustav seiner Zeit im alten Morgenblatte beschrieben hat?" —

An einem Morgen fand ich meinen Alten eifrig mit der Zeitung beschäftigt, die er regelmäßig und mit eigenen Augen las, wie denn seine Bildung und sein lebendiger Geist den Vorwurf, den man dem hohen Alter zu machen pflegt, daß

es für die Gegenwart kein Gedächtniß und keinen Sinn habe, in ſeiner Perſon Lügen ſtrafte. „Der König von Bayern", ſprach er, mir das Zeitungsblatt bietend, „dauert mich doch von Herzen, daß er ſeinen Schwiegerſohn, den herrlichen Helden, ſo frühe verloren hat". Ich las mit einem flüchtigen Blick auf das Blatt den Tod des Herzogs von Leuchtenberg, Eugen Beauharnais. Ein Eugen brachte uns auf den andern, den Prinzen Eugen von Savoyen, und ſo fand es ſich, daß der Sprecher den Tod zweier gleichnamigen Helden erlebt hatte, deren Geburtstag hundert und ſiebzehn Jahre auseinander lag. Von Prinz Eugenius als einem Lebenden erzählen gehört zu haben, da derſelbe ſich bei der Rheinarmee befand, erinnerte er ſich lebhaft aus ſeinem ſechſten Lebensjahre. Ich faßte jetzt den Greis bei ſeinen Kinderjahren und ließ ihn nicht los. Er hatte noch ein Bild von Herzog Karl Alexander. Er erinnerte ſich des Beſuches, den der König Friedrich Wilhelm der Erſte von Preußen zu Stuttgart bei dem Herzoge gemacht. Ganz lebendig aber ſtand der Tag nach dem jähen Tode Karl Alexanders vor ſeiner Seele. Es war der 14. Mai 1737. Das Volk im Lande Wirtemberg war über die Staats- und Finanzverwaltung des Juden Süß, dem man ein Komplot gegen die ſtändiſchen Freiheiten des Landes zuſchrieb, das eben in jenen Tagen zur Ausführung hätte kommen ſollen, im höchſten Grad erbittert. Als der junge neunjährige B. an jenem Morgen erwachte, ſah er auf der Straße hier und dort zahlreiche Gruppen zuſammengerotteten

Volkes stehen. Man schimpfte, fluchte, drohte. Es mußte etwas Entscheidendes in dieser Nacht geschehen sein. „Ich wohnte", erzählte mir der Greis, „auf dem Postplatze (und eben jetzt, nach 87 Jahren, wohnte er wieder in derselben Gegend); als ich nun in meinem blauen Mäntelchen, das damals alle Schüler trugen, meine Bücher unter dem Arm, aus der Hausthüre trat, um in das Gymnasium zu schlendern, sah ich aus dem zweiten Stockwerke des gegenüberliegenden Hauses den Eigenthümer desselben, den Archivar und Expeditionsrath Mez, einen Helfershelfer des Juden, im Schlafrocke, wie es schien ganz behaglich, zum Fenster hinausschauen. Unten aber am Hause war eine Militärwache aufgepflanzt. Dieser Umstand erregte meinen Verdacht, und als ein junger Patriot von neun Jahren konnte ichs mir nicht versagen, meine Freude an den Tag zu legen. Ich rief also im Muthwillen nach dem Fenster des Herrn Expeditionsraths hinauf:

„O Mez, o Mez!
Dein' Sach' ist lez [1])!"

Damit ging ich meiner Wege und fürchtete keine Folgen. Aber als ich aus der Schule zurückkam, hatte sich schon ein Billet des Herrn Expeditionsraths an meinen Vater, den Regierungsregistrator, eingefunden, das auf exemplarische Bestrafung des impertinenten Söhnleins drang.

---

1) Lez, schwäbisch für: verkehrt, übel. Der Vers war nicht Erfindung des jungen B., sondern aus einem damals kursirenden Volksliede.

Ich entging jedoch dieſer Züchtigung, da mein Vater und mein Oheim die Entrüſtung des Landes theilten, und der Expeditionsrath aufgehört hatte, furchtbar zu ſein. Inzwiſchen war der Tumult auf den Straßen Stuttgarts immer gewachſen; man ſprach ſich ganz unverholen über die Regierung aus, man verlangte Rache an den Staatsverräthern. Der Hofkonditor *** wagte es ſogar ein Pasquill drucken und vertheilen zu laſſen. Aber die Frau Herzogin ſandte ihm Heiducken in's Haus, die ihn in's Schloß holten. Dort wurden ihm fünf-und-zwanzig hinaufgeſchlagen. Ja, damals war noch Freiheit!" Dieſes fabula docet am Schluſſe der Erzählung brachte mich dem Lachen nahe, denn ich wußte nicht, ſollte ich die Freiheit im Pöbelaufruhr oder in den Stockſchlägen ſuchen.

Inzwiſchen wurde dem Volkswillen unter der Adminiſtration des Herzogs Karl Rudolph, vielleicht auf Koſten der Gerechtigkeit, Genüge geleiſtet, und am vierten Februar 1738 ſah der zehnjährige Knabe den Geheimen Finanzrath Süß Oppenheimer im rothen, gallonirten Staatskleide von der Seegaſſe aus auf dem Karren zum Galgen abführen. Die Staatsdiener der Hauptſtadt und alle Vögte des Landes füllten die Straßen als Zeugen der Hinrichtung.

Von den Staatsaktionen führte mich der Greis in ſein Haus- und Schulleben zurück, und erzählte mir, wie es in unſrem Gymnaſium vor etwa fünf-und-achtzig Jahren ausſah. Rektor der Anſtalt war M. Weihenmayer (von 1732 bis 1746), ein großer, freundlicher, bildſchöner Mann in

den beſten Jahren; er war ein Urgroßvater meiner Kinder von mütterlicher Seite. In den untern Klaſſen war der ſchon genannte M. Joh. Ferd. Dreher, wegen ſeines vortrefflichen, gewiſſenhaften Unterrichts hochgeſchäzt. Aber er war ein furchtbarer Schultyrann. „Ich hatte einen Bruder," ſprach der Greis, „der etwas jünger war als ich. Dieſer kam einſt aus der Schule ſo übel vom Dreher zugerichtet, daß man einen Leibſchaden befürchtete. Mein Vater, über dieſe Behandlung entrüſtet, ging am andern Tage in's Gymnaſium und ließ den Herrn Dreher aus ſeiner Abtheilung herausrufen. „„Herr Präceptor,"" ſagte er zu ihm kalt, „„Sie haben meinen Sohn mißhandelt. Ich könnte Sie wegen dieſes unverantwortlichen Verfahrens vor Gericht belangen; ich erkläre Ihnen aber, daß ich dieſes nicht thun, ſondern mit Gelegenheit mir Privatgenugthuung nehmen werde."" Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ mein Vater den Lehrer. Die Gelegenheit zeigte ſich bald und unverhofft. Um jene Zeit wurde der Neckarkanal beim Dorfe Berg gegraben. Eines Morgens ging mein Vater mit den Aſſeſſoren des landſtändiſchen Ausſchuſſes, ſeinen guten Bekannten, aus, dieſes Werk zu betrachten. Natürlich konnten dieſe Herren den Weg, der eine halbe Stunde beträgt, nicht machen, ohne unterwegs ein Weinlein zu trinken. So ward im Hirſchbad eingekehrt und dort ein Morgentrank eingenommen. Dieſer war meinem Vater und ſeinen Begleitern ſchon etwas in den Kopf geſtiegen, als ſie von den Fenſtern aus über die Badwieſen (wo ſeit zwanzig Jahren

die königlichen Anlagen ſind) den Präceptor Dreher, ſeinen Stock unter dem Arm, ſpazierend einherſchreiten ſahen. Auch er ſchien auf dem Wege nach dem Kanal. „Der läuft mir eben recht ins Garn!“ rief mein Vater, eilte die Treppen hinab und quer über die Wieſen hin, bis er vor dem Spaziergänger ſtand und ihm den Weg verſperrte. „„Herr Präceptor,““ ſprach er, „„ich habe Ihnen verſprochen, mir für die Mißhandlung meines Sohnes Privatſatisfaktion zu nehmen; jetzt iſt die Gelegenheit gekommen.““ Damit zog er dem beſtürzten Manne den eigenen Stock unter dem Arme vor und fuchtelte ihn unbarmherzig durch. Die Herrn Landſtände ſahen zu und lachten aus Leibeskräften. Der Präceptor verklagte meinen Vater; aber natürlich, weil meines Vaters Bruder der Geheimerath war, ſo wurde die Sache auf die lange Bank geſchoben und hatte weiter keine Folgen.“ Ich ſah den Alten ſtaunend an und wartete wieder auf das Schlußwort: „Ja, damals war noch Freiheit!“

Die Anekdote ſelbſt ſchien mir werth, berichtet zu werden, und die beiden rührenden Natürlich, die der Erzähler ſo ſchön einflocht, ſind koſtbare Beiträge zur Sittengeſchichte.

Ich führte noch mancherlei wiſſenſchaftliche Geſpräche mit dem unermüdlichen Greiſe, die ich nicht berichten will, um meine Leſer nicht zu langweilen. Mit beſonderer Liebe hing er an dem Projekt einer eigenthümlichen Kriegsſchule, und oft konnte er mit Wohlgefallen ſagen: „Dieſe Idee trage ich ſchon achtzig Jahre herum.“

Gegen Ende ſeines ſieben-und-neunzigſten Jahres ſtellte

ſich Abnahme der Körperkräfte und das quälende Uebel der Bruſtwaſſerſucht ein. Dennoch blieb er, obgleich zu Bette liegend, noch munter und bei Sinnen. In ſeinen Aeußerungen war ein ſonderbares Schwanken zwiſchen frommem Glauben und den mechaniſchen Anſichten des achtzehnten Jahrhunderts zu bemerken. Bald legte er ſein Loos vertrauensvoll in die Hände des Schöpfers, bald ſprach er trocken: „Der große Generalarzt, die Natur, wird bald auskurirt an mir haben! Ich lebe nur noch vegetiſch. Ich bin wie eine Blume, die abgebrochen iſt, und die man noch eine Weile in's Waſſer ſtellt.“

„Die Welt iſt eine Komödie,“ ſagte er wieder; aber frömmer ſetzte er hinzu: „Der Herr ſpricht: gehet hin, ihr Menſchenkinder, und kommt wieder.“ In den lezten Tagen quälte den Greis (einen ſolchen Ueberfluß von Leben fühlte er noch in ſich) die Furcht vor dem lebendig begraben werden. Unangenehme Empfindungen erregte in ihm eine Nachricht, die ich mit ungemeiner Freude in der Zeitung las: die Kunde von einem hundertjährigen lebenden Greis unſeres Vaterlandes. Eine Art von Eiferſucht war in ihm erwacht; er wollte keinem Andern die Ehre gönnen, der württembergiſche Fontenelle zu ſein, ein Titel, den er früher von mir mit Lächeln angenommen hatte. Er fing an irre zu reden und verſicherte mich, daß es geſchrieben und verſiegelt auf ſeinem Tiſche liege, daß auch er hundert Jahre alt ſei. Einige Tage darauf verſchied er, ſieben-und-neunzig Jahr und eilf Tage alt, am 22. April 1825. Gerne hätte ich,

wenn mein Amt es mir gestattet hätte, dem seltnen Greise, der mich lieb gewonnen hatte, die lezte Ehre erwiesen. Mein Kinderhäuflein sah mit Sammlung den Sarg vorüberziehen. Die gütigen Erben aber beschenkten mich mit den interessantesten Papieren der Verlassenschaft.

Pfingsten (1825) war herangekommen, und ich fand mich unterwegs auf der Ferienreise zu meinem Hundertjährigen. Die zehn Stunden, die zwischen meiner Heimath und der seinigen lagen, machte die Hoffnung für mich zum Spaziergange, zumal da ich zwei gute Freunde, einen ältern und einen jüngern, mit meiner Liebhaberei angesteckt und bewogen hatte, mich zu begleiten. Besuch bei werthen Bekannten, deren Dach am Wege lag, dann eine Fahrt auf dem Neckar, die lohnende Aussicht auf einem berühmten Hügel, die Musterung einer Burgruine, das Alles würzte die Reise selbst mit Genuß, ohne das Ziel aus unsern Augen zu rücken.

Gegen Abend betraten wir das waldige Thal, in welchem unser Sylvester K., seinem Vornamen getreu, auf der Mühle seiner Väter hundert volle Jahre verlebt hatte. Das tiefe Schweigen dieser einsamen Gegend, die immer näher zusammenlaufenden Bergwände, das Dunkel der hohen Eichen, die zulezt von beiden Seiten ihre Kronen über den Weg selbst herwölbten und den feierlichen Wald zu einer Vorhalle der Nacht gestalteten, sie brachten eine andere Stimmung in meine Seele, als diejenige war, die mich bisher meinen Alten zugeführt hatte. Die Aussicht, Leben zu

finden, wo ſonſt keines iſt, trieb mich ihnen entgegen, und theilte mir ſelbſt Lebensmuth mit; dießmal war es mir, als wallfahrteten wir zum Tode, und je tiefer wir in das Thal eindrangen, je mehr überwältigte mich der Schauder. Es hätte mich nicht überraſcht, wenn wir zum Sterbeſtündlein des Alten gekommen oder ſeinem Sarge begegnet wären.

Wir ſahen uns in dieſer Abgeſchiedenheit nach einem Führer zu der Oelmühle um, die ſich uns noch immer nicht entdeckte, und ſtießen endlich auf einen Landmann, der auch in dem Thale zu Hauſe ſchien. Von ihm erfuhren wir nicht blos, daß wir nur zweihundert Schritte davon entfernt ſeien, ſondern unſere Abſicht errathend, ertheilte er uns den Troſt, daß der alte hundertjährige Oelmüller noch lebe, daß wir in ſeinem Hauſe willkommen ſein und nothdürftige Nachtherberge finden würden.

Wirklich hatten wir kaum um die Waldecke umgebogen, als uns das einſame weiße Haus in der ſchon einbrechenden Abenddämmerung hell aus dem dunkeln Walde entgegenblickte. Der Mann, der ſich an uns angeſchloſſen, machte uns mit den Familienverhältniſſen des Müllers bekannt, und ſprach von ihm ſelbſt mit einer gewiſſen Ehrfurcht. Der Greis, ſagte er, ſei immer ein Muſter der Sanftmuth und Frömmigkeit geweſen: nie in ſeinem ganzen Leben ſei ein Fluch aus ſeinem Munde gekommen. In allen Verhältniſſen habe er ſich ſtets muſterhaft erwieſen. Daher ſei es kein Wunder, daß ihm durch Gottes Gnade die Verheißung des vierten Gebotes zu Theil geworden. Wie ein Kind friſte er ſein

altes Leben mit den einfachsten Speisen, mit Brod, Milch und Zucker.

So vorbereitet traten wir in das Erdgeschoß des Häuschens, wo wir eine Enkelfamilie des Patriarchen versammelt fanden. Der Gatte stand im reifsten Mannesalter, tief in den Vierzigen, die Frau, schon Mutter vieler Kinder, hatte einen Säugling an der Brust. So schlug in der untern Stube ein neues Jahrhundert die Augen auf, während in der obern (denn dort hauste nach unsers Begleiters Bericht der Urgroßvater) das alte Jahrhundert mit eines müden Menschen Leben abgelaufen war. Ich musterte nach gegenseitiger Begrüßung die Stube; sie mochte in ihrer jetzigen Gestalt nicht viel älter sein, als ihr ältester Bewohner. An der Ofenplatte stand die Jahrszahl 1719. Die Familie nöthigte uns zu dem ländlichen Abendmale, das schon auf dem Tische harrte, und führte uns erst nach seinem Genusse zu dem Alten hinauf.

In der leeren, dämmernden Stube fanden wir diesen zu Bette liegend. Bei unserm Eintritte richtete er sich, erstaunt, wie es schien, seine lange Einsamkeit unterbrochen zu sehen, auf, und das lezte Licht des heitern Abends ruhte auf einem Gesichte, das einer Versteinerung glich; die Augen waren nicht nur blind, sondern fest geschlossen, Wangen und Lippen mit derselben Mauerfarbe überzogen wie das übrige Antlitz; nur aus dem Mund, als er ihn öffnete, glänzte noch die gedoppelte Reihe weißer, schöner Zähne ungealtert hervor;

aber der Fiſtelton der Stimme ſchien mühſelig aus einer durch Verknöcherung verengten Kehle herauszudringen.

Es war ſchwer, ihm den Zweck unſres Beſuches deutlich zu machen; doch befreundete er ſich bald mit demſelben, als wir die reichlichen Geldgeſchenke aus der Taſche zogen, die wir zu Hauſe von vielen theilnehmenden Freunden für ihn geſammelt. Wie der Geiſt faſt aller Alten, und ſehr oft ſelbſt Sterbender, klammerte ſich auch ſein Geiſt einen Augenblick noch an den todten Beſitz an, und er fragte mit kindiſcher Freude, wie viel wir brächten? Dann verlangte er uns, die er nicht mehr ſah und kaum hörte, zum Danke die Hände zu drücken, und wir faßten einer nach dem andern ſeine eiskalte Rechte. Als er endlich begriffen, warum wir eigentlich gekommen, fragte er, wie aus einem Traum erwachend: „Wie alt bin ich denn?“ — „Hundert Jahr und drei Monate, Ehni!“ ſprach laut genug eine ſechs-und-dreißigjährige Enkelin, die Schweſter unſers Hauswirthes, in das taube Ohr. „Ach lieber Herrgott, wie alt, wie alt! wann wirſt du mich auflöſen?“ rief er wehklagend. Und jezt wandte ſich ſein Geiſt ganz zum Jenſeits; er erzählte uns, in den lieblichen Wahn einer nach Kinderart träumenden Phantaſie verſunken, daß ſchon die Engel ihn beſuchen, und über ſeinem Bette auf- und niederflattern. Es miſchte ſich in unſere Rührung ein Lächeln, als die Enkel uns die hölzernen Stäbe wieſen, die über ſeinem Bette von der Wand ausliefen, und die auf ausdrückliches Verlangen des Alten angebracht worden waren, damit — die Engel, wenn

ſie vom Flug ermüdet wären, ſich, wie ein Vogel auf die Stange, darauf niederlaſſen könnten.

Aber die ernſte Stimmung kehrte uns zurück, als der Alte laut zu beten anfing, und zwei ſchöne alte Kirchenlieder, die längſt nicht mehr in unſern verflachten Geſangbüchern ſtehen, ohne zu ſtottern, ohne zu irren, ohne Einmal inne zu halten, mit großer Sammlung und ergreifender Andacht herſagte.

Ich kann das Gefühl nicht ſchildern, das mich ergriff, als ich aus dieſen dürren, hundertjährigen Lippen die Worte hervorgehen hörte:

„Alle Menſchen müſſen ſterben,
Alles Fleiſch vergeht wie Heu!
Was da lebet, muß verderben,
Soll es anders werden neu,
Dieſer Leib, der muß verweſen,
Wenn er anders ſoll geneſen
Der ſo großen Herrlichkeit,
Die den Frommen iſt bereit."

Die ernſte, nicht gefühlloſe Eintönigkeit, mit welcher er dieſe und die folgenden Strophen ſprach, ging mir tiefer zu Herzen, als wenn ich ſie auf's kunſt- und ausdrucksvollſte hätte vorleſen hören; aber die Stärke ſeiner Stimme wuchs, ihr Klang wurde melodiſcher, ihr Accent drückte unerwartet lebendig Zuverſicht und Freude aus, als der Betende zu den Worten kam:

„O Jeruſalem, du Schöne,
Ach, wie helle glänzeſt du!

Ach, wie lieblich Lobgetöne
Hört man da in ſtolzer Ruh'!
O der großen Freud' und Wonne!
Jetzund gehet auf die Sonne,
Jetzund gehet an der Tag,
Der kein Ende nehmen mag!"

Die Augen des Alten ſchienen ſich öffnen zu wollen zum Schauen, und auch unſere Seelen durchſchauerte bei dieſen Worten ein ſüßes Vorgefühl der Unſterblichkeit.

Als der Greis geendet hatte, wagte ich es kaum mehr, ſeine Blicke vom Himmel rückwärts auf die durchmeſſene irdiſche Laufbahn zu lenken. Auch war mein Verſuch, ihm irgend eine Erzählung aus frühern Zeiten abzulocken, vergebens. Wie jener Alte von Verona in Claudians berühmtem Epigramm, hatte der Glückliche ſein ganzes Leben nur auf dem väterlichen Grundſtücke zugebracht. Auch ihm lag die nahe Hauptſtadt ferner als Indien; das Haus, das den Knaben geſchaut, ſchaute noch immer den Greis; von was hätte er erzählen können, als wie Jener von der Eiche ſeines Waldes, die er im Keime gekannt hat, und die mit ihm jung und alt geworden iſt? Es war daher kein Wunder, daß ich, ſein Ohr mit Fragen nach alten, berühmten Landsleuten ermüdend, endlich die Gegenfrage zur Antwort erhielt: „Ob ich denn nicht den Stadttrompeter in Ludwigsburg, ſeinen 70jährigen Sohn kenne?"

Dieſe komiſche Frage verſezte uns aus dem Himmel wieder ganz auf die Erde, und lächelnd bereiteten wir uns zum Abſchiede von dem Alten. Er ſprach theilnehmend:

„Lebt wohl, ihr lieben Männer! Sorgt man auch für euch drunten?“ dann legte er ermattet ſein Haupt aufs Kiſſen zurück und rief ſchmerzlich: „O wie kalt, wie kalt!“

Seine Enkel hüllten ihn ſorglich in die Decke, und wir kehrten in die untere Stube auf das Strohlager, das man uns dort bereitet hatte, zurück. Am andern Morgen mit Tagesanbruch verließen wir die Hütte, nachdem wir noch einen Blick auf das ſchlummernde Geſicht des Hundertjährigen geworfen. Einige Monate ſpäter änderte er, wie wir ſeitdem erfuhren, das erſte Mal ſeit hundert Jahren ſeine Wohnſtätte, verließ das Waldthal, in welchem er geboren war, und zog, nicht ohne Munterkeit, zu einem andern Enkel in's offne, wärmere Land. Aber er ertrug dieſe Veränderung nicht. Er ſtarb dort im Spätling des Jahrs 1825, hundert Jahr und ſieben Monate alt, nachdem ſein einzig übriger Sohn, der 70jährige Stadttrompeter noch vor ihm an ſeiner Seite verſchieden war.

Um zur vierten und lezten Seltenheit meiner Sammlung zu gelangen, müſſen ſich die Leſer mit mir zu einer größern Reiſe anſchicken, denn ich führe ſie geraden Weges nach Paris. Zwar würde ich die Unwahrheit ſagen, wenn ich behauptete, daß dieſe Ferienreiſe, die ich um Oſtern 1827 unternahm, nur eine Brautfahrt nach einem neuen Hundertjährigen geweſen ſei; allein das darf ich ſie verſichern, daß unter allen den Merkwürdigkeiten und Herrlichkeiten, die mich nach der Hauptſtadt des modernen Lebens hinzogen, eine Entdeckung jener Art, welche mir bei einer Bevölkerung

von 900,000 Seelen nicht wohl entgehen konnte, als Hoffnung erſter Größe entgegenleuchtete.

So laſſet uns denn zuſammen auf die vergoldete Kuppel des Invalidenhauſes zuſteuern, die uns ſchon aus weiter Ferne über die Seine herüber zuglänzt; denn wenn mein Schatz irgendwo in der Hauptſtadt zu ſuchen iſt, iſt er gewiß hinter jenen Mauern verborgen.

Wir treten in den äußern Vorhof; unſere Augen meſſen ſtaunend die Höhe des prächtigen Gebäudes und verweilen einen Augenblick auf des Frontiſpices übertünchtem Giebelfelde. Sie bemerken die Spuren ausgelöſchter Buchſtaben, und endlich treten wie ein verwiſchter Traum die Worte hervor:

VNITÉ. INDIVISIBILITÉ. DE. LA. RÉPUBLIQUE.

Verhängnißvolle, dem Werke des alten Deſpoten Ludwig ſeltſam aufgedrungene Inſchrift, auch du gehörſt ſchon einer längſt abgelaufenen Aera an und die Zeit hat dich zugeackert!

Es iſt zehn Uhr des Morgens und im innern Hofe der ungeheuern Niederlaſſung, die für ſich eine kleine Stadt bildet, thut ſich uns ein neuerer Zeitabſchnitt auf; aber auch er liegt ſchon hinter uns und iſt zur Geſchichte geworden. Hier ſind die lebendigen Trümmer der neuen Weltmonarchie, hier führen die Helden von Auſterlitz und hundert Schlachten, verborgen vor den Augen der erneuten Königsſtadt, ihre ernſte Wachtparade auf. Wollte man ihre Schaar nach den Armen und Beinen zählen, die hier verſammelt ſind,

ſo würde nur eine kleine Zahl herauskommen, denn viele marſchiren beim Schalle der Trommel rüſtig zwar, aber auf zwei Beinen von Holz einher. Es iſt ſchwer, ſich der Thränen zu erwehren, wenn man ſo viel Ruhm, hier vereinigt, wie die Mitglieder einer gedrückten Kirche, eine ſcheue Zuſammenkunft feiern ſieht.

Wir begrüßen die Reihen dieſer Braven und laſſen uns in die inneren Gemächer des Hauſes führen, denn wir forſchen ja nach einem Leben, das lange, lange vor dieſer Vergangenheit von Sieg und Ruhm, Zeuge von Zeiten war, die unſre Aufmerkſamkeit nur durch die furchtbare Corruption der Geſellſchaft auf ſich ziehen, in welcher der Keim der Umwälzungen lag, die jezt in der zweiten Generation ſich über zwei Welten verbreiten.

Man führte uns, mich und meinen Begleiter, einen jungen Arzt aus Hamburg, in die Infirmerie des Hauſes; ſo heißen die Krankenzimmer. Reinliche Betten mit weißen Vorhängen ſind in den nöthigen Zwiſchenräumen rechts und links von dem breiten Durchgang aufgeſtellt. Barmherzige Schweſtern in einfacher Nonnentracht durcheilen die Säle; ihnen iſt, wie in allen öffentlichen Krankenhäuſern der Stadt, ſo auch hier die Pflege übergeben. Von Bette zu Bette ſpähte ich, ob nicht hinter den Vorhängen der Senior dieſer Anſtalt, von welchem man uns geſprochen hatte, ſein lebensmüdes Haupt auf einem Kiſſen blicken laſſe. Ich entdeckte aber nur lauter, wenn auch leidende, doch viel jüngere Geſichter. Endlich hielt der Sergeant, der uns als Führer

beigegeben war, vor einer leeren Bettſtelle. „Vater Prévoſt!“ rief er in vertraulichem Ton, und hinter der Bettſtelle trat im vollen Invalidenputze, den dreieckigen Hut ſchief auf dem Kopf, den blauen Ordonanzfrack mit dem rothen Kragen wohl angepaßt, von der Suppenſchüſſel weg, in die er ſein Mittagsbrod ſelbſt einbrockte, ein kurzer, aber unterſezter Mann, vom Alter ſtark gekrümmt, hervor. An der Habichtsnaſe war der Franzoſe leicht zu erkennen. Die röthlich angelaufenen Augen, die runzlichte Haut ließen zwar auf ein hohes Alter, doch nur etwa auf achtzig Jahre ſchließen. Die Sinne ſchienen bei ihm noch in voller Thätigkeit zu ſein. Wenigſtens verſtand und erwiederte er unſern Gruß auf der Stelle, und rief uns, vollkommen deutlich, nur langſamer als die Gewohnheit des jetzigen Geſchlechts iſt, zu: „Aha, ſind das die Herrn, die mich verwichenen Sonntag beſuchen wollten?“ Wir waren wirklich ſchon einmal bei Sturm und Regen da geweſen; allein wir hatten zur Antwort erhalten: der Greis ſei ausgegangen. „Iſt's möglich,“ fragte ich, „daß Sie in ſolchem Wetter das Haus verlaſſen konnten? wo waren Sie denn?“ — „Im Oratoire,“ erwiederte er. Es war eine Kirche, drei Viertelſtunden vom Invalidenhaus entfernt. „Es iſt wahr, ich bin durchnäßt worden; aber was thut mir das!“ — „O, Vater Prévoſt marſchirt wie ein Gott, und hat noch alle ſeine Sinne!“ ſagte der Sergeant, indem er ihm auf die Schultern klopfte. Ich fürchtete ſchon, man möchte uns irre geführt haben, und wir vor einem alltäglichen Exemplar der vier-

ziger Jahre ſtehen. „Wie alt ſind Sie denn, mein Herr?“ fragte ich mißtrauiſch.

„Meine Herrn,“ antwortete er vernehmlich und mit franzöſiſchem Geberdenſpiel, „ich bin im Jahre ſiebzehnhundert und zwanzig geboren; am ſechſten November des laufenden Jahres werde ich hundert und ſieben Jahre alt. In Kriegsdienſte getreten bin ich im Jahre ſiebzehnhundert und vierzig. In demſelben Jahre machte ich die Schlacht von Fontenay mit. Wir haben ſie gewonnen, dieſe Schlacht! (ſezte er wohlgefällig hinzu). Es war der Herzog von Biron und der Marſchall von Sachſen, die damals kommandirten.“ — „Wie?“ rief ich ganz erſtaunt, „Sie haben den Marſchall von Sachſen noch gekannt?“ — „Ob ich ihn gekannt habe!“ rief er lächelnd und lebhaft aus. „Ja, ich bin alt, meine Herrn. Ich bin ganz und gar aus dem Jahrhundert Ludwigs des fünfzehnten!“ Mir dürſtete mein Ohr nach alten Geſchichten; aber zu meinem großen Bedauern erfuhr ich von dem Erzvater des Invalidenhauſes, daß er von Geburt ein Picardier und kein Pariſer ſei und ſeine ganze Jugend in der Provinz und den mittlern Theil ſeines Lebens in den Lagern und in fremden Ländern verlebt habe. „Auch in Ihrem Lande war ich, meine Herrn! denn ich befand mich lang als Gefangener zu Exeter,“ ſprach er. So hatte er uns alſo für Engländer angeſehen, denen eine ſolche Liebhaberei, wie ich ſie augenſcheinlich trieb, allerdings auch nicht unähnlich ſah.

Als er von uns hörte, daß wir Deutſche ſeien, murmelte er etwas von Flandern, das er zu Deutſchland rechnete.

Der Alte ſchien indeſſen ungeduldig zu werden, denn ſeine Fleiſchbrühe, vor der er uns ſtehend empfangen und unterhalten hatte, wurde kalt. „Es iſt ſeine Mittagsſtunde," flüſterte uns der Führer ins Ohr. „Er dinirt um zehn Uhr. Zu Nacht ſpeiſt er um vier Uhr Abends, eine oder zwei Stunden, ehe unſre jetzigen Pariſer ſich an die Mittagstafel ſetzen".

Wir vergüteten dem Greis die Unterbrechung durch ein Trinkgeld, das er dankbar verſchämt annahm, denn den Leuten in dieſem Hauſe geht nichts ab. Ich ſchüttelte dem Jahre 1720 die kalte Hand. Faſt könnte es Rouſſeau ſein, dachte ich, denn er war nur acht Jahre älter. Auch Voltaires erſten Ruhm könnte ſich der Mann denken, wenn er andern Standes wäre. Diderot war ganz und gar ſein Zeitgenoſſe. Die franzöſiſche Revolution aber fand ihn ſchon an der Schwelle des 70ſten Lebensjahres.

Der Erzgreis erhob den gekrümmten Nacken ſo gut er konnte, und nahm in feſter militäriſcher Haltung Abſchied, indem er uns mit franzöſiſcher Zierlichkeit zu haranguiren verſuchte, wozu ſich ihm freilich die Worte nicht ſo ſchnell darboten. Doch endete er ganz feierlich: „Messieurs, j'ai l'honneur de vous souhaiter tout ce qui vous est propice!"

Der Sergeant führt uns nun noch an dem Bette eines zwei-und-neunzigjährigen Kapitäns vorbei, der, obwohl fünfzehn Jahre jünger als Prévoſt, doch von Alter und

Leiden ganz entſtellt war. Ein ächter Zögling der Encyklopädie rief er uns von ſeinem Lager entgegen: „Ich vergehe faſt unter Steinſchmerzen, meine Herrn! doch was machen? die Natur will es, man muß gehorchen!“

Während wir den Rückweg durch die langen Zimmer und Gänge antraten, goß der Sergeant noch einen Tropfen Wermuth in den Becher meiner Freude, denn er ſprach: „Sie ſind für Ihre Luſt am Alter um zwei Jahre zu ſpät gekommen. Im Jahr 1825 noch hätten Sie den hundert-und-vierzehnjährigen Peter Huet angetroffen, einen großen, martialiſchen Mann, der die Welt mit Bougainville umſegelt, in vielen Schlachten gefochten hatte, und dabei noch bis in ſein höchſtes Alter die Kraft ſelbſt war. Er konnte ſich das Jahr 1713 noch denken; er war ein geborner Pariſer, damals zwei Jahre alt. Eines Tages hört er Lärm auf der Straße, die Mutter hebt ihn empor an's Fenſter, Läufer eilen einher, eine ſechsſpännige Staatskaroſſe folgt. Vive le Roi! ertönt es, und dem Knaben hatte ſich von dieſem flüchtigen Augenblicke das Angeſicht Ludwigs des Vierzehnten, mit ſeiner Allongeperrücke, eingeprägt, und es ſind noch nicht zwei Jahre, daß er uns daſſelbe zum lezten Mal ſchilderte. Später noch ſah er die Frau von Maintenon [1]) den Armen Brod austheilen. Orleans, der Regent, der Urgroßvater Egalités, ſtand ganz lebendig vor ſeinem Geiſte; die ganze Regierung Ludwigs des Fünfzehnten

1) Geb. 1635, geſt. am 15. April 1719.

ohnehin. Aber die Revolution, Bonaparte, das Kaiſerreich, alles das war ihm wie ein Traum. Dagegen als er im Jahr 1820 hundert-und-neunjährig in dem Herzog von Bordeaux die Erſcheinung der achten Bourbonengeneration ſeit ſeiner Geburt erlebte, da wachte das alte Leben noch einmal in ihm auf, er zog die Uniform an, die er vor ſiebzig Jahren getragen und präſentirte das Gewehr vor Ludwig XVIII. an der Wiege ſeines Großneffen."

Der Sergeant ließ einen Stachel in meiner Bruſt zurück, als er nach dieſen Worten am großen Portale des Invalidenhauſes ſich von uns verabſchiedete. Zu meiner Qual mußte mir nun auch noch jener hundert-und-zwanzigjährige Neger der Kapſtadt einfallen, auf den mich früher mein Lieblingsſtudium geführt hatte, und der im Jahr 1801 vor ſeinen Herrn trat, um zum neuen Jahrhunderte zu gratuliren, mit dem Beiſatze, daß er dies zum zweiten Male thue. Meinem Alter nach hätte ich dieſe Scene mit anſehen können. Unter ſolchen Gedanken ſtieg ich betrübt in unſern Fiaker, der vor dem Vorhof hielt.

* * *

Meine Erzählungen ſind zu Ende, und ich wende mich ſchnell von dir ab, geneigter Leſer, um dich nicht lachen zu ſehen. Doch wirſt du mir eine unſchuldige, kleine Narrheit, die, wie man mir bezeugen muß, mich weder in der Schule noch in meinem Umgang mit den Muſen anwandelt, verzeihen; du wirſt ihr eine beſcheidene Stelle in dieſem Blatte gerne gönnen. Vielleicht hat dich einiges doch überraſcht,

unterhalten, wohl gar gerührt, und wenn anderes dir lächerlich oder langweilig gedäucht, ſo deck es mit dem Mantel deiner Liebe zu und ſprich mit Nachſicht: Es iſt eben ein Sammler.

3.

Georg Bernhard Bilfinger und ſeine Korreſpondenz.

Morgenblatt 1850, Nr. 131—133.

Die Leſer des Morgenblattes, die dem Aufſatz „meine Sammlung“ im Septemberheft des Jahrs 1828 ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, erinnern ſich aus dieſem, daß mir aus der Hinterlaſſenſchaft eines faſt hundertjährigen Greiſes die Papiere ſeines Oheims zum Geſchenke gemacht worden ſind, und daß jener Oheim der berühmte deutſche Philoſoph und württembergiſche Staatsmann Georg Bernhard Bilfinger war. Ich erzählte dort von ihm, was ich aus dem Munde des Neffen erfuhr. Seitdem habe ich die verworrenen Papiere geordnet und durchgeleſen, und glaube manches darin gefunden zu haben, was von allgemeinerem Intereſſe ſein dürfte.

Die Ausbeute aus jenem anſehnlichen Convolut von Briefen läßt ſich auf's natürlichſte an die vor vierzig Jahren erſchienenen biographiſchen Notizen anreihen, die ihre letzte Quelle in den Mittheilungen deſſelben Neffen haben, aus deſſen Händen ſeine Korreſpondenz nach 75jährigem Schlummer (1750—1825) in die meinigen übergegangen iſt.

Georg Bernhard Bilfinger, geboren den 13. Januar 1693 zu Cannſtadt, war der Sohn eines Gelehrten und wurde von dieſem zu den Studien, wider ſeinen Willen und ſcheinbar wider ſeine Talente, beſtimmt. Denn die Wiſſenſchaften und Sprachen, ſo wie er ſie in der Schule lernen ſollte, hatten wenig Reiz für ihn; ſeine ganze Neigung zog ihn zu mechaniſchen Arbeiten, er beſuchte die Werkſtätten der Handwerker und brannte vor Begierde, ſie nachzuahmen und zu übertreffen; ſein ſehnlichſter Wunſch war, ein Drechsler zu werden; und noch lange nachher, in der Blüthe ſeines Ruhms und Glücks, erwiderte er voll Rührung den Freunden, die ſeine Lage prieſen: „Und doch wäre ich vielleicht glücklicher geweſen, wenn ich ein Drechsler geworden wäre!“

Inzwiſchen bezog Bilfinger, nach Durchlaufung der Voranſtalten, noch nicht ſiebzehnjährig, im Jahr 1709 die Univerſität und das theologiſche Stift zu Tübingen. Aber auch hier verſäumte er alle Kollegien, warf die damals üblichen Lehrbücher und die Manuſcripte ſeiner Profeſſoren mit Verachtung weg, floh den Umgang aller, die im Rufe der Gelehrſamkeit ſtanden, und galt für einen der unfleißigſten Schüler der Anſtalt.

In Tübingen herrſchte damals Scholaſtik und Verketzerungsſucht; Leibniz und Wolf waren als Neuerer verabſcheut. Gemeine Köpfe ließen ſich dieſen Schlendrian gefallen; Bilfingers Geiſt mußte er unerträglich ſein. Nur in der Mathematik war noch erlaubt zu denken, und ſobald Bilfinger mathematiſche Schriften zu ſehen und zu leſen ange-

fangen hatte, ward eine plötzliche Veränderung in ihm sichtbar. Zerstreuung, Unordnung, Wankelmuth und Unruhe hörten auf; er wurde auf einmal ernst und fleißig; er hatte den Gegenstand, der seinen Geist und sein Herz ganz auszufüllen fähig war, gefunden.

Bald aber zog noch eine andere Wissenschaft seine Neigung auf sich; er hatte die Mathematik aus Christian Wolfs Schriften studiert, und diese führten ihn in die Philosophie hinüber. Sobald sich Bilfinger ihr zu ergeben angefangen, so ward sein Fleiß und seine Anstrengung immer größer. Eigenes Nachdenken führte ihn immer tiefer in die Wahrheit. Er ging früher als andere zu Bette, stand später als andere auf. Oft stand er jetzt, ganz in Gedanken versunken, Stunden lang auf Einer Stelle, und einmal fiel er, nachdem er lange in einer solchen Verzückung stumm und starr vor dem Ofen gestanden, plötzlich nieder. Man eilte hinzu, hob ihn auf und fragte voll Angst nach seinem Befinden. „Sie ist doch", antwortete er, „ein unerforschliches Geheimniß, die Verbindung zwischen Seele und Körper!"

Von nun an arbeitete Bilfinger an seinen zu ihrer Zeit berühmten Schriften über Gott, Seele und Welt, und über den Ursprung des Uebels. Er warf sich auch auf die lange von ihm vernachläßigte Theologie und fing an, sie durch die Philosophie zu erklären.

Tübingen war ihm indessen zu enge geworden; er brannte vor Begierde, das Ausland und den Mann, dem er seine ganze Aufklärung verdankte, Christian Wolf, zu sehen.

Er bat, er beſchwor alle ſeine Freunde, ihn zu unterſtützen, und er erhielt endlich ſowohl von dieſen als von ſeinem Fürſten ein Reiſegeld.

Aber er hatte in Tübingen die Tochter eines angeſehenen Lehrers kennen gelernt, und der Vater war bereit, ſie ihm zur Gattin zu geben, doch nur unter der Bedingung, wenn er ſeine Reiſe zu dem Ketzer Wolf aufgeben würde. Bilfinger gab die Braut auf und reiſte ab.

Dieſe Reiſe fiel in die Jahre 1717—1719. Der alte Neffe zeigte mir des Oheims Stammbuch, das er ſich auf der Reiſe angelegt, und das die Jahreszahl 1718 an der Stirne trug; der Beſitzer hatte ſich ſelbſt in daſſelbe einen ſchönen, warnenden Spruch vorne eingezeichnet, und nach der Sitte jener Zeit, brachte er es angefüllt mit den berühmteſten Namen zurück. Bezeichnet doch Rouſſeau in ſeinem Emil, wo er die Reiſenden verſchiedener Nationen charakteriſirt, den deutſchen Wanderer als den, „der ſein Album zu allen Gelehrten trägt!“

In Halle ſaß Bilfinger mit Entzücken zu Wolfs Füßen, und als das erſte Jahr verfloſſen war, beſchwor er ſeine Freunde zum zweiten Mal, ihm noch Geld auf zwei Jahre zu verſchaffen, weil es ihm ganz unmöglich ſei, jetzt ſchon den Lehrer zu verlaſſen. Wolf ſelbſt gewann den Schüler herzlich lieb und geſtand noch lange nachher, daß er ohne Bilfingers Unterſtützung ſeine Lehre gegen die finſtern Theologen nicht hätte retten können.

Endlich nach drei Jahren reiſte unſer Philoſoph von Halle

ab und ins Vaterland zurück. Von diesem Zeitpunkt an datirt sich auch ein bis zum Jahre 1740, also volle zwanzig Jahre unterhaltener gelehrter Briefwechsel in lateinischer Sprache, mit seinem berühmten Lehrer. Er findet sich fast vollständig und in den Originalien unter den Papieren meines Convoluts.

Bald nach seiner Ankunft, wiewohl nicht ohne große Mühe, erhielt er die Stelle eines Professor Extraordinarius zu Tübingen, ohne Besoldung. Er dachte jedoch nur darauf, seine neuerworbene Weisheit auszubreiten. In Tübingen war dieses nicht möglich. „Katheder, Kanzeln und Kindbettstuben", sagt seine Biographie, „erschallten von dem gefährlichen Manne, der durch seine neue Art von Philosophie die ganze Religion über den Haufen zu stürzen drohe. Väter warnten ihre Söhne vor ihm; die Söhne selbst flohen ihn als einen gefährlichen Verführer der Jugend, und seine Kollegien blieben gänzlich unbesucht."

Dieß scheint Jahre lang gedauert zu haben, denn noch am 27. April 1722 schrieb Christian Wolf, dessen mit fester Hand, in gutem Latein geschriebene Briefe sich angenehm lesen lassen, an seinen lieben Schüler: „Uebrigens freue „ich mich, daß Du Dich durch den Neid, mit dem unsinnige „Menschen dich bedrücken, nicht unterdrücken lässest, und „wünsche, daß Du in der Bahn, auf der Du läufst, fröhlichen „Muthes fortfahren mögest." In demselben Briefe wünscht ihm Wolf Glück zu der Abhandlung über die Moral und Politik der Chinesen, an der Bilfinger damals arbeitete [1]),

1) Das Originalmanuscript dieser Schrift hat mir der Neffe

und verbreitet ſich noch ſchließlich über die Jeſuiten, „die im Ganzen über ſeine (Wolfs) metaphyſiſchen For„ſchungen ein ſehr günſtiges Urtheil fällen, obwohl ſie „nicht billigen, daß dieſelben in deutſchem Idiom „geſchrieben ſind, weil ſie daraus eine ähnliche „Gefahr fürchten, wie, nach ihrer Meinung, aus „der deutſchen Bibelüberſetzung eine entſtan„den iſt." — „Lebe wohl", ſchließt der Brief, „und mache „Deine Sache auch fürder gut!"

Während Bilfinger mit Wolf über Philoſophie korreſpondirte, hatten ihm ſeine mathematiſchen Studien die herzliche Zuneigung des alten Johann Bernoulli zu Baſel, des unſterblichen Mathematikers, gewonnen, der ihm ſchon unterm 14ten Febr. 1720 (ebenfalls in lateiniſcher Sprache) auf einen Brief, nach langen wiſſenſchaftlichen Auseinanderſetzungen, alſo ſchrieb: „Uebrigens muß ich Dir meine große „Freude bezeugen darüber, daß Du an unſern gemeinſchaft„lichen Studien Luſt findeſt, und daß Du ſchon mit ſo „großem Erfolge zu Höherem gelangt biſt. Ich wünſche „der deutſchen Nation Glück, daß ſie immer von Zeit „zu Zeit Vertheidiger ihres Ruhmes (aliquos gloriae suae „vindices) nachwachſen ſieht, und daß ſie insbeſondere Dich ge„funden hat, welcher dereinſt im Stande ſein wird, die vergeb„lichen Verſuche einiger neidiſchen Engländer zurückzuweiſen [1]),

---

geſchenkt, und ich habe es dem großen Lehrer chineſiſcher Sprache und Philoſophie, Herrn Abel-Remuſat in Paris überſandt.

1) Nach ſpätern Briefen ſind hier Taylor und einige andere gemeint.

„welche bis hieher, seit Leibnitzens Tode, meine Schultern „allein zu tragen hatten. Muthig also, trefflicher Mann, „und komm mir zur Hülfe, mir, den das zunehmende „Alter und andere Geschäfte nöthigen, der Mathematik fast „ganz Abschied zu geben." Bernoulli schickt mit diesem Briefe Bilfingern seinen Kupferstich, mit welchem er übrigens nicht sonderlich zufrieden ist, und dankt ihm für die Uebersendung von Leibnizens und Wolfs Bildern. Das letztere Bild findet er sorgfältiger gestochen als das erstere. „Aber „keins von beiden kommt der Eleganz gleich, die französische „und englische Kupferstecher erreicht haben."

Der Briefwechsel mit Johann Bernoulli geht vom 6ten Januar 1720 bis zum 13ten Oktober 1725. Da Bernoulli noch bis zum Jahr 1748, also fast so lang als Bilfinger lebte, so sind entweder die spätern Briefe verloren, oder es hat ein Mißverständniß die großen Männer getrennt.

In jenen Jahren aber war der Briefwechsel mit diesen und andern Gelehrten Bilfingers einziger Trost. Er hatte mit Mangel, Neid und Lästerungen unaufhörlich zu ringen, und wäre erlegen, wenn nicht zur rechten Zeit eine unerwartete Hülfe erschienen wäre. Sein Lehrer und Freund Wolf, der von den Orthodoxen verfolgt, im Spätjahr 1723 nach Marburg hatte flüchten müssen, vergaß unter den eigenen Bedrängnissen, die er ihm in seinen Briefen so beredt schildert, des Freundes doch nicht. Gerade um diese Zeit schrieb Wolf an Bilfinger im Namen Peter des Großen, der ihn zum Professor und Mitglied der neu errichteten

Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg berief. Leider ist dieser Brief verloren. Aber spätere Briefe setzen die Verhandlung dieser Angelegenheit fort, und am 18ten Januar 1724 schreibt ihm Wolf in gutem Deutsch die Bedingungen. Sie waren 800 Rubel Gehalt mit freier Wohnung, freiem Holz und Licht, 300 Reichsthaler Reisegeld und fünfjährige „Kapitulation".

Die Sache kam ins Reine, obwohl Bilfinger mit dem Schlusse des Jahres 1723 eine ordentliche Professur an dem Kollegium Illustre (eine Staatsanstalt für die Bildung des jungen Adels) zu Tübingen erhalten hatte und dadurch in bessere Verhältnisse gekommen war. Die Reise, mit drei gleichfalls berufenen Württembergern, Krafft,[1]) Duvernoy[2]) und dem durch seine Reisen in Sibirien nachmals berühmt gewordenen Gmelin, sollte im Anfange des Jahrs 1725 vor sich gehen, als der Tod Peters des Großen (25ten Januar 1725) auf einmal alle ihre Hoffnungen zu vernichten schien. Doch lief bald ein Trostschreiben Wolfs (vom 5ten März 1725) ein. Darin heißt es unter anderem: „Als mir neulich der Graf von Golowkin, russischer „Gesandter am preußischen Hofe, den Tod des größten „Monarchen meldete, fürchtete ich sogleich, die Plane in „Betreff der schönen Künste und Wissenschaften, deren Ein„führung in Rußland man bezweckte, möchten in Rauch

1) Wurde 1725 Professor in Petersburg und kehrte 1744 nach Tübingen zurück, wo er 1754 starb.

2) 1716—1725 Professor der Anatomie an der Akademie zu Petersburg, kehrte nach fünf Jahren nach Württemberg zurück und starb 1759 in Kirchheim u. Teck.

„aufgehen (in fumum abiront). Aber als ich erfuhr, daß „noch an demſelben Tag, an dem der Kaiſer das Zeitliche „geſegnet, ſeine erhabene Gemahlin einſtimmig durch einen „gedruckten Erlaß des Senats, der heiligen Synode und „der Generalität zur Selbſtherrſcherin der Reuſſen erklärt „worden ſei, nachdem ſie feierlich vorher ſchon zur Würde „einer Kaiſerin erhoben worden, ſo iſt kein Zweifel, daß „dieſe erleuchtete Fürſtin durch eine raſche Ausführung der „Plane ihres Gemahls zeigen werde, daß das ruſſiſche Volk „und die Staatsverwaltung durch jenen Unfall nichts zu „leiden haben. Ja, ich prophezeihe unter der neuen Regierung „den Muſen noch einen glücklicheren Sitz in Rußland, wegen „der heroiſchen Tugenden aller Art, durch welche ſich „dieſe Kaiſerin auszeichnet. Denn wenn ſie ſich auch wegen „der Geſchäfte nicht gleich in den erſten Tagen mit der „Akademie beſchäftigen kann, ſo denke ich doch, die Zögerung „wird durch den Nutzen vergütet werden."

Wolf hatte richtig geſehen. Die Unterhandlungen wurden durch den kaiſerlichen Leibarzt Blumentroſt fortgeführt und ein Kontrakt abgeſchloſſen. Ein ſchwarzgerändeter Brief des um ſeinen Souverän trauernden ruſſiſchen Geſandten zu Berlin, Grafen Golowkin, vom 27ten März 1725, kündigte Bilfingern mit den achtungsvollſten Ausdrücken in einem für jene Zeit ausgezeichnet guten deutſchen Style den Abſchluß der Sache an: „Euer Hochedlen werden „hiebei ein gegenſeitiges Engagement von meiner Hand und „Siegel zurück erhalten; und weil wir ſolchergeſtalt in dieſer

„Sache geſchloſſen, ſo iſt nichts mehr übrig, als daß Ew. „Hochedeln dero Reiſe in Gottes Namen antreten". Der Brief verbreitet ſich dann über die Reiſekoſten, worunter auch 100 Speziesthaler für „die zwei Studenten" (Krafft und Gmelin, denn Duvernoy war ſchon Doktor der Medizin). „Ihr Engagement", fährt Golowkin fort, „verſteht ſich von ſelbſt nicht länger als auf fünf Jahr, wenn „es Ihnen nicht anſtehet...." Ihro jetzt regierende kaiſerliche Majeſtät haben mir nicht allein höchſteigenhändig anbefohlen, denen Membris der Akademie dero kaiſerliche „Huld und Protektion, auch die akkordirten Punkte aufs „neue zu verſichern, ſondern auch dahin zu ſehen, daß die „HH. Profeſſores numehr wirklich aufbrechen möchten, indem „Sie ſehr verlangen, dieſe gelehrte Geſellſchaft ſo bald als „möglich beiſammen und in völligem Stande zu ſehen."

Der lang angefeindete und verſchmähte Mann war durch dieſe Anerkennung des Auslandes nun auf einmal auch in Tübingen zu Ehren gekommen; er hielt am 1. Juni 1725 im Kollegium Illuſtre vor einer glänzenden Verſammlung „unter allgemeinem Applauſu" ſeine Abſchiedsrede, und erbärmliche Arien wurden zu ſeinen Ehren abgeſungen; das herzogliche Entlaſſungsdekret ſelbſt (vom 30. Mai 1725) nennt ihn „einen, „ſowohl in theologia als in allen Theilen der Philoſophie, „und zumal in der Matheſi gründlich gelehrten und mit einem „ſcharfſinnigen Verſtand und Urtheil begabten Mann [1])."

1) Bilfinger hatte kurz zuvor ſeine Dilucidationes de Deo, Anima, Mundo etc. herausgegeben.

Inzwiſchen quälte unſern Profeſſor ein ſeltſamer Scrupel. Er war mit einem Mahlzeichen geboren, das ſeiner Familie eigenthümlich geweſen ſein und woher das Geſchlecht ſeinen Namen führen ſollte; er hatte an jeder Hand einen Ueberfinger, war ein wahrer Bilfinger, d. h. ein Zwölf-finger oder Viel-finger. Zwar waren ihm jene zwei überflüſſigen Finger ſchon in der Kindheit abgenommen worden, doch mochte nicht alle Spur davon getilgt ſein; dazu war er mit einem Feuerſtriche auf der Stirn gezeichnet; er fürchtete daher, daß die Kaiſerin „einen Eckel an ihm faſſen möchte“. Selbſt auf der Reiſe, die Bilfinger und Gmelin im Auguſt 1725, zwei Monate früher, als die beiden andern Württemberger, angetreten zu haben ſcheinen, verfolgte ihn das Mißgeſchick: in der Gegend von Friedberg verlor er Geld, Bücher und alle Habe und kam ganz entblößt in Petersburg an. Doch auch dies Unglück mußte, nach ſeiner eigenen Bemerkung, zu ſeinem Glücke dienen. Aller Bücher beraubt, nur an ſeine Denkkraft gewieſen, rang er ſich wieder zu einer Originalität empor, die ihm der Umgang mit dem folgerechten, aber breiten und trivialen Wolf am Ende zu rauben gedroht hatte.

In Petersburg fanden ſich die ſüddeutſchen Gelehrten ſehr gut aufgenommen, obgleich ſie ſich von der Ehre, die ſie dort erwartete, etwas zu kühne Vorſtellungen gemacht haben mochten. Wenigſtens werden Bilfingers Forderungen wegen einer angemeſſenen Wohnung von Herrn Blumentroſt in einem faſt unanſtändig hingeworfenen Schreiben vom

2. November ohne viele Umſtände zurückgewieſen: „effectivement il n'y a point de général qui ait tant d'appartemens comme vous prétendez en avoir. Ainsi, Messieurs, vous ne prendrez pas en mauvaise part qu'on vous les refuse.“ Um ſo höflicher wünſchte ihm Graf Golowkin unterm 18. September von Berlin aus Glück zu ſeiner Ankunft. „Ich „bin verſichert“, ſchreibt er, „daß der Fortgang und das „Ende mit dem Anfang übereinkommen, und Ew. Hochedel„geboren niemals Urſache haben werden, Ihnen den gefaßten „Entſchluß leid werden zu laſſen.“

Von der Heimath aus erhielt Bilfinger einen Auftrag, der in dieſem Augenblicke, wo ſo erfolgreich an der Veredlung des württembergiſchen Weines gearbeitet wird, von einigem Intereſſe iſt. Er hatte zu Tübingen einen „Freund und Diener“, Herrn Jakob Friedrich Metz, von dem wir nichts weiteres wiſſen; dieſer kam auf den Gedanken, die Vokation unſerer Gelehrten zu einer Spekulation zu benützen, und mit dem württembergiſchen Geiſt gelegentlich auch die württembergiſchen Weine nach Rußland zu ſpediren. Er wünſchte ſeinem Freund und Patron unterm 22. Oktober 1725 von Tübingen aus herzlich Glück zu ſeiner Hineinkunft und hofft: „daß ihr durch ganz Moſchgau „(Moscovie) mit Ehren beſtehen möget, und Euer Ruhm „ſich in der ganzen Welt ausbreite.“ Dann kommt er zur Sache: „Ich habe mit Herrn Doktor Duvernoy wegen des „Weinhandels geredet; er hat mir verſprochen, durch Herrn „Leibmedicum Blumentroſt es Ihro Majeſtät der Zaaren

„(sic) zu rekommendiren, habe auch deßwegen einen Flaschen-
„keller machen lassen, um solchen Ihnen mitzugeben, in wel-
„chem viererlei Weine sind: Nr. 1 ist Dürrenzimmerer 18er,
„Nr. 2 ist Mundelsheimer 19er, Nr. 3 ist Felbacher 21er,
„Nr. 4 18er Roßwager. Diese Weine kann Er mit Zu-
„ziehung Herrn Doktors Duvernoy Ihro Majestät der Zaaren
„(wann sie anders den Handel selbst führen will)
„oder denen Kaufleuten zu versuchen geben." Er macht als-
dann Bemerkungen über die Eigenschaft und Behandlung
dieser Weine, und ist erbötig, nach Hamburg oder Berlin
zu gehen, um das Geschäft dort schriftlich oder mündlich
auszumachen. Ja, er ist sogar bereit, nach Petersburg zu
reisen, sich in den Dienst der Zaarin zu begeben und ihr
diesen Handel mit großem Nutzen zuzuführen, „das nichts
Geringes sein wird". Auch sollte „kein Schwabe keinen
Schaden davon haben", und am wenigsten die gelehrten
Herren Landsleute: „Ihr sollt jeder Zeit, wann etwas
hineingeht, einen guten Trunk mitbekommen." Der Erfolg
dieses Projekts ist mir unbekannt.

Bilfinger ließ indessen in Petersburg bald sein Licht
leuchten, und die Kommentare der Akademie beweisen, daß
er seines Rufes nicht unwürdig gewesen. Auch sagt ihm
Chr. Wolf (Marburg den 1. Sept. 1726): „Aus dem, was
„Du schreibst, ersehe ich, daß Ihr Herrliches leisten werdet,
„so daß Euer Kollegium der Großmuth Eurer erlauchten
„Kaiserin, die Jedermann für beispiellos erkennt, nicht un-
würdig geachtet werden wird." Bilfingers Ruhm wurde

durch einen glücklichen Umstand merklich erhöht. Die Akademie zu Paris hatte um diese Zeit die berühmte Streitfrage über die Schwere der Körper aufgegeben. Bilfinger arbeitete während seines Aufenthalts in Petersburg eine Schrift darüber aus. Er hatte sich, wie es scheint, schon früher das Herz genommen, an den berühmten Fontenelle zu schreiben und ihm den Auszug einer Abhandlung über die Bewegung der Körper zu schicken, eine Abhandlung, durch welche eine Art von Band zwischen der Pariser und Petersburger Akademie geknüpft werden sollte. Dieser ausführliche Brief an Fontenelle ist im Koncept vorhanden; er ist ein lebendiger Ausdruck von Bilfingers glühender Begeisterung für alles Große. „Monsieur", so beginnt er, „si je n'ai pas l'honneur d'être connu de vous, j'ai au „moins l'avantage de connoitre depuis longtemps vos „ouvrages, et d'estimer vos mérites." Nach einer langen Abhandlung schließt er: „Au reste je m'estime fort heureux „d'avoir l'occasion de vous temoigner à vous même, comme „je l'ai fait jusqu' ici à mes collégues, que j'ai une estime „particulière pour tout ce qui vient de vos mains, et que „je serai toujours avec la passion qu'on doit aux „grands génies, Monsieur, votre etc. George Bernhard „Bülffinger, de la société de Petersbourg."

Eine Antwort auf diesen Brief findet sich nicht vor, ist aber ohne Zweifel erfolgt; denn Fontenelle ist der erste, der, nachdem ihm Bilfinger noch zwei Mal (das erste Mal ohne Namensunterschrift, mit der eingesandten, um den Preis

werbenden Abhandlung) am 27. Juli 1727 und am 20. Febr. 1728 geſchrieben, ihm die Freudenbotſchaft meldet, daß er den Preis erhalten.

Fontenelles Brief iſt ſehr leſerlich und kurrent geſchrieben; man ſieht der ſiebenzigjährigen Hand, die ihn ſchrieb, an, daß ſie noch dreißig Jahre zu ſchreiben im Sinne hatte; zuſammengelegt und verſiegelt iſt er auf die leichte Weiſe, wie die Pariſer noch heutzutage ihre Billets für die petite poste behandeln, und in dieſer Billetform legte er ſeine 500 Stunden unverſehrt zurück. Der Inhalt beſteht größtentheils aus trocknen Gelehrtennotizen; aber was zum Ruhme unſres Landsmanns darin aus einem ſo berühmten Munde, der noch auf den heutigen Tag ſeinen Kredit in ganz Europa nicht verloren hat, geſagt iſt, das dürfen wir mit gerechtem Stolze in dieſe Blätter einzeichnen.

„Monsieur", ſchreibt Fontenelle, „je suis ravi d'avoir „à vous apprendre que l'Académie des sciences vous donna „hier le prix sur la cause de la pesanteur. Comme „vous aviés envoyé votre nom cacheté, on a ouvert le billet „après le jugement, et on a trouvé votre nom. J'ai une „vraye joye de pouvoir par cette nouvelle vous payer en „quelque sorte les obligations que je vous ai d'avoir bien „voulu traduire mon Éloge du Czar Pierre I., et de m'avoir „donné sur cela beaucoup de bons avis dont j'avois besoin, „et que personne ne m'eult donnés."

„Voilá donc 2400 ﬂ de notre monnoye que vous avés

„à recevoir ici ....“ (Hier gibt Fontenelle ihm die Mittel an, das Geld zu erhalten. Dann fährt er fort):

„Adressés moi votre lettre sous une enveloppe qui sera à M. Paiot d'Ontembrai, directeur général des postes, à Paris.“ (Man ſieht, Fontenelle dachte bei einer, ohne Zweifel unermeßlichen Korreſpondenz, auf Mittelchen, das Poſtporto ſich und andern zu erſparen. Sein Brief an Bilfinger iſt nicht frankirt. —) „Il y a encore autre chose: l'Académie „fait imprimer les pièces victorieuses; je m'offre à prendre „soin de l'impression de la vostre, quoique je craigne „bien qu'elle soit difficile à lire en plusieurs endroits.“ (F. gibt ihm nun die Preisfrage für 1730 an, und kommt mit einiger Eitelkeit auf ſeine obengenannte Schrift zurück.) „Je vous renouvelle encore, Monsieur, mes très humbles „remerciements par rapport à l' Éloge du Czar. Votre „traduction l'aura sans doute fait valoir dans votre cour „et sur les avis que vous me donniés j'ai fait tous les „changéments nécessaires, et grace à vous il est en meilleur „état. C'est dans cet état que je l'ai fait imprimer, et il „est dans notre volume de 1724 qui paroist depuis quelque „mois ou deux. Si ce livre peut aller jusqu'à vous, vous „vous apercevrés de ma déférence à vos avis, et c'est là, „je croi, la meilleure façon de vous en remercier.“

Nun folgen Dinge, die nach 102 Jahren von gar keinem Intereſſe mehr für uns ſind. Aber der Schluß darf hier nicht fehlen:

„Je vous avoue ingénüement que je n'ai encore lu

„aucun de vos ouvrages, quoique je connusse fort votre „nom; je ne suis point savant, et je connois assés „peu les ouvrages étrangers. Mais je vais chercher les „vostres, et je serai fort glorieux de m'y trouver. „Je viens de publier, moi indigne, un gros livre intitulé: „Élémens de la Géometrie de l'Infini; si je savois „quelque moyen de le faire pénétrer à Petersbourg, je le „prendrois; je serois ravi de savoir le jugement de vos „habiles géomètres, le vostre, Monsieur, celui de Mr. Her„man, Bernoulli, Delisle; mais je crois qu'il faut s'en tenir „à un souhait inutile. Je vous supplie du moins d'assurer „ces Messieurs de mes très humbles respects. Je suis „Monsieur, votre très humble et très obëissant serviteur „Fontenelle, de Paris ce 8. Avr. 1728."

Ich habe die angeführten Stellen des Briefs, kleine Accentnachläßigkeiten abgerechnet, genau kopirt; nur daß der Verfaſſer alle j wie i und alle v wie u ſchreibt, was, wiedergegeben, das Leſen ſehr erſchwert haben würde.

Ein zweiter Brief Fontenelles vom 14. Januar 1728 enthält nichts für unſere Leſer Intereſſantes, als die Aeußerung über ſein Werk de la Géometrie de l'Infini: „En général, Messieurs, je vous demande à tous, sinon de „l'indulgence qui n'est guerre pérmis à un Géomètre de „demander, et qui me seroit pourtant assés nécessaire, du „moins une attention fort suivie pur une matière presque „toute neuve, et que j'ai eu la témérité de vouloir appro„fondir au delá de ce qu' avoient fait de grands

„hommes, dont je ne serois pas digne d'être „l'écolier.“ Man ſieht aus dieſer Stelle, daß Fontenelle das, was ihm die Literargeſchichte zum bleibenden Vorwurf macht: Mangel an Erfindungsgeiſt, ſelbſt an ſich kannte, und edel genug war, es auch gegen andere Gelehrte nicht zu verbergen.

Die Preiszuerkennung der Pariſer Akademie half unſerem Bilfinger zu einem ſchnellen Ruhme. Sein Name ward in allen Zeitungen genannt, bald kannte ihn ganz Europa und endlich wiederhallte er auch in ſeinem Vaterlande, wo er längſt vergeſſen ſchien, wo ſich jedoch Bilfinger, der ſein liebes Würtemberg auch zu Petersburg nie aus dem Auge und Herzen verloren zu haben ſcheint, einzelne Freunde, und darunter einen ſehr mächtigen, erhalten hatte.

Gewiß nicht ohne den Wunſch, die abgeriſſenen Bande bei Zeiten wieder anzuknüpfen, geſchah es, daß er in einem Briefe vom $\frac{2}{13}$ Auguſt 1726 dem würtembergiſchen erſten Miniſter und Oberhofmarſchall, Grafen von Grävenitz, ausführliche Nachrichten von ſeinen literariſchen Arbeiten ertheilte. Die Antwort des Grafen auf dieſen Brief findet ſich in meinem Bilfinger'ſchen Papierſchatze. Wenn meine Leſer das Bild kennen, das die über die Maitreſſenregierung unter Herzog Eberhard Ludwig erbitterten Zeitgenoſſen von dieſem Bruder der Gräfin von Würben entwerfen, ſo erwarten ſie gewiß einen ganz andern Brief, als den, aus welchem ich ihnen Bruchſtücke mittheilen kann. Der Graf von Grävenitz galt zwar für einen unendlich höflicheren

Mann, als ſeine gewaltthätige Schweſter, aber er wird doch als ein Ignorant geſchildert, der weder Latein, noch Franzöſiſch, ja kaum Deutſch verſtehe, der ohne alles Verdienſt und unwürdig ſei, das Amt, dem er vorſteht, zu bekleiden. Die Geſchichte hatte bisher aus dieſer Schilderung ſeines Todfeindes, des Herrn von Forſtner [1]), die Züge zu des Grafen Charakterbild entlehnen müſſen; unſer Brief aber ſtraft dieſes Urtheil vollkommen Lügen. Der Brief iſt nicht nur voll von Hochachtung gegen die Gelehrſamkeit und perſönlicher Theilnahme gegen den Gelehrten, an den er gerichtet iſt, er zeugt auch von großem Intereſſe an der Philoſophie und nicht gemeiner Kenntniß des damals herrſchenden Leibnitziſchen Syſtems. Sein Styl iſt nicht ſchlechter und nicht beſſer als der aller, auch der größten Gelehrten damaliger Zeit. Er iſt von Aurach (Urach) aus datirt, vom 12ten Oktober 1726, und ſcheint zwar in die Feder diktirt, rührt aber ſicherlich von dem Grafen ſelbſt her. Der Graf verſichert, daß er von „ſeines hochgeehrten Herrn „Profeſſors Meriten und ſeltener capacité allezeit die beſte „Opinion gehabt.“ „Ich wünſchte,“ ſagt er, „daß Ihre „tiefſinnige Decouverten und andere gelahrte Produktionen „des Ihnen von Gott verliehenen trefflichen Genie ſowohl „zur Aufnahm Ihrer Akademie und der geſammten reip. „literariae als auch zu deroſelben eigenen Vergnügen und „weiterer Ausbreitung Ihres ſchon bereits erlangten aus-

1) S. Pfaffs Geſchichte von Würtemberg. Zweiter Band, S. 312 f. Note.

„nehmenden Ruhms reuſſiren und ausſchlagen mögen; wobei „ich Sie allzeit meiner wahren Hochachtung und Ergebenheit „verſichere, und mir beſtändig eine Freude davon machen „werde, wo ich zu dero Glück und Wohlſein was Ange„nehmes werde kontribuiren können.“

Nicht zufrieden mit dieſem Kompliment, eilt der Graf wiſſenſchaftlichen Materien zu, bittet ſich Bilfingers demonstrationes pro mensura virium motricium pro Leibnitio aus, und erſucht den Profeſſor, ihm „den genaueren Nexum „dieſes principii cum systemate harmoniae præstabilitae „noch etwas deutlicher darzuthun; denn ich erinnere „mich, daß auch Carteſius den influxum reciprocum animae „et corporis nicht aufgehoben, saltim non animae in corpus, „wie ihn deßwegen expreſſe vor einiger Zeit ein gewiſſer „Profeſſor, Namens Andala, defendiret hat.“ Der Graf citirt nun Verſchiedenes aus dieſer Defenſion, und erlaubt ſich, die Leibnitziſch-Bilfingeriſche Anſicht, als nicht geringen Schwierigkeiten unterworfen, anzugreifen: „weilen ſolche nicht „nur der Erfahrung, welche pro influxu militiret, ſondern auch „der Freiheit des moraliſchen Willens, und der daraus erwach„ſenden und zurechnungsfähigen Handlungen offenbar zu prä„judiciren ſcheinet. Ein mehreres laſſen meine andern Geſchäfte „dermalen nicht zu, wannenhero ich ſchließe und nebſt freund„licher Begrüßung ihrer H.H. Commilitonum ex patria, unter „nochmaliger Verſicherung aller meiner Ergebenheit allſtets ver„bleibe meines hochgeehrten Herrn Profeſſors dienſtbefliſſener

J. G. Gr. v. Grävenitz.“

Dieſer Brief kann freilich an dem Urtheil der Geſchichte über jene unglückſelige Periode und den thätigen Antheil, den an ihr der Graf von Grävenitz gehabt, nichts ändern; aber er zerſtört wenigſtens eine grobe Verläumdung und zeigt uns den Mann jezt, nach einem Jahrhundert, unerwartet von einer guten Seite, als Freund der Gelehrſamkeit und Beförderer des Genies.

Denn es waren keine leeren Worte, die er von Urach aus an Bilfinger geſchrieben; wenige Jahre nachher fand er Gelegenheit, ſeine gute Geſinnung zu bethätigen, und es iſt kein Zweifel, daß die Rückkehr Bilfingers ins Vaterland, die ihm den Weg zum höchſten Ehrenpoſten im Staate und zu einer vielfach ſegensreichen Wirkſamkeit bahnte, hauptſächlich der Mitwirkung des Grafen verdankt ward.

Der erſte Anlaß ging jedoch von dem Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg ſelbſt aus. Einſt, als dieſer in Geſellſchaft ſeines damaligen Reiſe- und Abendpredigers Tafinger im Bade zu Teinach war, las er zufälliger Weiſe eine Zeitung, in welcher Bilfingers Preisſchrift und Name mit großer Ehre genannt wurde; der Herzog beſann ſich und fragte verwundert, ob dieſer Mann nicht ein Würtemberger ſei? Tafinger bejahte dieß und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ſeinem Freunde die verdienten Lobſprüche zu ertheilen. Jezt mochte ſich der Herzog erinnern, daß er dieſen Mann, wie es in dem Entlaſſungsdekrete hieß, „der Akademie zu Petersburg nur auf fünf Jahre geliehen habe, er äußerte ein Verlangen, ihn in ſeine Dienſte zu

nehmen, und befahl sowohl Tafingern als dem Minister Grävenitz, ihm bei der nächsten Vakatur eines Professorats in Tübingen den Namen Bilfinger ins Gedächtniß zu rufen. Die Gelegenheit zeigte sich bald: nach zwei Monaten wurde die Stelle eines Professors der Theologie und Oberaufsehers des theol. Stifts erledigt, und Grävenitz war es, der den Herzog erinnerte und auf dessen Befehl sogleich an Bilfinger schreiben ließ [1]). Kaum war diese Nachricht im Vaterlande verbreitet, als sich alsbald wieder die Kabale gegen ihn regte. Man beschuldigte ihn des Atheismus. Er selbst mochte dies erfahren haben oder ahnen; denn er antwortete, daß er lieber wünschte, nach Verfluß seiner fünf Jahre die beiden mathematischen Professuren bei der Universität und im hochfürstlichen Kollegium zusammen zu haben, als zu einer theologischen Professur befördert zu werden. Allein der Herzog, bei welchem der Patriotismus über die Kabale gesiegt hatte, bestand auf seinem Verlangen, Grävenitz schrieb wieder und Bilfinger antwortete endlich beifällig, laut einem Briefkoncepte vom 29. März (9. April) 1729, das ein zu schönes Zeugniß von seinem vortrefflichen Charakter ablegt, als daß es hier übergangen werden dürfte.

„Euer Excellenz, schreibt B. an Grävenitz, beweisen „mir Abwesenden dero Gnade bei einer solchen Gelegenheit

1) Durch Dr. Joh. Zeller (Kirchheim unter Teck d. 14. Okt. 1728). Auch dieser im größten Geheimniß geschriebene Brief erwähnt schon der Umtriebe von Bilfingers Feinden.

„und auf eine ſolche Art, daß Jedermann mit mir geſtehen „muß, dero Erlauchten handeln hierinnen nach dero ange„bornen Großmuth und über meine Verdienſte.“ Nachdem nun Bilfinger ſeinen innern Kampf geſchildert, gibt er endlich ſeine Einwilligung, die angebotene Stelle anzunehmen, verehrt den Willen Gottes mit demüthiger Anbetung, und hat ſich dieſer Beförderung durch ein unterthäniges Dankmemoriale gehorſamlich unterzogen. Dann geht er auf die Verläumdungen ſeiner Feinde über: „Ich vernehme, daß man hin „und wieder von falſcher Lehre und gefährlicher Weltweisheit „viel Anſtößiges auf mich vorgebe. Gott rechne es denen „nicht zu, die falſch Zeugniß geben auf die Unſchuldigen! „Ich glaube, daß gelehrte und redliche Männer irren können. „Die Wolfiſche Philoſophie habe ich fleißiger und unpartheiiſcher unterſucht, als alle die übrigen, und würde ſie ferne „von mir verbannen, wo ſie den Lehren und ſymboliſchen „Büchern unſrer evangeliſchen Kirche entgegen wäre, ich „würde mich nicht unterſtehen, eine Profeſſur anzunehmen, „dabei man ſich vor Gott und Fürſten verbinden muß, nach „denen Glaubensbüchern unſerer Kirche zu lehren, und dieſes „in der Gemeinſchaft und gleichſam unter der Aufſicht anderer „wackerer Gottesgelehrten, die nicht verſäumen würden, den „Betrug in Zeiten zu entdecken; zumal da ich durch „Gottes Gnade nicht nöthig habe, um Brod zu „gehen, oder mich mit falſchem Schein in ein Amt „zu drängen. So wie mein Herz vor Gott offenbar iſt, „ſo zeuge ich hiermit vor Ew. Erlauchten, daß ich den

„Lehren unſerer Kirche zugethan bin und bleibe; alſo daß „ſich in dieſem Fall keine Hinderung meiner Beförderung „in der That ſelbſten hervor thun kann; es wäre denn, daß „man ſolche Verſicherung vorläufig verlangte, welche ich, „ohne Beſtärkung eines gleichſam billigen Verdachtes nicht „von mir ausſtellen könnte.“ Nachdem er wiederholt den Wunſch ausgedrückt, lieber die Profeſſur der Mathematik zu erhalten, ſchließt er ſeinen Brief voll Rührung: „Gott „belohne, die da Gutes thun an Gegenwärtigen und Ab„weſenden, ſo wie dero Excellenz an mir, als an einem „Menſchen, der ſich ſeines Vaterlandes verziehen „hatte. Bin ich's werth, ſo empfehle ich mich zu dero „Gnade, als Ew. u. ſ. w.“

Dieſer merkwürdige Brief, der uns in Bilfingers Herz ſehen läßt, zeichnet ſich durch einen beſonders reinen Styl aus. So concis, ſo natürlich, ſo ſauber von lateiniſchen und franzöſiſchen Brocken, haben neben Mosheim, im Jahre 1729, wenige in Deutſchland geſchrieben.

In Petersburg fand Bilfingers Entlaſſung weit mehr Anſtand, als dieſelbe früher in ſeinem Vaterlande gehabt; erſt nachdem ein volles Jahr verfloſſen und alle Bemühungen, ihn zurückzuhalten, vergebens waren, wurde er endlich ungern, aber in Gnaden, mit Beibehaltung ſeines Charakters, nebſt einer jährlichen Penſion von 400 fl. entlaſſen, und kehrte im Jahr 1731 ins Vaterland zurück. Mit ganz leichtem Herzen mochte er nicht kommen, denn er hatte durch ſeinen Freund Taſinger einige Jahre früher (4. Juli 1727)

untröſtliche Nachrichten über den Stand der dortigen Dinge erhalten. „In Stuttgart iſt eben ein großes Lamentiren,“ „ſchrieb ihm dieſer damals, „weil nunmehr die ganze Kanzlei „hinaus muß auf Ludwigsburg. Hr. Reg. Rath Seubert „hat nur die geringſte Remonſtration vor ſeine Perſon ge„macht, ſo iſt er in Ungnaden abgeſchafft worden..... In „Tübingen würde der Lärm[1]) eben ſo groß wer„den, wenn die Univerſität auf Stuttgart müßte, „welche Zeitung ſich wieder geregt hat. Einige halten's „zwar für abentheuerlich, ich glaub' aber wohl, daß ich's „als eine Wahrheit ſchreiben darf, daß man bei Hof auf „den Gedanken kommen, auch daß der Herr Kanzler deß„wegen auf Steden citirt worden, mit ihm davon zu ſprechen, „obſchon in Tübingen hievon Niemand nichts weiß; was „aber abgeredt worden, und ob auf dem Gedanken beharret „werde, iſt ganz noch ein Geheimniß.“

Doch, als Bilfinger zurückkam, war davon nicht mehr die Rede. Noch in demſelben Jahre wurde das Land durch die Gefangenſetzung der Gräfin von Würben beruhigt. — In Tübingen machten bald Bilfingers Vorleſungen, wie ſeine Grundſätze, das theologiſche Stift zu regieren, großes Aufſehen, und ſeine aufgeklärte Denkungsart leiſtete der Univerſität großen Nutzen. Zwar war der Mann, der ſelbſt vermöge ſeines Genies Schöpfer eines philoſophiſchen Syſtems hätte werden können, nur der Anhänger eines

1) Von dieſem Lärm im Jahr 1727 wußte bisher die Geſchichte unſers Vaterlandes nichts.

fremden Systems; aber er war kein ſklaviſcher Nachbeter deſſelben, er erweiterte, verfeinerte, modificirte daſſelbe und vertheidigte es mit neuen Gründen. „Jedermann, ſagte mir ſein greiſer Neffe, wunderte ſich, daß er aus dem trockenen Ding ſo viel zu machen wußte. Aber wo er ſchaffte, da wurde es Licht.“ Seine theologiſche und philoſophiſche Moral war ſehr rein, und ſein Beiſpiel predigte ſie noch lauter als ſein Vortrag. „Das ganze Leben, war ſein Wahrſpruch, muß ein ununterbrochenes Streben nach Beſſe„rung ſein. Das Leben des rechtſchaffenen Mannes, ſagte „er zuweilen, muß ſein, wie die großen Frakturbuchſtaben: „Ein Zug muß gehen durchs Ganze hindurch.“ Ueber der Theologie und Philoſophie vernachläſſigte er übrigens die Mathematik und Phyſik nicht. Seine Lieblingsbeſchäftigung war die Fortifikationskunſt. Noch wenige Jahre vor ſeinem Tode erhielt er für eine Erfindung in derſelben vom ruſſiſchen Hofe ein Geſchenk von zweitauſend Gulden. Damals aber hatte dieſe Liebhaberei den entſcheidenſten Einfluß auf ſein Lebensſchickſal.

Die Befeſtigungskunſt war es, die das Auge Karl Alexanders [1]), des Thronfolgers, kurz nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland, auf den außerordentlichen Mann lenkte. Die bedeutende Sammlung von Briefen dieſes Prinzen, vor ſeinem Regierungsantritt, an Bilfinger, die vor mir liegt, wirft auch auf ihn, den die Geſchichte bisher ſo ſtreng beur-

1) S. über ihn Pfaffs Geſchichte Würtembergs. Zweiter Band. S. 588—419.

theilt hat, ein günſtigeres Licht. Dieſe Briefe beweiſen, daß er nicht blos, was man ihm zugeſteht, ein im Krieg ergrauter Held war, ſondern auch, daß er ein warmes, für Freundſchaft empfängliches Gemüth, einen gebildeten Geiſt und große Hochachtung vor Gelehrſamkeit und Talent hatte. Karl Alexander, damals ſchon ein Mann von 46 Jahren, und ſchon im 13. Jahr Krieger, erholte ſich von den Strapazen ſeiner vielen Feldzüge im Sommer 1732 einige Wochen im Wildbade, wohin, vielleicht von ihm berufen, auch Bilfinger kam, in deſſen Umgang er hier die ganze Zeit zubrachte. Von dieſer Bekanntſchaft her datirt ſich ein ſehr lebhafter Briefwechſel, deſſen Inhalt ſich über Materien aus der Befeſtigungskunſt verbreitet, und durch welchen Bilfinger dem Prinzen von Tag zu Tage lieber, ja unentbehrlicher wurde. Der erſte Brief Karl Alexanders iſt von Winnenthal, der Reſidenz deſſelben, geſchrieben und vom 5. December 1732 datirt: „Würdiger, hochgelehrter, ſonders geliebter Herr „Profeſſor. Ich habe denſelben nochmalen ſehr vielen Dank, „daß Sie mir durch dero angenehme Gegenwart die Zeit im „Wildbad ſo angenehm haben paſſiren machen, und nachdem „ich bei meiner Rückkunft den Riß von Belgrad, nebſt dem „beigefügten Profil allhier wieder gefunden, ſo habe ſolchen „dem Herrn Profeſſori hiemit kommuniciren, dabei aber „bitten wollen, wenn Sie ihn genugſam betrachtet und examinirt, „mir ſolchen wieder pitſchiert zu überſenden. Und gleichwie „übrigens dieſelbe bei mir und meiner Gemahlin in ganz „beſonder ergebenem Andenken verbleiben, alſo erwarte ich

„auch nur Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, mit wie viel Estime „und Zuneigung ich seye, des Herrn Professoris besonders „wohlaffektionirter Karl Alexander H. z. W.“ In diesem wohlwollenden Tone sind alle Briefe des Prinzen an Bilfinger geschrieben; ja schon im zweiten (W. 20. December) unterschreibt er sich „mit sonderm Attachement“ „als wohlaffektionirter Freund“ und bittet um die Gefälligkeit, daß Bilfinger „auf die instehenden Weihnachtferien ihm einige „Tage schenke, damit sie mit einander arbeiten können.“ Dies geschah, und der Prinz dankt ihm herzlich für den lieben Besuch; ein ander Mal versichert er ihn seiner „ganz besondern Freundschaft“. Mit der Stubengelehrten Ansichten konnte sich aber der erfahrene Kriegsheld nicht immer vereinigen, und sie scheinen ihm zuweilen ein Lächeln abgelockt zu haben. So schreibt er unterm 22. Januar 1733: „Ich habe dero Schreiben vom 18. Hujus mitsamt dem „Buche erhalten, und in demselben viel Schönes ersehen, „doch zweifle ich aus ein und andern Dingen, „daß er (der Verfasser) ein wirklicher Praktikus „seye, indem er dem Feind einen allzugroßen Terrain gelassen, „wodurch man ihm seine Flanquen sehr inkommodiren kann „u. s. w.“ Auch meint der Prinz, des Verfassers Contrescarpen könnten bei der Nacht gar leichtlich alle beide durch Sturm zugleich verloren gehen, „dergleichen ich selbsten eine „defendiret, mithin am besten weiß, wie viel Vorsorg es „mir gekostet, und mit wie viel Arbeit und Präcautionen „ich es dahin gebracht habe, daß dem Feind die Lust darzu

„vergangen ist, da ich doch, zum Ueberfluß, um selbige zu „souteniren, wohl verpallisadirte Flechen mit ihren Kommu„nikationen und Traversen gehabt.“ Dann heißt es bald: „und sage ich Ihnen ohne Flatterie, daß mir Ihre dabei „gesezte Remarquen besser als das Buch selbsten gefallen.“ Und schon wieder möchte er den Professor bei sich in Winnenthal haben. Von nun an unterschreibt er sich als „wahrer Freund und Diener“, er versichert, daß es ihm und seiner Gemahlin ein rechtes Vergnügen sein werde, ihre „Zuneigung durch wirkliche Zeugnisse bestätigen zu können.“ (W. 16. Februar 1733.) Auf dem Wege nach Eger ins Bad schreibt er ihm von Frankfurt aus einen ganz eigenhändigen französischen Brief (13. April 1733), und vor seiner Abreise nach Belgrad (denn seit dem Frieden von 1718 war der Prinz Statthalter von Belgrad und Servien) mußte Bilfinger (am 10. Mai 1733) noch nach Winnenthal zu einer Abschiedsunterredung kommen. In Belgrad, mitten unter „vielerlei „verdrießlichen Geschäften und in Zeit seiner Abwesenheit „eingeschlichenen Unordnungen“ vergißt er doch seines gelehrten Clienten nicht, er erzählt ihm (24. Juni 1733): „daß die zu Belgrad auch noch nicht Alles ausstudirt“, und „wünscht öfters bei ihm zu sein und über ein und anderes mündlich zu konferiren.“ Die Korrespondenz war aus dieser weiten Ferne so lebhaft wie von Winnenthal aus; und als die Gemahlin des Prinzen ihm nach Belgrad nachfolgte, so nahm sie Bilfingern ein Kästchen (mit Instrumenten oder Modellen) an den Gemahl mit und verabschiedete sich brief-

lich als ſeine „Ergebene Freundin Auguſta, Herzogin zu Würtemberg.“ (Stuttgart 28. Sept. 1733). Der Begleiter des Prinzen, Hofrath Reuſſer, der früher dem Profeſſor ziemlich vornehm geſchrieben, ſchickt ihm jetzt mit einem ganz ſcharmanten Briefe aus Jagodina (29. Auguſt) vier Sorten Melonen, „die von ſolcher Güte ſind, auf der kaiſerlichen Tafel aufgetragen zu werden“. Nur ein Quartanfieber des Prinzen unterbricht den Briefwechſel ein wenig; dann findet ſich folgender letzte Brief von Wien den 14. Nov. 1733: „Würdiger, ſehr werther Herr Profeſſor! deſſel-„ben zu verſchiedenen Malen abgelaſſene, ſambt dem leztern „Riß habe gnädigſt wohl erhalten, und gleichwie demſelben „den gnädigſten Dank dafür erſtatte, als verſichere, daß mir „ein beſonderes Plaiſir machen werde, je und alle Zeit zu „bezeigen, wie mit beſonderer Affektion und Gnade ihme „allezeit ſtets wohl beigethan verbleibe, des Herrn Profeſſors „affektionirter Karl Alexander.“ Der veränderte Ton dieſes Briefes deutet nicht etwa auf eine Erkältung; er gibt nur zu erkennen, daß nicht mehr blos der Prinz zum Freunde, ſondern daß der Herzog zum Unterthanen ſpreche; denn Eberhard Ludwig war ſeit vierzehn Tagen (31. Okt.) geſtorben; ein Eilbote hatte ohne Zweifel den neuen Herzog in Servien geſucht, und auf der Reiſe zur Thronbeſteigung war dieſes Schreiben erlaſſen. Im übrigen berief der Fürſt den Profeſſor ſogleich nach ſeiner Ankunft, in den erſten Tagen ſeines Regierungsantritts zu ſich; nach dem Verfluß eines Jahrs kam der Herzog ſelbſt nach Tübingen, beſprach

ſich wiederholt mit Bilfinger über Gegenſtände der Fortifikation, nahm ihn mit ſich auf die Feſtung Hohentwiel, und war wahrhaft entzückt von ſeinen Kenntniſſen und ſeinem Umgang.

So dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns in den Papieren die Kopie eines Reſcriptes vom 18. Dec. 1734 begegnet, durch welches der Herzog in Gnaden reſolvirt: „den bisherigen Profeſſorem zu Tübingen, Johann (Georg) „Bernhard Bülfinger, aus beſondern, in ſeine vielfaltig „comprobirte Wiſſenſchaften, Geſchicklichkeit, Einſicht und „Probität ſetzenden Vertrauen um Uns zu haben; zu „welchem Ende wir ihn zu Unſerm wirklichen Ge„heimen Rath mit Rang und allgewohnlichen Präroga„tiven, auch Beſoldung [1]) und Emolumenten gnädigſt ernannt „haben wollen."

Für dieſen wichtigen Zeitabſchnitt des Bilfinger'ſchen Lebens verläßt uns großentheils die bedeutendere Korreſpondenz, und es ſcheint, daß viele Briefe aus der nun folgenden Periode von dem Geheimenrath vernichtet worden ſind. Nur der Briefwechſel Wolfs geht noch regelmäßig fort [2]), ohne daß er jedoch für jetzige Leſer beſonderes Intereſſe gewährte; nur die nachfolgende Stelle dürfte als

1) Nach einer beigelegten Liſte 1500 Gulden theils Geld, theils Naturalien.

2) Die übrigen Hauptbriefe ſind Korreſpondenzen mit der Petersburger Akademie, ſeinen dortigen Landsleuten und einem ruſſiſchen Edelmanne von Biſnkin; über den Briefwechſel mit Schulemburg ſ. unten.

charakteriſtiſche Notiz der Aufbewahrung werth ſein: „der „Kronprinz von Preußen (Friedrich der Große) iſt mir „ziemlich günſtig", ſagt Wolf (Marburg den 20. Dec. 1736) „und hat in meiner Philoſophie, mit welcher er ſich anhaltend „beſchäftigt, große Fortſchritte gemacht; auch die Königin, „ſammt andern hochadeligen Damen, iſt meinen Schriften „nicht fremd; was ich beſonders dem Grafen von Manteuffel „verdanke, der in beſtändigem literariſchen Verkehr mit dem „Kronprinzen ſteht." Anreden und Unterſchriften der Wolfiſchen Briefe ſind ſeit ſeiner Amtserhöhung auch ganz anders geworden; es heißt nicht mehr im antiken Style viro amplissimo et celeberrimo S. P. D. Christianus Wolfius, ſondern mit tiefer, moderner Reverenz: „Vir perillustris et excellentissime! — nominis Tui cultor devotissimus Chr. Wolfius." Man ſieht, der Blick des Philoſophen geht nicht mehr hinab zum Schüler, ſondern hinauf zur Excellenz.

Bilfinger ſelbſt war nicht verändert. Er hatte ſich dem Herzog mit Furcht und Zittern „auf Galgen und Rad" ergeben; er trat das neue Amt mit ſchüchterner Beſcheidenheit an. Ueberzeugt, daß er von Staatskunſt und Landesſachen nicht genug verſtehe, ging er zwei Jahre lang alle Tage einige Stunden zu einem Verwandten von viel niedrigerem Range, um von dieſem die Landeskompactaten zu lernen, und ſo oft die Lehrſtunde ſchlug, eilte er aus jeder Geſellſchaft weg, mit den Worten: „daß er jetzt in die Schule gehen müſſe." Nach zwei Jahren war der geniale Mann einer der einſichtsvollſten Staatsmänner geworden. Sein

Einfluß bei dem Herzoge dauerte, bis ſich dieſer dem Juden Süß Oppenheimer in die Arme warf. Mit dieſer Periode veränderte ſich ſein Anſehen und ſeine wohlthätige Macht. Alle Guten trauerten darüber, nur er blieb gleichmüthig. „Wünſchen Sie mir Glück (ſagte er einem Fremden, der ihn unter mathematiſchen Beſchäftigungen antraf) zu meiner Un„gnade, denn dieſer danke ich es, daß ich wieder unter meinen „Zirkeln ſitzen darf.“ Die Spießgeſellen des Juden Süß, voll Furcht, nach des Herzogs Tode zur Verantwortung gezogen zu werden, fühlten, daß ſie einen Mann auf ihre Seite ziehen ſollten, deſſen Kredit ſie ſchützen könnte. Dazu ſchlug Hallwachs, des Juden rechte Hand, unſern Bilfinger vor. „Pfui“, rief unwillig Süß, „der hat ja Verſtand mehr als wir alle.“ Dennoch gab er dem Anſchlag ſpäter ſeine Zuſtimmung, und nun machten ſich die Verſchworenen an die einzige ſchwache Seite, die man an Bilfinger wahrzunehmen glaubte, an ſeine Liebe zu ſeinen Verwandten. Sie ſtellten einen ſeiner Vettern um den andern an; Bilfinger dankte höflich, aber er ließ ſich nicht mit ihnen ein. Nun war ſein Untergang beſchloſſen; die Räthe drangen auf ſeine Demiſſion. Aber der Fürſt, klüger als ſie, erwiderte lakoniſch: „der Mann, wenn wir ihn ent„ließen, würde von Königen und Fürſten geſucht, und wir „wären proſtituirt.“ Bilfinger ſelbſt, der Verfolgungen müde, bat nur zwei Monate vor dem Tode des Herzogs um ſeine Entlaſſung, er erhielt ſie aber nicht (1737).

Unter der Herzogin Mutter, den Adminiſtratoren und

dem jungen Herzog Karl, den er nach zurückgelegtem 16ten Jahre, durch den Kaiser für majorenn erklärt, bei der Huldigung einführte (10. April 1743), gewann Bilfinger den verlorenen Einfluß doppelt wieder. Er erwarb sich das Zutrauen des neuen Regenten, der sich seiner weisen Rathschläge in den schwersten Fällen bediente, und dem weisen Manne Gelegenheit gab, sich manche neue Verdienste um das Vaterland zu erwerben. In seinen Erholungsstunden widmete er sich ganz seinen Freunden, die er ohne Standesunterschied bei sich sah, in seinen Geschäftsstunden ganz der Arbeit. Sein Amt versah er mit der größten Redlichkeit und Uneigennützigkeit. Er war der erste Konsistorialpräsident, aber er nahm die damit verbundene Besoldung von 600 fl. niemals an. So wenig als Geld konnte ihn Haß bestimmen. Ein Prälat, sein geschworener Feind und Gegner, starb, und es wurde von einem andern eben so feindselig gegen ihn gesinnten Prälaten um eine Pension für seine Wittwe gebeten. Der ganze geheime Rath stimmte dagegen, weil jeder den Verstorbenen und den Bittsteller haßte. Bilfinger allein sprach für die Wittwe und schlug endlich vor, daß man ihr 300 fl. von der ihm zustehenden Konsistorialpräsidenten-Besoldung anweisen möchte. Als der Herzog-Administrator, der selbst gegen die Pension war, verwundert fragte: warum denn er gerade sich der Wittwe so sehr annehme, erwiderte Bilfinger: „Weil ich auf der „ganzen Erde keinen größern Feind hatte als „diesen Prälaten."

Von Bilfingers Privatleben, ſeiner Frömmigkeit und ſeinem Tode habe ich in „meiner Sammlung“ erzählt und will mich hier nicht wiederholen. Nur das erzähle ich dem Biographen nach, daß er, in allem auf der Höhe ſeines Jahrhunderts, meiſt andern voranſtehend, nur im Unglauben ſeiner Zeit nicht fröhnte. Immer ſprach er von religiöſen Dingen mit tiefer Ehrerbietung und von den ſtarken Geiſtern ſeiner Zeit ſagte er: „Alles an ihnen iſt groß, nur dieß iſt klein, daß ſie ſo wenig glauben.“

Aus der Periode ſeines ſpätern Lebens findet ſich noch der Briefwechſel mit einem großen Zeitgenoſſen. Matthias Johann Graf von der Schulemburg, ſeit 1711 Generalfeldmarſchall der Republik Venedig, früher im Kriege gegen Karl den Zwölften als ſächſiſcher Heerführer ausgezeichnet, und ſeit 1715 durch Korfu's heldenmüthige Vertheidigung gegen die Türken unſterblich, wünſchte einiges von den Planen zu ſehen, die Bilfinger früher dem Herzog Karl Alexander mitgetheilt. Der Geheimerath erfuhr dieſen Wunſch aus drittem Munde und ſetzte ſich mit Beginn des Jahrs 1741 in unmittelbare Korreſpondenz mit dem Feldmarſchall. Dieſer führte den Degen beſſer als die Feder, er konnte kaum ſeinen Namen unter die diktirten Antworten kritzeln, groß, krumm und zitternd, wie ein Kind von ſechs Jahren ſchreibt. Doch vergeſſe man nicht, daß der Graf von Schulemburg damals 81 Jahre zählte. Die Briefe ſelbſt ſind vortrefflich, voll Bewunderung für Bilfinger und nicht ohne Spuren von Gemüth. Der erſte Brief (nach Bilfingers

Antwortkoncept vom 3ten März) ist nicht mehr vorhanden, muß aber sehr günstig gewesen sein. Der Anfang eines späteren (Venise le 8. juillet 1741) ist rührend: „Monsieur, „des reflexions tristes et lugubres sur le décès inopiné de „quelques personnes qui m'appartenoient de cœur et de „sang, m'avoient accablé tellement l'esprit, que je ne „vaquois à quoique ce fût. J'avoue que c'est une foiblesse, „nullement excusable dans un homme de mon age et de ma profession, dans la quelle j'ai exposé mille fois la vie, „sans songer à la mort. Il faut qu'il en soit comme dans „un prodigue, qui après avoir jetté la pluspart de son „bien, se ravise à la fin et veut menager le peu qui lui „reste." Es muß ein großer Geist sein, wer im 81sten Lebensjahre so empfinden und schreiben kann!

Graf v. Schulemburg erkennt Bilfingers „reiche Talente" in der Fortifikationskunst an, gibt ihm in vielen Dingen Recht, und verspricht ihm schließlich einen Plan vom Mont Abram auf Korfu, den er ihm später auch wirklich zukommen ließ.

Man hört Bilfingers Herzklopfen in der Antwort: „Monseigneur, si j'avoue d'avoir été sensiblement touché „du debut de la lettre de votre excellence du 8 Juill. je „ne dis rien qui la doive surprendre: puisqu'après les „grands exploits de votre excellence, dont toute la chré„tienneté jouit et jouira toujours, il n'y à personne qui „ne prenne part à tout ce qui la regarde; et après l'hon„neur qu' Elle m'a fait de ses instructions dans ses lettres

„précédentes je m'y sens particulièrement intéressé. Tout „ce qu' Elle me dit sent son origine: et je le prens pour „des axiomes en fait de fortification.“ Ein Schreiben des Feldmarſchalls, voll Geiſt und Witz, vom 8. Sept. 1741 beginnt mit den Worten: „J'admire toujours de plus en „plus vos profondes idées, Monsieur, dans l'art de forti- „fication.“ Meinen Leſern wird gewiß ſeltſam zu Muthe, ſobald ſie bedenken, daß dieſe Worte von einem der größten Feldherrn ſeiner Zeit herrühren, und daß ſie gerichtet ſind an einen württembergiſchen Magiſter, an einen ehemaligen Profeſſor der Theologie. In demſelben Briefe geräth der Graf auch aufs Gebiet der Politik: „Il seroit à soubaiter,“ „ſagt er, „que l'on renvoyât les Français du dedans de „l'Empire, et que l'on ne les laissât pas disposer impuné- „ment des affaires d'autruy, ni que les Souverains de „l'Empire même s'aidassent à se détruire l'un l'autre; à „quoi serviront après cela leurs forteresses? outre qu'ils „n'en ont guerre qui vaillent. Mais je suis tombé icy „sur un point qui me mèneroit trop loin . . .“ Auf dieſen Brief folgen noch zwei minder bedeutende von demſelben Jahre. Der Feldmarſchall ſtarb 87jährig im Jahr 1747 zu Verona.

Bilfinger beſchloß ſeine viel kürzere Bahn wenige Jahre nach ihm (1750, 18ten Febr.); die Neige ſeiner Lebenszeit hatte er hauptſächlich darauf verwandt, ſeinem jungen Herzoge das prächtige neue Reſidenzſchloß bauen zu helfen; eine Menge Papiere hierüber finden ſich unter ſeinem Nachlaſſe.

Bilfingers kräftige Natur unterlag nach ſechs-und-fünfzigtägigem Kampf einer immer ſteigenden Krankheit, nachdem er kurz zuvor ſein 57ſtes Lebensjahr beſchloſſen. Seine Leiche ſollte nach ſeiner Verordnung, ohne alles Gepränge, bei Nacht, blos unter Verleſung eines Gebets, das er ſelbſt abzufaſſen gedachte, beigeſetzt werden.

Wo er liegt und ob ein Stein ſein Grab bezeichnet, weiß ich nicht. Seine Werke, ihrem weſentlichen Theile nach von den Philoſophen noch immer hochgeſchätzt, und die hier geſammelten Stimmen großer Zeitgenoſſen bilden ſein Denkmal. Bilfingers ungenannter Biograph ſchließt ſeine Lebensbeſchreibung mit einem Worte Friederichs des Großen über ihn, das auch ich zum Schlußſteine dieſes Aufſatzes mache. „Das war ein großer Mann“, ſagte der große König zu dem Neffen des Philoſophen, „deſſen Andenken ich ſtets verehre.“

[Ueber G. B. Bilfinger finden ſich nähere Nachrichten in Fr. K. von Moſer, Patriotiſches Archiv für Deutſchland, Bd. IX, 6: Beitrag zur Lebensgeſchichte G. B. Bilfingers; K. Pfaff, Wirtembergiſcher Plutarch II, Eßlingen 1832; und C. v. Weizſäcker, Lehrer an der evangeliſch-theologiſchen Facultät der Univerſität Tübingen, 1877 S. 102 u. ff. Anmerkung des Herausgebers.]

4.

Gedichte von Friedrich Hölderlin.

Stuttgart, Cotta. 1826.

Blätter für literar. Unterhaltung 1827, Nr. 26 u. 27.

Dieſe Gedichte, von dem Verfaſſer des „Hyperion“, deſſen zweite Auflage wir vor einigen Jahren im „Lit. Converſations-Blatt“ angezeigt haben, ſind etwa in einem Zeitraume von zehn Jahren (1793—1803) entſtanden; die erſten wurden von Schiller in den „Horen“ bekannt gemacht, andere erſchienen in Zeitſchriften und Taſchenbüchern zerſtreut, mehrere ſind aus den Papieren des Verfaſſers, deſſen Gemüthszuſtand nicht erlaubte, an der Herausgabe Theil zu nehmen, von Freunden ſeiner Poeſie ausgeſucht worden und erſcheinen hier zum erſtenmal öffentlich. Obgleich, beſonders in Norddeutſchland, jene einzelnen, ſchon bekannten Gedichte Hölderlins fortwährend geleſen, von verwandten Gemüthern mit Begeiſterung gehegt und ſelbſt handſchriftlich geſammelt wurden, ſo erfährt doch das große Publikum in Deutſchland ſicherlich erſt durch dieſe vollſtändige, gedruckte Sammlung, welch einen herrlichen Dichter es ſeit mehr als dreißig Jahren in ſeiner Mitte beſaß. Manchen Leſern wird freilich

dieſes Buch für immer ein verſchloſſenes bleiben; das viele Leiern hat unſere Leſewelt an eine gewiſſe Alltäglichkeit in der Poeſie gewöhnt, die ſie ungern vermißt, und ſie wird es zu unbequem finden, mit dem tiefen Sinne dieſer Gedichte zu ringen und zu ihrer Unmittelbarkeit und Urſprünglichkeit durchzudringen, die man allerdings nicht inne werden kann, wenn man zur Auffaſſung dichteriſcher Eindrücke nichts mitbringt als die Außenſeite ſeines Gemüthes, und einer Poeſie, die den ganzen Menſchen zu durchdringen im Stande wäre, den Zugang zum Innerſten des Geiſtes nicht öffnet. Dagegen werden tiefere Gemüther den ihnen neuen Sänger um ſo mehr willkommen heißen, und willig werden unſere größten Dichter den Reihen öffnen und dem Ankömmling die verdiente Stelle an ihrer Seite gönnen.

Friedrich Hölderlins Bildungsgeſchichte iſt einfach. Im liederreichen Schwabenlande (zu Nürtingen im Württembergiſchen) um's Jahr 1770 geboren und an den blühenden Ufern des Neckars aufgewachſen, ſtudirte er in den Jahren 1788 bis 1793 im theologiſchen Seminar zu Tübingen, neben einem Schelling und Hegel, Philoſophie und Theologie. Es war damals eine rege Zeit für Poeſie in ſeinem Vaterland. Die Schubart'ſche Schule, wenn man ſie ſo nennen darf, dauerte fort, und mehrere von Hölderlins talentvollen Jugendfreunden, die auch nicht namenlos geblieben ſind, wandelten auf dieſem gewohnten Pfade weiter; Schiller, in ſeiner früheſten Bildungsperiode durchaus von Schubart abhängig, hatte ſich ſeit einigen Jahren losgemacht und eine unab-

hängige, leuchtende Bahn gebrochen; seinem lyrischen Hymnenschwunge scheint Hölderlin eine Zeitlang nachgestrebt zu haben, bis der eigenthümliche Genius in ihm die Schwingen zu schlagen anfieng. Es wäre interessant, zu wissen, ob und wie weit der persönliche Umgang mit Hölderlins Altersgenossen Hegel, und mit dem zwar jüngern, aber früh reifen Schelling auf die Entwicklung unsers Dichters eingewirkt hat. Schellings frühere Schriften waren wohl zu abstrakt, um einen Einfluß auf Hölderlins poetisches Gemüth auszuüben; aber Hölderlins Naturpoesie zeigt eine so wunderbare Verwandtschaft mit Schellings Naturphilosophie, wie sie sich später ausbildete, daß, wenn sich jene unabhängig von dieser letztern entwickelt hat, Hölderlin gewiß den originellsten und genialsten Geistern beizuzählen ist.

Nach Beendigung seiner Studien bekleidete unser Dichter Hauslehrerstellen zu Frankfurt a. M., in Südfrankreich und wieder in Deutschland. Der Anblick der südlichen Natur scheint seiner Phantasie jene reife Glut verliehen zu haben, die wir in allen seinen spätern Liedern bewundern; die französische Revolution, obgleich sie nirgends historisch in seinen Gedichten erscheint, schimmert doch insofern durch, als gar viele der lebhafte Eindruck eines vor den Augen des Dichters schreitenden und arbeitenden Schicksals beseelt; am meisten aber scheint, von den ersten Jahren seines Lebens im Auslande an, eine reine und glühende Jugendliebe sein Dichtergemüth beherrscht und begeistert, und der Tod der Geliebten, die seine Lieder und sein „Hyperion“ unter dem

Namen Diotima feiern, ſcheint ſein Herz gebrochen zu haben. Hölderlin lebt ſchon lange Zeit zu Tübingen, aber ſeit zweiundzwanzig Jahren wandelt nur noch der Schatten des Dichters auf Erden; ſein Geiſt ſchlummert einem höhern Erwachen entgegen.

Nach dieſer kurzen Notiz, die jedoch vielleicht dem Leſer über manches einzelne in jenen Gedichten Aufklärung gibt, ſchreiten wir zur nähern Beleuchung der Sammlung ſelbſt.

Sollen wir Hölderlins Poeſie unter Einen Geſichtspunkt zuſammenfaſſen, ſo ſagen wir, daß ſich dieſelbe in einem Streben offenbart, die Natur in ihrer ewigen und die Menſchheit in ihrer urſprünglichen Herrlichkeit zu ſchauen und darzuſtellen. Jede Erſcheinung der Natur bezieht er auf dieſelbe in ihrer Einheit als göttliches Individuum wenn wir ſo ſagen dürfen; jede Spur menſchlicher Schönheit und Tugend, jedes edlere Gefühl in der eignen und in fremder Bruſt ſucht er in einem Urbilde der Menſchheit, das er ſich in einem urſprünglichen, glücklichern, naturgemäßern Zuſtande des Menſchengeſchlechts als wirklich vorhanden geweſen vorſtellt, mit unendlicher Verachtung alles Zufälligen, Unweſentlichen, Gemeinen, das der Menſchheit in der Erſcheinung des wirklichen Lebens anklebt. Dieſe Betrachtungsweiſe hat er im Allgemeinen mit Schiller gemein und iſt vielleicht durch ihn auf dieſelbe geführt worden; aber ſie hat mehr Körper bei Hölderlin gewonnen als in Schillers lyriſchen Gedichten. Sein Ideal der Menſchheit

iſt unſerm Schiller[1]) noch immer zu ſehr ein Abſtraktum, das er ſich durch Philoſophie errungen hat und das er wohl mit glänzenden Gedanken und Bildern umkleidet, dem es aber doch an unmittelbarem Leben gebricht: ein Schattenbild ohne Blut und daher ohne Colorit; ja, er vergißt ſogar nicht, zu verſichern, daß es nicht vorhanden ſei und nicht vorhanden ſein könne. Selbſt Schillers Ideal der Natur wird von ihm entweder in's leere Reich der Möglichkeiten verwieſen (wie in „Ach, aus dieſes Thales Gründen u. ſ. w.), oder er kann es nicht feſthalten, ohne es ſeinen allerdings herrlichen ethiſchen Ideen unterzuordnen (wie im „Spaziergang"). Und doch ſoll die Poeſie jedes Ideal als ſelbſtändig behandeln, ſie ſoll auch an jedes glauben, als wirklich exiſtirend glauben, und gerade durch das Letztere unterſcheidet ſie ſich von der Philoſophie. Hölderlin hat beides gethan: die Natur lebt bei ihm und lebt für ſich, aber ſie liebt es, dem verwandten Menſchengeiſte ſich und zu geben; ſie ſpricht zu ihm, ſie macht ſich ihm, wie er ihr, auf alle Weiſe verſtändlich. Dieſes ſelige Zweigeſpräch hat, nach Hölderlins poetiſchem Glauben, wirklich einmal ſtattgefunden, es nachzuſagen, iſt das Tagewerk ſeiner Muſe. Unter dem ſüdlichen Himmel ſucht er die Natur in ihrer urſprünglichen Glorie; was ſeine Heimath, der Norden, Schönes hat, ſind ihm nur Remiſcenzen, theure, un-

1) Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß hier nur von Schiller als lyriſchem Dichter die Rede iſt. In ſeinen Dramen hat er ſich weit über jene Abſtraktionen erhoben.

ſchätzbare Fragmente jenes Urlebens der Natur im Süden; und wie er eine wirklich vorhandene Urnatur in der Ferne des Raumes findet, ebenſo ſucht er die wahre Menſchheit wirklich und wahrhaft in der Zeit, aber auch in einer fernen, vergangenen, in der Welt der Griechen. Dort ſchwelgt ſeine Sehnſucht im goldenen Zeitalter, wo der Menſch in Unſchuld, aber mit Bewußtſein, an Leib und Seele die Fülle aller Anlagen und Kräfte genoß. Dieſe herrliche Natur und Zeit weiſt er aus Anſchauungund Geſchichte nach, und nirgends lauert in ſeinen Gedichten die philoſophiſche Antwort des Skepticismus: „Dieſe Welt iſt doch nur im Reich der Träume vorhanden!“

Uebrigens haben die erſten Gedichte der Sammlung, noch in gereimten Verſen geſchrieben, der Form und zum Theil der Anſchauungsweiſe nach, noch alle Aehnlichkeit mit Schillers lyriſchen Gedichten; namentlich erinnert das Gedicht S. 5, „Griechenland“ (ohne Zweifel an den Dichter Stäudlin gerichtet), das auf das große Publikum den meiſten Eindruck machen möchte, lebhaft an „Die Götter Griechenlands“. Auch das erſte Lied, „Das Schickſal“ betitelt, behandelt ſo ziemlich eine abſtrakte Idee, den Gedanken des dritten Verſes: „Der Noth iſt jede Luſt entſproſſen!“ aber die Ausführung gründet ſich doch nicht auf bloße Abſtraktion, ja, wir möchten zuverſichtlich behaupten, daß die Anſchauung einer großen und furchtbaren Gegenwart — wie wir ſchon oben angedeutet haben — ſchon in dieſem ohne Zweifel

frühen Liede mächtig und echt poetiſch auf den Dichter gewirkt habe. Man höre ihn ſingen:

Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbſt ein Elyſium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern,
Was groß und göttlich iſt, beſteht.

O du Geſpielin der Koloſſen,
O weiſe, zürnende Natur,
Was je ein Rieſenherz beſchloſſen,
Es keimt in deiner Schule nur;
Wol iſt Arkadien entflohen,
Des Lebens beſſre Frucht gedeiht
Durch ſie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Nothwendigkeit.

Allmälig werden dieſe gereimten Gedichte unabhängiger (wenigſtens von Schiller; fühlbarer in ihnen ſind noch die Tragiker Aeſchylos und Sophokles); ſie werden zur echten Lyrik, die allen rhetoriſchen Schmuck verſchmäht, an welchem Hölderlins zum Theil ältere Freunde, wie z. B. ein Stäudlin, von dem jungen Dichter redlich bewundert, faſt alle krankten; dabei offenbart ſich in ihnen eine ſeltene plaſtiſche Anſchauung des griechiſchen Alterthums. So ſingt die Hymne, die „Dem Genius der Kühnheit" geweiht iſt (S. 9):

Wie nun im jugendlichen Kriege
Heroenkraft mit der Natur ſich maß!
Ach, wie der Geiſt, vom wunderbaren Siege
Berauſcht, der armen Sterblichkeit vergaß!

Die ſtolzen Jünglinge, die kühnen!
Sie legten froh dem Tiger Feſſeln an,
Sie bändigten, von ſtaunenden Delphinen
Umtanzt, den königlichen Ozean.

Oft hör' ich Deine Wehre rauſchen,
Du Genius der Kühnen! und die Luft,
Den Wundern Deines Heldenvolks zu lauſchen,
Sie ſtärkt mir oft die lebensmüde Bruſt;
Doch weilſt Du freundlicher um ſtille Laren,
Wo eine Welt der Künſtler kühn belebt,
Wo um die Majeſtät des Unſichtbaren
Ein edler Geiſt der Dichtung Schleier webt!

Den Geiſt des Alls und ſeine Fülle
Begrüßte Mäons Sohn auf heil'ger Spur,
Sie ſtand vor ihm, mit abgelegter Hülle,
Voll Ernſtes da, die ewige Natur;
Er rief ſie kühn vom dunkeln Geiſterlande,
Und lächelnd trat in aller Freuden Chor,
Entzückender im menſchlichen Gewande,
Die namenloſe Königin hervor.

In dieſer Hymne herrſcht auch ſchon jene unmittelbare Sprache der Lyrik, die ſo ſelten iſt; ſchnell bezeichnende, innige, einfache, in jener Zeit noch friſche und unabgenützte, Beiwörter werfen ihr helles Streiflicht auf ganze Perioden. Von dem Genius der Kühnen z. B. heißt es:

Wie ſeinen Blitz aus hohen Wetternächten
Der Donnerer auf lange Thale ſtreut,
So zeigteſt Du entarteten Geſchlechten
Der Rieſen Sturz, der Völker Sterblichkeit.

Das hohe Lied der Liebe an „Diotima" (S. 19) iſt ganz aus jener oben von uns angedeuteten Anſicht hervor-

gegangen, die alles Große und Schöne der Menſchennatur in einem ewigen Urbilde ſchaut, deſſen Abbild die Liebe auf Erden ſucht und in Wahrheit findet:

Diotima! edles Leben!
Schweſter, heilig mir verwandt!
Eh' ich Dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne Dich gekannt.
Damals ſchon, da ich in Träumen,
Mir entlockt vom heitern Tag,
Unter meines Gartens Bäumen
Ein zufriedner Knabe lag,
Da in leiſer Luſt und Schöne
Meiner Seele Mai begann:
Säuſelte wie Zephyrstöne,
Göttliche! Dein Hauch mich an.

Aber jene Bewunderung der Geliebten iſt nicht die gewöhnliche paſſive Anbetung des Jünglings, der ſich ſelbſt im Lied erniedrigt und zum Nichts macht, um den Gegenſtand ſeiner Liebe zu verherrlichen. Unſer Dichter fühlt das Höchſte der Menſchheit auch in ſeinem eignen Selbſt, und faſt widerſtrebend unterwirft er ſich dem Ideale, das ihm die Liebe vorhält:

Sommerglut und Frühlingsmilde,
Streit und Friede wechſelt hier
Vor dem ſtillen Götterbilde
Wunderbar im Buſen mir;
Zürnend unter Huldigungen,
Hab' ich oft beſchämt, beſiegt,
Sie zu faſſen ſchon gerungen,
Die mein Kühnſtes überfliegt;
Unzufrieden im Gewinne,

Hab' ich ſtolz darob geweint,
Daß zu herrlich meinem Sinne
Und zu mächtig ſie erſcheint.

Mit dieſem Liede enden die gereimten Gedichte, und von S. 23 nehmen die reimloſen, in den Silbenmaßen des klaſſiſchen Alterthums verfertigten ihren Anfang. So ſehr wir bedauern müſſen, daß Hölderlin dem Reime, den er ſo ſcheinbar-kunſtlos und doch kühn und ſicher handhabte, untreu geworden, ſo können wir uns doch dieſen Entſchluß wohl erklären: In den Jahren, in welche Hölderlins ſelbſtändige poetiſche Ausbildung fällt, hatte die gereimte Poeſie unter Schiller's Feder gerade einen neuen und eigenthümlichen Aufſchwung genommen; unſer Dichter hatte mit Begeiſterung dieſe Bahn betreten, als ihn auf einmal eine Furcht angewandelt zu haben ſcheint, auf dieſem Wege zum Nachtreter zu werden und ſeine Originalität zu verlieren: eine Furcht, die uns nicht ganz ungegründet erſcheint, wenn wir mehre ſeiner gereimten Lieder mit Schillers moraliſchen, philoſophiſchen und künſtleriſchen Triumphliedern vergleichen. So ſcheu geworden, wandte er ſich zu den antiken Metren, in welchen bisher Klopſtock ſich zwar mit Würde, aber doch nur ſo bewegt hatte, daß die Poeſie allzu oft in den Feſſeln der Form erſtarrte, und in welchen nach ihm nur rhetoriſcher Bombaſt oder nackte Philoſophie einhergeſchritten war. In dieſer Geſtalt hoffte Hölderlin, mit ſeinen naturpoetiſchen Ergießungen nicht ſo leicht durch die Form ſelbſt verführt zu werden und ins Gebiet des Alltäglichen hinüber zu gerathen, und wirklich erſcheint er auch in dieſen

an und für ſich ſeinen Stoffen vielleicht nicht beſonders günſtigen Silbenmaßen, doch mit neuer Kraft ausgerüſtet, und in einer Eigenthümlichkeit, die ihm kein anderer Dichter mehr ſtreitig macht. Silbenmeſſer werden freilich den Kopf ſchütteln, denn Proſodie und Metrik ſind vielfach verletzt und vernachläſſigt [1]), aber trotz dieſer Unvollkommenheit haben ſeine Metra innere Melodie, und gewiß, wenn Hölderlin ſie vorlas, ſo ſchienen ſie dem Hörer die Geſetze des Versmaßes nirgends zu beleidigen; jene innere Harmonie, die ausgleichend durch das Ganze tönt, macht alle ſcheinbaren Mißklänge wieder gut. Ueberhaupt, ſo ſchlecht Stümpern eine ſolche Nachläſſigkeit ſteht, die nur durch eine gewiſſe correcte Beleckheit ihre Blöße decken können, ſo gern überhört man Härten und Unregelmäßigkeiten beim wahren Dichter. Noch immer ſind die Sprachverletzungen der Schöpfer unſerer romantiſchen Schule nicht nur leidlich und verzeihlich, ſie ergötzen ſogar faſt immer als Kraftanſtrengungen des dichteriſchen Genies, das die Bande einer oft allzu willkürlichen Grammatik zu ſprengen droht; ewig aber unerträglich ſind ebendieſelben an allen geiſtloſen Nachahmern.

In den reimloſen Poeſien Hölderlins iſt nicht mehr die Liebe der einzige, ſelbſt nicht, wenigſtens nicht als unmittelbares Gefühl, der vorherrſchende Stoff; oder vielmehr, dieſe Liebe iſt geſchlechtslos, ſie iſt Liebe zur Natur, zum Uni-

1) Und der Setzer hat vollends das Seinige dazu beigetragen, an manchen Stellen eine vollkommene Verwirrung anzurichten.

verſum und deſſen vollendetſter Projection in der Schöpfung des Südens und der Entwickelung des Griechenvolkes geworden. Und da iſt denn Hölderlin beſonders herrlich darin, daß bei ſeiner Tendenz und ſeltenen Gabe, das All in ſeiner Einheit naturpoetiſch darzuſtellen, ſeine Poeſie doch jede Idee auf feſtem, irdiſchem Grund und Boden bis in ihre individuellſten Theile verfolgt und entwickelt, ja ſelbſt die ſpeciellſten Lokalitäten nicht verſchmäht, und nachdem er in den Sandwüſten Afrikas der Brandſtätte des ewig ſich erneuernden Phönix Natur nachgeſpürt, oder in den Paradieſen von Hellas und Kleinaſien geſchwelgt, er mit zärtlicher und inniger Genügſamkeit an die Ufer des Rheins, des Mains und ſelbſt ſeines Neckars zurückkehrt. Ein Beweis, ſtatt vieler, mag zugleich als Probe ſeiner Poeſie im reimloſen Genre hier ſtehen.

Der Wanderer (S. 147).

Einſam ſtand ich und ſah in die afrikaniſchen dürren
Ebnen hinaus, vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin ſchlich das hagre Gebirg wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einſam und kahl blickt' aus der Höhe ſein Haupt.
Ach, nicht ſprang mit erfriſchendem Grün der ſchattende Wald hier
In die ſäuſelnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche ſtürzten hier nicht in melodiſchem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal ſchlingend den ſilbernen Strom.

Unter dem Strauche ſaß ein ernſter Vogel geſanglos,
Aengſtlich und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Waſſer rief ich dich an, Natur, in der Wüſte,
Waſſers bewahrte mir traulich das fromme Kameel,
Um der Haine Geſang, um Geſtalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimiſcher Fluren verwöhnt.

Aber ich bat umſonſt; du erſchienſt mir feurig und herrlich;
Aber ich hatte dich einſt göttlicher, ſchöner geſehn.
Auch den Eispol hab' ich beſucht...

Mutter Erde, rief ich, du biſt zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebſt du in einſamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in ſorgender Liebe,
Alternd, im Kinde ſich nicht wiederzuſehn, iſt der Tod.
Aber vielleicht erwarmſt du, vielleicht am Strahle des Himmels
Aus dem dürftigen Schlaf ſchmeichelt ſein Odem dich auf;
Und wie ein Samenkorn durchbrichſt du die eherne Hülſe,
Und die knospende Welt windet ſich ſchüchtern heraus.
Deine geſparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Roſen glühen, und Wein ſprudelt im kärglichen Nord.
Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen wie einſt zärtliche Lüfte mich an.

Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Feſten und Hütten hinauf u. ſ. w.

Wir haben mit Mühe der Verſuchung widerſtanden, das ganze Gedicht abzuſchreiben. In gleichem Geiſte ſind „Der Neckar" (S. 62), „Der Main" (S. 66), und die Ode auf „Heidelberg" (S. 64). Welcher Maler kann ein ſchöpferiſcher Bild jener Landſchaft entwerfen als unſer Sänger in dieſen Strophen:

Aber ſchwer in das Thal hing die gigantiſche
Schickſalskundige Burg nieder, bis auf den Grund
Von den Wettern geriſſen;
Doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Rieſenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauſchten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

Von allen den verklärten Naturbildern in der Galerie dieser Gedichtsammlung ist keines herrlicher als die lange und doch in keinem Vers, in keinem Wort ermüdende Hymne, die dem „Archipelagus" geweiht ist (S. 159—179). Griechenlands Natur und Geschichte hat sich dem geistigen Auge des Sängers wie gegenwärtig geoffenbart; dies Gedicht zeigt wie nicht leicht ein anderes, daß die höchste Poesie auch die höchste Wahrheit ist. Wer dasselbe in ein Gemüth aufnimmt, dem der gehörige Hintergrund von eigner Phantasie nicht fehlt, wird sich nach der Lesung desselben sagen müssen: Ja, der Verfasser ist im Geist wirklich und wahrhaftig im Lande der Hellenen gewesen! Auch ist nie das Wesen des klassischen Alterthums mit romantischerer Sehnsucht aufgefaßt worden. Der Raum gestattet uns so wenig von diesem als von andern Naturliedern weitere Proben hier zu geben. Ueberall in der Natur ahnet der Dichter die Weltseele: im gefesselten Strom (S. 37), im Sonnenuntergang (S. 39), im Morgen und Abend (S. 46, 47), im Winter (S. 50) (der zugleich wunderbar als Folie zur Verherrlichung des Menschen dient). Aber in seinem Naturdienst ist keine Abgötterei sichtbar, er ist vielmehr wahre Frömmigkeit, gemischt mit tiefer Wehmuth, daß Niemand mehr das Göttliche in der Natur erkennt und ehrt. Dies sprechen Stellen aus wie:

. . . . eben iſt's,
Daß ich gelauſcht, wie, goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling
Sein Abendlied auf himmliſcher Leier ſpielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern iſt er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinabgegangen!

und das kleine Gedicht (S. 42):

Die ſcheinheiligen Dichter.

Ihr kalten Heuchler, ſprecht von den Göttern nicht,
Ihr habt Verſtand; Ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott.
Todt iſt die Erde, wer mag ihr danken?
Getroſt, Ihr Götter! zieret Ihr doch das Lied,
Wenn ſchon aus Euren Namen die Seele ſchwand,
Und iſt ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur! ſo gedenkt man deiner!

Auch die kleinen Spruchgedichte (von S. 53—61) ſind voll ſolcher Empfindungen. Von menſchlichen Verhältniſſen ſind dem Dichter diejenigen die theuerſten, die in der Natur wurzeln: die Jugend mit ihrer Kraft und Aufopferungsfähigkeit (S. 44, 45), die Liebe, nicht nur die Geſchlechtsliebe, ſondern auch beſonders die Verwandtenliebe, der zwei herrliche Gedichte gewidmet ſind: „Das Ahnenbild" (S. 23) und „Die Heimath" (S. 71). Abſcheu erregt ihm, als dem echten Dichter, das praktiſche Leben, im Gegenſatze gegen das Naturleben, ſobald das letztere von jenem geſtört oder gar zerſtört wird. Im Fragmente „Der Menſch" (S. 85 fg.) heißt es:

Ach, darum treibt ihn, Erde! vom Herzen dir
Sein Uebermuth, und deine Geſchenke ſind
Umſonſt, die zärtlichen, zu hoch ſchlägt
Immer und immer der ſtolze Buſen.
Von ſeines Ufers duftender Wieſe muß
In's blütenloſe Waſſer hinaus der Menſch,
Und glänzt' auch, wie die Sternennacht, von
Goldenen Früchten ſein Hain, doch gräbt er
Sich Höhlen in den Bergen und ſpäht im Schacht,
Von ſeines Vaters heiligem Strahle fern,
Dem Sonnengott auch ungetreu, der
Knechte nicht liebt und der Sorgen ſpottet.
Ach, freier athmen Vögel des Walds, wenn ſchon
Des Menſchen Bruſt ſich wilder und ſtolzer hebt,
Sein Trotz wird Angſt, und ſeines Friedens
Blume, die zärtliche, blüht nicht lange.

Immer verklärter wird des Dichters Liebe zu Diotima, immer klarer ſpricht ſich der Gedanke aus, daß die Liebe als Opfer des Zwiſtes zwiſchen den Göttern (dem Unendlichen) und den Menſchen (dem Endlichen) untergehen muß. Dies iſt namentlich der Grundgedanke des herrlichen Liedes „Der Abſchied" (S. 76). Der Tod der Geliebten beſiegelt dieſen Glauben; aber mit dem Untergang ſeiner Liebe wird auch das Leben des Dichters ſelbſt aus den Wurzeln geriſſen, und in den tiefſinnigen naturphiloſophiſchen Elegien: „Menons Klage um Diotima" (S. 127 fg.) finden ſich ſchon beſtimmte, mit allem Selbſtbewußtſein ausgeſprochene Vorahnungen des Schickſals, das den unglücklichen Sänger erwartete:

Immer kannſt du's noch nicht, o meine Seele, noch kannſt du's
Nicht gewohnen und träumſt mitten im eiſernen Schlaf!

und:

Darum irr' ich umher und wohl wie die Schatten, ſo muß ich
Leben, und ſinnlos dünkt lange das Uebrige mir.

und beſonders S. 131:

Dies iſt's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos ſitze den Tag und ſtumm wie die Kinder,
Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch ſchleicht,
Und die Pflanze des Felds und der Vögel Singen mich trüb macht,
Weil mit Freuden auch ſie Boten des Himmliſchen ſind,
Aber nur in ſchauernder Bruſt die beſeelende Sonne
Kühl und fruchtlos mir dämmert wie Strahlen der Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängnißwände der Himmel,
Eine beugende Laſt, über dem Haupte mir hängt.

Auf dieſen bewußten Schwanengeſang folgen in der Sammlung bald die Beweiſe, daß die Verzweiflung des Dichters keine hohle und ſentimentale war; wirkliche Spuren ſichtbarer Geiſtesverwirrung, an den Wahnwitz ſtreifende Satzfügungen ſtellen ſich mitten unter den erhabenſten Gedanken und Bildern in den Gedichten: „Andenken" (S. 180) und „Die Wanderung" (S. 183) ein. Selbſt das (bisher ungedruckte) Fragment des Trauerſpiels „Der Tod des Empedokles" enthält neben vielem ſogleich in ſeiner Herrlichkeit Verſtändlichen, ſowohl in der Anlage, ſoweit auf ſie geſchloſſen werden kann, als im Einzelnen, eine Menge Räthſel, die gewiß der Dunkelheit, die man in den Schriften des Helden Empedokles rühmte, Ehre machen müßten.

Die Pepromene (mit dieſem Namen der Tragödie bezeichnet unſer Dichter am liebſten die Schickſalsgöttin) hat

unſern Dichter nur allzu bald beim Wort genommen. Frühe und furchtbar-eigenthümliche Erhörung fand ſein Gebet „An die Parzen“ (S. 82), mit welchem dieſe Anzeige ſchließen mag:

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Und Einen Herbſt zum reifen Geſange mir,
Daß williger mein Herz, vom ſüßen
Spiele geſättiget, dann mir ſterbe!
Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, ſie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch iſt mir einſt das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:
Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenſpiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht!

5.

Gedichte von Justinus Kerner.

Stuttgart, Cotta. 1826.

Blätter für liter. Unterhaltung 1827. Nr. 233 u. 234.

Nur allzu häufig kommt der Referent, der Gedichtesammlungen unserer Zeit anzuzeigen hat, in Verlegenheit, wenn er ihren auszeichnenden Charakter bestimmen soll; denn, wenn ihm auch immerhin Einzelnes lobens- und beachtenswerth schien, so zeigt sich doch das Ganze beim Ueberblick entweder als aus der Nachahmung irgend eines Vorbildes entstanden, oder (was nicht weniger häufig ist) als eine wahre Musterkarte der mannichfaltigsten Manieren. Der vorliegenden Sammlung ist dieser Vorwurf nicht zu machen; sie rührt von einem selbständigen Dichter her und hat eine entschiedene Persönlichkeit; Inhalt und Form dieser Lieder insgesammt sind durch die Eigenthümlichkeit des Gemüths bestimmt, aus dem sie entspringen, und selbst die Eintönigkeit ihrer Manier, die immer wiederkehrenden Gegenstände und Gefühlsweisen sprechen für die Originalität des Sängers.

Justinus Kerner trat, so viel uns bekannt, zuerst an der Seite seines schwäbischen Landsmannes, Freundes und

Altersgenossen, Ludwig Uhland, vor bald 20 Jahren öffentlich als Dichter auf, er besorgte im Jahr 1811 in Verbindung mit diesem und andern Freunden einen „Poetischen Almanach" auf das Jahr 1812, nahm thätigen und ordnenden Antheil an der Herausgabe des „Deutschen Dichterwaldes" (1813) und ließ seitdem, wiewohl ziemlich sparsam, einzelne Lieder, die sich fast immer als Ausbrüche unmittelbarer Empfindung beurkundeten, durch's „Morgenblatt" unter das Publikum kommen. Schon im Jahre 1811 hatte er unter dem Namen des Schattenspieler Luchs einen von farbiger Phantasie und reicher Laune eingegebenen Roman: „Die Reiseschatten" (Heidelberg bei Braun) herausgegeben, der nicht unbeachtet in unserer Literatur geblieben ist und ein warmes Lob von Jean Paul erfuhr. Daß, seinem praktischen Berufe nach, Kerner Arzt ist, sagen uns nicht nur, mit einem poetischen Seufzer, hier und da seine Lieder, sondern auch einige rühmlich bekannte Schriften, in welchen er als Forscher und zum Theil als Entdecker im Gebiete seiner Wissenschaft sich dargethan hat.

Doch, um zu seiner Poesie und ihrem wesentlichen Charakter zurückzukehren, so finden wir durchaus in ihr die Phantasie und das schnell ausbrechende Gefühl einer sanguinischen Gemüthsart vorherrschend, nicht einer melancholischen, woraus, nach Gegenstand und Ausdruck, seine Lieder geflossen zu sein gewissermaßen Miene machen. Wenn wir auch nicht aus seinen „Reiseschatten" wüßten, daß der Dichter ein recht heiterer Schalk sein kann, so müßte uns

ſchon das Uebergewicht des lyriſchen Elements über das elegiſche in den faſt immer kurzen Gedichten, das ſich beſonders auch im Silbenmaß offenbart, überzeugen, daß ſie nicht von dem brütenden Kummer der Melancholie eingegeben ſind, und eine prüfende Muſterung derſelben zeigt uns, daß das, was ſich als Schwermuth und dauernder Lebensſchmerz geltend machen will, vielmehr die Wehmuth eines weichen Herzens, das vom Böſen wie vom Guten ebenſo ſchnell zu Thränen gerührt wird, zuweilen eine noch immer poetiſche Hypochondrie, manchmal aber auch eine vorübergehende, eigentlich krankhafte Stimmung iſt.

Es liegen dieſen Gedichten lauter flüchtige, ſchnell erzeugte, jedoch nie erkünſtelte Gefühle, und ebenſo ſchnell auflodernde Phantaſien zum Grunde, und durchaus herrſcht in ihnen der momentane Eindruck vor; dieſer aber iſt mit ergreifender Wahrheit in völliger Echtheit wiedergegeben. Unter jene Gefühle gehört beſonders die Wehmuth, erzeugt aus dem Bezug, der ſich faſt jedem Gegenſtand auf die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und auf den Tod des Menſchen ſelbſt geben läßt; dieſe Beziehungen ſind aber ſehr glücklich herausgefunden; ſie tragen meiſt den Stempel einer originellen Phantaſie und rufen Gefühle hervor, die überraſchen und doch nicht unnatürlich genannt werden können. Am liebſten ſucht der Dichter ſolche Todesmahnungen in der Natur und mitten im Genuſſe ihrer Schätze. Im „Preis der Tanne“ (S. 5) rühmt ſich gegen dieſe, die Freudeloſe, die Freudegeberin die Rebe; dann heißt es weiter:

So ſich brüſtend ſprach die Rebe,
Doch die Tanne blieb nicht ſtumm,
Säuſelnd ſprach ſie: „Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm".

„Eines doch iſt mir beſchieden,
Mehr zu laben als dein Wein,
Lebensmüde: — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!"

Ob die Rebe ſich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch ſie ſchwieg, und Thränen hangen
Sah ich ihr im Auge licht.

Nicht ſelten enden die heiterſten Lieder ganz unerwartet mit einem wehmüthigen Gedanken, und die Erinnerung an den Tod legt ſich wie eine Alles beſchattende Wolke über den eben noch lichten und durchſichtigen Aether ſeiner Phantaſie. In „Lob des Flachſes", den ſich der Dichter von ſeiner himmelblauen Blüte bis zum ſchneeweißen Gewebe daraus in den hellſten Strahlen ſeines Geiſtes ſpiegeln läßt, macht ſich dieſer Schluß beſonders fühlbar (S. 18):

— — — — — — — —

In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis berührt von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenſchimmer
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel muntrer Mägdlein Mitte,
Biſt du bei Geſang und Scherze.

Draußen brauſen Sturm, Geſpenſter;
Wandrer wird der Sorg' entladen,

Sieht er hinter hellem Fenſter
Heimiſch deinen goldnen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare,
Liegſt, ein ſegnend Kreuz gebreitet,
Schimmernd über dunkler Bahre.

Biſt des Säuglings erſte Hülle,
Spieleſt lind um ſeine Glieder,
Bleich in dich gehüllt und ſtille
Kehrt der Menſch zur Erde wieder.

Sehr oft erſcheint dieſer Todesgedanke wie ein Geſpenſt, das dem Sänger keine Ruhe läßt, ihn allenthalben mahnt und aufſchreckt; da iſt kein Sinn, durch den er nicht einſchliche; die Lieder, die dann entſtehen, erregen aber auch ein wahrhaftes Geſpenſterintereſſe. Ein recht innerlich-ſchauerliches Lied dieſer Art iſt wohl

Der ſchmerzreiche Ton. (S. 39.)

Wehlaut aus dem Todtenzimmer,
Glockenklang, der Schüler Chor,
Das ſind Töne, die wohl immer
Schmerzlich dringen in mein Ohr.

Doch ein Ton im Haus der Leiche
Bringet mir vor Allem Schmerz,
Ton, bei dem ich ſtets erbleiche,
Ton, der mir zerreißt das Herz:

Ton aus ſtiller Todtenkammer,
Wo der Menſch im Leichenſchrein; —
Wann der Tiſchler mit dem Hammer
Schlägt den erſten Nagel ein.

Zuweilen ſpricht aus dieſen Gedichten eine gewiſſe

erhebende Sehnſucht nach dem Tode, wie beſonders in dem wunderſchönen Liede des Kranken an den Arzt (S. 120), wo noch außerdem der Nebengedanke echt poetiſch iſt, daß der Kranke darüber hadert, wie der Trank des Arztes ihm den hellen, glühenden Fiebertraum vertrieben und ihn dem matten Leben und dem drückenden Gefühle der Krankheit zurückgegeben habe. Wohl werden dieſe Wehmuthslieder manchmal ſelbſt etwas matt und krank, wie die „Todesprobe an der Leiche einer Mutter“ (S. 44) und die Gedichte S. 108, 115, 117, 163, 177. Dagegen erheben ſich andere zu einer Kraft, deren Eindruck um ſo wohlthätiger iſt, je weniger ſie im Ganzen Grundcharakter dieſer Poeſien iſt. Als eins der herrlichſten Lieder ſolcher Art erſchien uns immer der Zuruf „An das Trinkglas eines verſtorbenen Freundes“ (S. 144), wo uns nicht, wie aus manchen andern benachbarten Liedern, ein banges Grabgeläute, ſondern ein Glockenruf aus dem Dome der Unſterblichkeit, aus der unſichtbaren Kirche entgegentönte, die Kerners Freund, Uhland, uns als ein Seher beſchrieben hat:

Du herrlich Glas, nun ſtehſt du leer!
Glas, das er oft mit Luſt gehoben!
Die Spinne hat rings um dich her
Indeß den düſtern Flor gewoben.

Jetzt ſollſt du mir gefüllet ſein
Mondhell mit Gold der deutſchen Reben!
In deiner Tiefe heilgen Schein
Schau ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erſchau in deinem Grund
Iſt nicht Gewöhnliches zu nennen,

Doch wird mir klar zu dieſer Stund',
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf dieſen Glauben, Glas, ſo hold!
Trink ich dich aus mit frohem Muthe;
Klar ſpiegelt ſich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem theuren Blute.

Still geht der Mond das Thal entlang,
Ernſt tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer ſteht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem kryſtallnen Grunde.

Doch nicht immer iſt es die Beſchäftigung mit dem Tode, die der Wehmuth und Sehnſucht des Dichters die zarteſten Lieder eingibt; auch ohne dieſe Beziehung verbreiten ſich jene Gefühle mit einem gewiſſen fliegenden Schmerze über den Anblick der Natur, die den Sänger ſo oft gerade daran erinnert, daß der Menſch faſt immer ausgeſchloſſen von ihr lebt; er ſelbſt erſcheint ſich daher wie ein gefangener Vogel hinter Eiſenſtangen, und ſeine Lieder ſind ein Träumen von Singen im Walde und Flug über Berg und Thal (S. 58). Aehnliche Empfindungen ſprechen ſich im „Alphorn" (S. 60), im „Pilger" (S. 153), in der „Sehnſucht nach der Waldgegend" (S. 67), in der „Ruhe bei Ihr" (S. 75), in der „Winterklage" (S. 82) wahr und rührend aus. Auch iſt die Wehmuth des Dichters nicht immer Trauer, ſie wird nicht ſelten zur wehmüthigen Freude, zur Luſt mit Bewußtſein des Entbehrens. So ſingt (S. 11) der Einſame, der, von Liebe verlaſſen, doch von der Natur nicht verlaſſen iſt:

Wohl geheſt du an Liebeshand,
Ein überſeel'ger Mann;
Ich geh allein, doch mit mir geht,
Was mich beglücken kann:

Es iſt des Himmels heilig Blau,
Der Aue Blumenpracht,
Einſamer Nachtigallen Schlag
In wolk'ger Wälder Nacht.

Es iſt der Wolke ſtiller Lauf,
Lebend'ger Waſſer Zug,
Der grünen Saaten wogend Meer
Und leichter Vögel Flug u. ſ. w.

Umgekehrt regt die Luſt, welche das Bewußtſein reiner glücklicher Liebe, im Gefühl ihres Widerſtreites mit dem Leben, gewährt, zu einem innigen Geſange den Dichter an in dem Liede: „Von Ihr im Winter" (S. 65). Beſondere Kraft aber entwickelt er in Abſchieds- und Wanderliedern, S. 69, 98, 103, welche bald kecker Blick in die Zukunft, bald inniges Umſchauen nach einer ſeligen Vergangenheit erzeugt. Im letzten Sinne iſt der „Abſchied" (S. 114), von dem Referent auch eine angemeſſene, einfache Melodie kennt, gedichtet:

Geh ich einſam durch die ſchwarzen Gaſſen,
Schweigt die Stadt, als wär ſie unbewohnt,
Aus der Ferne rauſchen nur die Waſſer,
Und am Himmel geht der bleiche Mond!

Vor Liebchens mondbeſchienenem Hauſe hält der Wanderer ſtille, reckt die Arme aus und ruft ſein Lebewohl; er begrüßt das Kämmerlein, das Fenſter, daraus ſie ſchaute, die Thür, daraus ſie gieng, und ſchließt ſodann:

Geh ich bang nun nach den alten Mauern,
Schauend rückwärts noch mit naſſem Blick,
Schließt der Wächter hinter mir die Thore,
Weiß nicht, daß mein Herze blieb zurück.

Dies iſt eines der wenigen Gedichte, das in einem langſam vorſchreitenden, elegiſchen Versmaße gedichtet iſt; im übrigen bewahrt ihn vor aller ſentimentalen Stagnation eine überaus bewegliche, lichte, durchſichtige Phantaſie, wie ſchon aus den bisher gegebenen Proben erhellt. Dieſe vermag ihn ſelbſt zuweilen zur aufbrauſenden, ſchäumenden Freude zu ſtimmen, wie im „Trinklied im Juni“ (S. 12), das den Wein ſo glücklich, nur noch dithyrambiſcher perſonifizirt, wie Novalis in ſeinem Weinliede gethan. Manchmal ſetzt ſich ſogar alles in reinphantaſtiſche Bilder um, wie im „Lobe der Spindel“ (S. 19), wo es V. 5 heißt:

In alter Wälder Dunkel,
Auf moſigem Geſtein
Sitzt an kryſtallner Runkel
Nachtfrau im Mondenſchein.

Mondhelle Fäden bringet
Ihr Finger zart hervor;
Seltſam die Spindel ſinget;
Es lauſcht des Wandrers Ohr.

In Schloß und Burgeshallen
Die Spindel emſig ſang;
Den deutſchen Frauen allen
War ſie ein lieber Klang u. ſ. w.

Hierher gehört auch die „Abendſchifffahrt“ (S. 157) und ganz beſonders das dieſer Liederſammlung angehängte kleine

Drama „Ikarus“ (S. 197 fg.), das unter dem Titel: „Der Todtengräber von Feldberg“ schon in des Dichters „Reiseschatten“ (S. 65 fg.) einen Platz gefunden hatte. Dieser Ikarus ist ein Todtengräber, den die fixe Idee, fliegen zu wollen, dem bösen Feind in die Arme, und am Ende zum Weibes- und Tochtermorde und aufs Schafot führt. Der Idee liegt wohl mit tiefer, schmerzlicher Ironie das Mißverhältniß im Streben des menschlichen Geistes nach dem Höchsten und Himmlischen beim Gebanntsein an diesen Wohnsitz der Verwesung zum Grunde; dieser Tiefsinn vergißt sich aber fast wieder über der reinphantastischen Ausführung mit den buntesten, bald rührenden, bald lächerlichen, bald eigentlich tollen Episoden. Da erscheint ein Poete, der über dem Frühling zur Sonnenblume zu werden meint:

Ha, wie ist mir doch zu Muthe
Jetzt in diesen Frühlingszeiten!
Fühl' ich nicht in meinem Blute
Wunderbares Sehnen, Streiten,
Duften, Singen, Grünen, Blühn,
Himmel golden, purpurn, blau!
Rosen, Lilien in der Au?
Aber auch in ferne Weiten
Treibt's mich wie den Blüthenstamm,
Zweige meine Arme, breiten
Sich gen Himmel wundersam;
Meine Füße nimmer schreiten,
Wurzeln in die warme Erde,
Und nun ist's nicht zu bestreiten,
Daß ich selbst zur Blume werde!

Ein humoristischer, im Herzensgrunde aber viel poetischerer

Gärtner bringt die Blume zur menſchlichen Beſinnung zurück, indem er ſie mit einer Kufe Waſſer begießt.

Ein andermal ſteigt in einer wilden Waldgegend aus einem hier ſonſt nie erblickten dunkelblauen See der Tod, lauert und lockt die Vorübergehenden durch ein Trugbild der Augen hinein. Der Mönch ſucht Fiſche für die Faſten, der Jäger ſtellt ſich nach Enten auf die Lauer, der König beſieht ſich die Ufer zu einem Luſthauſe, die blühende Jungfrau ſieht ein Röslein auf der Welle ſchwimmen. Eins nach dem Andern naht ſich dem See; da ſteigt der Tod aus dem See und faßt ſie mit den Worten: „Sündlich Leben, fort zur Hölle!“

Unter die ausgezeichnetſten Gedichte der Sammlung gehören unſtreitig mehrere der eingeſtreuten Romanzen, in welchen ſehr glücklich gewählte Stoffe, häufig phantaſtiſcher Natur, mit ſo ſinniger Einfalt, ſo tiefem Gefühl und glühendem Farbenſpiel behandelt ſind, daß wir nicht zu viel zu behaupten glauben, wenn wir ſagen, daß wir keine ſchönern Exemplare dieſer Gattung in der deutſchen Literatur aufzuweiſen haben. Mit Zuverſicht ſagen wir dieſes namentlich von den Romanzen: „Die vier wahnſinnigen Brüder“ (S. 8), „Kaiſer Rudolfs Ritt zum Grabe“ (S. 95), „König Georg von England im Jahre 1813“ (S. 126), „Der Geiger zu Gmünd“ (S. 147).

In den Wahnſinnigen iſt die Verzweiflung des Leichtſinns mit wahrhaft großartigem Ernſte geſchildert:

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Vier — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen einander gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet seela in favilla.

Mit diesen Versen beginnt und endet die Romanze. Mit dem Wort aus jenem Kirchenliede war der Vater der vier Schlemmer warnend verschieden, und

Jene wie zum Hochgericht
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nah der Hölle, fern dem Himmel.

Und gebuhlet und geschwärmet
Ward es wieder lange Jahr,
Andrer Noth sie nie gehärmet,
Keinem greiser ward das Haar.
Luft'ge Brüder! habt nicht Zweifel:
Eine Mähr' ist Gott und Teufel!

Bis einst um Mitternacht, nach einem Schmause, sie in ein Gotteshaus taumeln, aus dem Gesang erschallt.

„Lasset euer Bell'n, ihr Hunde!"
Schreien sie aus Satans Munde.

Stürzen die verruchten Wichte
Brüllend durch das heil'ge Thor,

Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernſte Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet seclа in favilla.

Und ihr Mund — weit ſteht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht,
Gottes Zorn hat ſie getroffen,
Jeder wie ein Steinbild ſteht,
Grau die Haare, bleich die Wangen,
Wahnſinn hat ihr Haupt befangen.

Ausgetrocknet zu Gerippen u. ſ. w.

In der Romanze von Kaiſer Rudolf iſt der bekannte Ruf des Sterbenden: „Auf, nach Speier!“ auf eine Weiſe behandelt, die nichts zu wünſchen übrig läßt; Heldenkraft, Frömmigkeit, Tiefe des menſchlichen Gemüths und eine herrliche Natur im Hintergrunde ſpiegeln ſich in dieſem Gedicht. Der Held ſitzt auf der Burg zu Germersheim beim gewohnten Schach, und erhält von den Aerzten auf ſeine Frage die Antwort, daß es noch heute mit ihm enden könne.

Freundlich lächelnd ſpricht der Greis:
„Meiſter! Dank für dieſe Kunde!“

„Auf, nach Speier!“ ruft er — —

„Blaſt die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
— — — — — — — — —

Weinend ſteht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Roſſe,
Rechts und links ein Capellan,
Zieht, halb Leich', aus ſeinem Schloſſe.

Trauernd neigt des Schloſſes Lind'
Vor ihm ihre Aeſte nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden ſterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelsluſt
Spricht der Greis mit jenen zweien,
Lächelnd blickt ſein Angeſicht,
Als ritt er zur Luſt in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken ſchallen.
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegenwallen.

In den hohen Kaiſerſaal
Iſt er raſch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt ſich ſein Geſicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'ſchem Lichte,
Und verſchieden ſitzt der Held,
Himmelsruh im Angeſichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten;
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verſchieden.

Nach dem Dome ſtrömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geiſt der Dom des Himmels.

Der Raum erlaubt uns nicht, auch unſer Urtheil über die zwei andern genannten Romanzen durch eine Probe zu belegen. Der von König Georg liegt die Anekdote zum Grunde, die ihrer Zeit die Tagesblätter enthielten; daß der greiſe, blödſinnige König im Jahre 1814 lichte Augenblicke gehabt, in welchen ihm der ungeheure Umſchwung der Dinge berichtet werden konnte, daß aber alsbald ſein Geiſt wieder in die alte Nacht verſunken. Dieſes momentane Wetterleuchten des Geiſtes iſt von der blitzenden Phantaſie unſers Dichters auf die ergreifendſte Weiſe dargeſtellt worden. Im „Geiger von Gmünd“ herrſcht eine rührende Vermiſchung der Wehmuth mit der Laune. Noch wären manche andere Romanzen auszuzeichnen: „Anna Vögtly“ (S. 47) iſt zwar unkünſtleriſch, denn das Intereſſe für die Heldin geht faſt ganz verloren; aber die zweite Hälfte macht einen magiſchen Eindruck. In mehreren hat Kerner ganz den einfach ſchauerlichen Ton alter Volksromanzen getroffen, wie im „Herrn von der Heide“ (S. 118) und in „Regiswind“ (S. 139). Das Schauerliche erreicht ſeinen höchſten Gipfel in „Sanct-Alban“ (S. 159), wo die Wirkung beſchrieben wird, die ein Felſen auf das Land hervorbringt, der das Bildniß des Satans darſtelle:

Kalt wie des Mondes Strahlen,
Blickt' es ins Land hinein,

Zum Fluch den Höhn und Thalen;
Statt Blumen wuchſen Stein',
Statt Menſchen wurden Drachen,
Statt Fiſchlein Schlangen im See,
Die Hölle ſah's mit Lachen
Und pries das Bild in der Höh'.

Dieſes Bild zertrümmert Sanct-Albans ſtarker Hammer und gibt der Gegend Roſen und Lilien im linden Maienſcheine wieder.

Wir haben geſehen, daß die Phantaſie des Dichters am liebſten im bunten Reiche der Mythe lebt und ſchafft; es läßt ſich denken, daß ſie eine Fremdlingin in der Gegenwart iſt, und nicht ganz ſicher wandelt, wo ſie ſich in dieſelbe verirrt. Daher ſind denn auch die hiſtoriſchen Gedichte der Sammlung, ſofern ſie die ferne Gegenwart beſingen, vortrefflich, wie „Lorch" (S. 129), „Hohenſtaufen" (S. 173); ſofern ſie ſich aber mit dem, was jetzt iſt oder kürzlich geweſen iſt, beſchäftigen, erſcheinen ſie etwas getrübt von der Gegenwart, das Gefühl wird leidenſchaftlich und die Phantaſie übertreibt. So iſt denn auch der Unmuth, den das Lied „An Uhland" (S. 33) über das patriotiſche Streben des Freundes äußert, ungerecht, wie jeder zugeben wird, der Uhlands vaterländiſche Gedichte kennt. Einige Lieder jedoch, die aus der Gegenwart entſprungen ſind, trifft dieſer Tadel gar nicht. Von der Romanze auf König Georg von England iſt oben geſprochen: ſie behandelt einen Stoff der neueſten Zeit ſo frei, ſo zauberiſch, als wenn er umgoſſen vom Dufte der fernſten Ferne wäre; ein

gleiches Lob gebührt dem Liede „Bei des Kronprinzen von Württemberg, jetzigen Königs, Zurückkunft aus Frankreich“ im Frühling 1815.

— — — — — — — — —

Komm! ſieh viel ſtarker Männer Arme,
Die all' nach Dir ſich breiten aus!
Komm, daß nach lang verbißnem Harme
Geſang erſchall' aus Hütt' und Haus!

Ja! ſieh bekränzt von Blüthenzweigen
Dein Land in jugendlicher Pracht;
Die Wälder ſich melodiſch neigen,
Sie rufen Dich in ihre Nacht.

Die ſtolze Alp in Himmelsbläue,
Drauf manch gekröntes Heldenhaus,
Schaut nach dem deutſchen Sohn der Treue
Sehnſüchtig in das Land hinaus.

Wild rauſcht des Neckars blaue Welle,
Rennt eilend, wie ſie nie gethan,
Zum alten Rheine treibt ſie's ſchnelle,
Den Sieggekrönten zu empfahn.

— — — — — —

Unter die ſchönſten Lieder der Gegenwart gehört auch: „Im Herbſte 1823“. Gewiß überraſcht alle Leſer, wie uns, folgender Gedanke:

— — — — — — — —

Evoe! dem Gotte leer'
Ich auch dieſes Glas mit Wein!
Gold des Neckars! — doch woher
Fällt ein Tropfen Blut hinein?

Freunde! das iſt Griechenblut!
Stellt Geſang und Jubel ein!

Blickt zu Thal, mit trübem Muth
Auf die Erde, kalt wie Stein.

Evoe, Ruf, der einmal
Froh getönt durch Hellas Land,
Töntest mir jetzt Hellas Qual —
Und das Glas entfällt der Hand.

Wir sollten diese Anzeige nicht schließen, ohne den Verfasser wegen der vielen Unrichtigkeiten, Härten und Nachläßigkeiten in der Sprache ernstlich zur Rede zu stellen; aber wir überlassen dies andern Recensenten, die vielleicht mit dem, was wir, eingedenk des Horazischen: Ubi plura nitent in carmine etc., unterlassen haben, ihr kritisches Urtheil beginnen werden.

6.

Gedichte des Königs Ludwig von Baiern.

Zweite, vermehrte Auflage. 2 Theile.

München, Cotta. 1829.

Blätter für literarische Unterhaltung 1830, Nr. 1 u. 2.

Während dieſe Anzeige vorbereitet ward, iſt ſchon die zweite, vermehrte Auflage der Gedichte des königlichen Sängers erſchienen, über welche ſie ſprechen will. Mit ſo reißender Ungeduld hat ſich das deutſche Vaterland in die Seltenheit getheilt, die ihm hier vom Throne herab geboten wird. Die Neſtoren unſerer Nation mögen uns erzählen, ob unſere Väter und Großväter vor 70 Jahren mit gleicher Haſt nach den „Poésies diverses“ des großen Friedrich gegriffen haben, die im Jahre 1760 zum erſten Mal in unentſtellter Geſtalt zu Berlin bei Chr. Fr. Voß erſchienen. Man kann mit Grund daran zweifeln. So viel Aufſehen auch jene Sammlung gemacht haben mag, ſo war ſie doch eine Erſcheinung ganz anderer Art. Sie gab ſich ſelbſt nur, nach dem Vorberichte des Herausgebers, als „le fruit de l'amusement d'un grand prince“, der Verſe machte, „ne cherchant que le plaisir de surmonter la difficulté“. Es waren ſeine Poeſien, auch abgeſehen von dem fremden Idiom, eigentliche

Kunſtproducte, und in der That auch mehr geiſtreiche Reproductionen des Ideenvorraths einer ſchnellgereiften verſtändigen Zeit, als Erzeugniſſe des Gemüths. Friedrich hätte ſolche und noch beſſere Verſe machen können und doch nicht der großartige Menſch und Monarch ſein, der er wirklich war. Bei der vorliegenden Sammlung verhält es ſich weit anders. Es ſind minder correcte Gedichte, aber ſie kommen nicht blos aus dem Geiſte, ſie kommen auch aus dem Herzen eines Königs, ſie laſſen uns einen Blick in ſeine ganze Gemüthswelt thun; und das iſt es, was ihren Hauptreiz, ihren Hauptvorzug ausmacht, was ihnen ſo überaus ſchnellen Eingang in Deutſchland verſchafft hat.

Mit dieſer Eigenſchaft jener Gedichte will ſich auch die nachſtehende Beurtheilung faſt ausſchließlich beſchäftigen. Denn ein unbefangenes Urtheil über den reinäſthetiſchen Werth der Gedichtſammlung eines Königs iſt für den Zeitgenoſſen ſehr ſchwierig, wenn er ſich auch vom Einfluſſe außerpoetiſcher Abſichten vollkommen frei weiß. Ehrfurcht und Wahrheitsliebe kommen ſelbſt ſo noch in eine ſolche Colliſion, daß leicht auch das kleinſte Lob verdächtig, auch der leiſeſte Tadel unbeſcheiden wird. Auch dieſe Anzeige wird ſich daher auf wenige allgemeine Andeutungen, ſofern dieſelbe in die eigentliche Kunſtkritik einſchlagen, zu beſchränken haben. Hingegen über die Tendenz und Geſinnung der Gedichte eines Fürſten zu ſprechen, wenn dieſelbe ſo offenkundig vor Augen liegt, wie in dieſen Königsgeſängen, dieſe als den Ausdruck eines königlichen Gemüths ins Auge zu faſſen,

iſt weder ſo mißlich noch ſo ſehr der Mißdeutung unterworfen; ein ethiſches Urtheil kann in ſolchen Fällen viel zuverſichtlicher gefällt werden, als ein Geſchmacksurtheil.

Und ſo heißen wir denn dieſe Gedichte als den wahren Spiegel eines deutſchen Fürſtengemüthes gerührt und ehrerbietig willkommen. Ein König hat es ſchwer, ſich der Mitwelt verſtändlich zu machen. Er kann faſt allein durch Handlungen mit ihr verkehren, und dieſe greifen ſtets in das Gewirr der verſchiedenen ſich durchkreuzenden Intereſſen der Geſellſchaft auf eine Weiſe ein, die ihm auch für das Edelſte, was er thut, ſelten einſtimmige Anerkennung erwirbt. Privatperſonen können ihre Thaten durch das zutrauliche Wort erläutern; der Umgang mit ihnen klärt uns über ihre Grundſätze, ihre Abſichten auf, und je mehr wir ſie reden hören, je milder beurtheilen wir ihr Handeln. Der Fürſt ſpricht nur durch ſein Wirken und begleitet dieſes höchſtens mit dem officiellen Lapidarſtyl der Ordonnanzen und Geſetze; wenn er weiter geht, ſo muß er ſchon auf indirectem Wege ſich äußern, er muß, ſobald er erläutern will, einen fremden Mund entlehnen: aber beide Arten der Mittheilung haben nichts von der Zutraulichkeit der unmittelbaren Herzensſprache an ſich, es ſind keine Reden von Antlitz zu Antlitz, die ſchon dadurch Glauben erwecken, weil man ſich gegenſeitig dazu anblickt. Muß man ſich nun nicht freudig überraſcht fühlen, wenn ein König zu einem ebenſo unerwarteten als zweckmäßigen Surrogate ſeine Zuflucht nimmt; wenn er, da es die Etiquette einmal nicht erlauben

kann, frei von der Leber weg mit einzelnen oder mit Volk und Vaterland zu ſprechen, wenn er, mit der Liedergabe von Natur ausgerüſtet, zum Saitenſpiele greift und wenigſtens frei vom Herzen weg ſingt; wenn er alle ſeine Gefühle, ſeine Begeiſterung für's Gute, ſeine Freude über das Gelingen des Gewollten, ſeinen Unwillen über das Unedle und Gemeine, ſeine Liebe wie ſeine Abneigung, ja, ſelbſt ſeinen Kampf und ſeine Reue unbefangen dem Liede anvertraut, und wenn er, im Vertrauen auf die Einheit und Reinheit ſeines Willens und ſeiner Geſinnung, es über ſich vermag, dieſe bunten Lieder in die Welt hinauszugeben und von jener Gedanken- und Preßfreiheit Gebrauch zu machen, die der Geringſte des Volkes hat und von welcher der Fürſt gewöhnlich allein ausgeſchloſſen bleibt.

Aus dieſer Fülle von Gefühlen und Gedanken, welche in der Gedichtſammlung des Königs Ludwig von Baiern enthalten ſind, müſſen billig zuerſt diejenigen hervorgehoben werden, welche dem Sänger ſeine Geburt und Stellung eingegeben hat. Man iſt gewohnt, das Schickſal eines Königs, während man es beneidet, zugleich zu bedauern, und alle deutſchen Muſenſöhne ſingen aus dem Liederbuche von den Fürſten: „Ihr Glück iſt nur erträumt!“ Aber aus dem Munde eines Königs ſelbſt dieſe Klagen zu vernehmen, und zwar nicht in allgemeinen Phraſen, ſondern auf eine Weiſe, welche die Spuren perſönlicher Erfahrung nicht verleugnet, das iſt gewiß ebenſo ungewohnt als ergreifend. An alle Herzen ſprechen und durch alle Zeiten tönen werden daher

die Lieder: „An mich als König“ (II, S. 56); „Der Könige Loos“ (S. 58); „Königsklage“ (S. 61).

Im erſten dieſer Gedichte, welches am 5. Nov. 1825 geſchrieben und das erſte Gedicht ſeit der Thronbeſteigung des fürſtlichen Sängers iſt, faßt er ſeinen Beruf ſcharf, man möchte ſagen, unbarmherzig gegen ſich ſelbſt, ins Auge:

„Vorwärts, vorwärts ſollſt du ſchauen,
Darfſt zurücke niemals ſehn;
Ach! der Ruhe ſtille Auen
Mußten wie ein Traum verwehn.

Glücklich nur in dem Beglücken
Kannſt du jetzt und künftig ſein,
Blos in Anderer Entzücken
Gründet Deines ſich allein.

Blumenſaaten kannſt du ſtreuen,
Doch die heit're Blumenflur
Wird dich nimmermehr erfreuen,
Findeſt nie zu ihr die Spur.

— — — — — — — — —

Biſt Dir ſelber nun geſtorben,
Lebſt in Allen wieder auf,
Haſt Erinnerung nur erworben
Dir in Deines Lebens Lauf.“

Schon durch den im Drucke hier hervorgehobenen Gedanken darf dieſes aus tiefem Gefühl entſprungene Lied Anſpruch auf Unſterblichkeit machen.

Das zweite Lied ſchildert den König als einen Todten mitten im Leben, der wie ein Götterbild von Stein in den Mauern ſeines Schloſſes thronen, dem Alles abgewogen,

abgemeſſen ſein, dem das Herz nie höher ſchlagen ſoll, der die Luſt heitern Umgangs, die ſelbſt dem Aermſten gewährt iſt, entbehren muß. Es ſchließt:

„Ach! worauf ſein Blick verweilet,
Von Verleumdung wird's ereilet;
Sei es noch ſo gut, ſo rein,
Andres Anſehn es erlanget,
Und der Himmel ſelbſt empfanget
Gleich davon der Hölle Schein."

Das dritte Gedicht: „Königsklage", iſt ſchon die Frucht der bitterſten Erfahrungen:

„Düſtre Wolken mich umſchweben,
Um mich waltet dunkle Nacht,
Hin iſt Alles, um das Leben
Bin ich frühe ſchon gebracht.

Was ich ſuche, muß ich meiden,
Ach! es iſt noch nicht genug,
Durch Verleumdung ſelbſt zu leiden;
Bringe üb'rall hin den Fluch.

Wenn's für mich iſt ein Vergehen,
Mit dem Menſchen Menſch zu ſein,
Sollen ſie mich auch nicht ſehen;
Bin ich unter ihnen doch allein!

— — — — — — — —

Stiller werd ich, immer ſtiller,
Mir gleichgültig wird Natur;
Sie verlor den heitern Schimmer
Ach! für mich bis auf die Spur."

Wer empfindet nicht bei dieſem Liede die eigenthümliche Wahrheit der zweiten, den Kummer, der in der erſten

und dritten, den Lebensüberdruß, der in der letztangeführten Strophe ausgesprochen ist, dem Dichter nach?

Auch sonst spricht er von „des Hofes freudenloser Größe“ (II, S. 85), er sagt es nackt heraus, daß „das Leben des Königs eine Frohne ist“ (II, S. 154); er fühlt sich nur ganz behaglich, wo er „von aller Fürstenlast befreit ist“ (II, S. 154); er „muß der Heimath entfliehen, damit er sich sebst wiederum finde“ (II, S. 183).

Daß diese Klagen keine weibischen, zur Thatenlosigkeit führenden sind, beweist die Regierung des Königs Ludwig, deren Wahlspruch jenes „Vorwärts, vorwärts“ des ersten Liedes bleibt; aber auch in seiner Poesie drückt sich nicht blos die Schattenseite des Fürstenberufs ab, auch seine Lichtseite wird uns zugekehrt, und im Jahre 1829 im vierten seiner Regierung singt er (II, S. 189):

„Glücklich! Der auf einen Thron berufen,
Zu ersteigen hat er keine Stufen,
Ueber ihm auf Erden Niemand steht;
Seinen sehnend, glühend festen Willen
Gutes zu bewirken, darf er stillen,
Und der Tod nicht seine Spur verweht.“

Und nicht glaube man, daß das Unbeschränkte des Königswillens ihn reizt; er fühlt sich glücklich als verfassungsmäßiger König:

„Herrlich! über freies Volk zu walten,
Nicht nach Willkür grenzenlos zu schalten,
Sondern in den Schranken, die bestehn.
Muthig, kräftig stets voran zu schreiten,

Heilend, wo es möglich iſt, die Leiden,
In dem Edelen ſein Volk erhöhn!"

Mit der hochherzigen, freiheitliebenden Geſinnung, die aus dieſen Zeilen ſpricht, ſind auch diejenigen Gefühle verwandt, die ſich über das Volk, das die Vorſehung ihm als Hirten angewieſen hat und dem er ſeine heißeſte Liebe zuwendet, hinaus erſtrecken, die Gefühle, mit welchen Er ſein deutſches Vaterland und das wiedererwachende Volk der Griechen beſingt.

Wir haben patriotiſche und Griechenlieder die Menge, ja, wir ſind mit Gedichten dieſer Art ſeit vielen Jahren ſo bewirthet worden, daß ganz natürlicherweiſe eine Ueberſättigung eingetreten iſt; dennoch muß uns nach dieſer Koſt aufs Neue gelüſten, wenn ſie uns von einem Fürſtenſohne gereicht wird. Wenn wir bedenken, wie ein ſolcher gerade Empfindungen der Art, die dem einfachen Bürger ſo nahe liegen, ſich erſt erkämpfen und aus den Schanzen des Zwangs und Vorurtheils herauserobern muß, ſo wird uns das, was von den Lippen anderer Sänger als etwas ganz Gewohntes uns entgegentönen müßte, aus dem Munde des Königsſohnes und Königs zum neuen, ſüßen Klang, zumal wenn wir bedenken, wie ſehr hier die Geſinnung zugleich praktiſch wirkſam werden kann.

Willkommen alſo, ihr Vaterlandslieder, ihr Trauerlieder über die Unterdrückung Deutſchlands, ihr Sehnſuchtsklänge nach Befreiung, ihr Jubellieder über den Sieg! Das gehaltvollſte und rührendſte von Gedichten dieſer Art iſt

das während des Wiener Congresses gedichtete, überschrieben: „Das Versagte“ (I, S. 213). In demselben trauert der deutsche Fürstensohn, daß er, der das drängend glühende Bestreben in sich fühlte, die deutsche Freiheit miterkämpfen zu helfen, von der Pflicht zurückgehalten, ruhen mußte und, dem Thron so nahe, auf Herrscherthat verzichten. „Er, den Deutschland als Retter betrachtet hätte, steht jetzt, unbeachtet in der Menge, Andern nach. Wenn ihre Namen die Unsterblichkeit aufbewahrt, ist der seinige bereits verhallt, und doch fühlte auch Er die Kraft, Europa zu retten; die drohende Gefahr erhob ihn; für immer hätte er auf den Thron verzichtet, wenn er damals auf Augenblicke hätte herrschen dürfen. Und ach! nicht blos Kriegsruhm sollte ihm versagt sein, auch des sanftern Ruhmes zarte Blüthen sollten ihm nicht keimen. Warum konnte er nicht Schillern nach dem Lande senden, das der Tiber stille Flut bespült, wo Natur und Kunst im Vereine sind? Dort würde er vielleicht noch jetzt leben, Lieder würden seinen Wohlthäter selig lohnen, herrlicher aus Rom erklänge sein Wort!“

Ist dies nicht das echte Vaterlandslied, wie es ein Fürst singen soll? Dagegen kann man sagen, daß im „Nachruf an Theodor Körner“ (I, S. 247) der Sänger den Fürsten ausgezogen, um ganz nur als Deutscher zu empfinden; er beneidet den seligen Jüngling, der für Deutschland singen und sterben durfte:

„Daß ich niemals dich gesehn! — die Strahlen
Deines Herzens hätten mich durchglüht!

Der du tief empfandeſt Deutſchlands Qualen,
Donnernd hallten ſie in dein Gemüth.
Zwei von Harmonie umfang'ne Seelen,
Wie die Töne liebend ſich vermählen
Gleichgeſtimmter Harfen hehr und rein,
Hätten unſre Seelen ſich verbunden,
Zu dem Höchſten muthig ſich entwunden
In des Heiligſten Gefühls Verein."

In den „Griechenliedern" ſieht man ein edles Herz Schritt für Schritt den Kampf eines geliebten Volkes begleiten, man hört ſeine bangen Schläge bei jedem Entſcheidungsmoment, jedem unglücklichen Verſuche, die Ketten zu ſprengen. Beſonders gedankenreich und großgedacht ſind folgende Verſe des erſten Griechenliedes (II, S. 4) „An Hellas, im Frühling des Jahres 1821":

„Als der Römer bei des Iſthmos Spielen
Die Hellenen wieder frei erklärt,
Die darüber jauchzen — ach! ſo fielen
Sie, durch dieſen Jubel ganz entehrt;
Nun war Freiheit bleibend erſt verloren;
Da geſchenkt ſie ward nur ihren Ohren,
Waren ſie derſelben nimmer werth;
Niemals ſo erniedrigt, da ſie Knechte,
Niemals, da beſiegt ſie im Gefechte,
Selbſt da Philipps Feſſeln ſie beſchwert.
Frei muß ſich der Freie ſelbſt geſtalten,
Eigner Kraft entkeimt die grüne Saat;
Durch den Kampfplatz feindlicher Gewalten
Geht zum Freiheitstempel nur der Pfad.
Nicht dem Corſen durft der Ruhm gebühren,
Dich aus deiner Sclaverei zu führen,
Hellas! — hätt in neue dich gebannt!

Sind dir feind die Großen auf der Erde,
Stehſt du — ſpricht der Ewige ſein „Werde“ —
Dennoch frei, erhabnes Griechenland!“

Sehr ſchön beginnt auch das Lied: „An Hellas, im vierten Jahre ſeiner Befreiung“ (II, S. 19):

„Es wälzt ſich wieder her der Brand,
Auf deinen Fluren abermals zu lodern,
Und friſche Heere ſind geſandt —
Sie werden abermals auf ihnen modern.“

Am ſchwungvollſten erhebt ſich die Empfindung des Sängers in dem Augenblicke, wo das Lied zur That werden ſoll: „An die Hellenen, da ich König“ (II, S. 33):

„Nur Gebete vermochte die Seele zum Himmel zu ſenden,
Tapfre Hellenen, für euch, für den befreienden Kampf,
Thatlos verwehten mir in den Hütten die Töne der Lyra,
Blos in die Saiten allein durfte ſie greifen, die Hand;
Einſam erklangen dieſelben, wie Seufzer verheimlichter Liebe; —
Jetzt iſt die Lyra verſtummt, aber das kräftige Wort
Tönt von dem Könige [laut] aus der Fülle des glühenden Herzens,
Daß ſich's geſtalte zur That, Griechen zu euerem Heil!“

Wie das Lied des Dichters durch den König verwirklicht worden, erzählt uns die Zeitgeſchichte. Weitere Proben aus dieſer intereſſanten Liederreihe mitzutheilen, verbietet der Raum dieſer Blätter. Der Berichterſtatter wendet ſich daher zu andern Gefühlen des Sängers, die ebenſo laut in ſeinen Liedern werden, als die Empfindungen des Königs, des Deutſchen, des Griechenfreundes.

Daß die Poeſie des Verfaſſers der Kunſt in ſeinen Liedern Altäre errichten werde, ließ ſich von dem Dichter

erwarten, deſſen werkthätiges Herrſcherwort derſelben Tempel in ſeiner Hauptſtadt baut. Hierher gehören beſonders alle die Lieder, die eine Erinnerung an Italien und Rom ausſprechen (I, S. 8—43, 301, 302; II, S. 98, 155, 161); ſämmtliche Diſtichen aus Rom (II, S. 193—314), und die brüderlich-zärtlichen Gedichte: „An die deutſchen Künſtler zu Rom“ (I, S. 247 u. 351). Die letztere dieſer Epiſteln begleitete eine Flaſche 1631er Steinwein, welche der Kronprinz ſeinen Kunſtgenoſſen aus Florenz nach Rom ſandte. Das Gedicht iſt zu charakteriſtiſch, als daß es nicht ganz mitgetheilt werden ſollte:

„Nehmet freundlich an, was ich euch gebe;
Wenig iſt's, ich hab' davon nicht mehr.
Wenn ihr trinket dieſen Saft der Rebe,
Denket Deſſen, der ſich trennte ſchwer;

Der euch nie und nimmer wird vergeſſen,
Der euch Lieb' für Liebe wieder gibt;
Sie beſitzen, wie er ſie beſeſſen,
Möcht' er ewig, wie er ſelbſt ſie liebt.

Trinkt die alten Tropfen von dem Steine,
Ihr Erwecker alter, deutſcher Kunſt,
Alte Kunſt gehört zu altem Weine,
Voller Geiſt ſind beide, ſind kein Dunſt.

Auch für dich iſt ſolcher, großer Däne,
Der bewirkt, was unerreichbar ſchien:
Leben gibſt du jeder Marmorſehne,
Phidias hehre Kunſt iſt dir verliehn.

Wie der Wein der Deutſchen mit den Jahren
Seine Güte immer mehr bewährt,

So wird Euer Ruhm sich fest bewahren,
Wird im Lauf der Zeiten noch vermehrt."

Wie kindlich-zutraulich ist doch das: „Ich hab' davon nicht mehr! u. s. w.", aber die Liebe vervielfältigt wie durch ein Wunder die „alten Tropfen". Wahrlich, sie müssen jenen Künstlern gut gemundet haben, ihnen, deren Geistesebenbürtigkeit der fürstliche Sänger in einem so warmen Liede anerkannte! Als ein passender Eingang zu sämmtlichen Kunstgedichten kann das Lied „Süden und Norden" (II, S. 284) betrachtet werden:

„Südwärts, südwärts geht die Richtung,
Südwärts meiner Seele Drang,
In dem Süden glüht die Dichtung,
Hält den Sterblichen kein Zwang.

— — — — — — — —

In dem Norden herrscht das Sorgen,
Immer durch die Noth erneut,
Und das Denken an das Morgen
Machet freudelos das Heut.

Nicht von selbst will's dort sich heben,
Nur wo Kunst und die Natur
Hand in Hand vereinigt weben,
Da allein, da lebt sich's nur.

Aber wenn sich der Kunstsinn, vereint mit dem äußerlichen Lebenstriebe, bei unserm Dichter nach Süden wendet, so ist doch sein innerstes Gemüthsleben ganz und gar im Vaterlande zu Haus. Wie schön offenbart sich dieses in dem Liede: „Auf meine Reisen im Königreiche im Jahr 1829", wo der Monarch beim Anblicke von Rheinbaiern ausruft:

„Deutſch, ja deutſch iſt von Neuem das fröhlich von Deutſchen bewohnte
Blühendſte Land, entzückt fühlt es mein deutſches Gemüth."

Und mit welcher Liebe begrüßt er Nürnberg und Augsburg, „die ehrwürdigen Städte, wo ſich ernſt, ſowie man ſie betritt, Jahrhunderte plötzlich in Einen Moment zuſammendrängen" (II, S. 191 fg.). Dieſe deutſche Geſinnung offenbart ſich in unzähligen Stellen. Auch diejenigen Gedichte, welche Mancher geneigt ſein möchte, aus dem Kreiſe der Poeſie in den der Neugierde und Beobachtung zu ziehen, die erotiſchen, verleugnen den Geiſt der deutſchen Liebe nicht, inſofern ſie ringend einem idealen Ziele zuſtreben, und die Aufrichtigkeit, welche dieſer Sammlung durchaus eigen iſt, verläßt den Dichter auch da nicht, wo die Natur des Gegenſtandes am meiſten die Ausdeutung aufregen kann.

In Verhältniſſen aufgewachſen, wo das si libet, licet über allen Pforten, die zum Genuſſe führen, angeſchrieben ſteht, wird freilich der Sänger, der alle ſeine Gemüthszuſtände ohne Rückhalt ſchildert, mit ſeinem Geiſt und Gewiſſen mancherlei zu beſprechen haben, denn mit dieſen ſpricht er ja eigentlich und nicht mit dem Publikum; jeder redliche lyriſche Dichter iſt — und das vergeſſe man auch bei dieſen Liedern nicht — mit ſich allein in ſeinem Kämmerlein, ſo lange er dichtet. Daher dürfen uns Stürme nicht befremden, wie der folgende (II, S. 119):

O! in dir möcht' ich verſinken,
Mit dir werden eine Glut,

Tod und Leben aus dir trinken,
Stillen höchſte Liebeswuth.

Meine Arme ſchon erfaſſen
Unvergleichlichſten Genuß.
Nein! von Dir kann ich nicht laſſen,
Sei du meines Daſeins Schluß.

Streb', den Knoten zu zerſpalten,
Den ich ſelig einſt geſchürzt,
Fürcht', Befried'gung zu erhalten,
Alles um mich wanket, ſtürzt.

Ach! was ich mir ſelbſt erkoren:
Reiner Seelen heil'ger Bund,
Geht ſo ſchnelle mir verloren,
Geht durch meine Schuld zu Grund.

Wonne kann nur ich empfinden
Jetzt in dem, was Fluch enthält.
— — — — — — — —

Er ſchaudert zitternd zurück, er weint, wenn ſein Streben ſiegt, Hölle liegt hinter ſeinem Himmel. Doch endlich wird es wieder klar nach des Sturmes Toben, der Friede kehrt in die ruhige Natur zurück, die Sonne ſcheint wieder:

„Wie der Phönix aus den Gluten
Herrlicher zum Himmel kreiſt,
Kehr' ich beſſer zu dem Guten,
Ueber Körper ſieget Geiſt."

Dieſes platoniſche Ringen, bei einer glühenden Natur, iſt echt deutſch und zieht ſich auch durch ſämmtliche Liebeslieder des Dichters hindurch. Unſere jungen Erotiker, die in ihrer Poeſie wenigſtens als kleine Tieck'ſche Roſa's oder doch William Lovell's ſich gebehrden zu müſſen glauben und

zu versichern scheinen, daß der Humor, den sie mit der Wollust treiben, die einzige Liebesphilosophie und Liebespoesie sei, sind gewiß nicht berechtigt, den ersten Stein gegen diese edlere Gattung von erotischer Poesie aufzuheben. Bei unserm Dichter würzt nicht eine halbe Reue den Genuß, sondern sie siegt über denselben und stellt sich rein, in echtsittlicher und religiöser Gestalt dar, und es ist ihm nur dann wohl, wenn sie in voller Kraft eingetreten ist. Dafür zeugt besonders das rührende Lied: „An die rettende Gerettete" (II, S. 82):

„Glücklich preise ich die Stunde,
Selig, selig mein Geschick,
Da mir's klang aus deinem Munde,
Mich durchdrang dein Himmelsblick.

Als die Worte ich vernommen,
Die aus dir die Jugend sprach,
Ward in mir der tief beklommen,
Gleich der beßre Mensch da wach.

Zu dem Himmel blickt ich wieder,
Zu der ewigen Lieb' hinauf,
Heiße, stille Dankeslieder
Stiegen zu dem Himmel auf."

Dieselbe Sehnsucht nach Reinheit athmen manche andere Gedichte, besonders I, S. 167, 200—212; II, S. 83, 137. Seine Geliebte erscheint ihm allenthalben als rettender Schutzengel. Ein anderes Mal reinigt sein Herz die Natur (I, S. 246); eines seiner schönsten Sonette stellt uns den Dichter in schwerer Versuchung auf die Kniee geworfen und betend vor:

„Da fühlt' ich's vor dem Geist sich plötzlich hellen,
Es sprach: „Mit Gott ist nicht zu unterhandeln,
Nicht Ihm entgegen darf der Will sich stellen."
Es blühen schon die Pfirschen und die Mandeln,
Ich sehe Leben der Natur entquellen,
Durch Gott mein Wesen liebend sich verwandte."

Wenn so sein Inneres befriedet ist, so geht das Gefühl des Sängers ganz in Religion über, wie in den zwei Sonetten (I, S. 288, 289). Lebendiger Glaube, frei von aller blinden Mystik, spricht überhaupt aus vielen Gesängen des königlichen Dichters. So gereinigt von Leidenschaft, spricht er das edle Wort: „An meine Frau, im Jahr 1828" (II, S. 167), welches schließt:

„Wird der Wipfel der Eiche vom Wind auch zuweilen beweget,
Wurzelt sie dennoch fest, ewig, die Liebe, für dich!"

Durch diese Reihe von Ansichten und Gefühlen, welche den Gedichten des Königs Ludwig von Baiern enthoben sind, und denen noch manche andere hätten beigefügt werden können, ist der hohe ethische Werth jener Sammlung wohl zur Genüge dargethan; auf den ästhetischen Werth derselben kann daraus wenigstens so viel geschlossen werden, daß jene Gedichte, als zusammenhängende Kette in ihrer Gesammtheit betrachtet, der schöne, reine Ausdruck eines edeln Königsherzens, daß sie aus einem wirklich poetischen Gemüthe hervorgegangen, auch im besondern reich an guten, überraschenden Gedanken, an dichterischen Bildern, an tiefen und wahren Gefühlen sind. Für die einzelnen Gedichte, isolirt von einander und als Kunstwerke betrachtet, muß freilich

ein anderer Maßſtab, der reinäſthetiſche, gelten. Hier würde die Kritik, wenn ſie einem Privatmanne gegenüberſtände, etwa 50 Gedichte der Sammlung, in Beziehung auf künſtleriſche Durchbildung, reine und glückliche Sprache, und genauere Erfüllung der metriſchen und rhythmiſchen Bedingungen auszeichnen und den unvollendetern Gedichten derſelben Sammlung gleichſam als Muſter entgegenhalten; um ſo mehr als gerade jene Gedichte beweiſen, daß es, ſelbſt in formeller Hinſicht, dem Sänger keineswegs an dem Vermögen, das Kunſtgerechte hervorzubringen, gefehlt hat. Sie würde bitten, da die Sonette (für den Deutſchen eine der ſchwierigſten Kunſtformen) großentheils den Forderungen der Poetik ſo ſchön Genüge leiſten, daſſelbe mit den Diſtichen, deren Inhalt meiſt ſo anziehend iſt, durch eine Ueberarbeitung zu verſuchen; endlich unbedeutende, aber doch ſtörende Redensarten, die durchaus unverträglich mit dem poetiſchen Style ſind, zu tilgen. Aber hat die Kritik das Recht, dies einem Könige zuzumuthen, der Anderes zu thun hat als Gedichte zu revidiren? Und wenn ſie ſich auf den unabhängigſten Standpunkt ſtellt, ſo wird ſie doch geſtehen müſſen, das gerade darin ein beſonderer Reiz dieſer Gedichtſammlung beſteht, ſie rein aus der Feder des königlichen Dichters erhalten zu haben, ohne daß er Rückſprache mit ſogenannten Dichtern vom Fache gepflogen. Die Freunde des großen Friedrich haben durch die Einmiſchung ihrer Feder den Poeſien dieſes Monarchen keinen Dienſt geleiſtet; man hat ſich ohne Zweifel mit Unrecht gewöhnt, ſie nur

halb für ſein Werk zu halten. Nicht ſo iſt es mit König Ludwigs Gedichten. Ihn, ihn ſelbſt haben wir erhalten; er hat als Dichter den Muth gehabt, mit allen Zufälligkeiten vor die Nation zu treten, mit Mängeln, welche freilich in der Dichterlaufbahn eines Privatmannes durch das Urtheil von Freunden und Feinden leichter verſchwinden, als auf dem einſamen Pfade, den ein fürſtlicher Sänger zu wandeln hat. Und jene edle Aufrichtigkeit, welche die Kritik in ſo mancher höheren Beziehung an den Gedichten des Königs Ludwig zu rühmen findet, zeigt ſich beſonders auch darin, daß er ſie uns in ihrer urſprünglichſten Geſtalt überliefert hat. So markte denn auch die Kritik nicht über Das, was er uns gegeben. Sie laſſe uns ungeſtört in unſerm geiſtigen Verkehre mit einem Fürſten; ein ſolcher findet ja nicht alle Jahre, nicht alle Jahrhunderte ſtatt.

7.

Gedichte von Nicolaus Lenau.

Stuttgart, Cotta. 1832.

Blätter für liter. Unterhaltung 1833. Nr. 281 u. 282.

Einer unserer Mitrecensenten klagte kürzlich, auf Veranlassung seiner Relation über 56 Dichter aus neuester Zeit, über die Mittelmäßigkeit, an welcher die lyrische Poesie der Deutschen seit geraumer Zeit laborire. Er findet überall nur Nachtreter der vorzüglichsten Persönlichkeiten der Zeit, nirgends einen heilsam revolutionirenden Genius, und blickt mit Bedauern auf den breit und seicht gewordenen Strom der germanischen Poesie herab, der an vielen Stellen gänzlich zu stagniren scheint. Je mehr er Recht hat, mit desto größerem Vergnügen lenken wir seinen und allen der Poesie noch nicht entfremdeten Leser Blicke auf diese sehr mäßige Gedichtsammlung, ohne von ihm und ihnen den Vorwurf zu befürchten, daß wir durch Lobhudelei getäuscht und einem Unwürdigen kritischen Weihrauch gestreut haben. Der Strom der Dichtung (um in dem Bilde des Recensenten zu bleiben) stürzt sich zwar auch in diesen Liedern nicht in kühnen Wasserfällen hinab, um sich durch Felsen einen neuen Durchgang zu erzwingen, aber er lenkt doch aus der breiten

Ebene wieder den Gebirgsthälern zu; er ſchlängelt ſich im ſchmalern Bette, ernſt und gedrungen, durch kaum geahnte Engen, und der aus der Tiefe widerſcheinende Himmel malt ſich dunkelblauer in der Flut, die nirgends einen ſeichten Grund durchblicken läßt.

Man hat in unſerer neueſten Zeit der leeren Form mit Recht den Krieg erklärt, und die jüngſte Muſe ſcheint an ſo vielen beliebten Liedern der nächſtvergangenen Jahrzehnte einen ordentlichen Ekel gefaßt zu haben; aus Furcht, über der techniſchen Ausbildung den Ruhm der Erfindungskraft einzubüßen, glaubt ſie ihre Anſchauungen ſo unmittelbar als möglich zurückſtrahlen zu müſſen, ihre Gefühle nicht unverarbeitet genug geben zu können; wenig bekümmert um Reim und Silbenmaß, möchte ſie den Geiſt gern im gleichgültigſten Gewande bewundern laſſen, und fährt, wenn wir ſo ſagen dürfen, mit ihrer Idee in den nächſten beſten Liederleib, der ſich ihr darbietet. So haben unſere großen frühern Dichter nicht geſtaltet; ſehen wir doch aus ihren Briefwechſeln, daß ſie über die Anlage eines kleinen Gedichtes, über einzelne Strophen, ja über Ausdrücke und Wörte Wochen lang debattiren konnten: ſo weſentlich verbunden ſchien ihnen Form und Geiſt zu ſein! Damals hätte ein beſonderer Muth dazu gehört, ſich von den Feſſeln des Kunſtzwanges zu befreien und mit ſeinen genialen Einfällen in ſo ſorgloſen Strophen einherzutraben wie unſere gefeiertſten Dichter, von ganzen Anhängerſchaaren begleitet, dermalen thun. In jetzigen Tagen aber gehört umgekehrt

wenigstens ebenso viel Muth und Bewußtsein innerer Kraft dazu, auch nur einigermaßen wieder zur strengen Form zurückzukehren und durch die That den Beweis zu versuchen, daß aus der Form herausschaffen dem Geiste keinen Eintrag thut, ja daß der echte Genius dann am glücklichsten gebildet zu haben sich rühmen darf, wenn die äußere Gestaltung der Idee denselben Stempel der poetischen Nothwendigkeit an sich trägt, wie der Gedanke selbst, der die Gestalt des Gedichtes beseelt.

Unser Dichter nun zeigt Muth und Kraft zu diesem alten Glauben; seine Lieder sind großentheils organische Gebilde, und so voll und schnell sich ihre Blumenkrone vor uns erschließt, so merkt man es ihnen doch an, daß ihr Keim sich lange vorher im Stillen ausgebildet. Nicht selten mag eine lange Zeit gelegen sein zwischen der Geburt eines Liedes und seiner Empfängniß, welche der Sänger in folgendem kleinen Gedichte, das wir als erste Probe des Gesagten gleich für den Leser hersetzen wollen, so anschaulich zu machen weiß:

Abendheimkehr.

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
Der Arme heimgetragen;
Der frohe Knecht die Geißel schwingt
Am erntevollen Wagen.

Die milchbeladne Heerde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
Der lustige Geselle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der raſche,
Und Haſ' und Wachtel guckt heraus,
Zu prahlen aus der Taſche.

Den Dichter ſieht man aus der Nacht
Der Eichen ſelig ſchwanken;
Er taumelt heim mit ſeiner Tracht
Unſterblicher Gedanken.

Welche harmoniſche Mannichfaltigkeit der Bilder in dieſem kleinen Liede, und wie werden am Ende doch alle vorangehenden nur der Rahmen, nur die Guirlandeneinfaſſung zu dem Gemälde des vom Empfangen wonnetrunken heimwandelnden Dichters! Gewählt und doch natürlich die Reime; nichts Ueberzähliges, Müßiges in der Diction; glatt und faltenlos iſt das Ganze, wie die Haut über Fleiſch und Bein eines wohlgeſtalteten Gliedes. Auch gibt dies Gedicht ſchon einen Vorſchmack von der ſüßen Muſik, welche in den Liedern unſers Verfaſſers ſchlummert und welche ein tüchtiger Componiſt gewiß dereinſt aus dem Schlaf erweckt.

Inzwiſchen läßt das angeführte Lied noch nicht den perſönlichen Charakter der Poeſie des Verfaſſers errathen, es iſt nur geeignet, ſeine höhere Kunſtfertigkeit als Dichter im Allgemeinen zu bekunden. Jener Charakter offenbart ſich in der Geſammtheit ſeiner Dichtungen — und auch dadurch bewährt ſich bei der dermaligen Tendenz der lyriſchen Dichtkunſt eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit — durchaus nicht als ein ironiſcher, vielmehr als rein ſentimental, aber mit

ſo viel Kraft des Gefühls und Lebendigkeit der Anſchauung, daß Niemand, der dieſe Gedichte genießt, glauben wird, daß wir damit den Vorwurf der Weichlichkeit verbinden wollen. Ja, obgleich das vorherrſchende Gefühl in allen eigentlich ſubjectiven Liedern des Dichters die Schwermuth iſt, ſo entbehrt doch keines derſelben jenes Ausdrucks der Männlichkeit, deren Mangel allein dieſes Gefühl in der Poeſie verdächtig gemacht hat. Doch wir wollen die Sammlung ſelbſt näher betrachten, wo es uns alsdann nicht ſchwer werden wird, einzelne Belege für unſer Urtheil auszuſuchen.

Der erſte Abſchnitt hat die Aufſchrift: „Bilder aus dem Leben“. Der Verfaſſer hat hier nicht auf den Effect gedacht, der beim bloßen Blättern in einer Liederſammlung, wie dies lyriſchen Gedichten ſo häufig ſtatt des Leſens zu Theil wird, gewöhnlich von der Beſchaffenheit der erſten Stücke abhängt; er hat die kühlern, didactiſchern Gedichte, die weniger das Werk der Eingebung ſind, vorangeſtellt. Um ſo überraſchender iſt der Eindruck, welchen nach dem beſchreibenden Terzinengedicht: „Der Gefangene“, einigen fragmentariſchen Octaven und einer Ueberſetzung aus dem Polniſchen, das Lied: „In der Schenke, am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution“, hervorbringt. Es beginnt als Genregemälde aus der Studentenwelt:

Unſre Gläſer klingen hell
Freudig ſingen unſre Lieder;
Draußen ſchlägt der Nachtgeſell
Sturm ſein brauſendes Gefieder,

Draußen hat die rauhe Zeit
Unſrer Schenke Thür verſchneit.

Aber plötzlich, ſchon mit dem zweiten Verſe, erweitert ſich der Schauplatz:

Haut die Gläſer an den Tiſch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter friſch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verſcharrt in Eis und Froſt
Liegt der Menſchheit letzter Troſt.

Dort rauft ſich der Schnee um die Heldenleichen mit den Raben, bis der Lenz auch vom eingeſcharrten Fluche das Leichentuch abreißt:

Raſch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen,
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem ſchwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.

Aber kommt die Rache nicht,
Mag der Vogel mit dem Halme,
Was da lebt im weiten Licht,
Sterben in des Fluches Qualme,
Und die Sonn' erſticke drinn,
Daß die Erde ſcheide hin!

Der Schluß iſt mit etwas Byron'ſchen Farben aufgetragen, ſonſt iſt dies tiefmelancholiſche Lied von der wahrſten Empfindung eingegeben und zugleich mit ſeltener Kraft gehalten. Noch trefflicher und origineller, aus einer wohl den meiſten deutſchen Leſern fremden, dem Verfaſſer aber, wie es ſcheint

ſehr vertrauten Umgebung iſt das erzählende Gedicht: „Die Werbung“, das uns bald darauf begegnet (S. 22—26), und von welchem wir leider nur Umriſſe mittheilen können:

Rings im Kreiſe lauſcht die Menge
Bärt'ger Magyaren froh;
Aus dem Kreiſe rauſchen Klänge,
Was ergreifen die mich ſo? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.

In der Mitte ſteht, mit klirrenden Sporen den Takt ſchlagend, der Werber, ſeine Augen und ſeine Säbelnarben glühen, das Schwert ſchlägt Funken, der Federbuſch taumelt ihm auf dem Chako. Er ſieht einen ſtarken, hohen Jüngling aus der Menge ragen:

„Wäreſt du ein Reiter doch!“
Ruft er aus mit lichtern Augen;
„Solcher Wuchs und ſolche Kraft
Würden dem Huſaren taugen;
Komm und trinke Brüderſchaft.“

Doch der Jüngling zögert,

In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und ſüß umranken,
Still ſein ſchönes Antlitz ſenkend.

Durch Muſik und Werberswort hört er im Geiſte die Klagen der fernen Mutter und Braut:

Pochſt du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das ſüße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?

Er ſieht Rekruten unter Trompetenſchall ins Feld ziehen; dringender wird der Zuſpruch des Werbers; des Jünglings Auge flammt.

Plötzlich zeigt ſich mir im Kreiſe
Eine finſtere Geſtalt,
Tiefen Ernſtes, ſchreitet leiſe,
Und beim Werber macht ſie Halt.
Und ſie flüſtert ihm ſo dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel ſchwingend,
Wie begeiſtert loht empor.
Und der Dämon ſchwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Muſik
Mächtig an zum ſtärkſten Brande
Mit Gerann' und Geiſterblick.
Aus des Baſſes Sturmgewittern
Mit unendlich ſüßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabſtrenen.
Und der Finſtre ſchwebt enteilend
Durch der Lauſcher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe.

Jetzt iſts um ihn geſchehen; des Todes Stricke ſind über ihn geworfen; ein höhnendes Wort des Werbers überwältigt ihn, er ſchlägt ein; aber

Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts ſchleicht das Wild:
Alſo von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart hinab
Still die ſcheue Männerzähre.

Ahnen ſie des Jünglings Ehre?
Ahnen ſie ſein frühes Grab?

Wie uns dieſes vortreffliche Gedicht, in welchem die Sentimentalität des Verfaſſers durchaus der lebendigſten Anſchauung untergeordnet iſt und nur gegen den Schluß es wagt, ſich einigermaßen in einem modernen Seufzer Luft zu machen, ein anderes geſelliges Leben als unſer gewohntes zeigt, aus dem die Phantaſie des Dichters ganz eigenthümliche Lebensbilder geſchöpft hat: ſo erſcheint uns in ſeinem Gegenſtücke, dem vierten der „Heidebilder", „Die Heideſchenke" (S. 199—206), nicht nur gleichfalls eine neue Menſchenwelt in jenen ungariſchen Räubern, die wir hier wieder an der Seite muſicirender Zigeuner erblicken, ſondern auch eine fremdartige Natur, in welcher ſich ſelbſt die gewöhnlichen, von allen Dichtern vielgefeierten Erſcheinungen, z. B. das Gewitter, ganz eigenthümlich ausnehmen. Dieſe ebenfalls ausgezeichnete Dichtung iſt unſern Leſern wohl ſchon aus dem „Morgenblatte" bekannt, wo ſie mit den übrigen nicht minder originellen „Heidebildern" zuerſt erſchienen iſt, und wir enthalten uns daher, jedoch nur ungern, auch ihren Inhalt in Umriſſen zu geben. Da aber hier einmal von den objectivern Gedichten des ſonſt vorzugsweiſe lyriſchen Verfaſſers die Rede iſt, ſo zeichnen wir ſofort noch den „Schiffersknecht", der ſo rührend an den Ufern der Donau träumt (S. 27), „Die Wanderung im Gebirge" (S. 142 fg.), „Die Waldkapelle" (S. 179 fg.) und den „Raubſchütz" (S. 185) aus, Dichtungen des verſchieden-

artigſten Inhalts, in welchen allen aber eine großartige Natur ihren Zauber in die Einbildungskraft und das Gefühl des Dichters übergetragen und eine neue Bilderſprache, einen neuen Ausdruck für die Empfindungen, bis auf Periodenwendung und Beiwörter hinab geſchaffen hat.

Dieſelbe Neuheit der Sprache und Farbengebung waltet übrigens auch in den ſtrenglyriſchen Gedichten, den eigentlichen Liedern des Verfaſſers, die überall höchſt kräftig und anziehend ſind, wo auch ſie ſich auf Naturanſchauungen ſtützen oder von der Natur Vergleichungen und Allegorien entlehnen. Man höre nur folgende Verſe aus der „Winternacht" (S. 70 fg.):

Vor Kälte iſt die Luft erſtarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart,
Nur fort, nur immer fort geſchritten!

Wie feierlich die Gegend ſchweigt!
Der Mond beſcheint die alten Fichten,
Die, ſehnſuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

und im zweiten Liede derſelben Ueberſchrift:

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heiſcht von ihr ſein blutig Futter.

Es iſt ſchade, daß dieſe beiden Gedichte, die ſo charakteriſtiſch beginnen, in eine allgemeine verſchwimmende Klage enden, in welcher der Dichter eine unbeſtimmte ungeheure Herzensqual zur Schau trägt, die wir nicht mitempfinden können,

weil er ſie uns nicht näher bezeichnet. Seine Melancholie rührt uns jedesmal, wenn er ſie mit der Natur in Verbindung ſetzt, wenn er die Wetternacht ſein Schätzel nennt (wie er denn überhaupt der Sänger des Gewitters genannt zu werden verdient, das noch keinen ſolchen Maler im Liede gefunden hat, vgl. S. 51 fg., 57, 193, 200 fg., 245 fg.); oder wenn er dem über den Tod der Braut troſtloſen Jüngling (in dem Liede: „Nächtliche Wanderung", S. 56) den brauſenden, wilden Bach voll reichen, friſchen Todes zuſingen läßt: „Komm, komm, und trinke Tod!" Aber wenn nur ſo im Allgemeinen Lied um Lied endet: Meine Braut iſt die Qual! oder: Wacht auf, ihr Horden meiner Qual! oder: Umarme mich, du ſtiller Todesmuth! ſo wird uns unheimlich und vielleicht ſogar unpoetiſch zu Muthe. Doch ſind unter den „Liedern der Sehnſucht" und „der Vergangenheit" ſehr viele, welche dieſen Vorwurf nicht verdienen. Köſtlich iſt unter jenen: „An meine Roſe" (S. 39 fg.), wo es von dem geliebten roſigen Mädchen am Schluſſe heißt:

Doch hat, du holde Wunderblume,
Mein Herz voll ſüßen Bebens,
Dich mir gemalt zum Eigenthume
Ins Tiefſte meines Lebens,

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
Sich ſcheuen wird zu greifen,
Wenn endlich ſeine ſanften Finger
Mein Welkes niederſtreifen.

Höchſt lieblich, ein Lied von Hölty oder Salis, aber in Verklärung, iſt: „Reiſeempfindung" (S. 41):

Ich ſah in bleicher Silbertracht
Die Birkenſtämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuslein blinken,
Das hob gleich an zu ſich hinein
Holdfreundlich mich zu winken.

Der Dichter malt ſich dieſen Wohnſitz der Unſchuld und Liebe weiter aus; er träumt ſich ſein Mädchen in die Hütte, um hier im ſüßen Waldesfrieden mit ihr die Nachtigallen im Lenz ſchlagen zu hören, an ſie ſich „umrauſcht vom ſchmerzlichen Vergehen“ im welken Herbſte feſt anzuſchmiegen, ihr Lied in rauher Winterzeit zu hören:

Ich wagt' es mich zu regen kaum
In meinem ſtillen Sinnen,
Beſorgt' das Häuschen möcht', ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch ſieh', da öffnet ſich die Thür,
Der Zauber war geſchwunden,
Es trat ein Jägersmann herfür
Mit nachgeſprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raſchem Blick
Und ſtreift' waldein gar heiter,
Ich gab ihm ſeinen Gruß zurück,
Und traurig gieng ich weiter.

Ein anderes Lied der Sehnſucht: „Das Mondlicht“ (S. 54), darf ſich mit Zuverſicht in ſeiner Eigenthümlichkeit neben Göthe's leuchtendes Mondlied ſtellen. Das „Poſthorn“ endet erſchütternd (S. 60):

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Thurme;
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unſre Gräber, denket mein!
Sind ſchon ungeduldig! —
Daß wir nicht beiſammen ſind,
Bin ich ſelber ſchuldig.

Auch die „Schilflieder“ (S. 65—69) ſind reich an zur Empfindung gewordener Naturanſchauung. In den „Liedern der Vergangenheit“ ſchlagen: „Einſt und Jetzt„ (S. 86); „Die Felſenplatte“ (S. 91); „An meine Guitarre“ (S. 96), und in den „Vermiſchten Gedichten“ „Die Thränen“ (S. 101); „An die Hoffnung“ (S. 125) denſelben Schmerzenston der Wehmuth und Sehnſucht, [illegible]nige Mitempfindung erweckend an; unerwartet heiter, ſelbſt jauchzend lauten: „Trias harmonica“ (S. 110), „Der Lenz“ (S. 121) und „Im Frühling“ (S. 123). Zu den originellſten und tiefſt empfundenen aber gehören: „Der Greis“ (S. 139); „Zuflucht“ (S. 138), und beſonders: „Leichte Trübung“, das letztere Lied ganz aus der Gebirgsanſchauung, die der Dichter zum eigenthümlichſten Symbole braucht, geſchöpft. Der Dichter läßt ſich von einem Freunde fragen, warum ſein Angeſicht, das erſt noch ſo froh geſtrahlt, jetzt plötzlich von Wolken bedeckt erſcheine. „Siehſt du“, erwidert er, „jenen blauen Berg mit ſeinen Felſen, an welchen Gemſe und Jäger beben?“

Von ſeinem Gipfel ſchleudre du
Ein Steinchen ſpielend in die Tiefen:

Du ſtörſt der Lüfte ſchwanke Ruh,
Und Nebel ſteigen, die dort ſchliefen.
So warfſt du, ſeine Kraft nicht ahnend,
Ein Wörtchen mir in meine Bruſt,
Ein Wörtchen, leiſe, aber mahnend,
Und ſieh', nun ſtieg der trübe Wuſt
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer ſtillen Nachtverſenkung.

Ein ſeltenes Motiv ſtellt ſich uns auch in dem vortrefflich ausgeführten Liede: „Einem Knaben", dar, das wir gar zu gern ganz herſetzen möchten:

Was trauerſt du, mein ſchöner Junge?
Du Armer, ſprich, was weinſt du ſo?
Daß treulos dir in raſchem Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

— — — — — — — — — — —

Du legſt ſo ſchlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus;
Und prüfeſt rings die Sproſſenwände,
Und fragſt: „Wie kam er nur hinaus?"

Drüben auf dem Baume hört er ihn ſingen. Aber gib Acht, o Knabe, daß du nicht einſt ſo um die beſte Habe des Menſchenlebens bitter weinſt:

Daß du die Hand in wildem Krampfe
Nicht drückſt in deinen Buſen ein,
Aus dem die Unſchuld dir im Kampfe
Entflohn, das ſcheue Vögelein.

Dann hörſt du flüſtern ihre leiſen
Geſänge aus der Ferne her;
Neigſt hin dich nach den ſüßen Weiſen;
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr!

Dies Gedicht wird gewiß dereinſt das ſeltene Glück haben, in Beiſpielſammlungen voll gereimter Moral für die Jugend und in rein äſthetiſchen Anthologien zugleich an einem der erſten Plätze zu ſtehen.

Aus den „Vermiſchten Gedichten" heben wir beſonders noch den „Maskenball" hervor, ein ſchilderndes Gedicht, das, wenn auch minder ungezwungen als die meiſten der es umgebenden, doch einen hohen Grad von Eigenthümlichkeiten beſitzt. Der Dichter beſchreibt eine Maskerade, auf der ihm ein ſüß neckendes Geheimniß, eine holde Maske, begegnet:

Ach, wer biſt du? ſage wer? —
Lind und weich von heller Seide
Iſt dein ſchlanker Leib umfangen,
Und vom amaranthnen Kleide
Leicht und duftig überhangen,
Und du ſtrahlſt im Glanz des Goldes,
Polenmädchen, wunderholdes!
Schalkhaft kühn dein Käppchen ſitzt,
Trotzend auf ſo ſchöne Stelle;
Wie der Demantſtern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umſchmiegen,
Die dir froh am Halſe liegen!
Deine Reize ſtill zu ehren,
Haben ſie ſich dort vereinet.
Hat ein Gott dir Freudezähren
An den ſchönen Hals geweinet?

Doch nein! Alles das ſind nur Symbole der Trauer über das Loos der Polen! Abgewendet, wie Polonias Herrlichkeit, ſchwindet die Maske, Andere kommen: Ritter und Dame,

Pilger mit Sandal' und Muſchelhut, Matroſen. Seid ihr willkommen, ruft der Dichter den Letzten zu; nehmt mich mit nach den Paradieſen der Freiheit, in die neue Welt,

Wo die Schauer Gottes wallen,
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brauſend um die keuſche Nacht
Ihre Rieſenarme ſchlingen . . . . .

Dort will er in der Wälder tiefem Grauen das Schickſal um die Kunde befragen, warum Polen ſterben mußte:

Und der Antwort will ich lauſchen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien
Und im Niagara-Rauſchen.

Dieſe Worte ſind nicht blos poetiſche Licenz; der Verfaſſer wird den Niagara rauſchen hören: dem Vernehmen nach unternimmt er eine Reiſe in die nordamerikaniſchen Freiſtaaten und wird wohl dieſe Beurtheilung ſeiner Lieder vorerſt nicht zu Geſichte bekommen.

Aus den Phantaſien und „Heidebildern" iſt das Wichtigſte ſchon oben berührt worden. Die Oden in antiken Silbenmaßen ſcheinen frühere Verſuche zu ſein; ſie erinnern ſtark an Hölty, ſelten an Hölderlin, manchmal an Platen, ohne daß die Kunſtform darin mit gleicher Meiſterſchaft gehandhabt wäre. Aber einen würdigen Beſchluß des ganzen Buches macht: „Klara Hebert, ein Romanzenkranz". Der Stoff iſt die rührende Liebesgeſchichte Joh. Caſimirs von Polen, während ſeiner vom Kardinal Richelieu, der ſich von

ihm verächtlich behandelt glaubte, veranlaßten Gefangenschaft in Frankreich, eine Geſchichte, die auch ſchon zu einem Roman verarbeitet worden iſt. Die erſte Romanze führt uns aus den wonnigen Provencethalen, wo des Donners Stimme voller tönt, die Sterne heller blinken, die Frucht raſcher blüht und reift und die Liebe ſchneller zündet, an die Geſtade der Durance, zu grauſenhaften Felſenſchlünden, wo das Städtchen Ciſteron ſich furchtſam an den Berg ſchmiegt, auf dem zwiſchen Felſen, die eine Herberge der Wolken ſind, ein alter Heidentempel, jetzt ein Gefängniß ſteht. Auf dieſe öde Höhe wird in der zweiten Romanze Joh. Caſimir als Staatsgefangener geſchleppt, und in dieſer Einſamkeit hängt er der Liebe zu der unſchuldigen Klara Hebert, der engelſchönen Wirthstochter von Martigues, mit der er bei ſeiner Landung in Frankreich einen Seelenbund geſchloſſen, träumend nach (dritte Romanze). Mit jedem Morgen findet Johannes friſche Blumen und ſüße Früchte in ſeinem Kerker, das konnte nur die Liebe thun. Klara, in einen Pagen verkleidet, war, dem Prinzen unbewußt, auf die Veſte gekommen:

— es deckt die Roſenwangen
Gelbe angetünchte Farbe,
Und es flüchtet ihre Stirne
Unter die gemalte Narbe.

Hier dient ſie ihm in frommer Unſchuld (Vierte Romanze). In einer Nacht ſitzt Johannes mit ſeinem treubewährten Freunde, dem Grafen Konozacki, unter tröſtenden Geſprächen

im Kerker. Draußen lärmen die Waffenknechte bei Pokal und Würfelſpiel in der Halle, Klärchen und ihr Vetter Heinrich, als ſchützende Engel, unter ihnen. Von Weſten zieht ein Gewitter auf, „des Todes Jagdhund, Sturm, zieht in wilder Eile bergan und ſucht ſeinen Herrn, deſſen Weidruf in Gebirg und Thal erſchallt, mit Geheul in den Felſen".

Immer lauter ſchreit der Donner
Durch die grauſen Finſterniſſe,
Aus gebrochnen Wolken ſtürzen
Rauſchend ſich die Regengüſſe.

Hart am Kerker Blitze zucken
Sehn die Beiden mit Entſetzen,
An den Felſen ſcheint der Tod hier
Seinen Flammenpfeil zu wetzen.

In ſolcher Stunde klettern Richelieus Schergen, Chantereine, der Schloßhauptmann, und ein Knecht, zum Gefängniß hinauf. Die Wache liegt eingezecht; ſie wollen den Kerker in Brand ſtecken, daß der Fürſt im Qualm erſticke. Morgen heißt es, der Donner hat in den Kerker eingeſchlagen.

In dem Himmel aufgebürdet
Sei die Mordthat unſrer Hände,
Und der wüthet heut ſo närriſch
Daß er's ſelber glaubt am Ende.

Aber Klara, der treue Page, folgt den Angekommenen Schritt für Schritt, weckt den Vetter, von ihm erſchoſſen, ſtürzt Chantereine mit der Brandfackel in den bodenloſen Abgrund, der Knecht zückt den Dolch auf den Pagen, auch er taumelt, von Heinrichs Schwert getroffen, hinab vom

Berge (fünfte Romanze). Mit der leblosen, jetzt erkannten Klara sind die Gefangenen und des Prinzen greiser Arzt beschäftigt:

Abgewaschen ihrem Antlitz
Ist die jungfräuliche Lüge,
Und in bleicher Todesschönheit
Zeigen sich die holden Züge.

Sie erwacht, sie wird vom Tode gerettet (Sechste Romanze). Bald kommt auch dem Gefangenen frohe Botschaft aus Polen, sein Bruder, der König Wladislaw, und der Schwedenkönig haben sich drohend für ihn verwendet. Er wird frei; feierlich wird er im Königsschlosse zu Paris verabschiedet, die Begleiter umrauschen ihn, aber in die tiefste Ecke der Treppe hat sich ein Mädchen geschmiegt, um auf den Zug hervorzublicken. Johannes erkennt sie und giebt sie in die Obhut des Grafen Angoulême (siebente und achte Romanze). Lange harrt die Verlassene in Sehnsucht vergebens des Geliebten (neunte Romanze). Plötzlich erscheint er; in dem Wirthsgarten, wo sie zuerst ihre Liebe sich gestanden hatten, wandeln sie wieder, sie besuchen die Felsenveste; dort in dem verhängnißvollen Zimmer wird Klara als Braut dem Fürsten vermählt.

Dieser Auszug macht mit dem Werthe des Romanzencyclus, der das Buch beschließt, vielleicht besser bekannt, als eine blos beurtheilende Kritik; man mag aus ihm auch ahnen, daß die zweite Hälfte der Dichtung der Erfindung noch ärmer ist als die erste, und nicht ganz dasselbe Interesse gewährt; die Poesie ist in ihr zur Begebenheit herab-

geſunken, und der Schluß paßte zu einer gewöhnlichen Novelle. Die blühende Ausführung kann dieſe Mängel nicht verdecken. Dagegen gehört die erſte Hälfte zu dem Schönſten im Buche und kann nur zur Beſtätigung unſeres Urtheils dienen, daß mit dieſer Sammlung ein echter lyriſcher Dichter vor unſere Nation tritt, der er wohl gar nicht einmal unmittelbar angehört.

8.

Gedichte von Ludwig Uhland.

Fünfte, vermehrte Auflage.

Stuttgart, Cotta. 1831.

Blätter für literar. Unterhaltung 1832, Nr. 364 u. 365.

Zum ersten Male seit 1820, wo die zweite Ausgabe der Uhland'schen Gedichte mit den vaterländischen und einigen andern vermehrt erschien, erhält mit dieser fünften Auflage der Kritiker Gelegenheit, über neue willkommene Gaben des Dichters zu sprechen, in welchem die Nation nicht nur einen ihrer ersten Sänger, sondern auch einen der edelsten Deutschen verehrt. Die allgemeine Anerkennung, die seine Poesie gefunden hat, überhebt uns der Mühe, auf eine umfassende Zergliederung derselben zurückzugehen, und wir dürfen wohl ohne vorläufige allgemeine Einleitung sogleich auf die neu hinzugekommenen Schätze hinweisen.

Der lyrische Theil der Sammlung ist, außer einigen schönen Spruchgedichten (S. 140 fg.), nur durch ein einziges Lied: „Der Mohn" (S. 68) vermehrt worden, in welchem der Dichter auf eine sinnvolle Weise ausspricht, daß die Poesie für ihn das einzig wahre Leben, daß das Bild der Welt, das sie ihm vorhalte, für ihn das wahr-

haft Lebendige ſei. Die Ausführung dieſes Gedankens iſt originell. Der Dichter zaubert uns ein blühendes Mohnfeld vor die Augen. Er erwähnt der Sage (ſie iſt, wenn wir uns recht erinnern, aus der „Seherin von Prevorſt“, ſeines Freundes Kerner geſchöpft), daß, wer im Mohne ſchlief, in ſchwere Träume hinuntergetragen werde, und daß ein Solcher, ſelbſt erwacht, die Nächſten und Liebſten nicht mehr erkenne. Auch ihm iſt Aehnliches, aber Freundlicheres widerfahren:

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal
Von Blumen ganz verborgen
In einem ſchönen Thal,
Sie dufteten ſo milde!
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem lebt er ſein innerſtes Leben in der Poeſie:

Die Schatten, die ich ſehe,
Sie ſind wie Sterne klar.
O Mohn der Dichtung, wehe
Ums Haupt mir wunderbar!

Die Sage erzählt mehrfältig von alten Dichtern, die in ihrer Kindheit, zum Vorzeichen ihrer Beſtimmung, ſchlummernd gefunden wurden, mit honigſaugenden Bienen auf den Lippen, oder mit Lorbern und Myrthenzweigen überdeckt. Ludwig Uhland, als goldgelockter Knabe in einem blühenden Mohnfelde ſchlummernd, Dichterträume hinter dem geſchloſſenen Auge, iſt ein Bild, das ſich würdig an

jene antiken Sagenbilder anreiht. Doch wird die Geſchichte dereinſt nicht vergeſſen, dieſes ſchöne Lied zu gloſſiren, indem ſie mit geziemendem Ruhme berichtet, daß derſelbe Mann, der ſein tiefſtes Seyn im Dichtertraume empfand, dem wirklichen Leben nichts weniger als entfremdet war; daß er nicht blos mit Liedern der Freiheit huldigte, ſondern an der erneuten Verfaſſung ſeines engern Vaterlandes nicht unweſentlichen Antheil hatte und, ſo oft es galt, für die bürgerlichen Freiheiten zu ſtreiten, ſeinen Dichterſchlummer vom Seherauge ſtreifend, mit hellem, wachem Blicke und kampfrüſtigem Arme in die Reihen der Volksvertreter eintrat.

Wir kehren uns nun zu den Balladen und Romanzen des Dichters, wo uns reichliche Zuſätze erwarten. Das erſte Neue, was uns hier begegnet, iſt „Bertran de Born“. Die Behandlung dieſer auch dem Stoffe nach wohl wenigen Leſern bekannten Sage iſt ein Beweis, wie unerſchöpft die ächte Dichterkraft, die Erfindungskraft unſeres Sängers iſt, und wie der Quell der Dichtung, wenn er ihn lange nicht ſprudeln ließ, nicht verſiegt, ſondern nur abſichtlich und willkürlich von ihm zurückgedrängt war. Dieſe Romanze beweiſt auch augenſcheinlich, wie Unrecht Diejenigen haben, welche glauben, ein von der Mythe oder Geſchichte gegebener Stoff beſchränke die Schöpfungskraft des Dichters, und welche die letztere in haltloſer Phantaſterei ſuchen. Was mag der von der Volksſage gegebene Keim der vorliegenden Dichtung ſein? Höchſtens etwa dieſer: Bertram de Born, Burgherr von Autafort, der ſich rühmte, daß er

nie mehr als der Hälfte ſeines Geiſtes bedürfe, hatte ſich gegen ſeinen König empört, die Liebe ſeiner Tochter, einer Herzogsbraut, erſungen, den Sohn gegen des Vaters Willen zum Kampfe verführt, in welchem derſelbe fiel. Der König zerſtörte Bertram's Burg und nahm ihn gefangen. Die Trauer des Gefangenen über den Tod ſeines Freundes, des Königsſohnes, jedoch, und der Gruß, den er dem Vater aus dem Munde des Gefallenen bringt, verſöhnt dieſen und er verzeiht ihm. Dies ungefähr der todte Stoff, welchen die Poeſie auf verſchiedene Weiſe beleben konnte, und welcher unſtreitig mancherlei Behandlungen zuließ. Uhland aber hat gezeigt, was die Phantaſie und das Gemüth eines Meiſters daraus machen kann: Autafort raucht vor uns auf dem ſchroffen Steine, der Burgherr ſteht gefeſſelt vor dem König, der ihm ſeine freche Prahlerei vorwirft und ihn höhnend auffordert, den ganzen Geiſt herbeizurufen, da der halbe ihn nicht gerettet, und ſeine Ketten zu zerbrechen. Stolz entgegnet ihm der Gefangene, daß Bertran de Born vor ihm ſtehe, der des Königs Land aufgeregt, des Königs Kinder ſeinem Zorne trotzen gelehrt; ſein Bote hat vor der Herzogsbraut das Sehnſuchtslied ihres Dichters geſungen, bis ihr leuchtendes Brautgeſchmeide mit Thränen bethaut war; des Königs beſter Sohn fuhr, von Bertrams Schlachtgeſängen beſtürmt, aus dem Schlummerſchatten des Oelbaums empor und fiel, vom Todespfeil getroffen, vor Montforts Thore.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der ſcharfe, kalte Stahl —
Daß er ſterb' in deinem Fluche,
Das war ſeines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er Dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er Deine nicht erreichet,
Drückt er meine noch einmal.

Da, wie Autaſort dort oben
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht haſt Du den Arm gebunden,
Seit der Geiſt mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er ſich noch aufgerafft.

Und der König ſenkt die Stirne:
Meinen Sohn haſt Du verführt,
Haſt der Tochter Herz verzaubert,
Haſt auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Feſſeln! Deines Geiſtes
Hab' ich einen Hauch verſpürt.

So rettet den gefeſſelten Minneſänger und Helden denn doch der ganze Geiſt, der mit der Gewalt des Ritterthums, des Liedes, der Freundſchaft und der Liebe das harte Herz des Königs bezwingt. Lag dieſer tiefe Sinn in dem ſpröden Stoffe? Freilich war er darin verborgen, aber wie das Feuer im Kieſel oder die Göttergeſtalt im Marmorblocke! Wer nicht Feuer ſchlagen kann, wird ver-

gebens mit dem Stahl anklopfen, und wer kein Schöpfer ist, wird nur eine dürftige Gestalt aus dem Gesteine herausmeißeln! Der müßte eine gefühllose Seele sein, in dessen Innerm, nachdem er dieses Lied durchlesen und durchdacht, nicht auch in Beziehung auf den Dichter das Echo nachhallte:

— — Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.

Unmittelbar an diese Romanze reiht sich eine andere, gleichfalls neue: „Der Waller", die in das gleiche, eigenthümliche Silbenmaß gekleidet ist, das den Mangel durchgehender Reime durch den einen vierfach wiederkehrenden männlichen Reim jeder zweiten Zeile ersetzt, nach Göthe's Vorgang mit weiblichen Reimen in seinem klangreichen „Tischliede". Diese Romanze ist nicht so dramatisch behandelt als die vorangehenden, aber der Dichter hat gerade darin seine große Kunst bewährt, daß er auch, blos der natürlichen Zeitfolge getreu eine Begebenheit erzählend, dennoch die Aufmerksamkeit in steter Spannung zu halten und mit der Entwickelung zu überraschen weiß. Es wird uns eine Marienkirche, ein Wallfahrtsort an der gallicischen Küste gezeigt:

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tosend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis sein Ave sprach.

An ihrem Himmelfahrtstage erweist ſich die Mutter Gottes hier beſonders wirkſam; da nahen ſich bewimpelter Schiffe viel dem Strande; doch den heitern Pilgern folgen Andere barfuß beſtäubt in härenen Hemden. Es ſind Excommunicirte, die nur an der Schwelle des Tempels knien dürfen:

Und nach Allen keuchet Einer,
Deſſen Auge troſtlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart ſich wirrt;
Einen Reif von roſt'gem Eiſen
Trägt er um den Leib geſchirrt,
Ketten auch um Arm und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Jener Ring iſt aus dem Schwerte geſchmiedet, mit dem der Büßende im Zorn ſeinen Bruder erſchlagen. Seitdem raſtet er nicht mehr, bis ein Gnadenwunder ſeine Ketten ſprengt:

Trüg' er Sohlen auch von Eiſen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er ſie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.

Dieſer Unglückſelige erſteigt den Fels und neigt ſich an der Pforte beim Abendläuten, als ſchon der letzte Sonnenſtrahl das Bild der heiligen Jungfrau vergoldet:

Welche Gluth iſt ausgegoſſen
Ueber Wolken Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Roſenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine ſelbſt hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger geh'n getröſtet,
Nur der Eine rührt ſich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angeſicht.
Feſt noch ſchlingt um Leib und Glieder
Sich der Feſſeln ſchwer Gewicht;
Aber frei iſt ſchon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

Die überraſchende Löſung, die Befreiung des Gefangſteten durch den Tod könnte vielleicht durch ein einziges Wort deutlicher bezeichnet werden; denn wie der Schluß jetzt lautet, ließe er vielleicht auch eine andere, mattere Deutung zu. Im Uebrigen iſt in dieſem Gedicht eine Glorie der Phantaſie herrſchend wie in wenigen andern unſers ſonſt mehr ſtillgemüthlichen Sängers, und die Sprache iſt mit der ſeltenſten Vollendung gehandhabt.

Willkommen heißen wir das köſtliche Gedicht (mehr Lied, als Ballade), das „Münſterſage" überſchrieben iſt (S. 336). Wie viele Augen haben ſchon ſeit 1774 auf Göthe's Namen gehaftet, der auf der Plateform des Münſters zu Straßburg (jedoch nicht, wie eine Note des Dichters fälſchlich berichtet, von ſeinen akademiſchen Jahren her) eingehauen ſteht, ohne daß auf den Dichternamen ein ſolcher Blick gefallen, vor welchem ſich der ganze Thurm in wunderbarem Leben zu regen begann. Denn ſo erzählt uns der Dichter: Viel Namen ſtehen auf dem grauen Münſterthurm eingehauen; der Stein erträgt es geduldig; doch

Einſt klomm die luſt'gen Schnecken
Ein Muſenſohn heran,

Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von ſeinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundſtein bis zum Knauf.

Da zuckt in ſeiner Grube
Erwins des Meiſters Staub,
Da hallt die Glockenſtube,
Da rauſcht manch ſteinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt er wunderbar
Aus ſeinem Stamm gebären,
Was unvollendet war.

Was Wunders? denn der ſo meißelte, war Der

Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt.

Es thut nichts zur Sache, daß der Name — wie Referent ſich durch den Augenſchein überzeugt hat — wohl ſchwerlich von Göthe's eigner Hand, ſondern wie die andern faſt alle auf Beſtellung vom Thürmer oder einem Steinmetz eingehauen worden. Uhland hat ſeinem Meiſter ein- für allemal durch dieſes Lied den Meißel in die Hand gegeben und der Thurm hat geklungen.

S. 348 iſt „Merlin der Wilde" eingereiht, ein Gedicht, das eine hübſche Anekdote von dieſem Zauberer, der die Sprache des Waldes verſteht und einem Könige das Liebesabenteuer ſeiner Tochter aus einem ihr im Haupte hängenden Lindenblatt verräth, durch die naturpoetiſche Behandlung

zu wahrer Poeſie erhebt, beſonders mittels der eigenthümlichen Einfaſſung, welche der Romanze durch ihre Dedicirung an einen befreundeten Dichter (der Schilderung nach Karl Mayer) verliehen iſt:

Du ſendeſt, Freund, mir Lieder
Voll friſcher Waldesluſt,
Du regteſt gerne wieder
Auch mir die Dichterbruſt.
Du zeigſt an ſchatt'ger Halde
Mir den beſchifften See,
Du lockeſt aus dem Walde
Zum Bad ein ſcheues Reh.

Ob einem alten Buche
Bring ich die Stunden hin;
Doch fürchte nicht; ich ſuche
Mir trockne Blüthen drin!
Durch ſeine Zeilen windet
Ein grüner Pfad ſich weit
Ins Feld hinaus und ſchwindet
In Waldes Einſamkeit.

Da ſitzt Merlin der Wilde u. ſ. w.

Nachdem dieſer ſeinen Spruch gethan und auf einem zahmen Hirſche wieder waldein gerannt iſt, ſchließt der Dichter ſo:

Verſunken lag im Mooſe
Merlin, doch tönte lang
Aus einer Waldkluft Schooſe
Noch ſeiner Stimme Klang.
Auch dort iſt längſt ſchon Friede;
Ich aber zweifle nicht,
Daß, Freund, aus deinem Liede
Merlin der Wilde ſpricht.

In der Ballade: „Der Graf von Greyers“ (S. 363), offenbart ſich, wie in vielen frühern Dichtungen Uhland's, ſein lebendiger Sinn für die naturgemäßeſten Verhältniſſe in der menſchlichen Geſellſchaft, ein Sinn, der nicht nur ſeine Poeſie, bei aller mittelalterlichen Tendenz einzelner Gedichte, vor jeder Manier bewahrt hat, ſondern den Dichter auch zum Verfechter einer vernünftigen bürgerlichen Freiheit im praktiſchen Leben ſo tüchtig macht. Mit wahrer Luſt ſingt uns hier ſein Lied in einer Melodie, aus der ein ſchweizeriſcher Tanzreigen herauszutönen ſcheint, von dem jungen Grafen, den ein Blick auf die von der Morgenſonne verklärten Felſenhörner und in das grünſte Alpenthal dazwiſchen ſehnſüchtig macht, die Wonne des Hirtenlebens zu genießen. Senner und Sennerinnen werden von ihm auf ſeinen Schloßraſen zum Tanze geladen; die jüngſte Tänzerin zieht den Grafen ſelbſt in den Kreis und der Reigen rafft ihn von hinnen durch Dörfer, Matten und Wald. Der Graf iſt verſchollen bis in den dritten Tag. Da erſcheint er in einem Gewitter aus einem angeſchwollenen Bach ans Ufer ſich rettend:

Da bin ich! weggeriſſen aus eurer Berge Schoos,
Im Tanzen und im Schwingen ergriff mich Sturmgetos:
Ihr Alle ſeid geborgen in Hütt' und Felſenſpalt,
Nur mich hat fortgeſchwemmet des Wolkenbruchs Gewalt.

Leb wohl, du grüne Alpe, mit deiner frohen Schaar!
Lebt wohl, drei ſel'ge Tage, da ich ein Hirte war!
O! nicht bin ich geboren zu ſolchem Paradies,
Aus dem mit Blitzesflamme des Himmels Zorn mich riß.

Du friſche Alpenroſe, rühr' nimmer meine Hand!
Ich fühl's die kalte Woge ſie löſcht nicht dieſen Brand
Du zauberiſcher Reigen, lock nimmer mich hinaus!
Nimm mich in deine Mauern, du ödes Grafenhaus!

Derſelbe Freiheitsgeiſt des Dichters, nur in anderer Geſtalt, zeigt ſich auch in „Tell's Tod" (S. 432), in welchem einer ſchlichten Volksſage, der zufolge Tell als Greis in einem Liebeswerke, während er einen Knaben aus dem angeſchwollenen Bergſtrom des Schächen rettete, geſtorben iſt, ein tiefer Sinn untergelegt wird. Es iſt nicht ganz begreiflich, wie dieſes höchſt glückliche Streben des Dichters, auch in der Sage nach Ideen zu forſchen, von einer tadelnden Stimme als die Uhland eigenthümliche einſeitige Gleichnißromanzenweiſe bezeichnet worden iſt. Allerdings wird in der vorliegenden Romanze „des Eiſes Bruch vom Föhne mit dem Kampfe der Freiheit" verglichen, und nachdem der Ueberſchwemmung des Schächen einige brauſende Verſe gewidmet worden ſind, wandelt ſich der Dichter in einen kecken Fergen auf Uris grünem See, der, das Haupt des ausgeſtoßenen Todten im Arme, ſein Klagelied ſpricht, und dieſes Lied vergleicht wieder Tell's letzte, beſcheidene That mit der frühern großen, welthiſtoriſchen und es iſt freilich dieſem Lied um die Lehre zu thun, die einer Zeit, welche ſo gern die Größe der Handlungen nach dem Effecte beurtheilt, beſonders Noth thut, um die Lehre, daß die Kraft derſelben Liebe, mit welcher der Tell den Zwingherrn geſchlagen, ſich auch in ſeiner letzten, glanzloſern Heldenthat geoffenbart habe:

Wärst du noch jung geweſen,
Als du den Knaben ſingſt,
Und wärſt du dann geneſen,
Wie du nun untergingſt:
Wir hätten draus geſchloſſen
Auf künſt'ger Thaten Ruhm;
Doch ſchön iſt nach dem großen
Das ſchlichte Heldenthum.

Sollte denn aber all Dieſes und namentlich das Pindariſche Epiphonema in der angeführten Strophe darum nicht echte Poeſie ſein, weil hinter der Schönheit eine von ihr unabhängige Wahrheit verborgen iſt? Wenn dieſem Gedichte ja ein Vorwurf gemacht werden ſoll, ſo wäre es, nach unſerer Anſicht, eher der, daß die Gedanken in der Rede des Fährmanns keine rechte Steigerung beobachten, und der Schluß des neunten Verſes:

Der iſt ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, ſich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

einen ſo tiefen Gemüthseindruck macht, daß die Fortſetzung der Romanze durch drei an ſich ſelbſt ſehr ſchöne Verſe gewiſſermaßen unerwartet kommt, weil der Leſer gern in jenen Worten als einem voll und tief tönenden Schluſſe des Ganzen ausgeruht hätte.

Noch härtern Tadel aus demſelben Munde hat bei ſeinem erſten Erſcheinen im Wendt'ſchen „Muſenalmanache" das „Ver sacrum" (S. 416) getroffen. Es ſoll dieſes Gedicht „eine Geſchichte des Livius erzählen, ohne daß der

Gedanke, der dabei zu Grunde liegt, klar genug hervorträte, eine Manier, in der G. Schwab hauptsächlich sein Nachahmer ist, und die überhaupt bei unsern jüngern Poeten so vielen Beifall gefunden, weil sie so leicht ist. Ist es denn so schwierig, zu begreifen, daß eine Geschichte, eine Sage, eine Anekdote u. s. w., und wenn sie noch so interessant und piquant ist, dadurch noch nicht zur Poesie wird, daß man sie in Versen, wenn auch schönen, erzählt?"

Da dieses Urtheil in diesen Blättern selbst vor einigen Jahren ausgesprochen worden ist, so wird eben hier am ehesten eine Berücksichtigung desselben nicht verargt werden können. Vor allen Dingen muß Referent bemerken, daß im ganzen Livius, welchem doch der Dichter nacherzählt haben soll, *keine* Erzählung der Art anzutreffen ist. Livius erwähnt in der Geschichte späterer Jahrhunderte zwei Mal das ver sacrum, aber ohne dabei der Menschenopfer, um welche sich doch in der Uhland'schen Romanze der ganze Sinn des Gedichts dreht, zu gedenken; und in der That war von diesen in jener spätern Zeit auch gar nicht mehr die Rede. Nur der Grammatiker Festus hat eine Notiz, daß bei den Samniten ehemals in das Opfer des sogenannten heiligen Frühlings auch die Erstlinge der Menschenjugend eingeschlossen worden seien, und Justinus sagt einmal bildlich von den Galliern oder Gallogräkern, sie haben, um neue Sitze aufzusuchen, 300,000 Menschen gleichsam als heiligen Frühling auf die Wanderung ausgeschickt. Zwischen diesen beiden trockenen Notizen aber und der Uhland'schen

Dichtung, welche Kluft! Doch wenn der Dichter auch aus irgend einer andern Quelle ſeine hiſtoriſchen Data für ein aus Lavinium ausgeſchicktes ver sacrum geſchöpft haben ſollte, ſo könnte man doch auch ſo dem Gedichte Erfindung und tiefe Bedeutung gewiß nicht abſprechen, und es wäre in hohem Grade ungerecht, daſſelbe als eine ſchön verſificirte Anekdote zu charakteriſiren. Woher auch jene Sage ſtammen mag, ihr zufolge verdankt jener genialen Umdeutung einer gräßlichen Sitte das größte Weltreich ſeine Entſtehung und jener Weiheſrühling von Jungfrauen und Jünglingen, welche, ſtatt als Todesopfer dem Mars zu fallen, ihm als Kriegercolonie geweiht nach Alba Longa zogen, ſie wurden die Stammältern der Stadt Rom, wie dieſer Gedanke denn im Gedichte ſelbſt wahrhaftig „klar genug hervortritt“:

Aus der Lateiner alten Mauern ſoll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn,
Aus dieſem Lenz, innkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm erſtehn.

und wieder:

Das raſche Füllen ſpring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein geſunder Stamm!
Denn Schlacht und Sturm iſt euch vorausgezeigt,
Das iſt ja dieſes ſtarken Gottes Recht,
Der ſelbſt in eure Mitte niederſteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geſchlecht.
In euerm Tempel haften wird ſein Speer,
Da ſchlagen ihn die Feldherrn ſchütternd an,
Wann ſie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

Man ſieht wohl, einen weltgeſchichtlichen Stoff, und keine Anekdote behandelt dieſe Romanze. Was von jenem Tadel noch übrig bleibt, kann ſich alſo nur noch auf die Ausführung beziehen; und wenn wir denſelben recht verſtehen, ſo träfe er hauptſächlich die ſchlicht erzählende, undramatiſche Form, die der Dichter diesmal, wie in einigen andern Romanzen und Balladen zur Darſtellung gewählt hat. Sollte denn aber dieſe Form, die übrigens bei Uhland die lyriſche und dramatiſche keineswegs überwiegt, von der Romanzenpoeſie ganz ausgeſchloſſen werden müſſen und gibt es nicht Stoffe, die reich an poetiſchem Gehalte ſind, und dennoch keine andere Behandlung, als die des ſchlichten Erzählens zulaſſen, wobei doch, wie die vorliegende Romanze beweist, dem Sinn und der Phantaſie noch ein genügender Spielraum gelaſſen wird. So mögen denn Uhlands Schüler, welche immerhin die referirende Form zu oft und bequem gebraucht haben mögen, jenen Tadel für ſich hinnehmen, und G. Schwab, des Referenten recht guter Freund, hat ohne Zweifel ſeine Lehre daraus für ſich gezogen; auf ihren Meiſter können ſie ſolchen ungegründeten Vorwurf nicht kommen laſſen. Auch muß jener Tadel für das deutſche Publikum wirklich „ſchwierig zu begreifen“ ſein; denn wenn ein großer Theil der Uhland'ſchen Poeſie ſo ſehr an Kleinlichkeit des Stoffes und Einſeitigkeit der Behandlung krankte, ſo würde es ſchwerlich innerhalb 16 Jahren nach den fünf Auflagen dieſes Lyrikers ſo gierig gegriffen haben, daß

wir ſogar dieſe Anzeige der noch nicht vor Jahresfriſt erſchienenen fünften Auflage zu ſchließen und abzuſenden uns beeilen müſſen, wenn ſie noch vor Erſcheinen der ſechsten abgedruckt werden ſoll.

9.

Maler Nolten.

Novelle von Eduard Mörike.

Stuttgart, Schweizerbart. 1832.

Blätter für literarische Unterhaltung 1833. Nr. 20 u. 21.

Wir ſind unſchlüſſig, ob wir zuerſt mit den Fehlern oder mit den großen Vorzügen dieſes Novellenromans unſere Beurtheilung anfangen ſollen. Thun wir jenes, ſo erweiſen wir dem Verfaſſer, der Vertrauen bei den Leſern verdient, und dem Verleger, der zu ermuntern iſt, weil er ſich entſchloſſen hat, ein junges und noch namenloſes Talent in die Welt einzuführen, einen ſchlechten Dienſt; fangen wir aber mit den Vorzügen an, ſo gerathen wir bei einem an den vollkommenern Organismus erfahrener Novellenmeiſter gewohnten Leſer, dem die Unbeholfenheiten der vorliegenden Dichtung ohne Zweifel eher in die Augen fallen werden als ihre Tugenden, in den Verdacht der Parteilichkeit. Am gerathenſten iſt, Referent begibt ſich mit ſeiner Anzeige ſogleich in mediam rem und entwirft, bevor er urtheilt, einen Grundriß der Erzählung. Und ſomit ans Werk!

Der Anfang der Novelle zeigt uns einen jungen Maler, Theobald Nolten, der ſein glänzendes Talent, den wackern,

aber erfindungsarmen Meister überflügelnd, von Gönnern und Freunden geliebt und bewundert in der Residenz, an deren Weltleben er Antheil nimmt, entfaltet. Im Hause des Grafen von Zarlin lernt er dessen schöne Schwester, Konstanze von Armond, eine junge Wittwe, kennen. Die Reize ihrer Person, die Feinheit ihres gebildeten Geistes, ihr Kunstsinn machen ihn zu ihrem stillen, aber leidenschaftlichen Bewunderer, und es peinigt ihn, daß einer seiner freundschaftlichsten Gönner, der Herzog Adolf, sein Nebenbuhler ist. Inzwischen mystificirt er sich so gut wie möglich über seine wachsende Neigung, denn eine früher geknüpfte Verbindung macht noch immer ihre stillen Rechte an sein Herz geltend. Das reine Glück, welches der unverdorbene Jüngling oftmals in der Liebe zu einem höchst unschuldigen Geschöpfe, Agnes, der Försterstochter zu Neuburg, gefunden, war seit Kurzem durch unglückselige Misverständnisse gestört worden. Die Sache hatte so viel Schein, daß er das freie Mädchen keines Wortes mehr würdigte und ihr nicht im geringsten den Grund dieser Veränderung zu erkennen gab. Jene Agnes war, was der Leser erst später erfährt, durch eine Nervenkrankheit dem Tode nahe gebracht gewesen; in ihrer krankhaften Reizbarkeit glaubte sich die Genesende ihres Bräutigams als ein bäuerisches einfaches Geschöpf nicht mehr würdig. Diesen Wahn bestärkt eine geheimnißvolle Zigeunerin, die ihr aus den schiefen Linien der Hand prophezeit, daß sie und ihr Geliebter nicht für einander geboren seien, und zugleich ihr an einem liebenswürdigen Vetter

Otto, der sie im Guitarrenspiel unterrichtet, eine neue Liebe zuweist. Vergebens ringt Agnes, sich von der trügerischen Prophetenstimme unabhängig zu machen; ihr Gemüth war zerrissen und gepeinigt; jene Idee von Otto fixirte sich künstlich darin, und die eingebildete Nothwendigkeit fieng an, den Widerwillen gegen ihn zu überbieten. Ein stiller Wahnsinn setzt bei ihr an. Nolten aber wird, ebenfalls durch einen plumpen Brief Otto's, der ihm anmuthet, zurückzutreten, von der vermeintlichen Untreue seiner Braut unterrichtet und geräth in hassende Verzweiflung. In dieser wunden Stimmung trifft ihn sein Busenfreund, der geniale Schauspieler Larkens, der, von einer Reise zurückgekehrt, ein frohes Wiedersehen mit dem Freunde zu feiern gekommen ist. In Theobald's Liebe zu Agnes früher eingeweiht, das Misverständniß ahnend und zum Theil durchschauend, Noltens neue Neigung zu der Gräfin noch ziemlich leicht anschlagend, unternimmt es der bizarre Mann, der aus einem zerrütteten Leben einen edeln Geist und Charakter, der aufopferndsten Freundschaft fähig, sich gerettet hat, die Sache ohne Wissen seines Freundes wieder ins Geleise zu bringen. Nachdem er ihn vergebens durch eine etwas mißlungene (auch dem Dichter mißlungene) Fastnachtsmummerei gewarnt, entschließt er sich zu einer Maskenkorrespondenz mit Agnes. Er ahmt seines Freundes Handschrift nach; er correspondirt mit der armen verlassenen Braut, als wäre sie nicht verlassen, und sorgt dafür, daß nur er die holden Antworten des durch diesen frommen Betrug genesenden Kindes erhält.

Inzwiſchen gibt ſich Nolten mit Gluth ſeiner neuen Liebe zu Konſtanzen hin, und zu ſeinem Unſtern wird dieſe Liebe allmählig erwidert; ein Zufall drückt ihm in einer Grotte der fürſtlichen Gartenanlagen die Gräfin ohne Zeugen ans Herz; ſie duldet ſeine Thränen und ſeinen Kuß, der auf ihrem Halſe brennt. Durch die freundliche Unbefangenheit Konſtanzens in den Tagen, welche auf dieſe Scene folgen, darf der Glückliche ſich überzeugen, daß er volle Gegenliebe gefunden hat. Inzwiſchen ſetzt Larkens, der von alle dem nichts ahnt, ſeinen verſtohlenen Briefwechſel mit Agnes fort und erhält von dieſer endlich einen trunkenen Brief, in welchem ſich die völlig Geneſene wieder ganz als Noltens Braut empfindet. Jetzt glaubt der Freund, es gelte, was es wolle, einen Bruch mit der Gräfin vorbereiten zu müſſen. Bei dem Grafen Zarlin wird ein phantasmagoriſches Zwiſchenſpiel, von Larkens verfaßt, von demſelben vor einer großen Geſellſchaft aufgeführt. Nachdem die Geſellſchaft auseinandergegangen, brütet Konſtanze mit Wonne über ihrer Liebe zum Maler; aber Larkens hat ſeine mit Noltens Namenschiffre ſorgfältig bezeichnete Briefſtaſche, welche alle Antworten von Agnes enthält, abſichtlich, ſo abſichtlich, wie Marquis Poſa die ſeines Freundes, im Palais des Grafen verloren; noch in derſelben Nacht kommt die Taſche durch das Kammermädchen in Konſtanzens Hände; ſie erkennt in Nolten den ruchloſeſten Heuchler, — ſie ergibt ſich in der Verzweiflung dem Herzog Adolf, Nolten wird (er weiß nicht warum) verſtoßen, und Larkens und er werden wegen

unvorsichtiger Anspielungen auf den regierenden König in jenem Schattenspiele politisch verdächtigt, verhaftet und in langer gesonderter Haft gehalten, in welcher sich Noltens ein hitziges Fieber erbarmt. Inzwischen erfahren wir aus dem Manuscripte eines seiner Freunde, wie wunderbar jene Zigeunerin in das Geschick des Malers verflochten ist. Er traf sie in seiner Jugend auf der Gebirgsruine seiner Heimatgegend, die er von Hause aus mit seiner jungen Schwester besuchte; aus einer Reihe von seltsamen Scenen ergibt sich, daß sie die Tochter eines väterlichen Oheims von Nolten ist, der als Maler in die weite Welt gieng, unter eine Zigeunerbande gerieth und Loskine, die schöne Nichte des Zigeunerhauptmanns, entführte und ehelichte. Er lebte mit ihr, gemieden von der Familie, aber reichlich von seiner Kunst genährt. Elisabeth, die Zigeunerin, war die einzige Frucht ihrer Ehe. Loskine starb bald am Heimweh. Ihr heranwachsendes Kind entlief zu der Bande, und wahrscheinlich hat diese Loskinens Entführung durch den Mord des Vaters gerächt. Nachdem Elisabeth mit seltsamer Leidenschaftlichkeit den jungen Nolten sich gleichsam zum Eigenthume geweiht, verläßt sie die halbe Heimat wieder. Aus diesen Mittheilungen erklärt sich hinreichend, wie die Zigeunerin, welche Nolten bis jetzt nie wiedergesehen, sich prophezeiend in sein Schicksal mischen konnte. Die Mittheilungen schließen die erste Abtheilung der Novelle.

Der zweite Theil hebt mit der Befreiung der zwei Freunde aus ihrer ungerechten Haft an. Der genesene Nolten

glaubt ſich jetzt erſt zu verſtehen, er betrachtet ſich als frei von aller betrügeriſchen Liebe, und will hinfort nur der Kunſt Geweihter ſein. Da faßt Larkens den Entſchluß, auf unbeſtimmte Zeit die Stadt zu verlaſſen und ins Ausland zu gehen. Zum letzten Mal, und ungern zum letzten Mal ſchreibt er in Noltens Namen an Agnes und nimmt in Gedanken den herzlichſten Abſchied von dem Mädchen, weil nach ſeiner Berechnung ſchon ihr nächſter Brief wieder unmittelbar an Nolten kommen ſollte. Mit heftiger Bewegung verabſchiedet er ſich vom Maler, der ſeinen Entſchluß nicht begreifen kann. Aber nach ſeiner Abreiſe erfährt Nolten aus einem Briefe ſeines Freundes den ganzen, vollen Betrug, ſelbſt in Beziehung auf Konſtanze.

„Theobald (ſchließt der Brief) noch einmal: denk an den Garten, neulich hat ſie die Laube zurechtgeputzt, die Bank, wo der Liebſte bei ihr ſitzen ſoll. Wirſt Du bald kommen? Wirſt Du nicht? — Wag' es, ſie zu betrügen! den hellen, ſüßen Sommertag dieſer ſchuldloſen Seele mit Einem verzweifelten Streiche hinzuſtürzen in eine dumpfe Nacht, wehe! das wimmernde Geſchöpf! Thu's, und erlebe, daß ich in wenigen Monden, ein einſamer Wallfahrer, auf des Mädchens Grabhügel die kraftloſe Poſſe, das Nichts unſerer Freundſchaft und die zerſchlagene Hoffnung beweine, daß mein elendes Leben, kurz eh' ichs ende, doch wenigſtens noch ſo viel nütz ſein möchte, zwei gute Menſchen glücklich zu machen."

Der Maler wird uns auf dieſen Brief als höchſt unglücklich geſchildert; und doch, „wer hätte glücklicher ſein können als er, wäre er ſogleich fähig geweſen, ſeinem Geiſte nur ſo viel Schwung zu geben als nöthig, um einigermaßen

ſich über die Umſtände, deren Forderungen ihm furchtbar über das Haupt hinauswuchſen, zu erheben und eine klare Ueberſicht ſeiner Lage zu erhalten. Inzwiſchen kommt er allmählig zur Beſinnung und verſenkt ſich in Agnes Briefe, welche Larkens ihm beigeſchloſſen, und in denen ſich das ſchöne Gemüth wie verjüngt darſtellte.

„Der ganz unfaßliche Gedanke, dies einzige Geſchöpf, wann und ſobald es ihm beliebe, als Eigenthum an ſeinen Buſen ſchließen zu können, durchſchütterte wechſelnd alle Nerven Theobalds. Auf Ein Mal überſchattete ein unbekanntes Etwas die Seligkeit ſeines Herzens. Dieſe zärtlichen Worte Agneſens, wem anders gelten ſie als Ihm? Und doch will ihm auf Augenblicke dünken, er ſei es nicht, ein Luftbild habe ſich zwiſchen ihn und die Schreiberin gedrängt, habe den Geiſt dieſer Worte voraus ſich zugeeignet, ihm nur die todten Buchſtaben zurücklaſſend. Ja, wie es nicht ſelten im Traume begegnet, daß uns eine Perſon bekannt und nicht bekannt, zugleich entfernt und nahe ſcheint, ſo ſah er die Geſtalt des lieben Mädchens gleichſam immer einige Schritte vor ſich, aber leider nur vom Rücken, der Anblick ihrer Augen, die ihm das treueſte Zeugniß geben ſollten, war ihm verſagt; von allen Seiten ſucht er ſie zu umgehen; umſonſt, ſie weicht ihm aus; ihres eigentlichen Selbſts kann er nicht habhaft werden".

Zugleich entdeckte ihm des Schauſpielers Tagebuch die wiederholte Anweſenheit der Zigeunerin, welche aufs Neue die Bahn ſeines Lebens auf eine abſichtlich Gefahr drohende Weiſe durchkreuzen mußte; auch gegen Larkens ſtreitet ſich in ſeinem Herzen Dank und Tadel, und auch wegen ſeines Schickſals wird ihm bange. Sein nächſter Gedanke iſt nun, ſich vor Konſtanzens Augen zu rechtfertigen,

und es gelingt ihm, durch Vermittelung einer befreundeten Dame, der er ſich aufs zarteſte mittheilt, die volle Wahrheit vor ihre Ohren zu bringen. Nach einigen Tagen erhält er auf dieſem Wege einen herrlichen Hochzeitsſchmuck für ſeine Braut nebſt einem Blatte von Konſtanzen, in welchem ſie ſich das jammervollſte und, ach, zugleich das unwürdigſte Weib nennt. Sie ſelbſt hatte Theobalds unſchuldigen Antheil an jenem Schattenſpiele benutzt, ihm den Kerker zu bereiten, und nur ein ſcheinbares Wunder erſchütterte und beſtimmte ſie, ihn zu befreien. Sie hatte nämlich früher von Theobald das (auch ſonſt in der Novelle herausgehobene) Bild einer wahnſinnigen Orgelſpielerin geſehen. Das lebende Original dieſes Bildes erſchien ihr in der Kirche und warf ſie in Ohnmacht nieder. (Es war die Zigeunerin, die als Motiv zu Noltens Bilde gedient hatte.) Dieſelbe Hand, die den Maler geſtürzt, mußte ihn jetzt retten — der Herzog Adolf. Verzweifelte Andeutungen verrathen Theobald und dem Leſer, daß Konſtanze aus Rache ihre Tugend dem Herzog geopfert hatte. Jetzt betet ſie für den Maler und Agnes.

Der Roman läßt den Vorhang auf einen Augenblick fallen und zeigt uns dann den Maler fröhlich und entſchloſſen auf der Brautreiſe zu Agnes. Er überraſcht ſie auf dem Kirchhof ihres heimatlichen Dorfes und betrachtet ſie lang ungeſehen.

„Agnes, ihn erblickend, fällt mit einem Schrei dem zunächſt ſtehenden Vater um den Hals, wo ſie ihr glühendes Angeſicht

verbirgt, während unſer Freund, der dieſe erſchüttert abgewandte Bewegung blitzſchnell durch ſein böſes Gewiſſen erklären läßt, mit einiger Verlegenheit ſich heranſchmiegt, bis ein vorſtohlener, halbaufgerichteter Blick des Mädchens über des Alten Schulter hinweg ihm ſagt, daß Freude, nicht Abſcheu oder Schmerz es ſei, was hier am Vaterherzen ſchluchze. Als aber das herrliche Kind ſich nun plötzlich gegen ihn herumwandte, ihm mit aller Gewalt leidenſchaftlicher Liebe ſich um den Leib warf und nur die Worte hervorbrachte: „Mein! Mein!“ da hätte auch er laut ausbrechen mögen, wenn die Uebermacht ſolcher Augenblicke nicht die Luſt ſelbſt der glücklichſten Thränen erſtarren machte.“

Theobald ſtaunt über die Herrlichkeit ſeiner Braut.

„Wirklich war ihre ganze Figur entſchiedener, mächtiger geworden. Aber auch alle die Reize, die der Bräutigam ihr von jeher ſo hoch angerechnet hatte, erkannte er wieder. Jenes tiefe Dunkelblau der Augen, jene eigne Form der Augenbrauen, die von allen übrigen ſich dadurch unterſchieden, daß ſie gegen die Schläfe hin in einem kleinen Winkel abſprangen, der in der That etwas Bezauberndes hatte. Ihre Haare, die er bei ſeiner letzten Anweſenheit noch beinahe blond geſehen hatte, waren durchaus in ein ſchönes, glänzendes Kaſtanienbraun übergegangen. Theobalden war es beim erſten Blicke aufgefallen, aber auch ſogleich hatte ſich ihm die ſonderbare Ahnung aufgedrungen, Krankheit und dunkler Kummer hätten Theil an dieſem ſchönen Wunder. Agnes ſelber ſchien nicht im Entfernten dergleichen zu denken, vielmehr fuhr ſie ganz heiter fort; „Und meinſt Du wohl, es habe ſonderlich viel Zeit dazu gebraucht? Nicht doch! faſt zuſehends, in weniger als zwanzig Wochen, war ich ſo umgefärbt; die Paſtorstöchter und ich haben heut noch unſern Scherz darüber.“

Inzwiſchen ſcheint des Schauſpielers Werk vollbracht und gelungen. Ein ſeliges Stillleben beginnt zwiſchen Nolten und ſeiner Braut, dem guten, wunderlichen Förſter und

dem edeln, alten gebildeten Baron, dem Jugendwohlthäter Theobalds. Alle leben in ſüßer Erinnerung und Ahnung, Nolten und der Baron auch im Umtauſch der geiſtreichſten Gedanken, die auch den Leſer zu gute kommen. Nur ſelten ängſtigt Agnes Otto's, Theobald Konſtanzens flüchtig vorüberſchwebendes Bild, den Letztern auch wie ein Geſpenſt die Erinnerung an das unnatürliche Mittel, das ihn in den Beſitz der Geliebten geſetzt hat. Ein Beſuch bei befreundeten jungen Nachbarn, wo ſich Bekannte und Verwandte zur Ueberraſchung eingefunden, wird jubelnd ausgeführt und bildet eine der lieblichſten von den vielen Epiſoden des Buches. Nolten erhält jetzt auch einen glänzenden, ſeine Zukunft ſichernden Ruf zu einem fernen Fürſten. Aber die Rückkehrenden trifft die Schreckensnachricht, daß den guten Baron der Schlag getroffen. Damit kehrt eine ernſte und wehmüthige Stimmung in den kleinen Kreis ein.

Was Theobalden betrifft, ſo war ein ſolcher Verluſt für ihn noch von beſonderer Bedeutung. Wenn uns unvermuthet eine Perſon wegſtirbt, deren innige und verſtändige Theilnahme uns von Jugend an begleitete, deren ununterbrochene Neigung uns gleichſam eine ſtille Bürgſchaft für ein dauerndes Wohlergehen geworden war, ſo iſt es immer, als ſtockte plötzlich unſer eigenes Leben, als ſei im Gangwerk unſeres Schickſals ein Rad gebrochen, das, ob es gleich auf ſeinem Platze beinahe unentbehrlich ſcheinen konnte, nun durch den Stillſtand des Ganzen erſt ſeine wahre Bedeutung verriethe. Wenn aber gar der Fall eintritt, daß ſich ein ſolches Auge ſchließt, indem uns eben die wichtigſte Lebensepoche ſich öffnet, und ehe den Freund die frohe Nachricht noch erreichen konnte, ſo will der Muth uns

fehlen, eine Bahn zu beſchreiten, welche des beſten Segens zu ermangeln, uns fremd und traurig anzublicken ſcheint."

Agnes iſt die Ruhigſte von Allen. Sie kämpft mit Erhebung gegen ein Gefühl, das ſie mit Niemand theilen zu können ſcheint. Sie verzehrt ſeit Kurzem eine andere Empfindung, eine unerklärliche Angſt. „O wenn es wahr wäre", ſpricht ſie, „daß ich meine Thränen auf größeres Unglück aufſparen ſoll, das erſt im Anzug iſt!" Mit dieſen Worten bricht ſie in das fürchterlichſte Weinen aus. Bald darauf widerſetzt ſie ſich aufs entſchiedenſte dem Willen des Vaters und dem Wunſche des Bräutigams, ſich in der Ausſicht auf die nahe Verſorgung ſofort in der Heimat trauen zu laſſen, und nur ungern, nachdem man ihr hierin nachgegeben willigt ſie darein, mit dem Bräutigam und deſſen jüngſter Schweſter auf einem Umwege nach dem Ziel ihrer Beſtimmung abzureiſen. Am Ende tritt ſie dieſe Reiſe mit Heiterkeit an; die Ahnung iſt beſchwichtigt, und ſorglos gehen die Liebenden der Kataſtrophe entgegen. Nach einigen Regentagen kommen ſie bei heiterm Wetter in einer ehemaligen Reichsſtadt an. Hier entdeckt Nolten einen Schuft von ehemaligem Bedienten, der im erſten Theile der Novelle eine nicht unbedeutende epiſodiſche Rolle ſpielt. Dieſer zeigt ihm in der dampfenden Stube eines alten Bierhauſes der Stadt, in der unerwarteten Geſellſchaft von genialen Säufern aus dem Handwerksſtande — ſeinen Freund Larkens, ſelbſt als Handwerker verkleidet.

„Nolten, wie er hinſchaut, wie er das Geſicht des Fremden

erkennt, glaubt in die Erde zu ſinken, ſeine Bruſt krampft ſich zuſammen im entſetzlichſten Drang der Freude und des Schmerzens; er wagt nicht, zum zweiten Mal hinzuſehen, und doch, er wagt's, und — ja! es iſt ſein Larkens! er iſt's, aber, Gott, in welcher unſeligen Verwandlung! Wie mit umſtrickten Füßen bleibt Theobald an eine Säule gelehnt ſtehen, die Hände vors Auge gedeckt und glühende Thränen entſtürzten ihm. So verharrt er eine Weile. Ihm iſt, als wenn er, von einer Rieſenhand im Flug einer Secunde durch den Raum der toſenden Hölle getragen, die Geſtalt des theuerſten Freundes erblickt hätte, mitten im Kreiſe der Verworfenen ſitzend."

Aber Larkens hat auch ihn geſehen, er verſchwindet und führt einen früher ſchon gegen Nolten brieflich angedeuteten Entſchluß plötzlich aus. Er vergiftet ſich. Der Dichter läßt vermuthen, daß eine geheime, aus ihren Briefen entſproſſene und genährte Leidenſchaft für die Braut ſeines Freundes den Schauſpieler zu dem verzweifelten Entſchluſſe gebracht habe. An der Leiche des Freundes trifft der troſtloſe Theobald einen vornehmen Mann, einen Präſidenten, der in dieſer Stadt zurückgezogen lebend, den Künſtler in ſeiner Verkleidung erkannt und kurzen Umgang mit ihm gepflogen hatte.

„Iſt's möglich, ſprach der Präſident, ſeh' ich hier die Reſte eines Mannes, der eine Welt voll Scherz und Luſt in ſich bewegte und zauberhelle Frühlingsgärten der Phantaſie vor uns entfaltete? Ach, wenn ein Geiſt, den doch der Genius der Kunſt mit treuem Flügel über all' die kleine Noth des Lebens wegzuheben ſchien, ſo frühe ſchon ein ekles Auge auf dieſes Treiben werfen kann, was bleibt alsdann ſo manchem Andern zum Troſte übrig, der, ungleich ärmer ausgeſtattet, ſich in der Niederung des Erdenlebens hinſchleppt? Und wenn das vor-

treffliche Talent ſelbſt, womit Ihr Freund die Welt entzückte, ſo harmlos nicht war, als es ſchien; wenn die heitere Geiſtesflamme ſich vielleicht am beſten Oel des innerlichen Menſchen ſchmerzhaft nährte: wer ſagt mir dann, warum jenes namenloſe Weh, das alle Mannheit, alle Luſt und Kraft der Seele bald bänglich ſchmelzend untergräbt, bald zornig aus den Grenzen treibt, warum doch jene Heimatloſigkeit des Geiſtes, dies Fort- und Nirgendhinverlangen in Mitten eines reichen, menſchlich-ſchönen Daſeins ſo oft das Erbtheil herrlicher Naturen ſein muß?“

Von dieſem, im Jammer und durch denſelben neu erworbenen Freunde erfährt Nolten auch, daß nur die Hypochondrie und der Glaube, daß ſein körperliches Mißbehagen durch Handwerkerarbeit gehoben werden könne, den Schauſpieler jener abenteuerlichen Geſellſchaft zugeführt habe. Von allen Trauernden iſt Agnes die Ruhigſte. Sie erblickt in der ganzen ſchrecklichen Begebenheit mit Larkens nichts Anderes als die gewiſſe Erfüllung eines ungewiſſen Vorgefühls, und ſo vermag ſie, ein offenbares und geſchehenes Uebel mit leichterm Herzen zu beweinen als ein gedrohtes zu erwarten. Unſere Reiſenden haben ſich indeſſen mit ihrem Bedürfniſſe, den theuern Hingeſchiedenen zu betrauern, feſt an den (von ſeiner ſteifen Gemahlin halb getrennt lebenden) Präſidenten und ſeine liebenswürdige, männlich gebildete Tochter Margot angeſchloſſen und beziehen auf ſeine Einladung das ländliche Schloß deſſelben. Hier iſt es, wo ein vom Landmann und Gärtner erſehntes Gewitter, dem Agnes und ihr Bräutigam gelauſcht haben, den Letztern zu verführen ſcheint, ſich auch ſeines ſchnöden Geheimniſſes gegen

Agnes zu entladen. Als daher Agnes, vom Standpunkte eines weiblichen Gemüthes aus, den Schauſpieler, von welchem die Rede geworden, etwas ſtreng beurtheilt, bricht Theobald aus: „Warum es Dir verhalten? Was ängſtigt mich? O Gott, bin ich es ihm nicht ſchuldig? Du ſollſt, Agnes, ich will's, Du mußt ihn lieben lernen! Dies iſt der Augenblick, um Dir das rührendſte Geheimniß aufzudecken". Und damit ſtrömt dem Maler der ganze fromme Betrug ſeines Freundes von den Lippen. Er war zu Ende. Sanft drückt er ihre Hand an ſeinen Mund; ſie aber, ſtumm, kalt und verſteinert, gibt nicht das kleinſte Zeichen von ſich. Endlich ſtürzt ſie mit dem Ausruf: „O unglückſelig, unglückſelig!" händeringend und den Maler weit wegſtoßend in das Haus. Der Wahnſinn hat ſich ihrer bemächtigt und diesmal unheilbar. Sie wird in ihm durch die plötzlich erſcheinende Zigeunerin beſtärkt, welche die wüthendſte Leidenſchaft für Theobald an den Tag legt und ſich für ſeine Geliebte erklärt. In Agnes aber ſchien die ſonderbarſte Perſonenverwechslung zwiſchen Nolten und Larkens vorgegangen zu ſein. „Den Maler ſchien ſie zwar als den Geliebten zu betrachten, aber keineswegs in der Geſtalt, wie ſie ihn hier vor Augen ſah. Die Briefe des Schauſpielers trug ſie wie ein Heiligthum jederzeit bei ſich, ihn ſelbſt erwartete ſie mit der ſtillen Sehnſucht einer Braut, und doch war es eigentlich nur wieder Nolten, den ſie erwartete". Am liebſten hält ſie ſich an einen frommen jungen Blinden, den muſikaliſchen Gärtnersſohn Henni, der

ſich vergebens beſtrebt, ihren verirrten Geiſt wieder auf die rechte Straße zu bringen. Vergebens hat ſich auch der Maler, nachdem er zum letzten Mal in einem ihrer lichten Augenblicke an Agnes Lippen gehangen, aus dem Schloſſe entfernt, um ihrer Geneſung nicht im Wege zu ſtehen. Alles iſt vergebens. Eines Morgens wird Agnes vermißt und nach langem Suchen des ganzen Hauſes in einem Waldbrunnen ertränkt gefunden. Nolten, den die ausgeſandten Boten verfehlt hatten, erſcheint unerwartet von einer andern Seite her. Er fragt nicht nach Agnes; aber in der Nacht vor ihrem Begräbniſſe erwacht er vom Orgelton, der aus dem linken Schloſſe herüberſchallt (ein im erſten Theile prophezeites Omen). Auch der Gärtner und Henni vernehmen es. Sie eilen nach der alten Kapelle, von woher ſie einen ſtarken Fall ſammt lautem Aufſchrei gehört. Dort finden ſie den Maler leblos (und wirklich todt) am Boden. Der blinde Henni aber hat eine wunderbare Viſion — er ſieht leibhaftig Nolten und die Zigeunerin an der Orgel ſtehen, dann Beide gleichgültig — über Noltens Leichnam hinſchreiten. Nach des Malers Tode bringt der Präſident Theobald's Schweſter nach Neuburg zu dem armen Förſter; da kommt der Brief eines alten, bizarren, kunſtliebenden Hofraths aus der Reſidenz an, der in der erſten Hälfte des Romans als ein Gönner des Malers öfters auf die Scene gebracht worden iſt. Dieſer gibt ſich in dem Briefe als jenen väterlichen Oheim Theobald's, Friedrich Nolten, den Vater der Zigeunerin, zu erkennen; er ruft ihn nach Agnes'

Tode zu ſich: „Sehen Sie, wir gehören ja recht für einander, als Zwillingsbrüder des Geſchicks! Mit dreifachen ehernen Banden haben freundlich-feindſelige Götter dies Paar zuſammengeſchmiedet!“ Umſonſt! Auch die Gräfin Konſtanze, die mit Noltens Glück noch bis auf die letzte Zeit in Verbindung mit dem Hofrath beſchäftigt war, überlebt jene kläglichen Schickſale nur wenige Monate.

Dies wäre der Grundriß der Erzählung, der, obgleich er alles Nebenwerk bei Seite laſſen und auf jede Ausführung des Einzelnen verzichten mußte, doch wohl ein hinreichendes Zeugniß von der Originalität der Erfindung ablegt. Die eingemiſchten Stellen des Buchs, zugleich von uns beſtimmt, die Trockenheit bloßer Umriſſe zu mildern, ſind ſo gewählt worden, daß ſie den ſchönen Styl des Verfaſſers, ſeine Meiſterſchaft in Schilderungen, ſein Talent durch Kataſtrophen zu überraſchen, endlich die pſychologiſche Tiefe ſeiner Betrachtungen über Menſchen und Verhältniſſe durch einzelne Proben belegen, die indeſſen leicht hätten verzehnfacht werden können. Die Leſer dieſes Blattes ſind durch unſern Auszug überzeugt worden, daß ſie in dieſem Buch etwas Eigenthümliches und Vorzügliches zu erwarten haben. Um ſo unbedenklicher äußern wir uns daher jetzt auch über die Fehler der Anlage und Ausführung. Dieſe entſpringen zum größten Theile viel mehr aus dem Reichthum als aus der Armuth eines dichtenden Geiſtes, der noch nicht zu wiſſen ſcheint, daß es auch in der Poeſie eine erſchöpfende und verderbliche Verſchwendung geben kann,

welche fortgeſetzt freilich am Ende zur Armuth führen müßte. Schon bei der Grundidee der Novelle, welche wie bei jedem wahren Gedichte das geiſtige Subſtrat ſeiner Erſcheinung bilden muß, ſtoßen wir auf eine verſchwenderiſche Duplicität. Die Dichtung des Verfaſſers wird nämlich nicht bloß von Einem, ſondern von zwei und zwar ziemlich heterogenen Gedanken beherrſcht und geleitet, von einer pſychologiſchen Wahrheit und einem Mythus der Phantaſie. Jenes iſt offenbar der Gedanke: daß es einem Menſchen bei dem beſten Willen nur mißlingen kann, wenn er das Schickſalſpielen und den Zufall einer-, den Betrug andererſeits zum Diener ſeiner Vorſehungsgedanken machen will; die ganze Weltregierung des Pygmäen wird, je nachdem Betrug und Zufall wirken, entweder zur lächerlichen Komödie (und dies wäre die würdige Aufgabe für einen komiſchen Roman) oder zur ſchrecklichen Tragödie, wie ſie in Mörike's Novelle durch den ſo fürchterlich mißlungenen Verſuch des Schauſpielers Larkens, die Vorſehung ſeines Freundes Nolten zu werden, vortrefflich dargeſtellt worden iſt. Aber der Verfaſſer begnügte ſich damit nicht; es ſollte noch ein anderes phantaſtiſcheres Geſchick durch ſein Buch ſchreiten: Nolten's Oheim und die verhängnißvolle Zigeunerin ſollen den Gedanken anſchaulich machen, „daß oft eine unbekannte höhere Macht in wunderlichen Bahnen den Gang des Menſchen planvoll zu leiten ſcheint. Der meiſt unergründliche, verhüllte, innere Schickſalskern, aus welchem ſich ein ganzes Menſchenleben herauswickelt, das geheime Band, das ſich durch eine Reihe

von Wahlverwandtſchaften hindurchſchlingt, jene eigenſinnigen Kreiſe, worin ſich gewiſſe Erſcheinungen wiederholen, die auffallenden Aehnlichkeiten, welche ſich aus einer genauen Vergleichung zwiſchen frühern und ſpätern Familiengliedern in ihren Charakteren, Erlebniſſen, Phyſiognomien hier und da ergeben (ſowie man zuweilen unvermuthet eine und dieſelbe Melodie nur in veränderter Tonart, in demſelben Stücke wiederklingen hört), ſodann das ſeltſame Verhängniß, daß oft ein Nachkomme die unvollendete Rolle eines längſt modernden Vorfahren ausſpielen muß: dies Alles ſpringt uns offener, überraſchender als bei hundert anderen Individuen hier am Beiſpiele unſeres Freundes in das Auge. Dennoch wird man bei dieſen Verhältniſſen nichts Unbegreifliches, Grobfataliſtiſches, vielmehr nur die natürlichſte Entfaltung des Nothwendigen entdecken." (I, S. 274 fg.) Dieſe tiefe, hier ſo geiſtvoll ausgedrückte Idee hätte in einem eignen Roman durch das Talent des Verfaſſers, das allerdings einer ſolchen Aufgabe gewachſen war, ausgeprägt werden ſollen. Aber parallel mit jenem andern Grundgedanken durchs ganze Buch hinlaufend, ſchadet ſie offenbar ſeiner Entwickelung und wird wieder durch ihn in ihrer eignen geſtört. Dieſes neue Fatum führt nämlich eine Unzahl von Vorzeichen und (in Sachen und Perſonen beſtehenden) Schickſalsboten herbei, eine Menge Verwickelungen, hiſtoriſche Erklärungen, Rückblicke u. ſ. w., welche der Einheit der Erzählung und dem Intereſſe der einfachen Verhältniſſe zwiſchen Larkens, Nolten, Agnes und Konſtanze offenbaren Eintrag

thun. Die Letztere muß viel zu bald für die Theilnahme, die ihr Wesen und Schicksal eingeflößt hat, von der Scene abtreten; der Hokuspokus mit der Zigeunerin während der Maskerade auf dem Stadtthurm nimmt einen ungebührlichen Raum weg und macht offenbar, daß der Dichter nicht Platz genug findet, das Kunststück von Larkens mit der falschen Korrespondenz auf eine die Wahrscheinlichkeit, welche sich der moderne Roman durchaus zur Pflicht machen muß, nicht allzu grob verletzende Weise einzuleiten. Nimmt er sich doch nicht einmal Zeit, uns zu sagen, wie es der Schauspieler angreift, um die Handschrift seines Freundes mit einer so unbegreiflich täuschenden Kunst nachzuahmen. Hätte der Verfasser nicht so viel mit seinen Zigeunereien zu thun gehabt, so würden wir vielleicht auch mehr von dem Inhalt der Briefe erfahren haben, welche die liebliche Agnes schreibt, und im zweiten Theile hätte es ihm alsdann vielleicht gefallen, die geheime Liebe, die durch dieselbe Korrespondenz in des Schauspielers Herz wie eine grünende Saat um den Krater eines ausgebrannten Vulkans zu keimen beginnt, nicht blos mit der steifen Kanzleisprache eines Chronikenschreibers anzudeuten. Aber wie die psychologischen Wunder durch diese phantastischen leiden, so wird die Entwickelung der Mythe durch die Entfaltung der Vernunftidee geschmälert; dem Leser wird es fast unmöglich, in dem sehr seitwärts gehaltenen, wunderlichen Hofrath (der überhaupt eine etwas verbrauchte Romanfigur ist) bei der letzten Katastrophe den alten Oheim Nolten, den Semizigeuner, zu erkennen. Auch

Theobald, der Held der Novelle, wäre schwerlich so ganz dazu verdammt gewesen, einen neuen Beitrag zu den vor lauter Dulden zu keiner Entwickelung eines kräftigen Charakters kommenden Romanhelden zu liefern, wenn er nicht mit einem gedoppelten Fatum, dem gemachten seines Freundes und dem angeborenen der Familie Nolten, zu kämpfen gehabt hätte. Er wäre dann wohl auch nicht so gar bald als Maler verschollen, um blos als unglücklich Liebender fortzuleben, wodurch der Titel „Maler Nolten" fast zur Unwahrheit wird. Die seltsame Liebe der Zigeunerin zu Nolten verwickelt den tragischen Ausgang der Geschichte und trübt den schönen und rührenden Wahnsinn Agnesens vollends so, daß dem Leser der Trost eines klaren Schmerzes, der zur Versöhnung des Gefühls durchaus nothwendig war, dadurch gänzlich geraubt wird.

So viel vom Verschwenderischen in der Grundanlage. Noch viel auffallender zeigt sich der Reichthum eines wahren Dichtergeistes, der aber sein selbst noch nicht ganz mächtig ist, in der Menge von Episoden und der Ueberzahl von Personen und Charakteren. Die Episoden sind größtentheils an und für sich so schön, daß es Referent einige Ueberwindung kostet, sie zu tadeln. Aber der steten Entwickelung der Hauptideen wird doch durch die allzu häufige Unterbrechung Einhalt gethan. Die wiederholten Wispeliaden, worunter die zweite (I, S. 124 fg.) überdies, trotz ihrer komischen Kraft, doch wieder alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreitet, die Legende vom Geiger, die Geschichte

von Alexis und Velsore sind sehr hoffnungsvolle Novellenembryone; aber unsere umfangsreiche Geschichte sollte nicht mit ihnen schwanger gehen. Nur das Zwischenspiel: „Der letzte König von O.", mit seiner Thereile und wunderbarem Silpelitt, sowie sämmtliche gar köstliche Lieder der Sammlung, auch das Handwerkerkollegium Lörmer's im Bierhause möchten wir keinesfalls vermissen, denn diese Episoden sind wirklich mit unsichtbaren Fäden an die Hauptgeschichte selbst geknüpft.

In den Charakteren offenbart sich eine herrliche Kenntniß des menschlichen Herzens, die an dem ohne Zweifel jungen Verfasser so bewundernswürdig ist wie an dem vierundzwanzigjährigen Göthe in „Werther's Leiden". Der lieblichen Agnes hat schon Wolfgang Menzel im „Literaturblatt" ihr volles Recht angethan, und wir unterschreiben alles dort über sie Gesagte; nur Einen Zweifel erlauben wir uns: ist so viel Gesundheit des Leibes und Geistes mit der frühen Prädisposition zum Wahnsinne vereinbar? Der Charakter von Larkens ist ein Meisterstück; ja, es gibt solche edle, aber halb verlorene Naturen, die, was sie mit Unterlassungs- und Begehungssünden an ihrem eignen Ich verbrochen haben, durch die aufopferndste Fürsorge für ein zweites Ich wieder gutzumachen suchen. Daß es ihnen nicht gelingt, daß sie darüber verzweifeln und zu Grunde gehen, ist ein Act der göttlichen Strafgerechtigkeit. Die Durchführung dieses Charakters erfüllt mit Achtung gegen den jungen Schriftsteller, dessen Feder ihn gezeichnet hat. Die

Zigeunerin wäre uns in einem neuen Roman ſehr willkommen; hier iſt ſie nicht blos der böſe ſtörende Genius der Geſchichte, ſondern auch des Kunſtwerks und dürfte ſchon als zweite Wahnſinnige etwas überzählig ſein. Sehr viel Werth haben als Charakterzeichnungen auch Konſtanze, Adelheid, Nanette, der Förſter, Amandus, das ſchöne Mohrengeſicht Margot, in welcher Mörike die gelehrten Frauen, wenn ſie es mit Vernunft ſind, ſehr ſchön vertheidigt hat; dann Noltens wunderlicher Vater, Wispel, Lörmer, welche Carricaturen, aber gewiß Carricaturen nach dem Leben ſind, wie denn überhaupt an dieſer Novelle es ſo anziehend iſt, daß ſie fühlbar faſt lauter Erlebtes, nicht aus der bloßen Idee Herausgeſponnenes oder andern Büchern Abgeborgtes enthält. Der Fehler iſt nur der, daß der Verfaſſer zu viel Erlebtes, namentlich in Charakteren, anbringen will. Wozu zwei oder drei Barone und ein Präſident obendrein, da für die Geſchichte Eine Perſon der Art genügt hätte; wozu ein Leopold, und ein für die Begebenheiten ganz gleichgültiger Raimund, der mit ſeiner Henriette doch ſo ausführlich behandelt iſt; wozu andere Perſonen die Menge? Henni, der Blinde, eine ganz Jean Paul'ſche Figur, iſt höchſt anziehend, aber in der klaren Atmoſphäre des Buches nimmt er ſich noch ängſtlicher aus, als ſelbſt Eliſabeth, und im Wundereifer läßt der Dichter den Blinden nicht blos eine Viſion (die herrlich iſt), ſondern den leibhaftigen Leichnam des Malers ſelbſt ſehen. Wären nicht ſo viele Charaktere und Epiſoden gehäuft, ſo würden wir auch das ahnungsvolle

Gemälde Noltens, das den Grundton des Ganzen zum Voraus angiebt (I, S. 9. fg.), beſſer im Gedächtniſſe behalten. Von den zahlreichen Verſtößen gegen den Ton der Geſellſchaft, welche der Verfaſſer begeht, wo er die große Welt, die er nicht kennt, zu ſchildern unternimmt, wollen wir nicht weitläufig ſprechen, obwohl der Leſer, der längſt des Dichters Freund geworden iſt, dieſen anſtoßen und noch zu rechter Zeit warnen zu müſſen glaubt, wenn er leſen ſoll, daß Konſtanze, die Gräfin, von der Geſellſchaft aufſteht, um — nach dem Thee zu ſehen; oder wie ſie in Gedanken mit einem Wiſchlumpen die Meubles abputzt, oder Morgens bei 25 Grad Kälte in den Garten geht. Doch, ſtille von dieſen kleinen Unbeholfenheiten!

— ingonium ingens
Inculto latet hoc sub corpore. —

Mit dieſer Ueberzeugung nehmen wir von dem Erſtlingsprodukte eines ſeltenen Talentes Abſchied und hegen den innigen Wunſch, daß es einem Ludwig Tieck gefallen möchte, den „Maler Nolten“ zu leſen und den Verfaſſer, der ſich zu ſeinem Schüler bekennen muß, eines aufmerkſamen Blickes zu würdigen[1].

1) Der Verfaſſer hat in höherem Lebensalter es unternommen, ſein Jugendwerk unter Beachtung der von der Kritik gemachten Ausſtellungen umzuarbeiten. Der Tod überraſchte ihn aber vor Vollendung der Arbeit, und ein jüngerer Freund, Julius Klaiber, hat, feinſinnig in die Ideen des Dichters eingehend, das Werk

zum Abſchluß gebracht. Es erſchien zwei Jahre nach Möricke's Tod in demſelben Verlage wie die erſte Auflage, Stuttgart 1877, und gewährt dem Leſer, der auch im Roman auf die Dichtung den Hauptwerth legt, hohen Genuß. (Anm. des Herausgebers.)

10.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert.

Dritter und vierter Band.

Erlangen, Heyder 1837.

Blätter für literar. Unterhaltung 1838, Nr. 305—309.

Der große Dichter, der seine reichen Schätze, eine Schicht um die andere, seit einigen Jahren vor dem Publikum ausbreitet, ist in der neuesten Zeit in Recensionen und selbst in Monographien so vielseitig gewürdigt worden, daß es Holz in den Wald tragen hieße, wenn die gegenwärtige Anzeige es unternehmen wollte, mit einer Charakteristik desselben von vorn anzufangen. Auch ist ihr durch die vorliegenden Bände der Sammlung das Gebiet vorgezeichnet, in dessen Schranken sie sich mit ihrer Beurtheilung zu bewegen hat. Der dritte Band füllt sich zur Hälfte mit „Jugendliedern" in sechs Büchern (erstes Buch 1807—10, zweites 1810, drittes 1809—12, viertes 1810—13, fünftes 1810—13, sechstes 1811—15); dann folgen „Zeitgedichte" aus den Jahren 1814—17; und endlich „Volkssagen" aus 1817. Der vierte Band bringt zu einem Fünftheil „Vermischte Gedichte" von 1815—18; dann die „Oestlichen Rosen", 1819—20; „Lieder aus Koburg", 1821—26; „aus Erlangen", 1827—29; „Erinnerungen aus den Kinderjahren

eines Dorfamtmannssohns", 1829; zuletzt bearbeitete Lieder und Sprüche der Minnesänger und eine erotische Blumenlese aus Dichtern verschiedener Völker und Zeiten. Mithin gehört über die Hälfte des zu Beurtheilenden einer Periode an, die zwanzig Jahre hinter dem jetzigen Ruhme des Dichters liegt; es sind „Jugendproben", wie hundert Jahre früher der gleich fruchtbare und sprachmächtige Günther einen Theil seiner frühen Gedichte nannte; sie sind ihrem größern Theile nach zwischen dem achtzehnten und sechsundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters entstanden. Die Kritik wird also hauptsächlich nachzuweisen haben, wie weit Dasjenige, was jetzt Fr. Rückert als wohlerworbenes Eigenthum von Liebe und Ruf bei seiner Nation ausstehen hat, schon damals auf Wucher angelegt wurde, oder, mit einem würdigern Bilde ausgesprochen, wie weit seine Poesie als Keim, Blüte oder Frucht in jenen frühen Jahren schon vorhanden war. Mit diesem Geschäfte ist ein zweites verbunden. Eine kritische Beurtheilung der Jugendprodukte des Dichters wird nämlich auch das sonderbare Phänomen zu erklären haben, wie es gekommen ist, daß eine Zierde unserer Nationalliteratur so spät, als es geschehen, zu ihrer allgemeinen Anerkennung gelangen konnte, und daß man von Rückert's Größe, der doch seit 31 Jahren singt und vor 24 Jahren öffentlich aufgetreten ist, in den letzten Jahren, wie von einer neuen Entdeckung sprach. Es ist doch anzunehmen, daß nicht Alle, die über Rückert lobpreisend schreiben, vermöge ihrer eignen Entwickelung eben jetzt erst zum Bewußtsein seiner Poesie

gekommen ſind, ſondern daß Manche ſchon Jahre und Jahrzehnde lang gewußt haben, was ihr Volk an dem Dichter für einen Schatz beſitze, ſonſt hätte Apollo ihm ja nur aus dem Munde der Unmündigen ſein Lob zugerichtet. Nun iſt zwar ſchon im Voraus, auch ohne Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit eines Talents und ſeinen Entwickelungsgang, in Deutſchland Manches erklärlich aus der Trägheit der Maſſe im Leſen und Durchdenken und Durchempfinden des Geleſenen; aus dem Neide der ſubalternen Mitpoeten, von deren Schreien oder Verſtummen mehr, als man glaubt, der frühe Ruhm ſelbſt großer Talente abhängt, und die als Claqueurs nicht nur in allen Winkeln ihr Plätzchen haben, ſondern ſich auch auf allen Märkten der Literatur aufſtellen; endlich aus der häßlichen Erbſünde, von der ſogar die edlere Kritik angeſteckt iſt, ſo ſpät als möglich ſich zum Verehren entſchließen zu können. Der Verfaſſer dieſer Anzeige erkennt jene äußern Hemmniſſe, deren Schuld nicht auf dem Dichter liegt, und die dieſem manchen unwilligen Seufzer des gekränkten Selbſtgefühls ausgepreßt haben, vollkommen an und braucht ſie, weil er für ſeine Perſon ſich vorwurfsfrei fühlt, nicht zu bemänteln. Er ſelbſt hat, und zwar in demſelben Blatte, das vor nicht langer Zeit Rückert's nicht genug anerkannte Herrlichkeit darthun zu müſſen geglaubt hat, ſchon 1814, alſo vor 24 Jahren, in dem Verfaſſer der „Geharniſchten Sonette" einen großen deutſchen Dichter begrüßt [1]).

1) In welchem Blatte dieß geſchehen iſt, konnte der Herausgeber trotz ſorgfältigſter Nachforſchung nicht ermitteln. Es lag

Da aber nicht überall jene von außen ſich aufwerfenden Hinderniſſe im Stande ſind, einem überlegenen Dichtergeiſte, wie denn Rückert gewiß ein ſolcher iſt, die Bahn zu ſchnellem Ruhme zu verlegen, ſo müſſen ſich doch auch in der poetiſchen Perſönlichkeit, in dem Talente Deſſen ſelbſt, der ſo lange vergebens auf allgemeinere Anerkennung geharrt, gewiſſe Eigenthümlichkeiten vorfinden, die ihm neben den ſchon genannten Urſachen ſogar zu außerordentlichen Leiſtungen die Zuſtimmung des Publikums erſchweren. Der Ueberblick über die Jugendgedichte des Verfaſſers, den uns die beiden vorliegenden Bände ſeiner Sammlung gewähren, erleichtert dem Beurtheiler dieſes zweite Geſchäft und erlaubt ihm daſſelbe zu erfüllen, während er ſich zugleich des erſten theilweiſe entlediget. Eine kurze Ueberſicht und Charakteriſtik der genannten Jugendproben muß nämlich von ſelbſt einen Theil der Urſachen enthüllen, die ſich dem längſt verdienten Ruhme eines unſerer erſten Lyriker und Lehrdichter entgegengeſtellt haben.

Rückert, der als ein echter Dichter ſich ſelbſt am wenigſten

---

nahe, an die Allgemeine Zeitung, das Morgenblatt und die Heidelberger Jahrbücher zu denken, allein in der erſteren findet ſich im betreffenden Jahrgang gar nichts derartiges, in den beiden andern kommen wohl Kritiken der „Geharniſchten Sonnette“ vor, aber nicht von Schwab, ſondern von J. H. Voß und von dem Theologen Paulus, welche beide in keineswegs begeiſterter Weiſe davon berichten. Auch die Halle'ſche und Jenaer Literaturzeitung wurde ohne Erfolg durchſucht. So iſt es leider nicht möglich geworden, die erwähnte Recenſion zur Ergänzung mit abzudrucken. (Anm. des Herausg.)

ſchont, deutet ſelbſt auf diejenige Eigenſchaft hin, welche ihm zu erſtreben und zu erringen am ſchwerſten geworden iſt, wenn er ſeine früheſten Jugendlieder mit folgendem Rückblicke begleitet, der bei aller Ehre, die er ſich mit Recht widerfahren läßt, doch einen Mangel ſeiner Poeſie nicht verſchweigt:

Anmuth iſt die Siegerkrone,
Die am hohen Ziel zuletzt
Zu des reinſten Strebens Lohne
Nur wird dem beglückten Sohne
Von den Muſen aufgeſetzt.

Dieſe Krone wird errungen
Schwer, das hab' ich wohl gefühlt,
Da nach Allem, was gelungen,
Sie dies Haupt noch nicht umſchlungen
So, daß ſie die Schläfe kühlt.

Dennoch, wie den Blick ich neige
Zu des Lebens frühſtem Grün,
Seh' ich nicht ſchon dort die Zweige,
Die ich mühſam hier erſteige,
Friſch in Jugendliedern blühn?

Ja, ſo iſt es, ſchon vollendet
Iſt im Anfang unſer Glück,
So viel uns ein Gott geſpendet,
Und die ſpäte Bildung wendet
Sich bewußt zu ſich zurück.

Unbeſtritten bleibe dem Verfaſſer der ſpeculative Schluß dieſes Gedichts, der einem Hegelianiſchen Compendium Ehre machen würde. Wir haben es hier mit dem Anfange zu thun, welchem ein ausgedehnterer Sinn zu geben iſt, als

der Dichter wohl beabsichtigte. Allerdings verletzten uns in den Jugendgedichten Rückert's Verstöße gegen die Anmuth der Form vielfältig, und seine kecken Radorechereien der Sprache haben etwas Peinliches. Es quält uns, wenn wir lesen: „Jedermanne" (III, 419), oder wenn wir die Interjektion Ach in diesen Gedichten durchdeclinirt zu lesen bekommen und wir vom „tiefen Ache" (III, 138), oder „mit des Aches Hauche" (97) hören müssen; es macht einen höchst widerlichen Eindruck, wenn wir uns einen Menschen „vor Freude röchelnd" (III, 80) denken sollen, blos weil es ein willkommener Halbreim auf lächelnd ist. Doch sind das Alles Nebensachen, und ihr Tadel würde nicht hingereicht haben, der Kraft und Hoheit, mit welcher der Dichter auftrat, die Herzen zu verschließen, wenn sich nicht in den frühern Gebrauch seines herrlichen Talents ein durchgreifenderer Irrthum eingeschlichen hätte, der sich nicht auf äußere Form oder die Uebertretung einzelner Geschmacksregeln bezog.

Dieser Irrthum bestand darin, daß der Dichter sich anfangs, ohne die nöthige Durchbildung seines Genius, der er sich später allerdings unterzogen hat, voreilig Stoffen zuwandte, die nur mit vollendeter Anmuth behandelt gefallen, und zu schnell den Ambos, auf welchem er seine „Geharnischten Sonette" geschmiedet hatte, verließ, um mit noch rußiger Hand leichte Lorberkränze zu winden oder gar mit Rosen zu tändeln. Rückert ist durch sein hohes Talent viel unmittelbarer auf's Erhabene, in welchem die Idee die

Erſcheinung überflügelt, als auf das Schöne angewieſen, in welchem beide ſich in ſeliger Harmonie durchdringen. Und auch auf jenem Gebiete iſt es das Bewegte, das ſtürmiſch Erhabene, womit ſeine gewaltige Muſe vorzüglich imponirend auftrat, ſo daß es ſchon eine Befriedigung gewährte, wenn ſich der Flug ſeines Wortes mit geſenktem Fittich nur zur Ruhe des Prächtigen und Feierlichen niederließ. Hätte er ſich in dieſem Gebiete ohne Unterbrechung länger fortbewegt, ſo müßte er die Stumpfheit, wie den Neid viel ſchneller bezwungen, jene erſchüttert und dieſen beſchämt haben, und er wäre vielleicht vor 20 Jahren auf dem Gipfel des Ruhmes angelangt, den er jetzt, nachdem er durch eigne Schuld von Zeit zu Zeit dem Feinde ſchon errungenes Terrain wieder hatte überlaſſen müſſen, durch erneuerte Kraftanſtrengung im Sturm erobert hat.

Das Inſtrument, mit welchem jeder Dichter das Schöne wie das Erhabene zur Anſchauung bringt, iſt die Sprache. Die Meiſterſchaft auf dieſem Inſtrumente war es nun aber eben, die unſern Rückert auf jene Abwege brachte. Frühzeitig war ſich ſein Genius der Wundergabe bewußt geworden, die er vom Himmel erhalten hatte, und im fünften Buche ſeiner Jugendlieder finden wir (III, 132) ein zwiſchen 1810 und 1813, alſo jedenfalls noch vor den „Geharniſchten Sonetten", verfaßtes Gedicht: „An die Sprache", das zu herrlich und charakteriſtiſch iſt, als daß es in dieſer Anzeige nicht die Worte der Kritik verdrängen ſollte:

Reine Jungfrau, ewig ſchöne,
Geiſt'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich ſelber preiſen kann!

Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, was ich dachte,
Gabeſt du mich ſelber mir,
Ließeſt mich die Welt erbeuten,
Lehrteſt mich die Räthſel deuten
Und mich ſpielen ſelbſt mit dir.

Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höh'n haſt du erflügelt,
Alle Tiefen du entſiegelt
Und durchwandelt alle Welt.

Durch der Eichenwälder Bogen
Biſt du brauſend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barſt;
Durch der Fürſtenſchlöſſer Prangen
Biſt du klingend hergegangen,
Und noch biſt du, die du warſt.

Stürme, rauſche, liſpl' und ſäuſle!
Zimmre, glätte, hau' und meißle,
Schaffe fort mit Schöpfergeiſt!
Dir läßt gern der Stoff ſich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitſtrom niederreißt.

Mach' uns ſtark an Geiſteshänden,
Daß wir ſie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reih'n.

Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

Dieses Lied selbst ist der glänzendste Beweis für die Behauptung, daß das Erhabene sich als der eigentliche Beruf unsers Dichters angekündigt und auch von demselben empfunden und erkannt worden; es enthält aber auch eine Andeutung der Gefahren, die mit der Ausübung einer so unumschränkten Sprachgewalt verbunden sein mußten. Es fragte sich nämlich, ob demselben Dichter, dem mit der Sprache zu stürmen und zu rauschen verliehen war, auch das Lispeln und Säuseln gegeben sei, und ob das Zimmern, Glätten, Hauen, Meiseln mit zum Schaffen des Schöpfergeistes gehöre, wenigstens, ob es in den Gedichten selbst zur unmittelbaren Anschauung gebracht werden dürfe.

Die sechs Bücher der „Jugendlieder" sind einem großen Theile ihres Inhaltes nach dem öffentlichen Auftritte des Dichters vorangegangen. Diese frühesten Gedichte konnten also auf den ersten Eindruck, welchen seine Poesie bei dem Publikum hervorbrachte, keinen Einfluß ausüben. Ein sehr richtiges Gefühl hat wohl ihren Verfasser von der alsbaldigen Bekanntmachung abgehalten. Wir wollen ihnen später näher treten und hier nur so viel sagen, daß schon in ihnen der Dichter zwischen seinem Berufe als Sänger des Erhabenen in der Natur und des unendlich Erhabeneren auf dem Gebiete der menschlichen Freiheit einerseits und einer gewissen Tändelei als Sprachkünstler andererseits

ſchwankend angetroffen wird. Sein beſſerer Genius, durch die Zeichen der Zeit gemahnt und gekräftigt, gewann indeſſen die Oberhand; Rückert erkannte ſeinen Beruf, ein Freimund, ein Prophetenmund, ein vates zu ſein; die „Geharniſchten Sonette“ erſchienen und wurden mit einem Rufe der Bewunderung empfangen.

Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und ſie gedachten nicht zu ſtehen;
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme wehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Ein Meiſter war an die große Orgel der deutſchen Sprache getreten und hatte das Regiſter des Poſaunentons gezogen. Man lauſchte dem neuen Halle mit Staunen, und die Jugend beſonders fühlte dem Dichter begeiſtert nach und empfand, was ein ſpäteres Koburger Lied Rückert's ſo vortrefflich ausdrückt, daß die Poeſie dem Gegenſtande, den der rechte Dichter ergreift, ſo ſtarken Nachdruck zu geben vermag.

Daß man mehr Antheil nimmt am Lied,
Als wenn in Zeitungsblättern
Man Heldenarm' erhoben ſieht,
Um Welten zu zerſchmettern.

Auf jene Sonette folgten nun noch andere Prophetenlieder theils politiſchen, theils gemiſchten Inhalts, bald ſtürmiſch, bald in ruhiger Pracht. Einen Theil davon, ja ſelbſt ſolche, die jenen Sonetten noch vorangegangen ſind, wie z. B. die Terzinen, hat der Verfaſſer ſelbſt von den „Jugendliedern“ ausgeſchieden und dadurch, daß er ſie den erſten Bänden ſeiner Gedichte, die faſt nur klaſſiſch Vollendetes enthalten

und ſeine endliche Anerkennung auch beim großen Publikum plötzlich herbeigeführt haben, einverleibte, für Werke ſeines höhern Dichterberufs mit vollem Recht erklärt. Ein anderer, auch nicht kleiner Theil ſteht in den „Jugendliedern“ des dritten Bandes und ſonſt zerſtreut in den verſchiedenen Perioden, aus denen die Sammlung der vorliegenden beiden Bände beſteht.

Allein die Orgel unſers jungen Meiſters hatte gar viele Regiſter, und weil es auf die Fertigkeit des Spiels keinen nachtheiligen Einfluß hatte, welches eben gezogen ward, ſo konnte er bald der Verſuchung nicht widerſtehen, an verſchiedenen nach einander ſeine Meiſterſchaft zu erproben, und dies hat ihm, nicht bei denen, die ſeinen Prophetenberuf einmal durchſchaut hatten, und die keine Spielerei und Laune ſo ſchnell an dem Dichter irre zu machen vermochte, wohl aber beim großen Publikum, das in Deutſchland bekanntlich wenig Spaß verſteht, am meiſten und nachhaltigſten geſchadet. Da waren nun in dem großen Orgelwerke neben dem Regiſter des Erhabenen und Schönen auch künſtliche für Flöten-, Glocken- und Harmonikaklänge, auch Bezirkregiſter für das Barocke, das Kindiſche, das Bänkelſängerartige, für Hexereien mit allerlei Thier- und Naturſtimmen, und der Zauberer, im Bewußtſein, den wahren Schatz ſeiner Poeſie geborgen in ſich zu tragen, fieng muthwillig an, bald in dieſem, bald in jenem Tone zu muſiciren, und ſchien es nicht zu bemerken, oder doch zu verachten, wenn die Maſſe der Zuhörer bedenklich den Kopf ſchüttelte.

Am nachtheiligſten waren für ſeinen Ruf in dieſer Hinſicht manche politiſche Lieder in dem „Kranz der Zeit", der auf die „Geharniſchten Sonette" folgte. In dieſer Gattung erwartete man fortwährend Poſaunenſtöße, und es folgten deren vielleicht, da die Begeiſterung für die Sache bereits abgekühlt war und das Weltgericht der Geſchichte nur allzuſchnell wieder ihrem frühern Schlendriane Platz gemacht hatte, noch zu viele und feurige; aber ganz aus der Faſſung gerieth das Publikum, als plötzlich anſtatt der himmliſchen Muſik des Donners und des Sturmes ſich Trompeterſtückchen hören ließen, zuweilen ſogar auf der Kindertrompete (III, 241):

Kaiſer Napoleon,
Da er dem Rhein zuzog,
Und als er war geflohn,
Geſiegt zu haben log,
Ließ er von dannen
Zwanzig Kriegsfahnen
Tragen nach Pariſe
Zur Kaiſerin Marie Louiſe u. ſ. w.

Und wieder im „Brauttanz der Stadt Paris (III, 248):

Ach, o weh, ich arme Frau,
Wo ich hin mit Augen ſchau,
Seh' ich fremde Gäſte kommen,
Die ich niemals wahrgenommen,
Weiß gekleidet, grün und blau.

Solche Pröbchen könnten zu Fünfzigen aus dem dritten Bande mitgetheilt werden, denn es kommt je länger, je ſchlimmer (III, 435):

Das war die Schlacht von Waterloo,
Die Schlacht von Bellalliangs,
Die klang ſo laut, die klang ſo froh,
So ungeſtümen Klangs.

Und endlich gar (III, 461):

Der König Wilhelm Friederich
Sprach ſanft zu ſeinen Helden:
Ihr ſpielt und zwar nicht niederig,
Wie ich mir höre melden.

Dieſe Gedichte zeigen in der That, wie unzulänglich die Form iſt, wenn der höhere Inhalt ſie verläßt. Im kleinſten Volke wie im größten kann ein Nationalſchmerz zucken, und es giebt patriotiſche Lieder ganz kleiner Staaten, die unſterblich ſein werden. Aber was in ſolchen Zeiten der Aufregung, und wäre es bei der herrlichſten Nation, noch von Leidenſchaft, Eitelkeit u. ſ. w. daneben zappelt, das iſt der Rede und noch mehr des Geſanges nicht werth. In Zeiten des Kampfes weiß freilich der Sänger, wie der Steiter in der Hitze des Gefechtes, nicht recht zu unterſcheiden; man ſchlägt und ſingt da drein aufs Gerathewohl; aber die mit Beſinnung urtheilenden Kinder des Friedens wiſſen den Unterſchied auf den erſten Laut und den erſten Blick. So war es kein Wunder, daß ſolche verfehlte patriotiſche Gedichte die Bewunderung für den Verfaſſer bei Vielen auf einige Zeit abkühlen mußten, zumal da vortreffliche und gehaltvolle Lieder in derſelben Gattung vom Intereſſe der Zeit nicht mehr unterſtützt wurden.

Die höchſte Virtuoſität der Sprache und ſorglichſte

Behandlung des Silbenmaßes vermochte weder in jenen politiſchen Liedern noch in erotiſchen Tändeleien gleichzeitiger Verſuche den Bänkelſängerton, den der Dichter nicht ſelten anfangs zum Scherz, am Ende aus Gewohnheit auch in halbem Ernſte anſtimmte, ganz zu verkleiden, und ſo kehrten mitten unter unvergleichlichen Kunſterzeugniſſen, wie ſie theils die erſten Bände füllen (z. B. der überreiche „Liebesfrühling", „Italieniſche Gedichte", „Octaven und Verwandtes", „Sicilianen"), theils in den gegenwärtigen, wie wir bald ſehen werden, zahlreich zerſtreut ſind, auch manche ungelenke, trockene Sprachwitze und Späßchen immer wieder, die dann Spott und Neid gehörig auszubeuten wußten. Andere Lieder gemahnten wie künſtliche Glockenſpiele, die man eine Weile bewundert, am Ende aber in ihrer einförmigen Melodie doch ſatt bekommt; wieder andern, in ihrem Kerne geſunden und großartigen Gedichten ſchadeten die verſchränkten Conſtructionen des Philologen, die ſich als häßliches, altmodiſches Kleid mit ihrem ſteifen Faltenzuſchnitte entſtellend um ſchlanke Liedergeſtalten legen; es ſind ſchöne Jungfrauen, die im Reifrocke der Maskerade einherſchreiten, welchen abzulegen ſie freilich zufällig vergeſſen haben. Selbſt in den ſpätern Sammlungen der Koburger und Erlanger Lieder und der „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannsſohns" (1821—26, 1827—29, 1829) kehren unter vielem Muſter- und Meiſterhaften jene Mängel hier und da wieder. So findet ſich unter den „Gaſelen" (IV, 187) mitten unter wirklich höchſt anmuthigen Spielereien, in denen

der Mund des Sängers aus dem Schönheitsborne des Morgenlandes Roſenhonig genippt hat, auch folgendes geſcheiterte Liedchen, in welchem mehre jener Mißſtände vereinigt ſind:

Bat ich lang' das ſchöne ſtörrige Adamsrippchen,
Mir zu einem Kuß zu leih'n ihr Lippchen.
Als ich wiederholentlich gebeten hatte,
Gab ſie erſtlich ſtatt des Kuſſes mir ein Schnippchen.
Weiter bat ich, und ſie gab, wie ſoll ich's nennen?
Statt des Trunks aus vollem Becher war's ein Nippchen.
Endlich ſchifft' ich glücklich auf der Lippen Welle,
Ach, und ſcheitert' an des Zahnes Perlenklippchen.

In den „Erinnerungen" u. ſ. w. (IV, 280) wird der Amtmann beſchrieben:

Da kommt der Amtmann Storch
Mit ſeinen langen Beinen,
Zu fiſchen Froſch und Lorch
Im Trüben und im Reinen.

Zwar der Beſoldungsteich
Iſt ſchmal, doch breit die Wortel;
Er wird ſchon werden reich,
Wenn er verſteht den Borthel.

Von den alten Pfarrjüngferchen heißt es: „ſie ſchrumpften ein verhotzelnd" (IV, 282), vom Pfarrersſohn (ebend.):

Es war nunmehr der Pfarrersſohn
Fort aufs Gymnaſium gekommen,
Und ſeine Stelle hatt' ich ſchon
Im Chor der Knaben eingenommen.
Da kam er wieder zum Beſuch,
Nicht mehr wie wir ein dörf'ſcher Simpel;

Er wußte manchen ſtädt'ſchen Spruch,
Mit dem er ſing uns Bauerngimpel u. ſ. w.

Das ſind aufgegebene Lieder. Zu ſolchen dagegen, deren unförmliches Kleid einen edeln Leib und eine ſchöne Seele verbirgt — jener iſt, abgeſehen von der Sprachform, der Organismus, dieſe der Gedanke des Gedichts —, gehören zum Beiſpiel die Gedichte: „Sühnung“ (III, 406) und „Frieden im Innern“ (III, 408). In dem letztern heißt es:

Wie die Welt aus dieſem Zwange,
Der ihr Herzblut hemmt im Gange,
Soll gelöſt ſein, weiß ich nicht;
Doch daß ſie gelöſt muß werden,
Sprechen ihre Angſtgeberden,
Wenn auch keine Zunge ſpricht.

Durch ſolche peinliche Conſtructionen und durch Gewaltsreime wie: Waltung, Welthaushaltung, Purpurlappung, Verkappung, Straffung, Erſchlaffung, Spannung, Entmannung, Allianzen, verſchanzen, quält ſich das arme Lied ab, um in die einfachern und bis auf eine kleine Störung ſchönen Strophen zu enden:

Bittet Gott, der Korn beſchieden,
Daß er ſenk' ein Körnlein Frieden
In der Trennung offnen Spalt,
Daß die Klaffung (!) ſich verſühne,
Unſrer Wund' ein Halm entgrüne,
Der im Licht zum Himmel wallt.

Dieſer Halm, ja dieſe Palme,
Mit dem ſchlanken Rieſenhalme,
Sei der neue Freiheitsbaum!

Nicht mit Blut, mit Thau begoſſen,
Soll er rein zum Himmel ſproſſen,
Schattend über'm Erdenraum."

Zu den Abirrungen ſeines Genius ſind auch Rückert's Balladen, Romanzen und Legenden (III, 53—90, 173—177) zu rechnen, deren endloſe Länge für Manche als Abſchreckungsmittel in Beziehung auf ſeine frühere Poeſie dienen muß. In dieſen Gattungen lyriſch-epiſcher Poeſie darf ſich das Erhabene nur in einzelnen Momenten und nie in blos rhetoriſcher Form geltend machen, der Organismus des Gedichts aber muß von der harmoniſchen Kunſtform des Schönen, die alles Ueberflüſſige, Maſſenhafte, Breite abſolut ausſchließt, durchdrungen ſein. Nehmen wir die nächſte beſte Romanzoide Rückerts vor — denn für Romanzen läßt er ſie vielleicht ſelbſt nicht gelten —, ſo ſehen wir uns hier genöthigt, durch alle Nebenſcenen und Nebenumſtände der Haupthandlung dem immer gleichen Pathos der Rede, dem gleichen, imperturbabeln Versgehämmer und Reimklange zu folgen; nicht von ahnungsvollem poetiſchen Aether umwölkt ſteigt eine Situation nach der andern empor und hängt durch unſichtbare Fäden mit der andern, durch biegſame Gelenke der Geſtalt in ſich ſelbſt zuſammen: alles iſt mit Bindfaden oder ſteifem Draht verbunden; alle Einzelheiten werden ausgebreitet, aus keinen Zauberformeln der Schönheit entwickelt ſich Bild und Gefühl der Phantaſie und dem Gemüthe des Leſers, Alles wird ihm vorgerechnet, vorgemalt, vorgemeiſelt, und ſo erhalten wir denn „das

Irrglöckchen", eine Ortssage von Seßlach, in 12 sechszeiligen Strophen, mit jener einleitenden Breite, die der Tod des epischen Liedes ist:

Der Tag verlischt, es senket grausend
Die Nacht vom schwarzen Himmel sich,
Und Nebelwinde streichen sausend
Durch Waldesgründe schauerlich;
Das Fräulein irrt mit bangem Schweigen
Allein auf ungebahnten Steigen u. s. w.

Ein dürftiger Stoff ist hier mit langen Schildereien überdeckt; für einen Romanzendichter könnte er kaum zu 12 Doppelzeilen gereicht haben. „Der Blinde", ein arabisches Märchen in Romanzenform, hat gar 86 vierzeilige Strophen, und es nehmen darin förmliche epische, ausgeführte Vergleichungen Platz, wie z. B. folgende:

Wie wenn auf schroffer Felsenzinne
Ein Schifferjüngling sieht die Fee,
Die süß ihm winkt zum Spiel der Minne,
Dann stürzt sie brausend in die See;

Die aufgehobnen Wogen schlagen
Den grünen Schleier um sie her;
Und will er seine Beut' erjagen,
Muß er sein Leben weihn dem Meer:

So wird von innerlicher Fehde
Abdalla's giere Brust zerfleischt u. s. w.

Gewiß finden sich unter diesem Haufen von Versen Perlen und Gold genug; wie z. B. eben in diesem Märchen die prächtige Partie von der zwiespältigen Kraft des Wunderfläschchens (S. 83):

Zwiespältig iſt die Kraft der Quelle:
Dem rechten Auge eingeflößt,
Macht ſie des Geiſtes Sehkraft helle,
Daß er der Schöpfung Siegel löst;

Dann thun ſich auf des Erdleibs Gründe,
Dich grüßen mit dem Silberblick
Die ſchlängelnden Metallgewinde,
Der Adern lebendes Verſtrick.

Doch wird das Auge naß zur Linken,
So ſtirbt dahin die ird'ſche Pracht,
Die Schätze in die Tiefe ſinken,
Und deine Sehkraft in die Nacht.

An ſolchen glänzenden Stellen hat keines der epiſch-lyriſchen Gedichte Rückerts Mangel. Dennoch, wenn wir das Ganze überſchauen, macht es uns die Empfindung, als wenn trotz aller Pracht doch nichts als der Stoff zu einem künftigen Gedichte hier aufgehäuft wäre, und als wenn dieſes weitläufige Gebäude, in welchem ſo viel Schimmer ſich verliert, zuvor abgebrochen werden müßte, um aus den edeln Metallen und Kleinodien, die daran verſchwendet ſind, mit Hülfe der Kunſt ein kleineres Haus zu bauen und zu ſchmücken, einen Tempel und keinen Prunkpalaſt.

Neben ſolchen redneriſchen Prachtſtücken hat ſich aber auch in dieſer Gattung die Tändelei eingeniſtet, welche der Menge an dem Sänger der „Geharniſchten Sonette" und der Freiheitshymnen eine Thorheit und ein Aergerniß zugleich war, wie in der Geſchichte von dem Pärchen Hänſelchen und Klärchen, wo aus lauter Ährchen, Beerchen, Scherchen, Härchen und Stärchen von dem Tauſendkünſtler ein Märchen

zuſammengeringelt wird, dem nur der Schlußreim fehlt:

Geſungen hat dies Märchen
Freimündchen uns Reimärchen.

Indeſſen hat der Dichter das Gebiet der eigentlichen Sage bei Zeiten verlaſſen und ſich andern Gattungen der erzählenden Poeſie, zu denen ihn ſein dichteriſches Prophetenthum berief, zugewendet, der Parabel und Paramythie, wo ſich ſein Witz, ſein Tiefſinn und ſeine Phantaſie nach Herzensluſt ergangen und unſterbliche Lorbern gepflückt haben. Mit ſolchen geſchmückt, prangen in den erſten Bänden ſeiner „Geſammelten Gedichte“: „Edelſtein und Perle“, neben den nicht weniger köſtlichen „Kindermärchen“, und auch für die andern Bände, die noch folgen müſſen, ſind ganz vortreffliche Erzählungen ähnlicher Gattungen aufgeſpart.

Damit wäre das erſte Geſchäft des Beurtheilers, auf welches ihn der Inhalt des vorliegenden dritten und vierten Bandes unvermeidlich geführt hat, vorbei, und aller Tadel ſei mit ihm abgethan. Sollte doch auch der letztere nicht direct ſein, ſondern nur mit unterlaufen, inſoweit dadurch, als durch Recht im Einzelnen, das Unrecht erklärlich gemacht wird, das dem herrlichen Dichter ſo lange im Ganzen widerfahren iſt. Hinfort hat die Kritik nur noch auf das Meiſterliche hinzudeuten, was in dieſen beiden Bänden in ſehr reichlichem Maße enthalten iſt.

Im dritten Bande begegnen wir gleich unter den erſten „Jugendliedern“ einigen echten Pſalterklängen von der Seherharfe des Dichters: dem vom Geiſte der ewigen Liebe

durchdrungenen Lied: „Die Allgegenwärtige", ein Lied, das Referent ſeit mehr als 20 Jahren im Herzen trägt, und wovon er nur an den erſten Vers erinnern will:

Ich möchte nur wiſſen, wohin ich ſollt' ſehn,
Daß ich dich nicht ſähe, o Liebe,
Und wiſſen möcht' ich, wohin ich ſollt' gehn,
Daß ich nicht bei dir bliebe.
Du biſt überall, allüberall,
Wo Windeshauch und Wogenſchall,
Und wo ſie nicht ſind, da biſt du.

Auch die Lieder: „Frühlingsfeier" (S. 7), „Geſtillte Sehnſucht" (S. 13), tragen dieſen Stempel des Prophetiſchen, und das kleine Lied: „Der Sturmwind" (S. 18), iſt ein Bild von Rückert's Dichtergeiſt ſelbſt:

Mächtiger, der du die Wipfel dir beugſt,
Brauſend von Krone zu Krone entſteigſt,
Wandle, du Stürmender, wandle nur fort,
Reiß mir den ſtürmenden Buſen mit fort.

Wie das Gewölke, das donnernd entfliegt,
Dir auf der brauſenden Schwinge ſich wiegt,
Führe den Geiſt aus dem irdiſchen Haus
In die Unendlichkeit ſtürmend hinaus.

Trage mich hin, wo die bebende Welt
Rings in Verwüſtung und Trümmer zerſchellt!
Ueber den Trümmern mit grauſender Luſt
Fühl' ich den Gott in der pochenden Bruſt.

Köſtlich ſind auch die „Zwei Zechſprüche" (S. 27), deren erſter ein profanes Pſalmbild (im beſten Sinne) enthält:

Die Erd' iſt ein gehöhlter Becher,
Darinnen ſchäumt als Trunk das Meer,

Der Himmel ſelber iſt der Becher,
Er beugt ſich durſtig drüber her,
Um mit der Sonne glüh'nden Lippen
Das Meer von Grund aus einzunippen.

Unter den epiſchen Liedern iſt „Der Alpenjäger" (S. 56) auszuzeichnen, der wenigſtens redneriſche Erhabenheit hat. „Die goldene Hochzeit" beſingt den von Hebel, Trinius und neuerdings von Guſtav Pfizer gefeierten Bergknappen von Falun (S. 85) und trägt nächſt Hebels Dichtung unter den übrigen wohl den Preis davon. Wir eilen über einige an allzugroßer Kindlichkeit kränkelnde, oder von allzugroßer Künſtlichkeit fröſtelnde Lieder (S. 98, 104, 105, 109, 107) hinweg und verweilen dafür mit um ſo ungetheilterer Luſt bei der Elegie: „Die Jägersbraut" (S. 112), „Hochdeutſche Liebesnoth" (S. 120), „Zwölf Freier" (S. 128), „Noth der Beſcheidenheit" (S. 129). „Nachtgeſicht (S. 129) iſt ein Vorbild manches Heine'ſchen Liedes:

Ohne Licht um Mitternacht
Wenn ich noch im Bett gewacht,
Seh' ich oft
Unverhofft
Dorten in der Ecke,
Daß ich davor erſchrecke:

Liebchen, ganz ſo freundlich klar,
Wie zur beſten Zeit ſie war;
Ach, ſie ſitzt
Dorten itzt,
Lächelt wie eine Roſe,
Und ein Kind ihr im Schooſe.

Daß die Anmuth ein Gebiet iſt, das auch unſerm Dichter ſich, wenn es gleich von ihm erobert ſein will, dennoch zuletzt willig aufſchließt, dies beweiſen unter den Jugendliedern: „Das Reich der Amoren“ (S. 137), „Amor ein Beſenbinder“ (S. 139), „Die Göttin im Putzzimmer“ (S. 141), „Kleiner Haushalt“ (S. 143), lauter Lieder voll des reinlichſten, ſchmuckſten Sprachſcherzes. In dieſen Liedern und noch mehr in der „Vermittelung des Dichters“ (S. 160 fg.) wetteifert Rückert ſogar in ätheriſcher Leichtigkeit mit Göthe, und im „Weihnachtsliede“ (S. 163) weiß er die Schönheit mit dem Prophetenernſte zu verbinden. Auch dieſes Lied lebt ſeit Jahrzehnden in der Seele vieler Deutſchen als eins der lieblichſten Erzeugniſſe ihrer Nationalpoeſie:

— — — — — —

Edele Fichte,
Wie du dich hebeſt,
Gleich dem Gedichte
Wunder belebeſt!
Blühenden Sommer
Zaubert ein frommer
Sinn in dem Kerne
Wintriger Nacht.
Recht wie ein Baum des
Lebens erſcheinſt du,
Alles im Raum des
Schattens vereinſt du;
Früchte und Flammen
Wachſen zuſammen,
Blüten und Sterne
Tauſchen die Pracht.

— — — — — —

Aber was ſpäht ihr,
Sterne und Lichter?
Euch wonach dreht ihr
Engelsgeſichter?
Alle ſo eilig,
Alle ſo heilig,
Blicken und lachen
Nieder zum Stamm.
Ach, in der Krippe
Drunten gewieget,
Lächelnder Lippe
's Kindelein lieget,
Schlummert ſo leiſe
Himmliſcher Weiſe;
Es zu bewachen
Stehet ein Lamm. — —

In dem ſechsten und letzten Buche der „Jugendlieder" (1811—15) findet ſich ſchon einiges ganz Vollendete, darunter die allbekannte Allegorie: „Die Zwei und der Dritte" (S. 216), vom Rieſenweibe Phantaſie, Witz dem Zwerge und dem proportionirten Manne Verſtand; dann das himmliſche „Freiheitslied" (S. 227):

Zittr', o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder;
Der Gedank' iſt aufgewacht,
Schüttelt ſein Gefieder,
Will geflügelt dir entfliehn,
Wenn du nicht wirſt feſſeln ihn;
Sprich, ob du's wirſt können? — —

und ſein Gegenſtück: „Das Ewige" (S. 228), mit dem tiefſinnigen Schluſſe:

Wie mit endlich krankem Leibe
Das Geſchlecht in Mann und Weibe
Sich zum Werk der Zeugung eint;
Kann das Leben ſelbſt nicht währen,
Kann es ſich doch neu gebären,
Daß unendlich es erſcheint:

So vom Himmel fällt der Geiſter
Zeugungsfunken, Liebe heißt er,
Zündend in der Seele Schoos;
Und aus ihrer engen Schranke
Ringt ein Wunder, der Gedanke,
Kind der Ewigkeit ſich los.

Edelſteine in der Sammlung ſind auch die „Liederſeelen“ (S. 231) und das Wort: „An die Dichter“ (S. 231), mit der diamantenen Wahrheit:

Laßt vom Beifall fauler Richter,
Schaffende, euch nicht bethören,
Flut zu ſprühn aus wilden Röhren,
Glühn zu laſſen wirre Lichter.
Maß, und Maß nur, macht den Dichter;
Grundſtein zwar iſt der Gehalt,
Doch der Schlußſtein die Geſtalt.

Von den „Zeitgedichten“ in zwei Büchern (1814—17), von denen wir mit ausdrücklicher Erlaubniß des Verfaſſers („Freundesurtheil“ 1837) Einzelnes geſcholten haben, ſei auch zugeſtanden, daß das Ganze zuſammen als ein Bild der Zeit erſcheint, das nach 20 Jahren noch friſch iſt und noch eine Strecke weit ſeine Farbe halten wird. Es iſt aber auch noch Einzelnes als vortrefflich hervorzuheben. Der herrlichen Ode (S. 235) iſt nichts vorzuwerfen, als daß ihr

Prophetenwort leider nur poetiſche Wahrheit hat, wofür der Dichter offenbar nicht verantwortlich zu machen iſt. „Die Gräber zu Ottenſen“, der „Speckbacher“, „Deutſchlands Heldenleib“, „Deutſchlands Feierkleid“ ſind Volks- und Jugendlieder geworden, die ſchon lange im ganzen Vaterlande widerklingen; auch der „Kapuziner Haspinger“ (S. 300), „Der Schweizerkäs“ von 1814 — noch madenvoller 1838 — (S. 315), „Zopflieder“ (S. 308—314) ſind in ihrer derben Laune noch immer erquicklich. Ganz rückwärts gekehrter Prophet iſt aber der Dichter in dem herrlichen didactiſchen Gedichte: „Der Bau der Welt“ (das erſte von drei Geſichten) (S. 334—388). Mit Flammenzügen wird hier die Geſchichte der religiöſen Menſchheit in der Schöpfung, in der babyloniſchen Verwirrung, in Aegypten, Indien, im germaniſchen Norden, in der griechiſchen Mythologie, im alten Bunde und endlich im Chriſtenthume geſchildert, und die Sprache entlehnt hier den ſchmetternden Ton der Gerichtsposaune. Die folgende Probe, als ein Wort, das noch immer zur Zeit iſt, ſtehe hier, die Leſer zum erneuten Genuſſe des Ganzen einzuladen:

Da ſah ich rings die ganze Welt
Schon vorbereitet lange,
Ein dunkles, aber offnes Zelt,
Zu neuen Lichts Empfange;
Die Lampe war herabgebrannt,
Die vorm Altar der Götter ſtand,
Daß am verqualmten Dochte
Man nicht mehr freun ſich mochte.

Nicht vom verſumpften Muſenborn
Mochte der Geiſt mehr trinken,
Des Weihrauchs faul gewordnes Korn
Gab ihm ſtatt Dufts ein Stinken;
Und vorm verbrauchten Heiligthum,
Das in den Körben man herum
Trug mit verſchloſſ'nen Deckeln,
Begann ihn auch zu ekeln.

Das Fleiſch der Mutter Phantaſei
War krank und ganz verdorben;
Und eine Stimm' erſcholl, es ſei
Der große Pan geſtorben.
Und an demſelben Tag, an dem
Der Vorhang in Jeruſalem
Zerriß vorm Tabernakel,
Verſtummten die Orakel.

— — — — — — — — —

Es war der ganze Säulenbau
Des Heidenthums zerrüttet,
Und konnt' im tiefſten Riß genau
Nie werden mehr verkittet:
Der Fittig Pſyche's dehnte ſich
Aus morſcher Hüll' und ſehnte ſich
Nach einem andern Freier
Als dem in Bind' und Schleier.

Dann werden Rom und der neue Glaube im Kampfe beſchrieben, Germanenthum und Mittelalter verherrlicht, und mit dem Wettſtreite der Minneſänger auf der Wartburg ſchließt Geſicht und Gedicht.

Den Ueberreſt des Bandes füllt das zweite Buch der „Zeitgedichte" und ein Bündel „Volksſagen". Ueber beide iſt nicht anders zu berichten, als ſchon im Anfange dieſer

Beurtheilung geſchehen iſt. Nur ein herrliches Gedicht, vielleicht eins der tiefſinnigſten, das Rückert je gedichtet, iſt nicht zu übergehen; es mag, wenn Referent, der es in einem Zeitblatte zuerſt gefunden, ſein Gedächtniß nicht trügt, um 1816 verfaßt ſein und lautet (III, 404):

Erhebung.

Ich ſtand auf Bergen hoch
Und überſah die Erde,
Die ſo gedrückt vom Joch,
Geſchlagen ſo vom Schwerte.

Ich ſah den blut'gen Greul,
Der lag auf ihren Tiefen,
Und hörte das Geheul
Der Stimmen, welche riefen.

Ich ſprach: o wär' ich doch
All dieſer Noth entrücket!
Da ward vom Berg auf hoch
Ich in die Luft gezücket.

Auf ſchwebt' ich durch die Luft
Und hört' und ſah noch immer.
Zuletzt verſchwamm in Duft
Das Blut und das Gewimmer.

Und als ich niederſah
Aus allerhöchſter Ferne,
Da ſah ich ſchimmern da
Den ſchönſten aller Sterne.

Was dort im hellen Licht
Iſt das für eine Sphäre?
Da ward mir der Bericht,
Daß es die Erde wäre.

Der Engel ſprach zu mir:
Es iſt dir hier verſchwunden,
Was einzeln drunten dir
Den wirren Blick umwunden.

Du haſt die Höh' erreicht,
Wo dir erſcheint das Ganze,
Und deine Erde weicht
Hier keinem Stern an Glanze.

Die Erd' in ihrem Kern
Von Wunden ſo durchwühlet,
Sieh, wie vorm Blick des Herrn
Sie ſich geneſen fühlet.

Der Ruf des Weh's verſchwimmt:
Thu auf dein Ohr und höre,
Wie hell ihr Loblied ſtimmt
In ihrer Schweſtern Chöre.

Ein Stoßſeufzer leitet den vierten Band der Sammlung ein, vom Mai 1837, der ziemlich lebensſatt ſchließt:

Ich wollt' ich wär' am Ende nun
Und könnte ruhn!

Dann folgt ein ſchöner Rückblick auf die politiſchen Gedichte; dann ein „Roſenlied" zum Geburtstag des Freiherrn Truchſeß auf Bettenburg, aus Stuttgart geſandt, ein herrliches Lied, in welchem es „von Roſen um und an roſet", faſt noch mehr als in den roſenäthervollen Gedichten meines theuern Freundes Anaſtaſius Grün. Vielleicht iſt es manchen Leſern nicht unwillkommen, etwas über die Perſönlichkeit des edeln deutſchen Ritters auf der Bettenburg zu erfahren, ohne welchen ſich Referent das Jugendbild Rückerts gar nicht denken kann. Er holt deßwegen ein vergilbtes Papier

vom Frühling 1815 hervor, das ein unvollendet gebliebenes Reisejournal bildete, und schaltet seiner Beurtheilung das vor 23 Jahren vom dreiundzwanzigjährigen Jünglinge Niedergeschriebene als kurze Episode ein.

Die Bettenburg[1]) Mai 1815.

Sie erschien uns[2]), gelegen auf einem mäßigen mit Obst- und Waldbäumen bewachsenen Hügel, nicht gerade imponirend von dieser Seite, weil dahinter noch bedeutend höhere Berge hervorragten; mehr einem alten geräumigen Hause als einem Schlosse zu vergleichen. Erhitzt durch den ziemlich mühsamen Bergsteig traten wir durch einen Theil des freundlichen Gartens in den Burghof ein, und kleideten uns im Hause des Försters um. Wie wir aus den Fenstern nach der Burg hinüberschauten, die nun mit ihrer ganzen Kehrseite grau und sonnig uns gegenüberstand, kam ein großer, bleicher Jüngling, von Kopf zu Fuße schwarz-altdeutsch gekleidet, mit langen schwarzen Schulterlocken, aus dem Burgthore herausgeschritten und gieng dicht am Försterhause vorüber. Ein Blick in die nicht großen, tiefliegenden, funkelnden, braunen Augen überzeugte mich, wer es sei, und auf des Försters Bejahen lief ich zur Thüre hinaus, auf ihn zu, und er umarmte mich auf Nennung meines Namens[3]).

---

1) Sie liegt in Franken an der meiningen'schen Grenze.

2) Dem Ref. und einem Freunde, die auf einer Reise nach Berlin begriffen waren.

3) Rückert hatte meine Beurtheilung seiner „Geharnischten Sonette" gelesen, und wir waren ihm und dem Freiherrn durch unsern Gönner und Rückert's Freund Wangenheim angekündigt.

Er führte uns unter gegenseitigen herzlichen und wirklich auch seinerseits sanften Begrüßungen — wie ich es seinen herben Gedichten nach kaum gehofft hatte — das Schloß hinauf in den geräumigen, freundlich ausgeschmückten, aber gar nicht modernisirten Speisesaal, um hier den Burgherrn nach seinem Mittagsschlafe zu erwarten. Wir hatten Zeit, uns im Zimmer umzusehen; über den drei Thüren des Saales waren die verschiedenen Zeitalter Deutschlands dargestellt: das urdeutsche, das ritterliche, das altfränkische, in Gemälden, die wenigstens das klar ausdrückten, was sie bezeichnen sollten.

Kaum hatten wir einige freundliche Worte gewechselt, als die Thür aufgieng und der Greis, die Tabakspfeife im Munde, herein und forschend mit den halbblinden Augen rüstig auf uns zutrat. Er ist ein großer Mann mit halb kahlem und halb grauem Scheitel, von breiten Schultern, überhaupt tüchtigen Gliedern; nur in den etwas schmächtigen Beinen kündigt sich das Alter an; denn er zählt 60 Jahre. Wie er bei uns angekommen war, warf er mit feierlicher Herzlichkeit seine Arme um unsre Schultern, und indem er rechts und links einem Jeden von uns dicht ins Antlitz blickte, strengte er sein schwaches Augenlicht an, um aus den Zügen unsere, ihm begreiflich unbekannte Persönlichkeit herauszufinden. Endlich rief er meinen Vor- und Zunamen und fiel mir dabei mit ganz jugendlichem Feuer um den Hals, mich aufs innigste küssend und herzend, gleichsam um

mir seinen warmen Dank für das Lob seines Freundes Reimar auf die Lippen zu drücken.

Reimar (Friedrich Rückert) ist gar nicht der schroffe Mensch, wie ich mir ihn gedacht hatte. Als ein wahrer Dichter fühlt er sich, aber am tiefsten auch Alles, was ihm noch mangelt. In der Kritik gegen sich und Andere ist er daher, stets nach dem Höchsten strebend, unbarmherzig. Fast scheint er mir der Form zu viel zu huldigen und in ihrer Pein sich ordentlich selbstquälerisch zu gefallen. Sein Spott und seine Ironie sind verlachender und schonungsloser als bei uns Schwaben, indem sie sich ohne Ansehn der Person — zwar nie ohne Gutmüthigkeit — selbst auf sehr liebe Freunde, ja auf den alten Truchseß selbst erstreckten. An einem unserer Lieblingsdichter tadelte er die Vielschreiberei, die Flüchtigkeit, die Vernachlässigung des Reims, in Allem etwas Manier und zu viel christliche Bekehrungssucht, daher er denn, was als Probe seines Spottes dienen mag, die Lust äußerte (nur die persönliche Liebe zum Dichter halte ihn von der Ausführung ab), einen so bekehrten Helden vorzunehmen und in einer Novelle oder einem Romane auf echt antichristlich zum Abfalle zu bringen. Der alte Burgherr dagegen ist ganz und gar ohne Arges und hat ein gar weites Herz für alles auch nur halbwegs Gute, und von dieser Seite kann es Reimar nicht ganz lassen, ihn zuweilen zu bespötteln oder doch zu belächeln. Aber wie kräftig ist des alten Ritters Liebe zum Guten, mit wie jugendlichem Feuer umfaßt er Das, was ihm das Rechte scheint, mit wie

warmer, mächtiger Rede ſieht er es durch, welch einen Schatz von Liebe und Herzensgüte hegt er in ſeinem treuen Herzen, wie gottergeben iſt ſein Alter! Wenn er einen recht ſchönen, beſonders einen chriſtlichen Zug von einem Menſchen erzählt, wenn er ahnend und hoffend in die Zukunft blickt, ſo regt und bewegt ſich ſein ganzes Weſen, ſeine Muskeln arbeiten; und doch löſt ſich dieſer Kampf am Ende in eine wohlthätige Ruhe auf, daß er ſtill, ohne ermüdet zu ſein, niederſitzt, während ihm Thränen in den verdunkelten Augen ſtehen.

Noch am ſelben Abend führte uns der Burgherr durch einen Theil ſeiner Anlagen, die ſich auf zwei ziemliche Berge erſtrecken und, alle von ſeiner Erfindung, nicht mit Tempeln, Moſcheen u. ſ. w. verſetzt, ſondern ganz deutſch gehalten ſind. Kapellen, Familiendenkmale, Stätten den Abgeſchiedenen und wieder den Lebendigen geweiht, einzelne Denkmale mit Sprüchen, viel lieblich verſchlungene Wege, bei denen hauptſächlich der Natur ſelbſt nachgegangen worden, alles das eint ſich zu einem dem Aug' und Gemüthe wohlthuenden Ganzen. Sein Sinn für Naturſchönheit (keine ausgezeichnete Stelle iſt ohne einige Ausſicht), ſeine Liebe zu Gott, zu den Seinigen (eine Säule iſt der Geſchwiſterliebe, ſeinem Vater und deſſen Brüdern, ſeinem Bruder und, wie er hofft, deſſen Söhnen — er ſelbſt iſt ehelos — gewidmet), ſeine Liebe zu den Freunden und zu allen Guten iſt in dieſem ſchönen Walde als That ausgeſprochen. Von dem äußerſten Ende der Anlagen, dem Huttenberge, hat man eine herrliche Ausſicht über das Würzburgiſche und Fuldaiſche, und links

erscheint hier das waldumgebene Schloß mit seinen Gräben erst recht burgmäßig.

Als Ritterthum und Volksgesang noch blühten,
Da waren's frommer Heiligen Gestalten,
Nach denen Kämpfer viel und Dichter wallten:
Die Glocken klangen, die Kapellen glühten.

Doch nun dahin sind jenes Lebens Blüten,
Wohin soll sich die Wanderung entfalten?
Eh' die zerstreuten Funken ganz erkalten,
Wo findet frommer Sinn die unversprühten?

Da, wo die Ritterzeit sich hingeborgen,
In einem Forst von Tannen und von Eichen
Hebt eine graue Burg sich ohne Sorgen.

Dort hat ein hoher Burgherr sonder Gleichen
Das Herrliche gedrängt in wenig Morgen,
Lied, Adel, Kirche kann von hier nicht weichen.

Hier bricht des Referenten Gedenkbuch ab, um sich erst wieder in Berlin fortzusetzen. Er erinnert sich nur noch, daß der philanthropische und protestantische Sechziger, obgleich ein Freiherr, die retrograden Gedanken des jungen, katholisch-feudalistischen Sonettisten mit einem lächelnden Kopfschütteln zurückwies und den Dichter dadurch, wo nicht zur Besinnung brachte, doch nachdenklich machte.

Jetzt aber zurück zum vierten Bande der Rückert'schen Sammlung. Auf das „Rosenlied" folgt eine ganze Reihe sinnreicher Gedichte, in denen der Verfasser eine Menge Lebensvorfälle benutzt, um sie höchst kunstvoll auf seiner Sprachorgel abzuspielen und sie mit poetischen Spitzfindigkeiten auszuschmücken. Einmal verdeckte ihm, im Theater vor dem

aufgethanen Vorhange ſitzend, ein weiblicher Alabaſternacken das Schauſpiel. Doch wußte er ſich zu tröſten:

Wenn ſich auf den kahlen Brettern
Dort ſo ſchöne Sachen ſpielten,
Dürften hier wohl ſchlecht're vorgehn
Auf den Alabaſterdielen?
Ganz dieſelben giengen vor;
Nur ſtatt lebensgroßer Spieler
Waren nach des Raums Verhältniß
Kleinere hieher beſchieden,
Welche auf ſo zartem Grunde
Zart auftraten, wie ſich's ſchickte.

Unſer Leſer ſoll nicht im Ungewiſſen bleiben; die kleinen Spieler auf dem Frauennacken waren des Dichters eigne Gedanken, zu Amorinen und Amoretten umgewandelt, welche angemeſſene Zwiſchenſpiele zu dem größern Stücke aufführten:

Denn das Ganze lief wie dort
So auch hier hinaus aufs Leben.

Unter dieſen Gedichten ragen theils als niedliche Kunſtwerke, theils als poetiſch ausgeprägte Lebenswahrheiten hervor: „Die geſchorenen Locken" (S. 16), „Dichterehe" (S. 22), „Der Apotheker" (S. 23), der mühſam gangvolle, eingeſchrumpfte, abgeſtumpfte Arzneiſchmecker, vor deſſen kritiſch-eklektiſcher Muſterung des Gartens

Sah ich Bäume wanken
Wie die Kranken,
Daß von welken Stielen
Blätter fielen
Und am Boden klebten
Gleich Recepten.

Als fortfuhr das Muſtern,
Ward zu Huſtern
Aller Nachtigallen
Liederſchallen,
Und die Roſenhecken
All vor Schrecken
Wurden leichenfarber
Als Rhabarber.

Ferner: „Fünf Sprüche Eines Tages“ (S. 25 fg.), „Der Fußwanderer“ (S. 26 fg.) und die folgenden Wanderlieder bis S. 41, die zierliche Liebesromanze von Fräulein Luft und Junker Duft mit eingeſchloſſen; „Liebe im Kleinen“ (S. 49), „Morgenbetrachtung“ (S. 51).

Das Scherifche in Rückerts Dichternatur zeigt ſich in ſeiner ſpätern Poeſie nicht nur in den erhabenen Gedichten, die großartige Stoffe behandeln, ſondern namentlich auch darin, daß er gewiſſe allgemeine Erfahrungen auf dem Gebiete der Anſchauung und Empfindung, die faſt jeder Menſch, ſelbſt der ganz proſaiſche macht, mit ſeinem Dichterblicke und Dichtergefühle ſo durch und durch ſchaut und bis auf den Grund empfindet und durch das herrliche Organ ſeiner gelenkigen und dem Geiſte durchaus gehorſamen Sprache ſo vollkommen in ihrer Weſenheit zur Erſcheinung bringt, daß, was bei andern Menſchen ein gemeines Erlebniß iſt, bei ihm zur idealen Wirklichkeit, zur Kunſtſchönheit wird. Wir haben z. B. ſeit einigen Jahren Alle beſondere Gelegenheit, unſer verdrießliches nordiſches Klima in Deutſchland, das ſich ſchroff in lange kalte Winter und kurze glühende

Sommer abſchneidet, recht gründlich kennen zu lernen; wer hat aber dies je ſo anſchaulich und ſchön dargelegt als Rückert in dem Gedichte: „Das Jahr“ (IV, 58)? Ebendahin gehören die Lieder: „Das Daſein eines Blattes“ (IV, 215), „Kurze- und Langeweile“ (IV, 225), „Der hohle Zahn“ (IV, 222). Wer hat nicht ſchon den Fieberſchmerz des Zahnwehs empfunden, wo der nackt und blos gelegte Nerv ſeine krankhafte Exiſtenz dem Knochenkern und dem Schmelz des ſchmerzenden Zahnes mittheilt und uns dieſer ſo groß dünkt wie ein ungeheurer Fels mit einer Höhle? Schubert in ſeiner „Geſchichte der Seele“ ſpricht gelegentlich ſehr ſchön von dieſem Phänomen. Aber der Dichter verſetzt uns mit recht peinigendem Wohlgefallen ganz in jene Qualphantaſie zurück, wenn er ſingt:

Ein halbgehöhlter Zahn
Hat jüngſt mir wehgethan;
Schmerz mich durchzückte tief,
Da träumt' ich, als ich ſchlief:
Ich ſelber ſei, o Pein,
Ein kranker Zahn allein.

Da ward ich aus dem Zahn
Im Traume zum Vulkan,
Der, halb erſt ausgebrannt,
In grimmen Schmerzen ſtand,
Auswirbelnd nach Gebrauch
Glutſtröme, Glanz und Rauch....

Aus den „Vermiſchten Gedichten“ ſind noch die Lieder „Vom Kahlenſtein“ (IV, 64) und „Des Glockenthürmers Töchterlein“ (IV, 66) hervorzuheben. Die „Oeſtlichen Roſen“

und „Gaſelen“ ſind von denjenigen, die Rückerts morgenländiſche Poeſie gewürdigt haben, vollkommener geprieſen worden, als wir es vermöchten, und wir laſſen daher beide nicht unbewundert, nur unbeurtheilt.

Die „Koburger Lieder“ (1821—28) fangen ſpielend an, um immer ernſter, immer tiefer, auch immer ſchöner zu werden (vgl. S. 212, 213, 215, 216, 218). „Die Sprüche eines Büßenden“ (S. 222 fg.) ſind Worte, die alles Pantheiſtiſche, was Rückert in der neueſten Zeit geſungen, bei weitem aufwiegen; Wahrheit und Schönheit hält ſich in ihnen das vollkommenſte Gleichgewicht. Ebenſo ſchön iſt in ſeiner Art, was von S. 226—230 folgt, und die Zuſchrift: „An die Dichter“ (IV, 230), mag die neueſte Schule, die in Rückert doch auch einen Dichter und Seher verehrt, zu Herzen nehmen:

Die Stein' harmoniſch hat bewegt Amphion,
Nicht deren Sinn verwirret, die da bauten;
Beſänftigt hat die Meerdelphin' Arion,
Nicht ſtürmiſch aufgeregt mit ſeinen Lauten.

Nur das iſt Himmelskunſt, die mich verſöhnt,
Die mir die Welt, mich vor mir ſelbſt verſchönt!
Was trübt, verwirrt, zerreißt, wie ſtark es tönt,
Iſt Lügenkunſt, die böſem Zauber fröhnt.

Der Dichter ſei ein Bildner, kein Traumbilderer,
Kein Sinnverwirrer, Phantaſieverwilderer,
Ein Zähmer des Affects, Gefühles Milderer,
Selbſt in ſich klar und aller Klarheit Schilderer.

„Die Sprache und ihre Lehrer“ (IV, 231), „Zwei Wünſche“ (S. 242), „Der Erſtgeborene“ (S. 242), „Bethlehem und

Golgatha“ (S. 248) sind, jedes in seiner Weise, vollendete Gedichte, das letzte zugleich ein religiöses Glaubensbekenntniß, das manchem Bewunderer des Dichters ungeschickt kommen mag. Es schließt:

Mit Pilgerstab und Muschelhute
Nach Osten zog ich weit hinaus;
Die Botschaft bring' ich euch, die gute,
Von meiner Pilgerfahrt nach Haus:
O, zieht nicht aus mit Hut und Stabe
Nach Gottes Wieg' und Gottes Grabe!
Kehrt ein in euch und findet da
Sein Bethlehem und Golgatha!

O Herz, was hilft es, daß du knieest
An seiner Wieg' in fremdem Land?
Was hilft es, daß du staunend stehest
Das Grab, aus dem er längst erstand?
Daß er in dir geboren werde,
Und daß du sterbest dieser Erde
Und lebest ihm, nur dieses ja
Ist Bethlehem und Golgatha.

Auch die „Erlanger Lieder“ bieten, wiewohl etwas versteckter und seltener, einiges Vortreffliche: „Unglück“ (IV, 264), „Losmachung“ (S. 266), „Traumflug“ (S. 268), „Das Undenkbare“ (S. 268), „An das Eichhorn“ (S. 270), „Der Nachtwächter“ (S. 271). Von den Erinnerungen eines Dorfamtmannssohnes“ trifft der oben ausgesprochene Tadel nicht das wunderherrliche Lied: „Der Winter auf dem Lande“ (S. 289) und die Lieder S. 302, 304, 305 und 329. Den vierten Band beschließen „Lieder und Sprüche der Minnesänger“ und eine „Blumenlese aus Dichtern verschiedener

Völker und Zeiten". Ueberblicken wir noch einmal den ganzen Schatz, der in dieſen zwei Bänden zerſtreut uns vorliegt, ſo durchdringt uns ein Gefühl der Ehrerbietung gegen den Dichter, der zur Größe des angeborenen Talentes die ſeltene Größe der Durchbildung dieſes Talentes hinzugefügt hat, und wir preiſen den reichen Geiſt glücklich, der das Erhabene als Erbſchaft und das Schöne als Errungenſchaft des Genius beſitzt.

11.

Gedichte von Chr. J. Matzerath[1].

Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1838.

Heidelberger Jahrbücher 1839, Nr. 8.

Chr. J. Matzerath's Gedichte zeigen uns, wie mächtig die rechte Herrschaft über die Form in der Poesie wirkt, und wie ein eigenthümlicher Dichtergeist, dem diese Gewalt angeboren ist, auch gegebene und von andern Dichtern erfundene Formen der eigenen Persönlichkeit anzupassen und sich ungezwungen und selbständig in denselben zu bewegen versteht. Dadurch unterscheiden sich ächte Dichter, die einer bestimmten Schule angehören, von Nachahmern und Nachäffern einer Manier. Die Erfindung classischer Formen gehört den Genien des ersten Ranges an; unter diesen Formen sind aber nicht blos Silbenmaße verstanden, sondern Umrisse, welche die ganze Gestalt einer Dichtgattung bedingen, Gewande die einen schönen und vollendeten Leib voraussetzen, wie er für diese oder jene Dichtung als Ideal im Geist und in der Phantasie des schöpferischen Dichters vorgebildet wohnt. Diese Formen werden von

1) Matzerath, geb. 1815 zu Linnich in der Rheinprovinz, starb am 24. März 1876 zu Köln als kgl. preuß. Geh. Regierungsrath. (Anm. des Herausgebers.)

unſern großen Dichtern den Dichtern der Nachwelt als Erbe hinterlaſſen; während das Publikum ihre Werke bewundert und genießt, ohne Form und Inhalt zu trennen, dürfen und ſollen ſich, weil nicht jedes Zeitalter neue Genien und damit neue Formſchöpfer hervorbringt, die nachwachſenden Dichter dieſer Exuvien bedienen, und es kommt, um zu beweiſen, daß ſie wirklich Dichter ſind, nur darauf an, wie ſie ſolches thun. Die einen, das ſind die Nachäffer, nehmen den Schöpfungen der Meiſter die köſtlichen Gewande ab, und ſtopfen ſie mit ihren Gedanken, Gefühlen, Witzen und Bildern aus; ſtellen die Puppe an die Wand, und gehen davon, quasi re bene gesta, als hätten ſie ihrem Gedicht einen Leib geſchaffen, und ihm ein angemeſſenes Kleid angezogen; das lebloſe Gebilde heuchelt freilich ein Leben, und ſieht den hohen, bekannten Geſtalten oft bis zum Erſchrecken ähnlich; aber der Nächſte Beſte, der näher herzutritt, das Ding zu unterſuchen, ſtößt es über den Haufen, das Kleid platzt, und die Lumpen ſehen überall hervor. Die Nachahmer ſind nicht ſo thöricht, ſie verſuchen es mit ihrem eigenen Geiſte ſich in die herrlichen Gewande zu kleiden, fahren begierig und unbedacht mit der Idee ſelbſt in das Kleid, aber der Leib ihrer Dichtung iſt zu ärmlich und unvollkommen, wie ihr Geiſt; er füllt das Gewand, das auf Geſundheit und Ebenmaß berechnet iſt, nicht völlig aus, hier und dort ſchlottert es, und ſie nehmen ſich in der fremden Tracht mehr oder weniger ungeſchickt und lächerlich aus. Die dritten endlich, und das ſind die Berufenen, wählen ſich

aus der Garderobe der großen Meiſter die Kleider aus, die den Formen ihres eigenen, geſunden und kräftigen Dichtergeiſtes angemeſſen ſind: und ſiehe die Gewande ſchmiegen ſich dem anverwandten Leibe des Gedichtes ſchön und harmoniſch an, ſie legen ſich paſſend um die Glieder, dehnen ſich elaſtiſch oder ziehen ſich zuſammen nach dieſen, ſo daß die alten Formen großer Dichter an ihrem Leibe wieder zu neuen Ehren gelangen und dem Auge des Betrachtenden mit ungewohnter Schönheit ſich darſtellen. Göthe, Uhland, Heine (denn Referent iſt nicht ſo blind, das Große und Schöne an dem letztern vom Kleinen und Häßlichen nicht zu unterſcheiden) haben für die rein lyriſche und lyriſch-epiſche Poeſie ſolche Formen geſchaffen; Schiller, Rückert, Platen für die reflexiv lyriſche, A. W. Schlegel, wenn er ſie auch aus zweiter Hand hatte, hat doch für beide Gattungen in der Form wirklich ſchöpferiſch gearbeitet. Wie Nachäffer und Nachahmer ſich mit den Kleidern dieſer Dichter gebärdet haben, und noch gebärden, wiſſen wir; aber auch ein würdiger Schüler, der die Form dieſer Meiſter meiſterhaft an ſeinen eigenen Werken handhabt, geht edel und ſtolz mit ihnen bekleidet einher.

Zu dieſen Letztern nun iſt Matzerath, der die Freunde edelſter Form mit dieſer reichen Sammlung ſchöner Gedichte überraſcht hat, unbedingt zu rechnen, und was etwas Beſonderes an ihm iſt, ſeine Muſe kleiden die Formen verſchiedenartiger Dichter gleich gut, und er gibt in keiner ſeinen eigenen Dichtergeiſt und deſſen Geſtalt auf. Göthe,

Schiller, A. W. Schlegel und Uhland sind die Vorbilder, in deren Tracht seine Poesie sich abwechselnd gefällt, und auch dem Leser sich gefällig zu machen versteht. Die Eigenthümlichkeit des Dichters aber besteht darin, daß er dem spröden Eisen des Gedankens auf der Esse der Phantasie eine durchsichtige Glut einzuhauchen versteht, in welcher Form er sich auch bewegen mag.

Indessen ist in Mayerathß Gedichten ein Fortschreiten fühlbar von einer größeren Abhängigkeit, in welcher ihn anfangs jene fremden Formen halten, zu allmählicher Unabhängigkeit und freierer Bewegung innerhalb ihrer Schranken. Im ersten Buche, Balladen und Romanzen enthaltend, sind es anfangs nicht nur die Formen dieser Gattung im Allgemeinen, die er bald von Göthe, bald von Schiller, bald von Schlegel, bald von Uhland entlehnt, sondern es ist die Gestalt dieses oder jenes einzelnen Gedichtes, die ihm zum Gewande der eigenen Dichtung dient. „Der sterbende Ajas" (S. 3 ff.) z. B. hüllt sich ganz in das Gewand von Schillers Kassandra; die „Todesklage um Achilles" (S. 10 ff.) ist in der Form der unverkennbare Wiederhall von Schillers Siegerfest:

Trauer füllt des Lagers Hallen,
Und es klagt das ganze Heer,
Denn Achilleus ist gefallen,
Thetis Knabe ist nicht mehr.
Alle Herzen sind versteinet,
Selbst die Feinde stimmen ein,
Selber Agamemnon weinet
Rauhe Thränen mit hinein.

Sterblich ſind auch die Heroen,
Nimmer kehrt des Lebens Blick
In der Scholle Haus zurück,
Wenn er einmal iſt enflohen.

Das iſt Schillers Waffenrock; aber er wird doch ein andrer, während er ſich um den Leib des Jüngers legt. Denn weder die „rauhen Thränen“ noch „der Scholle Haus“ ſind aus Schillers oder irgend einer Schule. Ebenſo iſt es mit dem ganzen Gedicht und namentlich mit dem letzten Vers:

Nicht daß frühe er geſchieden
In des Frühlings Morgenroth,
Nicht der Schatten karger Frieden,
Nicht der ſchöne Heldentod,
Nicht der Freunde einig Streben,
Nicht des Ruhmes theurer Kauf
Wiegt das ſüße, warme Leben,
Wiegt das ſchöne Daſein auf.
Und der Lieder reiche Menge
Tröſtet nicht der Mutter Schmerz,
Und es heitert dieſes Herz
Nicht die Goldfluth der Geſänge.

„Der Schatten karger Frieden“ — „die Goldfluth der Geſänge“ — ſo ſingt kein Nachahmer Schillers; ſo wenig als in den Elegien das kühne Wort „Schwelle des Lebens“ von einem Nachahmer Göthes herrührt. Die „Apotheoſe“ (S. 16—33) enthält ebenfalls in Schiller'ſcher Form eine dichteriſche Zuſammenfaſſung von allem Streben des Herkules; die „Tochter von Tarent“ (S. 34 ff.) und „Zuleika“ (S. 42 ff.) ſchweben im Göthe'ſchen Gewande der Braut von Corinth oder wie Schlegels Arion einher; „Jehovah's

Fluch" (S. 36 ff.) noch mehr „Sweus Hochheit" (S. 62 ff.), am meiſten „Heldenliebe" (S. 71 ff.), die beiden letztern bis auf die Namen hinaus, tragen Uhland'ſchen Schmuck. Nur zwei Strophen des letztgenannten Gedichts mögen dies bewähren:

Harald.

Es ſchaut dein Blick, o König, gegen Nord,
Was willſt du dort?
Die hohen Eltern ſtiegen längſt hinab
Ins Felſengrab.
Nicht Freude kann dir blüh'n an Nordens Strand,
Ein Fremder biſt du ja im eig'nen Land.

Uller.

Das Paar der Eltern ſchlief wohl längſt ſchon ein
Im Bett von Stein,
Doch blüht noch eine Blume mir am Strand
Im Vaterland.
Schön Ella iſt's im grünen Ragnathal,
Mich läſtet's ſehr zu ſchau'n ſie noch einmal.

„Der Gefangene" (S. 79) bewegt ſich in der Form von Uhlands „Tailleſer"; „Die Braut des Liedes" (S. 101) mit ihrem Harfner erinnert an Göthe's „Sänger". Doch allmählig trägt der Jünger den Mantel des Meiſters mit freierem Faltenwurf: „Nonne und Krieger" (S. 128 ff.) und „Die Mutter" (S. 134 f.) zeigen eine durchweg unabhängigere Bildung, wenn auch [illegible] entlehnte Form noch kennbar iſt. Noch freier kleiden ſich d[illegible]ermiſchten Gedichte" (S. 137 ff.) So lautet das „Lied des Seekönigs" aus Meer ſchon weit eigenthümlicher (S. 139 ff.). Da heißt es z. B.

Wie liegſt du da in hehrer Stille
Gedankenſtolz in Einſamkeit,
Und nährſt doch reiche Lebensfülle
In deinem Schooße weit und breit.
Die Stirne ſchön und hell gelichtet,
Im Auge ewig jungen Tag,
Die Locke wunderbar geſchlichtet,
Wo lebt ſie, die dir gleichen mag?
Es finden nicht, ſo weit ſie reichen,
Die Blicke, Fürſtin, deinesgleichen.

„Gekränkte Liebe“ (S. 149) iſt freilich ganz ein Göthe'ſches: „Ich denke dein —“. Aber: „Durch Haß zur Liebe“ (S. 156), „Brüderſchaft der Natur“ (S. 160), „Großmuth des Dichters“ (S. 165), „Friſch hinein“ (S. 169), „Ueberraſchung“ (S. 173), „Männerlied“ (S. 179) u. a. ſind Liedergewebe, die wenn auch an A. W. Schlegels Webeſtuhl gewoben, die Muſe des Dichters doch als ihr Eigenthum trägt. Eins der ſelbſtändigſten Gedichte, ſo wenig die äußere Form auf Neuheit Anſpruch macht, iſt „die Muſe der Zukunft“. Hier die drei letzten Strophen:

Soll eine junge Weltgeſchichte tagen,
Und tragen hoch ihr Haupt im Morgenroth,
Da muß die Kraft an Kraft zerſchmetternd ſchlagen,
Es kämpfe das Geſchlecht mit Sturm und Noth.
Den Keim, den in Gewitternacht wir ſäen,
Sieht einſt der Tag als Aehre golden wehen.

Drum fürchte nicht! die ewigen Gedanken,
Die rein ſind, wie der Sonne keuſches Licht,
Die fordern jede Zeit in ihre Schranken,
Die fürchten nicht das ſtrenge Weltgericht.

Doch mag die Fülle wohl zuweilen alten,
Dann muß ſie neu der ew'ge Geiſt geſtalten.

Die Taube mit dem Oelzweig kehret wieder,
Wann erſt die hohe Woge ſich verlief,
Der neue Lenz erweckt die ſchönſten Lieder
Und tauſend Blüthen wurzeln feſt und tief.
Es ſchreitet, wann die alten Formen beben,
Ein junger Geiſt befruchtend durch das Leben.

In dieſelbe Klaſſe ſetzen wir die „Sibylliniſchen Blätter“ (S. 191 ff.); und immer freier wird der Dichter im „Hymnus an die Nacht“ (S. 196), wo der Chorführer anhebt:

Hehre Weſenmutter Nacht!
Deiner Schatten ſüße Schöne,
Stillbewegte Majeſtät,
Feiern wir, die treuen Söhne,
Mit Geſängen, mit Gebet.
Müde, der Geſtalten Tanz
Stets geblendet einzuſaugen,
Waren unſre kranken Augen,
Sehnten ſich nach deinem Glanz,
Hehre Weſenmutter Nacht.

Auch die höchſte Glut bleibt in dieſem ausſtrömenden Veſta'sfeuer keuſch:

Liebeathmend iſt die Nacht!
Was ſich zögert zu verſtehen,
Sucht und flieht im Sonnenhaus, —
Fließt in ſeligem Vergehen
Göttlich in einander aus.
Keine Schranke mehr dem Bund!
Ruht in letzter Lebensfeier,
Denn es ſenket dichte Schleier
Lächelnd mit verſchwieg'nem Mund
Sanft die Liebesgöttin Nacht.

Derſelbe Geiſt waltet in den Chören „Im Bade“ (S. 201) und „Im Frühling“ (S. 208). Der Raum dieſer Blätter erlaubt uns nicht auch noch die „Dithyramben“ des Dichters (S. 219 ff.), die immer feſſelloſer werden, auszubeuten. In den Elegien haust der Göthe'ſche Properz ganz und gar; auch in ihnen wird die Hüllenloſigkeit durch die Schönheit entſchuldigt. Dichte ſo, wer darf und kann; nicht Alles dürfen Alle.

NAPOLÉON

EN

ÉGYPTE.

Poëme

EN HUIT CHANTS,

PAR

BARTHÉLEMY ET MÉRY.

TRADUIT EN VERS ALLEMANDS

PAR

Gustave Schwab.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

STUTTGART & TUBINGUE.
LIBRAIRIE J. G. COTTA.
1829.

Napoleon

in

Aegypten.

Gedicht in acht Geſängen

von

Barthélemy und Mery.

Metriſch überſetzt

von

Guſtav Schwab.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit dem Original zur Seite.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1829.

Vorrede des Uebersetzers.

Als ich an einem heitern Maitage des Jahres 1827 an dem Meeresstrande bei Dieppe lustwandelte und vergebens auf Wind und Wellen hoffte, die den glatten Meeresspiegel vor meinen Augen in jene gepriesene Bewegung versetzen sollten, gesellte sich ein einfacher Fischer zu mir, der mir den Fremden angesehn und bald angehört hatte, und mir nun auf allerlei Fragen freundlich und gewandt Bescheid ertheilte. Im Verlaufe des Gesprächs that er sich mir als einen Veteran der republikanischen Armeen kund, obgleich er erst sechs und vierzig Jahre zählte. Er hatte als siebzehnjähriger Jüngling den ägyptischen Feldzug unter Bonaparte mitgemacht, und versetzte mich bald durch seine kunstlosen und lebendigen Schilderungen aus der einförmigen und langweiligen Gegenwart nach jenem bewegten Schauplatze voll von Wundern in der Natur- und Menschenwelt. Er sprach mit Begeisterung von seinem großen Führer und mit der Behaglichkeit eines Schiffers, der längst dem Sturm entronnen ist, von dem Kampfe mit den Elementen, der Pest, der Augenkrankheit, dem unsäglichen Durste, von Allem, was er und das ganze Heer ausgestanden. Die braunrothe zu Leder gehärtete Haut seines frühgealterten Gesichtes legte Zeugniß für die Wahrhaftigkeit seiner Schilderungen ab, und erst nach stundenlanger Unterhaltung verließ ich den warm gewordenen Erzähler, um von den nahen Höhen die Sonne am wolkenlosen Himmel ins Meer sinken zu sehen.

Ein Jahr später las ich die ersten Proben des nachstehenden, damals noch ungedruckten Gedichtes, und nun traten mir die Schilderungen des Fischers von Dieppe wieder in ihrer ganzen Frische vor die Seele; ich konnte kaum erwarten, bis das Ganze, endlich im November des vorigen Jahres erschienen, durch die Pariserpost in meinen Händen war. Hier fand ich durch Kunst und Poesie verklärt die Beschreibungen meines Veteran wieder; ich fand, wenn auch kein Epos (was die Verfasser selbst bekennen), doch eine herrliche Episode aus dem Heldenleben, das sich vor unsern Augen als Geschichte entwickelt hat, und für dessen Totalität der Sänger vielleicht erst nach Jahrhunderten geboren werden wird.

Als einen episodischen Gesang aus jenem zukünftigen Heldenepos wird auch der viel verlangende Leser und Kunstrichter dieses in Beschreibungen, aber in meisterliche, sich verlierende Gedicht gelten lassen und bewundern. In Frankreich hat es binnen vierzehn Tagen fünf unveränderte Auflagen erlebt, und zahlreiche Kritiken hervorgerufen, deren keine ohne strengen Tadel, aber auch keine ohne gerechte Anerkennung ist.

Was die Uebertragung ins Deutsche betrifft, so habe ich, wie in frühern, ähnlichen Arbeiten, versucht, den breiten, majestätischen Strom der hier mit seltener Kunst behandel-

ten französischen Alexandriner, in fünffüßige Jamben gedrängt, schmaler aber rascher fließen zu lassen, dabei jedoch Treue gegen das Original im ganzen Tone wie im einzelnen Ausdrucke gewissenhaft zu beobachten.

Noch mit der letzten Feile meiner Uebersetzung beschäftigt, ward ich im Januar dieses Jahrs bei der Abendlampe mit dem flüchtigen Besuch eines in die winterliche Wildschur gehüllten Durchreisenden überrascht, welcher mir den Namen Barthélemy nannte, und sich mir so als den einen der Verfasser zu erkennen gab, den eine Rückreise von Wien nach Paris durch unsre Stadt führte, und der seinen Uebersetzer begrüßen wollte. Die wenigen Minuten, die der Eilwagen ihm gönnte, wurden einer gefügelten Besprechung über die Dichtweise der verbrüderten Sänger Méry und Barthélemy, über die Anlage und Ausführung des nachstehenden Gedichtes und über meine Uebersetzungsgrundsätze gewidmet, und ehe ich mich recht über die Herzlichkeit, die edle Offenheit und die Bescheidenheit des Dichters erfreuen konnte, war er wie eine Traumerscheinung verschwunden.

Mögen diese Zeilen ihm meinen herzlichen Dank für seinen Besuch wiederholen, und ihn an sein Versprechen mahnen, durch brieflichen Umgang die persönliche Bekanntschaft, die ein Augenblick begründet hat, zur dauernden zu machen.

Stuttgart, den 2ten April 1829.

Gustav Schwab.

Vorrede der Verfasser.

PRÉFACE DES AUTEURS.

Vorrede der Verfasser.

Kaum sind dreißig Jahre seit dem glorreichen Feldzuge der Armee des Ostens verflossen, und schon scheint derselbe fernen Jahrhunderten anzugehören, so sehr sondert er sich durch einen ganz eigenthümlichen Charakter und eine antike Farbe von den andern Feldzügen der Revolution ab: der alte Soldat, der uns von ihm mit der Einfalt des Lagers erzählt, erscheint uns, wie ein Legionssoldat Diocletians, den die Sonne von Elephantine gebräunt. — Aendert die Namen der Eroberer: Oerter und Thaten sind dieselben. Die Hastaten haben, wie die französischen Grenadiere, vor Thebe in die Hände geklatscht; der Verillar und der Fähnrich haben den römischen Adler und die drei Farben in dasselbe Gesims gestellt, von den Tempeln der Heliopolis an, bis zu den Granitfelsen von Philä, der Gränze von Diocletians Eroberungen, dem letzten Bivouak unsrer republikanischen Armee; unser sechstes Husarenregiment hat sich am 2ten Ventose des Jahres VII auf dem Sammelplatz eingestellt, den ihm die zehnte Legion des Präfekten Mutius am Fuße der Memnonssäule angewiesen; heilig bewahret die Fußzehe des Colossen die Spur der römischen Stilette und der Säbel unsrer Krieger.

Fügt man noch hinzu, daß Aegypten ein Wunderland ist, daß seine Denkmale Trümmer einer Welt sind, die nicht mehr die unsrige ist; daß sein beseelter Fluß, sein ehernes Klima, seine mit grünen Oasen durchsäeten Wüsteneien ebenso geheimnißvoll sind, als die Hieroglyphen seiner Tempel: so wird man gestehen müssen, daß nie ein Stoff von gleicher Größe sich unsrer Nationalpoesie zur begeisterten Behandlung darbot: ohne Zweifel haben dieses auch manche Andre vor uns erkannt, und sie sind nur mehr durch die Schwierigkeiten des Planes abgeschreckt, als durch die poetischen Elemente des Stoffes aufgemuntert worden. Seit in uns vor vielen Jahren die erste Idee dieses Gedichtes entstand, wurde dieselbe der unaufhörliche Gegenstand unsrer täglichen Unterhaltungen: hier offenbarte sich uns Bonaparte noch im frischen, reinen Schimmer seines Ruhmes, die Armee in ihrer antiken Größe; Aegypten mit seinen poetischen Erinnerungen, Tempeln, Wundererscheinungen und Wüsten, seiner mächtigen Vegetation und wunderbaren Dürre. Aber wir sahen allenthalben nur Gemälde, nirgends die Handlung einer Epopöe; wir suchten eine Iliade, da wo wir nur eine kriegerische Odyssee finden konnten. Sich in die Nachahmung der Alten werfen, wäre ein Unsinn gewesen; die breiten Dimensionen des Epos sind so zurückschreckend! Zudem that unsre Literatur Riesenschritte auf neuen vom Genius vorgezeichneten Bahnen: mit wie gerechtem Mitleid hätte man auf unsre Hölle, unser Paradies, unsre Zauberscenen, unsre faden Liebesgeschichten, und besonders auf unsre Wunder herabgesehen, wenn wir den unglücklichen

PRÉFACE DES AUTEURS.

Trente ans se sont à peine écoulés depuis la glorieuse expédition de l'armée d'Orient, et déjà elle semble appartenir aux âges reculés, tant elle se détache des autres campagnes da la révolution par un charactère tout particulier et sa couleur antique: le vieux soldat qui la raconte avec la simplicité du camp, nous apparaît, comme un légionnaire de l'armée de Dioclétien, brûlé par le soleil d'Eléphantine. Changez les noms des conquérans, les lieux et les exploits sont les mêmes; les hastati ont battu des mains devant Thèbes, comme les grenadiers français; le vexillaire et le porte-drapeau on planté l'aigle romaine et le trois couleurs dans les mêmes corniches, depuis les temples d'Héliopolis jusqu'aux roches granitiques de Philæ, limites des conquêtes de Dioclétien, dernier bivac de notre armée républicaine; enfin, notre 6e de hussards, le 2 ventôse an VII, s'est montré fidèle au rendez-vous de gloire que lui avait assigné la dixième légion du préfet Mutius, aux pieds de la statue de Memnon; l'orteil du colosse a conservé religieusement l'empreinte des stylets romains et des sabres de nos cavaliers.

Si on ajoute maintenant que l'Égypte est un pays phénomène, que ses monumens sont comme les débris d'un monde qui n'est pas le nôtre; que son fleuve animé, son climat d'airain, ses déserts semés de vertes oasis, sont aussi mystérieux que les hiéroglyphes de ses temples; on conviendra que jamais sujet aussi grand n'offrit ses inspirations à notre poésie nationale: sans doute bien d'autres avant nous l'avaient reconnu, et ils ont été bien plus rebutés par les obstacles du plan qu'excités par les élémens poétiques du sujet. Dès que la première idée de ce poëme s'offrit à nous, il y a bien des années, elle devint, sans relâche, l'objet de nos entretiens journaliers: Bonaparte s'y révélait avec son auréole de gloire si fraîche et si pure; l'armée avec sa majesté antique; l'Égypte avec ses souvenirs, ses temples, ses mirages, ses vents poétiques, sa végétation puissante et sa merveilleuse aridité. Mais nous ne voyons partout que des tableaux, nulle part l'action d'une épopée; nous cherchions une Iliade, là où nous ne pouvions trouver qu'une Odyssée militaire. Se jeter dans l'imitation des anciens, c'était folie, les larges proportions de l'épopée sont si effrayantes! Et d'ailleurs, notre littérature marchait à pas de géant sur des routes nouvelles tracées par le génie: de quel œil de juste pitié n'aurait-on pas regardé notre enfer, notre paradis, nos enchantemens, nos fades amours, et surtout notre merveilleux, si nous avions été assez

Gedanken gehabt hätten, Wunderbares in ein Thema zu mischen, wo die Wirklichkeit wunderbarer ist als alle Erfindung. Das Schicksal des unbekannt gebliebenen Dichters Aubert war ein schauerliches Warnungszeichen für uns. Es war dieß ein Professor der Rhetorik unter der Kaiserregierung, der über den ägyptischen Feldzug seine Epopde in zwölf Gesängen dichtete, nach den Regeln de La Harpe's; die Einheit der Handlung und des Ortes ist gewissenhaft darin beobachtet: Schlachten, Märsche, Feldzug nach Syrien, alles geschieht unter den Mauern von Kairo; jeder französische General brennt für eine Zoraide oder eine Amenaide; man findet darin eine berichtende Erzählung, eine Teufels-Verschwörung, einen verzauberten Wald, eine Höllenfarth; es ist eine complete Arbeit; aber sie ist nicht mehr nach unsern literarischen Gebräuchen.

Bei solchen Betrachtungen konnten wir nur zwei Wege einschlagen: entweder auf unsern Gegenstand verzichten, oder ihn geschichtlich behandeln; wir haben das letztere gewählt, aus Liebe zu Aegypten und zu Frankreich. Allein, indem wir unser Gedicht von allen Zugaben der alten epischen Dichtung frei hielten, durften wir doch die Geschichte weder wie Zeitungsschreiber kopiren, noch sie durch poetische Licenzen verstümmeln: unser Pfad ging zwischen diesen beiden Klippen hin, schmal aber immer noch schön; unsre Richter mögen entscheiden, ob wir uns nicht verirrt haben.

In einer Epoche, wo man den Arbeiten der Phantasie so viel Spielraum vergönnt, verübelt man es uns vielleicht nicht, daß wir ein Gedicht gemacht haben, das in keine der Schulkategorien paßt. Hätten die alten Rhetoren ahnen können, daß einst ein französisches Heer am Fuße der Pyramiden bei Theben, am Berge Thabor, mit Kartätschen und Bajonetten, unter dem Befehl eines dreissigjährigen Agamemnon kämpfen werde: gewiß, diesen Fall einmal vorhergesehen, hätten die Theorien unfehlbar auch ein regelrechtes kriegerisches Gedicht ohne Fabel, Wunder und Liebe erfunden. In Ermangelung dieser Theorien mußten wir die Formen übereinstimmend mit dem ganz neuen Gegenstande schaffen.

Aber, während wir die Geschichte, was die französische Armee insbesondre betrifft, in ihrer ganzen Integrität beibehielten, haben wir uns der Zwischenereignisse bemächtigt, die aus der Natur des Gegenstandes, der Sitten und Menschen hervorgehen konnten, mochten dieselben nun fast geschichtlich, mochten sie uns auch nur als Ueberlieferungen des Landes mitgetheilt worden seyn; hier gab es ein Wunderbares von neuer Art, kleiner von Umfang, als das Wunderbare im alten Epos, aber vernünftiger und dem Geschmack unsrer Zeit angemessener; so haben wir die große Gestalt El-Modhi's, dieses neuägyptischen Typhons benützt, der nichts andres ist, als Barbarei und Fanatismus personificirt gegenüber von der Gesittung.

Der beschreibende Theil nimmt einen großen Raum in unsrem Gedichte ein: wir haben uns alle Mühe gegeben, unsre Schilderungen an die Handlung anzuknüpfen; die Gemälde von Mourad's Serail, von der Morgenröthe über Ghize's Ebenen, vom orientalischen Mahle, von den Tänzen der Almé's, von der Nilüberschwemmung, von der Wüste, vom Mirage, vom Kamsim, von einem Sturme bei Ptolemais, von der Pest, sie alle bilden ein festverschlungenes Ganze mit dem Sujet; sie ersetzten uns jene langen epischen Episoden, welche der allzuenge Rahmen unsres Planes nicht gestattet hätte.

mal avisés pour en mettre dans un sujet où la réalité est plus merveilleuse que la fiction? Le destin de l'inconnu poète Aubert était pour nous un grand sujet d'effroi; c'était un professeur de rhétorique sous l'Empire, qui fit sur la campagne d'Égypte son épopée en douze chants, d'après les règles de M. de La Harpe; l'unité d'action et de lieu y est religieusement observée; batailles, voyages, expédition de Syrie, tout se passe autour des murs du Caire; chaque général français y brûle pour une Zoraïde ou une Aménaïde; on y trouve un récit, une conjuration diabolique, une forêt enchantée et une descente aux enfers: c'est un travail complet, mais qui n'est plus dans nos mœurs littéraires.

Placé devant ces considérations, deux partis restaient à prendre: renoncer à notre sujet, ou le traiter en suivant l'histoire; c'est le dernier que nous avons choisi, par amour pour l'Égypte et la France. Mais, en dégageant notre poëme de tous les accessoires de l'antique épopée, il ne fallait ni copier servilement l'histoire en gazetier, ni la tronquer par des licences poétiques: entre ces deux écueils était une route à suivre, étroite, mais encore belle; nos juges décideront si nous nous en sommes écartés.

Dans une époque où tant de liberté est donnée aux travaux de l'imagination, on nous pardonnera peut-être d'avoir fait un poëme qui ne rentre dans aucune des catégories inventées dans les écoles. Si les anciens rhéteurs eussent pu soupçonner qu'un jour une armée française combattrait aux Pyramides, à Thèbes, au Thabor, avec de la mitraille et des baïonnettes, sous les ordres d'un Agamemnon de trente ans, nul doute que le cas ayant été prévu, les théories ne nous auraient pas manqué pour faire, selon les règles, un poëme militaire sans fable, sans merveilleux, sans amour. A défaut de ces théories, il a fallu inventer des formes en harmonie avec un sujet tout neuf.

Mais, tout en conservant l'intégrité de l'histoire dans ce qui touche spécialement l'armée française, nous nous sommes emparés des incidens qui ressortaient de la nature du sujet, des mœurs et des hommes de l'Égypte, soit que ces incidens fussent presque historiques, soit qu'ils nous aient été communiqués comme traditions des pays; il y avait là un merveilleux d'un nouveau genre, moins large que celui des épopées antiques, mais plus raisonnable et plus conforme à nos goûts actuels; ainsi, nous avons mis en œuvre cette grande figure d'El-Modhi, ce typhon de l'Égypte moderne, qui n'est autre chose que la barbarie et le fanatisme personnifiés, luttant contre la civilisation.

La partie descriptive occupe une grande place dans notre poëme: nous avons fait tous nos efforts pour lier nos tableaux à l'action; les peintures du sérail de Mourad, de l'aurore sur les plaines de Ghizé, du repas oriental, des danses des Almé, de l'inondation du Nil, du désert, du mirage, du Kamsim, d'une tempête à Ptolémaïs, de la peste, forment, avec le sujet, un tout compact; elles nous ont tenu lieu de ces longs épisodes épiques que le cadre trop étroit de notre plan n'aurait pu comporter.

Endlich müssen wir, um den Leser ganz mit den Gedanken des Dichters vertraut zu machen (eine Vorsicht die oft sehr unnöthig ist), auch noch ein Wort über die Versart sagen, deren wir uns bedienen zu müssen glaubten *).

Man hat den Alexandriner der Eintönigkeit angeklagt, und man muß gestehen, daß viele Dichter das Ihrige dazu beigetragen, diese Anklage zu rechtfertigen, indem sie jenen Vers mit armen, trocknen, hungerleiderischen Reimen beladen haben; und doch hat dieser Vers, wenn er mit Geschick gehandhabt wird, so viel Schmiegsamkeit und Schnellkraft, daß er sich zu allen Dichtarten und Tönen eignet; eben so leicht und anmuthig als der sechsfüßige Jambe, vermag er sich bis zur majestätischen Einfalt des lateinischen Hexameters zu erheben. Vorzugsweise eintönig ist nur der Rhythmus der italienischen Octaven mit fünf Endvokalen (?), oder der englischen von Consonanten starrenden Strophen: doch ist uns in Frankreich nie eingefallen, sie anzugreifen; denn so sind wir: wenn die kritische Laune über uns kommt, so lassen wir sie immer an unsern Leuten aus, so groß ist unsre Ehrerbietung vor den Fremden und den Todten.

So geben wir denn dem Publikum ein alexandrinisches Gedicht; wir haben es versucht, diese Verse zu verjüngen, indem wir sie vielmehr zu den Grundsätzen der Schule des sechzehnten Jahrhunderts, die Herr Saint-Beuve in seinem vortrefflichen Werke so gut charakterisirt, zurückzuführen suchten, statt sie in den Model der Dichter des vorigen Jahrhunderts zu gießen. Haben wir einen Irrthum begangen, so darf der Fehler nicht dem Alexandriner aufgebürdet werden, sondern nur uns. Uebrigens wird der Streit, so wohl, was den Rhythmus, als, was den Plan betrifft, bald entschieden seyn, wenn der Leser unsre acht Gesänge mit Interesse, ohne Ermüdung und ohne lange Weile zu Ende bringt.

*) Man hat wiederholt behauptet, unsere Zeit sey nicht poetisch, und die Verse seyen nicht mehr in Gunst; gerade, wie wenn man sagen wollte, unser Jahrhundert sey nicht mehr der Malerei, nicht mehr der Musik befreundet! Die ernste Richtung unserer Studien schadet so wenig den heitern Künsten der Phantasie und des Lebensgenusses, daß sie dieselben, zumal in Frankreich, nur um so nothwendiger machen wird. Bei uns widmet man sich recht gerne der Philosophie, der Metaphysik, aber man fühlt auch das Bedürfniß, von den Höhen des Gedankens herabzusteigen, um einen Salon oder die Oper zu besuchen, und Verse zu lesen, wenn sie gut sind. Beurtheilt man vollends die Gunst, in der eine Kunst steht, nach den positiven Resultaten, so giebt es im Gegentheile kein poetischeres Jahrhundert, als das unsrige. Alle unsere großen Dichter sind auf dem Wege, ihr Glück zu machen, nicht durch eine Colbert'sche Pensionen von 1200 Livres, sondern, Dank dem großmüthigen Schutze des Publikums, der ein viel reicherer und mächtigerer Minister ist. Das unpoetische Jahrhundert war das, wo der Buchhändler Barbin zu Boileau sagte: „Herr Despréaux, Ihr Lutrin geht reißend ab; wir werden, so Gott will, **fünfhundert Exemplare** davon verkaufen!“

Enfin, pour achever de mettre le lecteur dans la confidence des idées du poète, précaution souvent fort inutile, il nous reste un mot à dire sur le mode de versification que nous avons cru devoir employer *).

L'alexandrin a été accusé de monotonie, et il faut convenir que beaucoup de poètes ont contribué à justifier l'accusation en le chargeant de rimes pauvres, sèches et parasites; et pourtant ce vers, manié par un homme habile, a tant de souplesse et d'élasticité, qu'il se prête à touts les genres, à touts les tons; aussi gracieux que le vers de dix pieds, il peut s'élever jusqu'à la majestueuse simplicité de l'hexamètre latin. Le rhythme, monotone par excellence, est celui des octaves italiennes, à cinq voyelles finales, ou des strophes anglaises hérissées de consonnes: nous n'avons jamais songé à les attaquer en France; car ainsi sommes-nous faits: quand l'humeur critique nous domine, nous l'exerçons toujours contre les nôtres, tant est grand notre respect pour les étrangers et pour les morts!

C'est donc un poëme en vers alexandrins que nous offrons au public; nous avons essayé de les rajeunir, plutôt en les ramenant aux principes de l'école du seizième siècle, si bien caractérisée par M. Saint-Beuve, dans son admirable ouvrage, qu'en les jetant dans le moule des poètes du siècle dernier. Si nous avons fait erreur, la faute n'en doit pas être imputée à l'alexandrin, mais à nous. Au reste, la question, tant en faveur du rhythme que du plan, sera bientôt décidée, si le lecteur parvient à lire nos huit chants avec intérêt, sans fatigue et sans ennui.

*) On a souvent répété que notre époque n'est pas poétique, et que les vers ne sont plus en faveur; c'est comme si l'on avait dit que notre siècle n'est plus ni peintre ni musicien: la direction grave imprimée vers les études sérieuses, loin de nuire aux arts d'agrément et d'imagination, ne fera que les rendre plus nécessaires, en France surtout. Chez nous, on est volontiers métaphysicien, philosophe, mais on aime à descendre des hauteurs de la pensée pour aller au salon ou à l'opéra, et pour lire des vers, s'ils sont bons. Si c'est à des résultats positifs qu'on juge de la faveur accordée à un art, jamais siècle ne fut au contraire plus poétique que le nôtre. Tous nos grands poètes sont sur le chemin de la fortune, non pas avec les douze cents livres de M. Colbert, mais grâces à la généreuse protection du public, ministre bien plus riche et bien plus puissant. Le siècle anti-poétique était celui où le libraire Barbin disait: „M. Despréaux, votre Lutrin s'enlève; nous en vendrons cinq cents exemplaires; s'il plaît à Dieu."

Erſter Geſang.

Alexandrien.

CHANT PREMIER.

ALEXANDRIE.

Inhalt.

Anrufung. — Fahrt der Flotte. — Ankunft vor Alexandrien. — Proklamation Bonaparte's. Exposition des Gedichts. — Ausschiffung des Heeres. — Aufzählung der Chefs. — Portraits. — Marsch gegen Alexandrien. — Vorbereitungen zur Vertheidigung. — Der Scherif Koraïm. — Sturm. — Menou und Kleber verwundet. — Der Araber Soliman. — Einnahme der Stadt. — Aufbruch der Armee gegen Kairo. — Avantgarde unter Desaix Befehl.

ARGUMENT.

Invocation. — Voyage de la flotte. — Arrivée devant Alexandrie. — Proclamation de Bonaparte; exposition du sujet. — Débarquement de l'armée. — Dénombrement des chefs. — Portraits. — Marche vers Alexandrie. — Préparatifs de défense. — Le Cherif Koraïm. — Assaut. — Menou et Kléber blessés. — L'Arabe Souliman. — Prise de la ville. — L'armée se dispose à marcher sur le Caire. — Avant-garde commandée par Desaix.

Erſter Geſang.

Alexandrien.

Mög' unſre Zeit, an Ruhm verwaist, ſich tröſten
Mit dieſer herrlichen Erinnerung!
Unthät'ge Sprößling' abenteuerlicher
Soldaten, laßt uns ihren Rieſenſchritt
Bis an den Rand des Nils verfolgen, wo
In heißer Wüſte, Gräber, aufgebaut
Von unbekannter Hand, gen Himmel ragen.

Ihr Kämpfer in dem Oſten, Helden ihr
Der Republik, gebräunet von dem Strahl
Der afrikan'ſchen Sonne, deren Thaten
Dem wundergier'gen Araber ſich oft
In ſeiner Nächte bunte Fabeln miſchen,[1]
Heran, ihr Veteranen! ſeyet euch
An unſern Heerd, berauſcht euch im Bericht
Von eurem Heldenruhm, erzählet uns
Die Wunder, ſo ihr mit dem tapfern Schwert
Auf des Pompejus Grabesſäule grubt.[2]
Zeigt euren Söhnen einen Augenblick
In Memphis' Wüſtenein Frankreichs Zelte.
Erzählt von Kampf, von Kriegerfeſtlichkeit,
Vom breiten Schwert des ſtolzen Mamelucken,
Dann von der Peſt, des blauen Himmels Kind,
Der giftigen Mitkriegerin in Oſten.
Vom Sandwind, von der Augen Gaukelſpiel,
Das Quell und Schatten zeigt am Horizont;[3]
Entrollt vor unſerm Geiſte die Gemälde,
Bis zu dem Tage, wo von Abukir
Mit Palmen ſchwer beladen euer Arm
Vom fernen Nilgeſtad' Arcoli's Banner
Und euren großen Führer heimgebracht.

CHANT PREMIER.

ALEXANDRIE.

Puissent les souvenirs de cette grande histoire
Consoler notre siècle, orphelin de la gloire!
Indolens rejetons d'aventureux soldats,
Suivons aux bords du Nil leurs gigantesques pas,
Dans ces déserts brûlans où montent jusqu'aux nues
Des sépulcres bâtis par des mains inconnues.

Soldats de l'Orient! héros républicains,
Qu'a brunis le soleil de ses feux africains;
Vous, dont le jeune Arabe, avide de merveilles,
Mêle souvent l'histoire aux fables de ses veilles;[1]
Approchez, vétérans! à nos foyers assis,
Venez, enivrez-nous d'héroïques récits;
Contez-nous ces exploits que votre forte épée
Gravait sur la colonne où repose Pompée;[2]
Reportez un instant sous les yeux de vos fils
Les tentes de la France aux déserts de Memphis;
Dites-nous vos combats, vos fêtes militaires,
Et les fiers Mamelucks aux larges cimeterres,
Et la peste, fléau né sous un ciel d'azur,
Des guerres d'Orient auxiliaire impur,
Et le vent sablonneux, et le brillant mirage[3]
Qui montre à l'horizon un fantastique ombrage;
Déroulez ces tableaux à notre souvenir
Jusqu'au jour où, chargés des palmes d'Aboukir,
Vos bras ont ramené de l'Égypte lointaine
Et le drapeau d'Arcole et le grand capitaine.

So wie ein wandernd Lager Kriegesvolks,
Das seine Zelte entrollt in weiter Ebne,
Furcht langsam, tundig segelnd mit dem Nord,
Ein Schiffsgeschwader die sicilische Fluth.
Auf ehernen Kanonen, auf dem Gold
Der Schiffskastelle glänzt die frühe Sonne
Des glühenden Messidor *). Wo gehn sie hin?
Man weiß es nicht; es stösset ihr Geschick
Ein Wunderarm durch die erstaunten Meere,
Und selbst der Steuermann am Ruder streift
Mit irren Blicken um den Horizont. [4]
Was kümmert auch die Schiffenden das Räthsel!
Er, der zur Tiber hinzog ihren Muth,
Versammelt heut sie unter gleichen Fahnen,
Ihr stolzes Schicksal ruhet ganz in ihm.
Oft tocht ein kriegerischer Zauberklang
Die ungeheure Pflanzschaar aufs Verdeck,
Zehntausend Stimmen singen bey dem Hall
Der ehrnen Kesselpauken und der Zinken
Das hohe Lied, das in dem Augenblick
Des Sturmes, trunken von Abgötterey,
Die Krieger sangen, „Vaterlandeskinder;“
Es war die Abendhymne — auf der Fluth
Starb ohne Widerhall das Heldenlied. [4]

Inzwischen hat, verstärkt noch auf der See,
Die Flotte das besiegte Malta, hat
Das weiße Candien hinter sich gelassen,
Hat sinken sehn zum letzten Mal die Nacht;
Und mit dem Frührroth, von den Masten spähend,
Sieht man den Riesenstein der Weg' entwachsen,
Den dem Besiegten von Pharsalus einst
Das Morgenland errichtet hat; auch wirft
Der reiche Halbmond hoher Minarete
Den jungen Morgenstrahl aus Gold zurück.
Ein Volk in Waffen stürzt auf die Verdecke,
Bewundert schweigend, sinnend, regungslos
Die Wüste sonder Schirm, die niedrig, flach,
Ein farbles Band, am Horizonte streicht,
Die Palmen, die an diesem warmen Strand
Von ferne ragen, wilden Fichten ähnlich,
Und jene seltne Stadt, die ruhend stirbt
In einem Doppelmeer von Weg' und Sand. [6]

Und sieh! die Flotte, bildend einen Gürtel
Umringt das heerbefehligende Schiff.
Von Führern und Soldaten rings umdrängt
Hat sich ein Mann gestellt auf die Campane **);

Comme un camp voyageur peuplé de bataillons,
Qui dans l'immense plaine étend ses pavillons,
A la prise du Nord, une flotte docile,
Sillonnait lentement les eaux de la Sicile;
Sur les canons de bronze et sur les poupes d'or
Brille un premier soleil du brûlant messidor:
Où vont-ils? on l'ignore; en ces mers étonnées
Un bras mystérieux pousse leurs destinées,
Et le pilote même, au gouvernail assis,
Promène à l'horizon des regards indécis. [4]
Qu'importe aux passagers les secrets du voyage?
Celui qui vers le Tibre entraina leur courage,
Sous les mêmes drapeaux les rallie aujourd'hui,
Et leur noble avenir repose tout en lui.
Parfois, des sons guerriers la magique harmonie
Appelait sur les ponts l'immense colonie:
Aux accords des clairons, des timballes d'airain,
Dix mille voix chantaient le sublime refrain
Qu'aux momens des assauts, ivres d'idolâtrie,
Répétaient nos soldats, enfans de la patrie;
C'était l'hymne du soir... et sur les vastes flots
Les héroïques chants expiraient sans échos. [5]

La flotte cependant, dans la mer agrandie,
Laissant Malte vaincue et la blanche Candie,
Pour la dernière fois a vu tomber la nuit;
A la cime des mâts dès que l'aube reluit,
On voit surgir des flots la pierre colossale
Qu'éleva l'Orient au vaincu de Pharsale,
Et les hauts minarets dont le riche Croissant
Reflète dans son or les feux du jour naissant;
Sur le pont des vaisseaux un peuple armé s'élance:
Immobile et pensif, il admire en silence
Ces déserts sans abris, dont de sol abaissé
Semble un pâle ruban à l'horizon tracé,
Les palmiers qui, debout sur ces tièdes rivages,
Apparaissent de loin comme des pins sauvages,
Et l'étrange cité qui meurt dans le repos,
Entre un double océan de sables et de flots. [6]

Dans ce moment, l'escadre, en ceinture formée,
Entoure le vaisseau qui commande l'armée.
De chefs et de soldats de toutes parts pressé,
Sur la haute dunette un homme s'est placé:

*) Der Erndtemonat der Republikaner. **) Campane, französisch dunette, heißt das Oberste des Schiffsbinnentheils, wo die Flagge steht.

Sein Antlitz, wo bei Größe Härte wohnt,
Trägt schwarze Streifen von Italiens Sonne,
Das Haar, auf der gedankenvollen Stirn
Getheilt, fällt lässig nieder von den Schläfen.
Sein Blick, ein Blitz, der aus den Wolken bricht,
Durchfurcht der Herzen heimliche Gedanken;
In wachsen scheint er an der Kraft Gefühl.
Und zukunftschwanger ist sein mächtig Haupt.
Aufrecht, gekreuzten Arms, den Blick am Strand,
Beginnt der Held zu sprechen, und das Heer
Beherrscht in Schweigen sein prophetisch Wort,
Drein mengt der Sturm den heissern Wogenhall:
„Seht, Krieger, hier Aegyptens Heldenland!
„Es hält der Bey es unter seinem Säbel,
„Der, des verhaßten Britten würd'ger Freund,
„Schmach häuft auf unsre Flagge, der sich stellt,
„Als wüßt' er nicht, daß unsre Republik
„Den Arm kann strecken bis zum lyb'schen Sand.
„Der Tag der Rache naht; euch anvertraut
„Hat das beschimpfte Frankreich seine Streiche.
„Kam'raden! wo ihr landet, diese Stadt
„Ist, Mourads Sklavin, Alexanders Kind!
„Die Oerter, die der Koran unterdrückt,
„Sind voll Erinn'rung, groß wie eure Thaten.
„Befreyung pocht der langgefangne Nil;
„Stellt Frankreichs Krieger dar den Mamelucken;
„Auf! laßt vom Pharus bis gen Memphis uns
„Den Weg entdecken, den der Römer schon
„Vor uns mit seinen Legionen trat!“
Er schweigt, doch scheint der festgepreßte Mund
Noch höhere Gedanken zu bewahren.

Und tausend Zeichen von den Masten winkend,
Zum Strand Aegyptens rufen sie das Heer.
Auf den Verdecken, in dem weiten Bauch
Der Schiffe hallt ein dumpf Geräusch, der Schlachten
Vorläufer, und geschleudert in die Luft
Stört langer Freudenschrei den tiefen Schlaf
Der düstern Wüsteneiu; es war als ob
Ein reisend Volk sein Vaterland begrüßte,
So überließ der Rührung sich das Heer.
Und durch Stückpforten, auf gespanntem Tau,
Drängt sich's herunter von den Schiffskastellen.
Des fremden Strands Erob'rung eilt es zu;
Die Schaaren werfen sich in leichte Barken,
Auf blauer Furche kreuzet Kahn um Kahn,
Das Meer mit wogenden Heerhaufen deckend.

Wer war der edle Führer, der zuerst
Den heißen Strand betrat, als wär' er sein?
Es ist Menou, der — seltnen Schicksals Spiel —

Ses traits, où la rudesse à la grandeur s'allie,
Portent les noirs reflets du soleil d'Italie;
Sur son front sourcieux ses cheveux partagés,
Tombent négligemment sur la tempe allongés;
Son regard, comme un feu qui jaillit dans la nue,
Sillonne au fond des cœurs la pensée inconnue;
De l'instinct de sa force il semble se grandir,
Et sa tête puissante est pleine d'avenir!....
Debout, les bras croisés, l'œil fixé sur la rive,
Le héros va parler, et l'armée attentive
Se tait pour recueillir ces prophétiques mots,
Que mêle la tempête au son rauque des flots:
„Soldats, voilà l'Égypte! Aux lois du cimeterre
„Les Beys ont asservi cette héroïque terre;
„De l'odieux Anglais ces dignes favoris
„A notre pavillon prodiguent le mépris,
„Et feignent d'ignorer que notre république
„Peut étendre son bras jusqu'aux sables d'Afrique:
„L'heure de la vengeance approche; c'est à vous
„Que la France outragée a confié ses coups.
„Compagnons! cette ville où vous allez descendre,
„Esclave de Mourad, est fille d'Alexandre;
„Ces lieux, que le Coran opprime sous ses lois,
„Sont pleins de souvenirs, grands comme vos exploits.
„Le Nil long-temps captif attend sa délivrance;
„Montrons aux Mamelucks les soldats de la France,
„Et du Phare à Memphis, retrouvons les chemins
„Où passaient avant nous les bataillons romains!“
Il se tait à ces mots; mais ses lèvres pressées
Semblent garder encor de plus hautes pensées.

Soudain mille signaux élevés sur les mâts,
Au rivage d'Egypte appellent nos soldats.
Sur le pont des vaisseaux, dans leurs vastes entrailles,
Retentit un bruit sourd précurseur des batailles,
Et de longs cris de joie élancés dans les airs
Troublent le lourd sommeil de ces mornes déserts.
On eût dit, aux transports de l'armée attendrie,
Qu'un peuple voyageur saluait sa patrie:
Par les sabords ouverts, par les câbles tendus,
Tous, de la haute poupe en foule descendus,
Pressés de conquérir ces rives étrangères,
Tombent en rangs épais dans les barques légères,
Et les canots, croisant leurs blanâtres sillons,
Couvrent la vaste mer de flottans bataillons.

Quel fut le noble chef qui sur l'aride plaine
Descendit le premier, comme dans son domaine?
C'est Menou, qui, jouet d'un étrange destin,

Den fernen Strand zuletzt verlaſſen wird.
Bald, ihm zur Seite, fliegt vom Ufer hin
Der Krieger Kern, ſchon lange Frankreichs Freude:
Belliard, Bon, Davouſt, Vaubois, Reynier,
Dugua, Rampon der Unerſchrockene,
Der weiſe Dufalga; * und, aus dem Haar
Das bittre Waſſer ſchüttelnd, ſchwingt ſich aus
Der Fluth, die ihn getragen, Kleber, wie
Ein Gott Homers; er geht einher, ihm folgen
Der Führer andre noch: Andréoſſy,
Dumas, Verdier, Leclerc, Dumuy und Launes,
Der zählt von dieſem Tag den Heldenlauf;
Marmont, deß Zukunft mit dem Ruhm begann;
Junot, der Kämpfer außer Reih' und Glied,
Von Zweikampf das Gefecht zu Zweikampf dehnend;
Berthier, des jungen Haupts Vertrauteſter;
Eugen Beauharnais, herrlich ſchon als Kind,
Der, ſeines Freiſtaats muſterhafter Halt,
Das Blut des Vaters rächte, fein's vergießend;
Sieh hier Deſaix! in ſeinem ſtrengen Kopf
Liest man der alten Römer Kriegertugend;
Aus ſeinem ſchlichten Kleid iſt Pracht verbannt,
Er iſt im Kampfe ruhig, weiſ' im Rath,
Im Zelte Bürger, und es ſtrebt ſein Geiſt
Dem jungen Freiſtaat unbemerkt zu dienen.
Wer iſt der Reiter dort, im Sattel feſt,
Der, ganz in Rüſtung, nach dem Feind verlangt?
Dreifacher Federnſchmuck umwallt ſein Haupt,
Und wie zum Feſtſpiel ſcheint er herzufliegen.
'S iſt Murat! nie in Reihen leichter Schaar
Hat tüht'rer Führer ſich den Sporn geſchnallt.
Die neue Schlachtenkunſt verſchmähet er,
Frei geht er eines alten Kriegers Gang,
Kämpft oft vereinzelt, ferne von den Seinen;
Ein ganzes Lager fordert er mit Wort
Und Wink heraus, und auf beſtäubter Bahn
Läßt überall der bühnenhafte Helm,
Sein fliegend Pelzwams läßt ſich glänzend ſchauen.
Dieß ſorgſam angelegte Feiertleid
Zeigt, als ein glänzend Ziel, ihn aus der Ferne,
Und, aufrecht ſtets im Stoß ungleichen Kampfs
Scheint er im Bund zu ſtehen mit den Kugeln.
Geh! dieſe Felder, wo du Schrecken ſä'ſt,
Sind ein Aſyl, wo dich der Tod nicht findet:
So, zwanzig Jahre, ziehet unterm Feu'r
Europens dein verwegnes Leben hin,
Frankreichs Achilles! und des Schickſals Tücke
Bewahrt für deine Bruſt — ein naplſch Blei! —

Die Krieger, auf des Heeresvaters Wort,
Sind in die altgewohnten Reih'n getreten;

Quittera le dernier ce rivage lointain;
Bientôt, à ses côtés, de la rive s'élance
L'élite des guerriers déjà chers à la France:
Belliard, Bon, Davoust, Vaubois, Reynier, Dugua,
L'intrépide Rampon, le sage Dufalga; *
Kléber, de ses cheveux secouant l'onde amère,
Des flots qui l'ont porté sort comme un dieu d'Homère;
Il marche, et d'autres chefs s'avancent après lui:
Andréossy, Dumas, Verdier, Leclerc, Dumuy,
Lannes, qui de ce jour datait sa grande histoire;
Marmont, dont l'avenir commençait par la gloire;
Junot, qui, hors des rangs aventureux soldat,
De duels en duels éternise un combat;
Berthier, du jeune chef le confident intime;
Eugène Beauharnais, enfant déjà sublime,
Qui, de la république exemplaire soutien,
Vengeait le sang d'un père en répandant le sien.
Voilà Desaix: on lit sur son visage austère
Des antiques Romains la vertu militaire;
De ses habits sans faste il proscrit l'appareil,
Il est calme au combat, sage dans le conseil,
Citoyen sous la tente, et son ame s'applique
A servir sans éclat la jeune république.
Quel est ce cavalier sur la selle affermi,
Qui, déjà tout armé, demande l'ennemi,
Et d'un triple panache ornant sa noble tête,
Semble accourir ici comme aux jeux d'une fête?
C'est Murat; dans les rangs d'un léger escadron
Jamais plus brave chef ne ceignit l'éperon;
Des modernes combats dédaignant la tactique,
Il marche indépendant comme un guerrier antique,
Et souvent, loin des siens isolant ses exploits,
Provoque tout un camp du geste et de la voix;
Partout on voit briller dans la poudreuse lice
Son casque théâtral, sa flottante pelisse;
Ce costume pompeux qu'il revêt avec soin,
Comme un but éclatant le signale de loin;
Et debout dans le choc des luttes inégales,
On dirait qu'il a fait un pacte avec les balles:
Va! les champs de bataille, où tu sèmes l'effroi,
Seront contre la mort un refuge pour toi:
C'est ainsi que, vingt ans, ta vie aventurière
Passera sous les feux de l'Europe guerrière,
Achille de la France! Et le lâche Destin
Réserve à ta poitrine un plomb napolitain!

Les soldats, à la voix du père de l'armée,
Ont repris dans les rangs leur place accoutumée:

Gen Himmel heben sie die Arme, schaun
Mit Thränen Auf auf die zerfetzten heil'gen
Ruhmvollen Fahnen! Ganz verdunkelt ist
Der weite Plan von diesen schwarzen Scharen.
Vom Padus-Ufer, vom Gebirg der Schweiz
Hat man dies Volk von Kriegern rennen sehen,
Vom Manne des Geschicks an seinen Schritt
Geheftet; sie vergaßen alles Leid
Langwieriger Verbannung, sahen stets
Bei ihrem jungen Führer Frankreich nur.

Doch Bonaparte, geizend mit der Zeit,
Zog nächtlich hin, dem Muselmann verborgen,
Und es verscheucht den Schatten kaum das Licht,
Und bleicht die Trümmer der zerstreuten Male,
So hört die Stadt mit hundert Thürmen schon
Der Trommeln feierlichen Widerhall;
Entsetzt von ihrem langen Rollen irrt
Die Meng' umher, wie auf gequältem Meer
Die Woge; von den Dächern sehen bleich
Die Städter Fahnen auf der Ebne flattern,
Und Koppeln herrenloser Hunde ziehn
Die Straßen kläglich heulend auf und ab;
In heil'ge Hallen ruft die Gläubigen
Der blinde Wächter auf den Minarets. [10]
Auf ihren Klagelaut herbeigeströmt
Benetzen Frau'n das Eisrich der Moschee
Mit Thränen; wilder Imams Schaar empfiehlt
In langen Strophen Allah sein Aegypten.

Indeß ein schwaches Volk, von Furcht verwirrt,
Den weiten Raum der Trauerstadt erfüllt,
Trägt auf dem Wall der Krieger des Propheten
Die seidnen Fahnen unter Lärm zur Schau.
Fünftausend Janitscharen eilen drauf,
Des Großherrn stolze Sendlinge, herbei;
Die alten Mörser an der Zinnen Rand
Ziehn aus dem Arsenal halbnackte Mohren,
Der linksche Beduin, der häßliche
Mograbin schwärzt den Rand bedrohter Wälle,
Zum erstenmal Soldat in einer Stadt.
Auf einem Thurm erscheinet Koraïm;
Nie hat ein stolz'rer Scherif, von der Stadt
Gescheuet, strengere Gewalt geübt;
Der reiche Türke, wie ein freier Fürst,
Hält mit den Bey's, die ihn ertohren, Schritt;
Sein leichter Kahn bringt unter welscher Flagge
Moschus und Ambra dem gelobten Land,
Zahllose Heerden, stolze Hengste traben
Durch's grüne Schilf des krummen Delta's ihm,
Und dreimal zehn verschnittne Schwarze stehn.

Les bras levés aux cieux, tous de leurs saints drapeaux
Contemplent en pleurant les glorieux lambeaux.
De ces noirs bataillons la plaine est obscurcie:
Des bords de l'Éridan, des monts de l'Helvétie,
On avait vu courir ce peuple de soldats,
Que l'homme du destin attachait à ses pas,
Et qui, d'un long exil oubliant la souffrance,
Près de leur jeune chef voyaient toujours la France.

Cependant Bonaparte, avare des momens,
A caché dans la nuit sa marche aux Musulmans;
A peine la lueur qui dissipe les ombres,
Des monumens épars blanchissait les décombres,
Que l'écho solennel de la ville aux cent tours
Des bataillons français entendit les tambours;
De leurs longs roulemens la foule épouvantée
Erre comme les flots d'une mer tourmentée;
Sur le toit des maisons, les pâles habitans
Contemplent les drapeaux dans la plaine flottans,
Et des chiens vagabonds les meutes accourues
D'un lugubre concert font retentir les rues;
Du haut des minarets, les aveugles Mussein [10]
Appellent les croyans sous les portiques saints;
A leur dolente voix, les femmes convoquées
Inondent, en pleurant, le parvis des mosquées;
Et dans de longs versets les farouches Imans
Recommandent l'Égypte au dieu des Musulmans.

Tandis qu'un peuple faible, égaré par la crainte,
D'Alexandrie en deuil remplit la vaste enceinte,
Les soldats du prophète, au sommet des remparts,
Promènent, à grands cris, leurs joyeux étendards;
Alors sont accourus cinq mille janissaires,
Du sultan de Stamboul superbes émissaires;
Les Mores demi-nus, ouvrant les arsenaux,
Poussent les vieux canons sur le bord des créneaux;
Le Maugrabin hideux, le Bédouin indocile,
Pour la première fois soldats dans une ville,
Des remparts menacés noircissent le contour;
Et le fier Koraïm paraît sur une tour.
Koraïm! des chérifs que la cité révère
Nul n'exerça jamais un pouvoir plus sévère;
Ce riche Musulman, tel qu'un prince absolu,
Marche presque l'égal des beys qui l'ont élu;
Ses calques légers, sous la voile latine,
Portent l'ambre et le musc d'Égypte en Palestine;
Ses étalons guerriers, ses immenses troupeaux,
Du sinueux Delta foulent les verts roseaux,
Et trente eunuques noirs, sous la grille farouche,

Und hüten hinter grimmem Gitter ihm
Im ſtrengen Harem ſeines Bettes Schätze.
Ein ſchlimm Gerücht hat dieſen Glücklichen,
O weh! mit Sonnenaufgang früh geweckt,
Und ſchon, den Schlachtenſäbel ſchwingend, höhnt
Die Chriſten er von ſeiner Mauern Rand.

Das Heer, als vielgetrümmte Schlange, hat
Den Knoten feſt jetzt um die Stadt geſchlungen;
Bereitet iſt der Sturm, die alten Reihn
Gehn raſch voran mit den verbundnen Leitern;
Sie richten ſie empor, und Arm an Arm,
Drängt an die Mauer hin die luſt'gen Pfade.
Nach jeder Seite, der die Leiter dreht,
Stürzt jetzt der Pöbel muſelmänniſcher Krieger
In bunttem Schwarm herbei, ihr lang Gebeul
Erſchüt an den alten Grund der hundert Thürme.

Doch ſchnell geſellt ſich zu der Führer Wort
Bei uns des Tambours luſt'ger Trommelſchlag,
Los bricht die Freiheitsbombe durch die Reihn,
Die Cymbeln, die zerreißenden Claſſine
Durchtönen friegeriſch die Wüſteney,
Aufſchreckend Pharus' alten Widerhall.
Bei dieſem Ruf und Liebe klammert ſich
Heiß an die Mauern die gethürmte Fluth
Vermengter Bataillone — ſieh! da blitzt
Ein Streif von Feuer über ihrem Haupt,
Der Thürm' und Zinnen Spitze kurz beleuchtend;
Koraïm thut es, er iſt überall,
Sein blinder Eifer bietet der Verzweiflung
Die Mordwerkzeuge dar zu Tauſenden.
Das Volk verſteht ihn, von der Thürme Zinnen
Reißt Maſſen ab ſein thieriſcher Inſtinkt,
Und — leiſten ihm die Beſte Widerſtand,
So fliegen röm'ſche Säulenkapitäler,
Standbilderrümpfe, Friese ſwarfbehau'n,
Die alten Sphynxe mit verwitterten
Geſichtern, von den Mauern Sprung auf Sprung,
Mit ungeheuerm Falle ſchmettern ſie
Auf ſchwanker Leiter unſre Krieger nieder.

Menou, der erſte Stürmer, zeigt im Flug
Den Weg zur Veſte ſeinen Grenadieren;
Ihm folget Aller Blick; mit Blut und Staub
Gedeckt, ergreift er am höchſten Thurm
Den Sichelmond. — „Halt ein!“ ſchreit Koraïm,
Und mit Athletenarm zerreißt er ſchnell
Den harten Kitt des alten Mauerwerks;
Begraben unter'm breiten Block der Zinne,
Zweimal verwundet, ſinkt Menou zurück.

Gardent dans ses harems les trésors de sa couche.
Hélas! un bruit sinistre, au lever du soleil,
De l'heureux Koraïm a pressé le réveil,
Et déjà, brandissant le sabre des batailles,
Il insulte aux chrétiens du haut de ses murailles.

L'armée en ce moment, serpent volumineux,
Autour d'Alexandrie a resserré ses nœuds.
Tout est prêt pour l'assaut; les vieilles compagnies
Accourent en portant les échelles unies,
Les dressent dans les airs, et mille bras tendus
Appliquent sur les murs ces chemins suspendus:
Alors, vers tous les points que l'échelle ménace,
Des soldats musulmans, la noire populace,
Accourent pêle-mêle, et leurs longs hurlemens
Ébranlent les cent tours dans leurs vieux fondemens.

Mais, à la voix des chefs soudain mêlant la
sienne,
Le tambour a battu la charge aérienne,
L'hymne patriotique éclate dans les rangs:
Les cymbales d'airain, les clairons déchirans,
Entonnant au désert leur guerrière fanfare,
Réveillent en sursaut le vieil écho du Phare;
A ces cris, à ces chants, les bataillons mêlés
Se cramponnent aux murs à flots amoncelés;
Une ligne de feu, qui jaillit sur leur tête,
Des tours et des créneaux illumine le faîte;
Koraïm est partout: son aveugle transport
Fournit au désespoir mille instrumens de mort:
Le peuple entend sa voix: sa brutale industrie
Arrache les créneaux des tours d'Alexandrie,
Et quand ces larges blocs résistent à ses mains,
Alors, du haut des murs, les chapiteaux romains,
Les torses anguleux, les frises ciselées,
Les vieux sphinx de granit aux faces mutilées,
Tombent de bonds en bonds, et leurs vastes éclats
Sur l'échelle pliante écrasent les soldats.

Le premier à l'assaut, Menou, d'un vol agile,
Montre à ses grenadiers le chemin de la ville:
Tous le suivent des yeux; teint de poudre et de
sang,
Sur la plus haute tour il arrache un croissant:
„Attends!“ dit Koraïm; de ses bras athlétiques
Il rompt le dur ciment des murailles antiques,
Et, sous le vaste bloc du rempart assailli,
Menou, deux fois blessé, retombe enseveli.

Doch mitten aus Zerstörung und aus Rauch
Erscheinet Kleber; einen kühnen Weg
Durch Lust gebahnt hat sich des Heeres Riese;
Schon unterschied man an dem Körperbau
Den mächtigen Germanen auf der Mauer;
Da hat sich ein verbrannter Araber
Voll scheuen Grimmes kriechend auf den Zinnen
Zu ihm geschleppt; sein Nam' ist Soliman,
Kairo seine Heimath; eingekehrt
Ward er von Imans vier in Meuchelmord,
Von Fasten mager und verzehrt von Galle [11]
Durch einen Hauptmord sucht den Himmel er;
Und, wie sich Kleber nach dem Feinde neigt,
Trifft seine Brust des Meuchelmörders Dolch;
Er fällt, und knirschend tragen seine Krieger
Den wunden Führer aus des Grabens Stand.

Indessen so durch diesen Doppelsieg
Die Kinder des Propheten auf den Thürmen
Aufschau'n der Niederlage thun, erschreckt
Tief aus der Stadt ein jammervoll Geschrey
Den Sieger auf den Mauern, Koraim.
Fern von der blut'gen Scene seines Muths
Erbos der Sturm sich vor dem Thor in Osten;
Der kühne Marmont, in der Hand das Beil,
Bricht ein die schweren Flügel, die befä't
Mit eisernen Nägeln trotzen, und so gähnt
Der breite Durchgang, offen der Colonne,
Ein Schlund, durch den das Meer in Wirbeln bricht.
Entflohn ist Alles, auf den Wällen herrschen
Die Franken, und der blasse Koraim,
Mit in die Flucht gezogen, wendet um
Den scheuen Blick nach den entblösten Thürmen,
Und sieht auf ihnen Frankreichs Fahne wehn.

So zieh'n die Schaaren, die des Meeres Hauch
Noch gestern gegen ferne Wüsten trieb,
Heut, ihres Vaterlandes Hymne singend,
Als Sieger ein in Alexandrien.
Doch, eh' sie sich an's Nilesufer setzen,
Welch Weh harrt ihrer im Verbannungsland!
Nun! kostet immer in der fremden Stadt
Friedlicher Lagerstätte flücht'ge Gunst,
Und unter selbstgebauten Palmendächern
Schlaft diese Nacht und träumt von eurem Ruhm!
Wenn morgen an dem alten Pharus und
Dem Doppelobelisken sich das Roth
Der frühen Sonne spiegelt [12] — von Gefahr
Umgeben, ohne Ruhm und ohne Kampf
Drückt in den Sand der Krieger seine Schritte,
Und in der glüh'nden Ebne reger Fluth

Au milieu des débris et des flots de fumée
Kléber est apparu; le géant de l'armée
S'est frayé dans les airs d'audacieux chemins;
Il embrasse une tour de ses puissantes mains;
Déjà l'on distinguait à son immense taille
Le Germain colossal debout sur la muraille,
Quand un soldat farouche, Arabe basané,
Rampant sur les créneaux, jusqu'à lui s'est traîné;
Souliman est son nom, sa patrie est le Caire;
C'est là que des Imans ont instruit le sicaire,
Qui, maigre d'abstinence et dévoré de fiel,
Par un meurtre éclatant veut conquérir le ciel; [11]
Au moment où Kléber vers l'Arabe s'incline,
La dague du Scïde a frappé sa poitrine.
Il tombe, et les soldats, hors du poudreux fossé,
Portent, en frémissant, leur général blessé.

Tandis que sur les tours les enfans du prophète
Par ce double succès retardent leur défaite,
Du fond de la cité, de lamentables cris
Étonnent Koraïm, vainqueur sur les débris;
Loin du sanglant théâtre où son bras se signale,
Les Francs ont assailli la porte orientale;
L'intrépide Marmont, une hache à la main,
Brise ses lourds battans semés de clous d'airain,
Et cette large issue, ouverte à sa colonne,
Semble un gouffre béant où la mer tourbillonne.
Tout a fui: les Français dominent les remparts:
Le pâle Koraïm, qu'entraînent les fuyards,
Tourne ses yeux troublés vers les tours sans défense,
Et voit sur leurs créneaux l'étendard de la France.

Ainsi, ces bataillons que le souffle des mers
Poussait la veille encor vers de lointains déserts,
Répétant aujourd'hui l'hymne de leur patrie,
Entrent victorieux aux murs d'Alexandrie.
Mais, avant de s'asseoir sur les rives du Nil,
Que de maux leur promet cette terre d'exil!
Qu'ils goûtent cependant dans la ville étrangère
D'un tranquille bivac la faveur passagère;
Sous le toit de palmiers que leurs mains ont construit
Qu'en rêvant de leur gloire ils dorment cette nuit!
Demain, quand le soleil, du reflet de son disque,
Rougira le vieux Phare et le double obélisque, [12]
Entourés de périls sans gloire et sans combats,
Ces guerriers sur le sable imprimeront leurs pas,
Et, dans les flots mouvans de la plaine enflammée,

Sieht ſich das Heer nach Deſaix Steuer um.
Mög' es, die langen Schmerzen überlebend,
Sein farbigt Banner bringen aus dem Schlund,
Mög' es, verſchmachtet an den Saum des Stroms
Gelangt, des Reisfelds kühle Lüfte ſchlürfen, [12]
Und plötzlich zeigen, beim Kanonenhall,
Das ungehoffte Frankreich Memnons Volk.

Desaix, comme un pilote, appellera l'armée.
Puissent-ils, survivant à de longues douleurs,
Des gouffres du désert sauver les trois couleurs!
Puissent-ils, du grand fleuve atteignant les lisières,
Ouvrir leur bouche ardente à l'air frais des rizières, [12]
Et montrer tout-à-coup, par la voix du canon,
La France inattendue aux enfans de Memnon!

Zweiter Gesang.

Mourad-Bey.

CHANT SECOND.

MOURAD-BEY.

Inhalt.

El-Modhy, der Würgengel. — Er entflieht aus Alexandrien und schlägt den Weg nach Kairo ein. — Die Oase Hellé. — Pallast und Garten von Mourad-Bey. — Nächtliche Scene im Serail. — Die gefangene Perserin. — Unerwartete Ankunft von El-Modhy. — Seine Zusammenkunft bei Mourad. — Anrede des Würgengels. — Mourad versammelt seine Mameluken und verläßt den Pallast. — Die französische Armee am Ufer des Nils. — Das Unglück von Abukir.

ARGUMENT.

El Modhy, l'Ange exterminateur. — Il s'échappe d'Alexandrie et prend la route du Caire. — L'Oasis d'Hellé. — Description du palais et des jardins de Mourad Bey. — Scene nocturne de sérail. — La captive persane. — Arrivée imprévue d'El Modhy. — Son entrevue avec Mourad. — Discours de l'Ange exterminateur. — Mourad rassemble ses Mamelucks et quitte son palais. — L'armée française arrive sur les bords du Nil. — Désastre d'Aboukir.

Zweiter Gesang.

Mourad-Bey.

Allein von den Besiegten, in dem Schirm
Des Schattens, zog durch die entschlafne Stadt
Ein Araber; den breiten Busen schmückt
Ein blutig Zeichen, auf dem Rücken tönt
Der abyssin'sche Köcher, es bewegt ihn
Des Schakals Haut, zum Turban abgerollt,
Den zahnevollen Rachen auf der Stirn:
Ein schneidend Wer da tönt, der Fremdling strebt
Auf seinem leichten Pferde hin und ruft:
„Ihr Christen, zagt! ungläubiges Geschlecht!
Der Nilesritter Grimm will ich bewaffnen;
Der Tag, davon der Koran schreibt, ist da,
Aegypten gährt! empfanget meinen Fluch!"

Mit diesem Rufe sprengt er unter'm Feuer
Voll Trotz dahin, und durch den Doppelring
Der Mauer, schneller als ein Vogel, fliegt
Er nach den Seeen Natrouns und dem Fluß,
Der ohne Wasser ist; [1] wie heißt der Mann?
Es ist sein Nam' ein unaussprechlich Wort,
In der Gesellschaft heimlich nur genannt;
Die Dünen Ammons oder Mohrenland
Sahn ihn entstehen zu geheimem Zweck;
Doch welches Volk auch seine Wiege war,
Aus keinem Frauenschoos ist er geboren,
Der Hölle Geister schützen ihn, zurück
Springt von der nackten Brust der Christen Bley.
Sein Zauber bändigt Schakals, und sein Hauch
Ist stark genug, die Kugel, so die Esne
Durchzischt' zu hemmen, wie die Sage geht;
Er ist ein Räthsel, ist ein Lügengeist,
El-Modhy heißet er, der Würgengel. [2]

CHANT SECOND.

MOURAD-BEY.

Seul de tous les vaincus, couvert d'une ombre amie,
Un Arabe marchait dans la ville endormie;
Des emblèmes sanglans couvrent son large sein,
Sur son dos retentit le carquois abissin,
Et la peau d'un jakal, en turban déroulée,
Agite sur son front sa gueule dentelée:
Un qui-vive perçant résonne, l'étranger
Précipite les pas de son cheval léger,
En s'écriant: „Tremblez, chrétiens, race infidèle,
Des cavaliers du Nil je vais armer le zèle;
Ils sont venus les jours par le koran prédits!
L'Égypte se soulève, et moi je vous maudis!"

A ces mots, sous le feu dont il brave l'atteinte,
De la double muraille il a franchi l'enceinte,
Et dirige son vol, plus vite que l'oiseau,
Vers les lacs de Natroun et le fleuve sans eau. [1]
Quel est son nom? son nom, ineffable syllabe,
Se prononce tout bas dans la veillée arabe;
On dit qu'il fut créé pour de secrets desseins,
Sous les dunes d'Ammon, où chez les Abissins,
Mais quelque soit le peuple où le sort le fit naître,
Dans le sein d'une femme il n'a pas reçu l'être;
Les esprits infernaux le protégent; on dit
Que le plomb des chrétiens sur son flanc nu bondit,
Qu'il charme les jakals, et que sa forte haleine
Arrête le boulet qui sifflе dans la plaine.
Être mystérieux et prophète imposteur,
Son nom est El-Modhy, l'Ange exterminateur. [2]

Doch stört noch nichts Kairo's lange Ruh',
Und einsam ist der Plan um seinen Wall.
Es ist die Stunde, wo die Sonne still
Am Himmel stehnd, zerstreuter Male Stein
Durchglühet, wo der leuchtend helle Staub
Der Wüste Ghize wie ein glatter Spiegel
Das Licht zurückwirft, wo der Beduin,
Der auf dem sand'gen Pfade geht, nur Feuer
In die verbrannte Lunge zieht. Ja wenn
Er mindestens in Mitte jenes Plans,
Die Glut zu löschen, die den Athem dörrt,
Ausruhen könnt' in der Oase Schirm,
Im sel'gen Helle,[2] das der Blick verschlingt!
Doch die Oas', ein heilig Eiland, will
Nicht, daß der Knecht des Niles sie betrete;
Der stolze Mameluck, allmächt'ger Herr,
Schließt aus den Pilger von dem reichen Schatz.
Hier unter grüner Sycomoren Schatten,
Bei ew'ger Quellen wohllautvollem Klang
Wohnt Mourad-Bey, und unter grünem Dach
Der Ceder und des Sandelholzes schmückt
Er seine Lüste mit der Pracht des Osten.
In seinen Divan schlüpft der frische Wind
Aus Asien, spielt im grünen Gitterladen;
Durch glatten Marmelstein der langen Flur
Ziehn goldner Arabesken Ringe sich;
Schwertlilien, Basiliken, die Rosen
Idume's bilden einen duft'gen Kranz
In seinen Gärten, und mit Liebe wölbt
Der schlanke Palmbaum seinen breiten Fächer
Beschattend ob den Domen des Serails.
Hier schlüpfen ohne Zeugen aus dem Flor,
Dem leichtverhüllenden, Circassens Töchter,
In Blöße schön, und zeigen ihren Reiz
Dem Spiegel heimlich und bereiten sich
Zu Mourads Abendwonne. Dieser streckt
Die Glieder auf der weichen Ottomane,
Berauscht von Zimmt- und Rosenduft; er drückt
In glattgebohnte Nägel den Carmin;
Auch, führend einen Stengel von Jasmin
Zur Lippe wohl verdampft er feierlich
Das opiumgetränkte Blatt, so ihm,
Dem gnäd'gen Herrn, Laodicea pflückt.[3]

Welch' Aug' in solchem Augenblick erkennt
In diesem Weichling, der von langer Weile
Belagert ruht, den Mameluckenbey
Den Sohn Circassiens, der seine Jugend
In Kämpfen härtete? jetzt schmachtet er
In dem Serail. Wenn aber dieser Arm
Sich straff ausstreckt, des Halbmonds Ruhm zu rächen,

Mais rien ne trouble encor le long repos du Caire;
Autour de ses remparts la plaine est solitaire;
C'est l'heure où le soleil, immobile au zénith,
Des sépulcres épars embrase le granit;
Du désert de Ghizé la luisante poussière
Comme un miroir poli reflète la lumière,
Et le Bédouin qui suit le sentier sablonneux
Dans son poumon brûlant n'aspire que des feux.
Ah! du moins s'il pouvait, au centre de la plaine,
Pour éteindre l'ardeur qui sèche son haleine,
Respirer un instant l'abri délicieux
De l'Oasis d'Hellé que dévorent ses yeux![2]
Mais la belle Oasis, comme une île sacrée,
Aux esclaves du Nil interdit son entrée,
Et le fier Mameluck, despote souverain,
De ce riche domaine exclut le pélerin.
C'est là que Mourad-Bey, sous de verts sicomores,
Au murmure éternel des fontaines sonores,
Sous de frais pavillons de cèdre et de santal,
Pare ses voluptés du luxe oriental.
Dans son divan pompeux le vent frais de l'Asie
Se glisse, en agitant la verte jalousie;
Sur le marbre poli d'un vaste corridor
Rampent, en longs anneaux, les arabesques d'or;
L'iris, le basilic, la rose d'Idumée,
Forment de ses jardins la ceinture embaumée,
Et le frêle palmier de son large éventail
Ombrage avec amour les dômes du sérail.
Là, quittant sans témoins leurs tuniques de gaze,
Belles de nudité, les Filles du Caucase,
Sous de secrets trésors promenant le miroir,
Préparent à Mourad les délices du soir;
Et lui, sur l'ottomane où sa langueur repose,
Enivré des parfums de cinnamme et de rose,
A ses ongles polis imprime le carmin;
Ou, portant à sa lèvre un tube de jasmin,
Il brûle gravement la feuille opiacée,
Que pour son doux seigneur cueille Laodicée.[3]

Héros voluptueux qu'assiége un mol ennui,
Quel œil, en ce moment, reconnaîtrait en lui
Ce bey des Mamelucks, fils de la Circassie,
Qui nourrit de combats sa jeunesse endurcie?
Il languit au sérail; mais, quand ce bras puissant
Se roidit pour venger la gloire du Croissant,

Für Mahomed gerüstet, in der Schlacht —
Wie Kinderspielzeug läßt er Köpfe fliegen.
So lange dieser blaue Tag noch glänzt,
Mag er im Harem kosten süßes Gift,
Das Morgen ist vielleicht so heiter nicht.
Noch sey er glücklich! seine Frauen kommen!
Die Stunde, die verschämte, schlug, wo sie
Ein thebischer Verschnittner aus dem Bade
Die Liebeathmenden geleitet; rings
Entzünden helle Kerzen um die Wände
Die jungen Ichoglane Georgiens;
Die Divans übersäen Andere
Mit weichen Kissen, köstliche Gerichte
Auf breiten Becken tragen sie herbei,
Und in die Vase, wo das Feuer knistert
Wirft Stambuls duftend Rauchwerk ihre Hand.
Inzwischen gehn die Frauen von dem Blick
Des Bey gemustert, mit lautlosem Tritt
Auf Teppichen dahin; als auf ein Zeichen
Des Herrn genaht, ein Sclav' aus Asien
Mit leichtem Finger die Erwählte rührt;
Still stehet die Gefangene; zwei weiße
Eunuchen kommen, lenken ihren Schritt,
Den zitternden, zu Mourads Füßen hin. *
Zum erstenmal erhob in dem Serail
Die scheue Perserin den dünnen Schleier;
Heut früh noch hat ein alter Handelsmann
Aus Ormus, welchen Mourad herbestellt,
An der Das' Eunuchen sie verkauft.
Entgegen weht ihr holder Athem, süßer
Als des glückseligen Arabiens Duft,
Dem trunknen Herrn, es wallt sein Blut, er zieht
Die Brust an sich, die Schaam und Wollust schwellen:
Da plötzlich tönet Fremder Stimme Hall
Und rauschet durch den Zugang des Serails;
Des Vorsals Hüter, schwarzes Ungethüm,
Antwortet kreischend auf den Schrei von außen;
Der ungestüme Mourad wüthend stürzt
Dem Saale zu, woher die Stimm' erschallt,
Sein trotz'ger Fuß setzt auf die Schwelle sich,
Er jauchzt vor Freude, denn es ist El-Modhi!
„Herein," spricht Mourad, öffnet traulich ihm
Mit eigner Hand des Divans gastlich Zimmer.

„Mit Dir sey Friede!" spricht der finstre Gast;
„Weh dem, der schläft zur Stunde der Gefahr!
„Dein ist Aegypten heut, allein vielleicht
„In dreien Tagen ist es eines Andern.
„Der Franke fiel in das erwählte Land,
„Erobert hat er Alexandrien,
„Koraim ist nicht mehr; entflohn dem Sande

Ce bras dans la bataille, armé pour le prophète,
Comme un hochet d'enfant fait voler une tête.
Ah! tant que ce beau jour luira sur l'horizon,
Qu'il goûte du harem le suave poison!
Le soleil de demain sera moins doux peut-être!
Qu'il soit heureux encor, ses femmes vont paraître!
Voici l'heure pudique où l'eunuque thébain,
Haletantes d'amour, les ramène du bain;
De jeunes Icoglans, nés dans la Géorgie,
Rangent autour des murs l'éclatante bougie;
D'autres sur les divans sèment les doux coussins,
Portent les mets exquis sur de larges bassins,
Et jettent dans le vase où le tison pétille,
Du sérail de Stamboul l'odorante pastille.
Les femmes cependant, que le bey suit des yeux,
Marchaient sur les tapis d'un pas silencieux,
Quand, au signal du maître, un esclave d'Asie
Touche d'un doigt léger l'odalisque choisie;
La captive s'arrête, et deux eunuques blancs
Jusqu'aux pieds de Mourad guident ses pas tremblans. *
Pour la première fois la timide Persane
Levait, dans le sérail, son voile diaphane;
Un vieux marchand d'Ormus, par Mourad appelé,
Ce matin l'a vendue aux eunuques d'Hellé.
Mourad a respiré son haleine amoureuse,
Plus douce qu'un parfum de l'Arabie heureuse;
L'ivresse dans son cœur fermente: il va saisir
Un sein tout palpitant de honte et de plaisir.....
Tout-à-coup, les éclats d'une voix inconnue
Ebranlent du sérail la sonore avenue;
L'Africain monstrueux, argus des corridors,
Répond par un cri rauque aux clameurs du dehors:
L'impétueux Mourad, qui de rage frissonne
S'élance au vestibule où cette voix résonne;
Sur le seuil du palais il pose un pied hardi,
Et tressaille de joie en voyant El-Modhy:
„Entre!" lui dit Mourad, et sa main familière
Ouvre de son divan la salle hospitalière.

„La paix soit avec toi," dit le sombre étranger;
„Malheur à qui sommeille à l'heure du danger!
„Tu règnes sur l'Égypte aujourd'hui, mais peut-être
„L'Égypte dans trois jours aura changé de maître.
„Les Francs ont envahi la terre des élus,
„Alexandrie est prise, et Koraïm n'est plus!

„Liegt die verfluchte Horde jetzt am Nil,
„Sie naht Kairo sich, und Mourad schläft,
„Erharrt auf seidnen Kissen seinen Feind!“ —
„— El-Modhy! welche Sprache spricht dein Mund?
„Vertrockne Allah diese Hand, die dich
„Berühret, lösch' er meinen Namen aus
„Im Buche des Gesetzes, wenn der Ruf
„Von einer Schlacht zu mir gedrungen ist!
„Was wollen diese Christen? in mein Land
„Führt welcher Sultan sie, und welcher Zweck?“
„— Hör' Murad-Bey, die Christen saugen schon
„Mit ihrer Milch den Haß des Halbmonds ein,
„Und Gott hat sie verflucht; der Nopal nur,
„Die dürre Feige wächst vor ihren Städten,
„Ihr Nil tritt niemals aus dem engen Bett,
„Trüb ist ihr Himmel, ihre Sonne kalt.
„Wie jene Vögel, der Hyänen Gäste,
„Von deren Flügel schwarz erscheint die Luft,
„So kommen sie Aegypten zu verschlingen;
„Ihr Sultan, in armsel'gem Kaftan, scheint
„Ein sclavischer Fellah nur zu seyn, es hält
„Sein schwacher Leib den Stoß der Schlacht nicht aus,
„Dein bloßes Schwert ist länger schon als Er.
„Jetzt aber, Mourad, sammt' in deinen Schoos
„Des abyssin'schen Sehers letztes Wort.
„Bewaffne deine Mamelucken, auf
„Mit ihnen stieh' Aegyptenland, entgegen
„Den Gottverächtern; warf' auf unsern Feind;
„Gott liefert nah bei den zerstörten Gräbern,
„Die Saccara begränzen, ihn dir aus.
„Ich aber ziehe des Erzengels Schwert,
„Den strafenden, den rächenden Zuphalgar:
„Für mich, ist keine Ruh' ich dasche nur
„Im Lauf die Palmfrucht und des Bergstroms Wasser;
„Ich eile durch die Wüste, schaffe dir
„Des Syr'schen Bassen krieg'rische Miliz;
„Das Volk von Tor, erwacht auf meinen Ruf,
„Jagt weg die Christen vom befleckten Strand,
„Dem Säbel der Erwählten giebt El-Modhy
„Sie preis: Fluch ihnen, ihren Kindern Fluch,
„Fluch ihrem schnöden Gottesdienst; sie soll
„Die Strafe lehren, daß auf Al-Borak
„Gefallen ich vom Firmamente bin!“
Er sprichts und harret eitler Antwort nicht,
Taucht, wie ein Nachtgespenst, sich in die Ebne.

Mourad, bei seinem letzten Worte, knirscht,
Bedrohlich funkelt seiner Augen Blitz
Im Schatten, seiner Stimme Widerhall
Stört der Oase monotone Ruhe,

„La horde sacrilége, aux sables échappée,
„Près des rives du Nil à cette heure est campée;
„Elle approche du Caire, et Mourad endormi
„Sur des coussins de soie attend son ennemi!“
„— El-Modhy, quel langage est sorti de ta bouche!
„Qu'Allah sèche à l'instant cette main qui te touche,
„Que mon nom soit rayé du livre de la loi,
„Si le bruit d'un combat est venu jusqu'à moi!
„Que veulent ces chrétiens? vers mon riche domaine
„Quel Sultan les conduit? quel motif les amène?“
„— Écoute, Mourad-Bey! les Chrétiens en naissant
„Sucent avec le lait la haine du Croissant,
„Et dieu les a maudits; sous les murs de leurs villes
„Ils plantent des nopals et des figuiers stériles;
„Leur Nil ne sort jamais de son canal étroit,
„Leur ciel est nébuleux et leur soleil est froid.
„Pareils à ces oiseaux convives de l'hiène,
„Qui noircissent les airs de leurs ailes d'ébène,
„Ils viennent dévorer l'Égypte; leur Sultan
„Semble un grossier Fellah sous son humble caftan,
„Son corps frêle succombe au choc d'une bataille,
„Et ton sabre debout dépasserait sa taille.
„Maintenant ô Mourad, recueille dans ton sein
„Les suprêmes avis du prophète Abissin:
„Arme tes Mamelucks; que l'Égypte assoupie
„Se réveille avec eux contre une race impie!
„Attends nos ennemis: Dieu te les livrera
„Près les tombeaux détruits qui bordent Saccara.
„Et moi, je vais tirer le glaive de l'archange,
„Le glaive Zuphalgar qui punit et qui venge:
„Plus de repos pour moi, je ne cueille en courant
„Que le fruit du palmier, que l'onde du torrent;
„Je franchis le désert; du pacha de Syrie
„J'appelle à ton secours la milice aguerrie;
„Et les peuples de Tor, à ma voix réveillés,
„Chasseront les chrétiens des bords qu'ils ont souillés,
„Au sabre des élus El-Modhy les condamne;
„Sur eux et sur leurs fils, sur leur culte profane,
„Anathème! ils sauront que, pour leur châtiment,
„Je suis, sur Al-Boran, tombé du firmament.“
Il dit; et, sans attendre une vaine réponse,
Comme l'esprit des nuits dans la plaine il s'enfonce.

Mourad frémit de rage à ces derniers accens:
Les rapides éclairs de ses yeux menaçans
Étincellent dans l'ombre, et sa voix qui résonne
Trouble de l'Oasis le repos monotone;

Auf diesen Kriegsruf, den bekannten Laut,
Her eilen die zerstreuten Mamelucken;
Halbnackt, von Fern' antworten sie, man hört
Die Renner durch die Wüste muthig wiehern;
Mourad, vom Hengste, den er selbst gezähmt,
Wirft auf sein hold Serail noch einen Blick,
Und, wie ein Leopard verjagt vom Nest,
Sprengt heulend er Kairo's Straße hin.

In selber Nacht noch, von der Wüste los,
Hat Bonaparte am Nilesstrand kampirt.
Ein Echo, lang hinrollend auf dem Fluß,
Ein Trauerton, dem Hall der Brandung ähnlich,
Dem Glockenhall, dem dumpf ersterbenden,
Trägt Aboukirs Kanonendonner her.... !
Und Schrecken steiget aus des Kriegers Geist
Mit grauser Ahnung in sein blaß Gesicht.
Gen Westen deuten schweigend Alle, sehn
Den Himmel flimmern, glühn den Horizont.

Und mit dem ersten Morgenroth erscheint
Ein Bot' am Ufer ganz vom Lauf erschöpft,
Von Schweiß und Sand befleckt sind seine Locken,
Geschwärzt vom Brande hängen an dem Blau
Des nassen, wellen Rocks die goldnen Anker;
Er wendet zu des Lagers Schaaren sich,
Die um ihn wachsenden; aus seinem Munde
Geht nur ein schwacher Laut, und man vernimmt
Die Worte nur: Brueys, Nelson, Aboukir!
In seiner heißern Brust erstickt der grause
Bericht, doch zitternd ahnet ihn das Heer.
Bald wird es hören, daß auch dieser Nacht
Der Trauer — Frankreich sich zu rühmen hat.
Man sagt, es haben seine Seesoldaten
Gegrüßt mit Schlachzen die Cocard' am Hut,
Und eh sie stürzten in die heiße See,
Die theuren Farben an den Mast genagelt.

Ihr tilget, Krieger, dieses Jammers Spur!
Das Schicksal will euch nöthigen zu Wundern;
Es schließet die Gefahr um euch den Kreis:
Auf Ghize's Ebne harrt Mourad-Bey,
Das Thor der Fluth hat Nelson euch geschlossen,
Einsam am Nilstrand, von der Welt entfernt,
Habt ihr nur Einen Weg ins Vaterland —
Das Schlachtfeld ist's — der thut sich morgen auf!

A ces cris belliqueux, à ces accens connus,
Les Mamelucks épars accourent demi-nus;
Ils répondent de loin, et dans la solitude
On entend leurs coursiers hennir d'inquiétude;
Mourad, sur l'étalon que lui-même a sellé,
Donne un dernier regard au doux sérail d'Hellé;
Et, comme un léopard forcé dans son repaire,
Il bondit, en hurlant, sur la route du Caire.

Cette nuit même encore, au désert échappé,
Sur les rives du Nil Bonaparte a campé..
Un écho prolongé qui sur le fleuve roule,
Son lugubre, pareil à la voix de la houle,
Pareil au timbre sourd qui dans l'air va mourir,
Porte aux soldats français le canon d'Aboukir ..... !
Leur ame, abandonnée à d'horribles présages,
Imprime la terreur sur leurs pâles visages;
Et tous, silencieux, tournés vers l'Occident,
Montrent le ciel rougeâtre et l'horizon ardent.

Aux premières lueurs de l'aube, sur la rive,
Épuisé de sa course, un messager arrive;
La sueur et le sable ont souillé ses cheveux;
Aux humides lambeaux de ses vêtemens bleus
Pendent les ancres d'or par les flammes noircies;
Aux légions du camp autour de lui grossies
Il s'adresse; sa bouche exhale un faible son;
On n'entend que ces mots: Brueys, Aboukir,
Nelson!
L'effroyable récit dans sa rauque poitrine
Expire, mais l'armée en tremblant le devine:
Bientôt elle apprendra qu'en cette nuit de deuil,
La France peut trouver même un sujet d'orgueil;
On dit que ses marins, d'une voix étouffée,
Saluaient leur cocarde aux chapeaux agraffée,
Et, près de s'engloutir dans les brûlantes eaux,
Clouaient les trois couleurs aux mâts de leurs vaisseaux.

Soldats, vous laverez ces désastreux vestiges!
Le sort veut vous contraindre à créer des prodiges;
Un cercle de périls autour de vous s'étend;
Aux plaines de Ghizé Mourad Bey vous attend;
Nelson vous a fermé la barrière de l'onde;
Isolés dans l'Égypte et séparés du monde,
Pour revoir la patrie il vous reste un chemin:
C'est le champ de bataille; il s'ouvrira demain!

Dritter Geſang.

Die Pyramiden.

CHANT TROISIÈME.

LES PYRAMIDES.

Inhalt.

Die Ebenen von Kairo bei'm Morgenroth. — Die Pyramiden von Ghize. — Ankunft der französischen Armee vor den Pyramiden. — Proclamation von Bonaparte. — Mourad-Bey auf den Höhen von Embabeh. — Zählung des ägyptischen Heeres. — Portrait Mourads; seine Rede an die Mameluken. — Erster Cavallerieangriff auf die Carrè's. — Zufälle der Schlacht. — Niederlage der Mameluken. — Episode von Selim. — Mourad-Bey flieht in die Wüste.

ARGUMENT.

Les plaines du Caire au lever de l'aurore. — Les Pyramides de Ghizé. — Arrivée de l'armée française devant les Pyramides. — Proclamation de Bonaparte. — Mourad-Bey sur les hauteurs d'Embabeh. — Dénombrement de l'armée égyptienne. — Portrait de Mourad; son discours aux Mamelucks. — Premier choc de la cavalerie contre les carrés. — Incidens de la bataille. — Déroute des Mamelucks. — Épisode de Sélim. — Fuite de Mourad-Bey dans le désert.

Dritter Geſang.

Die Pyramiden.

Es war die Stunde, wo die Morgenröthe
Mit frühem Feuer Memnons tönenden
Colos vordem beſeelte. Sie erhebt
Sich über dem Gefild von Memphis noch,
Doch ihres Sohnes Lippe tönt nicht mehr.
Jahrhunderte beſiegten ihn, das Auge
Erkennet den granit'nen Rieſen kaum,
Der auf dem Sand liegt ausgeſtreckt, er ſcheint
Ein Felſ zu ſeyn, wie ſie mit mächt'ger Hand
Natur geſchnizt hat nach des Menſchen Bild. [1]

Der Araber in dieſem Augenblick,
Im Staub die Stirn, begrüßte fromm den Oſten.
Des Lichtes Wiege, das mit ſeinem Gold
Bereits der alten Iſis Tempel ſchmückte,
Und ferne Palmen im Daſeynbeet.
Ein weißer Dunſt, allmählig ausgehaucht,
Bezeichnete den Nil im langen Thal;
Der Nebel flieht: jezt zeigten ſich dem Blick
Die Maſſen, drein ſich Pharao gebettet
Bei ſeinen Ahnen; auf dem Ocean
Von Sande, dieſem Leichen-Inſelmeer,
Bewahren ſie in ihren Rippen Stand,
Und beben, Sörge dieſes Rieſenvolks,
Den Pomp des Nichts unſterblich im die Himmel. [2]

Inzwiſchen kündiget um's Morgenroth
Der Trommet tönend Rollen an das Heer. —
Bei'm jähen Anblick dieſer Wunderreſte
Durchdrang die Geiſter heil'ges Ernſt-Gefühl;
Von unſern ſtolzen Schaaren grüßt die Spizen
Der Cheopsgräber ein vereinter Schrei.
Der Führer, von dem Ort begeiſtert, ſpricht,

CHANT TROISIÈME.

LES PYRAMIDES.

C'étoit l'heure où jadis l'aurore au feu précoce,
Animait de Memnon l'harmonieux colosse;
Elle se lève encor sur les champs de Memphis,
Mais la voix est éteinte aux lèvres de son fils;
Les siècles l'ont vaincu: l'œil reconnait à peine
Le géant de granit, étendu sur l'arène;
Il semble un de ces rocs que, de sa forte main,
La nature a taillés en simulacre humain! [1]

L'Arabe en ce moment, le front dans la poussière,
Saluait l'Orient, berceau de la lumière;
Elle dorait déjà les vieux temples d'Isis,
Et les palmiers lointains des fraiches Oasis;
Une blanche vapeur, lentement exhalée,
Traçait le cours du Nil dans sa longue vallée:
Le brouillard fuit; alors apparaissent aux yeux
Ces monts où Pharaon dort avec ses aïeux;
Sur l'océan de sable, archipel funéraire,
Ils gardent dans leurs flancs un poudreux reliquaire,
Et, cercueils immortels de ce peuple géant,
Élèvent jusqu'aux cieux la pompe du néant! [2]

Cependant le tambour, au roulement sonore,
Annonce que l'armée arrive avec l'aurore:
A l'aspect imprévu des merveilleux débris,
Un saint recueillement pénétra les esprits;
Et nos fiers bataillons, par des cris unanimes,
Des tombeaux de Chéops saluèrent les cimes.
Inspiré par ces lieux, le chef parle, et ces mots

Daß es in tausend Kriegerseelen hallt:
„Soldaten! kommen ist die Stund', in der
„Das tapfre Schwert Mourads Gewaltnacht breche:
„Den Mamelucken soll der letzte Tag
„Der Tyranney geleuchtet haben; laßt
„Uns alle heut im Drang der Schlacht bedenken,
„Daß auf den altberühmten Maten hier
„Dreitausend Jahre zuschau'n unserm Heer."

Er sprachs, und zu dem Ruf der in der Luft
Lang widerhallt, gesellt sich das Geräusch
Des Eisens das an Eisen schallend schlägt,
Und dieser Kriegshall, durchs Unendliche
Der Ebne bringend, kündigt Mourad-Bey
Die Nähe der Soldaten Frankreichs an.

Bekannt mit ihrer Ankunft hat der Bey
Die Nacht gelegen auf den Sandesdünen,
Embabeh siehet auf der Zelte Dach
Die Mähne des Prophetenbanners flattern;
Und dieß volkreiche Lager auf den Höh'n
Gleicht einem Halbmond, von Geschütz umstarrt.
Hier stehn die Spahis, hier der ew'ge Feind
Des Abendlands, die wilden Janitscharen,
Zehntausend Mamelucken, fliegend Volk,
Bedecken dieser Wüste nackten Sand,
Des Nils Ufer säumen Andre dort,
Und drücken eine wilde Horde links
Zurück von Griechen, halbentblößten Kophten,
Armeniern, Asiatanern aus der Fern',
Von stillen Fellah's, ungeschulter Schaar,
Die zur Gefahr der Stock verurtheilt hat;
Von heimatlosen Arabern, gesellt
Durch Beutehoffnung zu den Mamelucken,
Sie alle drängen von des Bey's Gezelt
Die Reihen bang bis zu den Pyramiden.

Voran geht Bonaparte, schnellen Blicks
Hat er des Feindes Linie gemessen,
Beurtheilt hat sein hoher Geist die Schlacht,
Die sich bereitet; ganz in Waffen springt
Ein Siegerplan ihm aus dem Haupt, es tragen
Beyende Boten, durch die Kugeln eilend,
Des Feldherrn Worte rings den Führern zu;
Und ihrer Stimme schnell gehorsam, formt
Das Heer sich in sechs Vierteln auf dem Plan.

Die Wüste hat ein graus Geschrei durchtönt:
Vom Zaun des Lagers, das sich ihnen öffnet,
Stürmt von den Höhn Embabehs, die ein Heer
Von Janitscharen füllt, mit zwanzig Brüdern

Dans l'armée attentive ont trouvé mille échos:
„Soldats, l'heure est venue où votre forte épée
„Doit briser de Mourad la puissance usurpée:
„Des tyrans Mamelucks le dernier jour a lui!
„Dans le feu du combat songeons tous aujourd'hui
„Que, sur ces monumens si vieux de renommée,
„Trente siècles debout contemplent notre armée!"

Il a dit; aux longs cris qui résonnent dans l'air,
Se mêle un bruit d'airain froissé contre le fer;
Et ce fracas guerrier, perçant la plaine immense,
Révèle à Mourad-Bey les soldats de la France.

Le chef des Mamelucks, de leur approche instruit,
Sur les dunes de sable a campé cette nuit;
Embabeh voit briller sur la cime des tentes
L'étendard du Prophète aux crinières flottantes;
Et ce camp populeux, sur les hauteurs tracé,
Semble un vaste croissant de canons hérissé.
Là veillent les spahis, les fougueux janissaires,
Des peuples d'Occident éternels adversaires;
Dix mille Mamelucks, au vol précipité,
Du désert sablonneux couvrent la nudité;
D'autres du Nil voisin ont bordé le rivage:
Ils refoulent à gauche une horde sauvage
De Grecs, d'Arméniens, de Cophtes demi-nus,
D'Africains arrivés de pays inconnus,
De paisibles Fellahs, tourbe indisciplinée,
Par la peur du bâton au péril condamnée;
D'Arabes vagabonds que l'espoir du butin
Autour des Mamelucks rallia ce matin:
Ces nomades soldats pressent leurs rangs timides
Des tentes de Mourad au pied des pyramides.

Bonaparte s'avance, et son regard, si prompt,
De la ligne ennemie a mesuré le front;
Son génie a jugé le combat qui s'apprête,
Un plan vainqueur jaillit tout armé de sa tête:
D'agiles messagers, sous les canons tonnans,
Portent l'ordre du chef à tous ses lieutenans,
Et bientôt à leur voix l'obéissante armée,
En six carrés égaux dans la plaine est formée.

D'épouvantables cris ont troublé le désert:
De l'enceinte du camp, sous leurs pas entr'ouvert,
Des hauteurs d'Embabeh, peuplé de janissaires,
Accourent au galop Mourad et ses vingt frères;

Mourad herab; schon hat der stolze Bey
Dreimal der Mamelucken Reihn gemustert,
Die schnurgerad sich seinem Ruf gestellt:
Wie leuchtet er von Stolz! wann ist so schön
Ein Muselmann im Feiertleid erschienen!
Ein Reigerbusch mit wallendem Rubin
Schwankt um den grünen Turban, den das Volk
Der Gläub'gen scheut; auf seiner breiten Brust,
Auf der ein Halbmond schimmert, hingen golden
Die Knöpfe von der Scharlachweste herab.
Ein breiter Kaschmir, aufgerollt zum Gürtel
Trägt einen Atagan in zierlicher,
Getriebner Scheide, seine Rechte schwingt
Den Säbel, und vom hohen Sattel blinkt
Der doppelten Pistole funkelnd Bündel. a
Die Führer folgen ihm, und mit der Hand
Gewohntem Wink befiehlt der stolze Reiter
Zu schweigen dem rundumgedrängten Volk.
Er ruft: „Ihr Söhne von Circassien!
„Ihr niederliegten Stützen des Gesetzes,
„Hier steht er vor euch, der verhaßte Christ;
„Fremd, ohne Schirm an unser fruchtbar Land
„Hat sie das Meer, wie schmutz'gen Schaum geworfen;
„Auswürfling' ihres Landes, wollen sie
„Sich Beut' und Wollust suchen in der Fremde,
„Sclaven Herrn des Nils, im tollen Wahne, sind
„Auf seines Ufers Garben sie gefallen.
„Ihr schnöder Zügel bändigt unser Roß,
„Und der Seraile Schatz entweihen sie;
„Auf ihren Lippen Gotteslästerung
„Ermorden sie sein Volk in der Moschee.
„Ha! schwache Arme für so großen Plan!
„Seht diese Reiter, dieses Fußvolk, blaß,
„Vom Marsch besiegt, schon außer Athem, schmilzt
„Es vor der Sonne, die uns kaum erwärmt;
„Und ihre Rosse, namenlosen Stamms,
„Wie zittern sie beim Hall schon der Kanonen!
„Gelobt sey Allah; denn sein Zorn, entbrannt,
„Weiht hier dieß Heer dem Säbel seiner Söhne.
„Wie dürres Stroh vor unsrer Pferde Huf
„Warf seine Rechte diese schlechten Gegner:
„Laßt Gott uns folgen! Festestrunken wird
„Heut Abend noch im Fackelschein Kairo
„Betrachten ihre Häupter; unser Streich
„Soll diesem trotzigen Europa zeigen:
„Nur unser Sclave sey Aegyptenland!
„Auf! Ruhm den Gläub'gen, den Ungläub'gen Tod!“

So wie des Glutwinds ungeheurer Fittich,
Wenn er bewegter Wüste Thäler quält,

Déjà le Bey superbe a parcouru trois fois
Les rangs des Mamelucks alignés à sa voix:
Qu'il est brillant d'orgueil! Jamais fils de Prophète
N'avait paru plus beau sous son habit de fête;
Une aigrette mobile, aux rubis ondoyans,
Orne son turban vert, respecté des croyans;
Sur sa mâle poitrine, où le Croissant éclate,
Pendent les boutons d'or de sa veste écarlate;
Un large cachemire, en ceinture roulé,
Supporte un atagan au fourreau ciselé;
Sa main brandit un sabre, et sur sa haute selle
D'un double pistolet la poignée étincelle. a
Les chefs suivent ses pas; l'éclatant cavalier,
D'un geste impérieux à sa main familier,
A fait taire la foule en long cercle épaissie;
Mourad s'est écrié: „Fils de la Circassie,
„De la loi du Prophète invincibles soutiens,
„Les voilà devant vous, ces odieux chrétiens;
„Étrangers sans abris, comme une écume immonde
„La mer les a jetés sur l'Égypte féconde;
„Rebut de leur pays, en ce climat lointain,
„Ils viennent se gorger d'amour et de butin;
„Déjà maîtres du Nil, dans leurs folles pensées,
„Ils pillent nos moissons sur la rive entassées,
„Soumettent vos coursiers à leurs indignes mors,
„De nos chastes sérails profanent les trésors,
„Et, blasphémant de Dieu la puissance invoquée,
„Frappent son peuple saint dans la grande mosquée.
„Eh! quels bras impuissans pour d'aussi grands desseins!
„Voyez ces cavaliers, ces pâles fantassins
„Qui, vaincus par la marche et déjà hors d'haleine,
„Fondent sous un soleil qui nous échauffe à peine;
„Et ces chevaux chrétiens, fils de pères sans nom,
„Tout palpitans de crainte au seul bruit du canon!
„Que béni soit Allah! sa colère allumée
„Au sabre de ses fils condamne cette armée;
„Sa main droite a jeté ces indignes rivaux
„Comme la paille sèche aux pieds de nos chevaux.
„Obéissons à Dieu! Ce soir, ivre de fêtes,
„Le Caire illuminé contemplera leurs têtes,
„Et l'insolente Europe apprendra par nos coups
„Que l'Égypte est esclave et n'obéit qu'à nous.
„Marchons, gloire aux croyans et mort aux infidèles!“

Comme le vent de feu, dont les immenses ailes,
Du mobile désert tourmentant les vallons,

Den Sand in breiten Wellen vorwärts stößt,
So hat der Muselmanen Maß' und Wucht
Dem Christenheer den Raum des Rits gerandt.
Beim ersten Stoße der Beschnittenen
Verblaßten — so erzählt man — ungewiß
Die alten Krieger unsrer Republik.[1]
Nie an Italiens glorreichen Strand,
Nie bei den schwerbepanzerten Germanen,
In leichter Ungarn staub'gem Wirbel nie
Hatt' unsre Schaaren solch ein Stoß erschüttert.
Auf einen Augenblick verworren, sah
Die tiefe Linie Mourads Klinge leuchten;
Doch hat geheilt schon die zerrissnen Reih'n
Auf seiner Feldherrn Ruf der Veteran.
So, wo im Sumpf der breite Batavier
Dem unterjochten Meere Schranken setzt,
Wenn für den Augenblick, durch kühnen Drang,
Die Welle sich des alten Strands bemächtigt,
Eilt her der Mensch und zeigt im neuen Damm
Der fortgestoßnen Fluth die ew'ge Gränze.
Wer war der Führer, der es seiner Schaar
Zuerst den Türkensäbel blinken sah?
Du! edler Desair! schier durchbrochen schon
Dankt deinem Heldenmuth ein Heer die Rettung.
Der Nachbarschaaren Krieger, neu gestärkt,
Blickt auf den Feind mit gleicher Stirn wie du;
Furchtbarer tobt der Feind zurück; die Schlacht
Beginnt versechsfacht auf der weiten Ebne.
Von allen Seiten sprengt der Mameluck
Den regen Saarenwall der Christen an;
Und Mourad, seinen Renner spornend bald,
Fliegt mit Gefolge hin vor seinen Reih'n,
Der trotz'ge Wink des kühnen Reiters fordert
Den Tapfersten zum Einzelkampf heraus: —
Bald schaffet gleich dem donnernden Orkan
Aus allen Mameluken Eine Säule
Sein Wort, und stößt in gleichen Sprüngen sie
Vors Feuer der Colonne, Mann und Roß
In buntem Haufen stößt an unsrer Schaaren
Verzytes Viereck hallend, wie ein Block
Granits, der von den Pyramiden fällt.
Das Bajonett, das Feuer, lang hin rollend,
Stemmt überall der wilden Feinde Lauf.
Wie unterm Panzerhemd ein Riese, zeigt
Die mächt'ge Mauer überall das Heer.
Ruhm sey Napoleon! es hat sein Arm
Die Krieger wie mit Ketten angebindet,
Es hat sein Zauber auf der Ebne Staub
Sechs lebende Redouten wie auf Felsen
Gebaut; Franzos' und Mameluck — auf ihn
Blickt Alles; mitten im Gefecht, wie groß

Précipitent l'arène en larges mamelons,
Ainsi des Musulmans l'impétueuse masse
Du Nil aux rangs chrétiens a dévoré l'espace.
On dit qu'un premier choc de ces fiers circoncis,
Les vieux républicains pâlirent, indécis![1]
Jamais dans l'Italie, aux glorieuses rives,
Ni les Germains couverts de cuirasses massives,
Ni des légers Hongrois les poudreux tourbillons,
N'avaient d'un pareil choc heurté nos bataillons.
La profonde colonne, un instant ébranlée,
Vit le fer de Mourad luire dans la mêlée;
Mais, à la voix des chefs, déjà les vétérans
Sur la ligne rompue ont rétabli les rangs.
Ainsi, dans ces marais où les hardis Bataves
A l'Océan conquis imposent des entraves,
Quand la vague un moment, par de puissans efforts,
De son premier domaine a ressaisi les bords,
L'homme accourt, et bientôt une digue nouvelle
Montre aux flots repoussés sa barrière éternelle.
Dites, quel fut le chef qui, sur ses régimens,
Vit luire le premier les sabres ottomans?
Toi, vertueux Dessix! au point d'être entamée,
Déjà ton dévoûment nous sauvait une armée.
Dans les carrés voisins, le soldat raffermi,
Du même front que toi regarde l'ennemi;
Il revient plus terrible, et, dans la plaine immense,
Sur six points isolés le combat recommence.
Déjà les Mamelucks, lancés de toutes parts,
Assiégent des chrétiens les mobiles remparts;
Tantôt pressant le vol du coursier qui le porte,
Mourad devant les rangs passe avec son escorte,
Et le geste insolent du hardi cavalier
Provoque le plus brave en combat singulier;
Tantôt sa voix, pareille à l'ouragan qui tonne,
De tous les Mamelucks formant une colonne,
Sous la ligne de feu les pousse en bonds égaux,
Et cet amas confus d'hommes et de chevaux
Résonne sur le fer des carrés intrépides,
Comme un bloc de granit tombé des pyramides;
Partout la baïonnette et les longs feux roulans,
Des fougueux Mamelucks arrêtent les élans;
Et, telle qu'un géant sous la cotte de maille,
L'armée offre partout sa puissante muraille.
Gloire à Napoléon! on dirait que son bras
Par des chaînes de fer a lié ses soldats,
Et que son art magique, en ces plaines mouvantes,
A bâti sur le roc six redoutes vivantes.
Français et Mamelucks, tous ont les yeux sur lui.

Ist heut' er nicht! auf seinem Schlachtenroß
Befehligt er, sein Haupt, in Ruhe herrlich,
Beherrscht den Sturm. Ihn hat Mourad erkannt.
„Du Franken-Bey!" ruft er ihm zu, „heraus
„Aus deinen ehrnen Mauern, zu dem Nil!
„Dort, einsam, zeugenlos, um den Besitz
„Des Landes schlag' im Zweikampf unser Schwert!"
Und zwanzig Helden glühn auf seinen Schrey,
So vielen Schimpf nicht ungestraft zu lassen;
Junot, Lannes, Berthier, Lasalle sind
Mit andern aus dem Centrum losgebrochen,
Und hinter ihnen blieb der Raum zum Feind.
Doch auch sechstausend Mamelucken fallen
Geuetschter Bataillone Flanken an,
Wie Fluthendrang; das ist die große Stunde:
Ein kriegrisch Zeichen donnert, und, wie sich
Des Aetna's Krater aufreißt, öffnet sich
Der Winkel; plötzlich auf des Feindes Reihn
Speit die zerbackte Ladung das Geschütz:
Sein Hagelkorn fährt aus dem Donnerschlund
Mit Feuer in die dicke Masse nieder,
Und unter der sechstausend Pferde Fuß
Fuhr der Kartätsche blut'ge Sichel hin.

O Tag voll Mord und Trauer, wo Aegypten
Gemäht sah seiner Mameluckeu Kern!
Die tapfersten hat Mourad überlebt,
In seinem Stolz wer säbe den Besiegten!
Es furchen Staub und Blut sein Angesicht,
Doch blitzt dahinter noch der Trotz hervor;
Ermattet keuchend hält er nur noch halb
Den Splitter einer Damascenerklinge,
Die ihm der Feind zerbrach, mit Seufzen zieht
Er aus der Todeswunde, wo vor ihm
Das Blut von seinen zwanzig Brüdern rann.

Von diesen Helden, die des Halbmonds Ehre
Sich opferten, blieb Einer aufrecht nur,
Ein junger Krieger; in Kairo's Mauern
War bis auf diesen Tag sein Muth gezwängt,
Von seiner Gärten grünem Kerkergrund
Sah er den Nil am Rande sich verlieren,
Dann auf die Ottomane hingestreckt,
Berauscht' er sich in seiner Mägde Tanz.
Doch Allah spart' ihm edleres Geschick.
An diesem Morgen weinten seine Frau'n,
Sie sahen Selim auf dem Kriegesroß
Ein breites Schwert mit Lächeln schwingen, fahn
Ihn fliegen in der Stunde der Gefahr,
Die zwanzig Brüder an dem Nil zu suchen;

Au centre du combat, qu'il est grand aujourd'hui!
Sur son cheval de guerre il commande, et sa tête,
Sublime de repos, domine la tempête:
Mourad l'a reconnu. „Bey des Francs," lui dit-il,
„Sors de tes murs de fer, viens sur les bords du Nil;
„Et là, seuls, sans témoins, que notre cimeterre
„Dans un combat à mort dispute cette terre!"
A ces cris de Mourad, vingt braves réunis
Frémissent de laisser tant d'affronts impunis;
A leur tête Junot, Lannes, Berthier, Lasalle,
Du centre aux ennemis vont franchir l'intervalle;
En même tems, aux flancs des bataillons froissés,
Six mille Mamelucks tombent à flots pressés;
C'est l'heure décisive: un signal militaire
Tonne, et, comme l'Etna déchirant son cratère,
L'angle s'ouvre, et soudain, sur les rangs opposés,
Le canon a vomi ses arsenaux brisés;
Les grêlons, échappés à leur bouche qui gronde,
Volent avec le feu dans la masse profonde,
Et, sous les pieds sanglans des six mille chevaux,
La mitraille a passé comme une immense faux.

Jour de mort et de deuil, où l'Egypte étonnée
Vit de ses Mamelucks l'élite moissonnée!
A ses plus braves chefs Mourad a survécu:
Quel œil reconnaîtrait le superbe vaincu?
Sous la poudre et le sang qui sillonnent sa face,
On voit briller encore une farouche audace;
Haletant de fatigue, il ne tient qu'à demi
Le tronçon d'un damas brisé sur l'ennemi,
Et quitte en soupirant ces plaines funéraires,
Qu'inonda sous ses yeux le sang de ses vingt frères.

De ces héros, tombés pour l'honneur du Croissant,
Un seul restait debout: guerrier adolescent,
Jamais, jusqu'à ce jour, son audace contrainte,
Du Caire paternel n'avait franchi l'enceinte;
Du fond de ses jardins, verdoyante prison,
Il contemplait le Nil fuyant à l'horizon;
Ou, près d'une ottomane, appelant ses captives,
Il enivrait ses yeux de leurs danses lascives.
Allah lui réservait un plus noble destin!
Les femmes du sérail ont pleuré ce matin:
Elles ont vu Sélim, sur son cheval de guerre,
Brandir, en souriant, un large cimeterre,
Et voler pour rejoindre, aux heures du péril,
Ses vingt frères, campés sur les rives du Nil;

Die Stimme des Propheten, wehe! hat
In ihrem letzten Feste sie gerufen!
Am Abend harrt umsonst ein trauernd Volk
Auf ihre Heimkehr an Kairo's Thor.
Sie sind dahin, und Selim, wilden Blicks,
Zählt ihre Leichen auf dem blut'gen Lager;
Den Abend noch vor diesem ew'gen Tag
Hat seine Stirn ihr Bruderkuß berührt.
„Gott will es!“ sprach er, sein erdrückter Geist
Ersinnt Gedanken herrlicher Verzweiflung.
Und aus den Flücht'gen ruft mit lautem Schrei
Er vierzig Mameluken, drohnde Trümmer,
Die zwanzig mal den umgedrehten Gaul
Gestoßen mörderisch auf die Feuerreih'n.
„Zieht Freunde,“ sprach er, „eure Flammensäbel,
„Wir sterben! helfe Gott den Gläubigen!“
Und nach sich zieht er die erwählte Schaar,
Und stürzt auf Desair's Fronte sich, und läßt,
Der Erste, gegen diesen Wall von Stahl
In Sätzen seinen schnellen Renner fliegen;
So, donnernd aus dem Erze springend, wühlt
Ein unermeßlich Viereck die Granate.
Von vorn sind Alle da, sie hemmen jäh
Vor'm Fußvolk ihrer Abyssinier Lauf,
Die Stange reißt gebietrisch sie zurück,
Daß sie sich bäumen vor der ehr'nen Savanke,
Dann fällt auf das erdrückte Bataillon
Zumal herab der vierzig Rosse Wucht.
Unmächtige Verzweiflung! denn das Heer
Schnellt, wie gehogner Stahl, sich über ihnen
Zusammen, und das ery'ne Viereck, das
Sie öffneten, wird Aller Todesfeld.
Zu rächen ihren ungestraften Fall,
Den wilden Todeskampf noch abendd, sollen
Die Krieger, blutig, wundenvoll, zermalmt
Von ihren Rossen, den zerhau'nen Rumpf
Erhoben haben, und am Todesmahl
Grausvolle Gäste bißen sie den Zahn
In unsre Donnerschläude zuckend ein.
Und mit dem Dolche trocken sie im Staub
Und bahnten sich den Weg zu Desair's Fuß.
Mit seinem Fittich rührt der Todesengel
Sie endlich an; schon von der ew'gen Nacht
Gedrückt, nach Selim forsat unnsenst ihr Blick;
Sie rufen ihn, es murrt zum letztenmal
Durch diese Wüsteneyen ihre Stimme.
Die edlen Freunde, Opfer ihrer Wahl,
Umarmend ihre Rosse, sterben sie.
Ja, wenn die oft geschlagnen Mameluken,
Dem edeln Selim folgend, ins Gefecht
Zurückgeführet ihre Reste hätten,

Ses vingt frères... Hélas! la voix de leur Prophète
Les avait conviés à leur dernière fête!
En vain le peuple en deuil, à la chute du jour,
Sous les portes du Caire, attendra leur retour;
Ils ont vécu! Sélim compte, d'un œil farouche,
Leurs cadavres tombés sur la sanglante couche,
Et qui, la veille encor de ce jour éternel,
Déposaient sur son front un baiser fraternel.
„Dieu le veut!“ a-t-il dit, et son ame oppressée,
D'un désespoir sublime a conçu la pensée:
Du milieu des fuyards, il appelle à grands cris
Quarante Mamelucks, formidable débris,
Qui sur les rangs français, dans les charges fatales,
Avaient poussé vingt fois leurs agiles cavales.
„Amis!“ dit-il, „tirez vos sabres flamboyans,
„Allons mourir; que Dieu soit en aide aux croyans!“
A ces mots, entraînant cet escadron d'élite,
Vers le front de Desaix Sélim le précipite,
Et, le premier de tous, sur le rempart d'acier,
Fait voler par élans son rapide coursier:
Tel un obus, vomi par le bronze qui tonne,
Laboure dans ses bonds l'immense polygone.
Tous arrivent de front; devant les fantassins
Ils fixent brusquement leurs coursiers abissins;
Le mors impérieux qui les pousse en arrière,
Les force à se cabrer sur la triple barrière.
Et, dans le bataillon ébranlé sous leur poids,
Les quarante chevaux retombent à la fois;
Impuissant désespoir! la ligne de l'armée,
Comme un ressort pliant, sur eux s'est refermée,
Et ce carré de fer, qu'ils viennent d'entr'ouvrir,
Est l'arène fatale où tous doivent mourir.
On dit que, pour venger leur défaite impunie,
Ces guerriers, signalant leur farouche agonie,
Sanglans, percés de coups, sous les chevaux foulés,
Ressuscitaient encor leurs tronçons mutilés;
Au festin de la mort effroyables convives,
Ils mordaient nos canons de leurs dents convulsives
Et rampant sur le sable, un poignard à la main,
Jusqu'aux pieds de Desaix se frayaient un chemin.
Enfin l'ange de mort les touche de son aile;
Leurs yeux, déjà pressés par la nuit éternelle,
Cherchent en vain Sélim; ils l'appellent: leurs voix
Murmurent au désert pour la dernière fois!
Et ces nobles amis, victimes volontaires,
Meurent en embrassant leurs coursiers militaires.
Ah! si les Mamelucks, tant de fois repoussés,
Ramenant au combat leurs restes dispersés,
Du généreux Sélim avaient suivi la trace,

Seyn mag's, getrönet hätte Sieg den Muth,
Und unter'm eisnen Joche seiner Bey's
Kairo länger einen Tag geschmachtet.

Dahin ist Alles, und ein wogend Heer
Von Flüchtlingen bedeckt des alten Memphis
Trostloses Feld, und das Entsetzen, blaß,
Unsichern Rathes, zeiget ihnen nur
Entfernte Zuflucht überall, die Fellah's
In aufgelösten Banden werfen sich
In des Mokatans tiefe Felsenbrüche,
Am breiten Strome schlüpfen andre durch
Den Schilf, der Fluth ihr Leben anvertrauend;
Die Armen! an den Strand zurückgedrängt,
Umsonst umarmen sie die flücht'ge Welle;
Denn vom besiegten Ufer sucht sie
Ein langer Kugelregen und erreicht
Die halbentblößten Schwimmer unter'm Wasser;
Aurora sah, nach früherwachter Nacht,
Den Fluß noch roth vom Blute der Besiegten,
Und lange wogten auf dem Schlamm des Nils
Entrollte Turbans, glänzende Kaftans,
Pelzjacken goldgesäumt, Schabracken, Gürtel
Von Seidenstoff — und wogend auf der Fluth
Erzählten diese Trümmer bei den Völkern
Des Delta von der Mamelukenschlacht.

So überläßt der stolze Mourad, eilig
Entflohn, dem Christen den blutvollen Plan,
Er hält von Zeit zu Zeit, unsichern Blicks
Forscht nach dem fernen Lager er am Rand,
Nach jenem Sandberg, wo, früh aufgeschlagen,
Sein Zelt so schön war unter'm Feigenbaum.
Schon jetzt vielleicht in Helle's Frauenhaus
Ist seiner Lagerstatt Geheimniß offen.
Und seine Weiber, auf dem eignen Bett,
Halbnackt erdulden fremder Lippen Kuß!
O Qualerinn'rung! — während hinter ihm
Dem Tod entronnen denkt der Mameluck,
Geht ohne Murren, des Propheten Schluß
Gehorsam, unter seiner Niederlage
Gewicht gebeugt, der Bey einher, und bald
Zeigt den gewalt'gen Trümmern ihren Sand
Und ihren öden Schutt die Wüsteney.

Mourad zu necken, den sein Glück befreit,
Will Junot stürzen in den glühnden Sand,
Doch Ruhe kündigt an der Trommel Schall;
Da faßt ein Grenadier, ein in dem Dienst
Ergrauter Kriegsmann, ein zerfetzt Panier,
Und klettert an des Cheops Riesengrab,

La victoire aurait pu couronner tant d'audace,
Et, sous le joug de fer de ses Beys absolus,
Le Caire aurait langui, peut-être, un jour de plus!

Tout a fui: des vaincus l'ondoyante mêlée
Courre du vieux Memphis la plaine désolée:
Et la pâle Épouvante, au conseil incertain,
Leur indique, en tout sens, un refuge lointain;
Des timides Fellahs les bandes vagabondes
Gagnent du Mokatan les carrières profondes;
D'autres, du large fleuve entr'ouvrant les roseaux,
Abandonnent leur vie au courant de ses eaux;
Infortunés! en vain, refoulés sur ses rives,
Ils embrassent du Nil les ondes fugitives:
Du rivage envahi, de longs feux soutenus
Atteignent, sous les flots, les nageurs demi-nus.
Quand la nuit s'effaça, la diligente aurore
Vit du sang des vaincus le fleuve rouge encore;
Sur le Nil limoneux on vit flotter long-tems
Les turbans déroulés, les splendides caftans,
Les pelisses dont l'or dessine les coutures,
Les housses des chevaux, les soyeuses ceintures;
Et ces flottans débris, que la vague apporta,
Contèrent la bataille aux peuples du Delta.

Ainsi le fier Mourad, dans sa fuite hâtée,
Abandonne aux chrétiens la plaine ensanglantée,
Il s'arrête parfois: ses regards incertains
Cherchent à l'horizon ses pavillons lointains,
Et le mont sablonneux où, debout dès l'aurore,
Sa tente était si belle, au pied du sicomore:
Peut-être, en ce moment, dans le sérail d'Hellé,
Le secret de sa couche est déjà révélé,
Et, dans son propre lit, ses femmes demi-nues
Subissent sans effroi des lèvres inconnues!!!
Déchirant souvenir! Tandis que, sur ses pas,
Hurlent les Mamelucks échappés au trépas,
Lui, soumis sans murmure aux décrets du Pro
phète,
Marche comme courbé du poids de sa défaite,
Et bientôt le désert offre à ces grands débris
Son océan de sable et ses vastes abris.

Pour harceler Mourad, que sauve la fortune,
Junot va s'élancer sur la brûlante dune;
Mais la voix du tambour proclame le repos:
Alors un grenadier, vieilli sous les drapeaux,
Saisit un étendart qu'a déchiré la balle,
Et gravit de Chéops la tombe colossale:

Auf den zerstörten, sandbedeckten Stufen,
Zerbrochnen Winkeln, in die Luft hinan,
Mit kühnem Kraftschwung, hochaufathmend pflanzt
Er auf dem Gipfel das Dreifarbenbanner.
Und brausend grüßt vom Frankenlager aus
Ein dreifach Jubeln das uralte Mal.
Es war als träten alle Ptolemäen,
Das Heer zu schauen, aus den Särgen vor,
Als wärfen das zerrißne Leichentuch
Die Todten ab und kämen hergewallt
Aus ihrer Gräberstadt, [7] und säßen ernst
Auf schwarzen Steinen, in der Jüssprache
Lobpreisend unsern Sieg; es deutete
Auf Altägyptens Auferstehung Alles:
Der Himmel war tiefblau, die Luft war still,
Die Sonne schien, in feuchte Tiefen sinkend,
Dem Banner zuzulächeln, welches dort
Hoch auf der Pyramide flatterte.

Par les gradins détruits et de sable couverts,
Par les angles brisés, il monte dans les airs;
Et d'un sublime effort, tout palpitant encore,
Plante sur le sommet le drapeau tricolore.
Soudain du camp français un long frémissement
Salua, par trois fois, l'antique monument.
Vous eussiez dit qu'alors tous les rois Ptolémée
Sortaient de leurs cercueils pour voir la grande armée;
Que les morts, dépouillant un suaire en lambeaux,
Quittaient Nécropolis, la ville des tombeaux, [7]
Et, gravement posés sur des assises noires,
Dans la langue d'Isis célébraient nos victoires:
Tout de la vieille Égypte annonçait le réveil;
Le ciel était d'azur, l'air calme, et le soleil
Semblait, en s'abimant dans les gouffres humides,
Sourire à l'étendard oui flotte aux Pyramides.

Vierter Geſang.

Kairo.

CHANT QUATRIÈME.

LE CAIRE.

Inhalt.

Eine Nacht in der Wüste. — Bivouak der Armee. — Kriegerische Scenen. — Beschreibung Ägyptischer Monumente. — Anrede des Oberfeldherrn an das Heer. — Einzug in Kairo. — Aufzählung der verschiedenen Korps. — Das französische Institut. — Republikanisches Fest. — Orientalischer Gesang. — Türkisches Mahl. — Nilfest. — Die Armee schickt sich an Kairo zu verlassen. — Feldzug nach Syrien.

ARGUMENT.

Une nuit au désert. — Bivac de l'armée. — Scènes militaires. — Rondes. — Description de monumens égyptiens. — Allocution du général à l'armée. — Entrée au Caire. — Dénombrement des différens corps. — L'Institut français. — Fête républicaine. — Cantique oriental. — Repas turc. — Fête du Nil. — L'armée se dispose à quitter le Caire. — Expédition de Syrie.

Vierter Gesang.

Kairo.

Der Nächte Mantel, mählich abgerollt,
Vermengt den Erbrand mit dem Himmelsbrand,
Der Schlachtlärm schweigt, und in der Ebene
Wird wieder die tiefsinn'ge Stille Herr.
Verworr'ne Laute seltsamen Conzerts
Erheben jetzt sich langsam, und die Wüste
Horcht starr, wie in Schlaflosigkeit ein Mensch,
Der Nilabstürze fernem Wunderlied.
Der Grillen ew'ges Nachtgezirp erflicht
Dem glüh'nden Boden eine feuchte Furche,
Und aus dem Wasser flüchtend auf den Sand
Salzepyt heulend sich das lange Crocodill.
Das erste Mal zu diesen ernsten Lauten
Mischt fremder Menschen helle Stimme sich;
Der Wachten Ruf tönt übers Lager hin,
Auslöschend gleich einförmigem Geräusch,
Das mitternächtlich in der Säulenhalle
Ein Echo schwächer stets dem andern sagt.
Bei'm blassen Schein der ausgesä'ten Feuer
Entdeckt wie einen Klumpen man das Heer,
Und Krieger irrend in verwornen Gruppen.
Auf Trommeln, auf Lavetten hingestreckt,
Erzählt der wach gewöhnte Veteran
Geschwätzig seiner ersten Werke Wunder:
Wie auf dem Mont-Cenis mit einem Wink
Den Weg der junge Bonaparte schuf,
Und von den Höh'n das stolz geword'ne Heer
Hinunter auf Italiens Wonne sah.
Mit raschem Schwunge wechselnd eilen sie
Nach Lodi von Cremon', aus Mantua
Nach Mailand, immer wieder sagen sie
Die Wundermähr, wo jeder Städtenam'
Ein Siegesnam' ist; um sie liegt im Kreis
Die Cameradschaft lauschend auf das Wort

CHANT QUATRIÈME.

LE CAIRE.

Mais le rideau des nuits, lentement déroulé,
Confond avec le sol l'horizon reculé;
Le bruit de la bataille expire, et dans la plaine
Le silence pensif a repris son domaine.
Alors, les sons confus d'un étrange concert
S'élèvent lentement; l'immobile désert
Ecoute, comme un homme en sa vague insomnie,
Des cascades du Nil la lointaine harmonie;
Dans ses cris éternels, le nocturne grillon
Demande au sol brûlant un humide sillon:
Et, transfuge des eaux, sur le sable infertile
Se traine, en mugissant, l'immense crocodile.
A ces bruits solennels, pour la première fois
Des hommes inconnus mêlent leur grande voix;
Sur la ligne du camp le cri d'éveil résonne,
Et va s'éteindre au loin, comme un bruit monotone
Que, sous un long portique, au milieu de la nuit,
L'écho redit plus faible à l'écho qui le suit.
Aux rougeâtres lueurs dont la plaine est semée,
Comme une masse informe on distingue l'armée,
Et les soldats errans dans les groupes confus:
Assis sur les tambours, couchés sur les affûts,
Les vétérans conteurs, accoutumés aux veilles,
De leurs premiers travaux redisent les merveilles,
Alors qu'au Mont-Cenis, d'un geste de sa main,
Le jeune Bonaparte imposait un chemin,
Et que, du haut des monts, l'armée enorgueillie
Contemplait sous ses pieds l'éclatante Italie;
Ils passent tour à tour, dans leur rapide élan,
De Crémone à Lodi, de Mantoue à Milan,
Et répètent sans fin cette magique histoire
Où chaque nom de ville est un nom de victoire...
Cependant, autour d'eux leurs compagnons assis,

Der Feld-Homere. — So im Nachtgewand
Zeigt dieser wunderbare Bivouak
Ein europäisch Bild in Asiens Rahmen.
Oft stößt der Fuß an Säbel Afrika's.
An Turbans, mit Zechinen in den Falten;
Streithengste, blindlings irrend, herrenlos,
Durchjagen wiehernd diese dunkeln Massen.
Gefangner Mameluckten Auge blitzt
Im Hintergrunde, stumme Spieler sind's;
Und über die ringsum gedrängten Gruppen
Ragt lang und schwer der Dromedare Hals.

Indessen unsre Krieger eine Nacht
Des Sieges mit Erinnerungen verbringen,
Durchforschen and'rer steilgte Runden weit
Der stummen Wüstenei gedehnten Raum,
Besuchen stille die entfernten Posten,
Die einsam bei den alten Malen steh'n.
Der rauhen Wachten gellend Werda hallt
Im hohlen Bau der ew'gen Gräber wider.
Ganz nah beim Cheopsberge hebet sich
Auf diesen finstern Felsen, wie ein Punkt,
Ein kühner Wächter, dem die Wüstenei
Auf ihrem bleichen Grund der Grabesschwur
Gigantisch Antlitz zeigt, — und andre wandeln,
Zu wachen in der fährdevollen Nacht,
Auf eines alten Tempels Bogentrümmern;
Den ferne meint man, Schatten, geisterhaft,
Begeben einsam die Mysterien,
Wo Isispriester, alle Fackeln löschend,
Im's Grabgeheimniß weihten ein das Volk; —
Ach! Fremde sind's, die in die öden Mauern
Soldatenwachen ohne Scheu gesetzt:
Der fromme Widerhall ruft aus dem Hohl
Unheil'ge Worte mit Entsetzen aus,
Wie in den weltberühmten Tagen, als
Aegypten, unterworfen, seine Mäler
Den Kriegern des Cambyses öffnete.

Die Grenadier', in unentschiednem Lauf
Durchforschen Gänge, die die Fackel schwärzt,
Bewundern auf gestürzten Friesen lang
Das lichte Blau der Scarabäenflügel,
Die Lotusblätter, der Typhone Grau'n,
Der Decken Schmuck; sternförmige Granite.
Die Mauern, wo ein stummes Alphabet
Umsonst die zauberischen Zeichen wahrt,
Die Baubumfalteten Anubisköpfe,
Die schweren Seitenpfeiler, abgedacht,
Von deren Zwillingsstamm dreitausendjährig

Des Homères du camp écoutent les récits;
Et l'étrange bivac que la nuit enveloppe,
Dans un cadre d'Asie offre un tableau d'Europe:
Les pieds heurtent souvent les sabres africains,
Les turbans dont les plis recèlent des sequins;
Des étalons sans maître, errant à l'aventure,
Passent en hennissant parmi la foule obscure;
Vers le fond de la scène, acteurs silencieux,
Des Mamelucks captifs on voit luire les yeux,
Et sur les rangs pressés des groupes circulaires
S'allonge pesamment le cou des dromadaires.

Tandis que nos guerriers, par de grands souvenirs,
D'une nuit de triomphe occupent les loisirs,
D'autres par pelotons, dans leur ronde assidue,
Explorent du désert la muette étendue,
Et visitent, sans bruits, les postes reculés,
Sous de vieux monumens dans la plaine isolés.
Le qui-vive perçant des rauques sentinelles
Résonne dans le creux des tombes éternelles:
Près du mont de Chéops, un garde aventureux
Surgit, comme un point noir, de ces rocs ténébreux,
Où le désert lui montre à sa blanche surface
Du sphinx monumental la gigantesque face:
Et d'autres, pour veiller aux dangers de la nuit,
Errent sous les arceaux d'un vieux temple détruit;
De loin on croirait voir des ombres fantastiques
Célébrer, sans témoins, ces mystères antiques
Où les prêtres d'Isis, éteignant les flambeaux,
Initiaient le peuple aux secrets des tombeaux.
Hélas! des étrangers, dans ces murs solitaires,
Ont assis sans respect leurs postes militaires.
Le vénérable écho du fond des souterrains,
Répète avec effroi de profanes refrains,
Comme aux jours solennels où l'Égypte soumise
Ouvrit ses monumens aux soldats de Cambyse.

Déjà les grenadiers, dans leur marche indécis
Fouillent les corridors par les torches noircis:
Ils admirent long-temps, sur les frises tombées,
Le vif azur qui teint l'aile des scarabées,
Les feuilles de lotus, les farouches Typhons,
Les granits constellés qui parent les plafonds;
Les murs où vainement de muets caractères
D'un magique alphabet conservent les mystères;
Les têtes d'Anubis aux longs bandeaux plissés;
Les pilônes massifs, en talus abaissés,
Qui, depuis trois mille ans, sur leurs faces jumelles,

Herabhängt namenloser Götter Brust;
Das hallende Gestell, wo Apis brüllte,
Und jene Wundersphynxe, feierlich
Gelagert, die, am langen Eingang sitzend,
Dem Wanderer, der auf die Schwelle tritt,
Ein dunkles Räthsel scheinen vorzulegen. [1] —

Jetzt flieht der Schatten und die Zinke giebt
Das Morgenzeichen unter Helle's Palmen;
Der Franken Carawan' auf weitem Plan
Steht rüstig auf beim Schalle der Reveille.
Und Bonaparte mit der Führer Schaar,
Aus Mourads Garten wendet sich zu Roß
Dem Lager zu; er spricht, die Krieger, trunken
Von seiner Näh', umdrängen schweigend ihn:

„Kam'raden, gestern lag ein stolzer Feind
„Noch auf dem Boden, wo Ihr habt geschlafen;
„Entledigt endlich athmet auf der Nil.
„Einst, Mameluckensieger, wollen wir
„Die Fahnen, die uns Ghize's Feld erwarb,
„Mit narb'gem Arm dem Vaterlande zeigen.
„Ich bin mit Euch zufrieden! Nehmt den Dank
„Des fernen Frankreichs hin aus meinem Mund!
„Verdiente Ruhe wartet Eurer heut.
„Kairo, hülflos, rufet Euch herbei.
„Mit Jubel öffnet's Euch sein heilig Thor.
„Schirmt eine Stadt, die sich auf Treu' und Glauben
„Euch überläßt. Beschützer find' in Euch,
„Erobrer nicht, das unterworf'ne Land.
„Bedenkt's: hier herrscht ein anderes Gesetz:
„Stört ihre Sitten und Gebräuche nicht;
„Vom Frauenhaus, vom eifersüchtigen,
„Kehrt Eure Augen ab, gewöhnt das Volk
„Vor Euch zu beten: — hat Italien,
„Von uns besiegt, gesehn, wie wir den Christ,
„Den Moses ehrten, nun so lasset uns
„Den Mahomet in diesen Fernen ehren.
„Grüßt ihre Scheich's, Ulema's, Iman's; denkt,
„Wie jene kriegerischen, klugen Römer
„Den Völkern ließen jeden alten Brauch,
„Und, fromme Meinung allenthalben duldend,
„Die fremden Götter auf dem Capitol
„Den ihren beigesellten!" Spricht's und zeigt
Mit seiner Hand Kairo. Wiederholt
Wird von den Führern das Signal; und schnell,
Wie eine Schlange, regungslos bei Nacht,
Im Mittagsstrahl auf ihren Ringen gleitet,
Stellt von Colonne zu Colonne sich
Das ganze Lager, auf Kairo's Straße

Gardent les dieux sans nom aux pendantes ma
melles;
Le piédestal sonore où mugissait Apis;
Et les sphinx merveilleux, gravement accroupis,
Qui semblent, sur le seuil de la longue avenue,
Proposer au passant une énigme inconnue. [1]

Cependant l'ombre fuit: le clairon matinal
Sous les palmiers d'Hellé donne un premier signal,
Et des Français joyeux la grande caravane
S'éveille dans la plaine aux sons de la diane.
Bonaparte à cheval, de ses chefs escorté,
Des jardins de Mourad vers le camp s'est porté;
Il parle, et les soldats, qu'enivre sa présence,
Pour entendre sa voix se pressent en silence:

„Compagnons, hier encore un superbe ennemi
„Campait sur le sol même où vous avez dormi.
„Le Nil respire enfin libre de ses despotes:
„Vainqueurs des Mamelucks, à nos compatriotes
„Nous montrerons un jour, d'un bras cicatrisé,
„Les étendards conquis aux plaines de Ghizé.
„Je suis content de vous; ma voix reconnaissante
„Vous félicite au nom de la patrie absente!
„Un repos mérité vous attend aujourd'hui;
„Le Caire sans défense, invoquant votre appui,
„Vous ouvre avec transport son enceinte sacrée:
„Respectez une ville à votre foi livrée;
„Que l'Égypte soumise, au milieu de vos rangs,
„Trouve des protecteurs et non des conquérans;
„Songez que d'autres lois gouvernent ces rivages.
„Gardez-vous de troubler leurs moeurs et leurs
usages;
„Détournez vos regards de leurs sérails jaloux;
„Accoutumez le peuple à prier devant vous;
„Et puisque l'Italie, à nos armes soumise,
„Nous a vus respecter Jésus-Christ et Moïse,
„Honorons Mahomet dans ces lointains climats;
„Saluez leurs Imans, leurs Cheiks, leurs Ulémas.
„Songez que les Romains, guerriers et politiques,
„Laissaient aux nations leurs coutumes antiques,
„Et, tolérant partout des préjugés pieux,
„Aux dieux du Capitole associaient leurs dieux."
Il a dit, et sa main a désigné le Caire:
Les chefs vont répétant le signal militaire.
Soudain, comme un serpent dans la nuit engourdi
Glisse sur ses anneaux aux rayons du midi,
Tout le camp, rassemblé de colonne en colonne,
Sur la route du Caire en ordre s'échelonne.

In Stufen auf; in Marsch setzt sich das Heer,
Die ersten Fähnlein rühren an die Bogen
Des Nilthors, und Kairo's ganzes Volk
Hat vor dem Morgenroth sich aufgemacht,
Hat nicht gewartet, bis vom Thurm das Lied,
Der blinden Musseins angesagt den Tag.
Auf Hassans ungeheurem Dom, auf weit
Im Raum zerstreuten, hohen Minareten,
Auf Häuserdächern, flach und abgestuft,
Auf schwanken, blüthumflochtenen Balkonen
Zeigt dreimalhunderttausend farbiger
Turbans belebte Mosaik, vom Blau
Des Himmels überwölbt, den blendenden,
Den zauberischen Anblick unserm Heer.
Es ziehet ein; der Trommel fernes Rollen,
Die Silberschellen ind'schen Glockenspiels,
Posaunen, Hörner, Cymbeln lauten Klangs
Regieren den Triumphmarsch unsrer Schaaren.
Entzückt und furchtlos schaut der Muselmann
Des Westens Krieger, andern Glaubens Kinder;
Sie schreiten Schaar um Schaar; der Haufe zählt
Die dichten Reihen unter'm schweren Thor.
Der mächtige Dragoner kommt zuerst,
Vom schwarzen Roßschweif seinen Helm beschattet;
Nach ihm vorüber in gedrängten Reih'n
Ziehn rasche Jäger, deren Säbel klirrt;
Husaren unter bunten Silberborten,
Und jene stolzen Kanoniere, die
Noch gestern, das Geschick der Schlacht entscheidend,
Den Eisenhagel hin und her auf's Heer
Der Mameluken fliegend richteten.
Der Reiterei folgt staubig Fußvolk nach,
Gewehr in Arm, mit regelrechter'm Schritt;
Arcoli's Banner zeichnet seine Farben
Mit rundem Heil'genschein auf ihrer Stirn;
Und trotzig zeigen die Republikaner
Den abgenutzten blauen Schlachtenrock.
Und es verdoppelt, zahllos bei dem Thor
Versammelt, seiner Stimme Hall der Haufe:
„Schaut, schaut! den Abgesandten Gottes, schaut!
„Der Sultan Kebir ist's! der Herr des Feuers!“
Und es erscheinet Bonapart', um ihn
Die Führer, die, ihr edles Haupt erhebend,
Beschauen ihrer Siege Frucht; erstaunt
Von ihrem Ruhm, bewundern lange sie
Die Stadt des Ostens, mit den hohen Domen;
Nur Er allein betrachtet unerstaunt
Ersiegter Stadt vorhergeseh'ne Schau.
Zuweilen leiht er einer Gruppe, die
Ihm folgt, das Ohr, und pflückt die Frucht gelehrten

Ainsi marche l'armée, et ses premiers drapeaux
De la porte du Nil effleurent les arceaux;
Tout le peuple du Caire a devancé l'aurore;
Il n'a pas attendu que, sur la tour sonore,
Les aveugles Musseins aient annoncé le jour;
Sur le dôme d'Hassan à l'immense contour,
Sur les hauts minarets élancés dans l'espace,
Sur les toits des maisons aplanis en terrasse,
Sur les frêles balcons, d'où s'échappent des fleurs,
Trois cent mille turbans aux brillantes couleurs,
Sous l'azur d'un beau ciel mosaïque animée,
De leur aspect magique éblouissent l'armée;
Elle entre: des tambours les roulemens lointains,
Les pavillons de l'Inde aux grelots argentins,
La trombone, le cor, l'éclatante cymbale,
Règlent des bataillons la marche triomphale.
Les Musulmans ravis contemplent sans effroi
Ces soldats d'Occident, enfans d'une autre loi;
Ils passent tour à tour, et la foule attentive
Compte leurs rangs pressés sous la porte massive.
Ombragés des crins noirs qui parent leurs cimiers,
Les dragons imposans se montrent les premiers;
Plus loin, on voit passer, en épaisse colonne,
Les rapides chasseurs dont le sabre résonne,
Les hussards diaprés de brandebourgs d'argent,
Et ces fiers artilleurs qui, d'un vol diligent,
La veille encor, fixant le sort de la bataille,
Sur les rangs mamelucks promenaient la mitraille.
Les poudreux fantassins suivent les cavaliers:
Ils marchent l'arme au bras, à pas plus réguliers;
De sa triple couleur, le saint drapeau d'Arcole
Arrondit sur leurs fronts l'éclatante auréole,
Et les Républicains montrent, enorgueillis,
Leurs uniformes bleus que la guerre a vieillis.
Mais l'innombrable foule, aux portes rassemblée,
Frappe les airs émus de sa voix redoublée:
„Le voilà! le voilà! c'est l'envoyé de Dieu!
„C'est le sultan Kébir! c'est le maître du feu!“
Bonaparte paraît; levant leur noble tête,
Ses chefs autour de lui contemplent leur conquête;
Étonnés de leur gloire, ils admirent long-tems
La ville orientale aux dômes éclatans,
Et lui seul, entre tous, regarde sans surprise
Le spectacle prévu d'une ville conquise:
Parfois prêtant l'oreille au groupe qui le suit,
D'un savant entretien il recueille le fruit.

Gesprächs; an ihrer ernsten Haltung kennt
Das Auge bald die Weisen der Armee:
Harmlose Krieger sind's, gebeugt vom Sinnen;
Ein kühner Trieb hat sie von Frankreich weg
In diese stürm'sche Wüste hingestoßen;
Wie Archimedes mitten im Gefecht
Bewahren sie einsamen Geistes Ruh'.
Dem Enkel nennen wird Euch die Geschichte,
Monge, Fourier, Dupuis, Geoffroy, Conté,
Denon![2] ihr Sendlinge des Instituts,
Rührende Colonisten, Stützen ihr
Des jungen Heldengeists, die ihr die Künste
In einen lichten Bündel einigend,
Die Wissenschaft an ihre Wiege führtet,
Des kühnen Führers friedliches Geleit.
Man glaubte wieder auf dem alten Boden
Zu schauen die gelehrten Wanderer,
Die an sein irrend Schicksal Alexander,
Bescheidne Welterob'rer, fesselte,
Als auf dem dürren Sand der junge Held
Denkmale sä't' und Städte gründete.
Derweil ziehn die Soldaten, Ruhe-dürstend
Mit raschem Schritt vorüber, und ihr Strom,
Durch wimmelnder Quartiere Labyrinth
Ergossen, füllt Elbekie's Zirkelrund.
Und Abends, als der Musseins lärmender
Gesang die Gläub'gen zum Gebete rief,
Beschatteten, ins Banner des Propheten
Gemischt, die Frankenfahnen der Moschee
Gethürmten Gipfel, und geadelt ward
Des Nilknechts Turban durch der Freiheit Band.

Die Sonne stieg zum zwölftenmal empor,
Seit in Kairo's Mauern Frankreichs Schutz,
Des alten Divans Rechte neu begründend,
Mit unserem Gesetz das Land beglückt.
Es ist der Tag, wo mit gefangnen Wassern
Der ungeduld'ge Nil das Ufer drängt,
Und, seiner Schleussen Widerstand erschütternd,
Mit feuchtem Schatz verbranntem Felde naht.
Am selben Tage will sein Freiheitsfest
Das Heer am afrikan'schen Ufer feiern;
Zwei Völker, die ein Brüderbund vereint,
Soll diese Feier inniger verbinden;
Der Tag erwacht, es kündet das Geschütz
Dem Muselmann das Doppelfest im Jahr;
Der Held, vor einem Volk, das strömend naht,
Hat den Pallast verlassen und erscheint:
Aga's und Scherifs, ernsten Angesichts,
Des Divans Greise, die das Volk verehrt,
Der Friedensstifter Cadi, strenge Priester,

L'œil reconnait d'abord à leur grave attitude
Les sages de l'armée inclinés par l'étude,
Soldats inoffensifs qu'un instinct courageux
A poussés de la France au désert orageux,
Et qui, tels qu'Archimède, au sein de la mêlée,
Gardent leur esprit calme et leur ame isolée.
L'histoire à nos neveux redira votre nom,
Monge, Fourier, Dupuis, Geoffroy, Conté, Denon,[2]
De l'Institut français touchante colonie!
Vous qui du jeune chef secondiez le génie,
Et, liant les beaux-arts en lumineux faisceau,
Rameniez la science à son premier berceau;
D'un chef avantureux cortège pacifique!
On eût cru voir encor sur cette terre antique
Ces doctes voyageurs, modestes conquérans,
Qu'Alexandre attachait à ses destins errans,
Quand ce jeune héros, sur des sables stériles,
Semait des monumens et bâtissait des villes.
Cependant les soldats, avides de repos,
D'un pas précipité défilent, et leurs flots
Des quartiers populeux perçant le labyrinthe,
Inondent d'Elbékié la circulaire enceinte.
Le soir, quand les Musseins, dans leurs versets bruyans,
A la prière sainte appelaient les croyans,
Les drapeaux francs, mêlés aux drapeaux du Prophète,
De la haute mosquée ombragèrent le faîte,
Et de la liberté le glorieux ruban,
Des esclaves du Nil ennoblit le turban.

Douze fois le soleil avait lui sur le Caire,
Depuis que dans ses murs la France tutélaire,
De l'antique Divan rétablissant les droits,
Associait l'Égypte au bienfait de nos lois.
C'est le jour de l'année où, de ses eaux captives,
Le Nil impatient presse les hautes rives,
Et, de la fort écluse ébranlant les ressorts,
Promet aux champs brûlés ses limoneux trésors;
L'armée, au même jour, sur la rive africaine,
S'apprête à célébrer l'ère républicaine;
Elle veut resserrer dans un jour solennel
Des deux peuples unis le pacte fraternel;
Le jour luit: du canon le signal militaire
Annonce aux Musulmans le double anniversaire;
Aux yeux de tout un peuple à longs flots accouru,
Sorti de son palais, le héros a paru:
Les Agas, les Chérifs au visage sévère,
Les vieillards du Divan que le peuple révère,
Le Cadi pacifique et les graves Imans,

Der Muphti, angethan mit frommem Schmuck,
Die Scheiks, die Emirs mit geneigtem Haupt —
Langsam begleiten sie des Schicksals Mann,
Und überschwemmen, von des Heeres Führern
Mit Pracht gefolgt, den Vorhof der Moschee.
Sie sind herein: und unter'm alten Dach
Stimmt an der würd'ge Muphti solches Lied:

Ehre sey Kebir, dem Sultan des Feuers,
Mourad, er weine, sein Ruhm ist vermehrt;
Alle, vereinigt am selbigen Orte,
Feiert dasselbige Fest mit Gebet;
Gott und kein andrer ist Gott in dem Himmel,
Mahomet aber, er ist sein Prophet.

Allah verharrt nicht im ewigen Zorne:
Flehest ihn an du nach heiligem Brauch,
Siehe, so wirkt er dem Knechte, dem Armen;
Unsere Feinde zerstreute sein Hauch!
Lob ihm und Ehre! die heiligen Hallen
Füllt mit wollichtem Dufte der Rauch!

Mein ist dieß Haus, spricht der Herr, denn mein Säbel
Schirmt's, mein Gesetz ist die Stütze dem Heerd;
Darum verhorst' ich die feindlichen Völker:
Gott hat den mächt'gen Besitz mir bescheert;
Du bist, Aegypten, mein Garten; die Tränke
Bist du, o Nil, für mein dürstendes Pferd.

Noch triumphirt er am Morgen; am Abend
Septest du dich in sein goldenes Zelt,
Kebir, an Größe du gleich Pyramiden,
Weil sich dein Engel gesellt in das Feld.
Und mit der doppelten Schneide des Schwertes
Jagte die Bösen zur Wüste der Held.

Ehre sey Kebir, dem Sultan des Feuers,
Mourad, er weine, sein Ruhm ist vermehrt!
Alle, vereinigt am selbigen Orte,
Feiert dasselbige Fest im Gebet!
Gott und kein andrer ist Gott in dem Himmel,
Mahomet aber, er ist sein Prophet!

So sang sein Mund; des Muselmannes Hymne
Flog aus dem Tempel bis zum Mokatan.
Doch unser Held, berechnender Eroberer,
Betrachtet kalt ein wahnerfülltes Volk,
Das, unsern Kriegern beigemischt im Tempel,
Zum blinden Werkzeug seiner Plane dient.

Le Muphti revêtu de pieux ornemens,
Les Cheiks et les Émirs aux têtes inclinées,
Escortent lentement l'homme des destinées,
Et, des chefs de l'armée avec pompe suivis,
De la grande mosquée inondent le parvis;
Ils sont entrés; alors sous la coupole antique,
Le Muphti vénérable entonne ce cantique:

Gloire à Kébir, sultan du feu;
Que Mourad pleure sa défaite!
Réunis dans le même lieu,
Célébrons tous la même fête;
Il n'est pas d'autre Dieu que Dieu,
Et Mahomet est son prophète.

Allah ne garde point un éternel courroux:
Sur l'esclave et le pauvre il jette un oeil plus doux,
Quand sa puissance est invoquée;
Son souffle a dissipé nos ennemis puissans;
Que béni soit son nom! qu'un nuage d'encens
Parfume la grande mosquée!

Le Mameluck a dit: Ce palais est à moi;
Protégé par mon sabre, appuyé sur ma loi,
J'insulte aux nations rivales;
Dieu lui-même a créé ces lieux pour mon pouvoir;
L'Égypte est mon jardin, le nil est l'abreuvoir
Qui désaltère mes cavales.

Il triomphait encore au matin; et le soir,
Sous ses pavillon d'or, Kébir, tu viens t'asseoir,
Aussi grand que les Pyramides;
Ton archange saisit le glaive aux deux tranchans,
Et dans le grand désert il chassa les méchans
Comme des gazelles timides.

Gloire à Kébir! sultan du feu!
Que Mourad pleure sa défaite!
Réunis dans le même lieu,
Célébrons tous la même fête;
Il n'est pas d'autre Dieu que Dieu,
Et Mahomet est son prophète.

Ainsi chantait la voix; l'hymne mahométan
Volait du saint parvis au pied du Mokatan;
Mais le héros français, conquérant politique,
Contemple froidement la foule fanatique,
Qui, mêlée aux soldats sous les portiques saints,
Sert d'instrument aveugle à de vastes desseins.

Er geht, und sein andächtiges Geleite
Folgt ihm zum dichtumlagerten Pallast.

Hier schließt ein Kreis von Divanshäuptern sich,
Von Aga's, Cadi's, um die Frankenführer,
Und staunt ob eines Festes Orients-Pracht.
Vor jeden Gast stellt pünktlich man den Trank,
Den frommen, den der Koran ihm erlaubt;
Den fetten Pilau, den der Safran färbt,
Den kräft'gen Citronat, die duft'ge Traube,
Am Ibuncee-Weinstock reif gebrannt,
Der heißerwachs'nen Palme Heimathsfrucht,
Sorbet, das martig am Cristalle klebt;
Und während nach uraltem Brauch der Türke
Mit Wohlgerüchen Bart und Antlitz neyt,
Und auf die Stirn der heiße Caffee, den
Ein Sclav' herbeibringt, Heiterkeit ergießt:
Wird von Aegyptens leichten Bayaderen,[3]
Mit aufgelöstem Haar, im dünnen Kleid,
Der Mohrenpaute Glockenring geschüttelt,
Und anmuthsvoll der Leib im Tanz gewiegt.
Die Stimme, liebevoll und liederreich,
Besingt die Wollust unter Asiens Himmel:
Des Athems Flug, der Glieder Schauer malt
Die Raserei der Sinne sonder Scheu,
Bis endlich ihre weiche Stellung ganz
Die süße Müdigkeit der Lust verräth,
Der Shawl gehorsam, hoch vom Arm gehalten,
Den schmalen Leib, den nackten Busen preßt;
Die Wange flammt, ihr Auge sprühet Funken,
Ein warmer Schweiß durchrieselt ihr Gewand;
Und ihrem üpp'gen Leib, vom Tanz erregt,
Entströmet wollustvoller Düfte Hauch.

So fließt die Zeit in Festen hin; doch draussen
Verlangt die ungeheure Menge laut
Den segensreichen Augenblick, wo flieht
Aus seinem Bett soll der gefang'ne Nil.
Dem neuen Fest steht Bonaparte vor,
Er geht zum Khalig, wo das Volk ihn ruft,[4]
Ans Ufer hin, wo tosend mit der Fluth
Der Strom am Damme der Canäle rüttelt.
Nie, seit der Urzeit, schöner war der Nil
An diesem Strand erschienen, den er neyt.
Es rief das Volk: „Dem Sohn des Westens Ehre!
„Des Niles Fülle mehrt er unsrem Land!"
So sprach's. Der Held, auf einer Säule stehnd,
Die seinen Weg dem Wogenschwall bezeichnet,
Winkt mit der Hand — und sieh! die Schleusse fällt,
Dem schlamm'gen Wasser gibt sie breite Straße;

Il sort de la mosquée, et le dévôt cortége
Le suit à son palais que tout un peuple assiége.

Là, les chefs du Divan, les Agas, les Cadis,
Autour des chefs français en long cercle arrondis,
Admirent d'un festin la pompe orientale;
Devant chaque convive avec ordre on étale
Les salubres boissons que permet le Coran;
Puis, l'onctueux pilau coloré de safran,
Le cédrat savoureux, la grappe parfumée
Que jaunit le soleil sur les ceps d'Ibuncée,
Le doux fruit du palmier tiède du sol natal,
Et le moelleux sorbet qui ternit le cristal.
Et pendant que les Turcs, suivant l'antique usage,
Inondent de parfums leur barbe et leur visage,
Que le café brûlant par l'esclave apporté
Sur le front du convive épanche la gaité,
Les Almés, de l'Égypte agiles bayadères,[3]
Aux longs cheveux flottans, aux tuniques légères,
Secouant les grelots des mauresques tambours,
De leurs corps gracieux dessinent les contours.
Leur amoureuse voix, féconde en poésie,
Chante la volupté sous le soleil d'Asie;
Leur souffle plus hâté, leurs membres frémissans,
Expriment sans pudeur le délire des sens,
Jusqu'au moment suprême où leur molle attitude
Annonce du plaisir la douce lassitude;
Le schall obéissant, dans leurs bras soutenu,
Serre leur taille souple ou presse leur sein nu;
La flamme est sur leur teint, leur regard étincelle,
Une tiède sueur sur la gaze ruisselle,
Et de leur corps lascif, par la danse excité,
S'exhalent des parfums empreints de volupté.

Au milieu des festins ainsi l'heure s'écoule.
Cependant au dehors une innombrable foule
Demandait à grands cris le moment fortuné
Où doit fuir de son lit le Nil emprisonné;
Bonaparte préside à la fête nouvelle;
Il paraît au Khalig où le peuple l'appelle,[4]
Sur la rive où, roulant ses mugissantes eaux,
Le grand fleuve ébranlait la digue des canaux.
Jamais le Nil, depuis le vieil âge du monde,
N'avait paru plus beau sur ces bords qu'il inonde;
Et le peuple disait: „Gloire au fils d'Occident,
„Qui donne à notre Égypte un Nil plus abondant!"
Il disait; le héros; debout sur la colonne
Qui marque la chaussée où la vague bouillonne,
Faisant tomber l'écluse au signal de sa main,
A l'onde limoneuse ouvre un large chemin;

Und ungeduldig wallend auf den Sand
Ergreift sein weißes Eigenthum der Strom;
Und in den Schooß des lechzenden Gelándes
Eindringend, stößt er einen Ocean
Ins ungeheure Becken, die Arcaden
Der alten Wasserleitung fliegt er durch,
Bespült der fernen Male Colonnaden;
Es ist, als wollt' er tragen seinen Schlamm
Von Cheops' Grabe bis zu Ammons Sand.

Und alsbald in das neugeschaffne Meer
Sticht eine Barke mit dreifarb'ger Fahne,
Die Arme himmelwärts, durchfurcht zuerst
Der weise Oualy [5] die stolze Fluth.
Ein ganzes Volk begrüßt auf langen Kähnen
Mit Scheu den väterlich gesinnten Strom;
Stolz, in dem Segenspfade hinzuschwimmen,
Benetzen alle Händ' und Angesicht
Mit heil'gem Naß; die Frauen, Fruchtbarkeit
Erhoffend, streuen fromme Steuer ein:
Gewobnes Linnen, Locken ihres Haars,
Wirft in den Nilschaum unter Flehn die Hand.
Jetzt hat der Schatten, der die Dämmerung
Auslöscht, der Wüste letzte Höhn geschwärzt;
Kairo geht in seiner Hülle schlafen;
Die Menge strömet in der Mauern Ring.
Ihr Schicksal überläßt sie Frankreichs Kriegern,
Und ew'gen Friedens Hoffnung nähret sie.
Weh! diese Nacht noch, in des Schlafes Stunde,
Zum Rath vereiniget, bereiten schon,
Auf heimlich angelangter Kunde Wort,
Die Frankenführer ein Geheimniß vor.
Man flüstert, Mourad, jeden Tag verstärkt,
Zu einem Freundesvolke flüchtend, berge
In seinem Schooß das Mißgeschick, und sehen,
Der Zeltnomaden Stämme sammelnd, nennt'
Er, seiner Niederlage Flecken tilgend,
Um Boulak, seinen Pallast, [6] wo der Christ
Jetzt lagre, neu mit ihnen zu erobern.
Man sagt, daß Nelson seines Heeres Arm
Idume's trotzigem Pascha leihen will;
Daß in Alepp', in Ptolemais schon
Des Selim grimme Spahis eingedrungen;
So eil' ein dreifach Heer, in Einem Tag
Die Pyramidenschmach zu rächen, her.
Es drängt die Zeit, und mit des Morgens Roth
Wird schon das Heer der wache Tambour wecken.
Die Einen dringen zu dem Isthmus vor,
Dem wilden, der von seinem Doppelufer
Zwo Meere leuchten sieht; auf Mourad Bey
Die Schritte leitend, bis zu Lucors Feld

Tout-à-coup débordé sur la brûlante arène,
Le fleuve impatient envahit son domaine.
De la terre altérée il pénètre le sein,
Pousse un vaste océan dans l'immense bassin,
Et, du vieil aqueduc franchissant les arcades,
Des monumens lointains baigne les colonnades;
On dirait que le Nil va porter son limon
Du tombeau de Chéops jusqu'aux sables d'Ammon....

A l'instant, une barque au drapeau tricolore
Fend l'océan nouveau que l'homme a fait éclore;
Et le sage Oualy, les bras levés aux cieux, [5]
Sillonne le premier ces flots victorieux.
Tout un peuple, porté sur de longues nacelles,
Salue avec respect les ondes paternelles;
Tous, fiers de parcourir ces fertiles chemins,
Lavent des saintes eaux leur visage et leurs mains;
Les femmes, dans l'espoir de devenir fécondes,
De leurs pieux tributs enrichissent les ondes;
Et les tissus de lin, les tresses de cheveux,
Sur l'écume du Nil volent avec leurs vœux.
Mais l'ombre, qui du jour éteint le crépuscule,
A noirci du désert le dernier monticule;
Le Caire va dormir sous ses voiles obscurs;
La foule a repeuplé l'enceinte de ses murs,
Et, livrant son destin aux soldats de la France,
D'une éternelle paix entretient l'espérance.
Hélas! cette nuit même, aux heures du sommeil,
Les généraux français réunis en conseil,
Au bruit d'une nouvelle en secret annoncée,
D'un plan mystérieux ont conçu la pensée.
On a dit que Mourad, chaque jour raffermi,
A caché son désastre au sein d'un peuple ami,
Et que, pour réparer sa défaite éclatante,
Ralliant les tribus qui vivent sous la tente,
Il vient reconquérir, aidé de ces soutiens,
Son palais de Boulak où campent des chrétiens; [6]
On a dit que Nelson va prêter son armée
Au féroce Pacha qui règne en Idumée;
Que du sultan Selim les farouches Spahis
Sont entrés dans Alep et dans Ptolémaïs,
Et que la triple armée avance, à pas rapides,
Pour venger en un jour l'affront des Pyramides.
Le tems presse, et demain le vigilant tambour
Réveillera l'armée aux premiers feux du jour;
Les uns s'avanceront vers cet isthme sauvage
Qui voit luire deux mers sur son double rivage;
Dessix, sur Mourad-Bey dirigeant son essor,

Steigt Desair an des Nils Gestad' hinan,
Die Andern tragen ihre Banner weit
Von Memphis weg, dem zweiten Vaterland,
Gen Syrien; für sie wird Bonaparte
Tief in der Wüsteney bewegtem Sand,
Vom Wind verwehte Straßen wieder öffnen.
Den Beduinen, im Nomadenzelt
Wird solcher neue Kreuzzug bald erscheinen,
Und auf Tyrs Felsen hört des Fischers Ohr
In Joppe's Richtung hallen das Geschütz.

Remontera le Nil jusqu'aux champs de Luxor;
D'autres, loin de Memphis, leur nouvelle patrie,
Vont porter leurs drapeaux à travers la Syrie;
Bonaparte, pour eux, dans le désert mouvant,
Rouvrira des chemins, effacés par le vent.
Aux Bédouins étonnés, sous leurs tentes nomades,
Bientôt apparaîtront ces nouvelles croisades;
Et le pêcheur, debout sur les rochers de Tyr,
Entendra vers Joppé le canon retentir.

Fünfter Gesang.

Die Wüste.

CHANT CINQUIÈME.

LE DÉSERT.

Inhalt.

Abmarsch des sortischen Heeres. — Die große Wüste — Der Durst. — Die Cisternen. — Das Blendwerk in der Wüste. — Niedergeschlagenheit der Soldaten. — Worte Bonaparte's. — Der Simoun. — Ankunft in Syrien. — Desaix in Hochägypten. — Eroberte Denkmale. — Der Thierkreis von Denderah.

ARGUMENT.

Départ de l'armée de Syrie. — Le grand désert. — La soif. — La citerne. — Le mirage. — Abattement des soldats. — Paroles de Bonaparte. — Le Simoun. — Arrivée en Syrie. — Desaix dans la Haute-Egypte. — Monumens conquis. — Le zodaique de Denderah Tentyris.

Fünfter Gesang.

Die Wüste.

Der Kern des Heers theilt in fünf Theile sich:
Ein jeglichs buhlt um dieses Abentheuer,
Allein der Führer wählt zur größten Müh'
Die Veteranen sich, die eisernen,
Die Menschen ohne Gleichen, welche leicht
Und fröhlich unter ihrer Waffen Wucht
Mit Muth erdulden, fallen ohne Laut.
Lannes, Bon, Reynier sind an ihrer Spitze,
Und Kleber, der der Wund' uneingedenk',
Aus Alexandrien zuletzt erschienen,
Beschließt des Fußvolks mächt'ge Schaar; an ihn
Reiht Murat sich und sein Dragoner an.
Es folgt der Kanoniere Wagenburg.
Die hallende, dann mit dem Mundbedarf
Die Dromedare, nüchterne Bewahrer,
Gehn auf dem wohlbekannten Sand einher.
Noch einen Abschied gönnen unsre Krieger
Kairo's Kuppeln, fernen Minarets;
Doch bald verschwimmt im weiten Horizont
Die Stadt vor ihnen, und die Wüste kommt.

O fahle Wüste, wo der Mensch nur lebt!
Endloser Kreis, des Centrum überall!
Da ist kein frisches Thal, wo Wellenhügel
Sich schmiegen an der Säulenhallen Rest;
Kein grüner Schirm, wo unter ehrnem Himmel
Beim Quellgemurmel schläft ein Pilgersmann.
Hier herrscht mit seinem Grau'n das stumme Nichts!
Nur selten, einzeln auf dem Plan, erscheint
Ein Palmbaum, dessen letzte Knoten Sand
Umschließt, und dorn'ge Feigensträuche nur.
Und Blöcke, starrend aus den bleichen Haiden,
Sind Schaarwegweiser, unbewegliche.
Oft sieht am flachen Horizonte hin

CHANT CINQUIÈME.

LE DÉSERT.

L'élite de l'armée en cinq corps se partage;
Tous ont brigué l'honneur d'un périlleux voyage;
Mais le chef a choisi, pour les plus grands travaux,
Ces vétérans de fer, ces hommes sans rivaux,
Qui, joyeux et légers sous le poids de l'armure,
Souffrent avec courage, et tombent sans murmure.
A leur tête ont paru Lannes, Bon et Reynier;
Kléber, d'Alexandrie arrivé le dernier,
Oubliant par devoir sa blessure récente,
Ferme des fantassins la colonne puissante:
Puis s'avancent au pas Murat et ses dragons,
Les bruyans artilleurs, aux sonores fourgons;
Et des vivres du camp, sobres dépositaires,
Sur un sable connu marchent les dromadaires.
Quelque tems nos soldats adressent leurs regrets
Aux coupoles du Caire, aux lointains minarets;
Mais bientôt à leurs yeux, dans l'horizon immense,
La ville disparaît, et le désert commence

Solitude infertile, où l'homme est seul debout!
Cercle démesuré, dont le centre est partout!
Là, point de frais vallons où l'onde des collines
D'un portique détruit caresse les ruines;
Point de ces verts abris où, sous un ciel d'airain,
Au murmure des eaux, s'endort le pélerin.
Du néant taciturne effroyable domaine!
L'œil distingue parfois, isolé dans la plaine,
Un palmier dont le sable étreint les derniers nœuds;
Des buissons de nopals, aux rameaux épineux,
Et les blocs qui, debout sur ces blanches savanes,
Immobiles signaux, guident les caravanes.
Souvent on voit passer, sur l'horizon uni,

Ein schwerer Strauß mit langem, kahlen Hals,
Gemischt in flüchtiger Gazellen Trupp
Entfernt er sich, den müden Flügel regend;
Man meint, ein Araber zu Roß von fern
Flieg' auf dem offnen Boden durch die Wüste.
Nachdenklich in der Einsamkeit vergaß
Der Märsche heitre Stimmung der Soldat.
Wo ist die Zeit, als auf den frischen Furchen,
Zum Tessin von der Etsch die frohen Reih'n
Die Kriegeshymn' ins Schelmenliedchen mischten,
Und singend in Italien pilgerten,
Wo in dem farbenvollen, hellen Garten
Das Schlachtfeld immer war ein Blumenfeld?
So denkt der Hause, doch entsagungsvoll
Folgt er dem vorgeschriebnen Weg der Wüste;
Die jungen Krieger suchen vorn, zu Fuß,
In Veteranenreihen ihren Führer;
Der erste geht er; sein dreifarb'ger Busch
Glänzt dem Soldaten wie das Meteor,
Das in der alten Wüst', im Dunkel, einst
Israel zum gelobten Lande zog.
So gehen auf der nackten Ebene
Die Bataillone langsam steten Gang
Und haben zwölfmal unter Feindeshimmel
Geschlafen schon in ihrem sand'gen Bett.
Doch bald erscheint das Jammerbild, der Hunger,
Die Qual des Pilgers, der sein Reich verstört,
Er kömmt und zeiget dem entsetzten Blick
Die bleiche Zunge, den entfleischten Arm.
Umsonst sucht heilsam Wasser der Soldat:
Des Durstes Fieber brennt in seinen Adern;
Der schnelle Hauch, der aus der Flank' ihm weht,
Regt jedesmal das glühende Sandkorn auf;
Vergebens preßt ein banger Durst die Schläuche
An der Kameele Seiten aufgehäuft,
Und Feuchtigkeit erfrischend, streckt tief
In heißen Sand die Renner ihre Nüstern.
Manchmal jedoch entdeckt das Dromedar,
Das eilig schreitende, den kühlen Brunnen,
Den salzigen Behälter, welcher sich
Dem Wandrer, einem engen Becher gleich,
Der in der Wüste ward vergessen, beut.
Da stürzen, Heerden gleich, die schreiend sich
Ins Quellenthal aus heißer Ebne werfen,
Mit Fußvolk untermischte Reiter schnell
Dem lauen Becken zu, sie tauchen sich
Mit ihren Kleidern ein, und löschen endlich
Im Wasserschwall die Kohlenglut der Brust.
Ach! Kameraden, langsam angestrengt,
Halbtodt sich schleppend an den feuchten Rand,
Erfleh'n umsonst nur einen Tropfen vom

Une autruche pesante, au long cou dégarni,
Qui, mêlée aux troupeaux des agiles gazelles,
S'éloigne en fatiguant ses impuissantes ailes;
On croirait voir de loin, sur le sol découvert,
Un Arabe à cheval qui fuit dans le désert.
Et les soldats, rêveurs dans ces lieux solitaires,
Oubliaient la gaîté des marches militaires.
Qu'est devenu ce tems où sur de frais sillons,
De l'Adige au Tésin, leurs joyeux bataillons,
Mêlant l'hymne de guerre aux airs de la folie,
Traversaient en chantant la riante Italie,
Beau jardin, tout paré d'éclatantes couleurs,
Où les champs de bataille étaient des champs de fleurs?
Ainsi pense la foule, et pourtant résignée,
Elle suit du désert la route désignée,
Et les jeunes soldats cherchent aux premiers rangs
Leur jeune chef, à pied, parmi les vétérans;
Il marche le premier: son plumet tricolore
Brille aux yeux des soldats comme ce météore
Qui, dans ces vieux déserts, sous un ciel ténébreux,
Vers les vallons promis entraînait les Hébreux.
Ainsi les bataillons, sur une plaine nue,
Poursuivent lentement leur marche continue;
Et déjà les soldats, sous un ciel ennemi,
Dans leur lit sablonneux douze fois ont dormi.
Mais bientôt la disette, effroyable fantôme,
Fléau des pélerins qui troublent son royaume,
Arrive en étalant, à leurs yeux consternés,
Et sa langue livide et ses bras décharnés.
Le soldat cherche en vain des ondes salutaires;
La fièvre de la soif embrase ses artères,
Et le souffle rapide, exhalé de ses flancs,
Aspire chaque fois le sable aux grains brûlans;
Sur le flanc des chameaux les outres entassées,
Par l'importune soif vainement sont pressées,
Et les coursiers, cherchant l'humidité des eaux,
Dans l'arène embrasée enfoncent leurs naseaux.
Quelquefois cependant, l'instinct du dromadaire
Hume, en pressant le pas, le puits qui désaltère,
Saumâtre réservoir au voyageur offert,
Comme une coupe étroite oubliée au désert;
Pareils à ces troupeaux qui des plaines brûlées
Accourent en brâmant aux sources des vallées,
Les légers cavaliers, mêlés aux fantassins,
Précipitent leurs pas vers ces tièdes bassins,
S'y plongent tout vêtus, et d'une onde abondante
Éteignent le brasier de leur poitrine ardente.
Hélas! leurs compagnons, qui par de lents efforts,
Mourans, se sont traînés vers ces humides bords,
Sollicitent en vain, pour leur bouche flétrie,

Versiegten Quell sich für den dürren Mund!
Ihr Finger preßt am schwarzen Schlamm, ein Rest
Von Feuchtigkeit erfrischet ihre Lunge.
Doch Andre, preis gegeben wilder Wuth,
Erwürgen die Kameele, die Genossen
Der Reise; von Verzweiflung aufgeklärt,
Erspähen sie mit geiz'ger Hand im Grund
Des blut'gen Eingeweids den Vorrath sich.

Da hallt ein Freudenjubel in die Luft,
Und führet Hoffnung in das Herz zurück:
Denn, siehe! den erstaunten Wanderern
Entrollt im Osten sel'gen Schirm die Wüste;
Ein unermeßliches Oasenland
Hebt sich aus fernem Nebel: frische Thäler
Mit feuchten Quellen, funkelhelle See'n,
Jasminenlauben steigen auf am Rande
Vom sand'gen Weg. Willkommen, schönes Land!
Du blumenüberstr'ter Inselstrand,
Du Vase, voll von Idumäa's Duft!
Der Führer mit den irrenden Soldaten
Wie werden sie in deinem duftgen Holz
Sich Pfade bahnen und am Blumenrand
Von Wasserfällen, unter wogendem
Palmbaumarkadendach, im Bivouak,
Der sie vereinen soll, die Mühesal
Der Wüstenei aus dem Gedächtniß bannen!
Ach eitler Traum von Glück! dies Inselland
Täuscht nur, ein Luftphantom, die Caravane,
Verführt vom Zauber, irret an das Ziel
Bis in die Nacht, ans schwindende, der Krieger.
Da, wie der Garten einer fremden Fee,
Den ihre goldne Ruth' in Luft verflüchtigt,
Löst sich mit seinem trügerischen Schaum
Das Wunderland vom Boden ab, in Duft
Zerfließen wirr' die launigten Gestalten,
Die Wellenlinien, der Hallen Grün,
Und, ein betrognes Auge ganz entzaubernd,
Mischt sich ins Nachtgewölk der eitle Rest. [1]

Zurückgesunken auf ihr Todtenbette
Sind Alle, werfen seinen bittern Spott
Dem Himmel vor, und mit enttäuschtem Auge
Betrachten stumm die blasse Wüste sie.
Welch eine Nacht! aus diesen Todesebnen
Steigt unterbrochner Halle Trauerlaut.
Es sind die letzten Töne, Seufzer sind's,
Zerreißende, die an betrübte Freunde
Von Sterbenden gerichtet sind: es mischt
Das jammervolle Lebewohl mit Müh'
Ein welker Mund zum Namen: Vaterland!

Une dernière goutte à la source tarie;
Et tandis que leurs doigts, pressant le noir limon,
D'un reste de fraîcheur raniment leur poumon,
D'autres, plus effrénés, dans un accès de rage,
Égorgent les chameaux, compagnons du voyage,
Et leurs avides mains, qu'instruit le désespoir,
Des intestins sanglans fouillent le réservoir.

Soudain des cris de joie, éclatant dans la nue,
Raniment dans les cœurs l'espérance perdue:
Voilà que le désert, aux voyageurs surpris,
Déroule à l'orient de fortunés abris;
Un immense oasis, dans des vapeurs lointaines,
Avec ses frais vallons, ses humides fontaines,
Son lac étincelant, ses berceaux de jasmin,
Surgit à l'horizon du sablonneux chemin.
Salut! bel oasis, île de fleurs semée,
Vase toujours chargé des parfums d'Idumée!
Cette nuit, Bonaparte et ses soldats errans
Fouleront les sentiers de tes bois odorans,
Et sur les bords fleuris de tes fraîches cascades,
Sous la nef des palmiers aux mouvantes arcades,
Dans le joyeux bivac qui doit les réunir,
Des tourmens du désert perdront le souvenir.
Doux rêves de bonheur! l'oasis diaphane,
Fantôme aérien, trompe la caravane;
Les crédules soldats, qu'un prestige séduit,
Vers le but qui s'éloigne errent jusqu'à la nuit.
Alors, comme un jardin qu'une fée inconnue
De sa baguette d'or dissipe dans la nue,
L'île miraculeuse aux ombrages trompeurs
Se détache du sol en subtiles vapeurs,
Disperse en variant leurs formes fantastiques,
Ses contours onduleux, ses verdoyans portiques,
Et des yeux fascinés trompant le fol espoir,
Mêle ses vains débris aux nuages du soir. [1]

Ils sont tous retombés sur leur lit d'agonie;
Tous reprochent au ciel sa poignante ironie,
Et muets de stupeur, d'un œil désenchanté,
Contemplent du désert la pâle nudité.
Quelle nuit! Du milieu de ces plaines fatales,
De lugubres échos sortent par intervalles;
C'étaient les derniers sons, les soupirs déchirans,
Qu'à leurs tristes amis adressaient les mourans,
Lamentables adieux qu'une bouche flétrie
Mêlait avec effort au nom de la patrie.

Der Führer aber, unter Fackelschein,
Hülfreicher Genius unter Gräbern, ging
Die Schmerzensklager, wo das Fieber haust,
Hindurch, und sägte sein Zauberwort:
„Wir liefern hier, Soldaten, ein Gefecht;
„Die Wüste hat den harten Leib ermüdet,
„Doch wir bezwingen sie! ein solcher Sieg
„Fehlt euerer Geschichte noch, ihr Krieger
„Von Lodi! bessre Zukunft prophezeiht
„Des Uebels Uebermaß. Was euch quält, ist
„Auch meine Qual: ich leide Durst, wie ihr!“
Dieß Trosteswort, aus dem die Seele sprach,
Facht' in den Herzen an der Hoffnung Docht.
Der Krieger, auf den Boden matt geworfen,
Entreißt sich selbst dem feigen Tod', er spähet
Sich an zum Gang, sein wachsam Auge späht
Im Osten aus ein zögernd Morgenroth.
Es glänzt — allein die Fläche trifft sein Strahl,
Und säumt am Rand nur bleiernes Gewölk.

Die Luft ist ruhig; doch — o Wunder — schauert
Des Nopals Dorn auf seinem Stamm; herauht
Von Strahlen, breit, erscheint die Sonnenscheibe,
Wie aus der Ess' ein rothes Eisen kommt,
Und, kläglich Zeichen eines nahen Weh's,
Durchdröhnt die Ebne wunderbar Geräusch.
Und sieh! der Treiber der Kameel', ein Sohn
Der Wüste, zeigt mit Wirbeln überdeckt
Den Süden: „Schaut ihr,“ spricht er, „diese Wege
„Von Sand? Es ist Simoun, es ist Simoun!“
Bei diesem bangen Schrei des Grauens stehn,
Eisklatt ums Herz, die Bataillone still;
Der Araber entsteigt mit Sturmesschritten —
Es ist zu spät, schon kommt der Flammenwind,
Erbst brüllend seinen dicken Athem aus,
Wirft auf die Krieger seinen Riesenschleier,
Gräbt unter ihnen ein beweglich Grab;
Die ungeheure Wirbelsäule wühlt
Den unbewohnten Boden segend auf,
Ihr mächt'ger Flügel hebt die ganze Wüste,
Und fährt mit ihr frei durch die Lüfte hin.
So flog der Tod in einer Flammenwolke,
So tobt' ein Feuerwind ob jenem Heer,
Als deutesschwer der Perser aus dem Tempel
Des Ammon durch die Wüst', ein Frevler, zog.
Ruchlose Wuth! im sonnenheißen Sand
Begrub der Kamsin dieses freche Heer,
Und zwei Jahrtausende nachher erblickten
Die muselmanischen Soldaten dort
Vom Krieger des Kambyses das Gebein. [2]

Mais le chef de l'armée, escorté de flambeaux,
Secourable génie au milieu des tombeaux,
Sur ces couches de deuil que la fièvre désole,
Allait semant partout sa magique parole:
„Soldats, c'est un combat que nous livrons ici;
„Le désert a lassé notre corps endurci,
„Nous vaincrons le désert; une telle victoire,
„Vétérans de Lodi, manquait à votre histoire;
„L'excès du mal annonce un avenir plus doux
„Vos tourmens sont les miens, et j'ai soif comme vous.“
Et ces mots consolans, où son ame est empreinte,
Rallumaient dans les coeurs une espérance éteinte.
Le soldat, sur le sol languissamment couché,
A ce lâche trépas s'est lui-même arraché;
Il s'apprête à la marche, et sa vue attentive
Épie à l'orient une aurore tardive;
Elle luit, mais ses feux, sur la plaine tombés,
Dorent à l'horizon des nuages plombés.

L'air est calme, et pourtant, comme par un prodige,
L'épine des Nopals frissonne sur leur tige:
Privé de ses rayons, le soleil élargi
Semble un disque de fer dans la forge rougi.
Et, lugubres signaux d'une crise prochaine,
Des bruits mystérieux résonnent dans la plaine.
Soudain le chamelier, enfant de ce désert,
A montré le midi de tourbillons couvert;
„Voyez-vous,“ a-t-il dit, „cette arène mouvante!
„Le Simoun! le Simoun!....“ Ce long cri d'épouvante
Glace les bataillons dans la plaine arrêtés,
Et l'Arabe s'enfuit à pas précipités;
Il n'est plus tems; déjà le vent de flamme arrive;
Il pousse en mugissant son haleine massive,
Étend sur les soldats son immense rideau,
Et creuse sous leurs pieds un mobile tombeau;
La trombe gigantesque, en traversant l'espace,
Du sol inhabité laboure la surface,
Et son aile puissante au vol inattendu
Promène dans le ciel le désert suspendu.
Ainsi planait la mort dans la nue enflammée,
Ainsi le vent de feu grondait sur une armée,
Quand les Perses vainqueurs, de dépouilles couverts,
Du saint temple d'Ammon profanaient les déserts:
Sacrilèges fureurs! Sous la dune brûlante,
Le kamsin étouffa cette armée insolente,
Et, vingt siècles après, les peuples musulmans
Des soldats de Cambyse ont vu les ossemens. [2]

Doch in der Wüst' auch war der lichte Stern
Napoleons mit Frankreichs Abenteuer:
Der Flammenwind, geschleudert nach dem Nord,
Umsonst hat er den Tod aufs Heer gestre'n.
An Durst verschmachtet, brechend unterm Sturm,
Entreißt es endlich sich der glüh'nden Zone,
Es wandelt: — unter hellerm Himmel schon
Enthüllt ein Rand sich vor dem pilgernden,
Und nach der bleichen Öde langen Falten
Entrollt von Fern' ein Halbrund reich und groß
Im Osten sein verworren-schattig Land,
Akazienwälder, busch'ge hohe Palmen;
Und duftdurchhaucht erzählt der Abendwind
Dem Wanderer von Cäsarea's Meer.
Die Linien Syriens umfaßt ihr Aug'.
O Wonneblick! es war, als warte hier
Ein gastlich Volk, an diesen Ufern wohnend,
Auf Gäste hinter grüner Zelte Schirm.
Und dennoch — träum'risch ruht auf diesem Strand
Ihr Blick, wagt kaum den Rettungshain zu grüßen.
Noch fürchten sie, es werd' ein Gaukelspiel
Das holde Land im Abendwind entführen.
Doch bald umfahn, die ersten angelangt,
Soldaten liebesbrünstig Palmenbäume,
Und küssen tausendmal das Pflegeland.
Sie schütteln ab den Glutstaub des Simoun,
Und pflanzen eine Fahn' auf die Granite,
Die Gränzsteinblöcke dieser Wüsteney. [1]

Durch solche Mühsal ward einst in dem Sand
Von Afrika der Republik gedient.
Verlöschen wird die Zeit im raschen Flug
Der Füße Spur, die diesen Boden traten;
Und einst vielleicht, von so viel Ruhm erstaunt,
Möcht' am Geschehnen unser Enkel zweifeln.
Dann aber würd', erobert auf dem Zug,
Der Marmor Nils, ein gültiger Zeuge, reden.
Dort gräbt jetzt, von Ibsume's Himmel fern, [4]
Desair des Heers Geschichten ein in Erz,
Und sammelt mit der Hand, so Türken schlägt,
Denkmäler an dem Einen Ruhetag.
Wie voll der Wunderarbeit ist sein Marsch!
Schon, am besiegten Nile zieh'nd hinan,
Verließ er Möris, die gewalt'ge Schleuse,
Wo sprudelte der ungewohnte Fluß,
Und seine Wellen schlug am Labyrinth;
Gesehen hat er die corinth'sche Säule,
Die stolz empor streckt ihren luft'gen Schaft,
Dort, wo die Hadriansstadt ausgeblüht;
Er wühlet in dem Grab, das Städte birgt,
Abydus, Selimon, Luxor und Thebe

Mais de Napoléon l'étoile lumineuse
Suivait dans le désert la France aventureuse;
En vain le vent de flamme, élancé vers le nord,
Sur l'armée a vomi ses élémens de mort;
Expirante de soif, par l'ouragan brisée,
Enfin elle s'arrache à la zône embrasée;
Elle marche, et déjà, sous un ciel plus serein,
L'horizon se dévoile au soldat pélerin.
Sous le repli lointain de la plaine blanchâtre,
Une riche contrée, immense amphithéâtre,
Déroule à l'orient ses ombrages confus,
Ses bois d'acacias, ses hauts palmiers touffus,
Et la brise du soir, de parfums enivrée,
Annonce aux voyageurs la mer de Césarée;
Leurs yeux de la Syrie embrassent le contour;
Aspect délicieux! on eût dit qu'en ce jour,
Un peuple hospitalier, habitant de ces rives,
Sous de verts pavillons attendait ses convives.
Et pourtant, sur ces bords fixant des yeux rêveurs,
Ils n'osent saluer ces bocages sauveurs;
Ils redoutent encor qu'un perfide mirage
Ne livre au vent du soir ce fortuné rivage.
Mais bientôt les soldats arrivés les premiers
De leurs bras amoureux étreignent les palmiers;
Ils baisent mille fois la terre nourricière,
Et, du brûlant Simoun secouant la poussière,
Plantent un étendard sur les blocs de granit
Qui marquent la frontière où le désert finit. [1]

Voilà par quels travaux, sous la zône d'Afrique,
Les hommes d'autrefois servaient la République!
Le tems effacera, dans son rapide vol,
La trace de leurs pieds imprimés sur le sol;
Et peut-être qu'un jours, frappés de tant de gloire,
Nos incrédules fils accuseraient l'histoire;
Mais les marbres du Nil, conquis par ces exploits,
Authentiques témoins, élèveraient la voix;
Desaix, en ce moment, loin du ciel d'Idumée, [4]
Recommande au burin les fastes de l'armée,
Et de la même main qui bat les Musulmans,
Dans ses trèves d'un jour, cueille des monumens.
Quels merveilleux travaux signalent son voyage!
Déjà du Nil soumis remontant le rivage,
Il a laissé Mœris, immense réservoir,
Où bouillonnait le fleuve étonné de s'y voir,
Où son onde baignait les murs du labyrinthe;
Il a vu la colonne aux feuilles de Corinthe;
Qui montre avec orgueil son fût aérien,
Sur le sol où passa la ville d'Adrien;
Il foule ces déserts, tombeaux des villes mortes,
Abydus, Selimon, Luxor, Thèbe aux cent portes,

Mit hundert Thoren und das alte Haus
Des Hermes, deſſen langer Vorhof noch
Mit goldnen Sternen auf Azurgrund ſchimmert,
Und Tentyris, das in der Wölbung tief
Den ſchwarzen Thierkreis birgt, den Zeitgenoſſen
Des Weltursprungs; vergebens haben ihn
Die Prieſter in der Kellergruft geborgen,
Es hat ihn Deſaix, wie ein tragbar Bild,
Vom Grund gelöſ't, und das geſtirnte Werk
Des himmelskund'gen Magus iſt verſprochen
Der neuen Weltſtadt von Aegyptenland.
Louvre, du ewig's Pantheon der Erde,
Vom Sieg und von Napoleon gefüllt!
Einſt auf dem Aeſtrich deiner ſtolzen Säle
Streckt ihre mächt'gen Klauen aus die Sphynx,
Der ſchwarze Thierkreis, Rieſenbruchſtück, deckt
Mit ſeiner Sternenſcheibe deine Wand;
Und unſre Söhne werden wiſſen, wer
Die mächt'ge Fee war, die zu Tentyris
Solch Siegeszeichen von der Mauer zog,
Granitnen Tagsbericht, auf dem die Väter
Das ihre miſchten in des Himmels Lob.

Le vieux temple d'Hermès, dont le long corridor
Brille d'un vif azur semé d'étoiles d'or;
Tentyris, qui gardait sous sa voûte profonde
Le zodiaque noir, contemporain du monde;
En vain dans ses caveaux les prêtres l'ont caché;
Comme un tableau mouvant Dessix l'a détaché,
Et l'œuvre constellé d'un magique astronome
Est promis par l'Égypte à la nouvelle Rome.
Louvre, palais du monde, éternel Panthéon,
Meublé par la Victoire et par Napoléon!
Un jour sur le pavé de tes pompeuses salles,
Les sphinx allongeront leurs griffes colossales;
Le zodiaque noir, gigantesque débris,
De son disque étoilé chargera tes lambris;
Nos fils sauront alors quelle puissante fée
Aux murs de Tentyris a ravi ce trophée,
Bulletin de granit où leurs braves aïeux
Ont mêlé leur histoire à l'histoire des cieux!!!

Sechster Gesang.

Ptolemais.

CHANT SIXIÈME.

PTOLÉMAÏS.

Inhalt.

Erinnerung an die Kreuzzüge. — Marschlinie des Heeres. — Ankunft vor Ptolemais. — Achmet. Sein Portrait; sein Charakter. — Belagerungsarbeiten. Sturm. — Gemälde der Stadt. — Eine Gewitternacht. — Nächtlicher Sturmangriff. — Gefecht in der Stadt. — Tollkühnheit Murats. — Landung der Engländer. — Ankunft eines Boten im französischen Lager. — Anrede Bonaparte's an Kleber. — Abreise Klebers. — Erscheinung des Engels El-Modhi.

ARGUMENT.

Souvenirs des Croisades. — Itinéraire de l'armée. — Arrivée devant Ptolémaïs. — Achmet; son portrait, son caractère. — Travaux de siege; assaut. — Tableau de la ville. — Une nuit d'orage. — Assaut de nuit. — Combat dans la ville. — Témérité de Murat. — Débarquement des Anglais. — Arrivée d'un messager au camp français. — Discours de Bonaparte à Kléber. — Départ de Kléber. — Apparition de l'ange El-Modhi.

Sechster Geſang.

Ptolemais.[1]

Seit von des Weſtens Herrſchaft Korans Volk
Unwiderruflich Paläſtina riß,
Seit, Soliman' entflohn, der letzte Franke
Sich flüchtig eingeſchifft auf Joppe's Damm,
Lag Schweigen auf den heil'gen Hügelreihn,
Wo Rahel Mutterklagen ausgeſtrömt.
Stumm war der Hebron, nicht der ſchwächſte Hall
Weckt' unter Jericho den Jordan auf;
Der ſtolze Halbmond, Herr aus andrer Zeit,
Beherrſchte Luſignans verlornes Erbe;
Gleichgültig ging, den Turban auf dem Kopf,
Durch Libanons Gehölz der ſtumpfe Knecht.

Auf einmal weckt ein langes Heergeſchrei
Von Gaza bis gen Thabor auf das Land;
Der Cophte vom Karmel, in heil'gem Schreck,
Erkennt an ihren Schritten Gottfrieds Kinder,
Die ſeinen goldnen Sporn, ſein tapfres Schwert
Den Räubern Ziens zu entreißen kommen,
Wie in der Heldenzeit von Tancreds Schritt,
Von Saladins,[2] der Jordan zitterte.
Doch iſt die Zeit nicht mehr, wo aufgeregt
Europa kämpfte für das heil'ge Grab.
Vom neuen Kreuzzug hoffet, minder fromm,
Die ſtrenge Republik auf andre Frucht.
Schon fand der Franke ſeiner Ahnen Spuren,
Schon trat er in das Land der Wunder ein;
Er ſah die Städte, deren ew'ger Nam'
Auf jedem Blatt im alten Bunde ſteht;
Das öde Gaza, das geheiligte
Arimathia, Joppe hundertmal
Zerſtört und hundertmal neuaufgebaut,
Joppe, der vielberühmte Damm, wohin

CHANT SIXIÈME.

PTOLÉMAÏS.[1]

Depuis que sans retour la secte de Médine
Aux princes d'Occident ravit la Palestine,
Et que le dernier Franc, à Solime échappé,
S'embarqua fugitif au môle de Joppé,
Le silence planait sur les collines saintes
Où Rachel exhala ses maternelles plaintes;
Hébron était muet; jamais un faible écho
N'éveillait le Jourdain dormant sous Jéricho;
Partout le fier Croissant, conquérant d'un autre âge,
De Lusignan éteint dominait l'héritage,
Et l'esclave abruti qui porte le turban
Passait, insoucieux, dans les bois du Liban.

Voici que tout-à-coup le long cri d'une armée
Du Thabor à Gaza réveille l'Idumée;
Le cophte du Carmel, saisi d'un saint effroi,
Reconnaît à leurs pas les fils de Godefroi,
Qui vont reconquérir, dans Sion usurpée,
Ses vieux éperons d'or et sa vaillante épée,
Comme au siècle héroïque où tremblait le Jourdain
Sous les pas de Tancrède et de Salah-Eddin.[2]
Mais les tems ne sont plus, où l'Europe ébranlée
Disputait aux soudans le divin mausolée.
Moins pieuse aujourd'hui, de ses croisés nouveaux
L'austère République attend d'autres travaux.
Déjà de leurs aïeux retrouvant les vestiges,
Les Français ont foulé la terre des prodiges;
Ils ont vu les cités dont le nom éternel
Résonne à chaque page au livre d'Israël:
La déserte Gaza, la sainte Arimathie,
Joppé cent fois détruite et toujours rebâtie,
Joppé, môle célèbre où les peuples d'Ophir

Die Völker Ophirs Gold und Purpur brachten
Für Salomon, wo auf der wilden See
Die Christenfürsten das Geleit' erharrten
Für die Kreuzfahrenden Siciliens;
Umsonst in den bedrohten Mauern schließt,
Vertrieben von dem Nil der Mameluck,
Mit Achmets Kriegern seine Wuth vermengend,
Hier Asiens Pforten unsrem Kriegsvolk;
Denn auf die Zinnen, auf die rauchenden,
Springt Bonaparte und bläst in einem Sturm
Die ottomanischen Kanonen aus,
Und die besiegten Horden flüchten sich
Nach Ptolemais, das im Wasser zittert.

Das Heer hat seinen raschen Flug verfolgt,
Läßt Misrä's öden Ufer hinter sich,
Den Thurm von Zeta, dessen feste Höhe
Die duft'gen Pflanzungen des Oels beherrscht,
Naplusa nennt man, und sein reiches Thal,
Des Belus Strand, Esdrelons Feigenbäume,
Karmels Gebirg, des Gipfel, fromm verehrt,
Der Christen Fahrt nach Cäsarea leitet,
Und jenes stolze Meer, das, stets besonnt,
Dem großen Bilde blauen Rahmen leiht. [3]

Das Meer entrollte die verlaßne Fluth,
Ein ungeheurer Spiegel, grad' in Westen,
Nur von dem Strande, wo die Woge entschläft,
War, wie zu Brand und Mord ein Deppelzeichen,
Der Tiger und der Theseus fern zu schau'n.
Sie wiegten langsam ihr verschanzt Verdeck,
Die runden Seiten, wo zu schwarzer That
England kampfrüstige Matrosen birgt.
So harren in dem inselvollen Fluß
Zwei breite Krokodile, in Schlif getauert,
Ihr Aug' am Ufer, wann der Tag entflieht,
Auf Heerden, die der Durst zum Strome führt.

Am Rand erscheinet Ptolemais endlich,
Die viel genannte Stadt auf weißem Fels,
Sie, deren weiter Umfang einen Thurm
An jedem scharfen Winkel schrecklich zeigt:
Der Mauern Zinn' ist mit Geschütz bepflanzt,
Ihr Fuß ist Fels, ihr Graben ist ein Schlund.
So bald vom Ocean geschirmet, beut
Sie feindlichem Geschoß nur Einen Punkt.

Hier herrscht ein sechzigjähriger Tyrann; [4]
Den Blutdurst Achmets dämpfet nicht sein Alter;

Portaient à Salomon la pourpre et le saphir;
Où les princes chrétiens, sur une mer docile,
Attendaient les convois des croisés de Sicile;
C'est en vain qu'aujourd'hui, dans ses murs me-
nacés,
Les Mamelucks du Nil, de l'Egypte chassés,
Aux milices d'Achmet mêlant leur frénésie,
Ferment à nos soldats les portes de l'Asie;
Bonaparte, élancé sur ses créneaux fumans,
Eteint dans un assaut les canons ottomans,
Et dans Ptolémaïs, qui tremble au sein des ondes,
S'abritent des vaincus les hordes vagabondes.

L'armée a poursuivi son vol précipité:
Elle quitte Misrä, rivage inhabité,
Et la tour de Zéta, dont la hauteur massive
Domine des côteaux que parfume l'olive.
On signale Naplouse et son riche vallon,
Les rives du Bélus, les figuiers d'Esdrelon,
La chaîne du Carmel, dont la cime adorée
Sert de phare au chrétien voguant vers Césarée,
Et l'imposante mer qui, sous un soleil pur,
Prête à ces grands tableaux sa bordure d'azur. [3]

La mer en ce moment, comme une immense
glace,
Déroulait au couchant sa déserte surface;
Seulement du rivage où la vague s'endort,
Comme un double signal d'incendie et de mort,
On distinguait au loin le Tigre et le Thésée,
Qui berçaient lentement leur poupe pavoisée,
Et leurs flancs arrondis où, pour ses noirs com-
plots,
L'Angleterre a caché des soldats matelots.
Ainsi dans le courant d'un fleuve semé d'îles,
Blottis sous des roseaux, deux larges crocodiles,
L'œil fixe sur le bord à l'heure où le jour fuit,
Attendent les troupeaux que la soif y conduit.

Enfin à l'horizon, sur son blanc promontoire,
Paraît Ptolémaïs, puissante dans l'histoire,
Formidable cité dont le vaste contour
A chaque angle saillant fait surgir une tour;
Ses murs, dont les canons bordent la haute cime,
Ont pour base le roc, et pour fossé l'abîme:
Ainsi par l'Océan protégée à demi,
Elle n'offre qu'un point aux feux de l'ennemi.

C'est là que règne Achmet, tyran sexagénaire; [4]
L'âge n'a pas dompté son humeur sanguinaire:

Sein drohend Auge, wo das Feuer blitzt,
Glänzt unter weissen Augenbraunen, die
Der blaue Turban drückt, sein schlichter Bart
Lauft spitz zusammen und beschattet ihm,
Gleich einem Perlenmutterney, die Brust.
Mit schweren Knäufen ein Pistolenpaar,
Ein Dolch, gehärtet in Damascus Wasser,
Ein Messer, dessen Spitze giftig sticht,
Umstarren, ein beweglich Arsenal,
Den Gürtel; an dem plumpen Bande schleppt
Ein Säbel, der im stählernen Gehäuse
Mit jedem Schritte widerhallt; noch hängt
An langem Schulterriemen ihm vom Rücken
Der schwere Karabiner, leicht gebraucht. —
Ihn wählte Selim unter allen Bassen:
Wild von Natur und Heuler mit Genuß,
Macht oft im dichten Dunkel durch die Stadt
Der mörderische Richter schlimme Runde,
Dann zeigt am Tage schwarz geronnen Blut
Den Pfad, auf dem der Herr vorüberging.
Nie blinkt' in seinem öden Hof die Pracht,
Die erbliche, der Morgenlandesfürsten,
Selbst im Serail des grimmigen Visiers
Würzt seine Wollust ihm ein Leichenduft.
O blut'ge Lust! weh der Gefangenen,
Die seine geile Grausamkeit erliest!
In seiner Rechten, die das Schnupftuch schwenkt,
Macht es der wilde Trieb zum Leichentuch.
Und dennoch spielt der Pascha Syriens
Den träumerischen Iman öffentlich,
Und während oft ein Schrei der Sterbenden
Durch seiner Keller heimlich Zugloch dringt,
Kreuzt er auf plumpem Rohr das nackte Bein,
Und plappert jetzt des Korans Verse her,
Jetzt drischt er betend mit zerstreuten Fingern
Des Orients endlosen Rosenkranz.

Son regard menaçant, où scintille le feu,
Luit sous ses blancs sourcils que presse un turban bleu;
Sa barbe qui, sans art en pointe se dessine,
Comme un réseau de nacre ombrage sa poitrine;
Deux pistolets massifs aux solides pommeaux,
Le poignard que Damas a trempé dans ses eaux,
La dague dont la pointe infecte une blessure,
D'un mobile arsenal hérissent sa ceinture;
Un sabre suspendu par un cordon grossier
Résonne à chaque pas dans le fourreau d'acier,
Et sur son large dos s'allonge en bandoulière
La lourde carabine à sa main familière.
Entre tous les pachas Selim sut le choisir.
Féroce par instinct et bourreau par plaisir;
Souvent dans la cité, sous une nuit profonde,
Le juge exécuteur fait sa funeste ronde,
Et, quand brille le jour, un sang noir et glacé
Révèle les chemins où le maître a passé.
Des princes d'Orient le luxe héréditaire
Jamais n'étincela dans sa cour solitaire;
Même dans le harem du farouche visir
Un parfum de cadavre irrite le plaisir.
Sanglantes voluptés! malheur à la captive
Que choisit pour la nuit sa cruauté lascive!
Dans sa main, que dirige un féroce transport,
Le mouchoir du plaisir est un linceul de mort.
Pourtant, à tous les yeux le pacha de Syrie
Étale d'un iman la sainte rêverie;
Tandis qu'un cri plaintif, aux mourans arraché,
Perce de ses caveaux le soupirail caché,
Lui, sur un jonc grossier croisant ses jambes nues,
Récite du Coran les sentences connues,
Ou de ses doigts distraits il égraine, en priant,
Le rosaire sans fin des peuples d'Orient.

Entzwischen unter der berannten Stadt
Zieht seine Linie Dusalga rings
Verlängert um das Lager; stumme Schanzer,
Geschirmt von Weidenflechten ihrer Hand,
Bereiten grabend schmale Weg', und andre,
Auf diesen krummen Pfaden kriechend, höh'n
Den Rasen auf, der die Redouten birgt.
Und dieser Erdwall, in der Nacht errichtet,
Umfasset weitum den bedrohten Thurm;
Der Tag erscheint, und rascher Kugeln Flug
Erschüttert die geterbten Mauerzinnen;
In ihre Seiten, vom Geschütz gequält,
Zerfallen tausendjähr'ge Riesenblöck'

Cependant Dusalga, sous la ville assiégée,
Décrit autour du camp sa ligne prolongée;
Abrités par l'osier arrondi de leurs mains,
Les muets artilleurs creusent d'étroits chemins;
D'autres, en serpentant sous ces obliques routes,
Élèvent le gazon qui masque les redoutes,
Et ce long mur de terre, exhaussé dans la nuit,
De la tour menacée embrasse le circuit;
Le jour vient; des canons les rapides volées
Ebranlent les remparts aux cimes crénelées;
Sous l'effort du boulet qui tourmente leurs flancs,
De gigantesques blocs assis depuis mille ans,

In Staub, der aufgerissne Mauerbruch
Lädt ein das Heer auf seine schwanken Stufen.

Doch auf den Thürmen, auf den Mauern schon
Verbreitet Achmet seiner Spahis Menge;
Der unbezähmte Greis, dem öden Hof
Enteilend, stellt sich auf der Bresche Trümmer.
Hier ist der Sturm: auf heißen Pfaden stößt
Die Grenadiere Bonaparte vor!
In ihren Reih'n, wo die Kartätsche schief
Sich einfrißt, schallt es: „Hoch die Republik!“
Man hört der Trommel schnellen, raschen Schlag,
Der Boden zittert unterm Fall des Schritts.
Der Mameluck vom Nil, der Syrier
Setzt seinen Grimm der Christen Kält' entgegen!
Bald Sieger, bald geworfen, rufen sie
Dem Feind mit tollem Schreei auf ihren Trümmern.
Wie einen Kreis von Flammen schwingen sie
In reger Hand ihr doppelschneidig Beil,
Candschare, Messer, krumme Damascener,
Und jene Keule mit vier Wintein Blei.
Dort auf dem Glacis, den die Kugel furcht,
Sind Frankenführer ihrer Schaar voran;
Noch siehet man, den Feuerschlund hindurch,
Den hellen Federbusch, das blaue Kleid.
O Schreckvorzeichen unglückseel'gen Sturms!
Der Feind erräth sie an der edeln Haltung;
Die Heidenführer, vor den Ihrigen,
Den schreckensbleichen, rollen in die Gräben.
Bon fällt zuerst, ein unverhofter Blitz
Erreicht den stolzen Rambaud grad im Weg.
Fouler, Croisier, Venaux mit ihrem Blut
Besprützen um ihn her die Zimmertrümmer.
Der nüchterne Dufalga, der entfernt
Vom Kampf just eine neue Mauer zog,
Stirzt vor dem Feldherrn, während seine Hand
Den Platz zeigt für den Sturm des nächsten Tags.

Leicht sey der Boden an dem fremden Strand,
Ihr Helden, eurem kalten Todtenbein!
Beschattet von Bouillons Olivenpflanzung
Folgt morgen eurem Trauerzug das Heer.
Schlaft sanft! so lang' in Ikumäa's Schoos,
Fern, ohne Zeugen, eure Asche ruht,
Wohnt euer Nam' in jeder Frankenbrust,
Er lebt in unsern Versen, stets verjüngt,
So lang' das Pantheon mit weißer Kuppel,
Ein zweites Capitol, Paris bestirnt;
So lang' in seiner Mauern Ring ein Aar
Die ehr'ne Säule drückt mit seinem Fuß.

Tombent broyés en poudre, et la brèche entamée
A ses degrés mouvans semble inviter l'armée.

Mais déjà sur les tours, sur les murs envahis,
Achmet a répandu d'innombrables Spahis;
L'indomptable vieillard, quittant sa cour déserte,
Paraît sur les débris où la brèche est ouverte;
C'est le point de l'assaut: sur les brûlans sentiers,
Bonaparte a lancé ses hardis grenadiers;
Dans leurs rangs, que dévore une mitraille oblique,
On entend ce long cri: „Vive la République!“
On entend le tambour aux sons vifs et pressés,
Et le sol qui frémit sous les pas cadencés.
Les Mamelucks du Nil, les soldats de Syrie,
Au sang-froid des chrétiens opposant leur furie,
Sur les débris du mur, vainqueurs ou terrassés,
Provoquent l'ennemi de leurs cris insensés;
Dans leurs agiles mains, comme un cercle de flamme,
On voit étinceler la hâche à double lame,
Les dagues, les candjards, les damas recourbés,
Et la pesante masse aux quatre angles plombés.
Sur les bords du glacis que le boulet sillonne,
Les généraux français devancent leur colonne;
On entrevoit encor, dans le gouffre de feu,
Leur panache éclatant, leur uniforme bleu.
D'un siége désastreux effroyable prélude!
L'ennemi les devine à leur noble attitude;
Et devant leurs soldats d'épouvante glacés,
Ces héroïques chefs roulent dans les fossés.
Bon tombe le premier; la foudre inaperçue
Atteint le fier Rambaud au milieu de l'issue:
Bientôt à ses côtés Fouler, Croisier, Venaux,
Rougissent de leur sang les débris des créneaux;
Le calme Dufalga, qui, loin de la mêlée
Traçait d'un mur nouveau l'enceinte reculée,
Expire aux yeux du chef, en montrant de la main
La place où doit s'ouvrir l'assaut du lendemain *...

Héroïques guerriers! sur la rive étrangère
Qu'à vos froids ossemens la terre soit légère!
Demain l'armée en deuil suivra votre convoi,
Sous les vieux oliviers plantés par Godefroi.
Dormez d'un doux sommeil! Tandis que l'Idumée
Gardera, sans témoins, votre cendre inhumée,
Vos noms des cœurs français ne seront point bannis,
Ils vivront dans nos vers, par les ans rajeunis,
Tant que le Panthéon, moderne Capitole,
Protégera Paris de sa blanche coupole,
Tant qu'au sein de ses murs, un aigle souverain
Pressera sous ses pieds la colonne d'airain.

Des fränk'schen Heres stete Weisheit faßt
So schrecklichen Gefechts Umfang zusammen;
Beim Jammeranblick unsres Mißgeschicks
Gibt er der bittern Reue hin den Geist;
Und plötzlich ruft ein voller Trommelschlag
Zurück die Krieger, die die Schlacht verzehrt;
Die stolzen Schaaren, still und finster ziehn,
Die Wuth im Busen, von den Mauern ab.

Die Trauer ist im Lager; in der Stadt
Schwillt hoch und jauchzet aller Türken Brust.
Der schwarze Pöbel rennt in wildem Strom
Durch die gewundenen Quartiere hin;
Wie Schakals, deren hungeriger Zahn
In der Armeen großem Sarge wühlt,
Verstümmeln, unter düstern Festungswerken,
Scheusel'ge Libyer des Christenheers
Zerstreute Leichen; Köpf' am langen Haar
Trägt man zu Kauf dem Bassen auf den Markt.
Und Morgen, wenn der frühe Meereshauch
Mit süßem Duft in stille Thäler bringt,
Wenn schwache Dämm'rung, am Azur der Luft,
Die Berge Galiläa's weiß bekränzt:
Da werden unsre Krieger, aus dem Zelt
Halbnackt sich hebend, auf den Zinnen droben
Erblicken manch bekanntes Angesicht.
Zu grausem Zweck stehn diese Köpfe dort:
Beim nächsten Sturm auf die bedrohten Thürme
Wird dieß Gebein der Christenfeind auf sie
Aus rauchendem Geschütz als Kugel schleudern.

Indessen unterm Zelte der Soldat
Das unbeständ'ge Glück des Tages schilt,
Bezwungen Andre von allmächt'gem Schlaf
Des frischen Blutbads Gräßlichkeit vergessen:
Bereitet, vom Gedanken aufgeweckt,
Im Feldherrnrathe Bonaparte künstlich
Auf die von toller Lust betäubte Stadt
Geheimen Sturm, ihm darf kein Morgenlicht
Verrathen; günstig ist der Augenblick:
Die dieste Nacht scheint Muth und List zu schirmen.
Denn schwere Wolken, aus der düstern Fluth
Entstiegen, wölben breit am Himmel sich;
Die Reiterwacht, an Lagers Rand verirrt,
Beträgt des Bodens weiten, stummen Raum;
Ein schwarzer Schleier deckt ganz den Himmel,
Nur südenwärts blinkt einzeln, wie ein Stern,
Auf stürmisch meerbespültem Vorgebirge
Die bar'ge Fackel die, ein trüstlich Licht,
Allnächtlich an der Lampe des Altars
Der Mönch auf dem Karmelusberg entzündet.

Mais du héros français la sagesse assidue,
De ce combat terrible embrassait l'étendue;
Au désolant aspect de nos sanglans revers,
Il livre sa pensée à des regrets amers;
Tout-à-coup, sous les murs, un roulement sonore
Rapelle les soldats que le combat dévore,
Et ces fiers bataillons, mornes, silencieux,
La rage dans le sein, s'éloignent de ces lieux.

La tristesse est au camp; mais de longs cris de fête
Font tressaillir d'orgueil la ville du prophète;
La noire populace, à flots impétueux,
Parcourt de la cité les quartiers tortueux;
Pareils à des jakals, dont les dents affamées
Fouillent les grands cercueils où tombent les armées,
De hideux Africains, sous les sombres remparts,
Mutilent des chrétiens les cadavres épars,
Et par leurs longs cheveux des têtes suspendues,
Sur la place publique au Pacha sont vendues.
Demain, à l'heure fraiche où la brise des mers
Glisse avec ses parfums dans les vallons déserts,
Quand, sur l'azur du ciel, l'aube à peine étoilée
Dessine en blancs festons les monts de Galilée,
Les soldats, de leur tente arrachés demi-nus,
Verront sur les créneaux des visages connus;
Pour un horrible emploi ces têtes sont placées:
Dans le prochain assaut vers ses tours menacées,
L'ennemi des chrétiens, de ses canons fumans,
Rejetera contre eux ces boulets d'ossemens.

Pendant que les soldats, rassemblés sous la tente,
Accusaient de ce jour la fortune inconstante,
Que d'autres, terrassés par un sommeil puissant,
Oubliaient les horreurs du carnage récent,
Bonaparte et ses chefs qu'éveille la pensée,
Vers la ville assoupie en sa joie insensée,
Disposent avec art un assaut clandestin,
Que ne doit point trahir la lueur du matin.
Le moment est propice: une nuit plus confuse
Semble favoriser le courage et la ruse;
Des nuages massifs, sortis des sombres eaux,
Etendent dans le ciel leurs immenses arceaux;
Aux limites du camp la vedette perdue
Interroge du sol la muette étendue;
Partout d'un rideau noir l'horizon est voilé:
Seulement vers le sud, comme un astre isolé,
Sur le cap orageux que la mer avoisine,
On voit étinceler la torche de résine,
Phare consolateur qu'aux lampes de l'autel
Allume dans la nuit le moine du Carmel.

Der Sturmwind, aus verworrner Grabesnacht
Der düstern Taborshöhlen ausgebrochen,
Läßt hören seinen mißlautvollen Ton.
Wie eine Heerd' im Waldesdickicht brüllt,
So heult er über's Meer und weckt die Woge.
Die wie ein Sturmbock den verfluchten Thurm
Dumpfmurrend stößt; der Klippe düsterer Vogel,
Die Möve, mischt ihr Jammerlied hinein. [6]

Jetzt regt des Führers Stimme, wiederholt
Vom Wink, im Lager stumme Schaaren an.
Die Krieger fahren von den Betten auf,
Ein dunkler Trieb stellt sie zum Sturm in Reih'n.
Bei dem Gerüchte regt ihr Muth; sie hören,
Es werde Bonapart' in dieser Nacht,
Zur Seite Klebern, mit der ersten Schaar
Den Meerthurm überrumpeln; schon verläßt
Im Schatten des Geheimnisses das Corps
Des Lagers öden Ring, die Wasserleitung,
Die Djezzar aufgebaut, gehn sie entlang;
Auf dunkeln Wegen, die der Führer kennt,
Still schlüpfen sie bis zu dem Meeresstrand,
Und kommen von den Gräben bis zum Wall.
Da plötzlich fällt ein breiter Blitz vom Thurm;
Der dunkle Glacis steht in Tageslicht;
Die schweren Mörser, von der Lunte Brand
Entzündet, röthen rings die weiten Scharten,
Und unsre stummen Bataillone zeigt
Dieß helle Streiflicht an dem Fuß der Mauer.
Es hält das graufe Leuchten in der Luft
Den Marsch der kühnen Stürmer auf: es fliehn
Die letzten Reih'n dem Glacis zu: — da hält
Mit einer Stimme, die den schwanken Muth
Belebt, allein auf einem Blocke stehend,
Den das Geschütz beherrscht, die Kugel streift,
Der Blitz beleuchtet, Bonaparte kühn
Den Lauf der Stürzenden zurück, er schreit:
„Kam'raden! seht ihr dieser Blitze Licht?
„Der Feind, begünstigt vom Orkan, der grollt,
„Will eure Thaten dieser Nacht entreißen:
„Dank der Kanone, die uns Tag verschafft!
„Auf! dort im Thurm ist das Geschick der Welt!" [7]

Wenn seinen Helm von Dampf der Aetna schüttelt,
Und dem geängstigten Sicilien
Mit Felsendöcken droht, so fliehet scheu
In ihrem Bett gequälet, von Palermo
Entfernter Klippe zu die Fluth, es zeigt
Entblößet, nackes Ufer das Gestade;
Doch plötzlich kehrt das unaeheure Meer
Zurückgerufen zu des Schlundes Mitte.

Sous le morne chaos des ombres sépulcrales,
Des antres du Thabor élancé par rafales,
Le vent fait retentir ses discordantes voix:
Tel qu'un vaste troupeau qui beugle au fond des bois,
Il gronde sur la mer, et le flot qu'il excite,
Comme un rauque bélier sape la tour maudite;
A ce murmure sourd, mêle son cri de deuil
Le lamentable loumb, triste oiseau de l'écueil. [6]

Alors la voix du chef, que le geste répète,
Agite dans le camp une foule muette;
Les soldats, sur leur couche éveillés en sursaut,
S'alignent par instinct pour le nocturne assaut;
Au bruit qui se répand, leur courage bouillonne:
On a dit que, guidant la première colonne,
Cette nuit Bonaparte, escorté de Kléber,
Va surprendre la tour du côté de la mer;
Déjà les bataillons, dans l'ombre du mystère,
Abandonnent du camp l'enceinte solitaire;
Ils longent l'aqueduc que Djezzar a construit,
Et, par d'obscurs chemins où leur chef les conduit,
Jusqu'aux bords de la mer se glissant en silence,
Des fossés aux remparts franchissent la distance.
Soudain un large éclair qui jaillit de la tour,
Sur le sombre glacis tombe comme le jour;
Les lourds canons, qu'effleure une ardente fusée,
Rougissent des créneaux l'embrasure évasée,
Et ce feu, qui s'échappe en lumineux sillons,
Trahit au pied du mur nos muets bataillons;
A l'horrible lueur dans les airs répandue,
Des hardis assiégeans la marche est suspendue.
Déjà les derniers rangs fuyaient vers le glacis;
Mais d'une voix qui parle au courage indécis,
Seul, debout sur un bloc que le canon domine,
Qu'effleure le boulet, que l'éclair illumine,
Bonaparte retient leurs pas précipités:
„Compagnons, voyez-vous ces brillantes clartés?
„L'ennemi, secondé par l'ouragan qui gronde,
„Veut ravir vos exploits à cette nuit profonde;
„Rendez grâce au canon qui rallume le jour,
„Marchez; le sort du monde est là, dans cette tour!" [7]

Quant l'Etna, secouant son casque de fumée,
Menace de ses blocs la Sicile alarmée,
Tourmenté dans son lit, le flot palermitain
Se replie en fuyant jusqu'à l'écueil lointain;
La plage montre à nu sa grève solitaire:
Tout-à-coup, rappelée au centre du cratère,
La vaste mer, qu'annonce un mugissement sourd,

Von dumpfem Brüllen angekündigt, um.
Wühlt in dem Boden, den es überströmt,
Und weit vom ersten Strande zeiget sich
Die unverhoffte Fluth vor Agrigent.

So schwanket funkelnd eine Fluth von Kriegern
Dem Graben zu, den Mauerbruch herauf;
Sie führet Murat; ruhig in dem Zelt
Hinschmachtet' er im Lager, wie Achill,
Doch zehrt an ihm ein Dämon in der Brust;
Der stolze Reiter läßt von seinem Roß,
Er fliegt voran und Junot hinter ihm,
Berdier, Duroc, Lasalle und Kleber, der
Den Riesenthurm, er selbst ein Thurm, besteigt,
In Schichten drängen sie den Feind zurück;
Und unter zwanzig Führern, die die Nacht
Verhüllt, pflanzt Lannes auf die Mauer
Mit nackt'gem Arm ein Stück von Banner auf,
Das der Kartätsche Schlag durchlöchert hat;
Er bricht im Schwung durch eine Wand von Feinden.
Er ist der erste, der die Stadt betritt.
Zusammen strömen unsre Krieger jetzt
Und dringen in die schmalen dunkeln Straßen:
Allein der Feind, vom Thurm herabgedrängt,
Belagert bald sie selbst in seinen Mauern;
Der Türk, der Mamelukk, das schwarze Volk
Der Stadt versperret der Quartiere Raum.
Zur Zinne machen andere das Dach
Und schleudern Trümmerbrände nach dem Boden;
Gesperrt vom Beispiel gießen Weib und Kind
Ein siedend Oel, ein sprudelnd Pech herab;
Im dunkeln Reih'n verlieren sich die Führer,
Und, wie ein Tieger naht im jähen Sprung,
So schwinget unermüdlich im Gemenge
Die blanken Waffen Achmet auf den Feind.
Du, Lannes, der den Weg zur Stadt gebahnt,
Du fällst zuerst von seiner grimmen Hand!
Wild von Verzweiflung schwingt ein Muselmann
Die Klinge schon ob diesem edlen Haupte —
Da stürzt als Rächer auf den wunden Freund
Im Flug Murat, hinter ihm Dragoner;
Sein Arm vervielfacht sich, es fliegt sein Schwert,
In glühndem Kreis geschwungen, um sein Haupt;
In jähem Schrecken starren die Osmanen;
Im Flug der Locken, in der Augen Blitz,
Im blauen Dolman, den der Sturm bewegt,
Vermuthen sie, in der verfluchten Stadt
Zerstörten Mauerring herabgeflogen,
Beseelt von einer überird'schen Wuth,
Den Todesengel mit dem Richterschwert.

Napoleon in Aegypten.

Bouleverse en passant le fossé qu'elle parcourt,
Et, loin des bords proscrits, la vague diligente
Se montre inattendue aux peuples d'Agrigente.

Ainsi vers le fossé les soldats chancelans
Remontent sur la brèche à flots étincelans:
A leur tête est Murat; sous la tente tranquille,
Il languissait au camp, dans le repos d'Achille;
Mais, célant au démon qui dévore son sein,
Le brillant cavalier s'est créé fantassin;
Junot vole après lui; Verdier, Duroc, Lasalle,
Kléber, comme une tour sur la tour colossale,
Resoulent devant eux les Turcs amoncelés;
Parmi vingt autres chefs que la nuit a voilés,
Lannes d'un bras puissant plante sur la muraille
Un reste de drapeau criblé par la mitraille,
Et, perçant dans ses bonds un rempart de spahis,
Le premier de l'armée entre à Ptolémaïs.
Partout de nos soldats les masses accourues,
De l'étroite cité percent les sombres rues;
Mais bientôt l'ennemi, repoussé de la tour,
Dans ses murs envahis les assiége à son tour:
Les Turcs, les Mamelucks, la noire populace,
Des quartiers de la ville ont encombré l'espace;
D'autres, du haut des toits en créneaux transformés,
Font pleuvoir sur le sol des débris enflammés;
Les femmes, les enfans, que l'exemple aiguillonne,
Versent l'huile fumeuse et la poix qui bouillonne;
Dans les rangs ténébreux les chefs sont confondus;
Comme un tigre qui court par bonds inattendus,
L'infatigable Achmet, au sein de la mêlée,
Brandit sur les chrétiens sa masse ciselée;
Tu tombas le premier sous sa terrible main,
Lannes, qui de la ville as conquis le chemin!...
Déjà les Musulmans, qu'exalte leur défaite,
Ont levé le damas sur cette noble tête,
Quand, rapide vengeur, vers son ami blessé,
Suivi de ses dragons, Murat s'est élancé:
Son bras se multiplie, et son damas qui vole
Trace autour de sa tête une ardente auréole;
Une terreur subite a glacé les croyans:
A ces flottans cheveux, à ces yeux flamboyans,
A ce dolman d'azur que la tempête agite,
Dans les murs désolés de leur ville maudite,
Ils ont cru qu'animé d'un céleste transport,
Tombé, un glaive à la main, l'archange de la mort.

Vor ihm flieht Alles, und sein grauses Schwert,
Das namenlosen Haufen ungern mäht.
Schlägt Ismael und Pharan Eines Streichs,
Wirft Hassem um, des Korans Uebertreter,
Der in Idume Rebengärten hat,
Und bei dem Feste duft'gen Becher leerte;
Noch wirft er auf den blut'gen Estrich hin
Dragut, Orcan, Sedir, die Liebe Tor's;
Dann, müde vom eintönigen Gefecht,
Ergreifet er den nächsten besten Renner,
Und fliegt mit ihm die weite Stadt hindurch.
Bald aus der Straßen Dunkelheit entflohn,
Hält auf dem öden Damm der Reiter still;
Knüpft los den Kahn, der sich im Sturme wiegt,
Bewaffnet wirft er sich hinein, reißt ab
Des Hafens Kett', und am verfluchten Thurm
Vorüber nördlich rudert er und steigt,
Wo Achmet's Wasserleitung doppelsäulig
Sich auf der Ebne dehnt, ein Sieger, aus.

Indeß der Held auf kühnem Fluge so
Die dunkeln Pfade dieser Mauern maß,
Und unsre Schaaren, in der Stadt gehemmt,
Unnützen Muth verschwendeten im Sterben:
Entlarven Englands Schiffe, sichtbar auf
Der See, die Zinnen ihres Flammengürtels;
Ihr Donner fliegt bis auf den Glacis hin,
Und schlägt in die gewichnen Christenmassen;
Des unverhofften Bundsgenossen Macht,
So schnell erschienen, stärkt der Türken Muth,
Beim Leuchten ihrer Blitze gleiten schnell
Des Tiegers und des Theseus Boot' ins Meer,
Das, stille nun, der Oceansbeherrscher
Lautlose Landung hold begünstiget.

Die Schrecken dieser Nacht zu mehren, kommt
Auf hohem Dromedar ein Bot' heran;
Geheimnißvoll zum General geführt,
Spricht mit erstickter Stimme, mit Geberden
Voll Ausdruck er allein zum Horchenden.
Still sinnet einen Augenblick der Held,
Dann zeigt er schnell auf den verfluchten Thurm,
Und Berthier, dem zuverläß'gen Freund,
Gebeut er, Kleber von dem Thurm zurück,
Den kämpfenden, zu rufen: dieser kommt
Mit Blut bedeckt, mit strupp'gem Haar, er schaut
Sich nach dem Kampf um, jeden Augenblick:
„Hör', Kleber! andre Streiche rüstet uns
„Das grausame Geschick, die drängendste
„Gefahr ist hier nicht: neue Wunder muß
„Dein Schwert verrichten: ein unzählig Heer

Tout fuit devant Murat; sa formidable épée,
Sur une foule obscure à regret occupée,
Frappe du même coup Ismaël et Pharan;
Il renverse Hassem, contempteur du Coran,
Hassem, qui, possesseur des vignes d'Idumée,
Vidait dans les festins sa coupe parfumée;
Sur le pavé sanglant il précipite encor
Dragut, Orcan, Sédir, chers au peuple de Tor;
Puis, comme fatigué d'un combat monotone,
Il saisit un coursier, que le hasard lui donne,
Et s'élance au galop dans la vaste cité.
Bientôt de ses quartiers fuyant l'obscurité,
Sur le môle désert le cavalier s'arrête:
Il détache un canot que berce la tempête,
S'y jette tout armé, rompt la chaîne du port,
Double la tour maudite, et, voguant vers le nord,
Il descend en vainqueur sur la longue esplanade
Où l'aqueduc d'Achmet s'élève en double arcade.

Tandis que le héros, d'un vol aventureux,
Parcourait de ces murs les sentiers ténébreux,
Et que nos bataillons, arrêtés dans la ville,
Prodiguaient en mourant un courage inutile,
Les vaisseaux d'Angleterre, apparus sur les eaux,
De leur ceinture en feu démasquent les créneaux;
Jusque sur le glacis leurs tonnantes volées
Atteignent des chrétiens les masses reculées,
Et l'aspect imprévu d'un allié puissant
Ressuscite l'effort des soldats du Croissant.
Aux lueurs de ces feux, le Tigre et le Thésée
Ont lancé leurs canots sur la mer apaisée;
Les fils de l'Océan ont débarqué sans bruit.

Pour ajouter encore à l'horreur de la nuit,
Arrive un messager sur son haut dromadaire;
Auprès du général conduit avec mystère,
D'une voix étouffée et d'un geste expressif,
Il parle sans témoins au héros attentif;
Quelque tems Bonaparte en silence médite;
Tout à coup, de la main montrant la tour maudite,
Il ordonne à Berthier, ami fidèle et sûr,
De rappeler Kléber qui combat sous le mur;
Il arrive sanglant, la tête échevelée,
Tournant à chaque pas ses yeux vers la mêlée:
„Kléber, le sort cruel nous garde d'autres coups;
„Les plus pressans dangers ne sont pas devant nous;
„Des prodiges nouveaux attendent ton épée:
„Une armée innombrable au Thabor est campée.

„Legt um den Tabor, wenn dein Arm es nicht
„Aufhält im Wege, fällt es Morgen schon
„Auf unser müdes Heer! drum eile dich.
„Nicht warte bis die Jammernacht den Rest
„Der alten Bataillone ganz verschlingt;
„Zweitausend nimm, die unter ihren Fahnen
„Vom Sturme fern, ein Stündchen Ruh' erquickt;
„Du findest sie zum Sieg, zum Tod bereit.
„In Tabors Thälern sind die Thermopylen
„Dort sehn wir mein' und deiner Kinder Fall;
„Wo nicht, so gehen wir, den Alten gleich
„An Ruhme, herrlich aus dem Kampf hervor."

Mit diesen Worten drückt er Hand in Hand,
Und seine Pläne frömen auf ihn über;
Ein Doppelblitz vom Himmel und vom Wall
Entbüllt solch herrlich Lebewohl dem Heer.

Hin zieht Kleber; sein gelehrig Volk
Steigt längs des Belus ödem Strand hinan;
Da reißt zugleich sich auf der Trommel Stimme
Vom langen Thurmangriffe los das Heer;
Doch plötzlich hält es vor Entsetzen still;
Denn auf der Straße, die nach Asien führt,
Sah es, wie ein Gespenst der Todtenstadt,
Auf einem Rosse, das kein Zügel bändigt,
Den grimmigen El-Modhi rasen; laut
Schreit hinter ihm Entsetzen auf, nur er,
Den nichts erschrecket, Murat, stürzt sich keck
Dem Donnerwalle zu, thut auf den Arm,
Den nervigten, lebendig ihn zu fahen;
Doch wie der Wind hin ist der Gräßliche.
Die Stadt hat ihn erblickt, sie jubelt auf;
Durch beide Mauern fliegt er, droben ist
Er schon auf dem verfluchten Thurm und steht,
Voll vom Verhängnisse des andern Tags,
Ein Typhon auf dem schwarzen Fußgestell.

„Et si ton bras sauveur ne l'arrête en chemin,
„Sur nos soldats lassés elle tombe demain,
„Hâte-toi, n'attends pas que cette nuit funeste
„De ces vieux bataillons ait dévoré le reste;
„Prends deux mille soldats, ceux qui sous leurs drapeaux
„Goûtent loin de la brèche une heure de repos;
„Pour vaincre ou pour mourir tu les verras dociles:
„Les vallons du Thabor seront nos Thermopyles;
„Là nous verrons tomber mes enfans et les tiens,
„Ou nous en sortirons grands comme les anciens."

A ces mots, l'étreignant de ses mains enlacées,
Il semble le remplir de ses grandes pensées!
Et les doubles éclairs du rempart et des cieux
Révélaient aux soldats ces sublimes adieux.

Kléber part; la colonne, à sa voix attentive,
Remonte du Bélus la solitaire rive.
L'armée au même instant, que la voix du tambour
Arrache de l'assaut prolongé sous la tour,
S'arrête tout-à-coup, d'épouvante saisie;
Elle a vu s'élancer vers la route d'Asie,
Comme un spectre sorti de la ville des morts,
Le farouche El-Modhi sur un cheval sans mors;
Un cri d'horreur le suit; Murat, que rien n'étonne,
Seul, se précipitant vers le rempart qui tonne,
Ouvre ses bras nerveux pour le saisir vivant;
Mais l'horrible étranger a fui comme le vent.
De joie, à son aspect, Ptolémaïs s'agite;
Ils franchit les deux murs, monte à la tour maudite,
Et, prophète inspiré d'un lendemain fatal,
Paraît comme un Typhon sur son noir piédestal.

Siebenter Gesang.

Die Pest.

CHANT SEPTIÈME.

LA PESTE.

Inhalt.

Schlacht vom Berge Thabor. — Kleber befreit von Bonaparte. — Vollständige Flucht der Muselmänner. — Zurückkehr des Heeres vor Ptolemais. — Erste Symptome der Pest. — Auszug von dreitausend Pestkranken, die El-Modi führt. — Die Pest pflanzt sich im Heere fort. — Hospiz in einer Moschee. — Pestscenen. — Aufopferung Desgenettes. — Bonaparte erscheint in der Moschee: er berührt die Kranken; Rede, die er an sie richtet.

ARGUMENT.

Bataille du Mont Thabor. — Kléber délivré par Bonaparte. — Déroute complète de Musulmans. — Retour de l'armée à Ptolémaïs. — Premiers symptômes de la peste. — Sortie de trois mille pestiférés conduits par El Modhi. — La peste se propage dans l'armée. — L'hospice dans une Mosquée. — Détails et scènes de la peste. — Dévouement de Desgenettes. — Bonaparte paraît dans la Mosquée; il touche les pestiférés; discours qu'il leur adresse.

Siebenter Geſang.

Die Peſt.

Seht ihr die öden Flächen in Mittag,
Dort, wo der ſalz'ge See Genezareth
Sein Waſſer dehnet? Seht ihr den Karmel,
Aus deſſen leytem Thal gen Esdrelon
Zur Ebne ſtrömt ein unberühmter Fluß?
Nazareth, Cana, des Meſſias voll?
Des Hermons Gipfel, ſchwarz vom Cederhain?
Die frommen Oerter, wo der Chriſt im Geiſt
Noch jetzt den Heil'genſchein auf Thabor ſieht?
Auf dieſen Bergen, an den wald'gen Hügeln,
An Jordans tiefem, unbeblümtem Bett —
Hier ſtürmen hunderttauſend Muſelmanen,
Einander alle fremd, aus Aſien
Zum Thabor hergeſtrömt, mit ihrem Stoß
Seit frühem Morgen auf ein Viereck rings,
Aus dem ein dreigefarbtes Banner ſteigt.
Seht, hier iſt Kleber, auf dem Punkt allein,
Wie eine Klippe, fern vom Ocean
Hinausgeſtoßen, bricht er dieſer Völker,
Der namenloſen, dunkle Fluth und hält
Die Niederlage nur durch Siege fern.
Hoch ſteht er herrſchend ob den Seinen Allen,
Sein ſtolzes Haupt ruft alle Streiche her,
Nichts kann erſchüttern ſeinen ſtrengen Muth;
Er iſt zu ſterben oder Frankreichs Heil
So hoher Pflicht auf ſich. — Und alſo ſoust
Zum zweitenmal du glänzen, alſo ſoll
In einer Wüſte, die nur Siege zeugt,
Wenn Hunderttauſend Ottomanen deine
Zehntauſende bekämpfen, einſt dein Ruhm,
Gezwungen, ſolch ein Wunder zu gebären,
Mit Siegen blenden jene Sonnenſtadt. [1]

CHANT SEPTIÈME.

LA PESTE.

Voyez-vous au midi ces grèves désolées,
Où le lac de Tibère étend ses eaux salées?
Voyez-vous le Carmel, dont le dernier vallon
Porte un fleuve sans gloire aux plaines d'Esdrelon?
Nazareth et Cana, tout empreints du Messie,
La cime de l'Hermon, par les cèdres noircie,
Lieux saints, d'où le chrétien croit distinguer encor
L'auréole céleste au sommet du Thabor?
Sur ces monts, sur le flanc des collines boisées,
Sur ces rives sans fleurs par le Jourdain creusées,
Cent mille Musulmans, l'un à l'autre inconnus,
Des confins de l'Asie au mont Thabor venus,
De leur choc circulaire assiégent dès l'aurore
Ce carré que surmonte un drapeau tricolore;
Kléber est là... Kléber, sur ce point isolé,
Comme un écueil lointain par l'Océan soulé,
De ces peuples sans nom brisant les vagues noires,
Retarde sa défaite à force de victoires.
Debout parmi les siens, il les domine tous;
Sa tête haute et fière appelle tous les coups;
Rien ne peut ébranler sa stoïque constance;
Désigné pour mourir ou pour sauver la France,
De son devoir sublime il accepte le poids.
Ainsi tu dois briller une seconde fois,
Ainsi, dans un désert en victoires fertile,
Quand cent mille Ottomans combattront tes dix mille,
Contrainte d'enfanter un prodige pareil,
Ta gloire éblouira la ville du soleil!... [1]

Um dieses Viereck, durch die Kriegskunst mächtig,
Kreist unter lautem Schreien Asiens Heer,
Doch auf den christlichen Kolossen, den
Ihr Auge mißt, wagt keiner kühnen Sprung,
Bis Einer sich das Heldenhaupt verspricht:
Es ist ein kupferfarb'ner Araber,
Ein Mordknecht Mahomets, derselbe, der
In Alexandrien, unmächt'ger Mörder,
Die edle Brust mit stumpfem Dolche traf.
Am großen Opfer hänget heut sein Blick,
Den Schein des Frevels gibt er seinem Plan:
Bald zeigt er sich als einen Ueberläufer,
Und sucht zum Eingang einen schwachen Reihn:
Den Dolch bald aus der plumpen Weste ziehend,
Kriecht unter einem Torischen Kameel
In Staubesfluth der düstre Soliman.
So spürt ein schwarzer Kaiman, scharfen Blicks,
Den Raub aus, der am Ufer hängt und schwimmt,
Im Wasser den verborgnen Weg verfolgend.
Wohl zwanzigmal, zu thun die grause That,
Schlüpft an die Front' er hin, und zwanzigmal
Stößt unsrer Krieger Fuß, den feinen Schlich
Vereitelnd, das Gewürm verächtlich weg.

Ihr Helden, die in eurer Mauern Erz
Wie ein Palladium euren Kleber wahrtet:
Gebrochen bald von so viel Stößen wird
Siegreichem Feinde weichen eure Macht;
Des Kampfes Schatz erschöpft sich, in den Reihen
Blitzt hier und dort ein sterbend Feuer noch;
Der Kanonier, bei der Lafette müssig,
Durchforscht sein tragbar Arsenal umsonst;
Das schwache Viereck, das der Blitz nur hielt,
Löscht aus, wie ein Vulkan mit schwarzem Krater.

Der Tag inzwischen flieht, und länger streckt
Sein Strahl des Thabors unbestimmten Schatten,
Die Hoffnung stärkt nicht mehr des Kriegers Kraft:
Auf einmal da von Souli's Höhen [a] tönt
Im hallenden Gethäle das Geschütz,
Und Schaaren, draus dreifarb'ge Bänner wehn,
Clarine, Trommeln, Rufe durch die Luft
Verkünden Klebern Bonaparte's Nah'n.
Der Schrei, die Fahnen, der entfernte Marsch,
Der Name Kebir macht die Feinde blaß;
Der Schrecken führet ihre Schaaren schon
Seitwärts nach Hermon's Krümmungen, und bald
Schwingt sich, der ungeheuren Kette los,
Das lang gefangne Viereck in die Ebne.
So, wenn ein ungeheures Eisgetrieb'
Ein Schiff umringet in der Hudsonsbay,

Autour de ce carré, puissant par sa tactique,
Tourbillonne à grands cris l'armée asiatique;
Nul n'osait assaillir d'un bond audacieux
Le chrétien colossal que mesurent les yeux;
Un seul s'était promis cette héroïque tête:
C'est l'Arabe cuivré, séide du Prophète,
Qui, dans Alexandrie impuissant assassin,
D'un poignard émoussé toucha son noble sein;
Aujourd'hui, l'œil fixé sur sa grande victime,
Il donne à ses projets l'apparence du crime:
Tantôt, se présentant comme un transfuge ami,
Il cherche pour issue un rang mal affermi:
Tantôt, tirant le fer de sa veste grossière,
Le sombre Souliman, dans des flots de poussière,
Rampe sous le chameau d'un Arabe de Tor:
Tel, d'un regard subtil, un noir alligator,
Épiant une proie au rivage attachée,
Nage, en suivant sous l'onde une route cachée.
Vingt fois, pour consommer ses horribles exploits,
Sur la première ligne il se glisse, et vingt fois
Nos soldats, déjouant une ruse subtile,
De leurs pieds dédaigneux repoussent le reptile.

Héroïques soldats, qui, dans vos murs de fer,
Comme un palladium gardiez votre Kléber!
Bientôt, sous tant de chocs votre force brisée
Va livrer au barbare une victoire aisée;
Les trésors des combats s'épuisent: dans les rangs
Étincellent encor quelques feux expirans;
Debout, près de l'affût, l'artilleur inutile
A fouillé vainement son arsenal mobile,
Et ce faible carré que la foudre soutint,
Semble le noir foyer d'un volcan qui s'éteint.

Cependant le jour fuit: sa lumière inclinée
Allonge du Thabor l'ombre indéterminée;
L'espoir ne soutient plus le soldat affaibli:
Tout-à-coup, des hauteurs qui couronnent Souli, [a]
Résonne le canon dans les vallons sonores;
Des bataillons semés de drapeaux tricolores,
Le clairon, le tambour, les cris qui frappent l'air,
Annoncent Bonaparte aux soldats de Kléber.
Ces drapeaux, ces clameurs, ces lointaines fanfares,
Le grand nom de Kébir, ont glacé les Barbares;
Déjà leurs escadrons, par la terreur conduits,
De l'Hermon sinueux regagnent les circuits,
Et bientôt, affranchi de son immense chaîne,
Le carré prisonnier s'élance dans la plaine.
Ainsi, quand dans la nuit un immense glaçon
Environne un vaisseau qui vogue vers l'Hudson,

Starrt von dem unbeweglichen Verdeck
Nachdenklich Volk auf's dürre Meer hinaus,
Und, müde des vergeblichen Versuchs,
Läßt es die Hoffnung, wartet auf den Tod.
Doch wenn ein Wind, erwärmt vom andern Pol,
Des schweren Winterhimmels Kuppel sprengt,
Dann öffnet schnell den starren Arm das Meer
Besiegt, und eine Woge schwanket das Schiff
Auf eingeschlaf'ner Seite, doch zuletzt,
Von seinem zürnenden Gefängniß frey,
Durchfährt erobernd es der Erde Gränzen.

Umsonst, zu banger Flucht gedränget, sperrt
Die leichten Rosse blutig der Barbar.
Umsonst, des Säwerdes Schärfe zu entgehn,
Bahnt er sich schroffe Pfad' in das Gebirge:
Die Bataillone fliegen rings ihm nach;
Und in dem Staub, vor dem die Erde schwindet,
Gesellen sich zu Murats Reiterschaar
Viertausend Dromedar' als Bundsgenossen, [2]
Furchtbar Geschwader, dessen Riesenschritt
Gemächlich einholt eines Rosses Flug.
Der Tod begleitet überall die Flucht,
Auf Nazareth wirft Junot sich verfolgend;
Von einem Ende zu dem anderen
Bewacht den Hermon Reynier, Kleber ist
Am Thabor, Bonapart' ist überall.
Die mächt'ge Schranke lieh der Jordan ihm.
Des muth'gen Frankreichs edler Bundsgenosse.
Zweimal zehntausend fremde Muselmannen,
Die Brück' erforschend, so Damaskus zu
Sie rettend führen soll — sie zogen hin,
Das öde Thal des heil'gen Flusses nieder;
Unsel'ge Zuflucht! Murats Säbel, den
Umsonst sie flohen, schreckt sie vor sich her
Vom See Genezareth zu Jakobs Brücke; [3]
Und ihre Leiber, in die tiefe Fluth
In Menge stürzend, hemmen das Gewässer;
In seiner fernen Wiege stieg der Fluß,
Wie in den Tagen Israel's, zurück.
Doch einige, des Schwertes Schneid' entgangen,
Arbeiten an das Ostgestade sich,
Und diese Krieger, die der Engelländer
Als Sieger im Triumph erwartete,
Sie sagten, Schreckensboten, Frankreich an
Des Indus Völkern, und es wurden bei
Surate's Bucht und in Golconda blaß
Auf einen Augenblick der See Tyrannen. [4]

So mischet unser Herr am selben Ort
Der Menschen Wunder zu den Wundern Gottes;

Sur l'immobile pont une foule pensive
Contemple de la mer la surface massive,
Et, lasse de tenter un impuissant effort,
Dépose l'espérance et n'attend que la mort;
Mais qu'un vent désiré, tiédi sous l'autre pôle,
D'un ciel lourd et brumeux déchire la coupole,
Soudain la mer vaincue ouvre ses bras roidis;
Le vaisseau, quelque temps sur ses flancs engourdis
S'agite, et, libre enfin de sa prison qui gronde,
Sillonne en conquérant les limites du monde.

En vain, pressés de fuir, les Barbares, tremblans,
De leurs légers chevaux ensanglantent les flancs;
En vain, pour échapper au tranchant de l'épée,
Ils s'ouvrent sur les monts une route escarpée:
Partout nos bataillons les suivent dans leur vol;
Parmi les flots poudreux qui dérobent le sol,
Des dragons de Murat nouveaux auxiliaires,
Arrivent sur les Turcs quatre cents dromadaires, [2]
Formidable escadron, dont le pas colossal
Devance, sans effort, le galop d'un cheval.
La mort sur tous les points accompagne la fuite:
Junot vers Nazareth s'élance à leur poursuite,
Reynier garde l'Hermon de l'un à l'autre bout,
Kléber est au Thabor, Napoléon partout.
Comme un noble allié de la France guerrière,
Le Jourdain lui prêta sa puissante barrière;
Vingt mille Musulmans, fils de lointains climats,
Cherchant le pont sauveur qui conduit à Damas,
Suivaient du fleuve saint la déserte vallée;
Refuge désastreux! Du lac de Galilée,
Le sabre de Murat, qu'ils ont vainement fui,
Jusqu'au pont de Jacob, les chasse devant lui, [3]
Et dans les flots profonds leurs corps tombés en foule
Opposent une digue à l'onde qui s'écoule;
Vous cussiez dit qu'alors, vers son berceau lointain,
Comme aux jours d'Israël remontait le Jourdain.
Quelques uns cependant, soustraits au fil du glaive,
Regagnèrent les bords où le soleil se lève;
Ces soldats, par l'Anglais en triomphe attendus,
Effrayans messagers, aux peuples de l'Indus
Annoncèrent la France, et les tyrans de l'onde
Pâlirent un moment dans Surate et Golconde. [4]

Ainsi nos bataillons mêlaient au même lieu
Les merveilles de l'homme aux merveilles de Dieu;

O hätt' es Ptolemais, auch besiegt,
Den Krieg erstickt jetzt im Triumph gesehn!
Allein es ruft sie das geschwächte Lager
Und neugebaut hat Achmet seinen Thurm,
Der Unbezwingliche; so lassen sie
Von Thabor, und aufs Neue hemmt
Ihr Siegerschritt sich vor der Schicksalsstadt.
Und hier, in erster, ewiger Belag'rung
Verzehren wieder Tag' und Nächte sie.
Zwei feindlicher Parteien Menge stürzt
An jedem Tag, gemähet vor den Mauern;
Es thürmen sich gemischte Leichen auf;
In zweien Monden zwanzig Stürme sahn
Die Wälle, beider Lager stolzen Kern
Verschlingt der Abgrund bei'm verfluchten Thurm.

Inzwischen wehte durch der Mauern Ring
Ein Todtenathem, gift'ger Dünste voll,
Furchtbare Geissel, die ein schmutz'ger Dunst
Im Nilschlamm nährt und mehret, und der Süd,
Ein rascher Bote, diesem fremden Volk
Auf seinem Fittig bringt. Es streuen schon
Die Mameluken aus der Schlacht am Nil,
Des Bassen von Judäa Mordgehülfen,
Den alten Strassen zugeströmter Greul,
Den Todesheim, verüberwandelnd, aus.
Bald, leichenvoll, erscheinet Ptolemais,
Gleich einer schwarz dem Grab entstieg'nen Stadt;
Ein warmer Hauch von Menschenresten schickt
Sein unsichtbares Gift den Christen zu.
Ihr glücklich, sorgles Lager weiß zuerst
Nichts von dem Greuel, den es in sich hegt;
Und wie ein Meuchelmörder in der Nacht
Schleicht sich das Uebel in den Zelten ein,
Versteckt sorgsam seine grausen Zeichen.
Der Krieger athmet mörderische Luft,
Er spricht, umsonst gestützt von Freundesarmen,
Mit Graun von einer unbekannten Qual.
Doch klärt sich bald sein Mißbehagen auf:
Die düstre Menge, von Entsetzen stumm,
Verdacht in allen Mienen, allen Winken,
Trug eine Leiche vor der Führer Fuß.
Ach! lange schon, des Schweigens kundig, wußten
Um solches Graun geheimniß diese schon!
Doch, niederringend ihrer Herzen Kummer,
Die heitre Miene zeigten sie dem Volk,
Und Alle von der weisen Lüge wissend,
Erstickten sie die Zeichen dieser Noth.
Unnütze List! heut noch erfahren soll
Die schlimme Wahrheit ein entsetztes Lager!

Heureux s'ils pouvaient voir, sous ce dernier trophée,
Ptolémaïs soumise et la guerre étouffée!
Mais le camp affaibli demande leur retour,
Et l'indomptable Achmet a rebâti sa tour.
Ils quittent le Thabor; leur marche triomphale
S'arrête de nouveau vers la ville fatale;
Là, d'un siége éternel subissant les ennuis,
Ils consument encor et leurs jours et leurs nuits;
Des deux partis rivaux la foule consternée,
Chaque jour sous les murs expire moissonnée;
Les cadavres mêlés s'élèvent en monceaux:
Ces remparts, en deux mois, ont vu soixante assauts;
Et le gouffre entr'ouvert devant la tour maudite
Dévore des deux camps la glorieuse élite.

Cependant transpirait, dans l'enceinte des murs,
Un air cadavéreux aux miasmes impurs,
Redoutable fléau qu'une vapeur immonde
Dans la fange du Nil alimente et féconde,
Et que le vent du sud, rapide messager,
Apporte sur son aile à ce peuple étranger.
Déjà les Mamelucks sauvés des Pyramides,
Du pacha de Judée alliés homicides,
Dans les vieux carrefours que souille leur abord,
Répandent en passant le levain de la mort;
Bientôt Ptolémaïs, de cadavres semée,
Semble une ville en deuil du sépulcre exhumée;
Et des lambeaux humains la tiède exhalaison
Pousse vers les chrétiens l'invisible poison.
D'abord du camp français l'heureuse insouciance
Du fléau qu'il recèle ignorait la présence!
Comme un sicaire obscur qui frappe dans la nuit,
On eût dit que le mal, sous la tente introduit,
Dérobait avec soin ses funestes symptômes;
Le soldat aspirait d'homicides atomes,
Et, sur des bras amis vainement soutenu,
Parlait avec effroi d'un tourment inconnu.
Alors, pour éclaircir sa vague inquiétude,
Muette de stupeur, la sombre multitude,
Révélant un soupçon par le geste exprimé,
Portait aux pieds des chefs un corps inanimé,
Hélas! depuis long-tems, habiles à se taire,
Les chefs avaient connu l'effroyable mystère;
Mais au fond de leurs cœurs refoulant le chagrin,
Ils montraient à la foule un visage serein,
Et, d'un prudent mensonge unanimes complices,
De l'horrible secret étouffaient les indices.
Inutile détour! Le camp épouvanté
Va connaître aujourd'hui la triste vérité.

Des Bassen grause Staatskunst unterstützt
Ein schwärmerischer Dämon in der Stadt:
Auf ihren Eisenketten senket sich
Die breite Fallbrück' um des Tages Ende.
Dreitausend Türken steigen von dem Thurm
In Schweigen; auf Al-Borak sitzend geht
Voran El-Modhi, düster droht sein Auge.
Der Engel der Verzweiflung schüttelt stumm
Ein schwarzes Banner der Begleitung zu;
Verschlungen mit den eckeln Händen ziehn
Sie nackend, Pest-bewaffnet, nach den Zelten,
Sie winken den entsetzten Christen zu,
Versprechen ihnen ihren gift'gen Leib,
Inzwischen sinkt von seiner Qual erschöpft
Ein wandelndes Phantom der düstern Schaar,
Hin an den Palmen, die die Straße säumen:
Der Würgerengel rührt es mit der Hand,
Spricht ihm mit feierlicher Stimme zu:
Sein Wort belebt noch den entflieh'nden Geist,
Der Leib des Sterbenden im Fieberschlummer
Ermannet auf El-Modhi's Stimme sich.
So, ganz bestreut mit blauen Flecken steht
Bei uns, in den Amphitheatern liegend,
Auf ihre Füße Leichen, öffnen halb
Die stummen Lippen, Augen ohne Blick,
Wenn Volta, der entsetzliche Prometheus,
Dem Todtenbein' erschrocknes Leben leiht.

Es zog dem Heer, das starr von Grausen ward,
Langsamen Schritts der Leichenzug entgegen,
El-Modhi schreitet grimm der Schaar voran,
Im Ring des Lagers hallet seine Stimme:
„Ihr Christen! Euch bezwinget nicht das Schwert
„Der Muselmannen: darum, so verdammt
„El-Modhi Euch, sie zu umarmen!“ drauf
Kehrt er zum Führer sich mit einem Wink:
„Die Pest vermag' ich scheidend, Kebir, dir!
„Entrinnst aus dem verfluchten Lager du,
„So sieht du wieder mich bei Abukir!“

Er sprachs, und wie der Glanz des Phosphorus
Verfliegt der Dämon in dem Abendnebel,
Man hört nur seine laute Stimme noch,
Sein hölliſch Lachen, das im Wald verhallt.

Und furchtlos unter langem Feuer stürzt
El-Modhi's Horde durch den Ring des Lagers;
Die grausen Leiber, bunt umhergestreut,
Bedecken Rand und Graben, bieten froh
Den Arm dem Eisen dar, so sie zerfleischt,
Und wie die Rümpfe giftigen Gewürms,

Aujourd'hui dans la ville un démon fanatique
Seconde du pacha l'affreuse politique:
Sur ses chaines de fer, à la chute du jour,
Le large pont-levis s'abaisse, et de la tour
Trois mille Musulmans descendent en silence;
Monté sur Al-Borak, El-Modhi les devance;
L'œil sombre et menaçant, l'Ange du désespoir
Vers le convoi muet secoue un drapeau noir;
L'un à l'autre enlacés de leurs mains dégoûtantes,
Nus, armés de la peste, ils marchent vers les tentes;
Et, du geste invitant les chrétiens consternés,
Leur promettent de loin leurs corps empoisonnés.
Quelquefois, épuisé par le mal qui l'assiége,
Un fantôme ambulant de ce morne cortége
Tombe sous les palmiers qui bordent le chemin;
L'Ange exterminateur le touche de la main,
D'une voix solennelle il parle; sa parole
Donne un reste de vie au souffle qui s'envole,
Et le corps du mourant, par la fièvre engourdi,
Tout à coup se relève à la voix d'El-Modhi.
Ainsi, tout parsemés de nuances bleuâtres,
Les cadavres, gisans dans nos amphithéâtres,
Se dressent sur leurs pieds, entr'ouvrant au hasard
Une bouche sans voix et des yeux sans regard,
Quand l'effrayant Volta, magique Prométhée,
Rend aux chairs du sépulcre une ame épouvantée.

Cependant vers l'armée, immobile d'effroi,
S'avançait, à pas lents, le funèbre convoi;
Le farouche El-Modhi précède la colonne;
Dans l'enceinte du camp sa forte voix résonne:
„Chrétiens, qui résistez au fer des Musulmans,
„El-Modhi vous condamne à leurs embrassemens.“
Puis, s'adressant au chef qu'il désigne du geste:
„Kébir! en te quittant je te lègue la peste;
„Si de ton camp maudit, vivant tu peux sortir,
„Tremble de me revoir aux sables d'Aboukir!“

Il a dit; et, pareil aux lueurs du phosphore,
Dans la brume du soir le démon s'évapore,
Et l'on distingue encor son éclatante voix,
Et son rire infernal qui s'éteint dans les bois.

Sous les feux prolongés, insensible à la crainte,
La horde d'El-Modhi du camp franchit l'enceinte,
Leurs cadavres hideux, pêle-mêle entassés,
Encombrent le glacis, inondent les fossés;
Ils présentent leurs bras au fer qui les mutile,
Et, pareils aux tronçons d'un venimeux reptile,

Im heißen Todeskampfe kurz beseelt,
Stürzen sie nackt auf die Bewaffneten;
In gräßlicher Umarmung drücken sie
Den Mund voll Gifthauch Spuren lassend ein,
Ein letztes Streben weitet ihre Brust
Und fa'rt in ihren Raub den Todeskeim.

Der alte Bassa triumphirt, es kennt
Das Heer nun endlich seiner Geissel Namen,
Es ist nicht mehr das dunkle, dumpfe Weh,
Das die Vereinzelten im Zelte schlug;
Allstündlich in dem Lager, das es zehntet,
Ein offner Mörder, sucht es Opfer aus.
Und dieser Boden, auch den Feinden gräulich,
Ist nur ein unrein Königreich der Pest.

Nicht fern vom Lager hebt sich eine alte
Moschee, sie winkt, ein weiter Zufluchtsort
Für Sterbende, der Marmel ihrer Mauern
Von Schmuck entblößt, bewahret Worte noch
Von Imansbund; den Vorhof sämmt ein Busch
Von Palmen, und vom frischen Ocean
Fliegt über eines hellen Bettens Rosen
Der Wind und führt ihr Lebensathem zu.
Hier grüßt das Mitleid, aus dem Zelt verbannt,
Auf minder glüh'nden Betten Sterbende.
Zum breiten Thor des gastlichen Gemäuers
Fußgänger bunt und Reiter eingeführt
Erwerben einen Platz im Todesfeld.
Der klagenvolle Schmerz, die drohende Wuth,
Die stumme Schwäche, der Verzweiflung Grimm,
Bevölkern doppelreihig diese Halle.
Unseliges Hospiz, verödet Haus,
Wo dem verhaßten Proteusgangestüst
Der Todesengel tausend Larven leiht,
Mit einer neuen stets das Aug' entsetzend!
Beim Veteran, der ohne Murren stirbt,
Wälzt auf dem Lager, in des Fiebers Wuth,
Sein junger Kamerad sich, zwingt sich
Im Todesröchel zu des Lachens Krampf,
Und während mit verwirrter Miene die
Das Leintuch reißen von dem heißen Lager,
So sterben Andre, von den Mänteln fest
Umstrickt, im kriegerischen Leichentuch.

So wie der schwache Schimmer, den das Auge
Des Kranken heißt, im tiefen Säulengang
Sich endlich zeigt, und durch die Gitter schlüpfend
Die bunten Scheiben an die Mauern malt,
Und in dem Haus, das kaum der Tag belebet,

Par l'ardente agonie un moment ranimés,
Ils s'élancent tout nus sur nos soldats armés;
Sur ces corps enlacés par d'horribles étreintes,
D'une bouche fétide ils laissent les empreintes,
Et leur sein, dilaté par un dernier effort,
Dans le sein de leur proie ensemence la mort.

Le vieux Pacha triomphe; et l'armée abattue
Connaît enfin le nom du fléau qui la tue;
Ce n'est plus ce mal sourd, dans l'ombre recelé,
Qui frappait sous la tente un soldat isolé;
A toute heure, aujourd'hui, dans ce camp qu'il décime,
Assassin découvert, il marque une victime;
Et ce sol, abhorré même des ennemis,
Semble un impur royaume à la peste soumis.

Non loin du camp s'élève une antique mosquée,
Comme un vaste refuge aux mourans indiquée;
Le marbre de ses murs, dépouillé d'ornemens
Conserve encor des mots écrits par les Imans;
Des touffes de palmiers ornent son vestibule,
Et du frais Océan la brise qui circule,
Glissant sur les rosiers d'un limpide bassin,
Porte dans la mosquée un air suave et sain.
C'est là que la pitié, loin des tentes bannie,
Dans un lit moins brûlant accueille l'agonie;
Sous le large portail des murs hospitaliers,
Pêle-mêle introduits, fantassins, cavaliers,
Dans le camp de la mort ont conquis une place;
La douleur qui se plaint, la rage qui menace,
L'abattement muet, l'effréné désespoir,
Peuplent le double rang du funèbre dortoir,
Hospice désastreux! enceinte dévastée!
Où l'ange de la mort, effroyable Protée,
Couvrant de mille aspects son visage odieux,
Toujours d'un nouveau masque épouvante les yeux
Auprès du vétéran, qui sans murmure expire,
Son jeune compagnon, dans l'accès du délire,
Se débat sur sa couche, et mêle avec effort
Un rire convulsif au râle de la mort;
Et tandis que les uns, par un geste farouche,
Rejettent le linceul de leur brûlante couche,
D'autres, de leurs manteaux étroitement drapés,
Du suaire guerrier meurent enveloppés.

Sitôt que brille enfin sous la profonde arcade
Cette faible lueur qu'attend l'œil du malade,
Quand l'aube, se glissant à travers les barreaux,
Dessine sur les murs les moresques vitraux,
Et que, dans l'édifice où ce jour luit à peine,

Der Nacht verhängnißvolle Scen' erscheint:
Gelbe Beduinen, jämmerliche Feinde,
Wie ein der Pest versprochner, feilchter Fraß,
Den Raum von Bette durch zu Bett und schieben
Des Todes Engel ihre ringsherum;
Mit ausgestreckten Leichen ziehn sie ab,
Und in den off'nen Schlund des Mauergrabens
Verscharren sie die grausen Hüllen ein;
Und irre Kuppeln hungriger Hunde,
Verbannte Gäste, die die Pest erhält,
Sie suchen heulend nach den Greuelresten.

Apparaît de la nuit la désastreuse scène;
Des esclaves hébétés, malheureux ennemis,
Comme une vile proie à la peste promis,
De l'un à l'autre lit parcourant l'intervalle,
Passent en promenant la civière fatale;
Ils s'éloignent chargés de cadavres impurs;
Dans la fosse béante, ouverte autour des murs,
Leurs mains vont enfouir ces dépouilles immondes,
Et des chiens affamés les meutes vagabondes,
Convives odieux, par la peste nourris,
Exhument en hurlant ces horribles débris.

Doch, seine Wuth verdoppelnd, wird der Tod
Die leergewordnen Plätze bald besetzen:
Die unbezwung'ne Pest entrollt von Tag
Zu Tag ein düst'rer Bild vor der Verzweiflung.
Ach! um sein ungelüftet Kissen sucht
Der Mensch vergebens Menschen, welche weinen.
Zuweilen richten auf den Betten sich
Gespenstische Gestalten feierlich
Und finster auf, sie denken nach den Ecken,
Und nach den Freunden ruft ihr Grabeslaut.
Doch, ihres Todeskampfes stummer Zeuge,
Gefühllos wachet Selbstsucht nur auf sich.
Verbannt vom Schrecken, der ihm folget, stirbt
Das Unglück, mitten in der Schaar verlassen.
Der Kranke ruft umsonst zur Hülfe her
Die Wundarzney, die Leben fristende;
Auf seinen Schragen einsam aufgestützt
Forscht er mit muth'ger Hand in seiner Wunde,
Und, vom Instinkt geleitet, statt von Kunst
Entrauft er blutbefleckten Flaum dem Bett.

Mais la mort, poursuivant ses fureurs redoublées,
Aura bientôt rempli ses places dépeuplées;
A l'œil du désespoir l'indomptable fléau
Déroule chaque jour un plus sombre tableau:
Autour de son chevet, qu'aucune main n'effleure,
L'homme demande en vain un homme qui le pleure;
Quelquefois vous voyez de spectres affaiblis,
L'air morne et solennel, se dresser sur leurs lits,
Et, du geste indiquant les angles de la salle,
Appeler leurs amis d'une voix sépulcrale;
Mais de leur agonie insensible témoin,
L'égoïsme muet veille à son propre soin;
Par l'horreur qui la suit, l'infortune exilée
Traîne au sein de la foule une mort isolée;
Vainement le malade invoque le secours
De l'art opérateur qui prolonge nos jours;
Accoudé sans témoins sur la fatale claie,
D'une main courageuse il visite sa plaie,
Et, guidé par l'instinct à défaut de savoir,
Arrache le duvet, humide d'un sang noir.

Nur Ein Mann wagt's, in diesem Grauenraum
Dem allgemeinen Schrecken sich zu stellen:
Desgenett' heißt er; ' seinen Namen hätt'
Ein Hellas neben Göttern eingeschrieben.
Gekrümmt auf einen Sterbenden, an dem
Das Fieber zehrt, wirft er den blinden Schrecken
Der Menge vor, dem Krieger macht er Muth,
Dem todesbangen, und mit gräßlichem
Beweise seine Reden unterstützend,
Taucht er in einer harten Beule Grund,
Holt einen gift'gen Tropfen mit dem Stahl,
Und in die Ader, die er selbst sich schlug,
Tropft unerschlaffend er den süß'gen Eiter.

Un homme cependant, dans cette horrible enceinte,
De la terreur publique ose braver l'atteinte:
Desgenette est son nom; sur un marbre pieux'
La Grèce l'ait inscrit à côté de ses dieux.
Courbé près d'une mourant que la fièvre désole,
Il reproche à la foule une terreur frivole,
Rassure le soldat qui tremble pour ses jours;
Puis, d'une horrible preuve appuyant ses discours,
Au fond d'une tumeur par le mal calcinée,
Il puise sur l'acier la goutte empoisonnée,
Et dans sa propre veine, ouverte de sa main,
Infiltre sans pâlir le liquide venin.

Erhabner Muth! jedoch die Menge bebt
In Zweifeln, voll Bewund'rung zwar, zurück.

Sublime dévoûment! Mais, toujours incrédule,
La foule, en l'admirant, d'épouvante recule;

Das Uebel, erblich, höhnt ja die Vernunft,
Und zeugt von mörd'rischer Berührung Gift.
Wenn dieſen großen Sarkophag die Nacht
Mit ihrem weiten Leichentuch beſchattet,
So hört man ſo viel Seufzer und Geſchrey,
Vermenget noch, gleich einer einz'gen Stimme;
Von Eiſen eine Lampe glänzt im Dach,
Und zeichnet blaß die ſinnenden Geſtalten:
So ſtreift ein Halbmondsſtrahl mit zitterndem
Reflex der Gräber weiße Steingebilde;
Wenn vom Carmel dann, wo Gebet noch wacht,
Ein gaſtlich Glöcklein tönt gemeſſ'nen Schlags,
Und über das Latinerkloſter ſtreifend
Ein Hauch den Hall ins öde Lager trägt:
Da horcht geſtört von einem letzten Traum
Der Sterbende dem langen Laut entgegen;
Die Stimme, die herabruft vom Carmel,
Weckt ſeines Glaubens Bräuche dunkel auf;
Ihm iſt, als wimmerte dicht neben ihm
Sein Sterbeglöcklein in den Mauern ſelbſt.

Nein! edle Krieger! Alle ruhmlos nicht
Sollt ihr in dieſer gift'gen Freiſtatt ſinken.
Getäuſchet endlich wird des Uebels Wuth;
Die einen wird das Schwert am Delta fallen,
Die andern werden in der Heimath Schoos
Von Ptolemais und von Thabor ſprechen;
Noch duldet einen Tag! die Morgenröthe
Verſpricht ein rettend Wunder eurem Blick.
Sie glänzt; und vor der Wölbung draußen tönt —
O horchet — welch' ein Schall, ſchon lange ſtumm?
Der Feldmarſch, in der Luft verhallend, ſpielt
Die Hymne: „Wachet ob dem Wohl des Staats!“
Erkennt ihr der gerührten Krieger Stimme?
Des Führers Name tönt in all' dem Schrey;
Es ſcheint die ganze Schaar hierher beſtellt;
Das lange Murmeln naht, das Thor geht auf;
Ein Volk von Kriegern, auf der Schwelle ſteh'nd,
Mißt mit Entſetzen dieſe Trauerhalle . . . .
Und plötzlich, von den bangen Gruppen weg, —
So ruhig ſah ihn Lodi nicht, — ſo groß
Die Pyramide nicht — trat Bonaparte
Herein, und Kleber, Reynier, Murat,
Die liebſten Führer, folgen ihm, er wandelt,
Und bei des Heeresvaters Schritten wird
Lebendig dieſer Saal voll Sterbender;
Bei ſeinem Anblick blitzt ein Hoffnungsſtrahl
Mit Wundermacht in den erloſch'nen Augen;

Le mal contagieux, réfutant la raison,
Du contact homicide atteste le poison.
Quand le vaste linceul de la nuit qui s'abaisse,
Sur ce grand sarcophage étend son ombre épaisse,
Tant de soupirs mêlés, tant de cris confondus,
Comme une seule voix sont encore entendus;
Une lampe de fer, suspendue aux ogives,
Dessine en traits blafards des figures pensives;
Tel le croissant des nuits, de ses reflets tremblans
Effleure des tombeaux les simulacres blancs;
Alors si du Carmel, où veille la prière,
Tinte à coups mesurés la cloche hospitalière,
Si la brise, en passant sur le couvent latin,
Porte au camp dévasté ce murmure lointain,
Le soldat expirant, que trouble un dernier songe,
Recueille avec effroi le son qui se prolonge;
Il retrouve, à la voix qui descend du Carmel,
Un confus souvenir du culte paternel,
Et croit qu'auprès de lui, sous ces tristes murailles,
Le lamentable airain sonne ses funérailles.

Non, généreux guerriers! dans cet asile impur
Vous ne mourrez pas tous de ce trépas obscur;
La rage du fléau bientôt sera trompée:
Les uns vers le Delta périront par l'épée;
D'autres, dans les hameaux de leur lointain pays,
Parleront du Thabor et de Ptolémaïs;
Souffrez encor un jour; à la prochaine aurore
Un prodige sauveur à vos yeux doit éclore;
Elle brille: au dehors de ces arceaux voûtés
Quel son long-tems muet retentit? Écoutez!!!
La fanfare du camp, qui dans les airs expire,
Chante l'hymne: „Veillons au salut de l'Empire;“
Distinguez-vous la voix des soldats attendris?
Le nom du général se mêle à tous ces cris;
La foule vers ces lieux semble être convoquée;
Le long murmure approche; on ouvre la mosquée:
Un peuple de soldats, arrêté sur le seuil,
Mesure avec effroi ce long palais du deuil...
Tout-à-coup, s'arrachant à ces groupes timides,
Plus calme qu'à Lodi, plus grand qu'aux Pyramides,
Bonaparte est entré; ses plus chers généraux,
Kléber, Reynier, Murat, escortent le héros;
Il marche, et de mourans la salle parsemée
Tressaille sur les pas du père de l'armée;
Dans les regards éteints un céleste pouvoir
Fait luire à son aspect le reflet de l'espoir;
De ces rangs désolés compagnes assidues,

Der Schmerz, der Tod, sonst ewige Begleiter
Der armen Reiben, sind wie fortgebannt;
Auf ihrem Binsenbette richten sich
Gespenster an entfleischten Armen auf,
Den Gottbeschützten rufen ihre Blicke;
Und während seine Feldherrn im Geleit,
Nur schwach nachahmend so erhab'nen Muth,
Zum ersten Male zittern vor dem Tod,
Und bang sich in der Luft voll Moderdunst
Auf Essigflaschen mit dem Athem senken,
Spricht er mit freyer Stirne durch die Reih'n
Der Sterbenden ein süsses Räthselwort:
Er zählt die Betten, streckt die nackte Hand
Ob ihnen aus, vollendet feierlich
Die graufe Schau; in jede Wunde legt
Trostvoll den Finger dieser Zauberarzt;
Sein Hauch vermischt sich mit des Kranken Athem,
Die Beulen sucht er, die die Weiche birgt,
Und, wie ein Heilgott, im unsaubern Tempel,
Verspricht er Leben, rührend an das Gift,

Und seine Stimme durch das Grabgewölbe
Der Bogen tönt, von Stille rings bedeckt:
„Die Welt, Soldaten, schaut auf euer Loos,
„Die Republik tauscht' euren ersten Schlachten;
„Der Nil, erobert, rollt' in seiner Fluth
„Aegyptens erste Reiterey, die erste
„Der Welt! Lebendig kamet ihr hervor,
„Vom Durst bekämpft, vom regen Staub der Wüste,
„Siegreiche Schaar! Von seinen Fesseln frei
„Dankt euch der Jordan, und des Thabors Stimme,
„Von Frankreich redet sie. Wie sollte doch
„So vieler Thaten Sarg seyn dieser Ort?
„Und wenn die Republik in Wittwentrauer
„Mich einst befragte: Sprich, wo ist dein Herr?
„Wo sind die alten Krieger groß von Ruhm,
„Mourads, der Bey's, der Muselmänner Sieger?"
„Antwort' ich dann: „Sie starben in dem Bett!?"
„Erhebt euch! sammelt eure schwache Kraft!
„Der Schrecken bringt euch mehr um, als das Weh!
„Wie im Gefecht, so auf dem Schmerzensbett
„Furchtlosen minder tödtlich ist der Tod.
„Lebt! morgen vor dem Tage lassen wir
„Die gräßliche, die pestverzehrte Stadt;
„Vor eurem Streich verbirgt sich hier der Feind;
„Sucht andre Schlachten unter mildern Himmel.
„Aegypten harret unser, schon erschien
„Der unversöhnliche Mourad aufs Neu'!
„Am Nil, sammt seinen Muselmannen bald

La douleur et la mort sont comme suspendues;
Et dans leurs lits de jonc des spectres enchaînés
Se dressent un moment sur leurs bras décharnés:
Tous invoquent des yeux l'homme que Dieu protége;
Et tandis que les chefs qui forment son cortége,
Pâles imitateurs d'un magnanime effort,
Pour la première fois tremblent devant la mort,
Et, dans cet air chargé d'atomes homicides,
Se penchent avec soin sur des parfums acides,
Lui, le front découvert, prononce dans les rangs
Ces mots mystérieux qui charment les mourans;
Sur ces lits qu'il dénombre étendant sa main nue,
Lentement il poursuit cette horrible revue:
On vit en ce moment le magique docteur
Porter dans chaque plaie un doigt consolateur;
Au souffle du malade il mêlait son haleine,
Découvrait les tumeurs qui se cachent sous l'aine,
Et dans ce temple impur, Dieu de la guérison,
Il promettait la vie en touchant le poison.

Alors sous les arceaux de la funèbre voûte
Retentit une voix que le silence écoute:
„Soldats, le monde entier contemple vos destins;
„La République a lu vos premiers bulletins:
„Le Nil conquis par vous a roulé dans son onde,
„Les premiers cavaliers de l'Égypte et du monde;
„Combattus par la soif et les déserts mouvans,
„Vos bataillons vainqueurs ont reparu vivans;
„Le Jourdain prisonnier vous doit sa délivrance,
„Et la voix du Thabor parle de notre France!
„Ce lieu de tant d'exploits serait-il le cercueil?
„Si, veuve de ses fils, la République en deuil
„Me demandait un jour: Qu'as-tu fait de l'armée?
„Où sont ces vieux soldats si grands de renommée,
„Ces vainqueurs de Mourad, des Beys, des Osmanlis?
„Faudra-t-il lui répondre: Ils sont morts dans leurs lits?
„Levez-vous! Ranimez votre force abattue;
„Bien plus que le fléau l'effroi du mal vous tue;
„Sur un lit de douleur comme au sein des combats,
„La mort est moins funeste à qui ne la craint pas.
„Vivez! Nous quitterons, demain avant l'aurore,
„Cette horrible cité que la peste dévore;
„Ici votre ennemi se dérobe à vos coups;
„Cherchons d'autres combats sous un soleil plus doux.
„L'Égypte nous attend; implacable adversaire,
„Mourad a reparu dans les plaines du Caire;
„Suivi de Mamelucks, bientôt il va s'unir

„Vereinigt er sich mit den frischen Schaaren
„Der Ottomanen unter Abukir.
„Umsonst trennt uns die Wüste von dem Nil;
„Auf! und im selben Augenblicke, wo
„Der Feind am Thabor uns begraben glaubt,
„Zeigt euch dem staunenden Barbarenauge!
„Abukirs blutig Vorgebirge rächt!
„Den Trauernamen deck' ein Siegesname!“

„Aux nouveaux Ottomans campés sous Aboukir.
„C'est en vain que du Nil le désert nous sépare;
„Marchons! Au moment même où ce peuple barbare
„Nous croit ensevelis au pied du mont Thabor,
„A ses yeux étonnés reparaissons encor,
„Et, vengeant d'Aboukir le sanglant promontoire,
„Couvrons un nom de deuil par un nom de victoire!“

Achter Geſang.

Abukir.

CHANT HUITIÈME.

ABOUKIR.

Inhalt.

Die Zelte des Bosporus. — Mustapha und Mourad-Bey. — Die Ostarmee auf dem Vorgebirge von Aboukir vereinigt. — Neue ägyptische Hülfsvölker von El-Modhi geführt. — Fliegende Artillerie. — Tod El-Modhi's. — Die Sibylle des Koran. — Angriff Murats. — Kleber. — Vernichtung des ottomanischen Heeres. — Letzte Nacht Bonaparte's in Aegypten. — Epilog.

ARGUMENT.

Les tentes du Bosphore. — Mustapha et Mourad Bey. — L'armée d'Orient réunie sur le promontoire d'Aboukir. — Nouveaux auxiliaires égyptiens conduits par El-Modhi. — L'artillerie volante. — Mort d'El-Modhi. — La sibylle du Coran. — Charge de Murat. — Kléber. — L'armée ottomane anéantie. — Dernière nuit de Bonaparte en Égypte. — Épilogue.

Achter Gesang.

Abukir.

Ein stürmisch Lager, wie aus Meeresgrund
Bestiegen, hat Abukirs öden Ufer
Belebt, die Zelte von dem Bosporus
Begrüßt Aegypten, ihrer Farben Schmuck
Mischt sich ins Morgenroth; betrachtet man
Die Zeltumhänge, wo sich Seid' und Silber
In Streifen reibt, und wo der Morgenwind
Sich wie in Segeln bläht, und siehet man
Mit Fahnen, goldnen Monden, flatternden
Roßschweifen, Waffen diese frischen Zelte
Bekrönt — man meint von Fern' am Strand
Entrolle sich ein Ispahan'scher Teppich.
Geängstet, hat des Großsultanes Macht
Dem edeln Mustapha dieß Heer vertraut;
Der Thor hat scheidend seinem Herrn gelobt,
Mit Feindesköpfen sein Serail zu schmücken:
Die lange Kette für Besiegte schleppt
Man feierlich durchs Lager Tag für Tag,
Den Eisenkäfich, der aus Abukir
Den Kebir nach den Sieben Thürmen bringt!

Zum trotzigen Osman, am selben Strand
Gesellen sich mit einem wilden Schrei
Zweitausend Mameluken, schwache Schaar,
Den Ghize-Siegern durch die Flucht entronnen;
Mourad-Bey führt sie! noch im Unglück schlau
Folgt' er dem Kamm der lyb'schen Bergeskette,
Er täuschte Desaix Wachsamkeit, und weit
Umschweifend, aufgetaucht aus der Gefahr
Der Wüste, diese Nacht erst, kommt er an,
Der stolze Bundsgenosse Mustapha's.
Kairo wieder zu erfassen recht
Mit letzter Kraftanstrengung er den Arm;
Der oft geschlagne, trotzige Circasse

CHANT HUITIÈME.

ABOUKIR.

Un camp tumultueux, sorti du sein des mers,
A peuplé d'Aboukir les rivages déserts;
L'Égypte a salué les tentes du Bosphore:
Leur parure se mêle aux couleurs de l'aurore;
A ces rideaux zébrés d'argent et de satin,
Enflés comme une voile au souffle du matin,
A ces frais pavillons couronnés de bannières,
D'armes, de croissans d'or, de flottantes crinières,
On croirait voir de loin un tapis d'Ispahan
Déroulé sur le sable aux bords de l'Océan.
Du Sultan de Stamboul la puissance alarmée,
Au noble Mustapha confia cette armée;
L'imprudent, à son maître, en partant, a promis
De parer le Sérail de têtes d'ennemis!
Chaque jour, dans son camp pompeusement traînée,
On voit la longue chaine aux vaincus destinée,
Et la cage de fer qui, du champ d'Aboukir
Au château des Sept-Tours, doit transporter Kébir!

A ces fiers Osmanlis, sur ce même rivage,
Se joignent, en poussant une clameur sauvage,
Deux mille Mamelucks, escadron épuisé
Que déroba la fuite aux vainqueurs de Ghizé;
Mourad-Bey les conduit; rusé dans sa défaite,
De la chaine lybique il a suivi la crête,
Il a trompé Desaix; et par un long circuit,
Aux périls du désert échappé cette nuit,
Du Pacha de Stamboul ce noble auxiliaire,
Dans un dernier effort veut ressaisir le Caire.
Le fier Circassien, de tant des chocs froissé,

Prahlt mit den Trümmern seiner alten Pracht,
Und zeigt mit Stolz vor Stambuls Neulingen
Das narbenschöne Löwenangesicht.*

Gerufen auf die Eb'nen Abukirs
Eilt Frankreich diesem blut'gen Strauß entgegen;
Von Fayum, von Kairo, von Suez,
Dem schmalen Damme jenes Doppelmeers,
Vom schollenreichen Delta nahen sich
Die freud'gen Bataillone schaarenweis.

Wer sind die Kämpfer, die man kaum bemerkt,
Den Strand entlang auf flach'ger Fläche zieh'nd?
Das Heer erkennet ihre helle Stimme!
Zweimal erweckt aus der Wüste Schlund,
Der Pest, der syrischen Tyrannin, Sieger,
Erscheinen sie bei Alexandrien
Zum Kampf; es fährt sie, unter mildern Himmel,
Ein edler Trieb zum großen Sammelplatz!
„Hier habt ihr eure Brüder wieder," spricht
Ihr Führer, „Freunde! nicht mehr feindlich ist
„Uns fortan das Geschick. Zermalmet jetzt
„In diesem letzten Kampf, den ich versprechen,
„Dieß Volk von Feinden unter Einem Streich.
„Hier sind sie, Krieger! Frankreichs Staatsbeschluß,
„Gebt heut aus meinem Mund; er heißet Sieg!"

Sprach's und mit raschen Blicken hat er schon
Vom Lager Abukirs den Wall gemessen;
Errathen hat er, was gedacht kaum ward,
Die Schlacht beurtheilt, welche sich bereitet:
Den Raum umschließt sein ungeheures Ney;
Die Stunde setzt er fest, wo in den Wassern
Das Asiatenheer versinken wird.
So kündiget hoch auf dem Scherrburm
Der Gottbestellte, der am Himmelszelt
In der Unendlichkeit Gestirne sucht,
So Seraphinenfingern ausgeleitet,
Die feste Stund' an, wo die schweifenden
Weltkugeln, and'rer Welten Lauf nicht irrend,
Auf unsern Himmel fallen, und die Nacht,
Wo sie, den Kreisen ihrer Bahn getreu,
Sich in den Abgrund vor den Blicken flüchten.

Da tönt ein Schrey von Abukir, des Meers
Eintön'ge Ruhe hat die Donnerschanze
Gestört und aus des Lagers Doppelreef,
Vom Bey vertheidigt, hallen die Kanonen,
Die ihm der Engelländer angefeilscht;
Mit einem Turban Rauchs umringt ihr Haupt
Hoch auf dem Kap die Warte Mahomets.

Étale les lambeaux de son luxe passé,
Et montre avec orgueil aux Ottomans novices
Sa face de lion, belle de cicatrices.*

La France, défiée aux plaines d'Aboukir,
A ce sanglant duel ce hâte d'accourir;
Du Caire, du Payoum, de l'étroite frontière
Où Suez à deux mers oppose sa barrière,
Du Delta nourricier aux fertiles sillons,
Arrivent à la fois nos joyeux bataillons.

Quels sont ces combattans qu'on apperçoit à peine,
Marchant, le long des flots, sur la poudreuse arène?
L'armée a reconnu leur éclatante voix:
Des gouffres du désert ressuscités deux fois,
Et vainqueurs du fléau tyran de la Syrie,
Ils viennent pour combattre aux champs d'Alexandrie:
On dirait qu'aujourd'hui, sous un climat plus doux,
Un noble instinct les guide à ce grand rendez-vous.
„Amis, „leur dit le chef," je vous rends à vos frères;
„Dès ce jour, les destins ne nous sont plus contraires;
„Dans ce dernier combat que je vous ai promis,
„Écrasez d'un seul coup ce peuple d'ennemis;
„Ils sont tous devant vous, soldats; le Directoire,
„Par ma bouche, aujourd'hui, décrète la victoire."

Il a dit, et déjà ses rapides regards
Ont du camp d'Aboukir mesuré les remparts;
Devinant leur pensée aussitôt que conçue,
Du combat qui s'apprête il a jugé l'issue:
Dans la plaine il étend ses immenses réseaux,
Et semble marquer l'heure où dans les vastes eaux
Tombera, sans retour, l'armée asiatique.
Tel, sur le haut sommet de sa tour prophétique,
L'homme inspiré qui suit dans la voûte sans fin
Les astres échappés au doigt du séraphin,
Annonce l'heure fixe où, sans heurter les mondes,
Tombent sur notre ciel ces sphères vagabondes,
Et la nuit où, bornant leurs cercles révolus,
Elles percent l'abîme où l'œil ne les suit plus.

Un cri part d'Aboukir; la redoute qui tonne
A troublé de la mer le repos monotone;
Aux deux angles du camp par Mourad défendus,
Résonnent les canons que l'Anglais a vendus,
Et debout sur le cap, la tour chère au Prophète
D'un turban de fumée environne sa tête.
A ce signal, pareils en nombre à ces oiseaux

Auf dieses Zeichen, zahllos, wie die Vögel,
Die bei Gewittern überzieh'n die Flur,
Zieh'n afrikan'scher Zone Stämme heran,
Des kühlichen El-Mobbi Tritten folgend;
Der Wüste Kinder hat geweckt sein Ruf:
Den gelben Beduin aus bittern Seen,
Den Mauren vom Sennahr; den Abyssinen,
Der schwarzer Stiere Fleisch, so lange sie
Noch brüllen, roh verschlingt; den Araber,
Der an die Zinnen eines Thurms das Haus
Vom Schiff, gleich einem Geyernester hängt;
Die Völker alle, vom unwirthlichen
Tocasi's-Ufer unter'm Krebsgestirn,
Bis wo der Nil zum letzten Mal den Schall
Der schäumenden Cascade murren hört.[3]
Vor unsern Scharen halten diese Horden,
Und ihre Pfeile plötzlich abgesandt,
Wie eine dunkle Wolk' am Horizont,
Sie tragen zu dem Feinde Tod und Gift.
Doch Bonaparte giebt ein Zeichen rasch,
Und blitzschnell fliegen jene Kanonier,
Auf Eisenflügeln rollet ihr Geschütz,
Und die Kartätsche fährt aus ehrnem Rachen,
Und gräbt sich furchend in die Herden ein.
Dann fliegt Kanone, Wagen, Ross und Mann
Dahin, davon; und auf der Stelle, wo
Die Flammenschanze grollte, trifft der Feind
Nichts weiter an, als einen dicken Rauch.
Und in die Ferne schwingt sich, donnert wieder,
Und fliegt davon der reis'ge Kanonier.

Den flücht'gen Donnern folgt El-Mobbi nach,
Ermuthigt seine bange Völkerschaar:
„Ruhmwürd'ge Diener himmlischer Beschlüsse!
„Kommt her der Wüste Kinder, Araber
„Und Abyssinen, fechet wie das Blei
„Von meiner Brust abspringt, mein Hauch verlöscht
„Das Feuer und mein Blick vertilgt; ich streue
„Den Sand mit meinen Händen aus, es fällt
„Vor ihm die Christenkugel in dem Flug!"
Er spricht's und alsbald schleudert Ufersand
Dem Feinde zu der grimmige Centaur,
Den göttlichen Propheten ruft er an,
Und stürzt sich auf die Pfade des Geschützes.
Des Engels Worte heult mit Ehrfurcht nach
Der dumme Knäu'l, der Stämme von Sennahr.
O Schrecken! plötzlich trifft und wirft ein Blitz
Den Gottesboten hin, den Taumelnden....
Und in der Wolke jammert lang ein Schrei;
Sie sichn: — da stürzt ein unbekanntes Weib,
Koran-Sibylle, die mit schwarzen Fersen

Qui dans un jour d'orage obscurcissent les eaux,
Arrivent les tribus de la zone africaine;
Le hideux El-Modhi sur ses pas les entraine;
Sa voix a réveillé ces enfans des déserts:
L'olivâtre Bédouin sorti de lacs amers,
Le Maure du Sennahr, l'Abissin qui dévore
La chair des noirs taureaux qui meuglent encore,
L'Arabe qui suspend aux créneaux d'une tour
Sa hutte de roseaux, comme un nid de vautour,
Tous les peuples, depuis les rives du Tacase,
Bords inhospitaliers que le Cancer embrase,
Jusqu'aux lieux où le Nil, pour la dernière fois,
De la blanche cascade entend mugir la voix.[3]
Devant nos bataillons ces hordes rapprochées
S'arrêtent; tout-à-coup leurs flèches décochées,
Comme un nuage obscur levé sur l'horizon,
Portent à l'ennemi la mort et le poison.
Autour des rangs français le noir essaim bourdonne:
Tout-à-coup, au signal que Bonaparte donne,
Volent ces artilleurs qui, prompts comme l'éclair,
Font rouler le canon sur ses ailes de fer;
De leur bouche d'airain la mitraille vomie
Creuse de longs sillons dans la horde ennemie;
A l'instant le canon, l'arsenal qui le suit,
L'artilleur cavalier, tout s'échappe, tout fuit;
Sur sa ligne où gronda la redoute enflammée,
L'ennemi n'atteint plus qu'une épaisse fumée,
Et vers un but lointain reprenant son essor,
Le canon voyageur tonne et s'envole encor.

El-Modhi, ranimant ses timides peuplades,
S'écrie, en poursuivant les tonnerres nomades;
„Glorieux instrumens des célestes desseins,
„Venez, fils du désert, Arabes, Abissins,
„Voyez comme le plomb bondit sur ma poitrine!
„Mon souffle éteint le feu, mon regard extermine;
„Répandu de mes mains, le sable que je tiens
„Abattra dans leur vol les boulets des chrétiens."
Il dit; en même tems le centaure sauvage
Lance vers l'ennemi le sable du rivage,
Et du divin Prophète invoquant le saint nom,
S'élance sur la ligne où gronde le canon;
Des tribus de Sennahr la stupide phalange
Hurlait avec respect les paroles de l'Ange.
O terreur! tout à coup le céleste envoyé
Bondit dans un éclair et tombe foudroyé...
Un long cri d'épouvante éclate dans la nue;
Tout fuit: en ce moment une femme inconnue,
Sibylle du Coran, qui de son noir talon
Excite les flancs nus d'un sauvage étalon,

Die Rippen eines wilden Renners sprengt,
Sich auf El-Modhi's Leiche stürzend hin,
Die weite Brust pocht ihr von höll'scher Liebe,
Die trockne Hand, so nur in Gräbern wühlt,
Knüpft den zerriss'nen Leichnam an die Mähne;
Das Roß, entsetzt ob seiner grausen Last,
Die schnöde Hülle trägt's der Wüste zu,
Woher sie stammt, und noch erzählt man heute,
Des Dämons Leiche ruh' in Ammons Sand. [4]

Und zwischen Staub und Fluthen Rauch hindurch
Sah'n sieh'n ein Heer die Türken in dem Lager;
Nicht ahnen sie, daß in die Wüste heim,
Die sie gespiert, ihre Freunde kehren!
Vor ihrem Auge, dem geblendeten
Entflieh'n die Christen; diese zu verfolgen
Macht Mustapha, der grimmbeinde, sich auf;
Umsonst ruft Mourad: „Welcher Irrthum, Herr!
„Vor uns ist Kebir! nur El-Modhi flieht!“
Gelenkt von ihrem zermorschführten Bassen
Stürzt in die Ebne Spahi, Janitschar;
Voll Opiums, und trunken von Geschrei
Verlassen sie des Lagers festen Schutz,
Nach Blut und gräßlicher Eroberung dürstend
Geh'n Köpfe sie zu mäh'n für Stambuls Schloß.

Und Bonaparte schreit: „Wir fällen sie!
„Hau' ein Murat! schon unser ist die Schlacht!
„Zeig' deinen Arm, Aegyptens Schrecken, ihnen!
„Zermalme bis an's Meer sie auf der Flucht!“ —
„„Ja,““ spricht der Held, im Sattel recht er sich,
„„Schaun sollt ihr, ob mein Arm entschlummert ist!
„„Mein Säbel, mein Dragoner bürgt! ich werde [5]
„„Sie schlagen! schön'res Fest gabst nie du mir!““
Er spricht's und nach der Türken wilder Fluth
Zieht er mit sich die wüthenden Dragoner,
Die Riesenbande, deren Todeskunst
Das Schwert stößt wagerecht, wie einen Dolch.
Indeß der Feind, von ihrem Anblick irre,
Den Schutz des fernen Lagers wieder sucht,
Prägt Kleber seinen Muth dem Fußvolk ein,
Umschlinget jenes schmale Vorgebirge:
Sie gehn, halbvorgebeugt, mit starrem Blick
Voran, dem Feinde zeigt ihr erstes Glied
Das dreygespitzte Frankenbajonett,
Noch warmer Flinte blutigen Gehülfen;
Die Türken, pfeifend in den Lanzenkreis
Gedrängt, begegnen Murat auf den Wällen
Mit dem Dragoner, Kleber mit dem Schwert;
Der Weg zur Wüste schließt sich den Besiegten,
Das Meer nur zeigt sein großes, trügrisches

Vers le corps d'El-Modhi vole et se précipite;
D'un infernal amour son sein ridé palpite,
Sa main sèche, exercée à fouiller les tombeaux,
Lie aux crins du coursier le cadavre en lambeaux,
L'étalon, effrayé du fardeau qui le souille,
Porte au désert natal cette informe dépouille,
Et l'on dit, de nos jours, que le corps du démon
Repose enseveli sous les sables d'Ammon. [4]

A travers la poussière et les flots de fumée,
Les Osmanlis du camp ont vu fuir une armée;
Ils ne soupçonnent pas que leurs lâches amis
Regagnent les déserts qui les avaient vomis.
A leurs yeux fascinés, les chrétiens sont en fuite;
Le bouillant Mustapha s'élance à leur poursuite;
Mourad lui crie en vain: „Quelle erreur te séduit?
„Kébir est devant nous; c'est El-Modhi qui fuit.“
Guidés par leur Pacha que son orgueil entraîne,
Janissaires, Spahis, se jettent dans la plaine;
Tous, gorgés d'opium, enivrés de leurs cris,
De leur camp protecteur ont quitté les abris;
Tous, altérés de sang et d'horribles conquêtes,
Pour les tours du Sérail vont moissonner les têtes.

Bonaparte s'écrie: „Ils tombent sous nos coups!
„Prends la charge, Murat, la bataille est à nous;
„Vas leur montrer ce bras que l'Égypte redoute;
„Et jusque dans la mer écrase leur déroute.“ —
„„Oui,““ répond le héros, sur la selle grandi,
„„Tu vas voir si déjà mon bras s'est engourdi;
„„Ce sabre et mes dragons t'assurent leur défaite;
„„Jamais tu ne m'offris une si belle fête!““ [5]
Il dit, et vers les Turcs, à flots précipités,
Il entraîne avec lui ses dragons indomptés;
Escadron de géants, dont l'adresse fatale
Pousse comme un poignard l'épée horizontale.
Tandis qu'à leur aspect, les ennemis troublés
Regagnent de leur camp les abris reculés,
Kléber aux fantassins imprimant son audace,
De l'étroit promontoire emprisonne l'espace:
Tous s'avancent, l'œil fixe, inclinés à demi,
Et sur le premier rang montrent à l'ennemi
Cette lance française au fer triangulaire,
Du fusil tiède encor sanglante auxiliaire;
Resserrés tout à coup dans ce cercle de dards,
Les Turcs épouvantés trouvent sur leurs remparts
Murat et ces dragons, Kléber et son épée:
La route du désert aux vaincus est coupée;
La mer leur reste, asile immense, mais trompeur,

Asyl, nach welchem die Verzweiflung rennt,
In das die Furcht sich senkt. Noch kurze Zeit
Schwimmt auf den Wogen dieser große Rest,
Bis der geschwinde Kanonier den Mord
Vollendet, und bis über Allah's Kindern
Das Meer, der jammervolle Zufluchtsport
In stillen Wellen rein zusammenfließt.

O stolzes Frankreich, juble: ihm, Marsch!
Dein Held, wie Götter leidenschaftenlos,
Erscheint auf dem barbarenfreien Feld,
Von Kriegern und von Feldherrn schmuck umringt;
Von Abukir, von Thabor, von Kairo
Beflattern Fahnen den Soldatenhut;
Murat, zuletzt erschienen aus der Schlacht,
Wirft Mustapha gefangen ihm zu Füßen.
Held Kleber drängt sich durch die Menge durch,
Stürzt liebend in des Nebenbuhlers Arm,
Und spricht ihn preßend an das edle Herz:
„Des Ostens Loos hat Abukir entschieden:
„Es beuge heut sich jeder Stolz vor dir:
„O General! groß bist du, wie die Welt!“

Die Nacht, vermengend Meeresstrand und Fluth,
Lädt ein zum Schlaf die Sieger Abukirs;
Der Bospors Zelte Herren sind die Krieger,
Sie strecken auf den Sand sich, wo das Blut
Noch raucht. Wer weiß es, ob nicht morgen sie
Den Ruhm beweinen dieses heut'gen Tags!
Es hat ein Schiff aus Alexandrien
Den Krieger diese Nacht noch aufgenommen:
Das Vaterland verlangt ihn, auf der See
Sehn wogt er, fürchtet, ach! die Sonne möchte
Der alten Kameraden Schaar zu bald
Erwecken! Also scheut ein Vater, den
Die ferne Reise ruft zur Abschiedsstunde,
Munteres der süßen Kinder Lebewohl,
Und wartet, bis der Schlaf ihr Auge fesselt.
Des Vaters Auge, forschend von dem Strand,
Ware heimlich überrascht von einer Thräne;
Doch lindert sich sein Kummer: glücklich sind
Die Krieger, Klebern läßt er ja zurück!

Und das verwaiste Heer in düstrer Haltung
Betrachtete des Meeres öde Fluth.
Soldaten, wozu Thrän' und stille Trauer?
Vergessen werdet ihr dieß Lebewohl!
Den Mann, der Pfade durch die Wüste bahnte,

Où court le désespoir, où s'engloutit la peur;
Quelque tems sur les flots ce grand débris surnage.
Mais l'agile artilleur consomme le carnage,
Et des enfans d'Allah refuge désastreux
L'Océan calme et pur se referme sur eux.

Noble France, bondis d'orgueil! sonnez fanfares!
Sur ce champ de combat dépeuplé de barbares,
S'avance, tel qu'un dieu, l'impassible héros,
Paré de ses soldats et de ses généraux;
Les drapeaux d'Aboukir, du Thabor et du Caire,
Couronnent en flottant son chapeau militaire.
Murat, de la bataille arrivé le dernier,
A jeté sur ses pas Mustapha prisonnier;
L'héroïque Kléber, perçant la foule immense,
Vers son rival de gloire avec amour s'élance,
Et sur son noble cœur le presse, en s'écriant:
„Aboukir a fixé le sort de l'Orient:
„Qu'aujourd'hui devant vous tout orgueil se confonde:
„Vous êtes à mes yeux aussi grand que le monde.“

Mais la nuit, confondant le rivage et les flots,
Aux vainqueurs d'Aboukir conseille le repos;
Les soldats, possesseurs des tentes du Bosphore,
S'étendent sur l'arène, où le sang fume encore.
Demain, sur ces déserts quand le jour aura lui,
Peut-être ils pleureront leur gloire d'aujourd'hui!
Cette nuit un vaisseau sorti d'Alexandrie,
A reçu le guerrier qu'implore sa patrie;
Il vogue sur les flots, et craint que le soleil
De ses vieux compagnons ne hâte le réveil;
Tel un père entraîné dans un lointain voyage,
A l'heure du départ qui glace le courage,
De ses enfans chéris redoutant les adieux,
Attend que le sommeil ait posé sur leurs yeux.
Le père de l'armée, en quittant cette rive,
A surpris dans ses yeux une larme furtive;
Mais il porte en son ame un regret moins amer!
Ses soldats sont heureux, il leur laisse Kléber.

Et l'armée orpheline, en sa morne attitude,
Contemplait de la mer l'immense solitude!
Soldats! pourquoi ces pleurs, ce deuil silencieux?
Un jour vous oublirez ces funestes adieux;
L'homme qui du désert osa frayer les routes,

Ihr findet wieder ihn im blut'gen Strauß,
Wohin, gefordert von Europa's Troy,
Frankreich, das streitbare, die Söhne ruft.
An andern Lorbeern reich, im Heimathland
Liebt stets er seinen morgenländ'schen Ruhm;
Und während euch sein Wunsch zurückersehnt,
Verschönert seinen Hof Aegyptens Pracht;
Kairo's Mameluk schmückt mit dem Turban
Die Consulswach' im Tuilerienhof.

Und ihr des langen Elends Ueberwinder,
Ihr Glücklichern, die heut ihr schon den Nil
Um Frankreich tauscht, seit seinen jungen Jahren
Des Helden Unterfeldherrn fesselt nur
An seine hohe Zukunft euer Loos:
Sein gold'ner Mantel, bienenübersä't,
Bedeckt euch riesige Republikaner,
Und macht euch größer noch; Erblehen wirft
Euch seine Hand entgegen, Ritterschmuck
Pflanzt es euch auf den kriegerischen Helm.
Eckmühl, Berg, Montebello, Neuchâtel
Frioul: unsterblich ist der Wappenschild,
Den ihr dem Lager gebet; denn das Schwert,
Das Kaiserliche, das zerstört und gründet,
Schnitzt euer Wappen aus der Welt heraus,
Und adelt eure Namen vor dem Feind
Mit blut'ger Taus', im Feuer des Geschützes!

Dieß helle Schauspiel vierzehnjähr'gen Ruhms
Am Nil begonnen, endend an der Loire,
Zeigt eure Feldherrn einst gealtert euch,
Ihr Krieger Tabors und der Sonnenstadt!
Die Banner, d'rin Idume's Wind gewühlt,
Geh'n einst zuerst dem großen Heer voran,
Der ganze Nord wankt unter eurem Tritt
Bei Austerlitz, auf Jena's, Friedland's Feldern,
Festtage, wo aus Wolkenschleiern hell
Die Sonn' in lichten Ahnungsstrahlen flammt.
Und bald, vom Rhein gen Asien geschnellt,
Verjüngte Nebenbuhler eigner Thaten,
Die heil'ge Zaarenstadt entsetzend, sucht
In Moskau ihr des Nordpols Schlüssel auf.
Und wenn der Pol, vor eurer Macht sich rettend,
Zu Eise härtet eurer Füsse Pfad,
Die Könige, vom Todesschlummer wach,
Nach Belgien wider euch Europa heischen;
Zum letztenmal dreifarbig aufgeschmückt,
Im Thränenthale kämpft ihr dann, Soldaten,
Wo Frankreich, führend seinen letzten Streich,
Zu Boden sinkt, getroffen ins Gesicht.

Vous le retrouverez dans ces sanglantes joûtes,
Où, de l'Europe entière acceptant les défis,
La France belliqueuse appellera ses fils.
Chargé d'autres lauriers, sur la terre natale
Il chérira toujours sa gloire orientale;
Et tandis que ses vœux pressent votre retour,
Les pompes de l'Égypte embellissent sa cour;
Et dans le Carrousel les Mamelucks du Caire
Ornent de leurs turbans sa garde consulaire,

Et vous qui, plus heureux, vainqueurs d'un long exil,
Aujourd'hui pour la France abandonnez le Nil,
Lieutenans du héros dès ses jeunes années,
A son noble avenir liez vos destinées;
Un jour, sous son manteau semé d'abeilles d'or,
Géans républicains, vous grandirez encor;
Sa main, en vous jetant des fiefs héréditaires,
Chargera de fleurons vos casques militaires.
Eckmuhl, Montebello, Berg, Frioul, Neuchâtel,
Vous donnerez au camp un blason immortel!
Le glaive impérial qui détruit et qui fonde,
Pour vous, en écussons, découpera le monde;
Et devant l'ennemi, sous le feu des canons,
D'un baptême de sang ennoblira vos noms!

Dans ce drame éclatant de quatorze ans de gloire,
Commencé sur le Nil, achevé sur la Loire,
Vous reverrez un jour vos généraux vieillis,
Soldats du mont Thabor et d'Héliopolis!
Vos drapeaux, qu'agita l'aquilon d'Idumée,
Marcheront les premiers devant la Grande-Armée,
Vos pas ébranleront tout le Nord chancelant
Aux plaines d'Austerlitz, d'Iéna, de Friedland;
Jours de fête où, perçant un rideau de nuages,
Le soleil dardera ses lumineux présages.
Bientôt, des bords du Rhin vers l'Asie élancés,
Émules rajeunis de vos travaux passés,
Épouvantant des Czars la sainte métropole,
Vous irez dans Moskou chercher les clefs du pôle:
Et quand, pour échapper à vos puissantes mains,
Le pôle, sous vos pieds, glacera ses chemins;
Quand les rois, secouant leur stupeur léthargique,
Convoqueront l'Europe aux champs de la Belgique,
Une dernière fois parés des trois couleurs,
Soldats, vous combattrez dans ce vallon de pleurs
Où la France, tirant son dernier coup d'épée,
Tombera digne d'elle au visage frappée!!!

Von dieſer großen Zeit, die ſtaunend endet,
Bleibt nur ein düſtres Angedenken dann.
Genie und Ruhm weiſt nach dem Inſelfelſen,
Auf den Prometheus in dem Ocean;
Geſchmiedet an die Klippe bieten ihn
Dem tritt'ſchen Geyer Könige zum Schmaus.
Drei Menſchen folgen ihm auf's öde Meer,
Betrübter Völker herrliche Geſandte;
Sie bilden ſeinen Hof im engen Haus;
Auf gift'gem Boden, unter Englands Sonne,
In freier Haft auf dieſem Gruftenland
Bedienen ſie den Kaiſerlichen Schatten.
Alſo, wie Memphis in das Grabgewölb'
Den größten ſeiner Kön'ge ſchließen ſah,
Da weihten würd'gen Gottesdienſt dem Tod,
Und folgten ſelt'ne Höflinge dem Opfer,
Begleiteten erloſch'nen Ruhmes Reſt
Und wachten lebend in Seſoſtris Grab!!!

Alors de ce grand siècle, étonné de finir,
Plus rien ne restera, qu'un morne souvenir.
Sur une île de roc, dans l'Océan jetée,
La gloire et le génie auront leur Prométhée,
Et les rois, l'enchaînant à cet écueil lointain,
Au vautour britannique offriront un festin.
Des nations en deuil sublimes mandataires,
Trois hommes le suivront sur les mers solitaires:
Ils formeront la cour de son étroit palais,
Et sur un sol impur, sous un soleil anglais,
Volontaires captifs dans l'île sépulcrale,
Serviront sans témoins son ombre impériale.
Ainsi, quand sous la voûte aux funèbres parois,
Memphis vit enfermer le plus grand de ses rois,
Consacrant à la mort un culte légitime,
D'étranges courtisans suivirent la victime;
Et d'une gloire éteinte escortant les débris,
Vivans, dans son tombeau, gardèrent Sésostris!!!

Anmerkungen.

NOTES.

Anmerkungen

zum

ersten Gesang.

[1] — — deren Thaten
Dem wundergier'gen Araber sich oft
In seiner Nächte bunte Fabeln mischen.

Es ist kein Wunder, daß bei einem Volke von so lebhafter und beweglicher Einbildungskraft die Sagen von unsrem Feldzuge im Osten ins Unendliche wechseln. Die sonderbarste Sage ist die bei einem arabischen Stamm am Ufer des Golfes von Suez aufgefundene. Sie ist uns von Herrn Rey-Dusseuil, der Aegypten als Historiker und Dichter studiert hat, mitgetheilt worden:

Aboul Féroué, eigentlich „der Mann im Pelzmantel." Er heißt auch Bounaberdi.

Dieser kam vor etwa dreißig Jahren nach Aegypten mit einem Heere zahlreicher als die Ameisen und erschrecklicher als die Heuschrecken: man schlägt die Heeresmacht, die er mit sich führte zu Tausend und Einer Myriade an, und man sagt, er habe die Gewalt besessen, den Djinn oder Genien zu gebieten. Gewiß ist, daß er den Ring Salomo's gefunden, mit Hülfe dessen er die Sprache der Vögel verstand, und sich in einem Augenblicke in die größten Entfernungen begeben konnte, z. B. von der Erde zu den Plejaden. Alle Welt weiß, daß man ihn zur selben Zeit zu Kairo und unter den Mauern von Jaffa gesehen hat.

Ueber die Beweggründe seines Feldzuges nach Aegypten ist man gar nicht einig. Dem am meisten beglaubigten und wahrscheinlichsten Gerüchte zu Folge unternahm er diesen Krieg, in der Absicht die Geliebte eines Mamelucken-Bey's zu entführen. Es war dieß, wie man sagt, eine Circassierin von wunderbarer Schönheit; ihre Gestalt glich dem Vollmond, ihr Wuchs dem Ast einer Weinpalme; ihre Nase war wie der Buchstab ﻻ (Elif), ihre Augenbraunen waren wie zwei ◠ ◠ (umgekehrte Nouns), ihr Mund war kleiner, als der Buchstab ﻭ (Mim); kurz; sie konnte den furchtbarsten Helden mit einer Schnur aus ihren Haarlocken fangen und auf ewig zum Sklaven machen.

Abou'l Féroué verliebte sich sterblich in diese vollkommene Schönheit auf den Bericht, den ein Cophte ihm von ihren Reizen abgestattet, und er beschloß, dieselbe um jeden Preis zu gewinnen. Er hatte ihrem Herrn zehn Provinzen und hundert reiche und wohlbevölkerte Städte um sie geboten; aber der Mameluck verweigerte sie ihm rund weg, indem er ihm erklärte, daß er eine Muselmanin niemals einem Manne geben werde, der anders an Gott glaubt, als die Schüler von Mahomet Ellédhi Jedj'alou Li'llaki Schérikan. Da sammelte Bounaberdi ein großes Heer mit welchem er nach Aegypten kam, um die schöne Circassierin zu erobern. Man weiß, daß er die Mamelucken besiegte und seine Eroberungen bis an den Aequator und zu den Landen von Habesch und Soudan ausdehnte; aber als er im Besitze seiner Angebeteten war, machte ihm diese Frau begreiflich, daß er im Irrthume lebe; da bekehrte sich Abou'l Féroué auf der Stelle und wurde Muselmann mit seinem ganzen Heer.

[2] — — erzählet uns
Die Wunder, so ihr mit dem tapfern Schwert
Auf des Pompejus Grabessäule grubt.

Nicht fern von Alexandrien, am Meeresstrande, erhebt sich eine einzeln stehende Säule, die Colonne des Pompejus genannt. Es ist das erste Denkmal das man von der hohen See aus gewahr wird, wenn man dem ägyptischen Ufer zusegelt.

NOTES

DU

CHANT PREMIER.

1 Vous, dont le jeune Arabe, avide de merveilles,
Mêle souvent l'histoire aux fables de ses veilles.

Il n'est pas étonnant que les traditions de notre campagne d'Orient varient à l'infini chez un peuple doué d'une imagination vive et mobile. La plus curieuse est celle qui a été recueillie dans un tribu d'Arabes sur les bords du golfe de Suez. Elle nous a été communiquée par M. Rey-Dusseuil, qui a étudié l'Égypte en historien et en poète:

Abou'l Péroué, proprement „homme à fourrure.“ On l'apelle aussi Bounaberdi.

Il vint, il y a environ trente ans, en Égypte, avec une armée plus nombreuse que les fourmis, et plus terrible que la sauterelle: on évalue les forces qu'il y avait amenées avec lui à mille et une myriades, et l'on dit qu'il possédait le pouvoir de commander aux djinn ou génies. Ce qu'il y a de certain, c'est qu'il avait trouvé l'anneau de Salomon, au moyen duquel il comprenait le langage des oiseaux, et pouvait se transporter en un clin d'œil à des distances plus grandes que celle de la terre aux Pléiades. Tout le monde sait qu'on l'a vu le même jour au Caire et sous les murs de Jaffa.

On varie beaucoup sur les motifs de son expédition en Égypte. S'il faut en croire le bruit le plus accrédité et qui est le plus vraisemblable, il entreprit cette guerre dans le but d'enlever la maîtresse d'un Bey des Mamelucks. C'était, à ce qu'on dit, une femme circassienne d'une beauté admirable; sa figure ressemblait à une pleine lune, et sa taille à une branche de ban; elle avait un nez comme la lettre ا (elif), des sourcils comme deux ﻥ ﻥ noums renversés, et une bouche plus petite que la lettre م mim; en un mot elle pouvait saisir le héros le plus redoutable avec le lacet fait de l'un des cheveux de sa tresse, et le rendre son esclave à jamais.

Abou'l Péroué devint éperdument amoureux de cette beauté accomplie sur le rapport qu'un Cophte lui avait fait de ses charmes, et résolut de l'obtenir à tout prix. Il avait offert pour elle à son maître dix provinces et cent villes opulentes et peuplées; mais le Mameluck la lui refusa positivement, en disant qu'il ne donnerait jamais une musulmane à un homme qui croit en Dieu autrement que les disciples de Mahomet Ellédhi Jedj'alou Li'llaki Schérihan. Ce fut alors que Bounaberdi rassembla une grande armée avec laquelle il vint en Égypte pour conquérir la belle Circassienne. On sait qu'il y vainquit les Mamelucks et poussa ses conquêtes jusqu'à l'équateur et aux pays de Habesh et de Soudan; mais, lorsqu'il fut en possession de celle qu'il adorait, cette femme sut lui faire comprendre qu'il vivait dans l'erreur, et Abou'l Péroué se fit aussitôt musulman avec toute son armée.

2 Contez-nous ces exploits que votre forte épée
Gravait sur la colonne ou repose Pompée.

Non loin d'Alexandrie, sur le bord de la mer; s'élève une colonne isolée, d'ordre corinthien, nommée la Colonne de Pompée. C'est le premier monument qu'on aperçoit de la pleine mer, quand on vogue vers l'Égypte.

[3] — — von der Augen Gaukelspiel,
Das Quell und Schatten zeigt am Horizont.

Diese Erscheinung (mirage auf französisch genannt) ist eine in den Wüsten Aegyptens und Syriens sehr gewöhnliche optische Täuschung; der Wanderer glaubt am Horizonte bald Gebirge, bald einen See, bald das unendliche Meer zu sehen; aber so wie er diesem ersehnten Ziele näher kommt, löst sich alles in Dunst auf und der Wahn des Reisenden verschwindet. Dasselbe Phänomen haben wir in den Ebenen der Crau bei Arles bemerkt.

„Man sah in einer gewissen Entfernung etwas wie eine unendliche Wasserfläche in Gestalt eines See's, in dem sich die Wolken, die Sandhügel und die Unebenheiten des umliegenden Bodens zu spiegeln schienen. Durch diese Vision getäuscht, beschleunigten die keuchenden Soldaten ihren Marsch, aber, vermöge einer Täuschung, die das Bittere ihrer Lage noch vermehrte, schien der wohlthätige See, in welchem sie ihren Durst löschen zu können glaubten, vor ihnen zu fliehen, und zeigte sich immer in derselben Entfernung. So litt die Armee eine Zeit lang die Qual des Tantalus, indem die Hoffnung immer wieder kam und verschwand. Dieses Phänomen, das in den sandigen, atlantischen Ebenen des brennenden afrikanischen Bodens sehr gewöhnlich ist, kennt die Physik unter dem Namen Mirage.“

(Victoires et conquêtes. Tom. IX.)

[4] Und selbst der Steuermann am Ruder kreist
Mit irren Blicken um den Horizont.

Dieß ist historisch wahr; die Armee wußte nicht nur nicht, gegen welchen Feind sie kämpfen sollte, sondern nicht einmal den Schauplatz ihrer künftigen Thaten. Das Zutrauen gegen den jungen General war so groß, daß, jeder Soldat, unbekümmert um die Zukunft, sich jener lärmenden Fröhlichkeit hingab, welche eine erste Seereise einzuflößen pflegt.

[5] — — auf der Flucht
Starb ohne Widerhall das Heldenlied.

Abends, wenn der Himmel klar und das Meer ruhig war, spielte die Regimenter-Musik die kriegerischen Arien der Epoche, welche von den Gesängen der republikanischen Armee begleitet wurden.

[6] Und jene seltne Stadt, die ruhend stirbt
In einem Dreieimer von Woog' und Sand.

Keine Stadt gewährt einen höheren Anblick als Alexandrien, von der hohen See aus gesehen. Der Tod scheint über diese nackte, niedrige, sandige Fläche zu herrschen, wo zwischen den Wogen und der Wüste alle Vegetation erstirbt.

[7] — — — laßt . . . uns
Den Weg entdecken, den der Römer schon
Vor uns mit seinen Legionen trat.

Diese Worte alle sind geschichtlich; die Rede enthält die Exposition des Gedichts.

[8] Er schweigt, doch scheint der festgepreßte Mund
Noch höhere Gedanken zu bewahren.

Wir haben die Expedition nur von dem eigentlich dichterischen Standpunkt aus betrachten wollen, nämlich der Vernichtung der Mameluken und der Befreiung Aegyptens; heut zu Tage kann man unmöglich bezweifeln, daß Bonaparte diesem Feldzuge eine unendlich höhere Wichtigkeit beigelegt. — Herr Thiers, in seiner vortrefflichen Geschichte der französischen Revolution, erklärt sich folgender Maaßen darüber:

„Alle großen Geister, welche die Weltcharte betrachteten, haben an Aegypten gedacht. Man kann ihrer drey anführen: Albuquerque, Leibnitz, Bonaparte. Albuquerque hatte geahnet, daß die Portu-

3 Et le brillant mirage
Qui montre à l'horizon un fantastique ombrage.

Le mirage est un effet d'optique fort commun dans les déserts de l'Egypte et de la Syrie; le voyageur croit apercevoir à l'horizon, tantôt des ombrages, tantôt un lac, tantôt l'immensité de la mer; mais à mesure qu'il s'avance vers ces buts tant désirés, tout s'évapore, et l'illusion du voyageur s'évanouit. Nous avons remarqué le même phénomène dans les plaines de la Crau, près d'Arles.

„On voyait, à certaine distance devant soi, comme une immense plage d'eau; sous la forme d'un lac où semblaient se réfléchir les nuages, les monticules de sables et les inégalités du terrain qui l'environnaient. Trompés par cette vision, les soldats haletans pressaient leur marche; mais, par un effet qui augmentait encore l'amertume de leur situation, le lac bienfaisant, où ils croyaient étancher leur soif, semblait fuir devant eux, et se montrait toujours à la même distance. L'armée éprouva ainsi, pendant quelque temps, le supplice de Tantale, par un espoir toujours renaissant et toujours déçu. Ce phénomène, assez ordinaire dans les plaines sablonneuses et alkalines du sol brûlant d'Afrique, est connu en physique sous le nom de mirage."

(Victoires et Conquêtes. Tom. IX.)

4 Et le pilote même, au gouvernail assis
Promène à l'horizon des regards indécis.

C'est la vérité historique; l'armée ignorait non seulement quels ennemis elle allait combattre, mais encore le lieu qui devait être le théâtre de ces futurs exploits. La confiance envers le jeune général était si grande, que chaque soldat se livrait, sans nul souci de l'avenir, à cette gaieté bruyante qu'inspire un premier voyage sur mer.

5 Les héroïques chants expiraient sans échos.

Le soir, quand le tems était beau et la mer calme, la musique des régimens exécutait les airs guerriers de l'époque, auxquels se joignaient les chants de l'armée républicaine.

6 Et l'étrange cité qui meurt dans le repos,
Entre un double océan de sables et de flots.

Aucune ville n'offre un aspect plus désolé qu'Alexandrie vue la pleine mer. La mort semble régner sur cette plage, nue, basse, sablonneuse, où toute végétation expire entre les vagues et le désert.

7 Retrouvons les chemins
Où passaient avant nous les bataillons romains.

Toutes ces paroles sont historiques; ce discours renferme le sujet du poëme.

8 Il se tait à ces mots; mais ses lèvres pressées
Semblent garder encor de plus hautes pensées.

Nous n'avons voulu envisager l'expédition que sous son rapport le plus poétique, la destruction des Mamelucks et l'affranchissement de l'Égypte; il est impossible de douter aujourd'hui que Bonaparte n'ait attaché une bien plus haute importance à cette expédition. Voici comment s'exprime à ce sujet M. Thiers, dans son admirable Histoire de la Révolution française:

„Les grands génies qui ont regardé la carte du monde, ont tous pensé à l'Égypte. On en peut citer trois: Albuquerque, Leibnitz, Bonaparte. Albuquerque avait senti que les Portugais, qui ve-

giesen, die so eben die Straße nach Indien über das Vorgebirge der guten Hoffnung geöffnet hatten, ihres großen Handels wohl könnten beraubt werden, wenn man sich des Nils und des rothen Meeres bediente.

Auch hatte er den riesenhaften Gedanken, den Lauf des Nils abzulenken, ihn ins rothe Meer zu leiten, um die Straße auf immer unbenutzbar zu machen, und so auf ewig den Portugiesen den Handel mit Indien zu sichern. Vergebliche Vorsicht des Genies, das in einer Welt voll Wechsel und Bewegung alles verewigen will! Wenn das Projekt Albuquerque's gelungen wäre, so hätte er für die Holländer und später für die Engländer gearbeitet. Unter Ludwig XIV. wandte sich der große Leibnitz, dessen Geist Alles umfaßte, mit einer Denkschrift an den französischen Monarchen, die eins der schönsten Denkmale der Staatsvernunft und Staatsberedsamkeit ist. Ludwig XIV. wollte um einiger Münzen willen Holland überziehen. Sire, sagte ihm Leibnitz, nicht bei ihnen werden Sie diese Republikaner bezwingen; Sie werden nicht über ihre Dämme kommen und ganz Europa auf die Seite der Feinde stellen. In Aegypten muß man den Streich gegen sie führen. Hier werden Sie den wahren Weg des Handels nach Indien finden, Sie . . . . . .

Diese großen Gedanken, die Ludwig XIV. liegen ließ, füllten den Kopf des Generals der Republik."

9 Der weise Dusalgua —

In dieser Aufzählung, die sich auf die Geschichte gründet, sind einige, gewiß sehr ehrenwerthe, Namen ausgelassen worden; es konnte aber nicht in unserm Plane seyn, sie hier zu erwähnen.

10 Der blinde Wächter auf den Minarets.

In der Türkey und allen der ottomanischen Herrschaft unterworfenen Ländern, nennt man Muezzins oder Musseins die Leute, die von den Minareten herab dem Volke die Stunden des Gebetes verkündigen; man wählt zu diesem Geschäfte Blinde, aus Furcht, sie möchten die Frauen auf den Dächern der Häuser erblicken können. Diese Musseins sind genöthigt, fünfmal des Tags die luftigen Gallerien der Moscheen zu besteigen, nämlich: um Sonnenaufgang, Mittags, um drei Uhr Nachmittags, bei Sonnenuntergang, und zwei Stunden nachher. Folgendes sind die Worte, die sie in Zwischenräumen hören lassen:

„Allah' u ekber! Esch' hed u enné la ilah' il Allah! esch' hed' u enné Mohammed ressouli' Allah! Hayyé al' es selath! Hayyé el' es selath. Ve Allah' u ekber! la ilah'; il Allah!"

D. h. „Höchster Gott! ich bezeuge, daß es keinen Gott giebt, außer Gott; ich bezeuge, daß Mohammed der Prophet Gottes ist! Kommt zum Gebete, kommet zum Tempel des Heils! Großer Gott! Es giebt keinen Gott außer Gott!"

11 Der Hauptmord sucht den Himmel er.

Der tapfre Kleber wurde beim Sturm auf Alexandrien verwundet. Vermöge einer Fiktion, die nicht gegen den Geist der Geschichte enthält, haben wir ihm einen hartnäckigen Gegner in jenem wilden Soutiman entgegengestellt, der später als Meuchelmörder gegen ihn auftritt.

12 Wenn morgen an dem alten Pharus und
Dem Doppel-Obelisken sich das Roth
Der frühen Sonne spiegelt. —

Der Pharus von Alexandrien liegt heut zu Tage in Trümmern, aber seine Ruinen setzen noch durch ihre Großartigkeit in Erstaunen. Nicht ferne von diesem Leuchtthurme erheben sich zwei Obelisken, die Nadeln der Cleopatra genannt; eine von ihnen liegt jezt im Sande.

13 Mög' es verschmachtet an den Saum des Stroms
Gelangt, des Reisfelds kühle Düfte schlürfen.

Dieß sind die ungeheuren Reisfelder, die man auf dem Delta antrifft, wenn man Nil-aufwärts geht; ebenso in der Nachbarschaft Kairo's.

naient d'ouvrir la route de l'Inde par le cap de Bonne-Espérance, pourraient être dépouillés de ce grand commerce, si on se servait du Nil et de la Mer-Rouge.

Aussi avait il eu l'idée gigantesque de détourner le cours du Nil, et de le jeter dans la Mer-Rouge, pour rendre à jamais la voie impraticable, et assurer éternellement aux Portugais le commerce de l'Inde. Vaines prévoyances du génie, qui veut éterniser toutes choses dans un monde mobile et changeant! Si le projet d'Albuquerque eût réussi, c'est pour les Hollandais, et plus tard pour les Anglais, qu'il eût travaillé. Sous Louis XIV., le grand Leibnitz, dont l'esprit embrassait toutes choses, adressa au monarque français un mémoire qui est un des plus beaux monumens de raison et d'éloquence politiques. Louis XIV. voulait pour quelques médailles envahir la Hollande: „Sire, lui dit Leibnitz, ce n'est pas chez eux que vous pourrez vaincre ces républicains; vous ne franchirez pas leurs digues, et vous rangerez toute l'Europe de leur côté. C'est en Egypte qu'il faut les frapper. Là, vous trouverez la véritable route du commerce de l'Inde; vous.....

Ce sont ces vastes pensées, négligées par Louis XIV., qui remplissaient la tête du général républicain."

9 Le sage Dufalga.

Dans ce dénombrement, calqué sur l'histoire, quelques noms, très honorables sans doute, ont été oubliés; mais il n'entrait pas dans notre plan de les mentionner ici.

10 Les aveugles Musseins.

En Turquie et dans les pays soumis à la domination ottomane, on appelle muezzins ou musseins: ceux qui, du haut des minarets, annoncent au peuple les heures de la prière; on choisit, pour ces emplois, des aveugles, de crainte qu'ils ne puissent voir les femmes sur les terrasses des maisons. Ces Musseins sont obligés de monter cinq fois par jour dans les galeries aériennes des mosquées, savoir, au lever de l'aurore, à midi, à trois heures, au coucher du soleil, et environ deux heures après. Voici les mots qu'ils font entendre par intervalles:

Allah' u ekbee! Esch' hed u enné la ilah' il Allah! esch' hed u enné Mohammed ressoulí' Allah! Hayyé al' es selath! Hayyé el' el selath. Ve Allah' u ekber! la ilah'; il Allah!

C'est-à-dire: Dieu très haut! j'atteste qu'il n'y a point de Dieu, sinon Dieu; j'atteste que Mohammed est le prophète de Dieu! Venez à la prière, venez au temple du salut! Grand Dieu! il n'y a point de Dieu, sinon Dieu!

11 Par un meurtre éclatant veut conquérir le ciel.

Le brave Kléber fut blessé à l'assaut d'Alexandrie; à l'aide d'une fiction, qui n'a rien de contraire à l'esprit de l'histoire, nous lui avons donné pour adversaire opiniâtre, ce farouche Souliman qui, plus tard, devait être son assassin.

12 Rougira le vieux phare et le double obélisque.

Le phare d'Alexandrie est aujourd'hui en ruines; mais ses débris conservent encore un caractère de grandeur qui étonne. Non loin du phare s'élevaient les deux obélisques nommées Aiguilles de Cléopâtre; une d'elles est aujourd'hui couchée sur le sable.

13 Ouvrir leur bouche ardente à l'air frais des rizières.

On appelle ainsi ces vastes champs de riz qu'on rencontre sur le Delta, en remontant le Nil, et dans le voisinage du Caire.

Anmerkungen

zum

zweiten Gesang.

[1] — — fliegt
Er nach den Seen Natrouns und dem Fluß,
Der ohne Wasser ist.

El-Mobsi verläßt Alexandrien durch das Thor von Kairo und verfolgt die Straße der Wüste, die an die Seen von Natroun führt, in die Nachbarschaft der letztern Stadt. Ganz nahe ist das ausgetrocknete Bett eines Flusses, den man den Fluß ohne Wasser heißt.

Dieser El-Mobsi ist eine historische Figur; er misat in unser Gedicht eine neue Gattung von Wundersarem, was nichts Unwahrscheinliches hat und aus der Natur des Gegenstandes selbst hervorgeht. Folgendes wird von diesem fanatischen Muselmann erzählt:

Der Feind, welchen der General Lannsse im Innern des Delta zu bekämpfen hatte, war ein Schwärmer, der sich den Engel El-Mobsi nannte, dessen Herniederkunft auf die Erde den Gläubigen im Buche des Muselmännischen Gesetzes versprochen ist. Er behauptete vom Himmel auf ein Pferd mit Namen Al-Borak herabgekommen zu seyn. Dieser Messias des Korans, über dessen Ursprung man nie etwas Gewisses hat erfahren können, landete plötzlich bei Derna, ging voran, durch die Wüste, bis nach Aegypten und kündete zuversichtlich an, er komme, seinen Auftrag zu erfüllen. Auf seinen Ruf hatte sich die Mehrzahl der arabischen Stämme aus der Wüste Barca um ihn versammelt, und, im Glauben unter einem solchen Führer unüberwindlich zu seyn, marschirten sie unter seinen Befehlen, um zur Vernichtung der Franzosen mitzuwirken.

Wunder mußten diese angebliche Sendung des Engels bekräftigen, und dieser kannte gar wohl die Wirksamkeit eines solchen Mittels, um die fanatische Begeisterung seiner Anhänger zu vertiefen: anfangs versuchte er es, sie glauben zu machen, sein Körper sey, trotz seiner Erscheinung im Raume, geistiger Natur. Statt aller Nahrung begnügte er sich, seine Finger in ein mit Butter angefülltes Gefäß zu tauchen, und rieb sich die Lippen ganz leicht mit dieser Flüssigkeit. Aller Kleider entwöhnt, versicherte er, die Kugeln der Franzosen würden, weit entfernt ihn zu treffen, auf die Ungläubigen umkehren, und wenn er eine Hand voll Staubs den Kanonen entgegenwerfe, so werde dadurch die Wirkung ihrer furchtbaren Artillerie zu nichte werden. Er hatte damit angefangen, diejenigen reichlich zu beschenken, die sich zuerst ihm beigesellt hatten, und setzte hinzu, es sey Geld vom Himmel, was er ihnen austheile.

In wenigen Tagen hatte der Engel El-Mobsi eine Art von Heer beisammen, mit welchem sich die Mamelucken von Osman-Bey-el-Barbisi und die Araber der Stämme Djeonabis, Ouadalis, Anadis und Feadis vereinigten.

Diese Bande Fanatiker ging auf das Delta los und richtete dort entsetzliche Verheerungen an; der Engel von den Generalen Marmont und Lefevre verfolgt, wurde beim Dorfe Sanhour, ganz nahe bei Damanhour eingeholt. Seine Schaar belief sich auf ungefähr 4000 Mann zu Pferde und 12 — 15000 Fellah's oder Arabisches Fußvolk. Das Gefecht war schrecklich und dauerte nahe an 7 Stunden, die

NOTES

DU

CHANT SECOND.

1 Vers les lacs de Natroun et le Fleuve-sans-Eau.

El-Modhi sort d'Alexandrie par la porte du Caire, et suit la route du désert qui conduit aux lacs de Natroun, dans le voisinage de cette dernière ville. Tout auprès est le lit desséché d'un fleuve, qu'on appelle le Fleuve-sans-Eau.

Ce personnage d'El-Modhi est historique; c'est lui qui jette dans le poëme un nouveau genre de merveilleux qui n'a rien d'invraisemblable, et qui ressort de la nature même du sujet. Voici ce que l'histoire raconte de ce fanatique musulman:

L'ennemi que le général Lanusse allait combattre dans l'intérieur du Delta, était un fanatique qui se disait l'ange El-Modhi, dont la venue sur la terre est promise aux hommes dans le livre de la loi musulmane. Il prétendait être descendu du ciel sur un cheval qu'il appelait Al-Borak. Ce Messie du Coran, dont on n'a jamais bien connu l'origine, ayant débarqué tout-à-coup à Derne, s'était avancé, à travers le désert, jusque sur les terres d'Égypte, et avait annoncé avec assurance qu'il venait pour remplir sa mission. A sa voix, la plus grande partie des tribus arabes du désert de Barca s'étaient rassemblées autour de lui, et, se croyant invincibles sous un tel chef, avaient marché à sa suite pour coopérer à l'anéantissement des Français.

Il était nécessaire que des miracles appuyassent la prétendue mission de l'ange prétendu, et celui-ci n'ignorait pas l'efficacité d'un pareil moyen pour prolonger l'élan fanatique de ses sectateurs; il essaya d'abord de leur faire croire que son corps était immatériel, malgré sa forme apparente. Pour toute nourriture, il se bornait à tremper ses doigts dans un vase rempli de lait, et se frottait légèrement les lèvres avec cette liqueur. Dépouillé de toute espèce de vêtement, il assurait que les balles des Français, loin de l'atteindre, retourneraient sur les infidèles, et qu'en jetant quelques grains de poussière devant les canons, il paralyserait l'effet de leur formidable artillerie. Il avait commencé par faire d'abondantes largesses à ceux qui, les premiers, s'étaient réunis à lui, en leur disant que c'était l'or du ciel qu'il leur distribuait.

Quelques jours avaient suffi à l'ange El-Modhi pour former une espèce d'armée, à laquelle vinrent se joindre les Mamelucks d'Osman-bey-el-Bardisi, et les Arabes des tribus Djeouabis, Ouadalis, Anadis et Foadis.

Cette bande de fanatiques se porta dans le Delta, et y exerça d'horribles ravages; l'ange, poursuivi par les généraux Marmont et Lefebvre, fut atteint au village de Sanhour, à quelque distance de Damanhour. La troupe des fanatiques s'élevait à près de quatre mille chevaux et à douze à quinze mille Fellahs ou Arabes à pied. L'action fut terrible et dura près de sept heures; les Arabes étaient

Araber waren so fest von der Untrüglichkeit der Zusicherungen ihres Chefs überzeugt, daß sie gar nicht auf die Todten und Verwundeten achteten, die in ihren Reihen fielen. Der Engel hatte nicht vergessen, ihnen im Voraus zu sagen, daß alle, die sie so vom Eisen und Feuer der Gläubigen getroffen sehen würden, Menschen von schwachem Glauben seyen, welche dieser Sühnungsprobe bedürften, um die Märtyrerpalme zu verdienen; auch schlugen sich wirklich diese leichtgläubigen Menschen alle mit der blindesten Wuth und unbedingter Todesfurcht. — Der General Dugua mußte alle seine Streitkräfte zusammenziehen, um das Delta von den Räubereien des Propheten zu befreien.

Der unermüdliche Lanusse verfolgte den Engel, und erreichte ihn an der Gränze der Provinz Babeireh; hier wurden die Rebellen noch einmal besiegt; der Urheber so vielen Unglücks, der Mensch, der sich den Gesandten des Allmächtigen auf Erden nannte, und dessen Leib unverwundlich war, fiel von einer Kugel durchbohrt und blieb auf dem Kampfplatze; dennoch beharrte die Bande des Schwärmers auf dem Glauben, daß er nicht vernichtet, sondern nur in den Himmel zurückgekehrt sey, von wo aus er die Streiche der Gläubigen mit mehr Sicherheit leiten werde.

(Victoires et Conquêtes. Tom. X.)

3 — — In der Oase Schirm,
Im sel'gen Helle. —

Das Landhaus Mourad-Bey's lag nahe bei Boulak, unweit von den Ruinen, die noch den Namen Helle führen (ohne Zweifel das alte Heliopolis). Die Oase von Helle beschreibt der Reisende Savary folgendermaßen:

„Ihre Umgebungen bieten geräumige Bezirke dar, wo Orangen, Citronenbäume, Jasminen in bunter Pflanzung sehr hoch und buschig wachsen. Ihre verschlungenen Zweige bilden lachende Gewölbe, über welchen wilde Feigenbäume und Palmen ihr tiefgrünes Laub ausbreiten; Bäche rieseln unter Basilien- und Rosensträuchen. Es ist unbeschreiblich süß, in der Glut des Hundssternes, welche die ganze Luft durchdringt, unter diesen zauberischen Schattengängen frische Luft einzuathmen; es ist dieß Wonne, die sich besser fühlen, als beschreiben läßt. Der Geruch der Orangenblüthe, vermischt mit den süßen Düften andrer balsamischer Pflanzen, erweckt die von der Hitze eingeschläferten Sinne, und weilt der Seele die süßesten Empfindungen mit."

3 Das opiumgetränkte Kraut, so ihm,
Dem gnäd'gen Herrn, Laodicea schickt.

Es ist dieß der Taback von Latakie (dem alten Laodicea).

4 — — Zwei weiße
Eunuchen kommen, lenken ihren Schritt,
Den zitternden, zu Mourad's Füßen hin.

Alle diese Einzelheiten vom Innern des Pallastes sind mit ängstlicher Genauigkeit gegeben. Sie wurden uns zu Marseille von einem Türken mitgetheilt, der in den Palästen von Mourad und Ibrahim-Bey gelebt hatte.

5 — — Den rächenden Zusatzar.

So nennen die Mohamedaner das ausgefaselte, flammende Schwert des Engels Gabriel.

6 Das Volk von Tor erwacht auf meinen Ruf,
Jagt weg die Christen vom befleckten Strand.

Wir deuten damit alle Araber an, welche die Föderation von Tor, auf der Halbinsel von Sinai bilden. Tor ist ein Hafen des rothen Meeres.

7 Trägt Abukir's Kanonendonner her.

Die Schlacht von Abukir bedarf keiner Erläuterung. Alle unsre Leser wissen, mit welchem Heldenmuthe die französischen Seeleute dem Feinde den Sieg streitig machten, in der Lage, in die sie ihr tapferer aber ungeschickter Admiral gesetzt hatte.

si persuadés de l'infaillibilité des promesses de leur chef, qu'ils ne firent aucune attention aux morts et aux blessés qui succombaient dans leurs rangs. L'ange n'avait pas oublié de les prévenir que tous ceux qu'ils verraient atteints ainsi par le fer et le feu des infidèles, étaient des hommes d'une foi peu robuste, et qui avaient besoin de cette épreuve expiatoire pour mériter la palme du martyre; aussi, tous ces hommes crédules se battaient-ils avec la fureur la plus aveugle et le mépris le plus absolu de la mort..... Le général Dugua eut besoin de rassembler toutes ses forces pour délivrer le Delta des brigandages du prophète.

L'infatigable Lanusse s'attacha à la poursuite de l'ange, et l'atteignit sur les confins de la province de Baheireh: là, les rebelles furent encore vaincus; l'auteur de tant de désastres, l'homme qui se disait l'envoyé du Tout-Puissant sur la terre, et dont le corps était invulnérable, percé d'une balle, resta mort sur le champ de bataille; et cependant, la bande de ce fanatique resta persuadée qu'il n'était point anéanti, mais qu'il était remonté au ciel, d'où il allait diriger avec plus de certitude les coups des vrais croyans.

(Victoires et Conquêtes. Tom. X.)

2 De l'oasis d'Hellé que dévorent ses yeux.

La maison de campagne de Mourad-Bey était située près de Boulak, non loin des ruines qui ont conservé le nom d'Hellé (sans doute l'ancienne Héliopolis). Voici comment le voyageur Savary décrit l'oasis d'Hellé.

„Ses environs offrent de spacieux enclos, où les orangers, les citronniers, les jasmins, plantés sans ordre, croissent fort hauts et fort touffus. Leurs branches entrelacées forment de rians berceaux, au-dessus desquels les sycomores et les palmiers élèvent leur feuillage d'un vert foncé: des ruisseaux y coulent parmi des buissons de basilics et de rosiers. On ne peut exprimer combien il est doux, lorsque le ciel est embrasé des feux de la canicule, de respirer un air frais sous ces ombrages enchantés, c'est une volupté qui se sent mieux qu'on ne peut la décrire. L'odeur de la fleur d'orange, mêlée aux suaves émanations des plantes balsamiques, réveille les sens engourdis par le chaleur, et fait couler dans l'ame les plus agréables sensations."

3 La feuille opiacée,
Que, pour son doux seigneur, cueille Laodicée.

C'est le tabac de Latakié, l'ancienne Laodicée.

4 . . . . . Deux eunuques blancs
Jusqu'aux pieds de Mourad guident ses pas tremblans.

Tous ces détails d'intérieur sont de la plus scrupuleuse exactitude; ils nous ont été communiqués, à Marseille, par un Turc qui avait vécu dans les palais de Mourad et d'Ibrahim-Bey.

5 Le glaive Zuphalgar . . . . . .

C'est le nom que les Mahométans donnent au sabre effilé et flamboyant de leur ange Gabriel.

6 Et les peuples de Tor, à ma voix réveillés,
Chasseront les chrétiens des bords qu'ils ont souillés.

Nous voulons indiquer par là tous les Arabes qui forment la fédération de Tor, sur la presqu'île de Sinaï. Tor est un port de la Mer-Rouge.

7 Le canon d'Aboukir.

La bataille navale d'Aboukir est si malheureusement célèbre, qu'il est inutile d'en reproduire ici les horribles détails. Tous nos lecteurs savent avec quel héroïsme nos marins disputèrent la victoire, dans la position où les avait engagés leur brave, mais inhabile amiral.

Anmerkungen

zum

dritten Gesang.

[1] Ein Fels — wie sie
Natur geschnitzt hat nach des Menschen Bild.

Die kolossale Memnonssäule, so berühmt in der Mythe, wie in der Geschichte, ist, nach Einigen, nichts als ein zur Ehre des Osimandyas, Königs von Theben, errichtetes Denkmal. Am Fuße dieses Kolosses ist die doppelte Inschrift eingegraben, von welcher wir in unserer Vorrede gesprochen, und die im verwichenen Julius (1828) durch den unermüdlichen Herrn Taylor aufgezeichnet worden ist. Die Statue des Memnon wurde von den Soldaten des Kambyses, dieses großen Zerstörers der ägyptischen Monumente, umgeworfen und verstümmelt.

[2] Und heben — — —
Den Pomp des Nichts unsterblich in die Himmel.

Alles über die Pyramiden ist ausgesprochen worden; noch einmal hier davon zu reden, wäre unnöthig. Herr von Chateaubriand ist von allen Geschichtschreibern derjenige, der das Größeste über diese Denkmale gesagt hat. Auch lesen französische Wanderer immer mit lebhaftem Vergnügen seinen Namen in die höchste Staffel der Cheopspyramide eingegraben.

[3] Und ihrer Stimme schnell gehorsam, formt
Das Heer sich in sechs Vierteln auf dem Plan.

Bonaparte bildete in der Pyramidenschlacht, sechs Carré's aus seiner Armee, und an ihnen brachen sich alle Angriffe der Mameluken: während der Action war er im Centrum des Dugua'schen Carré's aller Augen sichtbar.

[4] Der doppelten Pistole funkelnd Bündel.

Mourad-Bey, berühmter Mameluckenchef, geboren in Circassien, ums Jahr 1759. Für den Ruhm dieses Muselmanns wäre es genug und hinreichend seinem Namen Unsterblichkeit zu verschaffen, daß er gegen die beiden größten Kriegsheiden der neuern Zeit, Kleber und Bonaparte, kämpfen durfte; aber auch unabhängig von diesem glücklichen Zufalle seines Geschicks, hätte sich dieser Barbar, an Seelengröße und Einsichten den Seinigen überlegen, durch persönliche Thaten verherrlichen können. Mourad war ein junger Mameluck vom Hause Aly-Bey's, der erste, der, in der Absicht sich ganz unabhängig von der Pforte zu machen, sich alle Mühe gegeben hatte, die Auctorität eines einzigen Despoten über die Tyrannen seiner 24 Nebenbuhler, der Bey's des Pascha, und über die der ottomanischen Corps zu erheben, die sich um die Verwaltung des unglücklichen Aegyptens stritten. Aly-Bey war so glücklich, sich aller seiner Nebenbuhler zu entledigen, hatte aber in der Person des Abou-Dahab, seines Lieutenants, der ihn verrathen hatte, einen unerwarteten Mitbewerber gefunden. Ein zweiter Verrath sicherte diesem den Sieg; und dieser Verrath, der das Werk unsres Mourad-Bey war, wurde die erste Veranlassung zum Steigen des letzteren. Jenen ersten Theil seiner Geschichte erzählt man sich so: Mourad, welcher als Kind dem Bey Abou-Dahab angehört hatte,

NOTES

DU

CHANT TROISIÈME.

[1] La nature a taillés en simulacre humain

La statue colossale de Memnon, si célèbre dans la fable et l'histoire, n'est, selon les uns, qu'un monument élevé à la gloire d'Osimandias, roi de Thèbes. C'est sur le pied de ce colosse qu'est gravée la double inscription dont nous avons parlé dans notre Préface, et qui a été recueillie, au mois de juillet dernier, par l'infatigable M. Taylor. La statue de Memnon fut renversée et mutilée par les soldats de Cambyse, ce grand dévastateur des monumens égyptiens.

[2] Élèvent jusqu'aux cieux la pompe du néant.

Tout a été dit sur les Pyramides; en parler encore, serait inutile ici. M. de Châteaubriand est de tous les écrivains celui qui a dit les plus grandes choses sur ces monumens. Aussi, c'est toujours avec un vif sentiment de plaisir que les voyageurs français lisent son nom gravé sur la plus haute assise de la pyramide de Chéops.

[3] L'obéissante armée,
En six carrés égaux dans la plaine est formée.

Bonaparte forma son armée en six carrés à la bataille des Pyramides, et contre eux vinrent se briser toutes les charges des Mamelucks: pendant l'action, il était visible à tous les yeux, au centre du carré de Dugua.

[4] D'un double pistolet la poignée étincelle.

Mourad-Bey, chef célèbre de Mamelucks, né en Circassie vers 1759. Il suffirait à la gloire de ce musulman, et ce serait une garantie suffisante de durée pour son nom, d'avoir eu à combattre les deux premiers hommes de guerre des temps modernes, Napoléon et Kléber; mais indépendamment de cet accident heureux de sa destinée, ce barbare, supérieur aux siens en grandeur d'ame et en lumières, aurait pu s'illustrer par des faits tout personnels. Mourad était un jeune Mameluck de la maison d'Aly-Bey, le premier qui, voulant se rendre absolument indépendant de la Porte-Ottomane, s'était efforcé d'établir l'autorité d'un seul despote sur les tyrannies concurrentes des vingt-quatre beys du pacha et des corps ottomans qui se disputaient l'administration de la malheureuse Égypte. Ali-Bey, parvenu à se débarrasser de tous ces rivaux, avait trouvé un compétiteur inattendu dans la personne d'Abou-Dahab, son lieutenant, qui l'avait trahi; une seconde trahison assura la victoire à celui-ci, et cette trahison, ouvrage de Mourad-Bey, qui est le sujet de cette notice, fut la première cause de l'élévation de ce dernier. Voici comment on raconte cette première partie de son histoire: Mourad, qui avait appartenu dans son enfance au bey Abou-Dahab, était devenu éperdument amoureux de la

war in heftiger Liebe zu der Gemahlin Aly-Bey's, seines neuen Herrn, der Georgierin Sitty Nefisats entbrannt. Von dieser unglücklichen Leidenschaft beherrscht, sah er nur in der Vernichtung Aly's die Hoffnung, sie zu befriedigen; begünstigt durch die Nacht verließ er das Lager seines Herrn, und bot seine Dienste dem andern Bey, Abou-Dahab, an. „Dein Feind, sprach er zu ihm, muß mit seinem Heere durch einen Engpaß ziehen, wo sein Untergang unvermeidlich ist, wenn man ihn zur rechten Zeit aufhalten kann. Ich biete mich dir an: gelingt es mir, so bitte ich nur um Eine Gnade: gieb mir Sitty Nefisats.“ Abou-Dahab nahm diese unerwartete Hülfe mit Freuden an, und Mourad legte sich mit 6000 Mamelucken bei den Palmbäumen von Sallyeh in Hinterhalt. Aly-Bey zögerte lang, ehe er den Gang durch diesen Engpaß wagte; die Diener, die ihm leuchteten, hatten ihn gewarnt; Mourad, der den Angriff nicht erwarten konnte, wollte eben auf seine Fährte gehen, als der unvorsichtige Bey endlich in die Schlinge ging. Die Soldaten Aly's, erstaunt über den Anfall, ergriffen die Flucht; indessen brachte sie ihr Chef zweimal wieder zusammen, und er war auf dem Punkte den Sieg zu erringen, als Mourad sich auf ihn warf, ihn mit einem Säbelhiebe mitten durchs Gesicht hieb, und vom Pferde warf. Als der Mameluck seinen Wohlthäter auf dem Sand ausgestreckt sah, befielen ihn Gewissensbisse und er konnte die Thränen nicht zurückhalten. „Verzeih mir mein Herr! rief er, vergieb mir, ich hatte dich nicht erkannt!“ Aly wurde nach Kairo gebracht, seine Wunde war nicht tödtlich, aber Abou-Dahab ließ den Verband vergiften. Mourad erbte sein Harem und seine Güter.

Dieß waren, nach dem Verfasser eines vortrefflichen Abrisses der ägyptischen Geschichte (Herrn Rey-Dusseuil), dessen Erzählung wir entlehnen, die nicht sehr ehrenvollen Erstlinge der Laufbahn Mourads.

Durch die Ermordung seines Beschützers und Abou-Dahabs bald nachher erfolgten Tod wurde Mourad der mächtigste Mann in Aegypten. Der einzige Nebenbuhler, der ihm furchtbar werden konnte, war Ibrahim-Bey, aber die Nothwendigkeit, ihre beiderseitige Usurpation gegen die Politik der Pforte zu sichern, erhielt das gute Einverständniß unter ihnen noch zur Zeit des französischen Einfalls in Aegypten. Auf die erste Kunde von diesem hatte Mourad-Bey den Franzosen nur einen Theil der Miliz, deren Oberbefehl er führte, entgegen geschickt; bald nachher verließ er das Dorf Ghize, wo er gewöhnlich residirte, um sich nach Kairo zu begeben, in der Absicht an den französischen Kaufleuten in dieser Stadt für den Angriff ihrer Landsleute Rache zu nehmen; aber der Rath eines Venetianers, Namens Rosetti, den er um sich hatte, brachte ihn von diesem grausamen Entschlusse ab, und nun begnügte er sich, diesen Kaufleuten eine Kontribution von einigen tausend Piastern aufzulegen. Bei Chebreis begegneten die Franzosen den Mamelucken zum erstenmal und schlugen sie. Die Nachricht von diesem Unfalle versetzte Mourad in Wuth; dennoch ließ er keines der Mittel, die ihm seine persönliche Autorität und seine Talente darboten, unbenützt, denselben wieder gut zu machen: er suchte die Mamelucken wieder zu ermuthigen, rief ihnen so viele Siege über die Türken und Araber ins Gedächtniß, ließ sie bedenken, daß sie für die erste Reiterei der Welt angesehen werden, stellte ihnen die französische Armee vor, abgemattet von Strapatzen, am Hunger verschmachtend, leicht zu besiegen, sobald man alle Kräfte gegen sie vereinige. Die Anordnungen Mourads am Tage der Pyramidenschlacht waren, wie seine Gegner selbst eingestehen, furchtbar (s. Mémoires de Napoléon. Tom. I.); seine Streitkräfte beliefen sich auf 60000 Mann, die Infanterie und die Fußknechte die bei jedem Reiter den Dienst versahen, mit einbegriffen. „Wir kannten gar wohl — sagt Napoleon — die Geschicklichkeit und stürmische Bravour der Mamelucken, und fürchteten sie: doch wurden sie zum drittenmale geschlagen. Mourad Bey (berichtet der Welteroberer, wo er die Geschichte dieses großen Tags erzählt) hatte durchaus keine Uebung im Kriegführen; aber die Natur hatte ihn mit einem großen Charakter, mit einem Muthe, der alle Proben hielt und mit einem scharfen Blicke begabt. Die drei Gefechte, die wir mit den Mamelucken bestanden, hatten ihm schon als Erfahrung gedient, und an diesem Tage zeigte er eine Geschicklichkeit, die man kaum von dem vollendetsten europäischen General erwarten konnte.“ Wie dem sey, von diesem Heere von 60000 Mann entkamen nicht mehr denn 2500 Reiter mit Mourad Bey. Mehrere Tausende von diesen Kriegern verunglückten bei ihrem Versuche über den Nil zu entkommen. Verschanzungen, Artillerie, Pontons, Bagage, Alles fiel den Franzosen in die Hände, und die vielen Leichname, die der Strom mit sich riß, trugen in wenigen Tagen nach Damiette und Rosette und das ganze Ufer entlang die Nachricht von unserm Siege. Erst lange Zeit nach seiner Flucht wurde Mourad gewahr, daß er nur von einem Theile seiner Mannschaft begleitet sey, und erst jetzt erkannte er den Fehler, den seine Reiterey gemacht.

Géorgienne Sitty Néficals, épouse d'Ali-Bey, son nouveau maître. Subjugué par cette passion fatale, il ne voit que dans la destruction d'Aly l'espoir de la satisfaire; et abandonnant, à la faveur des ténèbres, le camp de celui-ci, il court offrir ses services à l'autre bey Abou-Dahab. „Ton ennemi, lui dit-il, doit passer avec son armée par un défilé où sa perte est inévitable si l'on peut l'y arrêter à temps. „Je m'offre à toi: si je réussis, je ne te demande qu'une grâce, donne-moi la belle Sitty Néficals. „Abou-Dahab accepta avec joie ce secours inespéré, et Mourad alla s'embusquer avec six mille Mamelucks dans les palmiers de Sallyeh. Aly-Bey hésita long-temps avant de s'engager dans cet étroit passage; ses éclaireurs l'avaient averti du péril. Mourad, impatient de le joindre, se disposait à l'aller chercher, lorsque l'imprudent bey vint enfin tomber dans le piège qu'on lui avait tendu. Les soldats d'Aly, étonnés de l'attaque, lâchèrent pied; cependant leur chef les rallia deux fois, et il était sur le point de se saisir de la victoire, lorsque Mourad fondit sur lui, et, d'un coup de sabre lui partageant le visage, l'abattit de son cheval. A la vue de son bienfaiteur étendu sur le sable, le Mameluck sentit la pointe du remords, et ne put retenir ses larmes. „Pardonne-moi, lui dit-il, oh! pardonne-moi, mon maître; je ne t'avais pas reconnu." Aly fut transporté au Caire. Sa blessure n'était pas mortelle, mais Abou-Dahab en fit empoisonner l'appareil. Mourad hérita de son harem et de ses biens.

Tels furent, selon l'auteur d'un excellent précis de l'histoire d'Égypte, dont nous avons emprunté le récit (M. Rey-Dusseuil), les commencemens peu honorables de Mourad. La mort de son patron, et celle d'Abou-Dahab, qui eut lieu peu de temps après, laissèrent Mourad l'homme le plus puissant de l'Égypte. Le seul rival qu'il pût avoir à redouter était Ibrahim-Bey; mais, grâce à la nécessité de maintenir leur commune usurpation contre la politique de la Porte, la bonne intelligence subsistait encore entre eux lorsque les Français arrivèrent en Égypte. A la première nouvelle de cette invasion, Mourad-Bey n'avait envoyé à la rencontre des Français qu'une partie de la milice dont il était le chef suprême. Il quitta bientôt après le village de Ghizé, où il faisait sa résidence habituelle, pour se rendre au Caire, dans l'intention de se venger, sur les négocians français qui se trouvaient dans cette ville, de l'agression des soldats de leur nation; mais détourné de cette résolution barbare par le conseil d'un Vénitien nommé Rosetti, qu'il avait auprès de lui, il se contenta d'imposer à ces négocians une contribution de quelques milliers de piastres. Ce fut à Chebreis que les Mamelucks furent pour la première fois rencontrés et battus par les Français. A la nouvelle de cet échec, Mourad, rempli de fureur, ne négligea pourtant aucun des moyens que lui fournissaient son ascendant personnel et ses talens pour le réparer. Il chercha à relever le courage des Mamelucks; et, leur rappelant tant de victoires par eux remportées sur les Turcs et les Arabes, il leur dit de se souvenir également qu'ils étaient regardés comme la première cavalerie de l'univers. Il leur représenta l'armée française harassée de fatigues, mourant de faim, et facile à exterminer en réunissant toutes leurs forces contre elle. Les dispositions prises par Mourad, à la bataille des Pyramides, étaient formidables, de l'aveu même de son adversaire, (voyez les Mémoires de Napoléon, tome 1); ses forces montaient à soixante mille hommes, y compris l'infanterie et les hommes de pied qui servaient chaque cavalier. „Nous connaissions et redoutions beaucoup, dit Napoléon, l'habileté et l'impétueuse bravoure des Mamelucks." Ils furent cependant battus une troisième fois. „Mourad-Bey, dit l'historien conquérant en faisant le récit de cette brillante et mémorable journée, n'avait aucune habitude de la guerre; mais la nature l'avait doué d'un grand caractère, d'un courage à toute épreuve et d'un coup-d'œil pénétrant. Les trois affaires que nous avions eues avec les Mamelucks lui servaient déjà d'expérience, et dans cette journée il se conduisit avec une habileté qu'on pourrait à peine attendre du général européen le plus consommé." Quoi qu'il en soit, de cette armée de soixante mille hommes, il n'échappa que deux mille cinq cents cavaliers avec Mourad-Bey. Plusieurs milliers de ses soldats, en essayant de traverser le Nil, y furent engloutis. Retranchemens, artillerie, pontons, bagages, tout tomba au pouvoir des Français, et les nombreux cadavres qu'emporta le cours du fleuve portèrent en peu de jours jusqu'à Damiette et Rosette, et le long du rivage, la nouvelle de notre victoire. Ce ne fut que long-temps après sa fuite, que Mourad-Bey s'aperçut qu'il n'était suivi que par une partie de son monde, et qu'il reconnut la faute qu'avait faite sa cavalerie de rester dans le camp retranché. Il essaya plusieurs charges pour lui

indem sie sich hinter den Wällen des Lagers hielt. Er versuchte mehrere Angriffe, um ihr einen Weg zu öffnen, aber es war zu spät. Die Mameluken selbst waren voll Schrecken und Bestürzung und schlugen sich ohne Muth; das Schicksal, sagt Napoleon, hatte die Zerstörung dieser tapfern und erschrockenen Miliz ausgesprochen, die ohne Zweifel der Kern der orientalischen Reiterey war."

Wir haben dieß Fragment aus der vortrefflichen Notiz von Herrn Alphonse Rabbe über Mourad Bey ausgezogen. Der Raum erlaubt uns nicht die Stelle ganz mitzutheilen, in der das Talent eines Schriftstellers glänzt, der mit Recht unter unsre ersten Geschichtschreiber gezählt wird.

> Beim ersten Stoße der Beschnittenen
> Verblaßten — so erzählt man — ungemein
> Die alten Krieger unsrer Republik.

Der erste Angriff der Mameluken auf das Carré war so schrecklich, daß der Muth der Franzosen dadurch einen Augenblick erschüttert ward. Dieß ist uns von mehreren Mitspielern in diesem großen Drama mitgetheilt worden.

> Von diesen Helden, die des Halbmonds Ehre
> Sich opferten, blieb Einer aufrecht nur.

Ein Bey opferte sich mit 40 seiner Mameluken aufs Heldenmüthigste, um Mourad einen Weg zu bahnen. Sie ließen ihre Pferde sich gegen die Bajonette der Feinde aufbäumen, und stürzten dann mit ihnen auf sie; dadurch glückte es ihnen das Carré zu durchbrechen, aber es schloß sich alsbald wieder. Sie kamen alle um; etwa dreißig kamen zu Desaix Füßen zu sterben.

(Thibaudeau, Histoire de Napoléon.)

Diese heldenmüthige Aufopferung von 40 Mameluken ist uns von General Gourgaud erzählt worden, welcher die Geschichte dieses wundervollen Feldzugs bis in ihre kleinsten Einzelheiten inne hat.

> — — kämen hergewallt
> Aus ihrer Gräberstadt.

Im Französischen ist der griechische Name beigefügt: Necropolis. So singt Chateaubriand in den Martyrn:

„Necropolis, Stadt der Todten! so groß, wie die der Lebenden!"

Alle Städte Aegyptens haben ihre Necropolis: es ist der Kirchhof.

rouvrir un passage, mais il était trop tard; les Mamelucks eux-mêmes avaient la terreur dans l'ame, et agirent mollement. „Les destins, dit Napoléon, avaient prononcé la destruction de cette brave et intrépide milice, sans contredit l'élite de la cavalerie de l'Orient.“

Nous avons extrait ce fragment de l'excellente notice sur Mourad-Bey, publiée par M. Alphonse Rabbe. Les étroites proportions de ces notes ne nous permettent pas de citer en entier ce morceau, où brille le talent d'un écrivain placé à juste titre parmi nos premiers historiens.

5 Les vieux républicains pâlirent, indécis.

Le premier choc des Mamelucks contre les carrés fut si terrible, que le courage des Français en fut ébranlé un instant; c'est ce qui nous a été raconté par plusieurs acteurs de ce magnifique drame.

6 De ces héros tombés pour l'honneur du Croissant,
Un seule restait debout.

Un bey se dévoua, avec quarante de ses Mamelucks, de la manière la plus héroïque, pour ouvrir un passage à Mourad. Ils acculèrent leurs chevaux contre les baïonnettes des grenadiers et les renversèrent sur eux. Par là, ils parvinrent à faire une brèche dans le carré; mais elle se referma aussitôt; ils périrent tous; il en vint mourir une trentaine aux pieds de Desaix.

(Thibaudeau, Histoire de Napoléon.)

Ce dévouement héroïque des quarante Mamelucks nous a été raconté par M. le général Gourgaud, qui possède, dans ses moindres détails, l'histoire de cette merveilleuse campagne.

7 Quittaient Nécropolis, la ville des tombeaux.

C'est le texte avec la traduction; c'est une redondance poétique. Nous l'avons empruntée à M. de Châteaubriand:

„Nécropolis, cité des morts, aussi grande que celle des vivans.“ (Les Martyrs.)

Toutes les villes de l'Égypte ont aussi leur nécropolis; c'est le cimetière.

Anmerkungen

zum

vierten Geſang.

[1] Ein dunkles Räthſel ſcheinen vorzulegen.

Durch die Beſchreibung eines ägyptiſchen Tempels ſuchten wir im Allgemeinen eine Idee auch von den übrigen Denkmalen zu geben; ſie haben alle denſelben Charakter, bald in größern, bald in kleinern Proportionen, von Heliopolis bis zur Inſel Philä.

[2] Dem Enkel nennen wird euch die Geſchichte:
Monge, u. ſ. w.

Die Gelehrten, die die Expedition begleiteten, haben alle gleiche Rechte auf unſre Verehrung; ihr friedlicher Ruhm iſt aufs innigſte mit dem unſrer Krieger verbunden, wie dieß die granit'nen Archive von Philä bezeugen.

Ein Mann, deſſen Name an die rühmlichſten Dienſte im Gebiete der ſchönen Künſte erinnert, Herr Baron Taylor, hat die große Güte gehabt, uns folgende Inſchriften mitzutheilen, die er zu Philä den 23. Juli 1828 abgeſchrieben. Mit gerechtem Stolze lieſt man ſie; es iſt ein Zeugniß, im letzten Tempel Aegyptens, an der Gränze des römiſchen Reichs, dem Ruhm auf Granit ausgeſtellt:

L'AN 6 DE LA RÉPUBLIQUE
LE 15 MESSIDOR.
UNE ARMÉE FRANÇAISE, COMMANDÉE
PAR BONAPARTE, EST DESCENDUE
A ALEXANDRIE.
L'ARMÉE AYANT MIS VINGT JOURS
APRÈS, LES MAMELUCKS EN FUITE
AUX PYRAMIDES,
DESAIX, COMMANDANT LA
PREMIÈRE DIVISION, LES A
POURSUIVIS AU DELA DES
CATARACTES, OU IL EST ARRIVÉ
LE 15 VENTOSE DE L'AN 7.
LES GÉNÉRAUX DE BRIGADE
DAVOUST, FRIANT ET BELLIARD,
DONZELOT, CHEF DE L'ÉTAT MAJOR,
LA TOURNERIE, COMMANDANT L'ARTILLERIE,
EPPLER, CHEF DE LA 21e LÉGÈRE.
LE 15 VENTOSE AN 7 DE LA RÉPUBLIQUE.
5 MARS AN DE J.—C. 1799.
GRAVÉ PAR CASTEIX, SCULPTEUR.

NOTES

DU

CHANT QUATRIÈME.

1 Proposer au passant une énigme inconnue.

En faisant la description d'un temple égyptien, nous avons essayé de donner une idée générale des autres monumens; ils sont tous empreints du même caractère, et les mêmes emblèmes mystérieux se retrouvent, dans des proportions plus ou moins grandes, depuis Héliopolis jusqu'à l'île de Philæ.

2 L'histoire à nos neveux redira votre nom,
Monge, Fourrier, Dupuis, Geoffroy, Conté, Denon.

Les savans qui accompagnaient l'expédition militaire, ont tous un droit égal à nos hommages; leur gloire pacifique est intimement liée à celle des soldats d'Orient, comme l'attestent les archives granitiques de Philæ.

Un homme dont le nom rappelle tant de glorieux services rendus aux beaux-arts, M. le baron Taylor, a eu l'extrême bienveillance de nous communiquer les inscriptions suivantes qu'il a recueillies à Philæ, le 25 juillet 1828. En les lisant, on est saisi d'un juste orgueil; c'est un certificat de gloire gravé sur le granit, dans le dernier temple de l'Égypte, aux limites de l'empire romain.

L'AN 6 DE LA RÉPUBLIQUE
LE 13 MESSIDOR,
UNE ARMÉE FRANÇAISE, COMMANDÉE
PAR BONAPARTE, EST DESCENDUE
A ALEXANDRIE.
L'ARMÉE AYANT MIS, VINGT JOURS
APRÈS, LES MAMELUCKS EN FUITE
AUX PYRAMIDES,
DESAIX, COMMANDANT LA
PREMIÈRE DIVISION, LES A
POURSUIVIS AU-DELA DES
CATARACTES, OU IL EST ARRIVÉ
LE 13 VENTOSE DE L'AN 7.
LES GÉNÉRAUX DE BRIGADE
DAVOUST, FRIANT ET BELLIARD,
DONZELOT, CHEF DE L'ÉTAT-MAJOR,
LA TOURNERIE, COMMANDANT L'ARTILLERIE,
EPPLER, CHEF DE LA 21e LÉGÈRE.
LE 13 VENTOSE AN 7 DE LA RÉPUBLIQUE
3 MARS AN DE J.-C. 1799.
GRAVÉ PAR CASTEIX, SCULPTEUR.

In demselben Tempel hat Herr Taylor folgende zweite Inschrift copiert.

R. F.

AN 7.

BALZAC, COQUEBERT, CORABOEUF,
COSTAZ, COUTELLE, LACIPIÈRE,
RIPAULT, LEPÈRE, MÉCHAIN, NOUET,
LENOIR, NECTOUX; SAINT-GENIS, VINCENT.
DUTERTRE, SAVIGNY.
LONGIT. DEPUIS PARIS 30d 16′ 22″.
LATITUDE BORÉALE 40° 3′ 45″

Eine andre Inschrift bewahrte die Namen der Gelehrten, welche die zweite Rotte ausmachten: aber da sie auf Stufen, die dem Boden näher sind, gegraben war, ist sie von Reisenden, die ohne Zweifel keine Franzosen waren, verstümmelt worden.

[3] Wird von Aegyptens leichten Bayaderen —

Diese Priesterinnen der Lust, oder vielmehr diese Dienerinnen der Unzucht, Almés oder Gelehrte genannt, führen den letzten Namen um der Erziehung willen, die man ihnen angedeihen läßt, und die sorgfältiger ist als die der andern Frauen. Um unter ihre Zahl aufgenommen zu werden, muß ein Mädchen eine schöne Stimme, muß die Sprache in ihrer Gewalt haben, muß aus dem Stegreife dem Augenblicke angemessene Liedchen dichten und singen können. Es giebt kein Fest ohne diese Almés, keine Feyer, deren Zierde sie nicht bildeten. Nachdem sie gesungen, führen sie kleine pantomimische Ballete aus, deren Gegenstand gewöhnlich die Mysterien der Liebe sind. Die Gesammeldigkeit ihres Körpers ist unbegreiflich, und man muß über die Beweglichkeit ihrer Züge erstaunen; die Blicke, die Geberden, alles spricht an ihnen, aber auf eine so verständliche Weise, daß Niemand über die Deutung im Ungewissen bleiben kann. Gleich mit dem Beginne des Tanzes legen sie mit dem Schleyer die Schaam ihres Geschlechtes ab; ein langes, seidnes ganz leichtes Gewand fließt bis auf ihre Knöchel nieder; ein reicher Gürtel umschließt sie weich; lange, schwarze Haare, in Flechten gewunden und von Salbe duftend, wallen über ihre Schultern, und ein Hemd durchsichtiger als Flor und wie aus Luft gewoben verschleyert kaum ihren Busen; je mehr sie sich bewegen, je mehr scheinen die Umrisse ihres Körpers einer nach dem andern sich zu enthüllen; der Schall der Flöte, der Castagnetten, der Handpaute und der Cymbeln regiert ihre Schritte, beschleunigt oder dehnet den Takt. Worte, diesen Scenen angepaßt, geben ihnen noch mehr Leben; es sind Bacchantinnen im Wahnsinne; alle Zurückhaltung schwindet jetzt, sie überlassen sich ganz der Verwirrung ihrer Sinne; und nun verdoppelt ein unzartes Volk, das nichts Verschleyertes liebt, sein Beifallklatschen.

Die Bayaderen, die Tänzerinnen Indiens, von welchen der Abbé Raynal mit so viel Wohlgefallen spricht, sind Muster von Zucht, verglichen mit diesen ägyptischen Tänzerinnen.

(Savary, Reise in Aegypten.)

[4] Er geht zum Kalig, wo das Volk ihn ruft.

Der Kalig ist ein Kanal, der sich oberhalb Alt-Kairo öffnet, auf dem kleinen Nilarm, den die Insel Roudah bildet, und der Kairo durchschneidet.

[5] Der weise Dualy — — —

So nennt man den Beamten, der den Auftrag hat, zu Schütte vom Kalig einen Damm zu bilden, damit der Fluß nicht hineindringen kann, ehe das Wasser die rechte Höhe hat.

[6] Um Boulak, seinen Pallast — —

Boulak ist ein Dorf bei Kairo, dessen Vorstadt es gewissermaßen bildet; bei Boulak lag der Pallast Mourad's.

Dans le même temple, M. Taylor a copié cette autre inscription:

R. F.

AN 7.

BALZAC, COQUEBERT, CORABOEUF,
COSTAZ, COUTELLE, LACIPIÈRE,
RIPAULT, LEPÈRE, MÉCHAIN, MOUET,
LENOIR, NECTOUX; SAINT-GENIS, VINCENT
DUTERTRE, SAVIGNY.
LONGIT. DEPUIS PARIS 30d 16′ 22″.
LATITUDE BORÉALE 40° 5′ 15″.

Une autre inscription conservait aussi les noms des savans qui composaient la seconde escouade; mais gravé sur des assises plus rapprochées du sol, elle a été mutilée par des voyageurs qui sans doute n'étaient pas Français...

s Les Almés de l'Égypte, agiles Bayadères.

Ces Prêtresses de la volupté, ou plutôt ces ministres de la débauche, qu'on appelle Almés, ou savantes, ont mérité ce dernier nom par l'éducation qu'elles ont reçue, et qui est plus soignée que celle des autres femmes; pour être agrégée parmi elles, il faut avoir une belle voix, bien posséder sa langue, et pouvoir, sur-le-champ, composer et chanter des couplets adaptés aux circonstances. Il n'est point de fêtes sans ces Almés, point de festins dont elles ne fassent l'ornement; après y avoir chanté, elles exécutent de petits ballets pantomimes, dont les mystères de l'amour fournissent ordinairement le sujet. La souplesse de leur corps est inconcevable, et l'on est étonné de la mobilité de leurs traits. Les regards, les gestes, tout parle chez elles, mais d'une manière si expressive, qu'il n'est pas possible de s'y méprendre. Au commencement de la danse, elles quittent avec leurs voiles la pudeur de leur sexe. Une longue robe de soie très légère descend sur leurs talons; une riche ceinture les serre mollement; de longs cheveux noirs tressés et parfumés flottent sur leurs épaules, et une chemise, plus transparente que la gaze et comme tissue d'air, voile à peine leur sein. A mesure qu'elles se mettent en mouvement, les contours de leur corps semblent se détachér successivement. Le son de la flûte, des castagnettes, du tambour de basque et des cimballes, règle leur pas, et presse ou ralentit la mesure Des paroles propres à ces sortes de scènes les animent encore; ce sont des bacchantes dans le délire; c'est alors qu'oubliant toute retenue, elles s'abandonnent entièrement au désordre de leur sens; c'est alors qu'un peuple peu délicat, et qui n'aime rien de voilé, redouble d'applaudissemens.

Les Bayadères, ces danseuses de l'Inde, dont l'abbé Raynal a parlé avec tant de complaisance, sont des modèles de pudeur en comparaison de ces danseuses égyptiennes.

(Savary, Voyage en Égypte.)

s Il paraît au Kalig, où le peuple l'apelle.

Le Kalig est le canal qui s'ouvre au-dessous du Vieux-Caire, sur la petite branche du Nil formée par l'île de Roudah, et traverse le Caire.

s Et le sage Oualy.

On appelle ainsi l'officier chargé de former une digue, à cinquante pas en dedans du Kalig, pour empêcher le fleuve d'y pénétrer, jusqu'à ce que les eaux soient suffisamment élevées.

s Son palais de Boulak.

Boulak est un village près du Caire, dont il est, pour ainsi dire, le faubourg; c'était près de Boulak qu'était situé le palais de Mourad.

Anmerkungen

zum

fünften Gesang.

[1] Mischt sich in's Nachtgewölk der eitle Reß.

S. die Note des ersten Gesangs über Mirage.

[2] — — erblickten — —
Vom Krieger des Kambyses das Gebein.

Zwei Heere des Kambyses wurden durch den Simoun erstickt, das eine von der Oasis des Ammon kommend, das andre aus dem Thale, das nach Aethiopien führt.

[3] — — Die Granite,
Die Gränzsteinblöcke dieser Wüsteney.

Zwei Säulen, viel höher als die Bäche, welche den Weg der Karawanen anzeigen, stehen an der Gränze Syriens. Die Wanderer, welche durch die große Wüste zu ziehen haben, begrüßen sie von weitem mit Freudenjauchzen; sie sind ihnen Verkünderinnen des Ueberflusses, des Quellwassers, der Fruchtbarkeit.

In den langen, inhaltsreichen Rückblicken auf seine Abentheuer, denen sich Napoleon auf Sanct-Helena mit den Gefährten seiner Verbannung überließ, sagte er oft, daß die Wüste immer einen besondern Reiz für ihn gehabt habe. Nie durchzog er sie ohne eine innre Bewegung. Es war für ihn — sagte er — das Bild der Unermeßlichkeit; hier sah man keine Gränzen, keinen Anfang, kein Ende; es war der Ocean des Festlandes. Dieß Schauspiel gefiel seiner Einbildungskraft, und er machte gerne die Bemerkung, daß Napoleon so viel heiße als: Löwe der Wüste. *)

(Memorial von St. Helena.)

[4] Dort gräbt jetzt von Ibrime's Himmel fern
Desair des Heers Geschichten ein in Erz.

Die Expedition Desair's nach Hochägypten gehörte nicht zu unserm Plane; wir deuten sie hier nur an, indem wir sie an den Hauptgegenstand anknüpfen.

[5] — — auf dem die Väter
Das ihre mischen in des Himmels Lob.

Der Thierkreis von Tentyris, Denderah, Tentyra, ward von Desair entdeckt und im Jahr 1821 nach Marseille gebracht; 10 Tage nachher ward er der Verehrung der Gelehrten in einem Saale des Louvre ausgestellt. Dieser seltene Umstand hat Herrn Agoub, den jungen, berühmten Orientalisten **) der seine wissenschaftliche Arbeiten mit allem Glanze seiner Dichterphantasie färbt, zu den folgenden herrlichen Zeilen begeistert:

*) Eigentlich doch nur: Löwe der Waldschlucht, von κάπος und λέων. Uebers.

**) Er ist ein geborner Aegyptier. Uebers.

NOTES

DU

CHANT CINQUIÈME.

[1] Mêle ses vains débris aux nuages du soir

Voir la note du premier chant sur le mirage.

[2] Des soldats de Cambyse ont vu les ossemens.

Deux armées de Cambyse furent étouffées par le simoun, l'une en revenant de l'Oasis-d'Ammon, l'autre dans la vallée qui conduit en Éthiopie.

[3] Les blocs de granit
Qui marquent la frontière où le désert finit.

Deux colonnes beaucoup plus élevées que les blocs qui indiquent le chemin des caravanes, sont placées sur la frontière de Syrie. Les voyageurs engagés dans le grand désert, les saluent de loin avec de grands transports de joie; elles leur annoncent l'abondance, les sources d'eau et la fertilité.

Dans les longues et savantes revues de ses aventures, que faisait Napoléon à Saint-Hélène, avec ses compagnons d'exil, il disait souvent que le désert avait toujours eu pour lui un attrait particulier. Il ne l'avait jamais traversé sans une certaine émotion. C'était pour lui l'image de l'immensité, disait-il: il ne montrait point de bornes, n'avait ni commencement ni fin; c'était un océan de pied ferme. Ce spectacle plaisait à son imagination, et il se complaisait à faire observer que Napoléon veut dire: Lion du Désert.

(Extrait du Mémorial de Sainte-Hélène.)

[4] Desaix, en ce moment, loin du sol d'Idumée,
Recommande au burin les fastes de l'armée.

L'expédition de Desaix dans la Haute-Égypte n'entrait pas dans notre plan; nous ne faisons que l'indiquer ici en la rattachant au sujet principal.

[5] Ont mêlé leur histoire à l'histoire des cieux.

Le zodiaque de Tentyris, Denderah ou Tentyra, découvert par Desaix, fut apporté à Marseille en 1821, quarante jours après, il fut exposé dans une salle du Louvre à la vénération des savans. Cette merveilleuse circonstance a inspiré une page admirable à M. Agoub, jeune et célèbre orientaliste qui colore ses travaux scientifiques de tout l'éclat de sa poétique imagination:

„Der Thierkreis von Tentyra ist jetzt im Louvre: Louvre und Tentyra, welch' ein Bündniß von Namen, die Jahrtausende trennen! Wie muß der Wandrer, der dieses Heiligthum der Kunst besucht, staunen, wenn er mitten unter den Meisterstücken der modernen Zeit diesem ehrwürdigen Reste der alten Civilisation begegnet, diesen Trümmern, gerettet aus den Schiffbrüchen so vieler Reiche!"

Beim Anblicke dieses beredten Steines, eines der ersten Archive des menschlichen Geistes — wo ist die unfruchtbare Seele, die sich nicht zu hohen Gedanken erhöbe? Dieser Stein schmückte vor Zeiten das Gewölbe eines Tempels; er ist noch vom Rauche der Fackeln geschwärzt, die imposante Ceremonien beleuchteten: durchdrungen von diesen Erinnerungen versetze ich mich im Geiste mitten unter die alten Aegyptier, ich wohne im Tempel Tentyra's selbst einer jener frommen Feyern bei, wo das versammelte Volk Lehren der Sittlichkeit und der Weisheit empfängt.

(Agoub, Abhandlung über den Feldzug der Franzosen nach Aegypten, betrachtet in seinen wissenschaftlichen Ergebnissen.)

Heut zu Tage ist der Thierkreis von Denderah in einem Saale zur ebnen Erde in der Königlichen Bibliothek (Rue Richelieu) begraben.

„Le zodiaque de Tentyra est maintenant au Louvre: le Louvre et Tentyra! quelle alliance entre des noms que séparent des siècles! Combien le voyageur qui viendra visiter ce sanctuaire des beaux-arts sera surpris d'y rencontrer, au milieu des chefs-d'œuvre modernes, ce reste vénérable de l'antique civilisation; ce débris sauvé du naufrage de tant d'empires!

A l'aspect de ceste pierre éloquente, l'une des premières archives de l'esprit humain, quelle est l'ame aride qui ne s'élève à de hautes pensées? Cette pierre décora jadis la voûte d'un temple; elle est encore noircie de la fumée des flambeaux qui éclairèrent d'imposantes cérémonies: frappé de ce souvenir, je me transporte en idée au milieu des anciens Égyptiens; j'assiste, dans le temple même de Tentyra, à l'une de ces pompes religieuses où le peuple assemblé vient recueillir des leçons de morale et de sagesse.“

(M. Agoub, Discours sur l'expédition des Français en Égypte, considérée dans ses résultats littéraires.)

Aujourd'hui le zodiaque de Denderah est enseveli dans une salle basse de la bibliothèque royale, rue de Richelieu.

Anmerkungen

zum

sechsten Gesang.

[1] Ptolemais.

Alter Name von St. Jean d'Acre. Diese Stadt, die so viel Unglück durchgemacht, ist noch dieselbe, wie zur Zeit der Kreuzzüge. Die Beschreibung, die wir von ihr geben, scheint vor Jahrhunderten gemacht, so ganz hat diese Stadt den Revolutionen der Zeit und der Menschen widerstanden.

„Gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts machte sich Gui de Lusignan auf, Ptolemais zu belagern, das sich wenige Tage nach der Schlacht von Tiberias an Saladin ergeben hatte. Die Stadt, von den Geschichtschreibern Acca, Accon, Acre genannt, war im Westen einer ungeheuren Fläche gebaut. Das mittelländische Meer bespülte ihre Mauern; sie lockte durch die bequeme Lage ihres Hafens die Schiffer Europa's und Asiens herbei, und verdiente, wie ihre Nachbarin Tyrus, über die Meere zu herrschen. Tiefe Gräben umgaben die Mauern von der Landseite; man hatte, von einer Entfernung zur andern, furchtbare Thürme erbaut, unter welchen sich der sogenannte verfluchte Thurm auszeichnete, der die Stadt und Ebne beherrschte. Ein Steindamm schloß den Hafen gegen Mittag und endigte sich in ein Kastell, das auf einen einsamen Fels mitten in den Fluthen gebaut war."

(Michaud, Geschichte der Kreuzzüge. 1ster Theil.)

[2] Salah-Eddin.

Es ist dieß derselbe Sultan, den man im Occident unter dem Namen Saladin kennt. (Die deutsche Uebersetzung nennt ihn daher auch so.)

[3] Dem großen Bilde blauen Rahmen leiht.

Herr von Chateaubriand beschreibt diese Partie Syriens mit seinem wundervollen Talent; seine Blätter haben uns zu manchen Bildern begeistert, die nur Reminiscenzen sind, denn alle seine Produktionen leben seit unserm seligebnten Jahre in unserm Gedächtnisse, und sind ihm so tief eingeprägt, daß wir sie so schnell, als man sie liest, hersagen könnten. Man verzeihe uns diese kleine Abschweifung der Eigenliebe, um unsrer guten Absicht willen.

[4] Hier herrscht ein sechzigjähriger Tyrann.

Folgendes ist Achmets Porträt nach Thibaudeau, in seiner Geschichte Bonaparte's. „Unter den Pascha's befand sich der berüchtigte Achmet, Pascha von Saide (Sidon) und St. Jean d'Acre, mit dem Zunamen Djezzar d. h. der Fleischer. Dieser grausame, unternehmende Mensch, führte mit dem Titel eines Beziers den Oberbefehl über alles Land zwischen dem Nahr-el-Kelb und Cäsarea, und besaß eine große Macht. Er war zu gleicher Zeit sein eigner Minister, Kanzler, Schatzmeister und Secretär, oft auch sein Gärtner, sein Koch; zuweilen Richter und Henker. Gekleidet war er wie ein gemeiner Araber; sein weißer Bart ging bis auf die Brust; in seinem Gürtel trug er einen mit Diamanten besetzten Dolch, als Ehrenzeichen seiner Regierung; Audienz ertheilte er auf einer Binsenmatte sitzend, in einem unmeublirten Zimmer, ein Pistol mit vier Läufen, eine Windbüchse, ein Beil und einen langen Säbel neben sich. Während der Unterhaltung schnitt er mit Scheeren allerlei Figuren aus Papier aus.

NOTES

DU

CHANT SIXIÈME.

[1] Ptolémaïs.

C'est l'ancien nom de Saint-Jean-d'Acre. Cette ville, après avoir subi tant de désastres, est encore la même que du temps des croisades. La description que nous en donnons semble faite depuis plusieurs siècles, tant cette ville a résisté aux révolutions du temps et des hommes.

„Vers la fin du douzième siècle, Gui de Lusignan allamettre le siége devant Ptolémaïs, qui s'était rendue à Saladin quelques jours après la bataille de Tibériade. Cette ville, que les historiens appellent tour à tour Acca, Accon, Acre, était bâtie à l'occident d'une vaste plaine. La Méditerranée baignait ses murailles; elle appelait, par la commodité de son port, les navigateurs de l'Europe et de l'Asie, et méritait de régner sur les mers, comme la ville de Tyr, qui s'élevait dans son voisinage. Des fossés profonds entouraient ses murailles du côté de la terre; on avait bâti, de distance en distance, des tours formidables, parmi lesquelles on remarquait la Tour maudite, qui dominait sur la ville et sur la plaine. Une digue, construite de pierre, fermait le port vers le midi, et se terminait par une forterresse, bâtie sur une roche isolée, au milieu des flots."

(Michaud, Histoire des Croisades, tom. II.)

[2] Salah-Eddin.

C'est le même sultan que les Occidentaux connaissent sous le nom de Saladin.

[3] Prête à ces grands tableaux sa bordure d'azur.

M. de Châteaubriand a décrit cette partie de la Syrie avec son magique talent; ses pages nous ont fourni plusieurs inspirations qui n'étaient chez nous que des réminiscences; car toutes ses œuvres littéraires sont dans notre mémoire depuis l'âge de seize ans, et si profondément empreintes, que nous pourrions les réciter en aussi peu de temps qu'un autre mettrait à les lire. Qu'on nous permette ce petit écart d'amour-propre en faveur de nos bonnes intentions.

[4] C'est là que regne Achmet, tyran sexagénaire.

Voici le portrait d'Achmet, d'après Thibaudeau, dans son Histoire de Bonaparte: „Parmi les pachas de la Porte était le fameux Achmet, pacha de Saïde (Sidon) et de Saint-Jean-d'Acre, surnommé Djezzar ou le Boucher. Cet homme, féroce et entreprenant, commandait, avec le titre de visir, tout le pays situé entre le Nahr-el-Keb et Césarée, et avait une grande puissance. Il était à la fois son ministre, son chancelier, son trésorier et son secrétaire, souvent même son jardinier, son cuisinier, et quelque fois juge et bourreau. Il avait le vêtement d'un simple arabe; et sa barbe blanche descendait sur sa poitrine; il portait dans sa ceinture un poignard garni de diamans, comme marque d'honneur de son gouvernement; il donnait ses audiences assis sur une natte, dans une chambre sans meubles, ayant près de lui un pistolet à quatre coups, une carabine à vent, une hache et un long sabre. Pendant la conversation, il découpait avec des ciseaux toutes sortes de figures en papier. Dans

In ſeinen Vorzimmern ſah man Bediente auf alle mögliche Weiſe verſtümmelt; der eine hatte ein Ohr, der andre ein Auge, der dritte einen Arm verloren. Das Innre ſeines Harems war unzugänglich; man kannte die Zahl ſeiner Frauen nicht; die, welche Einmal in dieß geheimnißvolle Gefängniß eintraten, waren für die Welt verloren. Man gab ihnen mittelſt einer Winde zu eſſen, mittelſt eben derſelben fühlte der Arzt denjenigen unter ihnen, die krank waren, den Puls. Die, deren Treue ihm verdächtig war, tödtete er mit eigner Hand. Damals war er nahe an 60 Jahre alt; aber ſeine Kraft war die eines Mannes in den beſten Jahren."

[5] — — während ſeine Hand
Den Platz zeigt für den Sturm des nächſten Tags.

Der General Caſarelli-Dufalga hatte am Rhein ein Bein verloren; wenn die Soldaten das Heimweh hatten, zeigten ſie auf Dufalga und ſagten: „der iſt glücklich, der hat immer noch den einen Fuß in Frankreich!" Dieſer brave General, zu dem Bonaparte eine beſondre Zuneigung hatte, fiel vor St. Jean d'Acre.

[6] — — der Klippe düſtrer Vogel,
Die Möve, miſcht ihr Jammerlied hinein.

Dieſer Vogel (le loumb) iſt eine Gattung Seemeve; ihr Schrey gleicht dem Jammergeſchrey eines Menſchen, der ertrinkt.

(S. die Epiſode Velleda in den Märtyrern Chateaubriands.)

[7] Auf! Dort im Thurm iſt das Geſchick der Welt!

Bonaparte legte das größte Gewicht auf die Eroberung von St. Jean d'Acre, und betrieb dieſelbe aufs hartnäckigſte: „Das Schickſal des Orients beruht auf dieſem Neſte, ſagte er einſt zu Murat, indem er auf die belagerte Stadt deutete.

Später auf dem Felſen St. Helena's kehrte er oft mit Luſt zu dieſer Belagerung zurück; die Erinnerung an St. Jean d'Acre gehörte zu ſeinen ſchmerzlichen Lieblingsgedanken.

Der Feldzug nach Aegypten war, nach ſeinem Urtheil, ebenſo intereſſant, als die Epiſode eines Romans. So ſagte er, nach dem Berichte von Las Caſes, über dieſen Gegenſtand:

„Es war doch etwas Kühnes, ſich ſo ohne weiters mit nicht mehr als 12000 Mann in Syrien hinzuſtellen. Ich war, fuhr er fort, 500 Stunden von Deſaix entfernt, der das andere Ende meiner Armee bildete . . . . . Wäre ich Meiſter von der See geweſen — und die Sache war möglich, den es hing blos an der Dummheit oder ſchlechten Aufführung einiger Seeleute — ſo wäre ich der Herr des Orients geweſen . . . . Die Engländer kurirchten, als ſie uns Aegypten beſetzen ſahen. Wir zeigten Europa das wahre Mittel nach Indien zu gelangen. Noch ſind ſie nicht beruhigt und mit Recht. Wenn je 40 oder 50 europäiſche Familien ihre Induſtrie, ihre Geſetze, ihre Verwaltung in Aegypten feſtſetzen, ſo iſt Indien alsbald für England verloren, noch viel mehr durch die Gewalt der Umſtände, als durch die der Waffen."

Im Vorübergehen ſey hier bemerkt, daß faſt alle Worte, die wir Bonaparte in den Mund legen, geſchichtlich ſind. Der Dichter hat es gut, wenn er einen Mann reden laſſen darf, deſſen Sprache „genau wie die Algebra und farbig wie die Poeſie war" nach dem ſchönen Ausdrucke des Herrn Victor Hugo.

ses antichambres, on voyait des domestiques mutilés de toutes les manières: l'un avait perdu une oreille, l'autre un œil, l'autre un bras. L'intérieur de son harem était inaccessible; on ne connaissait point le nombre de ses femmes; celles qui entraient une fois dans cette prison mystérieuse, étaient perdues pour le monde. On leur donnait à manger par un tour, et c'était par là aussi que le médecin tâtait le pouls de celles qui étaient malades. Il tuait de sa propre main celles dont la fidélité était suspecte. Il avait alors près de soixante ans; mais sa vigueur était encore celle d'un homme dans la force de l'âge."

5 La place où doit s'ouvrir l'assaut du lendemain.

Le général Cafarelli-Dufalga avait perdu une jambe sur les bords du Rhin; lorsque les soldats regrettaient la terre natale, ils disaient, en montrant Dufalga: „Quant à lui, il est heureux: il a toujours un pied en France." Ce brave général, que Bonaparte aimait d'une affection particulière, fut tué devant Saint-Jean-d'Acre.

6 Le lamentable loumb, triste oiseau de l'écueil.

Espèce de goéland, dont le chant ressemble au cri de détresse d'un homme qui se noie.

(Voyez l'Episode de Velléda, dans les Martyrs.)

7 Marches, le sort du monde est là, dans cette tour!

Bonaparte mettait la plus grande importance et le plus opiniâtre acharnement à la prise de Saint-Jean-d'Acre: „Le sort de l'Orient est dans cette bicoque," disait-il un jour à Murat, en lui montrant la ville assiégée.

Plus tard, sur le rocher de Saint-Hélène, il revenait avec complaisance sur ce siége, et persistait dans ses premières idées; les souvenirs de Saint-Jean-d'Acre étaient ses regrets de prédilection.

La campagne d'Égypte était, selon lui, aussi intéressante qu'un épisode de roman. Voici ce qu'il disait à ce sujet, au rapport de M. Las Cases:

„C'était pourtant bien audacieux d'avoir osé se placer ainsi au milieu de la Syrie, avec seulement douze mille hommes. J'étais, continuait-il, à cinq cents lieues de Dessix, qui formait l'autre extrémité de mon armée..... Si j'avais été maître de la mer, j'eusse été maître de l'Orient; et la chose était si possible, que cela n'a tenu qu'à la stupidité ou à la mauvaise conduite de quelques marins..... Les Anglais ont frémi de nous voir occuper l'Égypte. Nous montrions à l'Europe le vrai moyen de les priver de l'Inde. Ils ne sont pas encore bien rassurés, et ils ont raison. Si quarante ou cinquante familles européennes fixent jamais leur industrie, leurs lois et leur administration en Égypte, l'Inde sera aussitôt perdue pour les Anglais, bien plus encore par la force des choses que par celle des armes."

Nous remarquerons en passant que presque toutes les phrases que nous avons mises dans la bouche de Bonaparte sont historiques. C'est une bonne fortune pour un poète d'avoir à mettre en œuvre la langue de cet homme, „exact comme l'algèbre, colorée comme la poésie," selon la belle expression de M. Victor Hugo.

Anmerkungen

zum

ſiebenten Geſang.

[1] — — ſoll — dein Ruhm —
Mit Siegen blenden jene Sonnenſtadt.

Anſpielung auf die Schlacht bei Heliopolis, die Kleber ein Jahr darauf gewann.

[2] Auf einmal da von Souli's Höhen —

Souli iſt ein Dorf, ſüdlich von der Ebne Edbreton, und beherrſcht dieſe letztere.

[3] Geſellen ſich zu Murats Reiterſchaar
Zehntauſend Dromedar' als Bundsgenoſſen.

Bonaparte hatte Junot aufgetragen, eine Escadron von Dromedaren zu bilden, welche der Armee große Dienſte leiſteten. Die Franzoſen hatten ſich vollkommen an den Gang dieſer Thiere gewöhnt.

[4] — ſcheucht ſie — —
Vom See Genezareth zu Jakobs Brücke.

Die Jakobsbrücke iſt ungefähr zehn franzöſiſche Meilen von der Thaborsebene entfernt.

[5] — — und es wurden bei
Surate's Bucht und in Golkonda bleich
Auf einen Augenblick der See Tyrannen.

In dem Augenblicke, wo die Nachricht von unſern Eroberungen in Aegypten nach Frankreich kamen, hatte die franzöſiſche Regierung ſich ein viel umfaſſenderes Ziel geſetzt, als die Beſitzergreifung von Aegypten. Wir geben hier eine Stelle aus der Relation über den ägyptiſchen Feldzug, die von einem franzöſiſchen Officier im Jahre VII verfaßt iſt:

„Neue Materialien bereiten ſich für die Geſchichte. Man hat alle Urſache anzunehmen, daß Bonaparte ſeine Schritte gegen Aſien lenken wird. Eroberer Aegyptens, wie es Alexander war, wird er ebenſo auch Indien erobern. Ganz Europa weiß, daß mehrere indiſche Fürſten, müde die Engländer zu Nachbarn, und noch mehr, ſie zu Herren zu haben, ſeit langer Zeit ungeduldig auf einen Befreier harren. Schon hat auf der Küſte von Koromandel Tipo Said uns zu Hülfe gerufen und ein Bündniß mit uns begehrt. Bonaparte wird hoffentlich ihren Wunſch und unſre Wünſche erfüllen. Die Engländer ſahen ſehr wohl, daß es dieſem General möglich iſt, in Indien einzudringen, entweder durch die Landenge von Suez und das rothe Meer, oder durch den Hafen Scanderoon, Alep, die große Wüſte und den perſiſchen Meerbuſen, oder endlich durch Phönizien auf derſelben Straße, die Alexander eingeſchlagen hat. Ein engliſcher Schriftſteller fand ſich ſogar zu der Bemerkung gedrungen: „Daß die Direction der oſtindiſchen Compagnie ſich in der ſchwierigſten Lage befinde, daß ſie, um ſich zu retten, aller Weisheit, aller örtlichen Kenntniſſe, aller Energie bedürfe. Hannibal iſt vor unſern Thoren, ſetzt er hinzu; und wenn wir nicht den Muth haben, unſre gegenſeitige Empfindlichkeit zu erſticken und alle unſre Intereſſen zu vereinigen, ſo iſt das Capitol verloren.“

BIBL. VNIVERS. LIPS.

NOTES

DU

CHANT SEPTIÈME.

1 Ta gloire éblouira la ville du soleil.

Allusion à la bataille d'Héliopolis, gagnée un an après par Kléber.

2 Tout à coup, des hauteurs qui dominent Souli.

Souli, village au sud de la plaine d'Esdrelon, et qui la domine.

3 Arrivent sur les Turcs quatre cents dromadaires.

Bonaparte avait confié à Junot le soin de former un escadron de dromadaires qui ont rendu de grands services à l'armée. Les Français s'étaient parfaitement habitués à l'allure de ces animaux.

4 Jusqu'au pont de Jacob les chasse devant lui.

Le pont de Jacob est situé à dix lieues environ de la plaine du Thabor.

5 Pâlirent un moment dans Surate et Golconde.

Au moment où les nouvelles de nos conquêtes en Égypte parvenaient en France, l'idée généralement répandue en Europe, était que le gouvernement français avait un but bien plus vaste que celui de s'emparer de l'Égypte. Voici un passage extrait d'une relation de la campagne d'Égypte, écrite en l'an VII par un officier français:

„De nouveaux matériaux se préparent pour l'histoire. Il y a tout lieu de présumer que Bonaparte dirigera ses pas du côté de l'Asie. Conquérant de l'Égypte, comme le fut Alexandre, il le sera également de l'Inde. Toute l'Europe sait que depuis long-temps plusieurs princes indiens, las du voisinage des Anglais, et surtout de leur domination, attendent impatiemment un libérateur. Déjà, sur la côte de Coromandel, Tippo-Saëb a appelé notre secours, et désire notre alliance. Espérons que Bonaparte comblera leurs désirs et les nôtres. Les Anglais sentent si bien la possibilité qu'a ce général de pénétrer dans l'Inde, soit par l'Isthme de Suez et la Mer-Rouge, soit par le port de Scanderoost, Alep, le grand désert et le golfe Persique; soit enfin par la Phénicie, en suivant la même route qu'Alexandre, qu'un de leurs écrivains n'a pu s'empêcher de dire: „Que la direction de la compagnie des Indes orientales était dans la situation la plus difficile; qu'elle avait besoin, pour se sauver, de toute la sagesse, de toutes les connaissances locales, et de toute l'énergie nécessaires. Annibal est à nos portes, ajoutait-il, et si nous n'avons point le courage d'étouffer nos ressentimens, et d'unir tous nos intérêts, c'en est fait du Capitole."

* Sie suchen heulend nach den Greuelresten.

Diese gräßlichen Details sind leider nicht Dichterphantasien. Man liest in der medizinischen Geschichte der Ostarmee von Desgenettes: „Kuppeln verhungerter Hunde, ähnlich denen, die Jesabel zerrissen, streiften unaufhörlich um unsre Feldlazarethe. Man sah, wie sie sich mit Gier auf die Umschläge warfen, womit die Pestbeulen zugedeckt waren, wie sie brandiges Fleisch verzehrten und an verpesteten Leichnamen sich satt fraßen."

† Desgenett' heißt er —

Wir wollen diesen Bericht von ihm selbst entlehnen: „Um die Einbildungskraft und den wankenden Muth der Armee zu beruhigen, tauchte ich mitten im Hospital eine Lanzette in das Gift einer Pestbeule von einem Reconvalescenten, der die Krankheit im höchsten Grade gehabt hatte, machte mir einen kleinen Ritz in die Weiche und in die Nähe der Achselhöhle, ohne andre Vorsicht zu gebrauchen, als daß ich mich mit Wasser und Seife wusch, die man mir anbot. Ich hatte länger als drei Wochen zwei kleine entzündete Punkte, welche den zwei Stichen entsprachen, und sie waren noch sehr merklich, als ich nach Acre zurückgekehrt, in Gegenwart von einem Theile des Heeres, in der Bai von Cesarea badete."

Ein andrer Zug von Desgenettes, den wir nicht in unsrem Gedicht anführen konnten, ist folgender:

„Auf die Einladung des Quartiermeisters der 75sten Halbbrigade, aus seinem Glase eine Portion seines Getränkes zu mir zu nehmen, zögerte ich nicht, ihm diese Aufmunterung zu gewähren, obgleich er eine Stunde darauf starb. Dieser Umstand, der viele Zeugen hatte, erfüllte namentlich den Bürger Durand, Zahlmeister der Kavallerie, der sich in dem Zelte des Kranken befand, mit Schauder."

(Medic. Geschichte der Ostarmee).

Wir können hier nicht von Desgenettes sprechen, ohne auch der edeln Hingebung seines würdigen Nacheiferers, des Generalchirurgen Larrey einige Zeilen zu widmen.

Auf jenem ersten, für die Armee so beschwerlichen Marsche von Alexandrien nach Damanhour, als die Soldaten durch das Gaukelspiel des Mirage getäuscht, erschöpft von Strapazen, gequält vom Durste, sterbend auf den Sand der Wüste hinfielen, sah man Larrey die verzweifelten Reihen durcheilen, indem er auf ihre Lippen einige Tropfen Weingeists ausdrückte, den er in einem kleinen ledernen Schlauche mit sich führte, und ihnen das Beyspiel des Muthes geben, der sogar unsre Generale verlassen hatte.

e Exhument en hurlant ces horribles debris.

Ces effrayans détails ne sont pas malheureusement les fruits de l'imagination des poètes. On lit dans l'Histoire médicale de l'armée d'Orient, par Desgenettes: „Des bandes de chiens affamés, comme ceux qui dévorèrent Jézabel, rôdaient continuellement autour de nos ambulances; on les vit se jeter avec avidité sur des cataplasmes qui avaient recouvert des bubons, manger des chairs charbonnées, et se repaître de cadavres de pestiférés.

f Desgenette est son nom.

Empruntons ce récit à Desgenettes lui-même: „Ce fut pour rassurer les imaginations et le courage ébranlé de l'armée, qu'au milieu de l'hôpital je trempai une lancette dans le pus d'un bubon appartenant à un convalescent de la maladie au premier degré, et que je me fis une légère piqûre dans l'aine et au voisinage de l'aiselle, sans prendre d'autres précautions que celles de me laver avec de l'eau et du savon qui me furent offerts. J'eus pendant plus de trois semaines deux petits points d'inflammation correspondans aux deux piqûres, et ils étaient encore très sensibles lorsqu'au retour d'Acre je me baignai, en présence d'une partie de l'armée, dans la baie de Césarée."

Un autre trait d'héroïsme de Desgenettes, que nous n'avons pu consigner dans notre poëme, est celui-ci: „Invité par le quartier-maître de la soixante-quinzième demi-brigade, une heure avant sa mort, à boire dans son verre une portion de son breuvage, je n'hésitai pas à lui donner cet encouragement. Ce fait, qui se passa devant un grand nombre de témoins, fit notamment reculer d'horreur le citoyen Durand, payeur de la cavalerie, qui se trouvait dans la tente du malade."

(Histoire médicale de l'armée d'Orient.)

Nous ne pouvons parler ici de Desgenettes sans consacrer quelques lignes au noble dévouement de son digne émule, le chirurgien en chef Larrey.

Dans cette première marche si pénible pour l'armée, d'Alexandrie à Damanhour, quand les soldats, trompés par le mirage, épuisés de fatigue et dévorés de soif, tombaient en expirant sur le sable du désert, on vit Larrey parcourir les rangs désespérés, exprimant sur leurs lèvres quelque gouttes d'esprit de vin qu'il portait avec lui dans une petite outre de cuir, et leur donner l'exemple du courage qui avait abandonné jusqu'à nos généraux.

Anmerkungen

zum

achten Geſang.

[1] Den Kebir nach den ſieben Thürmen bringt.

Dieſe lächerlichen Prahlereyen ſind ziemlich im Charakter der Türken. Es iſt nicht unmöglich, daß Muſtapha ein Käfig und Ketten für Bonaparte und ſeine Soldaten verfertigen laſſen. Gewiß wenigſtens iſt, daß er mit der tiefſten Verachtung auf ſeine Feinde herab ſah, und volle Zuverſicht zu ſich ſelbſt hegte, wie man aus Folgendem urtheilen mag:

„Mourad-Bey, aus Hochägypten kommend, gelangte auf Umwegen bis Abukir, wo die türkiſche Armee kampirte. Als dieſe ausſchiffte, hatten ſich die franzöſiſchen Detachements zurückgezogen, um ſich zu concentriren. Stolz auf dieſe ſcheinbare Furcht, ſagte der jene kommandirende Paſcha mit Emphaſe, als er Mourad-Bey bemerkte: „... Nun! Dieſe ſo gefürchteten Franzoſen, deren Gegenwart du nicht aushalten konnteſt, — ich darf mich nur zeigen, ſo fliehen ſie vor mir!“ “ Mourad-Bey tief gekränkt, antwortete ihm wüthend: „„Paſcha! Danke dem Propheten, daß dieſe Franzoſen es paſſend finden, ſich zurückzuziehen! Denn wenn ſie umkehrten, würdeſt du vor ihnen verſchwinden, wie der Staub vor dem Nordwinde!“ “ Er weiſſagte recht; einige Tage nachher fiel die Schlacht bei Aboukir vor.“

(Memorial von St. Helena.)

[2] Das narbenlichte Löwenangeſicht.

Das Portrait Mourad-Bey's befindet ſich in dem großen Werke über Aegypten. Er iſt auf einem Teppich ſitzend abgebildet, einen Fächer von Federn in den Händen. Seine Züge haben viel Analogie mit einem Löwenangeſicht. Die breite Wunde, die er bei den Pyramiden erhielt, giebt ſeinem Geſicht einen Ausdruck heroiſchen Stolzes.

[3] Bis wo der Nil zum letztenmal den Schall
Der ſchäumenden Cascate murren hört.

El-Modbi führt alle Stämme von Tatſa an, einem Fluſſe der durch Nubien und Aethiopien fließt, bis zu dem erſten Waſſerfalle des Nils, wenn man ſtromaufwärts geht, — mit ſich.

Dieſe Barbaren, in ihre Wüſte zurückgekehrt, verkündigten ohne Zweifel die Wunderthaten unſrer Armee; wie viele arabiſche Bulletins mögen unter den Hütten von Elephantine und in den Grabmälern von Luxor und von Thebe ausgegeben worden ſeyn! Auch iſt noch heute der Name Frankreich bei den Beduinen und Abyſſinen bekannter als der Name des Landes, das ſie bewohnen. Dieß beweiſt unter tauſenden folgende Anekdote:

Herr Taylor auf einer ſeiner mühſeligen Wanderungen in den Tropenländern hatte ſeinen Reiſebündel einem Araber vor Karnak anvertraut. Dieſer, ganz ſtolz auf ſeine Laſt, nahm auf einmal die Haltung eines Grenadiers an, marſchirte im Takt und ſagte: „Franzöſiſche Soldaten! Franzöſiſche Soldaten! Bonaparte!“

Dieſer Zug, den Herr Taylor uns erzählt hat, erinnert an jene Beduinenkinder, die Herrn von Chateaubriand ſo ſehr in Staunen ſetzten, als ſie den Schrey hören ließen, „Vorwärts Marſch!“

NOTES

DU

CHANT HUITIÈME.

[1] Au Château des Sept-Tours doit transporter Kébir.

Ces ridicules fanfaronnades sont assez dans le caractère des Turcs; il n'est pas impossible que Mustapha eût fait préparer une cage et des chaînes pour Bonaparte et ses soldats; du moins est-il certain qu'il avait le plus profond mépris pour ses ennemis, et une pleine confiance en lui-même, comme ont peut en juger par ce qui suit:

„Mourad-Bey, sorti de la Haute-Égypte, vint, par des chemins détournés, jusqu'à Aboukir, où était campée l'armée turque. Au débarquement de ceux-ci, les détachemens français s'étaient repliés pour se concentrer: fier de cette apparence de crainte, le pacha, qui les commandait, dit avec emphase, en apercevant Mourad-Bey: „Eh bien! ces Français tant redoutés, dont tu n'as pu soutenir la présence, je me montre, les voilà qui fuient devant moi!“ Mourad-Bey, vivement blessé, lui répondit avec une espèce de fureur: „Pacha, rends grâce au Prophète qu'il convienne à ces Français de se retirer; car, s'ils se retournaient, tu disparaîtrais devant eux, comme la poussière devant l'aquilon!“ Il prophétisait: à quelques jours de là eut lieu la bataille d'Aboukir.

(Extrait du Mémorial de Sainte-Hélène.)

[2] Sa face de lion, belle de cicatrices.

Le portrait de Mourad-Bey fait partie du grand ouvrage de l'Égypte. Le Bey est représenté assis sur un tapis, un éventail de plumes à la main. Ses traits ont une grande analogie avec la face du lion; la large blessure qu'il reçut aux Pyramides donne à sa figure un caractère d'héroïque fierté.

[3] De la blanche cascade entend mugir la voix.

El-Modhi amène avec lui toutes les tribus, depuis le Takase, fleuve qui coule dans la Nubie et l'Éthiopie, jusqu'à la première cataracte qu'on trouve en remontant le Nil.

Ces barbares, de retour dans leurs déserts, durent proclamer, sans doute, les exploits merveilleux de notre armée; que de bulletins arabes doivent avoir été publiés sous les huttes d'Éléphantine et dans les sépulcres de Luxor et de Thèbes! Aussi le nom de France est-il plus connu aujourd'hui encore chez les Wehabites et les Abissins, que le nom du pays qu'ils habitent. L'anecdote suivante en est une preuve entre mille:

M. Taylor, dans une de ses laborieuses marches sous le tropique, avait confié son sac de voyage à un arabe de Karnac; celui-ci, tout fier de son fardeau, prit subitement l'attitude d'un grenadier et marcha au pas, en disant: „Soldat français! Soldat français! Bonaparte!“

Ce trait, qui nous a été raconté par M. Taylor, rappelle ces enfans bédouins qui causèrent tant de surprise à M. de Châteaubriand, en proférant le cri: „En avant, marche!“

[4] Des Dämons Leiche ruh' in Ammons Sand.

El-Modhi wurde durch die Kugel einer Standbüchse getödtet in der Nähe von Damanhour, im Augenblicke, wo er Sand gegen die Kugeln warf, um das Zutrauen seiner leichtgläubigen Soldaten wieder zu gewinnen. Eine Frau stürzte auf seine Leiche, sie band ihn an den Schweif eines arabischen Renners, der mit seiner gräßlichen Last in die Wüste jagte. Diese Details sind dem General Dumas von einem Araber erzählt und uns von dem Sohne des Generals mitgetheilt worden. Der General Dumas, dessen Name von uns im ersten Gesang angeführt worden ist, nachdem er sich bei der Alpenarmee beim Uebergang über den Bernhard, bei der Belagerung von Mantua, in Tyrol, mit Ruhme bedeckt, hatte die Ehre, an dem ägyptischen Feldzuge Theil zu nehmen. Seiner bewundernswürdigen Thätigkeit und seinem glänzenden Muthe verdankte man die Unterdrückung der Empörung von Kairo. Sein Säbel rächte den Meuchelmord des General Dupuis. Dieser berühmte Krieger, dem Bonaparte den Zunamen des Horatius Cocles vom Tyrol gegeben, starb im Jahr 1807, in Folge der Wunden, die er in so vielen Schlachten erhalten. Er hat einen Sohn hinterlassen, der in der Literatur den rühmlichen Namen seines Vaters fortpflanzt.

[5] — schön'res Fest gabst nie du mir.

In der Schlacht bei Abukir, als Murat den Befehl anzugreifen erhielt, rief er aus: „Wenn je ein Feind von meiner Reiterey zermalmt werden soll, so ist's heute!“ Der Held hielt Wort.

[6] „O General! groß bist du wie die Welt!“

Der Zwang des Versmaßes hat uns leider genöthigt, diese merkwürdigen Worte Klebers an Bonaparte nach der Schlacht bei Abukir zu entstellen. Sie heißen: „General, ihr seyd groß, wie die Welt!“ (Die deutsche Uebersetzung hat, wie man sieht, diese Worte wieder hergestellt.)

[7] Bedienen sie den kaiserlichen Schatten.

Indem wir von den drei Menschen sprechen, die Napoleon in die Verbannung gefolgt sind, wollten wir der öffentlichen Bewunderung den Namen des vierten nicht entziehen, der sich diesem großen und schmerzlichen Opfer darbot. Der Name Las Cases ist unzertrennlich von den drei andern: Bertrand, Gourgaud, Montholon. Wenn wir die Zahl drey hier gesetzt, so geschah es nur, um gerade die Repräsentanten der Armee bei Napoleon zu bezeichnen. „Der Kaiser, sagt Herr Las Cases, gezwungen, sein Gefolge auf drei Personen zu beschränken, wählte den Großmarschall, mich und Herrn von Montholon; Gourgaud, außer sich darüber, daß er zurückbleiben sollte, unterhandelte zu dem Ende, und es glückte ihm. Die Instruktionen erlaubten dem Kaiser, nur drei Offiziere mit sich zu nehmen. Man kam überein, mich blos als Civildiener zu betrachten, und mit Hülfe dieser Auslegung einen vierten zuzulassen.“

4 Repose enseveli sous les sables d'Ammon.

El-Modhi fut tué d'un coup de biscaïen, près de Damanhour, au moment où il jetait du sable sur la direction des boulets, pour ranimer la confiance de ses crédules soldats. Une femme s'élança vers son cadavre, et le lia à la queue d'un étalon arabe, qui s'enfonça dans le désert avec son horrible fardeau. Ces détails ont été racontés par un Arabe au général Dumas, et nous ont été communiqués par son fils. Le général Dumas, dont le nom a été cité dans notre premier chant, après s'être couvert de gloire à l'armée des Alpes, au passage du mont Saint-Bernard, au siége de Mantoue, au Tyrol, eut l'honneur de faire partie de l'expédition d'Égypte. Ce fut grâce à sa merveilleuse activité et à sa brillante audace, que la révolte du Caire fut apaisée; son sabre vengea l'assassinat du général Dupuis. Cet illustre guerrier, que Bonaparte avait surnommé l'Horatius Coclès du Tyrol, est mort en 1807, par suite des blessures qu'il avait reçues dans tant de batailles. Il a laissé un fils qui continue dans les lettres, la glorieuse illustration de son père.

5 Jamais tu ne m'offris une si belle fête!

A la bataille d'Aboukir, lorsque Murat reçut l'ordre de charger, il s'écria: „Si jamais ennemis doivent être écrasés par ma cavalerie, ce sera aujourd'hui!“ Le héros tint parole.

6 Vous êtes à mes yeux aussi grand que le monde.

La gêne du vers nous a malheureusement contraints d'altérer ces mémorables paroles de Kléber à Bonaparte, après la bataille d'Aboukir; „Général, vous êtes grand comme le monde!“

7 Serviront sans témoins son ombre impériale.

En parlant de ces trois hommes qui ont suivi l'exil de Napoléon, nous n'avons pas prétendu soustraire à l'admiration publique le nom du quatrième, qui s'offrit pour ce grand et douloureux sacrifice; le nom de M. Las Cases est inséparable des trois autres: Bertrand, Gourgaud et Montholon. Si nous avons exprimé ici le nombre trois, c'est que nous avons voulu expressément désigner ceux qui représentaient l'armée auprès de l'Empereur. „L'Empereur, dit M. Las Cases, contraint de réduire sa suite à trois personnes, arrêta son choix sur le grand-maréchal, moi et M. de Montholon. Gourgaud, désespéré d'être laissé en arrière, négocia à ce sujet et réussit. Les instructions ne permettaient à l'Empereur d'emmener que trois officiers; il fut convenu de me considérer comme purement civil, et d'admettre un quatrième, à l'aide de cette interprétation.“

Schluß.

Wir können dieſe Anmerkungen nicht beſchließen, ohne die Namen der Gelehrten und Künſtler aufzuführen, welche dem Feldzuge nach Aegypten ſo viel Glanz verliehen haben.

Nous ne pouvons terminer ces Notes sans rapporter les noms des savans et des artistes qui ont jeté tant d'éclat sur l'expédition militaire d'Égypte.

Geometrie. (**Géométrie.**) Fourrier. — Costaz. — Corancez. — Say.

Aſtronomie. (**Astronomie.**) Nouet. — Quesnot. — Mechain, fils.

Mechanik. (**Mécanique.**) Monge. — Hassenfratz jeune. — Cirot. — Cassard. — Adnez, père. — Conté. — Dubois. — Couvreur. — Lenoir, fils. — Adnez, fils. — Cecile.

Uhrmacherkunſt. (**Horlogerie.**) Lemaitre.

Chemie. (**Chimie.**) Berthollet. — Pottier. — Champy, fils. — Samuel-Bernard. — Descotils. — Champy, père. — Regnaud.

Mineralogie. (**Minéralogie.**) Dolomieu. — Cordier. — Rozières. — Victor-Dupuy.

Botanik. (**Botanique.**) Nectoux. — Delille. — Coquebert.

Zoologie. (**Zoologie**) Geoffroy. — Savigny. — Redouté.

Chirurgie. (**Chirurgie.**) Dubois. — Labate. — Lacipière.

Pharmacie. (**Pharmacie.**) Boudet. — Rouyer.

Alterthumskunde. (**Antiquités.**) Pourlier. — Ripault.

Architektur. (**Architecture.**) Norry. — Balzac. — Protain. — Hyacinthe Lepère.

Zeichner. (**Dessinateurs.**) Dutertre. — Denon. — Rigo. — Joly.

Brücken- und Straßen-Baumeiſter. (**Ingénieurs des ponts-et-chaussées.**) Lepère, aîné, Girard, ingénieurs en chef. — Bodard. — Faye. — Martin. — Duval. — Gratien-Lepère. — Saint-Génis. — Lancret. — Fèvre. — Devilliers. — Jollois. — Favier. — Thévenot. — Chabrol. — Raffeneau — Arnollet.

Kriegsfeldmeſſer. (**Ingénieurs géographes.**) Jacotin, ingénieur en chef. — Lafeuillade. — Greslis. — Bourgeois. — Leduc. — Boucher. — Pottier. — Dulion. — Faurie. — Bertre. — Lecesne. — Lévêque. — Chaumont. — Laroche. — Jomard. — Corabœuf.

Bildhauer. (**Sculpteur.**) Casteix.

Graveurs. (**Graveurs.**) Fouquet.

Litteratoren. (**Littérateurs.**) Parseval de Grandmaison. — Lerouge.

Muſiker. (**Musiciens.**) Viloteau. — Rigel.

Zöglinge der polytechniſchen Schule. (**Elèves de l'Ecole polytechnique.**) Viard. — Alibert. — Caristie. — Duchanoy.

Dollmetſcher. (**Interprètes.**) Venture. — Magallon. — Jaubert. — Raige. — Belletête. — Laporte.

Buchdrucker. (**Imprimeurs.**) Marcel. — Puntis. — Gallant.

Druck der Buchdruckerey der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Deutſche

Pandora.

Erſter Band.

Deutsche Pandora.

Gedenkbuch
zeitgenössischer Zustände
und
Schriftsteller.

4110

BIBLIOTHECA UNIVERS. LIPSIENSIS
EX DONO
ADOLFI EBERT.
1890.

Erster Band.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.
1840.

Inhalt.

Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen gesammelt von **Friedrich Förster** . . . . . 3.

Prodikus. Von **Franz Dingelstedt** . . . . . 89.

Schillers Bruder. Ein Kuriosum. Von **Gustav Schwab** . . . . 115.

Das Leben in den Sudeten. Von **K. von Wachsmann** . . . . 129.

Holstein zu meiner Zeit. Von **Theodor von Kobbe** . . . . . 163.

Erlebtes vom Jahr 1813. Von **Friedrich Kölle** . . . . . 207.

Friedrich Förſter.

Erinnerungen

aus dem Befreiungskriege.

Jn Briefen gesammelt

von

Friedrich Förster.

Vorwort.

Wie ehrenvoll es auch seyn mag, Zeiten und Begebenheiten anzugehören, von denen gerühmt wird, daß sie bereits der Geschichte anheimfielen, so ist dennoch nicht in Abrede zu stellen, daß das Reich der Geschichte ein Schattenreich ist, in welches kein Lebender willig hinabstürzt. „Wer da athmet im rosigen Licht," wird sich nach Kräften gegen die Ueberfahrt über die stygische Flut wehren, von wannen selbst ein Achill sich zurücksehnt zur grünen Erde, könnt' er auch hier nur als der geringsten Ackerknechte einer leben.

Auch die Freiwilligen des deutschen Freiheitskrieges hat man in verschiedenen Bänden und einzelnen Lieferungen der Geschichte überantwortet, wobei denn freilich von ihren Wünschen und Hoffnungen, von ihren Erlebnissen und eigensten Herzensangelegenheiten nicht die Rede seyn konnte.

Der Weltgeschichte kann allerdings nicht angesonnen werden, bei jeder heißgeweinten Thräne, bei jedem Blick der Liebe, bei jeder Aufwallung bewegter Herzen zu verweilen, wenn sie auf ehernem Wagen über fliehende Jahrhunderte und untergegangene Millionen dahinfährt; die wahre Heimath des Waldbächleins ist zuletzt das Weltmeer, wie die des subjektiven Geistes der Weltgeist.

Allein fraget nur den rauschenden Wildbach, wenn er mit seinen Perlen und Thränen in dem neutralen Elemente der salzigen Unendlichkeit verschwimmen muß, ob er sich nicht zurücksehnt nach seiner rauschenden Jugend, nach Blumen und Schäferinnen, die in seinen gekräuselten Wellen spielten? So möge es denn auch dem Frühjahr 1813, obschon von gewaltsamer Strömung der weltgeschichtlichen Flut fortgerissen, vergönnt

seyn, sich noch einmal seiner Jugend mit allen ihren Freuden und Leiden zu erinnern. Nicht also Geschichte, nur Erinnerungen sind es, welche hier mitgetheilt werden sollen.

„Wir leben," so äußerte sich vor kurzer Zeit ein berühmter Redner und Weltgeschichtschreiber in der Ständeversammlung eines konstitutionellen deutschen Staates, „wir leben im Jahre 1839 in einer Periode der Reaktion, wo kaum noch ein Seufzer nach einem Rechtszustande erlaubt ist, wo die Erinnerungen an die Befreiungskriege Deutschlands fast für ein Verbrechen gehalten werden *)." Würde der geehrte malkontente Patriot doch nur einmal bei einem Erinnerungsfeste der preußischen Freiwilligen anwesend seyn, dann würde er sich überzeugen, daß es noch einen König gibt, dem diese Erinnerungen heilig sind, und eine Nation, welche ihnen Achtung zu verschaffen weiß.

Berlin, am 3. August 1839.

F. Förster.

*) v. Rotteck in der Sitzung der badischen Kammer vom 24. Juni 1839.

I.

F. an Theodor in Wien.

Dresden, 14. Dezbr. 1812.

Obschon Mitternacht vorüber, nehm' ich dennoch die Feder zur Hand, um in der Unterhaltung mit Dir, geliebtester Freund, Besinnung und Seelenruhe wieder zu gewinnen. An meiner zitternden Handschrift wirst Du erkennen, in welcher Aufregung ich Dir schreibe, und ich muß mich noch immer besinnen, ob es ein Trugbild der Nacht, oder ob es Wirklichkeit war, was ich erlebte. Es war 1 Uhr vorbei, als ich gestern Nacht das Haus Deiner Eltern, wo musikalische Abendunterhaltung war, verließ, und, vom Schneegestöber getrieben, in raschen Schritten der Brücke zueilte; denn, wie Du weißt, wohne ich in Neustadt. Da höre ich vor des Doktor Segert's Wohnung französisch und deutsch durcheinander fluchen, und ein Postillon stößt in's Horn, als ob er Feuerlärm blasen wollte. Neugierig trat ich, trotz Wind und Wetter, heran, und da guckt eben Freund Segert in Schlafrock und Nachtmütze zum Fenster heraus und ruft: **„Ce n'est pas chez moi, moi je suis le docteur Segert et vous cherchez Mr. Serra."**

Nun fügte er noch auf deutsch eine derbe gute Nacht in seiner Weise hinzu: „So laßt einen doch zum T..... in der Nacht zufrieden, und verlangt nicht von mir, daß ich bei 25 Grad Kälte Boten laufen soll.“ Hierauf schlug er das Fenster zu, und die Nachtmütze verschwand. Jetzt wurde ich an den Wagen, der auf ein paar Schlittenkufen gebunden war, herangerufen, und da ich von dem Verlangen der Reisenden schon unterrichtet war, sagte ich: „N'est-ce pas? Vous cherchez l'hôtel de l'ambassadeur français, Mr. de Serra? suivez-moi!“ Das war es, was sie wünschten, und da Serra sogleich um die Ecke in der Kreuzgasse, in dem Loos'schen Palais, wohnt, war ich bald mit dem Schlitten an Ort und Stelle. Jetzt sprang ein Kammerdiener, oder sonst ein dienstbarer Geist, aus den Fußsäcken heraus, und riß mit einer Gewalt an der Hausglocke des Gesandten, als ob er selbst hier zu Hause gehörte. Der Portier öffnete; oben war noch Licht, und unterdessen hatten sich zwei andere eingepelzte Knecht-Ruprechte in ihren Wolfsschuren aus den Fußsäcken herausgewickelt. Der Erstere war ein starker, stattlicher Mann, allein er war an Händen und Füßen so steif gefroren, daß er sich vergebens bemühte, seinen noch ungeschickteren Kameraden beim Aussteigen zu unterstützen. Halb gefällig, halb neugierig trat ich heran, und sogleich legt der kalte Schneemann mir seinen Fausthandschuh auf die Schulter, als ob ein Eisbär mit seiner Tatze mich anrührte. Der Handschuh fiel ihm herab, ich unterstützte ihn nun mit meiner Hand und führte ihn zur Thüre; diese sprang auf; zwei Kammerdiener mit Wachskerzen, der Gesandte selbst, einen Armleuchter in der Hand, treten uns entgegen; die volle Beleuchtung fiel wie ein Blitz auf das Gesicht des Gastes, dessen Hand mich noch immer festhielt; nur die Augen und die Nase waren sichtbar: — ich erkannte sie sogleich wieder, diese feurigen Sterne, die ich im Frühjahr hier so oft in der nächsten Nähe hatte leuchten sehen — es war der Kaiser Napoleon, dessen Hand in der meinen lag, und ich kann nun sagen, daß das Schicksal Europa's einmal auf meinen Schultern ruhte. — Freund, welche Gedanken drängen sich nun durch mein Gehirn; ich sitze wachend hier, wie in einem bösen Fiebertraum. Das Zeitungsblatt mit dem verhängnißvollen neunundzwanzigsten Bülletin liegt auf meinem Tische — die große französische Armee ist vernichtet, gänzlich vernichtet; erst gestern erhielten wir diese Zeitung! War mir doch eben, als habe ich einen Dolch aus meinem Mantel hervorgezogen, und mit dem Ausrufe: „Europa, ich gebe dir Frieden!“ in das Herz des Todfeindes des Vaterlandes und der Freiheit gestoßen. Doch nein, Brutus, ich beneide dich nicht um deine That! Cäsar, du sollst fallen, aber

nicht durch feige Mörderhand; wir wollen unsre Sache mit dir ritterlich auskämpfen, nach gutem Fechtgebrauch dir richtige Mensur geben, und Wind und Sonnenlicht gleich vertheilen; so wird das wahrhafte Gottesurtheil an dir vollzogen werden.

II.

Derselbe an Denselben.

Dresden, im Januar 1813.

Wie gern, lieber Theodor, möcht' ich mit den Andern meinen Glückwunsch bei Dir anbringen, allein Dir ist gar nicht mehr mit dergleichen beizukommen. Dein Haupt ist mit allen Kränzen des Ruhms, Dein Herz mit treuster Liebe, Dein Leben mit jeder Freude geschmückt; Du empfindest nirgends eine Lücke, ja, es könnte mir ordentlich bange werden bei dem Gedanken, der Glücklichste zu seyn; da es indessen dem Polykrates nichts half, den Ring in das Meer zu werfen, so behalte Du auch Deine Perle; Du könntest sie heute in dem Prater fortwerfen, und fändest sie morgen in einem gebackenen „Händl" wieder.

Daß Zriny mit so großem Beifall aufgenommen ist, konnt' ich mir denken; die Wahl des Stoffes war ungemein glücklich, denn die Wiener sehen die Heldenthat eines Ungarn gewiß so an, als ob sie einer von ihnen selbst ausgeführt hätte, und außerdem ist ja wohl der Graf Palfy, dem das Theater an der Wien gehört, ein Ungar; die Esterhazy, Zichy, und andere ungarische Magnaten werden ebenfalls große Freude über die Verherrlichung ihres Landes haben. Daß die ängstliche Zensur Deinem Großtürken einige Barthaare ausgerupft und sogar den Muth gehabt hat, ihm, ohne Hüon's Horn, einige Backenzähne auszubrechen, bevor er sich öffentlich vernehmen ließ, ist zu bedauern; allein so ganz zahm scheint Soliman doch noch nicht geworden zu seyn, und wenn der Schauspieler einigermaßen seine Kunst versteht, so wird er schon gewußt haben, durch den Turban den kleinen Dreieck mit der dreifarbigen Kokarde durchschimmern zu lassen. Schreibe mir doch etwas Näheres von der Persönlichkeit des Erzherzogs Karl. Du Glücklicher! Du hast dem Helden von Amberg und Aspern gegenüber gestanden; „Deutschland" war der Gegenstand seines Gesprächs mit Dir, und Du wirst nicht stumm vor ihm gestanden haben; Du wirst ihm noch mit mehr Freimuth, als in Deinen beiden herrlichen

Gedichten*) gesagt haben, daß besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke die Augen von ganz Deutschland auf ihn gerichtet sind. Ich kann mir denken, daß Dir so etwas wie dem Marquis Posa um's Herz war, und gewiß noch viel größer, als ihm, war Dir zu Muthe, da du vor keinem eiskalten Philipp, sondern vor einem deutschen Helden standest, der mit Dir gleiche Liebe und gleiche Begeisterung für das Vaterland theilt. Bewahre Dir jedes Wort, was er sprach, bis auf den leisesten Ton seiner Rede, jede Miene seines Gesichts, jeden Blitz seines Auges; es könnte bald eine Zeit kommen, wo Du nicht mehr die Helden der Vergangenheit, sondern die der Gegenwart besingen wirst.

In unserm lieben Dresden sieht es entsetzlich traurig aus, und doch seh' ich mit einem Gefühle des Behagens in dies Elend hinein, in der festen Ueberzeugung: bis hierher und nicht weiter! Von einer entsetzlichen Szene war ich kürzlich selbst Zeuge. Das Regiment Garde du Corps, das sich bei Minsk so vortrefflich gehalten, ist bei dem Rückzuge von Moskau gänzlich zu Grunde gerichtet worden, vornehmlich durch den Frost. Von dem ganzen Regimente sollen kaum siebenzig Mann übrig seyn. Einzelne Abtheilungen kommen nach und nach an, aber in dem bejammernswürdigsten Zustande. Haben sie erst die sächsische Gränze erreicht, so finden sie mitleidige Landsleute, die für das weitere Fortkommen zu Wagen sorgen. Am Sonntag Vormittag ging ich nach dem Linke'schen Bade, und fand um einen eben ankommenden Wagen mit heimkehrenden Soldaten viele Menschen versammelt. Die Unglücklichen hatte der Frost mehr verstümmelt, als es Granaten und Kartätschen jemals vermöchten. Dem Einen waren von sämmtlichen zehn Fingern die oberen Gelenke abgefault, und er zeigte uns die schwarzen Stummel; ein Anderer sah aus, als ob er in den Händen der Türken gewesen wäre, ihm fehlten Ohren und Nase; noch gräßlicher war der Anblick eines Dritten, dem die Augen erfroren waren: die Augenlieder hingen abgefault herunter, die Augäpfel waren geborsten und aus ihren Höhlen getreten, — es war ein entsetzlicher Anblick, und doch sollte dieser Jammer noch durch ein neues Schauspiel überboten werden. Aus dem Stroh des Wagens wühlte sich jetzt eine Gestalt hervor, die man kaum für ein menschliches Wesen würde erkannt haben, so verzerrt und wild waren die Gesichtszüge; die Lippen waren ihm abgefault, die Zähne standen frei, er riß das Tuch vom

*) „Auf dem Schlachtfelde von Aspern" und „Hoch lebe das Haus Oesterreich."

Munde, und grinste uns an, wie ein Todtenkopf. Als er nunmehr ein gellendes Gelächter aufschlug, in gebrochenem Französisch zu kommandiren versuchte, was jedoch mehr dem Geheul eines Hundes glich, da sahen wir, daß der Unglückliche verrückt, und zwar verrückt war, weil er das Gehirn erfroren hatte! Jetzt springt mit dem Schrei: „Heinrich, mein Heinrich!" ein junges Dienstmädchen an den Wagen heran; der Wahnsinnige reibt sich die Stirn, als wollte er sich besinnen, dann breitet er die Arme nach der Unglücklichen aus, und richtet sich, so lange er war, in die Höhe; ein gräßlicher Fieberschauer durchbebte ihn, er brach zusammen, und lag entseelt auf dem Stroh. Man mußte das Mädchen mit Gewalt von dem Leichnam entfernen; es war ihr Bräutigam. Ihr Schmerz machte sich jetzt in den gräßlichsten Verwünschungen gegen den Kaiser und die Franzosen Luft, und ihre Wuth theilte sich dem Volke, zumal den Frauen, die hinzugelaufen waren, in einer Weise mit, die alle Scheu und alle Furcht vergaß, und ich möchte keinem Franzosen rathen, einem solchen Volkshaufen in solcher Stimmung zu begegnen. Das sind die Drachenzähne des Unheils, welche der korsische Kadmus gesäet hat; die Saat geht herrlich auf, und ich sehe schon im Geiste die Felder mit Lanzenspitzen, die Wiesen mit Schwertlilien bedeckt; Du und ich werden unsere Stelle wohl auch unter den Schnittern finden.

Dein ꝛc.

III.

Derselbe an Denselben.

Dresden, 25. Januar 1813.

Unser Freund B. überbringt Dir, lieber Theodor, diesen Brief, und so kann ich ohne Rückhalt und Besorgniß mein Herz ganz aufschließen. General Thielmann ist, wie er behauptet, mit erfrorenem Magen aus Rußland zurückgekehrt, allein sein Herz ist ihm nicht erfroren, und er spricht auf gut soldatisch in öffentlicher Gesellschaft seine Meinung aus. „Es ist hart hergegangen," sagte er; „mein eigener Koch ist mir verhungert, denn wer nicht das Fleisch von gefallenen Pferden und erfrorenen Menschen vertragen lernte, der war verloren." Ein Gardelieutenant nahm sich die Freiheit, im Kassino über die Konvention des preußischen Generals York mit dem russischen General

Diebisch sich vorlaut zu äußern, sprach von Hochverrath, Kopf vor die Füße legen, und was dergleichen unnütze Redensarten mehr waren. Thielmann, der an einem andern Tisch L'Hombre spielte, legte seine Karten ganz ruhig nieder, und sagte: „Ich übernehme jede Verantwortlichkeit für den General York; es gibt Umstände, wo das Exerzirreglement freilich nicht ausreicht." Da waren die Junker wie auf den Mund geschlagen; allein am Hofe ist man nicht blos französisch, man ist mit aller Verblendung Napoleonisch gesinnt. Und wenn unsre Fürsten doch nur bedenken wollten, mit welcher Erniedrigung sie die Ehre, von Napoleon, „cher cousin" genannt zu seyn, haben erkaufen müssen. Ich sah kürzlich eine Sammlung Medaillen, welche der Graf S. aus Paris mitgebracht hatte. Alle Großthaten Napoleons sind darauf abgebildet. Die Stiftung des Rheinbundes ist vorgestellt, wie er im Kaiserornate an einem mit Kronen und Herzogshüten besetzten Tische steht, die er wie Borsdorfer Aepfel zur Christbescheerung unter die vor ihm in demüthigster Stellung erscheinenden Supplikanten austheilt. Eine der Kronen ist an die Erde gefallen; Blitz, wie sind unsere Churfürsten dahinter her, diesen Bettel aufzuraffen! Und dergleichen Schmachpfennige werden unserm Könige zugeschickt, um sie in der Münzsammlung, oder im grünen Gewölbe aufzustellen. Es kommt, so Gott will, die Zeit, wo wir mit gleicher Münze bezahlen werden, und es sollen, denk' ich, harte Kopfstücke werden, die wir austheilen wollen. Meine Hoffnung ist hier einzig und allein auf Thielmann gestellt; er könnte mit einem Worte der Mann des Volkes, er könnte ein sächsischer Schill oder Andreas Hofer werden. Wärst Du doch hier! Du würdest großen Einfluß auf ihn haben; er ist viel in dem Hause Deiner Eltern, und nimmt den größten Antheil an den glücklichen Erfolgen Deiner dramatischen Arbeiten. Als er sich gestern Abend nach Dir erkundigte, war eben ein Brief von Dir angekommen; Thielmann frug, ob er Nachrichten von der Armee enthalte, ob es in Italien und Tyrol noch ruhig sey, und dergleichen Politisches mehr. „Theodor," sagte der Vater, „denkt jetzt nur an das Heirathen; er ist glücklich in seiner Liebe, und wird uns im Frühjahr sein junges Weibchen zuführen." „Er nimmt es," fügte die Mutter hinzu, „mit einem so gewagten Schritt sehr ernst; lies doch, was er am Schlusse des Briefes schreibt." Dein Vater las nun Deine Schlußworte: „Es naht ein großer Augenblick des Lebens heran. Seyd überzeugt, Ihr findet mich Euer nicht unwürdig, was auch die Zukunft bringen mag." — Die Deinen finden in diesen Worten nichts Anderes, als eine Anspielung auf Deine Hochzeit. Ich schwieg, um meine Gedanken nicht zu verrathen, denn wie

ich Dich kenne, weiß ich mir Deine Worte anders auszulegen. Ja, mein Theodor, die Zeit, die wir so oft herangesehnt haben, naht, und sie soll uns bereit finden. Mit B—r in Berlin steh' ich fleißig in Korrespondenz; dort ist Alles Feuer und Flamme, und die Polizei hat alle möglichen Anstalten getroffen, damit öffentliche Ausbrüche der Volkswuth gegen die Franzosen verhütet werden. Es ist zwar am neunzehnten ein königliches Patent erschienen, in welchem befohlen wird, „den General York sogleich zu verhaften, und vor ein Kriegsgericht zu stellen," allein damit wird es wohl nicht so ernstlich gemeint seyn. Ich möchte auch wohl wissen, wer den General verhaften sollte; er hat 12000 Mann bei sich, die eben so wie er gesinnt sind, und steht mit dem russischen Korps unter Diebitsch vereint; dazu kommt, daß die ganze Bevölkerung in Ostpreußen, besonders in Königsberg, schon den Aufstand organisirt. Dort ist der Minister Stein, „**le nommé Stein**," wie ihn Napoleon in einem Bülletin aus Bayonne nannte, angekommen und organisirt eine Volksbewaffnung. Auch in Polen wird es unruhig, und in Danzig soll es schon zum Aufstande gegen die Besatzung gekommen seyn. Die Leipziger Zeitung theilte kürzlich einen Tagsbefehl des dort kommandirenden französischen Generals mit, an dessen Schlusse es heißt: „Wenn die Elemente einen Augenblick den Glücksstern des Kaisers gebleicht haben, so wird er doch bald seinen ganzen Glanz wieder erhalten, und die französischen Adler werden Ehrfurcht gebietender, denn je, wieder erscheinen. In Zukunft soll einem Jeden, der überwiesen wird, böswillige Reden geführt zu haben, das Haupt auf der Parade geschoren, und er schmachvoll aus der Stadt gejagt werden." Was wird der gestrenge **Général-Friseur** aber mit solchen Köpfen machen, welche bereits geschoren sind?

Die Abreise des Königs von Preußen von Berlin nach Breslau wird dort für eine Kriegserklärung gegen Frankreich angesehen, während hier der französische Gesandte noch kürzlich, unbegreiflicher Weise, mit größter Zuverlässigkeit versicherte: „Die Rüstungen des Königs von Preußen reichen allein hin, die Russen von der Oder abzuhalten, und ehe sie die Elbe erreichen, wird der Kaiser sein Hauptquartier in Dresden genommen haben." Er las dabei eine Stelle aus Napoleons Manifeste vor, in welchem es in Beziehung auf York heißt: „Des Königs von Preußen Majestät hat, als er jenes in der Geschichte der neueren Kriege unbekannte Verbrechen erfuhr, einen Unwillen gezeigt, der seiner Redlichkeit und der Treue gegen seine Bundesgenossen angemessen ist. Einstimmend mit den Gesetzen der Monarchie, fühlt auch sein Kabinett nur das Bedürfniß, ein politisches und militärisches

Verbrechen, welches die Nation beleidigt, und dem Regenten Hohn spricht, wieder gut zu machen und zu bestrafen." — Diesmal möchte sich der Herr Kaiser sehr stark verrechnet haben. Der gegenwärtige Krieg ist nicht eine blose lumpige Kabinettsfrage, er ist eine Nationalangelegenheit, und das Volk wird ein Wort dabei mitzusprechen haben. Auch Dein Wort und Deine gute, oft bewährte Klinge werden nicht fehlen. Nach Jena hab' ich das beifolgende Lied [1]) geschickt; schreib' doch einige Burschenlieder, die der gegenwärtigen Stimmung angemessen sind.

IV.

Theodor an K.

Wien, 10. Febr. 1813.

Eine Halsentzündung, welche mich beinahe vier Wochen lang Zimmer und Bett zu hüten zwang, war Ursache, l. F., daß ich mehrere Deiner Briefe unbeantwortet ließ. Du kannst wohl glauben, daß mir die Sohlen brennen, seitdem der Aufruf des Königs von Preußen an die Freiwilligen vom 3. Febr. in meinen Händen ist. Durch den hiesigen preußischen Gesandten, Hrn. v. Humboldt, einen Bruder des berühmten Reisenden, erhalte ich genaue Nachricht von der Volksstimmung in Preußen, und von Allem, was in Breslau vorbereitet wird. Wenn ich aber sage, daß mir hier die Sohlen brennen, so liegt es wahrhaftig nicht an dem zu heißen Wiener Pflaster, denn das ist verteufelt kalt, und die hiesigen Pflastertreter werden sich schwerlich regen. Der preußische Adler wird in dem bevorstehenden Kampfe die Donnerkeile führen; laß uns unter seinen Flügeln uns wiederfinden, es gilt diesmal nicht für Preußen, es gilt für Deutschland. Theile mir doch ja ausführlich und umständlich mit, was sich in Dresden, überhaupt in Sachsen vorbereitet. Laß Dich nur ja nicht dort einsperren, wenn die Franzosen es befestigen sollten. Verweile aber an Ort und Stelle, so lange es immer thunlich; achte auf Alles genau; Du könntest uns von großem Nutzen seyn, wenn Du Dir eine genaue Kenntniß der Oertlichkeit verschafftest. Hast Du Bekanntschaft mit Ingenieurs oder Artillerieoffizieren, so verschaffe Dir Zeichnungen, wo möglich in der Lehmann'schen Manier. Das ist

---

[1]) Siehe die angehängten Beilagen.

eben das Herrliche einer großen Zeit, daß auch wir unbedeutende Subjekte mit in die Speichen des Schicksals eingreifen können.

Einen festen Plan über die nächste Zukunft hab' ich noch nicht gefaßt; nur so viel steht fest bei mir, daß ich nicht warten will, bis die Begebenheiten zu mir kommen, sondern daß ich ihnen entgegen gehn werde. Wie lange ich es hier noch aushalten werde, weiß ich nicht; denn obschon mich tausend Bande der Liebe hier festhalten, werde ich mich, wenn auch mit blutendem Herzen, losreißen. Nirgends finde ich hier einen Anklang für meine vaterländische Begeisterung, als bei den edeln Frauen, in deren Kreise ich jetzt lebe: besonders bei Fr. v. P....a, Fr. v. P...r, u. Fr. v. A. Durch ihre Bemühungen haben wir im Nov. und Dez. v. J. zwei große Konzerte zu Stande gebracht, in welchen das berühmte Oratorium v. Händel: „das Alexanderfest" aufgeführt wurde. Ich hatte den Gedanken in Anregung gebracht, die sehr bedeutende Einnahme zu einem Denkmale des Sieges von Aspern zu verwenden; dies wäre doch einmal wieder eine vaterländische Erinnerung gewesen. Auch waren meine Damen sehr für den Gedanken eingenommen; allein höheren Orts hat man es nicht angemessen gefunden, und so ist die ganze Einnahme, von beinahe 30,000 Gulden Münze, zu wohlthätigen Zwecken verwendet worden.

Schon mehrmals haben mir wohlgesinnte Freunde den Rath ertheilt, ich möchte in meinen Aeußerungen über politische Angelegenheiten, besonders über Napoleon, vorsichtiger seyn, denn ich würde von der geheimen Polizei beobachtet. Himmel Element! hier ist ihnen meine Zunge zu scharf, und ich sehne mich dahin, wo meine Klinge noch nicht scharf genug seyn wird. Du sollst nächstens von mir hören, wo wir uns treffen wollen; versäume keine Gelegenheit, mir Nachricht von Dir zu geben.

Dein

Th.

N. S. Du hattest meine geheimnißvollen Worte in dem Briefe an den Vater ganz richtig verstanden. Ich habe nun auch ganz unumwunden geschrieben, daß ich jene Worte auf den großen Kampf der Zeit gemünzt hatte.

V.

M. an F.

Breslau, 3. Febr. 13.

Ungewiß, ob Dich diese Zeilen erreichen werden, will ich sie unter der mir von Dir zuletzt angegebenen Adresse nach Dresden abgehn lassen, denn mehr als je thut es jetzt noth, daß wir in Verbindung bleiben. Am 27. v. M. traf unter allgemeinem Volksjubel unser geliebter König hier ein, und seitdem ist es kein Geheimniß mehr, daß Krieg! unsre Losung heißt. Und diesmal scheinen wir es nicht blos bei schwankenden Versuchen zu lassen; was Schill 1809 wollte, ist jetzt der vereinigte Wille des Königs und der Nation; das Volk wird zu den Waffen gerufen; es gilt, für Altar und Heerd zu fechten; nicht, wie bei Jena, für Zopf- und Kamaschenthum, sondern, wie bei den Thermopylen und Marathon, für Vaterland und Freiheit. Was seit Jahren im Stillen von Scharnhorst, Stein, Hardenberg, und andern Staatsmännern und Offizieren vorbereitet worden, soll in's Leben treten; wir aber haben nun durch die That zu beweisen, daß es nicht leere und vergebene Worte waren, welche Fichte, Schleiermacher, Arndt, und Jahn an die deutsche Jugend richteten. Lange genug haben wir Deutsche mit der Feder philosophirt; nun wird es Zeit, daß wir mit Friedrich dem Großen zu der ultima ratio regum, zu den Kanonen, unsre Zuflucht nehmen, und mit Pulver und Blei unsre Demonstrationen machen. Den ersten Schritt hat York gethan: er ist der Schill unsrer Tage, und der Erfolg wird um so zuverlässiger seyn, da wir in Gemeinschaft mit unsrem Könige handeln, welcher allen deutschen Fürsten gegenwärtig ein großes Beispiel gibt, indem er vertrauensvoll sein Volk zu den Waffen ruft. Von allen Seiten gingen Berichte ein, daß man dem patriotischen Feuer, das überall in hellen Flammen aufschlage, eine angemessene Richtung geben müsse, damit es sich nicht selbst verzehre oder eigenmächtig sich seine Bahn wähle. Dies ist die Veranlassung, daß schon heute die Verordnung wegen Errichtung freiwilliger Jägerabtheilungen erschienen ist; die Hauptstadt und das halbe Land sind noch von dem Feinde besetzt, allein die Verbündeten nahen, und es kommt Alles darauf an, mit einem großen Beispiel voran zu gehen.

Mit unglaublichem Jubel wurde diese Verordnung aufgenommen: nur über eine einzige Bestimmung herrscht Bestürzung, nämlich darüber, daß allein die jungen Leute vom 17. bis 24. Jahre als Freiwillige eintreten sollen; in jedem Falle wird es damit nicht allzugenau genommen

werden. Hier hat sich sogleich das gesammte Regierungskollegium, bei welchem sich eine Menge Familienväter, sogar Großväter, befinden, zum Eintritt in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger gemeldet; der König hat jedoch dies Gesuch auf die freundlichste Weise abgelehnt. Außerdem, daß bereits von allen Orten und Enden Freiwillige herbeiströmen, werden auch von den verschiedenen Provinzialständen Nationalregimenter zu Pferde errichtet. Preußen und Pommern sind darin mit rühmlichem Beispiele vorangegangen; Schlesien und Brandenburg werden nicht zurückbleiben. Und wahrlich, es thut noth, daß nicht nur Preußen, sondern ganz Deutschland zu den Waffen greift, wenn wir sehen, welche Anstrengungen Napoleon macht, um so bald als möglich im Felde zu erscheinen. Er hat dem Senate erklärt, daß er 350,000 Mann zur Eröffnung des Feldzuges bedürfe, und wenn auch nicht Alles, was bei ihm auf dem Papiere steht, ins Feld rückt, so wissen wir doch recht wohl, daß er „jenem erdgeborenen Riesen gleich" doppelte Kraft gewinnt, sobald er nur den Boden Frankreichs wieder unter seinen Füßen fühlt.

Von den Polen, welche hier studiren, hat sich noch keiner entschließen können, als Freiwilliger bei uns einzutreten; mehrere sind sogar den Franzosen gefolgt, um unter Poniatowsky zu dienen. Dieses unglückliche Volk ist übel daran. Daß sie die Russen nicht als Befreier begrüßen, kann man ihnen nicht verdenken, denn Suwarow's Name ist noch im frischen Andenken, und daß sie von Napoleon Nichts zu hoffen haben, sehen sie nachgerade auch ein. Wie oft hat er sie mit hochtrabenden Worten angeredet, und sie sogar glauben machen wollen, den Krieg gegen Rußland, den er den zweiten polnischen Krieg nannte, ihretwegen unternommen zu haben. Und was hat er gethan für sie, die ihm nach Egypten und Spanien, nach Italien und überall hin als die treusten Soldaten gefolgt waren? — Er hat die alte politische Erbsünde der Theilung Polens garantirt, ein Großherzogthum Warschau errichtet, und ihnen Euren August zum Großherzog gegeben! Er mußte die Geschichte wenig studirt haben, daß er ein so unnatürliches Band zwischen Sachsen und Polen, welches der Ruin beider Länder war, wieder herstellte. Nun geht es aber auch erbärmlich genug. Während die Kosaken sich bereits in den Vorstädten von Warschau einquartiren, und wegen der Uebergabe der Hauptstadt unterhandelt wird, erläßt Friedrich August einen Aufruf „an die polnische Nation," über welchen meine polnischen Freunde hier selbst lachen mußten. Das Komischste bei der Sache ist, daß der Ministerrath zu Warschau in demselben Blatte, in welchem er diesen Aufruf, den er „einen sehr sanften und

väterlichen" nennt, bekannt macht, zugleich anzeigt, daß er, da die Manöver der Armee der Alliirten die Hauptſtadt des Herzogthums dem nahe anrückenden Feinde blos ſtellen könnten, beſchloſſen habe, die Stadt zu verlaſſen, indem er verpflichtet ſey, ſeine Fürſorge dem Allgemeinen des Vaterlandes zu opfern!

Gib mir bald Nachricht, ob ich Dich hier einrangiren ſoll, oder ob Du es vorziehſt, uns in Deiner Reſidenz zu erwarten, denn dahin! dahin! geht unſer Weg!

Dein

N.

VI.

F. an Theodor in Wien.

Dresden, 23. Febr. 13.

Die Hoffnung, daß hier von oben herab, im gleichen Sinne wie in Preußen, auf die Belebung des vaterländiſchen Gefühls eingewirkt werden würde, iſt gänzlich geſcheitert. Die franzöſiſch-jeſuitiſche Partei hat den Sieg über die deutſche davon getragen; der König iſt mit Marcolini und ſeinen Beichtvätern nach Plauen abgereist. Eine Bekanntmachung, worin auf die „mächtige Unterſtützung unſeres großen Alliirten" hingewieſen, und zur „Ausdauer und Ruhe" aufgefordert wird, iſt der üble Geruch, den ſie uns zurückgelaſſen haben. Du kennſt unſre guten Landsleute: das Regierungskomité, beſtehend aus dem Konferenzminiſter v. Globig, dem Oberkammerherrn v. Frieſe und den Geh. Räthen v. Manteuffel und v. Zeſchwitz, wird leichte Arbeit haben. Den beſten Geiſt finde ich noch unter den Handwerkern. Geſtern zog eine Schaar mit Geſang in die Vorſtadt nach dem bayriſchen Bierhauſe. Ich ſchloß mich mit W... dem Zuge an, und wir erfuhren nun, daß die Schuhmacher, Sattler, und Tiſchler den nach Brandenburg und Schleſien zurückkehrenden Preußen einen Abſchiedsſchmaus gaben. Denke Dir, daß nicht ein einziger preußiſcher Geſelle hier in Dienſt bleibt: ſie kehren alle freiwillig und unaufgefordert zurück. Das Nationalgefühl, ja der Nationalſtolz, iſt doch eine große Sache; ich hätte viel darum gegeben, in dieſem Momente ſagen zu können: ich bin ein Preuße! Sie ſangen Soldatenlieder aus dem ſiebenjährigen Kriege, verlaſen den Aufruf ihres Königs an das Volk, und einer vertheilte einen in Berlin gedruckten, höchſt merkwürdigen Aufruf, den die dortigen „Nationalrepräſ-

sentanten" erlassen haben, obgleich die Stadt noch von den Franzosen besetzt ist. Ich theile Dir eine Abschrift davon mit *); vielleicht kannst Du die Aufnahme desselben in eine Wiener Zeitung veranlassen.

Die Nationalrepräsentanten! Wie gefällt Dir das? Das klingt anders, als wenn sich bei uns ein Oberkammerherr und ein Minister Glob- ich unterschreiben. Ja, ja, die Preußen verstehen es besser. Wollen wir die Franzosen besiegen, so müssen wir sie mit ihren eigenen Waffen schlagen; sie wissen recht gut, was Das bedeutet: Nationalrepräsentanten. Es könnte nichts schaden, einen deutschen Nationalkonvent zusammen zu rufen, und ich wünschte wohl, Du dichtetest ein Lied nach der Melodie der Marseillaise, damit sie inne werden, daß sich das Blatt gewendet hat, daß wir für die Freiheit und sie für die Tyrannei fechten.

Dein

F.

N. S. 26. Febr.

So eben erhalte ich einen Brief von B... aus Berlin; ich lege ihn für Dich bei, da ich nicht Zeit habe, ihn noch einmal abzuschreiben.

VII.

von B. an F. in Dresden.

Berlin, 22. Febr. 13.

Wir haben hier seit ein paar Tagen muntere Auftritte erlebt, lieber F., und daß ich mitten darunter war, kannst Du wohl glauben. Schon seit mehreren Tagen flankirten Kosaken in der Nähe von Berlin; sie waren bei Frankfurt über die Oder gegangen, und General Tschernitscheff, der ein junger, unternehmender Mann ist, ließ sich durch B— g, v. N. und S—w, die zu ihm nach Alt-Landsberg geritten waren, sehr gerne überreden, unserer guten Stadt Berlin vorgestern einen Besuch zu machen. Denke Dir, diese verwegenen Kosaken, vielleicht kaum 50 Mann an der Zahl, sprengen zu verschiedenen Thoren herein, ohne von der französischen Wache aufgehalten zu werden, nach dem Alexandersplatze. Von da theilen sie sich; ein Theil reitet nach dem Schloßplatze und ein anderer Theil verirrt sich sogar nach dem Dönhofsplatze. Unterdessen hatten die Franzosen die Schloß- und die Schleußenbrücke mit Kanonen besetzt, in der ganzen Stadt wurde Allarm geschlagen, und würtember-

gische leichte Kavallerie verfolgte die Russen. Wäre die Sache besser vorbereitet gewesen, sie hätten das ganze französische Hauptquartier gefangen nehmen können, und wahrscheinlich hatte Tschernitscheff auch auf einen Aufstand der Bürger gerechnet. An gutem Willen und Muth fehlt es hier wahrlich nicht, und ich selbst war Zeuge eines Auftrittes, der genugsam beweisen kann, wessen sich die Franzosen hier zu versehen haben, wenn sie sich nicht bald empfehlen. Da ich aus meinem Fenster mehrere Freiwillige in der Jägeruniform auf der Straße sah, zog ich auch meinen grünen Rock an, nahm den Hirschfänger um, und schloß mich an die Andern an. Die Straßen waren von Menschen gefüllt; in der Ferne hörten wir Kanonen- und Flintenschüsse; wir zogen nach dem Schloßplatze. Da kam uns ein anderer Haufe entgegen mit mehreren schwer verwundeten Bürgern. Bald ertönte der Ruf: Nieder mit den Hunden! sie schießen auf die Bürger! Aus der Breitenstraße kam jetzt ein Trupp Handwerker, an deren Spitze sich ein Schmied befand. Er schwang einen großen Hammer und rief: Folgt mir, wir wollen die Kanonen vernageln! Nun zogen wir alle nach der Langenbrücke, wo zwei Kanonen standen. Unser tapferer Karl Martell fackelte nun nicht lang; zwei Schläge rechts und links, und zwei französische Kanoniere lagen am Boden; die andern ergriffen die Flucht. Er langte ein paar Radnägel aus seinem Schurzfelle heraus, und schlug sie in das Zündloch der Kanonen. Unterdessen kam Verstärkung von der andern Seite. „Die will ich schon so lange aufhalten, bis Ihr aufgeräumt habt!" rief der Schmied uns zu, und stellte sich, wie ein zweiter Horatius Cocles, zur Vertheidigung der Brücke auf. Noch einige Franzosen sanken unter seinen Hammerschlägen nieder, da wurde er von zehn Bajonetten niedergestochen. Es gelang uns aber dennoch, die Franzosen zu verjagen, und wir trugen unsern tapferen Anführer auf einer Bahre nach der königl. Reitbahn in der Breitenstraße. Ich bin am Fuße verwundet worden; ob durch Freund oder Feind, wüßt' ich selbst nicht zu sagen; ich schleppte mich mit Hilfe von ein paar Holzhauern nach Hause, und muß leider heute das Zimmer hüten. An der Schleußenbrücke ist es eben so munter hergegangen; dort hat Freund H...g die Pulverkarren in die Spree werfen helfen. So eben geht L. von mir, der mir sagt, daß von den Kosaken einige erschossen worden sind. Tschernitscheff selbst war nicht in der Stadt; zwei deutsche Patrioten, ein Kaufmann Börsch und ein Hr. v. Blomberg, von dem ich mich erinnere, einige Gedichte im „Freimüthigen" gelesen zu haben, waren die Anführer. Der Letztere wurde von einer feindlichen Kugel getroffen, und ist wohl der erste Preuße, der den seligen

Tod für das Vaterland gestorben ist. Ein solcher Tod sey unser Aller Ziel! So bald es mir mein Fuß erlaubt, geh' ich nach Breslau ab; dort, denk' ich, treffen wir uns. Ich werde in das Lützow'sche Freikorps, und zwar unter die Jäger eintreten, denn ich bin ein besserer Schütze als Reiter. Schreibst Du an K. nach Wien, so beschwör' ihn doch, sich der Sache des Vaterlandes nicht zu entziehen. Seine alten getreuen Brüder und „fidelen Häuser" findet er alle bei Lützow. Wir haben sämmtlichen Landsmannschaften in Halle, Göttingen, und Heidelberg Nachricht gegeben; Leipzig, Jena, und Tübingen hast Du übernommen; von Rostock sind schon mehrere hier durch gekommen. Jahn und Arndt sind beide für das Lützow'sche Korps thätig, und wir denken, es soll so bald als möglich über die Elbe gehen, um den Volksaufstand im Harz und in Westphalen zu organisiren.

Du kannst uns in Dresden von großem Nutzen seyn; entferne Dich also nicht zu früh. Nun, so Gott will, auf baldiges Wiedersehen.

VIII.

Zelter an Göthe.

Berlin, 24. Febr. 1813.

Gestern ist es etwas ernsthaft in unserer Residenz hergegangen. Von einer Anzahl Kosaken, die gegen dreihundert angegeben werden, hatten sich gegen hundertfünfzig auf der Anhöhe vor der Stadt zusammengefunden, sprengten in die Thore herein, und hieben und schossen eine Anzahl Franzosen nieder, welche sie auf den Straßen fanden. Dies geschah gegen Mittag. Ich befand mich auf der Akademie. Als ich gegen zwei Uhr nach Hause wandeln wollte, waren die Brücken bereits von den Franzosen gesperrt, und mit Kanonen besetzt; ich mußte deßhalb einen sehr weiten Umweg nehmen, bis ich endlich mein Haus nach drei Uhr erreichte. In meiner Straße (der Münzstraße) war es lebhaft hergegangen. Die mir gegenüberstehenden Häuser waren von Kugeln durchlöchert. Mehrere Bürger sind getödtet, und mein Nachbar, ein Kaufmann, auf den Tod verwundet. Gegen 5 Uhr hatten die Kosaken den Weg zum Thor hinaus wieder gefunden. Wären diese kühnen Leute still, in Masse, in's Haus des französischen Gouverneurs, Herzogs von Castiglione, gedrungen, anstatt sich mit dem Niederhauen

einzelner Franzosen in den Straßen zu beschäftigen und die ganze Stadt zu allarmiren, so hätte der Coup gelingen können; und hätten gegentheils die Franzosen, welche überrumpelt schienen, sogleich die Thore sperren lassen, so wäre kein Russe gesund wieder hinaus gekommen.

Ich bin mit meinem Hause noch unbeschädigt. Mein ältester Sohn ist als reitender Jäger zum Könige nach Breslau abgegangen.

Z.

IX.

Theodor an K.

Wien, 20. Febr. 1813.

Während auf der Bühne der Weltgeschichte große Rollen vertheilt werden, sitz' ich noch hier und schmiere Verse für die Kulissenreißer; draußen wirft das gigantische Schicksal seine ehernen Würfel, und hier klappern sie noch mit den Knöcheln in der Tasche, und flüstern sich nur leise in's Ohr: „Gut stehen's!" Nein, schlecht stehen's hier, muß ich Dir nur sagen, nicht kalt, nicht warm. Da ist nun wieder lange die Rede gewesen von einem Manifest, das erscheinen sollte; man wollte „halt nicht hinter die Herren Preußen zurückbleiben." Und nun ist's erschienen, aber vom Kriege steht Nichts darin, weder gehauen, noch gestochen, und darauf kommt jetzt Alles an. Nicht der Kaiser, nicht einer der Erzherzoge nimmt das Wort; Das muß erst durch das vierte und fünfte Maul gehen, damit es recht schaal wird. Da lesen wir nun in unserer Hofzeitung: „Von Seiten des kais. königl. böhmisch-österreichischen obersten Kanzlers, Grafen Ugarte, ist am 9. Febr. nachstehende Weisung an die sämmtlichen Länderchefs der deutschen Provinzen erlassen worden: „„Se. Majestät haben mir die allerhöchsten Gesinnungen dahin zu erklären geruht: „„„Nachdem die Bemühungen Oesterreichs, den erneuerten Ausbruch eines Kontinentalkrieges zu verhindern, fruchtlos gewesen, müssen Se. k. k. Majestät nach der Bestimmung Ihrer politischen Verhältnisse vor allem auf die Sicherstellung der Gränzen Ihres eigenen Reiches bedacht seyn. Diesen Zweck trachteten Allerhöchstdieselben mit dem möglichst geringen Aufwande an Mitteln, also mit der größten Schonung Ihrer Unterthanen zu erreichen. Wie sehr der Erfolg den landesväterlichen Absichten Sr. k. k.

Majestät entsprochen hat, lehrt die Erfahrung"""". (D. h. der Kaiser hat das Silber und das Volk Löschpapier.) """Während der Krieg mit allen seinen verheerenden Folgen die benachbarten Staaten überzog; während ein Theil der Armee mit neuer Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland den alten Ruhm der österreichischen Waffen behauptete, herrschte die vollkommenste Ruhe in der Ausdehnung des ganzen Reiches. Die Ereignisse der letzten Monate näherten den Schauplatz des Krieges den Gränzen der Monarchie. Mit der beschränkten früheren Aufstellung könnte bei einem neuen Feldzuge die Ruhe auf einer, nun weit ausgedehnten, Gränzstrecke nicht gesichert werden. Diese aus der Natur der Dinge fließende Betrachtung würde allein schon die Vermehrung des Observationskorps gebieten. Eine neue, den Gesinnungen des Monarchen und den Wünschen der Nation weit entsprechendere Aussicht erhöht jedoch im gegenwärtigen Augenblicke die Pflicht vermehrter Anstrengung. Das erste Bedürfniß aller europäischen Staaten ist Ruhe. Ein Friede, auf wechselseitiges Interesse gegründet, ein Friede, welcher in seinen Grundlagen die Bürgschaften seiner Dauer trägt, ist das Ziel der Bestrebungen u. s. w."""" Ich bin nicht im Stande, das nüchterne Zeug weiter abzuschreiben. Du siehst, wir sind hier nicht weiter, als die Preußen 1806, wo sie nach der Schlacht von Jena meinten: Ruhe sey die erste Bürgerpflicht! Hier geht man noch einen Schritt weiter, und glaubt halt, das erste Bedürfniß aller europäischen Staaten sey Ruhe! Auf dieser empörten See, unter diesen Ungewittern und Stürmen, von diesen Felsenklippen umgeben, wollen unsere Steuermänner die Hände in den Schoß legen, und mit der gesammten Mannschaft der Ruhe pflegen! Nur durch Kampf, durch einen ehrenvollen Kampf können wir zur Ruhe gelangen. Es könnte uns keine größere Schmach angethan werden, als wenn Napoleon durch ein friedliches Abkommen uns Alle zur „Ruhe" setzte. Ich traue ihm indessen doch noch so viel Energie zu, daß er sich gerade jetzt am wenigsten würde Vorschriften machen lassen. Obwohl er in seinen Reden ebenfalls viel vom Frieden spricht, so führt er doch noch eine ganz andere Sprache, als wir, und man hat nicht wohl gethan, die Rede, die er am 14. Febr. vor dem gesetzgebenden Körper in Paris gehalten, in einem und demselben Blatte mit unserem Manifeste abdrucken zu lassen. „Ich wünsche den Frieden," sagt Napoleon, „die Welt bedarf seiner. Seit dem Frieden von Amiens habe ich ihn viermal durch feierliche Schritte vorgeschlagen. Ich werde niemals einen andern, als einen ehrenvollen, dem Interesse und der Größe meines Reiches angemessenen Frieden schließen. Meine Politik ist nicht geheim-

nißvoll: was ich aufopfern könnte, habe ich zu erkennen gegeben." In derſelben Rede erklärt er aber auch, daß das jetzige Frankreich nicht einen Fußbreit Landes aufgeben, daß die franzöſiſche Dynaſtie in Spanien fortherrſchen, und daß die Unverletzbarkeit der Staaten ſeiner Bundesgenoſſen aufrecht erhalten werden ſoll. Faſt zu naiv klingt es, wenn er am Schluſſe hinzufügt: „Die Ruſſen werden in ihr unholdes Klima zurückkehren!" Das werden ſie wohl, allein ich denke, nicht eher, als wir mit ihnen in Paris geweſen ſind. Neulich wurde mir von meinen lieben, patriotiſchen Freundinnen wiederum ſehr zugeredet, den Ausbruch des Krieges hier abzuwarten, wo es mir bei der Gunſt, welche der Erzherzog Karl mir erwieſen, nicht fehlen könne, ſogleich in ſeine Suite aufgenommen zu werden. Einige Tage trug ich mich mit dieſem Gedanken, und ging geſtern nach der Kaſerne in der Leopoldsſtadt, um ein paar befreundete Offiziere aufzuſuchen. Himmel, welch' Schauſpiel bot ſich hier meinen Augen dar! Ein unglücklicher Soldat mußte Spießruthen laufen. Solche Abſcheulichkeit in unſerm Vaterlande, in unſern Zeiten erleben zu müſſen! Mich überläuft's noch eiskalt; mir war zu Muthe wie dem Marquis Poſa, als er mit dem Fuße „an verbrannte menſchliche Gebeine" ſtieß. Ich machte auf der Stelle Kehrt, und Kehrt für immer dem Regiment des Stockes, aus dem uns kein grüner Lorbeer erblühen wird.

Auf Wiederſehen unter den preußiſchen Fahnen!

Dein

Th.

X.

v. B. an F.

Berlin, im März 1813.

Nun ſind wir — Gott ſey Lob und Dank! die Franzoſen ganz und vollſtändig los, d. h. hier in Berlin; leider ſind ſie noch freiwillig gegangen, denn, aufrichtig geſagt, lieber wär' es mir doch geweſen, wir hätten unſer Hausrecht gebraucht, und ſie hinausgeworfen, damit wir niemand anderem dafür zu danken hätten. Am 4. März in aller Frühe, bei Nacht und Nebel, zogen die letzten zum Halliſchen und Potsdamer Thore auf und davon. Sie hatten in aller Eil' vergeſſen, hinter ſich abzuſchließen, ſo daß unſere guten Freunde, die Koſaken, ihnen

sogleich auf den Fersen saßen, und als es Tag wurde, einen guten Theil derselben bereits als Gefangene zurückbrachten.

Seit dem ersten Einfalle der Kosaken in unsere Stadt ward es den Franzosen immer unheimlicher bei uns. Die Freiwilligen erschienen in immer größerer Anzahl in Uniform, und ich trug gar kein Bedenken, mit dem bei uns einquartirten Kapitän ganz offen darüber zu sprechen, wessen sich Napoleon von Preußen zu versehen hätte. In den Kaffeehäusern war es vielfach zu Händeln gekommen; indessen hatte der hier kommandirende Marschall Gouvion St. Cyr noch immer sehr zuversläßig von der Behauptung Berlins gesprochen. Als nun aber der Aufruf an die Freiwilligen und mehrere öffentliche Bekanntmachungen der „Nationalrepräsentanten" erschienen, soll er bedenklich geworden seyn, und was ihn mehr noch, als die in der Nähe schwärmenden Kosaken, veranlaßt haben soll, den Abmarsch zu beschleunigen, war die Verordnung unseres Königs wegen Tragung der preußischen Nationalkokarde. Er mochte sich aus der Zeit der Revolution erinnern, welche Wirkung in Frankreich jenes Trikolor gehabt, und bei ihm, als altem Republikaner, stiegen gewiß ganz eigene Gedanken auf, als er die betreffende Verordnung las *). Kaum war dieselbe in den öffentlichen Blättern erschienen, so sah man auch schon am folgenden Tage Niemand mehr ohne das Nationalzeichen, und die gewaltige, ich möchte sagen zauberische Macht des Symbols ist mir nie so sichtbar erschienen, wie bei dieser Kokarde. Es sind nur zwei einfache Streifchen Band, schwarz und weiß, also farblos, nichts Glänzendes, Schmuckhaftes, vielmehr Resignation, oder wie unser Fichte es genannt haben soll: „Negation des Scheines." Und doch, welcher Umfang von Bedeutung liegt in diesem Zeichen: Vaterland, Krieg, Tod und Leben, Volksthum, Ehre, Freiheit und Gleichheit, Alles in dem edelsten Sinne des Wortes! Das haben die Herren Franzosen sehr wohl gemerkt; die älteren von ihnen haben die Kriege der Revolution mitgemacht, und wissen von der Wirkung des „blau-roth-weißen" Bandes und der dreifarbigen Fahne zu sprechen. So lustig sehen unsere Farben freilich nicht aus; zu Ballkleidern und Damenhüten eignet sich schwarz und weiß nicht; es sind die Farben der Trauer und des Todes. Erst wenn wir heimkehren als Sieger, wollen wir ein blutiges Roth hinzufügen, denn aus Blut und Tod wird Freiheit und Leben erblühen!

Dein

B.

N. S. Da ich wegen einer Quetschung am Fuße einige Wochen das Bett hüten mußte, habe ich alle anderen Studien bei Seite gelegt

und Scharnhorst's „militärisches Taschenbuch" studirt, mich im Planzeichnen geübt, und denke nun auch die Feldverschanzung noch etwas praktisch zu treiben, bevor ich nach Breslau abgehe. Meinen Schwestern verdankst Du das beikommende Mosaik aus den Zeitungsartikeln, welche die Ueberschrift „Vaterlandsliebe" führen [1]). Vielleicht kannst Du durch Deine Verbindungen in Wien Gebrauch davon machen; es wäre gut, daß schon jetzt Süddeutschland erführe, mit welcher Aufopferung Norddeutschland bereit ist, Gut und Blut für das gemeinsame Vaterland hinzugeben.

XI.

Fr. Schleiermacher an S. in Frankfurt a. M.

Berlin, 30. März 1813.

Auch wir, die Verkündiger des Friedens, haben, wenn auch nicht alle zum Schwert, doch zu der scharfen Waffe des Wortes gegriffen, und an heiliger Stätte zum Kriege, zum Kampfe auf Tod und Leben aufgerufen. Am letztvergangenen Sonntage wurde einer höhern Aufforderung zufolge in allen hiesigen Kirchen der Aufruf des Königs: „An mein Volk" von den Kanzeln verlesen, und den Predigern war aufgegeben, über die Bedeutung des gegenwärtigen Krieges zu den Gemeinden zu reden. Sie wissen, m. F., ich bin kein Fanatiker, keiner von Denen, die in Frankreich und seiner Revolution nur das Verderben der Welt, in Napoleon nur das abstrakte böse Prinzip erkennen, und darüber Anathema rufen; allein Sie wissen auch von mir, daß ich als die wesentliche Bedingung der Entwicklung eines Volkes zu einem wahrhaft christlichen, d. h. freien Staate, die eigenthümliche Nationalität, frei von den Fesseln einer Fremdherrschaft, verlange. Sie wissen ferner von mir, daß ich den Glauben nie verlor, der Genius Deutschlands werde aus den Flammen, die bei Jena über unsern Häuptern, auch über denen, welche Kronen trugen, zusammenschlugen, neuverjüngt hervorgehen. Diesen Glauben, zu dem sich nach jenen Jahren des Unglücks die Edelsten und Tüchtigsten im Volke bekannten, habe ich nie verhehlt, und für die Gewaltherrscher für alle Zeiten mag dies eine große Lehre seyn, daß selbst der gewaltige Napoleon mit seinen Spießen und Stangen den Gedanken und das Wort nicht wehren konnte; der Geist schritt mitten hindurch.

Die Textworte zu meiner Predigt hatte ich aus Jerem. 18, 1—10. gewählt: „Plötzlich rede ich wider ein Volk und Königreich, daß ich es ausrotten, zerbrechen, und verderben wolle: wo es sich aber bekehret von seiner Bosheit, dawider ich rede, so soll mich auch reuen das Unglück, das ich ihm gedachte zu thun. — Und plötzlich rede ich von einem Volke und Königreich, daß ich es bauen und pflanzen wolle: so es aber Böses thut, daß es meiner Stimme nicht gehorcht, so soll mich auch reuen das Gute, das ich ihm verheißen hatte zu thun."

Je reiner und gerechter unsere Sache vor Gott ist, um so mehr ist es unsere Aufgabe, uns diese Reinheit zu bewahren; schon einmal hat unser Uebermuth uns zu Fall gebracht, und so scheint es auch mir dringende Pflicht zu seyn, zu warnen, daß wir uns in Nichts überheben, und nicht ohne offenes Bekenntniß unserer Schuld und Anerkennung der wohlverdienten Züchtigung den gegenwärtigen Kampf beginnen. Hier einige darauf bezügliche Stellen aus meiner Predigt: „Um richtig aufzufassen, was die Hauptsache sey in der großen Veränderung unseres bürgerlichen Zustandes, welche durch die Erklärung dieses Krieges beginnt, müssen wir zurückgehen auf eine ältere, uns allen wohlbekannte, und von einem großen Theile von uns noch selbst erlebte Zeit, als wir nach einem tiefen Verfall und nach schrecklicher Verheerung, welche diese Länder in einem dreißigjährigen Kriege betroffen, durch die Anstrengungen weiser und strenger Regenten, durch glücklich geführte Kriege, am meisten aber durch einen in dem Volke selbst sich bildenden, edlen und freien Geist des Aufstrebens ein Volk und Königreich wurden, von welchem die ganze Welt sah, der Herr wolle es bauen und pflanzen, und habe verheißen, ihm Gutes zu thun. Und plötzlich genug für alle Die, welchen das allmählige Wachsen weniger bemerklich wird, fanden wir uns auf diesem Gipfel. Aber auch allmählig, und indem wir noch lange höher zu steigen wähnten, glitten wir abwärts, und stürzten dann eben so plötzlich hinunter. Denn wir begannen auf unsere Stärke zu pochen, auf die Furcht uns zu verlassen, welche wir andern Völkern einflößen könnten, und so sollte uns ohne Anstrengung der eigenen Kraft, ohne eigene gottgefällige Werke, die Nachwirkung des alten Ruhmes immer höher tragen. Unredlicher Gewinn vergrößerte unser Gebiet auf eine mehr scheinbare, als gedeihliche Weise; denn wir gewannen nur wenig wahre Brüder, die gerne denselben Gesetzen folgten, und auf dasselbe Ziel arbeiteten. Indem andere Staaten sich anstrengten und aufrieben in immer wiederholten Kriegen, zum Theil um dieselben hohen Güter, für die wir jetzt kämpfen wollen, meinten wir durch die Ruhe immer mächtiger zu werden und furchtbarer. So folgte

allmählig auf die trotzige Klugheit die verzagte, und wir wurden noch auf eine andere Weise der Mann, der sich auf Menschen verläßt; denn auch wer Menschen schmeichelt und sie fürchtet, verläßt sich auf Menschen. Mit unserm Ruhm ward auch unser Ehrgefühl je länger, je mehr ein Schattenbild. Und immer mehr wich unser Herz von dem Herrn; in einem aufgeblasenen, unnatürlichen Wohlstande verloren sich immer mehr die alten Tugenden, eine Flut von Eitelkeit und Verschwendung verheerte die mühsamen Werke langer, besserer Jahre, und wie deutlich sich auch die Stimme des Herrn vernehmen ließ, und uns ermahnte zur Buße, wir gehorchten ihm nicht, wir thaten Böses vor seinen Augen, und darum reuete ihn das Gute, das er verheißen hatte, uns zu thun. Und plötzlich, als es eben schien, wir wollten uns aufraffen aus der langen Verblendung und Betäubung, in der aber die Meisten ärger als je befangen waren, plötzlich redete der Herr wider uns, als wider ein Volk und Königreich, das er ausrotten, zerbrechen, und verderben wolle. Da überfiel uns jenes schwere, zermalmende Kriegsunglück, und auf diesen plötzlichen Sturz von der Höhe in den Abgrund folgte das immer tiefer und schmerzlicher sich eingrabende Verderben des Friedens."

Nachdem ich nun darüber ein offenes Bekenntniß abgelegt, zu welcher Entwürdigung nicht nur der Staat und die Regierer, sondern auch die Regierten und der Einzelne durch das schmähliche, von dem Fremdherrscher uns aufgelegte, Joch herabgesunken waren, durfte ich daran erinnern, daß die gegenwärtige Bewegung eine Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln sey. „Wie lange, m. F., sagte ich in dieser Beziehung, haben wir eigentlich keinen Willen mehr gehabt, in unsern allgemeinen Angelegenheiten immer den Umständen uns gefügt, immer der drückenden fremden Gewalt, so weit diese nur reichen wollte! Nun haben wir wieder einen Willen, nun hat der König im Vertrauen auf sein Volk den Entschluß ausgesprochen, in welchem, weil nach diesem Wort und dieser That keine Versöhnung zu hoffen ist, der Entschluß liegt zu einer Reihe muthvoller Thaten, die nur enden können, wie auch das königliche Wort es sagt, mit rühmlichem Untergange, oder mit Sicherstellung dieses köstlichen Gutes der Freiheit. — — Vorzüglich aber erwächst uns eine freudige Hoffnung des Erstehens aus der Art und Weise, wie das große Werk, dessen Beginn wir feiern, sich entwickelt. Lasset uns zuvörderst nicht unerwähnt vorübergehn an den Gaben, die wir von Reich und Arm, von Groß und Klein dargebracht sehen auf dem Altare des Vaterlandes. Wir wollen sie nicht betrachten nach ihrer Zulänglichkeit zu dem Zwecke, dem sie gewidmet

sind, denn wie willig und reichlich gespendet, tilgen sie doch nur einen kleinen Theil des Bedürfnisses, sondern nach ihrer innern Bedeutung und nach dem Geiste, dessen Aeußerungen sie sind. Indem wir sie darbrachten, warteten wir nicht, bis gefordert ward und geboten, sondern so wie wir das Bedürfniß kannten, eilten wir herbei. Wie es der Tod jedes gemeinen Wesens ist, wenn nur der Buchstabe des Gesetzes waltet, und Niemand durch That und Gefühl weiter Theil nimmt, als dieser ihn anweiset, wie dies ein sicheres Zeichen davon ist, daß die höheren Güter des Lebens durch die bestehende Ordnung nicht hervorgebracht werden, und der Durst nach ihnen nicht geweckt wird, so ist dieser treue, lebendige Geist für Das, was dem gemeinen Wesen noth thut, ein sicheres Zeichen davon, daß der belebende Saft wahrer Liebe eingetreten ist in den Staat, und daß die Blätter dieses geistigen Baumes grün bleiben werden, auch in der Hitze und im dürren Jahre. Und wenn Mancher Alles, was ihm von irdischen Kleinodien und Juwelen geblieben war, hingegeben hat, so laßt uns dies ansehen als das nothwendige Anerkenntniß, daß es in diesem Kampfe nicht geht um irdische Güter, sondern um geistige, und daß wir bereit sind, und bis zuletzt auch bleiben werden, zu allen Entbehrungen und Aufopferungen jener, um diese zu gewinnen, und zufrieden, wenn wir, nach glücklich entschiedenem Kampfe, das Gebäude unseres irdischen Wohlstandes auch ganz von Grund auf anfangen müssen zu errichten, das heißt: sich auf den Herrn verlassen, und nur nach seinem Reiche trachten."

„Laßt uns aber besonders sehen auf die Art, wie die Vertheidigung des Vaterlandes soll gestaltet werden. Unter allen Spaltungen, die unsere Kräfte lähmten, und unsere Fortschritte hemmten, war keine unseliger, als die zwischen dem Soldaten und dem Bürger, ruhend auf der eingewurzelten Meinung, als ob Derjenige, der sich mit den Gewerben des Friedens beschäftigt, weder Sinn noch Geschick haben könnte, in den Zeiten der Gefahr sein Eigenthum und das gemeinsame Vaterland zu vertheidigen. Daher die Vorzüge, die Denen eingeräumt wurden, auf denen die Sicherheit des Staates allein beruhte, und noch mehr Denen, die ausschließend berufen waren, jenen zu befehlen; daher der Uebermuth des Soldaten, der den Muth für eine ihm ausschließend eigene Tugend hielt; daher die Eifersucht des Bürgers auf jene Vorzüge und die allgemeine Abneigung gegen einen Stand, der im Frieden nur als eine Last für alle andern erschien. Manche löbliche Versuche waren schon gemacht, dieses Uebel zu vermindern, aber ohne bedeutenden Erfolg. Jetzt soll diese Trennung

aufgehoben werden; nur der Unterschied soll bestehn zwischen Solchen, welche sich mit den eigentlichen Künsten des Krieges fortwährend beschäftigen, und in der Genauigkeit aller Uebungen und Fertigkeiten das Vorbild aller andern sind, und dem Kern, an den diese sich anschließen, und Solchen, die nicht eher, als bis es noth thut, und nothdürftig unterwiesen und geübt, die Waffen ergreifen; aber Muth soll Allen zugemuthet werden, den Gebrauch der Waffen sollen Alle kennen, die Gefahr sollen Alle um so mehr theilen, je höher sie steigt. Man kannte den muthigen Eifer unserer Jugend, wenn es je diesen Kampf gelten sollte; er ward aufgefordert, und wir sahen sie auf den ersten Ruf aus allen Ständen, von allen Beschäftigungen, hin zu den Waffen strömen. — Wo neues Gute schnell verbreitet werden soll, da müssen oft die Väter belehrt werden durch die Kinder; man hofft mit Recht, auch jetzt werde es so seyn, und nach jenem Beispiele der Jugend, für die mehr wir Alles wagen sollten, als sie für uns, werde nun Jeder bereit seyn, an der Vertheidigung des Vaterlandes Theil zu nehmen, nach der ihm angewiesenen Ordnung. Darum errichtet der König nun die Landwehr. Und da auch Dies heute besonders kund gemacht werden soll, so höret, wie er darüber redet [1]).“

„Welches hohe Gefühl muß dieser Beruf in Allen erwecken! welche feste Zuversicht zu der so vereinten Kraft! Welches glückliche Vorgefühl von der Eintracht und Liebe, zu der alle Stände fest werden mit einander verbunden seyn, wenn sie alle neben einander werden gestanden haben, dem Tode entgegen für das Vaterland. Welche glückliche Ahnung von dem gemeinsamen Bestreben, hierdurch ein Leben zu gründen, das solcher Anstrengungen werth sey, und an dem eben so viel Kraft und Einheit sich verkünde!“

In einem zweiten Theile habe ich versucht, Denjenigen, welche durch ihre Stellung und ihre Verhältnisse berufen sind, die Angelegenheiten des Staates und des Hauses in der Heimath zu verwalten, ihre Pflichten an das Herz zu legen und zu zeigen, wie auch wir daheim einen Krieg gegen das Schlechte und Ungerechte zu führen haben.

In der That, eine Aufgabe, wie sie Dienern des Friedens diesmal zu Theil wurde, stellt uns gleichsam mit in Reih' und Glied, und dennoch kann ich nur wiederholen: wir sind fern von allem Fanatismus, wir sind nicht der Kapuziner Haspinger der Tyroler, nicht die blutdürstigen Mönche von Saragossa, die nur für einen heiligen Wahn fochten, und von Menschlichkeit Nichts wußten; die Freiheit, für die wir fechten, ist zugleich in ihrem innersten Kerne die Freiheit des Glaubens und Denkens.

Lassen Sie uns, wenn auch noch durch feindliche Heere getrennt, in gleichem Sinne verbunden hoffen und handeln.

Ihr

Schl.

XII.

Th. an L. in Dresden.

Wien, 10. März 1813.

Durch!

Du kennst, l. B., das Petschaft, welches ich als ein theures Andenken bewahre: ein Pfeil fliegt der Wolke zu, die ihm das Sonnenlicht verbergen will; allein ein Gott hat ihn vom Bogen entsendet, und selbst ein Gott würde ihn nicht wieder zurückrufen können. „Durch!" so heißt der Wahlspruch, der nun auch der meine geworden ist; ich fühle mich als Pfeil und mein Weg liegt vor mir! Das beifolgende hingeworfene Gedicht sagt Dir, wie es gemeint ist. Morgen verlasse ich Wien, und in wenigen Tagen schwöre ich in Breslau zu den preußischen Fahnen, die ja, so Gott will, die Fahnen von ganz Deutschland werden sollen. In dem Briefe an die Meinen halte ich nun nicht länger hinter dem Berge; ich weiß, daß ich einen Vater habe, der mich auch jetzt nicht verkennen wird; Mutter und Schwester hoffe ich zu beruhigen, wenn ich selbst nach Dresden komme, wohin uns die Kriegsfortuna bald führen möge. Die Zeit ist mir heut gemessen; es gilt noch, Abschied von der Braut zu nehmen. Bitte den Vater, Dir meinen Brief mitzutheilen. Auf baldiges Wiedersehen!

Dein

Th.

XIII.

Theodor an seinen Vater.

Wien, 10. März 1813.

Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden

noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zu Reife gediehen ist. Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen, Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, laß mich ihr würdiger Jünger seyn! Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche Leben mit Freuden hinwerfen, um, sey's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Uebermuth, Leichtsinn, Wildheit! Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne des Glückes in schönem Bunde auf mich nieder leuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt; jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sey für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da; er hätte auf einem andern Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können; er ist der Menschheit noch ein größeres Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist Keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu! Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte: wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe seyn zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturme die muthige Brust entgegen drücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spottheater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen; die Mutter wird weinen! Gott tröste sie, ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich nicht verlassen. Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Blütenleben mit allen Kränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. Sonnabend oder Montag reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft; vielleicht schickt mich auch Humboldt als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung

sich zu den Füßen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferde, darüber bin ich noch nicht entschieden; es kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Meine geliebte Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit wieder ihre große Seele bewiesen; sie weint, aber der geendigte Feldzug wird ihre Thränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben: wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein

Th.

XIV.

F. an v. B. in Berlin.

Dresden, 11. März 1813.

Nun fängt es endlich an, auch bei uns sich zu regen; auch wir haben hier ein kleines Gefecht auf der Brücke gehabt, und meine braven Landsleute haben sich gut gehalten. Vor einigen Tagen wurde den Einwohnern angekündigt, daß ein Armeekorps des Generals Reynier von 10 bis 12,000 Mann einrücken werde, um die gute Stadt gegen die räuberischen Horden der Feinde zu schützen. Man wußte indessen bald, daß diese Angabe sehr übertrieben sey, denn da eben in der Altstadt Jahrmarkt abgehalten wird, hatten sich die Marschkommissäre damit begnügt, daß die Einquartierung blos nach der Neustadt gelegt werden sollte, und durch Erkundigung, die ich einzog, erfuhr ich, daß das ganze Armeekorps aus 1500 Mann Franzosen und 1000 Mann Sachsen bestand. Da die Neustadt bis auf ein paar verfallene Wälle im Garten des japanischen Pallastes keine Spur mehr von früherer Befestigung hat, wurden zwischen dem schwarzen und weißen Thore Palliſaden eingeschlagen; man glaubte, mit ein paar solchen Zahnstochern die russisch-preußische Armee abzuhalten, die, wie wir wissen, von Bauzen und Großenhain im Anmarsch ist. Gestern konnt' ich meine Neugier und Sehnsucht nicht länger bezähmen; ich nahm mir vor, den Russen entgegen zu gehn, und nicht eher zurückzukehren, als bis ich Kosaken gesehen. Ich machte mich bei guter Zeit auf den Weg, in der Tasche eine Flasche Branntwein, dem ich zur Verstärkung einen Zusatz von gestoßenem Pfeffer gegeben hatte; denn wenn's den Kosaken nicht

aus dem Halse herausraucht, da meinen sie, es sey nur Wasser. Kaum war ich mit E. ein Stündchen auf der Königsbrücker Straße gegangen, so sahen wir einige Reiter mit Lanzen aus der Haide herauskommen und lustig umherflankiren. Du glaubst nicht, wie unser Herz vor Freude laut aufjauchzte. Ich rief ihnen „Hurrah!" zu, und hielt ihnen als Friedens- und Freundschaftszeichen meine Flasche entgegen. Zu fürchten war nicht, daß sie es für ein Pistol oder anderes Mordgewehr halten würden; ich trank ihnen zu, und bald war die Flasche geleert. Als wir uns aber unsern neuen Freunden empfehlen wollten, hielten sie uns fest, und ich merkte nun, daß sie uns entweder für Spione oder für sonst verdächtige Subjekte hielten; zwei nahmen uns zwischen ihre Pferde, und nun hieß es: **paschol!** — Zum Glück kam eben ein zweiter Trupp an, bei dem sich ein Offizier befand, welcher deutsch sprach. Er freute sich, von mir genaue Nachricht über die Stärke der Feinde zu erhalten, und mit dem Versprechen, ihm am folgenden Tage neue Nachrichten zu bringen, wurde ich entlassen. Als wir am Abend nach der Stadt zurückkamen, hörte ich, daß es auf der Brücke Lärm gäbe, weil die Franzosen die Pfeiler minirten, um sie in die Luft zu sprengen. Wir fanden die Brücke von einem schwachen französischen Posten besetzt, und sächsische Sappeurs waren beschäftigt, das Pflaster aufzureißen. So müd' ich war, eilt' ich nach jenem bayrischen Bierhause, wo ich denn auch eine gute Anzahl Handwerker beisammen fand. Ich erzählte ihnen, was auf der Brücke vorgehe, und wie es nur darauf ankäme, die Brücke heut noch zu retten, denn morgen würden „Andere" dafür sorgen. Meine ehrlichen Jungens waren sogleich bei der Hand; im Vorbeigehen holten die Schlosser sich ihre Hämmer, die Zimmerleute und Maurer anderes Handwerksgeräth, und so zogen wir mit Gesang der Brücke zu. Es schloß sich uns bald eine große Menschenmenge an. Die französischen Posten auf der Brücke wurden auf die Seite gedrängt, den Sappeurs ihr Handwerksgeräth weggenommen, und Schaufeln und Hacken in die Elbe geworfen. Die Maurer und Steinsetzer stellten das Pflaster wieder her, und legten im eigentlichsten Sinne Pflaster auf die der Brücke geschlagene Wunde. Wir gingen spät in der Nacht aus einander, und Alle versprachen, des Morgens bei guter Zeit sich wieder einzufinden. Als ich gestern früh vor Tage über die Brücke ging, fand ich nicht mehr als zwei Mann Wache darauf, und Alles war ruhig; allein bald sammelten sich Handwerker, Bürger, Markthelfer, und anderes Volk. Anfänglich wurden die Patrouillen noch durchgelassen, jedoch nur um sie zu verhöhnen; als nun aber ein größeres Kommando kam, um die Brücke zu räumen, ein

französischer Ingenieuroffizier eine Meßkette hervorlangte, und zu messen anfing, wurde ihm sein Apparat fortgerissen und über Bord geworfen. Jetzt zog er vom Leder, die französischen Sappeurs machten von ihren breiten Messern Gebrauch, und einige Bürger wurden verwundet. Dies war das Signal des allgemeinen Angriffs. Ein Holzhauer schlug dem Offizier mit der Art den Hut so tief über die Augen, daß er nicht mehr sehen konnte; eine zweite Patrouille kam dazu, und drang mit dem Bajonette vor, da ihnen die Gewehre wahrscheinlich in Rußland eingefroren waren. Die Volksmasse drängte die Franzosen zurück, und einer ihrer Offiziere, der die Tollheit hatte, einen sächsischen Husaren zu schlagen, weil dieser nicht einhauen wollte, wurde **sans façon** und **sans phrase** in die Elbe geworfen, und die Brücke von dem Volke behauptet. Das Erfreulichste bei der ganzen Sache war, daß einige Kompagnien sächsischer Infanterie, welche ganz nahe dabei vor der katholischen Kirche exerzirten, nicht im mindesten Lust hatten, ihren französischen Kameraden zu Hilfe zu kommen. Es wird ja endlich auch diesen Leuten klar werden, daß sie nicht länger gemeinschaftliche Sache mit den Feinden des Vaterlandes machen dürfen. — Von jetzt an hielt das Volk die Brücke besetzt, und kein Franzose ließ sich sehen; auch ich begab mich mit M. nach dem Jägerhof an den gewöhnlichen Mittagstisch, wo wir erfuhren, daß eine Schwadron sächsischer Kürassiere beordert sey, das Volk aus einander zu treiben, da die Franzosen nicht einen einzigen Mann zu Pferde mehr besitzen. Als wir nach Tische wieder zur Brücke kamen, fuhren unter militärischer Bedeckung einige Wagen mit Brettern und Balken vor uns her, durch welche die Brücke gesperrt werden sollte. Die Sappeurs wollten jetzt auf's Neue ihre Arbeit beginnen, allein Balken und Bretter wurden über das Geländer geworfen, und das aufgerissene Pflaster wieder zugeschüttet. Die Kürassiere kamen jetzt im Trabe angeritten; der Rittmeister kommandirte, vom Leder zu ziehen; — er hatte nicht übel Lust, einhauen zu lassen. Da trat ein braver Maurergeselle vor, rief Halt! und sagte: „Kameraden, wir sind Alle Brüder und Landsleute, Ihr werdet nicht auf uns einhauen, wir wollen lieber die Franzosen todtschlagen!“ Die Kürassiere nahmen Räson an, steckten unter allgemeinem Hurrah- und Vivat-Rufen die Säbel ein, und machten Kehrt. — Die Franzosen waren so klug, sich still in ihren Quartieren zu verhalten; sie scheinen von einer panischen Furcht ergriffen zu seyn, zumal wenn es gilt, gegen einen Volksaufstand zu marschiren. Unterdessen wurde die Menge immer verwegener; der Maurergeselle und einige andere Wortführer schrien laut: man müsse alle Franzosen todtschlagen, und mit den Ge-

neralen müsse man den Anfang machen. Seine Rede wurde mit dem größten Beifall aufgenommen, und das Volk zog nun vor den Brühl'schen Pallast, in welchem sich das Hauptquartier des Generals Reynier befand. Die Schildwachen wurden entwaffnet, und die Fenster eingeworfen. Dieselbe Auszeichnung widerfuhr dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron Senft v. Pilsach. Erst spät in der Nacht war es der Bürgergarde, mehr durch Zureden, als durch Gewalt, gelungen, die Leute zur Ruhe zu bringen. Der Polizeidirektor oder irgend so ein Herr vom Rathhause versicherte, so eben von dem General Reynier das Versprechen erhalten zu haben, daß er die Brücke nicht in die Luft sprengen werde. So albern diese Versicherung ausgesonnen war, so ließ sich doch das Volk, das ohnedem müde, hungrig, und durstig geworden war, zum Nachhausegehen bereden. Einige Handwerksburschen und Arbeiter, unter andern auch mein braver Maurergeselle, sind indessen beim Nachhausegehen ergriffen, und sofort nach dem Königstein abgeführt worden. — So Etwas sollte unser Einem jetzt begegnen! Nein, nun nicht länger hier gezaudert; ich erwarte nur noch einen Brief aus Breslau, und dann flieg' ich zu Dir.

Den 12. März.

Ein hochedler und hochweiser Rath hat nicht versäumt, doch auch ein Wörtchen mitzusprechen, und eine Proklamation an die guten Bürger erlassen. „Wir sind überzeugt," — so sprechen Bürgermeister und Rath in dieser drangvollen Zeit — „daß der verständige Theil des hiesigen Publikums das gerechteste Mißfallen über das gestrige Ereigniß mit uns theilt, aber wir ermahnen auch unsere sämmtlichen Mitbürger auf das Ernstlichste, durch voreilige Aengstlichkeit in diesem verhängnißvollen Zeitpunkte die Bedrängnisse nicht zu vermehren, sondern mit der den friedlichen Bürger ehrenden Ruhe und Fassung Dem entgegen zu sehen, was die Vorsehung über uns beschlossen hat, und was daher menschlicher Wille nicht zu ändern vermag. — Unsere Mitbürger dürfen überzeugt seyn, daß wir selbst alle Mittel, welche in unsern Kräften stehen, angewendet haben, und ferner aufbieten werden, um jede Gefahr, welche unsere liebe Königsstadt und deren Bewohner bedroht, abzuwenden, oder doch zu vermindern."

Wenn doch die Franzosen, anstatt der Brücke, lieber Bürgermeister und Rath in die Luft sprengen wollten! Allein solche Proklamationen sind freilich nicht einmal einen Schuß Pulver werth!

Den 19.

Unsere schöne Elbbrücke ist nicht mehr! Gegen Reynier und seine paar tausend Mann hätten wir sie noch gehalten; allein er rief sich den Marschall Davoust mit 10,000 Mann zu Hilfe, und dieser machte freilich andere Anstalten. Er ließ auf der Brühl'schen Terrasse Kanonen aufpflanzen, und die Brücke mit Ketten, Kanonen, und großen Infanterie- und Kavalleriepiquets sperren; Patrouillen durchsprengten die Stadt, und wo nur drei Mann versammelt waren in des Vaterlands Namen, die wurden auseinander gejagt oder arretirt. Er hatte Bergleute von Freiberg kommen lassen, die einen tiefen Schacht mit mehreren Gängen in den dritten Pfeiler vom Schloß ab treiben mußten; es ist ihnen gewiß niemals ihr „Glück auf!" schwerer vom Herzen gegangen, als bei dieser Arbeit. Gestern Abend sah ich spät noch mit Fackeln auf der Brücke hin und hergehen; die Neugier trieb mich hin; als man mich anhielt, sagte ich, ich gehöre zu den Bergleuten, und so kam ich zu einer Szene, welche des Pinsels eines Rembrandt würdig gewesen wäre. Davoust hatte dem Gouvernement die Sprengung der Brücke als unwiderruflich für den nächsten Morgen angekündigt, und zwar recht höhnisch, wie die Hinrichtung eines Patrioten, am hellen Tage! „Die Brücke wird morgen früh gesprengt; ich will der aufrührerischen Bürgerschaft dies Schauspiel nicht vorenthalten." Nun hatte man in aller Bestürzung den Herrn Christus vergessen; ich meine das vergoldete Kruzifix, welches gerade auf dem dritten Pfeiler steht. Erst spät am Abend war es einem frommen Bergmann eingefallen, daran zu erinnern, und so konnte nur mit Mühe noch von dem Marschall die Erlaubniß, den Erlöser zu retten, ausgewirkt werden. Bei dieser „Abnahme vom Kreuze" war ich gegenwärtig. Die Nacht war dunkel und still; nur die Wellen des Stromes schlugen unten an den Pfeiler mit schadenfroh rauschendem Vorgefühl. Das Flackern des Feuers, das Licht der Pechfackeln, warf grelle Streiflichter auf die Szene. An das Kreuz waren Leitern angelegt; auf der einen stand ein alter Schlosser mit rußigem Gesicht und brauner Pelzmütze, und zog mit seiner Zange die Nägel aus den Händen; ein paar handfeste, bärtige Sappeurs faßten den Leichnam, und wurden dabei von einigen Bergleuten unterstützt; unten standen vier Portechaisen-Träger mit einer Bahre, über welche weiße Linnen gebreitet waren. Ein Offizier, mit faltenreichem blauem Mantel, hatte zwei Damen am Arme, die sich der Thränen nicht erwehren konnten, als das Kruzifix fortgetragen wurde, und somit die letzte Hoffnung, die Brücke erhalten zu sehen, verschwand; denn in den letzten Tagen

hatte ſich unter dem Volk die Sage verbreitet, daß, ſo lange der Herr Chriſtus die Brücke bewache, weder Feuer noch Waſſer ihr ſchaden könne.

Am andern Morgen verkündigten drei auf einander folgende Kanonenſchüſſe, daß die Hinrichtung vor ſich gehe, und ſich Jedermann zu Hauſe halten ſollte. Ich eilte in den Garten meines Nachbars, von wo man die Ausſicht auf die Brücke hat; eine dichte Rauchſäule ſtieg auf, ein dumpfer Donner tönte herüber, eine Zeit lang umhüllte die ſchwarze Pulverwolke die Stätte der Zerſtörung. Welch ein gräßlicher Anblick eröffnete ſich meinen Augen, als der Rauch ſich zerſtreute! Die ſchöne Reihe der Pfeiler, die feſt und blendend wie eine Reihe der ſchönſten Zähne ſo oft den ſchäumenden Wellen und den andonnernden Eisſchollen Trotz bot, iſt gebrochen, und die ſchwarze Lücke entſtellt das ſchönſte Gebäude Europa's. Und wie unnütz war dieſe Verwüſtung! Ein Zimmermann, den ich im Garten ſprach, verſicherte, in ſechs, höchſtens zwölf Stunden ſey es möglich, die Brücke wieder praktikabel zu machen, während man durch ſpaniſche Reiter und Barrikadirung ſie auf acht Tage hätte unzugänglich machen können; ungerechnet, daß die Kanonen auf der Brühl'ſchen Terraſſe jeden Uebergang unmöglich machten. Und für dergleichen Liebesdienſt iſt Friedrich Auguſt über alle Maßen devot und ergeben, und lähmt die gute Geſinnung des Volks auf entſchiedene Weiſe.

Den 26.

Wir in Neuſtadt - Dresden ſind, Gott ſey Dank! — die Franzoſen los. Oberſt Brendl, ein Deutſcher, iſt mit dem Vortrab der Koſaken unter großem Volksjubel bei uns eingerückt, und die Franzoſen, Sachſen, und Bayern am jenſeitigen Ufer müſſen zuſehen, wie wir dieſſeits frei und fröhlich ſind. Die Koſaken ſind eben ſo luſtige Kerls, als die Franzoſen; ſie tanzen, ſpielen komiſche Spiele, und ihr Biwacht iſt ein Jahrmarkt von allerhand Trödel, den ſie den Franzoſen abgenommen haben.

Den 28. März.

Hoch lebe Boruſſia! So eben ſind die brandenburgiſchen Huſaren als Vortrab des Blücher'ſchen Korps hier eingerückt. Es iſt doch noch etwas ganz Anderes, mit Landsleuten Brüderſchaft zu trinken, als mit Koſaken. Die Franzoſen haben nun auch die Altſtadt geräumt, da oberhalb bei Schandau und unterhalb bei Meißen die Ruſſen übergeſetzt ſind, und ihnen den Rückzug abzuſchneiden drohen. Euer alter

Blücher führt doch bei Gott eine andere Sprache, als unsere alten Perücken hier zu Lande. Er hat einen Aufruf an die Sachsen gerichtet, der an allen Straßenecken angeschlagen worden ist *), und das Volk liest ihn mit Theilnahme, bis auf die bedachtsamen Philister, die den Kopf schütteln und nach Hause gehen. Wenn doch nur irgend ein großartiger Charakter, wie Schill und York, hier an die Spitze der Truppen sich stellen möchte. Noch immer steht meine Hoffnung auf Thielmann; er ist Kommandant von Torgau geworden, und hat, wie man sagt, sogar gegen den Befehl des Königs, sich geweigert, auch nur einen einzigen Franzosen in die Festung aufzunehmen. Sachsen könnte jetzt ein großes Gewicht in die Wagschale des Weltgerichtes legen. Wir haben 4 Millionen Einwohner; laß davon 100,000, ja auch nur 50,000 sich bewaffnen; die Brüder in Franken, Hessen, Westphalen, stehen bereit, sich an uns anzuschließen; wir hielten das Fichtelgebirge, den Thüringer Wald, den Spessart und den Harz besetzt; es bliebe Napoleon kein anderer Weg, als durch den Teutoburger Wald, und hier sollte die französische Tyrannei, wie einst die römische, ihr Grab finden. Allein die bloßen guten Worte thun's halt bei uns nicht; Alexander müßte dem Könige v. Sachsen ankündigen: binnen 8 Tagen sey in Dresden, sonst ist es um Dein Land und Deine Krone gethan! Käm' er nicht, so müßte er für entthront erklärt, und dem Land eine einstweilige Verwaltung, zu welcher man ausgezeichnete sächsische Patrioten berufen müßte, gegeben werden. Es wär' jetzt wohl an der Zeit, daß die Ernestinische Linie ihr Recht geltend machte: das protestantische Sachsen würde den Herzog von Weimar mit Begeisterung aufnehmen.

Der russische General en chef, Graf Wittgenstein, hat ebenfalls einen Aufruf an die Sachsen erlassen; dieser führt schon eine etwas festere Sprache, als Blücher, und Das ist auch recht gut *). Was den Russen eine gute Aufnahme in Deutschland sichert, ist, daß nicht nur der Kaiser seiner Bildung nach ein Deutscher ist, sondern auch die ersten Generale sämmtlich Deutsche sind, die uns wie ihre Landsleute betrachten.

Niemals ist wohl einem Volke von einem fremden Feldherrn ein so ehrenvolles und dabei so wahrhaftes Zeugniß ausgestellt worden, als es der russische Feldherr den Preußen ausstellt. Die heiligen Ideen der Freiheit und der Menschenrechte, welche die französische Revolution geltend machen wollte, als der Tyrann sie mit ehernen Füßen zertrat, scheinen in Preußen aufzuleben. Ein Wittgenstein verkündet, daß die Stammbäume und Geschlechtsregister mit dem Jahre 1812 schließen

ſollen, daß nur die Erhebung Deutſchlands edle Geſchlechter hervorbringen kann. Das ſind Worte, aus denen eine neue Weltgeſchichte hervorgehen wird. Nun bin ich feſt entſchloſſen, Dich hier zu erwarten. Die Deinen ſind wohl und freuen ſich, Dich bald zu umarmen.

Dein

F.

XV.

v. B. an F.

Berlin, 24. März 1813.

Unſere Berliner ſind doch ein munteres Völkchen, Das muß man ihnen laſſen, zumal wenn es gilt, ihrem Patriotismus freien Lauf zu laſſen. Der Einzug des Generals York, welcher geſtern ſtatt fand, bot hierzu die erwünſchteſte Gelegenheit. York und ſeine Truppen ſind empfangen worden, daß man den Kaiſer Alexander nicht freudiger und glänzender empfangen haben würde. Bis nach Weißenſee, eine Stunde von hier, wo er ſein Hauptquartier hatte, war die halbe Bevölkerung der Stadt ihm entgegen geſtrebt. Um den ausgezeichneten Feldherrn, welcher bereits durch einen Armeebefehl des Königs wegen des Abſchluſſes der Konvention mit Diebitſch vollkommen gerechtfertigt worden iſt, auf das ehrenvollſte zu empfangen, waren der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, der kommandirende ruſſiſche General, Graf Wittgenſtein, der ruſſiſche Militärgouverneur von Berlin, Fürſt Repnin, alle hier anweſende ruſſiſche und preußiſche Generale, und die Bürgergarde zu Pferd ihm entgegen geritten. Vor dem neuen Königsthore war eine Abtheilung Freiwilliger zu Fuß und eine zu Pferd, und an der Königsbrücke das Kadettenkorps aufgeſtellt. Der Prinz Heinrich reichte dem Generale die Hand, und hieß ihn unter lautem Hurrahruf der Menge willkommen. Dieſer Freudenruf begleitete die vaterländiſchen Krieger bis mitten in die Stadt; aus allen Fenſtern wehten Teppiche und Tücher, und von dem Balkon des königlichen Schloſſes grüßten die Prinzeſſinnen herab. Eine ſchönere Truppe, als dieſes York'ſche Armeekorps, hat Berlin noch nie geſehen; auch ſind es die ausgezeichnetſten Regimenter der Armee, welche der König dieſem Feldherrn anvertraut hatte. Voraus das ſchwarze Leib-Huſarenregiment mit den Todtenköpfen, das Huſarenregiment Nr. 3, zwei oſtpreußiſche Dragonerregimenter, das oſtpreußiſche Jägerbataillon, das Leib-Infanterieregiment, das Regiment Kolberg, mehrere vortrefflich beſpannte Bat-

terien, und bei jedem Regimente ſchon freiwillige Jägerabtheilungen mit vortrefflicher Hornmuſik. Man begreift nicht, wie es noch Jemand in dem Alltagsrock aushalten kann, wenn er die Trompeten und Hörner rufen hört. — B. und L. ritten ſchon mit einem Zuge als ſchwarze Huſaren bei den Jägerabtheilungen des erſten Leib-Huſarenregiments und auch ich trage nun bereits den Todtenkopf auf meinem Tſchako.

Der Prinz Heinrich gab dem tapferen Feldherrn und ſeinen Offizieren ein glänzendes Mittagsmahl; die Soldaten fanden bei ihren Wirthen die freundlichſte Aufnahme. Am Abend erſchien der General York im Theater, wo das Hurrah- und Vivat-Rufen wiederum kein Ende nahm. Dieſe Ausbrüche der Freude wiederholten ſich öfters während des Liederſpiels „Liebe und Treue," beſonders als in transparenter Schrift, wie durch einen Zauberſchlag, die Worte: „Es leben die Retter des Vaterlandes!" erſchienen. Zum Schluß gab man Wallenſtein's Lager. Bei dem: Auf, auf, Kameraden, auf's Pferd! auf's Pferd! erhob ſich das ganze Publikum und ſtimmte mit ein. Eine ſchönere Genugthuung für den gewagten Schritt, den er that, konnte General York nicht erhalten, als dieſen Volksjubel, mit welchem er überall empfangen wurde. Um ſo erfreulicher und ungetrübter aber iſt der Jubel, da unſer König mit einſtimmt, ja diesmal, obgleich nicht gegenwärtig, dennoch den Ton dazu durch den ſchon erwähnten Armeebefehl angab.

Aus ſehr ſicherer Quelle weiß ich jetzt, daß York nicht, wie man vorgab, nach einer geheimen Inſtruktion gehandelt, ſondern ganz auf ſeine eigene Gefahr, und in der Ueberzeugung, daß es in der Weltgeſchichte Augenblicke gibt, wo man nur ihr allein verantwortlich iſt, gehandelt hat.

York hat ein großes Beiſpiel gegeben. Die geſtrengen Herrn Kamaſchenhelden werden ihn vielleicht verurtheilen; allein ſein Gewiſſen und ſein König haben ihn gerechtfertigt. Die Wirkungen ſeiner That wären unberechenbar, wenn ſich an der Spitze des öſterreichiſchen, des ſächſiſchen, des bayriſchen, des weſtphäliſchen Heeres Männer wie York befänden. Ein guter Anfang iſt bereits von einer Anzahl von Offizieren der Rheinbund-Truppen gemacht worden, welche in die von dem Kaiſer von Rußland errichtete deutſche Legion eingetreten ſind und zu Königsberg unter dem 15. März eine öffentliche Erklärung darüber bekannt gemacht haben *). Dies iſt die Sprache, die, wir dürfen es mit Zuverſicht hoffen, bald alle Ehrenmänner führen werden. Den nächſten Brief hoff' ich aus dem Feldlager datiren zu können.

Dein v. B.

N. S. Hierbei wieder einige Auszüge aus den öffentlichen Blättern, die freiwilligen Beiträge betreffend *).

XVI.

Theodor an L.

Breslau, 18. März.

Zur Begrüßung des preußischen Gränzadlers.

Sey mir gegrüßt im Rauschen Deiner Flügel,
Das Herz verheißt mir Sieg in Deinen Zeichen.
Durch! edler Aar, die Wolke muß Dir weichen,
Fleug' rächend auf von Deiner Todten Hügel.

Das freie Roß gehorcht dem Sklavenzügel,
Den Glanz der Raute seh' ich welk verbleichen,
Der Löwe krümmt sich unter fremden Streichen:
Du nur erhebst mit neuem Muth die Flügel!

Bald werd' ich unter Deinen Söhnen stehen,
Bald werd' ich Dich im Kampfe wieder sehen,
Du wirst voran zum Sieg, zur Freiheit wehen!

Was denn auch immer aus dem Sänzer werde,
Heil ihm! erkämpft er sich mit seinem Schwerte
Nichts, als ein Grab in einer freien Erde.

Mit diesem Zurufe, l. B., habe ich den Adler, dessen Fahne ich nun folge, begrüßt. Vor Allem nur Dieses: engagire Dich bei keinem andern Regimente, ich habe Dich schon in die Stammrollen des Lützow'schen Jägerkorps eintragen lassen. Unsere Uniform ist eine schwarze Kutka, oder Litewka, wie sie es gewöhnlich nennen, ein polnischer kurzer Rock jedoch ohne Troddeln und Schnüre, mit rothem Vorstoß, und ein Tschako mit Ueberzug von Wachstuch. Nirgend auf der Welt fändest Du solche Gesellen beisammen, als bei unserer schwarzen Schaar; das Korps zählt schon an 1000 Mann, — ein Wallenstein'sches Lager in einer erhöhten Potenz. Zusammengeschneit aus aller Herren Ländern sind wir, Das ist wahr; auch fehlt es nicht an lustigen Brüdern, da alle Universitäten uns ihre flottesten Bursche geliefert haben; allein Rohheit und Gemeinheit sind gebändigt durch die heilige Weihe unseres Berufes. Kopfhänger und Betbrüder, worauf es wohl hier und da abgesehen ist, wollen wir nicht werden; doch wird Begeisterung für

das edelste Ziel uns auch in den frohen Stunden das rechte Maß halten lehren. So singen wir beim Champagner aus vollem Herzen:

Frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet!
Denn setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie kann Euch das Leben gewonnen seyn.

Der zweite Mann muß verloren seyn, darauf sind wir Alle gefaßt; ich bin es auch, und deßhalb hier schon mein Bekenntniß. Von meinen Freunden bist Du es und Falkenstein, von denen ich weiß, daß sie in meinem Geiste dichten und denken: wir drei wollen also einen Liederbund schließen; Einer von uns wird ja wohl übrig bleiben, und der sorge dann für Erhaltung Dessen, was die Andern gesungen haben und singe fröhlich weiter. An die Wiener Freundinnen habe ich den Aufruf unseres Königs geschickt, und ich lege Dir einige Abdrücke zur Verbreitung in Sachsen bei. Müssen nicht alle deutschen Fürsten, die solch Evangelium lesen und nicht daran glauben, schamroth werden! In einer solchen Sprache hat noch kein König, kein Fürst zu seinem Volke geredet, so lange deutsch gesprochen wird [10]; dieser Donner wird nicht leer in den Lüften verhallen, und daß der Blitz einschlägt, dafür laß uns sorgen.

Wie müssen wir Gott danken, daß er uns eine so große, herrliche Zeit mit erleben ließ. Alles geht mit so freiem, stolzen Muthe dem großen Kampfe für's Vaterland entgegen; Alles drängt sich, zuerst für die heilige Sache bluten zu können. Es ist nur ein Wille, nur ein Wunsch in der ganzen Nation, und das abgenutzte: Sieg oder Tod, bekommt eine neue heilige Bedeutung.

König und Volk, Staat und Vaterland sind hier in innigster Gemeinschaft verbunden; Das, was man Hof und Hofstaat nennen könnte, gibt es nicht mehr; das ganze Land ist ein Feldlager der Freiheit geworden. Bietet die Nation Alles auf, um Hingebung und Treue zu bewähren, so bietet der König Alles auf, um Dies anzuerkennen. Einen neuen Beweis hievon gibt die Stiftungsurkunde des eisernen Kreuzes, eines Ordens, der einzig und allein für Auszeichnung in diesem Kriege gestiftet worden ist, während alle andern Orden aufgehoben worden sind. Der alte Unterschied, wo man dem tapferen Grenadier eine bleierne Münze, und dem feigen Hofjunker einen goldenen Stern gab, hat aufgehört; bei dem eisernen Kreuze wird nicht gefragt: wie viel Ahnen zählst Du? sondern: hast Du dich brav gehalten? Das ist ein Prinzip, aus dem eine neue Gestaltung der ganzen bürgerlichen Ordnung hervorgehen kann. Doch jetzt sey unser Blick nur auf den Feind gerichtet; das Andere wird sich hernach schon finden.

Da unſer Korps nicht eher marſchiren ſoll, als bis mindeſtens zwei Bataillone und zwei Schwadronen vollſtändig organiſirt ſind, ſo würde mich ein Brief von Dir noch in Zobten, wohin ich beordert bin, treffen.

Dein

Th.

XVII.

Sch...z an F. in Dresden.

Berlin, 20. Febr. 1813.

Ich? — oder Nicht-Ich? das iſt jetzt die Frage!

Als ich, lieber F., im vergangenen Herbſte Dich in D. beſuchte, war es nicht möglich, daß wir uns verſtändigt hätten. Du fandeſt, wie ich, das Leben erbärmlich, und meinteſt: Ruhe ſey nur in den Armen der Natur, oder in Befreundung mit der Kunſt zu finden. Ich dagegen wollte weder von Natur, noch von Kunſt Etwas ſehen und hören; Befriedigung auf dem Gebiete des Sinnlichen genügte mir nicht; meine Heimath war eine transſzendentale Welt des Idealismus, wo ich, und wenn die ganze Dieſſeitigkeit zu Grunde ging, mein Ich gerettet wußte. In unſern Tagen ſcheint nun auch für die Wiſſenſchaft ein Wendepunkt einzutreten; die Idealität ſehnt ſich nach einer Realität, ja, ſie geht ſogar darauf aus, ſich dieſe Realität zu erobern. Denn, was Du mir auch von Vaterland, Aufruf des Königs, Patriotismus, und Freiwilligkeit ſagen magſt, die allein gebietende Macht iſt das Ich, das aus ſeiner Zurückgezogenheit in ſich ſelbſt in das Daſeyn tritt, um ſeiner ſelbſt bewußt zu werden. Welche Allmacht dem Ich gegeben iſt, hat uns der franzöſiſche Alleinherrſcher gezeigt; er iſt nichts Anderes, als die Inkarnation des Ichs, welches ſich ſelbſt will. Was vermochten gegen ihn alle Koalitionen, was haben England und Oeſterreich, Rußland und Preußen ausgerichtet? Weder mit Kanonen, noch mit Bajonetten, weder mit engliſchen Guineen, noch mit Wiener Papierſchnitzeln war dieſer Geiſt zu bannen. Nun aber iſt das Zauberwort gefunden: gegen das Ich, welches ſich ſelbſt will, tritt in unſerm Fichte das Ich auf, welches ſich ſelbſt weiß, und es wird von Napoleon heißen, wie Luther vom Pabſte ſingt: „Ein Wörtlein kann ihn fällen!“ Seitdem ſich die Philoſophie gegen Napoleon erklärt,

ist ihm sein Urtheil gesprochen. Es kommt Alles darauf an, unsern Gegner zu erkennen; Fichte hat ihn erkannt, und diese Erkenntniß zu einer Thatsache des Bewußtseyns erhoben, dessen Ausführung das sich selbst wissende Ich getrost den Waffen anvertrauen kann.

Wie sehr hätte ich gewünscht, Du hättest den Vorlesungen „über die Bedeutung des wahrhaften Krieges," mit denen uns unser geliebter Lehrer entließ, beigewohnt; diese Worte werden endlich die Welt überzeugen, daß die Philosophie nicht so ein leeres Hirngespinnst ist, wie man gewöhnlich glaubt; diesmal geht sie auf den Mann und erdrückt ihren Gegner, wie Herkules den Antäus, in den Lüften. Auch Napoleon hat sich immer auf die Seite des gemeinen Bewußtseyns gestellt und mit Verachtung von den „Ideologen" gesprochen. Nun aber haben sich die Idee und der Logos verbündet, und kündigen ihm den Krieg an; wer aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen muß, kann nicht zweifelhaft seyn.

Die Grundidee Fichte's in seinen Vorlesungen war, zu demonstriren, daß Napoleon, durch Unterdrückung des in der französischen Revolution errungenen Gedankens der Freiheit, die Welt um dieses hohe Gut betrogen habe. Einen Auszug aus meinem Hefte lege ich für Dich bei; laß uns zu einem klaren Bewußtseyn über uns selbst und unsern Gegner kommen, und wenn ich auch bereit bin, mich in Reih' und Glied mit Denen zu stellen, welche blind zuschlagen, so will ich wenigstens für meine Person die Augen offen behalten. Wie todt aber erscheinen die geschriebenen Zeilen gegen das lebendige Wort und die Bekräftigung durch den Blick des Auges, den Ton der Stimme, die gebieterische Bewegung der Hand, wenn unser Meister hinzufügte, daß er „mit alle der ihm beiwohnenden Klarheit den in uns ruhenden Funken dieser Begeisterung zur Flamme anzufachen bemüht seyn werde." Er erkennt der französischen Revolution eine welthistorische, und was noch mehr sagen will, eine sittliche Berechtigung zu; daß Napoleon die Sache der Revolution verrathen, erklärt er für seine schwerste Schuld.

Am 24. Febr.

Die Reihen in den Vorlesungen werden mit jedem Tage lichter; man steigt lieber auf den Marienthurm, um die in der Ferne flankirenden Kosaken zu sehen; an eine Sammlung zu tieferer und innerlicher Anschauung ist nicht zu denken. Dies hat Fichte veranlaßt, seine Vorlesung über die Wissenschaftslehre abzubrechen, und so hat er uns mit einer Rede entlassen, in welcher er an uns, seine Zuhörer, die bestimmte

Aufforderung richtete, uns dem Kampfe für das Reich der Freiheit anzuschließen.

Zuvörderst mußt Du wissen, daß Fichte den Kampf und Das, wofür es zu kämpfen gilt, nicht auf die enge Gränze der Mark Brandenburg, oder die deutsche Reichsgränze einschränkt; er sieht den gegenwärtigen Krieg an „als einen Kampf der Gesellschaft, welche die Unterjochung ihrer Kräfte für fremde Zwecke nicht mehr dulden, sondern diese Kräfte frei machen will für selbst zu wählende Zwecke." Auf die Frage: „was können und sollen die Freunde der Geistesbildung nun thun?" antwortet er: „Der Kampf wird begonnen im letzten Grunde für unser Interesse, für das Interesse der Freunde der Befreiung des Geistes; ob es auch nicht Jeder so meint und versteht, wir können es so verstehen; denn die gebundenen und mißbrauchten Kräfte sollen befreit werden, und es kann gar nicht fehlen, daß nach dieser Befreiung auch der Geist, wenn er nur seine Zeit erwarten und Nichts ungeduldig übereilen will, auf die Bestimmung desselben einfließen werde. Sodann soll das Ganze von der Schmach, welche die Unterdrückung auf dasselbe warf, gereinigt werden. Diese Schmach ist auch auf uns mit gefallen, freilich unverdient, weil um höherer Zwecke willen wir dieselbe frei und entschlossen duldeten. Diese höheren Zwecke der Duldung fallen nun weg; wir sind durch die herrschende Kraft selbst aufgefordert, nicht mehr zu dulden. Jetzt möchte es scheinen, als ob Der, der nicht das Seinige thut, die Schmach abzuwälzen, gern geduldet hätte, nicht um höherer Zwecke willen, sondern aus Mangel an Muth geduldet hätte. Die Masse der zum Widerstand nöthigen Kräfte können nur Diejenigen beurtheilen, die jenen Entschluß faßten und die an der Spitze des Unternehmens stehen. Nehmen sie Kräfte in Anspruch, die in der Regel nicht dazu bestimmt sind, so müssen wir, je nachdem wir überhaupt Vertrauen zu ihnen haben können, ihnen auch darin glauben, daß diese Kräfte nöthig sind. Und wer möchte in dem Falle, daß das Unternehmen scheitern, oder nicht auf gehoffte Weise gelingen sollte, den Gedanken auf sich laden, daß durch sein Sichausschließen und durch das Beispiel, das er dadurch gegeben habe, das Mißlingen veranlaßt sey? Das Bewußtseyn: meine Streitkraft ist nur klein, wenn es auch ganz gegründet wäre, könnte dabei nicht beruhigen. Denn wie? wenn nicht sowohl auf die Streitkraft, als auf den durch das Ganze zu verbreitenden Geist gerechnet wäre, der hoffentlich, aus den Schulen der Philosophie ausgehend, ein guter Geist seyn wird; wie? wenn gerechnet wäre auf das große, den verbündeten deutschen Stämmen zu gebende Beispiel eines Stammes, der einmüthig und in allen seinen Ständen

ohne Ausnahme sich erhebt, um sich zu befreien?" — Die Geschichte weiß schon von vielen Kämpfen und Kriegen zu erzählen, aber von einem Kriege, wo Idealität und Realität, Philosophie und Schwert in so inniger Verbindung und mit so klarem Selbstbewußtseyn sich unter das Heerschild der Freiheit gestellt, geschah noch nirgend Meldung. Alle guten, ja die besten Geister sind mit uns, und so wird unserer Sache, selbst wenn wir unterliegen sollten, der Sieg nicht fehlen!

Dein

S.

XVIII.

Der Baron de la Motte Fouqué an ***.

Auf dem Marsch von Potsdam nach Breslau in einem Dörfchen, dessen Namen wenig bedeutet in großer Zeit. März 1813.

Geliebter Freund!

Da sind wir nun in der Kriegerbahn, wie wir's uns oftmals geträumt hatten in mancher ernsten Ahnungsstunde des längst heraufziehenden Kampfgewitters, ohne dessen Donner es doch nun auf keine Weise wieder lichthell werden konnte über unsern Häuptern. Wo zwar Du bist, habe ich noch nicht mit Gewißheit vernommen; aber daß Du mit dabei bist, versteht sich. Darauf kennen wir einander, und irgendwie wird Dir dieses Blatt schon zukommen. Ich trage es derweilen mit mir herum. Am hübschesten wäre es, könnt' ich es Dir auf einem Schlachtfelde selbst in die Hand geben. Auf einem erfiegten! oder besser noch vor der Schlacht, denn nachher hat man Beispiele von Leuten, die hienieden weder zu geben noch zu empfangen vermochten. — Wie Gott will!

Mir hat man einstweilen etwa 70 Freiwillige zu Roß und auch zu Fuß als einem 36jährigen, wieder zur Standarte sich meldenden Kriegsknecht anvertraut, der schon im Jahre 1794 seine Sporen als Kürassierkornet am Rheine verdiente. Nun hab' ich mich als reitender Jäger gemeldet und soll die Jünglingsschaar — es sind aber auch ein paar Bärtige darunter — unserm lieben Könige nach Breslau zuführen.

Gottlob! ich darf mich dieser ersten Berufspflicht herzlich freuen!

Eingesegnet im Augenblicke des Abmarsches zu Potsdam an des großen Friedrichs Grabstätte mit Flammenworten des Geistes durch einen hochgesinnten Geistlichen, den Hofprediger Eylert, angestrahlt von einer Februarsonne, einer Maiensonne gleich, geleitet von dem Nachruf einer jubelnden Menge aus allen Ständen, — wie hätten da meine Jäger nicht voll edelster Kampffreudigkeit ausrücken sollen auf die ernste Fahrt!

Und sie hält vor, diese würdige Stimmung. Nur kaum, daß hin und her einzeln auftauchender Jünglingsmuth gezügelt zu werden braucht. Und auch Das gelingt mit wenigen, ruhig ernsten Worten leicht und schnell, und wir ziehen in waffenbrüderlich heiterer Stimmung fürder. Fürder durch oft gar anmuthige Gegenden, wohl noch verklärt vor unsern Sinnen durch den großen Kriegs-Hintergrund, der uns mahnend und verheißend entgegenstrahlt. Fürder an zusammengeströmten frohen Menschen, wo wir durch Städte und Dörfer ziehen, Menschen, die uns als Erstlingsboten einer erwachenden frischen Lebenszeit begrüßen. Mehr denn einmal hörte ich meine Jünglinge sprechen: Was wären wir, wenn wir uns nicht würdig zeigten solcher Hoffnungen!

Ob ich jetzt singe? Das fragst Du wohl nicht eigentlich, Du fragst vielmehr nur: was singst Du? Da, nimm hin ein Jägerlied, wie' mir's aufklang von der Erinnerung eines Jagdliedes, gesungen schon vor mehr denn 15 Jahren von den Reitern des braven Kürassierregiments (ehemals Weimar), in welchem ich damals diente. Jäger und Soldaten waren ja immer Anverwandte; nun sind sie vollends in Eins verschmolzen, und so ging's auch mit diesem Liede. Die erste Strophe ließ ich beinahe ganz unverändert, nur daß ich am Schluß anstatt: „dem grünen Walde zu!" mit unendlich erhöhter Freudigkeit singen durfte: „dem lieben König zu!" Von da nimmt das Lied natürlich seinen erhöhten Falkenschwung; laß mich immerhin sagen: Adlerschwung! Ich meine ja damit nicht meine poetischen Fittige. Den preußischen Adlerschwung meine ich, dem wir nachfliegen, wir Neubelebte allzumal, und der auch diesem Liede seine Kraft einstrahlt. Singen's andere Schaaren mit gleicher Lust, als jetzt mein Kommando, so tönt's Dir vielleicht schon früher entgegen, als dieses Blatt in Deine Hand kommt. Ich aber, sollt' ich den Krieg überleben und dereinst bis zum höheren und höchsten Alter gelangen, will mich wiederum jung singen an dem Liede, welches nicht mein ist, sondern einer der vielen Leierklänge

neu erwachender Herrlichkeit für Preußen und ganz Deutschland mit. Vor Allem: Gott mit uns!

Dein

treuer Waffenbruder
Fouqué.

XIX.

Th. an Frau von P. in Wien.

Jauer, 30. März 13.

Eben erhalten wir Nachricht, daß wir binnen acht Tagen vor dem Feinde stehen. Die Franzosen haben Dresden stark besetzt, machen Miene, es zu halten, und sollen ihre Vorposten bis Bautzen vorgerückt haben. Wir werden mit aller Eile vorgeworfen, und ich halte es für keine kleine Gunst des Schicksals, daß ich entweder die heilige Erde meiner Heimath befreien helfen darf, oder doch vor den Mauern meiner väterlichen Stadt, wie ein edles deutsches Herz, verbluten kann. Das walte Gott! ich bin bereit. — Eine große, herrliche Stunde habe ich am Sonnabend verlebt. Wir zogen in Parade aus Zobten nach Rogau, einem lutherischen Dorfe, wo die Kirche zur feierlichen Einsegnung der Freischaar einfach, aber angemessen, ausgeschmückt war. Nach Absingung eines von mir gedichteten Liedes, hielt der Prediger des Orts eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören: für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes, der Religion weder Gut noch Muth zu schonen und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache. Wir schwuren. Darauf warf er sich auf die Knie und flehte Gott um Segen für seine Streiter an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmüthig schlugen. Der feierlich vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und „Eine feste Burg ist unser Gott" machten den Beschluß der herrlichen Feierlichkeit, die zuletzt noch mit einem donnernden Lebehoch, welches die Krieger der deutschen Freiheit riefen, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten. Diese Stunde hatte um so mehr Ergreifendes für uns, da die meisten mit dem Gefühl hinausgingen, es sey ihr letzter Gang. Ich weiß auch einige Gesichter in meinem Zuge, von denen ich es ganz deutlich voraus sehe, sie sind unter den Ersten, welche der Würgengel abfordern wird. Es gleicht

wohl Nichts dem klaren, bestimmten Gefühle der Freiheit, das dem Besonnenen im Augenblicke der Gefahr lächelnd entgegentritt. Kein Tod ist so mild, wie der unter den Kugeln der Feinde: denn was den Tod sonst verbittern mag, der Gedanke des Abschieds von Dem, was einem das Liebste, das Theuerste auf der Erde war, Das verliert seinen Wermuth in der schönen Ueberzeugung, daß die Heiligkeit des Untergangs jedes verwundete, befreundete Herz bald heilen werde.

XX.

F. an Th.

Dresden, 1. April 1813.

So eben komme ich von dem General Blücher, und ich möchte einem Jeden, der hier Etwas durchsetzen will, rathen, sich an diesen alten Haudegen zu wenden; es ist eine prächtige Natur in so einer preußischen Husarenseele. Eigentlich wirst Du lachen über meine große Verhandlung mit dem preußischen Generalissimus, aber erzählen muß ich Dir es doch. Ich hatte in dem burschikosen Tone, wie jenes Lied, was ich Dir schon geschickt habe, noch ein Dutzend ähnliche geschrieben, allein trotzdem, daß Davoust schon auf und davon war und die Kosaken Alt- und Neustadt besetzt hielten, wurde dennoch meinen Kriegsliedern von der ängstlichen Zensur das Imprimatur verweigert. Da kam mir nun gerade die Proklamation des Generals Blücher sehr gelegen, in welcher er den Sachsen ausdrücklich die Wiederkehr der „Preßfreiheit" ankündigt. Ich nahm mir die Freiheit, ihm, sobald er hier angekommen war, mein Manuskript zu übersenden, mit der Bitte, mir die Erlaubniß zum Druck zu ertheilen, wobei ich mir erlaubte, mich auf die in Sr. Exzellenz Proklamation den Sachsen verheißene Preßfreiheit zu berufen. Schon am folgenden Morgen erhielt ich mein Manuskript mit folgender Antwort zurück:

„Unter den mancherlei Beweisen, welche mir Sachsens Bewohner von ächten deutschen Gesinnungen und von warmem Eifer für die gute Sache gegeben haben, weiß ich Ew. Wohlgeboren mir in dem gefälligen Schreiben vom gestrigen Tage geäußerten Wunsch, einige Kriegsgesänge, deren Verbreitung gewiß den beabsichtigten Zweck nicht verfehlen wird, durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, besonders zu

schätzen, woher ich Dieselben nicht allein hierzu autorisire, sondern auch auffordere, diese Gesänge dem Druck zu übergeben, und können diese Zeilen zur Annahm-Ordre für die Buchdruckerei dienen.

Dresden, 1. April 1813.

Blücher."

Ein Ordonnanzjäger brachte mir dies Schreiben, und nun denke Dir mein Erstaunen, B—r war es, der mit uns vor zwei Jahren den Ausflug nach — machte und den Du in Berlin als soliden Candidatus theologiae in dem P—schen Hause getroffen hast. Er veranlaßte mich, sogleich mit ihm in das Quartier Blüchers zu gehen, um demselben meinen Dank abzustatten. Ich fand den alten Herrn, wie er beim Frühstück verschiedene Rapporte empfing; ich kam mir recht dürftig in meinem schwarzen Frack unter all diesen Husaren und Jägern vor. Als ich ihm vorgestellt wurde und ihm meinen Dank abstattete, legte er mir freundlich die Hand auf die Schulter und sagte: „Man immer munter drauf los gesungen, Das bringt etwas Feuer unter die Leute; jetzt muß ein Jeder singen, wie ihm um's Herz ist, der Eine mit dem Schnabel, der Andere mit dem Sabel." — Exzellenz, sagt' ich, ich denke nicht unter den Schnabelsängern zu bleiben, ich erwarte nur das Lützow'sche Korps, um einzutreten. — „Desto besser, erwiederte er, da können wir ja gleich auf gute Kameradschaft anstoßen." Er nöthigte mich, eins der eingeschenkten Gläser zu nehmen, und einen glücklicheren Anfang meines Kriegslebens konnte ich mir nicht wünschen, als mit diesem tapfersten aller Preußen bei Lied und Wein gute Kameradschaft getrunken zu haben.

Nun ging es spornstreichs in die Druckerei von Arnold, und übermorgen werden die ersten Exemplare fertig.

Der Aufruf des Königs hat uns hier Alle mächtig ergriffen; er ist an ganz Deutschland gerichtet, und wird in allen Herzen Wiederklang finden. Bei Deinem Vater sah ich ein paar Zeilen von Jean-Paul's Hand. „In dieser einquetschenden Zeit", schreibt er, „lüftet doch der preußische Staat einem die Brust und er macht Etwas vom Jahre 1806 wieder gut." — Vor allen andern Dichtern ist ihm, der uns durch die „Dämmerungen Deutschlands" mächtig und hoffend hindurch geführt, zu gönnen, daß ihn das schönste Morgenroth und die aufgehende Sonne der Freiheit für seine Arbeit und seinen Glauben belohnen möge.

Nun, auf baldiges Wiedersehn.

Dein

F.

von heut an königl. preußischer Freiwilliger.

N. S. Noch Eins. Als mich Blücher fragte, ob noch viele junge Leute sich hier der guten Sache anschließen würden? fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf, mich bei ihm für meine braven Gesellen, die wegen des Brückentumults nach dem Königstein geschleppt worden waren, zu verwenden. „Wenn sie sonst Nichts gethan haben", sagte der alte Herr, „so sollen sie morgen auf freien Füßen seyn." Er ließ sogleich ein Schreiben an die Immediatkommission aufsetzen, und sagte in seiner pommerschen Sprache zu mir: „Habt man keene Bange nicht, Das wollen wir schon kriegen." Er scheint mir eben nicht aufgelegt zu seyn, mit der Immediatkommission große Umstände zu machen.

XXI.

W. an N.

Hamburg, 19. März 1813.

Hamburg, die alte, edle, freie Hansestadt, ist von den Feinden befreit; die französischen Adler, die Napoleon hier aufgepflanzt, als er Hamburg für die fünfte gute Kaiserstadt erklärte, haben dem alten Stadtwappen wiederum Platz machen müssen. Wir haben hier gestern einen Einzug erlebt, davon die Erinnerung mich noch heute trunken macht. Ich versuche mich möglichst zu sammeln, um Dir eine Schilderung von Dem, was wir hier erlebten, mitzutheilen. Das Einrücken der Russen in Berlin, die allgemeine Erhebung der preußischen Nation, die Erklärung Schwedens für die gute Sache, und das Erscheinen einer englischen Flotte waren Grund genug, die französischen Militär- und Zivilbehörden zu veranlassen, die Stadt zu räumen; Dies thaten sie am 12. d. M., und zwar in solcher Eil', daß unsern Kosaken sogar noch 6 Kanonen, die sie nicht über die Elbe bringen konnten, in die Hände fielen. Einer Deputation der Stadt Hamburg, welche am 16. in unserm Hauptquartier sich meldete, erklärte der Oberst Tettenborn, daß er nur mit den rechtmäßigen Behörden der freien Stadt Hamburg in Unterhandlung treten würde. Als die Deputirten mit diesem Bescheid zurückkamen, legten die Mitglieder der von Napoleon eingesetzten Munizipalität sogleich ihre Stellen nieder, und der alte Senat wurde wieder hergestellt. Gestern gegen Mittag hielten wir unsern Einzug, und ich glaube nicht, daß ich jemals in einer Schlacht, unter dem dichtesten Gedränge der Feinde, in solche Lebensgefahr kommen werde, als ich mich hier im Gedränge und unter den Begrüßungen der Freunde befand.

Sapperment, die Hamburger führen einen Händedruck, an den ich Zeit meines Lebens denken werde! So lange Hamburgs Wälle stehen, war solch ein Tag der Freude nicht erlebt worden; nur die Befreiung von einem so schmählichen Joche konnte so unendlichen Jubel erzeugen. Bis auf zwei Meilen von Hamburg waren gegen dreißig Bürger zu Pferde den russischen Truppen entgegen geritten, um ihre Führer zu seyn. Nach und nach, als der Zug der Stadt näher kam, vermehrten sich die Begleiter und zogen unter Jauchzen und Hurrah vor der Kolonne her; da, wo der Nebenweg, den die russischen Truppen gingen, in die Hauptstadt fällt, stand die Bürgergarde zu Pferde aufmarschirt und setzte sich an die Spitze der Kolonne, und in einiger Entfernung von da schloß sich die Schützengilde dem voranmarschirenden Ehrenzug an. Bis auf eine halbe Meile von der Stadt waren die Einwohner den Truppen entgegen gekommen und füllten rechts und links alle Wege, Häuser, und Gärten; ein fortwährendes Hurrah begleitete den Zug, während die Kosaken ihre fröhlichen Nationallieder sangen. In einiger Entfernung vom Thore überreichte eine Deputation dem Obersten die Schlüssel der Stadt. Im Thore selbst erschienen dreißig weißgekleidete Mädchen, und bekränzten den Anführer unter freundlicher Begrüßung und unter lautem Beifallrufen des Volks, das hier in Masse versammelt war, und der bis dahin schon außerordentliche Jubel steigerte sich jetzt zu einer Begeisterung, die Alles mit sich fortriß. Vivat Alexander! Vivat Friedrich Wilhelm! Unsere Erretter! Unsere Erlöser! Es leben die Russen! Es leben die Preußen! Alt-England für immer! Es lebe Hamburg! Hurrah! und wieder Hurrah! riefen viele tausend Stimmen ohne Aufhören, daß die Luft erzitterte. Unzählige Tücher wehten aus allen Fenstern und von allen Wagen; die voranziehenden Zünfte schwenkten ihre bunten Fahnen; Hüte mit grünen Zweigen sah man auf hohen Stangen oder auf Degenspitzen getragen, oder jauchzend durch die Luft geschleudert; alle Glocken läuteten, überall Freudenschüsse aus Flinten und Pistolen, und immer Hurrah! und Vivat! von tausend und aber tausend Stimmen. Von allen Seiten drängte das Volk heran und schmückte die Pferde der vorausreitenden Offiziere mit grünen Zweigen, und die Damen warfen uns Blumen und Kränze zu. Viele sah man vor Freude weinen; Bekannte und Unbekannte umarmten sich und wünschten sich Glück, diesen Tag erlebt zu haben; Alles schien verbrüdert und im Entzücken berauscht. Noch einmal: so lange Hamburg steht, ist solch ein Jubel nicht erhört worden. Am Abend war die Stadt erleuchtet, und im Theater ward das jeden Hamburger elektrisirende Volkslied: „Auf Hamburgs Wohl!" von den Zuschauern feierlichst gesungen. Als unser

Oberſt aus dem Theater heimfahren wollte, ſpannte ihm das Volk die Pferde aus und zog ihn nach Haus, wo man ihn im Triumph auf den Schultern die Treppe hinauftrug. Die Erleuchtung dauerte bis nach 3 Uhr; bis dahin waren die Straßen von unermeßlichem Volksjubel erfüllt. — Wenn man einen ſolchen Tag erlebt, dann muß man Glauben an das Vaterland und die Zukunft gewinnen. Was iſt nicht Alles geſchehen, um unſere Nationalität zu vernichten, und — leider müſſen wir es geſtehen — wie ſind wir nicht ſelbſt den Franzoſen entgegen gekommen, um uns ihre ſchmeichelnden Künſte, ihre Moden, ihre Thorheiten anzueignen, ſo daß ihr eigener Tyrann uns ſchon ſehr gezähmt fand, als er uns ſeinen ehernen Fuß auf den Nacken ſetzte. Allein, Gott ſey Dank, es rinnt noch geſundes Blut in den deutſchen Adern; wir gewinnen unſere Beſinnung, unſer Selbſtgefühl wieder, und es wird der deutſche Name wieder zu Ehren kommen. Als ein Ereigniß von großer Bedeutung ſeh' ich es an, daß uns das Kriegsglück nach Hamburg geführt hat, und daß ſich dieſe Stadt ſo herrlich benimmt. Dies Beiſpiel wird noch mächtiger auf das übrige Deutſchland wirken, als die Erhebung in Preußen, denn hier ſteht weder eine Schlacht von Jena, noch der Befehl eines Königs im Hintergrunde; was hier geſchieht, geſchieht Alles im Geiſte einer freien deutſchen Stadt, einer Republik. Möge nun das übrige Deutſchland ſich an dieſen Geiſt anſchließen, damit ſich dereinſt Preußen nicht rühmen möge, das Werk der Befreiung allein vollbracht zu haben. Soll uns der Kampf wahrhaft frommen, ſo müſſen Alle mithelfen, Alle ſelbſt Hand mit anlegen, wie es die braven Hamburger thun. Der guten Sache ſehr förderlich iſt es, daß Tettenborn ein Deutſcher iſt und mehrentheils deutſche Offiziere in ſeiner Umgebung hat.

Kämen freilich die Kalmücken und Baskiren auf ihre eigene Fauſt zu uns, ſie würden eine andere Sprache führen! Oberſt Tettenborn wird mit dem erſten abſegelnden Paketboote einen Koſaken nach London ſenden, zum ſichern Beweis, daß wir wirklich hier eingetroffen ſind. — Wir gedenken bald nach der Weſer zu ſtreifen; von dort erhältſt Du nähere Nachricht.

Dein

W.

XXII.

Rahel an Varnhagen in Hamburg. *)

Berlin, 27. März 1813.

— — Glück auf, daß die ersten Schritte auf Deiner neuen Bahn angenehm und erquickend sind! Dafür will ich gern schon einen großen Theil meiner Angst und Sorge anrechnen. Das Lügen geht nicht, sonst verschwieg' ich es; mein Herz ist noch nicht befestigt. Doch bin ich gottlob hierin dumm und will darüber schweigen. Wittgensteins Proklamationen und Aufrufe gefallen mir über alle Maßen, weil er seinen Feind zu ehren weiß, die Nation schont, und nicht schimpft, wie Jene, die wir seit Jahren deshalb tadeln. So redlich muß man auftreten, fühlen, daß man nur so aufzutreten braucht, und will man den deutschen Charakter hervortreten lassen, diese geziemende, edle Seite hervorkehren! Es ist mit wahrer Kunst aus dem Herzen geholt, was man zu Jedermanns Verständniß sagen muß, daß es wieder ins Herz gehe! Jede Ironie, jede Prahlerei weit zurück gelassen! Sorge, was an Dir ist, mit dafür, daß auch Das, was von Euren Heeren ausgeht, edel, einfach, gefaßt, und ernst sey. Und nimm mir Dies nicht übel. Ich bin so ganz durchdrungen und überzeugt davon, daß, wo Prahlerei, hohles Reden, und Ironie sitzt, nichts anderes Gutes sitzen kann, daß ich mit Sichel und Hacke den ganzen Tag ausreuten gehn möchte, da wir alles Gute, ganz gut gemeinte Wahre und Reine so sehr nöthig haben! Diesen Morgen ist M. abgegangen; bis heute hielten ihn ein paar Kameraden auf, sonst wär' er gestern gegangen. Gestern war ich bis halb 4 Uhr mit ihm in Bouché's Blumengarten, — wo wir zuletzt waren —; die Laube, die wiegenden Pappeln, Alles war da, meine Gedanken an Dich, mein Verlassen auf Dich, Alles, — aber anstatt Deiner — Entfernung mit allen ihren Ungewißheiten. Wisse aber, um Dich persönlich, und um Niemand, ängstige ich mich nicht. Aber den Himmel bestürme ich mit Gebet und Thränen, nämlich es werden immer Thränen für uns Alle. Nicht, daß ich patriotischer als persönlich wäre, aber da Jeder geht, und es Jeden trifft, fasse ich nichts Einzelnes mehr; und auch hauptsächlich für Einen, für Dich, für mich kann ich mir ein Entkommen denken: für ein Ganzes aber nur weise Führung, oder biblischen unmittelbaren Gottesschutz. — —

*) Das schönste Zeugniß für die Gesinnung edler Frauen in Berlin zu jener Zeit finden wir in Rahel's Briefen niedergelegt, aus denen wir einige Auszüge hier einschalten. Hr. von Varnhagen befand sich damals als russischer Offizier in Tettenborns Hauptquartier.

Das Wetter ist fortdauernd herrlich! Sonne und erfrischende Luft! O theurer, schöner, verkannter Friede! Doch Glück auf! Euch ermuntert, ermuthigt, erfrischt der Kampf. Ich hoffe, baue auf Dich, liebe Dich, und grüße Dich von Herzen. —

XXIII.

Dieselbe an Denselben.

Berlin, 29. März 1813.

Ich freue mich, daß unsere Meinungen über Wittgenstein's Proklamationen sich begegneten! Du weißt, ich möchte gern die Nation geschont wissen, weil es klug und heilsam von uns wäre, und gerecht hauptsächlich. Wir Deutsche müssen uns nur mit dem ächtesten Schmuck schmücken; das ist Gerechtigkeit, Mäßigung, Rechtlichkeit, und Gesetzmäßigkeit. Welches Letztere ich, Gott sey ewig gelobt, auch allenthalben bei uns hier zu meines Herzens Stärkung wahrnehme! Feure nah und ferne, wie Du nur kannst, zu dieser stärkenden, allein heilbringenden Ordnungsmäßigkeit und Rechtsanerkennung und Uebung an! Ich bin ein Nichts, und Kraft und Stimme spar' ich dazu keinen Tag, bei keinem Menschen, bei keiner Gelegenheit; wenn ein Jeder so thut und wirkt, so werden Alle besser, und daß Dies geschehe, dazu sey unser langes Elend und unser herbes Streiten uns gut! Daß wir nicht nur ein starkes, derbes, sondern auch ein gutes, gottgefälliges Mustervolk werden! Mich dünkt bei den Deutschen zu bemerken, daß ihnen das Ironisiren und sich Aufblasen nicht ganz natürlich und bequem ist; sie haben nur Grazie in der strengsten Ausübung von Dem, was sie für wahr und recht erkennen; so hab' ich bemerkt, daß man die heterogenst Gesinnten, wenn nicht nichtswürdige Absichten sie leiten — das Gift, zur Menschensünde auf der ganzen Erde ausgestreut — mit wohlgemeinter, redlich ausgedachter Wahrheit bald überzeugt. —

Ich habe gräßlichen Büchermangel: gar kein Buch; da nahm ich gestern die Bibel. Mir gefallen jetzt nur ganz großartige, großgezeichnete Charaktere, alles Andere wird mir zu klein. Nur Eingebungen, Patriarchen, wie sie Göthe uns auffrischt, und deren einfach großes Zusammenseyn mit den Gegenständen der Natur und nicht dem frikassirt Römischen und römisch Modernen gefällt mir noch einigermaßen. —

XXIV.

Theodor an Fr.

Jauer, 30. März.

Beifolgenden Aufruf: „An das Volk der Sachsen“ [12]) besorge sogleich in die Druckerei und lasse mit Blücher'scher Preßfreiheit 20,000 Abdrücke davon machen; bei Caskel findest Du eine Anweisung, um die Rechnung sogleich zu bezahlen. Die ersten 10,000 Abdrücke versendest Du nach den beigefügten Adressen; die andern Exemplare verwahre bis zu meiner Ankunft. In der heiligsten Stimmung meines Herzens schrieb ich diesen Zuruf an meine lieben Landsleute nieder; es war an demselben Tage, als wir in der hiesigen Kirche feierlich eingesegnet worden waren. War es mir versagt, mit meiner Braut am Altar zu knien, so ist mir nun dafür eine Eisenbraut angetraut worden, der ich ewige Treue geschworen habe. Seit den Zeiten der Kreuzzüge hatte solch ein frommer Schauer die Herzen nicht wieder durchzittert. Große geschichtliche Erinnerungen traten mir vor die Seele; ich fasse wieder Vertrauen zu den Deutschen. Waren sie es nicht, denen im gefahrvollen Kampfe die Rettung der Freiheit gelang? Die Weltherrschaft der Römer fand in den Teutoburger Wäldern ihr Ende, die Weltherrschaft der Päbste hat Luther's Wort bezwungen, und die Weltherrschaft Napoleon's wird unsern Adlern erliegen. Die See geht hoch, und das Schiff unserer Hoffnung fährt mit vollen Segeln.

Auf baldiges Wiedersehen.

Dein Th.

XXV.

Rahel an V.

Berlin, 5. April 1813.

Ich bin in Allem Deiner Meinung und auch ganz des Sinnes, das Leben eher zu verlieren, als ein solches zu erhalten, in welchem man nicht mit aller Ehre weiter leben kann. So waren auch meine Erinnerungsworte gemeint, und so werden es auch alle die seyn, die ich noch je sprechen kann. — — Heute zog Ludwig auf dem Schützenplatze zur Landwehr; da wurde den Versammelten die Nachricht von

einem Siege bei Lüneburg verlesen. Kein Wort von meiner Erschütterung bei solchen Dingen; Du kennst meine Spannung, mein heftig elastisches Herz. — — Hier schicke ich Dir Frau v. F. ihren Aufruf; sie wußte absolut Nichts, als daß sie einen schreiben wollte, und das Wenige, was sie noch zusammen fand, verging ihr in der Schwatzhaftigkeit des Schreibens. Das ganze Wollen ging auf in ein literarisch Aufgehetztseyn; nicht anders ist ein Nabotiren, Herumirren zu nennen in allen neueren Schriftstellermeinungen und neumodischen, aber eben darum altmodischen, weil es dergleichen gar nicht mehr gibt für irgend vornehme Köpfe und große, einfache Seelen, — Stimmungen, die an und für sich schon ganz unächt, aus keiner starken Quelle, seichte, dünne, vom ersten Luftzug vernichtete Pfühlchen und Rinnchen sind! Indem sie die französische Sprache anfällt, war sie nicht einmal besonnen und geschickt genug, ihre von französischen Worten rein zu halten: sogar den plattesten Beurtheilern gibt sie sich blos. Es ist mir höchste Anstrengung, das Ganze zu beurtheilen, da es wohl Theile, aber zu keinem Ganzen sich fügende sind. Daß wir „Deutsche" heißen und sind, ist eine Zufälligkeit, und die Aufblaserei, Dies so groß hervortreten lassen zu wollen, wird mit einem Zerplatzen dieser Thorheit endigen. Jedes zu Verstand gekommene Volk soll brav seyn und die Freiheit haben, es zu seyn. In dem ersten Gebote müssen dies natürlich Männer und Weiber, beide Geschlechter in ihrer Art seyn; der zweite Fall zerfällt in zwei andere: entweder hat man die Freiheit schon, oder man soll sie erringen; das Letzte thun nur Männer, und den Frauen bleibt zu ersetzen, ergänzen, heilen, was jene zerstören und verwunden müssen. Dies muß jedes europäische, christliche, Gott in sich selbst erkennende Volk, und ein jedes solches muß Dies allen andern Völkern gönnen und wünschen, und nicht sich prahlerisch allein dazu ernennen, ausschreien und brüsten. In solcher demüthigen, gerechten Stimmung allein, die eine heilige ist, wo jede Schüchternheit und Schaam wegfallen muß und kann, darf sich eine Frau, weil es jede dürfte, erkühnen, laut, d. h. gedruckt, oder in ihrem Tempel zu ihren Schwestern zu sprechen. Wie ein Gebet und Gelübde muß so Etwas aus der Seele strömen: dann wird man nicht alte Mythologie spuken lassen, sondern vom Nächsten, was vorgehen und geschehen muß, für alles Volk, welches wenig weiß, aber immer versteht, was recht ist, wenn man's ihm ausspricht, verständlich, eindringlich, und nützlich seyn. Dies wollte doch Fr. v. F., aber wie weit entlief sie den Kraftmitteln zu diesem Zwecke!

Als im Anfang durch einige Herren der Stadt bei mir zuerst ersonnen war, daß Frauen hier ein Lazareth stiften sollten, faßte ich Das

ab, was dieſe dreißig in die Zeitung ſollten ſetzen laſſen. Ein Conſeil von Herrn hat eine Aenderung hineingebracht, die mir nicht gefällt. Geld aber kommt viel zuſammen. —

XXVI.

L. Nagel*) an P. in Schwerin.

Dresden, 11. April 1813.

— — Bewegt durch innern und äußern Drang, nach allen Seiten hingezogen durch Kunſt und Natur, aber durch mein Herz zu Euch, ſtehl' ich einige koſtbare Minuten für meine Lieben in der Heimath. Mit ganzer Seele habe ich mich der Sache hingegeben, um die ich ſo viel Theuerſtes verließ, und täglich mehr kräftiget und hebt ſich mein Geiſt durch tauſendfältige Anregung und Berührung mit gleichgeſtimmten Streitgenoſſen. Aber die Stimmung meiner Seele wird ernſter, höher, und geſpannter, je mehr ich dem großen Augenblick nahe, wo das Leben in ſeiner höchſten und bedeutendſten Erſcheinung hervortritt. Und je fröhlicher und heiterer der jugendliche Sinn ſich um mich ausſpricht, deſto inniger zieht mein ganzes Weſen ſich in mich zurück und führt mich näher zu Gott, von dem ſich mein Gemüth zwar niemals entfernt hat, wenn auch die Welt mich mehr an ſich und ihre Schönheit zog; und bin ich vorher nicht ſchlecht geweſen, ſo fühl' ich mich jetzt von reineren und frommeren Geſinnungen belebt und durchdrungen.

Wie herrlich hat ſich die Natur erſchloſſen; die Knoſpen haben ihre Bande geſprengt, die Blumen quellen in üppiger Fülle hervor, Alles drängt zur Blüte, aber die Erde wird ſchönere und köſtlichere in ihrem Schooße empfangen, als ſie hervorbringen kann. Tauſende werden die entfaltete Pracht nicht mehr ſehen; noch eh' des Frühlings, eh' ihre eigene volle Blüte gekommen ſeyn wird, ruht die ewige Nacht über ihrem Gebein; fröhlich kamen ſie und kehren nicht wieder. Traurig bewegt ſich mein Herz bei dem Anblicke ſo ſeltener Jugend, aber auch mit Freudigkeit um des Vaterlandes willen.

Ich habe heut einen unvergeßlichen Tag gelebt unter den großen

*) Damals freiwilliger Jäger im Lützow'ſchen Freikorps, ſtarb 1827 als Direktor des Gymnaſiums zu Cleve. Sein Vaterland war Mecklenburg Schwerin. Eine Biographie dieſes ausgezeichneten Menſchen erſchien 1829 in Cleve bei Char.

Geſtalten der Vorwelt. Lebhafter hab' ich ſelten das Gut des Lebens gefühlt, ſüßer gekettet durch die Bande des Daſeyns; aber zugleich wie leicht, wie freudig der Tod, der uns mit jenen edlen Seelen vereint! Im Plauenſchen Grunde ſah ich die Sonne untergehn, durch die hohen Schönheiten des Tages und die entzückende Umgebung zur reinſten Empfindung des Daſeyns geſtimmt.

Von des Heeres Einrichtung und Beſtimmung, dem ich gefolgt bin, vorläufig nur Dieſes: Gewiß hat ein ſolches Heer den deutſchen Boden noch nie, ja vielleicht noch nie irgend ein Land betreten. Die Blüte deutſcher Jugend unter erprobten, auserleſenen Führern, beide durch Gleichheit der Geſinnung, des Geiſtes, und des Strebens zur Freundſchaft brüderlich verbunden. Ein großer Gedanke iſt es, der in Allen lebt: die gemeinſame Sache des deutſchen Landes, frei vom engen provinziellen Sinn, das einige und ungetheilte Deutſchland iſt unſer Ziel.

N. S. 18. April.

Eben komm' ich aus der Kirche, wo wir aus der Hand eines würdigen Geiſtlichen das Mahl des Herrn empfangen haben. Zu höherer Andacht war meine Seele erhoben durch die edle Feier, heißer hab' ich zu Gott gebetet für mein Vaterland und die Theuren; ich bin freudig und getroſt durch das Gedächtnißmahl Jeſu, für die Wahrheit und das Recht, für Gottes und der Menſchheit heilige Sache mein Leben dahin zu geben.

XXVII.

Ernſt Moritz Arndt

an ſeinen Bruder, Friedrich Arndt, Bürgermeiſter zu Bergen auf Rügen.

Dresden, 24. April 1813.

Lieber Bruder!

Hier bin ich ſeit ein paar Wochen. Mein Letztes aus Königsberg wirſt Du und der Karl Treu erhalten haben. Wir ſind nun an der Elbe, im lieben, alten Deutſchlande, unter dem vollen Getümmel und Aufmarſch der Dinge, die da kommen, und kommen ſollen. Du weißt, durch welche Zufälligkeiten ich in das Verhältniß zu dem Miniſter von

Stein gekommen bin. Jetzt gehöre ich zu seinem diplomatisch-militärischen Hauptquartier, wenn ich es so nennen darf, und liege im Quartier bei dem bravsten Manne der Stadt, bei dem Ober-Appellationsrath Körner, der einen tüchtigen Sänger und Krieger in seinem einzigen Sohne Theodor in unsere Reihen gestellt hat. Nun, da Gott sich lebendiger in den Menschen bewegt, beginnt natürlich das Spiel seines Diaconi, wie Du ihn zu nennen pflegst, des Teufels, ihm gegenüber auch lustiger und hagelschauerlicher. Ja, ein ganzer Hagel von Tollheiten und Narrheiten, und auch oft wohl von lustigen Schalkereien, stürzt sich jetzt über die Leute her, und ein guter Schwall davon graupelt wohl auch zuweilen auf den Kopf Deines alten Bruders herab. Da fällt es hageldicht auf einen in Dingen, die man, wie die flüggen Thoren meinen, weder wollen will, noch wollen kann.

Zuerst: was meinen Viele, auch s. g. gute Freunde, nicht von Unsereinem? Daß man ein bedeutender Mann geworden, daß man groß und vornehm werden könne; wozu mir doch keine Federn gewachsen sind. Da kommen unglaubliche Andeutungen und Anmuthungen; noch mehr solche, die ich meinem alten, würdigen Herrn entgegen führen soll. Der ist aber der Mann, der sich was entgegen führen läßt! zumal wenn es noch mit Gunst und Leisetreterei geschehen soll. Ich weiß nicht, ob ich Dir ihn schon beschrieben habe. Er ist ein rechter sprudelnder Feuerkopf, eine Art Ritter-Luther, des Bauern-Luther nicht unwürdiger Zwillingsbruder, heftig, kurz, gerade durchschauend, ein gewaltiges Herz und noch ein gewaltigeres Gewissen für Vaterland und Gott, der keine Umwege, geschweige Schleichwege kennt, und um alle Schätze der Welt nicht um einen Strohhalm von der geraden Linie abwiche. Und doch kann man nie so gerade durchlaufen, als auch der Geradeste möchte. Nun kannst Du Dir denken, wie es in diesen Tägen an Solchen nicht fehlt, die wie der Münzer weiland auf dem Ambos Nimrods Pinkepank schlagen und die verrenkten Glieder der Zeit wieder zurecht schmieden möchten. Doch ist es rührend, wie dieser feurige Mann, der mitten in Stürmen doch auch der Erhalter seyn will, bei Abenteuerlichkeiten und Verworrenheiten, womit auch häufig viele beste Menschen ihm kommen, Geduld hat. Er sagt dann: „die Kanonen und Trompeten werden Das schon zurecht blasen," und ich glaube: er hat Recht. Ich aber muß nun all den Staub, Schmutz, und Gestank, der gewiß ärger riecht, als der dichteste Pulverdampf, oft zuerst entgegennehmen, besonders viel geschriebene Tollheiten und Verrücktheiten, die er mir wohl zum Durchlesen und Nacherzählen zuwirft. Das Meiste von solchen Ueberausigkeiten aber pflegt er, wenn er ein paar Minuten drüber

mit den Augen hingelaufen, wie ein ergrimmter Löwe in kleinſte Fetzen zu zerreißen und um ſeinen Stuhl herumzuſtreuen.

Und ich großer, vornehmer Mann, was bin ich hier? Ein einzelner Klang in dem großen Weltpoſaunen-Konzert, der unter ſolcher Firma auch zuweilen tönen darf. Lächerlich, daß ſeine Leute ſich einbilden, ich hätte auch diplomatiſchen Beruf. Kaum dürfte ich ſagen, daß mein Beſchützer ihn habe. Kurz, ich bin nur, was man ſo einen Anhängſel nennt, ein einzelner Strauch oder Stein in den Rippen des ſtolzen Gebirgs, und werde mit ihm fortrollen, wenn es Rollung gibt.

Von dem hieſigen Gewirr kann ich Dir keine Vorſtellung noch Schilderung geben; alſo ſtill. Uebrigens bin ich friſch auf, und die Sonne, unter deren ſegnendem Morgenglanz ich vor ſechzehn Monaten über das Eis der Peene lief, leuchtet noch. Gott wird helfen und richten.

Ade! Grüße lieb Weib und meinen Treu und Schildener.

Dein

E. M. A.

N. S. Täglich noch ziehen hier Lützower durch, helle Jugend, auch Mehrere aus unſerer Heimath, u. A. auch Ludwig Mühlenfels, unſeres alten Nachbarn Sohn.

Eben trompetet es mächtig. Ich und die alten lieben Körners laufen an's Fenſter. Miloradowitſch reitet mit 10,000 Dragonern und Küraſſern durch. Fort und fort laſſ' ich dem Rhein und der Donau feurige Drachen zufliegen; noch immer will ſich der Süden und Weſten Deutſchlands nicht regen, es muß ihnen noch beſſer auf die Nägel brennen.

XXVIII.

Wilhelm an L. in Berlin.

Im Feldlager bei Lüneburg, 5. April.

Wonach die deutſche Erde lang gedürſtet, Blut, Blut für das Vaterland iſt gefloſſen; ſo mancher brave Kamerad iſt gefallen, aber wir ſind Sieger geblieben, und wer nur dieſen Troſt noch erlebte, der ſtarb mit freudigem Muthe.

Wir eilten mit dem Dörenbergiſchen Korps den braven Lüneburgern

zu Hilfe. Diese tapfere Bürgerschaft hatte schon zu Ende des vorigen Monats das Befreiungswerk auf eigene Faust begonnen, die Franzosen verjagt, und mehrere Angriffe auf die Stadt abgeschlagen. Als nun aber ein größeres französisches Korps unter General Morand, von 3 bis 4000 Mann mit 15 Kanonen, am 1. April gegen die Stadt heranrückte, wurde das schwache Häuflein der Bürger zersprengt, und der Feind bemächtigte sich der Stadt. In Eilmärschen zog General Dörenberg ihr zu Hilfe. Wir gingen bei Lenzen über die Elbe, die Kosaken unter Tschernitscheff und Benkendorf vorauf. Die französischen Vorposten wurden am 2. April in aller Frühe angegriffen und zurück in die Stadt geworfen, wo der Feind die Brücken und Thore befestigt und mit Kanonen bepflanzt hatte. Unserem tapferen Major Bork wurde der Befehl ertheilt, das Lünerthor mit Sturm zu nehmen. Er hielt eine kurze Anrede an uns, in welcher er uns sagte, daß hier mit dem Schießen Nichts ausgerichtet würde, wir also Kolbe und Bajonett brauchen sollten. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner braven Füsiliere, und nun ging es Hurrah! gegen das Lünerthor. Die Feinde wurden aus den Verschanzungen getrieben, das Thor mit Aexten eingeschlagen und gesprengt, zwei Kanonen genommen, und so trieben wir die Franzosen vor uns her. Auf dem Markte sammelten und ordneten wir uns schnell; bewaffnete Bürger schlossen sich uns an und führten uns in den Rücken einer andern französischen Abtheilung, welche das Altenbrückerthor mit großer Hartnäckigkeit gegen das russische Jägerregiment, von dem tapfern Major von Eschen angeführt, vertheidigte. So zwischen zwei Feuer genommen, hielt Morand es für das Beste, uns die Stadt zu überlassen. Er zog mit Dem, was ihm übrig war, eiligst, aber doch in geschlossener Ordnung, davon. Allein draußen nahm ihn General Pahlen in Empfang: er sah sich genöthigt, wieder umzukehren, und wollte sich aufs Neue in die Stadt werfen. In fünf Sturmkolonnen und mit mehreren Kanonen rückte er gegen das neue Thor heran, welches von einer einzigen Kompagnie des pommerschen Füsilierbataillons vertheidigt wurde. General Morand wollte mit aller Gewalt eindringen, und stellte sich selbst an die Spitze seiner Leute, wurde aber schwer verwundet.

Ein heldenmüthiges Dienstmädchen aus Lüneburg zeichnete sich hier durch große Unerschrockenheit aus. Unsere Füsiliere hatten ihre sämmtlichen Patronen verschossen, und es stand zu fürchten, daß wir uns hätten zurückziehen müssen, wenn der Feind Dies gemerkt hätte. Da es während des ganzen Gefechts uns nicht an Zuschauern und Zuschauerinnen fehlte, so hatte ein freundliches Dienstmädchen von diesem Mangel an Patronen gehört. „Dafür will ich schon sorgen," sagte sie, nahm ihr

Schürzchen auf, und ging zum Thore hinaus gerade auf die Franzosen los. Ohne sich im Geringsten an das Gewehrfeuer derselben zu kehren, leerte sie die Patrontaschen der bei dem Rückzuge gebliebenen Feinde, und brachte den Unsrigen Patronen. Sie ließ sich nicht abhalten, mehrmals diesen gefährlichen Weg zu thun, selbst dann nicht, als unsere Füsiliere nun anfingen, Gebrauch von den Patronen, die sie ihnen brachte, zu machen. Nur durch ein Wunder konnte sie dem Tod entgehen. Dadurch, daß wir den Sturm der Feinde am neuen Thore mehrmals zurückschlugen, gewannen die Generale Benkendorf und Tschernitscheff Zeit, sie zu umgehen, und so vollständig eingeschlossen, sah Morand sich gezwungen, die Waffen zu strecken und zu kapituliren. Im Ganzen sind außer Morand 80 Offiziere, 2500 Gefangene, 3 Fahnen, und 8 Kanonen in unsre Hände gefallen. Von unserm Regimente sind der Kapitän von Trätzschler und der Lieutenant von Trott schwer verwundet; an Todten und Verwundeten mögen wir über 200 zählen.

N. S. Der Name des heldenmüthigen Mädchens ist Johanna Stegen.

Euer

W.

XXIX.

Rahel an V.

Berlin, 20. April 1813.

— — Diesen Morgen muß ich noch nach Hemden laufen; ich muß es, weil ich mich keine Mühe, kein Klätern, keinen Weg, keine Anrede und Rede mit gemeinen Leuten verdrießen lasse; weil ich denke: je schneller die Hilfe, desto mehr ist sie Hilfe; weil ich weiß, was krank schmachten ist; und keine Wäsche anziehen können eben so halte, als keine haben. Unser großes Lazareth war in einem erschrecklichen Zustande, und dies wegen unordentlicher Einrichtung und Veruntreuung. Kaum erfuhr es aber die Stadt, so gab es einen Generalaufstand. Jeder schrie, lief, und gab; die schnellsten Einsammlungen kamen in drei Tagen zusammen; vom neuen Lazareth wurde Alles hingeschickt; alle Aerzte sammelten, fuhren mit großen Geldbeuteln; Wäsche aller Art, Betten wurden nach ihren Häusern geschickt; Essen, wo immer 150 Damen die Küche besorgten; keine schlief, keine ruhte mehr. Mich hat's einen großen Theil Gesundheit gekostet; aber ich bin gesund und kann sehr laufen. Ich schreibe Dies mit Thränen in den Augen und mit Entzücken über unsre Stadt. Die Juden geben, was sie nur be-

sitzen, an die wandt' ich mein Geschrei zuerst. — Nein! wie freut mich die Stadt! kommt sie doch endlich zu sich selbst, thut sie endlich wohl, wie Jesus meint, und wie es mich peinigte, daß es nicht schon lange geschah. Welche Wehmuthswunden hat mir dies Lazareth geschlagen! Reil nimmt sich der Sache thätig an, ich habe keine Ruhe. — Behalten wir Herz, das innerste Wollen, und unser Urtheil rein, und heißen wir meinetwegen Vandalen, Irokesen! Lieber, guter August, in jetziger blutiger Zeit ist es gewiß recht nöthig, gib Dir rechte Mühe, Du kannst Alles, und schreibe ein Wort über Lazarethe. Schon lange drückt mir eine Reil'sche Aussage, und was ich von Lieferanten erfahren habe, das Herz. Reil sagte nämlich, als die Frauen hier ihr Lazareth errichten wollten, es helfe Alles Nichts, wenn sie nicht selbst wirthschafteten, und der ganzen Oekonomie und Pflege vorstehen wollten; in keinem Lazareth der Welt bekämen die Kranken, was sie sollten. Der muß es erfahren haben. Sag' es recht populär, recht eindringlich, welche gräßlichste Sünde eine Betrügerei an Kranken sey; daß jede Stadt, die den Namen verdienen will, eine Kirche in ihren Mauern haben, an göttliche und menschliche Gerechtigkeit Anspruch haben will, daß sie ihr geschehe, die besten, verehrtesten Bürger aus ihrer Mitte dazu hergeben muß, solche Werke zu unternehmen, und ihnen vorzustehen, damit kein Lieferant und kein Inspektor reich werden kann.

Lieber August, wie dehnt sich Alles! wann kommt man zum Leben? Lauter Bereitung; Du bist schon mitten drin und legst nur zurecht; auch ich habe schon Viel erlebt, und bin an Höheres gewiesen. — Ach! wir wissen Alles; wir wollen aber fleißig und stark bleiben. Das Leben ist eine Arbeit, die man aufbekömmt, und eine davon besteht darin, es verstehen, ertragen, ergreifen zu lernen; es nicht zu schätzen, weil es im Allgemeinen und Einzelnen unsicher ist, und es sehr zu schätzen, weil es eine Probe zu einer Existenz ist und Alles, wo wir können, und womit wir das Mögliche errathen. Gott gebe meinen geliebten Landsleuten Muth und Bescheidenheit. Unser armes Land leidet entsetzlich; die ärmsten Bauerndörfer stellen ihre Mannschaft, ein jeder Kerl geht mir in die Seele. — Edle Jugend! aber sie benehmen sich wirklich gut! Alles hat Muth, guten Willen, und hilft in jeder Art. Auf der Straße kann man's hören, bei jedem Vorübergehenden. Das Papier ist zu klein zu allen Anekdoten. Jünglinge verzweifeln, die nicht mit sollen, übernehmen drei, vier Posten und Stellen für ihre Brüder, und sagen, sie überleben die Schmach doch nicht!

XXX.

F. an seine Schwester in A.

Im Biwacht bei Merseburg, 20. April 1813.

Geliebteste Schwester!

Der 11. April — schönste Feier des Geburtstags unseres seligen Vaters — war der Tag meines Ausmarsches aus Dresden. O, es ist ein herrliches Leben, dies Soldatenleben; ich begreife nicht, wie es irgend ein Mensch am Schreibtisch und hinter dem Ofen aushalten kann. Was ich sonst nur als Dichtung, oder als längst entschwundene Zeit kannte, ist Wahrheit und Gegenwart geworden; ich finde mich in die Zeit der Kreuzzüge versetzt; mir ist, als zögen wir aus, das heilige Grab zu erobern; und ist der Glaube an die Freiheit des Vaterlandes nicht auch Religion? und die Sehnsucht danach, treibt und drängt sie nicht unwiderstehlich? Daß dieser Glaube Volksglaube geworden ist, daß Hoch und Gering, wie sonst nur in der Kirche, so jetzt auch in dem Heere beisammen stehn, zeugt dafür, daß Gott mit uns ist. Und welche innere Umwandlung des ganzen Menschen hat dieser Auszug für Freiheit und Vaterland in Allen bewirkt. Du würdest sie kaum wieder erkennen, diese alten Renommisten aus Jena und Halle, die sonst ihren Ruhm darein setzten, so und so viel Kannen Bier auszutrinken, so und so viel mal sich geschlagen, so und so viel mal dem Rektor die Fenster eingeworfen zu haben. Sie stehen jetzt in Reih' und Glied, pariren auf das Kommando, und unser ganzes Daseyn hat eine Weihe erhalten, von der wir vordem keine Ahnung hatten. Dabei geht es lustig, ja oft toll genug in unserm Lager her. Wir singen unsere alten Burschenlieder „auf der goldnen Freiheit Wohl" noch immer, aber wenn wir jetzt bei dem Landesvater die Mützen auf die Degen stecken, hat Das einen andern Sinn, als früher auf dem faulen Pelze zu Heidelberg, oder bei der Wahl eines Bürgermeisters zu Lichtenhain.

Welche Freude war es mir, Theodor wieder zu sehen! Sobald ich von ihm erfuhr, daß er in die schwarze Freischaar eingetreten war, schwankte ich keinen Augenblick länger in meiner Wahl; er allein gilt mir mehr, als ein ganzes Hauptquartier. Obschon der Wiener Hoftheater-Poet die zottige Löwenmähne und den knotigen Ziegenhainer des Leipziger Burschen abgelegt hat, so ist ihm doch der unverwüstliche Humor treu geblieben, und er selbst gesteht ein, daß, wenn seine Kriegslieder einigen Anklang finden, er dem Studentenleben den besten Theil davon zuzuschreiben hat. Der Abschied von seinen Eltern, von seiner

Schwester war schwer; schwerer vielleicht noch der von der geliebten Braut; — wahrhaftig, wenn man solche Opfer gebracht sieht, dann muß man sein eignes blutendes Herz gar nicht in die Wagschale legen wollen.

Am Tage vor dem Ausmarsch saß ich ein Stündchen bei ihm; seine Schwester, eine treue, liebevolle Seele, mahlte sein Porträt; sie ist eine Schülerin des berühmten Graff, und mahlt vorzüglich in Oel. Mit einem lauten Schrei läßt Emma mit einem Male den Pinsel fallen und geräth in ein krampfhaftes Weinen. — Um Gottes willen, was ist Dir? rief Theodor und sprang auf sie zu. Sie nahm ihr Taschentuch, und immer noch zitternd und weinend drückte sie es ihm an die Stirne. „Hier quillt es hervor," schrie sie schluchzend, „ich sah es genau; verwundet; Du bluteſt"; — und nach und nach sich erholend und besinnend sagte sie: „Ach! meine kranke Phantasie, meine unbeschreibliche Liebe für Dich! Wie ich mahlte und so ganz in Gedanken versunken Dich ansah, schwand mir alle Gegenwart; da war's wohl nicht anders möglich, als Dich verwundet in der Schlacht zu sehen; ich träumte mit wachen Augen." — Theodor wußte mit seinem heitern Humor den trüben Ahnungen eine heitre Seite zu geben. „Jetzt warst Du hellsehend, liebe Emma," sagte er; „ich bin mehr für das Dunkle, für die sogenannte schwarze Kunst, und bitte also — um eine Tasse schworzen Kaffee." Emma ging und ließ den Kaffee bringen, und Theodor war nun unerschöpflich in allerhand scherzhaften Prophezeiungen.

Von meinem ersten Marsch muß ich Dir auch noch Einiges erzählen. Ich war einer Kompagnie zugetheilt, welche ein ehrwürdiger Professor aus Berlin, Namens Markwort, nicht als Hauptmann, sondern als Feldwebel führt; Offiziere sollen wir später uns selbst wählen, wenn wir erst gesehen haben, wer am feuerfestesten seyn wird. Wir zogen, 50 Mann stark, als Avantgarde voraus. Am frühen Morgen wurde, sobald wir vor der Stadt im Freien waren, ein Kreis geschlossen; der alte Feldwebel sprach ein kurzes Gebet, und wir sangen darauf ein geistliches Lied aus dem Gesangbuche: „Verzage nicht, du Häuflein klein." Ein rührend schönes Lied, ganz passend für uns, und von großer Bedeutung, denn Gustav Adolph hat es selbst gedichtet, und seine tapfern Schweden haben es vor der Schlacht von Lützen gesungen. Auf dem Marsch wurden dann allerhand lustige Jägerlieder angestimmt; das beliebteste ist von Fouqué:

Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist schon an der Zeit.

Daß uns Theodor mit schönen Liedern versorgt, kannst Du Dir

wohl denken, und auch von mir werden einige gesungen. Unser erstes Nachtquartier hatten wir in Meißen. Es kam mir recht sauer an, mit dem Quartierbillet in der Hand an der Hausthür eines armen Schuhmachers anzuklopfen. Die Familie, Vater und Mutter, vier Kinder, Gesell und Lehrbursch, saßen bei einer dampfenden Schüssel Kartoffeln; dazu gab es Zwiebeln in Speck gebraten. Es roch sehr einladend, allein auf einen Gast war nicht gerechnet. „Ach Gott!“ sagte die Frau, „es ist doch recht unrecht von dem Herrn Bürgermeister, zu uns armen Leuten einen Herrn Offizier in's Quartier zu legen; wir haben nicht einen Bissen Fleisch im Hause.“ Macht euch keine Sorgen, sagte ich, ich bin nur ein Gemeiner, und nehme gern vorlieb. Die Kinder nahmen mir Gewehr und Tornister ab, und als ich jetzt eine feine Cervelatwurst, die mir die Tante eingepackt hatte, hervorzog und anfing zu traktiren, erheiterten sich die Gesichter. Nun ließ ich auch noch eine Maas Meißner Wein und für einige Groschen Semmeln holen, so daß ich eigentlich den Wirth machte, wobei ich mich sehr behaglich fühlte. Am Abend war für eine gute Streu gesorgt; denn von heut an ist von uns Allen fest beschlossen, nicht mehr in Federbetten zu schlafen; man muß sich bei Zeiten an Entbehrungen gewöhnen. Am frühen Morgen weckte das Jägerhorn, und bald standen wir wieder in Reih und Glied. Einige machten doch sehr saure Gesichter, und W. sagte in allem Ernste: „Das klingt recht schön: mit Gott für König und Vaterland — aber ohne Kaffee — da werden wir nicht weit kommen.“ Er wurde natürlich von Denen, die ihr warmes Täßchen getrunken hatten, sehr ausgelacht, ich aber bin über alle Maßen froh, daß in Vorahnung dieser Zeit mein guter Vater mich nie an Kaffee oder anderes warmes Getränk gewöhnt hat. Daß ich keinen Tabak rauche, soll mir, denk' ich, auch gut zu statten kommen.

Wir hatten eben unsern Morgengesang vor dem Gasthofe, in welchem unser Feldwebel in Quartier lag, beendigt, als ich einen Mann in eine Extrapost einsteigen sah, dessen Züge mir bekannt zu seyn schienen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich sah, daß es Göthe war. Ich war als Freund seines Sohnes und als begünstigter Ballbegleiter seiner tanzlustigen Frau Gemahlin oft in seinem Hause gewesen; allein ihn, den Friedliebenden, mitten unter den Kriegsunruhen zu finden, wußt' ich mir nicht zu erklären. Noch glaubte ich mich zu täuschen, zumal er die Militärmütze tief in das Gesicht gedrückt hatte und sich in den russischen Generalsmantel mit rothem Kragen versteckte; als ich nun aber seinen kleinen Sekretär, Freund John, an den Wagen treten sah, war ich meiner Sache gewiß, und theilte die herrliche Entdeckung

sogleich meinen Kameraden mit. Mit militärischem Anstande einer Ordonnanz trat ich nun an den Wagen heran und sagte: „Ew. Exzellenz melde, daß eine Abtheilung der königl. preußischen Freischaar der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsch nach Leipzig vor Ihrem Quartier aufmarschirt ist, und Ew. Exzellenz die Honneurs zu machen wünscht.“ Der Feldwebel kommandirte: Präsentirt das Gewehr! und ich rief: „Der Dichter aller Dichter, Göthe lebe hoch!“ Mit Hurrah und Hörnerklang stimmte die ganze Kompagnie ein. Er faßte mit der Haltung eines Generals an seine Mütze und nickte freundlich. Nun trat ich noch einmal heran und sagte ihm: „Es hilft Ew. Exzellenz das Inkognito nicht, die schwarzen Jäger haben scharfe Augen, und bei unserm ersten Ausmarsche „Göthen“ zu begegnen, war ein zu günstiges Zeichen, als daß wir es sollten unbeachtet vorüber lassen. Wir bitten um Ihren Waffensegen.“ Von Herzen gern, sagte er; ich reichte ihm Büchse und Hirschfänger, er legte seine Hand darauf und sprach: „Zieht mit Gott, und alles Gute sey Eurem frischen deutschen Muthe gegönnt!“ Während wir ihm ein nochmaliges Lebehoch riefen, fuhr er grüßend an uns vorüber. Wo mag er nur jetzt hin wollen? —

Mit verschiedenen Kameraden hatte ich während des Marsches noch einen lebhaften Streit über Göthe; sie hatten ihr Vivat nicht aus vollem Herzen mitgerufen, und meinten: er sey ja doch kein Volksdichter, kein Dichter der Freiheit und des Vaterlandes. Ich wußte ihnen Nichts weiter zu antworten, als: Ich kenne keine höhere Begeisterung für Freiheit, als im Egmont; ich kenne keine derbere deutsche Natur, als Götz von Berlichingen; und wenn Ihr wissen wollt, was Deutschland noth thut, so erinnert Euch nur der schönen Verse aus Herrmann und Dorothea:

„Aber ach! wie nah ist der Feind! die Fluten des Rheines
Schützen uns; doch ach! was sind nun Fluten und Berge
Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daher zieht!
Wie? und ein Deutscher wagt heut noch zu Hause zu bleiben? —
Hofft vielleicht zu entgehn dem Allen bedrohenden Unfall?
Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben, und Andern ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen
An der Gränze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, sie sollten uns nie den herrlichen Boden betreten!“

Du siehst, liebe Schwester, daß wir auch mit der Flinte auf dem Rücken unser altes Handwerk, das Studiren und Disputiren, noch fort-

setzen; nur schade, daß Du diesmal nicht Zeuge davon seyn konntest, wie ich zur Beruhigung der Freunde, die keinen andern Dichter als Schiller gelten lassen wollen, „Frisch auf, Kameraden!“ aus Wallenstein anstimmte, worauf denn auch Schiller ein dreifaches Lebehoch ausgebracht wurde.

Den 26. April.

Es kommt mir sehr zu statten, daß ich in unserer Pension in A. schon als Knabe das preußische Exerzitium bei einem tüchtigen Unteroffizier gelernt habe; wenn ich sehe, wie sich hier alte Kerls noch müssen auslachen lassen, weil sie nicht rechts und links um machen können, so freue ich mich, dergleichen längst an den Schuhen abgetreten zu haben. Es ist Sünd' und Schande, daß nicht in allen Schulen exerzirt wird. Daß ich in der besten Fechtschule in Jena gelernt, kommt mir ebenfalls zu statten, und da wir hier eine ziemliche Anzahl Studenten beisammen sind, bleiben wir gut in der Uebung. Auch gelt' ich schon für einen guten Schützen, und wenn Du mich oft über meine Jagdlust gescholten hast, so siehst Du doch nun ein, wozu es gut war, den Rebhühnern und Hasen bei Wind und Wetter nachzugehen. Meine Flöte hab' ich auch im Tornister, und auch sie ist zum kriegerischen Instrument geworden. Wir Jäger werden nämlich nur mit Hornsignalen kommandirt; da gehört nun ein gutes musikalisches Gehör dazu, um einige zwanzig verschiedene Kommando's zu behalten. Theodor, der sehr musikalisch ist, hat mir nun die Signale auf Noten gesetzt, und ich blase sie meiner nächsten Kameradschaft auf der Flöte vor, weil wir auf dem Vorposten keinen Lärm mit Hörnermusik machen dürfen. Diejenige Eigenschaft aber, welche die meiste Anerkennung bei meinen Brüdern findet, ist meine Kochkunst. Die ersten acht Tage ging es uns sehr traurig; die Wenigsten hatten sich mit Kochgeschirren versehen, und begnügten sich damit, ihre Portion rohes Fleisch am Ladstock zu rösten, wo ihnen dann gewöhnlich Nichts, als eine verbrannte Karbonade übrig blieb. Allein ich war der Erste, der die ausgezeichnete Erfindung der Suppe geltend zu machen verstand. Wie oft wurde ich gescholten und ausgelacht, wenn ich mich als Knabe in der Küche unnütz machte, und mir von der Kunst, einen Eierkuchen zu backen, ein Beefsteak zu rösten, eine Karbonade zu hacken, genaue Kenntniß verschaffen wollte. Nun seht Ihr doch, wie wohl ich daran gethan; denn einige meiner Kameraden versichern mich, daß sie längst schon des bittersten Hungers gestorben wären, wenn ich nicht die Küche so vortrefflich besorgte. Und nun laß uns nur erst in die Hühner- und Gänseställe von Frankreich einrücken, dann soll es lauter Trüffel- und Burgundersaucen geben!

Theodor dagegen verſteht ſich vortrefflich auf die Baukunſt. Als gelernter und ſtudirter Bergmann baut er nicht blos über, ſondern auch unter der Erde, und ſo iſt unſer Haus halb Hütte, halb Höhle. Als er die Arbeit damit anfing, eine Grube zu graben, fragte ich ihn: ob er Todtengräber geworden ſey und ein Grab machen wollte? „Auch darin," verſetzte er, „muß man ſich Uebung verſchaffen, denn Einer von uns wird wohl dem Andern einen ſolchen Liebesdienſt erweiſen müſſen." Für's Erſte, erwiederte ich ihm, laß uns hier noch Hütten bauen, und was das Grab betrifft, ſo richte es zum wenigſten zweiſchläfrig ein. Als er ſich nun aber, ſo lang er war, in die aufgegrabene Erde legte, um zu meſſen, ob die Lagerſtätte lang genug wäre, überfiel mich ein entſetzlicher Schauder, und ich riß ihn mit Gewalt auf. Obſchon er nicht frei von trüben Ahnungen für ſein Leben iſt, ſo weist er ſie doch mit heiterem Muthe, „wie Seifenblaſen, von der Stirn," und ſein guter Humor iſt unerſchöpflich. Ein paar Kameraden halfen als Handlanger, brachten einige vom Zaun gebrochene Stangen und einige Schütten Stroh herbei, und bald war das Haus gezimmert und bedacht. Rings herum wurde Erde aufgeworfen und ein Graben gezogen, um den Wind abzuhalten und das Regenwaſſer abzuleiten; kurz, unſere Lagerhütte galt für eine Muſterhütte, und der Major P. hat ſelbſt Probe darin gelegen. Einige luſtige Brüder hatten aus der Stadt den Weinkranz des Rathskellers mitgebracht, und ihn, ohne daß wir es merkten, an einer langen Stange am Giebel unſerer Hütte befeſtigt, ſo daß ſich bei uns bald eine muntere Geſellſchaft einfand. Aus einer Gartenthür war ein Tiſch gezimmert worden, auf welchem bald einige Flaſchen ſtanden, — Du denkſt wohl, dickes Merſeburger — nein, Naumburger Rother, der dem Burgunder Nichts nachgeben ſoll, worüber an Ort und Stelle nähere Erkundigung eingezogen werden ſoll.

Wir konnten Etwas darauf gehen laſſen, denn wir empfingen heute die erſte Löhnung: für den Tag 13 Pfennige. Wo nur unſer guter König noch all das Geld hernehmen will, um die hunderttauſend Soldaten und zumal die Offiziere zu bezahlen. Wir wollen den Vorſchlag machen, daß wir, ſo lange wir auf Koſten des feindlichen Landes verpflegt werden, auf unſere Löhnung Verzicht leiſten, oder daß ſie uns doch zum wenigſten bis nach dem Kriege gutgeſchrieben wird. Es geht auch in der That nicht, daß wir uns als Söldner bezahlen laſſen. Für diesmal war es nicht zu ändern; wir haben dafür unſern Friedrich Wilhelm hoch und abermals hoch leben laſſen! —

Tags darauf.

Auch nicht ein einziger Tropfen iſt durch unſere Hütte gedrungen,

und der Regen floß in Strömen. Wie ruht es sich unter Donner und Blitz so ruhig an der Seite des Freundes. „Es wird bald auch auf Erden," sagte Theodor, „uns Donner und Blitz umgeben; dann laß uns auch so treulich zusammenhalten, und wenn's einschlägt, eine sichere Lagerstätte im freien Vaterlande finden."

Post nubila Phöbus! Auf Regen folgt Sonnenschein, sagt nicht blos der Lateiner; auch bei uns traf es zu. Der liebe Gott sorgt doch recht freundlich für uns; so Viele hatten die Nacht im Freien, ohne andere Bedeckung, als ihren Mantel, zugebracht. Nun scheint die Sonne so warm, und da Vielen die Wäsche sogar im Torniſter naß geworden war, sieht es im Lager heut wie auf einer Bleiche oder einem Trockenplatz aus. Ich hatte Zeit, vor unserer Hütte ein paar Maien aufzupflanzen, und Theodor bringt so eben ein Häschen, das ich braten werde. Mit dem Spicken wird es seine Schwierigkeit haben; ich habe nach dem nächsten Dorfe eine Speckpatrouille geschickt, allein Du verzeihst, wenn ich jetzt abbreche: ein Hase hat sieben Häute, und die wollen abgezogen seyn.

XXXI.

Göthe an Zelter.

*Töplitz, 3. Mai 1813.

Beikommendes, mein theuerſter Freund, war Dir schon längst bestimmt; ich zauderte, es abzusenden: denn man wußte kaum zuletzt mehr, mit wem man in der Welt noch zusammenhinge, oder nicht; jetzt finde ich eine gute Gelegenheit, es nach Berlin zu bringen. Nachdem ich erst um Deinetwillen besorgt gewesen, konnte ich mich bald beruhigen; nun bin ich für mich und das Meinige besorgt, und vielleicht so bald nicht beruhigt. Am 17. April ging ich, mehr durch Zureden der Nächsten und Freunde, als aus eigenem Entschlusse, von Weimar ab. Ich war noch mit einem preußischen Passe durch die Thaine gekommen, als am 18. die Franzosen nicht ohne Gewalt wieder in Weimar einrückten. Davon weiß ich aber selbst nicht Mehr, als was der allgemeine Ruf verkündigte; denn ich habe seit der Zeit weder Etwas von dorther vernommen, noch hat ein Brief von mir dorthin gelangen können. — Ich lege ein kleines Liedchen bei, eine Parodie auf das elendeste aller deutschen Lieder: „Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr." Wäre

das Dichten nicht eine innere und nothwendige Operation, die von keinen äußern Umständen abhängig ist, so hätten diese Strophen freilich nicht in der jetzigen Zeit entstehen können, und da ich denke, daß Ihr immer einmal wieder tasteln und singen werdet, so sey Euch dieser außerzeitige Scherz gewidmet.

Göthe.

XXXII.

Theodor an S. in Dresden.

Leipzig, 18. April.

Zum Tollwerden hab' ich mich über die Schlafmützen geärgert! Da verkriechen sie sich nun alle hinter den Allergnädigsten, und sind recht froh, daß dieser über alle Berge gegangen ist. Worüber ich mich von Herzen gefreut habe, ist, daß Nostiz *) aus Heidelberg sich aufgemacht hat und bei uns eingetreten ist. Als Studenten standen wir uns feindlich gegenüber; ich hoffe, der Feldzug soll Alles ausgleichen.

Da meine Prosa **), wie Du mir schreibst und wie ich es leider selbst genugsam erfahren habe, den Leuten nur den Kopf ein wenig anfeuchtet, ohne bis auf die Haut zu dringen, so habe ich ihnen nun ein Hagelwetter in Versen hintendrein geschickt, das allen Faulen durch Mark und Bein gehen soll. Es wären hier Knüttelverse recht am Ort.

Hier hast Du mein nagelneustes Lied.[13]) Ich sage Dir, mit diesem Liede haben wir bei Classigs, in der blauen Mütze, in Gohlis, und wo wir sonst nur das träge Studenten- und Ladenschwengel-Volk beisammen fanden, gut aufgeräumt; entweder singen sie mit und schwören zur Fahne, oder drücken sich in aller Stille davon. Bringe Deine Angelegenheiten in Ordnung, und fliege bald in die Arme

Deines

Theodor.

*) Gegenwärtig königl. sächsischer Finanzminister; Sohn des Konferenzministers v. Nostiz und Jänkendorf.

**) Der Aufruf an die Sachsen.

XXXIII.

F. an seine Schwester.

Den 1. Mai. Biwacht auf dem Kirchhofe zu ....

„Der Soldat hat auf Erden kein bleibend Quartier", so sagen wir heut auf dem Kirchhofe eines Dorfes, wo wir den Uebergang über die Saale gegen ein französisches Streifkorps decken sollten. Unsere schöne Hütte mußten wir gestern plötzlich verlassen: es wurde Generalmarsch geschlagen, und da kann man sich leider nicht entschuldigen und sagen: verzeihen Sie, Herr Hauptmann, ich habe noch keinen Kaffee getrunken, oder: mein Hase ist noch nicht gebraten; es heißt: Marsch! und Regimenter beflügelt das schnelle Kommando!

Wir kamen gestern spät in der Nacht hier an auf den äußersten Vorposten; Patrouillen wurden gegen den Feind gesendet, dessen Wachtfeuer wir sahen. Einer der feierlichsten Momente des Kriegslebens war es, als der Hauptmann uns in der Nacht auf dem Kirchhofe Befehl gab, zu laden; mit stillem Gebet wurde die erste Kugel, die dem Feinde gilt, in das Feuerrohr gesenkt; das Klirren der Ladstöcke, das Zuschnappen der Pfannendeckel, ist eine Musik ganz eigener Art. „Kinder," sagte der Hauptmann, nachdem er die Vorposten ausgestellt hatte, „wir Andern wollen's uns nun bequem machen; ein Jeder mag sich ein Grab wählen zur Ruhestätte, und für den Leichenstein ist ja auch gesorgt." Da die Gräber in geordneter Reihe angelegt waren, machte die Vertheilung keine Schwierigkeit; die Gewehre wurden zusammengestellt, ich kam auf Posten, und eh' noch eine halbe Stunde vorüber, war ich der Einzige, der noch wachte. Ringsum tiefe Stille, nur von dem Knarren der Wetterfahne auf dem Kirchthurme unterbrochen; der Mond ging still-seines Weges am Himmel, als ob er die Fluren des ewigen Friedens beschiene, denn er weiß Nichts von unsern Waffen und blutigen Gedanken. Als ich durch die Reihen der Freunde ging, die eingesunkene Grabhügel zu ihren Kopfkissen gewählt hatten, war es mir, als ob ich über ein Schlachtfeld wandelte, und tiefe Wehmuth überfiel mich. Die Blumen, mit denen fromme Hände diese Hügel geschmückt hatten, winkten über so manches jugendliche Haupt herab, als wollten sie sagen: wir läuten dich bald zur Ruh. Aber nicht eine Stirn unter allen, die nicht verklärt erschien; in allen Zügen las ich nur frohe Träume; so selig schlafen nur glückliche Herzen! Nun stellt' ich im Geiste mich an die Lagerstätte des Tyrannen, der gegen die Freiheit zu

Feld zieht. Da liegt er auf seidenen Pfühlen, von arabischen Düften umgeben, und kann doch den ecklen Modergeruch der von ihm gemordeten Freiheitshelden nicht los werden; aus den Gräbern Schill's und Hofer's, Enghien's und Palm's steigt Leichenduft auf, davon er die Witterung mit allem Weihrauch, den die Schmeichelei ihm anzündet, nicht zu vertreiben vermag. Kein Friede kommt in sein Herz, kein großer Gedanke in seine Brust. Er schreckt auf aus dem ruhigen Schlafe, er ruft die Adjutanten, er befiehlt den Aufbruch zur Schlacht; — wohlan; Du sollst uns bereit finden!

XXXIV.

Eleonore Prohaska

an ihren fünfzehnjährigen Bruder *).

Im Bivouak, 1813.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir noch etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber vorher versprechen mußt, nicht böse zu seyn. Ich bin seit 4 Wochen schon Soldat! Erstaune nicht, aber schelte auch nicht; Du weißt, daß der Entschluß schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich sey feige, da Alles um mich entschlossen ist, in diesem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest; ich war im Innern meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige That zu begehen; denn siehe Spanien und Tyrol, wie da die Weiber handelten! Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Mannskleidung zu kaufen, bis ich Montirung erhalte, dann kaufte ich mir eine Büchse für 8 Rthlr., Hirschfänger und Tschako zusammen für 3½ Rthlr. Nun ging ich unter die schwarzen Jäger

*) Dies heldenmüthige Mädchen, Tochter eines invaliden Unteroffiziers zu Potsdam, diente unerkannt im Lützow'schen Freikorps. Bei Erstürmung einer feindlichen Batterie im Gefecht an der Görde, am 16. Sept. 1813, wurde sie tödtlich verwundet, und starb den Tod für's Vaterland.

Denn Eins mußt' ich thun: mich entweder equipiren, oder armiren; das Erstere wäre mir viel leichter gewesen, wenn ich schon Männerkleidung gehabt hätte. Meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe.

Ich habe nur noch die große Bitte, daß Du es Vatern vorträgst, so vortheilhaft wie möglich für mich; Vater wird nicht so böse seyn, glaube ich, denn er erzählte ja selbst Skizzen von den Spanierinnen und Tyrolerinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesichte lesen konnte. Ich habe aus Vorsicht auch meinen Namen geändert; wenn Du mir schreibst, so schreibe mir doch ja, als wenn ich Dein Bruder wäre, denn Du weißt, Briefe haben mancherlei Schicksale. Wir exerziren, tralliren, und schießen recht fleißig, woran ich sehr viel Vergnügen finde; ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe.

Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder. Grüße Vater und Karolinen tausendmal; sage ihnen, versichere sie, daß mein Herz stets gut und edel bleiben wird, daß keine Zeit, Schicksal, oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten soll, und daß stets mein Herz treu und bieder für Euch schlägt.

Mit ewiger Liebe

Deine

Leonore, genannt August Renz,
freiwilliger Jäger bei dem Lützow'schen Freikorps,
im Detachement erstes Bataillon.

XXXV.

Dieselbe an Denselben.

Den Datum weiß ich nicht, wir haben keinen Kalender, und man merkt es gar nicht, wenn es Sonntag ist.

Lieber, guter Bruder!

Uns ist gesagt, daß wir in 3 Tagen schon vor den Feind kommen; es ist also vielleicht das letzte Mal, daß ich mit Dir, geliebter Bruder, noch eine Unterhaltung habe; ich bin zwar sehr müde, wir haben in 5 Tagen hinter einander wohl an 30 Meilen zurückgelegt, und morgen früh um 2 Uhr marschiren wir schon wieder weiter, aber trotz aller

Müdigkeit will ich mich diesen Abend nur mit den Meinigen beschäftigen.

Es ist mir noch immer geglückt, ganz unerkannt zu bleiben; kann ich nicht allein ein Quartierbillet bekommen, so ist gewöhnlich der kleine Arnold von 15 Jahren mein Kamerad. Im Lager habe ich meine Hütte immer für mich allein; wegen meiner Stimme necken sie mich, allein ich habe mich für einen Schneider ausgegeben, und die können eine feine Stimme haben. Zu thun gibt es im Lager auch genug, denn außer mir ist nur noch ein einziger Schneider bei der Kompagnie, ein bucklicht altes Männchen, den sie nirgends als Soldat haben annehmen wollen; aber unser Hauptmann sagte: „Im Kriege sieht Gott nicht den Buckel, sondern das Herz an, wenn das nur auf dem rechten Fleck sitzt.“ Mit dem halt' ich zusammen, und nähe und wasche fleißig, und weil ich mich auch auf die Küche verstehe, haben sie mich Alle gern.

Lieber, guter Bruder, Du sagtest mir einmal, ich müßte Dein Herz nicht zu dem eines Weibes stimmen, sondern in Dir allen Muth zu erwecken suchen. Sieh, Lieber, so denke ich jetzt von Dir, und mit der festen Ueberzeugung, daß Du, Vater, und Karoline mir nicht böse sind, gehe ich voller Muth und Entschlossenheit zum Kampf. Komme ich einst glücklich wieder, dann, guter Bruder, wird meine Freude überschwänglich seyn; komme ich nicht wieder zurück, dann sage ich Dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl; dann, theurer, guter Bruder, lebe ewig, ewig wohl. Ich kann vor Thränen weiter Nichts sagen, als daß ich auch noch im Tode treu und ewig mit Liebe seyn werde

Deine

Dich ewig liebende Schwester
Leonore, genannt August Renz.

XXXVI.

F. an den Vater Theodor's.

Den 19. Juni 1813.

Seyen Sie unbesorgt: Theodor ist gerettet. Ich selbst danke meine Rettung einem sächsischen Offizier, welcher es übernommen hat, diese Zeilen an Sie schnell und sicher gelangen zu lassen.

Einen schändlichern Verrath, als Napoleon an uns ausgeübt, hat er noch niemals begangen. Den Sandwirth Hofer, den Herzog von

Enghien, den Buchhändler Palm, die gefangenen Schill'schen Offiziere hat er doch wenigstens vor ein Kriegsgericht stellen lassen, eh' er sie seinen Henkern überlieferte; auf uns hat er, nachdem seine Generale dem Major Lützow das Ehrenwort gegeben, nichts Feindliches gegen uns zu unternehmen, die Höllenrotte seiner Bluthunde losgelassen, und uns, da wir wehrlos waren, niedermetzeln lassen; gegen fünfhundert hatte er fünftausend abgeschickt *).

Nie ist das Völkerrecht schändlicher verletzt worden. Theodor wurde als Parlamentär an den General Fournier abgeschickt. Dieser ruft ihm und Lützow entgegen: „l'armistice pour tout le monde excepté pour vous!" und eh' noch Theodor den Säbel ziehen konnte, hatte er schon einen fürchterlichen Hieb in den Kopf empfangen. Wir hieben ihn und den Major aus dem dichtesten Haufen der Feinde heraus. Der Major lag schon, vom Pferde herabgerissen, am Boden; ein treuer Uhlan drang ihm sein eignes Pferd auf, und wir eilten nun, den ohnmächtigen Theodor zu retten. Schon war es dunkel, unser Häuflein zerstreut, ein naher Wald verbarg uns. Nothdürftig verbanden wir Theodor, und suchten nun ein paar Holzhauer auf, die uns aus dem nächsten Dorfe Bauernkleider anschafften. So brachten wir Theodor in das von den Franzosen besetzte Dorf Groß-Zschocher. Von hier gab ich dem Dr. Wendler in Leipzig Nachricht, und wie gefahrvoll auch für diesen deutschen Ehrenmann das Unternehmen war, er hat ihn nach Leipzig in sein Gartenhaus aufgenommen, und nun ist mir nicht mehr für ihn bange. Es sind alle Anstalten getroffen, daß er sicher und

*) Dieser Ueberfall während des Waffenstillstandes geschah spät des Abends am 17. Juni bei dem Dorfe Kitzen, 2 Stunden von Leipzig, nahe bei Markranstädt. Da Napoleon jede Genugthuung, jede nähere Untersuchung dieser schändlichen That, ja selbst die Auslieferung der Gefangenen verweigerte, blieb der Artikel des Waffenstillstandes, dem zufolge die noch von den Franzosen besetzten Festungen Danzig, Modlin, Zamosc, Stettin, und Küstrin alle 5 Tage verproviantirt werden sollten, unerfüllt. Napoleons Haß gegen das Lützow'sche Korps, in welchem er die Anstifter des Volkskrieges, und die Männer der Freiheit versammelt wußte, war so groß, daß er die Gefangenen wie Staatsverbrecher behandeln ließ. Der französische Oberst, von welchem Lützow in Gera den Abschluß des Waffenstillstandes erfuhr, bei dem er zum Mittagstisch eingeladen wurde, und der ihm einen sächsischen Offizier als Marschkommissär zum sichern Geleit mitgab, wurde von dem Kaiser nach Dresden beschieden. Aus dem eigenen Munde dieses Offiziers, welchen der Major Lützow nach geendetem Feldzuge in Paris aufsuchte, erfuhren wir, daß ihm Napoleon in Dresden die Epauletten von der Schulter gerissen, und ihn wegen seines ehrenhaften Betragens gegen Lützow kassirt hatte.

ungefährdet nach Karlsbad kommen kann. Mich nimmt, als Bauernburschen verkleidet, der sächsische Lieutenant v. C...tz mit einer Strohlieferung morgen mit in das französische Lager, und wenn ich nur erst das Elbufer erreicht habe, schwimme ich hinüber zu den Freunden.

Waffenstillstand also; aber keinen Frieden! Erst Rache für solche Schandthat.

Ihr

F.

Beilagen.

I.

Burschen heraus.

Auf! auf! ihr Musensöhne,
Der Freiheit Lied ertöne,
Daß es euch jede Nerve rührt.
Nun lasset euch nicht lumpen,
Als hätten wir beim Humpen
Das große Wort allein geführt.

Heraus, ihr Renommisten,
Daheim soll keiner nisten,
Wenn blutigroth das Banner weht.
Kein Stichblatt kann euch schützen,
Kein hohes Halstuch nützen,
Wo man die blauen Bohnen sä't.

Für unsern Landesvater,
Den theuren Schutz und Rather,
Durchbohrten wir so manchen Hut;
Die Feinde zu durchstechen,
Die Reihen zu durchbrechen,
Darnach verlangt jetzt unser Muth.

Die Manichäer-Rotte,
Philister auch zum Spotte
Traf oft des Ziegenhainers Wucht;
Franzosen zu verjagen,
Die Frechen niederschlagen,
Sey nun mit gutem Glück versucht.

Herbei mit Jubelschalle
Von Heidelberg und Halle,
Von Jena, Leipzig, und von Prag!
Mit Stürmern und Kanonen,
Wir wollen euch nicht schonen,
Voran, und führt den ersten Schlag!

Ihr habt manch' Lied gesungen,
Den Schläger oft geschwungen
Pro patria im wilden Zorn!
Heut' wollen wir's bewähren,
Auf! schmücke Dich mit Ehren,
Du Bursch von echtem Schrot und Korn!

2.

Aufruf an unsere Mitbürger!

Das Vaterland ist in Gefahr. Es braucht zu seiner Vertheidigung eine schnelle Verstärkung des Heeres ohne Kostenaufwand für die Staatskasse. Der Liebe seiner Unterthanen vertrauend, hat der Landesvater selbst Dies ausgesprochen und durch seinen Staatskanzler Freiwillige aufgerufen. Freudig werden die Jünglinge und waffenfähigen Männer der Nation diesem ersehnten Rufe folgen. Märker und Schlesier, Pommern und Preußen, vereinigt durch das gemeinschaftliche Band der Treue für den König und die Nationalehre, werden wetteifernd zu den Fahnen strömen und mit dem Feldgeschrei: Friedrich Wilhelm! und „preußisches Vaterland!“ jeder Gefahr trotzen. Diejenigen aber, welche körperliche Schwäche und Dienstverhältnisse zurückhalten, werden trauern, Gefahr und Ehre nicht theilen zu können. Doch auch diesen gibt der Aufruf Raum für ihre Vaterlandsliebe. Sie können mit den Kämpfenden gleiches Verdienst erwerben, wenn sie in gleichem Geiste handeln, und von Dem, was sie besitzen, Dasjenige dem Vaterlande darbringen, was dasselbe für seinen Zweck brauchen kann, und jetzt zur Ausrüstung der ärmeren Freiwilligen beitragen, um diese dadurch in den Stand zu setzen, ihre hohe Bestimmung früher und besser zu erfüllen. Auf diese Weise kann jeder Staatsbürger die heilige Bahn des Mitwirkens zur Rettung des Vaterlandes betreten. Der kleine Beitrag des Armen und der große des Reichen, in gleichem Geiste dargebracht, werden an den Segnungen der Nachwelt gleichen Antheil haben.

Durch das Vertrauen unserer Mitbürger zu Stellvertretern aller Provinzen und aller Stände gewählt, halten wir es für Pflicht, in diesem Augenblicke, wo nur der Gedanke an König und Vaterland alle Herzen erfüllen kann, auch unsererseits vereint, unsere Mitbrüder aus allen Ständen und in allen Theilen des Vaterlandes zur thätigsten Unterstützung des ergangenen Rufes aufzufordern. Das Vaterland ist in Gefahr und Friedrich Wilhelm fordert sein treues Volk zur freiwilligen Unterstützung auf. Welcher Preuße kann da noch zaudern, dieser Aufforderung aus allen Kräften zu genügen!

Der Allmächtige wird die Maßregel des besten Königs und den freudigen Eifer

seines Volkes segnen. Friede und Selbstständigkeit werden den preußischen Staat beglücken, und künftige Geschlechter aus unserem Beispiele lernen, Alles zu opfern für König und Vaterland!

Berlin, 13. Febr. 1813.

Die Nationalrepräsentanten.

3.

„Wir Friedrich Wilhelm u. s. w. In Erwägung, daß die herzerhebende allgemeine Aeußerung treuer Vaterlandsliebe ein äußeres Kennzeichen derselben für alle Staatsbürger erfordert, verordnen, daß

1) auch außer dem Kriegsdienste von allen Männern, die das zwanzigste Jahr zurückgelegt haben, die preußische Nationalkokarde, von bekannter Form, schwarz und weiß, am Hute getragen werden soll, wenn diese Ehre von ihnen nicht verwirkt ist.

2) Das Recht, die Kokarde zu tragen, wird verwirkt: durch Feigheit vor dem Feinde, Ausweichen des Kriegsdienstes, Festungs- oder Zuchthausarrest, mit Strafarbeit verbunden.

Das stets anwesende Sinnbild von dem Panier des Vaterlandes muß Jeden, der es in der Kokarde trägt, mit der Erinnerung an seine heiligsten Pflichten doppelt erfüllen.“ —

4.

Wir bedauern von Herzen, daß die Bemessenheit des Raumes uns nicht gestattet, die Zeitungsauszüge in Betreff der damaligen „freiwilligen Beiträge“ hier mit abzudrucken, — ein um so ruhmvolleres Zeugniß für die Volksstimmung in jener Zeit, als dieselbe sich zur Oeffentlichkeit Bahn brach, während Berlin noch Wochen lang von den Franzosen besetzt war.

5.

Aufgebot der Landwehr.

Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besondern Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrscher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung vertheidigen.

Preußen! würdig des Namens, theilt Ihr dies Gefühl! Auch Ihr hegt den Wunsch, von fremdem Druck Euch zu befreien. Mit Rührung werde ich die Beweise davon gewahr, in dem Eifer, mit welchem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen greifen und unter die Fahne meines Heeres sich stellen; in der Bereitwilligkeit, mit welcher gereifte Männer, voll Verachtung der Gefahr, sich zum Kriegsdienst erbieten, und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter, und Geschlechter wetteifern, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen.

Ein mit Muth erfülltes Heer steht mit siegreichen und mächtigen Bundesgenossen bereit, solche Anstrengungen zu unterstützen. Diese Krieger werden kämpfen für unsere

Unabhängigkeit und für die Ehre des Volkes. Geflechert aber werden beide nur werden, wenn jeder Sohn des Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre theilt!

Preußen! zu diesem Zweck ist es nothwendig, daß eine allgemeine Landwehr auf's Schleunigste errichtet und ein Landsturm eingeleitet werde. Ich befehle hiermit die erste und werde den letztern anordnen lassen. Die Zeit erlaubt nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten. Aber die Errichtung der Landwehr ist nach den Kräften der Provinzen entworfen. Die Regierungen werden selbige den Ständen mittheilen. Eile ist nöthig. Der gute Wille jedes Einzelnen kann sich hier zeigen. Mit Recht vertraue ich auf ihn. Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre, und eigenen Heerd, Alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsere Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften.

Wer aber aus nichtigen Vorwänden und ohne Mangel körperlicher Kraft sich meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, Den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung Aller, die für Das, was dem Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen.

Gegeben Breslau, 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

6.

Sachsen! Wir Preußen betreten Euer Gebiet, Euch die brüderliche Hand bietend. Im Osten von Europa hat der Herr der Heerschaaren ein schreckliches Gericht gehalten, und der Todesengel hat dreimalhunderttausend jener Fremdlinge durch Schwert, Hunger, und Kälte von der Erde vertilgt, welche sie im Uebermuthe ihres Glückes unterjochen wollten. Wir ziehen, wohin der Finger der Vorsehung uns weist, um zu kämpfen für die Sicherheit der angestammten Throne und unsere Nationalunabhängigkeit. Mit uns kommt ein tapferes Volk, welches die fremde Unterdrückung trotzig abgewiesen hat, und im Hochgefühle seiner Siege den unterjochten Völkern Befreiung verheißt. Wir bringen Euch die Morgenröthe eines neuen Tages. Die Zeit ist endlich gekommen, ein verhaßtes Joch abzuwerfen, das uns seit sechs Jahren drückte. Ein unglücklich begonnener und noch unglücklicher geendeter Krieg drang uns den Friedenstraktat von Tilsit auf; aber selbst von jenen harten Traktatsartikeln ist uns nicht ein einziger gehalten worden. Jeder folgende Traktat steigerte die harten Bedingungen des vorhergehenden. Darum werfen wir ab dieses schmähliche Joch und ziehen zum herzerhebenden Kampfe für unsere Freiheit. Sachsen, Ihr seyd ein edles, ein aufgeklärtes Volk! Ihr wißt, daß ohne Unabhängigkeit alle Güter des Lebens für edel gestimmte Gemüther keinen Werth haben, daß Unterjochung die höchste Schmach sey! Ihr könnt und werdet nicht die Sklaverei länger tragen, werdet nicht länger dulden, daß eine arglistige, gleißnerische Politik für ihre ehrsüchtigen, raubgierigen Entwürfe das Blut Eurer Söhne fordere, die Quellen Eures Handels austrockne, Euren Kunstfleiß lähme, Eure Preßfreiheit vernichte, und Euer einst so glückliches Land zum Schauplatz des Krieges mache. Schon hat der Vandalismus der Euch unterdrückenden Fremdlinge Euer schönstes Monument der Baukunst, die Brücke zu Dresden, unnöthig und muthwillig zerstört. Auf! vereinigt Euch mit uns! erhebt die Fahne des Aufstandes gegen Eure Unterdrücker und seyd frei! Euer Landesherr ist in fremder Gewalt, die Freiheit des Entschlusses ist ihm genommen. Die

Schritte beklagend, die zu thun eine verrätherische Politik ihn nöthigte, wollen wir sie eben so wenig ihm zurechnen, als sie Euch entgelten lassen. Nur für Euren Herrn wollen wir die Provinzen Eures Landes in Verwaltung nehmen, die das Glück, die Ueberlegenheit unserer Waffen, und die Tapferkeit unserer Truppen unserer Gewalt unterwirft. Befriediget die billigen Bedürfnisse unserer Krieger und erwartet dafür von uns die Handhabung der strengsten Mannszucht. Der Zutritt zu mir, dem preußischen Feldherrn, sey jedem Unterdrückten offen: jede Klage werde ich hören, jede Angabe untersuchen, jede Verletzung der Mannszucht streng bestrafen. Jeder, auch der Geringste, kann sich mir vertrauensvoll nähern, ich werde ihn liebreich aufnehmen. Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unsern Bruder betrachten, den irregeleiteten Schwachsinnigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten; den ehrlosen, verworfenen Handlanger fremder Tyrannei aber als einen Verräther am gemeinsamen Vaterlande unerbittlich verfolgen.

Bunzlau, 23. März 1813.

Blücher.

7.

Sachsen!

Ich betrete Euer Land, um Euch mit Krieg zu überziehen, oder mit Euch vereint um die Wiederherstellung Eurer geschändeten Ehre zu kämpfen. Wählt! Eure Wahl kann Eure Krone in Gefahr bringen, kann einst Eure Kinder bei dem Gedanken an ihre Väter erröthen machen: sie hält Deutschlands geheiligte Befreiung nicht auf. — Seht, was um und neben Euch geschieht. Werft einen Blick auf die edlen Preußen, Eure Nachbarn; die ganze Nation erhebt sich in Masse, in ihren Reihen findet ihr den Sohn des Pflügers neben dem des Fürsten, aller Unterschied der Stände ist in den großen Begriffen Freiheit, Ehre, König, und Vaterland zusammengeschmolzen; es gibt keinen Unterschied mehr, als den des größeren Talents, des feurigern Eifers für die große, heilige Sache. Freiheit oder Tod ist das Losungewort, welches Friedrich Wilhelm ausgegeben hat, und feierlich schwört sein ganzes hochherziges Volk, zu siegen, oder eines solchen Fürsten würdig zu fallen. Sachsen! Deutsche! Unsere Stammbäume, unsere Geschlechtsregister schließen mit dem Jahre 1812. Die Thaten unserer Ahnen sind durch die Erniedrigung ihrer Enkel verwirkt. Nur die Erhebung Deutschlands bringt wieder edle Geschlechter hervor und gibt denen, welche es waren, ihren Glanz zurück.

Im Hauptquartier zu Leipzig, 30. März 1813.

Graf v. Wittgenstein.

8.

Erklärung.

Wir endesunterschriebene, aus königl. bayrischen, sächsischen, westphälischen, und großherzogl. frankfurtischen Diensten zu der deutschen Legion übergetretene Offiziere halten uns als Männer von Ehre verpflichtet, unseren Fürsten und dem Vaterlande mit gebührender Ehrfurcht, Liebe, und Vertrauen diejenigen Gründe öffentlich

darzulegen, die uns zu diesem Schritte bewogen haben. **Wir sind Deutsche**; in diesem Einen Wort liegt unsere Rechtfertigung. Wir haben seit einer Reihe von Jahren unser Vaterland beseufzen müssen, ohne es retten zu können. Endlich ist der Augenblick gekommen, wo Deutschland den gebeugten Nacken erhebt, wo mehr als jemals die Hoffnung leuchtet, das Sklavenjoch der Franzosen abzuschütteln. Siegreiche russische Heere verfolgen den Feind von Strom zu Strom; der preußische Adler schlägt die mächtigen Flügel; zahlreiche Freiwillige eilen zu den preußischen Fahnen; überall, selbst da, wo der Feind noch haust, lodert ein Gemeingeist auf, der Deutschland's verlorene Ehre wieder zu erobern trachtet; die Väter bringen selbst ihre Söhne, die Frauen ihren Schmuck, die Aermsten ihr Scherflein; — und wir deutsche Männer sollten gleichgültige Zuschauer bleiben? Oder wohl gar im Dienste des Fremdlings dem Vaterlande die Ketten wieder anschmieden helfen? Nimmermehr. Wer jetzt noch **gegen** seine Brüder ficht, der ist in unsern Augen ein Vaterlandsverräther! wer nicht **für** sie fechten will, der verletzt seine heiligste Pflicht, denn wir waren eher Söhne des Vaterlandes, als Soldaten; wir konnten nie eine Verbindlichkeit eingehen, Bruderblut zu vergießen, um unsere Feinde damit zu tränken. Auch haben wahrlich unsere edlen Fürsten Dies nie gewollt; nur der Gewalt haben sie weichen müssen: man hat sie gezwungen, in ihrem eigenen Eingeweide zu wühlen. Wir sind daher überzeugt, daß selbst unsere verehrten Fürsten den von uns gethanen Schritt billigen werden, wenn gleich ihre Zungen jetzt noch gefesselt sind; wir sind überzeugt, daß wir ihren geheimen Wünschen zuvorkommen, indem wir für ihre eigene Selbstständigkeit uns bewaffnen; und gäbe es Einen unter ihnen, der anders dächte, würde die Nachwelt ihn einen **deutschen Fürsten** nennen!

Wir leben nicht in Zeiten, die ein gewöhnlicher Maßstab mißt; wir leben in Zeiten herber, allgemeiner Noth, die kein anderes Gesetz erkennt, als das, zu schneller Hilfe sich kräftig zu vereinen. Das — und Das allein — ist jetzt das Rechte. Uns hat keine persönliche Noth unter die Fahnen der deutschen Legion geführt, uns leiten nur Ehrgefühl und Vaterlandsliebe. Wir wollen nicht mit Franzosen gegen Deutsche, sondern mit Deutschen für Deutsche fechten. Gäbe es deutsche Fürsten, Soldaten, oder Bürger, die solche Beweggründe zu verkennen im Stande wären, so würden wir dennoch ruhig unsere heiligste Pflicht erfüllen, an die Nachwelt appelliren, und von ihr den Kranz des Ruhms erwarten, der des Vaterlandes treuen Söhnen gebührt. Die Nachwelt wird nicht fragen, in welchen Diensten wir gestanden, sondern für welche Sache wir gefochten haben, ob für Deutschland und Freiheit, oder für Frankreich und Tyrannei!

v. Oelhafen, Wallstab, v. Borberg, Hilenbrand, v. Glauhofen, v. Berge, Lehmann, v. Thomas, v. Hamm, v. Hohenelchen, v. Waidmannsdorf, Reibhard, Schleiter, Trott, v. Beyer, Schneider.

9.

Auch hier müssen wir den Ausdruck des Bedauerns wiederholen, daß der beschränkte Raum uns nicht vergönnt, diese Auszüge hier wiederzugeben. Dafür können wir uns nicht versagen, eine briefliche Bemerkung des Hrn. Verfassers einzufügen, welcher mit einem gar hübschen Bilde von jenen freiwilligen Beiträgen sagt: „Ist es nicht rührend zu sehen, wie die kleinen Mädchen in Preußen ihre silbernen Fingerhüte, die Knaben ihre Sparbüchsen gegen des Welteroberers Kanonen aufpflanzen? Es erinnert Dies an das Knäblein in dem Mahabharada, das gegen den Riesen Hidimba einen Strohhalm aufhebt, um ihn todt zu schlagen."

10.

An mein Volk!

So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt; klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu verschaffen und den französischen Kaiser zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sehen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben müßten; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand schwindet.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friederich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß, und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn. Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden, und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

12.

Jägerlied.

Frisch auf, zum fröhlichen Jagen!
Es ist die schönste Zeit,
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit.
Auf! laßt die Faulen liegen,
Gönnt ihnen ihre Ruh',
Wir rücken mit Vergnügen,
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all' das deutsche Land,
Im frommen Gottvertrauen,
Mit rüstig starker Hand.

Schlaft ruhig nun, ihr Lieben,
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen keck bewehrt.
O Wonne! die zu schützen,
Die uns das Liebste sind;
Hei, laßt Kanonen blitzen,
Ein frommer Muth gewinnt.

Die Mehrsten zieh'n einst wieder
Zurück in Siegesreih'n,
Dann tönen Jubellieder,
Das wird eine Freude seyn.
Wie glüh'n davon die Herzen
So voll, so warm, so reich:
Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Ins Feld, ins Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß,
Gott ist uns wohl gewogen,
Schickt manchen frohen Gruß.
Ihr Jäger all' zusammen,
Dringt lustig in den Feind,
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint.

12.

An das Volk der Sachſen.

Von ihren Freunden.

Brüder!

Durch dreifache Bande des Bluts, der Sprache, der Unterdrückung an Euch gekettet, kommen wir zu Euch. Oeffnet uns Eure Herzen, wie Ihr uns Eure Thüren geöffnet habt; die lange Nacht der Schmach hat uns vertraut gemacht, die Morgenröthe einer beſſern Zeit ſoll uns verbunden finden.

Landsleute ſind wir, Brüder ſind wir; im feſten Vertrauen auf Euer Verharren bei der guten, bei der heiligen Sache Gottes und des Vaterlandes rühmen ſich viele unter uns, Euch anzugehören, in Eurem Kreiſe geboren, in Euerer Sitte auferzogen zu ſeyn.

Wie es nun Brüdern ziemt, wollen wir durch Eure Thäler wandern. Wem wäre denn die heimathliche Erde, dies eine große Vaterhaus aller deutſchen Herzen, heiliger, wem läge denn mehr an der Sicherheit, an dem Wohlſtande eines Landes, für deſſen Freiheit wir freudig Blut und Leben zu opfern geſchworen haben!

Ja, für die Freiheit des Landes wollen wir fechten, und, wie Gott will, ſiegen oder ſterben. Soll denn die fremde Tyrannei noch länger Eurer heiligen Geſetze, der ehrwürdigen Ueberlieferungen Eurer Väter ſpotten? Soll der fremde Gerichtshof ſich auf Eure Rathhäuſer drängen, und die angeborne Sprache nicht mehr gelten, die Ihr ſeit Jahrtauſenden bewahrt habt? — Sollen Eure Speicher, Eure Keller noch länger die Henkersknechte füttern, Eure Weiber, Eure Bräute, Eure Töchter noch länger ihrem zügelloſen Frevel preis gegeben ſeyn, Eure Söhne noch länger für die Raſerei eines ſchamloſen Ehrgeizes geſchlachtet werden? — Denkt an die Thaten, denkt an die Sachſenkriege gegen den großen Karl, denkt an die goldenen Zeiten Eurer Ahnvordern unter der Ottonen glückſeligem Zepter, denkt an die Helden Eures Volks, an Eure Heinriche, Euren Moritz, Euren Luther! — Die Zeit iſt gewohnt, glänzende Namen aus Eurer Mitte zu verkündigen; Eure Väter bezahlten die heilige Schuld. Laßt dieſe große Zeit nicht kleine Menſchen finden!

Seht nur auf Euch, was Ihr jetzt ſeyd! — Ein geopfertes Volk, dem ruchloſen Willen eines einzigen Wütherichs verkauft. Euer Wohlſtand iſt vernichtet, Euer Handel zerſtört, Eure Fabriken zu Grunde gerichtet, Eure Kinder laßt Ihr zu Tauſenden würgen, laßt ſie in den fürchterlichſten Qualen einer losgelaſſenen Hölle verbrennen und erfrieren, verhungern und verdurſten, verwinſeln und verzweifeln! — Von all' den Söhnen, die Euch der Wütherich vom Vaterherzen riß, kehren wenig Hunderte zurück, und dieſe bringen noch den Tod in das Herz Eures Landes, den Keim der Seuche ſtreuen ſie in Eure geſunden Hütten, und pflanzen die Qual und die Verzweiflung, die einzige Löhnung des blutigen Tyrannen, in ihre heimathlichen Fluren.

Und könnt Ihr denn auch Schonung, könnt Ihr Treue von Denen verlangen, die ein fremdes Land gebahr, die nicht Liebe und Recht, die Raubſucht und viehiſche Begierde zu Euch brachten? Iſt ihnen denn Etwas heilig geweſen, haben ſie nicht Kirchen und Altäre geſchändet, Meineid geſchworen, und meuchlings gemordet? haben ſie nicht aus frechem Uebermuth erſt jüngſt den Stolz Eurer Hauptſtadt zertrümmert?

Und Ihr ſolltet ruhig bleiben, und den Gräuel unvergolten laſſen, und den Frevel ungebüßt, und die Schande ungerächt? — Nein! nein! du gutes, wackres Volk! Nein! das ſollſt Du, das kannſt Du nicht! — — Haſt Du den Moskowiter geſehen, wie er den Fackelbrand in ſeine Paläſte ſchleuderte? Siehſt Du den Preußen jetzt, Deinen Bruder und nächſten Bundesgenoſſen, wie er ſich rüſtet, Landwehr und Landſturm, alle waffenfähige Männer, eins in dem beſchwornen Entſchluſſe, zu ſterben oder frei zu ſeyn? Und Du wollteſt zaudern? Nein, Du zauderſt nicht, auch Du wirſt aufſtehn und Deine Ketten ſchütteln, und die welke Raute wird herrlich aufblühen zum Kranze der Freiheit! Sieh auf unſere muthige Schaar! — Wir haben es im Gotteshaus beſchworen, zu kämpfen, zu ſterben für unſre, für Eure Freiheit; der Segen der Kirche iſt mit uns, und die Wünſche und Gebete aller treuen und redlichen Herzen.

Sammle Dich zu uns, wehrbare Jugend des unterdrückten Sachſenlandes! Sammelt Euch zu uns, tüchtige Männer des tüchtigen Volkes; wer nicht mitziehen kann, helfe der allgemeinen Sache mit Rüſtung und Zuſpruch; Eure Brüder in Weſtphalen erwarten uns, Preußens und Rußlands Adler kämpfen mit uns, und Gott hilft uns ſiegen.

Es iſt in unſrer Schaar kein Unterſchied der Geburt, des Standes, des Landes. Wir ſind Alle freie Männer, trotzen der Hölle und ihren Bundesgenoſſen, und wollen ſie erſäufen, und wär's auch mit unſerem Blut.

Nicht Söldner ſind wir; der Friede, das Glück führt uns auseinander, wie uns Rache und Kampf zuſammengeführt. Wenn der Feind darniederliegt, wenn die Feuerzeichen von den Bergen des Rheins herüber rauchen, und das deutſche Banner im Hauche franzöſiſcher Lüfte flattert, dann hängen wir das Schwert in den Eichenwäldern des befreiten Vaterlandes auf, und ziehen heim in Frieden.

Nun, ſo der Himmel will, es wird bald gethan ſeyn! Gott iſt ja mit uns und die gerechte Sache, und eine feſte Burg iſt unſer Gott! Amen! *)

18.

Männer und Buben.

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Joſen!
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht,
Ein deutſches Mädchen küßt Dich nicht,
Ein deutſcher Wein erfreut Dich nicht,
Und deutſche Becher klingen Dir nicht!
Stoßt mit an! Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

*) In Th. Körners Gedichten fehlt dieſer von ihm geſchriebene Aufruf.

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmes Pfeifen wachend vollbracht,
Magſt Du immer auf üppigen Pfühlen
Wollüſtig träumend die Glieder fühlen,
Biſt doch ein ehrlos ꝛc.

Wenn uns der Trompete rauher Klang
Wie Donner Gottes zum Herzen drang,
Kannſt Du im Theater die Naſe wetzen
Und Dich an Trillern und Läufen ergötzen,
Biſt doch ein ehrlos ꝛc.

Wenn die Glut des Tages verſengend drückt
Und uns kaum ein Tropfen Waſſer erquickt,
Kannſt Du Champagner ſpringen laſſen,
Kannſt Du an brechender Tafel praſſen,
Biſt doch ein ehrlos ꝛc.

Wenn wir beim Donner der würgenden Schlacht
Zum Abſchied an's ferne Treuliebchen gedacht,
Magſt Du zu Deinen Mätreſſen laufen
Und Dir mit Gold Deine Luſt erkaufen,
Biſt doch ein ehrlos ꝛc.

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze ſauſt,
Wenn der Tod uns in tauſend Geſtalten umbrauſt,
Kannſt Du am Spieltiſch Dein Septleva brechen,
Mit der Spadille den Buben ſtechen,
Biſt doch ein ehrlos ꝛc.

Und ſchlägt unſer Stündlein im Schlachtenroth: —
Willkommen, o ſel'ger Soldatentod!
Du muſt dann unter ſeidenen Decken
Unter Merkur und Lavergen verrecken,
Stirbſt als ein ehrlos erbärmlicher Wicht,
Ein deutſches Mädchen beweint Dich nicht,
Ein deutſches Lied beſingt Dich nicht,
Und deutſche Becher klingen Dir nicht!
Stoßt mit an! Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Franz Dingelstedt.

Prodikus.

Von

Franz Dingelstedt.

Δός μοι ποῦ στῶ!

Ihr fragt Euch verwundert, warum ich einen verschollenen, im Staube der Schule kümmerlich erhaltenen Namen an die Spitze dieser der neuesten Literatur und ihren gegenwärtigen Interessen gewidmeten Zeilen setze. — Prodikus? — Wer ist, wer war Prodikus? — Die Konversationslexika werden Euch antworten: Ein Sophist zu Athen, und er erfand das Mährchen von „Herkules am Scheidewege."

Da habt Ihr's!

Ich möchte Euch auch gern zeigen, daß wir zusammen an einem Scheidewege stehen, und woher wir gekommen, und wohin die breiten Pfade vor uns, viele rechts und viele links, uns führen müssen.

Gerade im jetzigen Augenblicke haben die alten Koalitionen sich gelöst; es wäre Zeit, daß mit ihnen auch die Kategorien, in die man sie eingekeilt hat, zusammenbrächen. Die Persönlichkeiten in der Literatur sind anders gestellt; was noch vor wenig Jahren „zu Schutz und Trutz" innigst verbunden schien und durch grelle Schranken vom Haufen der Uebrigen abgeschnitten ward, ist nun selber zerstreut, zum Theil einander feindselig gegenüber gebracht, zum Theil auf eigene, von den ehemaligen Genossen vorsichtig absondernde Pfade gelenkt worden. Einer späteren Kritik mag es vorbehalten bleiben, die Geschichte der Literaturepoche von 1830 bis 1838 zu schreiben; — ein Geschäft, zu dem der jetzige Moment, sey er selbst einer der Verschnaufung und des Ueberganges, nicht Höhe und nicht Klarheit genug besitzt. Jetzo können nur

noch memorienartige Beiträge, Beurtheilungen und Erfahrungen aus persönlichem Standpunkte, das Material zu jener Geschichte zusammentragen; die später Richtenden werden Namen und Erscheinungen in ein inneres Verhältniß zu bringen wissen, nachweisen, wie sie an das Vorausgehende angeknüpft, und wie durch sie das Folgende vermittelt worden. Ihnen liegt die Epoche à vol d'oiseau, sie können sie sub specie aeterni anschauen; die Heutigen, welche darin aufwuchsen, haben sich nur zu orientiren, zur Besinnung zu kommen über Das, was geschehen soll.

Jenes, das Geschehene, ist theils in kritischen Journalen, theils in geschlossenen Werken beleuchtet worden, jedoch immer mehr für die Literaten, als für das Publikum. Es ist dies eine Illusion, auf die nicht zeitig genug hingewiesen werden kann. Alle, welche sich in der bezeichneten Literaturepoche einen Namen gemacht haben, beschäftigen sich mit der Kritik, legen in den verschiedenen Organen ihr Urtheil über jede Produktion gewissenhaft, selbst mit einer eigentlichen Hast und Drängung zur Stimmgabe nieder, und sammeln am Ende — nach einer beliebten Phrase — ihr zerstreutes kritisches Wirken unter der Reverbère des Buchhandels. Nun sollte man denken, wunder welchen Einfluß in einem solchen überall als vorzugsweise kritisch angekündigten Zeitalter die Kritik ausübe, und wie mächtig die neuen Ideen durch so viele gleichnamige und übereinstimmende Kräfte in Umlauf gesetzt wären, während doch in der That das große Publikum von jenen modernen, vorzugsweise kritischen Bestrebungen nur in sofern Kunde genommen hat, als Persönlichkeiten in dieselben verflochten oder Literaturskandale dadurch hervorgebracht worden sind. In den Kern der Masse, in das innerliche Gesammtbewußtseyn ist der neue Geist als Positives noch keineswegs gedrungen. Der Grund ist ein einfacher. Nicht das Mißtrauen allein, womit die Regierungen und ihre Diener den versuchten Reaktionen von Seiten der Literatur schleunige Dämme zu setzen suchten, hat dieser den Weg in das Publikum abgeschnitten, sondern in weit höherem Grade der Umstand, daß sie selbst nur mit kritischer Waffe, mit Negationen und Zerstörungen auf dasselbe einstürmte, uneingedenk jener alten Wahrheit, daß die Masse niemals durch Kritik, jedes Mal durch die Produktion gewonnen wird. Hiezu kommt, daß die neue Literatur, geschwängert, wie sie ist, mit doktrinären, philosophischen, skeptischen Elementen, unzugänglich d. h. ungenießbar oder unverständlich für Viele bleiben muß, so lange nicht literarische Institute, die bei dem Publikum eingebürgert sind, durch Aufnahme und Verdeutlichung, meinetwegen selbst durch bloße Wiederholung, den neuen Begriffen Eingang

verschafft haben. Für solche Institute existirte aber bis jetzt die neue Literatur nur dem Namen nach, als eine zwar anerkannte, aber in ihren Wirkungen entweder ignorirte oder bekämpfte Erscheinung. Sie mußte sich deßhalb auf ihr eigenes, streng gesondertes Feld beschränken; innerhalb dieses lagen ihre Früchte, reifte ihr flüchtiger Lorbeer, flocht sich ihre Dornenkrone. Diese kastenartige Absonderung erklärt es, wenn mit der Zeit ein allseitiges Mißtrauen in den geschlossenen Kreis bei allen Draußenstehenden sich absetzte. Für die anerkannten, aber zerstreuten Reste der vorigen Literaturepoche — Tieck gilt gewöhnlich, aber mit Unrecht, als deren Repräsentant — war die jetzige nicht vorhanden, nicht ebenbürtig, nicht klassisch genug. Die sogenannte privilegirte Gesellschaft, die Kreise des Hofes, die Beamtenaristokratie, die Fürsten selbst, verläugneten sie gleicher Maßen, oder sie setzten sich gar in polemischen Rapport zu derselben, je nachdem die Tendenz nun mehr gefährlich oder mehr lächerlich erschien. Das Volk endlich nahm nur einen entfernten Theil an dem rein Persönlichen, weil das Literarische entweder nicht zu ihm gelangte, oder seiner Natur und Neigung nach als heterogen von ihm ausgestoßen wurde.

Fürwahr ein tragisches Schicksal dieser neuen Literatur, welches späteren Zeiten räthselhaft erscheinen möchte! Sie suchte sich mit dem Leben zu vermitteln, sie bot dem entfesselten Geiste der Zeit eine mitstrebende Hand, politischen Elementen und Tendenzen gab sie Raum und suchte sie entweder dichterisch zu gestalten, oder wirksamer in Umlauf zu setzen: da begegnete ihr auf der einen Seite die Gewalt des Bestehenden, sie entschieden von einer Bahn zurückweisend, worauf ihr kein Recht zugestanden wurde, und von der andern Seite eine nur augenblicklich aufgerüttelte Indifferenz des durch mancherlei Vorurtheile oder durch materiellere Interessen eingenommenen Publikums. Sie warf sich mit allem Eifer, selbst mit einer jugendlichen Inspiration auf die Kritik, nicht nur die vor ihr liegende Zeit nach neuen Maßstäben zu einem historischen Ganzen zusammenfügend, sondern auch ihr eigenes, jeden Augenblick wechselndes Bild so treu und so scharf wie möglich abspiegelnd; aber ihre Kritik fand nur Anerkennung, wo sie negirte; sobald zu neuen Ideen und zu neuen Hervorbringungen Bahn gebrochen werden sollte, scheiterten alle Versuche an dem mißtrauischen Refrain: „Das ist nicht wahr, denn wir glauben es nicht; nicht empfunden, denn wir empfinden anders; nicht poetisch, denn Schiller und Göthe dichteten nicht so."

Zeihe mich daher Niemand der Uebertreibung, wenn ich außer den (später festzustellenden) Wirkungen im Großen alle einzelnen Resultate

für die Einzelnen aus dem bezeichneten Literaturkreise läugne. Lyriker, welche eben als solche außerhalb desselben standen, haben verhältnißmäßig noch die meisten Sympathien erweckt, selbst Schulen um sich gesammelt, und werden doch in der Literaturgeschichte kommender Tage nur als Koeffizienten, als integrirende Theile eines Ganzen, nicht als persönliche Gestalten, als Schöpfer, als Genie's dastehen. Dramatische Dichter nahmen Anläufe zu neuen, gewaltigen Werken, und blieben, bis auf einzelne, zusammenhangslos geglückte Würfe, ohne allen Erfolg, weil sie nicht gerecht für die Bühne, vielleicht auch, weil diese nicht gerecht gegen sie war. Novellisten und Romanschreiber versuchten das neue Leben und den neuen Geist in ihrer bequemen Form verkörpert zur Anschauung zu bringen, und sie mußten von allen Seiten hören, daß sie Begriffe, nicht Individuen geschaffen, Fragen des Tages erörtert, und fremden oder eigenen Zwecken gedient hätten, statt „plastisch" oder „drastisch" zu wirken. Aus diesen einzelnen Urtheilen wird vielleicht eine unbefangene Folgezeit den raschen Schluß ziehen, daß überhaupt in der Epoche von 1830 bis 1838 nichts Erhebliches und Durchgreifendes produzirt worden sey, daß sie die Zeit der Sichtung und Scheidung gewesen, und doch keine Sturm- und Drangperiode, wie heutzutage Viele meinen, wodurch sich das Genie emporarbeitet, sondern eine Zeit des Lernens, des Experiments, der Schule, eine geistige Gymnastik in neuen Formen und zu neuen Zwecken. Unter solchem Gesichtspunkte werden freilich die Leistungen der Einzelnen zusammenschrumpfen und nur die hervorstechendsten Namen stehen bleiben. Was um diese sich gruppirte, verschwindet, um blos die Wirkung des Ganzen als gemeinsam erzieltes Resultat, als historischen Niederschlag zurückzulassen.

Es kann sich hier nicht darum handeln, diese Wirkung prophetisch gewissermaßen zu bezeichnen, selbst wenn es möglich wäre. Daß aber in der That eine neue Bahn gebrochen, daß die Poesie nicht nur in anderen Formen, sondern auch in anderem Geiste sich bewege, als in der mit Göthe zu Grabe getragenen Epoche, daß eine neue, von 1830 zu datirende Periode in ihren charakteristischen Anfangspunkten jetzt wirklich bestimmt sey: Das läßt sich, trotz der Protestationen von Tieck, Schlegel, und ihren Gleichzeitigen, auch heute schon bis zur Ueberzeugung darthun. Betrachtet das ganze Gepräge eines sogenannt modernen Schriftstellers: alle Auffassungen des Lebens, der Wissenschaft, der Kunst, alle Charakteristik, alle Erfindung, alle Kombination, alles Raisonnement ist ein anderes geworden. Anastasius Grün und Theodor Körner — bei welcher Aehnlichkeit des Stoffes und der Tendenz, welch' himmelweiter Unterschied! Heine's und Thümmel's Reise-

bilder — welche Gleichartigkeit, und doch wieder welcher Gegensatz! Nur die zwei Beispiele statt aller!

Nun sind wir Deutsche aber eine undankbare, gegen das Lebendige kühle und mißtrauische Nation. Die Schatten, welche die Kolosse der letzten Literaturperiode werfen, sind so riesenhaft, daß wir meinen, hinter ihnen könne ein neues Geschlecht nicht aufkommen, und ihre Epigonen stünden ihnen, statt auf den Schultern, tief zu Füßen. Dabei sorgen die Buchhandlungen durch unaufhörliche, auf rechtmäßigem oder widerrechtlichem Wege bewirkte Abdrücke und Auszüge dafür, das Publikum „mit gediegener Speise aus klassischer Zeit, statt der leichtfertigen modernen Gerichte" zu sättigen; ein Umstand, der bei der Macht des deutschen Gewohnheitstriebes, und bei der wahrhaft rührenden Pietät für alles Fernstehende, Todte, Verdenkmalte, von unberechenbarem Einflusse, wenn auch zunächst nur auf die äußere Gestaltung der Literatur seyn muß. Nicht nur der deutsche Epicier, sondern auch wer sich als Leser des „Morgenblattes" mit zu den „gebildeten Ständen" zählen muß, kauft statt neuester Erzeugnisse lieber Cotta's Klopstock, Cotta's Thümmel, Cotta's Cid, keineswegs etwa um ihn zu lesen, — bewahre! — nur weil er ein Ganzes, ein Verbürgtes, weil er „sämmtliche Werke" an ihm hat, und einen Stahlstich für die Visitenstube seiner Frau obendrein. Dieses, wenn auch nur äußerliche Moment influirt dergestalt auf die Verhältnisse der Literatur zum Buchhandel und zum Publikum, daß es für sie zur Lebensfrage wird. So lange zwischen Volk und Schriftsteller noch die Vergangenheit, nicht als positiver Maßstab für diesen, sondern als traditionell gezogene Scheidewand steht, so lange wird die gegenwärtige Literatur sich nicht zur sogenannten Popularität aufschwingen, und doch ist erst dann aus ihren kritischen Prozessen ein Uebergang zur Produktion möglich, wenn ihr von Seiten des Publikums eine neue Empfänglichkeit entgegenkommt. Was dießeit Schiller's und Göthe's liegt, hemmt hier weniger, als Diese. Die ehemals neu-romantische Schule, Novalis und Genossen, ist eben so wenig durchgedrungen, als die in zu fern liegenden Kreisen sich ergehenden Schlegel und Tieck, an dessen Novellen ein mehr gelegentliches und vorübergehendes Interesse genommen wurde. Die auf sie folgende Generation, die Unterhaltungsmänner par excellence, van der Velden, Schilling, Clauren, Laun, und wie sie heißen mögen, wären im andauernden Erfolge auf die Masse viel gefährlichere Nebenbuhler, wenn diese nicht die in Riesenschritten forteilende Kultur des Ganzen so entschieden überflügelt hätte, daß zu ihnen kein Rückfall gedacht werden kann. Diese zwei nächsten

Vorgänger hat auch die Kritik der neuen Literatur sich schon hinweggeräumt; sie konnte ihre Novelle nicht an Clauren-Heun, ihren komischen Roman nicht an Laun-Schulz, ihr Theater nicht an Houwald oder Müllner, ihre Lyrik nicht an Matthisson, ihr Epos nicht an Fouqué anknüpfen; lieber übersprang sie das ganze Mittelding, und suchte, nach je persönlichem Bedürfniß, an Göthe, Schiller, Lessing, Jean Paul sich anzuheften, eines Theils Dieser Wirkungen kritisch feststellend, andern Theils ihre Produktionsgänge weiter verfolgend. Doch wird Beides zu keinem eigenen Ziele führen, und ist bereits von den Meisten wieder aufgegeben worden. Immermann erreichte mit den göthisirenden „Epigonen" nur langsame und nur zerstreute Resultate, während „Münchhausen", weil er sich vom Alten entschieden ablöste, und einen Uebergang des Verfassers in moderne Phasen beurkundete, augenblicklich zündete. Gewiß eine überraschende Thatsache, die im Allgemeinen von einer nothwendigen und zum Theil schon erfolgten Palingenesie des literarischen Zeitgeistes zeugt, im Besonderen den einzelnen Schriftstellern über die Art und Weise ihrer Produktionen die Augen wohl öffnen kann.

Läßt sich also nicht verkennen, wie der neue Geist in neuer Form sich bereits als wirklich und nothwendig geltend gemacht hat, so liegt die Frage nach seinem charakteristischen Unterschiede, nach dem Schibboleth der jetzigen Literatur zu nahe, um übergangen, und wiederum zu weit, um nach allen Seiten hin erschöpft zu werden. Was sich bis jetzt als Merkmal gezeigt hat, ist Alles mehr formeller oder negativer Art. In diesen zwei Richtungen sind die Hauptverdienste, wenigstens die hervorstechendsten Wirkungen der neuen Literaturepoche aufzusuchen. Heine befreite das Subjekt von der Form. In diesem einen Satze liegt sein Hauptresultat ausgesprochen, das nicht abgeläugnet, nicht einmal mehr ignorirt werden kann. Die an seine Produktionen theils nur der Zeit nach zunächst sich Anschließenden, für die man den so schwer mißbrauchten Namen des jungen Deutschlands nicht mehr in Anspruch nehmen sollte, bildeten, was er geleistet, dogmatisch und kritisch durch, und gaben so das negative, zersetzende Element in dem neuen Bildungsprozesse ab. Damit soll weder Heine's Einfluß auf die neuere Literatur zu hoch und gleichsam tyrannisch hingestellt, noch auch gesagt seyn, daß er gänzlich außer jenem negativen Elemente stehe; seine prosaischen Bücher haben ebenfalls mehr zerstört und mehr negirt, als eigentlich „gesetzt". Die „Lieder" aber, und die ihnen zunächst stehenden „Reisebilder" sind gewisser Maßen die ersten Früchte des neuen Baumes, die frühesten, selbst unvollendeten Krystallisationen des frischen, noch

gährenden Stoffes. Diese seine gewichtige Stellung zur Literatur hat Heine neuerdings selbst beeinträchtigt, aber die Bereicherung, die unsere Sprache durch ihn gewonnen, die unbeschränkte, rein persönliche Anschauung, und die formfreie Abspiegelung des Lebens im Liede, die überquellende Fülle neuer Wendungen in Wort und Gedanke, der gefährliche Gebrauch der Pointe und des Witzes, — das alles sind integrirende, aus der Zusammenstellung seiner Werke mit den nächst vorhergehenden unläugbar darzuthuende Parzellen jener großen, von ihm als Original datirten Wirkung: Befreiung des Subjekts von der Form. Die eben so wenig zu verhüllende Schattenseite hierzu bildet die Einführung der Lüge und der Affektation in die Literatur, die zweideutige Verklärung des Unsittlichen, die sophistische und skeptische Ironisirung alles Bestehenden, die scheu- und schrankenlose Blosstellung eigener und fremder Persönlichkeiten, — lauter Klippen, an denen Heine's unselige Nachahmer zu Grunde gegangen sind, sich in Unnatur und peinliche Manier verirrend, und auf denen er selbst festrennen wird, wenn er aus dem Banne, den er durch seine Vergangenheit, selbst durch seine Triumphe um sich beschrieben hat, nicht heraus kann.

Nächstdem sind eine Menge mehr stofflicher Einflüsse nachzuweisen, die in der neueren Literatur zu Tage liegen; Quellen gleichsam, die, bisher unbekannt, und aus Gegenden, die früher der Literatur unzugänglich waren, jetzt in sie sich zu ergießen strebten. Hierzu rechnen wir als stoffliche Erweiterungen hauptsächlich drei neuerworbene Kreise, drei Elemente: das politische, das doktrinäre, das soziale. Durch alle wurde der Horizont der Literatur um ein Bedeutendes ausgedehnt. Ideen, die früher außer ihrem Bereiche lagen, traten nunmehr anregend und befruchtend in denselben; die alten, ausgefahrenen Gleise, die Gemeinplätze, worauf die poetischen Nachzügler der vergangenen Epoche Alles abgegrast hatten, konnten verlassen werden; es gab andere Manifestationen; ein Poet konnte neue Welten entdecken, nach sonst verbotenen oder fremden Küsten steuern. Börne steht, wenn auch überspannt und auf der äußersten Linken, als Repräsentant des politischen Elements da; an seinem heißen, einseitig-großen Herzen konnte sich die Gesinnung der neuen Literatur ausbilden, wie an Heine ihre Form. An ihn schließt sich, nicht äußerlich und unmittelbar, aber in nothwendig innerem Zusammenhange, eine ganze Kette von Schriftstellern und Dichtern, für die wir die leicht schief zu fassende Benennung „politisirende" nicht gern vindiziren möchten, an der Spitze Auersperg, in dem das politische Element mit dem dichterischen zum ersten und einzigen Male vollständig und organisch verschmolz. Die anderen Lerchen des — geträumten! —

Völkerfrühlings, die Chamisso, Lenau, Mosen, Gaudy, wurden, wie weit sie in dieses Feld hinüberstreiften, doch noch immer von ihrer Inspiration getragen, während Beck, Börne's Epigone, den gefährlichen Uebergang zur technischen Ueberspannung dieser Tendenz abgibt, der sich den Weg vom Wort zum Gedanken, vom Gedanken zum Bilde schon suchen muß, statt daß umgekehrt der Gedanke sich organisch seine Form schaffe. Uhland und Rückert gehören aus mancherlei Gründen nicht in diese Familie. Des Letzteren „geharnischte Sonette" wurzeln bekanntlich in einer früheren Epoche, während seine neueren Produktionen dem Stoffe nach dieser Tendenz gänzlich ferne stehen. Uhland, ein auf eigenthümliche Weise zur Erscheinung gekommener Rest der romantischen Epoche, hat in seiner ungemischt-deutschen, schwäbisch-biderben Gesinnung nur eine Wahlverwandtschaft zu den Freiheitsdichtern neuester Zeit, welche ihrer Seits kein rein deutschthümliches Gewächs, sondern verzweigt mit dem französischen Julibaume und der englischen Zerrissenheitspoesie, in mehr kosmopolitischer Richtung sich ausranken.

Wenn hergestalt die Lyrik die neuen politischen Elemente sich auf ihre Art zu eigen machte, trieben andere Formen dieselben nach anderer Seite aus; Börne, Heine, Gutzkow, Schlesier, z. B. auf die rein publizistische, Laube in der kompakteren Form des Romans, Wenige im Drama. (Nero, Danton!) Natürlich fehlte es auch hier nicht an Reaktion, die theils kritisch von Menzel, theils in der Produktion von Steffens und den gewaltsam zur Natur und zur alten Gemüthlichkeit zurückstrebenden Schwabensängern ausgeübt wurde. Auf beiden Seiten wirkte aber immer eine lebendige, ob irrende oder wahre Gesinnung, eine Inspiration, eine entschiedene Parteinahme, die wohl in's Tendenziöse oder in's Persönliche sich verirren, jedoch niemals allen Halt so sehr verlieren konnte, als die soziale Literatur, in der sich viel mehr Affektation und abstraktes, spekulirsüchtiges Studium einschmuggelte. In den sogenannt sozialen oder kulturhistorischen Romanen zeigte sich einmal recht grell die ächt deutsche Lust an unwahren oder gemachten Zuständen, während auf der verwandten doktrinären Seite das schulmeisterliche Behagen am Doziren, die mit dem frischen Doktorfilz wie mit der Eierschale auf dem Haupte umherstolzirende Weltweisheit sich breit machte. Es sollen, beileibe! die ungeheuren Einflüsse des wissenschaftlichen Geistes, die durchgreifende Wirkung der Philosophie und der Geschichte auf die Literatur hier nicht geläugnet, oder in ihrem Werthe verkleinert werden; ist es doch ein hoch erfreuliches Zeichen des Fortschrittes, wenn die Fakultäts- und Schulwissenschaft von dem bestäubten Katheder herabsteigt, um dem Leben und der ausübenden

Kunst die Hand zu bieten. Männer, wie Gans, Rosenkranz, Hotho, Vischer, Strauß, Ruge, können nur vortheilhaft auf die schöne Literatur wirken, wenn sie sich, ob kritisch oder selbst produzirend, in dieselbe einmischen. Allein dem äußerlichen Unwesen, das nicht von ihnen, sondern von ihren exoterischen Jüngern ausgeht, der hohlen Gelehrt-Thuerei im Roman, wohinter sich die um Fakta und Charaktere verlegene Impotenz verkriecht, dem knöchernen Rezensions-Jargon, in dem Alle reden, weil ihn Niemand versteht, dem Zwitterding zwischen Poesie und Gelehrsamkeit, zwischen Thun und Wissen, dem kann jetzo nicht ernst genug gesteuert werden. Bei Vielen ist der durchlöcherte oder mit bunten Fetzen besetzte Antisthenes-Mantel nur eine Hülle für eitle Unwissenheit. Man führt Lessing's Namen alltäglich im Munde, und möchte gern dem ganzen Zeitalter eine solide wissenschaftliche Färbung aufstünchen, ohne die Mittel dazu erworben zu haben. Da waren die Schlegel, Tieck, u. A. noch ganz andere Kritiker, die nach einem alten, den Neuen sehr verhaßten Ausdrucke, doch wenigstens 'was Rechtschaffenes gelernt hatten, nicht lediglich aus Konversationslexiken schöpften, und ihren literarischen Horizont weiter, als über die Gränzen der deutschen Journalistik und die letzte Jubilatemesse ausdehnten. Sie übersetzten, lasen, und kritisirten nicht Alles, schrieben nicht heut' über Talleyrand, morgen über die Taglioni, übermorgen gegen Görres, predigten nicht eine Weltliteratur, einen Weltschmerz, und eine Weltversöhnung; dagegen passirte es ihnen auch nicht, daß sie, wie jüngst ein namhafter Dolmetscher Bulwer's „the hissing urn" durch „Gießkanne" wiedergaben, während eine ehrliche alt-englische Theemaschine gemeint war, oder daß sie nach dem Orakel ihrer Taschenwörterbücher Byron, Bulwer, die französischen Romantiker „nach den Anforderungen des Zeitgeistes" verballhornten.

Solches Sündigen an fremdländischer Literatur durch geschmack- und kenntnißlose Fabrikübersetzung ist aber nur eine oberflächliche Wirkung jener doktrinisirenden, allumfassenden, und Nichts erreichenden Literatur. Eine andere, weit tiefer gehende, zeigt sich innerhalb der eigenen Produktion, welche dergestalt mit gelehrten Ingredienzien versetzt wird, daß alle dichterische Blüte ersticken muß. Schriftsteller, die im besten Produktionszuge waren, ließen sich zu doktrinären Verirrungen hinreißen, und brachten, statt früherer anspruchloser Erzeugnisse, monströse Mischgattungen von Poesie, Spekulation, und Rhetorik. Nur Fähigere, wie Kühne, der mit seiner „Quarantaine" auch einen solchen Seitensprung machte, verstehen es, zur rechten Zeit einzulenken, während

Unbesonnene, je mehr ihnen der Faden einer ächt dichterischen Begabung abgeht, desto tiefer in ein Labyrinth dunkler, halb verdauter Schulprinzipien und wesenloser Spekulation sich verlieren.

Was endlich die dritte Nüance, in der die neueste Literatur mit besonderer Vorliebe spielt, was die sozialen Romane und Novellen angeht, so hat man auch in diese viel Unnatur hereingezogen, und Fiktionen oder künstlich konstruirte Zustände zur Basis einer Dichtungsart genommen, die doch im Realen wurzeln sollte. Der Boden unserer deutschen Gesellschaft ist noch keineswegs so unterminirt, als man ihn darzustellen beliebt; ihn stützen kirchliche und weltliche Satzung nicht nur für die Masse, sondern auch für den Einzelnen, fest genug. Die Gesellschaft muß erst äußerlich sehr bedeutende Phasen durchlaufen haben, und innerlich zu einem allgemeinen Selbstbewußtseyn gelangt seyn, wenn der Gedanke oder das Bedürfniß einer Gesammtrevolution darin ausbrechen soll. In Frankreich, wo politische und soziale Zustände zudem viel inniger zu einem öffentlichen Leben verwachsen, als bei uns, haben Institute, wie der Saint-Simonismus, Krisen, wie die stets wiederholten Erdstöße politischer Umwälzungen, und vielseitige Experimentirungen gezeigt, daß dort literarische Erscheinungen, wie Lamennais seiner Seits, Aurora Dudevant ihrer Seits, nicht zusammenhangslos, nicht willkührlich dastehen, während z. B. in England, welches an der alten Form und Norm seiner Gesellschaft ängstlich festhält, die Lady Blessington nur Indignation oder ein mildes Lächeln erregte. In Deutschland ist auch, um die Sache von einer bestimmten Seite aufzufassen, die Frage der Frauenemanzipation noch lange nicht in Saft und Blut der Nation übergegangen, wie fein und wie beredt sie auch Mundt angeregt hat. So lange die deutschen Weiber nicht selber den Strickstrumpf fallen lassen, woran sie ihre gesellige Existenz ängstlich festnesteln, so lange wird die Diskussion über ihre Stellung und die damit unmittelbar zusammenhängende Polemik gegen die heutige Ehe nicht nur für das Leben unfruchtbar bleiben, sondern auch in der Literatur als aus der Luft gegriffen und barock dastehen, abgesehen von dem gehässigen Gesichtspunkte, aus dem krittelnde Frömmelei solche Stoffe und solche Darstellungen zu betrachten pflegt. Erscheinungen, wie die Rahel, mit ihrer höher als weiblich begabten Intelligenz, oder wie Bettina, dieser reizende Auswuchs einer lyrisch-potenzirten Natur, müssen erst innerhalb ihres eigenen Geschlechtes größere Kreise gezogen haben, ehe man mit dem Ganzen, wie mit ihnen persönlich, unterhandeln und wirken kann. Das gesammte weibliche Geschlecht ist gerade durch die Rolle, die seine Interessen in der neuesten Literatur gespielt haben,

zum großen Theil von dieser abgewendet worden, wenn man nicht exaltirte und mißverstandene Theilnahme des Individuums in Anschlag bringen will; es sollte der Literatur aber eine dringende Aufgabe seyn, dies ihr dankbarstes Publikum mit ihrer Richtung wieder auszusöhnen. Wende man sich also von solchen, auf Selbsttäuschung oder falscher Spekulation beruhenden Erfindungen ab! Bulwer und Dickens haben gezeigt, wie soziale Romane, mögen sie die Gesellschaft nun in ihren Lastern oder Vorzügen, in der höchsten oder niedersten Sphäre, tragikomisch oder psychologisirend darstellen, unendlichen Effekt machen, sobald sie wahr sind; dann dürfen sie selbst, wie die Karrikaturen von Boz, oder die Kritzeleien Paul de Kock's, über die dichterischen Marken hinausgreifen, ohne deßwegen ihres Erfolges verlustig zu gehen. Hat die deutsche Gesellschaft nun, gleichwie die französische, englische, amerikanische, solche der Darstellung fähige Seiten, so ist es das Werk des Dichters, sie, sey es im Drama oder im Roman, in ihrer Realität aufzufassen, vorausgesetzt, daß er für seine Dichtung den allerdings gewichtigen Vorzug eines heimischen Terrains nicht aufgeben will; hat sie deren keine, so flüchte er entweder aus dem dürftigen, poetischer Gestaltung noch nicht Raum gebenden Zwinger des Heute in eine reichere, positiv bestimmte Vergangenheit, und suche in der Geschichte, was die Gesellschaft nicht bietet, oder er gebe für reine Fiktion das gesellige Philosophem auf. Wie weit das Letztere vom Wege ablenken kann, zeigt im Roman Willkomm, dessen Talent indeß, bei aller Ueberspannung der Tendenz und bei vielseitigen Fehlgriffen im Stoff, noch außer Frage steht, und viel entschiedener, als er, bis zur Verzerrung häßlich, Gerke, im Drama aber Bauernfeld, dessen verhältnißmäßig geringe, einander rasch überlebende Erfolge zu einem Theil daraus zu erklären sind, daß er eine Gesellschaft mahlt, wie sie nirgends ist.

Bisher sollte gezeigt werden, welche Wege der neue Geist und die neue Bildung einschlugen, und welche Resultate sie theils im Bekämpfen der vorgefundenen Tendenzen, theils in der positiven Geltendmachung ihres eigenen Wesens erreichten. Daß außer den angedeuteten Kreisen noch eine Menge Einzelner stehen, die mehr oder weniger mit Jenen parallel gehen, bedarf keiner Erwähnung. Mir handelt es sich nicht darum, diese Einzelnen neu zu beurtheilen oder zu gruppiren, so wenig, als ihre todte Nomenklatur hier am Orte seyn würde. Mein Zweck ist es, Höhenpunkte für eine allgemeine Betrachtung der neuesten Literaturzustände zu gewinnen, und nur wo der einzelne Schriftsteller als Repräsentant oder als charakteristischer Träger einer besondern Richtung

und Nüance in diesen hervorsticht, tritt er persönlich in den Kreis der Untersuchung ein. Nicht in alle Punkte der Peripherie will diese ausschweifen, sondern nur ihr gemeinsames Zentrum und die gleichnamigen Hauptschwingungen oder Schwankungen um dasselbe verfolgen. Isolirtere Potenzen, wie Sternberg, König, u. A. im Roman, Freiligrath in der Lyrik, Raupach — quand même! — im Drama, fallen außerhalb des Kreises. Auch ist ja neuerdings über alles Geleistete im Besonderen schon so Vieles geschrieben worden, zuletzt in dem zu massenhaften und dadurch unklaren, aber wohlgemeinten Buche von Marggraff, übersichtlicher und gedrängter von Gutzkow im Campe'schen Jahrbuche, am vollständigsten und wenigstens geschichtlich treu im Konversationslexikon der Gegenwart (von Marggraff?) — daß man Wiederholungen, wenn auch in anderem Sinne, hier nur mit Vergnügen vermissen wird.

Statt dessen ist zum Abschlusse des von der neuesten Literatur Geleisteten ein eigenes Misch-Genre zwischen erzählender und beschreibender Dichtung, das sogenannte Reisebild zu erwähnen. Heine besitzt auch hier das Verdienst oder das Glück, den Ton, nach dem eine ganze Generation gerungen hat, zuerst angeschlagen zu haben, und steht so als Vortreter eines ganzen Häufleins sentimentaler, ironischer, publizistischer, sozialer, kulturhistorischer, artistischer Touristen, als Erfinder der bis zum Schlotterhaftigen bequemen Form der Aquarelle, Skizzen, Szenen, Bilder, Blicke, in der Literatur da. Keine Manifestation ist dem Umfange und dem Stoffe nach weiter ausgebildet worden, als diese. Viele, wie Laube, ahmten Heine allzupeinlich nach, ohne die eigenthümlich ungezogene Grazie ihres Musters erreichen zu können. Andere, unter ihnen vorragend Pückler-Muskau, stellten die einzelnen Genrestücke in einem geschlossenen Rahmen auf, und strebten, wie entschieden auch die eigene Persönlichkeit überall durchschlug, nach Objektivirung, nach Zeichnungen aus der Vogelperspektive; sie wollten nicht mehr Genietouren, Fußwanderungen im Harze machen, wie Heine, der deutsche Student; sie gingen „Weltgänge", wie Semilasso, der mediatisirte Fürst, und sein Nachzügler, Theodor Mundt. Noch Andere, Varnhagen an der Spitze, strebten das fleißige Reisebild zur konkreten Memoirenliteratur oder (so Gans, Beurmann, u. A.) zu politischen Panoramen zu verdichten, während es im Gegentheil durch eine ganze Legion von Korrespondenzlern nach allen Seiten hin gänzlich verflacht und ausgewässert wurde. Es ist unglaublich, wie sehr diese Gabe des Reisebilderns um sich gegriffen hat, und wie mit der Gabe zugleich die Lust an deren Gebrauch oder Mißbrauch sich steigerte. Zwischen Heine

auf dem einen Flügel und Pückler auf dem andern, welches heterogene Korps, aus Doktrinären, Publizisten, Humoristen, aus Jüngern der alten Schule und aus Schülern der neuen Jugend bunt gemischt; — Lewald, Gans, Raumer, Rellstab, Glaßbrenner, Häring, Beurmann, Kolloff, Jäger, Venedey, Auffenberg, Feldmann, Gaudy, Adrian, — welches Chaos von Namen, und wie weit wären diese auszudehnen, wollte man hinabsteigen bis zu Ladislaus Tarnowsky, dem ewigen Genremahler aus Schlesien, und bis in die kläglichen „Hanswurstiaden" aus Oesterreich, welche die „Mitternachtzeitung" neuerdings „schmücken?" — Da ist keine Provinzialstadt mehr, die nicht ihren Touristen hat, und die Chemnitzer reden heuer im ganzen Ernste von der Verunglimpfung „Chemnitzer Zustände", wenn irgend ein böser Junge in irgend einer bösen Flugschrift ihren schlechtesten Komödianten schlecht gemacht hat!

Wie viel Unrath durch diese unsauberen Kanäle in unsere Literatur eingeschwemmt worden ist, kann nicht beschrieben werden. Die Begabteren haben ihr Publikum daran gewöhnt, die Causerien der Salons für Literatur entgegen zu nehmen; die Schwachen sind zu einer über allen Ausdruck widerlichen Koketterie mit ihrer Person, zu einer wahrhaft lüderlichen Prostitution ihrer selbst hinabgesunken. So weit nur der formelle, gewisser Maßen noch blos äußerliche Schaden; wie viele Gehässigkeiten und Verfeindungen aber obendrein in die Literatur gezogen, wie das Vertrauen und die gesellige Gastlichkeit gegen Fremde untergraben, welcher Raum der gallsüchtigen Schmähsucht und barlloser Klatscherei gelassen worden, Das und noch hundert andere Mißlichkeiten sind tiefer liegende Folgen, die erst später ganz empfunden werden können, wenn die allgemeine Wirkung erst recht ausgegohren hat. Daneben ist nicht in Abrede zu stellen, daß im Großen eine freimüthigere Selbstständigkeit des Urtheils, und somit eine vermehrte Gewalt der öffentlichen Meinung, für die Schriftsteller selber eine frischere Auffassungsgabe und formfreie Darstellung als gute, wenigstens als angenehme Resultate der vagirenden Literatur anzusehen sind. Letztere würde sich auch bei Weitem nicht so breit haben machen, und so lange halten können, wäre ihr nicht Seitens des großen Publikums eine recht schadenfrohe Lust an Persönlichkeiten, eine Vorliebe für Médisance, und die charakteristische Sucht nach „Pikantem", in einem aus vielen Gründen sehr blasirten Zeitgeschmacke, vornehmlich aus Nord-Deutschland anregend entgegengekommen. —

Rasten wir nun einen Augenblick auf der im Vorliegenden zusammengetragenen Höhe, rückwärts umzuschauen! Kein Belvedere freilich! Weder gemüthliches Stillleben und harmlose Landschaft, noch großes

Historiengemählde! Weder große Meister, wie im letzten Zeitraume, den die deutsche Literaturgeschichte zu Buche getragen hat, noch große Schulen, wie im vorletzten! Vielmehr allerlei Anläufe, buntes Genre, Gewirr, und Gedränge kritischer Bestrebungen, ein Ebben und Fluten der Masse, worin sowohl der Einzelne als das Ganze sich verliert, kein Titanensturm, keine Amazonenschlacht, sondern eine Palästra, darin nur Wenige gekrönt am Ziele stehen. Am weitesten vor unter den Formen drängt die Lyrik; im letzten Treffen steht todtwund das der Zeit mühsam nachkeuchende Drama; das Epos flieht mit zerrissenen Heldenfahnen; nach allen Flanken versprengt sich der Roman, die Novelle, das Reisebild, in ihrer leichten Waffe; am lautesten ruft und stößt und sticht mit den bewimpelten Länzlein allerwegen aus die Kritik, sowohl die literarischer als die öffentlicher Zustände.

Wir schöpfen Athem. Dabei aber wollen wir es uns nicht bergen, daß, was wir sahen, keineswegs ein erquickliches Bild gab, auf dem das Auge mit Befriedigung weilen mochte. Auch daß es so nicht bleiben könne, muß Jenen zugestanden werden, die, ob persönlich betheiligt oder aus unparteiischem Standpunkte des Beobachtens und Genießens, gegen die heutige Literatur zu Felde ziehen. Vielerlei scheint uns nöthig, um einen besseren Zustand, d. h. eingestand'nere Resultate nach außen und einen größern Frieden im Innern zu bewirken, — Vielerlei, was theils durch die Literatur selbst gegeben, theils von außen her ihr zugebracht werden muß.

Der erste, oben bereits angedeutete Schritt, den die Literatur zu thun hat, ist die entschiedene Abwendung von der todten Kritik zur lebendigen Hervorbringung. Mit Kritik ist unserer Zeit nicht mehr gedient, es sey denn eine mehr dilettantisch-vermittelnde, wenn nicht über, doch fern den Parteiungen stehende, eine solche, wie sie z. B. von Levin Schücking zu Zeiten ausgeübt wird. Weder kritische Gesammtwerke frommen uns viel, sie mögen kommen, von welcher Faktion sie wollen, noch Charakteristiken und Literaturblätter im Einzelnen. Das Publikum ist irre an ihnen geworden, und es klingt ihm die Wahrheit selbst verdächtig, sobald sie aus dem Munde eines Sprechers der Parteien stammt. Eine so gallsüchtige Kritik aber, wie sie von mancher Seite her neuerdings erklang, die sich in Vergleichung mit „Eiterbeulen", mit „Krebsschaden", und ähnlichen Häßlichkeiten gefiel, um das Rezensirende durch die Rezension selbst zum möglichsten Ekel zu machen, oder eine so hohl deklamirende, wie sie Jüngere, aus Mangel an kritischem Durchblick und an eigentlichen Gedanken, in herkömmlichem Phrasengang zu Markte brachten, oder eine so unredliche, die an Einzelnes und

Zufälliges sich heftet, und ein Kunstwerk mit ganz fremden Maßstäben mißt, oder eine so seichte und dürftige, wie in den meisten s. g. gelehrten Literaturzeitungen und in dem Abfall der schönwissenschaftlichen Journale sich blos stellt, — mit solchen und ähnlichen, in der neuen Periode bis zum Unglaublichen vermehrten Afterkritiken kann die Literatur an sich nur vergiftet, und die Kluft zwischen ihr und dem Publikum nur noch weiter gerissen werden. Auch ist ja das Gros der neuen kritischen Ideen und die reformirten ästhetischen Prinzipien in der Literatur selbst in eine so überraschende Zirkulation gesetzt worden, daß man sie wie allgemein geltende Scheidemünze überall vorfindet. Rezensiren Wienbarg, Gutzkow, Mundt nicht mehr, so thun es, wenn auch nicht im Einzelnen gleich treffend, doch in ähnlichem Sinne, fast in denselben Wendungen die an ihnen Herangewachsenen. Und ebenso im Widerpart. Mit dieser, innerhalb der Literatur selbst faktisch erreichten Wirkung sollte die Kritik zufrieden seyn, und endlich in den von ihr umgewühlten Erdboden ihren letzten Lanzenschaft pflanzen, zu sehen, ob das unfruchtbare Holz nicht mehr in grüne Sprossen ausschlagen kann. Das Richteramt werde Solchen übertragen, die kritisch berufen sind, d. h. kompetent, parteilos, wohlwollend, — drei Eigenschaften, welche abwechselnd, oft sogar gleichzeitig, bei den meisten jetzt Rezensirenden schmerzlichst vermißt werden. Durch ihren Mangel ist es geschehen, daß manches heranblühende Talent zusammengeschreckt, an sich irre gemacht, auf falsche Fährte gelenkt, in nothwendiger Entfaltung gehemmt wurde. Nicht unterdrücken soll ja aber die rechte Kritik, eben so wenig, als durch unverdientes Lob allzufach zeitigen, nicht den Gang einer individuellen Natur äußerlich bestimmen, noch ein Kunstwerk verdammen, weil es vielleicht eben nur ein Kunstwerk ist, und nichts Weiteres seyn will. Ihre Aufgabe ist allerdings eine rein negative; dabei soll sie aber doch nie vergessen, daß zur rechten Anerkennung des Schönen mehr Geist gehört, als zum Tadeln des Unschönen. Il y a — sagt einmal Diderot in ähnlichem Sinne — il y a plus de charme à découvrir une beauté cachée qu' à relever cent défauts.

In jener ersten Forderung liegt aber die zweite schon allgemein ausgesprochen: die Literatur muß den neuen Geist produktiv und selbstthätig in die überlieferten Kunstformen auffassen, und wo diese ihrem Organismus entfremdet sind, sie umgestalten und für ihr Bedürfniß an sich heranbilden lernen. Ich weiß nicht, ob wir für diese Aufgabe bei den jetzt in der Literatur Wirkenden große Kräfte erwarten dürfen, oder ob in gläubiger Geduld des Genie's zu harren ist, das alle Talente absorbire und auf ihren Grundlagen sein neues Gebäude aufführe.

Das weiß ich aber bestimmt, daß ein solches, eben als solches, nicht an Zeit und Ort in seiner Erscheinung gebunden ist, obgleich ein Kritiker neulich alles Ernstes meinte, jetzt z. B. könne es einmal nicht auftreten. Guter Mann, und schlechter Geniekenner! Morgen, heute, im nächsten Augenblicke vielleicht tritt es, ohne an Deine Pforte geklopft und einen Passirzettel von Deiner „gewandten Feder" erbeten zu haben, vor Dich Läugnenden und Erstaunten hin, springt geharnischt und ganz Göttin aus dem kreisenden Jupitersschädel der Gegenwart auf, steigt in vollendeter Formschöne aus der gährenden Woge Schäumen!

— Aber wenn nicht, wie dann? Werden Die, welche an das Kriegsleben im Lager gewöhnt sind, und im leichtfertigen Kampagne- und Reisemantel großwuchsen, die Lust besitzen, an der Scholle sich einzuheimeln, um, absichtslos, statt der bisherigen Parteizwiste, an neue, künstlich eingehegte Schöpfungen eine bildende Hand zu legen? Von Vielen ist's zu erwarten, weil sie ja geflissentlich und aus eigenem Triebe umkehrten, nicht um als Ueberläufer nothgedrungene Konzessionen zu machen, sondern nur um sich nicht weiter zu verirren, nachdem sie eben einsahen, daß sie geirrt hatten. Deßhalb knüpfe ich für den Roman z. B. an Laube, wegen der unläugbaren Frische und Bildsamkeit seines Talentes, Hoffnungen, sofern er seine Phantasie mehr zu großen, nicht blos zu detaillirenden Hervorbringungen steigern kann. Seine bisherigen Bücher enthielten alte Erfindungen und alte Kombinationen, nur überkleidet mit modern gefärbten Charakteren und eingefaßt in neumodige, mit Liebe und Geschick ausgemahlte Situationen; alte Stoffe neu zusammengestellt, neue Personen den alten nachgebildet. Im Roman muß es eben Hauptziel werden, aus den bisherigen Stereotypen, aus der Zerrissenheit, den sozialen Fragen und Schmerzen, den doktrinären Beimischungen zu beweglichen, lebendigen Kunstschöpfungen durchzubrechen; ein Dädalus thut noth, der die steifen Massen in Schritt und Griff sich regen lasse, die Gliedmaßen vom Rumpfe sondere, Bilder schaffe statt Formen. Historische und komische Romane scheinen dabei in der Sympathie am meisten hervorzustechen. Für diese ist bereits Viel geschehen, wenn wir „Münchhausen" z. B. mit Schilling's und Laun's Trivialitäten vergleichen, und Vieles bleibt zu thun übrig, wenn wir an Dickens, Marryat, Paul de Kock in mancher Hinsicht, oder gar an die alten Muster französischer und englischer Humoristen denken. Mehr aufzuräumen, als festzustellen findet sich im historischen Roman, und wenn man erwägt, wie die Historiographie ihrer Seits durch die Forschungen eines Ranke, Raumer, Leo, hier das Feld angebaut, wie die historischen Vereine und Spezialgeschichten, die neu aus dem Staube der

Archive hervorgesuchten Chroniken und Urkunden andrer Seits dem Dichter in die Hand arbeiten, wie endlich durch den neuen Zeitgeist die politischen Standpunkte und Interessen sich erweitert und zu einer universellen Höhe hinaufgegipfelt haben: so erscheint die Saumseligkeit oder die Impotenz der Poesie zur Benutzung solcher Resultate wirklich betrübend, zumal, wenn ein neidisches Auge auf die Schätze blickt, die fremde Hände, die ein Scott, ein Hugo aus ihrem vaterländischen Boden zu gewinnen wußten. Mehr Studium, eine ungetrübtere Muße der Produktion, Sammlung der in Novellensplitter und Journalbrocken verschwendeten Kraft, Abziehung des todten wissenschaftlichen Niederschlags aus dem Kunstgusse, minderes Behagen an glatter Form oder an lyrischen Episoden, Wegwenden vom Salonleben par excellence und dem Rococo des Inhalts und der Erscheinung: — Das Alles sind einzelne, an die Einzelnen zu stellenden Forderungen, welche die dichterische und die individuelle Freiheit keineswegs ausschließen sollen. Im Allgemeinen ist eine höhere Kunst- und Kulturstufe, als sie in den gelesensten Romanschreibern von Profession zu Tage liegt, von den Neueren und Neuesten längst erreicht worden; man braucht nur an Immermann, Sternberg, Rehfues, König u. A. zu erinnern. Ein entschiedener Fortschritt wird auch von dem jüngsten Nachwuchse erzielt, wie die aufgehenden Talente von Auerbach, Eitner u. A. verbürgen. Dagegen muß mit Bedauern eingeräumt werden, daß die selbst im Ausschweifen sich kundgebende Produktionsfülle, die Kraft der Erfindung von Fakten, die, wenn auch kunst- und geschmacklose Benutzung der Effekte und des Spannenden, gerade da sich findet, wo tiefere Begabung fehlt, und vermißt wird, wo eben diese mit jenem ein vollendetes Ganze darstellen würde.

Gefährlicher, als der Weg des Romans und der Novelle, wird aus vielen Rücksichten die Straße werden, welche die Lyrik einschlägt, schon weil sie sich anerkannt auf einer gewissen relativen Höhe über den andern Kunstformen weiß, von welcher den Nächststehenden, sie aus der Froschperspektive zumeist Betrachtenden, kaum noch ein Fortschritt möglich scheint. Im Allgemeinen vermag ich, vielleicht aus ganz persönlichem Standpunkte die Sache anschauend, in das große Urtheil, welches die gegenwärtige deutsche Lyrik so unendlich hoch schraubt, nicht einzustimmen. Nehmt Lord Byron, nehmt Viktor Hugo, nehmt die politischen Ideen des Jahres Dreißig, nehmt den von Rückert u. A. ausgeschriebenen Orient daraus hinweg, und es fehlen ihr die namhaftesten Faktoren. Was die Dichter der Freiheits- und Zeitlieder angeht, so lassen selbst die am höchsten Stehenden, wie Auersperg, nichts Positives zurück, worauf das Gefühl rasten könnte. Sein „Schutt“ —

welch ein Buch! Wohllaut und zugleich Monotonie der Form werden selten in solchem Vereine gefunden werden; es ist, als schlüge die Welle des Meeres in langsamen, stets wiederholten Pulsen traurig, schaurig, an die Dünen oder an die föhnenden Kajütenbretter. Und mit jedem Schlage reißt sich eine neue Scholle, eine neue Planke zitternd los, und mit jeder Nummer des Schutts zerbröckelt ein Glaube, eine Illusion, eine fromme Hoffnung, eine menschliche Sympathie; zuletzt nimmt uns der Dichter das Kreuz auch noch, und nun treiben wir ganz besitzlos auf der ungeheuren Wasserwüste umher, da seine Ideen, seine Freiheitsstürme, seine riesenkühnen Negationen uns wohl nahmen, aber ohne zu geben, ja ohne Etwas zurückzulassen. Wahrlich, es ist das eine eben so gefährliche als gefährdete Lyrik, der es an zwei Hauptträgern rein menschlicher und eben deßwegen unsterblicher Empfindung fehlt: an Glauben und an Liebe. Laßt den Reiz der neuen, blanken, und scharfen Form ausgewirkt, und die unmittelbare Sympathie für die der Zeit entnommenen Stoffe verendet haben, und sehen wir dann einmal zu, wie viel — **sub specie aeterni!** — von jenen Poeten geblieben ist. Damit soll nicht gesagt seyn, sie hätten ihre Mission verkannt oder schlecht erfüllt, eben so wenig als die Mahnung darin liegt, zum Feudalismus, wie Fouqué, oder zum dunklen Aberglauben und zu einer kindisch-überlebten Frömmigkeit zurückzukehren; die Lyrik soll nur dem negativen und destruirenden Charakter einer Uebergangsepoche sich nicht zu entschieden, zu einseitig, zu nachhaltig hingeben, und mehr darnach streben, das Ewige in das Vergängliche herniederzuziehen, als dieses zu zerstören und jenes unmerklich mit. Daneben wird ihr ein negativer Theil ihrer Lebensaufgabe zu erfüllen bleiben, nämlich die Ausscheidung alles Flitterkrames von Affektation, der falschen Empfindelei nach modernem Zuschnitt, der spielenden Naturbildnerei, der deklamirenden Reflexion, des Effekthaschens. Eine Rückkehr zur Natur und in sich selbst kann allein den Lyriker vor diesen gewöhnlichen Klippen seiner Fahrt wahren; fange er lieber mit Momenten seines eigenen Lebens, mit Anschauungen und Empfindungen aus seinem nächsten Kreise an, statt mit fremden, künstlich eingeschulten Weisen, wenn jene selbst der Kritik für unbedeutend und wirkungslos gelten sollten. Zugleich muß auf dem Boden der Lyrik, strenger wie anderswo, auf Konzentration aller Kräfte und auf weise Schonung jeder einzelnen gedrungen werden, damit weder die Kreise des lyrischen Stoffes allzuwillkührlich und regellos zerfahren (Rückert, Freiligrath,) noch eine rein jugendliche Begabung durch Mißbrauch und gewaltsame Produktion sich frühzeitig überlebe (Beck). Endlich sind in der Formenwickelung der lyrischen Poesie zwei gleich

bedenkliche Extreme zu vermeiden, welche beide zur Monotonie führen: die übergroße Virtuosität der Technik einerseits (Rückert, Auersperg, Freiligrath), und andrerseits die in Auflösung aller Form sich gefallende scheinbare Leichtfertigkeit, als deren Prototyp Heine gilt. Dergleichen vollendete Verirrungen, wie sie Lenau zweimal beging, einmal im Stoffe (Savonarola) das andere Mal in der Form (Faust) unglücklich vergreifend, sind abgesonderte Erscheinungen, mit denen man den Dichter selbst fertig werden lassen muß. Ist es überall anmaßend und unverständig von der Kritik, einem solchen positiv seine Wege weisen zu wollen, so wird es in der lyrischen Poesie, welche ja die tiefste und konkretest-persönliche Blüte jedes Gemüthes seyn soll, gänzlich zum Verbrechen; jede Weise ist hier die rechte, sobald sie wahr — aus dem Gesichtspunkte des Dichters, schön — aus objektiver Kritik — erscheint. Nur von einer gewaltthätigen Mischung zweier ganz verschiedener Arten (wie des Drama's und der Lyrik im „Dionysosfest" von Stieglitz) und vor dem studirten, der Zeit abgezwungenen Anbau gänzlich zerbrochener Formen, (z. B. des Epos im alten Sinne, an dessen Stelle bei romanisch-christlichen Völkern der Roman historisch und nothwendig getreten ist,) darf um so eher gewarnt werden, als sonst bedeutende Kräfte sich nutzlos vergeuden.

Die zu gleicher Zeit leichteste und schwierigste Aufgabe bleibt dem Drama; schwierig, weil es relativ am tiefsten zurücksteht, leicht, weil darin Wenig überhaupt, von den Vertretern der neuen Schule aber fast noch gar Nichts geschehen ist. Ohne hier auf eine bis zum Ueberdruß erörterte Frage einzugehen, ob nämlich der Verfall des Drama's den Schauspielern oder den Dichtern zuzuschreiben sey, müssen wir doch als bedingende Lebensfrage für dasselbe seine Vermittlung mit der Bühne festhalten. Dramen, wie die von Wiese und von Grabbe, können, weil auf der Bühne nicht ausführbar, eben so wenig für Dramen gelten, als ein Lied der Liebe, welches man nicht komponiren, nicht singen kann, ein rechtes Lied ist. Damit wird dem Bühnenschlendrian und der Kulissenmisere noch lange nicht das Wort geredet, den Schriftstellern vielmehr nur anheimgegeben, lieber durch eine weise, würdige, zeitgemäße Akkommodation das Drama der Dichtkunst mit dem der Bühne wieder zusammenzuführen, als in scharfer und geflissentlicher Durchbildung ihrer Kontraste beide verwittern zu lassen. Es ist dies freilich das Feld, worauf am meisten äußere Bedingnisse zu erfüllen sind, ehe die Poesie wirksam auftreten kann. Abgesehen davon, daß dem Deutschen nur selten ein dramatischer Wurf gelingt, während z. B. im französischen Charakter jeder Stoff, im Leben wie in der Dichtung, sich leicht zur That

geſtaltet, ſtehen eine Menge theils politiſcher, theils geſellſchaftlicher Hemmungen und Zerſplitterungen im Wege: Zerfälle mit den Bühnenvorſtänden und Bühnenmitgliedern; Sündfluten von Ueberſetzungen, die nicht überall dem Mangel am Beſſeren, ſondern weit mehr der Trägheit und der Unwiſſenheit ihre kümmerlich gefriſtete Exiſtenz danken; Kämpfe mit einem theils überreizten und theils abgeſtumpften Publikum.

Hier aufzuräumen, iſt wiederum nicht das Werk der Kritik, an der es uns — wahrhaftig! — nicht gefehlt hat, ſondern das der ſchaffend und gebietend auftretenden Dichtkunſt, die gerade von der Höhe der Bretter herab am eheſten und am ſicherſten ſich ein Publikum erzwingt. Ob aber Potenzen im gegenwärtigen Literaturkreiſe vorhanden ſind, iſt eine weitausſehende Frage, die um ſo eher verneint werden möchte, als einer der Hervorſtechendſten aus demſelben mit einem Verſuche im höheren Luſtſpiel ſo entſchieden Fiasco machte. Die Namen, welche man gewöhnlich im Munde führt, wenn es ſich um die Zukunft der deutſchen Bühne handelt, ſcheinen eine ſolche keineswegs zu garantiren; entweder ſind ſie aus eigener und fremder Schuld noch nicht auf die Bühne gedrungen, wie Wieſe, Grabbe, Uechtritz, Moſen, oder ſie friſten, nur im Lampendunſt und auf dem Podium heimiſch, von einem Theaterabend zum andern ein ſchnell verwelktes Monadenleben. Es fehlt am Durchgreifenden; Dichter, die ſonſt Außerordentliches vermöchten, geben ſich nicht ganz und mit aufopferndem Enthuſiasmus der Bühne hin; in Allen wirkt die Spekulation, das Berechnete, das Studium, die Erfahrung, und Die, welche hierin am größten ſind, ſtehen als Alleinherrſcher unangefochten da, obenan Raupach, an dem die über Gebühr hämiſche Kritik ihr Unvermögen glänzend dokumentirt hat, und den ſie eben ſo ungerecht herabzuſetzen gewohnt iſt, als Nahverwandte, Zedlitz z. B., von ihr überſchätzt werden. An Moſen, falls er natürlicher wird, an Münch-Bellinghauſen, wenn er ſeinen erſten Erfolg wieder einholen kann, und ſein Drama nicht in Lyrik ertränkt, an Gutzkow, Horn u. A. knüpfen ſich Hoffnungen.

Innerhalb der alſo gezogenen Gränzen ſuche die neue Bildung, der neue Geiſt ſich anzuſiedeln. Jene Formen ſind theils ſo nothwendig im Weſen der Poeſie ſelbſt gegeben, theils noch ſo bildſam und für neuen Guß empfänglich, daß alle Verſuche, ſie gänzlich zu zerſprengen, zurückzuweiſen ſind, als den Geiſt ſelber gefährdend. Bedarf es einer ganz neuen Form, vorher noch nicht vorhandener Manifeſtationen, um den neuen Geiſt zur Erſcheinung zu bringen, ſo müſſen ſich dieſelben allmählig und innerlich aus dieſem geſtalten; die alten Hülſen müſſen erſt abgeſtreift, die gewohnten Schößlinge abgeſtoßen ſeyn, ehe das

Neue, organisch gebildet und ganz, hervortrete. Die bisherigen Versuche, die alten Kunstformen zu verlassen, haben sich nicht bewährt, und oft nur zu einem maß- und gestaltlosen Zerfließen verführt.

Nun würden schließlich noch einzelne Lebensbedingungen zur Sprache kommen müssen, die, im Aeußerlichen bestehend, theils von der sich regenerirenden Literatur selbst, theils von ihren Umgebungen erfüllt werden müssen, ehe ein rechtes Ziel von jener erreicht werden kann. Dazu gehört vor allem Anderen eine größere Freiheit der literarischen Stellungen im Großen, wie im Einzelnen. Entweder fesselt die Clique, die Kameraderie, aus welcher die lächerliche, diplomatisirende, theils unredliche, theils geistig schwache Verhandlungsmanier zu erklären ist, die sich in vielen Zeitschriften neuester Zeit bloßstellt, oder es ist eine äußere Hemmung im Wege: eine der Zensur, des Bücher- und Namen-Verbotes.

Ins Allgemeinen die Zensur- und Preßfreiheits-Frage hier noch einmal anregen, hieße einen Tropfen in's Meer schütten, — in ein Meer, das doch stehendes Gewässer ist und bleibt! Die Zensur, die wirkliche, hemmt und drückt auch in der That weniger, als die dem deutschen Schriftsteller, Folge seiner Stellung, angeborene, eingeimpfte, aufgedrungene Scheu vor derselben. Er selber streicht sich Mehr, als der Zensor. Durch diesen ewig wiederholten Selbstverstümmlungsprozeß kommt eine solche Aengstlichkeit, eine so peinliche Ueberwachung und Befangenheit in die Produktion, daß nur Der einen Begriff von diesem erkältenden und beschneidenden Einflusse hat, welcher jene Polizei gegen sich selbst, mitten in dem Augenblicke dichterischer Erregung, unwillkührlich hat exerziren müssen.

Eine andere Stelle, wo die Literatur größere Freiheit in Anspruch zu nehmen hat, ist die Bühne. Das neue Geschlecht ist durchaus nicht heimisch auf den „Brettern, welche die Welt bedeuten," und doch ist deren genaue Kenntniß die erste Bedingung einer glücklichen dramatischen Dichtung, die nicht immer von blosem Instinkt und unmittelbarer Inspiration ihre szenischen Hebel erwarten darf. So lange die Schriftsteller mit ihren Erzeugnissen auf dem Theater nicht experimentiren dürfen, so lange sie nicht am eigenen Schaden klug werden, nicht bei den inneren Angelegenheiten der Bühne, im Repertoir und in der Dramaturgie, Sitz und Stimme bekommen, so lange ist es eine anmaßende und von gänzlicher Sachunkenntniß zeugende Behauptung der Intendanzen und der Komödianten, daß nicht sie, sondern die Dichter am Verfalle des deutschen „Musentempels" Schuld trügen.

Andere, nicht innerhalb der Kompetenz der Literatur liegende Lebensfragen für dieselbe sind z. B. ihre Stellung zum Buchhandel, von deren Verrückung genug häßliche Exempel zeugen; ferner die endliche Regulirung des geistigen Eigenthumsrechtes und die Ordnung der hiermit zusammenhängenden Bücher- und Bühnen-Honorarverhältnisse; desgleichen eine weise Beschränkung der Journalistik, welche, vom Zeitgeiste in die Höhe getrieben, von dem besten Herzblute der Literatur selbst genährt, jetzo ihr gegenüber zu einer eigenen Macht geworden ist, statt jener Vermittlerin zu bleiben; endlich ein größeres Zusammenhalten der inneren Kräfte, die durch Verschwemmung in die Journalistik und ein unnatürliches Ueberstürzen der Produktion sich auflösen, und der äußeren Massen, die einander nicht tragen und halten, wie es vom vielgerühmten Esprit de corps zu erwarten stünde, sondern, wie Kadmeische Drachensaat, einander aufreiben. Der ganzen Beschleunigung aller Lebensprozesse und der erhöhten Schnellkraft unserer Zeit zufolge ist allerdings ein so bedachtes und langathmiges Schaffen, wie im vorigen Jahrhundert, jetzt nicht mehr möglich, abgesehen davon, daß mit den Massen auch die Bedürfnisse gewachsen sind. Wir leben rascher, müssen also auch rascher dichten. Jene Hast und Hatz aber, darin man sich jetzo tummelt, der aufzehrende Produktionsreiz, das unsichere Tasten an allen Formen dichterischer Erzeugung, das Ueberpochen der eigenen Stimmung durch forcirte Effekte und Erborgnisse von Fremden, die krankhafte Eitelkeit und Verletzlichkeit der Personen, Das Alles und noch vieles Andere, was hier nicht beim rechten Namen genannt werden kann, sind Symptome eines fieberhaften Zustandes, Nervenzuckungen, durch galvanische Reizmittel erzeugt, nicht gesundes Muskelspiel und kräftiges Zusammenwirken tüchtiger Gliedmaßen; — sind nicht Strahlen des Genius und Blitze einer großen, weltschwangeren Krise, sondern Flammen, aus denen eine giftige, eine galoppirende Zehrsucht alltäglich auflodert.

Ein Spötter im neuen Style würde sagen, es thue der Literatur nach der Feuertaufe vom Jahre Dreißig eine Wasserkur noth, ein Vinzenz Prießnitz nach Ludwig Börne, ein westphälischer Friede nach dem freilich nur siebenjährigen Kriege. Ich aber sage nicht so. Soll ich zu guter Letzt' unser nächstes Bedürfniß bezeichnen, den Durchgangspunkt, welcher einen festen Uebergang zur Literaturperiode vermitteln kann, so ist dies eine Zeitschrift in größerem Sinne und in umfassenderer Ausführung, welche als formales Bildungsorganon dem neuen Geiste den Weg bahne. Das Vorhandene erfüllt diesen Zweck nicht, wie reich es auch der Zahl nach ist. Entweder steht es

für die Partei, und muß als deren Mittel entgegenſtehende Kräfte ausſchließen, die als Faktoren zu dem neuen Reſultat weſentlich, ja nothwendig ſind, oder es vergreift in ſeiner Tendenz, mag es nun in überſpannter und veralteter Wiſſenſchaftlichkeit, oder in ſeichter, gleichfalls veralteter Belletriſterei ausſchweifen. Entweder fehlt es ihm an den genügenden inneren Kräften oder an äußeren Mitteln, je nachdem ihm Redakteur und Mitarbeiter, Verleger und Publikum abgehen. Eine neue Zeitſchrift müßte, um allen dieſen Mängeln auszuweichen, von einem ſchriftſtelleriſchen und buchhändleriſchen Namen vertreten werden, der nach keiner Seite verdächtig iſt; keiner beſtehenden Partei huldigen und keine Potenz ausſchließen; weder auf todte Kritik ſich beſchränken, noch ein bloſes Journal des Luxus und der Moden ſeyn wollen; die Literatur weder provinziell abſondern, noch das Ausländiſche als überwiegend in Form und Inhalt ſklaviſch herbeiziehen. Eine ſolche Zeitſchrift würde allſeitig für die neue Literaturepoche Das werden können, was die „deutſche Revue“ einſeitig für deren kritiſches Vorſpiel zu ſeyn verhieß. Wenn dieſe als ein Krieg und Blut verkündendes Meteor aufging, wäre jene das Morgenroth, in dem nach nothwendigem Zwielicht der wirkliche, dichteriſch fruchtbare und literariſch lebendige Tag heranbräche!

Gustav Schwab.

Schillers Bruder.

Ein Kuriosum.

Alle Welt weiß, daß Johann Christoph Friedrich Schiller seiner Eltern einziger Sohn war, so einziger Sohn, als sein Name einen einzigen Klang in der deutschen Poesie hat; denn der Ton seines meistersängerischen Namensvetters Schiller klingt nur noch in dem Ohr einiger Alterthumsliebhaber nach. Dieser Einzigkeit zum Trotze geht jedoch neben dem großen Dichter, so wie sein Ruf durch einige kühne Werke in den Sonnenschein der Zelebrität gerückt ist, bis über seinen Tod hinaus, in der Schriftstellerwelt ein seltsamer Doppelgänger einher, der sich nicht nur Schillers Geschlechtsnamen, sondern auch zwei Drittheile seiner Vornamen zueignet, der noch vor zwei Jahren mit Schiller selbst verwechselt werden konnte, bei Solchen aber, die sich für scharfsichtiger hielten, zum wenigsten für Schillers Bruder galt.

Balthasar Haug, der Vater des Epigrammatisten, und der Pflegevater eines „gelehrten Wirtembergs," das er, in der herzoglichen hohen Karlsschule zu Stuttgart, deren Professor er war, gedruckt, im Jahre 1790 unter seinen Fittichen versammelt hat, derselbe Mann, der sich Schubarts bei seinen frühern Abenteuern, und Schillers in der Akademie liebreich angenommen, der über einem Knabenversuche des letztern das Orakelwort: os magna sonaturum ausgesprochen hatte, — dieser gelehrte Registrator der heimathlichen Literatur führt vor dem „herzoglich meiningischen Hofrath und Professor der Geschichte zu Jena," dem Verfasser der Räuber, Fiesko's, der Kabale und Liebe, des Don Carlos, einen andern Schiller, einen Johann Friedrich Schiller, als den älteren, wo nicht gar bekannteren Autor dieses Namens auf, denn er fügt dem Namen des Dichters Friedrich Schiller, zum Behufe näherer Bestimmung, bei: Bruder des Vorigen.

Ein anonymer Biograph Schillers, in dessen Kopf und Styl es ziemlich bunt hergeht, der uns aber neben vielen Irrthümern und Mißverständnissen auch einige unverkennbar wahre Züge aus des Dichters Leben aufbewahrt hat, die sich sonst nirgends finden, schreibt noch im Jahr 1805 mit aller Zuversicht: „Schiller hatte noch einen Bruder, der sich durch mehrere sehr gute Uebersetzungen aus dem Englischen, worunter auch Robertson's Geschichte Karls V. und die Entdeckung von Amerika, bekannt gemacht hat." Und in einer andern Stelle erzählt er, daß „Schillers gelehrter und biederer Bruder gleichfalls sein Vaterland verlassen habe, d. h. außer dem Würtembergischen wirke und lebe." Man sollte meinen, er habe mit dem Biedermann einen Scheffel Salz gegessen.

Noch im Jahre 1838 ist der vorsichtigste und gründlichste Lebensbeschreiber Schillers nahe daran, diesen Schatten Schillers für den Dichter selbst anzusehen. „Die erste historische Arbeit, mit der sich Schiller beschäftigte, scheint eine Uebersetzung der Geschichte von Amerika von Robertson gewesen zu seyn," sagt Karl Hoffmeister. „Die zweite Ausgabe dieses Buches, die uns vorliegt, erschien 1801 in der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, in zwei starken Bänden, unter dem Titel: Wilhelm Robertson's Geschichte von Amerika, aus dem Englischen übersetzt von Joh. Friedrich Schiller."

Ueber diese Notiz wird aber Derjenige, der sie gibt, auf der Stelle selbst nachdenklich. „Ist nicht die Uebersetzung nur unter des großen Schillers Aufsicht und Leitung veranstaltet worden, lieh er ihr nicht nur seinen Namen, um ihr einen guten Absatz zu verschaffen, ward vielleicht sie vornehmlich ihm ein Mittel zur Abtragung seiner Mannheimer Schulden und zur Verbesserung seiner äußern Lage? Wenigstens vermißt man in dieser Uebersetzung Schillers ausgearbeiteten und schwungvollen Styl, so daß er auf jeden Fall dieser Arbeit nicht sowohl sein Talent, als nur seinen Fleiß gewidmet zu haben scheint."

Der Erste, der die Wahrheit sah, war im jüngst verwichenen Jahre Heinrich Döring, aber die Spur selbst führte diesen wieder über das Lager des aufgespürten Wildes hinaus und in die Irre. „Der Name Johann Friedrich Schiller auf dem Titel einer Uebersetzung von Robertson's Geschichte von Amerika scheint einige Biographen Schillers zu der irrigen Annahme verleitet zu haben, jene Uebersetzung rühre von ihm her. Da dieselbe bereits 1777 zu Leipzig erschienen, so müßte Schiller sie in seinem siebzehnten oder achtzehnten Jahre, also noch während seines Aufenthalts in der Karlsakademie und vor dem Erscheinen der Räuber, verfaßt haben. Eine solche Arbeit konnte er, selbst wenn

sie sich mit dem kühnen Fluge seines Geistes vertragen hätte, schon deßhalb nicht unternehmen, weil ihm die Kenntniß der englischen Sprache gänzlich fehlte, und er seinen Lieblingsdichter Shakspeare nur aus der Eschenburg'schen Uebersetzung kennen gelernt hatte. Mitunter ist auch ein Bruder Schillers für den Verfasser jener Uebersetzung gehalten worden. Aber Schiller war bekanntlich der einzige Sohn seiner Eltern. Jener Johann Friedrich Schiller war ein mit seiner Familie gar nicht verwandter Buchhändler in Mainz, der längere Zeit in London gelebt, und sich durch Uebertragung mehrerer Werke von A. Smith, Hawkesworth und anderer englischen Schriftsteller bekannt gemacht hat."

Somit schiene die Sache bereinigt, und der vermeintliche Bruder Schillers, der biedere, der gelehrte Mann, wäre zu einem fremden Uebersetzungsfabrikanten und Bücherspekulanten in der Ferne zusammen geschrumpft.

Wir aber wollen versuchen, ob es uns nicht gelingt, mit Hilfe einiger neuen Angaben und Aktenstücke, den räthselhaften Mann unserem Schiller wieder etwas näher zu rücken, und seinem ein wenig abenteuerlichen Leben auch an und für sich einiges Interesse bei unseren Lesern abzugewinnen.

Zwar hat Schreiber Dieses eine ihm von Marbach zugekommene Nachricht, als ob Johann Friedrich Schiller ein Bruder von Schillers Vater, und, wie der letztere, aus Bittenfeld, einem Nachbardorfe der Gibellinenstadt Waiblingen, abstammend gewesen sey, mit dem ersten Buche von Schillers Leben etwas voreilig in die Welt hinausgegeben. Denn kein Familienregister noch Kirchenbuch dieses Dörfchens enthält, nach der gefälligen Versicherung des Herrn Ortsgeistlichen, diesen Namen.

Sey uns derselbe aber auch vorerst heimathlos, vater- und mutterlos, so tritt er doch frühe genug mit unserem Dichter in ein Verhältniß, das der leiblichen Verwandtschaft in der Vorstellung unserer frommen und kirchlichen Väter zunächst stand, und wir werden durch diesen Johann Friedrich Schiller auf unseres großen Dichters Geburtstag, welcher zugleich sein Tauftag war, zurückgeführt.

Wohl, — wird unser Leser sagen, — so zeig' uns denn das Städtchen Marbach, wie es am 10. November Anno 1759 war.

Der Berichterstatter bedauert: aber an diesem Tage würdet Ihr die Straßen leer, das Gotteshaus verschlossen finden; kein Geläute, kein Kirchgang; oder wenn je eine Taufe stattfindet, so ist es die eines gemeinen Erdensohnes; von einer ungeschmückten Hebamme getragen, führt er in seinem Gefolge nur ein paar bäurisch gekleidete Spießbürger,

und eine Pathin im ſchwarzen Kittel und Kattunhäubchen. Ihr merket's wohl: dies iſt nicht Schillers Geburtstag. Nicht als ob Schillers, des künftigen Dichters, Taufe einen prophetiſchen Schimmer von ſich gegeben haben müßte. Nein, es iſt nur von Schillers Taufe die Rede, ſofern er ein Leutenantskind war. Schon in den römiſchen Landſtädtchen halfen, nächſt den Duumvirn und Dekurionen, die daſelbſt anſäßigen Centurionen im Friedensſtande die Honoratiorenſchaft bilden; ihre Familien verliehen einem kleinen Orte, ſeiner Geſellſchaft, ſeiner Schule, einen nicht geringen Glanz, und der Präzeptor von Venuſia, Flavius, ſchwang ſein Zepter gewiß mit einigem Selbſtgefühl in der Schule

. . . . . magni
Quo pueri magnis e centurionibus orti,
Laevo suspensi loculos tabulamque lacerto
Ibant octonis referentes Idibus aera.

So kam auch in Marbach im Range zunächſt hinter dem Dekan, der vor der Revolution den Vortritt ſelbſt vor der weltlichen Ortsbehörde behauptete, dem Vogt, dem herzoglichen Keller- oder Kaſtenverwalter, dem Diakon, dem Stadt- und Amtsſchreiber, ohne Zweifel der ſchon längſt vom zweideutigen Honoratiorencharakter eines Stadtchirurgus in den ſehr entſchiedenen eines Lieutenants unter dem löblichen Generalmajor Romann'ſchen Infanterieregiment vorgerückte Herr Johann Kaſpar Schiller, und neben ihm und durch ihn in den höhern Stand betitelter Frauen erhoben, ſeine Eheliebſte, Frau Eliſabetha Dorothea, geborene Kodweißin.

Alſo am 10. November war unſeres großen Schillers Geburts- und Tauftag nicht, obgleich bisher die ganze Welt ihn dafür gehalten, und einſt er ſelbſt mit der Braut, mit der Frau und den Kindern, und mit ſeinem Freund Göthe dieſen Tag feierlich und gerührt begangen hat. Das Marbacher Taufregiſter, und drei verſchiedene, zu verſchiedener Zeit genommene Abſchriften aus demſelben weiſen jenem Weltereigniß und dieſer Stadtfeſtlichkeit als irrekuſable Zeugen den 11. November an.

An dieſem Tage mithin bewegt ſich der Kirchgang mit dem raupenförmig in Windeln und Taufkiſſen verpuppten kleinen Dichter aus Schillers wohlbekanntem Elternhauſe, das, ziemlich frei in der Nähe eines großen Brunnens gelegen, jeder Leſer ſammt den Umgebungen aus Wigand's mahleriſchem Deutſchland kennen lernen kann. Leider richtet ſich der Zug ſchwerlich nach der h. Alexanderskirche vor der Stadt, einem der ſchlankſten altdeutſchen Gotteshäuſer des Würtemberger Landes, deſſen auf ſchmalen Pfeilern hoch emporſtrebende Bogengänge

werth gewesen wären, die neugeborne Zierde Deutschland's zur kirchlichen Weihe zu empfangen. Die kleine Prozession von schwer- und baufälligen Taufkutschen (wenn es nicht eine einzige war) rumpelt vielmehr der ordinären Pfarrkirche innerhalb der Mauern zu. Melodisch tönt die Marbacher Glocke durch die Winterluft —

„Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind,
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafesarm beginnt;"

aber diese Klänge sind noch Lieder ohne Worte. In Schlafes Arme beginnt der künftige Dollmetscher der ehernen Zunge unter den Feierklängen der Freude den ersten Gang seines eigenen Lebens. Bald umringen die Taufpathen unter Orgelschall und dem Gesang einer neugierig herbeigeströmten Gemeinde von Greisen und Kindern den Altar, an welchem, im einfachen Ornat unsrer evangelisch lutherischen Kirche, der Spezialsuperintendent des Städtchens, in Würtemberg schlechtweg der Spezial genannt, oder sein Stellvertreter, der Helfer, mit dem alten, silberbeschlagenen Korduanbuche steht. Dieser fleht aus der herrlichen, alten, kraftvollen Taufsegende den Segen des himmlischen Bades auf den Täufling vom Himmel herab, und bittet den ewigen Gott, die Thür dem Kinde zu öffnen, das da anklopfet. Die anständig herausgeputzte Hebamme übergibt sodann das Pfeil'schenkind (wie das eingeschnürte Pathenkind in Schwaben heißt), von dem sie das weiße Spitzentuch abhebt, der jüngsten Pathin, einer Pflegerstochter aus der Nachbarschaft, deren bescheideneren Kleiderschmuck die Menge neugierig musternd mit dem stolzen Toupé und ausgepauschten Atlaspeter der einheimischen Vogtstochter vergleicht, die das Kind von jener empfängt, und dem untersten Pathen, einem lockenreichen Bürgermeister reicht, der es dem noch stattlichern Bürgermeister der Nachbarstadt übergibt. Dieser überantwortet es dem vorletzten Pathen, einem Manne von etwa acht und zwanzig Jahren, dessen runde Perücke und einfache schwarze Tracht ihn wenig von der Kleidung des seitwärts stehenden Küsters unterscheidet. Der jüngere Pathe übergibt mit einem tiefen Bückling das Knäbchen dem neben ihm stehenden alten, stattlichen Herrn, der Mühe hat, das Kind auf den Armen zu empfangen, ohne den unter die linke Achsel gesteckten Federhut am Degen hinabgleiten zu lassen, und der das Kissen in gehöriger Entfernung vom betreßten Uniformrock und der bauchüberwölbenden Atlasweste hält, um den hohen Feststaat nicht zu zerknittern. Dieser Glanzpathe ist der Stolz des Schiller'schen Hauses, der vielvermögende Gönner des Vaters, Herr Christoph Friedrich von Gabelenz,

Sr. herzogl. Durchlaucht wirklicher Kammerherr, Obrist u. s. w. u. s. w. Auf seinen hochadeligen Armen ruhend empfängt der Lieutenantssohn die Taufe und die Namen Johann Christoph Friedrich, die beiden letztern dem hohen Pathen, den ersten dem Vater, den ersten und letzten dem schwarzgekleideten Vetter, seinem sonderbaren Doppelgänger Johann Friedrich Schiller zu Ehren.

Ueber diesem merkwürdigsten Pathen alle andern vergessend, werfen wir einen neugierigen Blick in das Marbacher Taufbuch, und müssen bald laut auflachen: denn der gestandene Mann, den wir für einen Kollaborator oder Schulmeister hielten, figurirt darin als ewiger Jüngling, als — **Studiosus philosophiae.** Damit wissen wir noch wenig. Welcher Eltern Kind ist er, woher stammt er, wo hat er die Jugend verlebt, wo hat er seine Studien gemacht? Endlich erinnern wir uns, daß vom Schiller'schen Mannesstamme, der in dem Dorfe Bittenfeld seit Jahrhunderten das ehrsame Bäckerhandwerk trieb, ein Zweig — zuerst, wie es scheint, nach Waiblingen, und von dort nach Marbach übersiedelte, und hier seine Mulde aufschlug. Das Marbacher Ehebuch belehrt uns, daß am 6. August 1715 ein Johann Kaspar Schiller, (gleichnamig mit des Dichters Vater,) Maria Dorothea, die Tochter eines Tuchmachers Jodokus Müller, geehlicht, und im Taufbuche rückwärts blätternd erfahren wir, daß diese Ehe zwölf Jahre kinderlos blieb, *) ehe sie zu einiger Kompensation mit Zwillingen, und am 15. Juli 1731 mit — unserm Johann Friedrich gesegnet ward.

Diese Entdeckung klärt einigermaßen den Irrthum auf, vermöge dessen jene Zwei, der große Dichter und der dunkle, weitläufe Vetter, selbst von einem würtembergischen Literarhistoriker und Bekannten des erstern, für Brüder gehalten werden konnten. Denn die sonderbarste Konstellation hat es gefügt, daß beide Schiller einen und denselben Geburtsort, Marbach, und überdies zwar zwei sehr verschiedene und verwandtschaftlich ziemlich getrennte Väter und Mütter, aber zwei Väter mit ganz gleichen Namen, und zwei Mütter mit halbgleichen Vornamen haben mußten, denn ihrer beider Vater war ein Johann Kaspar Schiller, und ihrer beider Mutter eine Dorothea. Um die Verwirrung vollkommen zu machen, hat auch den beiden jüngern Vettern der Zufall oder das Pathenverhältniß fast die gleichen Namen gegeben, und die Verleger von Johann Friedrich Schiller und seinen Uebersetzungen mögen in die Faust gelacht haben, als ein Homöonyme ihres

*) Auch des echten Schillers Eltern lebten acht Jahre lang in kinderloser Ehe.

armen Klienten, ein (Johann Christoph) Friedrich Schiller mit reißend abgehenden Originaltrauerspielen plötzlich auf die literarische Bühne trat.

Der Vetter und Gevatter hat sich inzwischen aus der Kirche und vom Taufschmause verloren, und ist in seine alte Dunkelheit zurück getreten.

Aber nicht sind vier Monate verflossen, so verwandelt sich die Szene, und wenn wir ihm selber glauben, so ist der demüthige Kandidat (und war es am 11. Nov. 1759 bereits) auf dem geraden Wege, ein großer Herr zu werden, um kein Haar kleiner, als der alte Kammerherr, neben welchem er bei Frischens Taufe in der Kirche zu Marbach stand. Längst geht er bei den vornehmsten Leuten aus und ein; er ist in höchsten Aufträgen nach Holland und Hessen gereist; jetzt (am 2. März 1760) befindet er sich auf Befehl des Herzogs Karl von Würtemberg, seines Landesherrn, zu Stuttgart, und der einflußreiche Mann, der sich und Andern mit boshaftem Wonnegefühle gesteht, daß er schaden kann, sieht sich bereits nach — einem Privatsekretär um, dem er seine Depeschen diktiren will, und schreibt an einen jungen Landsmann, den Kandidaten der Theologie, Herrn Weiblen, dermalen zu Halle in Sachsen, („Monsieur, Monsieur Weiblen Candidat en Théologie à présent à Halle en Saxe") unter dem obigen Datum buchstäblich wie folgt:

„Mein lieber Herr Weiblen. Wenn ich Ihnen sage, daß ich seit dem September in Holland gewesen, daß ich in Affairen an den Herzog nach Hessen, von diesem nach Stuttgart, von Stuttgart wieder nach Hessen, und vom Herzog zum zweitenmale nach Stuttgart geschickt worden, so sage ich Ihnen viel, aber doch den wenigsten Theil meiner Geschäffte. Ich habe in meinen Unternehmungen reussirt. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann. Ich genieße vorzüglich Zutritt und Gnade; ich weiß noch nicht ob ich wieder auf Reißen gehen werde, oder hier bleiben muß. Heute oder Morgen werde ich es erfahren. Wie viel habe ich Ihnen zu sagen, und wie sehr werden Sie erstaunen.

„Wollen Sie zu mir kommen, so sende ich Ihnen hierbei zwanzig Reichsthaler zur Erleichterung Ihrer Reißekosten. Aber Sie müßen ohnverzüglich nach Empfang dieses abreißen. Gehe ich wieder auf Reißen, so werde ich Sie mitnehmen. Sie sollen mir als Vorleßer und Secretair dienen. Es versteht sich, daß ich die Briefe an den Herzog, an die Ministers, und an Standespersonen selbst schreiben und Solche nur durch Sie werde copiren lassen. Die übrigen Briefe werde ich Ihnen diktiren. So bald ich wieder nach Hauße kommen werde, sollen Sie versorgt seyn, Sie mögen geistlich oder weltlich bleiben wollen. Das

aber sage ich Ihnen zum Vorauß, was ich von Ihnen verlange, muß ohne Widerrede, Untersuchung oder Verzögerung geschehen. Alles, was ich unterneme, wenn es gleich bisweilen allzukühn scheinet, hat seinen Grund, muß honnet seyn, und ich weiß, wie weit ich gehen kann und darf. Die Verantwortung überlassen Sie mir. Bisher habe ich keine Ursache gehabt mich um Cabalen zu bekümmern. Ich bin mit meiner dermaligen Lage vollkommen zufrieden, und werde mich darin zu behaupten wissen.

„Geben Sie Herrn Gebauer innliegendes Billet, und entschuldigen Sie mich, daß ich nicht mehr habe schreiben können.

„Ich empfehle Ihnen nochmals, wann Sie bei mir seyn wollen, unverzüglich abzureißen, Sie werden in Nürnberg weiter Adresse finden, wenn ich allzuplötzlich wieder fortgeschickt würde. Und sollte Ihnen woran mangeln, so werde ich davor sorgen.

„Ich versichere Ihnen, daß Sie Ihr Schicksal keinen bessern Händen als den Meinigen anvertrauen können. Verschwiegen müßen Sie seyn können, wenn Sie sich der Ahndung des Herzogs unsers liebsten Carls und meiner Rache nicht aussetzen wollen. Es haben es angesehene Personen empfunden, daß man mich lieber zum Freund, als zum Feinde haben muß.

„Bringen Sie mir von Hrn. oder Mad. Gebauer Briefe mit, so wird es mir, je länger sie sind, desto angenehmer seyn. Nur halten Sie sich nicht lange auf, indem ich geschwind reiße, und es verdrießlich seyn würde, Sie nachkommen zu lassen.

„Melden Sie bei Gelegenheit Hrn. Prof. Meier meine gehorsamste Empfehlung.

„Entschließen Sie sich kurz und gut, und zaudern Sie nicht.

„Ich umarme Sie, und verbleibe, wie Sie mich kennen

Johann Friedrich Schiller."

Um diesen merkwürdigen Brief mit seinen unverkennbaren Großsprechereien einigermaßen zu begreifen und zu würdigen, müssen wir uns die politischen Händel Würtembergs in den Jahren 1759—1763 vergegenwärtigen.

Nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges hatte der Herzog Karl von Würtemberg, einem früher abgeschlossenen Subsidientraktat zufolge, 6000 Mann Fußvolks zum Gebrauche der Krone Frankreich herbeizuschaffen. Die Stellung dieser Truppen wurde dem gewaltthätigen und bald allgewaltigen Manne, Philipp Friederich Rieger, der aus preußischen Diensten im Jahre 1756 als Auditor nach Stuttgart zurück gekommen war, dem Sohn eines unter frommen Christen noch immer

berühmten und beliebten Stuttgarter Kanzelredners, mit unumschränkter Vollmacht übertragen. Den im Jahre 1763 erfolgten Sturz dieses verhaßten Mannes, seine gräßliche Gefangenschaft, und sein ganzes späteres Geschick bis zu erneuter Gnade hat der ächte Schiller in seiner Novelle „Spiel des Schicksals“ unter veränderten Namen meisterlich beschrieben, und den Tod des durch die vorangegangene Mißhandlung, wie es wohl manchmal geht, populär Gewordenen, der als Gouverneur der Festung Hohenasperg endete, wo er Schubarts frommer Kerkermeister gewesen war, in einem trotzigen Liede als Akademist besungen.

Dieser Mann stieg während des siebenjährigen Krieges bis zum „geheimen Kriegsrath und Obristen;“ alle Kriegsangelegenheiten liefen durch seine Hände; auch in andere Staatsgeschäfte mischte er sich, schmiedete Finanzentwürfe, und unterzog sich der Vollstreckung von Befehlen, die kein Anderer vollziehen mochte. Er zeigte sich in seiner amtlichen und außeramtlichen Thätigkeit gerade so übermüthig und rachsüchtig, wie Schillers — dem Dichter hierin sehr unähnlicher — Pathe und Doppelgänger Lust und Verlangen hatte zu seyn.

Rieger war allmächtig, bis der Reichsgraf von Montmartin, ein Ausländer, als Minister nach Würtemberg kam und allmählig die ausschließliche Gunst des Herzogs erhielt. Während im Frühling 1759 der Letztere selbst zu Felde zog, hatte Rieger die Wiederergänzung und Ausrüstung der Truppen zu besorgen, und Montmartin benützte mit aller Feinheit die Verlegenheiten, in welche derselbe durch dieses schwierige Geschäft gerieth, um ihn zu stürzen. Einen Augenblick schwankte der Sieg zwischen beiden; der Graf war erfinderischer in Beischaffung von Geldmitteln; als aber der Subsidienvertrag mit Frankreich zu Ende war, und keine fremde Macht die überflüssig gewordenen Truppen sich anhängen ließ — und Dies geschah im Jahre 1760 — stimmte Montmartin selbst auf Verminderung der Truppen. Rieger dagegen glaubte den Zeitpunkt gekommen, dem Gegner ein Bein zu schlagen, und stimmte seinerseits auf ihre Vermehrung. Er kannte die Lieblingsneigung seines Herrn, der damals mit gleichem Eifer Soldaten wie später Bibeln sammelte. Den letztern zu lieb wurde von dem Herzog in der Folge mitten im strengsten Winter ein friedlicher Reisezug nach dem Norden unternommen, und Drucke der heiligen Schrift aus allen Weltgegenden und in allerlei Sprachen paradirten seitdem zu Tausenden in ihrer schweinsledernen Uniform auf dem Marktplatze zu Stuttgart in öffentlicher Bibliothek. Verhältnißmäßig seine Kasernen zu bevölkern, mochte für den Fürsten keine kleine Versuchung seyn, denn noch war das Expediens nicht erfunden, mit welchem er viele Jahre später sich und den Kaiser

Joseph ergötzt haben soll: schon gemusterte Regimenter durch Umkleidung in der Eile zu verdoppeln, und als neue vorübermarschiren zu lassen. Karl widerstand dem Antrage seines geheimen Kriegsraths nicht, und das Heer wurde nach Riegers Vorschlag um zweitausend Mann vermehrt.

Dieser aber beschleunigte dadurch nur seinen eigenen Fall. Der Graf Montmartin benützte die wachsenden Finanzverlegenheiten, und kam endlich auf die Spur eines Briefwechsels, welchen der Oberst mit Karls damals unzufriedenen Brüdern führte.

Gegenseitige Intriguen der Erdengötter sind eine gute Gelegenheit, im Trüben zu fischen, auch für die obskursten Erdensöhne. Unser Johann Friedrich Schiller, der wahrscheinlich zu Halle an der Saale studirt, oder als Ladendiener bei Herrn Gebauer servirt hatte, und eben in dieser verhängnißvollen Periode ins Vaterland zurückgekehrt seyn mag, war ein seiner Feder für jene Zeit ungewöhnlich mächtiger Mensch, wie der mitgetheilte Brief und seine spätern Uebersetzungen beweisen. Höchstwahrscheinlich wurde er von einem der beiden Günstlinge gegen den andern beim Herzog, mit welchem beide aus der Ferne zu verkehren hatten, gebraucht; vielleicht auch nur von Rieger in Werbeangelegenheiten; am Ende gar von ihm auch zum geheimen Verkehr mit den Prinzen. Das Letztere ist nicht ganz unwahrscheinlich, wenn wir den Brief des kecken Abenteurers an Weiblen schon 10 Monate später in den Händen der Stuttgarter Behörden, und von einem Notar am 16. Jan. 1691 eine beglaubigte Kopie desselben genommen sehen, die, nach achtzigjährigem Schlummer, jetzt ans Tageslicht gekommen ist.

Genug: der alte Student wurde gebraucht, hatte über Geldsummen zu disponiren, träumte von hohen Posten, und machte sein kleines Pathchen Friedrich Schiller zu Marbach, wenn er dereinst Premierminister würde geworden seyn, im Geiste vielleicht schon zu seinem Sekretär oder Kammerdiener. Seinen Schlichen wäre man aber, sey es Montmartin, sey es sein Gegner, sey es der Herzog selbst, frühzeitig auf die Spur gekommen; im Januar 1761 war der Ambassadeur abgesetzt, wenn nicht schon auf der Flucht, und später finden wir ihn in London als Uebersetzer untergekrochen.

Sein Gevatterstehen in Marbach fällt, jenem Briefe zu glauben, zwischen seine Reisen nach Holland und nach Hessen. Indessen ist es auch möglich, daß sowohl ihn als den Herrn Obristen von Gabelenz nur unsre Phantasie in der Stadtkirche zu Marbach anwesend erblickt hat, und daß beide Pathen, der Vetter Schiller auf seinem Botendienst, und der Obrist beim französischen Heere, im nicht sehr rühmlichen Kampfe

mit dem großen Friederich, abwesend und in weiter Ferne waren, wiewohl Dies nicht, nach Gewohnheit, im Taufregister vorgemerkt ist.

Noch bleibt eine dritte Möglichkeit, wiewohl die unwahrscheinlichste, daß unser Gevattermann in gar keinen Herrendiensten, sondern ganz einfach in einem literarischen Hörigkeitsverhältnisse zu dem Buchhändler Gebauer in Halle als Uebersetzer gestanden, als prahlerischer Windbeutel aber dem hungrigen Kandidaten der Theologie zu Halle einen blauen Dunst vor die Augen gemahlt hätte.

An diese nicht ganz saubere Jugendgeschichte unseres Doppelgängers schließt sich nun an, was Haug und Döring von seiner späteren schriftstellerischen Thätigkeit berichten. In London fristete der in den Stand eines Studiosen der Philosophie zurückgetretene geheime Botschafter sein Leben durch Uebersetzung namhafter englischer Bücher, die er ohne Zweifel für deutsche Buchhändler besorgte, und es erschienen allmählig von ihm Hawkesworths Reisebeschreibung, Robertsons Geschichte von Amerika (1777), Moralische Versuche und Erzählungen, Samuel Johnsons Prinz von Abyssinien, die Haushaltungskunst des menschlichen Lebens, Alles aus dem Englischen, bis zum Jahre 1787. Diese Industrie scheint ihm erlaubt zu haben, sich Einiges zu erübrigen; er kehrte ins deutsche Vaterland zurück, und besaß um 1790 eine Buchdruckerei in der ehemaligen Karthause bei Mainz, wo er wahrscheinlich noch mehrere Werke aus dem Englischen zu Tage förderte.

Ist dem mehrerwähnten anonymen Biographen zu glauben, so wäre er um die Zeit von seines großen Vetters Tode (jetzt schon ein Greis in den Siebzigen) Associé der Buchhandlung Schwan und Götz in Mannheim gewesen, was von dorther leicht bestätigt oder widerlegt werden kann.

Ob er sich sonst als Gelehrter gezeigt, ob er mit dem ehrlichen Erwerb auch ein Biedermann geworden, wüßten wir nicht zu sagen. Doch mag man es auffallend finden, daß Friedrich Schiller seines Anverwandten und Pathen weder in mündlichen Aeußerungen noch in Briefen je mit einer Sylbe gedacht hat.

Der historischen Vergessenheit entrissen zu werden schien der vermeintliche Bruder Schillers schon darum werth, damit er nicht als mythische Person die Biographen des Dichters noch fernerhin zu necken vermöge; und da man heutzutage gewohnt ist, zu Allem eine philosophische Miene zu machen, so wollen wir diesen Johann Friedrich Schiller als einen mißlungenen Versuch der Weltgeschichte gelten lassen, den Begriff eines großen Mannes, ehe denn die Zeit gekommen

war, in dem Namen Schiller zu realisiren. Leicht möchte es einer in biographischen Kunstdarstellungen geübteren Hand gelungen seyn, diesen Abortus von Minister oder Diplomaten im Aquavit der Poesie für die Nachwelt frischer aufzubewahren; unter den Fingern eines selbst schon halbvertrockneten Poeten aber ist er wohl nur zur Mumie geworden.

Gustav Schwab.

K. v. Wachsmann.

Das Leben in den Sudeten.

Von

K. v. Wachsmann.

— — — Ich vergnügte
Gern in der schönen Wildnis mich, wo ich
Die Luft der eisbedeckten Gipfel mühsam athme,
Da wo kein Vogel nistet, um den kahlen
Granit kein Käfer schwirrt. —

Byron.

Es war noch früh am Tage, die Sonne vergoldete eben die Schneekoppe, die Teichränder, und das große Rad, als ich durch Warmbrunn fuhr, wo bereits die Mehrzahl der Gäste in dem überfüllten Badeort in Bewegung war, alte Herren mit Nachtmützen auf den Köpfen, junge Frauen mit eleganten Badehäubchen aus den Fenstern sahen, und die schöne Welt sich in immer größern Massen nach den beiden Bädern drängte. Rasch fuhr ich durch Hermsdorf, und hielt endlich am Fuße des Berges, auf dessen waldiger Höhe die Reste der Burg Kynast thronen. Von hier sendete ich meine Equipage nach der zwei Meilen entfernten Heimath, und begann, begleitet von meinem Jäger, der unter der Last der mit Proviant gefüllten Jagdtasche hinter mir herkeuchte, den Berg zu ersteigen. Die Morgenfrische, die Aussicht auf das herrlichste Wetter, vor Allem die Gewißheit, auf der Höhe des Berges einige Freunde vorzufinden, welche die Reise über den Kamm der Sudeten noch nie gemacht hatten, ließ mir die Ersteigung des Berges, der sich etwa tausend Fuß über das Niveau des Zackenflusses, und zwar in Form eines ziemlich steilen, bis zur Spize bewaldeten

Kegels erhebt, weniger beschwerlich als sonst erscheinen, und in kurzer Zeit ertönten die den Ankömmling begrüßenden Trommelwirbel von der Höhe des Burgthores. Rasch eilte ich durch die Halle nach der nordöstlichen Ecke des äußeren Burgwalles, wo ich die Freunde bei dem im Freien aufgetragenen Frühstücke versammelt fand. Die Gesellschaft bestand aus vier Personen. Die erste derselben war der Dichter und königl. Prokonsul Nautilus, ein Sechsundvierziger von magerer Gestalt, blassem Gesicht, schlichtgekämmtem, etwas gepudertem Haar, krankhaften Zügen, und geistreichem Auge. Da er seines Fußwerks selten Herr war, indem die Gicht ihm darin rumorte, so waren zwei sonnverbrannte, magere, langbeinige Gebirgsbewohner, die in meinen Diensten standen, nebst einem Tragstuhl nach dem Kynast entsendet worden, um den gebrechlichen Poeten nach Erfordern über Berg und Thal zu schleppen. Der zweite der Gefährten war der Doktor Helm, ein junger Mineraloge, den die Leser bereits, wie den Dichter, in meiner Erzählung „der Marquis von Ronceval" kennen gelernt haben. Er liebte den Poeten ungemein, lag aber öfters in Streit mit ihm; Dies kam daher, weil die Gesinnungen des Mineralogen einen etwas demagogischen Anflug hatten, während die des Dichters in jeder Beziehung mit den in der königl. preußischen Gesetzsammlung, item in dem Amtsblatt einer hohen Landesregierung zu N. ausgesprochenen, stets konform waren. Der dritte war der Doktor S., ein stiller Mann, den Nichts auf der Welt — das similia similibus, und die Judenemanzipation ausgenommen, die ihn sogleich aus der Fassung brachten — aus seiner Beschaulichkeit aufstören konnte. Während die Gefährten unter der Linde den auf dem Brettertische stehenden Kaffee verzehrten, breitete ich die Gebirgskarte des sel. Doktor Hoser vor ihnen aus, und lies mich folgendergestalt vernehmen:

Wie ich von Euch, Freunde, mit gutem Fug vorausfetzen zu können glaube — und thäte ich es mit Unrecht, so wäre es eine Sünde und Schande — so besteigen wir den Kamm der Sudeten nicht wie andere profane Menschenkinder, um am Zackenfall das zweite Frühstück einzunehmen, zu St. Peter Forellen zu essen, in der Wiesenbaude zu schlafen, auf der Koppe uns ein paar Veilchensteine in die Tasche, und ein Sträußchen Teufelsbart auf die Mütze zu stecken; in unserer Mitte finden sich die sämmtlichen Elemente zu einer wissenschaftlichen Expedition vor, und ich hoffe, daß, wenn unsere Reise beschrieben wird, sie mit der von Roß und Parry konkurriren, außerdem aber einen kleinen Beigeschmack von Damberger und Douville haben soll. Laßt uns

deßhalb die wissenschaftlichen Funktionen vertheilen. — Wer will die Beschreibung der Reise?

Die nehme ich! rief Nautilus.

Mir kommt die Mineralogie zu! versetzte Helm. — Wohl, so nehme ich die Botanik, fiel Doktor S. ihm in die Rede.

Ich nehme die Geschichte! sprach ich rasch. — Und die Poesie? — wie ist's mit der? — Denn daß wir auf einem sagenreichen Terrain die Dichtung vor Allem bedenken müssen, ist sonnenklar. — Hm! Ja, so wird's am besten seyn, setzte ich bedächtig hinzu. Die Poesie mag — mein Jäger nehmen.

Sind Sie besessen? — O teuflischer Spott! O höllische Profanation! schrie Nautilus.

Was wollen Sie? versetzte ich. Der alte Mensch hat zwar Manches an sich, was mich oft bis zur Verzweiflung treibt; — zum Beispiel, daß er gern in fremden Zungen redet, ohne die Ausdrücke, die er braucht, zu verstehen, und daß sich das Wild da, wo seine Kugel hintrifft, immer am sichersten befindet; — aber voll Poesie steckt er vom kahlen Scheitel bis zur Sohle. Ist nicht schon etwas Poetisches dabei, daß er bei meinem Vorgänger neunzehn, und bei mir vierzehn Jahre in Diensten war, ohne daß wir recht eigentlich wußten, zu was wir ihn brauchen sollten, und daß er mir es gar nicht glauben würde, wenn ich ihm sagte, daß ich ihn entließe? — Liegt in dieser Anhänglichkeit, in diesem Vertrauen nicht schon ein Körnchen Poesie? —

Ich sehe darin Nichts als einen verknöcherten Servilismus, brummte Helm.

Der aber am Ende dennoch romantischer ist, als Eure winddürre Demagogie, kontradizirte Nautilus.

Es gibt noch andere Gründe, weßhalb er die Poesie repräsentiren soll! rief ich dazwischen. Ihr mögt hören und entscheiden. — Jäger! sagte ich, die Herren wünschen Etwas über den Ritt der Bewerber um die schöne Kunigunde zu vernehmen. Er kennt die Geschichte aus dem Grunde, theile Er sie uns mit.

Da kann ich die Herren *sakrifiziren*! sagte er geschmeichelt. — Das Fräulein Kunigunde vom Kynast, erzählte er, war das schönste Fräulein in ganz Schlesien, dazu auch das reichste, aber wild wie der Teufel. Der Ruf ihrer Schönheit hatte sich überall hin verbreitet, selbst bis Frankreich und in die Türkei, und was sonst noch dort herum gelegen ist. Aus allen diesen Ländern fanden sich Bewerber, welche das Fräulein durchaus heirathen wollten; dieses aber benahm sich gegen sie ganz *obligat* — obstinat wollte er sagen — und setzte endlich fest, daß Der,

welcher ihre Hand erhalten wollte, in voller Rüstung, zu Pferde, dreimal die Burg, und zwar auf der Höhe der schmalen Mauer, umreiten müsse. Viele ließen sich hierdurch abschrecken, Andere ritten und stürzten vom Schwindel ergriffen herab, — es soll auf der Stelle geschehen seyn, wo gegenwärtig der alte Hans Jürge für sechs Silbergroschen einen Böller des Echo's wegen abbrennt, — und ich habe einen Mann gekannt, der von seinem Großvater gehört hatte, daß man zu seiner Zeit die Knochen der Ritter noch habe im Abgrunde liegen sehen. Endlich kam ein Ritter von außerordentlicher Schönheit, in welchen sich das Fräulein sogleich verliebte, und ihm auch gern das Reiten erlassen hätte; er aber bestand darauf. Er ritt eins, zwei, dreimal, und gelangte frisch und gesund wieder in den Burghof. Als nun Pauken und Trompeten erschollen, das Fräulein auf den Sieger zukam, und ihm die Hand reichen wollte — was geschah? Der Ritter erklärte: er sey verheirathet, sey der Pfalzgraf beim Rhein, und gab dem Fräulein eine erschreckliche Ohrfeige.

„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!
Und verließ sie zur selben Stunde,"

deklamirte Nautilus pathetisch.

Ob er gerade diese Worte gesprochen, weiß ich nicht, sagte der Vorige, daß er aber das Fräulein verlassen hat, darin haben der gestrenge Herr Brodkonsul — Prokonsul meinte er — vollkommen Recht.

Und was sagt die Geschichte zu der schönen Kunigunde? fragte Doktor S.

Sie sagt, erwiederte ich, daß es schade sey, daß nicht wenigstens ein Partikelchen von den Knochen der herabgestürzten Ritter aufbewahrt worden, und zwar zur gerechten Strafe aller schlesischen Chronisten, welche des Vorgangs, ja selbst der Existenz der schönen Kunigunde, mit keiner Sylbe erwähnen.

Sie ist aber ganz gewiß, so gewiß wie die Geschichte mit dem Lamm und dem Wolfe, zu deren Andenken heute noch jedem Reisenden die Küche der Burg gezeigt wird; versetzte der Jäger einfallend.

Es hat mit der Poesie seine Richtigkeit! sagte Nautilus mit dem Kopfe mir zunickend.

Die Herren wünschen diesen Wolf kennen zu lernen. Schieße Er los, treffe Er ihn aber besser, als heute vor acht Tagen den Rehbock! sprach ich zu dem alten Diener.

Es war so windig, das Pulver brannte schlecht zusammen; versetzte der Alte ein wenig verlegen. Der kaiserliche General und Besitzer der Herrschaft Kynast, der Freiherr von Schafgotsch, erzählte er sodann,

ladete einſt den Pfarrherrn Johann Kaſpar Thien aus Giersdorf zur Tafel, und es kam während derſelben die Rede auf das Nativitätſtellen. Der Pfarrherr war außerordentlich geſchickt in dieſer Kunſt, und es traf immer aufs Genaueſte ein, was er auspunktirt hatte. Der Freiherr forderte ihn gleichfalls auf, ihm die Nativität zu ſtellen, und obwohl er ſich lange weigerte, mußte er dennoch am Ende nachgeben. Wie er nun ſeine Berechnung gemacht, erſchrack er ſelbſt über das Ergebniß derſelben, und wollte es nicht bekannt machen; der Herr beſtand indeß darauf, und nun ſagte der Pfarrer, „der Freiherr werde durch ein kaltes Eiſen ſterben.“ Der Herr vom Kynaſt lächelte indeß darüber, und fragte den Paſtor Thiene ſcherzhaft, ob er wohl auch einem Thiere die Nativität ſtellen könne? Als dieſer es bejahte, ließ er ein in derſelben Nacht geborenes Lamm bringen, und befahl dem Paſtor, von Neuem an's Werk zu gehen. Es bedurfte jetzt bei weitem nicht ſo lange Zeit, wie früher, und der Pfarrer erklärte rund und nett: dies Lamm wird der Wolf freſſen. — Nachdem noch viel hierüber geſcherzt worden, lud der Freiherr den Paſtor auf einen andern Tag wiederum zu Tiſche. Dieſer Tag kam heran, und der Paſtor erſchien. Während der Tafel ward von Neuem über das Nativitätſtellen geſprochen, und der Pfarrer damit geneckt. Wie der Braten aufgetragen werden ſollte, blieb dieſer aus: ſtatt deſſen erſchien der Koch, und meldete, ein zahmer Wolf, der im Hauſe herumlief, habe, ganz gegen ſeine Gewohnheit, das Lamm vom Spieße gefreſſen. Hierüber erſchrack die Geſellſchaft außerordentlich, und der Freiherr ſagte: es geſchehe mit mir wie Gott will! — Der Herr aber ward ſpäter zu Regensburg enthauptet.

Und die Geſchichte? fragte Nautilus neugierig zu mir gewendet.

Bedauert abermals, Nichts davon melden zu können! verſetzte ich lächelnd. Zwar iſt von einem wahrſagenden Pfarrer, Johann Kaſpar Thien, der zu Giersdorf *geboren* ſeyn, und ſeinem Grundherrn, dem Freiherrn Johann Ulrich von Schafgotſch, ſeinen ungewöhnlichen Tod prophezeit haben ſoll, in „Erhardts Presbyterologie“ die Rede, aber das ſehr ausführliche Tagebuch des Freiherrn, welches ich ſelbſt in Händen gehabt, und aus welchem hervorgeht, daß dieſer ein für ſeine Zeit höchſt aufgeklärter, freiſinniger, und überhaupt in jeder Hinſicht ausgezeichneter Mann geweſen, meldet auch nicht ein Wörtchen von dieſem Faktum, obwohl es ſonſt ſehr in das Detail der Tagesereigniſſe eingeht. Da mich das merkwürdige Geſchick, der Tod des Freiherrn, der, mit edlem Vertrauen ſich ſeinen Feinden überliefernd, als Opfer einer Jeſuitenintrigue fiel, von jeher ungemein intereſſirte, ſo habe ich mich oft mit ſeinem Nachkommen, dem Erblandhofmeiſter von Schleſien,

Grafen von Schafgotsch, meinem verehrten Freunde, von diesem Manne unterhalten, und auch dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß diese Sage eine Fabel, und erst nach dem Tode Johann Ulrichs erfunden worden ist. — Was man über die Burg Kynast mit Bestimmtheit weiß, ist etwa Folgendes: Die Burg wurde im Jahr 1292 von Herzog Bolko dem Streitbaren erbaut. Im Jahre 1360 erhielt sie, mit dem größten Theile des schlesischen Riesengebirges, Ritter Gotthard, vulgo Gottsche Schoff, von Kaiser Karl IV. für tapfere Kriegsdienste. Wie eine Familientradition sagt, focht der Ritter bei der Belagerung von Erfurt so tapfer, daß seine Hand nach einem Gefecht von dem Blute der Erschlagenen triefte, und daß er sie, ehe er die Rechte des dankenden Kaisers ergreifen konnte, zuvor an seinem Brustharnische abwischen mußte. Die vier Blutstreifen auf grauem Grunde, die auf dem Harnische zu sehen waren, fügte der Lehnsherr dem in dem Wappenschilde des Vasallen befindlichen Schafe zum Andenken bei. Im Jahre 1426 erschienen die Hussiten vor der Burg, zogen aber, da sie an der Möglichkeit einer Einnahme verzweifelten, bald vorüber. Am 31. August 1674 schlug der Blitz in den Schloßthurm, und binnen zwei Stunden war die Burg ausgebrannt. Sieben Pulverfässer lagen in einem Gewölbe, fingen jedoch nicht Feuer, obwohl die Thür glühend gewesen seyn soll. Die Ruinen, welche nach und nach immer mehr zusammenfielen, sind in der letzten Zeit, durch zweckmäßige Vorkehrungen, vor der Zerstörung bewahrt worden, und bilden eine Zierde des herrlichen Hirschberger Thales.

Wie sticht doch die lederne Geschichte von der poetischen Sage ab! rief Nautilus, als ich schwieg. Vor allen gefällt mir die Kunigundensage. Ich möchte sie für ein Taschenbuch bearbeiten, könnte ich mir nur eine rechte Idee von dem stolzen Fräulein machen —

Das können Sie haben, sagte ich lachend, und es kostet nicht mehr, als etwa zwei Silbergroschen. — So sah die schöne Kunigunde aus!

Indem ich die letzten Worte sprach, trat die ziemlich häßliche Magd des alten Burgwarts heran. Im Arm trug sie einen Haubenkopf, dessen Haare durch ein über den Schädel gestülptes Igelfell angedeutet waren.

Sehen Sie hier, meine Herren, das Bild des schönen Fräuleins Kunigunde vom Kynast! sprach sie so monoton, wie es ihr seit den zehntausend Malen, wo sie das Sprüchlein hergeleiert, zur Gewohnheit geworden. Viele Herren und Ritter sind ihretwegen um die Mauer geritten, und herabgestürzt, ich aber bitte um ein kleines Trinkgeld, und die Portion Kaffee kostet vier Silbergroschen. —

Das Weibsbild hat mir alle Illusion zerstört, mit ihrem hölzernen Scheusal! rief Nautilus ergrimmt, als wir die Dirne verabschiedet und die Zeche berichtigt hatten. Macht, daß wir fortkommen, denn ich traue dem Frauenzimmer zu, daß sie auch noch einen eben so konfiszirten Pastor Thiene, ein Schaf, und einen Wolf herbeischleppt! —

Verdrüßlich bestieg der Dichter den Tragstuhl, die Gebirgsleute wandelten mit der Last, wie mit der Bundeslade, voran, wir Andern folgten lachend nach, der Tambour wirbelte hinter uns her, und bald verschwanden wir „in der Nacht der Föhren," wie Müllner sagt. — —

Unser Weg ging über Petersdorf nach dem Vitriolwerk von Schreiberhau. Herrlich beleuchtet lag die Kette des höchsten Gebirgszugs der Sudeten vor uns, und die einzelnen Berggipfel zeichneten sich so rein am blauen Morgenhimmel ab, sie schienen so nah, so leicht erreichbar, daß die Gefährten es nicht glauben wollten, als ich ihnen versicherte, daß wir vor Mittag kaum die Höhe des Kammes erklimmen würden. — Hinter dem Vitriolwerk verengerte sich das Waldthal, das wir betraten. Die schäumenden Wellen des kleinen Kochelflüßchens, über welches mehrere, romantische Ansichten bietende, oft wie an die Felsenwände geklebte, und an ihnen Galerien gleich hinlaufende, von rohen Baumstämmen gezimmerte Brücken führen, hüpften bald rechts, bald links uns zur Seite, und die Gefährten, sämmtlich ihre Heimath in den ebenen Gegenden des Landes habend, konnten nicht genug die schönen Felsengruppen bewundern, die sich zu beiden Seiten des Flüßchens, wie Ruinen von Schlössern und Kirchen, aufthürmten. Endlich erreichten wir das Ende des Thales, und standen vor dem romantischen Falle des Kochels. Der Wasserfall ist nicht hoch, aber einige Regengüsse vom vorigen Tage hatten ihm Wasser genug gegeben, um ihn ziemlich imposant erscheinen zu lassen. An einer Felsenwand zur Rechten befand sich eine kleine Marmortafel, durch welche von dem früheren Besitzer des Vitriolwerks verkündigt ward, „daß im Jahre 1804 Ihre Majestäten, der König und die Königin von Preußen, hier gewesen wären, und geruht hätten, die Schönheiten der Natur zu bewundern.

Von hier aus ging unser Weg über Hügel und Schluchten dem Zackenfalle zu. Mehrmals kamen wir in's Freie, wo wir über das zwei Meilen lange, aus fast lauter einzeln liegenden Gehöften bestehende, Dorf Schreiberhau eine schöne Aussicht in das reizende Thal hatten, in dessen Mitte das freundliche Hirschberg thront. In dieser Gegend umwehte uns schon die feine, durchdringende Gebirgsluft, die das Steigen so erleichtert, indem sie die Lungen ausdehnt, und den

Sehnen eine Federkraft mittheilt, welche dem Bewohner flacher Gegenden so ungewohnt, so belebend und erquickend erscheint. Noch trennte uns ein bewaldeter Hügel von dem Zacken, als wir schon seine Wasser donnern hörten. In kurzer Zeit standen wir vor seinem Falle. Der Fluß stürzt hier in einigen Absätzen und Bogen gegen hundert Fuß in eine Schlucht hinab, in welche man auf einer Leiter hinabsteigen kann, um den Wasserfall von unten zu betrachten. Unter dem größten der Bogen, die der Wasserfall bildet, befindet sich eine Höhle, in welche zum Schrecken des Poeten Nautilus einer seiner Träger hineinschlüpfte, hinter dem ihn verbergenden Wasserschleier einige kräftige Töne erschallen ließ, dann naß, wie ein Pudel, hervorkam, und sich für die Angst, die er dem menschenfreundlichen Dichter eingejagt, und von der er selbst gar keinen Begriff hatte, ein Trinkgeld ausbat.

Helm sah den ehrlichen Gebirgsmann, welcher sich das Wasser abschüttelte, ein wenig geringschätzig an, murmelte Etwas von „Sklavensinn" zwischen den Zähnen, ward aber freundlicher, als Jener ihm lächelnd ein Stückchen Steinmark, was sich in der Höhle findet, hinreichte.

Jetzt ist Nichts weiter drin, wie dieses Zeug! Sonst war es anders; sprach der Jäger, indem er ein geheimnißvolles Gesicht schnitt. Diese Höhle heißt das „Goldloch", und es mag, wenn man die Weite der Kluft betrachtet, eine erstaunliche Menge dieses Metalls darin gewesen seyn — Platz wenigstens hatte es dazu — aber die Welschen haben Alles in früherer Zeit herausgeholt.

Hören Sie die Poesie, sie ist in gutem Zuge! zischelte ich, zu Nautilus gewendet.

Also Gold, blankes Gold, bester Herr Förster, war sonst hier im Gebirge zu finden? sprach der Poet, dem die Sache selbst nicht allzu unglaublich vorkam.

Gold wie Heu, gestrenger Herr Brodkonsul! rief der Jäger, von dem Förstertitel und dem „Herr" sichtlich angeregt und geschmeichelt. Es steht auch Schwarz auf Weiß in „Schickfuß's schlesischer Chronica". Vor hundert Jahren sind sehr oft Italiener in das Riesengebirge gekommen, diese haben an verschiedenen Orten, besonders auf der sogenannten Iserwiese, nach Gold gegraben, und ganze Säcke davon gesammelt.

Ganze Säcke? — Unsinn! rief Helm. Der ganze Kamm des Gebirges bis zur Iser besteht aus Granit und Gneis. Nicht eine Spur edler Metalle findet sich in dem ganzen Striche; wäre aber Gold zu finden gewesen, so hätte es nur in Erzform oder als goldhaltiger

Sand vorkommen können, und Beides gräbt man nicht ſo ohne weiteres aus der Erde und ſammelt es ſackweiſe.

Schickfuß ſagt aber ausdrücklich, die Welſchen hätten es „von Größe und Form der Nüſſe“ aus der Erde geholt! rief der Waidmann hartnäckig.

Gold mag es nun wohl nicht geweſen ſeyn, was die Italiener, wenn überhaupt welche da geweſen ſind, an der Iſer gefunden haben; fiel ich ein. Was meinen Sie, Doktor, zu meiner Konjektur, wenn ich behaupte, daß es Iſerine geweſen ſind, welche fremde Mineralogen geſucht haben? — Dieſe finden ſich vorzüglich an der Iſer, ſie erreichen oft die Größe einer Nuß, und ſind ſo häufig, daß ein einziger Mineralog, den ich kenne, der Chirurgus Manger zu Warmbrunn, wohl einen Viertelſcheffel derſelben beſitzt. Der Grund, warum die Fremden dieſe Steine geſucht haben, glaube ich, liegt darin, daß ſie — der Iſerin beſteht bekanntlich aus Eiſen und Titan — das letztere, feurig glänzende, oft im Bruche mit bloſen Augen in Blättchenform wahrzunehmende Metall für Gold gehalten, oder wenn dies nicht der Fall, behufs der Glasmahlerei auszuſcheiden verſucht, oder wirklich ausgeſchieden haben.

Es iſt dies, ſprach Helm, eine etwas gewagte Hypotheſe, doch iſt die Sache ſo unmöglich nicht, denn zum Schleifen haben die Alten den Iſerin, der in dieſem Falle grauſchwarz, faſt wie geſchliffener Stahl, ausſieht, ſchwerlich geſammelt, vielmehr iſt Dies erſt in neuerer Zeit verſucht worden.

Die Stelle im „Schickfuß“, ſagte ich, wo der Fundort des Goldes angegeben, und die Form des gefundenen Metalls beſchrieben wird, deutet ganz augenſcheinlich auf die „Iſerkörner“, wie unſere Landleute dieſes Mineral nennen, und das von der Größe des Hanfkorns bis zu der einer welſchen Nuß gefunden wird. — Der Iſerin und der ſchwarze Saphir ſind zwei den Sudeten beſonders eigenthümliche Mineralien.

Ich habe den letztern noch nie geſchliffen geſehen; ſprach Helm.

Es geſchieht auch nicht ſo häufig, weil er von ganz beſonderer Härte, und, wenn auch dann von beſonderm Glanz, und einem tiefen Schwarz, wie kein anderer Edelſtein, doch vollkommen undurchſichtig iſt; verſetzte ich. Eine ſehr hohe Perſon beſtellte zwei Kolliers von dieſen Steinen, und verſchenkte ſie dann an eine Verwandtin. Jedes dieſer Halsbänder wurde mit hundert Dukaten bezahlt.

Noch waren wir in mineralogiſchen Unterhaltungen vertieft, als eine friſch ausſehende Dirne, von etwa zwanzig Jahren, zu uns trat, und um ein Trinkgeld bat.

Ist etwa hier auch ein Ritter den Zackenfall heruntergeritten? rief Nautilus. Hat die Dirne vielleicht auch ein Scheusal bei der Hand, das den liebenswürdigen Gegenstand vorstellen soll?

Keineswegs! sagte ich lachend. Das Mädchen ist selbst der „liebenswürdige Gegenstand", der den Zackenfall, wenn auch nicht heruntergeritten, doch hinabgestürzt ist, und sich als Merkwürdigkeit für etwa einen Silbergroschen sehen läßt. Die Sache ist vor zehn bis zwölf Jahren geschehen.

Es sind zu Johanni gerade dreizehn Jahre gewesen; sagte der Jäger mit einer so genauen Berechnung, wie ich solche seinen monatlichen Holzrechnungen gewünscht hätte. Es war dasselbe Jahr, in welchem der Zacken das letzte Mal ausblieb.

Ausblieb? — fragte Nautilus verwundert.

Zu dienen, gestrenger Herr Brodkonsul; erwiederte der Vorige. Der Zacken bleibt alle sieben Jahre aus; das heißt, er hört einige Stunden auf zu fließen. Es ist ein Zeichen von Krieg oder Hungersnoth, die darauf folgt.

Aber jetzt sind es ja schon dreizehn Jahre, und die Unglücksfälle, die Sie bezeichnen, sind inzwischen auch nicht vorgekommen? sprach der Dichter lachend.

Thut Nichts! entgegnete der unerschütterliche Waldmann. Der Zacken holt das Versäumte dann wieder ein; er steht in kürzeren Zeiträumen still, und mit Krieg und Hunger geht es eben so.

Nautilus lachte noch immer über die sonderbare Ausgleichung der Rechnungsweise, und überhörte dabei gänzlich die geologischen Demonstrationen Helms, der mit dreimal mehr Gelehrsamkeit, als nöthig, das dem gesunden Menschenverstande sich ohnehin aufdrängende Faktum, daß der Fluß sich von Zeit zu Zeit unterirdische Abzüge eröffne, und dann, wenn diese nach ein paar Stunden gefüllt, seinen Lauf nach wie vor fortsetze, weitläufig darlegte, als die Träger den Poeten bereits wieder aufgeladen hatten, und wir die Reise bergaufwärts fortsetzten. — —

Hier ist Byssus Jolithus! rief der bis jetzt überaus schweigsame Doktor S., indem er auf einen am Rande eines kleinen Bächleins liegenden Granitblock hinwies, der mit einem sich fleckweise zeigenden Moosanfluge von blutrother Farbe wie besprengt schien. Es ist das wegen seines Geruchs so genannte „Veilchenmoos." Gebirgsbesucher nehmen sich gewöhnlich mit diesem Moos bedeckte Steinstückchen zum Andenken mit. Legt man es an einen feuchten Ort, so behält es längere Zeit Farbe und Geruch. Getrocknet verliert es den letztern ganz, und das Roth verwandelt sich in ein schmutziges Grün. —

Die Alpenflora begann sich jetzt nach und nach einzufinden. Gentiana asclepiadea, deren blaue Glocken in starken Büscheln den Rasen schmückten, und aus deren Wurzeln, in Ermanglung der Gentiana lutea die sogenannte „Essentia amara“ bereitet wird, sowie Helleborus wurden sichtbar.

Der Weg ging zwar noch durch Hochwald, aber die Fichten wurden kürzer, stämmiger, ihre Aeste sahen verworren und vom Winde zerfetzt aus, ein langes, weißgraues Moos, der sogenannte Baumbart, hing in Zöpfen überall herab. Der Pfad ward immer steiler, die Fußsteige erschienen weniger betreten, man bemerkte auf den sich durch die Gebüsche schlängelnden Viehsteigen nur die Spuren der Kühe und Ziegen, im Wege lagen Steinblöcke, die überstiegen oder umgangen werden mußten. Die Träger ruheten jetzt alle fünf bis zehn Minuten, und schienen in Schweiß gebadet.

Eine fashionable Gesellschaft Badegäste aus Warmbrunn, die auf etwa zehn bis zwölf Tragstühlen Platz genommen hatten, zog eben an an uns vorüber. Einige von den Damen waren so elegant und zugleich so dünn angezogen, als ob sie sich auf den Ball begeben wollten, andere dagegen hatten Pelze und Mäntel an, die bei einer Reise zum Nordkap gute Dienste geleistet hätten. Ein dicker Herr trug einen Bärpelz; die Mütze mit heruntergeklappten Ohrbedeckungen ließ ihn kein Wort von den Ausbrüchen des Entzückens vernehmen, mit denen seine junge Gattin ihn auf die wilden Schönheiten der Gegend aufmerksam zu machen trachtete, und deren Natursinn deßhalb ein junger, ziegenbärtiger Zierbengel von seinem Tragstuhl herab bis zum Himmel erhob. —

Gott! — Gott! rief, als wir ein wenig anhielten, um die Gesellschaft vorüber zu lassen, Helm, indem er die Augen gen Himmel richtete, mit einer Art grimmigen Enthusiasmus. Warum sind doch dem Menschen seine liebsten Wünsche so oft versagt! — Was gäbe ich nicht in diesem Augenblicke darum, wenn ich den liebenswürdigen Mann auf dem Tragstuhl, den Jüngling mit dem Barte à la jeune France, dem Wiener Frack, dem zierlichen Ebenholzstöckchen in den magern Händchen, — ein wenig prügeln könnte.

Und wie kommt Ihnen denn dies sonderbare Gelüste? fragte ich lachend.

Herr Gott! Sie können noch fragen? schrie Jener erbittert. Wenn unser Nautilus sich von zwei Menschen im Schweiße ihres Angesichts über einen Bergrücken von viertausend Fuß Höhe schleppen läßt, so kann man es ihm verzeihen, einmal seiner miserabeln Füße wegen, und dann weil er in einer servilen Zeit geboren und erzogen ward, und also

servile Ideen hat; aber wenn jener Zierbengel, den ich im Kaffeehause zu N. bei einem Glase Grog jeden Abend von Volksfreiheit, Menschenwürde, Völkerfrühling schreien höre, wenn dieser Mensch, welcher behauptet, Robespierre, der tugendhafteste Mann seiner Zeit, habe mit zu wenig Energie verfahren, und St. Just sey zu sentimental gewesen, weil Beide nicht das agrarische Gesetz in Frankreich verkündigt, nicht eine Vermögenstheilung ausgeführt, und die Proletarier zu wenig begünstigt hätten, sich von zwei braven Männern aus dem Volke auf's Gebirge schleppen läßt, und sie von dem Gelde, das er von einem Juden mit der Versicherung, daß er für die Emanzipation seiner Nation schreiben wolle, geborgt hat, bezahlt, so juckt es mir dergestalt in der Hand, und ich fühle eine Prügellust, eine Art Prügelfieber, daß ich ihm kaum zu widerstehen im Stande bin.

Wie können Sie sich nur so creifern? rief Nautilus, sich herzlich freuend, eine Gelegenheit zu finden, Helm zu necken. Jener ist nur Jakobiner mit dem Munde, bei Ihnen sitzt es tiefer, wenn es auch nicht so gefährlich klingt. Kämen Eure Ideen zur Ausführung, hättet Ihr die Macht, so hielte ich es für leicht möglich, daß Ihr auf den armen Teufeln auf's Gebirge hinauf reiten würdet, anstatt daß jener weltschmerzelnde Völkerfrühlings-Gukuk sich vor der Hand begnügt, sich für das Geld, um das er den Juden betrügt, blos hinauf tragen zu lassen.

Allerdings hat es etwas Empörendes, wenn ein junger, gesunder Mann sich blos zum Vergnügen von Menschenhänden herumschleppen läßt, und ich würde um diesen Preis die größte Merkwürdigkeit ungesehen lassen; fiel ich ein. Man muß indeß bedenken, daß jeder dieser Träger sich sehr glücklich fühlt, auf solche Weise in einem Tage gerade so Viel, wie sonst durch die angestrengteste Arbeit in einer ganzen Woche, zu verdienen. Der Träger bekommt nämlich für jeden Tag einen Thaler und die Kost, während er für andere Arbeit täglich nur fünf, höchstens sechs Silbergroschen erhält, und die Nahrungsmittel sich selbst besorgen muß.

Aber die Anstrengung, welche über kurz oder lang die Leute in's Grab bringen muß! sagte Doktor S.

Die Leute halten es für keine; sie würden, wenn man nicht vernünftigerweise die fashionablen Faullenzer durch eine hohe Taxe auf den Beutel zu klopfen getrachtet hätte, diese Beschwerde für ein Drittheil des Betrages übernehmen; versetzte ich. Der Bewohner unserer Sudeten hat eine gewisse Abneigung für angestrengte Handarbeit; Laufen, Tragen, Bergsteigen aber ist sein Element, und es ist mir manchmal

vorgekommen, als ob alle seine Kraft im Rücken und den Beinen konzentrirt wäre. — Doch warten Sie; dort kommt Jemand, der für meine Behauptung den Beweis führen wird.

Ich hatte schon seit einigen Minuten einen etwa dreißigjährigen Landmann erblickt, der auf einem Waldpfade vom Hochgebirge herabgestiegen kam, und den ich als einen Bewohner meines Dorfes erkannte. Er trug auf einem mit Tragebändern versehenen hölzernen Gestelle eine schwere Last auf dem Rücken, und setzte letztere, um auszuruhen, eben auf einen Felsenblock, als wir uns ihm näherten. Eben erkannte er mich, nahm sein Mützchen ab, und lächelte mich bekannt und freundlich an.

Wo kommst Du her, und was trägst Du da? fragte ich den Menschen.

Es sind Aepfel, und ich trage sie von Baude zu Baude (Sennhütte), um sie mäßchenweise zu verkaufen; versetzte der Gefragte. Leider sind mir Hausirer aus Böhmen zuvorgekommen, und ich bin von einem Scheffel erst ein Drittheil losgeworden.

Um Gotteswillen! einen ganzen Scheffel Aepfel auf dem Rücken, über Berg und Thal, auf Höhen von drei- bis viertausend Fuß zu tragen! sagte Nautilus mit Erstaunen. — Ihr verdient wohl viel Geld auf diese Weise? fragte er den Landmann.

Das eben nicht, lieber Herr! erwiederte Jener lächelnd. Komme ich des Tages etwa auf vier bis fünf Silbergroschen Gewinnst, so bin ich sehr zufrieden.

Warum übernimmst Du bei mir nicht lieber Feld- oder Holzarbeit, wo Du im letzten Falle sechs Silbergroschen, und wenn Du fleißig bist, auch darüber verdienen kannst? fragte ich, obwohl mir die Antwort im voraus bekannt war. Du könntest auf diese Weise jeden Abend ruhig in Deinem Bette schlafen, und bei Weib und Kindern seyn.

Das wohl, Euer Gnaden! aber die Feldarbeit verstehe ich nicht, und die Holzschlägerei ist zu schwer, entgegnete in einiger Verlegenheit der Landmann, lud seine Last wieder auf, und zog mit einem freundlichen Lebewohl seines Weges einem Bergrücken zu, auf welchem wir ihn nach ein paar Minuten wie eine Gemse emporklimmen sahen.

Dieser Mensch besitzt zehn bis zwölf Morgen Ackerland, ist auf seiner Scholle geboren und erzogen, aber er versteht weder den Pflug zu regieren, noch die Sense zu führen, um für seine eigenen Kühe das nöthige Gras zu hauen, sagte ich, als er fort war. Die Viehwirthschaft besorgt sein Weib, die Ackerarbeit bezahlt er, und läßt sie durch Andere verrichten. Sie würden aber sehr irren, wenn Sie ihn für einen Tauge-

nichts, faul, oder ungeschickt hielten. Ist er Ihr Führer, so können Sie sich ihm bei einem lebensgefährlichen Schneesturm sicher anvertrauen; wollen Sie Pflanzen oder Mineralien vom Gebirge geholt haben, so zeigen Sie ihm ein Blatt oder ein Steinchen, und er bringt Ihnen Alles, was Sie wünschen; sind Sie Fabrikant, sind Sie Chemiker, unterrichten Sie ihn mit zehn Worten, und er wird Ihre Gläser, Ihre Oefen und Retorten in Ordnung halten, Barometer und Thermometer machen helfen, Arzeneien mischen, Spirituosa brauen; mit einem Worte, er wird Ihnen bei Allem ein nützlicher Gehilfe seyn, nur bei dem nicht, was Anstrengung der Arme erfordert. Diese Eigenthümlichkeit des Sudetenbewohners war sonst der blühenden Leinwand- und Schleierweberei zuzuschreiben; jetzt wird sie durch die häufigen Gebirgsbesucher, durch die Badegäste, die alljährlich in dem Hirschberger Thale zusammenströmen, und welche für ihre Bequemlichkeiten und Bedürfnisse tausend Arme und Beine in Bewegung setzen, begünstigt. Daß der Herumschweifende das leicht Erworbene auch leicht wieder zu verzehren geneigt ist, bedingt wieder die große Armuth, die man bei den untern Klassen der Gebirgsbewohner findet. Zwar ist durch den Ankauf von Grundeigenthum von Seiten der Mitglieder unseres Königshauses mancher wesentliche Vortheil für den Landmann in unserm Thale entstanden; der milde Sinn der Besitzer der Grafschaft Kynast, zu welcher fast der ganze höhere Gebirgszug gehört, hat unendlich viel Gutes gewirkt; aber jedes alte, durch Gewohnheiten herbeigeführte Uebel dieser Art auszurotten, übersteigt menschliche Kräfte. —

Der Wald ging jetzt zu Ende. Die Fichten rechts und links waren kurz und knorrig, sie erreichten bei einem Stamme von der Stärke eines Mannesschenkels kaum zwanzig Fuß, ihre Wipfel waren dürr, von Rinde entblößt, und ragten wie Spitzen dürrer Stangen in die Luft. So wie wir aus dem Walde heraustraten, sahen wir eine einzelne Wohnung von geschrotenen Baumstämmen auf einer kahlen Höhe vor uns liegen. Der Pfad schlängelte sich über eine Bergwiese aufwärts, welche von einer Blumenart bedeckt war, die sie fast wie ein Feld blühenden Buchwaizens erscheinen ließ. Es waren dies die rothen Blütenähren des Otterkrauts, das beinahe alle andern Kräuterarten verdrängt hatte. Vor der Thüre des Hauses standen vier oder fünf Kinder von zwei bis acht Jahren. Alle waren splitternackend, obwohl eine scharfe Luft von dem Kamme des Gebirges wehte, kaum zweihundert Schritt hinter dem Hause sich — wir waren im Hochsommer — ein Schneefeld von mehreren hundert Klaftern Breite zeigte, und der

frische Bergwind uns auf dieser Höhe von dreitausend Fuß durch Mark und Bein drang.

Sind denn die Leute so arm, um die Kinder ohne Schonung der Kälte auf dieser Höhe auszusetzen, und die Gesundheit derselben so muthwillig in Gefahr zu bringen? fragte mitleidig Doktor S.

Das eben nicht, erwiederte ich, wiewohl der Besitzer dieses Hauses, der sogenannten alten schlesischen Baude, eben nicht zu den wohlhabenden gehört. Es geschieht theils aus Gewohnheit, theils der Kleidererſparung wegen, doch trifft man diese Sitte jetzt weniger als sonst. Man behauptet auch, daß Erkältungen hier selten vorkommen, indem die Kinder von ihren ersten Lebensstunden an sehr abgehärtet werden. Uebrigens sind mir Fälle von Keuchhusten in den Bauden dennoch ziemlich häufig vorgekommen.

Wir traten jetzt in das Haus, und in das ziemlich geräumige Wohnzimmer. Der Besitzer, welcher mich erkannte, begrüßte uns freundlich, und sagte auf Befragen, daß er uns Nichts zum Frühstück als Milch und Koppenkäse vorsetzen könne.

Ich rathe zu dem Letztern und einem Glase Wein aus unserm Reisevorrath; Milch und Wasser taugen nichts beim Bergsteigen, sie machen matt, sagte ich zu den Gefährten.

Die Reisetasche ward nun geöffnet, der Wirth brachte Gläser — eben nicht die reinlichsten, und von der Größe eines Vogelnäpfchens — und setzte einen Koppenkäse auf den Tisch. Der Letztere hatte die Form eines Zylinders, war etwa sieben bis acht Zoll hoch, und im Durchmesser drei Zoll dick. Das Aeußere war weißgelb, das Innere hellgrün gesprenkelt. Meine Gefährten fanden den Geschmack des Käses so eigenthümlich als vortrefflich; ich selbst konnte mir kein Urtheil erlauben, da Käse, Tabak, und Frösche drei Dinge sind, vor welchen ich einen besondern Ekel und Abscheu habe.

Dieser sogenannte Koppenkäse, der vielleicht darum so genannt wird, weil man ihn blos im Riesengebirge, mithin in der Nähe der Koppe fabrizirt, obwohl man ihn eben so gut in jeder andern Gegend Deutschlands verfertigen könnte, wird nach Berlin, Breslau, Leipzig, und Gott weiß wohin, verschickt; demonstrirte ich, während die Gefährten dem Fabrikat tapfer zusprachen. Es ist mir immer sehr lächerlich erschienen, wenn ich von den Verehrern desselben die so vortrefflichen als mannigfaltigen Alpenkräuter rühmen hörte, die zu dessen Bestandtheilen gehören, und ihn so überaus gesund für den Magen machen sollen. Die Wahrheit ist, daß nur ein einziges Kraut, der sogenannte Steinklee (melilotus officinarum), der hinter jedem Zaune wächst, getrocknet und zu

Pulver gerieben darunter gemischt wird, und dieser ist's, der dem Käse den bitterlichen Geschmack, und einige Wochen nach der Bereitung die grüne Farbe mittheilt. — Aber, Ihr Herren habt noch keinen Begriff, was man unter Bauden und Baudenwirthschaft versteht, fuhr ich fort. Unter dem erstern Worte begreift man in der Regel alle auf und an dem höheren Gebirgszuge der Sudeten liegende Häuser, in welchen Viehwirthschaft getrieben wird. Sommerbauden nennt man die, welche blos während dieser Jahreszeit bewohnt werden, Winterbauden — und diese ist eine solche — in welchen die Bewohner das ganze Jahr verbleiben. Es gibt Bauden, deren Besitzer nur vier bis fünf Kühe, andere, die deren bis gegen dreißig und mehr noch haben. Sobald es die Jahreszeit erlaubt, werden diese Thiere, so wie noch eine verhältnißmäßige Anzahl Ziegen, in die Wälder der tiefer liegenden Gebirgsregionen, zuletzt aber auf den Kamm des Gebirges getrieben, und nur solche Plätze geschont, wo Heu zum Wintervorrath bereitet, und theils in die Wohnung selbst geschafft, theils in Haufen von Zuckerhutform zusammengesetzt, und im Winter auf Schlitten, so lange Dies möglich, herbeigeholt wird. Ich sage mit gutem Bedacht: so lange Dies möglich, denn die meisten Bauden verschneien zu jener Jahreszeit bis an's Dach, manche aber bis über den First des Hauses, so daß von der Wohnung keine Spur von außen zu entdecken. So lange es angeht, sucht man durch angestrengte Arbeit Thür und Fenster zugänglich, und das Tageslicht zu erhalten; ist es nicht mehr möglich, so ergibt man sich ganz ruhig in sein Geschick, und erhellt Zimmer und Stall durch lange brennende Holzspäne, die auf das Gestell, das Ihr dort in dem Winkel stehen seht, gesteckt werden.

Ists möglich! rief Nautilus. Die Leute leben in einer Nacht, die Monate lang dauern kann? — Und die Lebensbedürfnisse, das Wasser —

Für Alles ist gesorgt, unterbrach ich den Sprechenden. Ein Bächlein, das mit Bohlen überdeckt ist, und da es durch den Stall in den sogenannten Butterkeller, wo es im Sommer die Milch, die in großen Töpfen in einem Troge steht, kühlen muß, geleitet wurde, auch nie zufrieren kann, liefert das Getränk; Kartoffeln und Mehl werden in der guten Jahreszeit eingeschafft; Butter, Käse, und Milch, die Hauptnahrungsmittel, sind ohnehin stets vorhanden, es fehlt mithin an Nichts.

Aber wenn Jemand krank wird? wenn er stirbt? fiel Nautilus ein.

„Ist er ohne fremde Hilfe krank geworden, so wird er wohl auch ohne diese wieder gesund werden," denkt die Mehrzahl der Baudenbewohner; wer nicht so denkt, der hat ein Fläschchen Magentropfen, ein dito Liquor anodynus, oder dergleichen unschädliche Dinge im Hause;

von diesen wird ihm abwechselnd eingegeben, und das Weitere dem Himmel überlassen. — Mit dem Sterben ist es freilich etwas umständlicher, wenn man eingeschneit ist; in diesem Falle wird der Todte in den Schnee eingescharrt und im Frühjahre gelegentlich begraben.

Aber kommt jetzt, sagte ich zu den Freunden, als die Bouteille alter Ungar geleert und der Käsezylinder vernichtet war, und sehet Euch die merkwürdige Einrichtung der Ställe an.

Ich führte die Gefährten nun an Ort und Stelle, und zeigte ihnen, daß die Thiere, im Winter wie im Sommer, auf hölzernen Bohlen ohne einen Halm Stroh lagern müssen, daß keine Krippe, sondern nur sogenannte Raufen, in welche zur Winterszeit das Heu gesteckt wird, vorhanden seyen, so wie daß die Ställe im Verhältniß reinlicher, wie die Stuben, gehalten werden, indem der Dünger sogleich hinausgeschafft, und damit die so üppige Vegetation der vor dem Hause liegenden Wiese erweckt wird.

Da es Zeit war, aufzubrechen, so mahnte ich an die Abreise; der Dichter ward aufgeladen, wir Andern ergriffen die Reisestäbe, und wir nahmen von den Baudenbewohnern, die uns noch lange freundlich nachwinkten, Abschied.

Eine kleine Strecke hinter der Wohnung begann ein Schneefeld, welches nur gegen Ende August, und selbst dann nicht in jedem Jahre, verschwindet. Es war von ziemlicher Länge und Breite.

Was sind das dort für sonderbare, dunkelgrüne, wie unter der Scheere gehaltene Gesträuche? fragte Nautilus. Hier erscheinen sie noch einzeln, aber weiter oben umziehen sie den ganzen Gebirgskamm.

Wir sind jetzt in der Region des Knieholzes, welche in der Höhe von dreitausend fünfhundert Fuß beginnt, entgegnete ich. Aber lassen wir die Botanik reden.

Das Knieholz, Krummholz, **Pinus montana**, hin und wieder auch Alpenkiefer genannt, ist eine Abart der gemeinen Kiefer; demonstrirte Doktor S., indem er einen Zweig abbrach und vorzeigte. Die Nadeln sind kurz und stark, die Zapfen etwas kleiner und runder, als bei der gewöhnlichen Art, der Stamm aber läuft längs des Bodens hin, ist gewöhnlich von Moos bedeckt, und sendet seine Zweige auf diese Weise in Strauchform aufwärts. Es ist fast unmöglich, durch dies Gebüsch, das einen lebendigen Verhau bildet, durchzudringen. In den Karpathen wird aus dem Harz dieses Baumes das sogenannte Krummholzöl gezogen, und als Arznei für Menschen und Vieh gebraucht, was indeß einige Vorsicht nöthig macht, da es starke Wallungen erregt; aus dem Holze drechselt man allerlei kleine Geräthschaften, als Dosen, Kästchen,

und verschiedene Spielwaaren, weil es wegen seiner Härte eine hübsche Politur annimmt.

Auf eine Merkwürdigkeit kann ich Euch auf diesem Punkt aufmerksam machen, sagte ich zu den Gefährten, als Doktor S. geendet hatte. Sie dient als einer der mehrfachen Beweise, daß das Klima der Sudeten seit einigen Jahrhunderten, und zwar wahrscheinlich durch Niederschlagen der Wälder, immer rauher geworden. Ihr sehet dort die letzten Fichten. Sie sind alle wipfeldürr, und von der Stärke und Länge einer Bohnenstange. Werden sie niedergeschlagen, so erreicht der junge Anflug nicht mehr diese Länge; hier in der Region des Knieholzes würde eine Fichte nicht mehr aufkommen können. Nun sehet her! Ihr seht hier einen fast ganz vermoderten Baumstumpf, welcher über vierundzwanzig Zoll im Durchmesser hält; die fortwährende Kälte kann ihn, seitdem der Baum gefällt worden, etwa fünfzig bis achtzig Jahre konservirt haben. Damals reichte also die Baumregion bis hier herauf, Bäume konnten hier noch vegetiren, was jetzt unmöglich wäre, und zweihundert Jahre früher — denn so alt konnte der Stamm seyn, als er geschlagen ward — auch bis zu dieser Stärke emporwachsen. Der Besitzer der Hampelbaude, ein achtzigjähriger Greis, erinnert sich, als Knabe neben seiner Wohnung noch einige starke Vogelkirschbäume gesehen zu haben, von denen ihm sein Vater gesagt, daß sie in seiner Kinderzeit reife Früchte getragen hätten, was später nie mehr der Fall war. Als die Bäume abstarben, versuchte man andere an die Stelle derselben zu pflanzen; sie gingen indeß im ersten Winter ein, so gut sie auch angewurzelt waren.

Unter Gesprächen ähnlicher Art erreichten wir den Kamm des Gebirges. Wir wendeten uns sogleich nach den sogenannten Schneegruben. Ich gestattete meinen Gefährten nicht eher, hinabzublicken, als bis wir uns auf dem sogenannten Grubenstein befanden. Dieser letztere ist eine breite Platte am Ende eines Felsengrates, welcher zwei Abgründe von etwa eilfhundert Fuß senkrechter Tiefe trennt. Die ungeheuren Felsenwände, welche die Schneegruben von drei Seiten begränzen — die vierte, nach dem Thale zu gelegene, ist offen, und man kann von dort aus hineingelangen — die emporstarrenden Granitnadeln und Obelisken geben ein gigantesk-romantisches Bild, und dies natürlich um so mehr, als das Auge des Bewohners des platten Landes für einen so ungewohnten Anblick keinen Maßstab hat. In den Spalten der Felsen findet sich Schnee, welcher nie gänzlich zerschmilzt, und man kann an den Streifen und der Färbung leicht die letzten Jahrgänge unterscheiden.

Der Anblick jener Abgründe machte auf die Gefährten einen sehr verschiedenen Eindruck, und ihre Aeußerungen waren dem natürlich angemessen.

Nautilus sprach von Naturwundern, von Poesie, von Rübezahl; Helm sagte, daß die Meinung, daß die Schneegruben alte Krater seyen, viel für sich habe, und meinte, er wolle versuchen hinabzuklimmen, um sich nach vulkanischen Bildungen umzusehen; Doktor S. wollte ihn der Botanik wegen begleiten. Ich eilte, dem Enthusiasmus Einhalt zu thun.

Wollen Sie hinabsteigen, sagte ich zu S., um Rhodiola rosea zu suchen, so kann ich Ihnen versichern, daß sie zwar als hier wachsend in der „Flora silesiaca," die Sie in der Tasche haben, aber nicht in den Schneegruben steht, und was die andern Alpenpflanzen anlangt, so werde ich Ihnen morgen einen bessern Standpunkt, als diesen ausgebeuteten, zeigen; Sie, Herr Helm, obwohl ein freier Mann, der nach den Natur- und Menschenrechten sich den Hals brechen kann, sobald es ihm eine Satisfaktion gewährt, werden zwar thun, was Sie Lust haben, aber ich kann Ihnen mein Wort geben, daß von vulkanischen Bildungen in der großen Schneegrube gar Nichts, in der kleinen jedoch ein oder ein paar, allerdings merkwürdig genug, mitten im Granit aufsteigende Basaltsäulen zu finden sind. Da Sie indeß beiderseits zu Ihren wissenschaftlichen Forschungen mehr Zeit brauchen, als wir übrig haben, so werden Sie gestatten, daß wir die Reise inzwischen fortsetzen. Sollte es Ihnen in der Nacht ein bischen kalt vorkommen, so empfehle ich Ihnen jenen Spalt in der Felsengruppe, Rübezahls Kanzel genannt, wohin ich Ihnen eine Flasche Wein und eine Cervelatwurst, zu Ihrem Troste und Zeitvertreib, legen zu lassen gedenke.

Der Gedanke an die Nacht kühlte die Forschungslust der Beiden indeß ab, und sie folgten mir nach einem Felsen, als dem Standpunkte für eine herrliche Fernsicht. Hier sieht man weit nach Schlesien hinein; wie eine Landkarte lag die Gegend vor uns ausgebreitet; am herrlichsten nahm sich das Hirschberger Thal aus, welches zu unsern Füßen lag. Der Felsen, auf welchem wir standen, wird von Manchem auch Rübezahls Altar genannt, und Dies regte die Phantasie unseres Poeten an.

Was sagen Sie zu dem Berggeiste Rübezahl, bester Herr Förster? sprach Nautilus, zu dem Jäger gewendet. Haben Sie ihn schon einmal gesehen?

Euer Gestrengen belieben zu haseliren; versetzte der Alte lächelnd. Das Gerede von dem Berggeiste ist nur lächerlich; eine leere Phantasei,

Nichts weiter. Ich habe wohl manchmal in meiner Jugend von ihm gehört, aber schon damals waren die Geister aus der Mode, und die Gespenster durften sich nicht recht mehr sehen lassen. Behauptete Jemand, er habe den Berggeist gesehen, so konnte man mit Sicherheit annehmen, daß er etwas über — er wollte sagen ivre, denn er fing gern einen französischen Brocken im Fluge auf — gewesen sey. Uebrigens habe ich einmal gehört, daß die Rübezahlsage aus Scherz, um einen alten, eifrigen Gebirgsführer, der in Niederschmiedeberg gewohnt haben, und Ruprecht Zeh geheißen haben soll, und dessen Nachkommen noch jetzt existiren, zu necken, erfunden sey.

Kein Gedanke daran! rief Nautilus. So gemeinen Ursprungs ist die poetische Sage nicht. — Was spricht die Geschichte?

Schickfuß versichert, sprach ich, daß zu seiner Zeit Einige gemeint, „daß der Geist eines französischen Edelmanns aus dem Geschlecht Derer von Ronceval, wegen seines unersättlichen Geizes in die Sudeten — was er von Sud-Oeden, südliche Wildniß, drolliger Weise ableitet — relegirt worden," wie seine eigenen Worte lauten, überläßt das Urtheil aber, wie er geradezu sagt, „dem eigenen Ermessen des günstigen Lesers," woraus Sie schließen können, daß, wenn er heute lebte, er als Schriftsteller nicht unter die Jungdeutschländer gegangen wäre, welche Niemanden ein eigenes Urtheil überlassen. — Wollen Sie über Rübezahl etwas Näheres wissen, so empfehle ich Ihnen „Prätorius Dämonologia," wo neben viel ungewaschenem Zeuge auch manches hübsche Histörchen von ihm steht. — Aber eilen wir, die Elbquellen zu besuchen, wenn wir bis Abend in die Wiesenbaude gelangen wollen.

Wir setzten jetzt unsern Weg in einer östlichen Richtung fort, und gelangten über eine Strecke des Gebirgsplateaus, welches die Nawoer Wiese genannt wird, mit einer Wiese aber wenig Aehnlichkeit hat, da die Fläche theils mit Knieholz, theils mit einem kurzen, borstigen Grase, das alle drei Jahre nur gemäht wird, unter dem Schnee nicht fault, sondern langsam fortvegetirt, bedeckt ist.

Diese Fläche, sprach ich zu den Gefährten, hat in sofern etwas Merkwürdiges, als ein schlesischer Chronist behauptet, daß in den allerältesten Zeiten hier ein Schloß Namens Nawor gestanden habe, und man zu seiner Zeit, was etwa 160 Jahre her ist, auf dieser Höhe, also gegen 4000 Fuß über der Ostsee, noch Spuren von Ackerbeeten habe sehen können. Wäre die Nachricht richtig, was ich jedoch bezweifle, so müßte das Klima sich seitdem auf's ungeheuerste verändert haben, und würde mehr, wie alles Andere, für eine Erkältung des höhern Gebirgszugs sprechen.

Wir standen endlich an den Elbquellen. Es war ein sumpfiger Wiesengrund, auf dem aus Sumpflöchern eine Unzahl kleiner Quellen hervorrieselten, und sich endlich zu einem kleinen Bächlein vereinigten. Neben den Quellen stand ein alter Pfeiler, und daneben lag ein zweiter, zertrümmerter. Ein am Boden liegender Stein mit einer Inschrift sagte, daß einst zwei Erzherzoge hier gewesen, um die Quellen der Elbe mit eigenen Augen zu beschauen.

Hier also, sprach Nautilus pathetisch, stehen wir an der Quelle eines der größten Flüsse Deutschlands, der großen Lebensader vaterländischer Erde —

Ja, sagte ich, den Enthusiasmirten im schönsten Erguß der Rede unterbrechend, wenn es Ihnen aber gefällig wäre, anzunehmen, Sie stünden nicht daran, so hat es auch weiter Nichts auf sich. Gewöhnlich gilt das größere und eine weitere Strecke herfließende Wasser für den Hauptstrom und die wahre Quelle. Dies ist nun das sogenannte Weißwasser, was bei der Wiesenbaude entspringt. Wollen Sie Das bedenken, und dessen Namen etwa mit **Fluvius albus** übersetzen, so haben Sie wieder eine andere Etymologie, als die, welche Elbe von elf Quellen, deren aber mindestens ein halbes Schock sind, herleitet; ich überlasse aber mit Schickfuß, und als ein Altdeutschländer, es Ihrem eigenen Ermessen.

Ich glaube, schrie Nautilus erzürnt, Sie sind es am Ende, der aus Malice, und um den Leuten die Illusion zu zerstören, den Pfeiler eingerissen hat, der den Menschen verkündigen sollte, daß selbst kaiserliche Hoheiten die Originalquellen durch ihre Anwesenheit höchstselbst anerkannt haben.

Bitte tausendmal um Entschuldigung! sagte ich. Ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken. Diese Heldenthat rührt nicht von mir her. Dem Vernehmen nach ist es das Werk der Turner, welche den Professor J. einst auf einer Turnfahrt nach den Sudeten begleiteten. Ich war nicht dabei, als so Großes geschah. „Du kennst den Schützen, suche keinen andern!“ sagt der Tell, oder etwa so ungefähr. Vielleicht weiß Herr Helm uns nähere Auskunft zu geben, „wer sich so Edlem unterfangen.“

Helm runzelte indeß die Stirn, murmelte zwischen den Zähnen, es habe noch keine große Idee gegeben, welche man nicht in den Koth getreten habe, und — es sey Zeit, nach St. Peter aufzubrechen.

Dies geschah auch sofort. Der Weg war weit, und wir ermüdeten nicht wenig, so schön auch die Aussichten in die Ferne, wie in die sich rechts und links öffnenden Thalgründe, waren. Die Natur war auf

dieser Höhe still und lautlos; nur selten sahen wir ein kleines, graues Vögelchen durch die Aeste des Knieholzes huschen, oder hörten sein leises Pfeifen. Doktor S. bezeichnete uns das einsame Geschöpfchen als die Schneeammer (Emberiza nivalis), welche nur in dieser Höhe hause. — Ein Greis begegnete uns endlich; er sammelte „isländisches Moos," und erzählte, daß er für einen Scheffelsack desselben, jedoch diesen stark gepreßt und eingetreten, etwa sechzehn Groschen erhalte. Ich theilte den Gefährten mit, daß jährlich ganze Ladungen dieses Mooses aus dem schlesischen Gebirge nach allen Gegenden Deutschlands gesandt werden, noch mehr aber getrocknete Heidelbeeren, welche zur Färbung des Rothweins in solcher Quantität gesammelt, gedörrt, und nach den Hafenstädten geschickt werden, daß man solche nach Ladungen von Frachtwagen berechnen könne. Ich führte nur noch an, daß ich einen meiner ärmeren Untersaßen kenne, der mit seinem Weibe in einem einzigen Sommer für vierundzwanzig Thaler gedörrte Heidelbeeren eingesammelt und verkauft habe.

Ziemlich ermattet langten wir in St. Peter an. Es ist dies eine einzeln liegende Baude, in deren Nähe jedoch der sogenannte Petersgrund beginnt, in dem das aus zerstreuten Wohnungen bestehende Dörfchen St. Peter liegt. In früherer Zeit wurde in dem Thale Bergbau getrieben, doch schon seit geraumer Zeit wieder aufgegeben. Die Forellen, die man uns auftischte, der junge, aber nicht üble ungarische Wein, den wir tranken, wirkten auf die Restauration der Körper- und Geisteskräfte der Gefährten, besonders aber des Poeten, der viel von dem einfachen Sinn, der Redlichkeit der wackern Gebirgsbewohner sprach, zu denen die Untugenden, die Laster der Städter noch keinen Weg gefunden hätten. Er würde seinem Enthusiasmus noch weitern Spielraum gegönnt haben, wenn ich ihn nicht ersucht hätte, solchen vor der Hand etwas zu dämpfen.

Sie können ihm, sagte ich, wenn wir wieder unter freiem Himmel sind, in Gottes Namen ferner den Zügel schießen lassen, aber hier werden Sie aus zwei Gründen gut thun, ihn etwas weniger laut zu proklamiren, wenigstens nicht so übertrieben viel von Unschuld und Redlichkeit zu peroriren. Der erste dieser Gründe ist, daß in der Nebenstube sich, außer etwa zehn Kontrebandiers, noch zwei Harfnerinnen befinden, die ich voriges Jahr, als Kommissarius der Regierung, aus erheblichen Sanitätsgründen von Warmbrunn über die Gränze bringen lassen mußte, und welche Sie daher ein wenig auslachen würden; der zweite aber, daß wir noch viel ärger mit der Zeche geprellt werden würden,

als es ohnehin der Fall seyn wird, wie Sie sogleich zu sehen belieben werden. —

Obwohl Nautilus wieder von zerstörter Illusion sprach, so kühlte sein Enthusiasmus für die Gebirgstugenden sich hinlänglich ab, und zwar um so mehr, als er binnen fünf Minuten die besten Ueberzeugungen von meinem prophetischen Geiste zu fassen im Stande war. —

Der Weg war jetzt weniger angenehm, als der am Vormittage: er ging durch eine sumpfige Einsattelung, wo man, wenn Jemand die in den Sumpf gesenkten Hölzer verfehlte, bis über die Knöchel einsank. Mehrere Stunden vergingen auf diese Weise; endlich bogen wir mehr nördlich, und traten endlich wieder auf das kahle Gebirgsplateau, wo wir höher und höher stiegen, und endlich an den sogenannten Teichrändern ankamen. Die Aussicht nach Schlesien ist hier wieder ausnehmend schön. Höchst romantisch aber war der Blick in den zu unsern Füßen liegenden tiefen Abgrund. Hier, auf dem südöstlichen Gebirgsflügel, am nördlichen Abhange der Seitenlehne und der Teufelswiese, finden sich zwei Alpenseen, welche — wenigstens der größere — früher für unergründlich gehalten wurden. Der große oder sogenannte schwarze Teich hat eine oblonge Form, ist gegen fünfhundert Ellen lang, und etwa hundertsechzig breit. Der kleine Teich hat etwa die Hälfte dieser Größe. Beide füllen sich durch Quellen und Schneewasser, und senden den Abfluß desselben in's Thal.

Alte Krater; sagte Helm in seiner einsylbigen Weise, nachdem wir eine Weile hinabgeschaut.

Ist wahrscheinlich nicht der Fall; entgegnete ich. Von vulkanischen Bildungen ist in dieser Gegend des Gebirges keine Spur.

Was sagt die Geschichte von dieser Umgebung? fragte Nautilus.

Gar Nichts! erwiederte ich trocken.

Erlauben Euer Gestrengen, Herr Brodkonsul, da lassen sich viel Geschichten erzählen; fiel die grünröckige Sage ein, die bis dahin nur mit Mühe geschwiegen. Einmal ist der große Teich unergründlich —

Bis, verbesserte ich, der Doktor Wilhelm Schmidt zu Warmbrunn in einem schneearmen Winter das Eis auf mehreren Stellen aufhauen lassen, die größte Tiefe des Teiches mit dem Senkblei gemessen, und achtunddreißig Fuß Tiefe gefunden hat.

Ich hätte es im Leben nicht geglaubt, daß er nicht tiefer wäre; sagte der Alte, sichtlich über die geometrischen Bestrebungen, die stattgefunden, betrübt. Das aber ist gewiß, daß sein Wasser so kalt ist, daß keine lebendige Kreatur drin existiren kann, während der kleine Teich voll großer Forellen ist, die aber an keine Angel beißen.

Wird wohl auch nicht wahr seyn! bemerkte Helm.

Dennoch, sagte ich, ist Etwas daran. Die Kälte des Wassers ist wohl schwerlich von der im kleinen Teiche verschieden, gewiß aber ist es, daß sich in dem großen keine Forellen befinden. Eben auch ist es richtig, daß die in jenem befindlichen nicht durch die bekannten Arten Fischköder zum Anbeißen verlockt werden können, und ich kenne einen Liebhaber des Angelns, der mit allen möglichen Arten Köder versehen und in dieser Kunst sehr erfahren war, welcher vier Tage am kleinen Teiche zubrachte, ohne einen einzigen Fisch zu fangen. Wahrscheinlich sind die Forellen dieses Teichs an eine Nahrung gewöhnt, die in diesem allein zu finden ist. Die Anzahl derselben ist übrigens so ansehnlich, daß ein leidenschaftlicher Fischer einst dem Grundherrn, dem Oberlandhofmeister, Grafen Schafgotsch, das Anerbieten machte, eine Summe erlegen zu wollen, wenn ihm dieser gestatte, den natürlichen Steindamm zu sprengen, der das Wasser in dem Teiche zurückhält, und dann in dem Bette des aus demselben abfließenden Lommnitzbaches Netze zu stellen, um die allerdings sehr großen Forellen zu erhalten. Der Antrag wurde aus mehreren Gründen, besonders auch darum, weil bei einem plötzlichen Abfluß die Häuser des Dorfes Queerseifen in Gefahr gerathen könnten, abgelehnt. Uebrigens trifft es sich fast alle Jahre im Frühjahr, daß hängende Schneewände von den Felsen auf die Eisdecke des Teiches stürzen, diese zerschmettern, und so das Wasser, mit welchem eine Menge Forellen fortgehen, über die Ufer drücken. Ich selbst habe einst eine so große Forelle aus diesem Teiche erhalten, daß sie mit einem Thaler und acht Groschen billig bezahlt war.

Ach, das ist noch gar Nichts gegen die frühere Zeit, fiel die dienstbare Dichtung ein. In der Bibliothek zu Hermsdorf soll einst eine Forellengräte von der Länge eines zwölfjährigen Knaben aufbewahrt worden seyn, sie ist indeß nicht mehr vorhanden.

Mit diesem Fische, sprach ich lachend, hat gewiß Fräulein Kunigunde vom Kynast das Hochzeitmahl feiern wollen, was der Pfalzgraf ihr so versalzen hat. — Es ist nie eine solche Gräte vorhanden gewesen.

Nachdem wir noch eine Weile uns an dem romantischen Anblick in die gähnenden Abgründe ergötzt hatten, setzten wir, da der Abend hereinbrach, den Weg nach der Wiesenbaude, wo wir übernachten wollten, fort. — — —

Diese Baude ist die besuchteste von allen. Wer aus dem Hirschberg-Schmiedeberger Thale sich nach dem böhmischen Städtchen Hohenelbe begeben, wer die Reise über den Kamm des Gebirges machen will, läßt diese Niederlassung nie unbesucht. Hier ist das Hochplateau der

Sudeten am breitesten, und die Wiesenbaude liegt auf der tiefsten Stelle desselben. Dies ist der Grund, daß diese Wohnung oft bis über das Dach verschneit ist, so daß man manchmal keine Spur derselben erblicken konnte. — Wir sprachen über diesen Umstand, als wir uns dem Hause näherten. Die Phantasie meines sagenreichen Dieners ward davon auf's Lebhafteste angeregt.

Sehen Euer Hochedlen, Gestrengen, sprach er zu Nautilus, den er ganz besonders der Poesie wegen verehrte, im Winter des Jahres 1786 war die Wohnung ganz vom Schnee bedeckt. An einem schönen Tage, wie der Schnee so fest gefroren war, daß er einen Menschen trug, faßt ein Handwerksbursche zu Hohenelbe den kühnen Entschluß, über den Kamm des Gebirges nach Schlesien zu gehn. - **Dictum factum!** er geht, aber wie er auf die Höhe kommt, wird es Abend, er will in der Wiesenbaude einkehren, aber er kann sie nicht finden. Er läuft rechts, er läuft links: nirgends eine Wohnung. Wie er so im besten Suchen ist — dunkel war es schon — stürzt er in ein Loch, und dieses Loch — ist die Feuereese der Wiesenbaude, in der er richtig auf dem Heerde anlangt.

Die Gefährten lachten überlaut.

Nun das historische Faktum! rief Nautilus.

Ich kann nur sagen, daß die Geschichte als wirklich vorgefallen überall erzählt wird; versetzte ich. Meine Erkundigungen über das Nähere derselben blieben fruchtlos. Irre ich nicht, so habe ich auch in einem Handbuche für Gebirgsreisende den Vorfall als eine Thatsache angeführt gefunden.

Wir traten jetzt in die Wohnung, und fanden die Wohnstube mit Reisenden, besonders Kontrebandiers, angefüllt. Das kleine Nebenstübchen hatte die Gesellschaft, die uns auf dem Wege nach der schlesischen Baude begegnet war, eingenommen.

Wir gesellten uns zu dieser, und nahmen mit den Herren und Damen gemeinschaftlich das frugale Abendbrod, welches wieder aus Forellen und Ungar bestand, ein. Alle waren zufrieden, nur der ziegenbärtige Völkerfrühlings-Weltschmerzler fand Alles detestabel. Endlich ward uns verkündigt, daß das Nachtlager bereit sey, und dieses war — der Heuboden. Jetzt brach der Jammer los. Er ward stärker, als zehn oder zwölf Handwerksbursche, welche sich in Hohenelbe mehr, als ihnen gut war, mit einem Gläschen Kümmel zu der Reise gestärkt, und hier mittelst ein paar Flaschen Kornbranntwein die Stärkung wiederholt hatten, sich zu uns gesellten. Die Damen fürchteten sich, jammerten

entsetzlich, und waren, als sie auf einem Häufchen im Heu zusammenlagen, endlich einstimmig der Meinung: „eine Reise über den Kamm des Riesengebirges lohne sich, in Erwägung der Strapazen, der elenden Kost, vor Allem des abscheulichen Nachtlagers, wo die Gesänge betrunkener Handwerksbursche, blos dann und wann mit dem ewigen Klingeln der Schellen, welche die unter uns in den Ställen befindlichen Kühe an den Hälsen trugen, abwechselten, durchaus nicht." Am ungebehrdigsten stellte sich der Weltschmerzleidende. Er meinte, „man müsse mit dem Lumpenvolke wenig Umstände machen, und nur sogleich die rauhe Seite herauskehren." Er versuchte Beides. Das Erste mißlang, denn die Handwerksbursche zwangen ihn, den Heuboden nach kurzem Wortwechsel zu verlassen; das Zweite aber führte er buchstäblich aus: er legte sich nämlich auf die Bank vor der Thür des Hauses, wo er sich gegen die Nachtkälte mit dem Schaafpelze des Wirthes zu schützen trachtete. So verging die Nacht. —

Die Sonne war noch mehrere Stunden unter dem Horizonte, als wir uns nach eingenommenem Frühstücke auf dem Wege nach der Koppe befanden. In etwa einer kleinen Stunde hatten wir den Fuß des Kegels erreicht. Dieser erhebt sich etwa achthundert Fuß über das Gebirgsplateau, und ist außerordentlich steil. Als wir ihn auf dem ziemlich üblen Wege zu ersteigen beginnen wollten, langte auch die Gesellschaft, mit der wir die Nacht auf dem Heuboden zugebracht hatten, an, und auch Bruder Leipziger und Bruder Frankfurter zogen vorüber. Der Völkerfrühlingsmann warf ihnen von der Höhe seines Tragsessels einige grimmige Blicke zu, die jedoch so wenig verstanden zu werden schienen, daß die Handwerksbursche, denen die Erinnerungen der Nacht gänzlich aus dem Sinne gekommen, sich mit abgezogenem Hute dem Verfechter der Menschenrechte näherten, und den „gnädigen Herrn" um ein Almosen ansprachen. Der „Europamüde" gab ihnen Nichts, war aber ganz verdutzt, oder, um mit Lord Byron und etwas edler zu reden, „sein Gesicht war ein Blatt voll unaussprechlicher Gedanken." —

Der Kegel der Riesenkoppe (Schneekoppe) hat, wenn man sich ihm von der Seite der Wiesenbaude nähert, etwas ungemein Imposantes. Wie eine röthlich-graue Steinpyramide steigt er von dem Kamme des Gebirges empor. Er ist unbedingt der höchste Berg Deutschlands. Sein Gipfel ist nach Gersdorf'scher Messung 4949 Fuß über die Meeresfläche erhaben.

Nautilus wollte einige Zweifel ausdrücken, aber Helm versicherte, daß dieser Umstand ausgemacht sey, indem der höchste Berg in Mähren, der Spieglitzer Schneeberg, nur 711, der höchste Punkt des Böhmer-

waldes 650, der Fichtelberg im Erzgebirge 622, und der Brocken nur 560 Toiſen hoch ſey. Der Dichter hatte auf der Reiſe viel von der gänzlichen Sterilität der Koppe geſprochen. Doktor S. machte ihn jetzt auf die eben in voller Blüte ſtehende primula minima, welche ganze Flächen zwiſchen den Felsblöcken mit ihrem glänzenden Roth ſchmückte, aufmerkſam, und verſicherte nebenbei, daß auf dem Kegel der Koppe im Ganzen fünfunddreißig Pflanzenarten, aus den Geſchlechtern der Phanerogamen und Kryptogamen, vorhanden ſeyen. — Wir erreichten, in Schweiß gebadet, endlich den Gipfel. Eine Kapelle von runder Form, mit einem kleinen Vorbau an der Thüre, krönt denſelben. Sie wurde im Jahre 1681 oder 1688 von dem Grafen Leopold Chriſtoph von Schaffgotſch, zu Ehren des h. Laurentius, erbaut, iſt aber in neueſter Zeit in eine Reſtauration umgewandelt worden. Der letztere Umſtand brachte den Dichter in Harniſch.

Es iſt unverantwortlich! rief er aus. Hier auf dem höchſten Punkte Deutſchlands, wo durch frommen Sinn, ich möchte ſagen, durch poetiſche Eingebung, ein Gotteshaus errichtet wurde, nun eine Kneipe daraus zu machen. —

Sie haben gut reden, ſprach Helm in ſeiner ſcharfen Weiſe, und indem er nicht leicht eine Gelegenheit vorbei ließ, mit Nautilus anzubinden, Sie, der Sie ſich von Menſchenhänden meilenweit herumſchleppen laſſen, während Ihr warmer Mantel auf dem Seſſel liegt, und der Jäger mit einem Schnappſack voll Braten, Würſten, und Weinflaſchen neben Ihnen hergeht. Sie hüllen Sich auf dem von eiskaltem Winde umſausten Berggipfel in Ihren Mantel und Ihre Tugend, trinken Medoc, eſſen Schinken, exklamiren poetiſch, und ließen es ſich auf dieſe Weiſe wohl vor der verſchloſſenen Kapellenthüre gefallen; was aber ſollen dieſe armen Teufel — er zeigte auf die Handwerksburſche — die in Schweiß zerfließen, Nichts in und Nichts auf dem Leibe haben, machen? Dieſe danken Gott für die Kneipe, und ſcheren ſich den Henker um den h. Laurentius, die Kapelle, und Ihre Poeſie. —

Ich möchte nur wiſſen, ob alle Mineralogen ſo grob ſind. Die, welche ich gekannt habe, waren es immer in hohem Grade; flüſterte Nautilus zu mir gewendet, und wir traten in die Kapelle.

Es war das Innere ein zirkelrunder Raum, von dem ein Viertheil durch einen Verſchlag für den Kaffetier und ſeine Vorräthe abgegränzt, das Uebrige aber von der Warmbrunner Badegeſellſchaft, den Handwerksburſchen, und einigen Kontrebandiers angefüllt war. Die Damen hatten die Unbequemlichkeiten der Nacht verſchmerzt, ſie fanden Alles originell, intereſſant, lachten über die Inſkriptionen der Reiſenden,

welche sich in dem Gedenkbuche verewigt hatten, und brachten durch Zählung heraus, daß der Vers: „O wunderschön ist Gottes Erde ꝛc.“ in einem Jahre sechsunddreißigmal eingeschrieben, die „Asche“ in der letzten Verszeile zweimal mit „Engel“ variirt, und diese „Engel“ zwei Köchinnen gewesen seyen. Uebrigens freuten sie sich auf den Sonnenaufgang. — Der Weltschmerzler fand Alles abscheulich, den Weg, das Lokal, die Chokolade, von der er drei Tassen trank, und er setzte hinzu, „daß er an dem Sonnenaufgange ebenfalls kein Interesse nehme, wenn nicht zuvor eine ganz andere Sonne in Deutschland aufgehe“. — Helm sah den Sprechenden mit einem verächtlichen Blicke an, und meinte, „wenn er noch Student wäre, würde er es sich nicht haben nehmen lassen, demselben mit Lampenruß einen Bart zu machen“, worauf ihn Nautilus fragte, „ob er denn ein Patent auf den Radikalismus genommen, oder diesen allein gepachtet zu haben glaube?“ — Die Handwerksbursche aber waren vergnügt, und sangen: „Nachtigall, ich hör' dich singen, 's Herz im Leib möcht' mir zerspringen; wenn's doch immer Sommer wär'!“ — — —

Heraus, meine Herren! die Sonne geht auf; schrie jetzt der Wirth, und Alles stürzte aus der Kapelle.

Eine glühende Kugel von bedeutendem Durchmesser stieg im Osten auf. Sie schien mehrmals empor zu zucken, es waren aber die wogenden Dunstmassen, welche diese optische Täuschung verursachten.

Die Ausbrüche des Enthusiasmus ließen sich jetzt vernehmen.

„Und es erschien die rosengefingerte Eos!“ deklamirte Nautilus pathetisch.

Miserabel zitirt! sagte Helm. Die Morgenröthe war lange schon da. Es ist Helios selbst, mit seinem Feuerwagen.

Erlauben Sie! sprach einer der Handwerksbursche. Der Wagen, auf dem der Prophet Elias in den Himmel fuhr, kann nicht rund gewesen seyn; ich bin ein Stellmacher, und muß Das wissen. — —

Herrlich! — Prächtig! — rief eine Dame. — Aber ich wollte, ich wäre in Warmbrunn, und läge im Bette.

Da hast Du Recht, Laura! zischelte eine Andere. Mir kommt der Sonnenaufgang ganz ordinär vor. Der in der Oper ist viel hübscher.

Hör' einmal, wie ecklig heute die Mutter wieder ist, und wie dumm die Tante spricht; sagte ein stumpfnäsiges Blondinchen zu einem andern. Ich mache mir auch Nichts d'raus, aber man muß sich nicht vor den Leuten blamiren, und es sagen!

Bald werde ich dich auf dem Wege nach dem Lande der Freiheit

vor dem Bugspriet des Schiffes aus dem Meere steigen sehen! sprach dumpf und wie vor sich hin der Ziegenbart.

Da rathe ich Ihnen, Herr Schmierig, sagte Helm mit seinem starken Baßtone, sich bald auf den Weg zu machen, und zu überzeugen, daß die Sonne, wenn Sie nach Amerika segeln, hinter dem Steuerruder, nämlich in Osten aufgeht.

Ich bitte Sie, fangen Sie keinen Spektakel an! sagte ich leise zu Helm, und um diesem zuvorzukommen, schrie ich überlaut: Ein göttliches, herrliches, unvergleichliches Schauspiel!

Ja! — Göttlich! Herrlich! Unvergleichlich! wiederholten die Damen, die Handwerksbursche, und der Ziegenbart. — —

Die Sonne war endlich emporgestiegen, und das herrlichste Panorama, dessen Gränzen sich in eine blaue Nebelferne verloren, lag vor unsern Blicken. Wir schwelgten lange in dem Genusse. —

Ich bin, hob ich endlich an, heute zum zwanzigsten Male auf der Koppe. Mein Terrain, das sich an seiner Gränze bereits über dritthalbtausend Fuß über die Meeresfläche erhebt, und von wo es einen wilden, einsamen, aber romantischen Weg nach diesem Bergkegel gibt, ladete mich so oft dazu ein; jedesmal aber habe ich die Beleuchtung verschieden gefunden. Am frappantesten erschien sie mir bei einem Gewitter, wo die Blitze sendende Wolke etwas tiefer, als der Berggipfel, und in der Entfernung von tausend Klaftern vorüberzog. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte es, den Blitz sich sowohl aufwärts wie niederwärts schlängeln zu sehen. Dem Neulinge erscheint es auch wunderbar, wenn im Thale Nebel und Regenwetter herrschen, kein Stückchen blauer Horizont von dort aus zu erblicken ist, der auf dem Berggipfel stehende Beschauer aber hier im hellsten Sonnenscheine auf das unter seinen Füßen dampfende und qualmende, milchweiße Nebelmeer blickt, aus dem nur einzelne entfernte Bergspitzen wie grüne Inseln emporragen.

Aber wo, unterbrach endlich Doktor S. meine über Gegenstände ähnlicher Art lange fortgesetzte Rede, wo ist der interessante botanische Punkt, den Sie mir von der Koppe aus zu zeigen versprochen haben?

Kehren Sie sich nach Norden, und nun blicken Sie links in die dicht zur Seite der Koppe liegende, auf drei Seiten von Bergen eingeschlossene Schlucht, die sogenannte Mälzergrube; versetzte ich. Die Flora, die Sie dort finden, übertrifft bei weitem an Ueppigkeit und Reichthum die auf den beiden bekanntesten und gerühmtesten Standpunkten, dem Lustgarten Rübezahls, und der kleinen Schneegrube. Dort finden Sie die **Anemone narcissiflora, Tussilago alpestris,**

die Sonchus-, Aconitum-, und Delphinium-Arten in ungeheurer Masse. Die üppige Vegetation bewirkt Varietäten, die man sonst nirgends findet. Ich traf eine weiße Gentiana asclepiadea von vierzig Glocken, Sonchus Plumeri über Mannshöhe, und die Abarten von Aconitum neomontanum und Clusii — denn den wahren Eisenhut (A. napellus) gibt es in den Sudeten nicht — sind gar nicht zu zählen. — Auch Sie, fuhr ich zu Helm gewendet fort, werden dort neue Erdrisse finden, die Sie interessiren werden; doch das Schönste, was Sie einst auf dem Wege zu dem „Marquis von Ronceval" gefunden haben, das Glück der Liebe und Ehe, besitzen Sie schon.

Ja, sagte Helm lakonisch, indem er sich die Zigarre an der des Doktor S. langsam anrauchte, ich bin ein sehr glücklicher Ehemann — wenn nur die Damenthees nicht wären, und die Ausgaben, und der Kinderspektakel.

O Liebe, o Illusion, o Poesie! Es ist eine Sünde und Schande, wie schnell Das Alles beim Henker ist; sagte Nautilus achselzuckend.

Was wollen Sie? unterbrach ich den spöttelnden Poeten, da ich bemerkte, daß Helm sich bereits zu einer starken Erwiederung rüste. „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder", wie Schiller sagt. Ist auch dieser unserm Freunde vorübergestrichen, so befindet er sich doch noch im Juni oder Juli; Madame Helm ist eine liebenswürdige Frau, und stickt sie auch nicht mehr, wie einst, Zigarrenbüchsen und Brieftaschen mit allerhand himmelnden Devisen für den Gatten, so sucht sie sich ihm doch auf andere Weise angenehm zu erzeigen, und besitzt viele Tugenden, unter andern die, einen exzellenten Sauerbraten machen zu können, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

O Profanation der heiligsten Gefühle! O abscheuliche Lebensprosa! rief der Poet mit komischer Entrüstung. Pfui über Euch! Seht mich einmal an. Ich, wie ich hier sitze, krüppelhaft, und mit meinen schlechten Beinen, habe bei weitem mehr Sinn für Liebe und Jugendgefühle, wie Ihr Alle, mir erhalten. — Aber fort von hier; ich will Nichts mehr von diesem Thema hören.

Der Poet ward aufgeladen, wir umgaben seinen Sessel, traten den Marsch nach den Gränzbauden an, und sangen, den Dichter neckend, und lachend:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf verliebt zu seyn;
Drum soll er, bis er Asche werde,
Mich immerfort der Liebe freu'n.

Der Weltschmerzler zog die Mundwinkel abwärts, blickte uns verächtlich nach, und sagte: Detestabel! — Bruder Leipziger und Bruder Frankfurter bettelten uns geschwind noch einmal an, und die Damen schwenkten verabschiedend noch in der Ferne die Schnupftücher. — —

Die Koppe ist auf ihrem östlichen Abhange bei weitem nicht so steil, als auf ihrem westlichen. Unser Weg führte uns auf einem Stege von Gneis- und Granitbrocken, der, wie ein graues Band, sich vor uns her durch die am Fuße des Kegels wieder anhebende Knieholzregion schlängelte, in einen Fichtenwald, welcher, hie und da von Weideflecken unterbrochen, sich auf einem abschüssigen Plateau endigte, auf welchem die Gränzbauden liegen. Die einzelnen Wohnungen, mit welchen die grüne Gebirgsfläche besäet ist, bilden hier eine Art Dörfchen. Drei dieser Häuser sind Weinhandlungen. Die Eigenthümer derselben beziehen aus Ungarn mehrere Sorten junger Weine, die wegen ihrer Wohlfeilheit und der Nähe der schlesischen Gränze einen großen Absatz finden. Wir hielten hier nicht an, sondern verfolgten unsern Weg nach Schmiedeberg. Es ist derselbe etwa drei Viertheile einer Meile lang, und führt größtentheils durch Wald und Hohlwege in fortwährender sanfter Senkung abwärts. Auf diesen Umstand ist ein besonderes Wintervergnügen berechnet, zu welchem sich Liebhaber bis auf zwölf und fünfzehn Meilen Weges weit hier einfinden. Sobald nämlich in den Monaten Februar und März die Schlittenbahn hinlänglich befahren und spiegelglatt geworden ist, trifft man alle Tage Reisende in den Gränzbauden, welche sich den etwa zwei Stunden langen Weg von Schmiedeberg zu Fuß oder auf mit Pferden bespannten Schlitten nach den Gränzbauden zurückzulegen nicht reuen lassen, um, nachdem sie den Ungarwein hinlänglich gekostet, auf kleinen, sogenannten Hörnerschlitten den Weg, welcher eine vollkommene Rutschbahn bildet, in zehn bis fünfzehn Minuten wieder zurückzufliegen. Glücklicher und wunderbarer Weise hat noch niemals dabei ein Unfall stattgefunden, obwohl diese Belustigung so stark frequentirt und beliebt ist, daß man selbst Frauen, die in wenig Wochen ihre Entbindung erwarten, an derselben Theil nehmen sieht.

Am Fuße des Gebirges, in Oberschmiedeberg, trafen wir meine uns erwartende Equipage.

Jetzt auf, und nach meinem Landsitz! rief ich den Freunden zu. Morgen und übermorgen wenigstens ruhen wir aus. — Sie — sprach ich zu Nautilus — schicke ich sodann nach Warmbrunn, wo Sie am grünen Tische sich im Pharao gewohnter Weise ausschälen lassen, und kahl wie eine Kirchenratze nach Hause zurückkehren können; Sie, Doktor S., begleite ich nach der Mälzergrube zur botanischen Heuerndte,

und Sie, Herr Helm, helfen mir, wenn wir von dieser und den neuen Erdrissen zurückkehren, meine Mineraliensammlung ordnen, und ein paar Hasen oder Rehe jagen. Ich werde schon Sorge tragen, daß Sie nicht aus Versehen von meinem sagenreichen Förster über den Haufen geschossen werden. —

Dem sey also! riefen die Freunde, und wir fuhren nach meiner Heimath, wo uns freundliche Gesichter aus allen Fenstern entgegen blickten. — — —

K. v. Wachsmann.

Theodor von Kobbe.

Holstein zu meiner Zeit.

Von

Theodor von Kobbe.

In jenem großen, altväterischen, am Hafen der ehemaligen Festung Glückstadt belegenen Hause, welches, Gott weiß aus welchem Grunde, mit einem großen Thurme verziert ist, kam ich im Jahre 1798 — und wahrscheinlich, wie mich später meine Erfahrungen überzeugt haben, nicht unter der glücklichsten Konstellation — während eines Gewitters, das unseres Nachbars Haus in Asche legte, zur Welt. Ich habe wenigstens später nie Ursache gefunden, in dem Worte „Glückstädter" ein Omen, eine Begünstigung des Schicksals zu erkennen, vielmehr mir schon als Student meine Matrikel mit einem „**Glockstadiensis**" anstatt mit einem „**Tychopolitanus**" zeichnen lassen.

Mein Vater bekleidete damals eine Landvogtstelle auf der in der Nordsee belegenen Insel Föhr; dieselbe, welche etwa dreißig Jahre später der holsteinische Lafayette, der Kanzleirath Lornsen, verwaltete. Nach dem im Jahre 1805 erfolgten Tode meiner Mutter wurde ich mit meinen Brüdern in dem Kloster Uetersen, und zwar in den ersten Jahren bei meinem Großvater, dem Probsten Grafen von Ranzau, später bei dem würdigen Rektor Andresen erzogen. Im Jahre 1820 vertauschte ich, nach beendeter akademischer Laufbahn, mein Vaterland, um mir ein neues Ilium zu gründen. Ich habe hier gütige Penaten gefunden, und beklage nicht mein freiwilliges Exil, welches mir zudem mein Jugendland im frischen Morgenroth der Erinnerung bewahrt, und mir

daſſelbe in dieſem Kolorit, als einen Erſatz für die vielen Laſten des Tages, nach bleiernem Schlafe im ſüßen Morgentraum vorführt.

Dieſe meine unbedeutende Perſon betreffenden Zeilen habe ich vorangeſandt, um meine Leſer auf den Standpunkt und in jene Zeit zu verſetzen, in denen meine jetzt zur Frucht reifen ſollenden Erinnerungen zu keimen anfingen. Ich hoffe vor allen Dingen meinen Landsleuten durch meine Notizen ein Vergnügen zu verſchaffen. An meinen kleinen Bemerkungen haben gar viele Jahre geſchriftſtellert. Iſt hie und da vielleicht ſchon eine zur Kenntniß der Leſewelt gekommen, ſo wird der günſtige Theil nicht zürnen, wenn er ſie hier als ein Ganzes zuſammen geſtellt findet. Ich hoffe, mich bei aller Freimüthigkeit keiner Indiskretion, der Hauptkrankheit unſerer neueſten Schriftſteller, ſchuldig gemacht zu haben, und bitte im voraus wegen jedes verdrehbaren Wortes um einen freundlichen Ablaß.

Was nun den Charakter meiner lieben Landsleute im Allgemeinen betrifft, ſo wüßte ich kaum etwas Treffenderes darüber zu ſagen, als was ein Berichterſtatter aus Kiel in den Halle'ſchen Jahrbüchern über ſie berichtet hat: „Es iſt ein tüchtiges Land, dieſes Holſtein, ſchön und fruchtbar ſeine Thäler, ernſt und kräftig ſeine Einwohner. Es ruht eine Kraft in dem Lande, die, eben weil ſie noch wenig geübt, wenig in Anſpruch genommen iſt, um ſo gedrungener und jugendlicher iſt. Uns haben die Bewegungen des Jahrhunderts weniger, als andere Theile Deutſchlands, berührt. Wir haben ſomit den Franzoſen freilich keine Straßen, keine Vereinfachung des Verwaltungsweſens zu verdanken; wir haben das heilſam Aufregende der Befreiungskriege wenig mit empfunden; wir ſind deßhalb ſchwerfälliger und unbeholfener geblieben; aber wir haben dafür auch an der alten Weiſe deſto treuer feſtgehalten, die wohl ihre großen Unbequemlichkeiten hat, aber doch die alte Weiſe iſt. Hernach hat die Julirevolution auch bis zu uns eine Welle getragen, allein das Land, ſo ſehr es auch ſeitdem im Fortſchritte der politiſchen Entwicklung begriffen iſt, blieb damals doch ziemlich apathiſch. Seitdem haben alle die Fermente, welche die Zeit und Deutſchland bewegt haben, auch hier zu Lande gewirkt, aber jedesmal eine gute Zeitlang ſpäter, als im übrigen Deutſchland. Ein Gutes hat dieſer Umſtand: man braucht nicht ſelbſt zu experimentiren, ſondern hat die Erfahrung Anderer zu verwenden. — Holſtein iſt wie ein kräftiger Mann, der aber zu viel Säfte, zu wenig Bewegung hat. Straßen ſollten hin- und hergeführt, Luft geſchafft, Poren geöffnet werden, daß die Strömungen des Geiſtes, wie ſie von jenſeits der Elbe zu uns herüberkommen, raſch das Land durchdringen, aufregen, in Athem ſetzen

können. So aber ist bis jetzt nur Kiel durch regelmäßigen und leichten Verkehr mit dem übrigen Deutschland verbunden. Die anderen Theile des Landes sind im höchsten Grade abgeschlossen, nach den provinziellen Partikularitäten gesondert, so wenig unter sich als mit dem Auslande in Verbindung; ein Zustand von Schwerfälligkeit, welcher nicht wenig dadurch gesteigert wird, daß in der Justiz, Verwaltung, u. s. f. noch all der separatistische Kram traditioneller Herkommnisse herrscht, welcher im übrigen Deutschland längst durch eine wohlthätige Feindeshand hinweggeräumt ist."

Vor dreißig Jahren war freilich in Holstein noch viel weniger an irgend eine politische Aufregung zu denken. Die Lehrer in den Schulen dozirten, daß die absolute Souveränität das einzige Glück eines Staates, und daß von dieser Zeit an erst Dänemark und die Vereinigung der Herzogthümer mit demselben zu preisen sey. Damals verbreitete Reinhold in Kiel die Kantische Lehre, aber alle Herzen und alle Gemüther waren von den Werken Schillers erfüllt. Die Konflikte, worein Dänemark später mit der deutschen Sache gerieth, waren auch nicht geeignet, die neueren Ideen in Holstein zu verbreiten, wo man überhaupt sehr geneigt ist, aus einer gewissen Pietät, und weil das Neue zu jung ist, an dem Alten zu halten.

Die holsteinischen Damen sind im Allgemeinen körperlich und geistig sehr wohlgebildet, und streng in ihren Sitten. In den deutschen Klassikern sind sie besser als die Männer bewandert. Namentlich gilt Dieses von den Gütern im Osten, wo die Nähe Mecklenburgs den Pferdeverstand leider immer mehr ausbildet, und es den gebildetsten Frauen nachgerade unmöglich wird, es zu verhindern, daß ihre Männer totale Maquignons werden, die übrigens noch gewöhnlich von den Mecklenburgern, welche viel bessere Pferdezüchter als die Holsteiner sind, im Handel und bei den Wettrennen besiegt und überlistet werden. Uebrigens ist es nicht zu läugnen, daß bei manchen Holsteinerinnen sich eine etwas pretentiöse, ich möchte sagen, unangenehm tugendhafte Manier eingeschlichen hat, welche der achtzehnjährigen Jungfrau das geistige Kolorit der unverheiratheten achtundzwanzigjährigen verleiht, und für den Ehestand einen nicht gar leichten Pantoffel verkündet. Der Hang zum Mystizismus zeigt sich am meisten bei den adeligen Damen; indessen ist dieser oft sehr edler Natur, und war wenigstens nie durch die Schlingpflanze der Intoleranz im Keim vergiftet.

Charakteristisch in Holstein sind die Menge der s. g. Schul-Liebschaften, welche Jahre lang die Herzen der Glücklichen genügend erfüllen, und fast immer an Hymens Altare den Lohn der vieljährigen Treue

finden. Wenn das Pärchen dann freilich zuweilen schon an Baucis und Philemon erinnert — ich habe einen fünfundzwanzigjährigen Brautstand gekannt — so bewahrt doch eine solche uneigennützige Neigung vor Thorheit und Ausschweifung, und verleiht dem Lebenshorizonte so lange wie irgend möglich den Rosenschein des Morgens.

Der Adel Holsteins war vor zwanzig Jahren ohne alle Frage der vorzüglichste Deutschlands. Ich habe in keinem Lande, mit sehr wenigen Ausnahmen, später eine solche Tafelrunde von Männern gesehen, wie man derzeit auf den meisten holsteinischen Gütern fast immer antraf, zu welcher jeder Bürgerliche gezogen wurde, dessen Geist und Herz Anspruch auf den Umgang mit den Besten im Lande machen konnte. Die meisten hatten mehrere Jahre Reisen durch ganz Europa gemacht, und die große Lehre mit nach Hause gebracht, daß der edelste Mensch auch der vornehmste ist, und daß das Letzte ohne das Erste ein gräuliches Zerrbild abgibt. Sie waren Väter ihrer Unterthanen, welche freilich auch sonst sehr schlimm daran sind, da sie sowohl ihrem Gutsherrn wie dem Könige nicht unbedeutende Abgaben zu zahlen haben.

Die Kriegsjahre und ein vielleicht zu glänzendes Leben haben indessen die Finanzen des holsteinischen Adels sehr verringert, und ist die Stellung desselben zwischen König und Volk fast aufgehoben, da die meisten jungen Leute gar bald ein Staatsamt ambiren müssen. Es gab zwar noch in meiner Jugend einige sehr verarmte Edelleute, welche nicht arbeiten aber doch essen wollten. Die Klagen dieser Leute waren freilich sehr ungerecht; sie waren aber auch noch in den Zeiten der Rabener'schen Hauslehrer erzogen, wo ihr Vater dem Fräulein Tochter auf die Frage: „Vater, sind die Bauern auch Menschen?" geantwortet hatte: „Gewissermaßen, ja, mein Kind; aber nicht solche, wie wir."

Aber auch in meinen akademischen Jahren studirte ich mit einem jungen Manne von der holsteinischen Ritterschaft, dessen Vater, der seine Güter verloren, und in der größten Armuth lebte, seinen Sohn intimirt hatte, nie mit einem Theologen Brüderschaft zu trinken. „Denn", sagte er, „ich führe so manche Prozesse; es könnten wieder Güter an uns kommen; dann könnte dieser Universitätsfreund dort Pastor seyn; — und Du wärest dann auf Du und Du mit deinem Gutspfarrer: Das wäre doch cruel. Ja, mein Sohn, es ist Nichts wichtiger in der Welt, als Vorsicht und Weisheit. Mein Sohn! lerne darum weise seyn, wie Dein Vater."

In Holstein ist Ditmarsen ein ziemlich abgeschlossenes Ländchen, welches jetzt außer seinen Privilegien, die es bei seiner Unterwerfung von Dänemark erhielt, die vertragsweise erworbene Zollfreiheit auf das

Lebhafteste vertheidigt. Bekanntlich brachte Ditmarsen im Jahre 1500 dem König Johann mit seinen 30,000 Mann die größte Niederlage bei, welche Dänemark erlitten hat. Vierhundert Ditmarsen vollbrachten diese That. Sie hatten sich hinter einer Schanze vor Meldorf gelagert, zogen bei der Annäherung der Dänen ihre Schleußen auf, und tödteten nun mit leichter Mühe, was dem Wassertode entrann. Die s. g. unüberwindliche Garde des Junkers Görgen Schlenz, ein Freikorps von 6000 Mann, das König Johann zu dieser Expedition in seinen Dienst genommen hatte, wurde fast ganz aufgerieben. Die Prahlhänse hatten an ihre Helme den Spruch: „Wahr di, Buhr, bee Gard de kummt," (Wahre dich, Bauer, die Garde kommt) befestigt. Als sie nun rettungslos in den Schlamm versanken, und von den Ditmarsen, welche ihr Terrain genauer kannten, und sich besser über die Gräben zu schwingen wußten, den Todesstreich empfingen, riefen ihnen diese hohnlächelnd, den drohenden Spruch parodirend zu: „Wahr di, Gard, de Buhr de kummt!"

Erst im Jahre 1559 gelang es dem König Friedrich II., die Ditmarsen zu besiegen. Die ihnen bewilligten Vorrechte sind sehr groß; zu diesen gehört auch, daß alle Stellen in den beiden Landvogteien Heida und Meldorf nur von Eingeborenen, welche übrigens auch das Indigenat in beiden Herzogthümern und in Dänemark haben, besetzt werden dürfen. Die Landvögte erlassen ihre Verordnungen mit dem Eingange und dem Schluß: „Von Rechtswegen gebiete Ich Euch, — wornach Ihr Euch jedermänniglich zu achten."

Die Ditmarsen, welche einst durch ihre Wasser so sehr gefürchtet waren, sind es jetzt durch das Feuer. Es herrscht in diesem Ländchen eine wahrhafte Gewissenlosigkeit in dem Punkte: die Brandstiftungen sind zahllos. Damit aber jeder Abgebrannte den erforderlichen Manifestationseid leisten konnte, so erzählte man sich, daß es Usance war, seinen Nachbar auf sein Haus mit dem Bemerken aufmerksam zu machen: man wünsche neu zu bauen, und wäre es einem angenehm, wenn es Gott gefiele, einen Blitzstrahl auf das Haus zu schleudern. — „Und wenn Gott Deinen Wunsch erfüllte, wann käme es wohl am gelegensten?" erwiederte der errathende Nachbar. — „„O, so Donnerstag Abend um 8 Uhr."" — Und Donnerstag Abend um 8 Uhr ging die Feuerglocke im Dorfe.

Der Pastor Harms in Kiel, vielleicht das erste Gestirn am theologischen Horizont, ist ein in vielfacher Beziehung höchst merkwürdiger Mann. Vor allen Dingen aber ist er dadurch ausgezeichnet, daß er auf Kindtaufen, Hochzeiten, am Sterbelager, wie am Freudenfeste, immer

in seinem gottgeweihten Berufe ist. Harms ist nie ein Heuchler, weil er in sich die große, bewundernswürdige Kraft hat, immer ein Prediger, d. h. ein frommer Mann von Profession zu seyn. Denn nur so kann man einen Stand definiren, dem die Seelsorge zu allen Zeiten übertragen ist, an den man die Anforderungen macht, wie an einen Erzengel, und dessen ganzer Beruf oder Objektivität in Subjektivität besteht.

Harms hat durch krasse pfäffische Behauptungen manche Feinde sich zugezogen. Allein unter diesen sind wenige so reinen Herzens, wie er selbst ist. Er ist ein ungemein poetischer Mensch; diese Eigenschaft verleiht seiner Rede, die sonst so weinerlich klingt, einen besondern Zauber. Mit welcher Kraft begann er einst seine Predigt am Bußtage: „Nicht cantate, wie am vorigen Sonntage, nicht jubilate, wie am zukünftigen, sondern ejulate, weinet und wehklaget, ist Dein heutiger Text, liebe Gemeinde!" — Zu einer andern Zeit bat er (wie Dies in Holstein gebräuchlich ist) in einer anhaltenden Dürre um Regen. Keiner der Anwesenden hatte diesen bei seinem Kirchgange erwartet, und Alle, selbst Harms, waren nicht wenig überrascht, als die schweren Tropfen plötzlich an die hohen alten Kirchenfenster klopften. Tief ergriffen und erblaßt schwieg er einige Sekunden, anscheinend lauschend, und rief dann mit gedämpftem, immer mehr anschwellendem Tone: „Horch, liebe Gemeinde! der Herr hat Dich erhört, der Herr geht über Dir einher, und seine Ferse triefet von Segen."

Unter den größten Verehrern von Harms befand sich ein ehemaliger Offizier, den früher der Hafer des Witzes gestochen, und der eine Schrift, betitelt „Philalethes", geschrieben hatte, in welcher er Harms, der früher ein Müllerknecht gewesen war, den Rath gibt, nach wie vor seine Säcke zur Mühle zu tragen. Jede Predigt zerknirschte den martialischen Jünger, der allemal im Begriff stand, sich seinem Meister zu Füßen zu werfen, und sich als Autor jener Schrift zu nennen, — der einzigen, die Harms gekränkt haben soll. Wie sehr aber die Gelehrten irren können, beweist dies literarische Produkt, das ohne Sachkenntniß, mit Goldschaum der Gelehrsamkeit ge- und beschmiert, zusammengestoppelt ist. Von diesem Büchlein sagte nämlich der Rezensent in der Halle'schen Literaturzeitung: es sey nicht zu verkennen, daß dieses Werk von einem gründlichen Theologen herrühre, nur sey es auffallend, daß der Verfasser den Unterschied zwischen — ich glaube — Kalvins und Zwinglis Lehre nicht besser auffasse. Da hat sich nun der theologische Hallore alle mögliche Mühe gegeben, der Unwissenheit des Hrn. Lieutenants eine gelehrte Tendenz unterzuschieben, und die Geistesrettung desselben versucht.

Harms war toleranter in Glaubensansichten, als seine meisten andern Kameraden vom Regimente Mystizismus. Als ein sehr aufgeweckter, freidenkender Kopf, ein Studiosus von Mecklenburg, beim Baden ertrunken war, hielt er ihm auf den Wunsch der Studenten eine Rede an seinem Grabe, und sprach an der Leiche des Jünglings, welcher, trotz der Anhänglichkeit an seine Lehren, eine freisinnige Religionsansicht hatte, die denkwürdigen Worte: „Dieser in einer bessern Welt gelandete Moses zweifelte in der Religion. Wer da aber zweifelt mit Religion, der hat die wahre Religion."

Als der Kaiser Alexander ihm das lutherische Bischoffthum in Petersburg hatte anbieten lassen, hörte ich zwei seiner Feinde reden. Der Eine sagte: „Er folgt dem Rufe, seine Eitelkeit ist zu groß." Der Andere aber meinte: „Nein, er ist so hochmüthig, es auszuschlagen!" — Nun mochte Harms thun, was er wollte, er kriegte gewiß die Nachrede: „Haben wir Das nicht gesagt!"

Merkwürdig bleibt es, daß Harms Professoren, Offiziere, und Studenten in seine Kirche predigt, daß man sich schämt, ihn nicht gehört zu haben, und daß Rationalisten sich, vorbehaltlich ihres Verstandes, beim poetischen Frommen erbauen.

Das Schulwesen war nicht in der allerbesten Verfassung. Das Altonaer Gymnasium hatte eine schlechte Disziplin, und manche durch Körperschwäche unfähig gewordene Lehrer. Kiel war, als Universitätsort, nicht zu einer Gelehrtenschule geeignet; daher kam es denn auch, daß häufig die jungen Holsteiner auf das damals unter Gurlitt in Hamburg florirende Joanneum zogen. Zu diesen gehörte auch ich, nachdem ich von dem würdigen und vortrefflichen Rektor Andresen in Uetersen, dessen Wirksamkeit, Geschicklichkeit, und edler Sinn lange nicht genug anerkannt scheint, und der schon manche Schüler für die Prima Hamburgs erzogen hatte, zur zweiten Klasse vorbereitet war. Ich wurde hier mit dem ausgezeichneten dänischen Grafen Karl v. Moltke, und dem bekannten Wit, genannt v. Döring, erzogen. Wit hat manche verschiedene Beurtheilungen erfahren. Schon in seiner Jugend verrieth er seltene Anlagen. In seinem vierten Jahre hielt er vor seiner vortrefflichen, jetzt verstorbenen Mutter ganze Predigten aus dem Stegreife. Seine Mitschüler liebten ihn. Zu allen Aufopferungen bereit, zeigte er ein liebenswürdiges Herz. Sein Hang zum Mystizismus aber blieb in seiner Seele, und er redete oft wie ein Missionär. Das aber verdroß den alten Doktor Gurlitt, der damals Direktor des Joannei in Hamburg war, welches Wit von Altona aus frequentirte. Gurlitt

sprach oft von „orthodoxen Rindfleischseelen," und pflegte die Mystiker „Hechte" zu nennen.

Ein Tag in jedem Monate war zu öffentlichen Redeübungen in den verschiedenen Sprachen bestimmt. Wit hatte das Thema: „Wer die Gottheit fassen will, der ist verloren," gewählt, und sprach mit ergreifenden Worten, aber manche dunkle Deutung war in seine blumenreiche Rede gewirkt. Mit komischem Ernste betrachtete ihn der alte Schulmonarch. Zitternd ging er zu ihm, als er geendet hatte, und eine große Thräne entperlte den Augen des gutmeinenden Greises. „Liebes Kind, ich fürchte am Ende, Sie glauben an den Teufel?" rief er bebend. — „„Ja, Herr Doktor" versetzte Wit, sich verbeugend, „„den lasse ich mir nicht nehmen!"" — „Armer junger Mensch!" versetzte Gurlitt betrübt, „wie oft werden Sie noch die Alten vertiren und revertiren müssen, ehe Sie zur richtigen Ansicht in der Religion gelangen."

Wit hat nach einem sehr bewegten Leben in einem glücklichen Familienkreise seinen Hafen gefunden. Er lebt in Preußisch-Schlesien als ein wohlhabender Gutsbesitzer, und verbreitet, nach seinem innern Bedürfnisse, Glück und Freude unter seine Umgebungen. Wenn die liebe Eitelkeit ihn jemals zu Handlungen verführt hätte, die er jetzt selbst desavouirt, so wäre diese Erscheinung nur eine solche, die man gewöhnlich an den meisten hochbegabten, enthusiastischen Menschen in ihrer Jugend wahrnimmt. Uebrigens wäre dann dies Geschwür auch längst geplatzt, und er zeigt täglich der Welt, daß eine gute Haut darunter sitzt.

Zu den unangenehmsten Erscheinungen, welche man nicht blos im Herzogthum Holstein, sondern im ganzen Königreich Dänemark wahrnimmt, gehört die Existenz eines Lotto's, welches wöchentlich abwechselnd in Kopenhagen und in den Herzogthümern gezogen wird. Die nachtheiligen Folgen, welche daraus für die Moralität des Volks und dessen Wohlstand erwachsen, würden vielleicht längst die wohlgesinnte und landesväterliche dänische Regierung vermocht haben, den doch nicht so sehr bedeutenden Finanzausfall von etwa einigen 100,000 Thalern jährlich, so wie die plötzliche Nahrungslosigkeit von gewiß fünfhundert Familien, welche sämmtlich von diesem Hoffnungsgeschäfte leben, zu verschmerzen, um diese Agentur der Hölle aufzugeben. Ich glaube aber, daß das Altona allzunahe Hamburg die dänische Regierung fortwährend von der Ausführung dieses frommen Planes abhält, denn es gehen große Summen aus den Taschen der Hamburger in die dänischen Lottokassen. Welch eine Menge von Tausenden eilt am Dienstage von Hamburg nach Altona; wie bedeckt ist der Hamburger Berg von diesen Wallern zum Glücksrade! Wahrlich, verhältnißmäßig strömt keine katho-

lische Bevölkerung in solcher Anzahl und mit solchem Vertrauen zum Gnadenbilde, um den Ablaß des Himmels zu erflehen, wie hier der Hamburger Philister in gedrängter Ameisenmenge sich zum dänischen Tezelkasten drängt, um den Ablaß der Erde, das sündenvergebende Geld, zu erhaschen.

Wer kennt nicht das herrliche plattdeutsche Lied von Voß: „de Geldhapers," worin ein Kirschenverkäufer, nachdem er mit theokritischer Zunge kurz vor der Ziehung seinem Gevatter auf dem Altonaer Markte einen seiner Träume erzählt, und die Gründe dargelegt hat, weßhalb er die darauf bezüglichen Nummern genommen habe, dann mit mathematischer Ruhe dem ziehenden Waisenknaben in's Gesicht sieht, der, um seine Unpartheilichkeit zu beweisen, wie die Göttin der Gerechtigkeit, mit verbundenen Augen dasteht; — endlich, nachdem die fünf gezogenen Nummern ihn um seinen Himmel betrogen, mit den Worten abgeht:

„Wedder! dat was nich de rechte. Morellen, söte Morellen!"

(Wetter! das war nicht die rechte. Kirschen, süße Kirschen!)

Vergebens hat der Hamburger Senat, ärgerlich über die dänische spanische Fliege, welche ihm auf diese Weise auf seinen Staatskörper gelegt ist, die geschärftesten Mandate gegen das Lottospiel ergehen lassen, ja sogar den Hamburger Bürgern im Kontraventionsfalle mit dem Verluste des Bürgerrechts gedroht; der Reiz des Verbotenen ist für den Bewohner einer freien Stadt ein nur um so mächtigerer Dämon, und so ist es denn endlich dahin gekommen, daß man von Seiten der sonst so vortrefflichen Hamburger Polizei sogar geheime Wettkomptoire auf die Nummern, welche in dem dänischen Lotto gezogen werden, zuläßt, so daß man fast in den meisten Hamburger Zeitungsläden in das Lotto setzen kann. Diese Leute geben zwar vor, daß sämmtliche Nummern nach Altona gebracht und auf den dänischen Bureaux abgegeben werden; Dieses ist aber nicht wahr: die Hamburger Kollekten sind größtentheils Privatunternehmungen einzelner Juden, welche zur Erhaltung ihres Rufs kleine Gewinne auch jedes Mal prompt bezahlen, dann aber, wenn der Humor des Zufalls einmal ihrem Spieler einen sehr beträchtlichen Gewinn zuführt, Schwierigkeiten bei der Bezahlung machen, deren Unmöglichkeit gewöhnlich in einer schwachen Kasse der Kollekteure ihren Grund hat. Ein Hamburger Bürger würde übrigens als Kläger bestraft werden; auch macht der schon oben angedeutete politische Grund selbst den Fremden ihre Rechtsverfolgung schwer, die aus dem Spielvertrage kein Klagrecht haben, und sich daher leicht mit einer kleinen Summe abfinden lassen, da ihnen an der kriminellen Bestrafung der Betrüger wenig gelegen seyn kann. Von einem Engländer habe ich

mir freilich sagen lassen, daß dieser, als er 7000 Rthr. bei einem Hamburger Winkelkollekteur gewonnen, die ihm angebotenen 6900 Rthr. des zitternden Juden verschmäht, die Sache anhängig gemacht, und so natürlich Nichts erhalten hat. Der dänischen Regierung sind diese kollegialischen Mitbestrebungen der Hamburger Winkelkollekteure sehr zuwider, welche da erndten, ohne zu säen, und daher ist im Jahre 1773 eine in den Annalen des Kriminalrechts wohl unerhörte Verordnung erschienen, deren hauptsächlicher Inhalt folgendermaßen lautet: „Da einige Privati sich unterfangen haben, sogenannte Wettekomptoirs anzulegen, und auf die Ziehung der Kopenhagener und Altonaer Zahlenlotterie, welche auf Kosten der königlichen Staaten unterhalten werden, Einsätze anzunehmen, so haben Se. königl. Majestät zu beschließen und festzusetzen sich bewogen gefunden, daß die Entrepreneurs, die vorgedachte obrigkeitliche Strafbefehle zu überschreiten, oder sonst, an welchem Orte außerhalb Landes es auch seyn möchte, ein solches Wettekomptoir zum Nachtheile oberwähnter Zahlenlotterie zu halten sich erkühnen möchten, auch ihre Interessenten und Gehilfen, wenn Jemand unter ihnen sich auf königlichem Grund und Boden betreten lässet, arretiret und mit lebenswieriger Karrenstrafe belegzet, nicht minder den sämmtlichen Einwohnern dieser Stadt das Kollektiren für diese ganz unzulässigen Wettekomptoirs bei gleicher Strafe untersaget werden solle." Ja, eine spätere Verordnung von demselben Jahre sichert Demjenigen, der einen Kontravenienten auf eine solche Art denunzirt, daß wider Denselben mit völligem Grunde und Sicherheit zu verfahren steht, und der es anzeigt, wenn er sich auf königl. Grund und Boden betreten lassen, eine Belohnung von 50 Reichsthalern zu.

Beide Verordnungen stehen in dem dänischen Lottokalender, welcher in jedem Jahre herausgegeben wird. In meinen humoristischen Blättern habe ich bereits aus dem Lottokalender auf das Jahr 1835 folgende, für Geschichtsforscher gewiß interessante, Zeitrechnung aufgenommen, welche dann in mehrere andere deutsche Journale übergegangen ist. Sie mag indeß zur Vervollständigung dieser Bemerkungen auch hier einen Platz finden.

Zeitrechnung.

Von der Geburt Jesu Christi	1835.
Vom Anfang der Welt, nach Calvisius Rechnung	5784.
Von der Sündflut	4128.
Vom Anfang des Königreichs Dänemark durch Dan, den ersten König	2908.

Von der Geburt Frederik VI., Königs zu Dänemark ꝛc. den 28. Jan. 1768 . . . . . 67.
Vom Antritt seiner Regierung, den 13. März 1808 . . . . 27.
Vom Anfang des Julianischen Kalenders . . . . . 1880.
Vom Anfang des Gregorianischen . . . . . 235.
Vom Anfang des verbesserten . . . . . 136.
Von Errichtung des Lotto di Genova oder Seminario von Benedetto Gentile 1620 . . . . . 215.
Vom Anfang der Ziehung in Altona, den 18. Apr. 1771 . . 64.
Vom Anfang der Ziehung in Kopenhagen, den 18. Juli 1771 64.
Vom Anfang der Ziehung in Wandsbeck, den 6. Jan. 1774 . 61.

Nichtsdestoweniger fehlt es in Holstein nicht an Lobrednern dieses Instituts. Ich entsinne mich einer Dame, welche dasselbe in vollem Ernste etwa mit diesen Worten vertheidigte: „Heil dem Staate, der ein Zahlenlotto, ich meine nicht die Klassenlotterie, besitzt! Phantasie und Poesie, Mäßigkeit, bürgerliche Ordnung, ja selbst die Religion, finden in dem Lotto eine Hauptstütze. Wie Schiller sagt:

„Eine Dryas tönt in jedem Baume,“

so macht das Lotto alle gewöhnlichen Ereignisse, selbst die Träume, zur Mutter der phantasiereichsten und poetischsten Reflexionen. Wenn dem Arbeitsmann von Feuer träumt, und von genossenem Käse, wovon er das erste fürchtet, sich nach dem zweiten aber sehnt, was thut er? Er schlägt sein Traumbuch auf, und gar bald wird er wissen, daß die Nummern 88 und 22 die prädestinirten Träger seiner wahren Morgenträume sind. Selbst gewöhnliche Begegnisse, wie das eines alten Weibes oder eines Hundes an einer Ecke, haben im alten, vernachläßigten Volksglauben ihre Zahlendeutung. — Das Lotto führt zur Mäßigkeit. Welcher Handwerksmann kann sein Geld in ungesundem Schnaps verzehren, wenn er es zum Lotteriekollekteur bringt? — Keiner. — Von Dienstag zu Dienstag wandert der ersparte Pfenning in den großen Schatz, und fehlt es an Fällen, daß der beharrliche Spieler endlich einen Theil dieses Schatzes hebt? Gewann nicht der Anti-Meidinger, der französische Sprachlehrer Débonale so viele dänische Dukaten, daß, weil er mit derselben Geldsorte eingesetzt und eine Terne errathen hatte, welche die dänische Lottokasse mit derselben Münze bezahlen mußte, (die dänischen Dukaten aber ein Alibi in den Kassen nachwiesen,) man ihm den Betrag in Silber mit einem bedeutenden Aufgelde bezahlen mußte? Freilich verspielte Débonale sein Geld wieder, und kam an den Bettelstab, allein er hätte auch aufhören müssen, zu wagen, und sich mit dem Gewinne begnügen sollen. — Denn das Lottospiel ist nur für arme

Leute, nicht für die Reichen. Wie schlagend wahr sagt Schiller in seiner Resignation:

Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen „Hoffnung" und „Genuß."
Wer dieser Blumen eine brach,
Begehre die and're Schwester nicht.
Die Lehr' ist ewig wahr.

„Was heißt Dies mit andern Worten, als: Entweder hat man Geld, oder man hofft, es zu bekommen. Der Reiche soll nicht im Lotto spielen, wohl aber ziemt es dem Armen, der entweder reich wird, oder dem Schillers Genius zuruft:

Du hast gehofft. Dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war ein zugemess'nes Glück.

„Und", fuhr die advocata diaboli fort, „wie ist je in unsern revolutionären Zeiten ein Aufstand in einem Lande zu fürchten, in welchem jeden Dienstag das Lotto gezogen wird? Auf den Trümmern des vereitelten Glücks erblüht die in acht Tagen schnell reifende Blume der Hoffnung; die Leute knüpfen an's traurige Ende den fröhlichen Anfang an. Welcher vernünftige Mensch wird den Umsturz einer Dynastie zugeben, die bald sein großer Schuldner wird? Ja, aus der Gesetzlichkeit des Lottospielers entsprießt sogar ein Gottvertrauen."

„Halten Sie ein, Madame!" protestirte ich, „Das geht über die Gränzen des Humors hinaus," und ließ mir nur noch auf ihr Bitten die empfehlenden Verse des Traumbuchs vorlesen, welche folgendermaßen lauten:

Wer im Lotto gewinnen will,
Und hält auf seine Träum' nicht viel,
Der mag die Nummern selbst errathen;
Doch glaub' er, daß er keinen Braten
Von dem Gewinnste hoffen darf,
Wenn er die Träume kühn verwarf.

Eine ungewöhnliche Erscheinung in Holstein sind die adeligen Klöster Itzehöe, Preetz, und Uetersen. Ursprünglich für Nonnen gestiftet, sind sie jetzt eine Versorgungsanstalt der Töchter aus der holsteinischen Ritterschaft. Diese werden gewöhnlich bei ihrer Geburt gegen eine Gebühr von etwa hundert Thalern eingeschrieben; dies ist das einzige Opfer, welches ihre Eltern für den Klostersitz zu bringen haben. Sie werden dann „exspektivirte Fräulein," d. h. solche, welche nur die Hoffnung eines dereinstigen Genusses haben, dann „Schulfräulein" mit einer beschränkten Einnahme, und zuletzt „Fräulein Konventualinnen."

Als solche erhalten sie alle eine gleiche Einnahme, von der sie übrigens einen beträchtlichen Theil verlieren, wenn sie nicht im Klosterorte selbst wohnen. Ein Fräulein Rumohr, *) Konventualin des Klosters Untersen, erhielt etwa nur 100 Rthr. jährlich. Sie lebte auf Madagaskar, und hatte das Unglück, taubstumm zu werden, sobald sie nach Europa kam, während sie auf ihrer Insel Mund und Ohr für jede Konversation hatte. Den Klöstern wird von einer Priörin und von einem Probste präsidirt. Die jungen Damen leben ganz unbeschränkt. Sie haben das Recht der Matronen, geben Gesellschaften, Bälle ꝛc. Ihre jährliche Einnahme mag nach Verschiedenheit der Klöster 600 bis 900 Rthr. betragen. Bei Verhinderung des oft anderswo residirenden Probstes entscheidet die Priörin, und wenn diese durch Tod oder Abwesenheit verhindert ist, richten die beiden ältesten Konventualinnen in allen Zivilsachen, und auch in solchen Kriminalangelegenheiten, welche auf Klostergrund verübte Verbrechen betreffen, woher solche Sitzungen denn auch den Namen „Cönobialgerichte" führen. Freilich muß der Syndikus, als Rechtskundiger, in solchen Fällen das Beste thun, daher er dann auch ohne Weiteres das Urtheil zu entwerfen, und den Damen zur Bestätigung vorzulegen pflegt. Ich entsinne mich, daß ich in meiner Kindheit einmal zugegen war, als der Syndikus in Untersen der Priörin eine frischgeschriebene Sentenz vorlas, diese aber lieber auf einen nothwendigen, statt auf einen angetragenen Eid erkennen wollte. Der alte Urtheilsverfasser versetzte in seinem sächsischen Dialekte sehr submiß: „Wie Sie befehlen, meine Knädige, es ist aber klar kegen die Kesetze." — „„Nun, so machen Sie es nach Ihren fatalen Gesetzen, die einem immer im Urtheil hinderlich sind,"" antwortete verstimmt die Themis Untersen's.

Obgleich nur Töchter der Ritterschaft in die Klöster aufgenommen werden können, so hat doch jeder König von Dänemark bei seiner Thronbesteigung das Recht, irgend eine Dame zur Konventualin zu ernennen, welche den Namen der zuerst Erwählten, „prima precis," führt. Wegen des gegenseitigen Neides der lieben Dämchen ist es nicht selten, daß eben dieser Neuling bei der ersten Vakanz eine Priörinstelle erhält. Die Einkünfte der Pröbste erreichen, wenigstens in Untersen, nicht die Einnahme einer Konventualin. Diese Prälatenstellen sind mehr Ehrenposten, von denen, was freilich nicht seyn sollte, oft zwei in einer Person vereinigt sind, die außerdem noch in einem dritten

*) Rumohr ist bekanntlich der älteste Adel. Schon im alten Testamente steht geschrieben: „Es war ein Rumor unter dem Volke."

Orte ein Staatsamt verwaltet. Die armen Kloſterdamen werden auf dieſe Weiſe gezwungen, Recht und Gerechtigkeit ſelbſt zu verwalten, welches ſie ihrer Natur nach lieber auf den Thee's, als in den Gerichtsſälen, üben.

Die examina in den beiden Herzogthümern werden alljährlich um Michaelis und Oſtern, und zwar ſowohl für die Juriſten, wie für die Theologen, in Glückſtadt und in Schleswig gehalten; die Mediziner werden in Kiel examinirt, und es gereicht dieſer Univerſität zu keinem geringen Ruhme, daß das bei ihr beſtandene Doktoreramen zu gleicher Zeit ein Anrecht ertheilt, als ausübender Arzt zu praktiziren, ſo daß Univerſitäts- und Staatsprüfung Eins ſind. Das juriſtiſche Examen iſt wohl das ſtrengſte, welches irgend ein Land aufzuweiſen hat; es dauert fünf Tage ſchriftlich und fünf Tage mündlich, erſtreckt ſich auf alle Schulwiſſenſchaften, und ſetzt einen gewaltigen Petrus a memoria voraus. Die verſchiedenen Examinatoren ſchätzen die Antworten nach Zahlen, aus denen ein Reſultat gebildet wird, welches dann am Ende eine Totalſumme ergibt, für die irgend ein beſtimmtes Zeugniß ſchon geſchaffen iſt. Daher aber die vielen Subdiviſionen, als: „der zweite Charakter nicht ohne Bedenken, der zweite Charakter, der zweite Charakter mit Auszeichnung, der zweite Charakter mit rühmlicher Auszeichnung, der zweite Charakter mit ſehr rühmlicher Auszeichnung," und noch mehrere Unterabtheilungen, die ich vergeſſen habe. Der Ausfall der Prüfung erfüllt Holſtein blitzſchnell, wie einſt die olympiſchen Preiſe, einem Lauffeuer gleich, in ganz Griechenland bekannt wurden; die kleinſten Kinder in der Schule wiſſen von einem auf der Straße gehenden Kandidaten ganz genau, ob er den zweiten Charakter mit ſehr rühmlicher, oder mit rühmlicher Auszeichnung erhalten hat.

Die Mitglieder der holſteiniſchen und ſchleswig'ſchen Ritterſchaft haben die Wahl, ob ſie ſich in Schleswig oder Glückſtadt examiniren laſſen wollen. Die übrigen Holſteiner ſind alle an Glückſtadt, wie die Schleswiger an ihre Hauptſtadt gebunden. Der Adel machte zu meiner Zeit von dieſem Vorrechte häufig Gebrauch, und ging nach Schleswig, wo das Examen nicht ſo ſtreng ſeyn ſollte, und mancher wohlunterrichtete Kandidat auch den erſten Charakter erhielt. Das ſchien in Glückſtadt ſeit dem Jahre 1807 unmöglich, in welchem das Glückſtädter Obergericht eine Naſe von Kopenhagen erhalten haben ſoll, weil es zu freigebig mit dem erſten Charakter geweſen ſey. Seit dem Jahre 1807 iſt, ſo viel ich weiß, nur ein Einziger mit dem erſten Charakter begnadigt. Das war der jetzige Landvogt Süderdithmarſchens, der Ritter von Lempfert, den man sans peur und sans reproche nennen darf, welcher

nach dem Treffen bei Sehstedt, in welchem er verwundet worden war, den Säbel mit der Feder vertauschte, und bis zu dem Jahre 1820 sich so sehr ausbildete, daß er den schwierigen Sieg über die Anforderungen, in allen Schulwissenschaften zu Hause zu seyn, glücklich davon trug.

Aber es gehört auch fast zu den Unmöglichkeiten, diese Palme zu erringen; ja, der berühmte Hasse soll, doloser oder kulposer Weise, ganz durchgefallen seyn; denn auf die Frage: „Wie viele Inseln sind im Archipelagus, und wie heißen sie?" soll er geantwortet haben: „Ihrer sind sehr viele, und ich heiße Hasse." Nur der erste Kandidat, gewöhnlich ein Mitglied der holsteinischen Ritterschaft, hat es leichter, da die Initiativfragen in jeder Wissenschaft ihm meistens eine gute Nummer sichern. Denn wie viel leichter ist es zu beantworten, wie die Hauptstadt von England heißt, als zu sagen, wie die Flüsse Englands heißen? Und doch antwortete einmal Jemand auf die Frage: Wer hat Amerika entdeckt? „Scipio Africanus."

Die ruhige, spekulative Natur der Holsteiner hatte die Turandot'schen Anlagen auf eine seltene Weise ausgebildet. Sobald der Becker'sche Almanach erschien, verfielen die Rather wie in einen Winterschlaf, und erwachten nicht eher aus ihrer Beschauung, als bis sie alle Sphinxfragen gelöst hatten. Gelang ihnen Dies nicht, und wurden sie gar durch Geschäfte, Mittage, und Nächte in dieser Brama-Andacht gestört, so glichen sie mondsüchtigen Nachtwandlern, und korrespondirten nach allen Ecken Holsteins mit ihren räthselbehafteten Freunden, bis das Resultat gefunden war. „Lieber Mann! gehe nur an Deine Predigt," sagte einst eine Frau zu ihrem Gatten, „ich will sehen, ob ich mit Mariane die Charade lösen kann." Nie vergesse ich die Unruhe, mit welcher man einmal dem nächsten Becker'schen Taschenbuch, welches die Auflösung des unentzifferten vorjährigen Anagramms

„Vier Zeichen passen wohl auf manchen Rezensenten,
Verkehrt sah' ich's von Hühnern und von Enten."

enthielt, entgegen sah. — Die Nuß war übrigens total hohl, und erregte allgemeinen Unwillen gegen den mit einem X. bezeichneten Verfasser. Die Auflösung lautete nämlich „feil" und „lief." Das Resultat war einigen Rathenden zwar oft vor das innere Auge gekommen, wegen der Ineptheit des Anagramms aber von jedem sofort wieder verworfen.

Der geistreiche Advokat Gülich in Flensburg antwortete auf die Frage: „Was ist das:"

„Laß mich ganz, so rinn' ich träufelnd nieder,
Kürze mich, so sprieß' ich nährend auf."

in der gleichen Kadenz, nachdem er blitzschnell das Wort „Zähre“ und „Aehre“ gefunden hatte:

„Gib mir jetzt ein neues Zeichen wieder,
Nenn' ich fort in vollem Lauf.“

wodurch er das Wort „Mähre“ andeutete und die Lösung des Räthsels bewies.

Noch merkwürdiger war aber die Divination eines Kaufmanns in dem nämlichen Orte, der seinen merkantilischen Scharfsinn auch auf das Talent, Räthsel zu lösen, mit dem glücklichsten Erfolge verwendete, dem aber Mangel an Kenntnissen zur Entzifferung gar oft im Wege stand. Das zu errathende Thema war Klio. Obgleich Herr N. nicht die Ehre hatte, die Muse der Geschichte zu kennen, so hatte er die Auflösung doch glücklich durch die übrigen Anzeigungen herausgebracht. Er eilte flugs zu seinem gelehrten Nachbar. „Seggen Se mal, Herr Nachbar! Klio, is dat wat? Dat Ganze mut Klio seyn.“

Wie die Alten sungen, so pfeifen die Jungen. Diese Auflösungswuth ergriff alle Troßbuben des Lebens, ja sogar die Kinder. Schon als zehnjährige Knaben hatten wir in Untersen eine Fertigkeit im Aufgeben und Errathen von Räthseln erlangt, welche uns in dieser Kunst eine Volljährigkeitserklärung sicherte. Wir freuten uns dabei ungemein bei der Geschichte Oedips, und fühlten in uns den geheimen Wunsch, einmal mit der Sphinx zusammen zu seyn, um ihr wenigstens einige Räthsel aufzugeben. Eines Abends hatte sich aber auch, von gleicher Leidenschaft angesteckt, der kleine, sechsjährige Heinrich K. eingefunden, der mit großer Begierde unsern geistigen Turnübungen zusah und zuhorchte. Aber plötzlich bat auch er, während ihm die Augen von innerer Inspiration leuchteten, um das Wort, und begann: „Nun rathet einmal mein Räthsel.“ Wir verstummten neugierig; er fuhr fort: „Auf dem Ersten kann man sitzen, und in das Zweite legt Mutter allerhand hinein, und mit dem Dritten putzt man das Licht. Das Ganze, — ja, das Ganze kann ich so eigentlich nicht beschreiben.“ Wir riethen; — die Aufgabe klang pikant. Lege nicht das Buch fort, geehrter Leser, um den von der Unmöglichkeit geschürzten Knoten zu lösen. — Vergebens mühten wir uns, ihn zu entwirren. Lächelnd fertigte Heinrich jede etwaige Auflösung mit einem höhnischen Lächeln, und mit einem „Falsch gerathen!“ ab. Endlich wurden wir ungeduldig, und drohten dem kleinen sich weigernden Buben mit Schlägen, wenn er nicht sofort den Riegel des Geheimnisses lüfte. Da rief Heinrich mit triumphirendem Lächeln: „Es ist Stuhl, Kommode, Lichtscheere!“ — Damals lachten wir Alle. Späterhin haben sich ähnliche Räthsel vor meinen Ohren wiederholt.

Und oft kniff es mich, wenn ich hörte, wie neugierig die Leute einen Redner anstaunten, und ich dachte im Stillen: Der schwatzt viel Räthselhaftes, am Ende ist seiner langen Rede kurze Auflösung auch eine wie: „Stuhl, Kommode, Lichtscheere!"

Am heil. Dreikönigstage, den 6. Jan., beginnt der Kieler Umschlag, ein Jahrmarkt, auf den fast alle Zahlungen gestellt werden. Während das Zeichen der Messe, eine Fahne, an die Thürme befestigt wird, reitet ein Lieutenant des Itzehöer Dragonerregiments mit einem Kommando Soldaten auf den Markt, und verkündet durch seinen obligaten Trompeter den Anfang der Messe, die bis zum 6. Febr. dauert. Die Hauptzahlungen werden übrigens am 22. Januar bewerkstelligt. Höchst singulär ist es aber, daß alle, oft bis zu Summen von mehreren hunderttausend Thalern, nur in Silber, nie aber in Gold geleistet werden, weßhalb die Straßen mit Karren voll Geldfässern in jener Zeit bedeckt sind. Eine große Menge der Negoziationen wird hier durch die Advokaten des Herzogthums betrieben, welche es ganz vortrefflich verstanden, ihre zahlungsunfähigen Klienten oft Jahre lang im Besitze ihrer Güter zu erhalten, wobei dann freilich ganz andere Summen auch verdient wurden, als das gewöhnliche Deservit des geschicktesten und fleißigsten Anwalts aufzubringen vermag. Nur so läßt es sich erklären, daß ein Advokat in Altona im Jahre 1810 seinen jährlichen Verdienst bei der Steuer auf 20,000 Rthlr. angab. Unter diesen Umständen würde der Kredit der holsteinischen Gutsbesitzer sehr geschwächt seyn, wenn nicht noch ein besonderes Verstärkungsmittel jeder Verbindlichkeit den Kredit auf eine besondere Weise erhöhte. Dies ist das Einlager — Obstagium — Einreiten, welches im Mittelalter in ganz Europa im Gebrauch war, und darin bestand, daß der Schuldner versprach, wenn er seine Zusage nicht erfüllte, auf erfolgte Einmahnung sich mit einem bestimmten Gefolge an einem gewissen Orte einzufinden, und denselben, bei Strafe der Ehrlosigkeit, nicht eher zu verlassen, als bis er alles Versprochene geleistet haben würde. Die Sache war aber mit so mancherlei zweckwidrigen Dingen vergesellschaftet, daß der ohnehin nicht zahlbare Schuldner dadurch gemeiniglich ganz zu Grunde gerichtet wurde, woraus dann weiter vielerlei Unruhen entstanden. Das Einlager wurde deßhalb durch die Reichsgesetze verboten, und die hierauf bezügliche Verordnung durch den westphälischen Frieden wieder erneuert, jedoch mit Ausnahme der holsteinischen Lande, wofür sich die Gesandten das Einlager reservirten, welches man als eine Stütze des öffentlichen Kredits betrachtete.

Fürchterlich bleibt diese Maßregel doch immer, und erinnert an die

fabelhaften Erzählungen, daß früher sich der Teufel die Seele habe verschreiben lassen. Hielt doch ein alter, rachsüchtiger Advokat in Schleswig seit fünfzig Jahren einen leichtsinnigen jungen Edelmann, Hrn. v. R., noch im Einlager, der als junger Mann eine leichtsinnige Schuld unter Obstagialverbindlichkeit kontrahirt hatte. Vor mehreren Jahren wurde ein bucklichter, eitler, verliebter, befahrter, und höchst geiziger Herr v. S. wegen eines coram notario und vor zwei unbescholtenen Zeugen aufgenommenen Dokuments auf eine Anleihe von 5000 Rthlr. belangt, die derselbe in der Stadt Kiel, und zwar in dem Rathlev'schen Wirthshause, kontrahirt haben sollte. Citat leugnete hochbestürzt die Schuld; allein das souveräne Dokument führte den Leugnenden in's Einlager. Nach alten Gesetzen müssen die Debitoren alsdann in ein Wirthshaus einreiten, und erhalten, wenn ich nicht irre, eine tägliche Kompetenz von 1½ Schilling Lübisch. Spätere Brodpreise und Fleischtaxen haben die mitleidige Praxis vermocht, den Schuldner aus der Herberge in ein Privathaus zu führen, und den Kreditor gezwungen, ihm ein Mittelding zwischen alimenta civilia und naturalia, d. h. den Lebensunterhalt zu reichen, welcher vor dem Verhungern und vor dem Luxus bewahrt, etwa eine „Lieutenantsgage". In alten Zeiten konnten die Fürsten von Holstein sich auch auf's Einlager verpflichten. Wenn sie nicht bezahlten, ritten drei Räthe für sie ein. Schade um den westphälischen Frieden: die Fürsten haben ein herrliches Mittel vergeudet, um sich unnützer Rathgeber zu entledigen!

Der oben erwähnte Eingelagerte, in dessen Vermögen keine weitere gesetzliche Exekution stattfand, saß nun fünf volle Jahre im Besitz seines Geldes, seiner Liebenswürdigkeit, und seines Adels. Da kam plötzlich ein Friseur zu sterben, und entdeckte in seinen letzten Momenten, daß er durch einen bekannten Betrüger W., der nachher in dem Zuchthause zu Neumünster endete, sich dazu verstanden habe, seine kleine Figur durch einen Buckel in der Breite zu vergrößern, Stimme, Figur, Eitelkeit, und Sprache des Eingelagerten nachzuahmen, sich als Kranker in ein Bett zu legen, und so den leichtgläubigen Notar und die Zeugen zu täuschen. Der Inhaftirte wurde bei dem Geständnisse des im Zuchthause befindlichen Urhebers sofort in Freiheit gesetzt. Als aber der Friseur durch ein Wunder genaß, fühlte das Kriminalgericht sich veranlaßt, um die etwanige Fahrläßigkeit des Notars und der Zeugen zu konstatiren, dem Friseur aufzugeben, sich dem Betrogenen möglichst ähnlich zu kostümiren und auszustopfen, und hiezu das Original zu adzitiren. Welch ein Schmerz für den eitlen Geldwurm! Man sagt, die Eitelkeit solle den Geiz überwogen und den Herrn v. S. veranlaßt haben, die Schuld

einzugestehn, und so das Geständniß des Schuldigen zu entkräften. Natürlich vergebens. —

Die Hauptstadt des Herzogthums Holstein ist Kiel, welches an einem Busen der Ostsee liegt. Die Bewohner treiben einen ausgebreiteten Handel und Schifffahrt, und unterhalten Tabacks-, Zucker-, und andere Fabriken. Kiel hat 10,500 Einwohner, und war bis 1773 die Hauptstadt des gottorpschen (kaiserl. russischen) Antheils am Herzogthum Holstein, welcher in dem genannten Jahre gegen Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark vertauscht wurde. Die Universität ward 1665 vom Herzoge Christian Albrecht von Holstein gestiftet, weßhalb sie auch **Christiana Albertina** heißt, und zählt etwa 300 Studirende. Diese sind mit ausgedehnten Privilegien versehen, welche, wenn ich nicht irre, von der russischen Kaiserin Katharina herstammen. Zu diesen gehört denn auch ein sogenanntes „Hoch", welches bei feierlichen Gelegenheiten, als: Anwesenheit des Königs von Dänemark in Holstein, Universitätsjubiläen, u. dgl. m. von den Studenten gebracht wird. Diese wählen alsdann einen Generalanführer und einen Generalbeschließer, welche drei Tage vor dem Hoch, und drei Tage nach demselben diese Würde bekleiden, Generalsuniform tragen, den Titel „Exzellenz" führen, und als solche nicht blos die militärischen Honneurs genießen, sondern auch bei Anwesenheit Sr. Maj. des Königs als Exzellenzen zur Tafel gezogen werden. Sämmtliche Studenten, welche eine recht geschmackvolle Uniform tragen dürfen, erscheinen alsdann in solcher. Da ist aber dann streng militärische Disziplin eingeführt, das trauliche „Du", das **Smollis** aufgehoben, und Alles bewegt sich in den ungewöhnlichen Formen der militärischen Etikette. Nur eine Amme machte zu meiner Zeit einen Verstoß dagegen. Sie hatte gehört, daß ihr Säugling, der Sohn eines reichen Postmeisters, die ehrenvolle Charge eines Generalanführers bekleide, in einem großen, auf sieben Tage gemietheten Palais wohne, und machte sich daher zu Fuß auf, um ihren Helden in Friedenszeiten zu bewundern. Sie achtete nicht des Adjutanten im Vorzimmer, welcher sie erst melden wollte. „Ich bin seine Amme!" rief sie, Alles fortstoßend, was ihr in den Weg trat, und gelangte so in das vornehmste Zimmer, wo ihr Abgott den städtischen Behörden eben eine Audienz ertheilte. Sie trat sofort neben den General, den alsbald Stolz und Dankbarkeit zu geniren anfingen, und rief endlich: „Peter, Peter, wat biſt Du schön und förnehm! Schade is et, dat de Ehre man söben Dage duhrt; wenn ick de König were, ick leet Di so." (Schade, daß die Ehre nur sieben Tage dauert; wenn ich der König wäre, ich ließe Dich so.) — Die Ehre, eine solche Charge zu bekleiden, wird freilich von den Eltern

theuer bezahlt, und schlägt man diese siebentägige Ehre meistens auf eben so viele hundert Thaler an.

Die Kieler Einwohner entwickeln in Beziehung auf ihre Lebenslust einen süddeutschen Charakter. Die Vergnügungsörter in und um die Stadt sind meistens von Besuchern erfüllt; namentlich wird die Schießkunst von allen Ständen exerzirt, so daß es nicht selten vorkommt, daß man in dem Kieler Wochenblatt an demselben Tage in dem Umkreise von einer Meile sieben bis acht Vogel-, resp. Scheibenschießen angekündigt findet. Der Preis des besten Schusses ist sehr verschieden, und sinkt von bedeutenden Silbersachen bis zu einigen Pfunden Aale hinab, welche die ärmeren Fischer dem Sieger zuerkennen. Die Stadt Kiel selbst hat eine grüne Schützengarde, von der sich auszuschließen zu meiner Zeit den Schimpf des Bankerotts noch überstieg. Als die alte Mutter eines dieser Gardisten zum Erstaunen des Lombardverwalters das beste Weißzeug des Hauses versetzen wollte, und dieser hierüber seine Verwunderung ausdrückte, antwortete sie mit derselben Ruhe, womit ein Vernünftiger die Wirkung einer Naturnothwendigkeit anerkennt: „Et is ja dat Vogelschöten."

Während des Umschlags fehlt auch nicht das Hazardspiel. Der Kammerherr und Oberst v. T., den sein Onkel, der reichste Privatmann in Holstein, wegen dieser Sorte Industrie enterbt hatte, ließ in drei Kaffeehäusern Bank halten, und verschmähte es selbst nicht, die ritterlichen Finger zum Abschlag einer Taille in Bewegung zu setzen. Wahrlich, es ist eine Schande, daß Deutschland im 19. Jahrhundert solche Glücksritter duldet, daß Fürsten sie bebändern und zur Tafel ziehen, was jeder rechtliche Schinder zehnhundertmal eher verdient, als diese Agenten der Hölle. Und können diese Ungeheuer einmal nicht entbehrt werden, warum belastet man sie nicht mit der Infamie ihres Geschäfts, wie einst ungerechter Weise die Freiknechte, Müller, Leineweber, und Schweineschneider anrüchig waren? Warum erlaubt man ihnen, in den Bädern an der Table d'hote zu speisen, und in den Promenaden gleich andern ehrlichen Leuten zu wandeln? Warum tragen sie nicht ein polizeiliches Abzeichen? Warum sind sie nicht in Wachstuch vernäht, wie es Leuten zukömmt, welche Pestkranke herumschleppen? — Wahrlich, ich sage Euch, Ihr Fürsten! Ihr könnt höchstens auf den Titel eines Stiefvaters, aber nicht auf den des Landesvaters Anspruch machen, so lange Ihr das Spielergezücht in Euern Ländern duldet, ohne es mindestens durch ein Abzeichen zu beschimpfen. Glaubt mir, der Gegenstand ist wichtig genug, um meine Worte zu beherzigen, und möchte sich gar wohl zu einer vertraulichen Sitzung des Bundestags eignen!

Unter den Professoren meiner Zeit ist außer dem humoristischen Pfaff, dem vielgeprüften Dahlmann, dem Menschen rettenden Ritter, vor allen Dingen der Professor Cramer zu merken, der sowohl als Jurist wie als Philolog eine der ersten Stellen auf deutschen Kathedern zu seiner Zeit einnahm. Nie habe ich ein fertigeres und schöneres Latein, als von ihm gehört. Dabei war er ungemein launig. Als einst ein Student, seinem vortrefflichen L'hombrespiele zusehend, mit dem Gesichte fast auf dessen Schultern ruhte, zog Cramer mit der größten Ruhe sein Sacktuch aus der Tasche, und ergriff damit die Nase des Studenten, als ob er sie schneuzen wolle, indem er sogleich eine erschrockene Miene affektirte, und sich dann mit den Worten entschuldigte: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich glaubte, es sey meine Nase." Mit dem Professor der deutschen Sprache, Adolph Nasser, einem süß flötenden und lispelnden Männchen, aber von dem besten Herzen, dem es gar komisch anstand, wenn er das Nibelungenlied erklärte, und sich selbst vor der starken Brunhild, welche die Männer an die Wand aufhing, zu fürchten schien, — hatte Cramer einst L'hombre gespielt, und Nasser, der sein ganzes Geld auf Sonderbarkeiten verwendete, eine bedeutende Summe an ihn verloren. Nasser hatte im besten Glauben, das Dreifache seiner Schuld zu zahlen. Cramer eine Gemme gebracht, welche dieser zwar lächelnd angenommen hatte, die ihn aber doch veranlaßte, vor jeder künftigen Partie mit Nasser zu bemerken: „Herr Professor, wir spielen nicht um Steine." — Höchst merkwürdig war es, daß Cramer, der später in Wahnsinn verfiel, ein Werk geschrieben hat, wovon er sich nach erfolgter Heilung nicht das Mindeste erinnerte. Dieses Manuskript, voll von geistvollen Sarkasmen, ist meines Wissens nicht gedruckt, sondern von Cramers Familie von einem Buchhändler, der es bereits käuflich an sich gebracht hatte, wieder erstanden, und vielleicht für die Nachwelt aufbewahrt.

Die Freigebigkeit und Ungehörigkeit der dänischen Titel zeigte sich auch an einigen Mitgliedern der Universität. Es gibt vielleicht kaum ein friedlicheres Geschäft, als das eines Geburtshelfers. Nichts desto weniger war der eine, Namens Wiedemann, Justizrath, der andere, ein Hr. Maas, Kriegsrath.

Die Kieler Studenten theilen sich in solche, welche auch andere Universitäten besucht haben, und in „Kümmeltürken", welche in Kiel absolviren. Da zu meiner Zeit die Matrikel vom Soldatendienste frei machte, so sah man gar viele Bauerburschen, welche das Geld, das eigentlich einem Stellvertreter gebührt hätte, in Kiel vergeudeten, und später, wie Phocion aus der Schlacht, vom Kommersch zu den Rüben zurückkehrten.

Die ewige Selbstverspottung, worin die Holsteiner zu leben pflegen, und womit sie sich und ihre Landsleute weidlich züchtigen, macht es jeder Individualität schwer, sich auszuzeichnen, und sich als solche geltend zu machen. In einer eng abgeschlossenen, geistig etwas langsamen Nationalität, bei der engen Verknüpfung der Persönlichkeit und ihrer Verhältnisse untereinander, wo Jeder dem Andern in die Fenster und in den Mund guckt, erzeugt sich leicht jene etwas philisterhafte Vorliebe für die abstrakte demokratische Gleichheit im Gebiete des Geistigen, und ein Widerwillen gegen jede hervortretende oder überragende Persönlichkeit, die auf der andern Seite wieder die Scheu als solche heraus-, ja überhaupt nur frei aufzutreten, nach sich zieht. Das erinnert an die Epheser, die den Hermodorus durch Ostrazismus verbannten, weil unter ihnen keiner besser und geschickter seyn solle und dürfe, wie die Andern eben auch. Der Demos von Ephesus sprach also das: „Wir brauchen keine gescheite Leute"! schon über 2000 Jahre vor den guten Holsteinern aus.

In Kiel hat sich von jeher am meisten das Bedürfniß nach einer Volksverfassung kund gegeben; im entgegengesetzten Sinne zu Rendsburg, wo die Kieler als Demagogen verschrieen sind, und man täglich die Grundsätze hört, welche einst dem König von Dänemark die vollste, unbeschränkteste Souveränetät unter der einzigen Bedingung übertrugen, daß es ihm und seinen Nachfolgern nie in den Sinn kommen dürfe, irgend Etwas von diesen türkischen Vorrechten seinem Volke wieder zu übertragen. — Seit zwanzig Jahren hat sich freilich hierin die Stimmung in Holstein auch sehr geändert; es wird indessen sehr schwer seyn, die Rechte der Bürger und der Bauern mit denen der Krone und des Adels zu vereinigen.

Es gab viele witzige Köpfe in Holstein. Hiezu rechne ich vor allen den Doktor Suadicani, welcher später Leibarzt des alten Landgrafen von Hessen, des Schwiegervaters des Königs von Dänemark, wurde. Als vor etwa vierzig Jahren ein holsteinischer Prälat, der Herr v. O., in ritterschaftlichen Angelegenheiten nach Kopenhagen gesandt war, machte man sich in Holstein etwas zu sanguinische Hoffnungen über den Erfolg. Die Unterhandlungen zerschlugen sich gänzlich; indessen kehrte Herr v. O. mit dem Elephantenorden geschmückt zurück. Dies veranlaßte Suadicani zu dem geistreichen Impromptu:

„Es kreist der Berg, doch statt der Maus
Kommt gar ein Elephant heraus."

Ein Studiosus O. schrieb in der Neujahrsnacht in einer Weinlaune treffliche Epigramme, namentlich an die Hausthüre eines Polizeiherrn:

„Fiat justitia", und auf die eines nahe wohnenden Arztes: „Pereat mundus". Der arme Arzt hatte so schon genug zu tragen. Er hatte den häßlichen Beinamen „Würgengel". Die Veranlassung zu diesem Spitzworte war aber höchst komisch. Der Jünger Aeskulaps war während einer bösartigen Epidemie Arzt in einem Hause gewesen, wo der gesund gebliebene Hausherr seine Frau uud sechs Kinder verloren hatte. Nachdem die Seuche verschwunden war, hatte der tiefgebeugte Familienvater sein Unglück in dem Wochenblatte verkündet, und die Anzeige mit den Worten begonnen: „Auch in mein Haus trat der Würgengel". Da nun der unglückliche Doktor sein Hausarzt gewesen war, so deutete ein Witzbold diese Worte, als sey jener damit gemeint, und schaffte ihm diesen Titel.

Aber auch in den unteren Klassen gab es manche Eulenspiegel-Charaktere, welche ihren Schabernack auf eine höchst anmuthige Weise trieben Hiezu gehörte der Goldschmiedgeselle Rothermund in Untersen, welcher durch manches gutes Impromptu sich den Namen eines „Hans Sachs" im Orte erwarb. Alles mußte er deuten, lateinisch und französisch, er mochte es verstehen oder nicht. Als einst das oldenburgische Infanterieregiment durch Untersen marschiren sollte, und ein Quartiermacher seinem geizigen Nachbar die Buchstaben und Zahlen der dorthin zu verlegenden Einquartierung mit Kreide auf die Thür geschrieben hatte, nämlich: „O R, 3 B, 1 C, 2 M," womit er „Oldenburgisches Regiment, drittes Bataillon, erste Compagnie, zwei Mann," andeuten wollte, setzte er diesen nach dem Sinn der Worte forschenden Harpagon gewaltig durch die Worte in Schrecken: der König müsse eine ungeheure Menge Kleidungsstücke an Napoleon abliefern, und sey Jeder nach seinem Vermögen besteuert. „Was bedeuten denn jene Buchstaben und Zahlen?" fragte erschrocken der alte Schwarzsauer, der sothanen Spitznamen davon trug, weil es von ihm hieß, daß er seinen Leuten diese spartanische Suppe „Schwarzsauer" gebe, wenn es überjährig, also weniger apetittlich sey.

„Ohlen Rock, (einen alten Rock)
Dree Büxen, (drei Beinkleider)
Een Kamsohl, (ein Kamisol)
Zwee Mützen, (zwei Mützen)"

versetzte Rothermund ruhig. Schwarzsauer ärgerte sich halb todt, und wäre es vielleicht bald ganz geworden, wenn ihm nicht der alte Küster Bremer den Kirchenzettel, seine einzige Ausgabe zum Vergnügen, die er sich erlaubte, gerade überbracht, und seinen Wahn geheilt hätte.

Während die deutsche Bühne vielleicht unter Schröder ihren

Kulminationspunkt in Hamburg erreicht hatte, waren die ambulanten Theater in Holstein sehr schlecht. In Altona gingen fast alle Unternehmungen höchst unglücklich, und nur von der Schleswiger Hofbühne aus, die der verstorbene Landgraf sehr begünstigte, kamen dann und wann gute Darsteller in die holsteinischen Städte. Ein beim Bombardement von Kopenhagen abgebrannter Mechanikus, Paulsen, durchzog mit Frau und Kindern fast alle holsteinische Märkte, und führte immer nur das eine Stück: „Das Landhaus an der Heerstraße", ein einaktiges Kotzebue'sches Stück auf, wobei er denn zu sagen pflegte: „Es geht Nichts über Kotzebue, und von allen seinen Stücken Nichts über das Landhaus an der Heerstraße."

Zuweilen kam der Direktor der Odense'schen Gesellschaft nach Holstein, ein Mann, der mir dreizehnjährigen Knaben auf die grausamste Weise ein weibliches Ideal der Natur und Kunst zertrümmerte. Ich war nämlich mit einem Oheim nach Itzehöe gefahren, und bei dem geistreichen Berghofer, dem Sohne des bekannten Schweizers, dem geistreichsten Gastwirthe, den ich je kennen gelernt habe, abgestiegen. Vor dem Hause stand eine Bank, auf der ich die Rückkehr des Onkels erwartete. Ich war in süße Träume versenkt, und starrte nach dem Rathhause, wo ich am gestrigen Abend der Aufführung des Kotzebue'schen Stückes „Johanna von Montfaucon" beigewohnt hatte. Plötzlich trat der Direktor auf den Altan. Ich erkannte ihn als solchen, denn er war am Abend vorher an der Kasse gewesen. Er war ein kleiner, dicker Mann, mit einem kalmuckenen Oberrocke angethan, mit einem großen meerschaumenen Pfeifenkopfe in der Hand, und schien nur Acht zu haben auf einen Spitz, mit dem er sich zu schaffen machte. „Geh' einmal zu ihm", raunte mir mein Genius zu, „rede mit ihm über die Kunst, über das herrliche Stück, über seine Gesellschaft, und vor Allem von der göttlichen Johanna." Ich überwand meine Schüchternheit, erstieg die Stufen des Themistempels, und begrüßte ihn. Ich ließ mich durch sein nachlässiges „Guten Morgen, mein Lieber!" und durch seinen ununterbrochenen Verkehr mit dem Spitz nicht abhalten, die Unterhaltung fortzusetzen. Als er erfuhr, daß ich mit den ersten Honoratioren verwandt sey, vernachlässigte er den Hund, gab mir seine Freude darüber zu erkennen, daß in Itzehöe Kunstsinn herrsche, hoffte durch das Fürwort meines Onkels seine Konzession verlängert zu sehen, und klagte über den theuern Zettelduck, über die zu arg laufenden Talglichter, so wie, daß sein zweiter Liebhaber krank sey, welcher, wenn der Stadtmusikus so theuer wie in Itzehöe sey, die musikalische Aufwartung in den Zwischen-

akten übernehmen müsse. Dieser Diskurs interessirte mich indessen sehr wenig. Ich ergriff den ersten Punkt seiner Rede, um mich nach meinem Idol, der Madame A., zu erkundigen. „Sie haben Recht," schmunzelte der Direktor, „die Madame A. ist eine vortreffliche Künstlerin, wie sie das Hamburger Theater nicht einmal aufweist; aber sie ist auch eine vortreffliche Hausfrau, besonders in Besorgung der Wäsche, Das weiß ich aus Erfahrung. Ich war auch einmal mit ihr verheirathet." Verblüfft sah ich den Lobredner der Madame A. an. „Ja, ja," fuhr der Direktor fort, „sehen Sie mich nur an, es ist dem doch so. Glauben Sie mir nur, es wird eine Zeit kommen, wo die Ehe nicht auf immer geschlossen wird, und man diese lästige Fessel wenigstens mit gegenseitiger Uebereinkunft zersprengt. Wenn man aber verheirathet ist, so soll man treu gegeneinander seyn, und ich leide in dieser Hinsicht keine Unanständigkeit, nichts Unzähriges in meiner Gesellschaft. Ich beziehe nun jährlich wenigstens vier Orte: Odensee, Itzehöe, Rendsburg, und Glückstadt, auch wohl Kiel, wenn mir der Altonaer Direktor nicht das Prävenire spielt. Am Abend vor der Abreise von jedem Orte aber gebe ich einen Thee, auf welchem Bier und Schnaps gereicht wird. Ich pflege dann die Erklärungen schriftlich entgegen zu nehmen, wie die Mitglieder verheirathet seyn wollen. Um der Sache auch eine Weihe nicht zu entziehen, pflege ich dann das Habit des Melvil in „Maria Stuart" zu tragen, und bestätige dann den neuen Bund mit einer moralischen Rede, worin ich die neuen Ehepaare auf ihre neuen Pflichten aufmerksam mache. Es wäre ein Glück, wenn diese meine Methode in der ganzen Welt allgemein würde. Vielleicht ist sie in Orten, wie Itzehöe, nicht zu realisiren, aber bei ambulanten Schauspielertruppen ist sie praktisch, Das können Sie mir glauben." Verlegen und bebend verließ ich den Saint-Simonisten. Auch ich war klüger vom Rathhaus gekommen, als ich hingegangen war. Wunderliche Fratzenbilder hatten sich in der Seele des unschuldigen Knaben erzeugt. Lange glaubte ich, ich hätte mit dem Versucher geredet. Viele Jahre bewahrte ich aber diese Unterhaltung in dem innersten Schrein meines Herzens, aus Furcht, mich durch meinen Enthusiasmus für Madame A. lächerlich zu machen, und in der Seele des Direktors erröthen zu müssen. —

Die holsteinischen Regimenter bilden das beste Militär, was mein Auge gesehen hat, wenn gleich eine dürftige Uniform die schöne, kriegerische, kräftige Gestalt des Soldaten deckt. Die Offiziere, größtentheils Kinder armer Stabsoffiziere und unbegüterter Beamten, werden, nachdem sie im Kadettenhause zu Kopenhagen erzogen worden, gewöhnlich auf Kosten

der Krone equipirt. Ein so wohlfeiles Leben man auch in Garnisonstädten, wie Rendsburg und Glückstadt führt, so ist die Gage doch so wenig zureichend, daß die meisten Offiziere verschuldet sind. Nicht alle sind so glücklich, wie ein Freund von mir, der Rittmeister S., welcher aus einer alten Familie eine Menge Tanten hatte, die in den alten dänischen Klöstern Walloe, Wemmetofte, Rothschild, Gisselfeld, Stövringaard, Estvadgaard zerstreut lebten, und alle nach einander, jedesmal in einem Zwischenraum von einem Jahre, mit Hinterlassung von etwa 1000 Thalern für ihren geldbedürftigen Neffen starben. Das Offizierseramen ist ungemein schwierig, und ich weiß von meinen Brüdern, dem bekannten Historiker, so wie von dem Uebersetzer des „Staats" von Cicero, welche diese Prüfung, so wie viele andere später, auf das Ehrenvollste bestanden haben, daß das dänische Militäreramen bei weitem am meisten Wissenschaft von allen verlangt habe. In der Zeit des Krieges mit England wurde das Militär verdoppelt, und jedem Regimente von zwei Bataillonen noch zwei, unter dem Namen „annektirte," hinzugefügt, zu welchen denn freilich die Offiziere nicht mit großer Auswahl genommen werden konnten. Da waren Ritter von der Elle, Schreiber, die früher Bedienten gewesen waren, und verunglückte Studenten unter ihnen, welche aber, wie bei der Marine „Monatlieutenants," nur für die Dauer des Krieges angestellt waren, und nach demselben auch in ihr bürgerliches Nichts zurückfielen. So habe ich einen Kapitän Kurzhals gekannt, welcher froh war, als ihm der Staat nachher die Stelle eines Schirrmeisters zuwarf, welche ihm die Pflicht auferlegte, die Post auf einem offenen Wagen, fünf Tage und fünf Nächte hindurch, von Altona nach Calding zu begleiten, und von dort nach eintägigem Aufenthalte dieselbe Reise zurück zu machen. Ein Sturz mit dem Wagen hat, wie ich höre, sein nicht beneidenswerthes Leben geendigt.

Nicht so ruhmvoll, als wie des dänischen Militärs, darf ich der dänischen Küstenmiliz gedenken, welche die dänische Regierung zum Schutz gegen englische Invasion im Jahre 1807 im ganzen Lande organisirte. Theils schien es meinen lieben Landsleuten an dem Vertrauen, es mit England aufnehmen zu können, theils aber auch an dem erforderlichen Muthe zu fehlen, der sich sogar nicht einmal stark gegen den wirklichen Regen, viel weniger denn gegen den Kugelregen erwies. Denn als im Jahre 1808 Se. Exz. der Hr. Geheimerath v. Levetzau, der Landdrost von Pinneberg und Oberbefehlshaber, begleitet von dem Befehlshaber, Zollverwalter Bock, und von den Unterbefehlshabern, Musikant Philipp Bötje, — welcher bei seinen Kollegen sehr verhaßt war,

als der einzige, der die Kunst, Noten zu lesen, verstand und exerzirte — und Provisor Grünberg, — welcher, ein leidenschaftlicher Napoleonist, den Sturz des Kaiserreichs später nicht überleben wollte, sondern mit einem Stricke seinen Lebensfaden zerriß, — — 3000 Mann Küstenmiliz bei v. Pagens Hause vor Untersen inspiziren wollte, da streckten beim eintretenden Platzregen alle 3000 Mann ihre Mistgabeln und Gewehre ohne Hähne, — Obdach in den nahe gelegenen Bauernscheunen suchend. Nachher entschuldigten sie sich damit, daß sie aus Achtung gegen den Landdrost ihre, gegen das Regenwetter sehr empfindlichen, Sonntags-Futterhemden angehabt hätten. Da zudem die Engländer bei Regen und Wind nicht landen könnten, so sey es total unvernünftig, wenn man sie anders, als im Sonnenscheine, Proben ihres künftigen Heldenmuthes ablegen lassen wolle.

Zwar zog die Unterser Küstenmiliz täglich nach der eine Meile davon belegenen Elbe, wo die Signalstangen mit den Theertonnen längs der ganzen Küste bis nach Skagenriff aufgerichtet waren, allein sie gelangten selten an den Ort ihrer Bestimmung, denn ihre Häuser waren, wie die Gewissen mancher Menschen, mit Hinterthüren versehen, durch welche sie nach einer Stunde wieder zu Frau und Kindern schlüpften. Damit aber doch nicht die feurigen Telegraphen ungenutzt da stünden, kamen zwei Unterser Buben auf die Idee, die Signalfeuer anzuzünden, welcher Umstand gewaltige Bestürzung im ganzen Lande verursachte. Die Nachricht von einer feindlichen Landung der Engländer wurde demnächst durch die höchst versöhnende und unschuldige Erklärung widerlegt, daß zwei englische Matrosen an's Land gekommen wären, und sich ein Glas Wasser ausgebeten hätten.

Die Unbekanntschaft mit der Welt, womit man in den meisten holsteinischen Orten lebte, verlor sich vornehmlich in der Zeit, als Dänemark von den Alliirten, und besonders von den Russen, feindlich besetzt wurde. (Schon früher hatte die Schmuggelzeit freilich manche Veränderungen herbeigeführt. So legten z. B. die Hamburger innerhalb weniger Wochen sieben Zuckersiedereien in Untersen an, und ein Spediteur, Namens Richter, hatte vierzehn Kommis in seinem Komptoir). Das himmelschreiende Verlangen, Dänemark solle Norwegen abtreten, hatte den König und seine Armee, die schon auf der Wilhelmsburg Proben ihrer Liebe für die deutsche Sache abgelegt hatte, zu Verbündeten Napoleons gemacht. Die dänischen Truppen hatten sich tapfer bei Sehstedt durchgeschlagen und Rendsburg besetzt. Das Fort Friedrichsort hatte ohne Schuß kapitulirt, was das brave holsteinische Militär sehr indignirte.

Man sagte spottweise dem damaligen Kommandanten nach, er habe aus zwei Gründen die Festung nicht vertheidigen können: einmal koste jeder Schuß fünf Thaler, und zweitens habe der Professor Pfaff seinen Tubus wieder holen lassen, ohne welchen er die Festung nicht gehörig vertheidigen könne.

Der erste russische Befehlshaber, welcher Holstein in Besitz nahm, war der berühmte General Woronzoff, welcher sein Hauptquartier in Pinneberg aufschlug. Die Offiziere von der russisch-deutschen Legion hatten schon vorher mehreren Kassenbeamten ihre königlichen Gelder genommen. Eine allgemeine Furcht ergriff auch die guten Bewohner Untersens, wo ich mich dermalen in Pension befand. Da aber die Klosterannalen erzählten, daß es einer Deputation von Fräulein-Konventualinnen im Jahre 1713 gelungen sey, den schwedischen Feldherrn Steenbock von Altonaischer Mordbrennerei abzuhalten, so wurde hundert Jahre später ein ähnlicher Versuch gemacht, und fuhr eine weibliche Ambassade, von drei Hofdietern begleitet, in Woronzoffs Hauptquartier, welcher die ängstlichen Damen mit einer Schutzwache für das Kloster und dem Versprechen der strengsten Manneszucht entließ. Noch an demselben Abend schickte er den Obersten d'Olonne, den Kommandeur der Revalschen Dragoner und der Isumschen Husaren, nach Untersen. Dieser d'Olonne war ein eigener Mann. Ein geborner Franzose, war er nach seiner Verheirathung und durch mehrjährigen Dienst ganz Russe geworden. Er führte einundzwanzig Knaben und Jünglinge mit sich, Waisenkinder aus Paderborn, die er alle beim Brande des Waisenhauses händeringend und klagend gefunden, und mitgenommen hatte. d'Olonne hatte sich vorgenommen, für alle diese Kinder in Rußland zu sorgen. Ihre Taschen waren alle mit Geld, und sogar mit manchem Goldstücke gefüllt. Er fand ein großes Vergnügen daran, die Kinder „Willkommen, o seliger Abend" singen zu lassen. Abwechselnd mußten sie auch einander in die Höhe werfen und wie Bälle fangen, dann aber auf seinen deutschen Zuruf: „Todt, sterben," wie von der Kugel getroffen zusammenstürzen. d'Olonne erhielt in Untersen von Karl Johann den Schwertorden, mit einem schmeichelhaften Briefe wegen der Verdienste, welche er für die Alliirten gegen Dänemark sich erworben habe. Er war ungewiß, ob er diesen Orden unter seinen vielen andern, gewiß wohlverdienten, tragen dürfe, da diese Zusendung auf einem Irrthum beruhen mußte, weil er gar nicht gegen die Dänen gefochten hatte. In diesem Briefe kam auch mehrere Male das dem Könige von Schweden eigenthümliche: „Adieu, mon ami" vor, welches derzeit, als Napoleon sich von ihm verlassen sah, den französischen Zeitungen zu der

Bemerkung Veranlassung gab: „Wenn Napoleon siegt: adieu, mon ami Charles Jean; wenn die Alliirten den Sieg erfechten: adieu, mon ami Charles Jean".

Der General Woronzoff war einer der feinsten und liebenswürdigsten Leute, die ich in meinem Leben gesehen. Ihn begleitete ein englischer Oberst Sydenham, ein Mann von vielem Geiste. Während Glückstadt beschossen wurde, gab Woronzoff den Untersern einen großen Ball, zu dem auch ich eingeladen wurde, obgleich ich erst eben konfirmirt, und an Tänzern kein Mangel war. Der Graf hatte einen jungen Adjutanten, Narischkin, der im jugendlichen Uebermuthe an dem Morgen des Festins die Bilder sämmtlicher Prälaten, welche im großen Saal des Hauses hiengen, das Woronzoff bewohnte, theils mit Schnurrbärten versehen, theils auf eine andere Weise karrikirt hatte. Woronzoff hatte Dies bemerkt, und aus Rücksicht gegen die Verwandten jener Portraits, welche heute Abend auf dem Balle erscheinen möchten, dem jungen Herrn befohlen, die Bilder von ihren Verunzierungen wieder zu befreien, was dieser denn auch gethan hatte. Nur bei einem einzigen hatte er den Schnurrbart gelassen, indem er sich bei Woronzoff damit entschuldigt hatte, diesem blassen Manne stehe ein Schnurrbart nur allzugut. Und gerade dies Portrait war das meines Großvaters. Als ich auf den Ball kam, regte sich mein holsteinischer Patriotismus schon bei dem Klirren der Fenster, die von dem Bombardement Glückstadts ertönten. Der Anblick des großväterlichen Bildes erweckte aber vollends meinen Zorn, und hatte, als ich den Urheber erfuhr, Narischkin Mühe genug, mich zu beschwichtigen, und es zu verhindern, daß ich meine Klage bei Woronzoff anbrachte.

Während des großen Freiheitskrieges waren auch die Baschkiren, à la Völkerwanderung, aus ihrer Heimath in unser deutsches Vaterland getrieben. Die Neigung, welche ich allezeit für fremde Sprachen empfunden, vielleicht auch etwas Geschick, sie zu erlernen, hatten mich bald in den Stand gesetzt, mich mit den russischen Kriegern, von denen mehrere deutsch sprachen und mich belehren konnten, russisch zu unterhalten. Allein mit dem wenigen Baschkir'schen, das ich hörte, war mir Dies unmöglich. Es fehlte nicht blos die verbindende Brücke, welche die französische Sprache nach Rußland schlug; auch mein Ohr konnte die unartikulirten Töne nicht auffassen, sie wenigstens nicht durch den Mund wieder geben. Ein ganzer Monat brachte mir nur ihren Gruß: „sala malek," ihr Lebewohl: „saubal," das Wort „At," Pferd, und einige wenige andere, jetzt aus meinem Gedächtniß desertirte Vokabeln bei. Verdrießlich fing ich endlich an, mit meiner Zunge auf die Jagd

zu gehen, und Töne auszustoßen, ohne zu wissen, ob sie Worte bildeten. Meine Baschkiren horchten begierig; sie schienen sich zu freuen, und schenkten mir sogar einen Bogen und Pfeile; nur merkte ich bald an ihren fragenden Antworten, daß meine Repliken nicht zu meinen frühern Fragen paßten. O, ich bin sehr neugierig, was ich alles geredet habe! Wenn ich dereinst gestorben bin, so werde ich unverzüglich den Sinn dieser Worte zu entziffern suchen. Er soll eine meiner ersten Nachfragen werden.

Am andern Tage aber erging es mir schlimmer. Meine Töne mochten einige grobe Redensarten entwickelt haben: die Baschkiren blinzelten mich wüthend an, und sehr erschreckt bedauerte ich meine offenbar kulposen, nicht dolosen, injuriösen Reden, die nach allen kriminalrechtlichen Grundsätzen nie beleidigen konnten. Ich warf den mir bekannten Abschiedsgruß **saubal**, den ich in Geist und Wahrheit erkannt hatte, ihnen zu, und vermied sie seitdem gänzlich.

Schlimmer aber, als mir, erging es einigen meiner Schulkameraden. Sie waren die Söhne eines Bäckers und Weinhändlers, der wegen der nahen Blokade Hamburgs sehr viel Geld verdiente, indem er Moskauer Weißbrod und Jamaika-Rum, welche Dinge er selbst machte, gegen holländische Dukaten den gutmüthigen Russen verkaufte. Neidisch über meinen Pfeil und Bogen, das Ziel aller Knabenwünsche, hatten sie vergebens ihre Phantasie angestrengt, mir nachzuringen. Ich hatte ihnen gutmüthig genug mein Geheimniß anvertraut, aber auch mein ferneres Schicksal nicht verschwiegen. Sie waren nun für dergleichen Abenteuer nicht gemacht, schlugen indeß einen reelleren Weg ein. Mit Rechenpfennigen in der Tasche, täuschten sie die eine halbe Stunde von ihnen bivouakirenden Baschkiren, und kehrten mit Pfeil und Bogen nach Hause. Aber auch sie ereilte die Nemesis, die wahrscheinlich über mein Schicksal vielleicht zum ersten Mal gelächelt, und mir nur gedroht hatte. Am folgenden Tage übten wir auf dem Hofplatze des Vaters uns im Bogenschießen, als ein jämmerliches Geschrei des reichen Weinwirths unser Ohr erreichte. Wir eilen auf die Diele, und siehe, der geschlagene Hausherr weigert sich, sein Brod und seinen Rum gegen die Rechenpfennige seiner Söhne zu verkaufen. Da schwirrt der Kantschu nochmals, und mit tiefem Schmerz und bitterm Verlust gehorcht der Vater den drohenden Baschkiren. Die Knaben waren zwar so glücklich gewesen, von den wilden Asiaten nicht bemerkt zu werden, allein die Sache blieb nicht verschwiegen, und der Vater wurde, nachdem er einigermaßen von den Baschkiren nationalisirt war, nun selbst die seine Söhne strafende Nemesis. Das Letzte habe ich aber nur von Hörensagen; ich hatte beim

ersten Anblick der Baschkiren „saubal“ gerufen, und war fortgelaufen.

Der russische General Tettenborn war mit seinen damals zerlumpten Kosacken bis zu den Spitzen von Jütland vorgedrungen, und kehrte darauf nach Holstein mit den in Jütland neu uniformirten Reitern zurück. Seine Bagage wurde zum Theil von sechs jüt'schen Bauern gefahren, welche, da sie schon mehrere Male eine große Lust bezeigt hatten, sich diesem Kutscherdienste zu entziehen, von einem Kosacken bewacht wurden, was freilich mehr den Pferden als den Fuhrleuten galt. Der Name des hannöverschen Schöppenstedt, Burtehude, tönt den Jütländern fast wie ein Thule, so daß alle die braven Holzschuhmänner ein panischer Schrecken ergriff, als sie in Untersen erfuhren, sie sollten, wenn gleich nur noch eine Station, und zwar über die Elbe geschifft, nach Burtehude fahren. Hundert Male fragten sie sehr ängstlich, ob Burtehude ein wirklicher Ort sey, und obgleich man ihnen versicherte, daß sie von dem Bürgermeister und Rath dieser kleinen hannöverschen Stadt Nichts zu fürchten hätten, auch wahrscheinlich in einem fremden Lande, im Hannöverschen, frische Pferde für ihre ermüdeten genommen würden, fingen sie heftig an zu weinen, und riefen aus: „So wird es denn doch endlich wahr, was in unserm Dorfe schon seit hundert Jahren prophezeit ist, daß Jütländer nach Burtehude kommen, welche dort allerhand Leiden zu erleben haben. O über uns Unglückliche!“ Die Geängstigten hatten nicht tragische Kraft in sich: sie nahmen nicht, wie die griechischen Wagenlenker, ein unverdientes schweres Schicksal auf sich, vielmehr waren sie, mit Zurücklassung von Pferd und Wagen, am andern Morgen alle verschwunden, und mögen seitdem die grausenerregende Vorstellung, welche in Jütland von Burtehude herrscht, noch vermehrt haben.

Nachdem Woronzoff Pinneberg verlassen, schlug der General Benningsen dort sein Hauptquartier auf. Die unter seinem Befehle stehenden Offiziere entbehrten aber sehr viel von der Liebenswürdigkeit, welche Woronzoffs Geist seinen Umgebungen einhauchte. Eins der glänzendsten Feste, das Holstein je gesehen, war das, welches der Graf Rantzau-Breitenburg, im Namen des Königs, dem General Benningsen und seinen obern Offizieren zu Ehren bei Rainville in Altona gab, wo die schönsten Dekorationen in den zu diesem Feste eigens erbauten Tanzsälen, während eines Soupers von sechshundert Menschen, mit den trefflichsten Landschaften aus allen Gegenden Rußlands wechselten.

Während die Russen Hamburg belagerten, lebte in Altona ein gewisser S., der lange Gastwirth gewesen war, nun aber sein Geschäft

darauf beschränkte, daß er einen Salon hielt, in welchem einige Male in der Woche getanzt wurde. Der Zudrang zu seinem Saal war an solchen Tagen ungemein lebhaft. Ueberhaupt schien das Schicksal den gedachten S. in pekuniärer Hinsicht mit seinem vollsten Füllhorn zu überschütten. Dennoch war der Mann höchst melancholisch. Menschenfeindlich mied er jede Gesellschaft, bekümmerte sich nur bei entscheidenden Momenten, in sehr kurzen, kräftigen Worten, um die Angelegenheiten des Hauses, und überließ solche auch insgemein seiner Frau und seiner einzigen Tochter, welche er auf's Zärtlichste liebte. Er hatte auch einen Sohn gehabt, aber eben dieser war die Ursache seines Tiefsinns geworden. Denn als er denselben, der als junger Kommis in eine schlechte Gesellschaft gerathen war, einstmals in dem Kaffeehause Joachimsthal bei Froichen auf dem Hamburger Berge mit seinen Genossen beim Hazardspiele betroffen, hatte der erzürnte Vater den mit dem krankhaftesten Ehrgeize behafteten Sohn auf der Stelle mit einer Ohrfeige beschimpft. Der Sohn, außer sich durch diesen Akt der väterlichen Gewalt, hatte gräßlicher Weise nach empfangenem Streiche seinen Vater und sich verflucht, und geschworen, nie wieder vor ihm zu erscheinen, es sey denn in der Todesstunde. Vater und Sohn hatten beide schweigend den Saal verlassen. Der letzte war nach England und von da nach Spanien geflohen, wohin ihm seine Mutter Geld und Empfehlungen an Wellington nachschickte. Hier hatte er Kriegsdienste genommen, und war wegen seiner allgemeinen Kenntnisse bald zum Offizier avancirt, ja der Liebling des Feldherrn geworden. In der Nacht vom 22. Juni 1813 weckte der alte S. seine Frau. „Unser Sohn ist eben verschieden," versicherte er seiner Gattin, welche sich durch diese Vision freilich nicht schrecken ließ. Der Vater aber blieb bei dem Gesagten, legte ein Trauerkleid an, und seufzte je zuweilen für sich: „Ach, der Fluch ist noch wohl nicht gelöst!" — Eine bald eingehende Nachricht bestätigte die Vision. Der Sohn war zu derselben Stunde, da er ihm erschien, verschieden. Er war an dem Morgen des Tages, welcher die Befreiung der pyrenäischen Halbinsel von der Herrschaft der Franzosen entschied, bereits lebensgefährlich verwundet, und hatte nach zwölfstündigen Leiden seinen Geist aufgegeben. Die Wahrheit dieser Erzählung kann ich versichern, und rufe die ältern Altonaer zu Zeugen derselben auf.

Aber der alte S. hatte den Wermuthsbecher des Schicksals noch nicht geleert. Seine Tochter verliebte sich in einen russischen Kapitän. An eine Einwilligung des Vaters in eine solche Verbindung war nicht zu denken, da der Vater, obgleich er selbst einen russischen Orden hatte, ein abgesagter Feind der Russen war. Da fuhr eines Tages ein Wagen

mit vier Pferden bespannt, und von russischen Kutschern gelenkt, vor's Haus. Das Töchterlein huschte im Hauskleide aus der Thür, flog in den Wagen, wo der Geliebte sie erwartete, und ließ sich noch an demselben Tage mit ihm von einem russischen Popen trauen. Der Zorn des Alten war unbeschreiblich. Jedem Russen verwies er fortan sein Haus, ja, als ein russischer Prinz, ich glaube ein Fürst Gallizin, vom General Benningsen an ihn abgesandt wurde, um den väterlichen Zorn zu kalmiren, empfing er ihn mit den schnöden Worten: „Sag' Deinem General, Kinder könntet Ihr stehlen, aber Hamburg könntet Ihr nicht nehmen." Die geistreiche Tochter folgte ihrem Gatten nach Rußland, nachdem es der braven Mutter doch gelungen war, sie mit dem Vater zu versöhnen. Aber auch sie starb bald, und noch lange saß der kinderlose Vater, fast schon todesstumm geworden, in seinem Lehnstuhl, der die Ecke eines finstern Winkels einnahm, bis auch ihn der Todesengel küßte, und ihn in das Land entrückte, wo der Fluch zerschmilzt, wie Schnee beim Sonnenschein, und es keine Liebe gibt, die der väterlichen Einwilligung bedarf.

Das angenehmste Leben in Holstein führte man auf den Gütern. Ich gedenke besonders des einen, auf welchem ein geistreicher unverheiratheter Gutsbesitzer seinen vielen freiwilligen Geschäften für das Wohl der Menschheit, den Wissenschaften, und seinen Freunden lebte. Zu den mannigfaltigen Gästen, die seine Gastfreundschaft täglich bewirthete, gehörte auch ein pensionirter ältlicher Lieutenant, ein traditioneller Edelmann, den wir Hrn. v. Mammuth nennen wollen, der nur von den Thaten seines Aeltervaters, von der Härte einer gnädigen Tante, und von den Wachtparaden des hochseligen Fürsten zu erzählen wußte. Nur objektiv interessant, fühlte er sich im vermeinten Nimbus eines interessanten Gesellschafters unglücklich, wenn er nicht das Stichblatt der Tafel ward. Und so geschah es, daß der Humor, der sich in besseren Tischreden die Sporen verdiente, auch ihn zuweilen mit vorübergehenden Fragen ritzte. Dabei übernahm er mit seiner kerzengeraden Figur am liebsten jede Rolle, die eine Art Repräsentation erforderte. Jeder Zoll von sich war ihm ein König. Eines Tages, an welchem er sich, als gewöhnlicher Komplimentarius, der Erste im Speisesaal eingefunden hatte, wurde dem Herrn vom Hause ein wahnsinniger Pferdehändler gemeldet. Der arme Schelm war einst reich und geizig gewesen, dann zum Konkurse gekommen, und jetzt ein armer Weltbeglücker geworden. Seine Narrheit war indessen nicht gefährlich. Gewöhnlich verschenkte er Wechsel, die auf Augsburg lauteten, wonach jedes Jahr, jeden Monat, jede Woche, jede Stunde, jede Minute, jede Sekunde, 10,000 fl.

gehoben werden konnten. Alle lächelten ihm zu, ja, man ergötzte sich an der reichen Phantasie eines Landmannes zu einer Zeit, wo die Bankozettel des Landes fast den Unwerth der Papiere des armen Geisteskranken erreicht hatten.

„Gnädiger Herr!“ rief er dem zum Speisesaal schreitenden Besitzer des Schlosses zu, „führen Sie mich zum König von Westphalen. Der Geist hat mir vertraut, daß der König von Westphalen hier ist. Der allein kann Rath schaffen. Die Deiche und die Dämme in den Marschen (Niederungen) sind durchgebrochen. Wo ist der König? Er ist hier, der Geist sagt es mir.“ — Beide Hiobsposten waren übrigens ein Hirngespinnst: die See war ruhig, ihre Deiche unangefochten, der König von Westphalen aber in Kassel auf einer Parforcejagd. Da fiel dem Angeredeten der Scherz ein, den Hrn. von Mammuth flugs zum noch neuer gebackenen König Hieronymus zu machen, als dieser selbst war. Er unterrichtete ihn vom Begehr des Unglücklichen, erwirkte, daß Mammuth die Rolle eines Königs übernahm, und stolz auf und nieder gehend sich einen majestätischen Gang einübte, als der Pferdehändler unangemeldet nachfolgte. „Das ist der König von Westphalen,“ rief dieser begeistert, während die Lear-Augen an den selbstgefälligen Blicken des neuen Bruders Napoleons auf und nieder rollten. „Der Geist hat mir vertraut, daß Ew. Majestät hier sind;“ fuhr er fort. „Geben Sie Rath, die Deiche und Dämme sind in den Marschen durchgebrochen. Reichen Sie Hilfe, allergnädigster Herr!“ bat der Wahnsinnige. Der Angeredete zögerte; eine solche Frage, die Menschenwohl betraf, war nie an ihn gethan. Als aber der Pferdehändler dringender wurde, und der Herr des Hauses mit diesem seine Bitten um weise Belehrung von Seiten Sr. Majestät vereinte, da sprach er mit Salbung, entzückt über seinen gefundenen Rath: „„Mein Freund, man soll das Wasser ausschaufeln lassen!““ — Bestürzt sah der Narr den Gutsbesitzer an, und brummte ihm dann kopfschüttelnd auf gut plattdeutsch zu: „Dat is ehn bedröwt dummen Keerl, de König von Westphalen!“

In dem holsteinischen Flecken Untersen, in dem gar viele meiner Erzählungen spielen, weil dort die Träume der Jugend mein Haupt umkränzten, gab es zur Napoleonischen Zeit, in welcher der ganze Ort von Spediteuren, Schmugglern, und Douaniers erfüllt war, eine gar große Menge Wirthshäuser. Man konnte dreist jedes dritte Haus für ein solches rechnen. Die Verhältnisse der Wirthe unter einander aber beruhten auf Gegenseitigkeit: denn ein jeder, der nicht gerne seine Nahrung verlieren wollte, mußte bei allen Kollegen vorsprechen, und hatte so vom Ost- bis zum Westende fast einen vollen Tag nöthig, um

den nur eine Stunde langen Ort zu durchwandeln. Das Bier- und Branntweintrinken war dabei nur ein formelles, das eigentlich von den Kontrebandiers, die sich der Anhänglichkeit dieser Wirthe versichern wollten, eingeführt war: denn man trank das Bestellte nicht, sondern winkte nur nippend wenigstens fünfmal zum abermaligen Einschenken, ehe man das Getränk, und auch dann oft nur theilweise genoß. That Einer dieses nicht, so sprach man achselzuckend oft hinter seinem Rücken: „Der Mensch nippt höchstens zweimal.“ Auf diese Weise mußte ein simpler Einwohner eine Wanderung durch seinen Flecken oft mit einigen Dukaten bezahlen.

Die Geldaristokratie, das Unkraut der schönen menschlichen Blume Industrie, fing allmählig beim steigenden Wohlstande an zu wuchern. Wer ein Mitglied der Schützengilde war, ging zu Staats Cöln oder zu dessen Nachbar, Joachim Stahl, wo sich auch die gelehrten Honoratioren des Orts am Abend versammelten. Beide Klubbs waren aber in der Tendenz verschieden: in dem einen stieß man auf das Waffenglück Napoleons, in dem andern auf das Alexanders an. Einige junge Dandy's, reiche Bürgersöhne, pflegten Abends beim Zuhausegehen sich mit dem Worte „Angenehme“ zu verabschieden, indem sie als nachfolgend das Wort „Ruhe“ supplirten. Wurde auch Anfangs darüber gelächelt, so ward der Ausdruck am Ende doch wie ein Vaudeville-Witz eingebürgert, und verlor das Scherzhafte. Bald aber trat er in starrer aristokratischer Form auf. Das Recht, „Angenehme“ zu sagen, wurde ein stillschweigend zugestandenes Privilegium: wehe Dem, der sich dessen bediente, ohne hiezu durch den Rang der Glücksverhältnisse legitimirt zu seyn; ein solcher mußte sich hübsch mit dem dummen, einfachen „Gute Nacht!“ begnügen. Wagte es aber dennoch einmal Einer, der noch nicht weit genug in der Verpuppungsperiode der Wohlhabenheit vorgeschritten war, da zischelten die Optimaten einander höhnisch in die Ohren: „Der sagt auch schon so mir nichts dir nichts „Angenehme!“

In der Umgegend von Hamburg haben die Wirthshäuser gar wunderliche Namen, welche größtentheils von dem Anhalten der Pferde hergenommen und den verbis naturalibus, wie zischen und donnern, zu vergleichen sind. Das eine heißt: Luhr op (Laure auf), das andere Oha, das dritte Jab op (Japp' auf), das vierte Krupp unner (Kriech unter), das fünfte Stah wedder (Stehe wieder). Außerdem liegen, zwei Meilen von Hamburg und eine von Untersen, zwei Wirthshäuser, welche, beide an der großen sandigen Landstraße in einer Parallele belegen, sich um das tägliche Brod beneiden, und Klockerjan und Dummerjan (kluger und dummer Johann) heißen, übrigens

jedes den Namen „Dummerjan“ für sich vindiziren, weil man nach der Parömie: „wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden,“ viel geneigter ist, einen Wirth kennen zu lernen, der den selbstverspottenden Titel Dummerjan trägt, als den Prahlhans, der sich einen klugen Johann nennt. Diese Regel ist nur zu wahr: es ist sehr klug, sich dumm zu stellen; man wird dadurch so zu sagen familiär mit den meisten Leuten, und bringt es weit damit in der Welt. — Auf diese Weise ist Sixtus V. Pabst geworden, und ich kenne auch recht viele Protestanten, die dadurch Etwas geworden sind. Einige von denen stellten sich aber nicht blos dumm, sondern waren es auch.

In eines dieser Wirthshäuser — ich weiß nicht, ob in dem wahren oder falschen Dummerjan, vermuthe aber das Erste, wegen der damit harmonirenden Verstandesschwäche der Frau des Hauses — kehrte in der Schmuggelzeit ein Hamburger Reisender, ein Kaufmann S. ein, welcher, nachdem er einen Vormittag dort verweilt hatte, seine Zeche bezahlen wollte. „Die ist leicht zu berechnen,“ versetzte die etwas redselige Wirthin. „Sie haben drei Schnäpse Rum gefordert, recht etwas Gutes, den Schnaps zu drei Schilling, drei mal drei sind acht; acht Schillinge Hafer für Ihr Pferd, acht und acht sind fünfzehn; — vier Schilling für Butterbrod, vier und fünfzehn sind achtzehn Schillinge, also einen Mark und einen Schilling.“ (Wieder ein error in calculo, Madam! ein Mark hat 16 Schilling.) „Liebe Frau!“ rief S., „Ihr könnt aber vortrefflich rechnen.“ — „Ja,“ versetzte die Frau, „das ist aber auch eben ein Glück, denn mein Mann kann gar nicht rechnen, und es ist hier eine starke Passage an der Landstraße; zumal da wir hier im allein ächten Dummerjan wohnen.“

Der holsteinische Dialekt ist nur in den angesehensten Familien wohltönend, dann aber auch ohne Frage, sowohl in hochdeutscher wie in plattdeutscher Mundart, bei weitem der angenehmste in Norddeutschland. Ein Gleiches gilt von den Mundarten im Oldenburgischen, welches Land in seiner Bewirthschaftung sowohl der Marschen wie des Hochlandes, der s. g. Geest, auf eine ganz auffallende Weise dem westlichen Theile Holsteins ähnelt. Wie verschieden ist davon der Dialekt der hannöverschen Lande, deren plattdeutscher Jargon ohrzerreißend ist, wo hingegen das Hochdeutsch die Lieblichkeit des in ewig gleicher Kadenz plätschernden Wasserfalls hat. In dieser Weichheit würde ich nun auch den Grund dafür suchen, daß der sich einschmeichelnde norddeutsche Akzent den hüpfenden, oft erschreckenden Dialekt des Südens an Ruhm überwunden hat, wenn die Schwaben nicht auch die allemannische Mundart hätten, die an süßer Melodie bei weitem alle andern Dialekte

Norddeutschlands übertrifft, und doch, trotz ihres poetischen Schollasten, des berühmten Hebel, sich vergebens bemüht, in Deutschland das Supremat über die Dialekte zu gewinnen. Der Grund liegt mithin viel tiefer, und ist nach meinem Ermessen auf einem Dinge gegründet, das unserem Vaterlande nicht viel Ehre macht. Wir Deutsche sind einmal mehr, als alle anderen Länder, zu einer aristokratischen Krystallisation in allen Ständen geneigt. Klagte mir doch einst ein Stiefelwichser in Norddeutschland, wie er es gar nicht begreifen könne, daß seine Frau so an den Trunk gekommen, da sie doch von einer so vornehmen Familie sey. Schon ihr Großvater sey der erste Stiefelwichser im Orte gewesen, und habe achtzig Herren zu bedienen gehabt. — Tanzten doch in meinen akademischen Jahren bei gewissen Partien, die wir Studenten veranstalteten, die reichern Bäcker- und Schlossertöchter nicht auf der Hirschgasse, wenn Töchter ärmerer Handwerker sich dort einfanden! Ja, sie gingen sogar so weit, daß sie ihre Dienstmädchen, nachdem sie schon zum Ball geputzt waren, vor das Thor schickten, und spioniren ließen, und wenn ihnen diese die verhaßte Botschaft überbrachten, daß dort die von ihnen verachteten Paria's sich bereits im Tanze drehten, lieber weinend ihr Ballkleid ablegten, als daß sie ein so großes Uebel gethan hätten, mit einer Schneider- oder Schustertochter sich auf das Niveau eines Tanzsalons zu stellen. — Eben so geht es mit den Dialekten des Südens und Nordens. Nachdem die Reformation und vor Allem die Bibelübersetzung das Plattdeutsch aus der Presse verdrängt hat, welches überhaupt, wie die eingeborenen Indianer, sich täglich verringert, und einst ganz verschwinden wird, ist Dieses nur noch die Sprache des gemeinen Volks geworden. Der Herr spricht plattdeutsch mit seinem Gesinde, das Gesinde unter sich desgleichen. Das bewundert der Süddeutsche, dessen Großherzog treuherzig schwäbelt, wie sein Ofenheizer, und er gesteht dem Norddeutschen den Preis für seinen Dialekt zu, der nur Gemeingut der Herren ist, nicht aber von den Dienern geredet wird.

Die Aehnlichkeit der oldenburgischen Mundart mit der holsteinischen ist vielleicht darin zu suchen, daß Oldenburg lange unter dänischer Hoheit stand, und daß viele der ersten Stellen durch holsteinische Beamte besetzt wurden. Aehnlich hat sich der Dialekt des Rheins in Kurland und Liefland erhalten, nur daß er in diesen Ländern etwas schärfer, ich möchte sagen, edelmännischer klingt. Bekanntlich stammen nämlich die meisten Familien in diesen Ostseeprovinzen vom Rhein und aus Westphalen.

Die Altonaer und die um Hamburg liegenden Orte haben viel von

der Mundart dieser großen Stadt angenommen, die beim Mittelstande ganz abscheulich klingt, und die Worte: „Warte, lieber Karl, bis ich in den Garten komme" — „Werte, lieber Kerl, bis ich in den Gerten komme", und „Amerika" — „Ahmehrikah" betont. Im Norden Holsteins wird der Dialekt dem schleswig'schen ähnlich, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß er jede Sylbe scharf akzentuirt, und schulmeisterlich, fast wie die Rede eines Irrenarztes klingt. Auf den Eilanden der Nordsee wird unter den Eingebornen noch das alte Westfriesische gesprochen, was sich auch auf den oldenburgischen Inseln, ja selbst mitten im Oldenburgischen auch in drei Dörfern findet, welche das „Saterland" genannt werden. Diese Sprache hat, obgleich sie durch die Kenntniß der englischen und dänischen Sprache leichter erlernt wird, eine große Menge Idiotika, und ist die Erscheinung eines Völkchens, wie das der Saterländer, mitten unter Provinzen, welche deutsch reden, einer Insel im Meer, oder besser gesagt, einer französischen Kolonie mitten in Deutschland vergleichbar.

Jammerschade ist es übrigens, daß die plattdeutsche Sprache, welche für das Naive ungemein bezeichnend ist, und so viele verba naturalia hat, dem Untergange nahe ist. Möge folgende kleine Geschichte das Mahlerische dieser Mundart beweisen. Auf einer Hochzeit auf dem Lande, die mehrere Tage dauerte, wurde von den lustigen Knechten und Mädchen das getreue Rindvieh in der Wartung vergessen, demselben Futter und Trank sparsam und unordentlich gereicht, während das liebe Federvolk im Hofe, am Ausfluß der Küche, sich wie ein Lakai an den Tellerresten delektirte, und der Hochzeit der Tochter ihres Herrn eine lange Dauer, wenigstens so lange wie die Leichen ihrer gemordeten Brüder und Schwestern, „Enten- und Gänsebraten", vorhanden waren, wünschte. Das liebe Vieh theilte sich sonach in zwei Parteien: das gehörnte wurde revolutionär, die Hofbewohner priesen das Fest ihres Gebieters. Und da vernahm ein Schulmeister, der die Thierstimmen studirt, und mit denen seiner lieben, unerzogenen Jugend, in der noch einige thierische Laute steckten, verglichen hatte, gar deutlich die Worte: Die Ochsen. Is de Hochtit noch nich bald uht? Die Gänse. In dre Tag noch nich. In dre Tag noch nich. Die Enten. Dat gäw Gott, dat gäw Gott!

Der Satz: **Frisia non cantat!** gilt auch von Holstein. Die Musik ist dort nicht einheimisch, jedoch höre ich, daß in den letzten Jahren Manches für ihre Veredlung geschehen ist. Vor Allem verdient Georg Christian Abel, der Organist in Kiel, in dieser Hinsicht ehrenvoll genannt zu werden. Der jetzt in Göttingen befindliche Theaterdirektor

Santo verstand sein Fach recht gut, und sorgte für eine möglichst erträgliche Oper bei seiner ambulanten Truppe, wenn er gleich desto stiefmütterlicher das Schauspiel behandelte. Auch die Zahl der Schriftsteller, welche in Holstein geboren, ist nicht bedeutend zu nennen, obgleich wir ein Lexikon der schleswig-holsteinischen, eutinschen, und lauenburgischen Schriftsteller, von zwei dicken Bänden, besitzen, welches nur die Autoren von 1796 bis 1828 enthält. Die Verfasser haben hier Jeden aufgenommen, der nur Etwas hat drucken lassen, doch mit dem Bedinge, daß er entweder in Prosa über drei Seiten, oder in Poesie mehr als vier Gedichte der kleineren Gattung durch die Presse bekannt gemacht hat. Ferner sind mit einer wahrhaften Reunionspolitik alle Schriftsteller darin verzeichnet, welche nur einen temporären Aufenthalt in Holstein gehabt haben, z. B. Professoren, welche, keine geborne Holsteiner, nur kurze Zeit in Kiel gelehrt haben.

Heimweh hat der Holsteiner trotz dem Schweizer. Kann dasselbe sich auch nicht auf die Berge erstrecken, welche nur sehr en miniature im Osten zu finden sind, so geht es bei ihm auch auf die materiellen Interessen. Selbst der Student, der doch am ersten zu den Jünglingen gehören sollte, denen das Vaterhaus zu eng wird, die aus demselben stürzen, um die Welt am Wanderstabe zu durchmessen, sehnt sich, es ist kaum zu glauben, auf der Schloßterrasse Heidelbergs nach seinem verlorenen Paradies, nach Kiel, wo es rothe Grütze von Johannisbeeren und Plattdeutsch gibt. Viel ärger äußert sich dies Heimweh noch in der Klasse der Gesellen. Gehe Einer nach Harburg, dem ersten Orte, welcher diesseits der Elbe Holstein gegenüber liegt, und er wird fast lauter holsteinische Gesellen dort finden, welche die langen drei Prüfungsjahre hindurch in der weiten Fremde so nahe als möglich, als schnell einfädelnde Schneider oder pechdrahtziehende Schuhmacher, den glücklichen Moment ihrer Rückkehr erwarten, um noch an demselben Tage, wo möglich, ihr langentbehrtes Liebchen umarmen, und ihre Lieblingsspeise, von treuen Mutterhänden bereitet, am Abend genießen zu können.

Wenn ein neuer junger Arzt in Holstein irgendwo sein Domizil nahm, so pflegte er sich den Honoratioren durch einen Besuch zu empfehlen, und seine Dienste in vorkommenden Fällen anzubieten. Gewöhnlich erhielt er dann die Antwort, daß, so lange der ältere Arzt im Orte lebe, der einmal die Konstitution des Hausherrn und seiner Familie kenne, man unmöglich diesen verabschieden könne, daß man aber doch ein Uebriges thun, und den jungen Herrn Doktor rufen lassen wolle, wenn die Dienstboten erkrankten. Da nun die Medizin in den letzten

Jahren doch um Vieles ausgebildeter ist, ihre Jünger daher oft an Geschicklichkeit die alten Zunftmeister übertreffen, so geschah es bei Epidemien, in denen Herrschaft und Gesinde erkrankten, nicht selten, daß der ältere Arzt seine Patienten verlor, während der jüngere die seinigen, bei denen freilich auch die Jugend des Patienten wohl ihren Theil that, den Klauen des Todes entriß.

Die Verwaltung der Justiz in Holstein ließ zu meiner Zeit Manches zu wünschen übrig. Wer nicht überhaupt an einem solchen Institut verzweifelt, und das Daseyn einer Instanz schon für eine Wohlthat ansieht, der vermißte vor der jetzigen Einführung des Ober-Appellationsgerichts in Kiel die zweite und dritte, da in den meisten Fällen die Parteien ein privilegirtes Forum hatten, somit der erste Ausspruch unwiderruflich war. Denn wenn eine supplicatio ad thronum an die schleswig-holsteinische Kanzlei in Kopenhagen ging, so reformirte diese doch fast nie. Diese Instanz wurde auch eigentlich nur als eine solche angesehen, welche für Gebühren Restitutionen ertheilte. Sehr tadelnswerth war es, daß in einzelnen Kriminalfällen, wo begüterte Leute von Stande in Untersuchung geriethen, Kommissionen gebildet wurden, welche aus zwei Obergerichtsräthen und einem Sekretär bestanden, die selbst in ihrem gewöhnlichen Wohnort, während der Dauer der Untersuchung, die Diäten bezogen, die ihnen nur auf Reisen begleichen konnten. Höchst singulär war es auch, daß es, wenigstens bei dem Schleswiger Obergerichte, bei 5 Rthlr. Strafe verboten war, Präjudize (frühere Entscheidungen) anzuführen.

Die Verbrecher des Herzogthums wurden entweder in die damaligen Festungen Glückstadt und Rendsburg, als Karrengefangene, oder in das Zuchthaus nach Neumünster gebracht. Desertion der Sklaven, welche von alten, dekrepiten Unteroffizieren bewacht wurden, war nicht selten. Beging ein Sklave als solcher ein Verbrechen, so wurde er nach dem Kriegsgerichte beurtheilt, und war Todesstrafe nicht selten sein Loos. Auf der Kieler Anatomie sah ich im Jahre 1820 zwei Köpfe von ehemaligen dänischen Seeoffizieren — Monatslieutenants — liegen, welche am Morgen in Rendsburg hingerichtet waren. Beide wollten zuerst in Kopenhagen in eine Kriminalstrafe verurtheilt seyn, weil sie einem Wirth, der sie geprellt, ein Dutzend silberner Löffel, ohne die Absicht, solche für sich zu behalten, genommen und verborgen hatten. Spätere Vergehungen der Widersetzung, auch ein Komplott zur Befreiung, hatten ihnen die Todesstrafe zugezogen.

Das Tollhaus für Holstein war in Glückstadt. Wenn ich nicht irre, sind jetzt diese Unglücklichen, deren Verstand umnachtet ist, in Schleswig

der Leitung eines ausgezeichneten Arztes übergeben. Unvergeßlich bleibt mir eine kleine Polin, welche im Irrenhause zu Glückstadt in Einer Zelle mit einer immer lachenden, einer immer weinenden, und einer taubstummen Person saß. Seit zwanzig Jahren hütete sie, fast unbeweglich, rechts die erste Ecke des Zimmers, und trug allerdings alle äußern Zeichen des Wahnsinns an sich. Sie war auf der Landstraße von Glückstadt nach Krempe gefunden, und Niemand wußte, woher sie gekommen sey. Im Jahre 1815 behauptete zwar ein russischer Offizier, ein geborener Pole und arger Spaßvogel, natürlich im Scherz, seine Landsmännin, die sich auch wirklich mit ihm unterhalten hatte, sey eine der gescheitesten Personen, die er gesprochen habe, und habe sich bitter beschwert, daß sie seit zwanzig Jahren nur in Gesellschaft einer Taubstummen, eines weiblichen Heraklits, und eines Demokrits, von denen sie, bei dem besten Willen, kein Deutsch lernen gekonnt, gewesen sey. „Glaubt mir," setzte er dann lachend hinzu, „ein Pole erscheint den Deutschen leicht verrückt; er ist es auch oft; aber dann macht der Umgang mit Fremden ihn nicht klüger, sondern immer toller."

Wie prophetisch und wahr sprach der gute Lieutenant im Jahre 1815!

Friedrich Kölle.

Erlebtes

vom Jahr 1813.

Je älter wir werden, desto mehr ähnelt die Verrichtung unserer geistigen Kräfte, neben dem Abnehmen der körperlichen, dem Besteigen eines Berges, von welchem aus die zurückgelegte Bahn sich übersichtlich und in Verbindung mit Umgebungen darstellt, welche der Wanderer nicht hatte erschauen können. Und weil nun das denkwürdige Jahr ferne genug hinter uns liegt, um es als der Geschichte angehörend betrachten zu können, aber noch frisch im Gedächtnisse der Menschen lebt, welche in demselben beobachteten, litten, und sich freuten, so dürfte es an der Zeit seyn, das geistige Bild der damaligen Zustände zu entwerfen, wie sie neben den unvergessenen Begebenheiten sich gestalteten. Es wurde mehr geschwärmt, gehofft, und gestritten, als niedergeschrieben, und ich rechne es zu den freundlichsten Gestattungen meines auch sonst nicht ungütigen Sterns, daß ich damals in frischer Jugendkraft und in einer Lage mich befand, wo ich lernen und beobachten konnte, und dieses im Mittelpunkte der Begebenheiten, oder in ihrer Nähe.

Durch das ungeheure Unglück in Rußland hatte Napoleons Macht einen um so stärkeren Stoß erhalten, als es meist selbst verschuldet, und er nur durch die Meinung und ein Heer gehalten war, welches ihn wie einen Kriegsgott verehrt hatte. Bereits hatte der Volkskrieg in Spanien, die Schlacht von Aspern den Feldherrn, die Erschaffung neuer Throne für seine Brüder den Staatsmann, die Niederhaltung aller Freiheit den Erben der Revolution richtiger schätzen gelehrt; bereits konnte man bemerken, wie von weisen Staatsmännern die unglaublichen

Erfolge der Franzosen der Schwäche und Verkehrtheit der deutschen Regierungen und der Sympathie der mittlern Stände für die neue Lehre zugeschrieben wurden, wie die Jugend sich geistig und körperlich zu kräftigen bemühte, und statt des offenen, häufig gedankenlosen Antlitzes der Jünglinge nun ein ingrimmiges Ansichhalten erschien. Mit Jubel wurde der Brand von Moskau begrüßt, und das Verstummen literarischer Zänkereien bewies, daß Wichtigeres die Geister bewege. Das wehmüthige Gefühl bei den Verlusten, welche beinahe jede Familie in Rußland an Umgekommenen erlitten hatte, ward durch den Umstand peinigend, daß der Todte verdient hätte, für eine bessere Sache, für einen Kampf um Befreiung des Vaterlandes aufgespart zu werden. Und dennoch ahnete Mancher, daß gerade in der Zerstörung des Prätorianergeistes, welcher das Riesenheer beseelt hatte, in der Entziehung so vieler Kräfte aller Art auf einmal, die Möglichkeit einer neuen Gestaltung, eines Wiedererstehens der niedergehaltenen Volkskraft gegeben sey.

Mit solcher Stimmung traten wir das verhängnißvolle Jahr an. Wie Schatten, mit grünsahlem Gesichte und erstorbenen Augen, in halbverbrannten Pelzen und mit erfrorenen Händen und Füßen, erschienen die Zeugen des Rückzugs. Wen der Würgengel nicht gemäht hatte, den hatte er wenigstens geknickt. Napoleon selbst war kurz zuvor durch Dresden geeilt, hatte den König von Sachsen zu sich in die Wohnung des französischen Gesandten beschieden, und durch leichte Scherze den über die jüngste Vergangenheit tief betrübten und über die nächste Zukunft besorgten König verletzt, aber dennoch nicht zu einem Entschlusse aufgestachelt, zu welchem der nahe Königstein einen kräftigeren und selbstbewußten Herrn wohl veranlaßt haben würde. Aber die ganze königliche Familie sah Polen als die Quelle ihrer ewigen Seligkeit an, und ehrte im Kaiser den Geber des Großherzogthums. Auch war der Eindruck der Unfälle noch zu neu, sie wurden von einer sehr thätigen Polizei dergestalt verkleinert und entstellt, daß dieses Versäumniß, wo nicht als entschuldigt, doch als leicht erklärbar sich darstellte.

Ganz in der Stille, aber in enger Verbindung mit den geheimen Gesellschaften, arbeitete die österreichische Gesandtschaft an einer abgestuften Sinnesänderung des Hofes, und wurde von Adel und Freisinnigen, von Freunden des Herkommens, wie von allen in Handel, Leben, und Genuß Verkümmerten hierin unterstützt. Wer die Frauen gegen sich hat, und die täglichen Genüsse vertheuert, wird auch unter einem zahmen, dem Herkömmlichen zugewendeten Volke wenige Freunde haben. So begann jene Stimmung, in welcher Alle sich verstehen, ohne sich laut

zu äußern, Alle für Einen Zweck arbeiten ohne beschworenen Bund, und den Söldner des Feindes friedlich und ruhig umsummen, während sie zum Aeußersten sich vorbereiten. Auch Voraussagungen, Anziehungen von Stellen aus der heiligen Schrift fehlten nicht.

Aber noch war der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Kaisers, an den Reichthum seiner Hilfsquellen stark genug, und das Beispiel Friedrichs des Großen gerade auf dem Schauplatz seiner Thaten unvergessen. Auch machte die bekannte Gewaltsamkeit der Charaktere, welche durch einen schnellen Umschwung nothwendig Bedeutung hätten erhalten müssen, die Regierungen stutzig, und sie fürchteten, wo nicht für alle bürgerliche Ordnung, doch für eine Herrschaft, welche durch Nachahmung der französischen Formen gar sehr an Kraft des Handelns und Behendigkeit des Gehorchens gewonnen hatte. Auch dem Kriegerstande wurde es bei dem Gedanken an Volksaufstände unheimlich, und man verdankte bessere Einrichtung der Heere, schnelles Aufrücken der Tüchtigeren, Ehrenzeichen und Dotationen doch nur dem Kaiser.

Ueber die zugefrorenen Ströme kamen Streifkorps, aber auch nur solche heran. Die russischen Heere waren, trotz und vielleicht wegen der großen Linie, welche sie in Besitz nahmen, schwach, das Vorrücken, gegen einen beinahe vernichteten Feind und in befreundetem Lande, langsam. Yorks Vertrag zeigte, daß das Ende des unbedingt leidenden Gehorsams gekommen sey, nicht aber, wo diese Sinnesänderung ein Ziel finden werde, welches doch jeder Kriegsordnung so wesentlich nothwendig ist.

Täglich wurde es wahrscheinlicher, daß der Volkswille der Preußen, die im Stillen für den Heerdienst vorgebildete Jugend sich nicht mit Unthätigkeit begnügen, sondern streben werde, die Schmach von Jena zu tilgen. Es war, als ob jeder Einzelne eine Ehrensache durchzufechten hätte, und wäre die Regierung auch gewillt gewesen, unthätig in der gewählten Flankenstellung zu verharren, sie hätte es nicht vermocht. Sie konnte nur in der Strömung steuern, wider dieselbe nicht.

Wären die Deutschen, welche die russischen Vortruppen führten oder begleiteten, sich Dessen, was sie schaffen wollten, klarer bewußt gewesen, so hätte auch kaum eine andere deutsche Regierung vermocht, dem allgemeinen Zuge zu widerstehen. So aber war die unumschränkteste aller Regierungen ihre Stütze, der Adel mit seinen Ansprüchen an alle verlorenen Rechte ihr thätigster Gehilfe, ein wunderbares Gemenge von Frömmigkeit und Jakobinismus, von geschichtlichen Erinnerungen und von Gleichgültigkeit gegen jedes Recht der Stoff, welchen sie bearbeiten sollten. Was man vernichten wollte, wußte man, nicht aber was an dessen Stelle zu setzen sey. Die Fäden schürzten sich zwar zu

einem Knoten, liefen aber hinter demselben sogleich wieder auseinander. Auch hier sollten Die am kargesten bedacht werden, welche mit dem emsigsten Fleiße, mit dem größten Wagniß, und meist mit dem besten Glauben für Befreiung vom fremden Joche arbeiteten. Auch hier sollte der Kranz Denen werden, welche sich zu beherrschen vermochten und warten konnten.

So unter Hoffen und Bangen, unter den lebhaftesten Empfindungen, welche vergebens strebten, sich zu deutlichem Bewußtseyn zu steigern, vernahm man das Vorrücken der Russen; ein Strom nach dem andern ward überschritten, eine Festung nach der andern berennt, nirgends waren die französischen Truppen stark genug, sich zu halten, nur spärliche Verstärkungen eilten zu ihnen, und erfahrenen Kriegern wollte bedünken, daß das neugeschaffene französische Heer zwar an Zahl, nicht aber an leiblicher und sittlicher Kraft, noch weniger an Kriegserfahrung dem früheren gleichen werde.

Unwillkührlich wandten alle Blicke sich nach Oesterreich. Es hatte vor wenigen Jahren die Stimmung der Deutschen zu nützen versucht, die Leiter der Geheimbünde angestellt oder geschützt, es hatte Viel, aber die Ehre und den Schwerpunkt nicht verloren. Wie Heer und Adel dort gesinnt sey, wußte man wohl, fürchtete aber, daß die neuen Verwandtschaftsbande die natürliche Entwicklung hemmen oder stören dürften. Daß die durchgebildete Politik selbstbewußt und mit Berücksichtigung aller Verhältnisse handeln werde, war vorauszusehen, nicht aber wie sie mit Rußlands Stolz und Selbstsucht, mit Preußens Alles niederwerfender Volkskraft sich werde in ein richtiges Verhältniß setzen können. Metternich war noch nicht lange Leiter der auswärtigen Geschäfte. Nur Napoleon scheint ihn damals ganz errathen und durchschaut zu haben.

Die vornehmen Polen, welche zahlreich sich bei dem Anrücken der Russen nach Dresden geflüchtet hatten, suchten auf jede Weise die öffentliche Meinung zu bearbeiten, damit der Glaube an den endlichen Sieg des Kaisers, an die Wiederherstellung ihres Vaterlandes nicht schwach werde. Es war bei der größten Feinheit und Gewandtheit weltmännischer Bildung eine Abwesenheit eigentlich volksthümlicher Grundlage, ein Gemenge vom ältesten Mittelalter und den modernsten, in Frankreich selbst schon überfahrten Gleichheitsideen bemerkbar, und nur wenige der Erleuchtetsten unter ihnen gestanden im Vertrauen, daß sie nur in Einem Heil für ihr Volk erblicken könnten: in einem kräftigen, dem Lichte zugekehrten Gewaltherrscher.

Die ersten Tage des Märzmonats trieben den Hof in die Flucht,

vorerst nach Plauen im Voigtlande. Die Gesandtschaften, Ministerien, Kanzleien, Garden, und Viele, welche freiwillig sich angeschlossen hatten, bildeten ein buntes Gemische von Berufen und Ansichten, welche natürlicher Weise in einem kleinen Orte, wo man wie in einem Marschquartiere schlecht eingerichtet war, noch mehr zu Tage kamen. Hier wurde Preußens Vertrag mit Rußland, und die darauf bezügliche Erklärung von Kalisch bekannt, hier endlich die Erbitterung der königlichen Familie über die Sprengung der Dresdner Brücke dazu benützt, ein engeres Anschließen an Oesterreich vorzubereiten.

Diese Sprengung zweier Bogen war zwar eine Maßregel, welche bei einem Rückzuge ganz natürlich schien, erregte aber am sächsischen Hofe eine Erbitterung, wie man sie einer persönlichen, geflissentlichen Beleidigung weiht. Es wurde dem General Thielmann befohlen, die übergebliebenen sächsischen Truppen um Torgau zu sammeln und dem Rückzuge der Franzosen nicht zu folgen.

Zugleich wurde, als kaum die ersten Streifkorps der Verbündeten auf dem linken Ufer der Elbe erschienen waren, die Uebersiedelung nach Regensburg beschlossen und ausgeführt.

In Baireuth konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, J. P. F. Richter aufzusuchen. Ich kündigte mich als Adjunkt des rheinländischen Hausfreundes an, und Jean Paul zeigte mich zuerst seinen Kindern als solchen, ehe er nach meinem Namen fragte. Wir gingen bis in die späte Nacht vor seiner Wohnung auf und ab. Unser Gespräch war die Lage des Vaterlandes. Er spielte oft auf die rothe Erde an. Ich verstand ihn, ohne darauf einzugehen. Seine Unterhaltung war geistreich, gemüthlich, schnell überspringend. Jetzt darf ich sagen, er hoffte damals zu viel, ich zu wenig von der Zukunft Deutschlands.

Die Stimmung in Bayern war ungleich weniger gegen die französische Obergewalt, als sie es in Sachsen war, und die Furcht vor Oesterreich nicht so lebendig, da dieses noch als eine Art Verbündeter Napoleons da stand, als sie es in Sachsen war, Preußen gegenüber. Man hielt noch eine dritte, vermittelnde Gruppirung (Oesterreich, Bayern, und Sachsen) für möglich. Doch mußte Bayern eine Division zum neu sich bildenden französischen Heere stellen, und die Trauer um die in Rußland gebliebenen Bayern war groß, und größer als in Sachsen, weil ein bedeutender Theil des sächsischen Heeres in Polen gefochten, und dort nicht die ungeheuren Verluste gemacht hatte, welche den Rückzug aus Rußland so furchtbar bezeichneten.

Ein preußischer General, welcher ein Handschreiben seines Königs dem Könige von Sachsen überbrachte, erhielt keine bestimmte Antwort.

Man wollte noch zuwarten, und mußte es. Bedenklich war, daß die Kürassierregimenter, welche nach dem Könige eintrafen, ihm kein Vivat brachten, weil sie das Band des Hubertusordens für das der Ehrenlegion nahmen. Der König glaubte in Bayern dessen ersten Orden ehren zu müssen, und erschien mit demselben auf dem Balkon. Die Kürassiere mußten absitzen, und zu Fuß in ihre Kantonirungen wandern, wobei es an sehr auffallenden Redensarten natürlich nicht fehlte.

Es währte nicht lange, so wurde die Uebersiedelung des sächsischen Hofs nach Prag beschlossen. Hiedurch wollte man zugleich in der Nähe der Begebenheiten seyn, und im Stande, unabhängig nach den Umständen handeln zu können. Die Rüstungen der Franzosen wurden als riesenhaft geschildert, und, was noch mehr war, Prinz Eugen war aus seiner Stellung von den Russen und Preußen nicht weg zu manövriren. Es lag nun am Tage, daß in Sachsen die Entscheidung erfolgen müsse.

Das Poniatowsky'sche Armeekorps, welches sich unter dem Schutze der Oesterreicher nach Gallizien gezogen hatte, durchkreuzte bei Pilsen unsere Straße. Die Gestattung dieses Durchmarsches zeigte, wie weit Oesterreich noch von einer thätigen Theilnahme an einem Angriffe auf Napoleon sey. Dennoch waren seine Rüstungen sehr bedeutend, und die Stimmung von Heer und Volk offen wider Frankreich. Zwar litt der tägliche Verkehr sehr durch das Papiergeld, aber der schlaue Böhme wußte sich dabei besser zu helfen, als der Oesterreicher oder Ungar.

Das Nepomuksfest brachte eine unglaubliche Menge Landvolk nach Prag. Die Geschichte des Landes schien auf den Gesichtern aufgezeichnet. Es lag etwas Zurückgestautes, Gewaltsames im Ausdruck, sogar während der feurigen Andacht, wobei dem Fremden unheimlich zu Muthe wurde.

Aus dem Hasse gegen Frankreich machten die österreichischen Offiziere ganz kein Geheimniß. Es war aus Allem ersichtlich, daß das Heer zwar lange Das noch nicht war, was es werden konnte, daß aber die traurigen Erfahrungen bereits manche durchgreifende Verbesserung herbeigeführt hatten.

Das erste Zusammentreffen des russisch-preußischen und des neu gebildeten französischen Heeres ließ bereits für jenes nichts Gutes ahnen, und die zuerst als Sieg angekündigte Schlacht von Lützen verwandelte sich nach wenigen Stunden in eine wenigstens strategische Besiegung. Der Schmerz hierüber war allgemein und tief.

Noch war es Zeit für den König von Sachsen, schnell nach Wien abzureisen. Daß sein Land von den alliirten Franzosen nicht gelinder werde behandelt werden, als von den feindlichen, war nach der Sachlage voraus zu sehen. So aber blieb der König, opferte Sensft,

Langenau, und Thielmann auf, kompromittirte Oesterreich, und folgte den durch Flahault überbrachten Befehlen Napoleons sogleich. Somit war unser Loos, nach Dresden, in die Mitte der innern Linie, zurückzukehren, von welcher aus Napoleon seine Gegner vernichten wollte.

Viele illyrische Ausreißer begegneten uns auf dem Wege nach Töplitz. Mir, dessen Laune natürlich nicht die beste war, gereichte es zu großem Troste, die Familie Körner in Töplitz zu treffen, deren Güte meinen früheren Aufenthalt in Dresden so sehr verschönert hatte. Sie war dem Kriegsgetümmel ausgewichen. Kaum hatten wir uns über das seither Erlebte auf das Laufende gesprochen, so erschien Göthe, welcher aus gleichen Ursachen sich dem altbefreundeten Badeorte zugewendet hatte. Sey es, daß Zeit und Umgebung ihn milder stimmten, oder daß meine Verbindung mit Hebel ihn für mich einnahm, ich fand ihn herzlich, sehr liebenswürdig, und bei weltmännischer Gefügigkeit nichts weniger als greisenhaft. Von Hebel kamen wir auf Sebastian Sailer, und da er den Sturz Lucifers nicht kannte, sich aber an Einzelheiten, welche ich ihm daraus erzählte, höchlich ergötzte, so hatte dieses erste Zusammentreffen die Folge, daß ich nach meiner Rückkehr in die Heimath thätig nach Sebastian Sailers Nachlaß forschte, und daß dieser ziemlich vollständig, und von einer Lebensbeschreibung begleitet, erschienen ist.

Aber wie ein Sonnenblick durch düstere Wolken nur die Dunkelheit der Schatten und die Kontraste erhöht, so wirkte der heitere Abend im Kreise so lieber und ausgezeichneter Menschen bei Fortsetzung der Reise wahrhaft tragisch auf mich. Unter dem hörbaren Donner der Schlacht bei Bautzen fuhr ich über die Thalebene, ohne die Hoffnung wagen zu dürfen, daß hier gerade der erste entscheidende Schlag auf die französische Uebermacht fallen werde.

Zertretene Saaten, Heergeräthe und Nachzügler, traurig grimmige Gesichter und Noth empfingen uns um und in Dresden. Auch bei Bautzen hatten die Franzosen vorzüglich durch Aufopferung deutscher Truppen gesiegt, aber ohne wie sonst den Gegner zu zermalmen. Viele Tausende nachher wieder gesammelter Versprengten der Lützner Schlacht zogen in bunten Marschbataillonen durch die Stadt, und von Stärke, Haltung, und Einübung des neuen französischen Heeres wollte Niemand viel Rühmliches sagen.

Daß auch bei den Preußen die Gährung noch trübe, der vorsündflutliche Geist noch in den Linientruppen lebendig sey, wurde ebenfalls nicht verschwiegen. Des Schicksals Frucht war also noch nicht reif.

Napoleon hatte im Kreise der königlichen Familie die bedeutenden Worte fallen lassen: Je sens que je vieillis, les fatigues ne m'amusent

plus. Sein Heer und sein Volk fühlten bereits etwas Aehnliches sehr lebhaft, und die mobilisirten Nationalgarden, welche auf den Rockschößen vier N. trugen, gaben zu dem Witzworte Anlaß, diese bedeuten: Nur nicht nach Norden. Vier Jahre früher hatte man das B. L. W. — böhmische Landwehr — mit Bauer laufe weg zu Dresden kommentirt; jetzt war bereits die Reihe an den Franzosen.

Das Vertrauen in den achtungswerthen König war durch Das, was dieser gethan und unterlassen hatte, bis in die sonst so gutmüthige Masse herunter sehr geschwächt; Jeder fühlte, daß Charaktere wie seiner der jetzigen Zeit nicht gewachsen seyen, und die unruhige Thätigkeit der zahlreich ihn umgebenden Polen wurde den Dresdnern täglich unausstehlicher.

Dagegen war auch keine Sympathie für die Russen, und keine große für die Preußen vorherrschend. Man fürchtete die deutschen Jakobiner, und betrachtete die Lützow'sche Freischaar als einen mißlungenen zweiten Akt zu der Schill'schen Expedition. Wahr ist es, der Enthusiasmus, welcher in dieser kleinen Truppe zusammengedrängt, und der kriegerischen Wirksamkeit oft nachtheilig war, hätte, in viele Landwehrbataillone vertheilt, statt unbequemer Hitze wohlthätige Wärme verbreiten müssen.

Ob der Waffenstillstand, welcher bald unter Oesterreichs Vermittlung abgeschlossen wurde, dem einen oder dem andern Theil vortheilhaft sey, darüber wurde von befugten Stimmführern vielfach gestritten. Gewiß war, die französische Armee hatte hochnöthig, sich zu reorganisiren, zu verstärken, und besonders ihre Reiterei etwas einzuüben. Aber auch die Verbündeten hatten Zeit nöthig, um die Ergänzungen heran zu bringen, die Landwehr zu bewaffnen, und besonders sich neue Verbündete zu werben. Nur Das schien gewiß, Sachsen werde während des Waffenstillstandes aufs Aeußerste erschöpft, und die Rolle Oesterreichs die bedeutendste werden. Man konnte voraussehen, daß es zuerst den Ueberwundenen, dann dem Ueberwinder die Bedingungen vorschreiben, und mit ungeschwächten Kräften das entscheidende Gewicht in eine oder die andere Wagschaale legen werde.

Man mußte die Weise als meisterhaft anerkennen, in welcher Oesterreich die Rolle eines Herzogs von Savoyen oder Königs von Sardinien im Großen spielte, wie es die verschiedenen, gegen Frankreich gerichteten Kräfte zu nutzen und beizuordnen verstand, und mit Einhaltung aller diplomatischen Formen auf die großartigste Weise that, was es thun sollte und mußte. Napoleon wurde keineswegs getäuscht; schon im Dezember hatte er zu Warschau gesagt: „Ich gehe nach Paris, um Wien

und Berlin zu überwachen." Er kannte die Natur der verschiedenartigen Oppositionen wider seine Uebermacht genau, glaubte aber nicht, daß sie sich vorläufig unter einander verständigen, und zu festem, wenn auch kurz dauerndem Bunde zusammenwachsen würden. Von der Seite der deutschen und freisinnigen Partei fürchtete er am meisten. Einen geachteten Arzt ließ er von Dresden nach Erfurt in's Gefängniß führen, um durch Schrecken niederzuhalten. Keine Nachgiebigkeit irgend einer Art glaubte er in seiner Lage zeigen zu dürfen. Nie hat es einen standhafteren und selbstbewußteren Feind aller persönlichen Unabhängigkeit, aller Volksthümlichkeit, und aller Freiheit gegeben, als ihn. Es schien, als wolle er am ganzen Festlande alle Unbille rächen, welche Korsika von diesem seit Jahrhunderten erfahren hat. Hätte er die Deutschen errathen und in ihrem Sinne gehandelt, wahrlich, er wäre nie von ihnen verlassen worden.

Bedenklich schüttelten seine Krieger den Kopf, als er Aufstellung des Fußvolkes in zwei Gliedern befahl, und Dresden in Eile in einen haltbaren Platz umzuschaffen gebot.

Moreau's Erscheinen machte eine unglaubliche Wirkung unter den Franzosen. Er konnte für den Vertreter der beseitigten Freiheitsideen, einer bedeutenden Meinungsschattirung in Frankreich gelten, für den Kern einer Opposition, und für einen lebenden Vorwurf einer Ungerechtigkeit, mit welcher der erste Konsul nach dem Imperatorsmantel gegriffen hatte. Es stellte sich heraus, daß vorläufig Personen und Prinzipe sich gegenüber standen, daß der glühendste Nationalhaß dem Kampfe gegen eine Zwingherrschaft geopfert werden könne, welche Alle gleich sehr bedrohe. Zugleich wurde Spanien durch die Schlacht von Vittoria befreit, und Oesterreich rüstete immer stärker und näherte sich immer offener den Preußen und Russen. Durch die Verlängerung des Waffenstillstands ging die tauglichste Zeit zum Kriegführen für die Franzosen verloren, weniger für ihre Gegner, welche ihren Hilfsquellen näher lagen, und ihre Rüstungen noch nicht vollendet hatten.

Die Unterhandlungen des Grafen Metternich, die bekannte Szene im Marcolini'schen Garten ließen bald keinen Zweifel mehr übrig, welche Partei Oesterreich nun ergreifen werde. Als der Graf den wohl nicht aus Zufall am Boden liegenden Hut des Kaisers nicht aufhob, schien das Selbstbewußtseyn Oesterreichs, die persönlich beleidigte Würde des hochgestellten Edelmanns, es schien die öffentliche Meinung sich in diesem Nichthandeln strack auf die Füße zu stellen, und den Fehdehandschuh dem wohlbekannten kleinen Hute beizugesellen.

So geheim die Unterhandlungen in Trachenberg betrieben wurden,

so erfuhr man dennoch, wie viel dort auf Oesterreichs Stimme gegeben werde, und wenn die Furcht nachher ungegründet sich erwies, daß Oesterreich für gewisse Fälle das Königreich Bayern gegen das auf dem rechten Etschufer liegende Königreich Italien sich ausbedingen werde, so war sie dennoch durch Geschichte und Sachlage erklärlich, und verfolgte Manchen bis zum Rieder Vertrag wie ein Gespenst.

Während des Waffenstillstandes wollte ein sächsischer Kammerherr zuerst den Kaiser, bei welchem er zur Aufwartung bestellt war, dann sich selbst erschießen. Die Nacht, bevor er den Dienst antreten sollte, wurde der noch junge Mann von einem Gichtanfall auf ein langes Siechbette geworfen. Er starb bald darauf, ohne den Befreiungskrieg mitmachen zu können.

Auch dieser Vorsatz würde, wenn er zur That geworden wäre, gewiß dem Treiben der geheimen Gesellschaften zugeschrieben worden seyn. Und dennoch ist der Wahrheit gemäßer diese Stimmung sowohl, als die schnelle Verbreitung und ausgedehnte Wirksamkeit der geheimen Gesellschaften der öffentlichen Meinung, dem unerträglich werdenden Druck zuzuschreiben. Es gibt Phasen des gesellschaftlichen Zustands, wo geheime Gesellschaften, wie Parasitenpflanzen an einem kränkelnden Baume, wie chronische Krankheiten in einem geschwächten Körper, entstehen müssen. Sie beschleunigen die Auflösung, deren Symptome sie sind, sie ordnen die Thätigkeiten zu und unter, aber sie sind nur der Ausdruck von Naturnothwendigkeiten. Ohne diese werden sie Wenig, gegen sie Nichts vermögen. Man übertreibt ihre Wichtigkeit, heuchelt größere Furcht vor ihnen, als man wirklich hat, nur um nicht gestehen zu müssen, daß die öffentliche Meinung sich von der Regierung abgewendet habe. Der Tugendbund hat sehr Viel geleistet. Er hat die Jugend körperlich und geistig gekräftigt, und den Kampf vorbereitet, welcher zum Sieg führte. Aber seine Wichtigkeit lag darin, daß er bezweckte, was Allen noth that, daß er die Mittel zum Zwecke klar erkannte, und herzhaft ergriff. Alle beinahe wollten Dasselbe, ohne dem Bunde anzugehören. Sobald der nächste Zweck erreicht war, nahm jener ein Ende, welches verdient hätte, weniger unerfreulich zu seyn.

Wie unser Volk nach einer schauerlichen Ballade ein Schelmenliedlein zu singen pflegt, um den tragischen Eindruck jener zu verwischen, so will auch ich jetzt der Vorstellungen gedenken, welche die Truppe des **Théâtre français** während des Waffenstillstandes in Dresden vor dem Kaiser und einem eingeladenen Publikum gab. Es ist unläugbar, daß diese Truppe durch Zusammenspielen, weltmännische Formen, Positivität des Spiels, richtige Aussprache, und vollständiges Einlernen unerreicht

und als Muster für alle Bühnen da stand und noch da steht. Freilich kann man Viel verlangen von Einer Bühne für die Hauptstadt eines der äußeren Repräsentation so sehr zugewendeten Volks, mit solchen Privilegien, und so beschränktem Repertorium. Aber Aehnliches würde Deutschland und Italien unter gleichen Umständen, jenes für das Tragische vielleicht noch besser, hervorbringen, wenn ein tüchtiger Vorsteher eingreifen und durchgreifen wollte, wie Göthe in Weimar. Auf jeden Fall war jener Besuch eine eben so heilsame Lehre für die deutsche Bühne, als es die Heere und Verwaltungen für das Land waren. Wir hatten Manches zu lernen, was in unserem unseligen Zustande nicht hatte an uns anfliegen können. Hoffentlich werden wir auch künftig dem theuren Lehrmeister keine Schande machen.

Einen der Schauspieler, Michot, lernte ich in Tharand kennen, wohin er an einem freien Tage mit Talma, der Mars ꝛc. einen Ausflug gemacht hatte. Ich wußte, daß er Pigault le Brun's Bruder war, und sich mit Zartheit und Menschlichkeit gegen den unglücklichen Ludwig XVI. betragen hatte, welchen er als Nationalgarde-Offizier im Templergebäude zu bewachen hatte. Er machte einen langen Spaziergang mit mir, äußerte sich mäßig und gemüthlich, sah das Unglück voraus, welches bald über Frankreich hereinstürmen sollte, und errieth die aufsteigende Bewegung Deutschlands mit sehr richtigem Takte. Nie habe ich einen Schauspieler gekannt, welcher es so wenig im gewöhnlichen Leben war. In seinem Fache, z. B. als Buller im Bruderzwiste, wird er nie wieder erreicht werden. Talma hatte etwas mit sich selbst Zerfallenes, mit einer starken Dosis Menschenverachtung, in seinem Wesen; die Mars schien mir innerlich kalt zu seyn, und auf ihren Talenten wie auf einem Klaviere zu spielen. Dasselbe kann man beinahe an allen Frauen bemerken, welche lange jugendlich bleiben. So spielte Jedes eigentlich sich selbst, und daher so vorzüglich. Im Weimar'schen „Journal des Luxus und der Moden" habe ich einige Bemerkungen über jene Vorstellungen und das Verhältniß der französischen Bühne zur deutschen niedergelegt, auf welche ich deßhalb nur den Leser verweise, welcher Näheres über dieses Intermezzo zu erfahren wünscht, weil das Urtheil befugter Richter, welche nicht wußten, wer der Verfasser sey, mich glauben lassen, daß ich nicht unrichtig geurtheilt habe.

Wem es sonderbar scheint, daß in solchen Zeiten Schauspiel und Schauspieler die Aufmerksamkeit fesseln konnten, der hat wohl nie Gelegenheit gehabt, die seltsamen Kontraste zu beobachten, welche gerade dem bewegtesten Leben, den tiefsten Gemüthern eigenthümlich sind. Der

Ernst um uns war so furchtbar, daß er uns erdrückt haben würde, wenn wir uns von ihm ausschließlich hätten beherrschen lassen.

Die äußere Ruhe des Benehmens war bei Männern jeder politischen Schattirung die einer Stunde vor dem Ausfechten einer ernsthaften Ehrensache. Die Sachlage begann stärker zu werden, als die kräftigsten Männer; dem Geiste, welcher die Massen zu bewegen begann, konnte auch das größte (und zum Glücke für die Menschheit seltenste) Feldherrntalent nicht mehr gewachsen seyn. Die Stimmung seines Heeres wurde täglich bedrohlicher, man war müde, und ein Napoleon im Vertheidigungskriege war dem Franzosen schon nur ein halber. Bei Deutschen und Italienern war die Stimmung noch weit ungünstiger, am ungünstigsten bei den neu errichteten Ehrengarden. Nur die Polen waren voll Vertrauens auf nahen Sieg und Rückkehr in's Vaterland.

Der Prager Kongreß wurde von den Franzosen selbst als ein Blendwerk angesehen, mit welchem Napoleon die Fortsetzung eines Kampfes zu beschönigen trachtete, welcher unvermeidlich war, wenn er nicht auf die Linie von 1808 herabsteigen wollte. Graf Bubna, einer der wärmsten Verehrer der militärischen Talente Napoleons, wendete alle Kraft einer herzlichen und aufrichtigen Beredsamkeit auf, um zu beweisen, daß man nun auf dem Punkte angekommen sey, wo der Dämon der Volksbewegungen allen Herrschern bedrohlich werde, wo ein ehrenvolles Nachgeben nicht nur Frankreich frommen müsse, sondern auch allen bestehenden Gewalten überhaupt. Er sprach ohne Erfolg, denn Napoleon, der Sohn des Siegs, glaubte den Abgrund hinter sich zu haben, und daher nicht nachgeben zu dürfen.

Zudem bot die Stellung an der Elbe den bedeutenden Vortheil einer inneren Linie. Er konnte auf jedem gegebenen Punkte seine Streitkräfte schneller entwickeln, als die von außen heranrückenden Gegner, und er schien nicht zu glauben, daß die oft besiegten Gegner endlich doch auch Etwas gelernt und sich besser zusammengenommen haben möchten.

Fouchés räthselhaftes Erscheinen in Dresden machte den Eindruck einer Gespensterercheinung. Scharfsinn und Gleichgültigkeit gegen alle sittlichen Grundsätze drückten sich in seinem beinahe brauenlosen Gesichte aus. Er stand einsam und schweigend in den zahlreichen und überfüllten Gesellschaften Bassano's, und verschwand bald wieder.

Die Feier des Napoleonsfestes wurde wegen des nahen Ausbruchs der Feindseligkeiten schon den 10. August mit großer Heerschau begangen. Mamelucken und Tatarn fehlten nicht, wohl aber der alte Kern, und die alte Zuversicht, zu siegen.

Daß Fürst Karl Schwarzenberg den Oberbefehl über die Heeresmassen erhalten habe, welche die Franzosen bekämpfen sollten, befremdete anfänglich; bei näherer Erwägung erschien aber diese Ernennung als sehr zweckmäßig, wenn man sich die vereinten Monarchen im Hauptquartier gegenwärtig dachte: da war diplomatisches Talent, persönliches Vermitteln, eine gesellschaftliche Erscheinung, mit welcher der Höchste wie mit Seinesgleichen verkehren konnte, ohne daß sie durch Gleichheit drückend gewesen wäre, vor Allem nöthig. Ueberdem waren Charakter und Handelsweise Napoleons wohl Wenigen so genau bekannt, wie dem ehemaligen österreichischen Botschafter in Paris. Ja es schien beinahe, als ob dieser Mann bestimmt sey, durch das merkwürdige Unglück des Brandes auf Napoleons Geschicke einen geheimnißvollen Einfluß zu üben. Zudem hatte Schwarzenberg noch nie große Heere befehligt, konnte einzelne Unfälle durch numerische Ueberlegenheit wieder ausgleichen, und da er für einen ruhigen, sehr ehrenwerthen Charakter galt, so erschien er bei näherer Betrachtung als das geeignetste Bindemittel einer durch die Nothwendigkeit hervorgerufenen Vereinigung, als Bürge gemäßigten, annähernden Benehmens gegen die gezwungenen Verbündeten Napoleons, und als tüchtigstes Werkzeug der Ausführung Dessen, was ausgezeichnete Staatsmänner bezweckten und gute Generalbe vorbereiteten. Bereits spielten sehr bedeutende politische Faktoren in den Gang der Kriegsbegebenheiten hinein. Beide in Einklang zu bringen, schien Er vor Vielen, vielleicht vor Allen berufen.

Denn Blüchers rein militärischer Charakter, gerade Das, was vor dem Feinde die Soldaten in's Feuer trieb, konnte bei so verwickelten Verhältnissen, bei so vielen nothwendigen Transaktionen störend und unbequem werden, und der Kronprinz von Schweden war zu sehr im Herzen und im alten Interesse seines Landes Franzose, als daß man ihm die Leitung des Ganzen füglich hätte anvertrauen können. Daß auch nicht Ein Erzherzog von Oesterreich in diesem großen Augenblicke den Degen zog, der Kaiser aber bei dem Heere war und blieb, bewies kluge Mäßigung und richtige Erkenntniß der Sachlage.

Einen unglaublichen Eindruck auf das französische Heer machte der Befehl der preußischen Regierung, alles Land öde zu legen, welches man dem Feinde räumen müsse. Wenn schon die Unausführbarkeit vor Augen lag, so war es dennoch der glühende, unversöhnliche Haß, der Entschluß, das Aeußerste daran zu setzen, welche Bestürzung und Unlust unter den Franzosen verbreiteten, denen glänzende Schlachten, bequeme Quartiere, und baldiger Friede stets und nun mehr als je Bedürfniß waren.

Das Uebertreten von 4 Schwadronen westphälischer Husaren und von General Jomini im Augenblicke, welcher den Waffenstillstand beschloß, bewies, welche Richtung die Geister zu nehmen begannen. Die dänische Allianz konnte für keine Entschädigung gegen die Verluste gelten, welche man Frankreich nicht nur durch die Feindschaft Oesterreichs, sondern besonders durch die öffentliche Meinung erleiden sah. Es hatte eine entschieden falsche Stellung, aus welcher auch ein glänzender Sieg nicht erretten konnte.

Wäre die böhmische Armee sogleich vorgerückt, als Napoleon sich nach Schlesien mit seiner Hauptmacht begeben hatte, so hätte eine auf Dresden eingetriebene Spitze wahrscheinlich den Verlust dieses so wichtigen Knotenpunkts zur Folge gehabt; so aber erschienen die ersten Bewegungen der Verbündeten langsam und ungewiß, und die weit ausgreifenden Kolonnenmärsche durch das Erzgebirge zu verwickelt für den einfachen Zweck. Napoleon erschien gerade, als die Vorstädte angegriffen waren, und wurde von den bedrängten Dresdnern mit herzlichem Lebehoch empfangen, entwickelte den folgenden Tag seine Kräfte, und schlug die letzte Siegesschlacht. Die polnischen Regimenter, welche österreichischer Seits sich schwach gewehrt, und frühe das Gewehr gestreckt, nahmen meist Dienste bei den im französischen Heere fechtenden Polen, von welchen sie bei erster Gelegenheit wieder zu den alten Fahnen zurückkehrten.

Warum die Verbündeten sich so schnell von Dresden zurückzogen, ward erst später klar; aber daß Kosaken noch nach zwei Tagen das Schlachtfeld durchstreiften und Dresdner Einwohner abführten, Das dämpfte, mit der Verwüstung der Umgegend, gewaltig die Freude der Einwohner Dresdens über augenblickliche Befreiung.

Moreau's tödtliche Verwundung und die Erkrankung des Kaisers beschäftigten einige Tage hindurch alle Gemüther. Jene erschien als ein großartiger Fingerzeig des Schicksals. Er sollte der Sache der Freiheit möglichst nützen, nicht aber den Vortheil davon ziehen, wider sein Vaterland gefochten zu haben, und am Ende verlor Frankreich selbst am meisten durch seinen Tod. Die Erkrankung Napoleons war nur Wenigen bekannt, bevor sie gehoben war. Eine Erkältung, durch den Platzregen am Tage der Schlacht verursacht, und der Aerger über den Verlust an der Katzbach rüttelten das alte Magenübel auf, an welchem er nach wenigen Jahren starb.

So thätig war die Polizei des Hauptquartiers, daß wir an Einem Tage die Schlachten von Großbeeren, der Katzbach, und von Kulm erfuhren, obgleich eine Woche zwischen der ersten und letzten verflossen,

und die Entfernung bei allen nur gering war. Schon die Schlacht an der Katzbach wog die Vortheile der Dresdner vollkommen auf. Kulm zerstörte das schönste Armeekorps, und hob den Muth und die Einigkeit der bei Dresden Besiegten. Es wurde nun unzweifelhaft, daß die Verbündeten den Kosakenkrieg mit Heeren zu führen gedachten. Wo die Hauptmacht erschien, wichen sie zurück, gegen die Marschälle gingen sie mit Uebermacht vor, und ermüdeten durch beständiges Hin- und Herbewegen in dem strategischen Dreieck die Kerntruppen, welche Napoleon selbst befehligte, in der stets vereitelten Absicht, eine Entscheidungsschlacht herbeizuführen.

Wenige Tage darauf wurde auch Ney bei Dennewitz geschlagen. Die neu errichtete preußische Landwehr hatte auch hier wieder Wunder der Tapferkeit gethan.

Alle Versuche, in Böhmen einzubrechen, waren mißlungen, die Verbündeten verstärkten sich täglich durch Heranziehen der Reserven, überfielen und fingen die Reiterbrigade Bruno in Freiberg, und sogar eine Wagenburg vor den Thoren der Neustadt Dresden.

Zu Dresden herrschte ein Hospitaltyphus, welcher der Pest an Ausdehnung und schnellem Verlauf Nichts nachgab. Eine Frau, welche den Mantel eines in das Hospital geführten Kranken aus Barmherzigkeit von dem Pflaster aufhob, auf welches er herabgefallen war, starb noch an demselben Tage.

In diese Zeit fällt bereits die Maßregel der bayrischen und der würtembergischen Regierung, alle blaß aussehenden Soldaten in's Lazareth, und alle Genesenen in der Stille nach Hause zu senden. Die Franzosen stellten sich, als ob sie es nicht merkten. Auch nahm die Desertion von Soldaten aller Nationen — auch Nationalfranzosen — auffallend zu. Ein ganzes sächsisches Infanteriebataillon ging mit den Offizieren zu den Preußen über.

In demselben Zeitraum, in welchem Blücher seinen Rechtsabmarsch nach Wartenburg bewerkstelligte, übersiedelte ich mich von Dresden nach Leipzig. Zu Wurzen besuchte ich den vom aktiven Dienste entfernten sächsischen General von Funk, und hörte von diesem wissenschaftlich gebildeten Manne prophetische Worte, welche bald auf eine überraschende Weise in Erfüllung gehen sollten. Unter Anderm bezeichnete er Leipzig als das nothwendige Schlachtfeld, Sachsen als das vorausbestimmte politische Opfer. Auch hier konnte man bemerken, daß der Prophet in seinem Vaterlande Nichts gelte. Funk wäre die Zier jedes Generalstabs gewesen, welcher Spezialitäten wegen der Ausdehnung seines Wirkungskreises nöthig hat und zu nützen versteht. Nie hörte ich über das

Dynamische der Heere, über Vorbildung zum Kriegerstande, und Berechnung der Personalität des Feldherrn wahrer und klarer sprechen.

Zu Leipzig fand ich den Grafen Wilhelm von Hochberg, jetzt Markgrafen von Baden, welcher mich von Karlsruhe her kannte, und mir stets ein besonders gnädiger Herr war. Er befehligte eine mobile, vorzüglich wider die zahlreichen Parteigänger gerichtete Kolonne, und ich konnte mich als zu seinem Hauptquartiere gehörend ansehen. Die Desorganisation des französischen Heeres wurde nun erst recht faßlich, und die deutsche Gesinnung neben aller Pflichttreue, welche ich an dem Grafen und seiner Umgebung bemerkte, war für mich wahrhaft rührend. Hoffentlich wird die Zeit solchen Widerstreites der Pflichten nie wiederkehren; wer aber in ihr gelebt hat, wird sich schwer entschließen können, einen Stein auf Die zu werfen, welche auf einer oder der andern Seite zu weit gegangen seyn mögen.

Die Vorposten der Nordarmee erschienen im Angesichte Leipzigs, und plänkelten lustig, während in der Stadt der Generalmarsch erschallte. Sie verschwanden zwar bald, statt dessen aber wirkte die Nachricht von Blüchers Marsch hinter die Saale wie ein Donnerstreich, denn entweder mußte Napoleon nun die Elblinie und Leipzig zugleich verlassen, oder um Leipzig eine Entscheidungsschlacht wagen.

Bereits zog das französische Heer auf allen Straßen gegen Leipzig, die Elblinie durch Dresden und Torgau vorläufig noch festhaltend. Alle Bewegungen der Verbündeten zeigten Vorsicht und kluge Berechnung, und wenn das Heranziehen der in Franken aufgestellten Reservearmee nicht verhindert werden konnte, so gewannen Jene durch diesen Abmarsch an Bayern einen mächtigen Zuwachs. Wäre bei Leipzig nicht gesiegt worden, so würde Bayerns Schicksal noch härter geworden seyn, als das von Sachsen es wurde.

Man glaubte anfänglich, Napoleon werde von Düben auf Magdeburg und an den Harz ziehen, oder an der Saale aufwärts eine Stellung nehmen, aber das Heranrücken der großen böhmischen Armee zeigte nur zu bald, daß es auf eine Frontalschlacht abgesehen sey, wo der Schwächere bei gleichem Verluste natürlich im großen Nachtheil ist.

So kam der 14. Oktober heran, und man glaubte, der Jahrstag der Schlacht von Jena werde nicht ohne ein Gefecht mit der böhmischen Armee vorübergehen. Napoleon traf von Osten her ein, der Kanonendonner erschallte bald von Süden her, und am Abend trafen bereits zahlreiche Verwundete, besonders von den eben aus Spanien herbeigerufenen Dragonern der Division Milhaud, in Leipzig ein, und der Brand von Liebertwolkwitz leuchtete in die Herbstwolken hinein.

Eine sehr liebenswürdige Dame, welche ich früher in Dresden bewundert hatte, und welche seither ein Gartenhaus südlich von Leipzig bewohnte, fand sich unter diesen Umständen bewogen, in die innere Stadt zu ziehen, und ich half ihr nach Kräften den schnellen Umzug zu bewerkstelligen. Als ich spät Abends nach Hause zurückging, begegnete ich unter dem Stadtthore einem Zug Geschütze, und als ich, um ihn vorbeifahren zu lassen, auf die Seite in eine Nische auswich, welche auf dem Brückenbogen angebracht war, erkannte mich ein Angestellter der französischen Feldpost, ein zurückgekehrter Ausgewanderter, Namens la Tour d'Auvergne, mit welchem ich einigemal, aber nie über Politik gesprochen hatte. Er flüsterte mir als Gruß die bekannten Verse zu:

l'aveuglement, l'erreur,
De la châte des Rois funeste avantcoureur....

Diese Worte, in dieser Oertlichkeit und unter diesen Umständen gesprochen, schienen mir die Stimme Frankreichs, ja Europa's.

Auch die k. sächsische Familie mit Garden und Ministerien war eingetroffen; nur waren Prinz Anton und seine Gemahlin und die Prinzessin Mariane zurückgeblieben. Im Publikum sah man diese Reise des Königs als eine gezwungene, seine Lage als die eines Geisels für die Treue seiner Truppen an.

Der Uebergang Bayerns wurde sogleich durch die deutschen Blätter bekannt, welche im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg in Altenburg gedruckt waren, und mit dem Rieder Vertrag würdig begannen. Ueberhaupt war offenbar, daß die Verbündeten täglich, ja stündlich von Allem unterrichtet seyn mußten, was in Leipzig vorging.

Ein Exemplar dieses ersten Blattes wurde von mir einem Offizier des badischen Generalstabs an der Treppe des Hotel de Saxe zum Durchlesen gegeben, als der berüchtigte Bacher, welcher in demselben Gasthofe wohnte, herbeikam. Dieser, eines der unterwürfigsten Werkzeuge Napoleons, war uns längst bekannt und verhaßt. So behend er war, um zu sehen, was wir lasen, so war dennoch der Offizier noch behender, und bot ihm mit der größten Unbefangenheit die Proklamation des Königs von Sachsen an seine Truppen hin, in welcher er sie vor Verrath und Verführung warnt, und den Uebertritt des Bataillons des Infanterieregiments König beklagt. Bacher stellte sich wenigstens, als ob er die Verwechslung nicht bemerkt hätte, und schien sehr zufrieden mit unserer Loyalität. So wurden die Anhänger Napoleons bereits überall behandelt.

Den 15. Oktober wußte man schon bestimmt, daß vergebliche Ver-

suche gemacht worden seyen, die in Dresden zurückgebliebenen zwei Armeekorps nach Leipzig zu rufen. Alle Wege waren von Kosakenschwärmen verlegt, und hinter denselben zogen die drei Heeresmassen von Süden, Westen, und Norden her gegen das Feld, auf welchem schon so manche Schlacht geschlagen worden war.

Unausgesetzt schallte der Kanonendonner am 16. von Süden her, wo Napoleon mit der böhmischen Armee kämpfte. Zuweilen hörte man dazwischen das Rollen des Bataillenfeuers. Auf dem Markte war in einer Bretterhütte eine Ambulance in voller Thätigkeit. Nachmittags kam eine Siegesbotschaft an den König von Sachsen, welche befahl, mit allen Glocken zu läuten. Es entfernte sich aber der Kanonendonner keineswegs, und um 1½ hörte man denselben auch von der Seite von Breitenfeld her.

Ich begab mich nach Einnahme einer Art Mittagessens in's kleine Joachimsthal, auf dessen Thurm sich Graf Wilhelm, damals noch Gouverneur der Stadt, befand. Man gab von der Plattform herab dem Kommenden bereits durch nur uns verständliche Worte die Nachricht, daß die Sachen der Verbündeten gut stehen. Nicht nur war Napoleons Schlachtlinie nicht vorgerückt, sondern im Gesichtskreise der Stadt erschien gerade Blüchers Heer, das ungleich schwächere Korps Marmonts vor sich her treibend, und Giulay begann einen Angriff auf Lindenau, nahm es, wurde aber wieder aus demselben vertrieben, ehe die Brücken der einzigen Rückzugslinie der Franzosen zerstört werden konnten.

Marmonts Aufstellung zwischen Möckern und Breitenfeld lag vollkommen in unserem Gesichtskreise, während wir von der französischen Aufstellung gegen Schwarzenberg nur einen kleinen Theil übersehen konnten. Marmont zog nach und nach alle seine Reserven in die Linie, ließ Vierecke bilden, und vertheidigte den Stützpunkt seines linken Flügels, Möckern, mit großer Hartnäckigkeit. Da flog mitten in einem französischen Viereck eine Gruppe Pulverwagen, durch eine Granate entzündet, auf. Der Rauch stieg wie ein riesenmäßiger Schwamm in die Höhe, das Viereck war niedergeworfen und gesprengt, und die Reiterei Blüchers rückte trotz des lebhaften Geschützfeuers in die Lücke, und theilte dadurch die Franzosen, deren Rückzug schleunig begann. Ihre Geschütze, zuerst am Schlepptau nachgeführt, standen bald vereinzelt hinter den Massen der Verfolger, und ohne die hereinbrechende Nacht wäre der Rückzug zur Flucht geworden.

Graf Wilhelm eilte nun nach den Vorstädten, in welche ein Theil des geschlagenen Armeekorps sich geworfen hatte, und rettete nach Kräften die Bürger vor Plünderung.

Es zeigte sich, daß das böhmische Heer den kühnen Reiterangriff Murat's abgewiesen, daß die Schlacht kein entscheidendes Ergebniß geliefert hatte, und daß das 4. Armeekorps nach Weißenfels abgesendet war, um die so sehr bedrohte Rückzugslinie zu sichern. Alle Augenzeugen versicherten, die Verbündeten hätten sich gut geschlagen, und hätten bedeutende Ueberzahl, besonders an Reiterei.

Der 17. Oktober war wider Erwarten ziemlich ruhig, und der Glaube an Unterhandlungen allgemein verbreitet. Nur gegen Mittag verbreitete ein kühner Angriff russischer Reiterei Schrecken in der Stadt. Sie nahm zwischen dem französischen Fußvolke und der Stadt bespannte Geschütze weg, und während dieser Zeit wurden einige Granaten in die Stadt geworfen, um Aussendung von Hilfe zu verhindern.

Die Anstalten am Abend des 17. deuteten auf eine Erneuerung der Schlacht. Die Franzosen hatten sich näher an die Stadt gezogen; man war nun gewiß, daß St. Cyr von Dresden her nicht mehr eintreffen könne, erfuhr aber, daß Colloredo, Bubna, Bennigsen, und der Kronprinz von Schweden in die Linie der Verbündeten eingerückt seyen, und den ungeheuren Halbmond schließen halfen, welcher wie ein eingerichtetes Jagen auf die Stadt den folgenden Tag hindrängen sollte.

So begann der 18. Oktober. Kaum hatte es getagt, so erscholl ein so anhaltendes Kanonenfeuer, daß man beinahe auf jeden Pulsschlag einen Knall rechnen konnte. Vorzüglich wurde die Ecke der östlichen Aufstellung der Franzosen, Probstheida, mit Erbitterung angegriffen und vertheidigt. Die Thürme waren nur noch den Generalstabs-Offizieren zugänglich und bewacht. Wenn man am 16. noch einen Sieg der Franzosen für möglich hielt, so war man nun nur begierig, wie sie sich aus der sichtlich schwieriger werdenden Lage würden herauswinden können.

Während ein Dorf nach dem andern in Flammen aufging, und die Franzosen bis nahe an die Vorstädte zurückgedrängt wurden, erfuhr man den Uebergang der Sachsen, mit Ausnahme der Kürassiere, und einer schwachen Brigade würtembergischer Reiterei unter General Graf Normann zu den Verbündeten. Die Sachsen wurden sogleich hinter die Schlachtlinie gesendet, und neu organisirt, was so lange währte, daß sie ziemlich spät im folgenden Jahre in den Niederlanden eintrafen. Nur die leichte Reiterei stieß sogleich zu Blüchers Korps. Es verdient daher als eine selbst für französische Bulletins krasse Lüge bemerkt zu werden, daß Napoleon sie den 19. von den (längst vorher abgetragenen) Wällen Leipzigs auf die Franzosen feuern läßt.

Schon gegen 4 Uhr begann der Rückzug der Franzosen auf der Straße nach Lindenau: Wagen, Versprengte, leicht Verwundete, Offi-

ziersperde, ja Theile des Hauptquartiers, wie wir denn obbelobten Bacher nicht ohne einige Schadenfreude zu Pferde in einiger Eile abgehen sahen, deßgleichen den Herzog von Bassano mit seinen zahlreichen Untergebenen.

Man konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Stadt, ungeachtet sie aller Befestigung entkleidet war, ein hartnäckiger Straßenkampf und jeder Greuel bevorstehe, welchen Saragossa erlitten hatte. Einige Brücken über die Elster hätten vollständigeren Rückzug mit wenigen Verlusten möglich gemacht.

Bei der geringen Anzahl Reisender ward mir das seltene Glück, im Hotel de Saxe ein sonniges Zimmer gegen die (an die Stelle der Befestigungswerke angelegte) Promenade zu erhalten. Die natürlich nicht geringe Unruhe und das Hereinleuchten der hie und da angezündeten Feuer hinderten mich am Einschlafen. Ich blieb angekleidet, bereit, auf den ersten Kanonenschuß mich in die Pleißenburg zum Grafen von Hochberg zu begeben.

Die Szene vor meinem Fenster wechselte jeden Augenblick. Eine doppelte Reihe von Wagen rückte alle fünf Minuten um einige Fuß weiter. Zwischen durch zogen Truppen aller Waffen in ziemlicher Unordnung. Gegen zwei Uhr nach Mitternacht konnte man die französische Garde zu Fuß an den Bärenmützen, dem starken Auftreten, und den geschlossenern Reihen unterscheiden. Es war nun klar, daß fortan nur ein Nachtrabsgefecht zu Deckung des Rückzugs uns bevorstand.

Kaum graute der Morgen, so begab ich mich zu einem Bekannten, dem italienischen Seidehändler Bellatti am Markte, in der Ueberzeugung, daß in einem an der Haupt-Rückzugslinie gelegenen Zimmer meines Bleibens nicht sey.

Man erfuhr bereits, daß Napoleon gestattet habe, eine Deputation des Stadtraths mit Bitte um Schonung der Stadt an die verbündeten Monarchen zu senden. Er hatte in der Vorstadt übernachtet, um bei einem Ueberfalle sogleich aufsitzen zu können. Auf dem Markte stand ein Bataillon der rothen sächsischen Garde vor der Wohnung des Königs aufgestellt.

Schon hatte das lebhafteste Feuer von drei Seiten her begonnen, bereits hörte man das Kleingewehrfeuer und flogen Granaten in die Stadt, als Napoleon, begleitet von seinem Generalstabe, bei dem Könige von Sachsen zum Abschiedsbesuche einsprach. Man sah sie lange und lebhaft im Fenster sprechen. Hierauf ritt Napoleon über den Markt, sprach mit dem Befehlshaber eines schwachen dort aufgestellten französischen Bataillons und mit den sächsischen Gardeoffizieren einige Worte,

und ritt ſodann gegen das nach Lindenau führende Thor, wo er aber nicht durchdringen konnte, ſondern durch viele Umwege die Rückzugslinie gewinnen mußte.

Er trug den bekannten kleinen Hut, den blattfahlen Ueberrock, und ſah ruhig aber ſehr angegriffen aus. Die Ermüdung laſtete beſonders ſchwer auf Berthier. Alle, Mann und Roß, ſahen ſehr abgetrieben aus. Nur Murat in ſeiner phantaſtiſchen Kleidung, mit ſorgfältig gekräuſelten Locken, wär Derſelbe, wie immer.

Zu derſelben Stunde hatte Napoleon den 19. Oktober des vorigen Jahres den Kreml Moskau's verlaſſen.

Indem ich mich bemühe, das Bild dieſes außerordentlichen Mannes zu vergegenwärtigen, welchen ich hier zum letztenmale ſah, ſo ſcheint es bei der unendlichen Vervielfältigung ſeiner Geſtalt beinahe überflüſſig. Dennoch kann ich der Verſuchung nicht widerſtehen, denn ich konnte ihn ſtundenlang in dem franzöſiſchen Schauſpiel zu Dresden beobachten, und that es, ſo viel die Schicklichkeit nur irgend erlaubte.

Auf mich machte er den Eindruck eines Jeſuitenprovinzials, klug, weltverachtend, unerſchütterlich. Sein Geſicht hatte wenige Züge — wie die antiken. Der Mund war unbeſchreiblich geiſtreich und graziös, wenn er ſprach. Wie bei vielen Ungarn und Orientalen, blieb der Oberkopf ernſt, wenn der Mund lachte. Hiedurch kam oft etwas furchtbar Unheimliches in ſein Antlitz. Er war ſeinem Geſicht und Weſen nach in ſeine Umgebung wie hineingezaubert, ein Menſch eigener Art, und deßhalb ſo unglaublich auf die Einbildungskraft Aller wirkend. Nie hat es einen ſchlagenderen Beweis gegeben für die Wahrheit der oberſten Grundſätze Lavaters, als dieſen Kopf. Daß unter allen antiken Köpfen Tiber's ſeiner ihm am meiſten gleiche, iſt richtig, nur war Napoleons Kinn kräftiger. Der Körper war nicht ſchön, und dem Kopfe untergeordnet, über welchen man jenen vergeſſen mußte.

Zu ſolchen Betrachtungen hatte man freilich in einem Augenblicke keine Zeit, in welchem es mir vorkam, als hörte ich das Rauſchen eines Blatts des ungeheuren Schickſalsbuches über meinem Haupte, während es umgeſchlagen wird.

Es gereichte mir zum Troſte, daß ich allein in der Welt ſtehe, ja daß mein guter Vater nicht mehr lebe und um den einzigen Sohn in banger Sorge ſchweben müſſe.

Immer gedrängter kamen die ſich zurückziehenden Franzoſen an uns vorbei. Einzelne ermangelten ſelten, um den Weg nach der Porte de France zu fragen. Ein polniſcher Offizier vertraute uns ſeine Habe, beſonders ein ſchönes türkiſches Gewehr an. Nie ſah ich einen Ausdruck

der Verzweiflung, wie auf seinem Gesichte. Auf meine Mahnung behielt er einiges Geld in der Tasche, um wo möglich Mißhandlungen zu verhüten, und verschwand.

Da bereits das Kleingewehrfeuer von allen Seiten gehört wurde, und Kugeln in die Dachgeschoße einschlugen, so weilten wir meist in dem gewölbten Hausflur und auf der Treppe. Zuweilen wurde die Hausthüre ein wenig geöffnet, oder sonst durch die Fenster über derselben die stets wechselnde Szene beobachtet.

Bellatti's Wohnung gegenüber war ein schwaches Bataillon Darmstädter aufmarschirt. Wir hörten den Major kommandiren: Gewehre abgelegt! und gleich darauf: Gewehre aufgenommen! Ich wollte die Ursache dieser widersprechenden Befehle erforschen, und war an der Thüre des obern Geschoßes, als Bellatti's Handelsgenosse, Crippa, mir zurief: Sie sind da! Ich eilte die Treppe herab, und vor der geöffneten Hausthüre zog der Vortrab der Preußen, von Pulver geschwärzt, vorüber, und unter Uebernehmen und Abführen von Gefangenen, Laden der Gewehre, und Herbeirufen der Zurückbleibenden, in guter Ordnung und trefflicher Mannszucht vorwärts.

Wem ein theures Weib nach schweren Geburtswehen den ersten Knaben gebahr, der allein kann die Freude ermessen, welche alle Herzen der Einwohner erfüllte. Alle Fenster waren sogleich besetzt, des Jubelrufs und des Tücherwehens kein Ende.

Zuerst sahen wir den Prinzen Heinrich von Preußen, eine fürstliche, hohe Gestalt, dann den Kronprinzen von Schweden, dessen feines, tüchtiges Gesicht die südliche Abkunft nicht verläugnete, endlich den russischen Kaiser, und den König von Preußen, mit dem Fürsten Schwarzenberg und Blücher, auf dem Markte. Die freiwilligen Jäger der preußischen Garde voran, Gardekosaken hinten, ritten sie mit endlosem Generalstabe ein. Während Alexander nach allen Seiten hin freundlich grüßte, ritt Friedrich Wilhelm ernst und kunstgerecht auf seinem wunderschönen Braunen. Am meisten fiel mir Schwarzenbergs wirklich schöner Kopf auf. Er hatte einen Ausdruck von Wehmuth, von dem Erdrückenden des Moments, welcher schwer zu beschreiben ist, aber auch von Prokesch ausdrücklich hervorgehoben wird.

Reiter und Pferde waren ungleich geschonter, als die des französischen Hauptquartiers, welches wir kurz zuvor hatten abziehen sehen; Alles hatte ein höfischeres Aussehen; englische Uniformen erregten als Vortrab wohlfeileren Zuckers und Kaffees verdiente Aufmerksamkeit, und alles erlittene ungeheure Ungemach war für den Augenblick vergessen. Im Hotel de Saxe wurde ich sogleich benachrichtigt, daß ich

Zimmerarreſt habe, und daß ich meine bisherige Wohnung mit einer kleinern zu vertauſchen habe. Von Jenem rettete mich der ruſſiſche General von Wolzogen, welchem ich unter dieſer Bedingung die Wohnung eines würtembergiſchen Stabsoffiziers zu zeigen verſprach; Dieſes gab mir die erwünſchte Gelegenheit, mit Blücher zu ſprechen, welcher mein Zimmer nebſt den nebenliegenden in Beſitz nahm, während ich gefliſſentlich zögernd ausräumte. Ich konnte ihm über das Schickſal ſeines bei Dresden gefangenen Sohnes Auskunft geben; er ſprach ſanft, verſtändig, und ſelbſtbewußt, und entließ mich weltmänniſch ſcherzend, was ſeinem Normal-Huſarengeſicht vortrefflich anſtand.

Als ich hierauf mit Wolzogen ausging, war bereits ein Edikt auf rothem Papier angeſchlagen, mit der Ueberſchrift: Bei Strafe, nach Sibirien geſendet zu werden. Es betraf franzöſiſches Eigenthum. Ich vertraute Papiere des Grafen Hochberg einem Schornſtein an, wo ſie unentdeckt blieben, meldete mich bei dem neuen Kommandanten Brendel, welchen ich von Dresden her genau kannte, wo er bei dem ruſſiſchen Geſandten gewohnt hatte, und ſah bei der Rückkehr den Kaiſer von Oeſterreich ſich an die Spitze eines ſchwachen Bataillons ſtellen, welches ſich bei Konnewitz vorzüglich gut gehalten hatte, um es mit gezogenem Degen durch die Stadt, und vor der Wohnung des ruſſiſchen Kaiſers vorbeizuführen. Daß man ſpät an den Mittagstiſch kam, und mit Schiffskoſt vorlieb nehmen mußte, war natürlich. Des Getriebes vor dem wohlbewachten Keller des Gaſthofs war nicht wenig. Ein Kaufmann vom Niederrhein und ich waren die einzigen gegenwärtigen Ziviliſten, die übrigen Gäſte meiſt Preußen. Ich zog mich möglichſt bald zurück, und bemerkte nicht ohne einiges Befremden, und wegen des Vorhergegangenen nicht ohne einige Beſorgniß, daß ein preußiſcher Offizier mir folgte. Sogleich aber auf dem Hausflur klärte mein Irrthum ſich auf. Er bat mich, welchen er hatte ſchnupfen ſehen, ihm ſeine Doſe zu füllen, was ſehr gerne geſchah. Auch ein Glas alten Rum's wurde nicht verſchmäht. Es war ein pommerſcher Theologe, Kiliani, nun Lieutenant der Landwehr.

Mehrere polniſche Generale wurden im Gaſthofe bei offenen Thüren bewacht, die Pferde meiner badiſchen Freunde waren als Beute weggeführt worden, und mich verlangte zu wiſſen, was aus dem Grafen und den wenigen Truppen geworden ſey. Sie hatten ſich geweigert, mitzuziehen, waren daher entwaffnet und für Kriegsgefangene erklärt worden.

Der Anblick des Spaziergangs um die Stadt war überraſchend. Zwei Reihen Wagen aller Art in die Gräben geworfen, eine Menge

todter Pferde, viele Leichen, bereits entkleidet, russische Beiwachten, welche Räder verbrannten, weil ihnen geboten war, die Bäume zu schonen, zusammengetriebene Gefangene, von Kosaken bewacht, Offiziere, welche mit Befehlen und Meldungen sich kreuzten, dazwischen einzelne Kanonenschüsse.

Ich machte dem um seine Vaterstadt so hoch verdienten Senator Vollsack den Vorschlag, die Leichen des Schlachtfeldes auf Hügel zu thürmen, mit den Köpfen auswärts, sie mit der aus einem umherzuziehenden Graben ausgeworfenen Erde zu bedecken, und nachher mit Linden zu bepflanzen. Leider hinderten die Ansichten der Aerzte diesen Vorschlag. Es ist aber nicht zu verzeihen, daß nicht wenigstens ein Beinhaus, wie das Murtener, auf dem s. g. Monarchenhügel erbaut worden ist.

Die berühmte Sprengung der Brücke anlangend, war in Leipzig der Glaube allgemein, daß ohne diese Maßregel die zahlreiche Reiterei der Verbündeten in den drei Stunden, welche sie bei Tage noch hätte fechten können, das französische, in großer Unordnung sich zurückziehende Heer hätte aufreiben können. Die zwei in Leipzig aufgeopferten Heerestheile waren meist Deutsche und Polen. Von dem Vorwurfe, das so leichte Schlagen von Rothbrücken versäumt zu haben, werden auch die wärmsten Bewunderer Napoleons ihn nicht freisprechen können, während sie die Lieferung zweier Frontalschlachten mit schwächerem Heere wenigstens damit entschuldigen mögen, daß die Verbündeten hiedurch ihren Schießbedarf verbrauchten, welchen er in Erfurt ergänzen konnte, die Verbündeten aber auf zerrissenen Wegen aus Böhmen und Schlesien herbeiholen mußten.

Jede Stunde offenbarte größere Erfolge des Sieges. Die Zahl der genommenen Geschütze, der eingebrachten Gefangenen mehrte sich stets. Auch Ausreißer zählte die französische Armee in Menge, vorzüglich Nicht-Franzosen. Sie waren in den zahlreichen, gewöhnlich von Kosaken geführten Transporten daran erkenntlich, daß sie mit vollen Tornistern den Zug führten. Sie wurden möglichst schnell in Transporte geordnet, und zu neuen Formationen abgeführt. Auch die aufgelesenen Gewehre wurden durch Kriegsgefangene zum Behufe der sächsischen Landwehr gereinigt und in Stand gesetzt.

Schon am Morgen des 20. öffneten sich hie und da Schnaps- und Tabacksbuden. Von bedeutenden Unordnungen wurde Nichts vernommen.

Bertuch aus Weimar, mein sehr werther Bekannter, erschien, wohl nicht ohne Aufträge des Herzogs, in Leipzig, und hat diese Reise

in einer eigenen Schrift geschildert, welche bleibenden Werth für die Erhaltung der Lokalfarben hat. Wir tauschten Hoffnungen und Befürchtungen redlich aus, und uns schien bedenklich, wie das moralische Uebergewicht Preußens sich mit dem materiellen Oesterreichs werde für die Zukunft verbinden können.

Poniatowsky's Leiche wurde vor den Fenstern der Prinzessin zu Grabe getragen, welcher er einst zum Gemahl bestimmt war. Es lag etwas tief Ergreifendes im Tode dieses trefflichen Mannes, genau auf der uralten Gränzmark der Slaven. Wir wunderten uns, daß das Kanoniren nun uns wieder auffalle, und konnten uns bekennen, daß die Stille nach dem unbändigen Getöse ein unerklärtes Gefühl von Leere uns Allen gebracht habe.

Dagegen war der Aufbruch der Hauptquartiere mit beispiellosem Lärm begleitet. Es wurde zugleich österreichisch, russisch, preußisch, schwedisch getrommelt, trompetet, gehürnt, die zahllosen Offiziersdiener hatten Arbeit vollauf, und in wenigen Stunden war Alles vorwärts gezogen, weil das verbündete Heer die Uebergangspunkte Freiburg und Kösen überschritten hatte.

Die Schweden machten auf dem alten Schauplatz ihres Ruhms einen eigenen Eindruck. Sie waren die Einzigen, welche eine gehörige, ja überwiegende Zahl alter, gedienter Krieger zählten. Die Offiziere waren meist schöne Männer und sehr elegant, die Soldaten hatten recht urdeutsche Gesichter, und der uralte Trommelschlag, welchen ich als Knabe so oft bei den Würtembergern gehört hatte, heimelte mich wunderbar an.

Fürst Repnin war als Generalgouverneur von Sachsen installirt, die königliche Familie nach Friedrichsfelde abgeführt, und die Rückzugslinie für mich über Hof offen. Ich erhielt ohne Schwierigkeit Pässe. und in einem erbeuteten, durch den wackern Bloß, Chef des Hauses Frege u. Comp., mir verschafften Wagen reiste ich über Zeitz, wo der österreichische Kommandant zwar Schwierigkeiten machte, aber am Ende Gnade vor Recht ergehen ließ, nach Hof. Ich gestehe, daß mir die Thränen in die Augen traten, als ich zuerst wieder Hähne in den Dörfern krähen hörte. Es war mir lange nicht mehr vorgekommen.

In Hof begegnete ich bereits westphälischen Offizieren, welche zur deutschen Legion nach Prag sich begaben.

Ueberall als einer der ersten Augenzeugen der großen Ereignisse sehr wohl aufgenommen, konnte ich der Versuchung, einen Rasttag in meiner Lieblingsstadt Nürnberg zu machen, nicht widerstehen. Ich war Zeuge der Begeisterung, mit welcher das Schauspiel „Deutsche Treue"

in der früher bekanntlich nicht sehr bayrisch gesinnten Stadt aufgenommen wurde.

Zu Dinkelsbühl in der lutherischen Rose ward ich im Herrenkämmerchen zum Würfelspiel genöthigt, gewann, ließ vom Spielgewinne Punsch kommen; meine Mitspieler bestellten, um nicht zurückzubleiben, eine zweite Bowle, diese verzog sich, die Stunde meiner Abreise rückte heran, ich zog mich auf mein Zimmer zurück, hörte, wie über die Bestellung der zweiten Bowle Händel entstanden, die Bowle auf den Boden geworfen ward, also meine gutmüthige Höflichkeit Zwietracht unter angesehenen Bürgern erregt hatte. Der Kampf der Betrübniß, des Schlafs, und der Höflichkeit auf dem Gesichte der ehemals sehr schönen Wirthin hätte kaum von Hogarth erreicht werden können. Als ich einstieg, kam der Kurier an, welcher die Nachricht von der Schlacht von Hanau nach München brachte.

Napoleon war also wider alle Wahrscheinlichkeit auf dem kürzesten Wege entkommen, hatte Seuchen und Verheerung zurückgelassen, und die Frage lag nun nahe, was bei den getheilten Interessen zu thun sey, und ob die Befürchtung ewiger Befehdung die nothwendige Einigkeit erhalten werde.

Bereits waren Würtemberg, Baden, und Darmstadt dem Bunde beigetreten, aber man wollte Bayerns Gesinnung gegen Würtemberg nicht loben, man fürchtete, die Heere würden am rechten Rheinufer Winterquartiere beziehen, und Napoleon Zeit lassen zu neuen Rüstungen.

In Stuttgart wurden keine Freiwilligen aufgerufen, die Garden zurückbehalten, und Alles ging wenigstens äußerlich auf dieselbe Weise, wie zur Zeit des Rheinbunds. Dennoch war im Lesevereine ein aufgehängter obrigkeitlicher Befehl, Nichts über Politik zu reden, öffentlich abgerissen worden, ohne daß Strafe erfolgt wäre, und meine lieben Landsleute waren nach ihrer Weise, d. h. ohne Lärm und Ostentation, aber gründlich und für die Dauer, vortrefflich gesinnt. Auch die neu gebildeten Truppen beseelte ein guter Geist, und wenn von Vielen Napoleon als Lehrer und Feldherr angebetet wurde, so war dennoch weder Abfall noch selbst Hinneigung im Falle eines Umschlagens des Glücks zu fürchten, wie französische Geschichtschreiber fabeln.

An dieses frohe Wiedererwachen deutschen Sinnes knüpfte sich der ganz natürliche Gedanke an Wiedererringung der gewaltsam aufgehobenen Verfassung, und der nachher so lebendige Streit, ob das Alte, oder etwas Besseres, Zeitgemäßeres begehrt werden sollte, entzweite schon damals die Gemüther.

Endlich setzte sich das verbündete Heer nach dem Oberrhein in

Bewegung, die Neutralität der Schweiz wurde nicht anerkannt, und man durfte hoffen, daß ein gänzlicher Umschwung den lange entbehrten Friedenszuſtand zurückführen werde.

Eine lange Audienz, welche ich bei dem damaligen Kronprinzen hatte, und welche für meine Zukunft folgenreich war, machte mir die vorher ſchon wohlbekannte kerndeutſche Geſinnung dieſes Prinzen recht klar, und beruhigte mich über den Gang, welchen unſere innern Angelegenheiten nehmen ſollten. Er ſtellte ſich bald darauf an die Spitze eines Armeekorps, und wir erfuhren am Neujahrstage 1814, daß er den Rhein bei Hüningen überſchritten habe.

Wenn ich mir die Stimmung der damaligen Zeit vergegenwärtige, und bedenke, wie unklar die Anſichten, wie unzuſammenhängend die Zuſtände waren, ſo dringt ſich mir die Ueberzeugung auf, daß eine ſo lange Unterdrückung, ſo ſchweres Leiden dazu gehört habe, um die lange geſammelten Krankheitsſtoffe auszuſtoßen, daß ein gänzliches, plötzliches Herumwerfen der Sachlage ſchon dadurch mißlich wird, weil man mit unwilligen und untauglichen, oder aber mit unerfahrenen und zu warmblütigen Werkzeugen zu arbeiten hat, und daß gerade dadurch allein die organiſche Entwicklung des langſam ſich bildenden deutſchen Weſens herbeigeführt werden kann, daß der geſchichtliche Boden nie verlaſſen wird, der Geiſt aber wach, und die Hand rein bleibt, um das Neue dem Alten anzufügen. Wer jene Zeiten erlebt hat, wird die Hoffnung einer ſchönen und ruhmvollen Zukunft für ſein deutſches Vaterland gewiß nie verlieren!

Deutſche

Pandora.

Zweiter Band.

Deutsche Pandora.

Gedenkbuch
zeitgenössischer Zustände
und
Schriftsteller.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.
1840.

Inhalt.

Stillleben eines deutschen Dichters, gesammelt in hundert ländlichen Bildern von **Friedrich Rückert** . . . . . 3.

Des Deutschen Gastbesuch beim dänischen Stammverwandten. Eine Gallerie von Herbst-Reisebildern. Von **Ludwig Rellstab** . . . 63.

Kunst und Künstler in München. Von **J. M. Sötl** . . . . . 95.

Wanderlage im Schwarzwald. Von **Friedrich Ludwig Bührlen** . 149.

Fulda in seinen Verwandlungen. Von **H. Koenig** . . . . . 193.

Eine Reise nach Memel. Von **August Lewald** . . . . . 235.

Friedrich Rückert.

Still-Leben eines deutschen Dichters,

gesammelt in hundert ländlichen Bildern.

1.

Der Lerchentriller.

Ich fuhr am frühen Morgen,
Als noch die Sonne schlief,
Und hoch im Blau verborgen
Schon eine Lerche rief;
Als auf der Tag gegangen,
Da war ich weit schon fort,
Und hoch im Aether sangen
Die Lerchen hier wie dort.

Ich hörte nur das Schwirren
Der Stimmen im Azur,
Und nicht der Achse Klirren,
Womit ich weiter fuhr:
Und wie durch blüh'nde Triften
Der Wagen hin mich trug,
So setzte hoch in Lüften
Sich fort der Stimmen Zug.

Als unterging die Sonne,
War ich an meinem Ort,
Da sang im Drang der Wonne
Noch eine Lerche fort;
Dann ward das Tönen stiller,
Als ich in Schlummer lag:
Es war ein Lerchentriller
Der ganze Frühlingstag.

2.

Die Schatten.

Die Bäume, dünn im Winter, wie körperlose Schatten,
Bekörpert nun der Frühling, sie sind nicht bloße Schatten,
Sie weben immer dichter der Sonne sich entgegen,
Und werfen, wann sie sinket, am Abend große Schatten.
Sie geben nun im Sommer, was sie im Winter waren,
Sie geben mir, gelagert auf weichem Moose, Schatten.

3.

Das Perlenhuhn.

Wie wohl thut es den Augen nun, auf frischem Grün zu wandeln!
Wie wohl müßt' es den Füßen thun, auf frischem Grün zu wandeln!
Vielleicht trät' ich in einen Dorn, vielleicht kriegt' ich den Schnupfen,

Wagt' ich mit ausgezog'nen Schuh'n auf frischem Grün zu wandeln.
Die Augen laß ich ungestraft geh'n auf der Augenweide,
Und gönn' es dort dem Perlenhuhn, auf frischem Grün zu wandeln.

4.

Die Schwalbe.

Wie die Schwalbe möcht' ich seyn,
Daß mein Sommeraufenthalt,
Und die Wintereinkehr sein
Nicht zu heiß sey noch zu kalt.

Dort am Berg, wo Troja lag,
Brächt' ich meinen Winter zu,
Und den langen Sommertag
Säng' ich fröhlich hier zu Ruh.

Fröhlicher, als nun ich thu.
Denn ich spräche: Komm nur, Herbst!
Und dem Ida flieg' ich zu,
Wenn du hier die Flur entfärbst.

Darum möcht' ein Fürst ich seyn,
Um mit gold'ner Schwingen Kraft
Vom Skamander bis zum Main
Mich zu flügeln zauberhaft.

Ruderschlag und Roßgestampf
Ist nur eine träge Last,
Höllischer Maschinen Dampf
Aber ist mir gar verhaßt.

O wie anders, unbeschwert,
Durch ein Luftmeer ohne Riff,
Ohne daß ein Kessel gährt,
Steuerst du, belebtes Schiff!

Bis ich fliegen kann, wie du,
Bleib' ich lieber, wo ich bin,
Fliege mit dir, Schwalb', in Ruh'
In Gedanken her und hin.

Als du schiedest, spann ich mich
Ein in meinen Wintertraum;
Nun du kamst, besann ich mich,
Was ich träumte, weiß ich kaum.

Halb ist diese Welt, und ganz
Macht der Liebe Traum sie nur,
Doch vom Paradies ein Glanz
Streift im Lenz der Erde Flur.

5.

An die Nachtigall.

In den Büschen,
Die ich zog,
In den Nischen,
Die ich bog,
Nisten schon die Vöglein all,
Nur noch nicht die Nachtigall.

Doch die Büsche
Zog ich nur,
Jede Nische
Bog ich nur,
Nachtigall, für dich allein,
Daß bei mir du kehrest ein.

Locken Fürsten
Schlösser dich?
Trau' den Fürsten,
Schwester, nicht!

Wir ſind beide ſchlicht und fromm,
Sängerin, zum Sänger komm!

Hier iſt Waſſer,
Quellenfriſch,
Wie du's brauchſt für
Deinen Tiſch,
Und im Boden wühlt verſteckt
Auch ein Würmchen, das dir ſchmeckt.

Dieſer Matten
Saft'ges Grün,
Dieſer Schatten
Gold'nes Blühn,
Und vom Berg ein Wiederhall,
Lockt dich's nicht, o Nachtigall?

Durch's Gebüſche
Dringt kein Staub
Hier an's friſche
Maienlaub;
Kaum der Wind am Mittag lau
Saugt vom Gras den Morgenthau.

Keine Katz' iſt
Im Gehege,
Und kein Spatz iſt
Dir im Weg;
Wenn ich ſinge, hörſt du zu;
Gerne ſchweig' ich, ſing nur du!

Nicht da capo
Ruf' ein Thor,
Oder Bravo
Deinem Ohr;
Beſſer, wenn dir's iſt, wie mir,
Lohnet ſtiller Beifall dir.

Kunſtgeſelle,
Sey erfleht,
Eh' der ſchnelle
Lenz vergeht!
Denn wo deine Stimme fehlt,
Iſt der Frühling unbeſeelt.

6.

An den Freund.

Den Winter lang ſind wir, todt wie die Schöpfung war,
Todt für einander, Freund, geweſen ganz und gar.

Ich hörte Nichts von Dir, Du hörteſt Nichts von mir,
Und eingefroren warſt Du dort wohl, wie ich hier.

Nun iſt die Welt erlöst, der Frühling iſt erſchienen,
Die Blüten ſpenden Duft, und Honig ſammeln Bienen.

Nun ſage, wie Du lebſt, und höre, wie ich lebe,
Doch ford're nicht, daß ich Dir ſchriftlich Auskunft gebe.

Das Tintenfaß verſiegt am warmen Sonnenſtrahl,
An welchem aufgethaut der Frühlingsquell im Thal.

Komm' ſelbſt! laß uns der Welt Geheimniſſe belauſchen,
Und ungeſtört ein Wort aus unſern Herzen tauſchen.

7.

Die Taſchenuhr.

Du, meine Taſchenuhr, biſt recht mir ein Symbol
Vom Gang der Zeit und Welt, von meinem Weh und Wohl.

Im Winter ſtandeſt du, als ſtill mein Leben ſtand,
Vom Tode der Natur ſich mit gebunden fand.

Ich rüttelte dich oft, es rührte dich kein Rütteln;
Ich ſchüttelte dich ſtark, dich bracht' in Gang kein Schütteln.

Nun fängst du auf einmal von selber an zu gehn,
Du fühlest, wie mein Herz, des Lebens Auferstehn.

Du fängst nicht an zu gehn, du fängst gleich an zu laufen,
Und meiner Pulse Flug hat Müh', dir nachzuschnaufen.

Einholen willst du wohl die Zeit, die du verschliefest?
Doch schneller läuft die Zeit, je schneller selbst du liefest.

8.

Vertauschtes Handwerksgeräthe.

Das Gartenmesser statt des Federmessers führen
Und mit der Baumscheer, nicht Papierscheer mehr, hantieren:

Der ungeübten Hand will's nicht sogleich gelingen,
Doch soll mir reineres Vergnügen d'raus entspringen.

Ja, was der Frühling mir mit gold'ner Tinte schreibt,
Beschämt die schwarze, die im Tintenfasse bleibt.

Und keinen Leser hat von mir wohl eine Schrift
So sehr erbaut, wie mich die lenzbeschrieb'ne Trift.

9.

Das Posthorn.

Das Posthorn hat mich oft sehnsüchtig in die Ferne
Geladen, als ich noch zu Haus nicht war so gerne.

Nun hör ich's ungestört; mag, wer da will, sich treiben!
Ich freue mich, daß ich, wo mir's gefällt, darf bleiben.

10.

Der Frühgeſang.

Sieh auf! die Schwalbe zwitſchert ihren Frühgeſang
Vor Sonnenaufgang in des Morgens kühlem Hauch,
Bevor des Mittags heißer Strahl zum Tanze ruft
Die Mücken, die zur Nahrung ihr beſchieden ſind.
Dann jagt ſie ſchweigend, jetzo feiernd ſinget ſie;
So ſing am Morgen, eh' des Tages Müh' erwacht!

11.

Lebensſorgen.

Der Lebensſorgen iſt nicht dieſes Leben werth,
Der feigen Sorgen, die ohnmächtig gegen Noth
Anringend, unterliegen in Verkümmerniß.
Der rüſtigen aber, welche widerwärtigem
Geſchick entgegenſetzen Mannesheldenmuth,
Auf theure Güter jeden Angriff weiſend ab,
Den Feind beſiegend bald mit Macht und bald mit Liſt:
Der Lebensſorgen iſt wohl dieſes Leben werth.

12.

Die Apfelbäume.

Die Bäume lieb ich nicht, die hochgetriebenen;
Sie tragen Früchte ſpäter, weil von unten auf
Man immer ſtutzt das Holz, das fruchttriebhegende.

Und wenn man endlich sie die Krone wölben läßt,
So wachsen Aepfel droben, wo mein längster Arm
Nicht einen abreicht; oder wär' ich, bis er fällt,
So fällt er aus der Höh' sich beide Seiten wund.
Setz' ich die Leiter aber an, so ist Gefahr,
Den Hals zu brechen; Das verlohnt ein Apfel nicht.

13.

Eiche und Malve.

Die Eich' in Ehren, deren zähe Stetigkeit
Von Ast zu Ast auf, ihre Krone langsam baut,
Gering ihr Jahrwuchs, doch ihr Stand Jahrhunderte.
Doch auch die Malve lieb' ich, die ein rascher Trieb
Im kurzen Sommer über's Haupt empor mir führt:
Des Herbstes Anhauch dorret ihren weichen Schaft,
Doch aus der Wurzel steigt sie neu im nächsten Jahr.

14.

Der Diener.

Ein Diener wird mich schlecht bedienen, der den Blick
Zu Boden unterwürfig senkend vor mir steht,
Und in der Hand die Mütze dreht. Wie kann er mir
An Augen absehn, was ich wünsche, wenn er nicht
Die Augen aufschlägt? oder wie, wo ich's bedarf,
Zugreifen mit der Hand, die so beschäftigt ist?

15.

Die Lampe.

Die Lamp' im Winter lieb' ich in der tiefen Nacht,
Und früh am Morgen, eh' der blaſſe Tag erwacht;
Ihr Licht iſt ſchöner, als ein grauer Wintertag.
Doch wann im Frühling kräftig wird das Licht der Welt,
Weg mit der Lampe! mag ſie friedlich eingeſtaubt
Verroſten, und der letzte Tropfen Oel am Docht
Eintrocknen! Hell g'nug iſt ein langer Sommertag.
Und wenn mich aufweckt in der Nacht die Nachtigall,
Genügt, wie ihr, mir Sternenſchein und Mondenglanz.

16.

„Eine Reihe von ſchönen Tagen."

Im lieben Norden, wenn einen Tag
Leidlich die Sonne ſcheinen mag,
Gleich wird es ein Gewitter geben,
Und Tags d'rauf ſchlechtes Wetter eben.
Und ſo die Menſchen, wenn einer mag
Sich machen einmal einen guten Tag,
Gleich wird er im Guten ſich übernehmen,
Und muß zu den Nachweh'n ſich bequemen.
Der Menſchen und des Wetters Magen,
Gott ſey's geklagt,
Kann nicht ertragen
„Eine Reihe von ſchönen Tagen,"
Wie Göthe wahrgeſagt.

17.

Der Ruheplatz.

Du theilst mit mir den Ruheplatz,
Bei des Tages Hitze die Kühle,
Aber du fühlst nicht ganz den Schatz,
Wie ich von Herzen ihn fühle.

Du müßtest vom Schweiße getrieft auch haben,
Diese Lauben zu bauen,
Um dich der köstlichen Frische zu laben,
Die sie zum Lohne mir thauen.

18.

Der Regentag.

Ein Morgen, der dich im Zimmer hält
Mit rauhem, regnerischem Wetter,
Ist von der Gärtnerin Muse bestellt
Aus Sorge für ihre Blätter.

Im Taschenbuch steht Mancherlei,
Das wird nicht leserlich bleiben;
Komm, laß uns den kleinen Liedermai
Reinlich in's Hausbuch schreiben.

19.

Die Nußſtauden.

„Nußſtauden pflanzeſt du, da ſchon
Der Zahn dir ausgeht, um die Nuß zu knacken.“
Inzwiſchen wächst mir Sohn an Sohn,
Und ſtärker täglich werden ihre Backen.
So Manches thut man ja nicht ſeinetwegen,
Man mag für liebe Kinder ſich befleißen:
Warum für ſie nicht Nüſſ' auch legen,
Daran ſie künftig ſich die Zähn' ausbeißen!

20.

Der Geburtstag.

Am Tage, da ich alt ward fünfzig Jahr,
Zog ich mich in die Einſamkeit zurück;
Verſunken in Betrachtung ganz und gar,
Wollt' ich begeh'n den wicht'gen Augenblick,
Erwägen und empfinden, was es ſey,
Daß mir nun mit zurückgekehrtem Mai
Ein halb Jahrhundert Leben flog vorbei.

Ich dachte nach, und dachte her und hin,
Sann und beſann, verſann mich hoch und tief,
Bis mir vor lauter Sinnen ſchwand der Sinn.
Zu denken glaubt' ich immer noch, und ſchlief.
Und als ich nun erwachte, war's vorbei.
Ich ſah' mich um, und ſahe, daß der Mai,
Der ewig junge, unverändert ſey.

Wohl unaufhaltſam fließt der Strom der Zeit,
Doch auch ununterbrochen, ohne Damm.
Ein rechter Strom wird abwärts doppelt breit,
Und nur im Meer verſinkt er, nicht im Schlamm.
Und alſo bet' ich, daß mein Leben ſey,
Damit es Ehre mache dir, o Mai,
Und nicht vorbei ſey, wann es iſt vorbei.

21.

Das Fäßlein.

Mir ſchmeckt der Wein, ich möchte wiſſen,
Wie viel noch auf dem Fäßlein liegt,
Doch wär' mir alle Luſt entriſſen,
Erführ' ich, daß der Quell verſiegt.
So will ich meine Neugier zähmen,
Es wird durch's Meſſen doch nicht mehr;
Zutrinken will ich ohne Grämen,
Und iſt es leer, ſo ſey es leer!

22.

Dankgefühl.

Neulich wollt' es mich verdrießen,
Als der Mai ſo rauh begann,
Daß ich mich in's Zimmer ſchließen,
Mußte Feuer zünden an.

Doch zu danken bleibt es immer,
Wenn die Welt unfreundlich thut,
Daß du haſt ein heit'res Zimmer,
Und der Flamme milde Glut.

23.

Abendheiter.

Die Schwalben flogen traurig,
Mit abgesenktem Flügel,
Von dem die Regentropfen
Als wie vom Dache träuften.
Die Schwalben flogen traurig.
Doch mit dem zartern Flore
Der Flügel flogen gar nicht
Im Regensturm die Mücken.
Nun wird der Abend heiter,
Die Mückenchöre tanzen,
Doch hinter ihnen kreiset
Die Jagd der Schwalben lustig,
Und hascht sich von der Menge
Ein paar zum Abendfutter.
Dann singen sie gesättigt
Ihr Abendlied dem Schöpfer.
Das Lied erhöht die Feier
Des Abends, die nicht störet
Der stille Tod der Mücke.

24.

Das Museum.

Ich wollt', um malabarisch zu lernen,
Mich vom Geräusche der Stadt entfernen;
Es war, in ländlicher Lauben Stille
Ganz malabarisch zu denken, mein Wille.
Aber es sollte anders geh'n,
Ich fühlte den deutschen Frühling weh'n,
Und konnt' ausländischen Laut nicht versteh'n.
Bei Morgenglanz und Abendroth,
Bei Sonnenlicht und Nos' im Thau,
Waren die fremden Formen todt,
Und alle Lettern grau:
Wenn ich kein and'res Museum bezieh',
Hier lern' ich malabarisch im Leben nie.

25.

Ausgleichung.

In der Natur iſt Alles, aber nicht
Am Platz iſt immer Jedes, wo man's braucht.
Der Berg iſt lauter ſprödes Kiesgeſchicht,
Die feuchte Wieſe ganz in Schlamm getaucht.
Nimm, wo zu Viel, und gib da, wo's gebricht!
Weg karret ſich's, wenn's auch nicht weg ſich haucht.
Der Höh' mit Schlamm, der Nied'rung hilf mit Kieſe,
So grünt der Berg, und gangbar wird die Wieſe.

26.

Die Wege.

Was die Wege zu machen koſten,
Den Anſchlag hab' ich wohl gemacht;
Aber die Unterhaltungspoſten,
Daß nicht wieder die Weg' einroſten,
Hab' ich nicht in Rechnung gebracht.

27.

Die Bohne.

Bring' einen Stab der Bohne nah',
So wird ſie dir es danken,
Selber darum ſich ranken,
Du merkeſt gar nicht, wie es geſchah.

Aber willſt du ſie zwingen,
Selbſt um den Stab ſie ſchlingen,
So wird ſie im Wind entwanken,
Oder, gefeſſelt, kranken.

28.

Die Klematis.

Von oben her betrachtet,
Hätt' ich euch faſt verachtet,
Ihr Blüten der Klematis,
Weil ihr nicht munter lachtet,
Vielmehr, die Köpfchen hängend,
Betrübte Mienen machtet.
Nun ſeh' ich euch von unten,
Vom Schatten übernachtet,
Und freue mich, wie lieblich
Ihr auf mich nieder ſchmachtet.
Ich ſank in ſtille Träume,
Nachdenkend, was ihr dachtet;
Sanft unter euch entſchlief ich,
Indeß ob mir ihr wachtet.

29.

Auf der Gartenbank.

Auf dieſer Bank wie oft hab' ich geſeſſen,
Wie oft mich ſelbſt und rings die Welt vergeſſen.
Verſenkt in's Meer der Ewigkeit der Liebe,
Nicht achtend, ob der Zeitbach floß indeſſen.

30.

Herz und Welt.

Was macht das Herz dir leicht und ſchwer?
Was macht die Welt dir voll und leer?

Der Leichtſinn macht das Herz nicht leicht,
Nicht voll die Welt die Füll' umher.

Schwer macht dein Herz und leer die Welt
Der weltlichen Begierden Heer.

Das Herz macht leicht, die Welt macht voll:
Viel Liebeskraft und kein Begehr.

Voll ſey die Welt dir, leicht das Herz!
Lieb' Alles, und begehr' Nichts mehr!

31.

Die Freude am Roſenbeet.

Am Roſenbeete freuen mich nicht nur die blüh'nden Roſen,
Mehr als die Blüten freuen mich verheißungsvolle Knoſpen.
Mich freu'n die friſchen Blätter wohl im vollen Kranz der Roſe,
Doch auch die blaſſen, welken, die der Wind am Boden ſtreuet.
Und auch am abgeblühten Strauch beleidigen mein Auge
Die rauhen Kelche nicht, die noch vom zarten Flore zeugen.

32.

Der Barbier.

Hätten doch Alle ſo viel Manier,
Schneider und Schuſter,
Wie dieſes Muſter
Von einem Barbier!
Im dritten Sommer bedient er mich ſchon,
Und erhält keinen andern Ehrenlohn,
Als jährlich ein Bändchen bedrucktes Papier
Von meinen Gedichten,
Und er beklagt ſich darob mit nichten,
Sondern bedankt ſich noch dafür.
Hätten doch Alle gleiche Begier,
Schuſter und Schneider, nach ſolchem Sold,
So ließ' ich mich kleiden
In Sammet und Seiden,
Und brauchte kein Gold.
Ja, ob du mir
Unhold wäreſt oder hold,
Nie fragt' ich, o Publikum, nach dir.

33.

Einſamkeit.

So manche Wege,
Darauf zu gehn,
Und Waldgehege,
Hindurch zu ſpähn.

Und manche Niſche,
Sich einzuthun,
Und Raſenfriſche,
Darauf zu ruhn.

An diesen Lauben,
Wo Rosen blühn,
Bald werden Trauben
Noch schöner glühn.

Und Quellenrauschen,
Und Haingesang,
Genug zu lauschen
Den Sommer lang.

Hier wär' es traulich
Vertrautem Paar,
Doch unerbaulich
So einsam gar.

Kein Fremder gehet
Auf meinem Weg,
Kein Nachbar spähet
Durch mein Geheg.

Voll Morgenröthe
Der Wipfel hier,
O daß er böte
Den Frühgruß dir!

Was fehlt den Schatten?
Licht meiner Flur,
Du fehlst dem Gatten,
O Gattin, nur!

34.

Nachsommer.

Hier hat mein Liebesfrühling einst geblüht,
Nun fühl' ich, daß der Sehnsucht Sommer glüht.
Des Lebens Herbst ist nah: o, schäme dich
Nur nicht, daß dir's nachsommert im Gemüth.

35.

Genuß und Ahnung.

Freu' mit raſchem Wohlbehagen
Deines Tags dich ohne Klagen,
Denn du weißt nicht, ob ein andrer
Dir wird tagen über Nacht!

Zwar die Erde wird beſtehen,
Und die Sonn' am Himmel gehen;
Aber ob du ſie wirſt ſehen,
Wer kann's ſagen, über Nacht!

Ahnung ſäuſelt in den Blättern,
Und die Luft iſt voll von Wettern,
Jeder Streich kann Dies zerſchmettern,
Das zerſchlagen über Nacht.

Wie ſich Wolkenbilder ballen,
Wechſelnd ſchweben und zerwallen,
Alſo wechſelt es mit allen
Lebenslagen über Nacht.

Aus der Hütte feſt gebauet,
Der dein Heerd iſt anvertrauet,
Können, eh' der Morgen grauet
Flammen ſchlagen über Nacht.

Ernteficheln hörſt du klingen,
Und des Schnitters Hoffnung ſingen:
Werden heim den Segen bringen
Erntewagen über Nacht?

Ernten kann das Ungewitter,
Und der Tod iſt auch ein Schnitter,
Wirft des Lebens armen Flitter
Auf den Schragen über Nacht.

36.

Der Zaum.

Mir iſt ein dicker, würdiger Herr Kollege
Erſchienen heut' in meinem Mittagstraum:
Verwundert war ich, wie er fand die Wege
Aus ſeinem Pferch in meinen freien Raum.
Was ſuchest du in dieſem Waldgehege?
Woran in deinen Händen mahnt der Zaum?
„Daß, wann die kurzen Ferien verrannen,
Du wieder mußt in's Joch dich laſſen ſpannen."

Daß gute Freunde doch am liebſten mahnen
An Das, was man vergeſſen gerne mag!
Durch den Beſuch, den ich mir nicht ließ ahnen,
Iſt mir vergällt der ſchöne Nachmittag.
Vielmehr, gewürzt. Die bunten Sommerfahnen
Zieht wechſelnd auf und wieder ein der Hag;
Wir wollen nicht die raſche Zeit verträumen,
Eh' man uns abruft, um uns einzuzäumen.

37.

Die Brunnengängerin.

Warum haſt mich heute, liebes Mädchen,
Nicht gegrüßt, da du zum Brunnen ſchrittest,
Wiegend leichten Krug auf ſchlanker Schulter?
Im Vorübergehn auf deinen Lippen
Saß ein Gruß, doch kam er nicht herunter,
Trugſt ihn fort, da fiel er in den Brunnen. —

Eine Stunde war's nach Schnittermittag,
Als ich für die durſtigen, geſpeisten,
Mittagsruh'nden, Waſſer holt' am Brunnen.

Doch für Euch, ich ſah's am Rauch des Giebels,
War der Mittag noch nicht angerichtet.
Sollt' ich nun Euch guten Abend bieten,
Wie um dieſe Stunde meines Gleichen?
Damit fürchtet' ich Euch zu verſpotten.
Oder guten Morgen? — da der Morgen
Längſt aus meinem Sinne war vergangen!
Alſo ſchwankte durch mein Haupt der Zweifel,
Wie der leere Krug auf meiner Schulter,
Und eh' ich mit meiner Ueberlegung
Kam zu Rande, wie ich grüßen ſollte,
War ich ungegrüßt vorbeigekommen.

38.

Die Winde mit herzförmigem Blatte.

Die Winde, die am Boden kriecht,
Wird ſchwach und dürftig bleiben;
Nur die am Aſt empor ſich ſchmiegt,
Wird ſaft'ge Triebe treiben.

Darum, ein Sinnſpiel der Natur,
Ihr Blatt iſt herzgeſtaltet,
Weil eines Herzens Triebkraft nur
Aufſtrebend ſich entfaltet.

39.

Die Wurzeln.

Tadle nur nicht, daß die Liebe,
Dies Gewächs mit Himmelsblüten,
Niederwärts auch ihre Wurzeln
In der Sinne Boden ſchlägt.

Alſo wurzelt auch die Roſe
Feſt im Boden, deren Krone
Auf des Frühlings Sonnenaltar
Ihre duft'gen Opfer legt.

Und nur wenn ſie in den Boden
Völlig ſich verſenken wollte,
Würde ſie nicht Blumen tragen,
Und im Moder untergeh'n.

40.

Forderung.

Alles, was der Liebe Becher
Süßes je mich ließ gewinnen,
Bringt Erinnerung dem Zecher
Wieder vor die trunk'nen Sinnen.

Und umſonſt: du haſt's genoſſen!
Sag' ich zu der durſt'gen Seele.
Sie vielmehr: was einſt gefloſſen,
Willſt du, daß es je mir fehle?

Ich darauf: du mußt einmal
Auch vom Leben ſcheiden!
Doch ſie ſpricht: nicht das iſt Qual,
Sondern Liebe meiden.

41.

Wachsthum.

In dieſer Laube hab' ich dich geküßt,
Bei jenem Roſenbeete dich begrüßt.

Die Laube grünt wie damals, dichter noch,
Das Beet iſt mehr wie je von Duft verſüßt.
Komm! zugenommen hat des Gartens Flor;
Hätt' unſre Lieb' an Wachsthum eingebüßt?

42.

Wünſche.

Soll ich wünſchen, daß du kommeſt,
Da du erſt im Herbſte kommeſt,
Und ſo ſchön iſt noch der Sommer!
Aber ſchöner, als der Sommer,
Iſt die Liebe, die du bringeſt,
Die im Sommer iſt ein Frühling,
Und im Herbſt ein glüh'nder Sommer,
Und ein ſchwang'rer Herbſt im Winter.
O ſo komm', und bring' die Liebe,
Ob du gleich vertreibſt den Sommer;
Komm' im Herbſte, wie die Traube,
Der des Sommers Roſe weicht!

43.

Anakreon.

Es ſagten mir die Frauen:
Anakreon, du alterſt!
Den Spiegel nimm, und ſiehe
Die ausgegang'nen Locken,
Und deine kahle Stirne!

Was sag' ich? Ob die Locken
Aus oder nicht gegangen,
Ich weiß nicht; Eins nur weiß ich:
Daß ich noch nicht zu alt bin,
Und nie zu alt seyn werde,
Zu trinken und zu nippen
Wein und geliebte Lippen.

44.

Hütte und Pallast.

An des Landmanns nied'rem Dache
Nistet, Schwalben! brütet, Tauben!
Vor des Fürsten Prunkgemache
Wird man Das euch nicht erlauben.
Drinnen füttert man zum Schreien
Ungezog'ne Papageien,
Und vor'm Fenster weiß der Spatz
Mit Geschwatz
Zu behaupten seinen Platz.

45.

Die Rose der Sehnsucht.

O komm' zu deinem Garten!
Die Rose wartet lang,
Und kann nicht länger warten
In ihrer Fülle Drang.

Der Sehnſucht Düfte ſtiegen,
Und wenn du bald nicht kamſt,
Wird ſie am Boden liegen,
Eh' du an's Herz ſie nahmſt.

46.

Verträglichkeit.

Dem Nachbar kannſt du durch Gebüſch verbauen
Die Ausſicht, in den Gärten dir zu ſchauen,
Wenn widerwärtig dir iſt ſein Geſicht;
Doch ſeiner Stimme wehrſt du nicht,
Zudringlich läßt ſie ſich durch's Dickicht hören,
In deiner Andacht dich zu ſtören.
Was hilft's? der Nachbarſchaft kannſt du dich nicht entſchlagen,
Und lernen mußt du, ſoll er dich nicht plagen,
Des Nachbars Art und Weiſ' ertragen.

47.

Das Diſtelſtöckchen.

Alles, wie ich vorgedeutet,
Hat mein Gärtner nachgethan,
Alles Unkraut ausgereutet
In dem neuen Gartenplan.

Quecke, Wegerich, und Klette,
Neſſel, brennend oder taub!
Rein im ganzen Blumenbette
Duldet er kein falſches Laub.

Nur ein einzig Distelstöckchen
Ließ er steh'n auf meinen Wink,
Daß sich mit dem bunten Röckchen
Setze drauf ein Distelfink.

48.

Abendstille.

Des Abends Fried' und Stille
Kam auf die Flur und mich.
Herr, es geschehʼ Dein Wille!
Die Sonne neiget sich;
Im Grase singt die Grille,
Und lobt im Himmel Dich.

49.

Der Abendstern.

Ich sah den Abendstern
Am Himmel steh'n, und sprach:
Gegrüßt, du Licht des Herrn!
Dir ringt die Liebe nach.

Dem Tage bald voran,
Und bald ihm hinterdrein,
Gehst du auf lichter Bahn,
Ein stets willkomm'ner Schein.

Du trägst in deinem Schooß
Wohl eine reiche Welt,
Und deine Füll' ist groß,
Von Sonnenkraft geschwellt.

Drum gibst du, schöner Stern,
Von deinem Ueberfluß,
Der Schwester Erde gern
Täglich den Liebeskuß.

50.

Beim Mondschein.

Nun scheint in voller Pracht
Der Mond die ganze Nacht;
Durch Läden und Gardinen
Hat er mich angeschienen;
Da bin ich aufgewacht,
Und hab' an dich gedacht.

51.

Brief an die Hausbauerin.

Fast schäm' ich mich, es zu genießen,
Dies Glück der Ruh' und Einsamkeit,
Da dich nicht können mit umschließen
Die Friedensräume, dir geweiht.

Ich seh' am Abend und am Morgen
Dem Wachsthum unsrer Blumen nach,
Indeß du einschläfst unter Sorgen,
Und unter Sorgen früh wirst wach.

Nicht Ratzen poltern, oder Katzen,
Dir über'm Schlafgemach fürwahr:
Mit schweren Tritten, plumpen Tatzen,
Der Handwerksleute rohe Schaar.

Der Maurer pocht, der Schreiner brettert,
Der Schloſſer nagelt Läden an,
Auf dem Gerüſt der Tüncher klettert,
Und Balken ſchleppt der Zimmermann.

Der Löffel Suppʼ am Mund, die Schale
Kaffee wird in der Hand dir kalt,
Weil bald vom Früh- und Mittagsmale
Dich abruft Der und Jener bald.

Denn wo man rückt an einem Steine,
Da rollt ihm gleich der zweite nach,
Und jede Aend'rung, noch ſo kleine,
Bedingt ein neues Ungemach.

Du aber lenkſt die Poltergeiſter
Mit Wink und Wort nach deinem Plan,
Als Obermeiſt'rin aller Meiſter
Iſt dir das Bauwerk unterthan.

Dein Blick der Arbeit Lebensfunke,
Die, wendeſt du den Rücken, ſtockt;
Oft haſt du auch mit einem Trunke
Die Trägen aus der Ruh' gelockt.

So opferſt du der Winterklauſe,
Die werden ſoll, die Stunden jetzt,
Die ich verſchwelg' im Sommerhauſe,
Das hier der Sommer ſelbſt geſetzt.

Du haſt auf dich die Müh' genommen,
Und mir die Muße zugewandt;
Und wenn zu mir die Muſen kommen,
So haſt du ſelber ſie geſandt.

Darum auch Alles, was ſie bringen,
Soll deinem Lob gewidmet ſeyn;
Und kann ich Tags dich nicht umſchlingen,
So bin ich Nachts im Traume dein.

Und wenn du hier mich einzuholen
Im Herbſte kommſt, und finden ſich
Zum Kranz nicht Roſen und Violen,
Mit meiner Liebe kränz' ich dich.

Dann ſeyen die vier kurzen Wochen,
Die uns der Weinmond weilen läßt,
Der Luſt gewelht, ununterbrochen
Ein Lippenmoſtkelterfeſt.

Und führſt du mich zur Winterklauſe,
So ſollſt du, baue jetzt nur fein,
Die Herrin ſeyn im ganzen Hauſe,
Und ich in jedem Zimmer dein.

52.

Sonnenblick.

Ein Sonnenblick, ſo lacht die ganze Welt,
Die, wenn er liſcht, zurück in Trauer fällt.
O Quell der Schöpfung, der Geſtalten Born,
Schön iſt das Schöne nur, von dir erhellt.
Auf Augenblick' entziehſt du deinen Blick,
Damit man fürder ihn in Ehren hält.
Du biſt die Liebe, Gottes Aug', o Sonn',
Und wie die Schöpfung iſt mein Herz beſtellt.

53.

Die Küchengewächſe und die Reben.

Komm't nicht meinen Reben nah',
Edle Küchenkräuter, Kohl, Kohlrabe,
Daß von allen Seiten ja
Freien Zutritt hier die Sonne habe!

Wachſt an eurer Stelle dort,
Wo man um euch aus das Unkraut rentet!
Hier ſeyd ihr an dieſem Ort
Selber Unkraut: deſſen ſeyd bedeutet!

54.

Der Sonnenkäfer.

Der Sonnenkäfer schwebte
Am Tag im Glanz der Sonne.
Und bettete zu Nacht sich
Auf Sonnenblumensaum.

Seit ich mich aus den Armen
Gerissen deiner Liebe,
Ruh' ich die Nacht der Trennung
In deiner Liebe Traum.

55.

Das Begräbniß.

Freilich sollt ihr mich im Garten, —
Wo ich meinen Sommer lebte,
Wann der Sommer meines Lebens
Ward zum Winter, — auch begraben.
Unter meinen Blumen, die ich
Ruhig pflegte, will ich ruhen.
Und ihr sollt an meinem Grabe
Ohne Schauder Rosen brechen.
Aber fragst du nach der Stelle?
Droben an der Mauerecke,
Wo sich mit des Gartens Winkel
Der des Kirchhofs fern berühret:
Daß, wann einst die Auferstehung
Aller Todten soll ergehen,
Ich sie nicht in Ruh' verschlafe,
Sondern von der Nachbarwand her
Das Getümmel mich erwecke.

56.

Trübselig.

Trübselig ist am Wetter unausstehlich,
Trübselig von Gemüth ist auch nicht gut;
Heut' aber ist der Himmel trüb und selig,
Und trüb und selig ist es mir zu Muth.

57.

Liebeseigenschaft.

Nicht Seeleneigenschaft ist Lieb' allein,
Leibeigenschaft auch will sie seyn;
Liebeigen, Leib- und Seelentausch,
O heiliger Liebesrausch!

58.

Festlicher Empfang.

Wo du gespielt hast,
Eh' du mich kanntest,
Von mir geträumt hast,
Eh' du mich nanntest;

Wo ich entbrannte,
Wo du entbranntest,
Wo du zuerst mir
Liebe bekanntest;

Wo du den Liebes-
Frühling verklärteſt;
O wie du reichen
Herbſt mir beſcherteſt!

Heute willkommen
Heißen dich Lieder:
Das iſt dein Neuſeß!
Kennſt du es wieder?

Wo du das Kind im
Hauſe nur wareſt,
Auch als du mir ſchon
Kinder gebahreſt;

Unter der Blumen
Schwebendem Bogen
Kommſt du als Herrin
Heute gezogen.

Roſen im Reigen
Schweigen und neigen:
Alles, wohin du
Blickſt, iſt dein eigen.

Laß dir mit allen
Blühenden Hallen,
Laß dir dein neues
Neuſeß gefallen!

Unſer Gebieter
Sagt' es uns allen,
Er ſey der erſte
Deiner Vaſallen.

59.

Idyll.

Heute wird es heiß,
Und der Schnitter Fleiß
Wird im Felde glühen;
Nutze zu Gesang,
Wie der Lerche Drang,
Diese gold'nen Frühen!

Wie sie sich erhebt,
Und auf Flügeln schwebt,
Heb't euch, ihr Gedanken!
Unter Lerchenschall
Reiften überall
Aehren, bis sie sanken.

Frischer Garben Duft
Bringt die Mittagsluft
Von den Sommerbühnen;
Hier am Quellenrand
Sticht kein Sonnenbrand,
Wo ich ruh' im Grünen.

Bei des Abends Glanz
Kommt der Erntekranz
In den Hof gefahren,
Und die Scheune thut
Ein das reiche Gut,
Wird sie's lang bewahren?

Schlafe schnell bei Nacht!
Früh vor'm Tag erwacht
Taktschlag auf den Tennen;
Morgenlüfte Zug
Wird geschwind genug
Spreu vom Kerne trennen.

Und ſchon nachbarlich
Regt die Mühle ſich,
Neues Korn zu ſchroten:
Und der Ofen raucht:
Heut' noch, wenn ihr's braucht,
Hab't ihr es zu Broden.

Zwar wir brauchen's nicht,
Denn die Mutter ſpricht:
Altes ſteht im Sacke.
Eure Ungeduld,
Kinderchen, iſt ſchuld,
Daß man neues backe.

60.

Erntefeſt.

Wir eſſen neues Brod, und trinken neuen Wein;
Gott, laſſ' es uns gedeih'n,
Und dafür dankbar ſeyn!

Den Undank ſpeist kein Brod, den Undank tränkt kein Wein;
Die Dankbarkeit allein
Macht Speiſ' und Trank gedeih'n.

Wir trinken dieſen Wein, und eſſen dieſes Brod,
Und danken Ihm: Er bot
Uns mehr, als uns iſt noth.

Wir ſpenden ihm den Wein, und brechen ihm das Brod,
Und theilen mit der Noth
Die Fülle, die er bot.

61.

Die gelbe Rose.

Zur rothen Rose meiner Lust
Hat, wer? das ist mir unbewußt,
Gepflanzt die gelbe des Neides.
Die rothe öffnet ihre Brust
Dem Sonnenschein,
Und regnet's d'rein,
So dient's ihr statt Geschmeides;
Von beiden geschieht kein Leides
Der rothen Rose meiner Lust.
Aber der gelben des Neides
Bekommt gleich übel beides,
Der Sonnenschein wie der Regen:
Wie soll man ihrer pflegen?
Sie verträgt nicht den himmlischen Segen.

62.

Apostolisch.

Von den Aposteln mehr als einer
War ein Fischer,
Vielleicht ein Schreiner
War ein and'rer, und ein Tischer.
Aber, so viel wir lesen,
Keiner
Ist ein wilder Jäger gewesen.
Treib' in deinem geistlichen Stand
Allerlei,
Es steht dir frei;
Aber Pulver und Blei
Verträgt sich nicht mit der segnenden Hand.

63.

Die Bremse.

Was fällt dir ein, o Bremse,
Daß du dich her verirrest
Vom spiegelglatten Rücken
Der wohlgenährten Rinder
Auf diese Hand voll Runzeln?

„Warum verirrst du selber
Von städtischen Herrn und Damen
Dich auf die Blumenweide
Zu ländlichen Küh'n und Rindern?
Nun stecket meine Base,
Die Flieg', in leerer Stube
In staubige Folianten
Aus Langweil' ihre Nase;
Und ich versuch' aus Neugier
An deiner Hand den Stachel,
Zu seh'n, ob sie, gestochen,
Und blutend, und geschwollen,
Als Märterin der Dichtkunst,
Verse zu schreiben fortfährt."

64.

Der Wind.

Der Wind verweht den Duft, der auf der Ferne liegt,
Der Wind verweht den Duft, der sich auf Rosen wiegt.
Auch der Gedanken Duft, den Hauch der Phantasien
Verweht er, und des Dichters Träum' entflieh'n.
Er stört das Gleichgewicht der Seel' und der Natur,
Und Poesie ist Gleichmaß nur.

65.

Ebne Wege.

Die Hörner streck' ich nur hinaus,
Und zieh' sie gleich zurück;
Die Schneck' in ihrem Schneckenhaus
Hat ein bescheid'nes Glück.

Uneben ist die Welt, da liegt
Im Wege mancher Stein,
Und wer nicht hoch darüber fliegt,
Der stößt sich an das Bein.

Die hohen Flügel zog ich ein,
Und wandle durch's Gehieg,
Wo ich bin sicher, daß kein Stein
Mir liegen darf im Weg.

Beiseiten hab' ich sie geschafft,
Um anstoßfrei zu geh'n,
Auch wo ich geh' gedankenhaft,
Ohn' auf den Weg zu seh'n.

66.

Die stillen Räume.

Wachset, meine Bäume,
Blühet, meine Träume!
Ueberhüllt mit Frieden
Mich, ihr Schattenräume!
Träuf', o Sonne, deines
Lichtes gold'ne Schäume!
Lenke spät am Abend
Westlich deine Zäume,
Und erwecke früh' mich,
Daß ich Nichts versäume.

67.

Der verpflanzte Baum.

Der alte Baum, vom Fleck gerückt,
Hat dürftig den neuen Ort geschmückt.
Und vielleicht noch verdirbt er gar.
Gewiß wird ihn im nächsten Jahr
Der junge daneben überholen;
Das sey zur Erwägung dir empfohlen:
Altes verändern gelingt nur schlecht,
Lieber mach' es von neuem recht!

68.

Ich denk' an Dich.

Ich denk' an Dich, und meine Seele ruht
In dem Gedanken aus an Dich,
Dem Schiffer gleich, der aus bewegter Flut
Zum stillen Hafen rettet sich.

Alswie am Tag ein wilder Vogel fliegt,
Waldaus, waldein, nach seiner Lust,
Doch bei der Nacht in's weiche Nest sich schmiegt,
So schmieg' ich mich an Deine Brust.

Ich ruh' in Dir, in Deiner Liebe ruht
Der Drang der Seele wild und scheu;
Unsicher ist des Lebensmeeres Flut,
Und Du allein bist ewig treu.

69.

Liebe weiß die Wege.

Liebe weiß die Wege
Ueber Berg und Thal,
Findet ihre Stege
Bei des Mondes Strahl.

Auch in weiter Ferne,
Auch in dunkler Nacht,
Wenn mit keinem Sterne
Ihr der Himmel lacht.

Selbſt des Himmels hellſter
Stern iſt Liebe ja,
Fliegt, und iſt mit ſchnellſter
Eile hier und da.

Meine Liebe findet
Ihren Weg zu Dir,
Mit Dir dort verbindet
Sie mich einſam hier.

70.

Zugeſtändniß.

Auch Blumen lieb' ich, die nicht blüh'n,
Wenn ſie nur würzige Düfte ſprüh'n,
Und bei mir gleichen Liebansſpruch
Haben die farbigen ohne Geruch.

Und allen Farben gilt Daſſelb',
Ob weiß und roth, braun oder gelb,
Hell, dunkel, glänzend, oder matt,
Mit ſo und ſo geformtem Blatt,
Geflockt, gezaust, gefranzt, geſchlitzt,
Gelockt, gekraust, gelanzt, geſpitzt,
Hoch oder niedrig, ſteigend, liegend,
Sich windend, biegend oder ſchmiegend;
Und mag der Kelch nur einfach ſein,
Oder gefüllt zum Platzen ſeyn.
Ich liebe deine Formenmenge,
Natur, dein Herz iſt nicht zu enge;
Raum haſt du, wie ein Dichterherz,
Für ernſte Lieb' und heitern Scherz.
O hätt' ich wollen mich bequemen,
Mit Menſchen ſo vorlieb zu nehmen,
Wie ich's mit meinen Blumen thu',
Viel früher fand' ich Glück und Ruh'.

71.

Der fruchtbare Sommer.

Wie fruchtbar, wachsthumüppig
Iſt dieſer ſonnenſchwang're
In Wahrheit ſommernde Sommer!
Nicht nur Gepflanztes grünet,
Auch nur ſo Hingeſtelltes.
Ich ſteckte meinen Stecken,
Weil ich nicht mehr ihn brauchte
Zum Wandern, in den Raſen;
Er war von Weidenholze,
Da iſt er ausgeſchlagen.

Den Gartenſeſſel rückt' ich
In's Sommerhaus der Winden,
Daß ſie ihn ſchön umrankten.
Und als heraus den Seſſel
Ich wieder rücken wollte,
Da hatten ihn umwunden
Die ſchmeichleriſchen Winden,
Er ſtand wie angewurzelt.

72.

Dankbar.

Wo dein Auge, noch dein Ohr,
Nichts unangenehm berühret,
Noch durch deiner Seele Thor
Unwillkomm'nes einpaſſüret;

Wo du einen Augenblick
Fühleſt rein den Himmelsfrieden,
Segne dankbar dein Geſchick,
Und Nichts weiter wünſch' hienieden.

73.

Blütenſträuche und Fruchtbäume.

Die Gänge hab' ich angepflanzt mit grünenden Geſträuchen,
Ich frage nach den Früchten nicht, wenn voll iſt die Belaubung;
Doch ließ ich einige Bäume ſteh'n zur Freude meiner Jungen,
Die nach den Blättern weniger, als nach den Aepfeln fragen:
Denn Früchte ſucht die Blütenzeit, das Alter neue Blüten.

74.

Skolion.

Mögt ihr das Herbe
Andern kredenzen!
Ich, bis ich sterbe,
Will mit den rothen
Rosen mich kränzen.
Also geboten
Hat mir's die Liebe.
Selber dem Todten
Pflanzet nicht weiße
Blumen auf's Grab!
Denn er nahm heiße
Lieb' mit hinab.

75.

Zauberlust.

Könnt' ich doch zaubern,
Könnt' ich doch einen
Frühling am Rand des
Herbstes erschaffen!
Könnt' ich doch meinen
Odem der Liebe
Diesen erlosch'nen
Rosengebüschen
Leihen, um ihren
Trieb zu erfrischen.
Daß sie sich zieren
Müßten mit neuen
Rosen, um Deinen
Blick zu erfreuen!

76.

Kochkunst.

Müh' und Arbeit macht geringe
Lust und Lieb' an jedem Dinge.
So zu dir aus Liebe bin ich,
Gleich dem Fürsten Pückler-Muskau,
Oder gleich dem Herrn von Rumohr,
Ein berühmter Koch geworden.
Daß des Gartens schöne Fülle,
Die du darfst nicht mit genießen,
Dir nicht ganz verloren gehe,
Lern' ich allerlei Gewächse
Für den Winter einzumachen.
Essiggurken, Pfeffergürkchen,
Sind die schon bekannten Sachen.
Doch auch an die sabellangen,
Hochberitt'nen an den Stangen,
Wagt sich meine Kunst, die Bohnen.
Die geschmeidig jungen, zarten
Pflück' ich früh im Morgenthaue,
Eh' der Sonne Strahl sie bräunet,
Und verbreit' im flachen Siebe
Sie vereinzelt, daß der Lüfte
Mittagshauch am Schattenorte
Sie von allen Seiten schwelle.
Andre, länger schon gewachs'ne,
Laß' ich, gleich den Räucherwürsten,
An des Schornsteins Stecken baumeln.
Endlich noch die grünen Erbsen,
Die ich ganz besonders liebe,
Leg' ich mit besondern Fleiße
Auf zwei Arten in zwei Töpfe.
Diese, wenn sie wohl gerathen,
Sollen uns vor Allem schmecken.
Zwar du machst daraus dir wenig,
Doch du wirst mit mir genießen,
Wenn du sie mir munden siehest.

77.

Blumentrauer.

Die Blumen alle trauern
Bei dieser Nordluft Schauern,
Die an den Herbst sie mahnt:
Und meine Seele trauert,
Von Ahnungen durchschauert,
Und weiß nicht, was sie ahnt.

Was kann auf Erden drohen
Dem, der zu dir entflohen,
O Grab! wen schreckest du?
Ich habe g'nug gelitten,
Und müde mich gestritten,
Und sehne mich zur Ruh.

Ich wünschte, daß die Liebe
Nach mir am Leben bliebe,
Und dächte liebend mein.
Auch Das ist dir beschieden;
Was willst du mehr hienieden?
Herz, geh' in Frieden ein!

78.

Das Kraut am Weg.

Ich armes Kraut am Weg,
Ich steh' hier ungebeten,
Muß auf mich lassen treten,
Wer Lust hat, flink und träg'.

Und bin noch froh fürwahr,
Wenn nicht des Gärtners Harke
Mich mit des Lebens Marke
Reißt aus dem Boden gar.

Wenn dir dein Stand mißfällt,
Wen haſt du zu verklagen?
Warum haſt, hör' ich ſagen,
Du dich hieher geſtellt?

Stand's denn in meiner Hand?
Ein Saamen iſt im Wallen
Der Luft hieher gefallen,
Der gab mir meinen Stand.

Ich möchte lieber ſteh'n
Im Beete bei der Roſe,
Um die mit Liebgekoſe
Die Lüfte ſchmeichelnd weh'n.

Doch wird gepflückt zuletzt
Die Roſ' auf ihren Beeten,
Und werd' ich dann zertreten,
So ſind wir gleichgeſchätzt.

79.

Das Gartenmeſſer.

Wenn einmal das Gartenmeſſer iſt in meinen Händen,
Weh' dann jedem Schoß am Baume, jedem Sproß im Beete,
Der nicht ſteht an rechter Stelle, und im vollen Triebe:
Unbarmherzig weggeſchnitten wird das Mangelhafte.
Aber wenn das Gartenmeſſer wieder eingeſteckt iſt,
Dann mag alles Krüppelhafte oder Halberſtorbene
Ungeſtört in ſeiner Weiſe wachſen oder welken.
Immer kann das Gartenmeſſer nicht der Gärtner führen;
Bis die Strenge wieder waltet, iſt die Zeit der Schonung.

80.

Die Grasmücke.

Die Grasmück' in meiner Laube
Baut jedes Jahr ihr Neſt,
Doch ſo verborgen unterm Laube,
Daß ſich's nicht finden läßt.

Sie wählt von den Verſtecken allen
Ein andres jedes Jahr;
Und wann im Herbſt die Blätter fallen,
Sieht man erſt, wo es war.

Im Sommer durch die Zweige ſchlüpfen
Seh' ich ſie früh und ſpät,
Doch weiß ſie ſo in's Neſt zu hüpfen,
Daß ſie es nie verräth.

Sie iſt ein traulicher Geſelle,
Der doch nicht ganz mir traut,
Der, mir verbergend ſeine Zelle,
Mir immer nahe baut.

81.

Der Mühlbach.

Von einer Mühle fließt der Bach
Der andern Mühle zu,
Vorbei an meinem Ruh'gemach,
Und ſtört nicht meine Ruh'.

Der durch die Schaufeln dort gebraust,
Und der im nächsten Nu
Dort von den Rädern wieder saust,
Fließt hier in stiller Ruh'.

Den dort die Welt in Anspruch nimmt
Mit ihrem Saus und Braus,
Ruht, wie er hier vorüberschwimmt,
Von seiner Arbeit aus.

82.

Unterbrechung.

Und wenn einmal die Blumen
Es überdrüssig werden,
Nach täglicher Gewohnheit
Mit mir sich zu besprechen,
Dann ist es Zeit, den Garten
Zu räumen auf ein Weilchen.
Am schönen Nachmittage
Geh' ich zur Stadt, zu Menschen,
Und höre, was sie wissen.
Und komm' ich heim am Abend,
Sind meine stillen Blumen
Gesprächiger, als jemals.

83.

Die Liebeszeichen.

Die Lieben sind bei mir
In meinen Friedensreichen,
Wo nicht im Leibe hier,
Doch durch ein Liebeszeichen.

Von einem iſt's ein Bild,
Im Lebensglanz erfaſſet,
Das nun ſtatt ſeiner gilt,
Da er im Tod erblaſſet.

Vom andern iſt's ein Blatt
Mit Schrift, die halb erliſchet,
An jener Züge Statt,
Die ganz der Tod verwiſchet.

Von theurer Schweſterhand
Ein zierliches Geſtricke.
Frühzeitig warf ſein Band
Der Tod um ihr Genicke.

An dieſem Bande feſt
Halt' ich ihr Angedenken;
Wie kann ein armer Reſt
So reiches Gut uns ſchenken!

84.

Treue.

Was iſt hier getreu zu nennen
In der ungetreuen Welt,
Wo ſie finden ſich und trennen,
Wie dem Zufall es gefällt!

Brüder treten Brüdern ferne,
Fremd dem Vater wird das Kind,
Wie, entſproſſen gleichem Kerne,
Bäumchen, wann ſie älter ſind.

Auch zwei Freund', in deren Grunde
Herzensliebe lauter brennt,
Ob die Geiſter ſind im Bunde,
Sind die Leiber doch getrennt.

Nur ein Weib, wie du erkohren,
Ein geliebt und liebend Weib,
Das dir Kinder hat geboren,
Das iſt dein mit Seel' und Leib.

85.

Die Ewigen.

O ihr ewigen, hochzupreiſenden
Sphären, ihr um euch ſelber kreiſenden,
Ihr ſtets andere Mienen zeigenden,
Immer wechſelnde Huld erweiſenden,
Bald mit Düften des Frühlings labenden,
Bald mit Früchten des Herbſtes ſpeiſenden,
Bald mit ſommernder Glut entzündenden,
Bald mit winterndem Froſt umeiſenden:
Ihr allgütigen, allzeit freundlichen
Dem durch's Leben hienieden Reiſenden:
Wie ihr lächeltet einſt dem Jünglinge
Mir, ſo lächelt ihr nun dem Greiſenden.

86.

Verſtimmung.

Bei trübem Wetter ſeufzt' ich:
O Himmel, werde heiter,
Daß ich auch heiter werde!
Da klärte ſich der Himmel,
Und düſtre Wolken ſchmolzen
In ſonnenlichte Bläue.

Doch in mir blieb es trübe,
Und doppelt trüb empfind' ich
Mich selber in der Heitre.
O Himmel, ach, es lag nicht
An dir, es liegt im Herzen!
So trübe dich nur wieder,
Damit der unerklärten
Verstimmung Schuld auf dich doch
Das arme Herz kann schieben.

87.

Verfinsterung.

Auf der schuldbewußten Welt
Liegt des Todes düstrer Schatten,
Der das Licht uns vorenthält
Ew'gen Lebens, das wir hatten.

Wie das Herz verfinstert ist,
So verfinstern sich die Lüfte;
Und weil du nicht schuldlos bist,
Siehst du Kampf und off'ne Grüfte.

Wenn die Sonn' am Abend rein
Taucht die Welt in Friedensahnung,
O wie schnell den schönen Schein
Stört die Nacht mit dunkler Mahnung.

Ew'ge Morgenröthe, komm',
Die nicht mehr in Blut sich tauchet!
Wenn die Fackel trübe glomm,
Ahnt sie, daß der Morgen hauchet.

88.

Am erſten Oktober.

Am erſten im Oktober war von Blumen bunt mein Garten,
Geſchlagen hatte noch kein Froſt dem Lilienſchwerte Scharten.
Der Aſter Sterne waren noch im Nebel nicht erloſchen,
Und der Reſeda Düfte nicht vom Regen ausgedroſchen.
Die Biene trug noch Honig ein, die Hummel ſog am Kelche,
Von Schmetterlingen flogen ſelbſt verſpätet noch etwelche.
Ich ſprach im ſtolzen Muthe: Jung iſt Alles, wie im Merze,
Und freudig blüht mein Herz empor, wie dort die Königskerze.
Ein Windhauch, und die Königskerz' erſtarb im letzten Funken,
In weißer Winterasche lag mein Frühlingstraum verſunken.

89.

Vergleichung.

Seh' ich allen Glanz der Reichen,
Augenblendend ihre Pracht:
Das iſt nicht für deinesgleichen!
Denk' ich, und kein Neid erwacht.

Kehr' ich dann im kleinen Kreiſe
Meiner Freuden wieder ein,
Fühl' ich recht erſt meine Weiſe,
Glücklich und begnügt zu ſeyn.

90.

Der gefällte Baum.

Nachdem der Baum gefallen, ſeh'n wir erſt, wie hoch er war;
Als er uns über'm Haupte ſtand, war's minder offenbar.
So hat den edlen Mann der Tod nicht leiblich nur geſtreckt,
Auch ſeinen ganzen Werth, der uns verborgen war, entdeckt.

91.

Beim Feldgang.

Wer als Fremdling durch die Welt geht,
Freut ſich ſorglos ihres Reizes;
Wer als Herr durch's eigne Feld geht,
Trägt die Bande ſeines Geizes.
Dort iſt Buſch und Baum zu pflanzen,
Hier ein Höcker wegzuſchanzen;
Hier zu viel, und dort, wo's fehlt,
Ueberall iſt er gequält.

92.

Der berupfte Schmetterling.

O Schmetterling, das iſt dein Glück,
Daß dir im Flug die Schwalbe
Vom Flügel abgerupft ein Stück,
Nun trägt dich noch der halbe.

Da fielſt du in des Knaben Hand,
Der aufſpießt ſeinesgleichen,
Doch weil er dich beſchädigt fand,
Ließ er dich weiter ſtreichen.

93.

Primula Veris.

Eine Primula Veris,
Erstgeborne des Lenzes,
Ward durch Laune des Himmels
Am achtzehnten Oktober
Letzterzeugte des Gartens.
Schlüsselblume, die sonst auf
Schließt den Himmel der Blüten.
Will dies Jahr ihn verschließen.
Doch, indem ich mich bücke,
Sie zu pflücken: O pflücke,
Sagt sie, mich als ein Zeichen
Deiner Liebe, daß nimmer
Soll ihr Frühling erbleichen.
Welkt im Garten der eine,
Blüht ein andrer im Zimmer,
Bis die Flocken entweichen.
Sieh von Hoffnung den Schimmer,
Wie die Hände sich reichen
Lenz und Lenz, wo in Treuen
Zwei des Lebens sich freuen.

94.

Unter Blumen.

Meinen Schreib- und meinen Eßtisch hab' ich unter Blumen,
Meinen Leib und meine Seele lab' ich unter Blumen.
Unter Blumen, wie als muntrer Knab' am Band ich hüpfte,
Wandeln will als müder Greis am Stab ich unter Blumen
Unter Blumen, wo ich lag im Liebesarm gebettet,
Lieben Todten auch ihr Bettlein gab ich unter Blumen.
Alle Sorgen laß' ich unter Blumen still entschlummern,
Und mit Scherzen jedes Leid begrab' ich unter Blumen.
Unter Blumen sollt ihr selber mich einmal begraben,
Und im luft'gen Heer der Todten trab' ich unter Blumen.

95.

Gewünschter Verdruß.

Als ich Bäume im fünfzigsten Jahr
Pflanzte auf kahlem Hügelrand,
Wo rings die freiste Aussicht war,
Sprach die Liebste, die bei mir stand:
Gott lasse diese Bäume sprießen,
Daß sie dich noch dereinst verdrießen,
Wenn sie die Aussicht hier verschließen!
Und ich dankt' ihr mit einem Kuß,
Daß sie mir wünschte den Verdruß.

96.

Das Sinnveilchen.

Kleinmüthig wollt' ich werden
Bei des Oktobers Groll,
Daß alle Pracht der Erden
Zu Staube werden soll.
Die glänzenden Standarten,
Wo Lenz zu Felde lag,
Um stürzte sie im Garten
Der Herbst mit einem Schlag.

Die stolzen Georginen
Zerflitterte der Gram,
Mit jeder Knosp' an ihnen,
Die nicht zur Blüte kam;
In ihrer Fülle und Stärke
Zerbrach ihr üpp'ger Schaft,
Wie, ungethaner Werke,
Ein Held in voller Kraft.

Mich dauerten die Triebe,
Die ſich nicht ausgelebt:
Da kam zu mir die Liebe
Den Garten her geſchwebt.
Und froh, als ob ſie trete
Wie ſonſt, auf weichem Klee,
Hob ſie am Blumenbeete
Den Flugſchritt übern Schnee.

Sie bückte ſich ein Veilchen
Hinab zum weißen Flor,
Und zog ein Sinneveilchen
Friſch aus dem Schnee hervor.
O Wunder! blieb erhalten
Das Spiel der Farben ganz?
Kann ſich aus Schnee entfalten
Des Regenbogens Glanz?

Sie gab den Strauß mir ſinnig,
Und ich verſtand den Sinn:
Sinnveilchen lächelt' innig:
Der Frühling iſt nicht hin.
Die Zauberhand der Liebe
Zieht zu des Herzens Troſt
Des Frühlings Blütentriebe
Hervor aus Winterfroſt.

97.

Gefriſtetes Leben.

O wie koſtbar iſt das Leben,
Und wie ſchwer, es aufzugeben!
Selbſt da vom Oktober-Oſt
Traf den Garten Todesfroſt,
Muſtr' ich die vom ungewohnten
Schnee gedrückten Blumenkronen,
Was noch etwa Gärtnerliſt
Retten könn' auf Tagesfriſt.

98.

Aufgegebenes.

Es blüht noch Manches hier und dort,
Das nicht vom Frost gelitten,
Doch ohne Freude blüht es fort
In der Zerstörung Mitten.
Wie nimmt sich in des Todes Graus
Das Leben so gespenstisch aus!
Ich bitte dich, ohne Säumen,
Herbst, vollends aufzuräumen.

99.

Die Rache des Herbstes.

Was im Sommer mein Aerger war, ist mein Trost nun im Winter.
In der Mitte der grünenden zwei verdorrende Stämme
Hieb ich nieder im Zorn, daß sie nicht den Garten entstellten,
Warf die Klötz', um sie nicht zu sehn, in den äußersten Winkel;
Ehrlos lagen sie dort, indeß reich im Schmucke des Laubes
Ihre Brüder sich brüsteten, bis ihr Rächer der Herbst ward,
Der die Kronen des Stolzes rings von den wallenden Scheiteln
Blies, und flüsterte mir in's Ohr, als vom schaudernden Garten
Er in's Zimmer mich trieb: Nun hol' aus dem Staub der Verachtung
Die verdorrten, und danke, daß sie die Stube dir heizen.
Lieblich knisterten im Kamin der geopferten Edlen
Scheiterklötze, mir lieblicher, als der übrigen draußen
Im verödeten Garten jetzt unerquickliches Rauschen.

100.

Die Wolkenſchatten.

Ueber meinen Garten flieh'n
Düſtre Wolkenſchatten,
Ihnen das Vorüberzieh'n
Muß ich wohl geſtatten.

Bilder ſind es aus der Zeit,
Die mir nicht behagen,
Denen in der Einſamkeit
Ich mich möcht' entſchlagen.

Stimmen aus der wirren Welt,
Die mich nur verſtimmen;
Wie ein Hauch die Lüfte ſchwellt,
Werden ſie verſchwimmen.

Hauch des Himmels, Poeſie,
Kläre meine Lüfte,
Und verſinken laß mich hie
Still in Blumendüfte.

Ludwig Rellſtab.

Des Deutschen Gastbesuch beim dänischen Stammverwandten.

Eine Gallerie von Herbst-Reisebildern.

Vorwort.

Ein ächter deutscher Ehrenmann hält Etwas auf Vettern und Basen, und verläugnet sie nicht, selbst wenn sie andere Tracht und Sitten angenommen. Der Däne, Schwede, Norweger, sind Vettern des Deutschen, und Vettern, deren er sich wahrlich, kann er auch nicht Alles an ihnen rühmen, nicht zu schämen hat: besonders wenn er bedenkt, daß auch von ihm selbst nicht Alles zu rühmen ist.

Wir glauben daher in ächtem deutschen Sinn zu handeln, und Niemand wird uns der Einschwärzung des Fremden beschuldigen wollen, wenn wir in diesen Bildersaal, wo deutsche Zustände, durch deutsche Feder gezeichnet, zu schauen sind, einem Stammverwandten das Zutrittsrecht gestatten, das heißt, von seinem Wohnsitz, Thun, Treiben, und Verkehren Nachricht geben, und einige Portraitskizzen seiner Heimath in den Familiensaal unseres Wohnhauses aufhängen, so aufgefaßt, wie ein deutsches Auge es gesehen. Es ist unser Vetter, der Däne, den wir an seinem heimischen Heerde aufgesucht, und von dem wir Grüße zurückbringen, und Wünsche, daß die, jetzt nur hie und da locker angeknüpfte, Gastfreundschaft eine warme, gehegte und gepflegte werden möge. Es ist überhaupt die Zeit gekommen, wo die Völker nähere Nachbarn werden, sich gastlich aufnehmen sollen, statt, wie am Anfang dieses Jahrhunderts, räuberisch und mörderisch zu einander hereinzubrechen. Deßhalb glauben wir, nochmals sey es gesagt, dem Namen und Sinn dieses Sammelwerkes völlig zu entsprechen, (möchten wir auch allenfalls gegen den Buchstaben fehlen,) wenn wir den Nachbar und Verwandten in dessen Geisteskreis hineinführen.

Versagt ihm also nicht das brüderliche Willkommen!

Erstes Reisebild. „Seestück."

Abfahrt.

Es war in den schönen Spätsommertagen des eben ablaufenden Jahres 1839, als eine Anzahl deutscher, frischer Gefährten sich zusammenthat, um die fröhliche Fahrt über den blauen Spiegel der Ostsee hinüber nach dem Däneneilande, nach seiner Hauptstadt, und dem Sund zu machen. In Swinemünde, dem vielbesuchten Hafenstädtchen und Seebade der grünen Insel Usedom, und in Heringsdorf, dem Sommerschloß von Swinemünde, waren wir zusammengetroffen. Jeden Donnerstag Abend braust das Dampfschiff „Dronning Maria" von Stettin nach Swinemünde heran, und bringt Gäste und entführt welche, die mit der Abendstunde in die hohe See hinaussteuern, um andern Vormittags in den prächtigen Hafen von Kopenhagen einzulaufen. Alle Die, welche die Fahrt bereits gemacht, konnten nicht genug erzählen, wie schön sie gewesen, und daß man, wie fremd auch die Sprache jenseits klinge, sich doch immer wie im tiefsten Schooß der Heimath fühle, weil ein deutsches Auge uns aus jedem schönen Frauenangesicht sittsam und doch offen anblickt, weil einfache Sitte, biedere Freundlichkeit, dort wie bei uns herrschen. War es da möglich, der Lust länger zu widerstehen? Um so weniger, als die See alle Schrecken verliert, da die Fahrt eine Spazierfahrt ist, die uns nicht einmal nöthigt, das Bad auszusetzen. Denn heut' tauchen wir noch am Strande Pommerns in die Wellen, und morgen, wenn wir wollen, schon im Kattegat! Der Zauberer, der unsere ganze Welt umgestaltet mit seinen wunderbaren Dunstgebilden, der Dampf thut auch dieses Wunder. — Ihm also wollte die fröhliche Brüderschaft, zu der der Verfasser sich gesellte, sich anvertrauen, und harrte daher eines Donnerstags, versammelt vor dem Gesellschaftshause von Swinemünde, am Ufer sehnsuchtsvoll der schwarzen Rauchsäule entgegen, die am fernen Horizont das Signal der Ankunft der Dronning Maria gibt. — Dort wirbelt sie empor, unfern des grünen Golling, des Chimborasso der Insel Usedom! Die Neugierigen, die Müßigen, die Geschäftigen, d. h. die Reisenden, strömen zusammen. Felleisen und Pakete werden getragen, Abschiedsgrüße zugerufen, Händedruck, Umarmungen — **O quot amplexus!** — Alles geht im bunten Geschwirr und Gewirr durcheinander. Der Dampfer hat angelegt, die Brücke wird geworfen, die Menge drängt heraus, drängt hinein! Man rennt sich hastig um, man kämpft sich mühsam durch! Der hat den

Regenschirm vergessen, Jener die Brieftasche, der Dritte den Paß! Geschrei, freudiges und klagendes, ängstliches und jubelndes! Es übertönt das Zischen des Dampfes, das helle Geläut der Glocke, die uns an Bord ruft. Doch jetzt erschallt sie zum dritten Male; die Räder beginnen schon zu schaufeln; eilig, eilig, wer nicht am Ufer Usedoms zurückbleiben will! Wir drängen uns zu der Brücke, wir springen an Bord, die Pforte hinter uns wird geschlossen. Die versammelte Menge am Ufer grüßt mit lautem Hurrah in die Lüfte, die Passagiere und Schiffsmannschaft antworten, schon zieh'n wir brausend durch den Strom, das Ufer entflieht, wir sind in voller, frischer Fahrt.

Wie steht der Wind? Südost! Der herrlichste Fahrwind nach dem Sund! Himmel und Meer sind blau, nicht ein weißes Flöckchen unterbricht das reine Azur, ausgenommen die schneeigen Schwäne der Segelschiffe, die die Flut kreuzen. — Pfeilschnell schießen wir auf der Swine dahin! Unser Lootse sorgt, daß wir im Fahrwasser bleiben. — Das schöne Gesellschaftshaus von Swinemünde, wo noch gestern so fröhlich getanzt wurde, entschwindet nach und nach unsern Blicken; doch die Gedanken einiger unserer jungen Passagiere scheinen noch in demselben zu weilen, vermuthlich bei einem oder dem andern jener rosigen Mädchen, die bei der Abfahrt unter den Zuschauern standen, und ihre Tücher hoch wehen ließen, die sie gestern im Cotillon vielleicht unsern jungen Reisegefährten zugeworfen haben! Ja ja, wenn das Verdeck auch ein Tanzsaal wäre! — — Jetzt fassen nur noch die beiden steinernen Riesenarme der Ost- und Westmole unser Strombett ein; die grünen Ufer sind verschwunden. Nun ist auch die Westmole zu Ende; nur die Ostmole ragt noch weit, einsam, in die blaue Meeresebene hinein, den weißen Leuchtthurm auf der Spitze tragend. Wir fliegen an ihm vorüber! Es wird ein Boot ausgesetzt; was soll Das bedeuten? Der Lootse aus Swinemünde verläßt uns. Mit ihm noch einige Freunde, die uns so weit das Geleit gegeben. Hei! wie die Nußschaale auf den Wellen tanzt! Jetzt gleicht sie nur noch einer der schwimmenden Tonnen, die das Fahrwasser bezeichnen; jetzt ist sie ein schwarzes Pünktchen, — nun entdecken wir sie nicht mehr. — Ich will's glauben! wir sind ja schon fast eine halbe Meile in See. In den wenigen Minuten! Ja, unser Südost hilft; er ist ein guter Gevatter der Dampfmaschinen. Wir haben zwei Segel aufgespannt, und fahren nun mit dem Doppelgespann der beiden beflügelten Rosse Wind und Dampf. — Da schimmern uns die Häuser von Heringsdorf klar entgegen durch das Buchengebüsch und die Tannenwipfel des Ufers; — schon sind sie vorübergeflogen; dafür aber tritt der Streckelberg deutlicher hervor, als der letzte Auszug

des langen Küſtenperſpektivs des Uſedomer Strandes, das ſich Abſatz auf Abſatz hinter einander aufſchichtet. Hinter dem langen waldigen Kamm dieſer Höhen geht die Sonne unter; ſie wirft ſchon ihren goldnen Heiligenſchein über die ganze Küſte, und zeichnet die Umriſſe ſcharf gegen den lichten Hintergrund ab. — Die Zauberinſel, die Oie, taucht in der Abenddämmerung bläulich aus der Flut hervor, auf der die Funken des Abendroths unzählbar blinken; Rügen dahinter liegt wie ein Wolkenſtreif am Horizont, unbeſtimmt erkennbar in dem immer tiefer ſich herabſenkenden Dunkel.

Zweites Reiſebild. „Seeſtück."

Nachteſſen. Mondesaufgang.

Nun iſt die Sonne verſunken, das Abendroth faſt verglommen. Das Meer ſelbſt ſcheint ſtiller zu werden, und kaum zu flüſtern mit dem Schiff, das ſich vertraut in ſeinen Armen wiegt. — Auf dem Deck aber wird es nun lebendig; die Laternen werden angezündet, Windlichter auf Tiſche geſetzt, Anſtalten zum Abendeſſen gemacht. Schon zuvor hatte uns eine Taſſe Thee, die ganz wie in einem Geſellſchaftsſalon präſentirt wurde, angenehm erquickt bei dem kühlen Abendwind und Meereshauch. Jetzt wird uns ein Beefſteak, ein Glas Portwein nicht unwillkommen ſeyn! Man ſetzt ſich, ſchmauſt und trinkt, ſchwatzt und lacht, und ſchwebt ſorglos über dem tiefen Abgrunde, den die dunkeln Wellen bedecken, dahin. — Welch ein Geſchrei! warum läuft dort Alles nach dem Oberdeck? Der Mond! der Mond! ihn müſſen wir begrüßen! —

Aus fernem, tiefen Dunkel, wo ſich Meeres- und Himmelsrand nicht mehr ſcheiden laſſen, wird ein röthlich glühender Stern ſichtbar! Er wächst, ſeine Glut erhöht ſich! Jetzt blinkt es, wie ein goldner Pfeil, der auf der Welle ſchwimmt, — der Pfeil wird ein Speer, ein Bündel Blize, die ſich kreuzen, ein flüſſiger Golderguß in den dunkeln Meerſpiegel! Der Stern iſt zur Flamme worden, plözlich trennt er ſich von der Welle, und ſchwebt als purpurne Halbmondſcheibe im ruhigen Blau des Himmels, und die Flut unter ihm blizt ſein Abbild tauſendfältig

wieder. Ein Laut der Freude, der Bewunderung, des Staunens, läßt ſich hören, die Gläſer klingen! Willkommen trauter, güldener Mond, ſey der Bote unſrer Gedanken zu unſern Liebenden weit im Lande dahin!

Drittes Reiſebild. „Genreſkizze."

Die Kajüte.

Jetzt ſind wir ſatt, es iſt finſter, der Mond ſcheint wie jede Nacht am Himmel; genug, es gibt keinen genügenden Grund, uns länger auf dem Deck zu halten, ſondern wir müſſen in die Kajüte hinab.

Hier iſt der Teufel los! — Beim trüben Schein der Deckenlampe wühlen ein fünfzehn bis zwanzig Männergeſtalten durcheinander. Jeder ſucht eine bequeme Lagerſtätte zu erhalten. „Kellner, wo iſt meine Koie!" — „„Hier, mein Herr, hier oben!"" — „Hilf Himmel, in dem Kaſten? da hat ja kaum ein Drittheil von mir Platz!" — „Wo ſoll *ich* ſchlafen? Kellner!" — „„Hier, gleich zur Rechten!"" — „Herrlich! o weh! da liegen ja ſchon ein paar Beine! Heda, mein Herr! Sie liegen in der falſchen Koie! das iſt *mein* Schlafgemach!" Eine dicke Maſſe murrt wie ein aufwachender Bär im Schlaf, reckt ein verdrießliches, benachtmütztes Geſicht heraus, pruſtet einigemal, dreht ſich um, und liegt ſo feſt, wie ein Anker von 150 Zentnern. „Zum Teufel, Herr! hier ſoll *ich* liegen! Sind Sie von Holz, von Thon, von Erz, daß Sie nicht hören? Schwere — — du mein Himmel! wollt' ich ſagen, wo ſoll *ich* denn nun mein Haupt hinlegen!" Der gewaltſam expropriirte Paſſagier rennt verzweifelnd in der Kajüte auf und nieder. Da entdeckt er noch eine leere Lagerſtätte in der obern Reihe. Wie der Blitz klammert er ſich an und will ſich hinaufſchwingen. „Heda, halt!" ſchallt es hinter ihm her, und plötzlich hängt ein Ballaſt von anderthalb Zentnern an ſeinen Beinen. „Wo wollen Sie hin? Sie erſtürmen meine Koie? meine Hoſen liegen ſchon oben, es iſt mein Platz, Nr. 7, was haben Sie für eine Nummer?" — „„Nummer — ich weiß den Teufel von Nummern, aber ich will mich ſchlafen legen!"" — „Meinethalben mitten in der See, aber nicht in meinem Schlafloch! Iſt das ein Kaperſchiff? darf hier Seeräuberei getrieben werden, auf einem

honetten Dampfer?“ — „„Herr, laſſen Sie jetzt meine Beine los, oder ich werde wild!““ — „Herr, räumen Sie mein Schlafgemach, oder ich reiße Ihnen Ihre Läuſe aus!“ — „„Gewalt, Gewalt! — Raub und Einbruch! — Mordanfall! Meuchelmord! — Brand und Plünderung!““ Der Kampf wird heftig; der Obere ſucht ſich mit Rieſenanſtrengung in die Koie zu ſchwenken, der Untere zerrt an ſeinen Stiefeln — plötzlich geben dieſe nach, verlaſſen den Fuß — der Obere fliegt wie ein Federball in ſein Nachtquartier, der Untere folgt den Geſetzen der Schwere, daß der Kajütenboden dröhnt, und der Steuermann droben ſchreit: „Kapitän, wir ſind auf eine Sandbank gerathen!“ — „„Nein, ruft dieſer, es muß ein Wallfiſch unter dem Kiel durchgegangen ſeyn, der uns ſolchen Mordſchlag gegeben hat. Wenn nur nicht die Maſchine gelitten hat!““ — — Freilich hat die Maſchine gelitten, aber nur die des Niedergeſunkenen, der wie eingerammt auf dem Boden ſitzen bleibt, den ausgereckten Stiefel ſeines Feindes troſtlos, wie ein leeres Trinkgeſchirr, in der Hand. — Homer müßte ich aber ſeyn, und wenigſtens vierundzwanzig Geſänge ſchreiben, wenn ich das Getümmel ſchildern wollte, das hier nicht ſowohl bei den Schiffen, wie in der Ilias, ſondern im Schiff ſelbſt ſich erhob. Die Koienverwirrung glich einer babyloniſchen Thurmverwirrung. In allen Sprachen ſchrie man nach ſeinem Schlafneſt; Stiefeln aller Nationen wurden durch einander geworfen, und konnten doch nicht völlig durch den Berg der Reiſemäntel bedeckt werden, die als Mäntel der Liebe darüber gebreitet wurden; Ueberröcke und Hüte, Regenſchirme und Stöcke, Wämſer und Schnappſäcke, Alles kollerte durcheinander, und die ganze Schiffspaſſagier-Armee, die in Unterhoſen das Nachtquartier bezogen hatte, verwirrte das Ohr durch ein männerbetäubendes Rufen, Schreien, Stöhnen, Aechzen, Lachen, Fluchen, — und das Auge durch Gruppen und Attitüden, an denen ſieben Hogarth's ſieben Jahre zu zeichnen gehabt hätten.

Was mir in dem wirbelnden Chaos ſo nahe vorbei ſchwirrte, daß ich's aufſchnappen konnte, gebe ich hier zum beſten.

Beim Fall des unſeligen Paſſagiers, deſſen Koienſturm abgeſchlagen wurde, fuhren die reſpektive Mandel oder das Drittelſchock von Köpfen aus allen Nachtneſtern, wo ſie ſchon untergeduckt hatten, heraus. Der war mit einer Nachtmütze, Jener mit einem blauen oder rothen Schnupftuch um die Stirn drappirt; der Eine zeigte Hemdärmel, der Andere einen Torſo im Mantel! — „Schwerenoth! — Tauſendſapperment! — Himmel, Wetter! — Ei Herr Je! — Potz Velten! — Daß dich der“ ꝛc. ꝛc. — lautete die Interſektionsſammlung aus allen deutſchen Provinzialdialekten, die jetzt durch freiwillige Beiträge unglaublich ſchnell

im Schiffsraum zusammengebracht wurde. „Wer Teufel stört uns denn so nichtswürdig in der ersten Ruhe?“ überherrschte endlich die Stimme eines wohlbeleibten Postmeisters das Getümmel. — „Wer erlaubt sich denn so unmaßgebliche Freiheiten?“ quäkte die dünne Kehle eines Duodezmännchens dazwischen. „Auf Cerevis!“ brüllte ein Bruder Studio, der ein halbes Jahr Akademien frequentirt, und dann ein freies philosophisches Studium der Landwirthschaft auf Seereisen begonnen hatte, „auf Cerevis, das ist ja ein Mordskandal! wären wir auf festem Grund und Boden, so wollte ich Euch einen Dummen stürzen!“ — „Meine Herren, meine Herren, meine Herren!“ repetirte ein fein gebildeter Kriegsrath wohl vierundzwanzigmal, ungemein taktfest, und brachte auf solche Weise Rythmus in das tobende Orchester. — Ein ängstliches, schmales, käseblasses Gesicht guckte wie aus einem Mausloch über den Rand einer der oberen Koien, und richtete eine durch bewegliche Mienen unterstützte Petition an die Versammlung: „Bitte unterthänigst, o meine werthen Herren, — wir sind auf der See — nichts Ruchloses, ich bitte nochmals, — die Nacht dient zum Schlaf — bemerken Sie, wie das Schiff schaukelt — die Ostsee ist klein, aber gefährlich — bitte, keinen Sturm, weder auf der See, noch auf die Koien.“ — „„Wohlgesprochen, alter Maulwurf,““ brummte eine rauhe Stimme aus der Kellerkoie gegen den Bittsteller herauf, daß dieser erschreckt den Nachtmützenkopf zurückzog, wie eine Schnecke, der man auf die Fühlhörner tippt, „„wohlgesprochen.““ Das Baßorgan konnte eher dem Geist des Vaters, als dem blonden, fetten Hamlet angehören. — Jetzt stürzten der Kapitän und der zweite Steuermann, der eben nicht im Dienst war, die Kajütentreppe hinab. „Was ist vorgefallen, meine Herren?“ rief der Kapitän. „„Nichts ist *vorgefallen*,““ antwortete die Baßstimme, „„nur einen *Rückfall* hat der Herr dort gehabt.““ — „Aha — bedaure sehr,“ sprach der höfliche, gutmüthige Kapitano, und half dem *Niedergeschlagenen* auf. „Fehlt es an Koien? Wir werden noch einige Matrazen auf den Boden legen lassen.“ Dieser Trost wirkte wie Oel in die sturmbewegte See. Es ward still! Nur einige Klagelaute brachen sich wie flüsternde Wellen an den Schiffswänden. Der Tritt einiger Aufwärter klang hohl die Kajütentreppe hinab, drei oder vier Matrazen wurden auf dem Fußboden ausgestreckt, und so fanden auch die letzten Nachzügler noch respektive acht oder zehn Quadratfuß Lagerraum. Ich selbst hatte schon längst die Ecke hinter der Kajütenthür eingenommen, mir den Reisesack unter den Kopf geschoben, und mich in den Mantel gehüllt. Aus dieser bequemen Lage hatte ich das Schauspiel in der unruhigen camera obscura mit angesehen. Nun herrschten Schlaf

Schnarchen, Lampen-Halbdunkel. Nur selten tauchte aus dem todten Meer dieses Nachtstücks ein Lebenszeichen auf, wie etwa ein aufschnalzender Fisch aus dunkler Flut. — Es wälzte sich irgend ein Schläfer um, wie ein Braten am Spieß, und schnarchte dann weiter. — Ein anderer richtete sich auf in seiner Oberkoie, schien hinab zu wollen, maß die Höhe, und sprach trostlos verdrießlich: „Verfluchtes Lager das!“ — Es niest Einer überlaut, und weckt sieben Schnarcher. — Dumpfes Nachmurmeln der Aufgestörten. — „Verwettert schwül hier!“ — „Enges, vermaledeites Nest!“ — „Man drückt sich die Hüften lahm!“ — „Mich dürstet wie einen Jagdhund, — aber der Satan klettere hier herunter!“ — „Was mag die Uhr seyn?“ — — „Puh — Pieh.“ — Noch ähnliche Seufzer. — Rum — Rach — Krrr — Chrrr — — rrrrrr — — in diesem dumpfen Ohrnebel und der Dämmerung des trüben Lampenscheins verschleiert sich das Nachtstück auch mir — nun sehe und höre ich Nichts mehr. — — Aber so steht es in der Schiffspartitur: Rrrch — Rrrsch — **sforzando:** Rchch — **decrescendo:** Rrch — **pianissimo:** Rrrch — — —.

Viertes Reisebild. „Seestück.“

Sonnenaufgang. Küstenpartien.

Ach, welch ein anderes Antlitz zeigt uns der goldne Tag, als die dumpfe Nacht! — Ein bläulicher Schimmer dringt durch die Kajütenthür in den schwülen Raum hinab, wo noch die Lampenflamme röthlich flackert. Draußen dämmert schon der Tag! Auf, auf! ihr Schläfer! — Es regt sich in dem beklommenen Raum; Arm und Beine werden sichtbar und zappeln aus den Koien heraus; es ertönt ein Rufen nach Wasser und Kaffee, nach Stiefeln und Wämmsern; — doch genug des Treibens in dem irdischen kleinen Menschen-Ameisenhaufen der Kajüte! Laßt uns hinaus aufs Deck, wo das weite Meer der erweiterten Brust seine freien Räume öffnet, der hohe blaue Himmel sich über uns wölbt, und Gefühl und Gedanken erhebt. — Dies hindert aber doch nicht, eine Tasse warmen Kaffee's bei der Morgenkühle vor Sonnenaufgang sehr willkommen zu heißen, trotz ihres Sechshundertprozentgewinnpreises (ich habe das Wort vom Aristophanes) von sechs Silbergroschen (**verbotenus**) **pro Tasse**; erst nach diesem Genuß läßt sich der andere wahrhaft fassen und beschreiben. —

Luft und Licht zu mahlen, iſt nach allen Kunſtverſtändigen das Schwerſte; und dieſes Schwerſte ſoll ich jetzt durch bloſe Federzeichnung leiſten. Alſo die Luft, klar, durchſichtig bis in die Unendlichkeit; das reine Blau nicht vom leiſeſten Duft eines Wölkchens unterbrochen; und das Licht roſig, golden, am Rande der Flut auftauchend, duftend, aus ihrem Spiegel zurückgehaucht, inmitten des ätheriſchen Roſenſchimmers ſich immer tiefer verdichtend zur dunkelglühenden Purpurfülle, aus der der Goldkern der Sonne hervorbrechen ſoll. Ihr entgegen iſt das Meer nur vom Himmelsſaum begränzt; doch weſtwärts ſteigt es wie Marmor-Zauberſchlöſſer aus den Wellen auf. Es iſt die Inſel Moen mit ihren ſteileren und reicheren Kreideküſten als Stubbenkammer, die vor uns liegt, vom röthlichen Hauch überſtrahlt, glänzend, duftend, aus dunkelblauer Flut emporgehoben, gegen den klaren Aether in der ſchärfſten Linie abgezeichnet. Der Moensklint (Gebirg) lebt in den Sagen des däniſchen Volkes; — eben ſo der Stevensklint, eine zweite Kreideküſte, noch länger, ausgezackter, höher, als die von Moen, welche ſich jetzt nur wie ein grauer Nebelſtreif über dem Meeresrande erhebt, die wir aber bald näher begrüßen werden. Denn der Südoſt iſt uns treu geblieben; unſere Dronning Maria fliegt leicht, pfeilſchnell über die glatte Ebene, und ſtreut nur lockre weiße Schaumroſen auf die Flut. Jetzt wird das Auge erſt recht wach; es vermochte anfangs nur die großen Maſſen der Umgebung zu faſſen, das Einzelne entging ihm. Wir erblicken rings um uns, ferner und näher, leuchtende Segel; aber nicht von leichten Barken, kleinen Küſtenfahrzeugen, ſondern meiſt ſtolzen, dreimaſtigen Kauffartheiſchiffen angehörig. Ihre Zahl ſcheint in jedem Augenblicke zu wachſen; wir zählen zwanzig, dreißig, fünfzig; denn jetzt nahen wir uns der Weltſtraße des Sunds, dieſer engen Mündung der europäiſchen Meere, die die einzige Ausgangspforte der Oſtſee bildet — die ſchwediſchen Kanäle abgerechnet — und an der ſich Dänemark gelagert hat, wie ein Raubritter aus der Zeit des Fauſtrechts, um allen Völkern, deren Schiffe ſich auf der freien Welle des Meeres wiegen, das Löſegeld abzupreſſen. Nach Jahrhunderten wird man nicht begreifen können, wie ein ganzer Welttheil ſo thöricht ſeyn konnte, dieſes Zwangsgeſetz eines kleinen, armen Staates zu tragen, für das kein Recht, keine Billigkeit, nur ein bloſer Zufall ſpricht. Denn tauche irgend eine neue Inſel, nur ſo groß, daß eine Batterie von 24-Pfündern darauf Platz hat, aus dem Meere auf, und lege ſich vor eine Meerenge, ſo hätte Der, der ſie nach freiem Seerecht zuerſt begrüßt, und die Flagge ſeines Volkes darauf gepflanzt, auch das Recht gewonnen, von dort aus alle Schiffe in den Grund zu ſchießen, die ihm nicht den Zwangzoll, den er fordert, ab-

tragen. Er hätte wenigstens dieses Recht so gut, als jetzt die dänische Batterie auf Kronenburg, falls man nicht annimmt, daß ein Unrecht mehr und mehr ein Recht wird, je länger man es übt. Dies ist aber eine seltsame Logik! — Potz Henker! — Fast hätte ich über dem Sundzoll vergessen, die Sonne aufgehen zu lassen! Ein Glück, daß sie sich von selbst daran erinnert, und ihr Feuerhaupt stolz über die Meereswoge emporgehoben und sie in glühender Pracht angelächelt hat, daß die Schamhafte weithin erröthet, und in Liebesahnung zittert. Sehr gut, daß der Sonnenaufgang nicht in der Macht irgend eines Staates ist! Nach der Theorie des Sundzolls brauchte Rußland dann die Sonne gar nicht über den Ural zu lassen, ohne uns in Deutschland erst eine tüchtige Sonnensteuer aufzulasten, eine Kopfsteuer auf Licht und Wärme. — Doch existirt dergleichen etwa nicht? Ist eine Fenster- und Kohlensteuer, wie Großbritannien sie aufweist, nicht eine Licht- und Wärmesteuer? —

Der Leser merkt wohl, daß man bei Sonnenaufgang auf der freien See sehr kühne, freie politische Systeme hat, weil man in solchen Momenten gar nicht glaubt, irgend einem Staate anzugehören, indem man wirklich keinem Lande angehört, sondern nur dem Wasser. —

Schönes, lauteres, liebliches Element, dir mag ich auch lieber gehören, als dem starren, festen Fels, Sumpf, oder Sand der Küste! — Sachte, sachte, Freund, — Du wirst anders denken, wenn das Meer seine Kopfsteuer eintreibt, deren gelindeste die Seekrankheit heißt. Der ärgste Lump, der gar kein Vaterland kennt, bekommt dann ein Heimweh — — doch ich greife künftigen Bildern vor. In diesem sind wir während meiner Diskussion bis an den Stevensklint, das lange, weiße, zackige, der chinesischen Porzellanmauer vergleichsame Kreidegebirg Seelands gerückt. Eine Meile vor uns, streckt sich diese in tausend Liedern dänischer Barden lobende Küste aus. Sie ist vier- bis fünfhundert Fuß hoch; man könnte also egyptische Pyramiden und Straßburger Münster aus der Kreide bauen, der Höhe nach. Auf der Stirn der blendend weißen Mauer thronen alte, herrliche, wundervoll grünende Buchenwälder, und die lichten Gebüsche klimmen durch die Kreidespalten hinab bis an das Ufer des Meeres, wo die Welle über mächtige Steinblöcke rauscht, auf denen nach dem Sturm die schwarze Schaar der Seehunde ruht und sich sonnt. — Das ist Stevensklint. — Jenseits aber sehen wir graue Hügel sich erheben; Mühlen werden sichtbar, hohe Waldstrecken, Thurmspitzen. Es ist Schwedens Küste, die uns begrüßt, (Falsterbö), und der Anblick dieser ersten Vorgebirge des herrlichen nordischen Landes, das sich durch seine Ferne tiefer in romantischen Duft für uns hüllt, erfüllt uns mit wunderbarem Gefühl. — Auch zur

Linken, oſtwärts, ſehen wir neue graue Landſtreifen, hervorragende Waldung, blinkende Häuſer. Es iſt wiederum Seeland. — Was ſind das aber für zwei ſcharfe, dämmernde Spitzen? Sind es Maſten? Nein, es ſind die höchſten Thürme Kopenhagens, der Sund öffnet ſich vor uns, die prächtige Stadt wird bald aus ſeinem Wogenreiche emportauchen.

Fünftes Reiſebild. „Seeſtück."

Sund. Kopenhagen.

Allein bevor ich Kopenhagens grundfeſte Thürme und Palläſte zeichne, müßt Ihr mir durch eine Zauberſtadt wandelnder Prachtgebäude folgen. Es iſt die Schaar der herrlichen Schiffe, die hier an der Pforte des Sunds, deſſen ſtrömendes Band Oſt- und Nordſee einigt, zuſammentreffen. Und ihre Zahl iſt oft ſtaunenerregend. Denn wenn der alte Aeolus günſtig gelaunt iſt, und denjenigen Schlauch ſeiner Winde öffnet, die die Bundesgenoſſen der Ein- und Ausfahrt zugleich werden, d. h. wenn er die Schwingen des Weſt- oder Oſtwindes löst, dann beeilt ſich die ganze Schaar der Schiffe hier zuſammen zu ſtrömen, welche die weiten Becken des finniſchen und bothniſchen Meerbuſens, der Oſtſee, des Kattegats, der Nordſee, des atlantiſchen Meeres ſenden, die oft ſchon wochenlang vor der Pforte kreuzten und durch widrige Winde, oder, was noch ſchlimmer, durch feindſelige Windſtillen gefeſſelt wurden. Denn von allen Schrecken, die das Meer ſendet, die der Schiffer kennt, iſt die Windſtille, die völlige, wo die Segel ſchlaff in Falten herabhängen, und ſelbſt die Wimpel regungslos geſenkt erſcheinen, wie ein eingebrochener Zweig, — von allen Schrecken des furchtbaren Elements iſt dieſer, wenn er dauert — der größte; denn es iſt die langſame Todesfolter; das Verlaſſenſeyn von allen Göttern, während Stürme, Schiffsbrand, Schlachten, Riffe, ſchneller, ſtolzer, muthherhebender den Untergang bereiten. — Uns aber hatte Aeolus, wie dem göttlichen Odyſſeus, die Schläuche voll günſtiger Winde mitgegeben, und kein vorwitziges Schiffsvolk öffnete die, worin die Stürme ſich bargen. Daher erſchien, ſchon vom frühſten Morgen an, der Horizont von weiß leuchtenden Segeln umkränzt, und immer näher zogen ſie ſich gegen die enge Sundmündung zuſammen. Gleich — ich will homeriſch reden — einer drängenden Schaar, die, weit von den

Gefilden zerſtreut, hereinſtrömt in das ſkäiſche Thor, oder ein anderes der häuſerreichen Stadt, und dichter und dichter ſich ſammelt, je näher ſie der Pforte kommt: alſo auch hier wurde die Menge der Schiffe immer zahlreicher, immer näher rückten ſie aneinander, und wir hielten unſern Einzug in Kopenhagen wie fürſtliche Herrſcher, die rings das Volk umſtrömt, denen der Kreis der Großen ſich glänzend anſchließt. Die Großen, es waren die ſtolzen Dreimaſter, deren Spiren ſcharf in die blauen Himmelsräume ragten, um deren Maſte und Raaen ein flatternder Prachtbau von Segeln ſich thürmte, einem Pallaſt glänzender Gewölke ähnlich, die ſich, wenn gleich Koloſſe, doch ſchlank und anmuthig unter den Wind ſchmiegten, auf der blauen Welle ſchaukelten. Zählt einmal dort! Einundzwanzig Segel, die Brahm- und Leeſegel, den Nängeſtag, die Bogſprietſegel, die Top- und Schönfahrſegel mitgerechnet, einundzwanzig hat jener Amerikaner, „Hope" iſt ſein Name, entfaltet. Welcher Vogel fliegt mit einundzwanzig Flügeln! Es iſt die ſchneeweiße Hoffnung aus dem Freiheitslande, jenſeit des atlantiſchen Ozeans. Seht den ſchwarzen Norweger dort, rußig, finſter, mit grauen Segeln, vermoodtem Takelwerk, und lauter Nachtgeſtalten an Bord und zwiſchen den Tauen! Wie ein Rabe ſchießt er unter dieſen blendenden Schwänen dahin! Aber er fliegt ſturmgewohnt durch die Woge, daß ſie hoch aufſchäumend um ſeine Bruſt ſpritzt. Er iſts gewohnt, die furchtbar brandende See des Nordens zu theilen, zwiſchen Klippen und Eisbergen. Seine Mannſchaft ſcheint von gelenkigem Erz, ſo ſtahlfeſt und ſo ſtahlelaſtiſch iſt ſie! Habt Ehrfurcht vor dieſen kühnen Seglern, die vor grauen Jahrhunderten ſchon das Meer furchten, da die andern Nationen ſich nicht weiter wagten, als ſie ihre Küſten ſehen konnten! — Dort weht die engliſche Flagge, hier die ſchwediſche; — ein Neapolitaner, der vermuthlich Orangen geladen an ſeiner ſüdlichen, ſeligen Küſte, für den rauhen Strand des Nordens, ſtreift leicht an uns vorüber, und der ſanggewohnte Italiener kann der heimathlichen Sitte auch hier nicht vergeſſen, ſondern läßt eine fröhliche Barkarole ertönen. Dänen, Holländer, Franzoſen, Spanier, blähen die Segel, ſteuern mit uns, oder uns entgegen. Viele rufen uns mit freudigem Schiffergruß an, bringen Neues und forſchen darnach. Jetzt können wir die Segel nicht mehr alle zählen, wir kommen bis gegen hundert hinan, dann verwirren ſie ſich uns, durch Anzahl und Ferne.

Nun aber wendet den Blick von dieſem herrlichſten aller Waſſer-Schauſpiele auch wieder auf das Land. Jetzt ſteigt Kopenhagen mit ſtolzen Thürmen, hohen Palläſten, tauſenden von Dächern, aus dem Meere auf. Jener neue, viereckige Thurm mit dem goldnen Kreuz gehört der

Frauenkirche; durch Thorwaldſens Kunſt zum ſchönſten Chriſtentempel der neueren Zeit verherrlicht. Wir werden ihn bald betreten. Dort jener wunderliche Spitzthurm ziert die Erlöſerkirche; es iſt einer von denen, die wir zuerſt geſehen. Jetzt erkennen wir, daß ſich eine Wendeltreppe auf ſeiner Außenſeite bis an die höchſte Spitze um ihn her windet, ſo daß man hinauf reiten, ja fahren kann. Das lange, ſeltſame Gebäude mit den vielen gothiſchen Spitzen iſt die Börſe. Unweit davon zur Rechten erhebt ſich ein prachtvoller Dachgiebel, von einer Säulenfront geſtützt; es iſt die Hauptſeite der Chriſtiansburg, die ſich ſo ſtolz, als die Krone der Stadt darſtellt. Doch wer kann ſich in dem Labyrinth von Thürmen, Dächern, und Kuppeln zurecht finden? Jener Wald abgekuppter Maſten ſteigt von den Kriegsſchiffen Dänemarks auf, die abgetakelt, mit überdachtem Deck, ein todtes, noch ſchlimmer, ein freſſendes Kapital im Hafen werden. Was ſollen ſie dem armen Lande, auf deſſen Dürftigkeit ſie ſo ſchwer laſten, jemals nützen, da ſie doch zu ſchwach ſind, um es zu vertheidigen? — Dort auf der Schanze ſteht der Leuchtthurm! — Nun macht unſer Schiff die letzte Wendung, und wir gehen im Hafen der Stadt vor Anker, die eine Weltſtadt ſeyn könnte, aber jetzt (aus falſchen Regierungsmaßregeln, wie einſtimmig behauptet wird) nur ein abſterbendes Haupt des nordiſchen Handels iſt.

Sechstes Reiſebild. „Skulpturſtück."

Olympiſcher Götterſaal.

Unter einem geiſtreichen Führer, — er war Hausknecht des Gaſthofes und ſprach deutſch — durchwanderten wir die Gaſſen mehr auf gut Glück, als nach einem Plan. Gleich an der nächſten Ecke aber trafen wir ein unrüſtig ausſehendes Gebäude; man ſagte uns, es ſey die Akademie, und Thorwaldſen wohne dort, umgeben von ſeiner Götterwelt, die er ſich ſelbſt erſchaffen. So war es alſo die rauhe Hülle des köſtlichſten Edelſteins, den Skandinavien beſitzt. — In der That eine rauhe Hülle, denn das Gebäude ſelbſt iſt unſchön, und trägt äußerlich und innerlich die Spuren — weniger des Verfalls und der Zer-

ſtörung, als der Abnutzung, des wüſten Verbrauchs. Wir ſtiegen eine breite Treppe hinan; in den Räumen des Mittelgeſchoßes iſt jetzt, interimiſtiſch, ein Theil der Kunſtwerke aufgeſtellt, welche einſt das Muſeum Thorwaldſen, von dem jüngſt die Zeitungen ſo viel geſprochen, zieren ſollen. Im flüchtigen Durchwandeln, nur begleitet von einem völlig unwiſſenden Aufwärter, ſehen wir dieſe, vorzüglich aus Gipsabgüſſen beſtehende Sammlung, wo die ſchönſten Ueberlieferungen der Antike ſich mit Thorwaldſens Arbeiten gemiſcht finden, und wahrlich, ohne daß ſich, was bei der Zuſammenſtellung älterer und neuerer Kunſtwerke ſonſt auch dem Laien ſogleich fühlbar wird, jener ſcharfe Unterſchied herausſtellte, der die Schöpfungen des urſprünglichen Genius von der nachahmenden Arbeit ſcheidet. Thorwaldſen trägt in ſeinem ſkandinaviſchen Haupt einen wahrhaft helleniſchen Genius, der Kraft und Anmuth zur höchſten Schönheit verſinnlicht. Wenn die Bildwerke Neuerer ſonſt ſtets etwas Steifes, Manierirtes behalten, wenn ſogar Canova zur Antike ſich nur verhält, wie die geringere weibliche Formenbildung zur männlichen, — Thorwaldſen ſteht, ein Gleicher unter Gleichen da, in freudig ſtolzem, ächtem Selbſtbewußtſeyn, das nur vor dem unerreichbaren Ziel demüthig iſt, nicht vor der Genoſſenſchaft unvollkommener Erſtrebung. — — Gleich beim Eintritt fällt unſer Blick zur Rechten auf ein Ehrfurcht und heiliges Staunen gebietendes Werk. Sehen wir nur das Haupt, den würdig erhabenen Ausdruck der Züge, ſo kann uns einen Augenblick der Gedanke überraſchen, dies ſey die berühmte Bildſäule des Chriſtus; ſelbſt die ideale Tracht, der faltig weite Mantel könnte uns noch dieſen Irrthum laſſen. Doch ein Blick auf die Attribute, auf den Zirkel in der Hand, weist uns ſchnell auf den richtigen Weg. Dieſe Stirn, auf der der forſchende Gedanke ſo erhaben thront, dies Auge, das ſich zum Himmel emporwendet, wie zu einer vertrauten Heimath, zugleich mit der Sicherheit der Beherrſchung, — ſie können nur einem Mann der Weltgeſchichte angehören, nur Einer hat das Recht, ſeinen Blick ſo zu den Sternen zu wenden: — Kopernikus.

Nicht fern von ihm ſteht ein Anderer, deſſen ſchwärmeriſches Auge zwar die weiten Räume des Himmels zu durchſchweifen ſcheint, doch nicht mit dem ſichern Blick der Wiſſenſchaft, ſondern wie träumend, ahnend, die Wunder der Geiſterwelt droben erfaſſend, und in die eigene Bruſt mächtig hinabziehend. Es iſt ein deutſches Auge, dem dieſe himmliſchen Geſichte erſcheinen. Unlängſt erſcholl in den ſchönſten deutſchen Gauen herzerhebender, die tiefſten Tiefen des Innern freudig durchſchauernder Jubel, ein heiliger Gottesdienſt vor dieſem göttlichen Gebilde, oder vor dem Gebilde dieſes Göttlichen, der, wie noch nie ein Sterblicher, im

reinſten Aether des Schönen webte! Es war ein Feſt, nicht der Nation, ſondern der Nationen, ein Feſt aller Geiſter der Gegenwart und der kommenden Zeiten! Denn eine ewig unvergängliche Herrſchaft hat ſich der Dichter im Geiſterreiche gegründet, weit überdauernd ſelbſt dieſe herrliche Bildſäule — **monumentum aere perennius**! — Und nicht mit ſeinem Kunſtwerk, deſſen Stoff zu ſchnell in Staub zerfällt, ſondern nur mit ſeinem Ruhm erreicht Thorwaldſen die unabſehbare Ferne der Unſterblichkeit, in welcher Schillers Name ewig ſtrahlt.

Kopernikus und Schiller!

Von ihnen dürfen wir nicht zu andern ſterblichen Menſchen; nur zu Götterbildern können wir uns wenden. Zunächſt ſind es zwei Engel von rührender, frommer Schönheit, die uns entzücken; es iſt nur ein geiſtiges Daſeyn, das wir hier erblicken; man fühlt, die Körperformen ſind nur Symptome, nicht Weſen deſſelben. — Anders iſt es bei jenen zwei Gruppen der Grazien, die eine im Relief, die andere frei. Hier iſt der Unterſchied der Antike und der chriſtlichen Romantik hart neben einander geſtellt; denn in dieſer iſt der Körper nur da, um den Geiſt erſcheinen zu laſſen, in jener wird der Geiſt zum Körper, und ſein ätheriſches Leben haucht ſich von der äußerſten Locke bis in die zartgebildete Sohle. In reizender Umſchlingung iſt die liebliche Dreieinigkeit der Anmuth dargeſtellt; in der Nacktheit die reinſte Jungfräulichkeit, die natürliche Schaam und Keuſchheit, die unſchuldig Alles enthüllt, was nicht unſchön iſt. Das iſt helleniſcher Glaube, Religion. Das Schöne iſt geſchaffen, um zu erſcheinen; nur das Unſchöne gehört der Verhüllung, der Verborgenheit, der Nacht, dem Tartarus. Selbſt bei Furien und Meduſen darf, da ſie erſcheinen ſollen, die Schönheit auch im furchtbarſten Grauſen nicht erſterben! — — Darum zeigt ſich bei den Alten die jugendliche Unſchuld nackt, — doch die Matrone, über welche die Natur die traurige Verurtheilung zum Unſchönen geſprochen, verhüllt ſich tief. —

Selbſt der Thierwelt verleiht der Grieche, alſo auch Thorwaldſen, der ein Grieche iſt, trotz der Nebelküſten des Nordens, den Stempel des Göttlichen. Ein Löwe, ein Roß, die der Meiſter gebildet, treten uns, jener majeſtätiſch, dieſes voll edler Anmuth der Kraft entgegen. —

Doch was vermag ich! Wären mir tauſend Stimmen, fleht ſchon Vater Homer, an der Macht ſeines ewigen Geſanges verzweifelnd, — was ſoll ich thun? Geleitete mich wenigſtens Winkelmanns unſterblicher Schatten und flüſterte mir die Worte der Schilderung zu! Dann wollte ich's verſuchen, Euch dieſe reizende Hebe zu mahlen, die den Adler füttert, — dieſen lieblichen, unſchuldsvollen Hirtenknaben, — dieſe

Aphrodite, welche selig lächelnd den Apfel wägt, den ihr Paris geschenkt, — jenen wilden Nessus, der in lodernder Brunst die sträubende Dejanira umschlingt, und den reizenden Leib wollustvoll an sich preßt, während er den Schrei ihrer Lippe durch gewaltsamen Kuß erstickt! —

Mit welchen Wundern einer Götterwelt
Umgab reich schaffend sich der Göttliche!

Siebentes Reisebild. „Architekturbild."

Heilige Hallen, Heiligenbilder.

Wir wallfahrten nach einem andern heiligen Orte. Es ist die Frauenkirche, unter den kirchlichen Bauwerken der neueren Zeit gewiß eines der schönsten, wenn nicht das schönste überhaupt. Der Styl ist griechisch, mit leichter Mischung des römischen, und solchen Elementen, die der Zweck des Gebäudes bestimmt. Die Kirche selbst bildet ein Oblongum, in den edelsten Verhältnissen. Für den Altarraum ist jedoch eine unter dem Thurm befindliche halbrunde Abtheilung, überwölbt von einer halben Kuppel, also in Form einer kolossalen Nische angebaut. Das Schiff nimmt fast das ganze Oblongum ein; zwei schmalere Räume laufen parallel mit den längeren Seiten hin, und dienen zu Verbindungswegen, zu Treppen, die nach dem Chor hinaufleiten; die größere Breite des Altarraums gewährt den Vortheil, daß die Sakristei und sonst kleine Nebenabtheilungen sehr zweckmäßig angebracht werden konnten. Jede der langen Seiten des Oblongums theilt sich in sieben Bogen, welche den Chor tragen. Dieser selbst ist durch eben so viele Säulenpaare auf jeder Seite (also durch vierzehn Säulen), die bis an die Decke reichen, geschmückt. In den sechs Pfeilern zwischen den unterhalb des Chors fortlaufenden Bogen sind Nischen angebracht, und in ihnen stehen die berühmten Thorwaldsenschen Bildsäulen der zwölf Apostel, auf jeder Seite sechs. Eine eben so einfache, klare, als schöne Anordnung, welche dem Auge Ganzes und Theile desselben gleich übersichtlich darstellt, und ihre Wirkung nicht verfehlen würde, auch wenn nicht jede einzelne dieser kolossalen Bildsäulen ein wunderwürdiges Kunstwerk wäre. Am Schluß der Perspektive, den diese beiden korrespondirenden Wände von Bogen, Säulen, und Statuen bilden, befindet sich

der ſchon erwähnte Raum für den Hochaltar. Im Hintergrunde deſſelben, wo ſonſt das Altarbild zu hängen pflegt, erblicken wir die erhabene Bildſäule des Chriſtus, würdig, mild, kraftvoll, fromm im Ausdruck der Züge und Haltung. Vor dem Hochaltar, in der Mitte des Raums, iſt ein knieender Engel gebildet, der eine Taufſchale in den Händen hält, ein in der weichen reinen Körperform, wie im lieblich frommen Ausdruck der Züge gleich reizendes Kunſtwerk. Der Altarſeite gegenüber liegt, unter der Orgel, der Haupteingang der Kirche. Hier ſind vier Niſchen, zwei von jeder Seite der Thüre befindlich, beſtimmt für die Bildſäulen der vier Evangeliſten, welche noch nicht vollendet ſind. Sind ſie erſt aufgeſtellt, ſo iſt der ganze evangeliſch-chriſtliche Kreis von wirklichen und ſymboliſchen Geſtalten, ſo weit ſie der Skulptur angehören können, vollendet. Chriſtus, ſeine Apoſtel, die Evangeliſten, — der Engel. Nur dieſe Bildwerke, kein einziges Gemählde, ſchmücken dieſe Kirche. Es erzeugt ſich dadurch eine Harmonie, eine Einfachheit und doch zugleich ein Reichthum, der die Aufgabe aller Kunſt ſeyn ſollte. Wie die That, das Ereigniß, ſo oft das Geſetz ins Auge ſpringen läßt, ſo iſt es auch hier. Faſt möchten wir es als Kunſtgrundſatz hinſtellen: „Nur Architektur und Skulptur ſchließen die innige Ehe des Schönen, der gegenſeitigen Ergänzung miteinander, die auf eine organiſche Verbindung deutet.“ Die Mahlerei erſcheint als ein Fremdes, Abtrennbares, das wohl einen Reiz verleihen kann, wie ihn der Schmuck einem Antlitz gibt, aber doch keinen weſentlichen Zuſammenhang bekundet. Die Skulptur iſt das volle, blühende Laub zu dem Stamm der Architektur; die Mahlerei ein künſtliches Blumengewinde, das wir in den Zweigen des Baumes aufgehangen. Wo es alſo auf natürliche Einfachheit ankommt, da gatte der Künſtler nur, was ſich aus gleichem Stoff, aus dem Stein bilden läßt; zumal aber, wo das heitere Licht, das ſonnige Kolorit griechiſcher Bauweiſe, die Farben der Mahlerei entbehrlicher macht, als in der düſteren Baukunſt nordiſcher Völker.

Betrachtet die Frauenkirche zu Kopenhagen, und fragt Euch dann, ob ich Recht habe mit dieſen, ſonſt noch nicht hingeſtellten Behauptungen! — Jedoch in der Kunſt iſt ein Geſetz niemals ein abſoluter Wille; ihr Athem iſt die Freiheit; ſie wird ja eigentlich erſt zur Kunſt, indem ſie ſich frei vom Geſetz entfernt, wie der Baumſtamm für den Mahler die freie, künſtleriſche Abweichung der Säule, die Säule für den Bildner die künſtleriſche Veredlung des Baumſtamms bildet, wo in beiden Fällen, nur entgegengeſetzt, vom ſtrengen Geſetz abgewichen wird. Mit ſolchen Lizenzen nehme man daher auch mein Geſetz auf; in der Wahrheit, im Geiſte, nicht nach dem Buchſtaben.

Achtes Reisebild. „Panorama."

Stadt, Land, Meer, Himmel.

Man vergesse aber darüber nicht, mit mir auf den Thurm der Frauenkirche zu steigen. Er ist viereckt, oben mit flacher Zinne, die ein goldnes, in ebenmäßigen Verhältnissen zu dem Bau stehendes Kreuz trägt. Von der umlaufenden Gallerie haben wir den schönsten Prospekt der Stadt und des Hafens; der ganze Sund mit seinen stolzen Segeln breitet sich vor uns aus. Das kann sich Jeder denken; der Leser aber verlangt mit Recht von mir Mehr: bestimmtere Portraitzüge der Stadt. So zeichne ich ihm denn zuerst einen Irrgarten scharf zugespitzter Giebel und Dächer, die letzteren fast alle brennend roth, wie bei uns nach frischer Deckung. Dies muß in der bessern Ziegelbereitung liegen; man kann also hier Etwas lernen. Landschaftsmahler werden sich an diesem brennenden Roth ärgern; doch die große Zahl stolzer, eigenthümlicher Kirchthürme, die daraus emporsteigt, die langen weißen Straßenstreifen, die glänzenden großen Plätze, die blauen Adern des Hafens und der Kanäle, welche das rothe Feld durchziehen, gliedern die Masse fein und anmuthig. Noch viel wohler aber thut der wundervolle, weitgedehnte, grüne, dem Auge so milde Grund, auf den dieser brennende rothe Stern eingewirkt ist. Denn Kopenhagen ist, mehr noch wie Hamburg, die Stadt des Mattengrünes, der herrlichen Laubgänge. Eine sanfte Ueppigkeit der Wiesen breitet sich rings umher aus; das Auge, so weit es auf dem Strande umherschweift, entdeckt kaum eine andere Bodengattung. Nur daß dieser grüne Plan durch die herrlichsten Baumreihen oder Gebüschgruppen, dem Auge wohlthuend unterbrochen wird. — Das grüne Land hat nur einen Nebenbuhler, — das blaue Meer, die breite, prachtvolle Sundstraße, die die Halbinsel im freien Bogen umschlingt, und in der der stolze Zug der Segler nicht abreißt. Die Festungswerke springen mit scharfen Zacken in das Meer ein; die Kriegsflotte liegt schwer und dumpf unter ihrer Bedachung des Decks darauf, wie an Ketten geschlossen; die tausend Masten der im Hafen und auf der Rhede ankernden Schiffe ragen mit freien, schlanken Spitzen in die blaue Luft, und überdecken sie mit zierlichem Gitterwerk. — In der Ferne dämmert Schwedens Küste im graublauen Hügelzuge, kaum von dem heraufziehenden Gewölk zu unterscheiden, das sich am Rande des Meeres verbreitet, der Gränzwächter zwischen Himmel und Flut.

Unendlich — das Herz wird Dir groß dabei — wölbt sich der lichtblaue Dom über die unendliche, tief dunkelblaue Fläche. — Das Alles zeigt uns die Frauenkirche. Sie allein wiegt zehnmal Mühe und Preis der Reise auf. —

Neuntes Reisebild. „Seestück."

Dampfschiff-Eleganz. — Uferbilder.

Seefahrer können es nicht lange am Lande aushalten; wir weilten nur wenige Stunden in Kopenhagen. — Um vier Uhr lichtet das Dampfschiff Prinz Karl die Anker! Schon tönt die mahnende Glocke zum dritten Mal. Wir springen an Bord, und sind wieder auf dem herrlichen Element, auf der freien, leichten, tanzenden Welle — Staub und Koth der Erde bleiben schnell weit hinter uns. —

O hätte ich statt meiner Schreibfeder einen Bleistift, ich wollte Euch damit die zierlichste Skizze des Dampfschiffes auf's Papier werfen, in dem wir fahren. Alles ist allerliebst hier. Die über dem Deck erhöhte Aufenthaltskajüte so hell, so fensterreich, so wohnlich; ein reizender Pavillon! Die Kajüten im untern Raum Muster der Eleganz, Alles Mahagony und blankstes Messing. Selbst die Treppe, die hinabführt, hat polirte Mahagonystufen, mit dem saubersten Messingbeschlag an den Seiten. Die Boiserie ist in der Kajüte durchaus mit Goldleisten eingerahmt, die Kanapee's mit dem feinsten Saffian bezogen, eine spiegelhelle Sauberkeit überall! Genug, der Prinz Karl ist ein kleines Lust- und Zauberschloß, mit Zauberschwingen, denn diesen Namen verdienen seine brausenden Räder, die ihn vogelschnell über die Wellen hinwegtragen. Kopenhagens Thürme und Mauern, das goldne Kreuz der Frauenkirche, das auf dem Gipfel so vieles Schönen prangt, das lebenvolle Ufer, der Mastenwald des Hafens, fliehen; wir streifen an den grünen Umgebungen der Stadt dahin, schauen nach den hohen Dächern der Lustschlösser, und nach den weißen Landhäusern, die die Küstenhügel krönen. Das Ufer des schwedischen Malmö bildet im Osten unsern fernsten Augenpunkt. Beide Sundküsten geben uns das Geleit; in der breiten Straße, die sie einfassen, zieht die Prachtschaar der Segel wie am Morgen daher. Dort drüben liegt Charlottenlund, und dahinter der

berühmte Thiergarten mit seinen wundervollen Buchen. Ich werde Euch ein eigenes Bild davon mahlen. — Hier zur Rechten, jene kahle Küste mit der weißen Kirche, ist die Insel Ween. Andern Ortschaften fliegen wir in Weite von einer oder zwei Stunden vorüber. Jetzt wird, gerade im Norden, ein wunderliches Gebäude sichtbar, das fast wie ein Felsenriff aussieht. Holla, ihr Reisekameraden! Hut geschwenkt! Dort ist das Ziel unsrer Fahrt! Dieses alte Schloß, mit seinen hundert spitzen Zinnen und vier stolzen Eckthürmen, das wie ein Felsen mitten aus der Flut empor zu steigen scheint, ist die Festung Kronenburg, deren donnernde Kanonenschlünde die freie Sundstraße sperren! Dort zur Rechten, nach Osten, seht Ihr an Hügeln eine Stadt sich aufwärts ziehen, über der ein alterthümlicher Thurm, wie der einer Ritterburg am Rhein, hervorragt. Das ist Helsingborg, die schwedische Stadt. Und hier zur Linken, auf der Westseite des Sundes, wo die Menge weißer, zierlicher Häuser, mit ihren tausend Giebeln, röthlich im Abendsonnenglanz leuchtet, liegt Helsingör. — Wie Wölkchen am Horizont tauchten diese Orte auf, doch, Dank sey es der Pfeilschnelle des Dampfschiffs, zusehends wuchsen sie höher, entfalteten sich klarer, und jetzt zählen wir schon die Fenster in den Häusern. — Halt! Wir sind an Ort und Stelle!*)

Zehntes Reisebild. „Flüchtige Skizze."

Nordisches Nebel- und Traumbild.

Helsingör ist ein überaus freundliches, lebendiges Städtchen. Die Flaggen der Konsuln aller europäischen Staaten wehen dort von stattlichen Häusern herab. Im Hotel du Nord bei Herrn v. Halem findet man eine treffliche Aufnahme, durch diesen deutschen Wirth, der das

*) Es paßt nicht gerade in ein Bild, was ich hier mittheilen muß, daher kritzle ich's auf den Rahmen. Der dänische Vetter, der den Deutschen fast überall freundlich willkommen heißt, prellt ihn hier einmal recht derb, und läßt ihn, außer dem Sundzoll, einen Sund-Leibzoll zahlen. Das kleine Boot nämlich, welches wir zur Fahrt vom Dampfschiff ans Land nehmen mußten, und in welchem unsere zehn Personen starke Reisegesellschaft fünf Minuten lang (etwa zweihundert Schritte weit) fuhr, mußten wir mit vier Thalern preußisch Kourant bezahlen. Das ist Regierungstaxe!

bezeichnete Schröpfsyſtem nicht theilt. Wir langten mit der Abenddämmerung an. Außer einem Spaziergang durch die Hauptſtraßen, und einem kühlenden Seebade, konnte der Tag Nichts mehr bieten, als das fröhlichſte Abendeſſen deutſcher Reiſegefährten, ein luſtiges Looſen um Bett und Zimmer, ein ſpätes Lachen und Necken, einen trefflichen Schlaf. Morgens machte unſer Wirth ſelbſt den Führer. Es geht zuerſt in die alte Kronenburg, über ſchauerlich öde Höhen, mit düſtern Linden bewachſen; Zugbrücken, tiefe, ſchilfbedeckte Gräben, grüne Schanzen, alte Thore mit Wappen und Inſchriften, — kurz, jener ganze Apparat alter, verſchanzter Pracht. Keine Beſchreibung gibt einen Begriff von der Eigenthümlichkeit dieſes alten, tauſendſpitzigen, tauſendthürmigen Schloſſes; doch aus dieſem tauſendfältigen, kryſtalliniſchen Zuſammenwachſen gothiſcher, homogener Beſtandtheile hat ſich doch ein Ganzes geformt, ein mächtiges Viereck mit vier Hauptthürmen. Alles iſt Stein; Holz entdeckt man gar nicht. Mittelſt einer ſteinernen Wendeltreppe gelangt man auf einen der Eckthürme, und hat das großartigſte Panorama zu ſeinen Füßen. Rechts die Sundſtraße, fern die Oſtſee, links das Kattegat; gegenüber Schwedens blaue Küſten, der alte, viereckte Wartthurm von Helſingborg; unter Dir das grüne, däniſche Land, mit Wieſen, Waldung, dem hellen Helſingör, dem belebten Hafen, dem Grabſteine Hamlets, den die Sage hieher gelegt. Und über den Wundern des Landes und der Waſſer webt und waltet, als geheimnißvoller Geiſt, der Gedanke: „Hier ſtehſt du an der ſkandinaviſchen Pforte, die das Mittelalter mit eherner Hand verriegelte, wo der Donner der Kanonen für Jahrhunderte die Freiheit des Handels beſchränkte, wo die Nationen noch heut' ſich löſen müſſen, bei Ein- und Ausgang, wo der europäiſche Weltverkehr ſeinen Knoten ſchürzt, (einen gordiſchen, den ein Heldenwille durchhauen ſollte,) wo Du, auf einſamer nordiſcher Höhe, von Stürmen umbraust, unter grauem Gewölk, die Flaggen zählen kannſt, die aus allen glückſeligen Zonen, oft aber auch aus noch unwirthbareren, in Eis begrabenen Erdſtrichen, hier vorüberziehn.“ — Schwerwiegende Gedanken durchſchauern Dir hier die Bruſt! Du biſt fremd und heimathlich zugleich. Hinter jenen Nebeln liegen die Geheimniſſe des erhaben grauenhaften Nordens, und berühren Deine Linke ſchauerlich mit eherner Hand; unter jener Sonne grünt Deine deutſche Heimath, und reicht Dir die Rechte mit warmem, herzlichem Druck! —

O glaubt mir, es fühlt ſich Etwas dabei, hier zu ſtehn! Nicht das Auge allein ſtaunt über die großartig geöffnete Wunderwelt; auch der Geiſt wird von geiſtigen Gewalten durchzittert.

Eilftes Reisebild. „Landschaft."

Wald- und Gartenstücke.

„Und wie ein Garten ist das Land zu schauen."

Dieser Vers aus Wilhelm Tell sagt eigentlich Alles, was wir von hier bis Kopenhagen zu sagen hätten, — doch er sagt nicht genug, denn das Land ist ein Garten. Die kräftige Sonne des Südens ist die Schöpferin der Frucht, doch wie die Blüte der Jungfrau abwelkt unter den Früchten, die der Mutterschooß reift, so verbrennt und verdorrt auch die Glut die zarten Laubhüllen des Stammes, die grünen Pflanzenteppiche der Erde. Das Grün hegt der kurze Sommer des Nordens mehr, als der ewige Siziliens, wenn es sich nicht in die regio semper viridis auf die Berge flüchten kann. Eine solche regio *semper* viridis ist die Strecke, die wir jetzt durchwandern, dem Raum nach; in der Zeit freilich nicht, da der Winter seinen weißen Schneeflaum wohl sechs bis sieben Monate über diese grünen Auen breitet! — — Der Schwager stößt ins Horn; denn auf zwei offenen Extrapostwagen fahren wir, bei milder letzter Augustsonne, die Landstraße nach Kopenhagen über Friedensburg, Friedrichsburg, durch den Thiergarten über Charlottenlund, am Sund hinab. Ehe ich einige kleine Handzeichnungen (die Gartenstücke) gebe, fordere ich den Leser auf, sein Gedächtniß an drei Namen zu üben: Friedensburg, Friedrichsburg, und Friedrichsberg; das letzte bezeichnet ein Lustschloß, eine halbe Stunde von Kopenhagen; die beiden andern sind merkwürdige Punkte, die wir auf unsrer Fahrt berühren. Der Fremde wirft die Namen oft durch einander, deßhalb unterscheide man wohl, Frieden, Friedrich, Burg, und Berg! — Zuerst nach Friedensburg; der ganze Weg ist ein Park; grüne Hügel, Buchenwald, üppige Wiesen wechseln; man sieht wenig Häuser und Ortschaften. Es ist noch unermeßlicher Raum zur Kultur jeglicher Art, landwirthschaftlicher, wie zu Fabriken, Stutereien, u. dgl. m. Nach etwa zwei starken Stunden haben wir das Sommerschloß (dem Styl nach etwa hundert Jahre alt, Schwetzingen ähnlich) erreicht. Der Ort ist angenehm, freundlich, ländlich. Der Park aber, der ohne Mauer- oder Gräbenabschluß sich in den wildgewachsenen Wald verläuft, wahrhaft wundervoll durch herrliche Baumgruppen, Rasenteppiche, endlose Laubgänge, und reizende Durchschläge mit Fernsichten auf Seen, Hügelgruppen, u. s. w. Von

jener verfeinerten Gartenkultur dagegen, die sich auf Pflege seltener Blumen, Gewächse fremder Zonen, mahlerische Anordnung der Bosquets und Aehnliches legt, finden wir wenig gegen Das, was wir in heimischen Gärten gewohnt sind. Der Garten ist noch inniger mit der Natur verwachsen, und trägt mehr ihre kräftigen, stolzen Züge. Dennoch fehlt es an kostspieligen Künsteleien nicht, besonders hat sich die Skulptur nach altmodischer Weise seltsam genug eingemischt. Von vielen Gruppen und Bildsäulen, die das Zeugniß geben, wie weit schlechter französischer Geschmack seine verderbten Säfte durch Europa ergossen hat, nennen wir nur eine, die durch ihre kolossale Ausdehnung merkwürdig ist. Auf einem geräumigen Platze befinden sich in dreifachem Kreise etliche und siebenzig Sandstein-Bildsäulen, die sämmtliche Volkstrachten der verschiedenen dänischen und norwegischen Provinzen *) darstellen. Um das Groteske dieses Anblicks noch zu vermehren, mußten Tags zuvor die Jünglinge der Militär-Akademie in Friedensburg (nomen et omen?) auf dieser Stelle des Parks ein Fest gegeben haben, wobei die guten norwegischen und dänischen Landleute und Brautpaare als Armleuchter gedient hatten; wir fanden noch bei Einzelnen die Stümpfchen der Lichter, die man ihnen in die Hand geklebt hatte.

Von dem schönen Friedensburg führen wir nach Friedrichsburg, einem freundlichen, lebhaften Städtchen, das sich halb um einen Weiher zieht, in dessen Mitte auf einer Insel das alterthümliche Schloß Friedrichsburg liegt. Ueber breite Gräben geht man in den mit Steinquadern gepflasterten Vorhof. Der Styl des Schlosses ist etwa zwischen dem westphälischen Frieden und spanischen Erbfolgekrieg gehalten. Es erinnert Vieles an die Art der Pracht, die der sächsische August der Starke liebte. Etwas Deutsches weht uns auch hier an, wie man denn überhaupt nie in der Fremde zu seyn glaubt, so lange man nicht mit den Eingebornen spricht, unter denen hier im Lande selten ein Deutschredender gefunden wird. — Im Schloß betrachte man die prachtbeladene Kirche, mit ihren in Silber und Gold getriebenen Altarblättern; dann die unendliche Reihe von Zimmern, mit zahllosen Bildern aller Christiane und Friedriche, mit sämmtlichen Bräuten, Bettern, Basen, die je zur dänischen Königsfamilie gehört. Ein Bild Friedrichs des Großen, in dessen Jugendzeit, in Rittertracht gemahlt, bietet uns einen willkommenen Gruß aus der Heimath. Endlich ist der alterthüm-

*) Denn der Däne und Norweger betrachten sich noch immer wie Brüder, den Schweden aber als den Stiefsohn der skandinavischen Familie, der durch aus der Fremde eingeführte Eltern ungerecht bevorzugt ist.

liche Rittersaal sehenswerth. Alles ist mehr reich, überladen, seltsam, als schön; letzteres ist nur die Aussicht aus den Schloßfenstern, über den Weiher nach dessen grünen Hügelufern; sie aber ist auch wirklich reizend. — Nachdem wir auf ein seit zwei Stunden bestelltes, weniger als mittelmäßiges, sehr frugales Mittagsmahl noch über anderthalb Stunden gewartet, fuhren wir weiter, unsern Weg nach Kopenhagen durch den Thiergarten nehmend. Dies versäume ja Niemand; doch richte er sich ein, mit mehr Tageslicht dahin zu gelangen, als wir. — Das Land wird immer anmuthiger. Wenig Getraidefelder sieht man, doch fast ununterbrochen wird die Straße durch die schönste, frischeste Buchenwaldung begleitet; saubere Pfade laufen neben der Chaussee hin, und von ihnen abwärts schlängeln sich andere tiefer in die Umbüschung hinein, fast unwiderstehlich zum einsamen, traulichen Spaziergange lockend. Hügel, mit sanft ansteigenden Triften, Landseen, ferner liegende stille Dörfchen wechseln an der Straße, die nach und nach auch die Spuren der Hauptstadt zeigt, durch einzelne herrschaftliche Wagen, und durch sorgfältiger eingerichtete Landsitze, welche näher und ferner vom Wege sichtbar werden. — Gegen Abend erreichten wir einen äußerst lieblichen Ort, dessen mahlerisch in der Mitte desselben auf einem Hügel gelegene Kirche, mit dem grünen, blumigen Friedhofe umher, den wohlthuendsten Anblick gewährte. Für ein Dorf zu groß, für eine Stadt zu ländlich, da alle Häuser zwischen Gärten lagen, erinnerte das Oertchen an unsre heimathlichen Sommerstädte, wie Charlottenburg, oder einige süddeutsche Badeorte. Offenbar war dies die ländliche Zufluchtsstätte vieler wohlhabenden Kopenhagener. Wir wollten uns nach dem Namen erkundigen, doch jeder Versuch, uns mit den Postillonen zu verständigen, war vergeblich. So fuhren wir denn schnell durch einige sich scharf krümmende Gassen oder Alleen hindurch, und erreichten bald einen Schlagbaum am Eingange eines Waldes: des Thiergartens. Eben berührte die röthliche Sonne den Rand des Horizonts, und warf ihre Strahlen tief zwischen die prachtvollen Stämme hinein. Als das breite, von Spitzpfählen gebildete Zaunthor des Geheges geöffnet wurde, war es mir, als führe ich in den Spessart ein, der auch durch dergleichen Pforten gesperrt wird. Doch, wie lieb ich das deutsche Vaterland und jenen wundervollen Wald auch habe, an Pracht des Wuchses und Reichthum der Gruppen wird er hier weit überboten. Schon der liebenswürdige Andersen spricht in seinem liebenswürdigen Roman: „Nur ein Geiger" von der Schönheit der nordischen Waldungen; doch er sagt viel zu wenig. Wahrhaft wie in einem Zauberwald glaubte ich mich, als der rosige Duft des Abends durch diese Laubgebilde schimmerte, und ihr

dunkles Grün noch vertiefte, die hohen, vielgespaltenen Stämme mit duftigem Schimmer umfloß. Hier wächst die Buche nicht, wie bei uns, in einem einzelnen, höchstens zweigespaltenen Stamm mit doppelter Krone: sondern, der abgestutzten Else gleich, treibt sie acht, zehn Stämme aus der Wurzel, doch riesenhaft gegen diese, und wölbt daraus einen Laubdom von majestätischer Pracht. Selbst die stolzesten Buchen des Harzes, dieses Königs der Laubwaldungen, würden sich hier unscheinbar verlieren. Das Staunen über die einzelnen Gruppen wächst noch durch die unabsehbare Weite der Forsten. Schon den ganzen Tag über waren wir kaum aus der Waldung herausgekommen; jetzt in zweistündiger, sehr schneller Fahrt, bis völligstes Dunkel uns umhüllte, blieben wir in der schweigenden Waldeinsamkeit, die bei Dämmerung und schwachem Mondlicht immer romantischer wurde. Tiefsichten in langen Durchschlägen, oder weiten Wiesenstrecken, auf denen die Bäume sich in abwechselnd vorspringenden Zungen gruppirten, zeigten, wie sich der Forst auch nach den Seiten hin ausdehne. Eine feierliche Stille herrschte hier; wir hielten von Zeit zu Zeit an; das Schnauben unsrer erhitzten Pferde schallte weit hin; dann und wann raschelte es durch die Gebüsche, flog es wie flüchtige Schatten über den Weg. Es waren einige Rehe, oder ein aufgescheuchter Hirsch. Plötzlich zeigte sich ein ganzes Rudel, das in der Nähe eines klaren Baches weidete. Ein Peitschenknall, und die scheuen, leichtfüßigen Thiere waren nach allen Seiten zugleich in den dunkeln Büschen verschwunden. — Endlich nahen wir, schon ermüdet von der Fülle der Eindrücke, einem zweiten Gehege; es öffnet sich, und wenige Augenblicke später liegt der breite, bleiche Spiegel des Sundes vor uns. Hart am Meere führt jetzt die schmale Straße hin, an Landhäusern, Gärten, Hecken, zahllosen kleinen Badehäuschen, die in die See hinausgebaut sind, vorüber. Ein Fußpfad begleitet die Chaussee, an schönen Tagen ein lebhafter Spaziergang. Noch voller zwei Stunden bedürfen wir, um die Hauptstadt zu erreichen; das Becken des Leuchtthurms gibt uns fortdauernd die Richtung an. Jetzt hören wir den Glockenschlag der Kirchthürme, und bald ruft uns die Schildwacht des Thors an. — Mit dem Schlage zehn hielten wir vor unserm Gasthause, fast übersättigt, überwältigt, von den reichen, wunderschönen, heimathlich verwandten Eindrücken des Tages.

Zwölftes Reiſebild.

Architekturſtücke. Portraits.

Wir ſind wieder in Kopenhagen! Was bleibt uns noch zu ſehen, was zu mahlen! Und doch iſt nur ein einziger Sonntag unſer! Nur ein Vormittag! Da dieſe Bilder aber in deutſcher Gallerie hängen ſollen, ſo möge man uns Recht geben, wenn wir lieber raſche, doch umfaſſendere Skizzen, als ausgeführte Gemählde des Einzelnen geben, damit unſre deutſchen Landsleute mehr Fingerzeige für die Gegenſtände, die wir nach der Natur abbilden wollten, erhalten, und dieſe ſelbſt beſchauen.

Zuerſt ſey der freundlichſten Führung und Belehrung durch däniſche Ehrenmänner gedacht, die uns als Verwandte, als Brüder herzlich begrüßten, und gaſtlich, wie Hellenen, mit den ſchönſten Schätzen ihrer Hauptſtadt beſchenkten; beſchenkten, denn was wir innerlich davon mitnehmen, bleibt unveräußerliches Eigenthum. So führte uns Profeſſor F..., der biedere Freund und Schüler Thorwaldſens, zunächſt in die unteren Räume der Chriſtiansburg, angefüllt mit herrlichen Schätzen, die Thorwaldſens Muſeum ſchmücken ſollen. Kein König hat je ſeine Reſidenz ſo beſchenkt, als dieſer königliche Künſtler ſeine Vaterſtadt; jeder Schritt auch hier gibt davon Zeugniß. — Doch noch voller grünt der Kranz ſeiner Lorbeern in den oberen Prachtgemächern dieſer ſtolzen Burg. Dieſe Räume ſind erſt neuerlichſt eingerichtet, und im edlen Styl der Bauart, wie in der künſtleriſchen Ausſchmückung, vielleicht die erſten und reichſten Europa's, wenn nicht die neuen Bauten in München, das ich ſeit faſt einem Jahrzehnt nicht betrat, ſie überbieten. Doch der Rittersaal belohnt allein die ſchöne Fahrt übers Meer, mit ſeinen weißen Marmorſäulenwänden, und goldenem Prunk; und mehr noch der Alexanderſaal, ſo nennen wir ihn, weil der ewige Ruhm des babyloniſchen Helden hier zu dem ewigen des germaniſchen Künſtlers neu verherrlicht wird. Denn um keinen Preis geben wir die Verwandtſchaftsrechte an den Stamm auf, dem Thorwaldſen entſproß! Der berühmte Alexanderzug, dieſe über hundert Fuß lange Reihe von Basreliefs, in denen jede einzelne Geſtalt, jede Miene helleniſche Anmuth athmet, umkränzt das Geſims eines der Nebenſäle, und fordert, ein eigenes Muſeum, zu ſo langem

Verweilen auf, als nur irgend gestattet ist. — Doch eine freundliche Führerhand überliefert uns hier der andern, und durch ein Labyrinth von Korridors und Treppen werden wir der Bildergallerie zugeführt, die erst seit einigen Wochen öffentlich aufgestellt ist. Deßhalb finden wir sie mit vielen hundert Besuchern und schönen Besucherinnen Kopenhagens gefüllt, denen sie eine eben so große Neuigkeit ist, als uns Fremden. Da uns aber noch kein Katalog, sondern, gewiß unendlich besser, doch für das Gedächtniß schwieriger, der beredte Mund eines geistvollen Führers Anweisung gibt, enthalten wir uns jeder einzelnen Erwähnung. Nur allgemein bemerken wir, daß ältere und neuere lebende, dänische oder nordische Meister überhaupt, vereinigt sind; letzteren ist eine besondere Räumlichkeit gewidmet. Den größten Reichthum besitzt die Sammlung an Landschaften, und man kann hier die herrlichen Beispiele und Lehren der Natur wiederfinden. Unsre deutschen Mahler gehen nach Norwegen, um die See, das wilde Felsgebirg zu studiren! Verweilt doch halben Weges und studirt den dänischen Wald, oder den schwedischen, der gleiche Wunder der Schönheiten besitzen soll!

Aus dem Reich der Kunst führen uns abermals einige Korridore und Treppen in das des Wissens, des praktischen, geschichtlichen Wissens. Wir meinen die Sammlung nordischer Alterthümer, die uns der Kanzleirath Thomsen zeigt, dessen Kenntnisse und Freundlichkeit ihm bereits einen solchen Ruf erworben, daß wir uns wohl gestatten dürfen, seinen Namen hier dankbar zu nennen. Wir wollen den Versuch machen, einige Züge aus dem trefflichen Kommentar des Führers, der uns den anschaulichsten Ueberblick der technischen Zustände früherer Jahrtausende gibt, hier zusammenzustellen. Die Sammlung besteht etwa seit fünfundzwanzig Jahren; einige bedeutende Auffindungen haben sie veranlaßt; mit ihrem Wachsen wuchs das Interesse dafür, und nicht leicht wurde etwas dahin Gehöriges aufgefunden, das man ihr nicht zuwandte. Der Fund wird nach Verhältniß reichlich belohnt, so daß auch die Bauern damit nach der Stadt kommen; die reichsten Fundgruben sind die großen Torfmoore, in denen sich sogar hölzerne Geräthe, z. B. Artstiele, die äußerst selten sind, erhalten haben müßten; bis jetzt ist es jedoch noch nicht gelungen, aus diesem Stoff Etwas von Belang zu erhalten. Die ältesten Gegenstände schätzt man auf dreitausend Jahre, also etwa homerischen Zeitalters. Dies ist keine willkührliche Annahme, sondern eine aus der Natur der Gegenstände sehr wahrscheinlich gemachte. Spitze Aexte aus Stein (Spitzhacken) sind das älteste, einfache Werkzeug; man kannte damals das Eisen nicht. Wie wurden daher

solche Werkzeuge gefertigt? Andre Auffindungen belehrten darüber; man traf halbfertige Aexte, die das rohe Behauen durch andere Steine klar machten; endlich fand man Schleifsteine, die die letzte Politur und Schärfe gegeben, freilich mit einem guten Antheil Geduld! Pfeilspitzen von Feuerstein gehören gleichfalls in dies Zeitalter vor Kenntniß der Metalle. Als eine merkwürdige Zusammenstellung zeigt man dieselben rohen Waffen aus japanesischer Vorzeit, wo sie fünftausend Jahre alt seyn mögen, und aus nordamerikanischer, wo sie etwa dreihundert zählen. Ein Beweis, daß nicht absolutes geschichtliches Alter, sondern gleicher Kulturgrad und Bedürfniß dieselben Resultate erzeugen. Höchst belehrend sind die Folgeschlüsse über Sitten, Preise, Verkehr, Reichthum, welche der geistreiche Verstand des Sammlers aus den anscheinend unbedeutendsten Umständen zieht. Gold und Kupfer sind die ältesten gekannten Metalle; man findet sie mit deutlichen Spuren, daß eiserne Werkzeuge unbekannt waren, als man schon goldne Zierrathen gebrauchte. Silber, Gold, vertraten in der Bearbeitung die Stelle des Geldes. Man zahlte z. B. mit Stückchen von goldnen oder silbernen Ketten. Kupfer war anfangs wohlfeiler, als Eisen; jetzt freilich umgekehrt. Man zeigt uns z. B. schwere Waffen, als Aexte, wo eine eiserne Schneide mit großer Mühe an die kupferne Masse befestigt ist. Wäre Kupfer nicht viel wohlfeiler gewesen, so hätte man, wie später, die ganze Masse aus Eisen gefertigt, und sich die große Arbeit gespart. Aehnliche Konstruktionen der Zierrathen zeugen dafür, daß Silber höher stand, als Gold. Schon in Zeiten, wo man Eisenwaffen genau kannte und geschickt fertigte, hütete man sich doch, Geräthe, die viel Masse erforderten, oder leicht verloren gehen konnten, aus diesem theuren Metall zu bilden. Daher findet man Ambose und Anker aus Stein, Pfeile und Speere aus Kupfer, als man schon eiserne Schwerter gebrauchte. Denn das Schwert ging nicht so leicht verloren, als Pfeil und Wurfspeer, und forderte nicht so viel Masse, als Ambos und Anker. Diese letzteren Werkzeuge in Stein sind höchst sinnreich. — Die Stunden, in dieser Sammlung zugebracht, entfließen unter der so freundlichen, klaren Belehrung, die mit keiner gewagten Hypothese, sondern mit den scharfsinnigsten, und doch, sind sie gemacht, natürlichst erscheinenden Schlüssen auftritt, gleich Minuten. Das Auge des Sammlers liest in diesen Geräthen wie in chronologischen Büchern über Sitten und Zustände jener alten Zeit; doch auch nicht das kleinste Abzeichen, nicht die unbedeutendst erscheinende Einrichtung bleibt unbeachtet. Was uns zuvor Hieroglyphenschrift war, wird, sobald uns der einfache Schlüssel gegeben, deutlichste, leichtfaßlichste Zeichensprache. Tausendmal sahen wir hier

das Ei des Columbus. — Einmal fand man eine Kiſte voll Bernſteinverzierungen; es ſind die älteſten, doch in dem Zeitalter, wohin dieſe gehören, ſehr theure. So viel konnte ſelbſt der Reichſte nicht beſitzen. Der Fund erregte das größte Staunen. Er war in einem Torfmoor geſchehen. Es mußte ein Kaufmann, der mit dieſen Waaren handelte, geweſen ſeyn, der zur Frühlingszeit über den Torfmoor geritten, durch das dünne Eis gebrochen, und verſunken war. Das ungeheuer hohe Alter der Verzierungen erkannte man aber nicht aus ihrer Plumpheit, denn bei dieſer blieb es noch viele Jahrhunderte, ſondern aus der genauen Betrachtung der Löcher, die zur Aufreihung der einzelnen Stücke dienten. Man ſah an ihrer dreieckigen, außerhalb weiteren, nach der Mitte trichterförmig zugehenden Geſtalt, daß ſie noch ohne Bohrer, (das älteſte Werkzeug mit,) alſo vor der Kenntniß des Eiſens gemacht waren! So könnte ich noch viele Züge anführen. — Doch ſollte ich meinen deutſchen Brüdern, wenn ſie zu ihren nordiſchen Vettern reiſen, nicht die freudige Ueberraſchung der Belehrung an Ort und Stelle gönnen? Sollte ich ihnen nicht die Luſt unverkümmert laſſen, einen Kalender für einen Knittel zu halten, und zu erfahren, daß noch heut der däniſche und norwegiſche Bauer dieſen Kalender aus grauer Vorzeit als Hausrath, in zwar abweichender aber doch unverkennbarer Ueberlieferung, bewahrt? — Nein, Freunde, reiſet ſelbſt, und werdet dem geiſtvollen, freundlichen, unermüdlich eifrigen Führer eben ſo dankbar wie wir. —

Und nun? Nehmen wir Abſchied? Kopenhagen bietet uns noch viel! Sehr viel! Ich habe Euch nur einen halben Blick in die reiche, ſeltſam wunderbare Stadt, die Altes und Neues miſcht, thun laſſen! Ihr habt gekoſtet, das ſoll Euch begierig nach mehr machen, Ihr ſollt reiſen! — Deßhalb ſchweige ich von andern Dingen und Zuſtänden, von Sitten, Abenteuern, Bekanntſchaften, von dem Roſenburger Schloß, von Charlottenlund, von Friedrichsberg. Doch an eine Pforte klopfe ich noch einmal. Es iſt Thorwaldſens Atelier! Es iſt ſeine Wohnung, auch nur eine Kunſtſtätte. Freundliche Vermittlung führt uns zu dem einfach hohen Manne, der eben ſo viel Herz als Geiſt iſt, ſelbſt. Wir ſehen ihn unter ſeinen Kiſten voller Schätze; nicht todtes, elendes Gold, ſondern allbeglückende Reichthümer, geiſtige, in wundervolle Steinhüllen gebannt, die ihm Rom und Italien über das Meer nach dem rauhen Norden ſenden. Der ganze Hof iſt bedeckt; Alles arbeitet rüſtig; hier leuchtet das Haupt einer Minerva aus dem Strohballaſt, dort lagert eine Venus auf ſtaubigen Matten. Tauſend Hände rühren ſich! Milden, und doch adlerſcharfen Blicks geht der Greis, dem

die ſiebenzig Jahre jedoch kaum wie ſechzig auf der Scheitel laſten, waltend und ordnend umher. Seine Nähe befeuert doppelt, weil ihn Alle eben ſo lieben wie verehren! Drum erfreut es mich, und ich bin ſtolz darauf, daß er auch mit mir freundliche Worte gewechſelt, mir den deutſchen Händedruck und herzlichen Reiſegruß gegeben, als letztes, gültigſtes Siegel, daß ich auf dieſer Wanderung in verwandter Heimath geblieben, und daß dieſe nordiſche Herbſtbilderreihe in den Bilderſaal deutſcher Zuſtände gehört.

J. M. Söltl.

Kunst und Künstler in München.

Von

J. M. Söltl.

München.

„München gleicht einem goldenen Sattel auf magerem Rosse!“ rief einst der große Schwedenkönig Gustav Adolf, als er in Bayerns Hauptstadt einzog. Diese Worte sind seitdem oft wiederholt worden, aber gewiß konnte man sie niemals mit größerem Rechte anwenden, als jetzt, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Hingelagert auf einer großen Hochebene, nicht in Mitte freundlicher Gärten oder am Abhang sonniger Hügel, vielmehr auf unfruchtbarer Haide, die mit kaum fußtiefer fruchtbarer Erde bedeckt ist, und welcher nur der Fleiß und die Kunst Leben abgerungen haben, hebt sich die Stadt empor in Majestät mit den vielen Kirchen, Thürmen, Palästen, und pallastähnlichen, öffentlichen und Privatgebäuden. Beinahe mit jedem Schritte begegnet dem Wanderer im Innern der Stadt ein anderes Denkmal früherer Jahrhunderte, als Zeugniß von dem Walten Ludwigs des Bayern, des vielgeprüften, vom Hasse des Pabstes verfolgten Kaisers aus Wittelsbachischem Stamme, welcher mit Recht als zweiter und eigentlicher Gründer Münchens gepriesen wird, bis herab zu dem gesegneten Wirken des geliebten Königs Maximilian Joseph; in den Vorstädten aber zumeist, die sich in beinahe unverhältnißmäßiger Ausdehnung für die Bevölkerung ausbreiten, spricht die Gegenwart mit ihren gewaltigen Schöpfungen zu dem Wanderer und eröffnet ihm ihre herrlichen Schätze,

daß er staunend in den neuen Tempeln, Gallerien, und Kunstwerkstätten schwelgt, und dann hinauseilt aus den Hallen der Kunst in den großen Tempel der Natur, um seinen Geist wieder zu sammeln und im strömenden Entzücken Wonne um Wonne zu tauschen!

Die Vorgebirge, bewachsen mit Laubwäldern, ziehen den Blick an, der dann weiter und weiter schweift bis zu den fernen, im blauen Dufte schimmernden, schneebedeckten Alpen, welche in den mannigfaltigsten Gestalten sich wie Riesen erheben und in die Ebene herniederschauen. Welch ein Anblick, wenn das Auge den majestätischen Zug der Gebirge in einer Ausdehnung von beinahe fünfzig Stunden verfolgt, von dem erhabenen Stauffen bis zur steilabsinkenden Zugspitze! Da jauchzt die Seele und freuet sich der Natur, und wendet sich dann wieder zurück zu den Kunstschöpfungen, welche im schönen Bunde vereinigt sich zeigen.

Der Dreibund der Künste.

Michel Angelo Buonarotti, der gewaltige Künstler, hatte in seinem Siegel drei in einander verschlungene Ringe, wohl nicht blos als Andeutung, daß er ein gleich großer Meister in den drei bildenden Künsten, der Baukunst, Mahlerei, und Bildhauerkunst sey, sondern daß diese drei Künste selbst, wie Grazien, in schwesterlicher Eintracht verbunden und in ihrer höchsten Vollendung beinahe unzertrennlich seyen, — wenn man anders die Mahlerei auf großen Wandflächen mit Michel Angelo selbst höher schätzen muß, als die Mahlerei in Oel, von welcher jener Meister den freilich etwas übertriebenen Ausspruch that, sie schicke sich nur für Frauen und Kinder.

Schon im Alterthume findet man diese innige Vereinigung der drei Künste, und in der schönsten friedlichen Epoche Athens, da diese Stadt als ein wahrer Musensitz, und im besonderen Schutze ihrer vor allen andern verehrten Göttin Athene erschien, blühten sie zugleich. Dasselbe sehen wir bei dem Ausgange des Mittelalters in Italien; eine dieser Künste ruft die andere, als könnte und möchte keine für sich allein bleiben, und wir sehen, wenn wir die Geschichte beachten, überall zuerst die großen Bauwerke, dann die großen Künste erstehen, welche die Räume und Wände derselben mit wunderbaren Gestalten erfüllen und schmücken.

Und diese drei Schwestern wollten denn auch, nachdem sie lange im Verborgenen gelebt, und vor den Kriegen und der französischen Kunstzierere unter Ludwig XIV. und eine geraume Zeit nach ihm sich in die Werkstätten weniger, kaum bekannter Lieblinge geflüchtet hatten,

in Deutſchland erſcheinen, welches ſchon im Mittelalter ihre Nähe geahnet und geſchaut. Betrachtet nur die himmelanſtrebenden Dome, die Rieſenbäume jener gewaltigen Kunſtzeit, die vollgültigen Zeugen der Kraft und Kunſtliebe der Deutſchen am Rhein und an der Donau, und ſelbſt an den kleineren Flüſſen, und ihr findet jene drei Schweſtern vereinigt. Die Baukunſt hatte ſich ſo innig mit der Bildnerei und Malerei verſchwiſtert, daß ſie nur mit ihnen leben zu können ſchien; aus dem großen, vielaſtigen Baume keimen gleichſam wunderliebliche Engel- und Frauengeſtalten, dazwiſchen groteske, ſonderbare Thiere, neckende Kobolde und Fratzengeſichter, die aber alle vor den ungeheuren Roſen und den Fenſtern mit einzelnen Heiligengeſtalten oder ganzen Gruppen aus der heiligen oder weltlichen Geſchichte verſchwinden, welche in glühender Farbenpracht durch das geheimnißvolle Dunkel ſtrahlen.

Als nachmals Krieg und Uneinigkeit unter den einzelnen Gemeinden wie unter den einzelnen Stämmen Deutſchlands hinderten, gleich große Baudenkmäler, wenn auch zu anderem Zwecke, zu ſchaffen; als trüber Egoismus an die Stelle freh gemeinſamen Wirkens trat, und die Zeit der Schnörkeleien kam: da entwichen mit der einfachen, großartigen Baukunſt auch die anderen Schweſtern, und Deutſchland, das im Mittelalter ſo kunſtreiche und erfindſame, blieb in den Künſten verwaiſt, und lebte von unedler Nachahmung falſchen Geſchmackes des Auslandes.

Die Akademie der bildenden Künſte in München.

Die religiöſen und politiſchen Wirren, welche bald nach dem Künſte fördernden Mittelalter eintraten, Deutſche gegen Deutſche zum Kampfe führten, und die Blüte des herrlichen Volkes auffraßen, hemmten jede weitere Kunſtentwicklung. Nach dem dreißigjährigen Kriege waren die Stadtgemeinden, welche im frommen Eifer das Ihrige zur Gründung und zur Förderung eines Thurmbaues beigetragen, verarmt; die Fürſten aber huldigten andern Neigungen, als den ſchönen Künſten, und ſo waren denn mit dem dreißigjährigen Kriege, der über Bayern und München unſägliches Elend gebracht, auch die bildenden Künſte aus dieſem Lande gewichen, die Kunſtentwicklung für eine lange Zeit gehemmt, und als nach einer geraumen Zeit der Ruhe unter Ferdinand Maria, und dem prachtliebenden Max Emanuel neue Kirchen und Paläſte entſtanden, folgte man bei ihrer Ausführung ganz dem damals herrſchenden falſchen Geſchmacke, und es entwickelte ſich kein ſelbſtſtändiges, freies Kunſtleben, das den ewigen, unveränderlichen Geſetzen der Harmonie und Schönheit huldigte, obgleich mehrere Künſtler hohe Anlage zu edleren

Schöpfungen zeigten, als sie wirklich ausführen konnten und durften. Bald verschwand bei dem Mangel an Gelegenheit und Uebung auch jene Fertigkeit, welche zu jeder Kunstdarstellung nöthig ist, und selbst unter Maximilian Joseph III. und Karl Theodor konnte sie nicht ganz wieder geweckt werden, als sich, nach der Gründung der Akademie der Wissenschaften, im Jahre 1770 drei Künstler in München zur Gründung und Fortbildung einer öffentlichen Zeichnenschule verbanden: der Hofmahler Christian Wink, der Hofbildhauer Roman Boos, und der Hofstukator Feichtmayr. Sie bestand im Stillen fort, ohne ihre Wirksamkeit öffentlich zeigen zu können, bis der König Maximilian Joseph, im edlen Streben, sein Land und Volk aus langer Vergessenheit und Nacht zu erheben, so vieles Gute und Herrliche schaffend und fördernd, jene geringe Zeichnenschule zu einer Akademie der bildenden Künste erhob (30. Mai 1808), erweiterte und königlich begabte, in der Absicht, „daß die wohlthätigen Einflüsse der schönen Künste sich auf das gesammte Volk in ausgedehnterem Maße, als bisher, verbreiten und dieses mächtige Bildungsmittel, mit den übrigen zusammenwirkend, die Neigung zum Schönen und Wohlgestalten vermehre, und so unmittelbar die Nationalgeschicklichkeit erhöhe, mittelbar aber den Geist und die Sitten des Volkes veredle."

Diese Akademie sollte die Erhaltung und Fortpflanzung der Künste, welche nur durch lebendige, ja persönliche Ueberlieferung möglich ist, sichern, und den Künsten ein öffentliches Daseyn, eine Beziehung auf die Nation und den Staat selbst geben, wodurch sie fähig werden, ihrerseits vortheilhaft auf das Ganze zurückzuwirken, und den Sinn für Schönheit und Geschmack an edleren Formen unter allen Ständen zu verbreiten; sie sollte sich mit andern Instituten von gleichen Zwecken, mit Künstlern und Kunstfreunden aller Länder und Völker in thätige Wechselwirkung setzen und sich so immer in der Kenntniß des Merkwürdigsten und Wichtigsten erhalten, was sich wo nur immer in den Künsten hervorthut. Der Unterricht an derselben umfaßte alle Zweige der bildenden Kunst: alle nöthigen Attribute wurden im reichlichen Maße gewährt, alle drei Jahre öffentliche Kunstausstellungen veranstaltet, zu welcher auch auswärtige Künstler häufig ihre Werke einsandten, und so ein reger Eifer geweckt und genährt, der die Anstalt durch Deutschland vor ähnlichen in andern Staaten auszeichnete, und ihr überallher Schüler zuführte, die sich zu größerer Ausbildung oft der königlichen Unterstützung erfreuten. J. P. v. Langer, welcher schon im Jahre 1806 von Düsseldorf gerufen und dann der Akademie als Vorstand zugetheilt war, wirkte mit seinem kunstbegabten Sohne eine lange Reihe von

Jahren segensreich für das Gedeihen der schönen Anstalt, welche vor allen andern Künsten die Oelmahlerei förderte; denn die Kriegsjahre erlaubten noch nicht, öffentliche größere Unternehmungen auszuführen.

Doch geschah schon Vieles zur Vergrößerung und Verschönerung der Stadt: der Bau mehrerer öffentlicher und Privatgebäude, ausgeführt in schönen Verhältnissen, der Bau einer trefflichen steinernen Brücke, und eines großen Schauspielhauses nach dem Plane und unter der Leitung des Professors Fischer, welches im Jahre 1818 eröffnet wurde, und dessen trefflicher Eintheilung, Festigkeit, und schwunghafter Erhöhung, mit der Vorhalle von acht großen korinthischen Säulen, selbst der Neid seine Bewunderung zollen muß, gaben ein schönes Zeugniß, wie sehr Kunstsinn und Kunstfertigkeit in der Baukunst fortgeschritten sey, und man konnte im Allgemeinen wohl erkennen, daß Talente und Kräfte zu Kunstschöpfungen hinlänglich vorhanden wären, wenn nur ein dauernder Friede und kunstliebende, gebildete Fürsten sie ins Leben rufen wollten.

Die Kunstepoche unter dem Könige Ludwig I.

Dieses geschah unter dem Könige Ludwig I., der schon als Kronprinz den edlen deutschen Künstlern, welche sich in Rom aus Deutschland zusammengefunden hatten, und dort in glühender Begeisterung dem Studium der Antike und der Natur lebten, und mit kühnem Geiste und fröhlichem Muthe die Bahn der Wahrheit und Schönheit in ihren Schöpfungen verfolgten, als ermunternder Freund, als Schützer und Förderer ihres Strebens erschienen war. Sobald es nur die Verhältnisse erlaubten, wollte er den bildenden Künsten insgesammt ein reiches Feld zur Uebung ihrer Thätigkeit gewähren. Schon als Kronprinz begann er mit der theilweisen Ausführung seiner Entwürfe, und setzt sie jetzt als König in dem Maße fort, daß er als der eigentliche Kunstförderer der neueren Zeit gepriesen wird, indem er einen schönen Kreis von Künstlern um sich sammelte, theils aus der Ferne, theils aus der Nähe, denen er Gelegenheit zu den mannigfaltigsten Schöpfungen gibt, und sie mit ihren zahlreichen Schülern nach seinem Willen zu seinen Zwecken beschäftigt, ohne deßwegen den Flug der freien Schöpferkraft zu beschränken, und es steht nun zu hoffen, daß der dadurch geweckte Kunstsinn sich über Deutschland und weiterhin verbreite, entfalte, und eine wahrhafte, nachhaltige Kunstepoche in freier Wirksamkeit begründe.

Die Baukünstler.

Zuerst und zumeist fanden die Baukünstler große und vielfache Beschäftigung, da sich München in der neuesten Zeit nach allen Seiten

hin vergrößerte, und neue Straßen und Vorstädte mit Gebäuden aller Art sich erhoben, bei deren Entwürfen die Künstler meistens nachahmend, oft aber auch selbstschöpferisch verfahren konnten. Als die ersten Baumeister werden mit mehreren andern verdienten Männern jetzt gewöhnlich genannt: Klenze, Gärtner, Ohlmüller, Ziebland, und Metivier. Am meisten und glänzendsten wurde Klenze beschäftigt, den sein glückliches Geschick nach München führte, wo er sich Würden und Reichthum und Anerkennung erwarb. Sein erstes Werk, das ihm die Gunst des Kronprinzen Ludwig zuwendete, und seinen Ruhm in Bayern gründete, war der Entwurf und die Ausführung der Glyptothek, eines zur Aufbewahrung antiker Bildwerke bestimmten Gebäudes, für welches er den jonischen Baustyl in seiner Reinheit anzuwenden für passend fand. Dasselbe steht seit dem Jahre 1830 in außerordentlicher Pracht vollendet da, und erfüllt Jeden, der es betritt, mit Staunen und Bewunderung, und erhebt ihn zu der freien Stimmung, die nöthig ist, um die in den Räumen umher aufgestellten und ausgeführten Kunstwerke in sich aufzunehmen. Nach seinem Entwurfe wurde von 1826 bis 1836 die Pinakothek ausgeführt, in deren Erdgeschoß die Sammlung der Handzeichnungen, der Holz- und Kupferstiche, der antiken Mahlereien auf Gefäßen, Mosaiken, und Wandgemählden, und der Bibliothek, im ersten Stock aber eine Auswahl der schönsten Gemählde enthalten ist, welche von den Wittelsbachischen Fürsten in der Pfalz und Bayern seit Jahrhunderten mit großen Kosten und großer Mühe erworben wurden. Die innere Ausschmückung entspricht ganz dem Charakter des großartigen Gebäudes, und vereint, gleich der Glyptothek, die drei bildenden Künste der neueren Zeit in sich, denn die Muse der Baukunst hat freundlich zur Ausschmückung die Bildnerei und Mahlerei gerufen. An diese Gebäude schließt sich die Walhalla, unterhalb Regensburg am linken Ufer der Donau, im ächt griechischen Style nach den äußeren Verhältnissen aufgeführt und die Büsten der großen Deutschen aufzunehmen bestimmt, und dieses Gebäude scheint vorzugsweise auch dazu geeignet, die neuere Plastik in ihren Schöpfungen zu zeigen und zu verherrlichen. Nach Klenze's Plane ist das Odeon in München, zu musikalischen Versammlungen und Unterhaltungen bestimmt, und die Allerheiligen- oder neue Hofkirche in München erbaut, diese nach dem ausdrücklichen Willen des Königs im byzantinischen Style. Der neue Königsbau und der Festsaalbau nach den Planen desselben Künstlers zeigen, bei einem imposanten Aeußern, im Innern eine den häuslichen und geselligen Erfordernissen und Gebräuchen angemessene Eintheilung, mit einer reichen künstlerischen Ausschmückung, wie sie für die Wohnung eines Königs

sich ziemt. Die schönen Marmortreppen, das Einfahrtsvestibule, die geräumigen, durch hohe Fenster erleuchteten Säle und Zimmer, und die Ausschmückung dieser selbst hinterlassen einen angenehmen Eindruck. Dasselbe wiederholt sich in gewisser Weise im kleineren Maßstabe bei den Palästen des Herzogs Max von Bayern und des Herzogs von Leuchtenberg, welche nach seinen Entwürfen und unter seiner Leitung aufgeführt wurden. Klenze entwarf außerdem noch den Plan zur Anlage des neuen Stadttheiles vor dem ehemaligen Schwabingerthore mit dem Bazar, der seine lange offene Säulenhalle dem Hofgarten zuwendet, den Plan zur königlichen Reitbahn, und zu vielen Privathäusern; dann zu mehreren eigentlichen Denkmälern, als dem großen Obelisk auf dem Karolinenplatze, zu dem Denkmale für den König Maximilian Joseph, u. A. Außerdem versuchte er sich mit Glück und Beifall in der Mahlerei, und trat als Schriftsteller in mehreren Monographien auf, bemüht, darin die Klarheit und Einheit der klassischen Kunst zu zeigen, und sie wieder einführen zu helfen. Das Hauptverdienst Klenze's, der früher über alle Maßen gepriesen wurde, und in neuester Zeit viele und nicht immer ungerechte Tadler gefunden hat, ist wohl dieses, daß er in seinen Bauten die drei bildenden Künste in schöner Vereinigung wirksam zeigen will, und dieses größtentheils erzielt hat.

In anderer Richtung, mit Vorliebe und beinahe ausschließlich dem deutschen Baustyle des Mittelalters in seinen vielgegliederten Entwürfen zugewendet, strebte Ohlmüller, diesen Styl, den Bedürfnissen der jetzigen Zeit anpassend, wieder einzuführen. Sein sehnlicher Wunsch, ein großes Werk dieser Art zu schaffen, ward erfüllt, obgleich er die Vollendung desselben nicht erlebte, das seinen Namen mit Ruhm auf die Nachwelt bringen wird. Der Anblick der von ihm erbauten neuen Pfarrkirche in der Vorstadt Au ist wahrhaft erhebend, man mag sie nun von innen mit ihren neunzehn großen, und durch die herrlichsten Glasgemälde geschmückten Fenstern, dem einfachen Schmuck der drei Altäre, der Kanzel und Orgel, und den sechzehn in einer doppelten Reihe emporsteigenden bündelförmigen Säulen betrachten, die sich über das Spitzgewölbe hin verzweigen, und durch welche die Kirche in ein Mittelschiff mit zwei Seitenschiffen abgetheilt wird; oder man mag sie von außen, besonders von der Vorderseite her anstaunen, wie sie sich in den schönsten Verhältnissen erhebt, bei dem Beginne des Daches ringsum mit Thürmchen geschmückt, und wie die Kirche sich, emporstrebend, dem herrlichen Thurme anschließt, der immer schlanker, baumähnlich, zu einer Höhe von 270 Schuh emporsteigt, und mit einer großen, über dem prächtigen Hauptportale angebrachten Rosette geschmückt ist.

Zwischen diesen beiden Künstlern bewegt sich in eigenthümlicher Kraft und Wirksamkeit bei seinen vielen Schöpfungen, die an Menge jener von Klenze beinahe gleichkommen, Gärtner, der seit 1822 in München in vielfacher Weise thätig ist, da er die oberste Leitung über das Artistische der Porzellanmanufaktur und der eben erwachenden Glasmahlerei übernahm, an jener Anstalt auf schöne Formen und Verzierungen nach den Mustern der Alten drang, und bei dieser vielfach zu ihrem Aufschwunge beitrug, dann aber in entschiedener Weise als Baumeister auftrat, und sich dem Rundbogenstyle zuwendete, den er für unsere klimatischen und geselligen Bedürfnisse, so wie zur Entwicklung einfach schöner und kräftiger Verhältnisse am geeignetsten hält. Indem es ihm gewährt wurde, die von Klenze begonnene Ludwigsstraße zu vollenden, und eine Menge Gebäude in dieser großen Straße aufzuführen, von welchen mehrere öffentlichen Zwecken gewidmet sind, konnte er wirklich ein Kunstwerk selbst aus einer Reihefolge von Kunstwerken bilden, was wenigen Künstlern zu Theil wird. Sieben große Bauten von ihm bilden imposant den Ausgang jener Straße: die königliche Bibliothek, die Ludwigskirche, das Gebäude für die Blindenanstalt, und das Universitätsgebäude mit anderen gewährt einen heitern Eindruck von schöner Mannigfaltigkeit, bei schwungvollem Rythmus und angenehmer Regelmäßigkeit. Es erscheint Gärtners vorzügliches Streben bei der Ausführung seiner Plane: unserem Klima, unseren häuslichen und geselligen Verhältnissen angemessene Gebäude herzustellen, welche, ohne den griechischen Styl nachzuahmen, doch die Entfaltung und Vereinigung der drei bildenden Künste gestatten.

Ziebland's seit wenigen Jahren in Anspruch genommene Thätigkeit ist jetzt ausschließlich auf die Ausführung zweier wichtigen, in schönen Verhältnissen nach innen und außen entworfenen Werke gerichtet: auf den Bau der Bonifaziuskirche oder Basilika, welche im byzantinischen Style gehalten, und besonders merkwürdig ist durch die schön gearbeiteten vierundsechzig Säulen aus weißem Tyroler Marmor, welche, in vier Reihen gestellt, die Kirche in fünf Schiffe theilen, und auf den Bau eines der Glyptothek entsprechenden Gebäudes für Kunstausstellungen.

Die Mahlerei in ihren verschiedenen Zweigen.

Alle Kunst hat ihren Urquell in der Poesie; sie alle stehen mit einander in wechselseitiger Verbindung. Es gibt im Grunde nur Eine Kunst, und nur die Art und Weise der Darstellung der inneren Gebilde, oder vielmehr die Mittel zu dieser sichtbaren Darstellung sind verschieden.

Bei dem bildenden Künstler wird die schöpferische Kraft ganz und gar durch die Hand in dem Pinsel oder Meißel sichtbar, so daß man mit Recht sagen kann: der bildende Künstler denkt in Bildern und Gestalten. Er will auch nichts Anderes, als der Dichter, nämlich: das Bild seiner Seele vor die Augen des Beschauers, vor den Geist eines Anderen führen, und in dessen Seele eben sein Bild neu erzeugen. Und so wie jeder wahre Künstler ein Dichter ist, so ist sein Werk ein Gedicht, der Ausdruck seiner lebendigsten Anschauung.

Die epische Darstellung in der Mahlerei.

Wie das epische Gedicht eine interessante, wichtige Begebenheit entwickelt, so stellt das epische Gemählde irgend eine bedeutsame Handlung aus dem menschlichen Leben, alter oder neuer Zeit, ferner oder naher Völker, als wirklich geschehen oder blos erdichtet dar, wenn sie nur wahr, d. h. der Natur und Kunst gemäß ist, und nichts Widersprechendes in sich hat. Wie der epische Dichter Gesang an Gesang reiht, so bildet der Mahler eine Reihe von Darstellungen einzelner Vorfälle und Szenen zu einem epischen Ganzen, und vereinigt, wie der Dichter, das dramatische und lyrische Element in sich.

Die alte Zeit sah das seltene Schauspiel von einem Bunde epischer Dichter, die mit und nach einander die Thaten der Helden Griechenlands besangen; unsere Zeit sieht einen Bund von Meistern in der Mahlerei, welche mit ächt epischem Geiste eine große Vergangenheit, oder eine ideale Welt in lebensvollen Bildern schildern, die ihnen von dem Könige Ludwig als Aufgabe gegeben wurden; es ist ihnen das seltene Glück gewährt, ein ganzes Epos in Bildern darzustellen. Mit der Ausführung dieser großen Aufgaben, für welche die Freskomahlerei auf die großen Flächen und Decken der schönen Gebäude ganz und einzig zu imposanter Wirkung geeignet erscheint, sind zumeist der Vorstand und die Professoren der königlichen Akademie der Künste beschäftigt: Cornelius, Heinrich Heß, Schnorr, Zimmermann, deren herrliche Leistungen hier nach Gebühr zu würdigen der Raum verbietet.

Selten wird wohl ein Künstler so vom Glücke begünstigt, wie Cornelius, daß die ihm gewordenen Aufgaben mit seiner Neigung zusammenfallen und die volle Entfaltung seines Geistes gewähren. Denn nachdem er in kräftigen, charakteristischen Zeichnungen eine Reihe von Bildern aus Göthes Faust und dem Nibelungenliede entworfen hatte, die durch den Kupferstich vervielfältigt sind; in Rom Plane und Entwürfe zur Ausschmückung einer Villa mit einem Zyklus von Darstellun-

gen aus der biblischen Geschichte begonnen, von welchen die Traumdeutung des Joseph wegen ihrer lichten Klarheit und einfachen, kräftigen Zeichnung, die dem Künstler in einem hohen Grade eigen, bekannt ist: begann er als Vorstand der Düsseldorfer Akademie einen Kreis begeisterter Schüler heranzubilden, welche, wie er, in unermüdeter Thätigkeit den großen älteren Meistern nachstrebend, sich selbst in eigenthümlicher Kraftfülle entwickeln sollten. Darauf folgte er dem ehrenvollen Rufe nach München, wo er drei Aufgaben ausführte, deren jede allein schon ihm hohen Ruhm zu erwerben geeignet war, den er auch im vollen Maße ärntete. In der Glyptothek stellte er die Mythologie der Griechen dar, in einem herrlichen Zyklus von Bildern, deren größere ganz episch aufgefaßt sind, so daß man sagen kann, er dichtete das große Epos dem Geiste Homers nach, während die kleineren Bilder in einzelnen Gruppen und Gestalten wie dramatische und lyrische Gedichte zu uns sprechen. Mit gleicher Meisterschaft löste er die zweite Aufgabe: in den Logen der Pinakothek die Geschichte der neueren Mahlerei seit ihrem Wiedererwachen in Italien in kleinen Skizzen darzustellen, wobei er die Fülle seines Erfindungsgeistes entwickelte, indem er zugleich die einfachsten, leichtverständlichsten Motive anwendete, um den Gedanken dem Beschauer klar entgegen zu führen, und eine angenehme Mannigfaltigkeit bei der Darstellung eines und desselben oft wiederkehrenden Grundgedankens zu entfalten. Diese in wenigen Zügen mit dem Stifte hingeworfenen Skizzen und Entwürfe entfalten sich durch den warmen Pinsel des trefflichen Professors Zimmermann lebensfreudig, und gehen ihrer Vollendung bereits entgegen. Jetzt ist Cornelius beschäftigt mit der Vollendung der dritten großartigen Aufgabe: der Ausschmückung der Ludwigskirche mit den Symbolen und der Verherrlichung des Christenthums. Das Hauptbild, das jüngste Gericht, führt er selbst nach seinem Entwurfe aus, während er bei den andern Bildern die Ausführung größtentheils seinen Schülern überlassen muß, um das Ganze innerhalb des bestimmten Zeitraums zu vollenden. Jenes Hauptbild erfüllt jeden Beschauer mit der lebendigsten Vorstellung des göttlichen Gerichtes, und hinterläßt einen großartigen Eindruck. Der Welterlöser sitzt auf seinem Throne, Gestalt und Antlitz gegen den Beschauer gewendet, in einer milden Glorie, um ihn her die Auserwählten seiner Herrschaft, schwebende Engel mit den Marterwerkzeugen seiner Welterlösung um und über seinem Haupte. Abwärts vom Throne des Erlösers erscheint der Cherub mit dem aufgeschlagenen Buche des Lebens, und unter ihm schweben Engel nach den vier Enden der Erde, die Posaunen an den Lippen, den Tag des Gerichtes zu verkünden und

herbeizurufen. Noch tiefer unten, in gleicher Linie mit der Gestalt des Heilands und des Cherubs, steht Michael der Erzengel, zu scheiden das Reich des Lichtes und der Finsterniß, und den göttlichen Befehl zu vollziehen, der so eben aus dem Munde des Herrn kam. Gesprochen ist das Entscheidungswort: „Kommet her, ihr Guten, zu mir! Wendet euch hinweg, ihr Bösen!“ Dieses deutet noch die Bewegung der Hände an, welche die Guten heranwinkt, die Bösen von sich abweist, und schon schweben jene Seligen im schönen Reigen empor, getragen und geführt von Engeln, während die Bösen widerstrebend von den seltsam gebildeten Geistern mit Gewalt niedergezogen, hinabgestürzt, und festgehalten werden in dem Raume, wo der Höllenfürst in schauerlicher, unerquicklicher Majestät sitzt. Es ist ein entsetzliches Menschengewühl, ein ungeheurer Menschenknäuel, der sich aber dem ruhigen Beobachter in einzelne tief durchdachte und harmonisch ausgeführte charakteristische Gruppen auflöst. Der gelungene Kupferstich dieses Gemäldes durch Merz wird den vielfach schöpferischen Geist des Meisters von Neuem seinen Verehrern offenbar machen.

Mit Heinrich Heß schien die einfache, liebliche Kunst der Oelmahlerei, wie sie in Italien von den größten Künstlern geübt wurde, wieder zu erwachen und nach Deutschland zu wandern, und hier ihre herrlichen Gebilde mit den milden Farbentönen zu entfalten. Denn als er nach mehrjährigem Aufenthalte in Italien in sein Vaterland zurückkehrte, und seine Werke, vor allen das große Oelgemählde: „der Parnaß mit Apollo und den Musen,“ zur Schau ausstellte, erscholl nur Eine Stimme über die Vortrefflichkeit des Geleisteten, über die sichere und anmuthige Behandlung, so wie über die Wahl des dankbaren Stoffes. Jedes Auge weidete sich an den schwesterlichen Gestalten, welche alle die Schönheit, durch Anmuth gehoben, ihr Erbtheil nannten; man freute sich über die durchdachte Anordnung des Künstlers, der die große Gruppe so schön abrundete, die Gestalten vor- und zurücktreten hieß, und überall bei der größten Einfachheit die entschiedenste Wirkung hervorbrachte. Konnte der Künstler ferner seine tiefsten Anschauungen in Oelgemählden wiedergeben, so würde die Mit- und Nachwelt wahrscheinlich einen schönen Kranz von Bildern gesehen haben. Aber durch den ehrenvollen und großartigen Auftrag des Königs, „die Allerheiligenkirche mit Fresken, die dem byzantinischen Style des Gebäudes entsprächen, zu schmücken,“ wurde er der Oelmahlerei entfremdet, erwarb sich aber großen Ruhm durch die Lösung jener Aufgabe, wobei die einfache und gewissermaßen alterthümliche Auffassung, nach welcher die Figuren wie einzelne Statuen oder ganze Gruppen aus dem Goldgrunde

hervortreten, bedingt war, der Künstler jedoch jene Leichtigkeit und jenen Schwung dem Ernst und der Würde beigesellte, welcher dem Wesen der dargestellten Gegenstände als angemessen erschien. Das Ganze ist ein wahrhaft biblisches Epos, welches in schöner Reihenfolge die Hauptmomente des alten und neuen Testamentes entwickelt, und die einzelnen Darstellungen durch schöne Verbindungsmittel, wie Gesang an Gesang, zu einem Ganzen verknüpft. Da ist Alles überdacht, und das Einzelnste in eine wirksame Beziehung zum Ganzen gebracht, und dadurch ein überraschender harmonischer Eindruck auf das Gemüth des Beschauers erzielt. — In ähnlicher Weise wird er nun die Bonifaziuskirche mit Darstellungen aus dem Leben des Apostels der Deutschen schmücken, wobei ihn sein jüngerer Freund Schraudolph unterstützt.

Bewegen sich die beiden vorigen Künstler als Meister im antiken und religiösen Epos, so hat sich Schnorr, durch eigene Wahl und Umstände bestimmt, mit Vorliebe dem romantischen Epos zugewendet. Seitdem er in der Villa Massini in Rom zuerst Szenen aus Ariost in wohlgelungenen Freskobildern zu geben unternommen, wozu der Kronprinz Ludwig schon die Veranlassung gewesen, hatte er sich so in den poetischen, ritterlichen Geist des Mittelalters versenkt, daß er beinahe nur Darstellungen aus jener Zeit mit dem damals eigenen Leben in jeder Beziehung, sowohl bürgerlicher, als religiöser, zum Gegenstand seiner Entwürfe macht, wobei ihn das Glück auf sonderbare Weise begünstigt. Denn der König Ludwig übertrug ihm die Ausschmückung mehrerer Säle des König- und Festsaalbaues seiner neuen Residenz mit Bildern aus dem herrlichen deutschen Epos, den Nibelungen, und aus der deutschen Geschichte die Schilderung der Thaten Karls des Großen, Friedrichs I., und Rudolfs von Habsburg, so daß er sich in solchen Kunstschöpfungen recht wie in seinem Elemente bewegen kann, wobei er einen außerordentlichen Reichthum lebendiger Anschauung in effektvollen Schilderungen entwickelt. Seine Bilder sind meistens den Schriftstellern, Dichtern, oder Geschichtschreibern nachgebildet, und stellen trauliche Szenen oder große Begebenheiten dar, welche entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung anderer großartiger Begebenheiten, für einen Familienkreis oder für ein ganzes Volk, hatten, wobei der Künstler dann mehrere Bilder in einer schönen Reihefolge zu Einem Ganzen zu verknüpfen weiß.

Kl. Zimmermann besitzt eine eigene, anmuthige Art epischer Darstellung, eine Art, wie sie jetzt nur vorzugsweise der bildenden Kunst zukommt, worin sie die lieblichsten Szenen entfaltet und die Blüten des stillen häuslichen Lebens offenbart: die Form der Idylle, in welcher

er seine schönsten Schöpfungen gab. Dieses zeigte er schon früh in seinen trefflichen Oelgemählden: Theseus und seine Mutter; einer lieblichen Madonna mit dem Christuskinde und dem kleinen Johannes in einer anmuthigen Landschaft; einem Johannes in der Wüste, und andern. Seine vielen Portraite, welche er während seines Aufenthaltes in Augsburg mahlte, athmen Leben und lassen den innern Charakter sichtbar erscheinen; sein gediegener Sinn für Farbengebung veranlaßte seine Berufung nach München, um die Fresken in der Glyptothek ausführen zu helfen, und endlich den königlichen Auftrag, die Logen der Pinakothek mit Freskomahlereien zu schmücken, zu welchen Cornelius die Skizzen verfertigte, daß also Zimmermann die oft freilich nicht genug gewürdigte Aufgabe zu lösen blieb, jene Skizzen in großen Kartons und dann im lebendigen Farbenglanze wieder zu geben. Ungeachtet diese Aufgabe einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahm, genügte er doch auch dem ehrenvollen königlichen Auftrag, den Speisesaal des Königsbaues mit vierunddreißig Darstellungen aus den Liedern Anakreons nach eigenen Zeichnungen zu zieren, wobei er sich wahrhaft als Idyllendichter zeigte, der in lebendigen, anmuthigen Bildern die schalkhaften Lieder und Erzählungen des greisen Sängers versinnlichte, in solch lebendigen Farbentönen, wie sie in Fresken und in Wachsfarben nur können gegeben werden. Während dieser vielfachen Thätigkeit ward der Künstler der Oelmahlerei nicht untreu, sondern vollendete ein großes Bild aus der biblischen Idylle, welcher er mit großer Zuneigung huldigte: den Abschied des jungen Tobias von seinen Schwiegereltern. Schon früher hatte er ein ähnliches Bild ausgeführt: wie Joseph von seinen Brüdern verkauft wird. An beiden Bildern rühmt man mit Recht die plastische und anmuthige Ausführung der Formen, Sicherheit der Zeichnung, und prägnante Charakterauffassung, so wie die schöne, tief durchdachte Gruppirung.

In solch epischer Weise konnten diese Künstler ihre Schöpferkraft entwickeln, indem sie die königlichen Aufträge ausführten, und sie haben sich dadurch einen dauernden Ruhm gegründet; jene großen Aufträge gaben aber zugleich Gelegenheit, daß auch jüngere Künstler beschäftigt, geweckt, und vielfach gefördert wurden.

Unter diesen ist anerkannt der geistreichste Kaulbach, der tief in den Geist seines Lehrers Cornelius eindrang, und nun in selbstständiger Weise seine Bahn geht, nachdem er sich in den mannigfaltigsten Kompositionen versucht hatte; vielfach beschäftigt bei der Ausführung der Fresken im Königsbau, bei deren Entwürfen häufig das lyrisch-elegische Element sichtbar ist. Die Gabe der Charakterschilderung zeigte sich bei

ihm schon früh in hohem Grade lebendig, was besonders im „Narrenhaus“ sich beurkundete, welche Zeichnung unter den Künstlern und Kunstkennern Aufsehen erregte, da er jede bis zum Wahnsinn gesteigerte Leidenschaft in ihren eigenthümlichen Aeußerungen so treu schilderte, daß man mit Bewunderung, aber auch mit Mitleid und Abscheu, die versteinerten Gesichtszüge der Irren betrachtet. Allgemeinen Beifall und Ruhm errang er durch seine große, in Tuschmanier ausgeführte Zeichnung: „die Hunnenschlacht“; besonders aus Norddeutschland und Berlin, wohin das Bild gekommen war, erscholl der lauteste Beifall über ein solches Werk der Münchner Schule, nachdem man dort früher die weiche Anmuth der Düsseldorfer Schule genug beschaut und bewundert hatte. Die einfache Fabel des Bildes ist: Die Hunnen kamen gegen Rom, die Einwohner der Stadt zogen gegen sie aus, und sie schlugen mit einander die furchtbare Schlacht, bis Alle erlegen waren. Dann aber erneuten die Geister, nachdem sie in ihre Körper zurückgekehrt, den Kampf in der Luft. Dieser furchtbare Kampf ist im Bilde dargestellt, und mit solcher Lebendigkeit gegeben, daß der Beschauer vor inniger Theilnahme vergißt, daß diese Menschenkörper, nicht bloße Schattenbilder, nicht in der Luft streiten können. Das Bild beschreibt einen Halbkreis; im Vordergrunde liegen in mannigfaltigen, herrlich geordneten Gruppen die Erschlagenen umher, Römer und Hunnen, beide kenntlich durch Gestalt und Waffen, Männer und Greise, Kinder, Frauen, und Jungfrauen. Todtenstille herrscht in der Mitte, aber gegen das Ende der Grundlinie hin, wo der Halbkreis emporsteigt, beginnt das Todte wie vom Schlummer zu erwachen; die Einen erheben sich, greifen nach den Waffen, Andere schweben schon empor; links die Römer, rechts die Hunnen. Schon hat hoch in den Lüften der neue Entscheidungskampf begonnen; Attila stürmt heran, auf einem Schilde von Hunnen getragen, und schwingt die zermalmende Geißel auf die Römer, welche im siegreichen Andrange, das Kreuz über die Heiden erhebend, heranstürmen, mitten unter ihnen die edle Gestalt des Führers, den edle Jünglinge unterstützen. Man sieht es, schon naht der Kampf seinem Ende; die Römer, wie in einem furchtbaren Wolkengebirge hereinragend, siegen, und werden die Feinde hinabstürzen, um nimmer zu erstehen. — Jetzt ist der Künstler beschäftigt, nachdem er mehrere Monate in Rom, zur Pflege seiner Gesundheit und zum Studium vorzüglich der Oelmahlerei, mit trefflichem Erfolge zugebracht hatte, die Zerstörung Jerusalems in Oel auszuführen, wozu er den Karton seit längerer Zeit schon entworfen hat; — ein Karton, welcher mehr als neun verschiedene größere und kleinere Gruppen zeigt, die alle mit einander in gewisser

Verbindung stehen, und welche die Ausführung selbst zur wahren Einheit der Handlung gestalten wird. Ganz oben in einer Glorie von Wolken die Propheten, welche den Untergang der Stadt weissagten, mit den Büchern in den Händen; unter ihnen niederschwebend die Engel zur Vollziehung des Gerichtes; rechts in der Mitte des Bildes über die niedergestürzten Mauern hereinziehend die Römer, Titus an der Spitze; links die Juden, vor dem großen Tempel Schutz suchend, andere alle Weissagungen höhnend, und schon einige von dem Blitz der Engel getroffen. Gegen den Mittel- und Vordergrund des Bildes, als den Vorhof des Tempels, Szenen des Gräuels und Entsetzens: der Altar von römischen Soldaten entweiht, von welchen schon einige mit Beute schwer beladen forteilen; vor dem Altar der Hohepriester, umgeben von seiner Familie in einer herrlichen Gruppe, sich selbst das Schwert in die Brust stoßend; links davon mehrere Frauen, durch Hunger zu wahren Furien umgestaltet, um einen Kessel; eine reicht das eben getödtete Kind dar; und zu äußerst auf dieser Seite der ewige Jude, von bösen Geistern aus der Stadt gejagt, während auf der entgegengesetzten Seite rechts eine christliche Familie, von Engeln begleitet und umfriedet, auswandert.

An diese epischen Künstler reihen sich Genelli und Lindenschmitt, jener vielfach thätig und geistreich, bisher der Oeffentlichkeit sich noch entziehend, und darum weniger bekannt und gewürdigt, als er verdiente. Seine Zeichnungen einzelner Szenen aus Homers Ilias und Odyssee beweisen, wie rein und wahr er den Geist dieser Gedichte aufgefaßt und im Sinne der Alten darzustellen verstehe; bald wird das Publikum über dieselben, wenn sie sämmtlich in Kupfer gestochen sind, urtheilen können. Das Leben eines Wüstlings schilderte er in trefflichen Charakterszenen; von hoher poetischer Auffassung zeugte vor Allem das etwas flüchtig in Aquarell ausgeführte Bild: der Untergang von Sodoma. Mit wenigen Figuren schilderte er das ungeheure Ereigniß eben so wahr als tief ergreifend: die ganze Katastrophe tritt mit Einem Male lebendig vor das Auge, hier links die brennende, versinkende Stadt, über welche der Engel das Schwert der Vernichtung schwingt; in der Stadt noch das ängstliche Streben um Lebensrettung sichtbar, Menschen auf Bäume kletternd, sich anklammernd; ein Bull, wuthgereizt emporspringend; ein Mann mit flüchtigen Rossen dahinjagend, während unter ihnen Feuer emporschlägt; hier im Vordergrunde die Familie Loth's zu dem Nachbarvolke eilend, in athemloser Hast, Aufnahme suchend und findend, die Todesangst in allen Zügen, Loth's Weib im Zurückblicken erstarrend; das Nachbarvolk selbst, am frühen Morgen durch das grauenvolle Ereigniß aus dem Schlafe gedonnert, hervorstürzend aus den Häusern,

Alt und Jung, halbbekleidet, Andere, selbst Frauen, unbekleidet, nach der in Schwefeldampf gehüllten Stadt hinschauend, während ein Engel, vor ihrer Stadt sitzend, in der Linken die Friedenspalme, mit der Rechten das Feuer abzuwehren scheint. Das ist der wahre Augenblick des Untergangs, und Alles im Bilde ist Handlung und Bewegung, ausgehend von jenem Hauptmomente, dahin Alles gerichtet, Schrecken, Angst, und Theilnahme ergreifend ausgedrückt.

Mit entschiedener Vorliebe wendete sich dagegen Lindenschmitt der Darstellung wichtiger Ereignisse aus der deutschen Geschichte zu, und er fand Gelegenheit, sein schönes Talent in manchem Bilde zu zeigen. Schon seine ersten Entwürfe behandelten solche Gegenstände: der Tod des Mainzer Stadthauptmannes Fust in der Nacht, da die Freiheit der Stadt unterging; der Abschied der Frauen von Mainz von der Leiche des Minnesängers Frauenlob; — beide in Tuschzeichnung im großherzoglichen Museum zu Darmstadt. In den Arkaden des Hofgartens in München mahlte er nach seinem Entwurfe den Sieg Ludwigs des Reichen bei Giengen; in dem Königsbau mehrere Bilder als Darstellungen aus Schillers Gedichten. Gewissermaßen populär wurde er in Bayern durch seine kräftig und lebendig gehaltene Sendlinger Schlacht, ein großes Bild in Fresko an der Sendlinger Kirche zur Verherrlichung des Heldenmuthes der bayrischen Oberländer, welche in Sendlingen im Kampfe gegen die Oesterreicher den Heldentod starben. Der Künstler führte das Gemählde aus reiner Liebe zu dem Gegenstande unentgeldlich aus, und ließ das Bild nachmals durch den Steindruck vervielfältigen. Ein weites, schönes Feld zu geschichtlichen Schilderungen wurde ihm geöffnet, als ihm der Auftrag ward, auf der Burg Hohenschwangau eine Reihe von Gemählden in Fresko auszuführen, welche interessante Begebenheiten der Umgegend der Burg, dann aus der Geschichte der Hohenstaufen und Welfen, darstellen sollten. Er genügte dem hohen Auftrage, zu voller Anerkennung seiner künstlerischen Auffassung und Behandlung. Mit ihm wetteiferte in ähnlichen Darstellungen auf jener schönen Burg Glink, der außerdem durch mehrere größere Oelgemählde für Kirchen vielen Beifall errang, und durch zwei schöne Bilder, welche er bei der Kunstausstellung in München zeigte: die Heimsuchung Maria's, und die Flucht nach Egypten, wohlbekannt wurde. — Ueber einige Andere, unter welchen Rhomberg durch biblische und romantische Darstellungen bekannt ist, und die jüngeren emporstrebenden Künstler in epischer Darstellung zu reden, über Hermann, Gassen, Schwind, Hiltensperger, Anschütz u. A., wird künftig Gelegenheit seyn, wobei dann auch die vielfachen Verdienste des Direktors von Langer

um die gediegene Ausbildung vieler Künstler, sowie seine vielen und trefflichen Kunstleistungen bis auf die neueste Zeit, unter welchen viele Altarbilder und ein schönes mythologisches Bild, die Erziehung des Bacchus, sich auszeichnen, nach ihrem wahren Werthe sollen gewürdigt werden.

Peter Heß.

Dieser Künstler steht einzig und unübertroffen da als moderner Epiker, in so fern er die wichtigen Begebenheiten unserer Zeit, welche auf das Schicksal eines ganzen Landes und Volkes entscheidenden Einfluß haben, mit wahrhaft poetischer Auffassung zu schildern weiß, so daß seine Gemählde, jedes für sich betrachtet, wie die letzte Szene einer großen Reihefolge von Bildern erscheinen, in welcher er Vergangenes und Zukünftiges ahnen läßt. Dabei weiß er die Individualität irgend einer Gegend, eines Volkes so wahr wiederzugeben, daß Jeder, der seine Gemählde betrachtet, unwillkührlich und entschieden auf denselben Standpunkt gestellt wird, von welchem aus der Künstler das Ereigniß ansah und schildern wollte. Das, was der epische Dichter in einem ganzen Gesange voll anmuthiger Episoden besingen würde, hat der Künstler in einem großen Gemählde voll Leben und Bewegung sichtbar vor den Augen ausgebreitet, und jeder Gebildete erkennt sogleich die Haupthandlung so wie die einzelnen charakteristischen Nebenszenen. Wer erinnert sich dabei nicht an die herrlichen Schlachtgemählde aus dem Tyroler- und dem französischen Kriege? Mit welcher Meisterschaft ordnet er die Massen, vertheilt er die einzelnen Gruppen, läßt er Kanonen, Reiter, und Fußvolk wirken, hebt er die Hauptpersonen heraus, und wendet auf sie die Aufmerksamkeit der handelnden, wie der das Bild betrachtenden Personen! Welche wohlthätige Ruhe herrscht in den Tyroler Schlachtenbildern in der Landschaft, die er in ihrer Majestät und heitern Größe auffaßt; wie ragen die Bergesriesen herein über den Kampf der Leidenschaften zu ihren Füßen; wie spielen die saftigen, würzigen Alpenkräuter im freundlichen Lichte der Sonne; wie sind die verschiedenen Gruppen alle zu Einem Ganzen vereinigt! Hier der Angriff in geordneten Massen, der Feldherr inmitten seiner Offiziere, Befehle gebend, Nachrichten empfangend, zugleich das spähende Auge auf den fortschreitenden Kampf gerichtet; dort heftiger Widerstand; die Massen zertheilen sich, umgehen, bewegen sich aufwärts, abwärts, klimmen an den Felsen empor; hier Gefangene gefesselt, andere noch im Augenblicke des Erliegens die letzte Kraft aufbietend; hier im Vordergrunde die Spuren der feindlichen früheren Niederlage: Leichname von Menschen und Pfer-

den, halbverhüllt, Kriegsgeräthe. Seitwärts einzelne Szenen voll idyllischer Wirksamkeit: ein Tyroler, schwer verwundet, läßt sich den Arm von seinem Mädchen verbinden, aber beide lauern auf den Feind, ob sie nicht überfallen werden, bereit, den Kampf sogleich wieder aufzunehmen, das Leben so theuer als möglich zu verkaufen; und mitten in dieses lebendige Ringen, Drängen, und Treiben um den Sieg Züge heiterer Laune, wie ein Eichhörnchen auf dem Tornister eines Soldaten, während er das Gewehr losdrückt, seine possierlichen Sprünge macht. Wer erkennt nicht auf den ersten Blick die Bayern und die Tyroler, den Sieger und die Besiegten; wer weiß nicht jede einzelne Episode sich zu deuten? In ähnlicher Weise sind die Kämpfe der Bayern, allein oder in Verbindung mit Oesterreichern und Russen, gegen die Franzosen geschildert. Der Nationalcharakter in jeder der vielen hundert Physionomien ist getreu ausgedrückt; jedes Bild besteht auch hier wieder aus einer Menge von einzelnen Gruppen, ohne die großen Massen, welche abwärts, in Pulverdampf gehüllt, den Feind verfolgen und verdrängen, alle harmonisch zu Einem Ganzen geordnet; und jede Gruppe allein betrachtet gibt ein schönes, wohl durchdachtes und ausgeführtes Bild. In dem einen schwebt über der Landschaft das Zwielicht des scheidenden Tages, brennende Dörfer rechts und links, die Hauptmassen, von dem Zuschauer weg, vorwärts drängend, im Hintergrunde wie verschwindend, die Eile des fliehenden Feindes andeutend; der Anführer mit seinem Generalstabe ihnen nachblickend, und freudig über den schön vollendeten Tag; hier Verwundete, sorgsam herangebracht oder gepflegt; seitwärts Gruppen von Feinden, die sich noch mit Verzweiflung wehren; die Reiterei eindringend, Rosse scheu und sich bäumend, dadurch scheinbare Verwirrung, welche der Offizier, ruhig befehlend, löst. Wer möchte Das Alles nach einander beschreiben, was der erstaunte Blick, von Gruppe zu Gruppe eilend und dann das Ganze in sich saugend, wie mit Einem Male überschaut?

Bezeichnen diese Bilder die kriegerischen Ruhmesthaten eines tapferen Volkes, und gelten sie als wahre geschichtliche Denkmäler, so bildet der Einzug des Königs Otto in Nauplia den wahren Wendepunkt einer gefahrvollen Kriegeszeit und den Anfangspunkt einer neuen Zeit zu friedlicher, segensreicher Umgestaltung, und die Darstellung dieses wichtigen und erfolgreichen Augenblickes wird für alle Zukunft ein wahr-lebendiges geschichtliches Denkmal bleiben, welches das wichtige Ereigniß noch der fernen Nachwelt schildern wird, wie es der Künstler selbst anschaute. Welche friedliche Feier waltet hier in diesem ganzen großen Bilde! Der tiefblaue südliche Himmel breitet sich aus über die fernen Gebirge und das in noch tieferem Blau schimmernde Meer, auf welchem viele

Schiffe, mit wehenden Flaggen und Wimpeln, im Hintergrunde ſich zeigen, und wolkengleich um ſie wogt Pulverdampf. Linkshin iſt Nauplia, die Felſenſtadt, und zu den Thoren heraus und auf den Wegen iſt überall freudige Bewegung ſichtbar; es iſt, als hätte das ganze Volk, Städter und Landleute und Gebirgsbewohner in ihrer mahleriſchen Tracht, ſich aufgemacht, ſeinem Könige, dem erſten, entgegenzujauchzen, denn er bringt den Frieden und den Segen. Ganz links erklimmen Mehrere den Felſen mit ſeinen Vorſprüngen; rechts vom Wege ſitzt und hockt auf einem Holzſtoße eine Gruppe älterer und jüngerer Griechen, Geiſtliche darunter. Dort, noch weiter rechts, eine Gruppe ländlicher Frauen, im eigenthümlichen Kopfputze, auf Maulthieren; hart am ſteilanragenden Felſen, faſt im Vordergrunde, iſt ein Brunnen von Quadern aufgemauert, ringsum üppiges Kaktusgebüſch, zwiſchen welchem ſich mehrere ältere Griechen gelagert, während die Platte des Brunnens eine ſchöne Gruppe vornehmer griechiſcher Frauen einnimmt, die in angenehmer Nachläßigkeit hingeworfen, und angethan mit dem reichſten Nationalſchmuck, bei welchem alle Stoffe, Pelz und Seide, und Gold und Perlen und Silber, beſonders im phantaſtiſchen und orientaliſch geordneten Kopfputze, in ſchöne Wechſelwirkung des Farbenſpieles treten, den Blick mit Wohlgefallen auf ſich ziehen, aber ihn nicht zu feſſeln vermögen. Denn man folgt unwillkührlich der Richtung der ſchönen Augen dieſer Frauen. Wohin ſchauen ſie, wohin iſt der Blick Aller auf dem Bilde gerichtet? Wem ſtreckt hier ein liebliches Kind auf dem Mutterarme mit ſeinen Händchen eine Goldorange entgegen? Wem weichen hier im Vordergrunde einige Kameeltreiber ſo voll Ehrfurcht? Wem jauchzt das auf der Straße mit Palmen dahin wallende Volk, Jung und Alt entgegen? Sieh! der jugendliche, freundliche König kommt, vor ihm die Edlen des Landes, die alten, erprobten Führer zu Waſſer und Land, die tapferen Palikaren, nach ihm die Glieder der Regentſchaft in ihren europäiſchen Uniformen, und das bayriſche Militär; und der König lenkt ruhig ſein Roß mit der einen Hand und breitet den andern Arm aus, als wolle er ſein Volk ans Herz ſchließend bewillkommen! Mehr, als dieſe kurze Schilderung, wird einen Jeden ein Blick auf das von Hohe trefflich in Steindruck wiedergegebene Bild belehren, welche Bewegung, welche Einheit in der Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Gruppen, welche Harmonie der Farbentöne in dieſer Schöpfung herrſcht! Wahrlich, hier iſt epiſche Auffaſſung und Darſtellung!

Im Vergleiche mit dieſen großen, denkmalartigen Gemählden, an welche ſich bald andere aus der neueren ruſſiſchen Geſchichte reihen werden, erſcheinen andere Bilder deſſelben Künſtlers nur wie geiſtreiche

Erholungen, liebliche Skizzen voll Anmuth und Leben, Idyllen, ausgeführt mit zartem Pinsel, und Heß zeigt sich auch als Meister landschaftlicher Darstellung. Davon zeugen seine geistreich und anmuthig aufgefaßten Szenen aus dem italienischen und griechischen Volksleben, welches er in mannigfaltiger Beziehung schilderte; davon zeugt seine Jagdgesellschaft beim Frühstück, welche auf grünem, schattigen Rasen, unter Buchen und Tannen, mit einer Fernsicht auf sonniges Hügelland, Dörfer, und fernes, in milden Duft gehülltes Hochgebirge, sich in mannigfaltigen Gruppen gelagert hat, umher allerlei erlegtes Wild. Während die Einen trinken, die Andern bequem hingeworfen essen, wieder Andere in heiteren Gesprächen sich unterhalten, beschäftigt sich Einer mit seinen Hunden, Jener lädt sein Gewehr, hier kommt noch Einer, der den Ruf überhört hat; in der Ferne haben sich die Treibjäger gelagert, und es wandert der Krug fleißig bei ihnen umher, indeß die Jungen sich am Boden balgen. — Wieder ein anderes Mal schildert er mit heiterem Humor das Treiben in einer italienischen Landschenke, oder ländliche und militärische Auftritte von den verschiedensten Gegenden und Völkern, z. B. einen wallachischen Pferdefang; nicht selten schafft er aber auch Bilder, die von tiefem lyrischen Hauche umweht sind.

Die Mahler des Volkslebens.

Die Gegenwart mit ihren mannigfaltigen Erscheinungen gewährt einen unendlich reichen Stoff für mahlerische Darstellungen, der denn von fähigen Künstlern auch sogleich ergriffen und verarbeitet wird, und die Lebendigkeit und Wahrheit solcher Bilder, ob sie nun aus dem ganz gewöhnlichen bürgerlichen oder dem höheren gesellschaftlichen Leben irgend eine Erscheinung darstellen, oder in naiver Auffassung selbst das ganz Natürliche wieder geben, wie solches die Spanier und Niederländer gethan, gibt, verbunden mit angenehmer Farbengebung, denselben stets einen hohen Grad von Kunstwerth, und verleiht ihnen, zumal wenn sie Völker und Sitten schildern, ein besonderes, dauerndes Interesse. Dabei geschieht es wohl, daß der eine Künstler sich vorzugsweise in der Schilderung irgend einer Erscheinung, irgend eines Standes oder Volkes in mannigfacher Abwechselung wohlgefällt und sich gewissermaßen wiederholt, während ein anderer die Gegenwart in ihren unendlichen Erscheinungen aufzufassen und darzustellen sich gedrungen fühlt, und deßwegen auch eine große Mannigfaltigkeit seiner künstlerischen Erzeugnisse entfaltet, indem er stets das jeder Erscheinung Eigenthümliche getreu auf-

faßt und wiedergibt. Er führt uns bald zu einem einfachen Gebirgsvolke, zeigt uns dessen Leben und Beschäftigungen, so wie dessen Vergnügungen; bald zu einem Trunkgelage oder einem Familienkreise; bald zu Räubern, Fischern, Köhlern; schildert dann das Soldatenleben mit seinen Freuden und Leiden, oder mit satyrischer Laune und heiterem Humor irgend eine andere Erscheinung aus dem großen Völkerleben. Solche Künstler waren bei ihren Zeitgenossen stets beliebt, ihre Werke gesucht, und München erfreut sich einer Menge dieser trefflichen Schilderer, die man gewöhnlich mit einem fremden Worte Genremahler heißt, welcher Begriff jedoch viel zu enge ist für die Mannigfaltigkeit ihrer Leistungen.

Bürkel widmete sein schönes Talent mit besonderer Vorliebe der Auffassung des bayrischen Gebirgslebens, und dabei ist Landschaft und Handlung der dargestellten Personen aufs schönste und innigste mit einander verbunden. Jetzt schildert er das heitere, romantische und idyllenartige Alpenleben, zeigt, mit welcher Freude im erwachenden Frühling die Sennin nen und das Vieh hinaufziehen zu den bekräuterten Höhen; schon ist der Bube oben bei der Sennhütte angekommen, nach klettert das Vieh, und er steht und schaut hinab in die ferne Ebene, und schwenkt den Hut, und läßt seinen Gruß von Berg zu Berg, von Thal zu Thal erschallen. Der Beschauer fühlt sich selbst wie auf eine vom klaren Himmel umflossene Alpenspitze versetzt, und schaut selbst mit Wohlgefallen dahin in die Ferne, die mit Dörfern und Städten besäet erscheint. Ein anderes Mal schildert er den Heimzug von der Alpe, oder er zeigt uns die Sennin neben der Hütte, Wasser schöpfend am Brunnen, umher das Vieh im fetten, glänzenden Grase, Schwalben im reinen Himmelsblau schwebend, die weite Landschaft unten im Morgenscheine, und Besuchende steigen den Berg herauf. Wieder ein anderes Mal führt er uns aber zu einer Schlägerei, wie sie im Gebirge häufig vorkommen, in einer Schenke, und schildert die Szene mit lebendiger Treue; selbst aus Italien, dem Lande des Schönen, bringt er vorzugsweise solche Volksszenen, und führt uns in die schmutzigen Kneipen, zeigt uns das Getreibe der Eseltreiber und Bettler, der Mönche und Hirten, dabei die schönen italienischen Frauen, auf welchen der Blick mit Wohlgefallen ruht; oder einen ländlichen Tanz vor einem italienischen Wirthshause; dann eine Bauernfamilie, die nach Rom reist, und die pontinischen Sümpfe in der Ferne, mit ihren unheilvollen Dünsten. Mit eben solcher Wahrheit, wie diese und ähnliche Szenen, schildert er aber auch den Winter, wenn die ganze Natur ringsumher erstorben scheint, und nur

ein leises Leben in falbgrünen Gräsern und Tannenzweigen aus dem Schnee hervor sich ankündet.

Heideck dagegen behandelt mit besonderem Interesse und zum Danke des Publikums gern Szenen aus dem griechischen Volksleben, seitdem in jenem Lande seine politische Thätigkeit in mancher Beziehung in Anspruch genommen wurde, und er Gelegenheit und Muße fand, das Land mit seinen Bewohnern kennen zu lernen. Besonders sind es die Kämpfe des zur Freiheit erwachenden Volkes, welche er gerne darstellt; das freie Leben der Palikaren, die in ihrer mahlerischen Tracht, sonnenverbrannt, zum beständigen Kriege gerüstet sind: hier lagern sie auf den Ruinen einstiger Größe des alten Hellas; hier vergnügen sie sich; dort sind sie im harten Gefechte mit den Türken begriffen, und jedes Volk zeigt die ihm eigenthümliche Physionomie, so wie die Art des Kampfes: die Türken zu Roß anstürmend, mit dem krummen Säbel und den Pistolen angreifend; die Palikaren zu Fuß, mit dem langen Feuergewehre sich vertheidigend. Dort auf einem andern Bilde sind Palikaren und Philhellenen im Lager vor Athen in bunter Mischung traulich zu einander gesellt, in verschiedene Gruppen vertheilt; hier schildert er den belebten Marktplatz in Athen; ein anderes Mal aber nur eine einfache Szene aus dem griechischen Volksleben, wie ein Greis mit seinem Enkel im Schatten an einem Brunnen sitzt, daneben die junge Frau mit ihrem Säuglinge, weiter ab der Vater sieht, welche beide dem Gespräche und der Unterhaltung Jener zu lauschen scheinen. Oder wie hier die Türken eine griechische Schanze angreifen, heiß der Kampf und die Vertheidigung glüht, wie die Massen und einzelne Gestalten und Gruppen die Aufmerksamkeit auf sich lenken, theilen, und wieder vereinigen; wieder ein anderes Gefecht zwischen griechischen und türkischen Reitern stattfindet; oder wie Seeräuber auf Beute lauern, ein anderes Mal verfolgt sich in eine Bucht retten. Dagegen gibt er auch mit derselben technischen Fertigkeit Bilder, in welchen das Architektonische oder Landschaftliche als die Hauptsache hervortritt: Brunnen, wohlummauerte, welche aus früherer Zeit herstammen, und die als Denkmale gelten können; Thore; das Gewölbe in den Kaiserpalästen zu Rom; doch auch andere Szenen, wie Hirten mit Vieh, und nicht selten läßt er der heiteren Laune freies Spiel, wie bei der Schilderung des Momentes, da ein Viergespann kräftiger Hengste, durch ein Gewitter scheu gemacht, durchgeht, und der Bauernbursche sie vergebens zu zügeln sich bemüht. Der mit Leder bedeckte Wagen wird über Stock und Stein fortgerissen, droht jetzt umzustürzen: da sucht das in demselben mit einem Kapuziner befindliche Mädchen, dessen Busentuch etwas in Unordnung gekommen, voll Angst

und Entsetzen sich zu retten, zu entkommen, während der Pater selbst ziemlich große Fassung zeigt.

In heiterer und gemüthlicher Anschauungsweise gibt Mende die Erscheinungen der Gegenwart, und schildert Krieg und Frieden, Freuden und Leiden in mannigfacher Weise, stets wahr und natürlich, jetzt mit etwas bitterem Humor, dann wieder mit tragischem Ernste, je nachdem er nun seinen Gegenstand wählt und darstellen will. Man erinnert sich an das größere Bild, welches erst im vorigen Jahre ausgestellt war, und die Vertheidigung eines Hauses in Schwaz durch Tyroler so lebendig schilderte, daß man sich selbst mitten unter sie versetzt fühlte und Theil nahm an der allgemeinen Bewegung. Hier im Vordergrunde rechts Knaben, die Kugeln gießen; links zu den Fenstern hinaus schießen Männer und Jünglinge, der eine wird so eben verwundet, ein Knabe sucht mit einem Kissen das Fenster zu verstopfen; im Hintergrunde noch regeres Gewühl, während im Mittelgrunde ein auf den Tod Verwundeter liegt, um ihn seine Familie, hingeworfen vor ihm, hinstarrend, händeringend, der Priester im vollen Ornate, tröstend, stärkend; indem öffnet sich die Thüre rechts, und der Schein des Feuers fällt herein, und ein Mann tritt in die Thüre und ruft, man erkennt es an seiner ganzen Bewegung, daß Jeder sich retten möge. Aber seine Stimme verhallt, Niemand achtet seiner in der allgemeinen Bewegung. In einem andern Bilde läßt er uns mit seinen Bauern die Schlacht bei Leipzig von einem Dache aus sehen. Jene sind auf einen Boden gestiegen, und es schaut der Eine voll Schrecken, der Andere voll Furcht und Angst, der Dritte voll Neugierde durch ein Fernrohr hinab in das Schlachtgefild, das sich im Hintergrunde ausbreitet und auf welchem man deutlich Napoleon gewahrt. Hier aber führt er uns in die Werkstätte eines Schuhmachers, der so eben mit der Brille auf der Nase ein politisches Blatt liest, und seinen aufhorchenden Lehrjungen umher das Gelesene mittheilt, indem er sich hinter den Ohren kraut. Und ein anderes Mal zeigt er uns ein betendes Kind, das von seiner Mutter so eben ins Bettchen gelegt worden, und jetzt noch, ehe es einschläft, vor einem Kruzifixe und einer oben an der Wand angebrachten Gruppe kleiner Heiligenfiguren, die von einer Lampe beleuchtet werden, von der Mutter gelehrt, sein Abendgebet hersagt mit rührender, kindlicher Unschuld.

Monten dagegen widmet sich ganz der Schilderung militärischer Szenen: bald wie einzelne Heeresabtheilungen, Mann an Mann gedrängt, in perspektivischer Linie hinab in Reih und Glied stehen, der Musterung harren, welche die eben heransprengenden Oberoffiziere vornehmen;

bald wie sie im Lager ruhen oder sich beschäftigen; bald wie sie angreifen oder sich vertheidigen. Oftmals zeigt er nur einzelne porträtähnliche Gruppen, oder er schildert mit großer Lebendigkeit, einem Dichter oder Geschichtschreiber folgend, irgend eine größere Kriegsthat, die Entscheidung einer Schlacht, das tragische Ende eines großen tapferen Kriegsmannes. So sind noch in gutem Andenken von ihm der Tod Gustav Adolfs, der Tod des Max Piccolomini, Georg I. in der Schlacht bei Neerwinden, und andere Kriegsschilderungen.

M. Müller hingegen wählt vorzugsweise zu seinen Darstellungen wieder das bayrische Gebirgsvolk, offenbart uns aber gleichsam nur die Nachtseite desselben, und weiß mit seltener Kunst einen angenehmen, lebendigen Lichteffekt zu erzeugen, um den ihm anfangs allein zu thun schien, der aber jetzt, nach Ueberwindung der großen Schwierigkeiten, von dem Künstler nur angewendet wird, schön geordnete, lebendig gehaltene Gruppen noch mehr hervorzuheben, die er in großer Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit bildet, nachdem er früher blos einzelne Figuren in solchem Lichteffekte dargestellt: einen Sennbuben in einer Felshütte, neben dem hellaufflackernden Feuer stehend und sich wärmend, oder Kastanien röstend, oder ein anderes Gericht sich bereitend; eine Sennin in ihrer Sennhütte am Feuer, oder dieselbe Nachts, halb entkleidet aufspringend und mit der Kienfackel hinableuchtend, denn sie hat den Ruf ihres Buben vernommen, den man auch von der Tiefe heraufsteigen sieht, u. s. w. Vor allen ausgezeichnet aber war die Heimkehr von der Hochzeit. Der fröhliche Zug mit dem Bräutigam und dem lieblichen jungen Bräutlein ist gerade in Mitte einer von Laternen und den Kerzen des begleitenden Wirthes erleuchteten Vorhalle angelangt; Andere sind schon voraus (man sieht durch die Thoröffnung ins Freie mit dem sternbesäeten Himmel) und vergnügen sich noch mit Freudenschießen; der in stolzer Jugendfülle aufblühende Bräutigam eilt mit seiner Angetrauten nach Hause; da wird er plötzlich durch den Ruf eines schelmischen Freundes aufgehalten, er wendet sich um, die Braut schaut mit halbgewandtem Köpfchen ebenfalls zurück und zeigt das liebliche, glühende Antlitz; — ungewiß, ob von Scham oder Freude, oder blos von der Beleuchtung so strahlend. Aber was hemmt denn den Zug? Der neckende Freund, den Hut seitwärts auf dem Haupte, deutet dem Bräutigam lachend auf die gespendeten Geschenke, welche ein Knabe in einem Korbe nachträgt, oben auf aber liegt eine Puppe; auf diese weist er hin; der Bräutigam lächelt, er versteht den Freund. Hinter ihnen sind eine Menge Personen, theils im Gespräche, im wichtig politischen, mit dem Schulmeister, theils in neckender Unterhaltung begriffen. Das Bild,

dessen einzelne Figuren ganz im Kostüme des Gebirgsvolkes mit der treuesten Charakterschilderung ausgeführt sind, war bis ins Einzelste trefflich gemahlt, und that ungemeine Wirkung auf jeden Beschauer, so daß der Künstler dasselbe mit wenigen Veränderungen schon mehrmals wiederholte.

Von ähnlicher angenehmer Wirkung zeigten sich mehrere Bilder von Petzl, der jedoch seine Stoffe, wenigstens lange Zeit, gern aus Griechenland nahm, und das häuslich frohe und gemüthliche Leben jenes Volkes in mehreren Darstellungen wiedergab; wobei er in der wohlgefälligen Anordnung, Hervorhebung der reichen und mahlerischen Bekleidung, ein besonderes Talent zeigte. So in jenem ländlichen Feste, da Frauen im neugriechischen Kostüme vor einer Weinlaube sitzen, die ihre Ranken um eine Palme schlingt, ein Knabe Erfrischungen reicht, ein anderer mit einem kleinen Mädchen tanzt, im Mittelgrunde aber Männer ihren Nationaltanz aufführen, während andere rauchen; fern im Hintergrund ziehen sich Meer und Gebirg unter einem heiter-blauen Himmel hin. Ein anderes Bild zeigte uns eine griechische Braut, des Bräutigams zur Trauung harrend, in einem orientalisch mit Resten antiker Baukunst verzierten Zimmer, mit einem weitoffenen, rebenumkränzten Fenster, durch welches man zunächst auf die Straße, und weiter auf Meer und Gebirg sieht. Im Zimmer umher liegen mancherlei kostbare Geräthschaften, Teppiche, Schmuck; ein Kreis von Frauen und Jungfrauen, alle im reichsten Schmucke, sind um die Schönste, um die Braut versammelt, die in beinahe phantastischer, übermäßig reicher Kleidung den ganzen Schatz ihres Hauses zur Schau legt; zunächst vor ihr steht ein Knabe mit einem Blumenkorb und Schleier, eine Mohrin mit dem Spiegel und Schmuckkästchen; eine Frau ordnet ihr noch den Kopfputz; es gilt Eile, denn schon naht der Bräutigam, man sieht durch das Fenster die Straße daher schon den jubelnden, musizirenden Zug seiner Begleiter; ein kleines Mädchen streckt ihm durch das Fenster einen Blumenstrauß entgegen, eine der älteren Frauen deutet nach ihm: aber die Braut steht und weiß nicht, ob sie sich freuen soll, Das ist in ihrem schönen Antlitze, in der ganzen Haltung sichtbar; sie kennt den künftigen Mann und Herrn vielleicht noch kaum! — In andern Bildern suchte er die Eigenthümlichkeit des türkischen Phlegma's wiederzugeben, und stellte sie dar, wie sie im Kaffeehause oder unter einem Zelte, Taback aus den langen Pfeifen schlürfend, beim Schachspiele sitzen; ein Phlegma, welches sich selbst da nicht verläugnet, als einem Pascha schöne gefangene Griechinnen, die er jedoch mit gierigen Augen, auf dem Boden sitzend und rauchend, mustert, zum Verkaufe angeboten werden, welche in ihrer

Schönheit und Furchtsamkeit, und halb entkleidet, einen sonderbaren, effektvollen Kontrast gegen den Türken bilden.

Lorenz Quaglio dagegen führt uns in das bayrische Gebirg, schildert Spiele, Trinkgelage, und die ganze Lebensweise in anmuthigen, lebendigen Bildern, und versetzt uns gänzlich in den Kreis der gutmüthigen, fröhlichen Gebirgsbewohner, an welche jeder Reisende sich mit Vergnügen erinnert, der nur einige Stunden unter diesem Volke gelebt hat.

In reicher Mannigfaltigkeit von Kunstschöpfungen aus dem gewöhnlichen Leben ergeht sich Schelver, der jetzt militärische Szenen aus Kriegs- und Friedenszeiten, Jagdgesellschaften, Pferdemärkte, jüdische Roßhändler vor einer Schmiede, Trinkgesellschaften in einer Schenke u. s. w. mit großer Wahrheit, Lebendigkeit, und gutem Humor darstellt, während Simonsen sich seit längerer Zeit ausschließend der Schilderung des Seelebens, vorzüglich der Seeräuber, hingibt, und in größeren und kleineren Bildern das mannigfach bewegte Leben und Treiben derselben schildert: jetzt die Ruhe derselben, wie sie aus verschiedenen Völkern, Schwarzen und Weißen, mit den markirtesten Gesichtszügen, im Innern des Schiffes umherkauern, und nur Einer wachsam an der Kanone steht und in die Ferne hinauslugt; dann wie sie die Beute theilen; ein drittes Mal den furchtbaren Kampf zur See, erst von ferne, wo nur die Feuerschlünde Tod und Verderben ausströmen, dann den Angriff in der Nähe, das Entern u. s. w.

Die lyrischen Mahler.

Wie der lyrische Dichter nicht blos seine eigenen Gefühle in Liedern ausdrückt, die, je nachdem Liebe, Sehnsucht, Schmerz oder Freude die Saiten seiner Seele berühren, nun jene tief ergreifenden, den Gefühlen entsprechenden Töne hervorbringen: so sucht auch der tief- und zartfühlende Künstler gern solche Augenblicke geistiger Regung in ihren Erscheinungen aufzufassen und darzustellen, und so entstehen die zarten Bilder, die wir füglich als lyrische Darstellungen bezeichnen, weil sie Das sichtbar in Farbentönen zu geben suchen, was die Seele bewegt und sich in der ganzen Haltung des Körpers, zumeist aber im Antlitze, dem Spiegel der Seele, ausdrückt. Freude oder Schmerz, nach ihren verschiedenen Graden und Aeußerungen, jetzt in bewegter, jetzt in sinnend stiller Haltung, sind also der Gegenstand der lyrischen Mahlerei, und es gibt keinen großen Künstler, dem diese Art der Darstellung fremd seyn dürfte; denn nur durch das Gemüth rührt, bewegt, und reißt er hin, und wir treffen selbst bei den größten epischen Künstlern in dem

Zyklus ihrer Darstellungen auf einzelne lyrische Stellen, die ihr ganzes reiches Gemüth wiederspiegeln. Solche einzelne Gestalten oder einfache Gruppen zu bilden, möchte wohl Mancher für eben so leicht halten, als ein Lied oder eine Romanze dichten. Aber in beiden gibt es der verkehrten und mißglückten Versuche zu viele, als daß man die Meister in beiden nicht auszeichnen sollte, welche wirklich Gefühle schildern, und statt die Anstrengung und Kunst ihres Verstandes zu zeigen, wie Viele thun, wirklich zu rühren wissen.

Foltz zeigt sich als lieblicher Romanzenmahler, sey es nun, daß er einen Sennbuben, oben auf den Bergeshöhen einsam sitzend, zeichnet, wie er voll Sehnsucht hinüber schaut nach einem anderen Berge, oder hinab in die freundliche Ebene; oder ein Fischermädchen, am Strande ruhend, und auch sie schaut hinüber — über die Flut in tiefer Sehnsucht; oder wie eine Fischerfamilie unter der Hausthüre dem zurückkehrenden Schifflein, das den Vater bringt, entgegensieht; oder daß er Uhlands schöne Ballade, „des Sängers Fluch," in einem kräftig-lebendigen Bilde gibt, und den Augenblick schildert, da der König in seiner Wuth dem Sängerjüngling das Schwert in die Brust wirft, der alte Vater den Sinkenden umfängt, die Königstochter in Ohnmacht vergeht, und alle Diener erstarrt stehen.

Mit tiefem lyrischen Gefühle und wundersam zartem Pinsel sind die Bilder der Freifrau Elektrine von Freiberg, gebornen Stunz, ausgeführt; sie weiß die zartesten Gefühle mit jungfräulicher Anmuth und Wahrheit zu schildern, und in jedem Beschauer die Gefühle der stillen Freude, der Andacht und Liebe durch ihre Darstellung zu erwecken. Wer erinnert sich nicht an die schöne Madonna, die jetzt um einen hohen Preis für die Leuchtenbergische Gallerie erworben ist? Wie ist die schöne, anmuthvolle Mutter (in halber Lebensgröße ausgeführt) im Anblicke des göttlichen, blonden Kindes beseligt, das vor ihr steht, und in eben so milden als kräftig warmen Fleischestönen gehalten ist? Wie lieblich naiv ist in einem andern Bilde der Hirtenknabe, welcher die Flöte bläst! Wie edel das kleine Brustbild einer betenden Madonna! Wie oft, treu und wahr, und beseligend schilderte die Künstlerin nicht die Mutterliebe in der Madonna, die sie mit dem göttlichen Kinde in den mannigfaltigsten Gruppen darstellte! So in einem Bilde, wie sie, in einer Rebenlaube sitzend, das Kind auf ihrem Schooße hält, welches den vor ihm stehenden kleinen Johannes liebkosend umfaßt. Sinnend und voll inniger Freude ruht der Blick der Mutter und jedes Beschauers auf der schönen Gruppe.

Ruben ist Lyriker und Romanzendichter in allen seinen Schöpfungen; seine Gemählde sind Lieder, durch welche der Hauch der Sehnsucht weht, der die tiefsten Saiten der Seele berührt. Wer kennt nicht seinen Karthäuser Mönch, der im Jahre 1835 von dem Münchner Kunstvereine angekauft wurde, den er seitdem auf vielfaches Verlangen in demselben Maßstabe nur verkleinert ausführte, und der nun auch durch gelungene Steinzeichnungen vervielfältigt ist? Am Ausgange eines Klosterganges, über welchen Rebenzweige sich hinranken, in deren Zweigen ein munterer Vogel pickt, lehnt am Pfeiler rechts der Mönch im weißen Ordenskleide, das in schönem Faltenwurfe bis zu den Knöcheln niederfällt; auf dem wehmuthschweren Haupte, das nur ein schmaler Kranz von Haaren schmückt, liegt die rechte Hand, deren Ellenbogen ihm zugleich als Stütze gegen den Pfosten dient, in eine Faust zusammengezogen; so wendet er dem Beschauer den im Schatten gehaltenen Rücken, die linke Seite, und das Profil seines noch jugendlichen, aber höchst schwermüthigen Antlitzes zu, während die linke Hand, auf dem Rücken hinabgleitend, nachlässig ein Buch hält. Die Sonne ist eben untergegangen, der ganze Horizont mit einem warmen und milden Farbenton umhaucht, dessen Widerschein in dem kummervollen, ernsten, blassen Antlitze des Mönches sich spiegelt. Die Aussicht ist über den tief liegenden Kirchhof und eine Landschaft nach der See hin, über welche der zarte, gelbrosige Schleier der Abendröthe gebreitet ist; ein Schiff in der weitesten Ferne will mit seinen Segeln eben unter den Horizont hinabgleiten. Unwillkührlich ergreift dieses Bild jeden Beschauer: diese halbverblühte Jugendkraft, die untergehende Sonne, das absegelnde Schiff, des Mönches unverwandter Blick nach demselben, erwecken eine innige Theilnahme, und man vergißt sich und den Künstler, und schaut durch den Klostergang hinaus in die Ferne, als wollte man den Gegenstand der tiefen Sehnsucht des Armen erspähen. — Auch in dem Gegenbilde weht derselbe Hauch der Wehmuth. Der Hintergrund zeigt eine schöne, vom fernen, duftumflossenen Gebirg eingeschlossene Gegend, auf welchem der glühende Widerschein der Mittagssonne strahlt. Da kommt des Weges daher eine blühende, kräftige Jungfrau, unter dem Arm ein Bündelchen, pocht an die Klosterpforte, welche von einer Nonne geöffnet wird, so daß eben der Klostergang den ganzen Vordergrund bildet, und durch die geöffnete Pforte, hinter welche die Nonne halb zurücktritt, der freudige Tag einfällt, die schöne Jungfrauengestalt mit halb gesenktem Haupte in der Pforte im schönsten Lichte, und weiter hinaus die herrliche Landschaft erscheint. — Aehnlichen Charakter trägt ein drittes Bild desselben Künstlers: „der Räuber." Auf die Trümmer eines Bergschlosses gelehnt,

mit dem tiefgefurchten, kummervollen Antlitz, in unscheinbarer Kleidung, die Brust und den Hals frei, den Kopf unbedeckt, an seine Seite die Flinte gelehnt, schaut er hinunter in die Ebene, über welche die Nacht ihre Schatten ausbreitet, in welcher er einst so glücklich war, wohin ihn die Sehnsucht zieht, er aber nicht wiederkehren darf. — In ähnlicher lyrischer Stimmung, mit denselben warmen Lufttönen, ist jenes Bild gehalten, welches uns einen See zeigt, bekränzt vom schneebedeckten Hochgebirge, um das der milde Hauch der Abendröthe schwimmt und sich auf dem See wiederspiegelt. In einem kleinen Kahne führen ein Schiffer und sein Weib einen Pilger zum Kloster, das auf einer Insel mitten aus dem See sich erhebt: da tönt durch die Abendstille die Vesperglocke den Tag zur Ruhe, die Menschen heimwärts mahnend, und die Ruder sinken, die Hände der Schiffer und des Pilgers falten sich zum Gebet. — Und so herrscht in allen Bildern dieses Künstlers, welche Romanzen, in Farbentönen ausgesprochen sind, bei weitem das lyrische Element vor; selbst in dem großen, mit Kühnheit entworfenen, und der Ausführung nahen Bilde, welches die Entdeckung Amerika's durch Christoph Colomb darstellt.

Weller folgt bei der Wahl seiner meistentheils kleinen Bilder ähnlichen lyrischen Motiven. Ansprechend vor allen war jenes, welches den Hof eines Gefängnisses darstellte. Hier lehnt an dem halb verwitterten, doch massiv aufgeführten Gesimse des Gefängnißfensters, das stark vergittert ist, eine schöne italienische Frauengestalt, schwermüthig, ihr Mädchen von etwa fünf Jahren an der einen Hand haltend; der Vater und Gatte aber hält sich an den Eisenstangen des Fensters innen, und schaut mit Liebe nach den Seinen. Eine andere Darstellung zeigt, wie eine Mutter ihr neugebornes Kind dem gefangenen Vater an das Fenstergitter hinaufreicht, der die Hände herausstreckt, es zu liebkosen. Mit besonderer Liebe schildert dieser Künstler das italienische Leben von seiner gemüthlichen Seite: eine italienische Bauernfamilie in schöner Landschaft, auf einer Wallfahrt begriffen, jedes Glied den Pilgerstab mit einem Bilde in der Hand. Auf einer andern Pilgerfahrt schreitet die größere Tochter rüstig neben der Mutter einher, die jüngere aber ist krank geworden; zum Glück trafen sie einen Einsiedler, der das kranke Kind mitleidig auf seine Arme genommen, und es in seine am Berg gelegene Felsenklause zur Pflege tragen will, und jene beiden folgen ihm. Oder er schildert die Bewirthung eines Bettelmönches in einem Landhause: er hat sich niedergelassen; ein kleines Mädchen bringt ihm ein Glas Wein, das er schon ergreift; die Mutter mit dem einen Kinde steht theilnahmsvoll daneben; von der anderen Seite heran aber

kommt die Kindsmagd auf dem Esel des Mönchs geritten, und hält das kleinste Kind vor sich hin. Und wieder ein anderes Mal italienische Frauen mit ihren Kindern an einem öffentlichen Brunnen, daneben ein Hirt mit seinen Ziegen, auf dem Dudelsack blasend; — eine Gruppe auf freiem Platze versammelt, aufmerksam dem Improvisatore lauschend; oder eine Familie daheim, der Vater hält das kleinste Kind, die Mutter schlägt das Tamburin, nach dem ein Mädchen und ein Knabe tanzen, u. s. w.

Die Portraitmahler.

Das Bildniß eines Menschen ist gewissermaßen seine Charakterschilderung: wenn der Biograph dem Einzelnen durch alle Lebensverhältnisse folgt und zeigt, wie er Das geworden, was er wirklich ist, so faßt der Charakterschilderer alle die Eigenschaften, Leidenschaften und Neigungen, Tugenden und Fehler des Einen in wenige, aber genau bezeichnende Züge zusammen, und zeigt des Menschen Inneres durch das Aeußere, zumal das Angesicht, auf welchem sich alle inneren, nicht blos vorübergehenden, sondern andauernden Bestrebungen in gewissen Linien ausprägen. Die Kenntniß derselben ist nicht leicht zu erwerben, und die Zahl der wahren Portraitmahler, welche nicht blos eine äußere Aehnlichkeit mit der dargestellten Person selbst, sondern wirklich eine Charakterschilderung geben, sehr gering. Auch München besitzt ihrer nur wenige, unter welchen Stieler, Dürk, Hitz, und einige Andere allgemein bekannt sind. Stieler ist vorzugsweise der Mahler weiblicher Schönheit und Anmuth, die er im wundersamen Farbenschmelze wieder zu geben weiß, weßwegen er denn eine Menge weiblicher Bildnisse aus kaiserlichen, königlichen, und fürstlichen Familien von ganz Europa gemahlt hat. Wie schön er auch die Umgebung zur Abrundung eines interessanten Bildes zu benützen weiß, zeigte er an dem Bildnisse seines Töchterchens, welches in einer Gebirgslandschaft, am Ufer eines klaren Gewässers, das blonde Lockenköpfchen ganz gegen den Beschauer gewendet, auf den rechten Arm gestützt, Blumen in die vorüberziehenden Wellen wirft; die mit gelben Stiefelchen bekleideten Füßchen sind über einander gelegt, das weiße Kleid über das Knie zurückgeschlagen. Seine ersten Gemählde, ehe er sich ganz der Portraitmahlerei widmete, zeugen von seinem tief lyrischen Gefühle, das er auch später, je nach Gelegenheit, frei walten ließ; bekannt sind: „das schlafende Kind," dem sich eine Schlange nähert, das aber von seinem Engel beschützt wird; „zwei Kinder, am Grabe der Mutter betend;" „der Fischer," nach Göthe. Seine Figuren heben sich auf einem reichen, dunklen Hintergrunde sehr

vortheilhaft hervor; in allen seinen Bildnissen sind die Züge sehr ähnlich, Stoffe und Schmuck sehr täuschend und brillant gemahlt. Im Festsaalbau zu München wird von ihm eine Sammlung weiblicher Schönheiten aufgestellt werden, die er im Auftrage des Königs Ludwig mahlte, und aus welchen die Nachwelt erkennen mag, wie sich der Charakter weiblicher Schönheit in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Bayern, zumal in München, und die Kunst der Bildnißmahlerei ausgesprochen hat, — wenn anders, wie zu erwarten ist, die Bildnisse in der Weise ausdauern, wie sie gemahlt sind. — Dürk's männliche Bildnisse zeichnen sich durch edle Einfachheit und zarten Farbensinn aus, und sind oft wahre Charakterbilder.

Die Thiermahlerei.

Ihr Zweck geht dahin, das Eigenthümliche und Bezeichnende der einzelnen Gattungen von Thieren, die Stärke oder Schwäche, Trägheit oder Schnelligkeit, so wie die mannigfachen Ausdrücke ihrer Naturtriebe, Leidenschaften u. s. w. wieder zu geben. Solche Darstellung von Thieren geschah schon in den frühesten Zeiten, aber immer erscheinen dieselben als untergeordnet und den Menschen nur beigesellt, bis erst später und in der neueren Zeit wieder diese Thiermahlerei als selbstständig sich geltend macht. Besonders ist das Pferd, dieser treue Gefährte und Gehilfe des Menschen, Zweck und Stoff künstlerischer Darstellung geworden, bald als bloses Abbild, bald in Verbindung mit dem Menschen gebracht, entweder als friedlicher, starker Diener, oder im Kampfe gegen denselben; bald einzeln, bald in Gruppen oder großen Massen. Vielleicht als der ausgezeichnetste Künstler in dieser Art Mahlerei glänzt vor allen andern A. Adam, der nicht blos die Anatomie dieser Thiergattung nach ihren verschiedenen Abarten in allen Theilen kennt, sondern auch die größte Treue und Eleganz bei der Darstellung derselben anwendet, und besonders im Glanzlichte Meister ist. Seine größeren und kleineren Schlachtbilder scheinen blos der Pferde wegen gemacht: das Pferd erscheint darin als handelndes Wesen; ihm wendet sich die Theilnahme im vorzüglichsten Grade zu. Um so mehr ist Dieses dann der Fall, wenn er ein einzelnes Pferd oder eine Gruppe darstellt, und mit Vorsatz oder unwillkührlich den Effekt einer dramatischen Handlung, einer Fabel hervorbringt. Die vielen gediegenen Darstellungen aus dem russischen Feldzuge, in welchen er jetzt den muthigen Angriff oder die Wachsamkeit, — dann die Trauer und das allmählige Verkümmern dieser Thiergattung in den wirksamsten Einzelheiten schilderte, sind allgemein

Molche und Frösche nähren kann. Wie jeder andere Künstler, wird auch der Landschaftmahler von seiner inneren und der ihn umgebenden Natur zu der ihm eigenthümlichen Art der Auffassung und Darstellung geführt; ein düsterer Sinn wird selbst in dem heitersten Lande düstere Szenen darstellen, und die Vorbilder dazu, wenn es seyn müßte, in fernen Ländern aufsuchen, seine Seele damit sättigen, und immer wieder, in verschiedener Auffassung aber doch in denselben Grundtönen, auszusprechen sich gedrungen fühlen.

München zählt jetzt viele der ausgezeichneten Landschaftmahler, welche durch ganz Deutschland und im Ausland als solche anerkannt sind, ungeachtet gerade Landschaftmahlerei an der Akademie der bildenden Künste nicht eigentlich gelehrt wird. Aber die Nähe der Gebirge und Italiens, die großen Felsenmassen, die riesengleich himmelan streben, die scharfen Umrisse der Gebirgsformen, und der prächtige Baumschlag wirken auf jeden Künstler, der Sinn für Natur hat, unwiderstehlich, daß er sie gleichsam wieder reproduzirt. Wer sich nicht weiter erhebt oder erheben will, sondern blos den Eindruck einer Gegend wieder gibt, erscheint als ein Portraitmahler der landschaftlichen Natur; die München nahe liegenden Gebirgsgegenden haben aber so viel Mahlerisches und Großartiges, daß ihre Nachbildung der Phantasie schon großen Spielraum gewährt, während die poetische Erfindung ihre Darstellung aus sich nimmt, und Gegenden auf die Leinwand in köstlich harmonischen Tönen und Gruppirungen von Fels und Wald, Fluß und Wiesenland hinzaubert, welche wie Länder der Sehnsucht vor dem Auge der Seele in Träumen sich darstellten.

Crola und Fohr sind Meister in Darstellung von Eichen. Jener liebt es, seine Bilder in mäßiger Größe, wie liebliche landschaftliche Schilderungen in der Art von Matthisson, zu geben, und weiß unübertrefflich Eichen und moosige Hügel, vom Sonnenblick bestrahlt, wieder zu geben; oder einen Eichenhain im Licht des thauigen, kühlen Morgens, Hirsche und Rehe umher grasend; oder eine Landschaft bei veränderlichem Wetter, da es so eben geregnet hat, das Wasser noch in den Wagenspuren steht, und man den Wind noch in den Bäumen zu vernehmen glaubt. Fohr dagegen bildet größere Landschaften, alte Eichenhaine, in welchen neben den bemoosten, absterbenden, tausendjährigen Stämmen ein neues Geschlecht hervortreibt, mit bedeutenden Fernsichten zur Seite und gegen den Hintergrund, zugleich mit angenehmer, meist abendlicher Beleuchtung, oder auch ein großes Bild mit den mächtigen dunklen Eichen am Waldstrom rechts, linkshin aber eine große, unermeßliche Einöde unter einem düster glühenden Himmel, um die Landschaft

zu bezeichnen, durch welche Mazeppa, auf's Roß gebunden und von Wölfen verfolgt, dahingejagt wird. Stange wandelt, wie ein Pflanzensammler, gern in heimlichen, trauten Hochthälern, schildert diese in kleinen Bildern in zarter Weise, und weiß sie, ob er nun solche, oder Sandhügel, oder Bergrücken, oder laubenähnliche Walddurchgänge darstellt, in bedeutsamer Beleuchtung zu halten, die ihnen gleichsam erst den wahren Lebenshauch verleiht. Heinlein wählt die im tiefsten Waldgebirge gelegenen Thäler aus, welche nur von Gemsen und Hirschen besucht werden, und schildert dieselben mit der rings umher ruhenden Waldeinsamkeit, die nur selten von dem Laut eines Aars und dem Rauschen der dunklen Tannen unterbrochen wird, in treuer Wahrheit. Am liebsten weilt er im bayrischen Hochgebirg, am Hintersee bei Berchtesgaden, und versetzt uns selbst durch seine wahre und kühne Schilderung eben dahin, wo der dunkelgrüne See inmitten einer tiefen Schlucht ruht, welche durch steile, mit dunklen Tannenwäldern besetzte Höhen eingeschlossen wird. Sie liegt im dunklen Schatten; nur durch eine ungeheure Felsenspalte bricht das helle Sonnenlicht herein, und beleuchtet einen Theil des Sees und des hervorspringenden Felsens. Aber jenseits jener Höhen streben die sonnenbestrahlten Alpengipfel empor; ein Hirsch klettert über das wild zerklüftete Gestein des Vordergrundes dem See zu. In ähnlicher großartiger Auffassung sind die meisten seiner Felsenlandschaften behandelt; wenn er z. B. die via mala schildert, wie sie zwischen und an den ungeheuren Felsenwänden sich hinanwindet, menschliche Kunst hie und da einen Stütz- und Uebergangspunkt angebracht hat, die Gießbäche herniederstürzen, und die Sonnenstrahlen einzelne Theile beleuchten, wodurch die schauerlichen Tiefen des andern Theiles um so furchtbarer hervorgehoben werden; oder wenn er schildert, wie anfangs zwischen großen Steinblöcken, an den hohen Felswänden, sich der Weg hinanzieht zu den Häusern, welche wie große Vogelnester hingebaut sind, und die Gletscherhäupter darüber hinwegragen.

Obgleich Kaiser mehrfach ähnliche Gebirgsgegenden nachbildet, und die ernsten Gebirgsformen wie durch heiteres Licht verklärt erscheinen läßt, und den klaren Spiegel des Sees, das tiefe, saftige Grün der Waldungen, und gleichsam selbst den Duft der sonnigen Matten am Vorgebirge wieder zu geben weiß, wenn er größere Landschaften darstellt; so sind doch seine kleineren Bilder bei weitem die angenehmsten und gesuchtesten, weil er in ihnen eine ganz eigene Auffassungs- und Darstellungsweise kund gibt, daß man bei näherer Betrachtung sich über die einfachen Mittel wundert, mit welchen er eine köstliche Wirkung erreicht. Schaut hier in einer Landschaft den einfachen Hügel als

Mittel- und Vordergrund; offenbar ist seinetwegen das ganze Bild da. Sieht man ihn von einer geringen Entfernung aus, so glaubt man ihn von tausend der mannigfaltigsten Blumen und Kräuter überdeckt, und je näher das Auge rückt, desto mehr verschwinden die Blumen, erstaunt man über die Einfachheit der Darstellung, und die wenigen angewandten Mittel, solchen Zweck zu erreichen. — Dort bildete er eine Waldkapelle auf hellgrüner Matte und dunklem Fichtengrund unter einem grauen Himmel, und die Matte ist mit den zartesten Gräsern überdeckt, und Matte und Kapelle heben sich von dem dunklen Fichtengrunde lebendig ab. Und in solcher Weise ist eine große Zahl seiner landschaftlichen Bilder aufgefaßt und dargestellt.

Haushofer beschränkt sich nicht auf die Darstellung solcher einzelnen, still abgeschiedenen Felsen- oder Hochthäler; seine Bilder sind wahrhaft große Landschaften, die sich meilenweit mit reichem Vor-, Mittel-, und Hintergrunde vor dem Blicke ausbreiten, in welche man gleichsam wie von einer Höhe herab hineinzuschauen, sich heimisch zu fühlen meint: es ist die Hochebene Bayerns, die reiche, gesegnete, mit ihren Flüssen und Seen, Schlössern, Dörfern, und Weilern, und dem in den schönsten Wellenlinien sich hinziehenden, vom blauen Duft der Ferne umhauchten Hochgebirge im Hintergrunde, was dieser Künstler vorzugsweise, und mit dem Gefühle darzustellen pflegt, welches deutlich ausspricht: das ist mein Vaterland! Besonders gefällt er sich am Chiemsee, und schildert ihn mit seinem schönen Kranz von Gebirgen und dem mannigfachen Vordergrunde im verschiedensten Lichte, zu den verschiedensten Jahres- und Tageszeiten. Hier auf diesem Bilde liegt der See mit seinem schönen Wellenspiegel und seinen beiden Klöstern, Herren- und Frauen-Chiemsee, im Mittelgrunde, eingeschlossen vom Kranz der hohen Gebirge, die im hellen Sonnenscheine glänzen; es ist Mittag, und die Sonne scheint warm aus reinem Himmel; nur einzelne Wolken, die man diesseits des Bildes denken muß, werfen ihre Schatten über die Matten und Waldungen des Vor- und Mittelgrundes. Auf einem andern Bilde schildert er jene Gegend im Reiz des lieblichen Frühlings; darum der Vordergrund dieses Mal überaus reich, mannigfaltig, und ins Einzelnste ausgeführt. Durch das wallende, duftende Getraidefeld zieht sich ein Steig hin, ein anderer durch die blumigen Matten, und auf beiden wandeln Menschen; die ganze Natur prangt wie neuerstanden; das Laub des Waldes wie frisch! die Luft wie rein! Ein köstlicher, milder Himmel umarmt die ganze Landschaft, und herein, weit her vom Hintergrunde, schauen die Hochgebirge in die glückliche Landschaft. Dann schildert er die Gegend, stets von einer andern Seite her aufgenommen,

doch so, daß man sie schnell wie einen lieben alten Bekannten erkennt, zur Zeit der Sommerärnte. Die Sonne drückt schwer; es ist Mittagszeit im Anfange des Augustmonates; in der Mitte des Bildes ist eine Gruppe Bäume auf einem Hügel; unter denselben lagern die müden Schnitter; links von jener Gruppe ist das Getraide schon abgeschnitten, und liegt in Bündeln und Schwaden umher, auf der andern steht es noch, reif die schweren Aehren senkend, und weiter gegen den Hintergrund der See, und fernhin die Gebirge! Oder er schildert eine andere Hochebene mit Seen in der Ferne und dem Gebirge, im Mittelgrunde aber ein stattliches Schloß auf einem waldbewachsenen Hügel, und im Vordergrunde Hain und Quellen. Auch in seinen italienischen Landschaften gibt er stets ein großartiges Bild, und schildert stets mit warmem Pinsel den Charakter einer Gegend, indem er einen hohen Standpunkt zur Uebersicht wählt und dahin auch den Beschauer des Bildes stellt.

Alb. Zimmermann belauscht die Natur in ihren mannigfaltigsten Erscheinungen, und bildet diese in treuer, ergreifender Weise mit wahrhaft poetischem Sinne nach. Er versteht es, sie in ernsten, feierlichen Tönen der Trauer, oder in den sanften Weisen der Wehmuth, so wie in jenen der Freude sprechen zu lassen. Jeder Pinselstrich ist ein Griff in die wundervolle Aeolsharfe der Natur, und die Töne offenbaren das innerste Leben. Hier in diesem großen Bilde schau' den herbstlichen Abend; diese Lufttöne, dieses Roth am fernen Horizont ist nur dem Herbste eigen; die Landschaft ringsum hat ihren herrlichen Schmuck schon abgelegt; Gras und Blatt entfärben sich, das Leben zieht sich zurück, und die Natur erstirbt allmählig vor dem kälter wehenden Lufthauch. Jetzt schildert er ein nahendes Gewitter: über eine Ebene, welche niederes Gesträuch deckt, und einen Landsee einschließt, sehen wir zwei Reiter eilig entfliehen, denn schwere Wolken wandeln heran; schon erhebt sich der Luftzug, man sieht es an den sich beugenden Baumgipfeln, am Faltenwurfe der Reiter; die Sonne wirft noch, ehe sie verhüllt wird, einen hellen Blick auf einen Theil der Gegend. Oder er bildet eine große Landschaft mit grünen Hügeln, trefflichem Baumschlage, und über einen Theil rieselt ein milderquickender Regen hernieder, während sich auf den anderen das glänzende Sonnenlicht schon spiegelt; oder wir blicken in ein tiefheimliches Thal, wie beim Eingange nach Italien, von Wallnuß- und Lorbeerbäumen eingehägt; eine Quelle sprudelt lustig hervor, sammelt sich in einem Becken, und lädt zum Bade ein; die Vögel haben sich in den traulichen Schatten geflüchtet; denn drückende Mittagshitze liegt auf dem fernen, reichen Hintergrunde und dem näher gelegenen, im hellen Sonnenscheine glänzenden Felsengebirge.

Ein anderes Mal zeigt er uns eine große Gegend bei wechselnder Tagesbeleuchtung, oder bei dem Einbruche der Nacht in großartigen Umrissen und massenweisen Gruppen, wenn Bäume und Hügel, Nähe und Ferne in einander zu verschwinden beginnen. Alle seine Bilder sind tief durchdacht, und verfehlen ihre Wirkung auf das Gemüth nie.

Morgenstern verbindet mit einer klaren, lebendigen Anschauung eine eben so gediegene, als anmuthige Darstellung, er mag nun Hochgebirge mit schauerlichen Thalgründen, oder unabsehbare Ebenen aus den Haidegegenden, eine einsame Maierei mit ihrem Gehäge, oder den Wogenschlag des Meeres an das einsame Felsenufer bilden. Wer erinnert sich nicht an sein schönes, großes Bild, das nun in Hannover ist: an jene tiefeinsame, schauerliche Waldgegend, durch welche links vom felsenumschlossenen Hintergrunde nach der rechten Seite ein Bergstrom daherbraust, sich hier an dem Felsen bricht, der in stolzanragender Größe der Zeit zu trotzen scheint, die doch schon Vieles von seiner Oberfläche wegzehrte; dort über zerrissene Steinblöcke herabschäumend wendet sich das mächtige Gewässer, am Felsen gebrochen, von der Rechten wieder zur Linken. Jedem Beschauer war zu Muthe, als wäre er plötzlich in einen Urwald versetzt. Umgestürzte Baumstämme, mit Moos überzogen, hinsinkende alte Tannen, und wie sich aus dem Tode ein neues Geschlecht in üppiger Kraft emporddrängt. Auch die Bären, welche in ungelenker Roheit am Flusse lagern und schlürfen, oder langsam sich fortbewegen, gehören nur in ein solches Bild. Aber das eigentliche Leben kam erst durch die Beleuchtung, die wie zur Mittagszeit von oben herab kommt, und Fels und Wasser umspielt. Ein anderes Mal zeigte er das sturmbewegte Meer, über welches ein dunkler Himmel wie zürnend sich hinlagert; von der Ferne, wie aus unermessener Weite daher die Wogen immer größer und mächtiger an das Felsengebirg nach dem Vordergrunde heranrollen, und wie unbändige Rosse sich bäumen und überschlagen. Seine Darstellungen zeugen von einer außerordentlichen Vielseitigkeit, und doch sind alle mit gleicher Liebe und Sorgfalt behandelt. Wo er stille steht, findet er gewiß den Punkt aus, von welchem aus die Landschaft am anziehendsten erscheint, und in Allem, was er schildert, herrscht Leben und Wahrheit.

Ganz anderer Art sind die landschaftlichen Gemählde von Chr. Etzdorf. Ihm scheint jene Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit zu mangeln, oder er strebt geflissentlich nicht darnach; alle seine Bilder scheinen vielmehr im Norden entstanden, aus der tiefen Anschauung einer nördlichen Gegend geschöpft, und der Künstler hat sich so in den Charakter jener Länder versenkt, daß er mit wahrer Begeisterung nur diese vor-

zugsweise darstellen will, und seine ganze Einbildungskraft scheint davon erfüllt. Er bildete sich auf der Akademie in München, und wanderte dann, statt dem gewöhnlichen Zuge nach Süden zu folgen, zur Anschauung einer großen Natur nach Norden, nach Schweden und Norwegen, und dort empfing er jene mächtigen Eindrücke in seine Seele, welche sich in allen seinen Bildern wieder aussprechen. Das erste große Bild, welches er in München ausstellte, und welches der König für die Gallerie in Schleißheim ankaufte, erregte ein wahres Erstaunen über die Art der Auffassung und Ausführung. In einer Waldgegend lehnt eine Sägmühle rechts an einem hochanstrebenden Felsen; das Wasser rauscht aus dem waldigen Hintergrunde, stürzt sich auf die Räder, und sprudelt in vielen, kleineren und größeren Fällen über die Felsenblöcke und zwischen denselben durch. Fremd war der blasse, graue Himmel, fremd die Felsenformen mit ihrer düstern Beleuchtung, fremd die Pflanzenwelt; nur die Fichten und Tannen erinnerten an unsere Wälder. Alles war höchst harmonisch zu einem Ganzen verbunden, über dasselbe gleichsam nur Ein Ton verbreitet; die technische Ausführung vollendet; Felsen und Luft von bezaubernder Naturwahrheit; die Farben so stark aufgetragen, daß man die Spuren der Verwitterung an den Felsen und das Moos nicht blos sah, sondern fühlen zu können glaubte. In diesem Geiste sind alle die vielen Bilder, die wir bisher von ihm sahen, mit wenigen Ausnahmen, aufgefaßt und ausgeführt. Die Seele des Künstlers scheint wie vom Heimweh nach jenen Gegenden ergriffen, die trotz ihres düsteren, kalten Ernstes durch die Kunstdarstellung jenen poetischen Zauber bei dem Beschauer hervorbringen, von dem derselbe selbst beseelt war. Diese Gemählde scheinen ganz jene Gegenden zu schildern, in welchen Ossians Helden spielen: die sonderbar gezackten, nebelumflossenen Felsen, die feuchten, schweren Lufttöne, und die ernste Stimmung, welche über das Ganze verbreitet ist.

Rottmann dagegen weilt mit Vorliebe im Süden, seitdem er Italien und Griechenland kennen gelernt hat, und schildert uns den klaren, heitern italienischen Tag mit seinem reichen Sonnenlichte und dem tiefblauen Himmel, der sich um Meer und Gebirg legt, mit unübertrefflicher Meisterschaft. Dieses bezeugen die Landschaften aus Italien und Griechenland, welche er in Fresken in den Arkaden des Hofgartens ausführte und ausführt, oder welche er in Oelbildern zur Schau stellte. Besonders auf seinen griechischen Landschaften scheint ein Hauch tiefer Wehmuth zu ruhen, der in das Gemüth des Beschauers dringt; denn wenn man diese Gegenden betrachtet, auf welche ein so freundlicher Himmel herabschaut, und die Oede der Erde umher, die

baum- und buscharmen Gefilde erblickt, welche für Oelpflanzungen, Lorbeer- und Rosengebüsch geschaffen scheinen, und jetzt trauern, daß barbarische Hände sie ihres Schmuckes beraubt haben: wer möchte sich da eines tiefen Mitgefühls erwehren? Stellen diese Gemählde aus den südlichen Gegenden oft nur die treue Nachbildung der Natur dar, so überläßt er sich in anderen dagegen wahrhaft einer großartigen Erfindung, wenn er von Ruinen aus eine weite Aussicht in das Meer hinein in wundervoller, kräftiger Beleuchtung schildert, oder eine kleine deutsche Gebirgslandschaft, mit der Aussicht nach dem entfernten Felsengebirge, wie einen stillen Aufenthalt von Berg- und Waldnymphen, mit gefälligem Zauber hinstellt.

Alle Künstler aufzuführen, welche sich die Schilderung der Natur zum Gegenstand ihrer Kunst gemacht, würde hier zu weitläufig seyn, da ich nur die verschiedenen Arten der Auffassung der Natur andeuten wollte, und der Eine sich gern großartiger Darstellung, der Andere aber der Schilderung einsamer, kleiner Stellen hingibt. Bekannt und beliebt sind die Landschaften von Gurlitt, Heinzmann, Scheuchzer, Seeger, Mohr, Neelmeyer, Dorner, Schleich, und Anderer. Vollmer steht unübertroffen da in Schilderung der See, besonders des ruhigen, klaren Wasserspiegels, wenn die Sonne darin wiederstrahlt, und die goldenen Lichtpunkte von Welle zu Welle wie Flammenspitzen zu hüpfen scheinen. Die Darstellung eines Morgens an einer flachen Seeküste ist köstlich ausgeführt, Duft und Wasserspiegel bewunderungswürdig wiedergegeben. Zugleich ein reges Leben ringsum, Schiffe fahren ab, andere liegen am Strand, der Horizont verschwindet im aufsteigenden Nebel, den die Sonnenstrahlen röthlich-gelb, wie einen zarten Schleier färben, der sich über das ganze Bild verbreitet. Die Perspektive der Wasserfläche mit dem Wellengekräusel ist in seinen Gemählden stets vortrefflich gehalten; am meisten bewunderte man sie in dem Bilde, welches Venedig mit seinen in das Meer sich verlierenden Kanälen darstellte. Mit wahrhaft poetischem Sinne sind die Landschaften von O'Livier erfunden und trefflich ausgeführt, daß man wünschen muß, er möchte sich ganz solchen Schöpfungen hingeben.

Die Mahlerei von Gegenständen der Natur und Kunst

zeigt sich in der treuen Nachbildung der gewählten Gegenstände, und sucht durch gefällige Gruppirung und Vertheilung des Lichtes einen angenehmen Eindruck zu erregen. Sie bildet entweder Gegenstände aus dem Pflanzenreiche nach, oft mit solch täuschender Wirkung, daß man wirkliche Gegenstände jenes Naturreiches zu schauen meint, was bei

Blumen- und Fruchtstücken von alten und neuen Künstlern erreicht wurde, oder sie geben sogenanntes Stillleben, die Abbildung mehrerer durch Menschenhände verfertigter, und gefällig gruppirter Gegenstände. Oft weiß der Künstler diese beiden Arten mit einander zu verbinden, und zeigt künstliche, der Wirklichkeit nachgebildete, Gefäße oder Werkzeuge, umgeben von Früchten oder Blumen, oder sonst auf eigene, gefällige Weise zusammengereiht. In dieser Art der Darstellung zeichnen sich aus: Mattenheimer, Nachtmann, Preyer; der Eine besonders glücklich in der Nachbildung von Blumen mit ihrem zarten Bau und lieblichen Farbentönen, so wie von Vögeln mit dem schillernden Glanze ihrer Federn; der Andere von Früchten, die, so eben reif vom Baume gepflückt, noch vom Morgenthau und Duft in saftiger Frische glänzen, während der Dritte in unnachahmlicher Einfachheit und Treue Gegenstände der Kunst wiedergibt, und Blumen- und Fruchtstücke.

Hieher gehört auch die Architekturmahlerei, welche uns einzelne größere oder kleinere Gebäude, oder eine Reihe derselben, nach den Regeln der Perspektive und nach ihren äußern Verhältnissen und Merkmalen schildert. Dabei geht Bayer bei der Anordnung seiner Bilder, die uns meistentheils kühle und still-feierliche Klostergänge oder Hallen mit überraschenden Fernsichten ins Freie schildern, zunächst und vorzüglich vom Lichteffekte aus, und ordnet die Schattenpartien diesem unter, was der gewöhnlichen Weise zu mahlen entgegengesetzt ist. Die zarten Lasuren in den Reflexen sind von wunderbarer Wahrheit und Wirkung. Von eigener Schönheit sind seine Spitzbogenfenster im deutschen Style mit den Glasmahlereien wiedergegeben, die eine herrlich reizende Aussicht ins Freie gewähren, durch welche das Sonnenlicht hereinfällt. Er hat der Architekturmahlerei einen eigenen Reiz abgewonnen; er sucht weder mahlerische Punkte geflissentlich auf, noch charakteristische Massen; jede, auch die allerunbedeutendste Stelle eines Gebäudes scheint ihm recht, und er weiß diese auf ganz eigenthümliche Weise durch Streiflichter und Reflexe so zu erhellen, daß man darüber vergißt, daß der so im Licht stehende Gegenstand ein ganz gewöhnlicher ist. Dominik Quaglio, der zu früh Dahingeschiedene, gab mit bewunderungswürdiger Auffassung und Genauigkeit die großen Massen der mittelalterigen deutschen Baudenkmäler, Kirchen, Klöster, und Rathhäuser nach ihren äußern imposanten Formen, oder einzelne Säle und Hallen aus dem Innern solcher Gebäude, und seine Art und Weise, wie er den eigenthümlichen Eindruck solcher altdeutschen Bauwerke auf das Gemüth des Beschauers im Bilde zu fesseln und durch dasselbe wieder zu erwecken wußte, bleibt vielleicht unübertroffen. Man glaubte

an den täuschend nachgeahmten verwitterten Massen die Jahrhunderte bemessen zu können, die es durchlebt, und wurde in eine ganz eigene, wehmüthig-feierliche Stimmung versetzt, wenn man seine Dome betrachtete, die bis ins kleinste architektonische Einzelne ausgearbeitet waren. Gail dagegen, der längere Zeit in Spanien weilte, gibt uns die Ansichten maurischer Gebäude, oder der von ihnen eingeschlossenen Höfe, und läßt die Baudenkmale, welche die Araber einst in jenem Lande errichteten, in köstlichen Ueberresten bewundern: die luftigen Bogen auf den schwachen, rohrförmigen Säulchen, die Marmorbrunnen und Bäder, oder er führt uns in die stillen und öden Gänge alter Klöster, oder in feierliche Kirchenhallen. Zuweilen gibt er aber durch eine architektonische Verzierung, gleichsam den Vorbau eines großen Gebäudes, eine überraschende und entzückende Aussicht auf Meer und Gebirg, welche im warmen Lichte des Südens schimmern. Bekannt ist sein Löwenhof im Schlosse Alhambra bei Granada. In der Mitte der Säulenhalle, welche den Hof umgibt, gibt ein Brunnen mit doppelten Bassins, der von zwölf steinernen Löwen getragen wird, Wasser nach verschiedenen Richtungen hin. Die ganze glänzend phantastische Pracht des mit Stukkatur und Mosaik reich geschmückten Pallastes aus dem dreizehnten Jahrhunderte wird hier sichtbar; dazu kommt der Zauber des Lichtes, die üppige Pflanzenwelt, eine Gruppe von spanischen Frauen und einem Sänger, welche sich auf reichem Teppich im Schatten der Halle um eines der acht kleinen Bassins gelagert haben, die in den verschiedenen Theilen des Hofes Kühlung verbreiten. Ein anderes Bild schildert die Vertheidigung und Erstürmung der Kirche des Klosters S. Juan de los Reyes in Toledo. Die Wölbungen des im altdeutschen Style erbauten Kirchenschiffes stürzen zusammen, an den Säulen des Schiffes sind die Heiligenbilder aus Stein, verstümmelt, sichtbar; durch eine weite Oeffnung erblickt man den lichten Himmel und den Thurm der Kirche, Schutt und rauchende Trümmer bedecken den Mittelgrund, auf welchem verschiedene kriegerische Gruppen sichtbar sind; vor allen zieht den Blick auf sich ein Mönch, der sich um einige verwundete Franzosen bemüht. Der Vordergrund ist im Reflexlichte gehalten. Heinrich Adam und Neher geben in schönen perspektivischen Linien mit großer Naturwahrheit Straßen und Marktplätze, wohl auch einzelne interessante Gebäude aus alter und neuer Zeit.

Die Schwarzkunst

sucht durch Schatten und Licht die Wirkungen eines Gemähldes zu erreichen, was ihr oft auf ausgezeichnete und anmuthige Weise gelingt.

Dieſes geſchieht entweder durch den Kupfer- und Stahlſtich, indem man durch Striche und Punkte, oder auf andere Weiſe die Formen, Lichter, und Schatten eines Gegenſtandes auf einer Fläche in Kupfer oder Stahl abbildet, oder in Holz ſchneidet, oder auch eine Zeichnung auf Stein entwirft. Bei dieſen drei Arten iſt der Zweck der Darſtellung, ſie vermittelſt des Druckes zu vervielfältigen. In allen dieſen hat München ausgezeichnete Künſtler: Amsler, Merz, und Thäter als Kupferſtecher; Hohe und Kohler, Strixner und Piloty mit Anderen als Steinzeichner, und Braun und Neuer als Holzſchneider. Zu den ſchönſten Kupferſtichen Amslers gehören: die h. Familie nach Raphael, und der Alexanders-Zug nach Thorwaldſen. Merz gibt das berühmte jüngſte Gericht von Cornelius im kräftigen Stich; Thäter gab die Hunnenſchlacht nach Kaulbach, und iſt jetzt mit dem Stich eines ſchönen Blattes nach Carſten beſchäftigt. Die lithographiſche Anſtalt von Hohe, welche ſich zur vorzüglichſten Aufgabe geſetzt hat, die Meiſterwerke der Münchner Mahler in treuen Steinzeichnungen wiederzugeben und ſo den Charakter der neuen Schöpfungen allgemein bekannt zu machen, iſt mit Recht im In- und Auslande berühmt; ähnlichen Zweck verfolgt Kohler. Hanfſtängl, der nun in Dresden die ausgezeichnetſten Bilder jener Gallerie in Steinzeichnungen wiedergibt, in welchen, ſo viel es dieſer Kunſt nur möglich iſt, Kraft und Zartheit je nach dem kräftigen oder milden Charakter des Bildes ausgedrückt erſcheinen, hat ſich in München, wo die Lithographie durch Senefelder erfunden worden, gebildet und heimiſch angeſiedelt. Die trefflichen Nachbildungen der königlichen und Leuchtenberg'ſchen Galleriegemählde durch Strixner und Piloty ſind, wie allgemein verbreitet, ſo auch allgemein geſchätzt.

Die Glasmahlerei,

welche eine geraume Zeit hindurch ganz verloren ſchien, indem die Wenigen, welche ſich in und außer Deutſchland noch mit dieſer Kunſt beſchäftigten, die Stärke, Harmonie, und Pracht der Mahlereien des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit ſie am ſchönſten blühte, nicht mehr zu erreichen verſtanden, wurde nicht nur in München wieder erfunden, ſondern bereits auf eine ſolche Stufe der Entwicklung gefördert, welche die Alten nicht kannten. Veranlaſſung dazu gab der König Ludwig, da er einen Theil der ſchadhaften Fenſter im Regensburger Dome mit neuen Glasgemählden wollte ſchmücken laſſen. Die Mittel, welche er gewährte, um dieſe altdeutſche Kunſt wieder zu erwecken, waren großartig, und der Erfolg krönte ſein Vertrauen. Die Verſuche ge-

schahen in der königlichen Porzellanmanufaktur zu München, und Frank von Nürnberg, der die Kunst der Glasmahlerei aus besonderer Neigung, ohne Unterstützung, und deßwegen ohne bedeutenden Fortschritt, getrieben hatte, wurde als Glasmahler gerufen, um mit seinen noch bewahrten Grundkenntnissen der Anstalt, welche, anfangs unter der Oberaufsicht Gärtner's, seit dem Jahre 1828 unter Heinrich Heß steht, zur Basis zu dienen. Alsobald wendeten sich Andere derselben Kunst zu, und die Fenster, welche für den Regensburger Dom nach und nach entstanden, lassen deutlich die überaus großen Fortschritte erkennen, welche in steigenden Verhältnisse gemacht wurden. Da die anfänglichen Kenntnisse bei weitem nicht ausreichten, die Sättigung, Kraft, und Pracht der mittelalterigen Glasgemählde zu erreichen, vielmehr die ersten Versuche auch in München völlig durchscheinend waren; so fand jeder von den Künstlern, die bei der Anstalt beschäftigt waren, ein schönes Feld zu neuen Versuchen und Entdeckungen offen, die jeder auf seine Weise benutzte. Vor Allen zeichnete sich aus der jetzige Inspektor der königlichen Glasmahlereien, Max Ainmüller, auch als tüchtiger Architekturmahler bekannt, der die Haupthindernisse, welche die neue Kunst zu bekämpfen hatte, glücklich besiegte; besonders thätig unterstützten ihn bei der Ausführung die Künstler Wehrsdorffer, Hämmerl, und Kirchmair, und so gelang es, die großen Glasgemählde für die Marienkirche in der Vorstadt Au im einfachen alten Style nicht nur zu vollenden, sondern in solcher Weise auszuführen, daß sie Alles übertreffen, was man in dieser Art an Pracht und Harmonie der Farbentöne bisher gesehen hat. Dieselben sind aus einzelnen größeren und kleineren Gläsern zusammengesetzt und mit Fensterblei verbunden, aber so kunstreich, daß sie nie eine Fleischform durchschneiden, und stets einen natürlichen Schatten bilden. Diese Bleiverbindung ist bei so großen Fenstern der Haltbarkeit wegen nöthig, und um die Fenster an die Eisengitter befestigen zu können. Einzelne Theile der Gemählde, namentlich die Köpfe und landschaftlichen Gründe, sind mit einer Mannigfaltigkeit und Schönheit der Farbentöne ausgeführt, wie man sie bei den besten älteren Glasgemählden nicht findet.

Mit dieser Art der Glasmahlerei wurde auch eine früher übliche wieder aufgenommen und ungemein gefördert, oder vielmehr ganz verändert: die Art, ganze Figuren auf einer einzigen Tafel darzustellen. Veranlassung dazu gaben Melchior Boisserée und Bertram, und man machte in der königlichen Porzellanmanufaktur zu München den Versuch, den h. Christoph von Hemling und den h. Lukas von van Eyck auf ein Glas überzutragen, was durch Ainmüller und Wehrsdorffer geschah.

Beide Bilder gelangen wider alles Erwarten vollkommen, nicht nur in Hinsicht der Farbenpracht und Harmonie, sondern sie entwickelten auch, gleich miniaturartigen Kopien, die ganze Mannigfaltigkeit der Töne, die sich in den Originalen finden, überdies mit einer Wirkung, welche diese selbst nicht in so hohem Grade erreichen können. Die fortgesetzten Bemühungen Boisserée's brachten, nachdem er die Künstler Börtel und Scherer gewonnen hatte, fast das Unglaubliche zu Stande. Sonnenlicht, Luft und Wasser, glänzende Stoffe, Perlen und Edelsteine, werden auf das Brillanteste nachgebildet, und es erscheint hier das Bild, ohne Rücksicht auf architektonische Umgebung, welche bei jenen großen Fenstergemählden nothwendig wirken muß, als ein wahres für sich bestehendes Kunstwerk. Den Fernen, welche die Anschauung eines solchen Bildes nicht selbst genießen können, läßt sich dasselbe wohl nicht anders, als auf diese Weise deutlich machen: Jeder hat gewiß schon beobachtet, wie die Finger, besonders die eines Kindes, gegen das Licht gehalten, wie durchsichtig, lichtum- und durchflossen erscheinen; Jeder hat beobachtet, wie ein hochrother oder blauer Zeug, gegen die Sonne frei gehalten, vom Lichte durchdrungen, und in Licht getaucht erscheint. Dieses zeigt sich nun vollkommen in einem solchen Glasgemählde, das lichtdurchdrungen eine himmlische, ätherische Gestalt statt einer irdischen zeigt, und bei dem Anblick eines solchen Bildes kann man verstehen, wie die Alten dichteten, ihre Götter hätten kein Blut, sondern es durchströme ein eigener Lebenssaft ihre Adern. Man denke sich das Bild eines Meisters mit Oel auf eine dunkle Fläche, Holz, Kupfer, oder grundirte Leinwand gemalt, so daß die darauf fallenden Lichtstrahlen das Bild beleuchten, und dann denke man sich dasselbe Bild ohne die dunkle Grundfläche plötzlich frei in die Luft gegen die Sonne hingestellt: welch einen Anblick müßte es gewähren! Und diesen Anblick gewährt wirklich das Glasgemählde, wie diese Kunst jetzt in vollendeter Meisterschaft von den bei Boisserée und in der k. Porzellanmanufaktur beschäftigten Künstlern geübt wird.

Die Bildhauerkunst.

welche seit dem Mittelalter beinahe in ganz Deutschland, namentlich in Bayern, schlummerte, wurde, gleich den beiden andern bildenden Künsten, zumeist durch die Pflege des Königs Ludwig wieder geweckt, und entfaltet jetzt in seinem Auftrage eine Fülle schöner Schöpfungen, vorzüglich durch Ludwig Schwanthaler, gewissermaßen den Repräsentanten der Plastik in Bayern, dessen Leistungen innerhalb weniger Jahre wirklich bewunderungswürdig sind, und sich nur durch seine viel-

seitige Bildung und unermüdete, rastlos schaffende Thätigkeit, und durch die unendliche Fülle seines Geistes erklären lassen, aus dem eine Gestalt nach der andern lebendig, als herrliche Kunstblüte und Frucht hervorbricht. Diese vielseitige Bildung erlangte er zuerst auf den gelehrten Schulen und durch eigenes Studium; seine Künstlermeisterschaft errang er durch unermüdetes Ueben und Bilden, durch den Umgang und die Schule der großen Meister in Italien, wo die plastischen Kunstwerke der Griechen, jene Göttergestalten voll ewiger Jugend, Würde, und Hoheit, auch seine Seele mächtig ergriffen, und seine Phantasie mit den schönsten Gestalten entzündeten. Aber er blieb ein Deutscher, und die ersten Eindrücke seiner Jugend, der Anblick der frommen und naiven Gebilde des Mittelalters, die in der deutschen Heimat besonders aus den Tempelhallen sprechen, konnten durch den Anblick der schönen Idealgestalten der Antike nicht verwischt werden, und so bewahrte und übt er mit Meisterschaft eine ungemeine Vielseitigkeit in der Bildhauerei, daß er mit gleicher Lebendigkeit und Innigkeit jetzt im Gebiete der Antike, jetzt im Reiche der Romantik sich ergeht. So begreift man, wie die ungeheure Zahl seiner Schöpfungen, jede in ihrer eigenthümlichen Gestalt eine ganze und vollendete, entsteht. Er zeigt sich wahrhaft unerschöpflich in der Mannigfaltigkeit und Wahrheit seiner Werke. Dazu kommt, daß er blos seiner Kunst lebt, und in seiner Werkstätte, als seinem wahren Museum, sein Leben hindringt. An der königlichen Akademie besorgt er als Professor den Unterricht in der Bildhauerkunst. Bekannt sind seine schönen Reliefe in Gyps für die Glyptothek aus der Antike, und jene aus der christlichen Legende für die Brüder Boisserée; bekannt die große Anzahl mythologischer Figuren und Gruppen in Hochrelief für die Reitbahn des Fürsten von Thurn- und-Taxis in Regensburg. Aber die meisten und schönsten Werke vollendete er im Auftrage des Königs für den Königs- und Festsaalbau, in welchem er, ohne die Entwürfe für die enkaustischen Mahlereien zu nennen, die schöne Mythe der Aphrodite im Hochrelief ausführte, und dabei Gelegenheit nahm, die lieblichsten Szenen der erwachenden, seligen und beseligenden, so wie der unglücklichen Liebe zu schildern. Einfach, großartig, und lieblich sind die Reliefe aus Pindar's Gesängen in Gyps auf Goldgrund im Thronsaale des Königs. Ein langer Fries im Pallaste des Herzogs Maximilian schildert die Mythe des Bacchus, den Triumphzug, die Freuden und Feste des weinspendenden Gottes, sinnig durchdacht, verständlich und trefflich ausgeführt. Außer mehreren Reliefen, welche als Grabmäler in Kirchen aufgestellt sind, verdienen besonders hervorgehoben zu werden zwei von kararischem Marmor in Medaillonform, von welchen das eine den Bellerophon darstellt, wie er

mit Hilfe der Athene den Pegasus bändigt, das andere aber den Kampf des Theseus gegen die Amazonenkönigin Hippolytha. Für die Ludwigskirche arbeitete er sieben kolossale Statuen, Christus mit den vier Evangelisten und den Aposteln Peter und Paul; für die Zinnen des Festsaalbaues acht allegorische Figuren, die acht Kreise Bayerns darstellend; für die Pinakothek die schönen Modelle zu den Standbildern der berühmtesten Mahler, welche in lebendiger Individualität aufgefaßt sind; in derselben charakteristischen Weise sind es die vierzehn Modelle zu den Statuen der berühmtesten Wittelsbacher, die unter seiner Leitung in beinahe kolossaler Größe in Gyps ausgeführt werden, wonach sie in Erz gegossen und vergoldet in den Thronsaal zu stehen kommen. Als sein bedeutendstes Werk und eine der schönsten monumentalen Aufgaben, welche die Plastik in der neueren Zeit ausführt, gelten zwei der vier Giebelgruppen, welche von dem Könige für die Glyptothek, das Gebäude für Kunstausstellungen, und die Walhalla bei Regensburg bestimmt wurden, von welchen Schwanthaler die Gruppe von eilf Statuen für das Giebelfeld des Gebäudes für Kunstausstellung entworfen hat und unter seiner Leitung ausführen läßt: in der Mitte der Gruppe sitzt die Bavaria auf ihrem von Löwen bewachten Throne, Kränze in ihren Händen haltend, um sie den Künstlern zu spenden, welche von rechts und links ihre Arbeiten herbeibringen. — Der nördliche Giebel für die Walhalla, eine der schönsten Erfindungen Schwanthalers, stellt die Hermannsschlacht gegen die Römer dar, und es versinnlichen die fünfzehn Statuen, aus welchen die Gruppe besteht, in klarer und deutlicher Allegorie den ganzen welthistorischen Kampf mit seinen verschiedenen Elementen. In der Mitte steht Hermann, in übermenschlicher Größe, als Heros, den linken Fuß auf Adler, Beile, und Manipeln, die römischen Heereszeichen, stützend; Blick und Haltung des Helden aber ist links gegen den Feind gerichtet. Zu seiner Rechten sind die Elemente des deutschen Lebens versinnlicht: Helden, ein Barde, eine Seherin, ein im Kampfe gefallener Greis, dessen Helm von einer weiblichen Gestalt bekränzt wird; linkshin zeigt sich das heimathlose Soldatenleben der römischen Legionen: voran, dem Hermann zunächst, Leichtbewaffnete, den Varus zu schützen, der sich aber schon das Schwert in die Brust stößt, darauf Andere, ein Legionist, der seinen Adler in den Sumpf zu verbergen bemüht ist, ein im Sumpfe versinkender Römer u. s. w. Die ganze Gruppe wird, über lebensgroß, in weißem Tyroler Marmor ausgeführt, nach allen Seiten ausgearbeitet, als wären sie von allen Seiten in der Nähe zugänglich. — Zu den neuesten Werken des Künstlers gehört ein großer Fries, Szenen aus den Kreuzzügen in

Hochrelief darstellend, für den k. Festsaalbau in München; mehrere schön in Sandstein gearbeitete Statuen nach Wiesbaden, und eine über fünfzig Fuß hohe Bavaria, welche, von Bronce gegossen, auf der Sendlinger Anhöhe bei München aufgestellt wird.

Weniger in Gruppen, als in einzelnen Statuen, führte Konrad Eberhard mehrere treffliche Werke aus, unter welchen eine Muse mit dem Amor von kararischem Marmor in der Glyptothek, und ein Faun mit dem jungen Bacchus und Amor, Leda mit dem Schwan, Endymion und Diana, von Amor geführt, im Kabinettsgarten zu Nymphenburg aufgestellt sind. Im Auftrage des Königs verfertigte er mehrere Büsten für die Walhalla, und die Denkmale für die Bischöffe Sailer und Wittmann in den Dom zu Regensburg. Von ihm ist auch das schöne Denkmal von kararischem Marmor für die k. Prinzessin Karoline in der Theatinerkirche zu München. Außerdem fertigte er mehrere Büsten und Reliefe.

Leeb arbeitet theils nach eigenen Entwürfen und Modellen Reliefe, Statuen, und Büsten, theils nach den Modellen Schwanthalers mehrere Künstlerstatuen. Unter den ersteren nenne ich hier blos die Statue des Perikles für eine Nische der Glyptothek, seinen Amor, der einen Bogen schärft, und Venus mit einem Neste lieblicher Amoretten, die eben flügge werden, in kararischem Marmor, und seine kolossale, in Gyps ausgeführte Gruppe eines Sohnes der Niobe, der, auf schäumendem Rosse dahinsprengend, den Todespfeil von sich mit emporgehobener Hand abwehren will. Die Modelle zu öffentlichen Brunnen erhielten gebührende Anerkennung, und verdienten in Marmor als schöne Denkmale in großen Städten ausgeführt zu werden; auf dem Brunnen „Hippokrene" ist zu oberst auf einem Felsen Bellerophon mit dem Pegasus, dessen Hufschlag die Quelle erzeugt; den Felsen umfaßt ein rundes Wasserkastell von zwölf Bogen, aus welchen das von oben herabströmende Quellwasser über sechs Stufen sich in das unterste Wasserbecken ergießt; um die Stufen sitzen auf vier Sockeln vier Minnesänger u. s. w.

Mayer, bekannt durch seine wohlüberdachten und schön ausgeführten Ergänzungen der beschädigten Antiken in der Glyptothek, ein tüchtiger Schüler Thorwaldsen's, für den er Mehreres in Marmor arbeitete, leitet den Unterricht der Schüler für Bildhauerkunst an der polytechnischen Schule, und ist in vielfacher Beziehung als Künstler thätig. Für die Walhalla führte er mehrere Büsten und vier Kandelaber mit kleinen Reliefen in kararischem Marmor, höchst gelungene Werke, aus; mehrere Reliefe für die Pinakothek, so wie viele Köpfe berühmter Mahler in Stukko; mehrere Statuen für das Giebelfeld der Glyptothek, und Bü-

sten berühmter Männer, unter welchen Thorwaldsen und der Fürst von Oettingen-Wallerstein. Auch schmückte er den Pallast des Herzogs Max mit sechzehn Figuren, etwas unter Lebensgröße: den Musen, Apollo, Mnemosyne, Diana, und den Horen, und sieben Medaillons mit bacchischen Genien. Von seiner Erfindung sind die sitzenden Statuen des Homer und Thukydides, welche auf die Einfassung der Eingangsstiege zur Bibliothek zu stehen kommen; die beiden andern Kolossalstatuen, Aristoteles und Hippokrates, sind von Sanquinetti entworfen und ausgeführt, der auch die Medaillons modellirt, welche die Bildnisse ausgezeichneter Gelehrter darstellen, und die Fenster des neuen Universitätsgebäudes schmücken.

Schöpf, der erst seit Kurzem aus Rom zurückgekehrt ist, zeigte sich als trefflichen Künstler durch die Werke, welche er zur letzten Kunstausstellung brachte: eine schön gearbeitete Büste für die Walhalla; das Modell: Oedipus, eine lebensgroße, charakteristisch aufgefaßte Figur, wie er in nachdenkender Stellung das Räthsel der auf einem Fels neben ihm sitzenden Sphinx zu lösen bemüht ist; eine Venus, die sich in einem Spiegel besieht, und ein außerordentlich anmuthig gearbeitetes Relief: Sappho, mit der Leier, liebkost den Amor.

Lossow ist zwar größtentheils mit der Ausführung der Entwürfe Schwanthalers in dessen Atelier beschäftigt, zeigte sich aber außerdem als selbstschöpferischen Künstler durch manche wohlgelungene Figur und Büste, unter welchen vor allen die Statue einer Madonna gefiel, die als wahre liebende Mutter aufgefaßt, und höchst zart ausgeführt ist, mit dem Kinde auf dem rechten Arm, das sich liebend an sie schmiegt, und ihr an's Kinn faßt, indem die linke Hand, herüberlangend, den rechten Arm leicht unterstützt; in Wellenlocken fällt das Haar über die Schultern auf den Rücken herab; das Haupt neigt sich, mit dem Antlitz voll Liebe und Anmuth, dem himmlischen Kinde zu.

Die Kunst der Erzgießerei.

welche zur Bildhauerkunst in freundlichem Verhältnisse, wie eine Tochter zur Mutter, steht, ist vielleicht die jüngste der jetzt in München blühenden Künste, und wird in vollendeter Meisterschaft geübt von Stiglmaier, so daß die k. Erzgießerei als wahre Musteranstalt, und einzig in ganz Deutschland dasteht. Schon unter dem Könige Maximilian erhielt derselbe, damals noch Münzgraveur, und durch mehrere schön ausgeführte Medaillen bekannt, den Auftrag, nach Italien zu reisen, und auf die Kunstgießereien besonders zu achten. Nach dem Regierungs-

antritte des Königs Ludwig wurde dann die Anstalt für Kunstmetallgießerei angeordnet, Stiglmaier zum Vorstande derselben ernannt, und seitdem gingen aus ihr die großen und herrlichen Erzdenkmale hervor, welche München und andere Orte zieren. Der erste Guß war jener der großen Konstitutions-Denksäule nach Gaibach für den Grafen von Schönborn am 12. Oktober 1826; darauf folgte der Guß des Denkmales für den König Maximilian Joseph nach Kreuth, welches der Künstler nach eigenem Modelle ausführte, und des großen Obelisks für München, bei welchem Gusse ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden waren, und endlich glücklich überwunden wurden, wodurch der Weg zum ferneren Gusse größerer Denkmale gebahnt ward. Nach einigen kleineren Sachen, unter welchen das Grabmal der Karoline von Mannlich, nach Stiglmaiers Entwurfe, besondere Erwähnung verdient, gingen aus der Anstalt hervor: das Denkmal für den König Max Joseph, welches dem Verstorbenen die Stadt München setzte, nach dem Modelle von Rauch in Berlin; die Statue Schillers nach Thorwaldsen für Stuttgart; die Statue Maximilians I., des ersten Kurfürsten von Bayern, zu Pferde, nach demselben Meister; endlich die Reihe berühmter Wittelsbacher nach Schwanthalers Modellen, welche außerordentlich kunstreich in mehreren Theilen gegossen, vergoldet, und zusammengefügt sind, und im Thronsaale des neuen Festsaalbaues aufgestellt werden. — Die mit der Plastik verwandte

Stempelschneidekunst,

in welcher die Alten sich so sehr auszeichneten, war in Deutschland wenig gekannt und gepflegt, welches darin lange Zeit hinter den Franzosen und Engländern zurückblieb. Auch sie erfreut sich jetzt der königlichen Pflege, und wird von einem trefflichen Künstler, Voigt, geübt, der sich durch Anschauung und Studium der alten Meisterwerke in Rom bildete, und den der König von dort für seinen Dienst nach München gewann. Von der kräftigen und zierlichen Weise, mit welcher er die Bildnisse, allegorischen Darstellungen, und sonstigen Embleme für Münzen und ähnliche Werke behandelt, zeugen die vielen und schönen Denkmünzen, welche er zur Verherrlichung wichtiger Ereignisse oder Anordnungen unter der Regierung des Königs Ludwig verfertigte, und die allgemein bekannt sind. Von ausgezeichneter Reinheit und Schönheit ist die Denkmünze auf Thorwaldsen, welche auf der einen Seite dessen Bildniß, auf der andern eine Muse mit Amor nach des berühmten Dänen herrlicher Statue zeigt. Die Köpfe und Figuren Voigts treten ganz plastisch hervor, und sind mit außerordentlicher Wahrheit und Kraft ausgeführt.

Schluß.

Dieſe wenigen, durch den beſtimmten Raum bedingten, Züge und Umriſſe mögen hinreichen, — nicht das lebendige Schaffen und Bilden der Künſtler Münchens in allen ſeinen Aeußerungen zu ſchildern, ſondern vielmehr die Luſt der Fremden zu wecken, dieſes Leben ſelbſt zu ſchauen, und in den ſtillen Muſeen und Kunſtwerkſtätten dem Schaffen des Genius zu lauſchen, der, unberührt von dem Fanatismus und der Heuchelei der Zeit, ſeine Gebilde zur Freude der wahren Kunſtfreunde, und der Nachwelt zum ſchönen Denkmale hinſtellt, daß er mitten unter gemeinem Treiben ſeine ſchönſten Blüten erſchloſſen habe.

Friedrich Ludwig Bührlen.

Wandertage im Schwarzwald.

Von

Friedrich Ludwig Bührlen.

Der Schwarzwald-Touren zehn hab' ich gemacht; —
Noch ragt manch hoher Kulm in's helle Blau,
Den ich von fern erschaut, doch nicht erklommen;
Noch grünet manches Thal, mir unbekannt;
Noch winken manches Dorfes Sonntagsfreuden. —
Des hehren Feldbergs Gipfel, weithinschauend,
Ihm bleib' ich Schuldner, bis der günst'ge Tag
Auch seine Zinne mich erstreben läßt.
Jedwede Kunde will naturgemäß,
Quillt sie aus regem Antheil, sich ergänzen;
Der Anfang strebt durch's Mittel hin zum Schluß. —
Ein handsam Reisebüchlein stammt daher,
Geleiter durch's Gebirge auf und ab,
Gemählde der Natur, der Menschensitte.
Das Wahre, klar gegeben, kommt erwünscht,
Entbehrt es auch des Farbenschmucks der Kunst,
Der dichtenden, die eig'ne Welten schafft.
Natur, sie ist ja, klein und groß, des Herrn,
Ein Wunder, offenbar, und doch geheim,
Anziehend im Gethell, auf jedem Schritt,
Ein kolossales Buch dem ernsten Forscher,
Der, auf den tiefern Sinn das Auge schärfend,
Im Einzelnen das Ganze ahnend liest. —

Ein guter Rath für Wand'rer bleibt wohl ſtets:
„Luſtwandelnd blick' um Dich mit Reiſeſinn,
Und reiſend ſey Dir jeder Weg ein Ziel,
Als gingeſt ſinnend Du bequem ſpazieren.“ —
So hielt ich's ſtets, wenn ich mich recht verſtand;
Und wohl berieth mich dieſer kurze Spruch. —
Wie iſt in tiefſter Seele mir verhaßt,
Wenn ungeduldig-läßige Gefährten
Der Straßen Länge keuchend malediz'n,
Jedweden Kommenden anſchreiend: „Freund, wie weit
Zum nächſten Dorfe noch? zur nächſten Stadt?“
Die, Morgens ſchon auf's Nachtquartier bedacht,
Den kleinſten Rank abſchneiden, weil die Sehne
Ja nach Euklides kürzer, als der Bogen; —
Als wäre jeder Schritt ein Ausgabspoſten,
Ein Kraftvergeuden jeder Seitenweg,
Und ſpärlich Maß geböte die Vernunft! —
Die, bald geſättigt, was vom Wege liegt,
Und wär's auch nur zehn Schritte, faul verſchmäh'n,
Und ſo am Schönſten kalt vorüberwandeln.
Indeſſen ſie zu Haus zerſtreuungsſüchtig
Oft ſtundenweit in Hitze, Staub, und Sturm
Wallfahrtend mit dem Zug neugier'gen Volks,
Als ging's zum Niagara, Chimboraſſo,
Um einen Quark auf's Höchſte ſich bemüh'n. —

Wie Vieles öffnet erſt den tiefen Schooß
Urkräft'gen Weſens, wenn man ganz ihm naht?
Es will gefühlt, betaſtet ſeyn, umarmt:
Beim letzten Schritte rührt es uns das Herz,
Und läßt in uns auch ſeine Pulſe ſchlagen.
Derweil auf ferner Ruhebank der Ant're
Beſpöttelt uns Natur-Enthuſiaſten.

„So reiſet heim! nicht-reiſend Reiſende!
Ihr ſchrittesſparend Rank-abſchneidende!
Ihr aus dem Weg, dem Wege Gehende!
Ihr heimathſüchtig Heimwehkränkelnde!
Ihr umweg-reiſend Umwegſcheuende! —
Leſ't doch im Reiſerepertorium,
Und ſchaukelt wohlig euch im Ofenſtuhl
Auf Fili'gen der Imagination!
Ihr ſparet Kraft, und Schweiß, und Zeit, und Geld!
So hauſt ein weiſer Mann mit ſeinem Gold,
Belächelt zählend es, und ſchließt es ein.“

Schweig, Unmuth über läſtige Genoſſen! —
Ihr, freundliche Gefährten, Einige!
Laßt pilgernd uns, Natur und Menſchen hold,
Auf jedem Schritt ein Schauenswerthes finden;
Weil Aeußeres den Blick in's Inn're zieht,
Weil Nah' und Fernes ſtehen in Bezug,
Weil jede Straße läuft an's End' der Welt.
Weil Alles ruht auf tiefem Lebensgrund.
An ſeinen Mutterfelſen mahnt der Kieſel,
Der Hügel Schwellung an den Zug der Höh'n,
Verzweigung jenes Alpen-Urgebirgs. —
So ſtammen Ernſt und Scherz, Verſtand und Witz,
So Mundart, Sitte, Haus- und Feldwirthſchaft
Von langer Zeit Gewöhnung, Urgebrauch;
So löst ſich uns Natur in viel Naturen,
Und forſchend finden wir Begriff und Art,
Worein das Einzelne ſich bündig ſtellt.
Drum ſagt' ich: „Jeder Weg ſey uns ein Ziel!"
Weil ſtets die Schöpfung ganz und einzig iſt.

So drängt des Meiſters Geiſt ſich in die Zeile,
Und ſpricht aus jeder Gliederung zu uns.
So tönt er uns aus jedem Notentakt,
So leuchtet er aus jedem Pinſelſtrich.
Die Kraft, die durch des Künſtlers Weſen zieht,
Sie wirkt im kleinſten Zuge ſeiner Hand.
Wie er das Daſeyn wiegt in tiefer Bruſt,
So ſtempelt er den kleinſten Kunſtmoment.
Im Erdenlaufe möge ſo der Tag,
Die Stunde ſeyn ein engbegränztes Leben;
Und daß dem Sterblichen ein ſanfter Spruch
Einſt werden mög' aus Todesrichters Mund,
Sey jeder Augenblick wohl angewandt.

Erſter Tag.

Die ſchönen Tage um Herbſtesanfang waren ſehr lockend. Wer, wie wir, einen kleinen Reiſeplan im Kopfe trug, der mußte, wie die Schwalben, die dem Himmel nicht recht trauten, unruhig werden, und je eher je lieber, ehe die Jahrszeit ihr Rauhes herauskehrte, ſeinen Zug antreten.

Sonntag den 24. September, mit Tagesgrauen, wanderten wir wohlgemuth durch die ſtillen Straßen. Im nächſten Dorfe rollte das Gefährt des freundlichen Nachbars hinter uns her, und nahm die beiden Fußwanderer auf. Es war ein ſchön umwölkter, etwas kalter Morgen. Das Geſpräch drehte ſich um frühere Reiſen. Der wohlredende Nachbar, ein bedeutender Geſchäftsmann, hatte ſchon große Touren gemacht.

Ueber die Schweiz konnte ich mitreden; ich hatte die Gebirge viermal, und in immer weiter ausgezogenen Touren durchwandert. Bei England aber — er war zehnmal in London geweſen — hatte ich das Zuhören. Die Dampfſchifffahrt, die Eiſenbahnen führten eine eigene Erwägung herbei. Auf den letztern wäre eine Strecke, zu der wir eine Woche pilgernd verwenden wollten, recht bequem in einem einzigen Tage zurückzulegen. Wir ſagten uns aber zur Beruhigung und Rechtfertigung unſeres Fußwanderns, daß jeder Eindruck, wie ein vibrirender Klang, ſeine angemeſſene Zeit verlange, daß jedes Schöne erſtrebt, erworben werden müſſe, und daß, trotz allen Bequemlichkeiten des Fahrens, doch nur der Fußgänger am beſten ſehe.

Durch den langen, morgenfeuchten Wald fuhren wir ſchnell; eine heitere Ausſicht flog vorüber. Im Städtchen Böblingen kamen wir Leichtgekleidete faſt ſchnatternd an. Der Handels- und Fabrikherr hatte ein kleines Geſchäft abzuthun. Wir gönnten dem aufragenden Schloß und dem See dahinter nur eine flüchtige Schau, und liefen dann, wie geſagt, auf der Straße voraus und uns warm. Des Nachbars Chaiſe holte uns nicht mehr ein. Vor Aidlingen kamen wir an die Würm. Im Dorfe läutete es zur Kirche; — nachdem wir uns erquickt, gingen wir auch dahin. Eine ſonore Predigerſtimme tönte uns entgegen; er ſprach über die „Liebe", nach Matth. 22., viel Eindringliches. — Gottes Wort ſoll der Pilger nie aus dem Wege gehen; das Menſchliche, das Religiöſe iſt der würdigſte Gegenſatz der Natureindrücke, deren er ohne ſolche heilſame Ablöſung leicht überſatt wird.

Der fünfzehnjährige Gefährte war nicht ohne Vergleichungsgabe; er hatte einen der trefflichſten Prediger oft gehört. Man konnte also mit ihm ſchon davon reden, wie ein Geiſtlicher, der ſeinen Vortheil verſteht, ſeinen andächtigen Zuhörern, vorweg ſolchen, die ruhig und horchend auf den Bänken ſitzen, und, an Thätigkeit im Freien gewöhnt, von einer monotonen Rede leicht in den Schlaf gewiegt werden, wo möglich ein ſinnliches oder geiſtiges Bild geben wird. Ein allgemeines Herumreden, eine Reihe von Sprüchen ergreift ſie nicht. Die Predigt muß ein kunſtgerechter, jedoch einfacher Aufbau ſeyn, der vor ihrem

innern Auge ſich ſchaudar erhebt; ja, der Redner muß ſie gleich anfangs ſo anfaſſen, daß ſie merken, wie auch ſie an dem Baue mitzuarbeiten haben. —

Warum ſind gute Prediger ſo ſelten? Wohl darum, weil die wenigſten Geiſtlichen Viel erlebt, die äußere und innere Welt ſtark in ſich bewegt haben, um das Dogma mit den Anliegen des Gemüths vermitteln zu können. Wenigen gelingt es, im Moment die Schule zu vergeſſen, des unendlich Mannigfaltigen eines traditionellen Wiſſens ſich zu entäußern, und auf der höhern Stufe der Redekunſt ſo der Gegenwart zu genügen, ſo den Augenblick zu ergreifen, ſo friſch, natürlich, und ſchlagend zu ſprechen, wie es ihnen als Menſchen im fortrückenden Leben ungeſucht gelingt. Die kunſt- und ſalbungsvolle Rede ſoll als ein augenblicklich freier Erguß erſcheinen. Das erfordert ein kräftiges Lebensgefühl. Muß doch auch der Denker, der Dichter, um nur Einen Gedanken treffend und klar auszuſprechen, um das kleinſte gemüthvolle Gedicht zu ſchaffen, ſchon den ganzen Kreis des Lebens und der Bildung durchlaufen, und, über alle falſchen Tendenzen, alle hergebrachte, abgenützte Formeln erhoben, die höhere Freiung errungen haben.

Bald gelangten wir zu dem hochgelegenen Dorfe Deckenpfronn, von wo aus wir den langen Zug der ſchwäbiſchen Alp gegen Süden ſahen.

Die Waſſer des Thälchens von Gültlingen, wohin wir abſteigend kamen, laufen in die Nagold. Die Wieſenwäſſerung macht hier den Raſenteppich augenröſtlich ſattgrün. Vom Waldſaum bis in die Tiefe ſind die Gräben parallel weithinlaufend gezogen, und theilen die Wieſen in ſanftgewölbte Terraſſen. Der Grund verengte ſich; er ward mahleriſcher, und erinnerte an freundliche, niederländiſche Bilder, namentlich um eine von Bäumen und Geſträuch umgebene Mühle.

Das Geſtein beſchäftigte uns fortwährend. Die Höhen um Stuttgart beſtehen aus Liaskalk, mit unzähligen, wie eingekneteten Muſcheln, der auf Keuper-Sandſtein aufliegt. Herwärts zeigten die Straßenhaufen Alpenkalk, und der Gymnaſiſt ſpannte nun auf den bunten Sandſtein des Schwarzwaldes, der ſich auch unter dem Dorfe Gültlingen anſtehend zeigte.

Der Austritt in's Thal bei einer Papiermühle iſt überraſchend. Es iſt eng; die jähen Höhen ſind mit dunkelm Tannenwald bedeckt. Die Nagold fließt bald raſch, bald ſanft, je nachdem ſie ſeicht oder tief iſt. Links an der Straße ragen ungemeine Maſſen des röthlichen Sandſteins hervor.

Wir dachten halboffiziell an eine Ausbeute für den Unterbau und

die Stufen zum „Schillers-Denkmal". Das hiesige Gestein enthielt aber in seinem Gemenge zu große Kiesel, und erschien nach deren Auswitterung löchericht. Die Fachmänner hatten übrigens schon eine vorläufige Wahl getroffen, und — nun steht ja das Denkmal bereits in seiner plastischen Herrlichkeit da.

Das Städtchen ist über eine in's Nagoldthal hereingestreckte Bergzunge mahlerisch ausgebreitet. Wir erfrischten uns unten in einem Gasthause, und zwar, was Reisende nicht thun sollten, neben Speisen mit neuem Bier. Die Kirche brachte uns nichts architektonisch Merkwürdiges, dem Bergstädtchen aber einen jungen Christen. Wir wünschten dem Täufling ein frohes Leben, ein Gut, das Wenigen nachhaltig zu Theil wird. Doch will kein Sterblicher sterben, sey es aus Gewohnheit des oft ärmlichen Daseyns, oder weil er hofft, die rechten Lebensfreuden werden erst noch kommen.

Oben im Städtchen auf einer Art Brücke schauten wir thalaufwärts auf das ehemalige Kloster Reuthin über eine schroffe Sandsteinwand, thalabwärts aber über Giebeldächer hinweg auf das Waldthal hinab. Das Städtchen ist ziemlich häßlich, was aber in pittoresker Hinsicht eher eine Tugend als ein Fehler ist, wie Kunstfreunde, Schäzer von gemahlten alten Hütten und Weibern, gerne zugeben werden.

Auf der Höhe über dem Städtchen hatten wir die Hochebene des Schwarzwaldes erreicht. Die Nachwirkung des neuen Bieres und das Herrücken einer dunkeln Wolkenwand von Osten machten uns ein wenig trostlos. So schritten wir gegen die melancholische Waldregion vor. Um Wenden wollte uns ein freundlicher Grund aufheitern. Im Dorfe Warth ließen wir uns Chokolade bereiten; ich suchte im Rauch der Zigarre heimische Gefühle. Es begann aber zu regnen. Wie unmotivirt trat dieser Uebelstand bei dem sonst himmelreinigenden Ostwind ein! — Es regnete stärker. Hier in einer Dorfschenke bleiben wollten wir nicht. Ein Vorwärtsstrebender ist zu keiner Theilnahme an engen bäuerlichen Verhältnissen, zu keiner Selbstbeschäftigung, ja nicht einmal zu einem vernünftigen Gedanken aufgelegt. Unter dem schüzenden Schirme wandelten wir durch Wald nach Berneck. Das Städtchen mit seinem hohen Mantel, einer wunderlichen, alten, breiten Befestigung mit Thürmchen, liegt auch, wie Wildberg, auf einer Bergzunge, die sich zwischen zwei Thälchen hinabsenkt. Es war Nacht, als wir, den Waldberg umwandelnd, im Städtchen Altensteig ankamen, und eine frühere Bekanntschaft im Gasthof zur Traube geltend machten.

Zweiter Tag.

Der 25. September setzte den Regen fort. Wir dachten an Heimkehr, mißgestimmt durch eine zu Wasser gewordene Erholungsreise. Um jedoch noch zu temporisiren, wollten wir die feste Straße zu gewinnen trachten, — ob nicht etwa der Ostwind den Himmel reinige.

Wir klimmten die steile südliche Anhöhe hinan, und übersahen nun die mahlerische Lage des Städtchens an dem jenseitigen Bergvorsprunge hinauf. Im Freien fühlt man sich auch beim Regen weniger gelangweilt, als in der Herberge. Er wird nicht als ein fatales Hinderniß, ein Langweilendes, sondern als eine wechselnde meteorologische Erscheinung hingenommen. Die Formation des Sandsteins läßt keinen so zähen Koth aufkommen, als der schwerere Boden. Bei Pfalzgrafenweiler überschauten wir einen großen Distrikt des Schwarzwaldes, das Waldachthal ꝛc. Die gute Heerstraße bestimmte uns, auf unserem Vorhaben zu beharren. Wir dachten, wie Eulenspiegel, beim Schlimmen an das kommende Bessere. Noch sahen Himmel und Erde finster-ernst aus, und ich meinte, ein schwedisches oder norwegisches Landschaftgemählde der Novembertage vor mir zu haben. Doch war's nicht mehr ein unendlicher Nebelüberhang; es neigte sich zur Wolkenbildung; die Luft schien einige Spannkraft zu gewinnen.

Hinter dem Wald, in dem mich einst ein himmellanger Vagabund genirt hatte, blickten wir in einen Zinken des Glatthales hinab. Das Dorf Hallwangen zeigte den heitern Charakter des Schwarzwaldes, weitläufig umhergestreute Wohnungen, die Vorderseite halb weiß, halb dunkelbraun, Mauer und Holz, die Dächer hell und dunkel, je nach der Zeit der Reparatur, Obstbäume in Gruppen auf hellgrünen Matten sich abhebend; damit es nicht an lichten Druckern fehle, hie und da eine hellblinkende Holzbeuge von frischen Tannenscheitern, ein glänzendes Geschirr ꝛc. Das war der erste spezifike Ton der Schwarzwald-Melodie.

Der Flöz-Stapelort Aach liegt am Zusammenfluß dreier Bäche. Hier fanden wir Bilder lebhaften Holzhandels. Im kleinen Wirthshause begegnete uns das Sonderbare, daß der Wirth Nichts sprach, — weil er stumm war, ein Staar aber uns zurief: „Wie beliebt?" Wir hatten Gelegenheit, die Gelenkigkeit des Organs dieses Vogels zu bemerken, vermöge welcher er die verschiedenartigsten Töne hervorbringt, und so bald an die Lerche, die Schwalbe, die Nachtigall, bald an die Menschenstimme erinnert.

Ein vorzüglicher Eierkuchen ließ uns die rauchige Stube vergessen. Wir wanderten aufgeräumt Freudenstadt zu. Seine hohe Lage auf dem Plateau, das nur von den Höhen des waldigen Kniebis überragt wird, hatten wir schon von drüben her in's Auge gefaßt. Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto lichter wurde es über uns und weit hinaus in die Ferne. Die Sonne ließ sich durch die zerrissenen Nebelschleier sehen; Wolkenmassen besäumten sich; das heitere, ersehnte Blau blickte durch; südlich that sich der Zug des Alpgebirges erfreulich auf. Unsere Hoffnung hatte Recht gehabt; — wir fühlten uns wie aus einem schweren Traum Erwachte.

Freudenstadt war einst eine kleine Festung. Herzog Friedrich hatte die Stadt für protestantische Auswanderer aus Oesterreich angelegt. Sie wuchs schnell; im Jahr 1667 wurde sie befestigt. An dem massiven Thore bilden vier Kanonenläufe aus rothem Sandstein die Säulen. Der Marktplatz ist ein 2070 Quadratruthen haltendes Viereck, dessen Häuser fortlaufende Arkaden haben. Die beiden Kirchthürme schienen uns alt zu seyn, aber eine schlechte Nachahmung gothischer Formen. Die Kirche wurde von dem berühmten Schickhard in Winkelform gebaut, wahrscheinlich dem Standort der Thürme zu lieb, und nicht etwa aus aszetischem Prinzip, damit die Männer im Schiffe von den Weibern Nichts sehen, beide Geschlechter aber nur auf den Kanzelredner blicken mögen.

Der höchste Punkt in der Stadt bei dem Rathhaus liegt nach den neuesten Messungen 2260 Pariser Fuß über dem Meere.

Das Brod fanden wir hier ausgezeichnet schön, weßhalb wir uns mit mürbem ein wenig beluden, und dann aus dem westlichen Thore, durch welches man auf die jenseitige Waldbergwand, wie durch's Proszenium auf eine Koulisse, hindurchschaut, die Steige in's Thal hinab schritten.

Sein Anblick stimmte uns doppelt heiter; es war also erfreuliche Gewißheit, daß wir unsern kleinen Reiseplan vollführen konnten, und ich las in der Seele des jungen Gefährten, daß ihm die Ueberschau der zyklopischen Oertlichkeit höchst erwecklich war. Das Thal ist nämlich von oben bis unten voller Gewerke; Schornsteine qualmen, Räder schwingen sich plätschernd um, Hämmer schlagen, Feuer prasseln und sprühen. Es spricht den Sinn kräftig an, daß sich die Thätigkeiten der Menschen im Bunde mit der Triebkraft des Wassers und der durchdringenden Gewalt des Feuers so schau- und hörbar darstellen.

Durch eine kleine Waldstrecke an der Hänge des Berges kamen wir abwärts, und bald auf den Thalboden. Das große Schmelzwerk

von Christophsthal war wegen einer Reparatur nicht im Gange; wir sahen aber ungemein große, in Eisen gegossene Maschinentheile als Zeugen seiner Leistungen.

Weiter hinab am Vorbach gelangten wir zu einem Hochofen, dessen Einrichtung uns ein uns bekannter Offiziant freundlich zeigte. Das warme Gebläse ist neuerdings erst eingerichtet worden, und erinnert an die Konstruktion einer Dampfmaschine. Wenn einmal so ein Hochofen im Gang ist, so wird nicht nur Monate, sondern Jahre lang fortgeschmelzt.

Von Eisenerz sahen wir dreierlei Arten: das gewöhnliche in der Nähe ausgebeutete, dann Glaskopf von Neuenbürg, und Bohnerz vom Heuberge.

Die Zurichtung zu einem Guß in die Sandform wurde uns erklärt; den Guß selbst konnten wir Weiterstrebende nicht erwarten. Die Form zu einem großen Kessel sahen wir aus Backsteinen und Mörtel aufbauen.

Ein Stahl-Raffinirwerk war das Nächste, in was uns der Beamte geleitete; dann zeigte er uns noch einen Sensenhammer, wo wir von dem Verlaufe der Arbeit, vom Schmieden bis zum Schleifen und Poliren, einen anschaulichen Begriff erhielten.

Die Werke von Christophs- und Friedrichsthal sind jetzt verbunden.

Wir wanderten mit einbrechendem Abend nach Baiersbronn. Gern hätte ich dem jungen Gefährten den Anblick des hier sich öffnenden Baiersbronner Thales, einer in ihrer Art einzigen, an das idyllische Appenzellerland erinnernden Situation, gönnen mögen. Jetzt war es aber schon zu dunkel, und für den kommenden Tag besorgte ich nach dem reichlich niedergegangenen Wasser einen Morgennebel: deßhalb pilgerten wir in Gesellschaft eines einfachen Menschen noch mit einbrechender Nacht nach Kloster Reichenbach, wo wir im Gasthause, von Bekannten begrüßt, erwünschte Unterkunft fanden. Wir trafen einige Gesellschaft, und wurden wie in einem städtischen Gasthofe bedient.

Dritter Tag.

Der heilige Cyprianus machte an seinem Namenstage, dem 26. September, unter seiner Nebelkappe hervor dennoch kein unfreundliches Gesicht. Das Erste, was wir im Freien in's Auge faßten, waren die Straßensteinhaufen; — Wilhelm fragte angelegentlich nach Granit.

Anstehend fanden wir ihn noch nicht; aber die Geschiebe, welche das Straßenmaterial hergaben, zeigten schöne Exemplare von vielen Varietäten, daneben Schwerspath, bräunlichen Hornstein, und schönes blaugrünes, kupferhaltiges Gestein. Wir wurden nicht satt, diese Bruchstücke näher zu beschauen, ob wir uns gleich hüten mußten, uns damit zu beladen.

Das ist nun eben das Angenehme des Fußreisens, daß der Wanderer, wie zum Größten, das er ruhig sinnend beschaut, so auch zum Kleinsten, zu Steinen, Blumen, Beeren, Pilzen, zu Eichhörnchen, Vögeln, und Schmetterlingen, ein trauliches Verhältniß hat, während der Fahrende, — und erst ein Eisenbahn-Dampfwagen-Fahrender — immer nur darauf sein Augenmerk richtet, welche Proportion seine Schnelligkeit zum jeweiligen Gesichtskreise, zu der Station, zum Ziele, habe. Mir fällt hiebei die ergötzliche Gascognade ein, wie ein Reisender die Schnelligkeit einer Eisenbahnfahrt schilderte, und vorbrachte, die Alleenbäume erscheinen dabei einander so nahe gerückt, und so dünn, wie Zaunstecken.

Wir waren jetzt im Thale der Murg, die aus dem Baiersbronner Thal hervorkömmt. Die Berge zeigten großartigere Formen; zugleich hatte die Thalfläche einen starken Fall. Christophsthal liegt 2000 Fuß über Meer, — das Niveau der Murg bei Reichenbach 1575 Fuß, bei Rödt 1518; bis Schönmünzach fällt sie noch 100 Fuß. Nebelmassen entstanden vor unsern Augen, entstiegen den Klüften der Tannenwälder, und brachten Abwechslung in das Gemählde der Landschaft. So wurde unser Auge durch ein Bewegliches, sich Wandelndes, stets in Aufmerksamkeit erhalten, und wir mußten das Erstehen der Natur aus der gestrigen regnichten Umhüllung, das Erwachen zum heitern Licht für einen Gewinn unserer Reise zählen.

Die Färbung der Landschaft durch Grün in Grün, Dunkel in Hell, hatte noch manche mahlerische Drucker; namentlich war das wohlgenährte Vieh schön gestreift und gefleckt, der Hauptton ein helleres Braun, was sehr anmuthig aus der Totalfärbung der Gegend blickte.

Es ist nicht ohne Frucht, wenn auch junge Pilgrime auf die pittoresken Einzelheiten der Landschaften aufmerksam gemacht werden. Wenn alle anderen Interessen leer ausgehen, so spricht doch die Form der Natur im Ganzen ihrer Physiognomie, sprechen einzelne mahlerische Momente immer noch zum Wanderer; oft ist's eine örtliche Gruppe, eine wohlthuende Farbenharmonie, eine kleine künstlerisch-faßliche Partie, was ihm die Mühe der Fußwanderung versüßt, und er lernt überdies, so wie man durch die Dichtkunst den Reichthum und die Tiefe des wirklichen

Lebens würdigen lernt, durch die Poesie der fremden Natur die Reize seiner Heimath mehr schätzen.

Bei Rödt fanden wir zuerst den Granit anstehend. Er war von grobkörnigem Gemenge, und dem von Wildbad ähnlich. Die Gegend ist hier im engern, von imposanten Bergen eingeschlossenen Thale sehr großartig. Aber mit jeder halben Stunde sieht man sich in einer andern, von der vorigen oft sehr verschiedenen Partie. Schönegründ trägt seinen Namen mit Recht; Hutzenbach, mit zerstreuten, von Bäumen umgebenen Häusergruppen, von einem hügelichten Vorsprunge herabsehend, dazu Kapelle und Brücke, verdiente eine mahlerische Aufnahme.

Ein lautes Rufen von Männerstimmen im Waldabhange von da und dort her verstanden wir nicht alsobald zu deuten. Es war jedoch keine Jaunerbande, sondern ein Vermessungspersonal, das sich den Erfund der Maße zurief.

In der Murg lagen überall einzelne Sägklötze, das heißt Tannenbaumstücke von Bretterlänge, welche sich zwischen den Felsenblöcken gefangen hatten, und bei höherem Wasserstand weiter getrieben werden. Die Eigenthümer sind außer Sorgen darüber, daß sie derselben wieder habhaft werden, um sie in die am Ufer gelegenen Sägmühlen zum Zerschneiden zu bringen. — Wir besuchten mehrere der letztern.

Das Murgthal, ohne weiters das interessanteste aller Schwarzwaldthäler, voller Abwechslung, wandelt seinen Charakter im Ganzen einigemal entschieden, so daß man sich von einer idyllischen Partie nach kurzer Wanderung in eine groteske, ernste versetzt sieht, welcher aber bald wieder eine lieblich-reizende folgt.

Vor Schwarzenberg treten von beiden Seiten schroffe Granitwände hervor, einst ohne Zweifel verbunden, so daß thalaufwärts ein langer, schmaler See war. Senkrecht ist die Felsenmauer am rechten Flußufer; beide bilden einen Rahmen zu einem höchst wirksamen Gemählde, in welchem das auf einem Vorhügel gelegene Dorf Schwarzenberg die Hauptpartie ist.

Hier besonders gibt sich das Streichen und Fallen der Gebirgsschichten recht deutlich zu erkennen.

Um Wilhelm das mahlerisch Abgerissene, das Romantische einigermaßen wissenschaftlich faßlich zu machen, hieß ich ihn in der Einbildungskraft ein Kreuz auf die offen liegenden Schichten legen, dessen kürzerer Arm die Streichungslinie, der längere aber das Fallen derselben andeutete. So fand sich dann, daß die Granitformation die des bunten Sandsteins, welche ihr aufliegt, unterteuft. Auch konnte hiebei die Hypothese einer vorweltlichen Hebung des Granits durch innere Erdgewalt

an der sinnlichen Erscheinung der hier aufsteigenden, dorthin abfallenden Schichten einigermaßen klar gemacht werden.

Wenn sich nun, wo wir auch im Thale, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer der Murg, an aufstarrende Felsen kamen, immer dasselbe Gesetz verkörpert und den ungeheuern Massen aufgedrückt darstellte, so fanden wir uns von einer großen Naturanschauung erfüllt, und durch sie in dem scheinbaren Labyrinth der Felsenwelt ziemlich orientirt. — Die Berge machen schweigsam, — bemerkt Göthe in den Wanderjahren, — und so war mir denn die nachdenkliche Stille Wilhelms lieber, als ein knabenhaft geschwätziges Fragen und leere Namenschnapperei, wie man sie bei jungen Gedächtnißhelden antrifft. —

Gegen Mittag gelangten wir zu der Glashütte an der Schönmünzach. („Münz" deutet auf Mündung; „ach" ist Bach). Die Schlote dampften; wir erfuhren, daß in dieser Stunde das Glasmachen begonnen habe. Nach einem kurzen Besuche bei dem Glasschleifer, wo wir auch das Einpacken der Gläser in Heu- und Strohbünde mit ansahen, wandten wir uns in die Hütte. Auf zwei Seiten standen die Glasbläser auf ihren Tribünen vor den glutsprühenden Essen, holten mit ihren Pfeifen, langen eisernen Röhren, die Glasmasse durch Umwenden derselben aus dem Tiegel, bliesen sie hohl, gaben ihr in bereit stehenden thönernen oder hölzernen Mödeln die Form, schnitten die Flasche, das Trinkglas, das Arzneigläschen ꝛc. mit der Scheere, oft nur durch einen Druck, ab, worauf Andere die fertigen Gefässe durch etwas Glasmasse an ihre Pfeifen anklebten, dieselben noch einmal in den Ofen brachten, und dann dem Halse die gehörige Weite und Abrundung gaben. Ein Knabe legte sie dann in den Kühlofen. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Verfertigen des Fensterglases aus geblasenen, langen, zylinderförmigen Röhren, welche in einem Streckofen flach gelegt und geplättet werden.

Auffallen muß dem Zuschauer, wie die Glasmacher die glühenden hohlen Massen anfangs in Gefäßen mit Wasser mehrmals umwenden.

Nachdem wir die Verfahrungsart bei den verschiedenen Gläserarten hinlänglich mit angeschaut, und uns eingeprägt, gingen wir in das reinliche und wohlausgestattete Gasthaus, wo wir uns mit dem Besitzer und einem jungen Kommissär gut unterhielten.

Die Glasfabrikation, von der sich wohl die wenigsten Menschen ein deutliches Bild machen können, wird durch die Anschauung augenblicklich begriffen, und gewährt eben darum ein Vergnügen, das dem Eindruck von Kunstwerken oder Kunststücken gleich ist. Es thut ungemein wohl, die uns stets umgebenden Glasformen, im Stillen uns beunruhigende technische Arkana, so schnell und faßlich erklärt zu sehen.

Unterhalb der Glashütte verengt sich das Thal; die Murg drängt sich durch ungeheure Granitblöcke, die sie in Jahrhunderten glatt abgerundet, und die ich mit badenden Elephanten verglich. Wir bestiegen mehrere derselben; — wie wir sonst an Bach und Fluß auf Kieseln gewandelt, so standen wir hier zwischen Geschieben von tausend Zentnern, so groß, daß sie geräumige Wohnzimmer ganz ausfüllen würden, und erhielten einen sinnlichen Eindruck der unendlichen Kraft, mit der einst die Natur in ihren urweltlichen Werkstätten gewaltet haben mochte.

Kirschbaumwasen heißen einzelne, romantisch einsam gelegene Wohnungen. Hier mischte sich schon wieder Laubholz unter die Tannenwaldung. Im engen Thale rauscht die Raumünzach mit wilden Sprüngen über Felsen vom Gebirge links herein in die Murg. Eine hölzerne Brücke führt über jene; Steinhauer waren aber beschäftigt, aus Granitfelsen Quader zu einer steinernen zu behauen.

Ein gewisser Eigensinn, wie er unsere Superklugheit oft anwandelt, hielt mich ab, nach dem Wege zum Falle des Schwarzenbachs zu fragen. Wir schlugen einen mir wohl bekannten Pfad ein, und als wir nach einer Viertelstunde ein stärkeres Geräusch von unten herauf vernahmen, so kletterten wir zwischen häusergroßen Felsen und Buschwald gegen den Wildbach hinab. Vergebens! Es war nicht der Wasserfall. Denselben Versuch machten wir weiter hinten im Thale, und wurden abermals getäuscht.

Bei der Brücke wieder angelangt, sahen wir einen gebahnten Weg am jenseitigen Ufer sich in den Schlund hineinziehen, und vernahmen von den Steinhauern, daß er zum Falle führe. Nun war uns aber die Zeit zum Besuche desselben zu sparsam zugemessen. Der Gedanke, daß wir uns für einen künftigen Ausflug eine bedeutsame Partie aufsparen, mußte uns beschwichtigen.

Einer der Arbeiter erzählte uns, wie er einstmals auf einem schon mit Sprengpulver geladenen Granitblocke gesessen, um die letzte Hand anzulegen, als der Schuß losgegangen, der Block in Stücke zersprengt, und er weithin geschleudert worden sey, worauf er lange das Bett habe hüten müssen.

Wir vernahmen mehrere gewaltige Knälle vom Sprengen solcher Felsblöcke höher oben am Gebirge, welche im Thale nachhallend erdröhnten.

Die Wegesstrecke bis gegen Forbach hin ist wild romantisch; die Murg rauscht tief unter der um manche Ecke sich wendenden wohlgemachten Straße im Felsenbette fort und fort. Ihr Geräusch begleitet den Wanderer durch's ganze Thal. Links geht es steil hinauf in's Waldgebirge; rechts

hat man die impoſanteſten Bergköpfe. Zwiſchen der dunkelgrünen Waldung ziehen ſich alpenartige Wieſenſtreifen hinauf, auf denen ſich kleine Heuhütten als zerſtreute Punkte graulich abheben. Hier duftete uns der würzige Geruch des Grummets entgegen, der mich an den noch durchdringendern der Schweizer Matten erinnerte. Es iſt nicht blos das Auge, das ſich auf Reiſen in Gebirgsländern erfriſcht; — auf alle Sinne dringt Neubelebendes ein; alle baden ſich in ſtärkenden Elementen; alle aufnehmende und thätige Nerven erfreuen ſich wohlthuender Abwechslung.

Ueber den dunkelbewaldeten Eckkopf, der eine Felſenzunge gegen die Murg herabdrängt, welche ſie umrauſcht, ſchauten höhere, oben kahle Kulme herüber. In ſcharfem Winkel kamen wir um eine Bergecke, und auf ſich ſenkender Bahn nach Forbach hinab. Hier tritt nun eine üppige Vegetation ein. Nußbäume, reich an Früchten, ſtanden gleich Eichen; die Gemüſegärten ſtrotzten von maſten Kräutern. In der Dämmerung betraten wir den Gaſthof zur Krone, wo die Badgäſte von Baden den köſtlichen Forellen zu lieb häufig zuſprechen. Auch wir gingen nicht leer aus.

Ein Wagen voll Engländer, Herren und Damen, hatten mit ihrem Kutſcher einen komiſchen Kampf. Sie verlangten noch in der Nacht nach Baden zurück; er aber wünſchte ſeinen Pferden zu lieb hier zu bleiben. Natürlich mußte er ſich ihrer Marotte fügen, und in der dickſten Finſterniß anſpannen, was unter Reden geſchah, die er aus keinem Spruchbuch gelernt hatte.

Vierter Tag.

Wir erwachten am 27. September zu einem ſchönen Tag, und wünſchten unſerer Hauptſtadt zu dem heitern Geburtsfeſte des verehrten Königs Glück. Wir wollten es diesmal, wie ſchon öfter, in dem offenen großen Naturtempel begehen.

Das Städtchen Forbach hat eine äußerſt reizende Lage. Von hohen Waldgebirgen umgeben, an ihren Fuß angelehnt, hat es doch einen mannigfaltigen Anbau um ſich und in der Höhe. Die Kirche liegt oben im Städtchen. Wir gingen hin, und fanden ſie von einem neuern Baumeiſter in dem jetzt beliebten heitern Styl erweitert und verziert.

Auch farbiges Glas ist hie und da kaleidoskopisch zu ihrer Verschönerung angewendet.

Die Altargemählde gereichen der neuern Schule zur Ehre. Ohne die höchste Meisterschaft anzusprechen, beweisen sie doch eine tüchtige Praxis, und stellen sich, wie es für eine Gemeinde seyn soll, wirksam dar. Sie sind von Johannes Grund im Jahr 1833 gemahlt. Die Kirche wurde 1788 erbaut.

Eine bedeckte Brücke führt über die Murg. Die Straße steigt bald bergan; hinter dem Dorfe Gausbach wendet sie sich um einen Felsenschlund, und läuft nun ein paar Stunden lang an der rechten Bergseite fort.

Das Thal hatte im Ganzen seinen wild-ernsten Charakter verloren, dennoch blieben uns noch einige der groteskesten Ansichten aufbewahrt. Wir blickten oft zurück, und zählten neun Absenkungen, die rechts und links vom höhern Gebirg gegeneinander, ja perspektivisch wechselnd zwischen einander treten.

In den Dörfern wird viel Obst gedörrt, und weithin verkauft. Sein warmer Dunst muthete uns einladend an. Die Vorderseite der Häuser war zuweilen von vielverzweigten Reben ganz überdeckt. Kleine schwarze Trauben hingen in gedrängter Fülle daran. Es war eine frühe zeitigende Art. Leider konnten wir von dem Herbst unserer Heimath nicht viel Erfreuliches erwarten. Obst und Nüsse, bald auch zahme Kastanien, fanden wir in ziemlichem Maße, und mächtige Kürbisse hingen wie goldne Riesenäpfel von den Weinbergsmauern herab.

Unweit Langenbrand macht die Murg eine schnelle Wendung, und rauscht zwischen thurmhohen Felsufern hindurch. Wir traten auf einen bebuschten Vorsprung hinaus, und blickten in die schwindelnde Tiefe hinab. Unten waren Männer am jenseitigen Ufer beschäftigt. Das Auge täuscht sich über die Höhe und Weite der Kluft. Wilhelm versuchte sie mit Steinwürfen auszumessen. Mich wandelte ein Schwindel an; wie man denn auf solchen schroffen Höhen noch eher selbst thun kann, was man an Andern nicht mit anzusehen vermag, weil man seine eigene Kühnheit, nicht aber die fremde, auf den Zoll hin zu berechnen weiß. Ich hielt ihn fest am Rockzipfel. Seine Steine erreichten kaum das Wasser, das senkrecht unter uns zu fließen schien.

Nun stieg, je weiter wir vorrückten, der Anbau immer höher an den Bergen hinauf. Rebgelände traten in die Szene; Reps wurde gebaut; das Gaisblatt mit seinen wohlduftenden Blüten fanden wir am Wege wildwachsend. Vor dem Dorfe Weißenbach kamen wir auf den Thalboden. Das allmählige Auseinanderweichen der beiden Thalseiten

hatten wir schon früher wahrgenommen. Das Schloß Neu-Eberstein ragte vorne über eine waldbewachsene Anhöhe einladend hervor.

Einer Gottesackerkapelle auf einem Vorhügel, und eines Kruzifixes auf einer Felsklippe an der Murg, von einem Tannenbaume beschattet, mag ich wohl auch hier als pittoresker Motive gedenken.

Weißenbach, dies- und jenseits der Murg gelegen, ist das erste der freundlich und wohlhäbig aussehenden Uferdörfer, deren man auf der kurzen Strecke bis Kuppenheim, wo die linke Bergreihe zur Ebene abstuft, zehn zählt. Bis hieher hatte jede Wendung des Thales ein anderes, vom vorigen zuweilen spezifisch verschiedenes Gemählde gebracht. Von nun an wird das Thal weiter, und behält denselben offenen Charakter heiterer Gewerblichkeit und lohnenden, milden Anbaues.

Bei Hilpertsau kamen wir über eine auf steinernen Jochen ruhende Brücke, deren Balken sich aber bedenklich gebogen, so daß ihre Reparation eine Weichdrücke nöthig gemacht hatte. Das wilde Ungestüm der Murg bei Hochgewässern hat manchen felsenfesten Uferbau herbeigeführt.

Für einen Knaben sind die verschiedenen gewerblichen Beschäftigungen, die sich großentheils an die Waldregion knüpfen, interessante Anschauungen. So standen wir bei manchem Meiler, und sahen dem Geschäft der Kohlenbrenner zu, das, so einfach es ist, doch einen Blick in den Verbrennungsprozeß überhaupt, in das Verdunsten, Verkohlen werfen läßt, und auf den Unterschied, wenn die Luft dazu tritt oder nicht, aufmerksam macht. Ein Köhler sagte uns, daß er zu jedem Meiler 27 Klafter Holz brauche, welche dann in vier bis fünf Tagen in Kohlen gebrannt seyen.

In einer Oelstampfe waren wir auch; Sauerkleesalz-Fabriken sind in der Nähe von Gernsbach. Die Hütten, wo Theer, Harz, Pech, Terpentin, Kienruß gewonnen wird, sind tiefer im Waldgebirge.

Hier in der Ebene des Thales beginnt das Floßgeschäft auf der Murg, die hinaufwärts keine Schwellungen hiefür hat. Große Würfel von Schnittwaren, von vielen Kubikklaftern Inhalt, waren bei den Sägmühlen aufgehäuft.

Obertsroth liegt am Fuß des Schloßberges von Neu-Eberstein. Ein Pfad führt im Zickzack hinauf. Im Anfang dieses Jahrhunderts war es noch eine Ruine, die Markgraf Friedrich in alterthümlichem Sinne zu der schönstgelegenen Sommerwohnung, die man sich wünschen möchte, umschuf. Rechts an der Sommerseite hatten die Weinpflanzungen seit meinem Hierseyn zugenommen. Die Lage erinnerte mich an die des Leistenweins um den Schloßberg von Würzburg. Sie schien

günſtig genug zu ſeyn, denn wir bemerkten ſogar ein kleines Buſchwerk von Feigen in der Nähe.

Auf einem Ruhebank erfreuten wir uns der Ausſicht. Es war ein ſonnenheller Herbſttag; doch erzeugte die Wolkenbildung einen friſchen Wind. Im Schloßgarten erglänzte noch ein bunter Blumenflor von feurigen Dahleen und andern Herbſtblumen; wie denn dieſe Jahrszeit in der Pflanzenwelt in Wäldern, Gärten, und auf den Auen eine zweite ſaftgrüne Friſche, und ein wiederholtes Erblühen der kräftigſten Farben bewirkt, wozu dann ſelbſt das allmählige Verwelken des Laubes, als Durchgang deſſelben durch die Skale des Prismas, ſeinen Tribut gibt. So machten die gerötheten und gebräunten wilden Reben mit den grauen Schloßmauern, welche ſie theilweiſe überdeckten, einen mahleriſchen Gegenſatz.

Die Tochter des Schloßvogts öffnete uns die Pforte zu dem einen der beiden Thürme. Ein Waffenſaal überraſchte uns. Mehr als die glänzendſten Rüſtungen zogen mich einige Gefäße aus Elfenbein an, namentlich zwei Krüge, je aus Einem Stück gearbeitet. Auf dem einen war die Amazonenſchlacht, auf dem andern eine Jagd dargeſtellt. Die Arbeit dünkte mich ſo kunſtreich, ſo geſchmackvoll, als ich je eine geſehen. Kaum wollte ich mich davon trennen. Es war blos Artigkeit gegen unſern hübſchen weiblichen Cicerone, daß ich nicht, ihr Weiterſtreben ignorirend, länger bei dieſen Kunſtwerken, die aus dem 16. oder dem Anfange des 17. Jahrhunderts ſeyn mögen, verweilte.

Eine zweite Merkwürdigkeit waren die zahlreichen Glasmahlereien, die ich hier in die Fenſter und Balkonthüren eingefügt fand. Durch die Bemühungen naher Angehörigen in dieſer Kunſt, und durch meine angelegentliche Theilnahme an ihren Fortſchritten war mir ein beſonderes Intereſſe für Glasſchmelzmahlerei erwachſen; auch durfte ich mir einen etwas geſchärften Blick in ältere Gemählde und neuere Proben wohl beimeſſen, denn ich hatte bei den letzteren den Verlauf der Anſtrengungen von den erſten ungenügenden Anfängen an bis zu Leiſtungen, die ſich vor billigen Richtern durften ſehen laſſen, mit Theilnahme beobachtet, und ſo eine hohe Schätzung für das Gelungene der alten Kunſt gewonnen.

Hier auf Neu-Eberſtein waren es hauptſächlich Darſtellungen von gewöhnlicher Foliogröße mit kleinern Figuren, Heiligen, Einſiedlern ꝛc. in Landſchaften, Thieren ꝛc., welche mir in jeder Beziehung Meiſterſtücke zu ſeyn ſchienen, wie ich ähnliche nur in der Mairie in Straßburg an einer reichen Folge von Bildern aus dem Kloſter Molsheim einſt geſehen hatte.

Zur Vergleichung sind hier auch einige Glasmahlereien von dem neuerdings belobten Glasmahler Helmle in Freiburg von Kunstfreunden in's Auge zu fassen: eine Madonna und ein Familiengemählde. Seiner Manier nach scheint er Miniaturmahler gewesen zu seyn. Die Punktirmanier thut aber der Verschmelzung der Töne einigen Eintrag.

Von Mahler Gräffe sind einige Bilder aus der Geschichte des uralten gräflichen Hauses Eberstein hier. Eben so eine große Handzeichnung. Ein sehr kunstreich durchbrochen gearbeiteter Sessel von einem Freiburger Schreinermeister verdient auch bemerkt zu werden. Ein altes Portrait von einem Ebersteiner, tüchtig gemahlt, wurde auf einem Boden gefunden, und der Zerstörung entrissen.

Wir bestiegen auch den andern höhern Thurm, und genoßen auf dessen Balkon die überaus großartige Aussicht. Gegen Westen war sie durch höhere Waldköpfe beschränkt; aber gegen Süden umstellten die schönsten, weit hinauf angebauten Berge eine liebliche, mannigfaltig belebte Thalmulde, ein Amphitheater, das rücksichtlich der mahlerischen Verbindung des Grandiosen und Reizenden kaum zu überbieten ist. Hier schließen sich südöstlich die oben kahle Teufelsmühle und andere hohe Köpfe an, und noch gegen die Rheinthal-Ebene hebt sich ein imposanter Rücken, der über 1800 Fuß hohe Eichelberg, als Schluß des Bergtheaters ab. Vom Rheinthal sieht man einen bedeutenden Ausschnitt, wie ihn das Zurückweichen des Schwarzwaldgebirges vergönnt, in der Ferne den Rhein, und am Horizont den Zug der Vogesen, gegen welche von rechts herüber die Höhen des Odenwaldes anrücken.

Der welthistorische Strom wurde von dem Knaben nicht überlaut und frohlockend begrüßt, wie ich nach seinem früher oft geäußerten Wunsch, ihn einmal zu sehen, etwa hätte erwarten mögen. Ist das der Rhein? — fragte er, und schwieg dann, als ich es bejahte. — Was ist ein Menschenleben gegen sein ewiges Fließen? — Was ist ein Menschengeschick gegen die Völkerschicksale, die an seinen Ufern ringend und kämpfend ihre Entscheidung gefunden?

Flüsse sind kriegerische Schranken und Bollwerke, aber weder naturgeschichtliche noch geschichtlich sittliche Gränzen. Berge trennen Stämme, Gebräuche, Sprachen, Racen ꝛc.; Flüsse leiten ihre Verbindung ein. —

Eine Gesellschaft von Badegästen war nach uns angekommen. Auch sie erfreuten sich der reizenden Aussicht. Einer der Fremden, zu dessen Wesen ich sogleich eine Wahlverwandtschaft gefühlt, sah einige Zeit schweigend gegen das Panorama der Murgthalberge hin, dann äußerte er sich, wie folgt: „Wißt Ihr, wie mir Das hier vorkommt? Ich muß nun Alles dem Spiele vergleichen. — Spiel ist Leben, zusam-

mengedrängtes Leben, Bilderwelt, Anschauung, Schicksal, Verstand, Zufall, Glück im Kleinen. — Doch ich denke hier zunächst an die Karten. Sie liegen auf einander: da sieht man Nichts; — sie werden gemischt: da vergehen mir die Augen. Aber sie werden gegeben: ich erhalte eine Handvoll; ich breite sie fächerartig auseinander; die Trümpfe lachen mich an; die Bilder werden mir in ihrem Werth immer klarer. Wie schön, wie lockend, wie ahnungsreich, wie hoffnungsvoll, wie segensschwanger! — Seht! so schön ausgebreitet stehen nun die Berge vor mir, so recht klar aufgethan, und nur unten ein wenig in einander geschoben, wie eine Hand voll Tarok-Karten." —

Seine Begleiter lachten; — ich fand die Vergleichung nicht ganz unpassend; ja ich verfolgte das Bild, und dachte daran, wie die Natur ihre charakteristischen Formen zuweilen so erwünscht faßlich, so augenhaft kombinirt und kontrastirt auseinander breitet, ihre Reize als ein offenes Geheimniß entfaltet.

Wir trennten uns von der Aussicht nur darum ohne Zaudern, weil wir einer noch unbeschränktern entgegen gingen.

In der Wohnung des Kastellans erfrischten wir uns mit gutem Wein, und sagten dann dem wunderschön gelegenen Bergschlößchen und dem bemoosten Eber, der lebensgroß liegend von einer Mauer am Eingange herabschaut, Lebewohl. Die Wiederherstellung und geschmackvolle Ausstattung dieser Burg, großentheils im mittelalterlichen Sinne, war ein glücklicher Gedanke seines fürstlichen Besitzers.

Eine neue, im Jahr 1837 fertig gewordene Straße führt um einen Waldberg und durch das Thal von Beuren nach Baden. Bei der ersten Wendung derselben hat man noch einmal eine liebliche Aussicht auf die Umgebung des Städtchens Gernsbach, dann windet sie sich fast ganz eben durch den Tannenwald. Wir sahen viele Stechpalmenbüsche darin zerstreut. Mächtige Holländertannen kommen in diesem, wie uns Laien schien, gut bewirthschafteten Revier vor. Wo der Fahrweg durch die Schlucht von Wahlheim heraufführt, steht ein Brunnen aus Sandstein von gothischer Form, dabei steinerne Ruhebänke zwischen sechs jungen, zum Theil ausländischen Bäumen, deren Benennung auf die Anfangsbuchstaben geliebter hoher Namen deutet. Ein Selam größter Art. Man freut sich der anziehenden Lage dieses Ruhesitzes.

Mehrere Wagen mit Badegästen beiderlei Geschlechts fuhren an uns vorüber und dem Bergschlößchen zu. Bald waren wir auf dem Sattel zwischen zwei Waldbergen; die Straße bog sanft gegen einen überaus lieblichen, mahlerisch bewachsenen Grund hinab. Sie macht hier zwei Wendungen, deren erste einen kastellartigen Unterbau von

Sandstein-Quadern mit hohen Nischen umzieht. Auch hier fanden wir sie mit Gefährten belebt, kerngesunde Leute darin, junge, hübsche Damen; wie denn Baden überhaupt mehr Luxus- als Heilbad ist, so kräftig auch seine Quellen seyn mögen.

Unterhalb Mühlenbach sahen wir eine englische Familie im Schatten gelagert. Eine Mühle hinten im Grunde, mit pittoresker Vegetation umgeben, hatte das Zeichnungstalent einer Tochter als dankbare Situation angesprochen. Sie zeichnete sie unter einem schattenden Regenschirme.

Bei uns freilich gilt der Besuch eines Bades, wenn er nicht durch pathologische Nothwendigkeit geboten ist, für einen Luxus; für die Engländer kann ein deutsches Bad immerhin noch eine relative Sparniß seyn.

Wir blickten in die ländlich niedrigen Wohnungen von Oberbeuren hinein, und dachten uns dann im Gegensatz in den großen Kursaal von Baden, an die von Gold- und Silberhaufen rauschenden Spieltische, wo wir heute noch hinkommen sollten. Doch es wohnen ja zuweilen Verschwendung und Armuth, Frohlocken und Jammer nur durch eine Bretterwand getrennt.

Das Thal hat viel Abwechslung, und eine Folge von Darstellungen, von seinen wild-einsamsten Partien unter dem Mannskopfe bis hervor über Baden gegen die Ausmündung des Thales in die Rheinthalfläche hinaus, möchte sehr anziehend seyn. Ein expediter Badegast kann sich diese Lust durch leibhafte Anschauung in einem Vor- oder Nachmittag machen. Ich kenne aber seßhafte, niet- und nagelfeste Kurgäste, die noch nie auf der Ruine von Alt-Eberstein gewesen, was man leicht mit dem Buch in der Hand erreicht, und wobei man etwa mit einer Novelle von Clauren hin und zurück gerade fertig würde.

Zur linken Seite lag uns auf freier, weit umschauender Höhe ein lieblicher Sitz, Seelach genannt, dem wir gern einen Besuch gewidmet hätten.

Bei Kloster Lichtenthal, wo Alles schon einen städtischen Zuschnitt hat, bogen wir in das Nebenthal von Geroldsau ein.

Es ist, wie das Hauptthal, von schön bewaldeten Bergen umgeben. Dem Lesberge folgt der imposante Iwerst, hinter dem sich der pyramidalisch gegen die Rheinebene hinaustretende Iberg verbirgt. Nach einer Viertelstunde fanden wir das Thälchen durch einen quer laufenden Sandsteinhügel bis auf eine schmale Lücke, durch welche sich der Oosbach drängt, geschlossen. Hat man die mäßige Höhe erstiegen, so liegt eine der anmuthigsten Szenen, eine mit zerstreuten Häusergruppen besetzte Wiesenthalmulde, vor dem Blick, die wohl überall, und wenn sie auch mitten in die Schweizer Alpen eingesetzt würde, ein unfehlbares Wohl-

gefallen erregen müßte. Es versteht sich, daß hiebei eine günstige Beleuchtung das Ihrige thun muß.

Zu der „Bütte", einem pittoresken Wasserfalle, führt ein gebahnter Weg in eine enge Waldschlucht hinein. Hinten ragt ein hoher Gipfel, der Urberg, mit einem hölzernen Kreuz auf seiner Spitze empor.

Es ist gut, wenn der neugierige Beschauer keinen Maßstab vom Rheinfalle zu der Szene mitbringt, denn die Kaskatelle ist kaum zwanzig Fuß hoch, und etwa sechs Fuß breit. Der kleine Bach kömmt durch eine Felsenlücke, und stürzt in mehreren Strahlen, zum Theil durch vorstehendes Gestein unterbrochen, in ein Bassin.

Daß er kein gewaltiges Getöse macht, daß er überhaupt den Sinn nicht als ein Ungeheures überwältigt, nicht an die Urkräfte der Erde durch Ungestüm erinnert, kommt ihm andererseits wieder zu gut. So ist man ruhig genug gestimmt, nach seiner mahlerischen Bedeutung zu fragen, und, um der Naturszene doch ihr Recht anzuthun, die Form im Ganzen und in ihrem Getheil sinnig zu betrachten. Die einzelnen Kaskatellen, das kleine Felsen-Amphitheater, die Töne des moosigen Gesteins, die Vegetation umher, das klare Bassin, worin sich die Schaumwellen beruhigen, — Das Alles kann der Wanderer besonnen und ohne Herzklopfen würdigen. Ist er Dichter, so kann er sich durch die Musen und Grazien in der Mark zu einem beschreibenden Gedichte begeistern lassen. Ist er Zeichner, so fällt kein Wasserstaub auf seine Mappe. Er ist im großen Naturpark, und findet hier alle Momente schön abgewogen beisammen. Nach einigem Verweilen wächst sogar die Szene um etwas an Größe.

Wir stiegen noch einen steilen Weg über den Fall hinauf, und fanden ihn, von oben herab gesehen, durch veränderte Umgebung noch interessanter. Wir befanden uns in einem engen Waldthal, worin wir einige Wohnungen und Anbau wahrnahmen.

Als wir wieder gegen den Grund von Geroldsau heraustraten, sahen wir diesen von der wirksamsten Beleuchtung der scheidenden Abendsonne erglänzen. Wir eilten, um noch vor ihrem Untergange nach Kloster Lichtenthal zu kommen.

Im Hofe des Klosters wendet sich die Inschrift eines stattlichen Gebäudes an die fühlende Menschheit um thätige, theilnehmende Förderung der Zwecke eines hier in ältern klösterlichen Räumen neu eingerichteten Waisenhauses. Es neigte sich schon zur Dämmerung, als wir zur Pforte der Konventualinnen — es leben noch siebzehn Klosterfrauen vom Cistercienser-Orden hier — eingingen, um uns das Oeffnen der restaurirten Kapelle zu erbitten. Ich klopfte an eine Thür; eine

Laienschwester öffnete sie. Mein Blick fiel auf mehrere Gemählde. Ohne Umstände — denn Kunstenthusiasten machen nicht viele — bekannte ich meine Liebe für Bilder. Die fromme Jungfrau gestattete ihre Schau, und führte uns dann in das gegenüberliegende größere Gesellschaftszimmer, wo wir deren mehrere und bessere fanden. In die Wände eingerahmt waren zwei größere biblische Darstellungen, die mich frappirten. Es waren brave Kopien nach Jouvenet, ein Fischzug Petri und eine Fußwaschung, von welcher ich Kupferstiche besaß. Die Virtuosität des französischen Meisters dämmert noch in seinem Kopisten nach. Das Uebrige waren meist Portraits aus der großherzoglichen Familie oder Anverwandtschaft, von noch lebenden oder nicht lange verstorbenen Gliedern. Nicht für diesen Ort gemahlt, deuteten sie auf den frommen Sinn der Geber und auf ihre Theilnahme an dem Wirken der Klosterfrauen, die sich jetzt nicht mehr blos dem strengen Tempeldienste, sondern der Erziehung von Töchtern aus dem Mittel- und höhern Stande widmen. Sie wollten durch ihre Anwesenheit im Bilde ein sinnliches Zeichen von unausgesetzter Anhänglichkeit an das Institut geben.

Die Laienschwester schloß uns die Kapelle auf. Ihre Front ist neu in gothischem Styl hergestellt. Wir fanden den Raum reichlich mit altdeutschen Gemählden ausgestattet. Eine Kreuzigung an der Seitenwand dünkte mich das werthvollste darunter zu seyn. Die Köpfe hatten einen tiefen und würdigen Ausdruck, das Ganze zeugte von hoher Meisterschaft; doch auch die sämmtlichen übrigen waren einer längern Betrachtung werth, als uns das wachsende Dunkel des an sich etwas düstern Raumes vergönnen wollte. In den Chorfenstern sind Glasmahlereien eingefügt.

Auch Grabmähler in Form der Sarkophage stehen umher, und sagten uns, daß wir in einer Todtenkapelle seyen. Die Kirche selbst bot nichts Merkwürdiges dar. — Die Klostergebäude lehnen sich an eine senkrechte Felsmauer an, die oben mit Buschwerk begrünt ist. Ein Pfad leitet hinauf.

Von Lichtenthal führt zuerst eine jüngere Allee, dann eine mehrfache von uralten, größtentheils dem Absterben nahen Eichen nach Baden. Zur rechten Seite ziehen sich zerstreute Gebäude unter dem Rebgelände bis zur Stadt hin; links sind grasreiche Vorhügel der höhern Berge.

Der Eintritt in die Stadt gibt sogleich das Schönste, einige neuere, pallastähnliche Bauten der höchsten Herrschaften, den Kursaal, ein auf Spekulation gebautes Hotel, und jenseits der Brücke mehrere stattliche, neue Gebäude. Ich suchte mein unschuldiges Lämmlein, ein Gast- und

Kaffeehaus, das ich einst besucht. Siehe da! es war zu einem fürstlich eingerichteten Gasthofe „zum Lamm" geworden, und seine kleinen Nachbarn hatte eine eben so große Konditorei und Spezereihandlung verschlungen.

Nachdem wir im Gasthofe festen Fuß gefaßt, gingen wir in den Spielsaal. Schon auf der Promenade hatten wir noch mehrere Gruppen von Damen angetroffen, was uns bei der vorgerückten Jahreszeit auffiel; im Kursaal aber trafen wir so zahlreiche und glänzende Gesellschaft, daß wir uns vom Ende des Septembers in die Tage des Juli versetzt glaubten, und es uns in unserm unscheinbaren Reisehabit anfänglich nicht recht behaglich seyn wollte.

Das Spiel war in vollem Gange. Die Stille, mit der es gehandhabt wurde, fiel mir gegen das sonstige Rufen der Kroupiers: „Messieurs! faites votre jeu! — vite à votre jeu! etc." auf. Die galvanischen Säulen der Kronenthaler übten ihren Metallreiz auf die Spiel-Patienten aus. Nach den Goldfischen der Bank wurde auch stark geangelt. Meinen reisenden Konfirmanden interessirte das Spiel mit seinen Wechselfällen stärker, als ich geahnet; doch spürte weder Alt- noch Junggeselle den mindesten Zug, auch nur ein abgeschätztes Käsperchen einzusetzen, um Fortunen zu versuchen. Ich sagte mir, daß die Unternehmer, abgesehen von geheimen Ausgaben, 40,000 fl. Spielpacht an die Regierung entrichten müssen, und daneben noch einen namhaften Gewinn machen wollen.

Ein passionirter Spieler rechnet aber selten nach mathematischer Wahrscheinlichkeit; er glaubt an sein Glück. Reflektirt er irgend noch, so ist's gewiß mit einer Art Spiel-Aberglauben, der ihn dann öfter hänselt, als begünstigt.

Einen langen englischen Lord sahen wir so vielfach, schnell, und sporadisch willkührlich herum setzen, daß ihn fast jedesmal das einschlagende Kügelchen an's Ablassen mahnen mußte. Eine Puissance von ehrwürdigem Aeußern verlor auch mehr Gewonnenes, als sie Verlorenes wieder gewann.

Es ist jedem Menschen von Welt und Bildung bekannt, daß man bei den 36 Nummern des grünen Roulette-Tisches auf mehrfache Art sein Glück oder Unglück versuchen kann, da Chancen, wie Roth oder Schwarz, Gerade oder Ungerade, erstes, zweites, drittes Zwölf, bestimmte Zahl ꝛc. zur Willkühr stehen. Doch setzten die meisten Spielenden auf bestimmte Zahlen, wo der Treffer das fünfunddreißigfache zog, obgleich die Wahrscheinlichkeit des Treffens nur ein 36tel war. — Der Spieler denkt: aut Caesar, aut nihil!

Auch bei dem Rouge-et-noir-Tische verweilten wir. — Von enormen Glücks- oder Unglücksfällen bemerkten wir nicht viel, konnten auch für die pathologische Physiognomik nichts ins Reisetagbuch vormerken. Keine leidenschaftliche Mimik, kein verzweiflungsvolles Gesicht! Niemand schoß sich über sein Mißgeschick draußen auf der Promenade eine Kugel vor den Kopf; kein Codrus stand vom Spieltisch als Crösus auf.

Im anstoßenden kleinern Saale wollte ein Orchester zum Tanze locken; die anwesenden jungen Damen widerstanden aber der Versuchung, — was um so höher anzuschlagen war, als sie seit der verflossenen Nacht keine Tour mehr getanzt, und erst morgen wieder einen Ball im Prospekt hatten. — Man weiß auch im Bade Resignation zu üben und an die Kur seines geschwächten Körpers zu denken.

Wir blieben lange, konnten aber natürlich kein Fazit über das Spielglück irgend eines Theilnehmers ziehen, da wir nicht wußten, was gestern geschehen war und morgen geschehen werde. So viel machte ich mir klar, daß nachhaltig nur ein besonnener Spieler gewinnen kann, ein leidenschaftlicher aber fast nothwendig am Ende verlieren muß, weil er naturgemäß durch Unglück zu Extravaganzen verleitet wird, die er nicht repariren kann, wenn er kein reicher Mann ist. Wer bei gewissen Steigerungen nicht fortsetzen kann, der ist verloren. Den Besonnenen sieht man nach jedem Glückszuge wieder piano beginnen. Den Denkspruch halte sich aber Jeder vor: „Die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes ist für die Bank."

Schalttag.

Möge der Leser es nicht ungeeignet finden, wenn ich hier über einen Abstecher nach Straßburg, der freilich in ein früheres Jahr fällt, Einiges beibringe. Auf der Zinne des Münsters ist ein höchst erwünschter Standpunkt zu Auffassung des Schwarzwaldgebirges in seiner westlichen, steilern, demnach auch mahlerischern Abdachung. Gegen den Aufgang und unser würtembergisches Hügelland zu stellt er sich nicht gebirgisch dar. Es sind flache Höhenzüge, deren Erhebung unter einem unbedeutenden Sehwinkel erscheint.

Nach dem Archimedischen: Gib mir einen Standpunkt außerhalb! konnten wir erst in Straßburg die Macht und Pracht dieses Gebirges recht in uns bewegen. Es trägt hier nur in seiner obern Region Wald, ist abwärts mit wechselnder Vegetation, mit mannigfaltigem Anbau bedeckt, bildet schöne Linien, und seine Ein- und Ausbiegungen bieten der Abendsonne die heitersten Beleuchtungsmomente dar.

Wir hatten in Straßburg einen Brief an den Architekten A. abzugeben. Der freundliche Künstler führte uns zu der neuen Kirche, deren Restauration er selbst geleitet hatte. Abweichend von dem Gewohnten fanden wir den zweitheiligen Raum ihres Schiffes, da sonst die ungeraden Zahlen, drei und fünf, angewendet werden. Wir mußten ihm zugestehen, daß durch den freundlichen Schmuck das Ehrwürdige nicht vertilgt worden.

Durch Abnehmen der Tünche hatte er ein Stück Todtentanz von lebensgroßen Figuren ans Licht gebracht. Ohne bedeutenden Kunstwerth haben sie doch, wie Alles, was unsere Vorfahren des fünf- und sechzehnten Jahrhunderts gebildet, einen einfachen, entschiedenen Charakter, einen Styl, der nicht nebenaus konnte.

In dem Gebäude der Mairie fanden wir zwei Säle mit Gemählden verschiedener Schulen, eine Filialgallerie, mit welcher das niederrheinische Departement von der Hauptstadt aus bedacht worden.

Von großer Kunstbedeutung fiel mir Nichts in die Augen, doch würde ich wohl jetzt Manches für mich wenigstens instruktiv finden.

Gegen die Fenster war aber ein langer Rahmen mit Glasschmelzmahlereien aufgestellt, biblische Geschichten und Legenden in Foliogröße darstellend. Schöneres hatte ich noch nie gesehen. Mein Sinn und Gemüth gab sich der herzlichsten Freude über die Lieblichkeit der Gedanken, den Fleiß der Zeichnung, die durchleuchtende Glut der Farben, die wohlthuende Harmonie der Töne hin.

Sie stammen aus dem Kloster Molsheim; auf mehreren steht der Meister: Lorenz Linck; 1629.

Bei der Technik jeder Kunst, mit Ausnahme der Dichtkunst, die Göthe für keine solche gelten läßt, wird nur durch Schule und Mittheilung der Vortheile eine hohe Stufe erreicht. In unsern Tagen sieht man so viele sporadisch lebende Künstler, von denen jeder den Weg der Erfindung, schwieriger Erfahrungsversuche, und unendlicher, oft delikater Kombinationen, meist ohne den rechten Sinn und Takt hiefür, für sich allein machen will und muß. Daher denn auch das Erscheinen so vieler Bilder ꝛc., in deren jedem eine Summe von Talenten und selbst Virtuositäten zur Schau gelegt ist, wobei aber doch das Ganze, als solches, der künstlerischen Totalität, des Eindrucks harmonischer Natur, eines wohlthuenden Gesammttons entbehrt.

Es ist bekannt, daß in München eine Glasmahlerschule besteht, die wirklich Außerordentliches leisten, ja in manchen Schmelzfarben, im Vortrage, in Lieferung größerer Flächen mit Beschränkung der störenden Bleizüge, die Alten überbieten soll. Wie weit die dortigen Künstler in

der Sorgfalt im Kleinen, in der Verschmelzung der Töne hiebei, in der Sicherheit und Genialität der Behandlung gekommen, und ob sie in dem alten, frommen, dieser Kunstart angemessenen Styl geblieben, weiß ich nicht anzugeben.

Wir eilten mit vorgerücktem Nachmittage dem Münster zu. In einer angebauten Werkstätte sahen wir, wie Säulenknäufe, Kragsteine, größere und kleinere Standbilder kunstreich aus röthlichem Sandstein ausgearbeitet wurden, die mir ganz im Geiste der alten Meister gedacht erschienen. Sie sollen nach und nach das durch den Vandalismus der bilderstürmenden Revolution Zerstörte ersetzen.

Wir bestiegen auf einer der vier durchbrochenen Wendeltreppen von der Plattform aus, wo von keinem Schwindel die Rede seyn kann, auf 127 Stufen den zweiten Kranz. Hier suchten wir uns zu fassen und den Schauder zu überwinden, der wohl bei den meisten Besteigern unabwendbar ist. Zerlegte ich mein Gefühl recht, so war es gemischt aus der Besorgniß des Sturzes aus der kühnen, leichtfertig-durchsichtigen Architektur, und aus der freilich kindischen Angst ihres Einsturzes. Uebrigens ist nicht ohne Beispiel, daß steinerne Brustlehnen schadhaft waren.

Wir standen an der Pyramide. Die zu den kleinern Schneckenstiegen führende eiserne Thüre war geschlossen. Wir wollten einen Wächter zum Oeffnen heraufrufen. Noch 79 Stufen führen in die Krone, über welche noch ein Thürmchen mit einem steinernen Kreuze sich erhebt. Wie täuschend nahe war uns dieses! Im freien Aether hatten wir keinen Maßstab für die Höhe. Mitten in einer Straße würde die Pyramide mit ihrer siebenfachen Bekrönung auch die höchsten Gebäude weit überragen.

Ich unterschied in mir zwei Stimmen wegen der Besteigung. Aus optischen Gründen kann sich die Ferne in der Krone oben nicht merklich anders darstellen. Für das Wagniß sprach der Reisestolz, oben gewesen zu seyn, die geheime Lust selbst am Grausen, gegen dasselbe der Gedanke an Weib und Kinder, und daß mir oder meinem jungen Gefährten etwas Menschliches begegnen könnte. Die geschlossene Treppe war der Wendepunkt unseres Entschlusses.

Ich hatte früher einen zehn Fuß langen Originalaufriß der Pyramide des Ulmer Münsters, wie sie hätte werden sollen, gesehen, und sagte mir, daß sie die des Straßburger Doms an Schönheit übertroffen haben würde, so wie ich auch die Pyramiden des Freiburger Münsters, der Eßlinger Frauenkirche, und des Kölner Domes, wie sie bei diesem entworfen war, für faßlicher und schöner halte. Man kann auf die beiden unausgebauten Thürme die Klage Rolands um sein Lieblingspferd

anwenden: „Es hat alle Tugenden — und nur den einen Mangel, daß es todt iſt.“

Der Straßburger Münſterthurm übertrifft den der Stephanskirche in Wien an Höhe um 34 Fuß, um eben ſo viel die Peterskirche in Rom. Ueberdies ſchmälert den Eindruck der Höhe bei jenem das lanzenförmig dünne Aufragen, bei dieſer die große Breite.

Das Panorama des Standpunktes auf dem obern Kranze iſt fürwahr erſtaunenswürdig. Niemand wird leicht von ſeiner Muttererde ſo faßlich dargebreitet mehr überſchaut haben, oder zu ſchauen verlangen. Sehnlich wünſchte ich, da und dort in der ungeheuern Weite umher mit meinem Gemüth einheimiſch zu ſeyn. Das Auge wäre ſo gern ein Begleiter der Erinnerungen. So konnten wir Nichts, als das Dorf Sesenheim ſuchen, wo Göthe das liebliche Verhältniß mit der Pfarrerstochter Friederike gehabt. — Auf dem Fiſchmarkt, wo er gewohnt, dachten wir auch an ihn. —

Wir folgten dem Zuge der Schwarzwaldberge bis hinauf zum Blauen, Belchen, und Feldberg; die Jurahöhen hinter Baſel deuteten ſich ziemlich verblaſen an. Wahrnehmbarer machte ſich die vulkaniſche Erhebung des Kaiſerſtuhls bei Breiſach, eine Gruppe von 40—50 Hügeln.

Den Illfluß, der mit dem Flüßchen Breuſch vereinigt die Stadt durchfließt, ſahen wir weither durch die Niederung ſein ſchillerndes Band ſchlängeln. Er kommt aus dem Sundgau, von den Gränzen des Bisthums Baſel, wo der Jura und die Vogeſen in einander übergehen, wo nicht fern der Rhein ſich von ſeinem weſtlichen Laufe im rechten Winkel nordwärts wendet, wogegen drüben der Dourfluß von Norden nach Süden in kurzem Bogen umkehrt, wo nicht ſehr entlegen die Moſel ihre Haupt-, die Saone eine Nebenquelle hat. Der Anfang des Flußgebiets der Donau iſt auch nur einige Meilen von dieſer Gegend entfernt.

Uns lagen alſo die Gebirge im Geſichtskreiſe, die ihre Waſſer drei Meeren zuſenden. — Die Waſſer der Ill ſind für den Kanal Monſieur benützt, deſſen erſte Kammerſchleuße wir am Kai als ein maſſives Werk bewunderten.

Auf der Baluſtrade der Plattform iſt eine Ortſcheibe mit divergenten, nach verſchiedenen, ſichtbaren und unſichtbaren geographiſchen Punkten hingezogenen, Linien. Immerhin eine Leitung für die Imagination; man gibt ſich gerne dem Zuge hin.

Beim Austritt aus dem Thurme nahmen wir von dem freundlichen Architekten Abſchied. Ich hatte ihm, als Gruß aus der Ferne, ein Heft

vierſtimmiger Lieder von ſeinem Freunde Kocher mitgebracht. Sie lagen noch in Kehl bei Herrn Reyſuß, weil wir Paßloſe Nichts bei uns tragen wollten. Er fragte, ob ſie doch nichts Verfängliches enthalten. Es ſind — ſagte ich — unſchuldig anſprechende Texte mit gemüthlichen Melodien, z. B. gleich das erſte herzrührende, einzigſchöne, — ach, Sie müſſen es kennen! — Ich faßte ſeine Hände und ſang ihm mit halber Stimme vor:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt!
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magſt du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führeſt deinen Reigen
Ueber'm Sternenzelt!"

Ich weiß nicht, was mich anwandelte. Wir repräſentirten zwei Nationen. Dieſes Gefühl drängte ſich auch in mein Singen. Ich hatte, glaube ich, Thränen in den Augen. Er ſah mich betroffen an, und blickte etwas ſcheu um ſich. Wie! — flüſterte er mir zu — ſolche Lieder haben Sie mir mitgebracht? Bedachte denn Kocher nicht, wo und in welcher Zeit wir ſind?

Ich wurde roth, ich weiß nicht über unſern beidſeitigen deutſchen Leichtſinn, über des Franken Beſorglichkeit, oder über die Zeit, in welche die freie und franke Nation eingerückt war. Es war im Jahre 1825.

Ich mußte dem Architekten überlaſſen, ob und wie er zu den verpönten Liedern kommen wollte.

In unſerm Gaſthofe war unten in einem Eilwagenbureau von ab- und zufahrenden Gefährten, Bewillkommenden und Abſchiednehmenden ꝛc. ein lautes Leben. Einige junge, nach Nancy eingeſchriebene Kleriker, in langem, ſchwarzem Habit, und Hüten mit breiter Krempe, mahnten an das Wiedererſtehen der alten, ſtarren Form.

Die häufigen bunten Anſchlagzettel an allen Straßenecken, die Aſſekuranzzeichen, die großen Aushängſchilde, die Menge der Gewölbe, die Geſtalt, die Beſpannung der Frachtwagen, der Lapidarſtyl auf ihren Decken, das Ertönen der franzöſiſchen Tenorſprache an allen öffentlichen Orten, ließen mich nicht daran denken, daß ich in einer ehemaligen deutſchen Reichsſtadt ſey: ich konnte mich wohl eher in eine Vorſtadt von Paris verſetzt glauben.

Wenn wir aber aus unſerm Gaſthof auf den von Marktſchiffen und Kähnen belebten Kanal, auf das bürgerlich und kommerziell

bewegte Ufer- und Waſſerleben, das ich in Straßburg gar nicht erwartet hatte, hinblickten, ſo konnten wir in irgend einer alten niederländiſchen Stadt zu ſeyn wähnen.

Ich mußte meinen jungen Reiſegefährten auf eine mahleriſche Auffaſſung des Lebensbildes hinleiten, das mit kräftiger Beleuchtung ein höchſt wirkſames Tableau abgeben würde. Pittoreske Gebäudereihen, der in einem reichen Styl gebaute biſchöffliche Pallaſt mit geſchloſſenem Vorplatze, das nicht fern einwärts ſtehende, Alles weit überragende Münſter mit der über's Kreuz gehenden, ſchön geſchwungenen Bogenwölbung an der grandioſen, einzigen Oeffnung — ſie wären die erwünſchteſten Motive für einen Künſtler, der ſie im Geiſt eines Canaletto darzuſtellen verſtände.

Ein gelungenes Kupferſtich-Blatt von dieſer Anſicht iſt mir wirklich ſeitdem vorgekommen.

So viel Bemerkenswerthes wir auch in kurzer Friſt in Straßburg geſehen, ſo ward uns doch erſt wieder leicht ums Herz, als wir unſern vaterländiſchen Boden jenſeits der Rheinbrücke betraten. Aller Politik fremd, hatte ich doch den unheimlich-finſtern Geiſt, der damals jenes Reich durchzog, empfunden.

Fünfter Tag.

Am Morgen des 28. Septembers — wir ſind wieder im heitern Baden — gingen wir zur Hauptkirche, die, außer dem freilich in einem äußerſt gekräuſelten Styl verfertigten Epitaphium des im Jahr 1707 geſtorbenen Markgrafen „Louis von Baden," wie der gegen Türken und Franzoſen heldenhaft thätig geweſene Fürſt Ludwig Wilhelm genannt wurde, — und einem andern, weniger mit Zier überladenen ſeines ebenfalls kriegeriſchen Oheims, Leopold Wilhelm, nichts Merkwürdiges enthält. In dem Velten- und Marx'ſchen Magazin intereſſirten uns hauptſächlich die Oelgemählde älterer Meiſter. Wir fanden die Preiſe hier und bei ein paar Buden, wo ebenfalls noch welche zu Verkaufe ſtanden, nicht ſehr hoch, hörten aber, daß Werke guter Meiſter von unbezweifelter Originalität, garantirte Bilder zuweilen ſplendide Käufer finden. Bei einem Landsmanne, dem berühmten Miniaturmahler Holder, der hier vollauf zu thun hatte, fanden wir einen von ihm acquirirten Guido Reni, Chriſtus als Kind auf das Kreuz in betender Stellung gelehnt.

Durch eine neu angelegte Allee, für die eine vordem anſteigende

Straße der Stadt planirt worden, kamen wir auf den Kirchhof, wo uns ein altes Skulpturwerk aus Sandstein, ein Oelberg, bei der großen Nachfrage nach Darstellungen aus Baden, in Verbindung mit seiner Umgebung ein sehr dankbarer Gegenstand für einen Zeichner zu seyn dünkte.

Bei der Antiquitätenhalle, in deren Nähe wir die Brühquellen von 53 Grad Wärme fanden, hielten wir uns mit der oft schwierigen Entzifferung der römischen Inschriften nicht auf. Wir begnügten uns mit dem allgemeinen Eindruck, der uns die Anwesenheit der Römer, die sich auf Benutzung warmer Quellen sehr gut verstanden, durch sinnliche Merkmale näher rückte.

Gegenüber ist eine bedeckte Halle erbaut, in welcher wir am kalten Morgen uns von den Sonnenstrahlen durchwärmen ließen. Die Uebersicht der Stadt und Umgegend ist hier wegen der Nähe interessanter Partien von eigenem Reiz.

Gegen Mittag, nachdem wir uns durch ein Gabelfrühstück gestärkt, verließen wir Baden.

Das Leben und Treiben in unserem Gasthofe, wo auch Bürger einkehrten und sich durch Trunk und Spiel vergnügten, so wie sonstige physiognomische Blicke, die wir da und dorthin in der Stadt geschickt hatten, legten mir eine allgemeine Bemerkung nahe, die ich jedoch nicht übelwollend auf die Bewohner Badens angewandt wissen möchte. Es ist folgende: Ein leichter und schneller, ein vorübergehender Erwerb geht selten recht fruchtbringend in das wirthschaftliche Wesen und Leben der Menschen über, wird nicht recht ökonomisch in Saft und Blut resorbirt. Ueberdies theilen sich freie Sitten in der Gesellschaft leicht mit.

So wie nun z. B. ein lebenslustiger Wirth bald zu seinem eigenen Gast wird, der noch dazu den ganzen Tag im Wirthshause bleibt, so sehen wir den Bürger der Universitätsstadt zum Burschen werden, der überdies Nichts lernt, so den Bewohner des Kurorts zum Badegast mit jahrelanger Saison, und selten entspricht den ungemeinen Summen, die dort und hier von den Fremden verzehrt werden, der Wohlstand und das Wachsthum der so gut bedachten Städte.

Durch das hochgelegene Schloß, das nach der Einäscherung Badens am Tage des heiligen Bartholomäus — eines ominösen Heiligen — am 24. August 1689, später wieder erbaut worden, kamen wir auf die mit einer Rotunde aus Stein endigende Terasse, und von da in den Schloßgarten, wo wir uns der erhebendsten, ernst-heitern Umsicht zu erfreuen hatten. Auf dem nicht eben großen Flächenraume ist viel mahlerische Mannigfaltigkeit der Vegetation, majestätische Lindenbäume,

anmuthige Gebüsche, reinliche Gänge, Schatten und Licht, wie es der Lustwandler für leibliches und gemüthliches Bedürfniß sich wünschen mag, und wie es der Verweilende noch weit mehr zu schätzen weiß, als der fortstrebende Wanderer.

Die schon einmal gesehenen Souterrains, unheimlich, wie das heimliche Gericht, dessen Sitz sie gewesen seyn sollen, besuchten wir nicht.

Aus dem Schloßgarten tretend sahen wir uns auf der Straße zum alten Schloß, einer der großartigsten Ruinen, und so schön gelegen, als man es sich denken mag. Der Weg führt in einen Tannenwald, dessen Ernst und Urkräftigkeit — er hat herrliche Hochstämme — mit dem so eben verlassenen Element einen fühlbaren Kontrast machen. Kleine Züge von Kurgästen begegneten uns, gehend, auf kleinen Eseln reitend; — ein kränklicher Jüngling wurde von seinen Brüdern in einem Wägelchen kutschirt.

Bei einer Wendung der Straße saßen unter hundertjährigen Tannen auf einer Ruhebank zwei junge Damen. Wir grüßten sie schweigend, und dachten: Einmal gesehen und nimmer! — Im Vorhofe der Schloßruine angekommen, fand ich den Raum reinlicher, als einst, und mit einem Schenkhäuschen ausgestattet. Ich erzählte W. die frühern Fata, die Chokoladebereitung unter schüttendem Regen, den Hochgenuß unter schützendem Bretterdache ꝛc. Wir eilten hinein, hinauf über die neugebauten steinernen Treppen durch ein Gewinde ehemaliger Gemächer und Säle. Rückwärts sahen wir in eine schwindliche Tiefe der hohlen Räume hinab. Ueberall hat die Vegetation ihr Recht auf zerstörte, verlassene, von Wind und Wetter angegriffene Wohnplätze geltend gemacht. Der architektonische Uebelstand wird zum pittoresken Glück. Man kann sich nichts Schöneres denken, als die bald gerade aufstrebenden, bald seitwärts hinausragenden, zuweilen ganz gesenkten Bäume und Gesträuche, Laub- und Nadelholz durcheinander, und mannigfaltiges Grün, herbstliches Gelb, Roth und Braun gemischt, einander gegenseitig hebend.

Auf der Zinne einer offenen Gallerie beherrscht man die reichste, freieste Aussicht. Wenn die erste Ueberraschung einer ruhigern Schau Eingang verschafft hat, so thut man wohl, das ganze Panorama nach seinen Hauptmomenten zu umschauen. Die Fernsicht ist ungemein; man sieht die Fläche des Rheinthales von Schlettstadt bis über Worms gegen Mainz hinab, mithin den Zug des Rheinstromes auf eine unabsehbare Strecke. Denn man glaube ja nicht, daß man die entferntern Punkte unterscheiden könne. Allerdings erkennt man das Münster von Straßburg, dann die Städte Rastadt, Karlsruhe, Durlach ꝛc., den Zug der Vogesen, aus dem Duft auftauchend in Süden, in ihm zerfließend in Norden,

ſich dort heranziehend die Höhen des Odenwaldes. Man erkennt Schiffe auf dem Rhein. Aber die Ferne verliert ſich ins Unbeſtimmte der Dünſte, und nur unter den günſtigſten Umſtänden dringt der Blick weiter, als ſonſt im größten Theile des Jahres.

Von dieſem unendlichen Horizonte mag das Auge gern zu den nähern aufragenden Maſſen des kegelförmigen Ibergs und ſeiner Nachbarn, dann des rückwärts im Thale thronenden Merkuriusberges und der andern Schwarzwaldköpfe ſich wenden.

Näher bei Baden und Lichtenthal ſind aber höchſt anmuthige, durch Wieſenmulden und ſaftgrüne Halden getrennte bewaldete Hügel. Das Thal iſt überſäet mit Wohnplätzen, gedrängt und zerſtreut, und nicht wie durch Nothdurft und Sorge, ſondern gleichſam zur Luſt und behaglichen Ueberſchau und zu täglichen Spaziergängen ſo geſchaffen und geſtaltet.

Die nächſte Nähe iſt aber die waldumgebene Schloßruine ſelbſt, die man von ihren hohen Zinnen aus in ihrer ganzen Größe und Ausdehnung würdigt, und die als Vorgrund jenen Gemählden erſt die rechte Bedeutung gibt, ſie als Gegenſatz noch mehr erheitert. Zum dritten Male beſucht, und in allen Räumen mit liebendem Antheil durchwandelt, war mir das Ganze und Einzelne doch wieder neu, wozu wohl auch die dankenswerthe Herſtellung der überall ſicher hinführenden ſteinernen Treppen das Ihrige beitrug. Man zürnt der Wuth der ziviliſirten Barbaren, die dieſes edle Stammſchloß zerſtörten; aber wie nun die Kunſt kein Uebel anerkennt, als den Ungeſchmack, ſo ſieht ſie auch in Tod und Zerſtörung noch das vormalige Leben, und heißt zerfallene Hütten und Palläſte ſchön, ja künſtleriſch ſogar ſchöner, als neugebaute, weil mehr Geſchichte und mannigfaltigeres Leben aus ihnen ſpricht. Die mahleriſch nachahmende Kunſt läßt in ihrem Zauberſpiegel nicht ſo gern das vollkommene Kunſtgebilde oder ſonſtige Menſchenwerk, als vielmehr das von den Elementen ſchon wieder angegriffene und durch ſein Schickſal zur Natur gewordene ſchauen.

So ſtanden wir mit Intereſſe hinter der Schloßruine, wo ein hoher Thurmreſt, mit dem Grundfelſen wie verwachſen, von Schlingpflanzen überwuchert, und hinter hochſtämmigen Bäumen halb verſteckt ſich darſtellt, wie denn dieſes Günſtige von Zeichnern oft ſchon ausgebeutet worden. Von dieſem Standpunkte hinweg beſtiegen wir auf Stufen aus unbehauenen Steinen die ſogenannten „Felſen," eine bewaldete Höhe, welche die der Ruine noch um ein Merkliches überbietet.

Auf halbem Wege dahin ſaßen auf einer Steinbank wieder die beiden jungen Damen. Wir hatten nun ſchon einiges Recht zu einem

lauten Gruße, der auch von Silberstimmen mit der Aeußerung erwiedert wurde, daß dieser steile Weg etwas anstrengend sey.

Auf der Höhe steht eine gegen Wind und Wetter schützende hölzerne Hütte mit einer Unzahl Namensverewigungen. Hier oben ist die Aussicht gegen Süden und Westen noch unbeschränkter, als auf der Ruine, da man diese ganz unter sich hat, und die nähern Berge schon etwas weniger vom Horizonte wegschneiden.

Die Damen kamen uns nach; wir verweilten mit ihnen in demselben bedeckten Raum, und es ergaben sich wieder einige freundliche Reden und Gegenreden. Die Felsen, ein porphyrartiges Konglomerat, starren hier in grotesken Formen senkrecht herauf. Man versagt es sich nicht, auf vorragende Platten hinauszutreten, und über die thurmhohen Wände mit einem süßen Grausen gegen den Wald hinabzuschauen.

Von hier aus wandte man sich früher wieder zurück. Jetzt aber fanden wir einen weiter hinauf leitenden, gebahnten Fußweg, der auf eine noch bedeutend höhere Felsenpartie führte. Ja, die Zerklüftung wird hier immer kühner, wilder, schaueriger. Wegweiser zeigen auf eine Felsenbrücke, die wir auch, dem Pfade folgend, bald fanden. Wir mußten uns durch irrgängliche Zackenfelsen, jäh, doch gefahrlos, hinabwinden, und kamen dann über eine schmale, aber sehr tiefe Kluft auf einer kleinen, kunstlos, doch fest zusammengefügten Brücke zur Felsenkanzel.

Hier sahen wir uns auf einer überall schroff abgerissenen Klippe über einem fürwahr schaudervollen Abgrunde. Mit möglichster Fassung schaute ich mich hier um; doch konnte ich, meinen jungen Gefährten zwar nicht aus den Augen, aber doch gewähren lassend, ein bängliches Gefühl nicht ganz überwinden. Reisenden Mahlern möchte ich den Besuch dieser abenteuerlichen Felsenformation dringend empfehlen. Keine Einbildungskraft kann dergleichen erschaffen, und auch durch die schwächste oder flüchtigste Nachbildung dieser Gestalten wird der gigantische Naturgeist hindurchblicken.

Als wir uns wieder durch das Felsenlabyrinth heraufgewunden, standen wir zum vierten Male vor dem Damenpaar, welches sich auf einem Sitze niedergelassen hatte. Sie ersparten uns durch ihr gebrochenes Deutsch die Verlegenheit, ihnen in gebrochenem Französisch Auskunft zu ertheilen. Sie wollten wissen, ob die Felsenbrücke ohne Gefahr zu passiren sey. Wir beruhigten sie hierüber und versicherten, daß sie, wenn sie keinen Schwindel haben, unbedenklich diese groteske Partie besuchen könnten. Wie nahe lag es, den Rathlosen die Begleitung und den

stützenden Arm anzubieten? Am Schreibpulte stehend begreift man seine Hartherzigkeit auf der Reise gar nicht, die sich nur dadurch wo nicht entschuldigen, doch einigermaßen erklären läßt, daß sich der Wanderer in einer Art Naturzustand befindet, und im Ringen mit den ungebundenen Weltkräften selbst ein wenig unbändig wird.

Sterne und Jean Paul sind ohne Zweifel auch mit der Feder in der Hand sentimentaler gewesen, als mit dem Wanderstabe. Auf der Reise geizt man mit Worten, Minuten, und Kräften. — Oder waren die Damen etwa nicht jung, nicht reizend genug? — Kann man aber die Artigkeit gegen schöne Frauen und Mädchen ein Verdienst, ein Opfer nennen? und besteht nicht die eigentlich chevalereske Galanterie eben in dem Zuvorkommen gegen ältere, passirte Damen? Die unsern waren jedoch weder alt noch häßlich.

Dem sey nun aber, wie ihm wolle, — wir ließen sie, mit Ablehnung jeder romanesken Situation, auf den Felsenklippen allein, und setzten unsern Weg weiter fort.

Eine Szene hielt uns sogleich wieder fest. Gegen den Abgrund hinaus war die Felsenwand so von oben bis tief hinab zerklüftet, daß eine thurmhohe Spalte entstand, welche uns schauerig angähnte und ein merkwürdiges Schaustück von Zerrissenheit darstellte. Mit diesem klaffenden Riß schloß sich die ungemein mahlerische Folge der charakteristischen Felsenszenen.

Wir wanderten im Walde fort, und kamen bald abwärts und ins Freie. Wir befanden uns auf einem Sattel der Höhe, „der Batter" genannt. Anbau erschien mit seinen freundlichen Bildern, Frucht- und Gemüsefelder, Rebland, Obstbäume, und das Dorf Ebersteinburg hinter seinen Gärten halb versteckt.

Die Schloßruine, von der es seinen Namen hat, liegt am andern Ende auf einem Vorhügel, von Wald umgeben. Das ehemalige Schloß wurde vom schwäbischen Bunde zerstört. Eine Frau folgte uns. Sie hat ein Hüttchen in einer Ecke der Mauerreste, und ist für die Besucher mit Erfrischungen versehen, auch stets bereit, warme Getränke zu bereiten. Außen steht eine kleine Laube, aus welcher man eine herrliche Aussicht genießt, bei welcher die Nähe, die freundliche und dann auch wieder ernste Umgebung des unten liegenden Dorfes uns nicht minder anziehend war, als die endlose Ferne.

Sie erbot sich, uns den Thurm aufzuschließen, wo wir auf hoher Zinne das Panorama unbeschränkt umschauen sollten. Hier oben ist dann die Sicht in den Ausgang des Murgthales und über die es begränzenden, ungemein mannigfaltigen Bergformen hin überaus großartig.

Senkrecht hinab in schwindelnder Tiefe blickt man auf die Tannen- und Eichenwipfel, und so sezt sich die Waldregion über die Wallungen des Bodens fort bis gegen das Thal hin.

Ich suchte in diesem Revier die Stelle, wo ich einst verirrt, und rathlos und vergeblich rufend mit dem älteren Bruder W. s gestanden, und wir uns dann doch wieder zurecht gefunden.

Uns rechts lag der höchste Gipfel der Gegend, der hohe Merkuriusberg; drüben über dem Murgthale der Rücken der Teufelsmühle und ihre nicht minder imposanten Nachbarn. Die Ferne war rhein-abwärts aufgethan.

Niemals war es mir darum zu thun, auf solchen hohen, freien Standpunkten mit dem Tubus in der nebeldustigen Ferne nach gewissen Punkten, Städten, Schlössern ꝛc. herum zu stöbern, wie die Atomistiker unter den Reisenden pflegen. Die Dynamik des Erdplaneten, von dem hier ein für die Imagination immer erkleckliches Stück aufgethan war, ging mir über jenes Herumtasten.

Dem Oberrhein in seinem Laufe durch das breite und unabsehbar lange Thal zu folgen, den Zug der Vogesen, das Einrücken des Odenwaldes zu überschauen, Das war meinem Auge, meinem innern Sinne mehr als genug. Die Nähe, die Umgebung machte sich durch ihre geologischen und mahlerischen Momente geltend; doch auch hier blieb Vieles räthselhaft, geheimnißvoll, unergründlich, und wir trennten uns endlich, weil das Gemüth auch das Große und Schöne nur so lange erträgt, als es in der Stimmung der Gegenwart einen Antheil daran knüpfen, ein Interesse daraus entnehmen kann. Wir sagten dem ewigen Strome Lebewohl, weil der kurze Tag und seine Stunde gebot.

Durch das Dorf und seinen fruchtbaren Oesch kamen wir bald auf die über den Bergsattel von Baden her nach Gernsbach führende Straße. Im Walde begegnete uns eine lesende, bildschöne Dame. Welchem Autor kommt in solchem Falle nicht der Gedanke: Wie! wenn die Holde zufällig Dich in den Händen hielte! Links auf der Höhe sahen wir noch ein paar aufstarrende Felsen von derselben Physiognomie, wie die über dem Schloß Alt-Baden.

Die ganze Felsenreihe von Alt-Baden her deutet auf eine urweltliche innere Hebung der primitiven Formation, eines Porphyrs mit Feldspath untermischt, über die jüngere, welche aus Sandstein, Thon und Kalk, und einem Steinkohlen-Flöz besteht. Die meisten heißen Quellen entspringen im Urgebirg, und gewaltsame Zerklüftungen, Folgen urweltlicher Umgestaltung, sind Zeugen, daß einströmende reine Wasser über vulkanischen Heerden sich erhitzen, und aus ihrer Gasform durch

die niedrigere Temperatur des obern Gebirges wieder verdichtet, so zu Tage gehen.

Die Topographie der warmen Bäder der alten und neuen Welt bestätigt diese geologische Hypothese auf eine Weise, daß man kaum eine andere Erklärungsart zu suchen geneigt seyn kann.

Aus dem Walde tretend erfreute ich mich wieder der weitumschauenden Freiung und der reizenden Lage von Neuhaus, einer einzelnen Ansiedlung auf lachender Höhe.

Vom Schlangenzuge der wohlgebahnten Straße beugten wir rechts ab, und folgten einem felsigten Pfade, der ins Thälchen auf das Dorf Unterstaufenberg steil hinabführt. Wir sahen uns von lauter Rebhügeln umgeben. Auch an den Wohnungen rankten Weinstöcke vollgedrängt von beerschwarzen Trauben hinauf.

Das Städtchen Gernsbach, wohlhäbig durch Gewerbe und Holzhandel, an Markttagen lebhaft durch den Besuch der Umwohner, hat seine Hauptkirche würdig restauriren lassen. Ueber die massive Murgbrücke aus rothem Sandstein kamen wir in den jenseits gelegenen Theil, der am Ufer hellgebaut sich hinzieht.

Auf der ansteigenden Straße traten wir aus dem Urgebirgischen in die Formation des bunten Sandsteins. Links hatten wir ein fruchtbares Thälchen; zahme Kastanienbäume hingen voller Früchte; die Obstbäume waren leider heuer fast überall ohne Segen; Gemüse, Frucht, Wurzelgewächse wurden in ziemlich ergiebigem Maße eingeheimst; die Rebgelände harrten noch auf warme Nachsommertage, die aber nicht kommen wollten, und so mußte sich der Mensch eben genügen lassen. Die Frommgesinnten getrösteten sich der Güte Gottes, die auch über Fehljahre hinüberhilft; die Aufgeklärten (wie ich sie nennen will) dachten an die austheilende, ausgleichende Natur, die ihre Gabe nach mehrjährigen Durchschnitten in erfreuender Fülle gewährt, und nur selten hiebei unerwartet große Stadien macht.

Das Dorf Loffenau hat eine sehr reizende und milde Lage in dem vor Nordwinden geschützten Kessel der Berge. Es sind die Nachbarn der Teufelsmühle und des hohen Mutzensteins. Zeugen der warmen Lage des Orts sind die vielen Kastanienbäume, die hier gedeihen, während um Stuttgart, wo doch Wein, Mais, Aprikosen-, und selbst Mandelbäume fortkommen, kein solcher Baum gesehen wird.

Noch oft wandten wir uns um, und blickten der scheidenden Sonne nach gegen die ferne Niederung des Rheins und die nachdunkelnden Vogesen; aber es geschah mit dem etwas wehmüthigen Gefühle der

Heimkehrenden, die dem Schönen und Erhebenden ihren Abschiedsgruß nachsenden.

Wie anders ist es dem Erwartenden zu Muthe, vor dessen in die unbestimmte, sich allmählig aufthuende Ferne dringendem Blicke die phantastischen Gestalten des noch nie Gesehenen mit jedem Schritte deutlichere Formen gewinnen. Er hat die süße, kitzelnde Vorempfindung der Erweiterung, der Bereicherung seines Wesens. — Gegen die Heimath gewendet muß sich seine Imagination wieder in die Enge ziehen; und wären nicht die Bequemlichkeiten des Gewohnten, das stille Wachsthum der innern Welt, man möchte die Rückkehr in die ewigen Wiederholungen des schon Durchlebten von Herzen verwünschen.

Wir wollten, obwohl der Tag sich stark zur Dämmerung neigte, doch noch Herrenalb erreichen. Deßhalb marschirten wir mit raschen Schritten den steilen Pfad gegen den Bergsattel, „bei der Kapelle" genannt, hinauf. Oben sahen wir uns in kurzer Rast um. Wir standen auf der natürlichen Gränze zwischen dem milden, fruchtbaren Lande Baden und dem dunkeln würtembergischen Schwarzwalde, und gingen in der Zeit und im Raum einem wachsenden Dunkel entgegen. Ein Mann kam uns eilig und keuchend nachgeschritten; nahe an uns setzte er sich auf einen Markstein und rief uns an. Er bat um ein kurzes Verweilen, indem er uns zu begleiten wünschte. In Loffenau hatte er von zwei Wanderern gehört, die noch nach Herrenalb gingen, und sich nun angestrengt, sie einzuholen. Uns war freundliche Ansprache so erwünscht, als ihm. Er war ein redefroher Bewohner letzteren Orts, und wir kamen unter Wechselreden, die sich wie billig auf Land und Leute dieser Gegend bezogen, durch die außerdem etwas melancholische Waldregion früher als gedacht nach Herrenalb, wo wir im Ochsen uns wohl berathen fanden.

Sechster Tag.

Am Morgen des 29. Septembers, am Tage des Erzengels Michael, gingen wir zu der kleinen Ruine einer Kapelle des ehemaligen Cistercienser-Klosters, das im Jahr 1148 vom Grafen Berthold von Eberstein gestiftet worden. Es freute mich, daß mein jugendlicher Gefährte Interesse für den mittelalterlichen Baurest und die daran eingemauerten noch ältern Grabsteine zeigte. An einem der letztern lasen wir die Jahrszahl 1300.

Es wäre Schade, wenn diese vier Ringmauern mit den byzantinischen Fenster- und Thüröffnungen, und dem vielleicht spätern gothischen

Glockenthürmchen abgebrochen oder der zerstörenden Zeit überlassen würden.

Schon durch das Thor des sehr geräumigen Klosterhofes stellen sich die Gegenstände sehr mahlerisch und in einen Rahmen gefaßt dar. Ein schön bewaldeter Berg des romantischen Gaisthälchens bildet den Hintergrund; die Kirche und die Ruine ragen über einen Obstgarten hervor; ein laufender Brunnen steht belebend im Vorgrunde, wozu sich dann, da neben verschiedenen Wirthschaftsgebäuden auch die Schule im Hofraume eingerichtet ist, durch Ab- und Zuwandelnde eine mannigfaltig wechselnde Staffage ungesucht selber macht. Wie magst du nur solcher Einzelheiten erwähnen? — dürfte ein mit wichtigen Dingen Beschäftigter fragen. — Hab' ich nun eben meine unschuldige Freude daran, namentlich jüngere Leser auf eine mahlerische Auffassung der Außenwelt hinzuweisen. Arbeitet doch so vieles Andere an ihnen, sie zu Neganten zu erziehen. Die Kunst ist aber die schönste Besahung des Lebens.

Den Bergwald hinauf gelangten wir nach dem Dorfe Tobel, das gegen 2200 Fuß über Meer liegt, aber dennoch einen guten Anbau und überhaupt eine wohlhäbige Physiognomie zeigt. Die Fläche des Rheinthales lag uns im Gesichtskreise. Es war übrigens an dem kühlen Herbstmorgen durch Niederschläge etwas dunstig. Hier oben sieht man an hellen Tagen den Lauf des Rheins. Uns war es fast erwünscht, daß er uns das Herz nicht noch einmal schwer machte.

Durch Wald kamen wir nach Dennach und dann an einen Abhang, wo ein Stück des Enzthales gegen Neuenbürg hin uns anmuthig aufgethan war. Die Steige hinab vergnügten wir uns an der Transparenz der sonnenbeglänzten Bäume und den wirksamen Streiflichtern, die durch die schwarzen Stämme drangen.

Unten öffnete sich das Eyachthal, ein Wiesenteppich, von Tannenwald-Koulissen begränzt. Es ist nicht zu läugnen, daß der Schwarzwald in mahlerischer Hinsicht durch seine unendlichen Tannenwälder monoton ist, da sie viel weniger Mannigfaltigkeit der Formen und Abwechslung der Massen darbieten, als das Laubholz. Aber der Wanderer, der Sinn für leise Abstufungen hat, kann sich doch an den wunderbar duftigen, stahlblauen Tönen der Waldwände nicht satt sehen. Der Mahler ist oft genöthigt, da aufzuhören, wo die Natur mit ihrem unendlichen Getheil, ihren zarten Uebergängen, ihrer luftigen Leichtigkeit erst recht beginnt und ihn zur Verzweiflung bringt.

Höfen, ein lachendes Dörfchen, hüben und drüben an der Enz, von reichen Holzhändlern städtisch-verschönert gelegen, reichte uns erwünschte Labung. Die Waldsteige, die ich schon zwei Mal bei Nacht herabge-

kommen, dünkte mir am heitern Mittage weit kürzer. Auf halbem Wege kamen wir an einem großen Felsensteige, oder was die Schweizer „Rüffene" nennen, vorüber, wo nämlich ein Wolkenbruch einen Theil des Gebirges losgerissen und in Blöcken durch eine Schlucht herabgewälzt hatte; freilich nur ein schwaches Bild von Dem, was ich früher da und dort in den Alpen gesehen.

Der Rückblick durch das waldige Tobel hinab auf Höfen, das an der Ausmündung der hellgrünen Wiesenmulde lag, und mit seinen saubern, weißen und bunten Wohnungen heraufglänzte, that uns wohl. Auf der Höhe von Langenbrand wandten wir uns rechts nach Schönberg.

Das stattliche Dorf hat eine erst im Jahr 1832 aus rothem Sandstein erbaute Kirche. Die Lage dieses, so wie der meisten Schwarzwalddörfer ist freundlicher und mahlerischer, als die der Alp-Dorfschaften. Der Gegensatz der dunkeln Tannenwälder umher zu den saftigen Wiesen und dem Gebreite der Baufelder gibt schon der ganzen Physiognomie einen ansprechendern Charakter. Ueberdies sind die Alpörter zusammengedrängt und von unabsehbarem Ackerfeld umgeben, die Ansiedlungen des Schwarzwaldes aber mehr umher zerstreut und an dem Grün der Wiesen sich abhebend. Die Alp ist eine wasserarme, endlose Hochebene; das Schwarzwaldplateau aber von unzähligen Mulden, die sich gegen die Längen- und Queerthäler hinab vertiefend verengen, durchfurcht, so daß die Spezialkarte ein wahres Adergeflecht darstellt, was in der Natur selbst auch für die Anschauung das Bild des mannigfach Belebten gibt.

Eine gute Straße führte uns auf der Höhe fort. Der Horizont öffnete sich weithin gegen den Aufgang; wir sahen den fernen Zug des Welzheimer Waldgebirges und der Löwensteiner Höhen. An der Steige, die nach dem Städtchen Liebenzell hinabführt, werden bedeutende Korrektionen zu besserer Ebnung vorgenommen, wie denn im Gebirg und Flachlande Viel für die Verbesserung der Straße und ihrer Züge geschieht.

Zwei Bestrebungen sind jetzt in der zivilisirten Welt rege und theilen sich täglich weiter mit: die Förderung der Kommunikation zu Land und Wasser, und die Bau- und Verschönerungslust. Dem Zuge des Ganzen muß immer auch das Einzelne folgen, und man muß gestehen, daß im Großen von den Menschen und für die Menschen in beiden Sphären erstaunlich Viel gethan wird; denn wenn einmal für ein augenfälliges Bedürfniß Etwas im Allgemeinen geschaffen werden soll, so werden weder Kosten noch Mühe gespart. Hier findet also der Bewohner, wie der Reisende, sich aufs Beste berathen und besorgt.

Dies hindert aber nicht, daß er mit seinen individuellen Anliegen und Wünschen nicht täglich und stündlich dennoch ins Gedränge kommen kann.

Wir wollen nur an Eines erinnern. Es kann Niemand besser ergehen, als einem gefallenen Mädchen, wenn sie in ein neueres, wohlausgestattetes Klinikum oder Krankenhaus aufgenommen wird; dagegen ist und bleibt eine arme Mutter vieler Kinder übel daran, wenigstens sorgenvoll, wenn ihr ein neuer Ankömmling bescheert wird.

Das Duodezstädtchen Liebenzell hat eine pittoreske Lage an der Ausmündung einer Schlucht gegen das Nagoldthal, auf welches die Ruine des einst vom Tyrannen von Merklingen bewohnten Schlosses ernst hinabschaut.

Früher, als gedacht, gelangten wir den jenseitigen waldigen Abhang hinan, wo wir, oft umblickend, mit etwas schwerem Herzen von dem letzten Schwarzwaldthal Abschied nahmen, auf die Höhe und zu dem Dorfe Monakam, dessen Name an Mönche erinnert. Wir wußten hier in der Kirche ein altdeutsches Altärchen mit Schnitzwerken und Gemählden, das uns auch der gebildete Schullehrer freundlich zeigte, und dafür meine Aeußerung über die Möglichkeit seiner Wiederauffrischung entgegen nahm.

Wir waren auf der Hochebene im fruchtgesegneten Lande. Die Sonne ging hinter dem Kirchthurme des stattlichen Dorfes Neuhausen prächtig unter. Wir wanderten auf badischem Boden, auf einer Besitzung des Freiherrn von Gemmingen, kamen aber nach einer Stunde wieder ins Würtembergische. Nirgend auf der Reise hatte man uns nach einem Passe gefragt; Schmugglern sahen wir nicht ähnlich, und seit der Zollverein mit Baden besteht, hat ohnehin jede peinliche Frage und Untersuchung ihr Ende erreicht.

Es wurde Nacht: wir blieben aber dabei, einem Fußpfade zu folgen, den man uns genau bezeichnet hatte. Zwischen Aeckern, an schmalen hohen Rainen hin, durch Gesträuch, über Wiesen folgten wir ihm, der sich manchmal zu verlieren schien. Bei der Frohnmühle kamen wir über das Wurmflüßchen, und vernahmen von der Müllerstochter — ob sie Göthe's schöner Müllerin vergleichbar war, ließ uns die Dunkelheit im Zweifel — zwischen Wasserrauschen, Rädergeklapper, und Hundegebell hinein ihre Zurechtweisung über den fernern Weg, auf welchem wir dann das Städtchen Heimsheim erreichten. Es war uns unendlicher Spaß verheißen; der Wirth war, wie uns ein Vetter von ihm gesteckt, der jovialste Mann, der ergötzlichste Witzbold auf weit und breit. Wir warteten auf Todesspäße.

Ein kurzer, dicker Mann ſetzte ſich zu uns. Welcher Dämon ihm aber verrathen haben mochte, daß ein Kunſtenthuſiaſt mit ſeinem Sohne vor ihm ſitze? — Er holte Briefſchaften und gedruckte Nachrichten, die ſeinen ſeit vielen Jahren in Rom verweilenden Verwandten, den Architekten Knapp, betrafen. Dieſer hatte wegen eines auf dem Corſo erbauten ſchönen Hauſes ſich viel Lob verdient und eingeärntet.

Wir gönnten dem Manne den Stolz auf ſeinen Vetter; wir ſelbſt freuten uns über den tüchtigen Landsmann. Aber — es wurde Schlafenszeit, ohne daß irgend ein Späßchen oder eine Albernheit aufgetiſcht worden wäre.

Doch ſolche fehlſchlagende Erwartung hat mich auch ſonſt ſchon, z. B. bei humoriſtiſchen Schriften, Büchern zum Todtlachen ꝛc. gehänſelt.

Siebenter Tag.

Am Morgen des letzten Septembers erwachten wir zu einem ſtarken Reifen, der uns für die noch nicht zeitigen Trauben etwas befürchten ließ. An dem Waldenſer Dorfe Perouſe vorüber und durch einen ſchönen Wald kamen wir gegen das im verfloſſenen Juli über die Hälfte abgebrannte Dorf Rutesheim, deſſen Unglück die Wohlthätigkeit der Würtemberger aufs Neue bewährt hat.

An ſeiner Phyſiognomie im Ganzen bemerkten wir Nichts von der Brandverwüſtung. Erſt als wir hineingekommen, ſtellte ſich dieſe dar. Der höher gelegene Theil mit Kirche und Pfarrhaus war verſchont geblieben. Der leere Raum bildete eine Art Marktplatz. Schon waren wieder zehn Gebäude von ſolider Bauart errichtet; — es zeigte ſich eine allgemeine Thätigkeit, das Verlorene wieder herzuſtellen. Die Abgebrannten hatten bei den verſchont Gebliebenen und in der Nachbarſchaft ein Obdach gefunden. Viele hatten ſich Bretterhütten erbaut.

Ein aufgerichteter verkohlter Balken war noch das einzige düſtere Wahrzeichen des Verhängniſſes. An einigen Hütten waren ärmliche, durchglüht geweſene Wirthsſchilde befeſtigt. Hier konnten ſich die Arbeiter mit Speiſe und Trank ſtärken. Man ſah keine traurige Geſichter mehr.

Ein Unglück, ſey es noch ſo groß, das man mit Vielen theilt, das man als unverſchuldetes Geſchick hinnimmt, verliert viel von ſeiner niederdrückenden Gewalt, wenn es den Menſchen zu neuer Thätigkeit aufruft, bei welcher ihm die allgemeine Theilnahme und wohlwollende

Unterstützung zu Statten kommt. Hier erwacht er täglich zu neuen, ermunternden Lebenshoffnungen.

Das größte Unglück für den Menschen ist, wenn sittliche Zerwürfnisse seine Thatkraft lähmen, wenn innerer Unfriede an Leib und Seele nagt, an Gesundheit und Wohlstand zehrt, und die Grundlagen eines geordnet reinlichen Daseyns untergräbt.

Derlei Betrachtungen begleiteten uns die Straße hin, wo wir dann selbst zu einigem Scherz aufgelegt wurden, und nicht ohne Lächeln an dem Kostüme der Kinder und jungen Leute wahrnahmen, daß die einzelnen Stücke sich von verschiedenen Ständen und Moden herschrieben und lustig kombinirten.

Trifft sich's wohl zuweilen, daß man bei Leichenmahlen heiter wird und den Scherz kaum unterdrückt, so mag auch uns der unsrige nicht nachgetragen werden.

Durch einen Bergeinschnitt kamen wir auf die Höhe; links lag die weit ins Glemsgau und Unterland hinschauende Warte. Auf dem Plateau zog sichs eben fort bis zu dem königlichen Lustschlosse Solitüde. Die Ferne, die uns schon so oft das Gemüth erweitert hatte, war dunstig umhüllt. Luft- und Vergnügungsorte sind nur bei günstiger Beleuchtung und heiterm Besuche recht sie selbst; außerdem mahnen sie nur um so mehr an die Prosa des Lebens.

Für die Lage unserer Residenz hatten wir in der Imagination als Gewanderte einen neuen Maßstab mitgebracht. — Ein behagliches Gefühl der Auffrischung und Erweiterung begleitet den Heimkehrenden noch mehrere Tage hindurch, während er in sein Gewohntes sich wieder zu finden trachtet.

H. Koenig.

Fulda in seinen Verwandlungen.

Von

H. Koenig.

Das neunzehnte Jahrhundert brach sehr verhängnißvoll für meine Geburtsstadt an, ja für mein Mutterländchen, wenn ich eine kleine Provinz meines deutschen Vaterlandes so nennen darf. Das geistliche Fürstenthum Fulda ward nämlich im Jahre 1802 sekularisirt, und dem Hause Oranien-Nassau, zur Entschädigung für die in den Niederlanden verlorene Statthalterschaft und eingebüßten Domänen, als ein Erbfürstenthum zugewiesen. —

Es scheint bei flüchtiger Betrachtung ein Leichtes, das Band aufzuknüpfen, das einen Krummstab und ein Zepter überkreuz bindet, und schnell ist der Fürstenhut von der Inful getrennt. Aber welche Verhängnisse und Verwandlungen finden durch diesen Bruch einen Eingang in die Gegenwart und in die nachkommenden Jahrhunderte? Es ist ein Ruck, der die geschloßnen Bauerngüter, die Innungen des Gewerbs, die Bahnen des Handels, die Lehrstühle der Wissenschaft, und die Lotterbette des gesellschaftlichen Lebens erschüttert. Neue Grundsätze umgeben fortan den neuen Thron, der mit andern Farben schimmert; ein fremder Ehrgeiz drängt sich herbei; die Gesinnungen des Volkes verwandeln sich; frische Gedanken kommen in Umlauf; die Bildung macht ungebaute Felder urbar, und zwischen der Polarität der nun auseinander gerückten weltlichen und geistlichen Gewalt regen sich oder brausen andere Lebensprozesse. —

Eintausend acht und fünfzig Jahre lang hatte der Krummstab auf den steinigen Hügeln des alten Buchenlandes, in den grünen Auen der Fulda, der Ulster, und der Saale eine versteckte Glaubensheerde geweidet. Ehe der Pferch hier aufgeschlagen wurde, waren diese Hügel und Höhen von dem schaurigen Urwalde bedeckt gewesen, der vom Mittelmain bis zur Werra den Namen Buchenwald führte. Ungeheure Bäume hatten den rauhen Boden in Besitz genommen, und hegten nur Heerden wilder Thiere und Flüge schreiender Vögel. Von menschlichem Thun kennt man nur eine schreckliche That, so wild, wie jener Hartwald selbst, die zur Zeit der Gründung des Stiftes Fulda seit zwei Jahrhunderten in jener wilden Einsamkeit spuckte. Einst nämlich hatte Siegbert, der alte König der ripuarischen Franken, seine Hauptstadt Köln verlassen, um sich im Buchenwalde durch Jagd auf Wölfe, Luchse, Bären, und Büffel zu ergötzen. Ermüdet hatte er sich an einem einfachen Mahl erquickt, und in seiner umlaubten Waldhütte schlafen gelegt; da waren zwei der von seinem herrschbegierigen Sohne Chlodowig gedungenen Mörder in die Hütte gedrungen, und hatten mit Dolchen den träumenden Frankenherrscher getroffen. —

So erzählt Gregor von Tours. Zwei Jahrhunderte später durchwandert diesen wilden Forst ein frommer, entschloßner Mönch, um ihn für die Sonne und das Evangelium zu lichten. Es war einer jener angelsächsischen Mönche, die von den britischen Inseln herüber kamen, um die ausartende fränkische Kirche zu reformiren. Allein die fränkische Politik wußte solche Männer anders zu verwenden: sie schickte sie unter die Friesen, Sachsen, Thüringer, Allemannen, und Bayern, um diese heidnischen Stämme Germaniens zu bekehren. Man wollte gern diese unbändig[illegible] Völkerschaften für den Himmel gewinnen, um sie auf Erden desto leichter regieren zu können. Dazu kamen die eifernden Mönche aus England eben recht; indem die Franken selbst als Unterdrücker zu verhaßt waren, um als Bekehrer Eingang bei den Germanen zu finden. — England lieferte damals seine ersten Subsidien für den Kontinent nicht *gegen*, sondern *für* das Frankenreich — in den heiligen Mönchen Kolumban, Gallus, Landolin, Kilian, Sebaldus, Emmeran, Rupert, und vielen Andern, die sich in die heidnischen Ansiedlungen Deutschlands zerstreuten, Stifter, zum Theil noch heute berühmt, gründeten, und nicht selten den Märtyrertod erlitten. Keiner war in diesen Bestrebungen eifriger und glücklicher, als Winfried, nachmals Bonifazius genannt. Er war als Mann und Mönch nicht nur muthig genug, um die große Donnereiche bei Geismar, Angesichts der heidnischen Gläubigen, nieder zu hauen, sondern auch politisch genug, um sich in die leise Revolution

zu miſchen, die mit des Pabſtes Hilfe die ſiechen Merovinger vom fränkiſchen Thron entfernte, und deren Hausmaier (Miniſter), die ſiegreichen Karolinger, darauf erhob. Die andern angelſächſiſchen Mönche wurzelten im demokratiſchen Elemente der Volksfreiheit, und eiferten oft gegen die ariſtokratiſche Verderbniß der fränkiſchen Kirche, ſo wie gegen die wachſende Uebermacht des Pabſtes. Winfried aber kämpfte für die Einheit eines Reiches Gottes auf Erden, und für die Oberhirtenſchaft des Pabſtes. Er wirkte in der Richtung des Jahrhunderts und für ein großes Bedürfniß der Zeit. So konnte ihm der Sieg nicht fehlen. Er ward Erzbiſchoff von Mainz und Haupt der deutſchen Kirche Roms.

Von dieſem kühnen Manne aufgeboten und eingeſegnet, drang ſein Schüler Sturmius, ein geborner Bayer, zum dritten Mal in das Dickicht des Buchenwaldes ein, um den ihm bezeichneten ſchicklichen Platz zur Erhebung eines neuen Kloſters aufzuſuchen. Mit allen Mühſalen kämpft ſich Sturm, dem Laufe der Fulda entgegenziehend, durch die ungebaute Wildniß ungeheurer Bäume, wo er nur ſcheues Gethier und ſchreiendes Gevögel aufſtört. Von Menſchen begegnen ihm blos ſlaviſche Handelsleute, die nach Mainz ziehen, jedoch, wie es ſcheint, nicht auf derſelben Fährte, die jetzt zwiſchen Leipzig und Frankfurt gebahnt iſt. Bald ſieht er ſich wieder allein, und der Abend überraſcht ihn. Er muß ſeinen Eſel vor dem Anfalle der wilden Thiere mit einem Zaun umfriedigen, und ſich ſelber ſchützen, ſo gut er es vermag. Die Nacht wird immer ſchwärzer und fürchterlicher. Sturm betet. Da vernimmt er den Hufſchlag eines Pferdes. Raſch und heftig ſchlägt er mit ſeinem Beil an eine Buche. Auf dieſes Zeichen nähert ſich der Reiter. Es iſt der Diener eines Wetterauer Herrn, der Gegend ziemlich kundig. Beide halten ſich zuſammen, und ziehen mit einbrechendem Tage weiter. Sturm erfährt die Namen der verſchiedenen Plätze. Sie machen an einem Bache Halt. Das finſtere Gebüſch ſchauert den ſuchenden Mönch an: aber er erkennt das ihm bezeichnete Ziel ſeiner Fahrt. Hier in Mitte der Waldwüſte, an der Gränze vier heidniſcher Völkerſchaften, will ſein hoher Meiſter Winfried ein Kloſter aufrichten. Sturm dankt dem Himmel, und ſucht den Rückweg.

Von Karlmann, dem fränkiſchen Hausmaier, erhält Winfried einige tauſend Schritte des aufgefundenen Landſtriches in's Geviert, nach einer Karte, nebſt einigen hundert Sklaven zur Bearbeitung des Bodens geſchenkt; und ein königliches Aufgebot ergeht an die nachbarlichen Grundbeſitzer, — auch ihrer Seits dem neuen Kloſter zu überlaſſen, was ſie etwa umhergelegen zu ihrem Beſitze zählen.

So war das Kloſter im Jahre 744 geſtiftet worden. Sturm ward

zum ersten Abte bestellt. Rings umher sanken die Riesenbäume; ein steinreicher Boden öffnet den Einflüssen der Witterung seinen unfruchtbaren Schoß. Die Mönche kämpfen mit Arbeit und Entbehrung. — „Brod", schreibt Winfried seinen Freunden am Hofe Pipins, „Brod können sie sich wohl erwerben, aber keine Kleider ohne fremde Beihilfe anschaffen". — Sie tranken ein dünnes Bier, aßen des Tages nur einmal, und enthielten sich von Fleischspeisen und Wein. Die Noth machte es ihnen leicht, die Regel des heil. Benedikt zu beobachten, nach welcher sie lebten. — Bald aber fließen ansehnliche Schenkungen von nah und ferne zu, und bereichern schnell das Stift. Es wächst zur Unabhängigkeit unter dem Pabste, zur Fürstenwürde, zum üblichen Primat in „Germanien und Gallien", und endlich zum gefürsteten Bisthum.

Und nun sollte es im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sekularisirt werden. —

Es ist bemerkenswerth, daß die Sekularisation eben so, wie einst die Stiftung, unter Frankreichs Einflusse geschah. Die erste Schenkung kam von einem eigenmächtigen Ministerialen des fränkischen Königs Childerich kurz vorher, ehe dieser letzte Merovinger mit geschornem Haupte den Thron verlassen mußte. Und die Sekularisation fand in Folge des Lüneviller Friedens statt, kurz zuvor, ehe der Konsul Buonaparte den französischen Thron bestieg, von welchem der unglückliche Kapetinger mit mehr als blos geschornem Haupte war gestoßen worden.

Ueber anderthalb Jahrzehnte voraus hatte der vorletzte Fürstbischoff Heinrich oft behauptet, daß er der letzte Fürstbischoff von Fulda sey. Und wenn das standesgemäße Begräbniß, als der Schluß einer irdischen Würde, mit zu dieser gehört: so war er wirklich als letzter regierender Bischoff begraben worden. Was aber jener geistreiche Fürst Heinrich so früh geahnet hatte, wollte der starrsinnige Bischoff Adelbert, als es nun wirklich eintraf, durchaus nicht begreifen. Noch als seine Deputation von Regensburg mit der Nachricht zurück kam, die Sekularisation sey schon ausgesprochen, gab er die Hoffnung, seinen Fürstensitz zu erhalten, nicht auf. Er untersagte jedes Gespräch, jede Bemerkung über diesen ihm unangenehmen Gegenstand, und glaubte damit jede Gefahr entfernt zu haben. — Der oranien-nassauische Abgeordnete traf ein, um die Besitznahme des Landes zu verhandeln. Der Fürst wich aus. Er hielt an der Ansicht fest, daß er — von Kaiser und Reich mit dem Fürstenthum belehnt — erst abwarten müsse, ob Kaiser und Reich auch die Uebereinkunft genehmigen würden, durch welche das Fürstenthum Fulda dem Hause Oranien zugesprochen war. — Sein Kapitel wendete sich

von ihm ab, und unterhandelte mit dem oranischen Bevollmächtigten; die Bürgerschaft that Vorstellung um Nachgiebigkeit zur Abwendung der Exekutionstruppen; die Staatsdiener baten um Entlassung aus ihren Pflichten; ja die Hofdiener sogar traten auf die Seite des neuen Fürsten über. Endlich rückten doch preußische Truppen aus Erfurt ein; der oranische Abgeordnete fuhr feierlich im Residenzschlosse auf, verkündigte der dort versammelten Hof- und Staatsdienerschaft das Besitzergreifungspatent, nahm Alles in Pflichten, und beeidigte das unter den Fenstern des Fürstbischoffs aufgestellte fuldaische Militär. — Adelbert wich noch immer nicht. Ja, der Erbprinz von Oranien selbst, der am 6. Dezember 1802 seinen feierlichen Einzug unter dem Jubel des Volks hielt, traf den beharrlichen Fürstbischoff noch im Schlosse an.

Dies war für Fulda ein Wechsel, der eine ganze Reihe von Umwandlungen nach sich ziehen mußte. Unglücklicher Weise gönnten die Stürme der Zeit, die den Wechsel herbeigeführt hatten, den Umwandlungen keine ruhige Entwicklung. Und nachdem einmal die friedliche Aufeinanderfolge von 84 regierenden Aebten und Bischöffen unterbrochen war, sollte sich die Herrschaft über das Fürstenthum alle paar Jahre verändern. Die oranische Regierung, die französische Administration, das Regiment des Fürsten Primas, das österreichische Gouvernement, die preußische Verwaltung folgten innerhalb dreizehn Jahren rasch genug aufeinander. Es waren die Uebergänge zu der endlich durch den europäischen Frieden wieder herbeigeführten hessischen Dynastie, die zu ihrem Althessen auch ein Stück des Fürstenthums Fulda als neue Zuthat erhielt. — Jetzt erst legte sich die Nachbrandung jenes Sturmes, der eine tausendjährige Herrschaft des Krummstabs entwurzelt hatte. Wir wollen es versuchen, jene flüchtig vorüber gegangnen Zwischenregierungen eben so flüchtig zu charakterisiren.

Der Prinz von Oranien, jetziger König von Holland, regierte wie ein Jüngling, der für das Große schwärmt, und da er nur auf Kleines angewiesen ist, das Kleine wenigstens großartig behandelt. Dazu war nun Fulda wie für ihn gemacht, aber auch er wie für Fulda berufen. Das kleine Fürstenthum gab nämlich Viel zu thun, wenn es auf die Höhe des Jahrhunderts gefördert werden sollte, und die Elemente zu etwas Größerem, als es war, fehlten nicht. Der Krummstab hatte sich in seinem Jahrhunderte alten Recht und in langer friedlicher Zeit nicht

als Wanderſtab nach einem hohen Ziele, ſondern als Hirtenſtab angeſehen, der keine Eile hat, ſondern ſeine Beſtimmung überall erreicht, wo er die Heerde den Tag über zu ſüßen Berggräſern führt, und vor einbrechender Nacht in eine trockne Hürde bringt. — Auf dieſe Weiſe war Fulda eine ziemliche Strecke hinter der Bildung der Zeit zurück geblieben. Das Vorhandene war weſentlich umzugeſtalten, und viel Neues mußte hervorgerufen werden. Die veraltete Adminiſtration lahmte, die öffentlichen Anſtalten waren lückenhaft. Die in einer Hof-Rentkammer und einer Landes-Obereinnahme zerſplitterte und mangelhaft eingerichtete Finanzverwaltung wurde vereinfacht, und erhielt mehr Beſtimmtheit; das Kaſſen- und Rechnungsweſen ward verbeſſert, und ein Plan zur Tilgung der aus dem ſiebenjährigen und aus dem Reichskriege herrührenden Schulden damit verbunden. Die Wirkungskreiſe der Polizei, des Stadtſchultheißenamtes, und des Stadtmagiſtrats wurden beſtimmt und geregelt. Ein ordentliches Militär auf dem Rekrutirungsfuße hatte unter den geiſtlichen Regenten noch gar nicht beſtanden. Man hatte Söldner, keine Soldaten. Ein Fürſt, der die Stole trägt, iſt nicht ſtolz auf die Schärpe. Nun ward ein Militär aus der dienſttauglichen Jugend des Landes — ausdrücklich auch zu deren körperlicher Bildung — erleſen, und zugleich die Gränze zwiſchen der Militär- und Zivilgerichtsbarkeit ſcharf gezogen.

In einem geiſtlichen Staate, der großentheils ſelbſt aus geſchenkten Beſitzungen entſtanden war, konnte es wohl nicht an Quellen zu milden Zwecken fehlen; allein auch dieſe floßen theils vereinzelt, theils ſiechten ſie durch ſchlaffe und eigennützige Verwaltung. Dieſelbe Milde, die unter Prieſterherrſchaft Stiftungen hervorruft, läßt auch Mißbräuchen zu viel Nachſicht. Durch Vereinigung der Fonds und durch ſtrenge Aufſicht gewannen die Armenanſtalten neue Kraft und Lebendigkeit. — Das nah vor der Stadt gelegene Kapuzinerkloſter ward aufgehoben, und auf den Grundmauern der Kirche und des Kloſters ein Land-Krankenhaus mit einer Entbindungsanſtalt errichtet, zu deſſen Ausſtattung geiſtliche Einkünfte verwendet wurden.

Auch das gewerbliche Leben erhielt manche Anregung. Vor Allem wurde das Betteln eingeſchränkt, das durch die Mildthätigkeit der Klöſter zu gedeihen pflegt. Die Bettler mußten Arbeit ſuchen, oder in dem Arbeitshauſe Arbeit nehmen. Für die unbemittelte Klaſſe der Gewerbner und für Familien, die in augenblickliche Verlegenheit gerathen, wurde ein Leih- und Pfandhaus eingerichtet, um die Einen wie die Andern vor Judenwucher zu ſichern. Bei dieſer Anſtalt konnte zugleich der Fleiß ſeine kleinen Erſparniſſe anlegen. Während überdies der Hof

selbst mancherlei Gewerbe beschäftigte, und durch einen bisher in Fulda ungewohnten Luxus zu Versuchen in bisher unbetriebenen Gewerbszweigen reizte, trug sich der Prinz mit großen Entwürfen zur Gründung von Fabriken und Herbeiziehung fremder Unternehmer.

Bei dieser neuen bürgerlichen Regsamkeit blieb das geistige Leben nicht zurück. Gerade dieses bedurfte so sehr einer Erfrischung. — Schon der geistreiche Fürstbischoff Heinrich hatte das Bedürfniß einer Umgestaltung der niedern Schulen erkannt. Seine Schulverordnungen verdienen für ihre Zeit das größte Lob. Nun fehlte es noch, zumal für die Landschulen, an tüchtigen Lehrern. Diesem Mangel wurde jetzt durch ein Schullehrerseminar abgeholfen, in welchem junge Männer gebildet wurden, die dann, bei höhern Ansprüchen, auch in ihrem Dienseinkommen besser gestellt werden mußten, als es im Fuldaischen hergebracht war. — Die Universität wurde aufgehoben, eine Anstalt, die man eigentlich nicht veraltet nennen konnte, weil sie schon in ihrer Jugend siechte, und die einen solchen Namen nur unter den geringsten Ansprüchen verdiente. Statt derselben wurde ein Lyzeum errichtet, und das Gymnasium verbessert. Fremde, namhafte Männer wurden an diese Schulen berufen, und von den seitherigen geistlichen Professoren blieben nur diejenigen, die durch Streben und Studien der neuern Zeit angehörten, und sich mit den protestantischen Lehrern verschmelzen ließen.

Das gesellige Leben erhielt frische und zum Theil ganz neue Zuthaten. Protestantische Familien, Hof- und Staatsdiener der höhern wie der niedern Ordnung brachten neue Gewohnheiten, reinere Sprache, feinere Sitten, kühnere Gedanken in die bürgerliche Gesellschaft. Ein weltlicher Hof spielte, so zu sagen, aus einer andern Tonart und in lebhafterem Takte. Zum ersten Mal that sich auch ein Theater auf; Maskenbälle und andere weltliche Feste waren etwas ganz Neues für die Fuldenser.

Es fehlte bei solcher Umgestaltung des Lebens nicht an eifernden Geistlichen des alten Styls, die, selbst von der Kanzel herab, gegen das Eindringen des Ketzerthums in die altkatholische Residenz wetterten, und bei Gelegenheit solcher neuen weltlichen Vergnügungen gegen das Abbild des sündhaften Babels ihre ungeschälten Redesloskeln schleuderten. Da es aber den eifernden Predigern an geschmackvoller Bildung fehlte, so dienten ihre heftigen Reden oft mehr zur Ergötzung, als zur Aufregung einer gemischten Zuhörerschaft. Selbst in den untern Klassen des Volks hatten mehrere solcher Schreier lächerliche Spottnamen. Die Regungen religiöser Intoleranz fielen selten in's Leidenschaftliche; das Volk war zu gutmüthig von Natur, und zu verständig für die edeln Absichten der

neuen Regierung. — Und wo selbst einige religiöse und gesellige Eifersucht vorkam, wirkte sie eher anregend und heilsam. —

So hatte also das soziale Leben an vielfacher Regung und neuen Genüssen, — die Wissenschaft an Förderung und Erfrischung, — die Kunst neue Anschauungen, der Staat eine frühlinghafte Entfaltung gewonnen. Der volle Athem des Zeitgeistes hauchte endlich über den Bergkranz um die altgläubige Stadt herum. Ein andrer Schnee, als der oft bis Pfingsten auf der nahen Rhön liegt, fing an zu schmelzen, und ein andrer Strom, als die sieche Fulda, fing an zu schwellen. Doch da kam, ehe die neue Schöpfung auswachsen und reifen konnte, über die oranische Regierung schon in ihrem vierten Jahre der Sturm, welcher bei Jena den preußischen Staat an schönen Aesten zerschlug, und in den tiefsten Wurzeln erschütterte. Der Prinz von Oranien war einer der Anführer in jener Schlacht gewesen: mit der Schlacht ging auch sein Land verloren. Fulda ward von den Franzosen in Besitz genommen. —

Die französischen Intendanten und Domänendirektoren administrirten, wie Miethlinge, die eine Kriegseroberung von ungewisser Bestimmung und Dauer nach den Vorschriften ihres entfernten obersten Gebieters und nach den Randbemerkungen ihres Eigennutzes ausbeuteten. Die besten Domänen wurden zu Dotationen für französische Marschälle oder für andre Begünstigte verwendet. Im Interesse des Landes und der Entwicklung fuldaischer Institute geschah Nichts. Denn das bekannte Madrider Dekret vom 12. Dezember 1808 über die Aufhebung der Leibeigenschaft ist nicht zu rechnen. Mehr zum Prunk, als aus Kenntniß der deutschen Verhältnisse erlassen, konnte es in Fulda höchstens auf die Frohnden zielen, die aber nicht aus der Dienstbarkeit, sondern aus dem Lehnsverband des Landes herrührten. Die Franzosen thaten mit einer Befreiung von der Leibeigenschaft, die in der That gar nicht bestand, zu einer Zeit groß, da man unter ihrem Joche weder an Leib noch an Seele sein eigen war. — Dagegen versauerten die geistigen Interessen der kurzen oranischen Zeit unter den Ueberschwemmungen des Krieges. Diese Strömungen rißen manch' mühsam aufgetragenen und ausgestellten Boden weg, und lösten selbst die heilsame Spannung zwischen den altfuldischen und den oranischen Elementen auf. Diese Spannung sollte ja neues Leben in Fulda anregen, eine allgemeine Umgestaltung befördern. Nun wurde der schöpferische Widerstreit nicht gelöst, sondern gelähmt. Man ward bürgerlich und religiös verträglicher gegen einander, weil man eben gemeinsam an schwerem Kriege zu tragen hatte. Und doch, wie es scheint, werden die Widersprüche

der Denkungsart und des geſelligen Verkehrs nicht immer durch freie Entwicklung der Einſicht, ſondern manchmal auch durch den Druck gemeinſchaftlicher Leiden ausgeglichen. —

Wenn man unter der franzöſiſchen Verwaltung noch Etwas gewann, ſo war es eine leichtere Bewegung in den adminiſtrativen Formen, und ein höflicherer Styl für die Ausfertigungen der Kanzlei. — „Mein Herr, ich erſuche Sie"; oder: „Mein Herr, ich lade Sie ein"; (eingeladen waren die Fuldaer ohnehin gern!) — „Mein Herr Maire, ich habe die Ehre, zu ſeyn" u. dgl.

Weniger für ſo viel Geld und Gut, als wir an die Franzoſen verloren, konnte man nicht lernen.

Nach drei Jahren ging das Land an das kleine Großherzogthum Frankfurt über. —

Man kann ſich einer ſeltſamen Laune nicht erwehren, wenn man an jene Zeit zurück denkt, — ſogar ich, der ſie nur mit unachtſamem Jugendſinne durchlebte. Der alte Dalberg erſchien wie ein welker Traum der ehemaligen geiſtlichen Herrſchaft. Er war ein biſchöfflicher Primas, der manchmal nach Fulda kam, und ſich auf die alten Seſſel der weiland äbtlichen Primaten ſetzte, — um die Motten zu beunruhigen. Die ganze Regierung war ein Schattenſpiel, dem man es anmerken konnte, es werde nicht gar lange dauern. Die Sehnen fehlten zu kraftvoller Bewegung, da die beſten Domänen zu franzöſiſchen Dotationen veräußert blieben. Daher alle die hungrigen Steuern, — Einregiſtrirung und Stempel, Vermögensſteuer, Kriegsſteuer, Klaſſenſteuer, indirekte Abgaben ꝛc. — Die Regierungshandlungen erſchienen als die verkleinerten Striche, die Napoleon, Protektor des Rheinbundes, in der Ferne mit dem Storchſchnabel machte. Die Behörden waren nach franzöſiſchem Schnitt über den deutſchen Rücken des Landes organiſirt. Die Geſetzgebung ſelbſt hing an Napoleons Augenbrauen. So wird hinſichtlich der durch Organiſationspatent vom 16. Auguſt 1810 gegebenen Schatten-Konſtitution ausdrücklich geſagt, daß ſie ſich in der Erfahrung bewähren müſſe, und die zweckmäßig befundene Verfaſſung demnächſt der Beſtätigung Napoleons vorgelegt werden ſolle. — In dieſem Zuſtand der Dinge ſah der alte Primas zuweilen wie ein Scherz und Spott auf ſich ſelber aus, wenn er — von ſinnlichem Genuß und geiſtiger Schwärmerei jener ſchönen Tage ſeiner Erfurter Koadjutorſchaft endlich ermüdet — mit ſchlapper Lippe und geiſtreichen Augen lächelte. Nachdem der große Eroberer, im Spiele nach den Landkarten, alle geiſtlichen Staaten gewonnen und eingeſteckt, hatte er dieſen Primas wie einen noch nicht eingewechſelten Spielpfennig, — eine vergriffene, in

uraltem Adel verwischte Marke, aus seiner funkelneuen Kaiserwestentasche auf den Krönungsteppich hingeworfen und ausgerufen: Ist kein Dalberg da?

Sonst war der Frankfurter Regent mild, human, und im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts — liberal. Er war zu sehr katholischer Prälat der vorrevolutionären Zeit, und hatte zu viel gelebt, um nicht nach dem alten Sprichworte — leben zu lassen. Dalberg nahm und behandelte Alles leicht und scherzend, vielleicht auch Das, was ein Regent nicht schwer genug nehmen kann. Einst hatte er für sehr witzig gegolten: nun regierte er Witz. Wie manchem Supplikanten mag das Herz geblutet haben, wenn er auf sein Anliegen, das ihm die ganze Welt aufwog, eine witzige Resolution erhielt; wenn ihm der gefürstete Priester, statt eines Brodes, einen Skorpion gab. — Die hohen Beamten lachten, und ließen sich bedeutende Gratifikationen schenken. Was sie für ansehnliche Gehalte zu wenig thaten, ward extra vergütet. Und das war der Humor davon! Es war die Zeit der Gratifikationen! Wer nur eine Hand im öffentlichen Dienste rührte, reichte auch gleich nach einer besondern Belohnung. Ich glaube, man ahnete das nahe Ende einer lustigen Prälatenwirthschaft, und steckte Alles ein, wessen man mit einigem Anstande habhaft werden konnte. — Bei der Erinnerung an jenes Grapsen nach den öffentlichen Geldern erscheint mir heute das Wörtchen „auch," das ich eines Tages aus dem Munde des Schloßhauptmanns Varicourt vernahm, wahrhaft bezeichnend. Wir hatten den Großherzog während eines Aufenthaltes desselben zu Fulda in unserm Liebhabertheater mit einem Prolog empfangen, den ich verfaßt hatte. Des andern Morgens stellte mir Varicourt ein ansehnliches Geldgeschenk im Namen des Fürsten mit den gebrochen-deutschen Worten zu: „Der Apollon muß man auch was haben!" —

Nach der Schlacht bei Leipzig warf Dalberg seine Krone weg, und bedeckte sich mit der Regensburger Bischofsmütze. So stand er auf dem großen Stoppelfelde von 1813 da, gleich einer Garbe, die man beim Unwetter mit einem über die Aehren gestülpten Büschel Korn beschützt. — Nicht lange darauf legte der Tod diese Garbe auf die Tenne, und gewiß hat der witzige Mann bei dieser Gelegenheit den Tod — einen Flegel genannt. Er starb bei schönen Einkünften bettelarm — er, der als Fürst so gern Gratifikationen, und als Erzbischoff Almosen gegeben hatte! Dies zu seinem Ruhme! Seine Kernfrucht wurde für die Ewigkeit geworfelt: in Fulda blieb nur einige Spreu zurück. Kein neues Institut, keine großartige Anstalt bewahrt sein Andenken. Nur eine längst übermooste Verordnung tritt unter dem wunderlichen Helldunkel

der jüngsten Gegenwart bemerkenswerth hervor, und wird zu einem Denkstein jenes humanen Priesterfürsten. Es ist die Verordnung über die Religionsbestimmung der Kinder aus gemischten Ehen. Ausdrücklich wird in jener Verordnung „der konstitutionelle Grundsatz einer absoluten Rechtsgleichheit der verschiedenen Religionsgemeinden" als Norm anerkannt, wogegen „alle zuwiderlaufenden älteren Rezesse, Gesetze, und Herkommen als erloschen anzusehen" seyen. In Ermanglung besonderer Verträge der Eheleute gilt die Religion des Vaters für alle Kinder. Nach dem Ableben eines der Ehegatten darf der Ueberlebende keine einseitige Abänderung in dem frühern Uebereinkommen treffen; dagegen steht den Kindern nach vollendetem sechzehnten Jahre die eigene Wahl eines Religionsbekenntnisses frei. — Diese Verordnung ist unterzeichnet von Karl, dem Erzbischoffe von Regensburg!

Im Oktober 1813 nahm Oesterreich das Großherzogthum Frankfurt in Besitz. Das eingesetzte Generalgouvernement trennte das Frankfurter Gebiet aus dem Verbande des Staates, löste die Ministerien und den Staatsrath auf, und entfernte die verhaßte Einregistrirung und Stempel.

Im Juli 1815 wurde das Fürstenthum Fulda an Preußen abgetreten. — Jahrhunderte lang zusammen gewachsen und bestanden, wurde es bei den Festschmäusen des Wiener Kongresses in drei Portionen zerlegt, und an Bayern, Kurhessen, und Weimar servirt. Das hessische Drittheil eines Viertels des ehemaligen Großherzogthums ward, selbst als Großherzogthum, im Januar 1816 in den Titel des Kurfürsten aufgenommen.

Diese raschen, in kaum anderthalb Jahrzehnten erfolgten politischen Wechsel setzten, so zu sagen, ein Ländchen außer Athem, das unter tausendjähriger Prälatenherrschaft behaglich, ja träg geworden war, und bei so ungewohnten Wirbeln ein wenig verdrossen ward. Man hätte glauben sollen, das schwerfällige Fulda müsse eben so gehetzt werden, um sich an Fortschritte zu gewöhnen, und die vorausgeeilte Zeit einzuholen. Allein wenn auch die Geschichte eines Landes die Erziehung des Volkes übernimmt, so hangt diesem doch die Erdfläche, die es bewohnt, oft sehr lange nach. So war denn während all' jener Wechsel der von tiefen Thälern und Gründen durchfurchte Boden kalt und steinig geblieben, und die Einwohner hatten nicht aufgehört, kalt und spröde zu seyn. — Nein, die Gegend um Fulda ist nicht fruchtbar

zu nennen! Die Vegetation ist nicht einmal saftgrün, sondern fällt in's Bleiche und Graue. Die Hügel und Berge stellen sich zu schönen Gruppen für den fernen Beschauer neben und über einander: in der Nähe bleibt es aber eine magere Schönheit. Bunter Sandstein, rother Thon, Muschelkalk, Basalt, Kling- und Grünstein sind von der jüngsten Flötz- und Trappformation regelmäßig über einander geschichtet. Paarweise, wie Pilger, ziehen die Basaltkuppen vom Vogelsberge nördlich hinüber nach dem Rhöngebirge. Die Höhen, die bis gegen 3000 Fuß empor steigen, sind der Stadt nah. Ein harter und langer Winter läßt sich auf denselben nieder, der mit seinem schneeweißen Haupte oft noch in die blühenden Pfingstauen herab nickt, und fast jährlich mit seinem Hauche die Baumblüte tödtet. Garten- und Obstbau ist daher auch als undankbar bis in die neuere Zeit sehr vernachläßigt worden. Auf den kurzen Frühling folgen trockene Sommertage. Gewitter sammeln sich gern am westlichen Vogelsgebirge, und hageln in die Fruchtfelder der Thäler, als hätten sie das Steingerülle ihrer Geburtshöhen aufgerafft, um es herunter zu wettern.

Die Lieblingskinder solchen Bodens sind nicht zu verkennen. Fulda baut zwar hinreichend Korn zu seinem Brode, Waizen zu seinem Festkuchen, und Gerste zu seinem Bier: allein der Haber bleibt doch der Erstgeborne, Hirsen und Heidekorn sind nahe Vettern, die Erbse und die Wicke seine Lieblingsschwestern. Dann kömmt noch ein später schöner Prinz, blond, mit himmelblauem Barett, — der Flachs, und ernährt seinen zahlreichen Anhang von Leinwebern.

Der Bauer keucht hinter dem Pfluge, der einen unerschöpflichen Schatz von kleinen Steinen aufwühlt. Aufgelesen und bei Seite geworfen, bilden diese Basaltbrocken an den Bergabhängen locker aufgeschüttete Mäuerchen; die Schlehdornhecke wechselt mit denselben ab. Schwerfällig, mit tiefen Furchen ziehen die Beete des Ackerfeldes; denn der fallende Regen strömt leicht in dieser nirgends ebenen Landschaft, und bedarf der Furche zum Abfluß. — Der Menschenschlag ist derb und kräftig, aber mit frühalter Miene. Magere Kost und schwere Arbeit geben dem Landmanne ein eigenes Gepräg: die Gestalt ist breit, stämmig, knochig; das gefurchte Antlitz spiegelt den tiefgefurchten Boden ab. — Und nicht blos das Angesicht, auch der Geist modelt sich nach dem Boden; der Mensch, der den Acker baut, wird schwer, wie das Ackerland. Heuer wendet der Pflug die Scholle hinüber, und nächstes Jahr wieder herüber: so langsam wenden sich die Gedanken Dessen, der hinter den trägen Ochsen den Pflug führt.

Doch dieser Charakter eines schwerfälligen Geistes, einer haftenden

Seele eignet nicht sowohl dem Fuldaer im Besondern, als er vielmehr den Landbauer überhaupt bezeichnet. Nur dem Grade nach ist der Fuldaer träger, — in dem Maße, wie sein Boden schwerer, seine Arbeit mühsamer, als in andern deutschen Gauen ist. Eigenthümlicher erscheint an dem Bewohner Buchoniens eine gewisse Frömmigkeit jener Art, die sich durch Hingebung an die Lehre, durch Eifer für die Vorschriften der Kirche genug thut, ohne sich dabei weder im Mystischen zu vertiefen, noch im Moralischen sehr zu ängstigen. Genau im Beten und lau im Leisten zu seyn, hat sich der Fuldenser unter 84 regierenden Priestern gewöhnt. Der Krummstab waltet ja mild über Denen, die unter ihm knieen. Indeß hat nicht dieser Krummstab allein jene eigenthümliche Frömmigkeit immer neu eingepflanzt; sondern dieselbe hat sich aus alter Zeit her in der versteckten Lage Fulda's zwischen dem Rhön- und Vogelsgebirge länger erhalten, ohne durch Weltverkehr eine Störung oder einen Zusatz weltwirksamer Interessen und weltweiter Ansichten zu erfahren.

Diese Frömmigkeit verträgt sich aber recht wohl mit einer gewissen Fröhlichkeit des täglichen Genusses, — verträgt sich so wohl, daß der Fuldaer, wenn er doch einmal über das Maß hinaus gehen sollte, sich noch lieber in der Fröhlichkeit, als in der Frömmigkeit übernimmt. So war es wenigstens zur Zeit der Sekularisation. Man beging einen Feiertag lieber in einer entfernteren Gemeinde oder in der bischöflichen Residenz selbst, als zu Hause, um nach der Andacht mit besserem Fug in ein Wirthshaus einzukehren. Und vielleicht waren gerade Diejenigen Morgens in der andächtigsten Stimmung ausgezogen, die Abends mit blutigen Köpfen heimkehrten. Ein schwungvolles Herz berührt ja, wie ein schwingender Pendel, die äußersten Gegensätze. Ja, ohne Schlägerei ging ein Festtag selten aus. Dem eifrigen Fuldenser schien es nicht genug, daß die hohen Feiertage roth im Kalender standen: er wollte sie auch auf seiner blutigen Stirne eingekerbt wissen. Der sinnlich derbe Landmann schien des gewonnenen Ablasses erst dann recht gewiß zu seyn, wenn er die süße Ermattung eines Aderlasses empfand. — Solcher Schlägereien wegen wurden auch unter der oranischen Regierung die sonst durch den ganzen Sommer zerstreuten Kirchweihen der verschiedenen Gemeinden auf einen und denselben Spätherbst-Sonntag verlegt, um nämlich die Wechselbesuche raufluftiger Jugend bei solchen Festen zu verhindern.

Was sodann den Fuldaer noch genauer charakterisirt, ist eine trockene Spaßhaftigkeit, eine Laune, die sich nicht nur mit Witz, sondern auch mit einem eigenthümlichen Humor ausläßt, und sich um so drolliger

ausnimmt, als sie mit einer gewissen Befangenheit und Unbeholfenheit zu kämpfen hat. Gutmüthigkeit und Phantasie fehlen dabei nicht, und leihen dem neckischen Humor sanfte Pfoten.

Diese geistige Eigenthümlichkeit des Fuldaers läßt [illegible] in ihrer Uebereinstimmung mit Boden und Lage des kleiner Völkchens leicht begreifen. Die Sprödigkeit und Unbeholfenheit rühren offenbar daher, daß die Menschen lange Zeiten hindurch ohne weitreichende Beziehungen, ohne abwechselnde Berührung mit der Welt, in einfaches Thun und Lassen beschränkt gewesen sind. Die Phantasie des Fuldaers wird auf so schönen Hügeln und reichen Waldbergen seines Heimathländchens flügge; die Genügsamkeit wurzelt in dem magern Boden, und die Gutmüthigkeit athmet sich in der frischen, gesunden Luft warm. Und wenn bei solcher Stimmung und bei ruhigem aber kräftigem Blute der Landmann aus der schwerbebauten Scholle am Ende doch mehr Steine, als Kartoffeln auswühlt: — ist ihm nicht hier schon Anregung zu trocknem Humor gegeben?

Wem aber auch eine solche Beschauungsweise nicht zusagte; wer die geistige Eigenthümlichkeit eines Volksstammes nicht in Verwandtschaft mit dessen Boden und Lage gesetzt sehen möchte; der wird doch vielleicht darin mit uns überein stimmen, daß es bei einem ackerbauenden Volke oder Völkchen oft weniger darauf ankomme, wie das Grundeigenthum *beschaffen* ist, als darauf, wie es *besessen* werde. Wir müssen daher einen Blick auf die Umwandlungen werfen, welche das bäuerliche Leben im Fuldaischen schon durchgangen hat, und welche ihm noch bevorstehen.

Dem jungen, im Buchenwald erhobenen Kloster waren vom fränkischen Hausmaier einige tausend Schritte Landes umher und einige hundert Sklaven geschenkt worden, um den Waldboden anzubauen. Das *Kloster* war *Eigenthümer* des ursprünglich geschenkten und des nach und nach zuwachsenden Bodens; die Dienste der Sklaven waren unbeschränkt. Der Besitz dehnte sich durch viele und ansehnliche Geschenke immer weiter aus; die Dienstleute vermehrten sich, nicht blos durch eigene Kinder, sondern auch durch fremde Erwachsene. Denn auch Freigeborne stellten sich, von der eigenthümlichen Frömmigkeit der Zeit getrieben, zu freiwilligen Diensten, ja zu Abgaben ein. An diese frommen Rottknechte schlossen sich, wenn es noch mehr Arbeit gab, Lohnknechte, die für Geld oder Gunst dienten. Zinsleute verstanden sich zu regelmäßiger Lieferung wollener Tücher, Bettdecken, und Lederwerks, von Töpfen mit Honig und Milch, von Käse und Vieh; die Frauen dieser Zinsleute brachten Leinearbeiten. So wuchs durch Huld der

Großen, durch Andacht der Geringen das Stift zu einer mächtigen Abtei mit fürstlicher Gewalt. Die christliche Liebe theilte sehr ungleich zwischen dem Krummstabe des Abtes und der Hacke seiner Leibeigenen. —

Dieser Zustand dauerte Jahrhunderte: die Entwicklung der Völker ging langsam im Mittelalter. Erst die Zeiten und die Folgen der Kreuzzüge änderten die Lage der Leibeigenen. Denn während die Grundherren, um heilige Fahrten oder zunehmenden Luxus zu bestreiten, Geld brauchten und ihre Leibeigenen drückten, konnten die Mißhandelten entweder durch Theilnahme an einem Kreuzzug, oder durch Flucht in eine der wachsenden Städte sich ihrer Dienstbarkeit entziehen. Die Grundbesitzer mußten also um ihres Vortheils willen auf Erleichterung der Leibeigenschaft denken. In Fulda ging es hiemit langsamer zu; vielleicht weil unter den Aebten die Leibeigenschaft ein evangelisches Joch, das heißt, ein leichtes war. Es ist nicht paradox, sondern eine alte, von den Mächtigen immer wieder vergeßne Wahrheit, daß Milde im Interesse der Herrschenden und Besitzenden, Härte aber im Interesse des Volkes und der Dürftigen geübt wird. — Als man im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte auch in Fulda den Forderungen der Zeit zu Gunsten der Leibeigenen nicht mehr widerstehen konnte, gab man doch so wenig, wie möglich, nach. Man *übergab* das Grundeigenthum noch nicht erblich, sondern *überließ* es nur auf Lebensdauer unter pachtähnlichen Bestimmungen. Es war ein Laßverhältniß. Wer ein Laßgut baute, gab einen jährlichen Laßzins in Geld oder Frucht. Seine Leibeserben hatten kein Recht auf das Gut, sondern fanden nur Rücksicht vor Andern, und bezahlten, wenn man auch *ihnen* das Gut wieder zugestand, bei diesem Uebergang eine „Liebniß."

Diese so schön benannte Abgabe mag indessen nicht nach der *Liebe*, sondern nach dem *Belieben* gemessen worden seyn; wenigstens scheinen die Bedingnisse solchen nur lebenslänglichen Besitzes für die Diemstleute eben nicht viel Lockendes gehabt zu haben. Sie machten wenig Gebrauch von diesen Zugeständnissen. Der Bauernstand erlebte durch das Laßsystem keine durchgreifende Umwandlung. — Im sechzehnten Jahrhundert aber fanden die Dienstleute andere Mittel, sich zu erleichtern. Die Noth der deutschen Völker verband sich mit den neuen Ideen der Reformation. Der „arme Konrad" bewarb sich um die reiche christliche Freiheit. Zum Bunde des armen *Konrad* bekannten sich Alle, die sich — *keinen Rath* mehr wußten. Auch die Fuldenser nahmen Theil an den Bauernaufständen, die damals von Holland bis Elsaß und in die Breite des deutschen Reiches gehren. Unter dem Abte Johann von Henneberg schloßen sich die Hammelburger an die stürmenden schwäbi-

schen Bauern an, und drangen in das Land. Ueber zehntausend Bauern lagerten vor der Stadt Fulda, — Anhänger zugleich Thomas Münzers. Die Dienstbaren, die Laßleute, liefen von den Gütern weg; den Unzufriedenen schloßen sich die Schwärmerischen an, und statt des Pfluges, der da baut, handirten sie Feuer und Schwert zur Verwüstung.

Jetzt überzeugte man sich endlich, daß es für die Besitzer nöthig sey, die Bauern zu erleichtern. Man mußte sich ihrer in ihren Erben versichern, und that nun das Grundeigenthum auf Vererbung aus. Man überließ die Güter um die Hälfte ihres Werthes erblich, und verwandelte die nicht bezahlte Hälfte in Dienste, Zinsen, oder dergleichen Leistungen, die man dem Gute anklebte. Um den Erbnehmern die Bezahlung des Werthes zu erleichtern, erhöhte man die auf Jahre vertheilten Lasten. An Lasten und Leistungen waren ja die Dienstbaren gewöhnt. Indem man solche Erleichterung für die damalige Zeit berechnete, ahnete man nicht, wie Viel man dabei auch für die Zukunft that. Denn diese zu hoch bestimmten Gutslasten, die, auf Jahre vertheilt, mit den Jahren drückender wurden, sollten für spätere Zeiten ein Keim neuer Unzufriedenheit und neuer Umwandlungen werden. —

So war nun der ehemalige Leibeigene sein eigener Herr, wenn auch vorerst noch ein beschränkter, geworden: er besaß wenigstens Eigenthum, und vererbte es auf seine Kinder, aber freilich mit Lasten beschwert, und ohne es vertheilen zu dürfen. Es waren geschlossene Güter, und der Sohn, der ein solches übernahm, mußte die Geschwister abfinden. Also war wohl der Bauer frei, aber das Gut war noch gefesselt. Denn bei jeder Bewegung, die es aus einer in die andere Hand machte, mußte zur Anerkennung des Lehnsherrn eine Abgabe entrichtet werden, — von 5, ja von 6⅔ Prozenten, wie es die Erb-, Kauf-, Tausch-, Theilungs-, und dergleichen Veränderungsfälle mit sich brachten. Familienverhältnisse oder Unglücksfälle nöthigten oft dasselbe Gut zu rasch wiederholten Bewegungen, und jede derselben war mit neuen Schmerzensgeldern verbunden. Diese Handschellen des Grundbesitzes weckten — wenn meist auch nur eine stumme Sehnsucht nach der Freiheit desselben. Ausgesprochen war dies Verlangen gleichsam in dem viel höhern Werthe der sogenannten Beistücke, — jener Grundstücke nämlich, die außerhalb eines Güterschlusses sehr leicht, das heißt, ohne lehensherrliche Zustimmung und Abgabe von einer zur andern Hand gingen. — So wird im Staate nicht der Mensch allein, sondern auch Grund und Boden durch freie Bewegung und geziemende Unabhängigkeit höher geschätzt.

In dieſem Zuſtande hatten die fuldaiſchen Güter nur noch eine langſame Umwandlung vor ſich, und dieſe iſt nun durch günſtige Beſtimmungen unſerer Verfaſſung und des Ablöſungsgeſetzes bereits angeregt. Zinſen und Zehnten, jene früher den Gütern aufgebürdete Laſten, können nämlich unter ſehr annehmbaren Bedingniſſen abgelöst werden. Selbſt das wechſelfällige Lehngeld kann auf einem Umwege, nämlich durch vorhergehende Verwandlung in eine ſtändige Abgabe, zu jener Gunſt gelangen. Wird ſodann noch, wie zu hoffen, der Güterſchluß aufgehoben, ſo wird endlich auch die Scholle emanzipirt ſeyn, wie es vorher der an die Scholle Gebannte geworden iſt. — Heute ſind wir ſo weit noch nicht, und ſehen daher mit jedem Frühjahre ganze Züge Fuldaer Bauern — „ins Land gehen," wie ſie es nennen, wenn ſie eben aus dem Lande gehen, — um bei Frankfurt und in der Wetterau Arbeit zu ſuchen. Es ſind jene Manns- und Weibsperſonen, die von den Beſitzern der geſchloſſenen Güter, von ihren Brüdern oder Schwägern, abgefunden, daheim ohne Grundbeſitz und Arbeit ſind. Die Hanauer nennen ſie ſcherzweiſe — apanagirte Prinzen und Prinzeſſinnen. Mit Dreſchflegeln und Senſen, leeren Ranzen, und welken Bündeln kommen ſie aus dem Gebirg herab in die leichtſchollige, ebene Landſchaft, wo ſie den Sommer über leichtere Arbeit und beſſern Taglohn, als zu Hauſe finden, und kehren im Herbſt mit gefüllten Ranzen und Bündeln, und nicht ſelten — mit Säuglingen wieder heim.

Wir haben unter den Lieblingskindern des fuldaiſchen Bodens den Flachs gefunden. Hier, an dieſer fadenträchtigen Pflanze, knüpfen wir unſere Betrachtung über das Fuldaer Gewerbsleben an.

Wie viel Prüfungen muß nicht dieſer ſchöne Prinz, wie wir oben den Flachs nannten, durchgehen, bis er für das bürgerliche Leben brauchbar wird! Auf echt prinzliche Weiſe hat er die bitterſten Erfahrungen bei dem weiblichen Geſchlechte zu machen. — Die Samenkrönchen, die er ſich im Schoße der ſchönen blauen Blüte aufgeſetzt, werden ihm abgeſtreift, indem er, anhaltend durchnäßt, tüchtig geröſtet, die ſcharfe Hechel, die grobe Breche beſtehen muß. Und nicht die Bäuerin allein ſpielt ihm ſo übel mit! Denn kaum iſt er, von den zarten Fingern der Spinnerin bethört, durch die Spule getaumelt, ſo wird er von derſelben Hand über die Weiſe gerädert. Jetzt hört er ſüße Blutfinken-Lieder pfeifen: aber wie geht dabei der pfeifende Weber mit ihm um, der ihn zwiſchen vier Pfoſten auf die Walzen und zwiſchen die Kämme

seines Stuhls nimmt, zerrt und schlägt, hebt und senkt? Nun findet er wieder ruhige Sommertage auf grünem Rasen; die singende Bleicherin hüpft mit nackten Füßen um ihn her, und badet ihn. Aber Alles geschieht nur, um ihn desto schneller unter die Scheere und Nadel der Nähterin zu liefern. Und am Ende, wenn doch an dem wahnsinnigen Lear noch „jeder Zoll ein König" war, heißt es bei unserm unglücklichen Prinzen nur: Jede fünf Ellen ein Hemd! —

So weit im Lande umher der Flachsstengel wächst, sind auch die Webstühle zerstreut. Es ist ein ländliches Gewerbe, das von Alters her im Fuldaischen sehr lebhaft betrieben ward. Vom gröbsten Packtuche bis zu kunstreichem Damast wurde einheimischer und fremder Flachs verarbeitet. Alle Arten von Leinwand gingen, früher noch mehr als jetzt, nach Frankfurt, Bremen, Hamburg, und Holland. Die Leinenwaarhändler waren angesehene und oft sehr reiche Leute. Eigne Sagen knüpfen sich an diese wandernden Männer an, freilich aus einer Zeit, da man noch mit Grausen an die Welt jenseit der Rhön- und Vogelsberge dachte, und es noch umherziehende Werber gab, die man Seelenverkäufer nannte.

Einst war ein solcher Händler nach Amsterdam gegangen, und blieb über Jahr und Tag aus. Wie er zurück kam, fand er neben dem Bette seiner hübschen jungen Frau eine Wiege mit einem schönen Säugling. — Wem gehört der Bube? fragte der betroff'ne Mann. — Hör' nur, wie mir's mit dem Buben wundersam ergangen ist! erwiederte die erröthende junge Frau. Es war ein schöner Wintersonntag, und die Sonne schien hell; da ging ich in unser Gärtchen hinaus. Ich hatte ein so sehnsüchtig Verlangen nach Dir, daß ich zur Kühlung einen Eiszapfen vom Baume brach, und gierig einsaugte. Und so ist durch ein Wunder der Bub' entstanden. — Der Mann war ein guter Fuldaer, der nicht ungläubig erscheinen mochte, zumal der Kaplan des Ortes dem Wunder auch das Wort redete. Er verwand seine Skrupel, und ließ sich den hübschen Jungen gefallen, den er aus verhaltnem Hohne nur — den „Sohn Yszap" (Eiszapfen) nannte. Im Stillen mochte er aber darauf sinnen, den falschen Erben bei guter Gelegenheit wieder los zu werden. Als daher der Sohn Yszap herangewachsen war, wünschte ihn der Pflegvater mit nach Holland zu nehmen, damit er die Welt sehe. Die Frau willigte nicht ohne heimliche Besorgniß und mit der mütterlichen Beschwörung ein, daß er den Buben auch um Gottes willen wohl behüten möge. Der Mann versprach es, und zog aus. Aber aus altem Groll überließ er den Buben an holländische Seelenverkäufer. Kam daher später ohne den Jungen zurück. — Wo ist unser

Kind? wo iſt der Sohn Yszap? fragte angſtvoll die Mutter. — Höre nur, — ſagte der Schalk mit denſelben frühern Worten ſeines Weibes, — wie mir's mit dem Buben wunderſam gegangen iſt! Wir fuhren auf einer Jacht den Rhein hinab, und die Sonne ſchien heiß. Ich hatte den Yszap immer gewarnt, er ſolle den Kopf bedeckt halten; aber der Bube hörte nicht, und ehe ich mir's verſah, ſchmolz der Yszap unter meinen Augen in den Rhein, und wurde wieder zu Waſſer. Je nun, Frau! der Winter hat ihn beſchert, der Sommer verzehrt: wir ergeben uns in die Wunder des Herrn! —

Dieſe Fabel mag als Probe des Fuldaer Humors dienen; nur nimmt ſie ſich im Dialekt des Landes erſt recht drollig aus. —

Der ländliche Betrieb der Leinweberei iſt von keinem eigentlich ſtädtiſchen Gewerbe auf ausgezeichnete Weiſe überboten worden. Betrachtet man das Alter der Stadt Fulda, — denn ſie entſtand bald und ſchnell nach Gründung des Kloſters aus Sklaven und Dienſtleuten, die man zu Handwerken frei gab, — und erinnert man ſich zugleich, wie früh die fuldaiſche Schule beſucht, und berühmt ward: ſo darf man ſich ſchon verwundern, daß das Bürgerthum einer ſolchen Stadt viele Jahrhunderte lang ohne bemerkenswerthe Umwandlung faſt nur beim gemeinen Handwerke geblieben iſt. Von einigen Empörungen der Fuldaer Bürger gegen den Abt Heinrich von Hohenberg in den dreißiger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts erzählt die Geſchichte. Man ging ſo weit, daß man die Abtsburg ſtürmte und verwüſtete. Das erſte Mal mußte die Bürgerſchaft mit Entſchädigung und frommer Demüthigung vor dem Abte büßen. Bei Wiederholung des Uebermuthes verfuhr der obſiegende Abt ſchärfer mit Hinrichtungen, Verbannungen, Entziehung bürgerlicher Freiheiten, Zerſtörung bürgerlicher Wohnungen. Noch ein Mal, im fünfzehnten Jahrhunderte, hatte der Magiſtrat einen ſtolzen Traum, — Fulda nämlich zu einer freien Reichsſtadt umzuwandeln. Aber ehe man noch der Bürgerſchaft den Traum ihres wohlweiſen Rathes erzählt hatte, wurde der Magiſtrat zu der eidlichen Erklärung genöthigt, Fulda ſey keine freie oder Reichsſtadt, ſondern der Abt ſey ihr Herr und Hort, und habe der Stadt Obrigkeiten zu ſetzen. — Seitdem hat ſich das gute Fulda in Demuth — beim Leiſten, beim Ambos und Hobel, bei der Schneiderhölle und der Lohgrube, bei der Krämpel und der Krämerwage beſchieden. Nicht einmal die Gold- und Silberſchmiede hat ſich in der Hauptſtadt eines Bisthums erhoben, das ſo viele Leuchter, Kelche, und Monſtranzen brauchte, wo oft regierende Herren durchreiſten und in frühern Zeiten zuweilen Kaiſerlager gehalten wurden. Unter den letzten biſchöfflichen Regierungen wurden

einige Versuche mit Seidenspinnerei und Porzellanfabrikation gemacht. Allein die ausländische Seidenraupe fand das Klima zu kalt, und die inländische Porzellanerde den Brand zu theuer. Die Raupe starb ab, und die Abtsröder Erde blieb todt liegen.

Zu Zeit der Sekularisation wechselte ein weltlicher mit einem geistlichen Hofe; Adel und Dienerschaft war nach Verhältniß des Landes zahlreich; es fehlte den Bürgern nicht an Nahrung und Verdienst, noch an Aufmunterung zu großartigern Gewerbsunternehmungen: allein ihre Hände blieben dem Handwerke dienstbar; Kunst und Luxus kamen aus der Fremde herbei. In manchen Handwerken erwiesen sich die Fuldaer tüchtig; zu höhern Gewerben fehlte es ihnen vielleicht weniger an Talent, als an Unternehmungsgeist und Gemeinsinn. Und seit nun unter hessischer Regierung die schönen fuldaischen Schlösser verschlossen stehen, der Adel verschwunden, die Dienerschaft vermindert, und manche öffentliche Anstalt, mancher Verwaltungszweig anderswohin verlegt ist, fehlt es den Fuldaern auch an diesen Reizmitteln zu gewerblichem Aufschwung. Kein Wunder, wenn die Fuldenser ein wenig verstimmt sind! Dennoch haben sich in der letzten Zeit wenigstens einzelne Bürger etwas rühriger und unternehmender gezeigt. Man fabrizirt jetzt baumwollene Zeuge; auch wird im Essigbrauen, Lichtergießen, und Schönfärben Etwas gethan. — Ich wiederhole es, — den Fuldensern gehen keineswegs gute geistige Gaben, und vielfache Anlagen ab; vielmehr scheint grade aus stockenden Kräften jenes spröde, rückhaltige, und dann auch wieder ungestüme, polterige Wesen zu entstehen, das den Fuldaern eigen ist, und sie so gern zu trotziger, eigenwilliger Absonderung von Fremden verleitet.

Wir gehen vom Handwerke zum Adel über. Die Kluft zwischen beiden Ständen füllte seit längerer Zeit die Staatsdienerschaft aus, die einen ideellen Stand, eine geistig-politische Zwischenlage bildete, — aus aufgeschwelltem Bürgerthum und aus dem Gerülle des hohen Adels gemischt. —

Das junge Stift des heiligen Bonifaz, in unfruchtbar wilder Gegend erhoben, wuchs unter den ersten Aebten durch die bedeutendsten Geschenke an Ländereien, Gütern, Salzquellen, und dergleichen Besitzthümern, nicht blos in der nächsten, wenig angebauten Umgegend, sondern auch in der Ferne, — in Thüringen und Franken, in der Wet-

herau, am Rhein, ja im Elsaß. Manches geschah um des so einflußreichen heiligen Bonifaz willen an dessen Lieblingsstifte; Vieles erwarben die regierenden Aebte als Vermittler zwischen streitenden Fürsten, als eifrige Anhänger der neuen fränkischen Dynastie. So unterwarfen gleich Anfangs die fränkischen Könige manche im Bezirk des Bucherwaldes besiegte Dynasten der fuldaischen Kirche. Andre solcher Grundherren untergaben sich aus Frömmigkeit mit ihren Gütern den Stifte. Und drittens fielen den Aebten an den mancherlei Schenkungen, die das Stift erhielt, die schönsten Mittel zu, durch Belehnung mächtiger Herren Vasallen zu gewinnen. Auf diese Weise war der Abt von Fulda von zahlreichen Rittern umgeben, die ihm theils als bloße Vasallen folgten, theils als wirklich Untergebene von seiner Gerichtsbarkeit abhingen.

Im fünfzehnten Jahrhundert stiftete der fuldaische Abt von Hennberg einen Ritterorden zu den Heiligen Simplizius und Faustus. Mit dieser Auszeichnung sollte die adeliche Tugend und das adeliche Verdienst um die gemeine Landschaft belohnt werden. — Man sieht wohl, daß hier von vergangenen Jahrhunderten die Rede ist, da man noch den Adel für die öffentliche Wohlfahrt, nicht die öffentliche Wohlfahrt für den Adel bestimmt hielt. Warum man aber solchen Orden nach den Heiligen Simplizius und Faustus benannte, weiß ich nicht; wem man nicht etwa mit diesen Namen einen Wink geben wollte, daß man sich bei geistlichen Herren am besten durch Einfältigkeit im Glauben und durch eine treue Faust empfehle.

Doch nicht immer blieb die buchische Ritterschaft mit Andacht zum heiligen Simplizius und Faustus den fuldaischen Aebten ergeben. Im dreißigjährigen Kriege, zwischen 1631 und 1634, gaben die religiösen Spaltungen Anlaß, daß die buchischen Ritter sich vom katholischen Stife Fulda lossagten. Sie wendeten sich den Schweden zu, zahlten die den Stifte schuldigen Steuern an die schwedische Garnison in Schweinfurt, und suchten sich als zur fränkischen Ritterschaft Rhön-Werra gehörig darzuthun. Es half auch Nichts, daß Abt Joachim die Abtrünnigen mit einem kaiserlichen Mandate fest zu halten suchte: sie fuhren nach dem Münster'schen Frieden fort, sich von der fuldaischen Kirche zu emanzipiren. Und wirklich kam 1656 die Trennung zu Stand: die buchischen Ritter wurden als reichsunmittelbar anerkannt, und blieben nur in so fern, als sie fuldaische Lehne besaßen, den Fürst-Aebten vasallenpflichtig.

Wenn man sich zur Zeit der Sekularisation nach dem einflußreichsten Adel in Fulda umsah, so durfte man solchen nicht in den Marställen,

im Jagdzeughaus, oder bei der Wachtparade aufſuchen: hier war vielmehr der abhängige, dienſtbare Adel zu finden, wenn zum Theil auch Brüder und Vettern des regierenden Biſchoffs darunter waren. Bedeutend erſchienen aber die Männer, die dieſen ſelbſt hervorgerufen, und zum Krummſtabzepter erhoben hatten, — der Dechant an der Spitze von vierzehn Pröbſten und Kapitularen. Auf der Bruſt derſelben ſehen wir achtſpitzige goldne Kreuze hangen: es ſind untergehende Sterne. Die Sekulariſation entſetzt dieſe wichtigen Prälaten ihrer Würde, ſoweit dieſe bisher eine Macht war. Dieſe prachtvolle Würde hat ohne Fruchtknoten abgeblüht, und läßt uns keine Erwartung, keine Entwicklung mehr, ſondern nur eine Erinnerung, einen Rückblick übrig.

Das Kapitel war der geiſtliche Schoß, aus welchem nach eines regierenden Prieſters Ableben ein geiſtlicher Sohn hervorging, und die hinterbliebene Inful als Kinderhaube aufſetzte. Das Kapitel war zweitens ein Geheimer Rath für die Staatsgeſchäfte, und drittens die eigentliche Landſtandſchaft, an deren Zuſtimmung in Steuerſachen, Ankäufen, Verpfändungen, und Veräußerungen von Staatsgut der Fürſt gebunden war.

Dies Gewebe aus geiſtlichem Zettel und weltlichem Einſchlag, — dies Beiderwandfutter eines ſammtnen Fürſtenmantels war nur allmählig zugeſchnitten und eingeſetzt worden. Anfangs, und wohl Jahrhunderte lang, geſchah die Wahl des Abtes von der geſammten Kloſtergemeinde des Stiftes Fulda, vielleicht mit Zuziehung der Präpoſiten (Pröbſte) der vom Stift abhängigen Klöſter. Uneinigkeit unter den Wählenden veranlaßte die Einwirkung des Kaiſers auf die ſtrittige Wahl, unter Hinweiſung auf den „vernünftigeren Theil" der Wahlberechtigten bei künftigen Wahlen. So entſtand bald ein Ausſchuß von Geiſtlichen zum Wahlgeſchäfte. Dazu mögen vor Allen die ohnehin ſchon durch übertragne Kloſterämter bevorzugten Männer hervorgetreten ſeyn: — der Probſt, der Kellereiverwalter, der Oberpförtner, der Spitalvorſteher, der Werkmeiſter, der Seelenwächter, der Sänger, und dergleichen „Amtsherren", die in Urkunden des vierzehnten Jahrhunderts mit adelichen Namen vorkommen. Sie hatten ja ohnehin ſchon den Vorzug, daß ſie in ihren Geſchäften beſondere Siegel führten, und bald gingen ſie ſo weit, daß ſie Schutzbriefe des Kaiſers gegen Eingriffe des Abtes in ihre Aemter und in die jedem Amt eigens zugemeßnen Güter und Einkünfte erwarben.

Eine Pflanzſchule für ſolche würdentragende Geiſtliche war die beſondere Schulabtheilung des Seminars für adeliche Zöglinge. Denn

auch die Privilegien der Kaiser drangen auf Mitglieder des Domkapitels aus wahrem, altdeutschem Adel.

Jene Männer, die aus ihren Klosterämtern hervor nach und nach zur ausschließenden Wahl des regierenden Abtes und Bischoffs gelangt waren, brachten allmählig auch die Haupt-Staatsämter an sich, und vertraten, wie anfangs die Interessen des Klosters, zuletzt auch die Interessen des ganzen Fürstenthums. Erst hatten sie die Landesvertretung mit den Rittern, den Stiftern, und Städten getheilt, und nur einen der vier Schlüssel zur Ober-Einnahmskasse geführt. Sobald sich jedoch die Ritterschaft reichsunmittelbar gemacht hatte, verlor sie auch ihre Stimmen am Landtage und den Mitverschluß der Landeskasse. Die Stifter und Städte aber schlugen die Kosten ihrer Landtagsdeputationen höher an, als den Vortheil ihrer Abstimmung in Staatshaushalts-Angelegenheiten. So zog sich denn zuletzt die ganze Landstandschaft in dem Domkapitel zusammen.

Neben dieser Vertretung bekleideten die Mitglieder des Kapitels auch die Haupt-Staatsämter. Der Dechant nahm den Präsidentenstuhl bei der weltlichen Regierung ein, in welcher die Administration und das höhere Richteramt verbunden waren. In Abwesenheit des Landesherrn war er dessen Stellvertreter. Andre Mitglieder des Kapitels saßen auf den obersten Stühlen bei der Hof- und Rentkammer, bei der Obereinnahme, oder standen dem Schulwesen, der Leitung der Universität und dgl. vor. Ich will nicht sagen, daß sie sich auf das „Vorsitzen" und „Vorstehen" beschränkt hätten: vielmehr mögen es ganz die Männer gewesen seyn, die einen entschiedenen Einfluß auf die Geschäfte behaupteten. Und grade dann — wie zweckmäßig war nicht die Einrichtung, daß Diejenigen, welche das Land zu vertreten hatten, es auch regieren halfen! Die einfachste Kontrole einer Regierung ist doch immer die, wenn sie sich selbst kontrolirt! —

Das Weltliche ist nicht so undankbar, als es Manchen scheinen mag. Die Welt wandelt mit Sorgen an der linken, — mit Genüssen an der rechten Hand. So kömmt sie uns entgegen, und es findet sich natürlich, daß Derjenige, der einseitig nur seinen rechten Weg geht, gar leicht nur den Sorgen begegnet. Die Prälaten wußten aber auch links einzulenken, um die Genüsse nicht zu verlieren. Sie hatten sich in so viel Weltlichem zu bethätigen, sollten das Leben nach seinen verschiedenen Seiten hin ordnen: mußten sie da nicht auch nach allen Seiten hin die Unordnung kennen lernen? — Glaube man nicht, daß es ihnen als nächsten Dienern der Kirche so leicht gemacht worden sey! — Wahrlich! den oft beneideten Prälaten war Nichts von Allem erspart, was Weltliche

zu verwinden haben, die ſich in Leidenſchaften übernehmen. Eines hatten ſie allerdings voraus; nur weiß ich nicht, wie hoch ſie ſelber es anſchlugen. Jenes Kapitelkreuz war ihnen nämlich von Klemens dem Zwölften im Februar 1731 nicht blos zu irdiſchem Schmuck verliehen worden, ſondern die es begleitende Bulle ſicherte demjenigen Kapitularen, der in der Todesſtunde ſich damit würde ſegnen laſſen, ausdrücklich einen vollkommenen Ablaß zu. So hatten ſie wenigſtens ein Mittel gegen ſittliche Schuld, wenn es auch gegen bürgerliche Schulden nicht vorhalten wollte. —

In dieſer Lage war es gewiſſermaßen als ein Glück anzuſehen, daß der erſte Stand im Lande, — ſoll ich ſagen, das Nervenſyſtem des geiſtlichen Staates, ſchon ſo weit an die Atmoſphäre der Welt gewöhnt war, als das Bisthum endlich verweltlicht werden ſollte.

Die Mitglieder des Kapitels, gewöhnt, in Würden und Anſprüchen hinter Niemand zurück zu ſtehen, waren auch bei der Sekulariſation die Erſten, die ihren beharrlichen Fürſtbiſchoff verließen. Sie wendeten ſich der orangefarbig aufgehenden Sonne zu, indem ſie ohne Vorwiſſen und Genehmigung des Fürſtbiſchoffs durch eine eigne Deputation dem neuen Regenten ihre, und — weil ſie ſich als Vertreter des Landes anſehen mochten — der Unterthanen Ehrfurcht, Ergebenheit, und Treue zu verſichern eilten. Sie erkannten wohl die Macht der damaligen Politik, der ſie nur einen lächerlichen Widerſtand hätten bieten können, und zogen es vor, ſtatt der Gewalt mit Würde zu weichen, ihr mit Artigkeit entgegen zu kommen. Vor den weltlichen Zuſtänden, in welche ſie übergehen ſollten, ſchienen ſie eben nicht zu bangen, und ertrugen den Wechſel der Dinge, wie Männer, die der Staat mit anſehnlichen Suſtentationen übernimmt, — den Domdechanten mit 9000 Gulden, die einzelnen Pröbſte bis mit 6000 Gulden, und die einzelnen Kapitulare mit 1500 Gulden jährlichen Einkommens. Dafür fielen die Probſteigüter an den Staat.

Auch die Wiſſenſchaft hatte das Ihrige beigetragen, die Sekulariſation vorzubereiten, und mit derſelben ihre eigne Verwandlung zu beſtehen.

Während in der Umgebung des erſten Kloſters der größere Theil der Benediktiner den unfruchtbaren Waldboden urbar machte, bearbeitete eine andere Anzahl der Brüder in der Stille des Konvents die

nicht weniger sterile Wissenschaft jener Zeit als Lehrer der Klosterschule. Da ward im Jahre 789 ein neunjähriger Knabe von Mainz nach Fulda gebracht, um in dieser Schule den Unterricht nach der Regel des heil. Benedikt zu empfangen. Der Knabe muß vorzügliche Anlagen gezeigt haben, denn als er achtzehn Jahre alt geworden, schickte der Abt ihn mit einigen andern Klosterschülern nach Tours in Frankreich, um von dem berühmten Alkuin unterrichtet zu werden, der damals jener hohen Schule von Karl dem Großen vorgesetzt war. Hier blieb der junge Rhaban vier bis fünf Jahre, und kehrte dann über Mainz, wo er die Weihe zum Diakon empfing, nach Fulda zurück. Zwanzig Jahre war er Oberlehrer der dasigen Schule, die er in großen Aufschwung brachte, so daß sie bald selbst Theil an dem europäischen Rufe nahm, den Rhabanus Maurus als Philosoph, Rhetor, Astronom, und artiger Dichter genoß. Er ward zum Abt erwählt, und das Kloster wuchs an Wohlhabenheit und Berühmtheit. Viele Fürsten und Edle sandten aus allen Ländern ihre Knaben in die Schule Rhabans, und dem Kloster flossen reiche Honorare an Gütern und kostbaren Geschenken zu. Aus dem ganzen fränkischen Reiche kamen Gelehrte aller Fakultäten nach Fulda, um Rhaban zu hören, und sich um das Glück seiner Freundschaft zu bewerben. Auswärtige Herren verlangten zur Besetzung neu gegründeter Klöster Mönche von so guter Zucht, z. B. der Graf von Kalw für sein Kloster zu Hirsau. Auch bedeutende Gelehrte gingen aus dieser Schule hervor: Schriftsteller, wie Strabo, Rhabans Schreiber und nachher Abt in Reichenau, Servatus Lupus, nachmaliger Abt in Ferrara, Rudolph, der Rhabans Leben beschrieben hat, der gelehrte Otfried zu Weißenburg, und Andre.

Rhaban hinterließ bei seinem Tode als Erzbischoff von Mainz hundert verschiedene Schriften, die sich länger erhielten, als seine berühmte Schule in Fulda. Dieser hoch flammende Heerd der Wissenschaft im altfränkischen Reiche erlosch nach und nach bis auf ein kleines Feuer, das während des Mittelalters zur Noth die Abtei erwärmte. Erst im dreißigjährigen Kriege finden wir eine weitfliegende Fackel der Wissenschaft, in Fulda entzündet, an dem im Fuldaischen gebornen Jesuiten Athanasius Kircher.

In der That, wenn unter Rhaban von allen Orten und Enden Schüler und Gelehrte nach der Fuldaer Schule gezogen waren: so schien diese nun, acht Jahrhunderte später, ihren Gegenbesuch durch Kircher an allen berühmten Sitzen der Wissenschaft, wenigstens der Jesuitenschulen, abzustatten. Hatte die Fuldaer Schule so lange Zeit gebraucht, um einzusehen, daß sie sehr herabgekommen sey, und vergebens auf den

alten Zufluß lernbegieriger Knaben und gelehrter Männer warte; oder blieb so lang ein Mann aus, den sie als Muster Dessen, was sie noch vermöge, in die Welt hinaus schicken konnte? Ich weiß es nicht. Aber erstaunlich bleibt es, wie weit jener seltsame Mann, grade aus dem weltblöden Fulda, bald von seinen Obern gesendet, bald von noch Höheren verlangt, umhergepilgert ist. Nach Paderborn, nach Münster, Köln, Koblenz, Heiligenstadt, Mainz, Speyer, Würzburg, nach Lyon, Avignon, über Marseille und Genua nach Rom, von da nach Malta, und durch Kalabrien bald wieder zurück nach Rom, wo er im Jahre 1680 in einem Alter von 76 Jahren starb.

Dieser Fuldenser ist wirklich ein seltsames Gemisch von tiefer Gelehrsamkeit und unbegreiflicher Leichtgläubigkeit, von großartigen Studien und gesuchten Subtilitäten, von vorausblickendem Genie und gängen Vorurtheilen. Und eben so eigenthümlich, wie die Kräfte und Schwächen seines Geistes gemischt waren, wechselte in seinem Leben die Gunst der Großen, die Bewunderung der Gelehrten, mit der Ungunst der Natur- und der Weltereignisse. Der Krieg vertreibt ihn von Paderborn; Kälte und Hunger nöthigen ihn zum Betteln. Beim Uebergang über den Rhein bricht das Eis, eine schwankende Scholle trägt ihn den Strom entlang, und er rettet sich durch Schwimmen, ohne zu erkranken. Auf seiner Pilgerung nach Heiligenstadt plündern ihn Husaren, beschimpfen und mißhandeln den erkannten Jesuiten, und nur durch das Mitleid eines derselben entgeht er dem Aufhängen. Von Würzburg vertreiben ihn die Schweden, und er büßt seine Schriften ein. Auf der Fahrt nach Genua überfällt ein furchtbarer Sturm das Schiff; von allen Mitteln entblößt wandert er von Civita vecchia nach Rom. Auf seiner Rückkehr von Malta geräth er in das große Erdbeben von Kalabrien; kaum, daß er zwischen einfallenden Häusern und einstürzenden Bergen mit dem Leben davon kömmt. — Seine Schriften sind nicht so zahlreich, als Rhabans, aber sie sind weit umfangreicher; es sind Berge gegen Hügel. „Wenn er eine Feder ansetzte, kam ein Foliant heraus", äußert Lichtenberg. Theologie scheint ihn wenig angefochten zu haben; auch die Politik seines Ordens blieb ihm fremder, als das Alterthum, das er genau kannte. Seine Hauptneigung, sein Lieblingsforschen galt der Mathematik und der Naturlehre. In diesen Fächern arbeitete der Fuldaer Jesuit rüstig einer Zeit vor, die später mit denselben Studien die Größenlehre Roms und die Natur des Dogma's zu bekämpfen suchte.

Noch einmal war es auf einen zeitgemäßen Aufschwung der Fuldaer Schule abgesehen; als nämlich dort im Jahre 1734 eine Universität gegründet, und etwas später auch eine öffentliche Bibliothek angelegt

wurde. Allein die neue Hochschule kam schon siech zur Welt. Mit den geringen Mitteln konnten nicht einmal eigne Professoren, viel weniger berühmte, angestellt werden, sondern einzelne Staatsbeamte, praktizirende Aerzte, wissenschaftliche Benediktiner erhielten kleine Jahrgehalte, um neben ihren Aemtern noch Vorlesungen über Jurisprudenz, Medizin, Theologie, und Philosophie zu halten. Die Philologie blieb auf das Gymnasium beschränkt. Es schien also doch weniger auf Förderung der Wissenschaft, als auf erleichterte Heranbildung zu den geistlichen und weltlichen Aemtern abgesehen zu seyn. Die Wissenschaft wurde nicht emanzipirt, sondern dienstbar gemacht. Indeß ward jene schwächliche Anstalt dennoch 70 Jahre alt, und erst unter oranischer Regierung aufgehoben.

An ihrer Stelle wurde ein Lyzeum gegründet, und zum Theil mit auswärtigen Männern von Ruf besetzt. Auch das Gymnasium erhielt eine gänzliche Umgestaltung aus seiner seitherigen jesuitischen Einrichtung. Früher hatte es nur geistliche Lehrer gehabt, für jede Klasse nämlich einen, als Quell alles sprachlichen und sachlichen Unterrichts. Der Katechismus, von dem Direktor gelehrt, blieb auch die Hauptsache, und war mit aller Art von kirchlicher Erbauung verbunden. Latein wurde ziemlich betrieben, Griechisch etwas vernachläßigt, und Hebräisch ganz ausgeschlossen. Doch man kennt ja die Einrichtung dieser Gymnasien, die hauptsächlich angelegt schienen, um Theologen heran zu bilden. Im Herbste pflegte sich aus der Beängstigung eines strengen Examens die Blüte einer festlichen Preisvertheilung zu entfalten.

Auch ich sollte, ehe die Herrlichkeit aufhörte, erst einmal in diesem Blumenkelche sitzen, und mit süßer Beute nach Hause fliegen. Große Zettel waren in der Stadt vertheilt worden, auf welchen die Unterrichtsgegenstände der vier Gymnasialklassen, und hinter jedem derselben die Preisbewerber sowohl, als die blos belobten Schüler, — jene mit großer, diese mit kleinerer Schrift, gedruckt standen. Und nun drängte sich am heitern Nachmittage eine Menge Menschen in den großen Saal. Hier war eine Bühne errichtet, mit einem Tische, auf welchem die zu vertheilenden Bücher ihre prunkenden Goldschaum-Rücken dem Publikum zukehrten. Der Direktor, umgeben von den Lehrern, alle in ihrer schwarzen Tracht, standen feierlich hinter dem Tische. Pauken und Trompeten hatten in entfernter Ecke einen erhöhten Platz eingenommen, um zu donnern, so oft der Direktor mit dem weißen Tuche winkte, das dem eifrigen Manne zugleich auch die Stirne trocknete, als wolle es in diesem doppelten Berufe bildlich andeuten, wie nahe der Ruhm mit dem

Schweiße verwandt ſey. — In der vorderſten Reihe der Zuſchauer ſaß auch der bekannte Skizzen-Meißner, der zum Direktor der neuen Schulen berufen, und bereits in Fulda eingetroffen war. Dieſer poetiſche Mann, mit feinen Zügen und kränklichem Weſen, ſollte heut erfahren, daß auch in den geiſtlichen Schulen die deutſche Poeſie keineswegs der lebenden Vorbilder ermangelte. Der ganze feſtliche Vortrag des Direktors war nämlich in Verſen abgefaßt. Schade, daß ich mich nur noch eines einzigen Reimſpruches erinnere, den ich zur Probe geben kann! Ich hörte nämlich zwiſchen meiner Knabeneitelkeit und dem zahlreichen Publikum nur ſehr zerſtreut zu. Den einen ſechszeiligen Spruch aber, deſſen Anfang mich wahrhaft erſchreckte und erſchütterte, haben die Pauken und Trompeten auf die Dauer von Jahrzehnten meinem Gedächtniſſe eingerammt. Ich ſtand bereits auf der Bühne, mit dem erſten Preis aus dem Religionsunterricht und mit dem zweiten für die lateiniſche Sprache unter dem linken Arm, über welchen ich den weiten Studentenmantel, wie wir ſolche trugen, etwas zurückfallen ließ, um meine Ehrenpreiſe nicht unter den Scheffel zu ſtellen. Jetzt wurden drei neue Mitbewerber um die Prämie für deutſche Sprache herauf gerufen. Wir ſollten zu vier um das Eine Buch „ſtechen", wie man es nannte, wenn bei gleichem Anſpruche mittelſt Aufſchlagens eines Buches durch den oberſten Buchſtaben der linken Seite entſchieden ward, wer, nach Anordnung des Alphabets, den Vorzug verdiente. — Ehe wir dieſes Loos ſuchten, redete uns der Direktor mit lauter und heißer Deklamation an:

Koenig, geh' mit deinem Pack!
Laß den Preis dem Haberſack!
Oder, wünſchen wir ihn lieber
Unſerm fleiß'gen, wackern Klüber?
Oder auch dem kleinen Reus;
Denn Der hat noch keinen Preis!

Und auf einen Wink donnerten die Pauken, und die Trompete ſchmetterte die genannten Namen gen Himmel, — wenigſtens bis an die Decke des Saales.

So lange die Univerſität in Fulda beſtanden hatte, waren die Benediktiner, als Lehrer der Philoſophie, die eigentlichen Repräſentanten der Wiſſenſchaft geweſen.

Die Söhne des heiligen Benedikt, die bei Stiftung des Kloſters mit ſo vieler Arbeit und Entbehrung zu kämpfen gehabt, ſaßen zuletzt in der ſorgenfreiſten Muße. Der Spaten der erſten Arbeiter, ja der Griffel der frühſten Lehrer, hatte den ſpäteren Brüdern einträgliche Kloſtergüter überliefert. Keller und Speicher waren jetzt gefüllt, die

gemeinen Sorgen verſchwunden, und die edeln Arbeiten, in denen der Orden einen alten Ruhm behauptete, konnten nun mit behaglicher Liebe gepflegt werden. Die bedeutendſten Köpfe, die Fulda gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte, trugen den Haarſchnitt des heiligen Benedikt. Denn nicht das alte Blut adelicher Familien allein, auch die jugendlichen Talente bürgerlicher Söhne zogen ſich nach dem Konvent. Dort genoßen ſie gemeinſamen Tiſch und Unterricht, bis ſie ſich in die Prälaturen und in die Profeſſorate theilten. Während die Prälaten den taumelnden Genüſſen der Welt nicht aus dem Wege gingen, ſcheuten ſich die Gelehrten des Ordens nicht vor den ſchwindelnden Gedanken der Zeit. Und zuweilen tauſchten auch die adelichen und die bürgerlichen Brüder beide Vortheile gegen einander aus. So durchgohr und verwandelte ſich von unten und oben, durch materielle und geiſtige Influenzen, der Orden, aus welchem die geiſtliche Landesregierung hervorging und der herrſchende Prieſter erhoben ward. Die Faſſung wurde lahm, und der Juwel der Herrſchaft fiel heraus. Dieſen nahm ein proteſtantiſcher Fürſt zur Agraffe ſeines Hutes auf; die Faſſung ward eingeſchmolzen. —

Einige der gelehrten Benediktiner gingen nach Aufhebung des Konvents als Lehrer der Mathematik, der Phyſik, und der Philoſophie an das neue Lyzeum über. Sie legten ihr faltenreiches Kapuzgewand ab, und richteten ſich als Junggeſellen ein. Aufgehoben war nun die Glasdecke des Konvents von dieſen ſeither eingethanen und abgeſchloßnen Gewächſen, und ſie trieben im Freien, theilnehmend an der allgemeinen Sonne und an der damals ſo friſch bewegten Luft der deutſchen Wiſſenſchaft.

Bedeutendere Geiſtliche, als damals den Konvent verließen, hat ſeitdem das Seminar der Weltgeiſtlichen nicht hervorgebracht. Nicht blos an Wiſſenſchaftlichkeit, mehr noch an äußerer Bildung ſtehen dieſe Weltgeiſtlichen hinter jenen klöſterlichen zurück, die in ihrer Verbrüderung mit den Prälaten Etwas von Weltbildung annahmen, — einen Firniß, der oft bei ihnen einen gediegenern Grund, als an den Prälaten ſelbſt hatte. Nun aber ſuchten nicht mehr die Söhne aus gebildeten Ständen oder entſchiedene Talente niederer Herkunft die hohe Laufbahn oder die ſorgenfreie Muße des Konvents auf; ſondern es treibt, ſeitdem die bequeme Univerſität aufgehoben iſt, gar oft nur Mangel an Muth oder Mitteln arme Studenten nach dem ihnen offenen Seminar, um ſich zu Landpfarreien vorzubereiten. Die Ungewandteſten und Unterwürfigſten ſind, als noch unverdorben von der Welt, am willkommenſten, wenn überhaupt eine Wahl iſt. Die meiſten dieſer Auserkohrnen ſind auf

dem Lande aufgewachsen, und kehren, nach dem unvermeidlichen Umwege durch die Kirchengeschichte und Dogmatik, gern wieder zu ihren ländlichen Interessen zurück. Die Dressur des Seminars war selten vermögend, die eingeschärfte Zucht in lebendige Würde zu verwandeln.

Wie kurzsichtig ist der Vortheil berechnet, den die katholische Theologie in Fulda an ihrer dämmerigen Seminarschule festhält! Alle andern Studien nehmen seit der Aufhebung der verkommenen Fuldaer Universität an der freien Bewegung der Wissenschaft Theil. Geist und Charakter der Jünglinge, die nach fernen Sitzen der Wissenschaft wallfahrten müssen, prüft und bildet sich dort; Blick und Herz erweitern sich für das Leben. Nur die jungen Geistlichen bleiben zurück, und werden zurückgehalten; arten sich entweder nach dem engen Zuschnitte der Seminarbildung, oder arten aus, wenn sie aus dieser Pflanzschule unter das Volk versetzt werden. In einem wie im andern Falle verlieren sie aber an Ansehen und Einfluß in den Augen der ihnen vorgeeilten Welt, die sich an den dumpfen Mauern des Seminars nicht aufhält, um auf ihre Theologen zu warten.

Freilich wird es mit dieser Eile keine sehr große Noth haben: die guten Fuldenser nehmen sich Zeit. Sie halten sich sehr mäßig in jeder Begeisterung, und lassen sich nicht gern irgend einer Schwärmerei beschuldigen. Die Studirenden suchen ihr Examen zu machen, und sich dann davon zu erholen. — Wenn auch durch die Sekularisation für Fulda ein freierer Zugang der Wissenschaft gewonnen worden: so war doch unmittelbar vor derselben vielleicht ein lebhafteres wissenschaftliches Streben in Fulda, als dermal ist. Es war die Zeit der Kantischen Philosophie und der französischen Revolution, und eine war so mißtrauisch wie die andere von Denen angesehen, die für Staat und Religion bangten. Dennoch, wie lebte und loderte damals die geistliche und weltliche Jugend in den neuen Ideen, wie durstig und heimlich drängte man sich nach dem neuen Sprudel der Forschung! Die gehütete Wissenschaft schien damals mehr, als heut die freie, zu locken. An Namen, die im Dienste derselben glänzten, fehlt es dem modernen Fulda gänzlich. — Doch darf man die Schuld natürlich nicht der wissenschaftlichen Freiheit selbst beimessen, sondern sie liegt in äußern Umständen. Auch fängt schon ein wissenschaftliches Interesse unter den Fuldensern zu wachsen an. Jüngere und ältere Aerzte erscheinen als Mitarbeiter an medizinischen Journalen. Jüngere und ältere Juristen sind mit Schriften hervor getreten, deren Verdienst von der öffentlichen Kritik gewürdigt worden ist. —

Noch weniger ſcheint der Fuldaer Boden für die Kunſt ergiebig zu ſeyn.

Aus altfuldaiſcher Zeit rühren einige launige Gedichte in einheimiſcher Mundart her. Unter dieſen ergötzt man ſich immer noch an der Beſchreibung einer Doktorpromotion mit ſatyriſchen Seitenblicken auf damalige Perſonen und Zuſtände. Die Erzählung kömmt aus dem Munde einer Bäuerin, die, vom Wochenmarkte heimkehrend, voll von dem ihr fremden Aufzuge iſt, und die neckiſche Erklärung, die ihr ein Mitzuſchauer gemacht hat, treuherzig nacherzählt. Am Schluſſe bedauert ſie nur, daß ihr Sohn, aus dem doch Nichts werden will, nicht bei ihr geweſen ſey: Milch und Käſe würde ſie verkauft, Mieder und Köze verſetzt haben, —

„Dou häſt mer meßt en Dokter wer!“

Die Gegend um Fulda iſt ſo ſchön, die Geſchichte des Landes ſo alt; dennoch fehlt es an dichteriſchen Erzeugniſſen, an poetiſchen Namen. Eher ſind noch wiſſenſchaftliche Namen von Zeit zu Zeit laut geworden. Und wenn ſich dann und wann eine poetiſche Stimmung regt, läßt ſie ſich höchſtens im Komiſchen und am liebſten im Volksdialekte aus. So kalt und ſpröd iſt das Fuldaer Naturell, daß es eine poetiſche Regung gleich ſelbſt ins Lächerliche verdreht, und ins Provinzielle verengt. —

Auch Bilder hat man aus der vorſekulariſirten Zeit, und rühmt ſie wohl noch heute, vielleicht in der Art, wie man ſich in kältern Gegenden auf inländiſchen Wein Etwas zu gut thut; indem man das auswärts unbekannte und unbegehrte Gewächs mit deſto mehr Behagen ſelbſt verzehrt. Gerade zehn Jahre vor der Sekulariſation ließ der letzte Fürſtbiſchoff den neu eingerichteten Speiſeſaal der Benediktiner mit zehn Bildern von der Hand eines vaterländiſchen Mahlers ſchmücken. Sie ſtellen Hauptereigniſſe der fuldaiſchen Geſchichte dar, ſehr proſaiſch aufgefaßt und mit unſicherer Hand ausgeführt. Lateiniſche Unterſchriften erklären die Darſtellungen. — Es ſcheint, daß zur Zeit, als Fulda noch ein abgeſchloſſenes Ländchen war, im Mittelpunkt eines ſo engen Umkreiſes eine mehrſeitige Regſamkeit vorhanden geweſen ſey, die nun in erweitertem Gebiete nicht mehr zureichen will. Jetzt, als Provinziale eines größeren Landes, hat der Fuldenſer entweder die Faſſung oder die gute Laune verloren. Jedenfalls bleibt es auffallend, daß das Fuldaiſche, auch bei ſo vielfachen Einflüſſen der jüngeren Zeit, geiſtig ſo unfruchtbar bleibt.

Mahler von Namen hat Fulda noch nicht hervorgebracht; die niedern Gewerbe haben ſich noch nicht einmal nach der zeichnenden Kunſt umgeſehen, und allenfallſige Talente würden auch von allen An-

ſtalten zu ihrer Heranbildung verlaſſen ſeyn. Von einer, wenn gleich nur kleinen Bildersammlung in Fulda iſt mir auch aus früherer Zeit Nichts bekannt, und einzelne gute Bilder von fremden Meiſtern in den Kirchen haben an den Fuldenſern noch keine Wunder gethan. —

Die Muſik hat unter den Metamorphoſen Fulda's nicht viel gewonnen. Die geiſtlichen Regenten thaten noch Etwas, wenn auch nichts Glänzendes, für die Kirchenmuſik; wenigſtens fanden an hohen Feſttagen muſikaliſche Meſſen ſtatt. Der weltlichen Muſik fehlte eine Bühne, ja ſelbſt ein bedeutender Verein zur Ausführung größerer Tonwerke. Doch hat ſeit der oraniſchen Regierung unter den Fuldaer Familien die kleine Liebhaberei an Muſik zugenommen. Mehr und mehr wird die Uebung eines Inſtrumentes und der eigenen Stimme zur Bildung, beſonders der Frauen gerechnet, wenn auch öfter nur als Zuthat zu einer Kaffee- oder Theegeſellſchaft. An einzelnen tüchtigen Muſikern und Lehrern fehlt es nicht. Und der brave Mann, der als Mittel- und Haltpunkt der jetzigen Fuldaer Muſik zu ſchätzen iſt, hat auch ein ſchönes Talent der Kompoſition bewieſen.

Die niedere, beluſtigende Muſik wird in den untern Klaſſen der unvermiſchten Fuldenſer mit gutem Glück getrieben. Die Fuldaer Muſikanten haben weithin einen Namen. Nicht nur als Strichvögel durchziehen ſie die nächſten deutſchen Länder, ſondern als Zugvögel ſchweifen ſie nach der Schweiz, durch Piemont, nach Nizza und Oberitalien, überall zu Bällen und Gartenvergnügen willkommen. Man lobt ihr zartes Zuſammenſpiel. Durch tägliche Uebung in jahrelanger Verbindung bildet ſich ein muſikaliſches Verſtändniß der einzelnen Spieler unter einander aus. Und dieſe ſelbſt halten ſich, auf echt fuldaiſch, ſo eng zuſammen und gegen die Fremde abgeſchloſſen, daß ſie auch unter allen Sprachzonen ihre harte heimiſche Mundart bewahren, mit welcher ſie in ihren Reiſeerzählungen ſelbſt die wohlklingenden italieniſchen Ortsnamen in's Rauhe haſpeln. —

Eine andere Kunſt, die zwar nur von Dilettanten getrieben wurde, hatte doch einen bedeutenden Einfluß auf die Geſelligkeit und Geſchmacksbildung in Fulda. — Bald nämlich nach der franzöſiſchen Beſitznahme des Landes, während unter dem Drucke des Kriegs die fuldaiſchen und oraniſchen Elemente ſich mehr verbanden, und bei dem Getös der Welt die Gemüther immer ſcheuer und innerlicher wurden, hatte ſich eine Anzahl Jünglinge zu Darſtellung einzelner Szenen aus Schiller'ſchen und andern Stücken zuſammengefunden. Die nackte Deklamation wurde bald mit nothdürftigem Koſtüm und einfacher Szene bekleidet, und nun ging man an die Darſtellung kleiner dramatiſcher Stücke, wozu man

Freunde und Angehörige als Zuſchauer auf einige Bänke einlud. Es war ein glückliches Zuſammentreffen junger Talente, denen ein Bedürfniß zuſchauender Bekannten entgegen kam, — jene wie dieſes durch das kurz beſtandene Theater unter oraniſcher Regierung geweckt. Nicht lange, ſo miethete die kleine Geſellſchaft ein Lokal, und baute eine kleine Bühne; der Kreis der Zuſchauer erweiterte ſich, der Muth der Darſtellenden wuchs, und aus der begeiſterten Uebung entwickelte ſich einige Kunſt.

Inzwiſchen war das Land zum Großherzogthum Frankfurt gezogen worden. Auf Anregung des Großherzogs ward ein ausgedehnter „Verein der Muſenfreunde“ gegründet, dem der humane Fürſt das ſchöne Orangeriegebäude im Schloßgarten überließ. Zum Theil durch ſeine Unterſtützung kam in dieſem Lokal ein anſehnliches Theater zu Stande, ein Saal zu Bällen und Konzerten mit anſtoßenden Geſellſchaftszimmern wurde eingerichtet. Die Spielenden ermüdeten nicht, zogen neue Talente an ſich, und verbeſſerten unter Leitung eines kunſtverſtändigen, begeiſterten Mannes ihre Leiſtungen. So blieb der Verein eine Reihe von Jahren lang der Mittelpunkt künſtleriſcher und geſelliger Vergnügen. Die Intereſſen der Welt, heitere und betrübte Ereigniſſe fanden hier einen poetiſchen Widerhall in bezüglichen Dramen, feſtlichen Prologen, und eingelegten Geſängen. Wie viel heitere, trauliche Winternächte ſind da nicht bei Licht und Muſik hingegangen! Und an ſchönen Sommerabenden — mit wie viel Jugendſchwärmerei blickten wir von den Manſarden hinab in den belebten Garten, athmeten die würzigen Stauden, und ließen unſere Wangen, innerlich heiß und äußerlich geſchminkt, vom kühlen Abendwinde fächeln! O der ſchönen Traumwelt, die dort untergegangen iſt! Kindiſche Herzen, die von heimlicher Neigung, von ſchaurigen Ahnungen, ſchüchterner Hoffnung, verſteckter Eiferſucht, und manchmal auch von Zorn und Uebermuth bewegt waren!

So oft der Großherzog in Fulda Hof hielt, wohnte er den Vorſtellungen bei, und auch der alte Kurfürſt von Heſſen kam mit ſeinem Gefolg im Mai 1816 zur Aufführung eines Feſtſpiels, das zur Feier der Beſitznahme des Landes gedichtet war. Die Nixe der Fulda, die, üppig von Geſtalt, in einem kurzen Röckchen aus Schmelzfäden, gleichſam in rieſelnde Waſſertropfen gekleidet, aus dem ſchilfigen Fluſſe weisſagend und begrüßend hervorſtieg, hatte für die Höflinge etwas Einladendes — an jenem ſchwülen Tage. Leider ward das gute Glück des Feſtſpiels durch ein ungeſchickt beigegebenes Luſtſpiel voll uns entgangener Anzüglichkeiten vergeudet! — Es war der böſe Genius unſeres Vereins, der an jenem Feſttage mit höhniſchem Lächeln über unſere Bühne ſchwebte. Das Luſtſpiel rächte ſich ſeltſam. Es hieß: „Drei in Einem.“

Und hatten sich nicht eben auch drei Regierende in das seit Jahrhunderten Eines gewesene Fürstenthum getheilt? Nun gingen aber auch die Spielenden, meist Staatsdiener, mit in die Theilung, und wanderten nach und nach in's Bayrische, Weimarische, und Hessische aus. Der Verein dauerte fort; allein der neue Zuwachs von Spielenden war weniger begabt, und wollte mit den ermüdeten Alten nicht recht verschmelzen. Die Leistungen wurden gezwungener und immer mangelhafter, wie denn auch die Theilnahme der Zuschauer erkaltete. Doch verjüngte sich die Gesellschaft noch einmal durch ein neues Lokal, das ein unternehmender Mann baute, als der Hof das Orangeriegebäude wieder zurück nahm. Wie aber die fortdauernde Spannung zwischen Fuldaern und Hessen den guten Humor der Gesellschaft immer wieder störte, löste sich nach einigen Jahren auch der Verein in Verdruß und Zwiespalt auf. —

Verdruß und Zwiespalt! Müssen wir denn gerade unter einer solchen Verdüsterung zuletzt noch das häusliche und öffentliche Leben in Fulda betrachten? Aber freilich, es hat diese Miene noch nicht ganz abgelegt. Und wenn es solche vielleicht schon zu lange trägt, — darf man es so sehr verargen? Mußte ein so großer Wechsel, eine so grausame Zerstücklung, als Fulda erfahren, nicht tiefe, dauernde Schmerzen hervorrufen? — Vielleicht werden diese Schmerzen von den abgerissenen, mit Bayern und Weimar vereinten Theilen nicht so hart empfunden, als gerade von Fulda selbst, das früher nicht, wie jene, von einem Mittelpunkt abhängig, sondern Jahrhunderte lang selbst ein Zentralorgan war, und nun bei jeder Lustbewegung der Zeit seine Verstümmelung und seine Verluste fühlt. Die kurhessische Hand hätte, wie mir scheint, diesen blutenden Rumpf eines sonst, ich will nicht sagen glücklichen, wohl aber zufriedenen Fürstenthums sanfter anfassen können. Man achtete nicht darauf, einer verwittweten Residenz mit einiger schonenden Aufmerksamkeit zu begegnen, und Etwas für sie zu thun, was ihr die Erinnerung an schöne Jahrhunderte weniger schmerzlich gemacht hätte. Man ließ ihr nicht einmal die Provinzialbehörden ungeschmälert, und dachte noch weniger daran, wenigstens anfangs einen oder den andern Fuldaer in das Ministerium zu ziehen, um einer in ihrem Herkommen und Privatrechte so eigenthümlichen neuen Provinz, einer schmerzlich bewegten, vielleicht mißtrauischen katholischen Bevölkerung die Beruhigung zu gewähren, sie sey mit ihren tiefsten Nerven dem neuen Herzen ver-

wachsen, von welchem jetzt ihr Leben pulsirte, nachdem ihr eignes Herz zu schlagen aufgehört hatte. Nun kamen auch noch die nach Fulda beförderten Hessen mit der Miene der Herablassung, mit der Erwartung fuldaischen Entgegenkommens, mit dem Lächeln über Fuldaer Eigenthümlichkeiten und Naivität. — Ja doch, die Fuldenser wurden verstimmt, und faßten einen tiefen Verdruß! Und es ist begreiflich, daß man in solcher Empfindung sich auch fremdem Guten länger verschließt. —

Wie überall, nimmt auch in Fulda das bürgerliche Leben Gestalt und Gehalt von der materiellen Grundlage und von der geistigen Atmosphäre an, die sich in ihm zu einem lebendigen Organismus verbinden und durchdringen. Der magre Boden des Landes, der auch die mühseligste Arbeit nur karg belohnt, die enge Gewerbsamkeit, die nur schmale Gewinnste abwirft, nöthigen oder gewöhnen die Bewohner, häuslich zu seyn, das Kleine zusammen zu halten, mit dem Wenigsten auszukommen. Hierin liegt eine Haupttugend der Fuldaerinnen, die aber aufhört, eine Tugend zu seyn, weil sie eine Geschicklichkeit wird. Und diese Geschicklichkeit war immer auch der höchste Stolz einer echten Fuldaerin. In der That, was man häuslich trieb, war auch fast der ausschließende Gegenstand geselliger Unterhaltung. Man brachte nicht blos den Strickstrumpf mit in die Kaffeegesellschaft, sondern auch den Küchenlöffel und das Gartenmesser. Die Vortheile eines Kachelofens fanden eine warme Erörterung. Wer aber einen Triumph feiern wollte, mußte einen neuen wirthschaftlichen Kunstgriff, oder einen noch unbekannten häuslichen Vortheil anzuempfehlen haben.

Daß mit einer solchen ökonomischen Richtung des Geistes ein entschiedner Geschmack am Ueberladenen der Tafel und des Anzugs verbunden war, ist grade nicht zu verwundern. Die Extreme suchen einander; Verstand und Geschmack haben eine verwandte Richtung. Hat der Aufwand im Genusse nicht die Grundsätze des Sparens zu rechtfertigen? Bei einem festlichen Mittagmahle mußte die Tafel mit allen guten Schüsseln besetzt seyn, welche die Jahrszeit bieten konnte, und die Damen mußten alle Farben an sich haben, die man vom Kopfe bis zu den Füßen anzubringen vermochte. Selbst die einfachen geistigen Genüsse verlangten eine materielle Stütze; daher in einem Konzerte die Mäuler mit den Ohren in Aufnahme des Guten wetteiferten.

Dieser Typus der Fuldaer Häuslichkeit und Geselligkeit war am reinsten vor der Sekularisation ausgeprägt. Eine echte Fuldenserin war gesund und wohlaussehend, „derb von Fleische" — wie sich ein dortiger Arzt, ein erfahrner Mann, ausdrückt — und von nicht sehr reizbaren Nerven. Sie hatte die Schule der englischen Fräulein bis in ihr

zwölftes Jahr besucht, wo sie zur Kommunion ging, schwärmte eine kurze Zeit von Nonnenklöstern, faßte dann aber schnell die Angst, eine alte Jungfer zu werden, kam als Frau sehr leicht in die Wochen, und fing darauf an, sich ziemlich korpulent zu gestalten. In Gesellschaften plauderte sie gar unbefangen, drückte sich in natürlichen Dingen naiv aus, und schwieg bei geistigen Angelegenheiten lieber ganz, als daß sie etwas Drolliges vorgebracht hätte. Frauen, welche „Bücher lasen", wurden ziemlich mißtrauisch angesehen: man hatte die Besorgniß, sie würden ihre Männer unglücklich machen. Diese Warnung war ihnen schon von den englischen Fräulein gegeben worden, die das Gelübde abgelegt hatten, nicht zu lieben, und doch nicht zu lesen. Zum Glück machten die Männer keine großen Ansprüche an die Bildung der Frauen. Sie besorgten ihre Akten, und unterhielten sich gern beim Glase Wein von ihren Amtsgeschäften, wie die Frauen von ihren häuslichen. Ein handfester Spaß knüpfte von Zeit zu Zeit die auseinanderfallende Gesellschaft wieder zusammen. Politik war nicht ganz ausgeschlossen, aber Literatur wurde niemals eingeladen. In den vertrauten Kreisen der höhern Stände gaben die Prälaten den Ton an, der hier und da etwas kecker gewesen seyn soll. Der Prälatenwitz schweifte zuweilen gern in ein den geistlichen Herren verschloßnes Naturgebiet, vielleicht nur, um zu verrathen, daß man in verbotnen Revieren doch nicht ganz unbewandert sey. —

Die Sekularisation war für die Geselligkeit heilsam. Die feiner gebildeten protestantischen Familien führten einen bessern Ton, eine spirituellere Konversation, und höhere Gegenstände des Interesses ein. Der Naivität, Unbefangenheit, und Lustigkeit trat die Bildung, der Anstand, die Feinheit zur Seite. Diese Fremden waren auch deutsche Frauen, und verläugneten den Charakter der Häuslichkeit nicht: aber das Hauswesen ward umschleiert gehalten, und blieb vom gesellschaftlichen Umgang möglichst geschieden. Gebildete Menschen, die zur Erholung und wechselseitigen Erhebung zusammen kommen, wollen sich nicht mit den arbeitenden Fingern, sondern mit den Fühlfäden des Geistes berühren.

Indeß war das Fuldaer Naturell ursprünglich zu spröd, die Befangenheit gegen protestantische Einflüsse anfangs zu abwehrend, und die oranische Regierung dauerte zu kurz, als daß eine tiefe Umwandlung des geselligen Lebens hätte zu Stand kommen können. Die kriegerische Zeit und die Regierungswechsel waren auch mehr störend, als fördernd. Dennoch sind die jeweiligen fremden Zuflüsse und die einmal angeregte Bildung nicht ohne Folgen und Entwicklungen für die Fuldaer Gesell-

schaftlichkeit geblieben. Die Ansprüche auf innere Bildung und äußere Gebildetheit der Frauen sind gestiegen, und sind im Steigen. Und machen nicht grade die Frauen die Gesellschaft, wie die Männer den Staat? —

Eine gewisse Einseitigkeit des Umgangs wird aber so lange nicht zu heben seyn, als die eigentliche Gesellschaft fast nur aus Staatsbeamten und ihrem Anhang besteht. Der gesellige Verkehr wird noch lange klapperrosenrothe Aufschläge haben, die mit hessischen Interessen gestickt sind. Keine großen Gewerbe, kein weiter Handelsverkehr, kein Literatur- und Kunstbetrieb mischen Weltangelegenheiten unter die Karten, die hier ausgespielt werden. Diese ruhigen Augen sind auf keinen Barometer gerichtet, der in der Atmosphäre von Europa hinge, sondern glänzen nur nach der Skala der hessischen Rangordnung. In diesem Gewühle geschmückter Menschen schlagen keine Herzen, die mit den fruchtbaren Sommern beider Indien sich erheiterten, bei den Aequinoktialstürmen um heimkehrende Schiffe bangten, oder Männern entgegen hüpften, die mit frischen Lorbeerkränzen an den Theetisch träten, sondern nur Herzen, die nach einer Dienstbeförderung oder Gehaltserhöhung aufgehen, vor einer Pensionirung oder nach einer versagten Audienz verzagen, oder über den Haareinsatz eines verlobten Assessors kichern. —

Des öffentlichen Lebens in Fulda sollte man nun gar nicht gedenken, weil kaum die Rede davon seyn kann. Fulda hat nicht einmal wiederkehrende Gelegenheiten öffentlichen Genusses, — kein Volksfest, an welchem die Bevölkerung der Stadt und die Zuflüsse der Umgegend auf einer Au oder in einem Walde zusammen kämen, wo der allgemeine Jubel seine Purzelbäume schlüge, und die Erinnerung an vaterländisches Glück oder Unglück die Herzen der Gebildeten überschauerte, — hat nicht einmal einen großen Viehmarkt, wo der ehrsame Spießbürger versichert wäre, — alle seine Bekannten einmal unter freiem Himmel beisammen zu finden.

Einzelne Liederklänge, die — oft in's Unverständliche entstellt — an heitern Tagen auf den Straßen laut werden, erinnern an alte, fröhliche Zeiten in Fulda. So muß der Hutzelsonntag, der in die vorösterliche Fasten fiel, von den Familien lustig begangen worden seyn, einem alten Liede nach, in welchem von Hutzelbrüh' und Würsten die Rede ist. So war auch der Johannistag volksfestlich, da man denn, um einmal gar keine Nacht zu haben, die zwei längsten Tage des Jahres auf Hügeln und Höhen mit schimmernden Schleifen angezündeter Feuer zusammenknüpfte, und die ländliche Jugend sich mit brennenden

Strohwisch-Fackeln herum schlug. Das muß aber sehr lange her seyn, denn der Vers sagt:

Zum Johannisfeuer!
Der Haber ist gar theuer,
Das Maaß gilt 'nen Dreier. —

Unmittelbar vor der Sekularisation gab es wenigstens noch kirchliche Aufzüge, — große Wallfahrten, zu denen sich die ganze Bevölkerung schmückte, die Landleute von den Bergen herab strömten. In sechsspännigem „goldnen Wagen", von Husaren und Heiducken umgeben, fuhr der Priesterfürst nach dem Dome, vor welchem die festliche Tausendschaar wimmelte. Der endlose Zug ordnete sich, die Fahnen flatterten, vom Michelsberge herab warfen die Kanonen ihre lustigen Dampfkränze, die silbernen Rauchfässer wirbelten vor dem Sanktissimum ihre Weihrauchkreise, hoch vom Thurme schlug die Hosanna mit ehernem Klang an die Herzen, und ein tausendstimmiger Gesang erscholl. —

Unter den bürgerlichen Bischöffen des hessischen Konkordats haben diese Feste den früheren Pomp nicht wieder gewonnen. Die glimmende Asche vergangener Zeit, mit dem altüberkommenen Krummstabe aufgerührt, lodert nicht mehr, und in den Herzen der gemischten Bevölkerung flammt keine tausendstimmige Andacht mehr auf. —

Nun wäre die Zeit da, daß statt jener Andacht die Politik ein Gemeingefühl erweckte. Allein wie unpolitisch wäre Dies in einer Stadt, deren gebildete Männer und Söhne auf der Konduitenliste des Ministers und unter den Augen der guten Polizei stehen, deren Handwerker aber, um nicht zu verlumpen, mit Recht bei ihrem Leisten bleiben! — Eigentlich konnte — warum soll man es nicht aussprechen? — der Gemeinsinn nie gerade für die starke Seite der Fuldenser gelten, selbst als sie noch unvermischt und zufriedne Residenzbewohner waren. Das Fuldaer Ländchen hatte zu lange Zeiten hindurch eine enge, von dem Weltverkehre abgesonderte Wirthschaft; dem Bürger saßen die kleinen Herren in den schwarzen Kukullen auf dem Nacken, von denen er abhing. Es fehlten alle Gegengewichte, wie sie in andern Ländern ein großartiges Leben an die knappen Gängelbänder priesterlicher Herrschaft hing, um sie nachgiebig zu machen, — fehlte an schaffender Thätigkeit für die Welt, an weitreichendem Verkehr, kurz an Dem, was der ängstlichen Lehre vom Himmelreich den Gottessegen der Arbeit und die Früchte sonniger Klimate entgegenhält; es fehlte an tiefquillendem und breit abfließendem Reichthume, der die magere Distelsteppe der Aszetik zuweilen mit üppigem Genuß überschlämmt. Ja, eine tüchtige Gesinnung, ein edler Bürgerstolz bildet sich nur im Weltverkehr. Hier, wo

zusammenwirkende Kräfte einander ergänzen, lernen sie sich auch schätzen, und fühlen sich im Verbande stark genug, eigenwilligen Gewalten zu widerstehn, während in engen Verhältnissen Einer den Andern überlistet und überlungert, und die in Neid oder Noth Vereinzelten einander in Unterwürfigkeit gegen die Mächtigen überbieten. — —

Wenn Dies die Fuldaer einmal recht einsehen, so werden sie finden, wo die Anfänge neuer Verwandlungen, die Vortheile der Sekularisation für sie liegen. Ich glaube nicht, daß grade ein Morgentraum von dem verlornen Glücke der Krummstabs-Herrschaft meine Landsleute verdüstert hat, — diese guten, vielfach tüchtigen Menschen, denen ich hier nur aus alter Liebe so manches Harte gesagt habe. Wenn das Sprichwort: „Unter dem Krummstabe war gut wohnen", eine Wahrheit ist, so ist sie es nur aus ganz beschränktem Gesichtspunkte.

Der sturmvollen Periode, die mit der französischen Revolution begann, ging eine Schwülstille behaglichen Genusses und artigen Wohlwollens voraus. Dies war auch der Fall, wo grade keine Krummstäbe herrschten. Doch walteten die Krummstäbe vielleicht auch milder, als manche Zepter. In der Revolution, und dem Seitenkrater derselben — der Sekularisation, ging allerdings ein herrliches Schlaraffenleben zu Grunde, hauptsächlich für die Geistlichkeit. Vielleicht aber auch, daß die Unterthanen mancher unter dem Krummstabe gestandenen deutschen Provinzen den Wechsel und Druck der Zeit schmerzlicher empfanden, und unmuthiger trugen, als die vom Zepter Regierten. Dann aber schwerlich blos darum, weil ihr Uebergang vom Glücksbehagen zum Leiden härter gewesen, sondern vielleicht nur deßhalb, weil unter dem Behagen des Krummstabs der Unterthan in Kultur und Betriebsamkeit zurück geblieben, und seine geistige Kraft weniger geübt und gestählt worden war.

So lange übrigens der Krummstab noch herrschte, durfte nur die Geistlichkeit, der Adel, und die höhere Dienerschaft sprechen. Diese aber befanden sich wohl. Der gemeine Mann, in der einzigen Kraft des Glaubens geübt, konnte auch nicht an seinem Glücke zweifeln, zumal er seit Jahrhunderten keinen andern Zustand erfahren hatte, als in dem er sich befand. Meinungen waren ihm oft sogar untersagt, und woher sollte er ein Urtheil nehmen? Nun aber machte die Revolution den gemeinen Mann mündig, und löste ihm die Zunge. Schreien war der erste Gebrauch, den er als neugeboren davon machte. Durch einen Vergleich mit den frühern Zuständen bildete sich Meinung und Urtheil. Fiel aber das Urtheil, das er jetzt fällen lernte, günstig aus? — Unmöglich! Eine stürmische Zeit trat ein, und brachte ihn um das beste

Stück seiner schlichten Existenz, — um sein ruhiges Behagen. Der erste Gewinn aber, den er an der Sekularisation machte, war auch zum Theil geistiger Art, war ein neues Prinzip, eine erweiterte Sphäre, und konnte von den Sinnlichen nicht gleich begriffen, viel weniger geschätzt werden. Erst allmählig, und ungeachtet der stürmischen Zeit und der auf sie gefolgten Brandung hat sich auch der materielle Zustand günstig geändert. Nun sitzt der Bauer in einem freundlichen Hause, mit bemahltem Ziegeldache, dessen Großvater in einer mit Stroh bedeckten Hütte wohnte; seine Hausfrau melkt zwei Kühe, deren Großmutter unter einer Ziege gesessen hat; feste, trockne Wege führen von Dorf zu Dorf, wo sonst der Kärrner im Sumpfe stecken blieb, und mitleidigen Vorspann der Nachbarn anrufen mußte. Und wie viel sonst unbekannte Genüsse kommen ihm heut auf diesen guten Wegen zu? — So viel ist wohl als gewiß anzunehmen, daß bei unterbliebener Sekularisation die Noth der Zeit von den Krummstäben nicht hinweggebannt —, eben so wenig aber auch die glücklichen Ergebnisse des großen Zeitumschwungs herbeigesegnet worden wären.

Doch dies Sprichwort vom Glücke des Krummstabs wird auch in Fulda kaum mehr gehört.

Ich schließe mit einem erfreulichen Ereignisse, das in Fulda bevorsteht, und das vielleicht als Vorbedeutung noch wichtiger ist. In diesem Jahre soll nämlich ein großes Standbild des heiligen Bonifaz in oder bei Fulda errichtet werden. Die Kosten desselben sind zusammengesteuert worden, und der Bildhauer Henschel in Kassel hat es gefertigt. — So ist denn der urälteste Anfang Fulda's noch einmal lebhaft in das Bewußtseyn der lebenden Generation gekommen, und eine große Periode mit ihrem muthigen Anfang und mißmuthigen Ende wird damit abgeschlossen. — Ja, es ist ein Wendepunkt des Fuldaer Lebens. Ein schönes Gemeingefühl hat das Werk hervorgerufen, und hält sich an demselben fest. Schon Das ist für Fulda eine außerordentliche Erscheinung; es ist eine Feuertaufe der Herzen, die mit dem Erze des Standbildes umgeschmolzen werden.

Und wie nun das Bild steht und dauert, ist vielleicht alle rückblickende Muthlosigkeit abgethan, und eine wirksame Zukunft aufgeschlossen, — eine Zukunft fröhlicher, fruchtbarer Verwandlungen.

So sey es meinen Landsleuten aus bewegter Seele gewünscht! Eintracht, Muth, Begeisterung sey ihnen mit jedem frischen Tage zugerufen, der über die hohe Rhön in ihr liebes Thal hernieder leuchtet!

August Lewald.

Eine Reiſe nach Memel.

Von

Auguſt Lewald.

1.

Es mögen jetzt wohl ungefähr dreißig Jahre her ſeyn, daß in einem nicht ſehr geräumigen, doch netten und hübſchen Hauſe der Münzſtraße zu Königsberg in Preußen, die heißeſten Auguſttage ein eigenes Leben, eine ganz abſonderliche Rührigkeit erregten. Man war vom nahen Landſitze eines Freundes hereingekommen, der zu dieſer Zeit gerade den lachendſten Aufenthalt geboten hätte, um ſich mühſeligen Geſchäften zu überlaſſen. Die Kleider- und Wäſchebehälter wurden ausgeräumt und ihr Inhalt mit einer Strenge geprüft und gemuſtert, um zu ſehen, wo in Stoff oder Schnitt eine Blöße oder Unzulänglichkeit ſich zeigte, die erſetzt oder ergänzt zu werden heiſchte. Es war ein Gehen und Kommen, ein ſtetes Berathen mit befreundeten Männern von gereifter Lebenserfahrung, von praktiſchem Sinne und mannigfacher Kenntniß; auch Handwerker wurden herbeigezogen, und als Dieſes Alles ſchon wochenlang vorhergegangen war, ſah man endlich die Koffer, Kiſten, und Schachteln herbeibringen, um eine Maſſe von Gegenſtänden der diſparateſten Art aufzunehmen.

So kam der Abend eines Tages heran, den die Familie in ſüßbitterer Stimmung beiſammen verlebte. Zwei Mitglieder derſelben, Mutter und Sohn, freuten ſich auf die bevorſtehende Reiſe, und bangten vor der Trennung von ihren Lieben; die Andern, der Vater und zwei

Töchter, theilten dieselben Gefühle und tröſteten ſich mit dem Gedanken an die Briefe, die ſie empfangen würden.

Das Leben in dieſer Familie war ganz innerlich beſchränkt und häuslich, ſie war ſich die ganze Welt, und eine Trennung, wenn auch nur auf wenige Wochen, ſchien ſie unendlich zu verſtimmen; ach! und jetzt hat der grauſame Tod ſie, Eines vom Andern, doch ſchon ſo lange getrennt, und nur Einer iſt übrig geblieben, ihnen vereinſamt nachzutrauern! —

Am nächſten Morgen ſehen wir die Kutſche vor der Thüre halten, um die Reiſenden bis zum Kirchdorfe Quednau zu geleiten, wo ſie die Gelegenheit abwarten ſollten, die ſie heil und wohl nach Memel zu bringen übernommen hatte. Die Mutter trug, der Jahreszeit zum Trotze, einen kleinen ſeidenen Mantel, mit Pelz verbrämt und mit einer Kapuze verſehen; der Sohn hatte eine große Schoßjacke von dickem grauem Tuche an und ſogenannte Scharwary's zum Ueberziehen, mit Knöpfen an beiden Seiten, aus demſelben Stoffe, nebſt einer hohen, tſchakoähnlichen Mütze von gepreßtem Leder. Zu dieſer etwas ſeltſamen Toilette ſtach der Anzug der blos Begleitenden, ſommermäßig, offen, wehend und luftig, nicht wenig ab. Allein Jene gingen auf die Reiſe, und Dies verlangte nach damaligen Begriffen das Recht des dazu erforderlichen Koſtüms, Jahreszeit und Witterung mochten ſeyn, wie ſie wollten; dieſe hingegen fuhren nur nach Quednau und waren denſelben Mittag wieder zu Hauſe.

Es gab zur damaligen Zeit nur drei gewöhnliche Arten, um den Weg von Königsberg nach Memel zurückzulegen, wenn man nicht im eigenen Wagen mit Extrapoſt reiſte.

Die erſte war mit der ordinären Poſt über Tilſit. Ein Umweg von mehr als zwölf Meilen und eine Straße zum Halsbrechen. Der Wagen im eigentlichen Sinne des Worts ordinär. Ein ſchwerfälliger, langer und niedriger Kaſten auf Rädern, ohne Federn, ohne weich gepolſterte Kiſſen, die Bänke zu drei Sitzen hinter einander gereiht, ſo daß man ſich den Rücken zukehrte. Die widerwärtigſte und beſchwerlichſte Art zu reiſen, die noch vor zwanzig Jahren faſt überall in Norddeutſchland im Schwange war, und die man, im Genuß unſerer jetzigen ziviliſirten Einrichtungen, ſich nicht vorzuſtellen im Stande iſt. Eben ſo wenig aber kann man ſich einen Begriff von jenen Knüppelbrücken und Lehmdämmen machen, die man ſtatt der jetzigen Chauſſéen in jenen verwünſchten Poſtkaſten zu befahren hatte.

Wer nun dieſem trockenen Wege den naſſen vorziehen wollte, für Den bot ſich im Dorfe Schacken, drei Meilen von Königsberg, am ſüd-

lichen Ende des kuriſchen Haffs, eine andere Gelegenheit dar. Man konnte hier einen offenen Segelkahn beſteigen, der bei gutem Wind und Wetter die nur neunzehn Meilen betragende Waſſerſtraße in ſehr kurzer Zeit zurücklegte. Dies nannte man „mit dem Schackener gehen.“ Allein nur in den ſeltenſten Fällen wurde Dies vom Himmel begünſtigt, da das Haff nach dem Ausſpruch Aller, die es kennen, viel ſchlimmer iſt, als die See. Trat hier Sturm oder konträrer Wind ein, dann war dieſe Partie eine der unangenehmſten und gefährlichſten, die es geben kann, und man mag ſich wohl jetzt mit ruhigerem Muthe nach Amerika einſchiffen, als damals eine Fahrt von Schacken nach Memel wagen. Es war der Gefahr wegen nicht erlaubt, auf dem offenen Fahrzeuge Feuer zu machen, und man mußte ſich daher mit kalter Küche begnügen. An Kaffee war nicht zu denken. Was man bei ſich hatte, durfte man „aus freier Fauſt“ genießen, zu erlangen war am Bord Nichts weiter. Eben ſo fehlten alle ſonſtigen Bequemlichkeiten; ſelbſt die, welche dem geſunden Reiſenden in den Frühſtunden als unentbehrlich erſcheint, mangelte hier. Bedenkt man nun, daß man wochenlang auf dieſer Reiſe zubringen konnte, wenn die Elemente es ſo wollten, ſo wird man zugeſtehen müſſen, daß es mehr als eines kräftigen Entſchluſſes bedurft hätte, ſich dieſem Zufall zu überlaſſen.

War es nun aber wohl zu verwundern, daß unſere Reiſenden zu der dritten noch möglichen Gelegenheit griffen, um ſich nach Memel auf die ſicherſte und bequemſte, wenn gleich etwas langſame Weiſe befördern zu laſſen? Dieſe war der Plahnwagen der Rigiſchen Fuhrleute. So nannte ſich eine Innung wackerer Bürger von Königsberg, die gegen bedeutende Kaution das Privilegium erlangt hatte, Frachtgüter und Paſſagiere auf der Straße nach Riga, über Memel, Libau, Mitau zu befördern. Jede Woche fuhr ein anderer dieſer Frachtherren in einem hohen Packwagen, der auf ungeheuern breiten Rädern ruhte, und mit einer weißen Plahne, in andern Gegenden Preußens Plaue genannt, gegen Wind und Wetter geſchützt, an deren Vorderſeite ein großes rundes Schild befeſtigt war, auf dem der ſchwarze Adler mit einer Inſchrift prangte, die den Namen der Innung und des Eigenthümers enthielt. Hinten und vorn lagen Fäſſer und Kiſten, Ballen, offene Waaren, kurz alle nur erdenklichen Gegenſtände, die damals aus Preußen nach Rußland eingeführt werden konnten, während in der Mitte des Wagenkoloſſes — da wo man ſich, an der obern Stange, wo die Decke befeſtigt war, anhaltend, mit leichtem Satze in den Wagen ſchwingen konnte — zwei große Kiſten bereitet waren, auf denen Strohſäcke lagen, zum gefälligen Sitze für die Paſſagiere. Als Rückenlehne dienten die

Frachtstücke, von denen der bereitwillige Frachtherr stets die mindest eckigen und weichsten an diese Stelle hinverpflanzt hatte.

Ungenügsame deutsche Jugend! vergegenwärtige dir einmal bei deinen jetzigen Ansprüchen einen Wagen des Rigischen Fuhrmanns der damaligen Zeit. Jetzt, wo du im elegantesten Eilwagen, auf geebnetster Straße, dich mit dem breiten, wohlgepolsterten Sitze nicht zufrieden gibst, und noch ein Luftkissen darauf legst, ein anderes, wie eine Wurst, dir um den Hals schlingst, damit deine verweichlichten Glieder beim Aussteigen auch nicht die leiseste Spur von Ermüdung empfinden. Und doch hatte eine Reise zu jener Zeit, und war sie die kleinste, und führte sie auch nur in unbedeutende Gegenden, einen ganz besondern Reiz, der sich jetzt immer mehr verliert, je näher die Länder und Menschen durch die bis in's Unendliche vervielfältigten Kommunikationsmittel an einander gerückt werden. Damals brachte jede Reise ihre Abenteuer; war ja schon die Art der Zurüstung, wie die Weise, sie zurückzulegen, abenteuerlich genug. Damals galt ein Reisender noch Etwas, sowohl in der Fremde, als bei der Heimkehr unter Allen, die ihn kannten. Man durfte einen gewissen, oft sogar nicht unbedeutenden Grad von Muth bei ihm voraussetzen; er konnte aus eigener Anschauung von Dingen sprechen, welche die Meisten nur aus Büchern kannten, womit der größte Theil der Menschen sich damals begnügen mußte. Wie wurde ein Reisender aus Italien in seiner Heimath betrachtet? Mit welchen Augen betrachtete man einen jeden Fremden, der sich unter uns blicken ließ?

Das Verschwinden des Nimbus, der sonst die Reisenden umgab, und die Allgemeinheit solcher Unternehmungen, die durch die Leichtigkeit erzeugt wird, mit der man heutzutage auch das fernste Ziel erreicht, hat in vielen Leuten, bei einem gewissen Stolze des Charakters, nicht selten eine Art von Geringschätzung gegen das Reisen selbst hervorgerufen. Sie begnügen sich mit Dem, was sie von ihrem Wohnsitz und dessen nächster Umgebung kennen, vollkommen, und überlassen sich ohne weitere Sehnsucht dem behaglichen Gedanken: daß es doch wohl nirgend besser seyn möge, wie daheim. Man betrachtet die Reisenden als eine Art von Kommisvoyageurs, die man aussendet, um von fremden Zuständen Kunde zu erlangen, und erfährt somit Alles, ohne sich deplaciren zu dürfen. Die Einseitigkeit und Befangenheit des Urtheils solcher Heimischgewohnten bestärkt sie dann immer mehr in ihrem stolzen Wahne, von der großen und schönen Welt Gottes Nichts kennen lernen zu wollen, als den Winkel, der sie entstehen sah.

Unsere Reisenden, eine junge Frau mit ihrem Sohne, die dort am sandigen Wege hinter Ouednau stehen, wo sich die weite Ebene aus-

breitet, die einst das Blut so vieler heldenmüthigen Preußen und Litthauer tränkte, besitzen weder Stolz noch übergroße Neugier, sie denken weder an den Ruhm, einst von den Gefahren ihrer Reise erzählen zu können, noch glauben sie besondere Merkwürdigkeiten kennen zu lernen; ihr Zweck ist lediglich der, ihre Freunde in Memel zu besuchen, und der nahe Moment der Trennung erfüllt sie jetzt ganz, denn schon sahen sie den großen Wagen von sechs starken Pferden langsam und schwerfällig die kleine Anhöhe heraufziehen.

Früher, als der Wagen, erreicht sie aber dessen Eigenthümer, Herr Petter, der Vater, im langen, blauen Rocke, hohen, über das Knie gezogenen Wasserstiefeln, und einem dreieckigen, verkehrt aufgesetzten Hute, dessen herabgeschlagene Hinterkrämpe das rothe, volle Gesicht beschattet. Eine strotzende Geldkatze um den Leib geschnallt, sitzt er in nachläßiger Haltung auf einem kleinen Litthauer, der gleichsam tänzelnd auf die Familie am Wege lostrabt. Der alte Herr Petter wird die Reise als sorgliche Eskorte zu Pferde mitmachen, bei einbrechender Dunkelheit vorausreitend den Weg sondiren, ob Triebsand oder sonstige Gefahr vorhanden sey, das Mittagsmahl und Nachtquartier bestellen, oder, neben dem Wagen reitend, die Reisenden mit kurzweiligen Gesprächen unterhalten. Sein Sohn, ein rüstiger, stämmiger, und wohl erfahrener Fuhrmann, bleibt mit dem Knechte bei den Pferden. Die beiden jungen Männer legen den Weg nach Riga mit großer Gemächlichkeit zu Fuße zurück, da täglich nicht mehr als vier Meilen gemacht werden. Man sieht wohl, daß diese Reise weder anstrengend noch besonders gefährlich erscheint, und Dies beruhigt den sorglichen Familienvater, der mit den Töchtern dem wackern Fuhrherrn die Reisenden noch ganz besonders an's Herz legt.

Jetzt ist der Wagen da. Zwei Passagiere sitzen bereits darin. Der Eine ein befreundeter Kaufmann, der die spezielle Aufsicht über unsere Reisenden zu führen versprochen hat; der Andere ein junger, schöner, hochgewachsener Mann, dessen Schnurrbart und langer, blauer Rock mit Silberschnüren sogleich den Stand verräth, dem er angehört. Es ist Graf M. von den sächsischen Leibhusaren, der zu seiner Schwester, einer Baronin von S. in Mitau, auf Besuch reist. Man sieht, daß selbst der höhere Adel es damals nicht verschmähte, sich einer Reisegelegenheit zu bedienen, die jetzt einem Jeden zu schlecht erschiene. Freilich konnte man über Verlegenheit im Wählen nicht eben Klage führen.

Der Wagen hält. Obgleich nun das nicht unbeträchtliche Gepäck unserer Reisenden schon Tags vorher dem Herrn Petter auf's Pünktlichste überantwortet worden war, und dieser es an schicklichen Plätzen

untergebracht hatte, so wurden doch hier noch viele und mannigfaltige Gegenstände herbeigeschafft, die alle Raum und Stelle im Wagen finden wollten. Ich hebe hier nur zwei Dinge als charakteristisch hervor: Flaschenkeller und Bettsack, ohne die kein Mensch, der nur etwas Ansprüche an Bequemlichkeit machte, und etwas Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen hatte, auf Reisen gehen konnte. Der Flaschenkeller enthielt sechs große, schöngeschliffene Flaschen, von denen jede mehrere Maß enthielt, nebst Gläsern mit goldenen Rändern, in Höhlungen, die mit rothem Plüsch gar prächtig gefüttert waren. Der Vater hatte guten alten Franzwein, das in Königsberg damals beliebte „Spanisch-Bitter" als Magenstärkung, bestehend in Malaga, der über Wermuth abgezogen war, und Danziger Goldwasser aus der weltberühmten Fabrik zum Lachs, und daher nur „Danziger Lachs" genannt, in die Flaschen füllen lassen. Der Bettsack, übermäßig groß und unförmlich, war von schwarzem Leder, und enthielt „zwei Gerichte Betten," wie man es damals in den Haushaltungen nannte, die jeden Abend im Nachtquartier ausgepackt werden sollten, um den Reisenden eine gute Ruhe selbst in schlechten Wirthshäusern zu bereiten. Man sage nun, ob Dies Alles nicht sehr vollständig und gehörig war; bis auf die Schnelligkeit finden wir bis jetzt gewiß noch nicht viel zu tadeln, wenn nicht, daß die übergroße Vorsorge der Bequemlichkeit eben auch schon zur Unbequemlichkeit wurde.

Daß unter Thränen in den Wagen gestiegen wird, versteht sich von selbst. Weinen beim Abschied war unerläßlich bei jedem „wohlgeborenen Herzen," wie man das **coeur bien né** der Franzosen ohne Anstand übersetzen darf. Wie die Reisenden nun aber einmal im Wagen saßen, waren sie auch schon von ihren Lieben geschieden, denn das so liebliche Zurücksehen, mit Tüchern Wehen, Kußhandwerfen und Nicken erlaubte die Konstruktion des Fuhrwerks und die deckende Plahne nicht. Die Pferde zogen bald langsam ihres Weges im tiefen, tiefen Sande, und Herr Petter, der Vater, ließ sein Pferdchen gar munter nebenher trottiren, manches freundliche Wort zur Aufheiterung unserer theils betrübten, theils stummen Gesellschaft zum Besten gebend.

So erreichte man endlich, nach dem alten Sprichwort, „wer langsam geht, geht sicher," einen einsam stehenden Krug oder Wirthshaus, ein langes, unschönes Gebäude, auf weiter Sandfläche. Hart an derselben spielten die Wellen der Ostsee. Das Haus hieß Kranzkrug. Jetzt sollen an dieser Stelle freundlich-wohnliche Gebäude stehen, die eine zahlreiche, interessante Gesellschaft während der Sommermonate beherbergen, die sich hier des wohlthätigen Seebades erfreut.

Es war halb fünf Uhr, als der Fuhrmann hier anhielt, um Nacht-

quartier zu machen. Wären auch die Pferde noch nicht so müde gewesen, um den Wagen eine Stunde weiter fortzuschleppen, so würde doch in dieser Zeit kein Wirthshaus zu schicklicher Unterkunft zu finden gewesen seyn; denn das nächste zu erreichen, das ähnliche Aufnahme wie der Kranzkrug versprechen konnte, lag erst am Ziel der zweiten Tagreise. Auch war es für unsere Reisenden gar nicht zu früh zur Einkehr. Man denke doch nur daran, welche Einrichtungen zu treffen waren? mußte nicht der Bettsack geöffnet und seines Inhalts entleert werden? und wie viel noch, was hier aufzuzählen zu weitläufig wäre.

Man begnügte sich damit, den großen Schloßkorb zu öffnen, und ein Mahl von dem Mitgenommenen zu halten, dann aber noch einen Augenblick an dem Seestrande zu lustwandeln, um verstohlen nach Bernstein zu suchen, da dieser bekanntlich Regal, und das Sammeln desselben streng verboten war.

In der geräumigen Wirthsstube war großer Lärm. Ein paar böhmische Musikanten, die des Weges, Gott weiß wohin, zogen, waren hieher verschlagen worden; aber sie schwatzten und schrieen mit dem breitmäuligen Landvolke um die Wette, statt ihnen aufzuspielen. Von dem Lärm betäubt, gingen unsere Reisenden frühzeitig schlafen, um sich wieder mit Tagesanbruch auf den Weg zu machen.

2.

Wenn es nicht zu viel verlangt wäre, so würde ich meine Leser bitten, eine Karte von Preußen zur Hand zu nehmen, oder die in der Erdkunde Wohlbewanderten, sich solche recht deutlich in diesem Augenblicke zu vergegenwärtigen.

Dort sieht man, wie gegen Norden die Ostsee als tiefes, breites Haff in's Land tritt, und wie dadurch eine Landzunge gebildet wird, die diesen Namen verdient, wenn je eine. Diese Riesenzunge ist neunzehn deutsche Meilen lang, aber an mancher Stelle nur eine Viertelmeile breit. Sie besteht fast nur aus Flugsand, und hat hin und wieder sehr spärliche Oasen an ihrer südöstlichen Seite, dem Haffstrande, während die Meeresküste gänzlich öde und verlassen liegt. Die Stürme, die hier hausen, treiben mit dem fliegenden Sande ihr freies, uneingeschränktes Spiel, und geben der Gegend eine willkührliche, ewig abwechselnde Gestaltung. Heute sehen wir hier eine Fläche, wo morgen bedeutende Hügel wie durch Zaubermacht erblickt werden; dort schnitt das Meer eine helle Bucht in den Sand, wo sich heute ein trügerisches Sandfeld dehnt. Dies ist der gefährliche Triebsand, und wehe dem Reisenden,

der auf solchen geräth. Mann und Roß und Wagen sind gewöhnlich unrettbar verloren.

Die Mitte des ganzen Strichs durchschneidet ein hoher Rücken gleichfalls zusammengewehten Sandes, der das Außenmeer vom Binnenmeer trennt, und den man nothwendig überschreiten muß, wenn man von einem Ufer zum andern gelangen will.

Diese Gegend von so eigenthümlichem Charakter nennt man „die kurische Neerung," offenbar aus Niederung stammend, und hier wohnte ein stilles Völkchen von Fischern, das, unbekümmert um die Händel der Welt, zufrieden war, wenn Potrimpos, der alte Wassergott der Preußen, guten Fang bescheerte, oder wenn sie ein prächtiges Stück Strandgold — wie man den Bernstein nennt — an der stürmischen Küste fanden, um ihn der damaligen königlichen Kammer in Königsberg abzuliefern, und dafür eine Belohnung in Empfang zu nehmen.

Die wenigen Menschen, die hier leben, kommen selten weiter, als an den ihnen zunächst gelegenen Ort, wo sie ihre Fische zu Markte bringen. Die vom Anfange der Neerung sieht man in Schacken, Kranz, oder am jenseitigen Ufer des Haffes, in Labiau; die nach der Spitze hin wohnen, besuchen Memel. In Königsberg sieht man sie nur zur Winterszeit, wo sie, wenn das Haff „steht," das heißt, zugefroren ist, auf ihren kleinen Schlitten mit großen Silberlachsen und Muränen, mit den delikaten Pomucheln und Flundern zur Stadt kommen, und in ihren Pelzen und Kappen, als „kur'sche Bauern," eine eigne Bevölkerung des Roßgärt'schen Markts bilden.

Diese Kuren, die wir von den Kurländern wohl zu unterscheiden bitten, da sie ihren Namen von der „kurischen Neerung" haben und eigentlich Litthauer sind, führen ein sehr einfaches Leben. Die Mädchen und Weiber sitzen daheim vor ihren halb in den Sand gebauten Hütten, und stricken Netze, wobei sie ihre alten Volkslieder oft in schwermüthig eintöniger, oft in kecker Weise singen, während Jünglinge und Männer auf dem Gewässer in jeder Jahreszeit muthig der Gefahr Trotz bieten, um ihrem einzigen Gewerbe, dem Fischfang, obzuliegen. Abends ziehen sie das mit Beute reichbeladene Boot in die Bucht, werfen einige Stücke davon in den über dem Feuer hangenden Kessel, thun Kartoffeln, und als Würze Salz und einige trockene Lorbeerblätter hinzu, und bereiten mit frohem Sinne ihre Mahlzeit. Fische und vorzugsweise Aale sind fast ausschließlich die Nahrung dieses Völkchens, das uns ein Bild echter Ichthyophagen liefert.

Unsere Reisenden näherten sich nun am zweiten Tage diesem Landstriche, und übernachteten in dem Dorfe Kunzen, das am Eingange der

Neerung gelegen ist. Der Ort hatte ein trauriges Ansehen; die Sandfläche, die sich dem Auge hier zeigte, war fast von jeder Vegetation entblößt, und das uralte, verfallende Kirchlein lag zur Hälfte im Sande vergraben, aus dem nur der Thurm und die Eingangspforte ragten, da diese die Einwohner durch fleißiges Schaufeln immer frei zu erhalten suchten.

Das Wirthshaus entsprach vollkommen der Gegend und der Armuth des Ortes, wenn es schon das ansehnlichste Gebäude darin war. Gleich nach Ankunft der Reisenden knisterte frisches Kienholz auf dem Heerde in der Mitte des Raumes, und die zuckenden Stücke vieler Aale wurden mit emsiger Geschäftigkeit auf die übliche Weise in den Kessel über dem Feuer geworfen. Es währte nicht lange, so war das Abendgericht fertig. Eine grün und gelb verglaste Schüssel aus Steingut nahm es auf, und wurde mitten auf den Tisch gestellt, um den sich Alles bunt durch einander reihte, die Hausgenossen nebst den Reisenden. Mit hölzernen Löffeln wurden die Aalstücke aus dem Kartoffelbrei gefischt, und die Löffel Aller fuhren aus dem Munde wieder in die Schüssel auf die friedfertigste Weise von der Welt. — Bauern, Fuhrleute, und Handarbeiter essen langsamer, als die höhern Stände. Unser Eins verschlingt die liebe Gottesgabe so recht, ohne dabei auf etwas Anderes, als auf den Geschmack zu achten, den der Gaumen beim Zermalmen empfindet. Ist die Speise vollends nicht ausgesucht, so will man darüber so schnell als möglich hinwegkommen, und schlingt noch geschwinder, wenn gleich in bedeutenden Massen.

Die geringen Stände machen's anders. Ihnen ist die Zeit des Essens auch zugleich die willkommenere Stunde der Ruhe; man sieht es ihnen an, wie wohlthätig der Genuß auf sie einwirkt, und wie sie bestrebt sind, ihn sich so lange sie können zu erhalten. Sie essen oft ihr Stück trockenes Brod appetitlicher, in dem Sinne von „Appetit erregender," als manche Dame eine Meringue à la crème in den Mund steckt. Dabei essen sie weniger, weil sie nur ihren Hunger stillen wollen, und Nichts haben, um den Magen zur übermäßigen Aufnahme von Speisen zu reizen.

Bei unserer Tafelrunde klapperten die Löffel lustig um die Wette, weil Alles hungrig war, und die einfache Speise einem Jeden mundete. Man ließ den mitgenommenen Mundvorrath unberührt, um ihn sich für spätere Fälle zu erhalten. Die Flaschenkeller konnten jedoch nicht in gleicher Weise geschont werden; denn außer gewöhnlichem Kornbranntwein und einer dicken, bräunlichen Flüssigkeit, undurchsichtig und von fadsäuerlichem Geschmack, die man Bier benannte, war hier Nichts zu

haben, als Wasser. Dies letztere Getränk, das einzige genießbare, schien jedoch den Reisenden zu ihrem fetten Nachtgerichte nicht passend. Von dem Vertrauen auf die Kraft des Wassers, jede, auch noch so unverdauliche Speise zu besiegen, war man vor dreißig Jahren allerdings noch weit entfernt.

Am andern Morgen, als der erste graue Tag durch die runden Papierscheiben brach, erhob sich Alles vom Lager, das je zwei und zwei von den Reisenden getheilt haben würden, wenn nicht die Dame aus Artigkeit ein Bett allein erhalten hätte, wodurch auf die drei Andern auch nur eines gekommen war. Man fühlte sich dennoch gestärkt. Rings um in den Ritzen der Wand steckten schon hochflackernde Kienspliter, und in dem Kessel über dem Feuer siedete Milch. Die gute Wirthin wollte einen besondern Luxus darlegen, um die Fremden nach Würden aufzunehmen. Vier hohe Töpfe stunden zur Hand, die bereits halb mit Bier gefüllt waren, und nun wurde die siedende Milch dazu geschüttet, und nebst einer Schale mit braunem Rohzucker vor einen Jeden hingestellt, um nach Belieben den warmen Morgentrank zu süßen. Drei von den Reisegefährten nahmen ihn nicht an, der junge Mensch aber verschmähte den Kaffee, den die Mutter auf der mitgenommenen Maschine gebraut hatte, und griff zu dem „Warmbier mit Milch," das ihm nicht fremd war, da er es schon oft zu Hause versucht hatte.

Die Zeche war der Bewirthung angemessen, nicht theuer. Als man die Plätze im Wagen eingenommen hatte, zog ein frischer Wind über die Ostsee, an deren Strand man hinfuhr. Plötzlich biegt der vorreitende Herr Petter, der Vater, zum großen Schrecken der Reisenden vom Wagen ab, und reitet geradezu in's Wasser; der Schrecken vergrößert sich, als nun auch die Kutschirenden auf die Pferde steigen und dem alten Herrn folgen. Der Wagen ist bald ganz vom Meere umgeben und die plätschernden Wellen spielen um die Achsen. So geht es fort, mehrere hundert Schritte vom Lande, immer dem Reiter nach, der sorglich den Boden sondirt, auf plattgeschliffenen Kieseln im kleinen Trott, während man im tiefen Sande des Ufers nur im langsamen Schritt zu fahren vermochte. Dies bemerkend legte sich bald Schreck und Verwunderung der Reisegesellschaft, und man erfreute sich an dieser neuen Nuance des Reisevergnügens mit seinen steten Abwechslungen und originellen Erscheinungen.

Der ganze liebe lange Morgen brachte auch nicht zu einer einzigen Stätte, wo sich Spuren von Menschen gezeigt hätten; endlich erschien der frühe Halt um eilf Uhr vor einer leeren Bretterhütte hart am Meere.

„Hier können Sie aussteigen und sich in das Haus setzen, bis ich wieder komme," sprach freundlich Herr Petter, der den andern Beiden, seinem Sohne und dem Knechte, beim Ausspannen half, zu den im Wagen befindlichen Reisenden, die sich ein wenig befremdet ansahen.

Dies merkend fügte der artige Mann sogleich hinzu: „Sehen Sie, ich muß mit den Rossen, die fressen wollen, hinüber nach der Hafferseite, über die Berge, Das wäre für Sie aber zu beschwerlich, und da Sie dort im schlechtesten Wirthshause von der Welt eben so wenig zu essen bekämen, wie hier in dem Bretterhaus, so müßten Sie jedenfalls Ihre Zuflucht zu Eßkorb und Flaschenkeller nehmen, und hätten die liebe Mühe ganz umsonst. Darum ist's besser, Sie bleiben hier beim Wagen. Vor Unwetter sind Sie geschützt, das Dach ist gut, und der Wind wird das Haus heute noch nicht umreißen."

Nach diesen Worten waren die Pferde ausgeschirrt, und mit einem recht herzlichen „Prost Mahlzeit!" ritten Vater Petter nebst Sohn und Knecht den Bergen zu, in eine Gegend, die den Reisenden noch verschlossen blieb, die sie aber am Abend desselben Tages kennen lernen sollten.

Was war nun aber wohl Besseres zu thun, als sich mit seiner guten kalten Küche und den stärkenden Getränken unter das schützende Dach zu begeben, und während das Auge sich an den ewig wechselnden Wolkengebilden des weiten Horizonts und an dem Spiel der Wellen ergötzte, die wohlschmeckendste Mahlzeit zu halten?

„Reisen ist doch herrlich!" sagte der junge Mensch ganz leise zu seiner Mutter, „und überall ist doch recht schön für Alles gesorgt," setzte er dann hinzu. „Ist es nicht hübsch, wie die guten Kuren an die Reisenden denken, und ihnen solche Häuschen am Wege bauen; ohne das müßten wir ja im Wagen oder unter freiem Himmel bleiben?"

Der fremde Husarenoffizier begnügte sich, über diese naive Aeußerung stille vor sich hin zu lächeln. Er kam aus dem Reich, und meinte wahrscheinlich, daß man dort schon sehr weit in solchen Dingen vorgeschritten sey. Der Kaufmann jedoch genirte sich nicht, und schimpfte über das Land und seine Einrichtungen. Dies verdroß den jungen Menschen, den eine glühende Liebe für sein altes Preußenland beseelte, so sehr, daß er mit seinem Bissen im Munde aufstand und rothglühend am Meere hinspazierte, sich seinen eigenen Gedanken überlassend: über Gottes schöne Welt, und den Eigendünkel und die Selbstsucht der Menschen.

3.

Noch stand die Sonne ziemlich hoch über dem Spiegel der Ostsee, der mit dem Himmel in Eins zu einem Meere von Licht zusammen floß, in dem die goldenen Segel fernhin wie Pfeile schoßen, als Herr Petter gegen den Bergrücken ritt, um dem Wagen den Weg zu zeigen. Dieser war aber bald so beschwerlich geworden, daß die Reisenden höflich gebeten wurden, auszusteigen. So ging's in dem steilen Sand hinan unter Schweiß und Mühen. Nur wer jemals den Aschenkegel des Vesuvs erklimmte, kann sich einen Begriff von dieser ermüdenden Partie machen. Keine Spur von Straße; in hohe Haufen zusammengewehter Sand; steile Wände. Es dauerte Stunden, bis man die schräge Fläche erklommen, und den eigentlichen Kamm erreicht hatte.

Die Gesellschaft war stumm; ein Jeder mochte wohl gern seinen eigenen Gedanken ohne Unterbrechung nachhängen, und Das konnte man so gut, da die Einförmigkeit des Weges die Denker durch Nichts zerstreute. Der junge Mensch, mit einer Phantasie begabt, die sich zum Schwermüthigen und Empfindelnden neigte, klomm seiner Mutter in einiger Entfernung nach, und dachte, als er so die hohen Absätze ihres kleinen Schuhes — sie trug die alte Mode noch aus Eitelkeit, da sie den Fuß wirklich verkleinerte — im Sande abgedruckt sah: „Wie? wenn Du nun wirklich in fernen, wilden Gegenden umherirrtest, wie jetzt nur scheinbar, da Du doch eigentlich im trauten Vaterlande und auf der beglückendsten Reise begriffen bist — und wenn Du da Deine liebe Mutter verloren hättest, und suchtest sie — etwa in der Sahara oder sonst wo — und nun fändest Du plötzlich diese Spuren ihres Absatzes im wilden afrikanischen Sande, und riefst ihren Namen und sie antwortete nicht — und Du müßtest glauben, daß vielleicht irgend ein Unthier sie zerrissen hätte. — —" Er mahlte sich nun das Bild noch weiter aus, und Thränen traten ihm in die Augen, und er war so selbstvergessen geworden, daß er nun wirklich: „Mutter! Mutter!" ausrief — aber sie stand schon oben und winkte ihm zu, er möge doch auch kommen, um mit ihr die schöne Aussicht zu genießen. Da schlug ihm höher das Herz, und er fühlte es beseligend, wie heimisch traut es ihm eigentlich zu Muthe war, und daß er nur einen fast unerlaubten Luxus mit seinen Gefühlen getrieben habe, indem er sich bittere Schmerzen vorgezaubert, die ihn dann später nur doppelt die Freuden der Wirklichkeit empfinden lassen sollten. Wie ein junges Füllen, und fast auch vor Freude wiehernd, stolperte er, so schnell es anging, den letzten Höcker hinan, und stand nun heiter lächelnd und jauchzend oben.

Während der Blick noch kurz zuvor auf einer Wasserfläche geruht

hatte, die im Strahle der untergehenden Sonne wie Gold und Glut flimmte, und nur den gelben Sand-Vordergrund hatte, um den Augen eine, wenn auch nicht gerade willkommene Abwechslung zu gewähren, schaute man hier in eine Bucht, um welche friedliche Hütten sich reiheten, in deren Nähe fünf alte Linden standen. Nach zwei Tagen gänzlicher Entbehrung eine wahrhaft erquickliche Augenweide. Diese fünf Bäume machten auf unsere Reisenden einen schlagendern Eindruck, als die herrlichsten Terrassen einem übersättigten Auge zu bieten vermögen, und nur der Anblick des großartigen Parks von Muskau, den man plötzlich in dem Sandbecken der Lausitz wie hingezaubert sieht, bietet größere Ueberraschung.

Der hohe Sandrücken breitete einen weiten, dunkelgrauen Schatten über das Dörfchen Nidden und das Haff, dessen gegenüber liegendes Ufer gleich einem fernen Waldstreif sich kenntlich machte. Wie aus Flor ragte die Nadel des Labiauer Thurms herüber. Das gute Auge des jüngsten Reisenden konnte sie wahrnehmen.

Beim letzten Häuschen, dessen mächtige Strohhaube fast den Boden berührte, saßen hart am Strande etwa zehn bis zwölf Weiber und Mädchen, alle an einem großen Netze gemeinsam wirkend. Ihre Kleidung glich fast der, die man in der Gegend von Rom tragen sieht. Grobes, doch weißes Linnen an Rock und Hemden, ein dunkelrother oder blauer Brustlatz, und eine große, runde Schnalle von Messing oder anderem blanken Metall zum Schluß des Busennestels. Statt des groben, starken Tuches, mit dem die Italiener sich bedecken, trugen diese Kuren ein dunkelblaues Tuch mit kleinen weißen Tüpfeln, welches sie auf eine eigenthümliche Weise um den Kopf zu schlingen pflegen, indem sie die Enden von beiden Seiten des Nackens weit wegstehen lassen. Diese Mode trifft man bei wendischen Völkerstämmen in sehr weit von einander entlegenen Gegenden, wie z. B. in der Gegend von Danzig, im Altenburg'schen, und um Laibach.

Die Strickerinnen sangen mit lauten und recht angenehmen Stimmen ein wohlklingendes Lied, dessen wiederholter Refrain „Au Kuku! — Heidelbeeren blüh'n!" sich wohl lieblich ausnahm, und an die altschottischen Volksgesänge mahnte.

Die Reisenden standen überrascht von dieser Szene, und fanden Das, was sie sahen und hörten, so anmuthig, daß sie lange nicht näher gehen wollten, aus Furcht, das Ganze könnte eine Fata Morgana seyn, ein Luftbild, wie es an südlichen Küsten manchmal den Schiffern erscheint und eben so schnell beim Nahen in Nichts zerfließt.

Endlich machte der alte Herr Petter dieser Verzückung ein Ende,

indem er mit lautem Geschrei vor die Thüre des Hafkruges trat, und seine Passagiere benachrichtigte, daß das Aalgericht bereits auf dem Tische sey, und die Hungrigen erwarte. Zu gleicher Zeit kamen Petter Sohn und der Knecht aus dem Stall, und liefen zu den Strickerinnen, den Gesang mit plumpen Späßen unterbrechend.

Da sprangen die Jüngern zum Haff hin, schöpften lachend volle Hände, und schütteten das Wasser auf ihre Verfolger, während die Aeltern, wie verabredet, einen muntern Chor dazu anstimmten.

Der wunderbare Gesang unter diesen unvermutheten Bäumen, die vollen Kähne, die sich in diesem Augenblick der Bucht näherten, und vom Strande mit lauten Grüßen empfangen wurden, die kräftigen Männergestalten, die sich zugleich von allen Seiten zeigten, und in ihrer melodischen Sprache sich unterhielten, Dies machte auf unsre Reisegesellschaft einen günstigern Eindruck, als Alles, was sie bis jetzt erfahren hatte. Der junge Mensch besonders war es, der nicht Augen und Ohren genug hatte, um Dies so recht tief und fest in sich aufzunehmen. Wie sehr bedauerte er seine so höchst unzulängliche Kenntniß des Kurischen, da er außer den gewöhnlichen Begrüßungen und einigen alltäglichen Redensarten, die er von einer alten Dienerin im Vaterhause erlernt hatte, so viel wie Nichts davon wußte. Wie sonderbar kam es ihm vor, daß er sich außer den todten Sprachen, die, wie er wußte, ihm zu seinem dereinstigen Fortkommen nothwendig seyen, auch noch mit Englisch, Französisch, und Italienisch abquälen mußte, während er von einer Sprache, die dicht vor den Thoren seines Geburtsorts geredet wird, gar keine Notiz nehmen sollte. Er faßte den Entschluß, gleich bei seiner Nachhausekunft dem Studium des Kurischen mit Eifer obzuliegen, und theilte ihn seiner Mutter mit, die ihn sogleich liebevoll darin bestärkte, weil sie eine überaus sinnige Frau war. Die Andern, die es hörten, lachten, und der Kaufmann nannte den jungen Menschen geradezu einen Phantasten.

Als man nach dem Essen, das hier in derselben Weise, wie am Abend vorher, eingenommen wurde, eine Flasche öffnete, und auch den Wirthsleuten von ihrem edeln Inhalt mittheilte, während dem jungen Volke von Fischern und Dirnen Branntwein und Bier mit Liberalität kredenzt wurde, bat der junge Mensch das schönste Mädchen, ihm einige jener Lieder zu singen, die im Lande Dainos heißen.

Es war ein schlankes Kind, von mittlerer Größe, mit gelblichen, langen Haaren, schwarzen Augen, und einem purpurrothen, feingespaltnen Munde. Es trug eine Art von Krone aus Zittergold auf dem Kopfe, und einen linnenen Mantel über die Schulter geworfen, den

eine Meſſingſpange zuſammenhielt. Es war die Tochter eines der reichſten Einwohner in dieſem ſo armen Fiſcherdörfchen, und darum dieſer Putz. Sie erröthete, und ſchlug lange die Augen nieder, dann wand ſie leiſe und ſchüchtern ihren Arm aus der feſthaltenden Hand des Jünglings, und trat raſch und ſtillſchweigend ſeitwärts. Eine ältere Frau, die wahrſcheinlich einen Lohn erwartete, und glauben mochte, daß ein Geſang dem Bittenden ſo lieb aus ihrem Munde, wie aus dem ſchönen des Mädchens wäre, hub darauf ſogleich an:

Der Morgenſtern richtete Hochzeit aus:
Perkun ritt durch die Pfort' hinein —
Und ſchlug die grüne Eiche nieder.

Aber weiter brachte ſie's nicht, denn die Männer fielen ſogleich mit Hohn ein, und zwangen ſie, den Geſang abzubrechen. Es war eines jener alten Lieder, wie ſie hie und da noch im Volke leben, in denen ſich noch ein Abglanz der Heidenzeit abſpiegelt. Der alte Donnergott Perkun, der Eichen niedermäht, wie Rohr, ſpielt noch immer im Volksglauben ſeine mächtige Rolle, und die grauen und gewaltigen Gottheiten Laima, Giltine, Bangputtys, Potrimpos, und Pikull ſind Namen, deren Bedeutung allgemein gekannt iſt. Obgleich der junge Reiſende das Lied ſehr gern gehört haben würde, ſo mußte er doch mit einem andern zufrieden ſeyn, das zwei Mädchen anſtimmten, nachdem ſie die früher ſo Schüchterne bewogen hatten, ſich ihnen anzuſchließen, welches ſie anfänglich zwar mit ſehr leiſem Tone that, dann aber durch den Schwung des Liedes nach und nach ſo ermuthigte, daß ihre ſchmetternde Stimme über beide andere ſiegend hervorbrach *).

Es war das Lied von der Verſchwundenen, und lautete:

Aufgeſproſſen war eine junge Linde
In des Vaters grünem Garten.

Unter der Linde, der jungen Linde,
Stand des Vaters Töchterlein;

*) Dieſe litthauiſchen Lieder wurden hier nach der Ueberſetzung des um ſie ſo hochverdienten Direktors Rheſa in Königsberg mitgetheilt. Schon Herder machte auf den Schatz von Poeſie aufmerkſam, der in dieſem noch ſo ungekannten Schachte ruht. Einige von den Liedern ſind deutſch im Munde des oſtpreußiſchen Landvolks, und ſelbſt nach Deutſchland übergegangen, wo man ſie ſingt, ohne die Quelle zu ahnen. Vielleicht trägt dieſe Mittheilung dazu bei, den Schacht, den Rheſa uns zuerſt aufdeckte, auch einem andern Publikum, als den Sprachforſchern, näher zu bringen.

Mit den Hofgesellen sprach sie freundlich,
Mit den Hofgesellen, den Hoffärtigen.

„Ei Schwester, Schwester, geliebte Schwester,
Dem Vater will ich es ansagen!“

„„Ei Bruder, Bruder, mein lieber Bruder,
Woher willst Du's dem Vater ansagen?““

„„Wegen dieser zwei Wörtlein?
Oder wegen dieses goldenen Ringes?““ —

„Nicht wegen der zwei Wörtlein;
Nur wegen dieses goldenen Ringes!“ —

Am Mittwoch Morgen, am frühen Morgen,
Ausritten die Brüder, um sie zu suchen.

Mit ehernen Drommeten drommeteten sie,
Mit gespannten Trommeln trommelten sie.

Da fanden sie, ach, die geliebte Schwester
In der See, im Meeresgrunde.

Mit feinem Graufande überschüttet,
Mit grünem Meergrase überzogen.

Klagend und rührend schloß das Lied, und die Mädchen blieben unverrückt in der Stellung, die sie beim Singen eingenommen hatten, noch eine Weile stehen, so daß die Zuhörerschaft nicht wissen konnte, ob noch Etwas nachfolgen würde, oder nicht; da nahmen plötzlich die Bursche den Ton — nur etwas kecker — auf, und huben folgendes Lied „vom Abschied“ an:

Als ich Dich einst wollte,
Wolltest Du mich nicht.
Weinen wirst Du, Mädchen,
Weinen, junges Mädchen,
Wenn ich eine Andre freie.

Auf mein Roß mich schwingend,
Fiel mein Hut hernieder:
Da kommt, sich nahend,
Mein junges Mägdlein,
Den Hut mir wieder zu reichen.

Da sie den Hut mir reichte,
Vergoß sie bittre Thränen.
Still! weine nicht,
Mein junges Mädchen!
Ich kehr' auch wohl noch wieder.

Da ich zur Pfort' hinausritt,
Begann mein Roß zu wiehern.
Leb' wohl, leb' wohl,
Mein junges Mägdlein,
Ich kehre nicht mehr wieder.

Der tief einschneidende Schluß kontraſtirte höchſt wirkſam mit der muthigen Weiſe des ganzen Liedes, das die drei Burſche mit dem eigenthümlichſten Vortrage geſungen hatten.

Der laute Geſang hatte nun wohl die ganze Einwohnerſchaft von Ridden in die niedrige Stube gelockt. Die guten Leute ſchienen eben ſo wohl die oft gehörten Lieder mit großem Wohlgefallen zu vernehmen, als auch die Fremden anzuſtaunen, die ſie ſich vorſingen ließen. Man muſterte ſich gegenſeitig, und es war bald ein feiner Faden des Verſtändniſſes in der Verſammlung geſponnen, wie ihn nicht längeres Beiſammenſeyn bei Menſchen hervorbringt, die ſich auf gleicher Stufe der ſogenannten Bildung befinden. Eine plötzlich auftauchende neue Erſcheinung ſtörte aber dieſe Harmonie, indem ſie auf der einen Seite wildes Gelächter, auf der andern Unwillen, und auf einer dritten hingegen Mitleiden erregte. Auf dieſer letzten befand ſich die Mutter mit ihrem Sohne und dem hübſchen jungen Landmädchen.

Ein ſehr bleicher Menſch war nämlich hereingekommen, und bemühte ſich, Platz zu machen, um mit einem großen Beſen das Zimmer zu kehren. Alle Mühe, die man ſich geben wollte, ihn wegzuweiſen, fruchtete nicht. Er kehrte immer fort, und ſang dabei das traurige Lied, das ſchönſte von allen, die an dieſem Abende noch geſungen worden waren. Hier iſt es:

Mitten im See, im Haffe
Erhebt ein weißer Berg ſich.
Auf dem Berge, auf dem Hügel
Steht ein grüner Eichbaum.

Und ich Armer ſchwamm hinüber,
Und umfaßt' ihn mit den Armen.
Wirſt du nicht, o lieber Eichbaum,
In die Liebſte dich verwandeln!

Werden dieſe grünen Aeſte
Nicht zu weißen Händen werden?
Dieſe grünen Blätter
Nicht zu Worten der Liebe?

Ach, ich Armer ging von hinnen,
Weinte bittre Thränen.
Nicht verwandelte der Eichbaum
Sich in die Geliebte.

Nicht die grünen Aeste
Sich in weiße Hände,
Nicht die grünen Blätter
Sich in Worte der Liebe! —

Jetzt hielt er inne, und hob den Kopf. Es war ein schönes Geſicht, bis auf das Auge, das ein irrer Blick verdunkelte, bis auf den Mund, den ein wirres Lächeln verzog. Blick und Lächeln bezeichneten den Wahnſinnigen. Lange ſchwarze Haare hingen ſchlaff und glatt an beiden bleichen Wangen herab; er ſtrich ſie zurück, und ſah nach den Mädchen.

„Die ſind es alle nicht," ſprach er in dem breiten deutſchen Idiom, wie es von dem Volke in Königsberg geſprochen wird, „und ſie bilden ſich doch ein, ſchön zu ſeyn. Hier ſah ich ſie zuerſt, und bin ihr nachgezogen, und ſie floh von mir, und ich bin ihr doch ſo getreulich nachgezogen! Ach, ich ſah ſie nicht wieder — ich werde ſie auch niemals — niemals wieder ſehen." —

Die lachenden Burſche fragten den Armen: „Wie ſah ſie denn aus? Sag es uns, damit wir ſie kennen, wenn wir ſie finden im Haidekrug drüben, oder in Tilſ', oder Labiau; dann wollen wir ſie dir zuführen."

Und nun begann er eine ſo dichteriſche Beſchreibung von der Schönheit ſeiner verlornen Geliebten zu machen, daß die Mädchen ganz ernſt zuhörten, und auch der laute Spott der Andern verſtummte. Die Wahrheit des Gefühls ſiegte, und man vergaß, daß man einen Wahnſinnigen vor ſich hatte. Und der Alte, der Eigenthümer der Hütte, wo die Reiſenden ſich befanden, erzählte dieſen, daß der Junge einſt — Gott weiß wo — eine Erſcheinung gehabt haben will, von einem überirdiſch herrlichen Weibe, wie er ſie nun eben beſchrieben. Als der Alte ſo zu erzählen anhub, wurde der Wahnſinnige — wie ihn die Leute nannten — plötzlich ſtill, winkte den Andern, leiſe hinzutreten, und mit ihm zuzuhören; dabei nickte er ſtets ernſt mit dem Kopfe, als wenn er Alles, was der Alte ſprach, damit bekräftigen wollte.

„Er war zu Nichts mehr gut ſeit jener Zeit", fuhr dieſer fort, „ging er auf's Haff, ſo kam er mit leeren Netzen heim; im Haus ſchaffte er Nichts, und ließ Alles verfallen und gehen, wie es wollte. Es war eine gränzenloſe Schwermuth über ihn gekommen. An einem Morgen

war er verschwunden, Niemand konnte sagen, wohin. Die Meisten im Dorfe glaubten, er habe sich selbst das Leben genommen, und Niemand bedauerte den Selbstmörder. Da geschah es, daß Einige von uns zur Winterszeit mit Fischen nach Labiau gefahren waren. Sie blieben über den Sonntag dort, weil ein starkes Schneegestöber eingetreten war, und ein guter Markt ihnen erlaubte, es auf ein paar Tympfe mehr oder weniger nicht anzusehen. Hatten sie nun davon gehört, ihren alten Bekannten dort zu finden, war es die Lust am Tanze, oder war es wohl — was ich lieber denken mag — eine Schickung von oben, daß sie ihn wieder finden sollten; genug, sie spannen ein, und fahren Nachmittags auf dem Eise, das spiegelblank war, hinunter, um von Labiau dann auf dem Haff nach Hause überzufahren. Hinter Mostbude hören sie Musik. Da winkt der alte Eulenkrug, wo Alles zum flinken Tanze zusammenströmt. Sie biegen ein, fahren durch die dicken Eichen, die den Krug umgeben, binden ihre Schlitten an, und gehen hinein. Das Erste, was sie auf dem Hausflur sehen, ist Der da, mit einem langen Besen kehrend, und dazu sein Lied in den Bart brummend. Sie sprechen ihn an, er erkennt sie nicht, oder will sie nicht erkennen. Sie fragen den Wirth, wie er zu dem Menschen gekommen, und der sagt aus, er habe sich zu ihm gefunden. Er sey zu nichts Rechtem zu gebrauchen, und er behalte ihn aus Mitleiden, und weil er nicht wisse, wo er hingehöre. Anfänglich sey er wohl Vielen unheimlich erschienen, bald aber hätte man sich überzeugt, daß er ein harmloses Geschöpf sey, das Niemand arg wolle. Um den Menschen nicht ganz umsonst zu füttern, habe er ihm gesagt, er müsse auf Reinlichkeit sehen und das Haus kehren, und nun fege er von Morgen bis Abend, unaufhörlich, selbst die Sonntage. Seine Wuth, zu fegen, sey den Leuten im Hause nun eine Plage, und er wünschte recht sehr, den Blödsinnigen wieder los zu werden. Die Männer sagten dem Wirthe, daß er, wie sie, aus dem Dorfe Nidden auf der Neerung wäre, und daß sie Anstalten machen wollten, ihn nach Hause zu bringen. Welche Mühe sie sich indeß auch geben mochten, daß er ihnen folge, so widerstand er stets heftig. Auch wollte er über seinen Zustand, und weßhalb er sich im Eulenkrug aufhalte, keine Auskunft geben."

„Ja, ja — de' Uhlekrug," sprach der bleiche Bursche einige Mal leise vor sich hin, als wolle er eine dunkle Erinnerung auffrischen.

„Die Angehörigen des jungen Menschen beriethen sich indeß mit dem Doktor von Schwarzort, der ein sehr geschickter Mann ist, und erzählten diesem Alles, was sie von dem Armen wußten, und der machte sich selbst auf den Weg, und traf ihn ganz so, wie Jene, die ihn zuerst

aufgefunden hatten, im Eulenkruge, das Haus segend. Er ging in seine Ideen ein, und sagte ihm, daß die Prinzessin, auf die er hier vergeblich warte, schon mehrere Mal die Meerung auf- und abgezogen sey, um ihn aufzusuchen, und daß sie verzweifle, ihn nicht zu finden. Jetzt sey sie in Nidden, und er von ihr abgesandt, ihn sogleich zu ihr zu geleiten. Dies schlug an, und wir sahen einen Tag später den lange Vermißten an der Seite des Doktors in Nidden einfahren. Nun war aber guter Rath theuer, was man mit ihm anfangen sollte. Er verlangte ungestüm, die Schöne zu sehen, und als man damit zögerte, wurde er wüthend, und drohte, wieder auf und davon zu gehen. Der Zufall kam jetzt zu Hilfe. Ein junges Mädchen in Rossitten war gestorben, und man führte ihn zu der Leiche. Der Gram darüber, daß sie ihn nicht gefunden, habe sie getödtet; so wurde ihm gesagt. Er schüttelte den Kopf, und wollte in ihr seine Geliebte nicht wieder erkennen. Sie sey viel schöner gewesen, sagte er. Der Schmerz und nun der Tod habe sie entstellt, wurde ihm zur Antwort. Dabei gab er sich zufrieden, und verfiel in tiefe Trauer. Er sprach immer weniger von jetzt an, und sang dann und wann nur jenes Lied, das die Reisenden von ihm gehört haben. Nach und nach fanden sich seine Gedanken auf andere Abwege. Die Geliebte sey nicht gestorben, sagte er zu Denen, die ihn befragten, sondern man habe ihn nur täuschen wollen. Die Todte sey des Kunren aus Rossitten Tochter gewesen, das wisse er. Aber seine Geliebte werde er dennoch nicht wieder sehen, und er sey glücklich genug, sie nur ein Mal erblickt zu haben, und habe daran genug für's ganze Leben."

„Ja wohl hat der Arme genug daran," schloß der Alte hier seine Erzählung, „denn Sie sehen ja, wie er's treibt. Er kehrt uns die Häuser, und bekommt dafür zu essen, sonst braucht er Nichts auf dieser Welt."

Der Wahnsinnige hatte bisher still und aufmerksam zugehört. Jetzt sah er Alle im Kreise an, öffnete den Mund, holte tief Athem, warf den langen Besen wie ein Gewehr auf die Schulter, und sang:

Es nahm der Mond die Sonne:
Da war der erste Frühling.

Die Sonne stand schon früh auf,
Der Mond verbarg sich scheidend.

Der Mond wandelte einsam,
Gewann den Morgenstern lieb.

Darob ergrimmte der Donnergott,
Zerhieb ihn mit dem Schwerte.

Was verließest du die Sonne?
Was gewannst du den Morgenstern lieb?
Was wandeltest du einsam in der Nacht?! —

„Das arme Söhnlein ist jung und schwach an Erfahrung," sprach der Alte zu den Reisenden in mitleidigem Tone.

Dieser gute Mann wußte noch über Verschiedenes Auskunft zu geben, denn er war erfahren, und weiter herumgekommen, als die Andern. So erzählte er denn auch, daß die Meerweiber schon großes Unheil unter den jungen Burschen des Dorfs angestellt haben; früher zwar öfter, als jetzt, aber ihr Spuk habe immer noch nicht ganz aufgehört. Der Wahnsinnige sey ihnen auch zum Opfer geworden; denn sicher habe er ein Meerweib gesehen, und es zöge ihn nun zu ihr hin, so lange, bis er den Tod in den Wellen gefunden. Sie werde ihm auch wohl noch einmal erscheinen, dann sey es aber ganz um ihn geschehen. Man müsse sich besonders in Acht nehmen, in Mondscheinnächten am Strande zu gehen, da kämen sie herauf aus der Tiefe, und trügen das schönste Geschmeide von Bernstein an sich, daß alle Sinne davon verblendet würden.

Der Abend war für die Reisenden sehr angenehm hingeschwunden; dem jüngsten unter ihnen war es mehr gewesen. Der alte Herr Petter mahnte indeß, daß es Zeit sey, an's Schlafengehen zu denken, und die Gesellschaft zerstreute sich bald.

Mutter und Sohn gingen noch ein wenig am Haffstrande hin, auf die Gefahr hin, ein Meerweib zu sehen. Der Sohn mochte es wohl heimlich wünschen. Finsterniß lagerte auf dem Gewässer, schwere Wolken hatten den Mond verdeckt. Außer dem gewaltigen Plätschern herrschte tiefe Stille im Dörfchen. Unter den fünf Bäumen lagen die Netze, die Arbeit des Tages, und die leeren Böte waren auf den Strand gezogen. Unsere einsamen Spaziergänger sprachen Nichts; Das, was sie gehört hatten, gab ihnen Stoff genug zum Nachdenken.

„Ist es nicht traurig," fing endlich der Sohn an, „daß unsere schöne, wohllingende, uns eigenthümlich angehörige Sprache ausgetilgt ist im ganzen Lande, so daß sie jetzt nur wenige Bauern sprechen? Die deutschen Ritter waren die schlimmsten Eroberer, sie rotteten alle und jede Nationalität aus, und brachten dafür ihr Wesen überall hin. Wir müssen jetzt deutsch sprechen, und sind doch keine Deutsche. Und wäre es dem Kurfürsten ein Jahrhundert später erst eingefallen, unter andern

Verhältnissen sich die Königskrone aufzusetzen, so wäre auch gewiß, wie das Königreich Sachsen und Bayern, ein Königreich Brandenburg entstanden, und wir wären die letzte und vergessenste Provinz des neuen Staates. Jetzt wollte doch das günstige Geschick, daß wir mindestens die Ehre haben, selbst echtdeutschen Stämmen unsern Namen zu geben, sie müssen jetzt Alle Preußen seyn, mögen sie es wollen oder nicht."

Indem der junge Preuße so sprach, ertönte von einer fernen Sanddüne, die sich ziemlich weit ins Haff streckte, ein leiser, sehr milder Gesang. Dem Jünglinge erstarb das Wort auf der Zunge, denn er dachte das Lied der Meerweibchen zu hören. Er lauschte; es klang:

Ateik Mergyte,
Pawasarélij
Kai dywai Lydé:
Moczuttés darzé:
Aplink Lysates
Zales Rutates
O Widdurije
Wis Lélijates.

Aß tadda skysu
Margą Kwetkatę
Ir nusudisu
Sawo Bernaczui.
Ne patti neßu,
Ney kittai dusu,
Szaurû Wéjaczu
Aß nupusdisu.

„Kann eine Sprache lieblicher klingen?" rief hier begeistert der Jüngling, den Gesang unterbrechend. „Was ist der Klang des Italienischen oder Spanischen gegen diesen? Ist es nicht wie Griechisch oder Sanskrit zusammen, was man hört? Das Gemeinste in dieser Sprache klingt höher, wie das Höchste in dem ekelhaften englischen und französischen Jargon, die jetzt die Welt beherrschen. Und diese Sprache mußte untergehen! O ihr guten alten Preußen, die ihr euer Blut bei Rudau und Quednau, und an so unzähligen Stellen im Vaterlande nutzlos vergossen habt, wenn ihr doch auch nur List genug gehabt hättet, es den falschen Polen und den eigensüchtigen Rittern darin zuvorzuthun, die nicht allein durch ihre Tapferkeit siegten, denn darin hat es im Lande hier nie gefehlt. Ach, wenn ihr doch nur eure Sprache mindestens erhalten hättet!"

Der Gesang tönte fort und fort, während unsere Wanderer horchend

die Schritte zur Herberge lenkten. Das Lied mag auch auf deutſch hier ſtehen, da man doch wohl neugierig ſeyn wird, den Sinn der wohllautenden Worte kennen zu lernen:

Komm her, o Mägdlein,
Im Frühlingsmonde,
Wenn die Wunder blühen
In der Mutter Garten:
Rings um die Beete
Die grünen Ranten,
Und in der Mitte
Nichts als Lilienblumen.

Dort will ich binden
Ein buntes Sträußlein,
Und will es ſenden
Dem lieben Jüngling.
Nicht ſelbſt will ich es tragen,
Nicht einem Andern geben;
Dem Nordwind will ich ſagen,
Daß er es hinüber wehe.

Komm, o mein Jüngling,
Im Frühlingsmonde,
Wenn die Wunder blühen
In des Vaters Garten:
Rings um die Baumflur
Die grünen Setzlinge,
Und in der Mitte
Lauter Apfelbäume.

Dann will ich pflücken
Zwei ſchöne Aepfel,
Und will ſie ſenden
Dem lieben Mädchen:
Nicht ſelber will ich ſie tragen,
Auch keinem Andern geben;
Dem Südwind will ich ſagen,
Daß er ſie hinüber wehe!

Pietu Wejaczu aß mupusdiſu! — So ſchloß das Lied. Ueber der Düne ſtand ein Stern, hoch in der Luft; jetzt ſchoß er herunter. Hätte der Geſang der Nixen die Macht, wohl Sterne aus der Höhe in ihren Schoß zu ziehen?

4.

Kaum graute der Tag, so rüsteten sich die Reisenden bereits zur Abfahrt. Von der gestrigen Gesellschaft der Einwohner waren nur wenige Männer da, die glückliche Reise wünschten und sich selbst anschickten, mit ihren Netzen den Frieden in den Tiefen des Haffs zu stören. Das Frühstück war reichlicher, als in dem frühern Nachtquartier, und ein dampfender Haferbrei mit Milch machte sogar für die Dame den Kaffee entbehrlich, so wie den Männern kleine gebratene Strömlinge, trotz der frühen Tageszeit, gar trefflich mundeten.

Alles war hier in Nidden besser, als man es bisher getroffen hatte, und bei der großen Armuth, die sich zwar in Allem kund gab, leuchtete doch ein idyllischer Frieden hervor, machte sich doch eine bequemere Behäbigkeit merklich, die sehr wohlthuend wirkte.

Auf der Höhe des Kammes — denn sie mußten wieder den Seestrand gewinnen, da am Haffe nicht möglich war, weiter zu kommen — sandten die Reisenden ihren Blick zurück nach Nidden, das noch im tiefen Frieden ruhte. Sie gedachten des schönen Eindrucks vom gestrigen Abende, als sie zuerst die liebliche Baumgruppe erblickt hatten, und trauerten, nun wieder in die öde, schauervolle Wildniß sich versetzt zu sehen. Aber ein neuer, großartigerer Eindruck wartete ihrer hier auf der Höhe der schmalen Landzunge, zwischen den zwei Riesengewässern, die jeden Moment den Strich überfluten konnten, mit allen seinen armen Bewohnern. Während das eine Meer von den ersten Strahlen des Sonnenaufgangs im Osten mit Glut und Purpur gefärbt wurde, brütete und wogte das andere Meer noch nächtlich, und während das erste sich ebnete, und wie ein Spiegel ausgebreitet da lag zum Empfange des herrlichsten Bildes, trieb ein unheimlicher Wind auf dem andern krause, wilde Wogen zusammen, die hie und da am Gesteine brandeten und gegen die ein armer Schiffernachen mühsam ankämpfte. Es war ein wirkungsreicher Moment, den die Reisenden nur mit Unmuth schwinden sahen, als sie mit größerer Schnelligkeit jetzt zur See hinab und und sogleich in diese wieder hineinfuhren, um auf den glatt geschliffenen Strandkieseln besser hinzurollen, und von den Morgenwellen die ausgetrockneten, knarrenden Achsen des schweren Gefährtes erfrischen zu lassen.

Beim Höhersteigen der Sonne gewahrten sie am fernen Rande des Horizonts ein großes Schiff, das, wie es schien, ruhig vor Anker lag, und bald ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Herr Petter, der auf seinem Klepper einen ziemlichen Vorsprung hatte, ritt jetzt zum Wagen

zurück und meldete, daß dies die englische Fregatte sey, die den Hafen von Memel blokirt hielt. Das Kriegsschiff machte eine imposante Figur, und die Reisenden wurden nicht müde, es durch ein Fernglas, welches der Husarenoffizier mit sich führte, zu betrachten, und sich über den Anblick von Herzen zu freuen und daran allerlei Gespräche zu knüpfen.

Damit waren die Vormittagsstunden herumgegangen, als plötzlich der alte Herr Petter wieder an den Wagen gesprengt kam, und bleich wie der Tod aussah.

„Können Sie mir nicht eine kleine Stärkung geben?“ sprach er hastig und schwach zu den Reisenden, „ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist, ich glaube mich nicht mehr auf dem Gaule halten zu können.“

Indem man bemüht war, ihm eine Herzstärkung über die andere anzubieten, von denen er jedoch nur eine Zitrone annahm, und so herzhaft hineinbiß, daß den Andern das Wasser im Munde zusammenlief, wollte man wissen, woher sein Zustand gekommen seyn mochte, und bestürmte ihn deßhalb mit Fragen.

Nachdem er sich wieder ein wenig erholt, deutete er stumm nach der Gegend, wo die Fregatte lag, und wie man hinblickte, gewahrte man deutlich ein großes Boot, das nach der Neerung steuerte. Mit Hilfe des Glases sah man auch, daß es bemannt war.

„Sehen Sie jetzt ein, weßhalb ich erschrocken bin?“ fragte nun der alte Mann. „Es sind die Engländer, die landen werden, um uns Alle als gute Prise zu erklären.“

Der Husar lachte; der Kaufmann wußte nicht, was er für ein Gesicht machen sollte; die Dame wurde bleich, und ihr Sohn sagte schnell:

„Nun, uns werden sie doch wohl ziehen lassen, sollte ich denken.“ —

„Aber meine Güter!“ rief der Alte, „ich habe fünfzigtausend Albertsthaler bei mir für Schröder in Riga, davon haben sie Witterung, die Spitzbuben — o ich geschlagener Mann!“

Er ließ halten und überlegte, was zu thun sey: ob er zurück oder vorwärts fahren sollte. Das Boot schiffte indeß längs der Küste hin, und man war allerdings gespannt, was daraus werden würde. An eine Landung der Engländer, und noch dazu in der Absicht, eine solche Freibeuterei auszuüben, wie Herr Petter voraussetzte, war indeß nicht zu denken.

Jeder Schwenkung des Fahrzeugs wurden nun erwartungsvolle Blicke nachgesandt. Die Einen beseelte Neugierde, die Andern Angst und Besorgniß. Allein zu einer Landung wollte es immer nicht kommen. Die englischen Seesoldaten machten wahrscheinlich einen unschuldigen

Kreuzzug nach schmackhaften Fischen, wie sie die Küste umschwimmen, und der Wagen des Fuhrmanns, der, wie das Thier im Bereich der Klapperschlange, fest gebannt an der Stelle verharrt hatte, fing nun an, sich wieder in die gewohnte langsame Bewegung zu setzen.

Der Vorfall gab dem jungen Menschen eine erneuerte Veranlassung zu mancherlei Betrachtungen, die er jedoch still für sich machte, da er es nicht unternehmen wollte, durch laute Aeußerungen die Sarkasmen der Reisegesellschaft herauszufordern. Nur seiner geliebten Mutter hätte er gern Etwas davon offenbart, allein er begnügte sich, ihre kleine, zarte Hand zu drücken, und ihr dabei ins helle, lichtbraune Auge zu sehen. Dieser Blick überzeugte ihn, daß sie ihn verstand, denn es lag darin die wohlthuende Freude, die sie hatte, zu wissen: welch ein Glück ihm diese angenehme, durch mannigfache Abenteuer gewürzte Reise bereite.

Und in der That so war es. Zwischen zwei Meeren langsam, ja majestätisch, von starken Rossen hingezogen zu werden, manches Gewohnte zwar zu entbehren, allein dennoch an Nichts Mangel leidend, in Gesellschaft von fremden Leuten, deren Eigenthümlichkeit zu studiren eine belohnende Aufgabe seyn mochte, wenn gleich ihre beständige Gegenwärtigkeit einen hohen Grad von Zurückhaltung und Selbstbeobachtung zur Pflicht machte, dabei der traute Anhaltspunkt in der Anwesenheit der Mutter, Alles Dies schuf ein höchst beglückendes Ensemble, dessen Reize, wie sie der Jüngling in sich aufzunehmen bereit war, hier nicht zu beschreiben unternommen werden soll. Erhebend schien es ihm auch noch dabei, daß er sich den Gränzen eines großen, unbekannten Reiches nahe, das mit allen seinen fremden Besonderheiten und Einrichtungen ihm jetzt plötzlich entgegen treten könne, daß eine Spazierfahrt, von Memel aus nach der letzten Station Nimmersatt unternommen, ihm einen Blick in dieses Reich gestatten könnte, einen Blick — von dem er sich dachte, — daß er ihn unaufgehalten bis zum Nordpol führen würde, denn von den ersten Kosaken bis dorthin gab es dann keine Gränze, keinen hemmenden Schlagbaum mehr. Und in diesem wogenden Gedankenmeere schwammen nun auch noch die Engländer in ihrem kleinen Nachen ganz friedfertig hin, und drüben lag ihre Fregatte, feindlich dem Hafen von Memel gegenüber, die stolzeste Staffage dieses prächtigen Bildes.

Wie schwer wurde es doch, in diesem Reichthum alle Eindrücke festzuhalten! Wo war Simonene, das liebliche blonde Mädchen vom vorigen Abend? wo war Selmas, der arme bethörte Geliebte der Meerfey, schon hingekommen? Wie neblig erschien das versandete Kirchlein von Kunzen, und wie fernab schwammen die Erscheinungen der

böhmischen Musikanten im Kranzkrug? Ach, und Quednau, wo Vater und Schwestern Abschied nehmend standen, wo man noch die Thürme der imponirend im weiten Halbkreise daliegenden alten Hauptstadt erblickte — wie weit — weit war Das Alles schon jetzt. Und während dieses bangschmerzliche Gefühl in jene erhebenden Reise-Entzückungen fiel, bereitete sich daraus für das warme Gemüth des Jünglings die beruhigendste Mischung, da der echte Gefühlsmensch immer einigen Wermuth in seine Seligkeit träufeln muß, um sie dann desto höher zu empfinden.

Nach abermaligem Halt in einer Bretterbude, um Mittagsruhe zu genießen, kam der Wagen endlich noch bei guter Tageszeit in der letzten Neerungsstation Schwarzort an, wo er auf eine riesige Fähre, einen sogenannten Prahm, geschafft wurde, um nebst Passagieren und allem Uebrigen über das Tief, die Meerenge, welche — um mich großartig auszudrücken — den litthauischen Kontinent von der Landzunge trennt, nach Memel zu schiffen.

Memel machte auf seiner weiten, gelben, ringsum flachen Sanddüne keinen besonders mahlerischen, doch jedenfalls freundlichen Eindruck. An der äußersten Spitze die Werke der kleinen Zitadelle; einige Windmühlen, die sich der Gegend am meisten freuten, denn Wind gab's hier von allen Seiten; der Kern der Stadt klein, doch nicht unansehnlich, einiger schönen Häuser wegen, unter denen sich das Lorck'sche vor allen bemerkbar machte. Das Wasser, das man ins Haff fließen sah, war der Dangefluß, wie ich glaube ein Arm des Niemen, wie ihn die Litthauer, oder der Memel, wie ihn die heutigen Preußen nennen. In der Weltgeschichte hat er seinen eigenthümlichen Namen, den ihm die Bewohner seiner Ufer gaben, behalten.

Langsam näherte sich das Fahrzeug dem Gestade, das hier Nichts von dem Treiben und Andrängen zeigte, wie dies wohl beim Anlanden in südlichern Gegenden der Fall ist, wo Kolporteurs, Kommissionärs, Facchins, Lazzaroni sich beeilen, den Reisenden dienstwillig die Gepäcke zu entreißen, und mit Gewalt für ihr Unterkommen zu sorgen. Dies blieb hier unsern Passagieren selbst, und der pünktlichen Fürsorge des Herrn Petter und seiner Leute ganz allein überlassen.

Das weiße Roß hatte als Gasthof einen wohlbegründeten Ruf. Herr Sonntag war ein Mann, der Reinlichkeit, gute Küche, und Billigkeit vereinigte. Da es eben Markt war, so fand sich mehr Leben als gewöhnlich in seinem Hause vor; doch für unsere Reisenden waren noch gute Zimmer vorhanden. Das weiße Roß war ein langes Gebäude, einige Bäume standen davor und gaben ihm ein freundliches, halb-

ländliches Ansehen. Auf dem großen Stallthor war ein schöner Schimmel abgemahlt, dem Hause als Wahrzeichen dienend.

In Memel standen Füseliere, die in dem Munde der Leute nur „die Grünen" genannt wurden. Herr von H., ein „Hauptmann bei den Grünen," stellte sich sogleich ein, um der Mutter und ihrem Sohne, die er von Königsberg her gut kannte, die Merkwürdigkeiten der Hafenstadt zu zeigen.

Im Aeußern besaß Memel nicht viel Sehenswerthes, desto mehr im Innern der Häuser. Es hatten sich dort viele englische Familien niedergelassen, die neben ihrem Reichthume auch ihren luxuriösen Komfort mitgebracht hatten, und dem erwählten Wohnsitze dadurch einen originellen, von den übrigen Städten des Landes sehr abweichenden Charakter verliehen. „Memel ist ganz englisch," hörte man allgemein sagen. Die Simpson, Argelander, O'Gilvie, Maclean, Hay gaben darin den Ton an, und die Andern ahmten ihnen nach. Bei Gelegenheiten, die sich darboten, wurde von diesen Kaufleuten ein Glanz entfaltet, den man in manchen größern Städten bei dem höchsten Adel nie sehen würde, und geradezu für unglaublich halten müßte. Dies geschah bei verschiedenen Besuchen des nachbarlichen Kaisers von Rußland, und mehr noch, als die den Preußen so theure Königin Louise in Memel war. Die Zimmer wurden dann in der Eile mit den kostbarsten Stoffen, mit Sammt, Atlas, und Mousselin tapeziert, so wie mit den auserlesensten Meubeln und Kunstgegenständen angefüllt. Die Feste, die man gab, überstiegen jeden Maßstab. Und solche Anstrengungen wurden gemacht, um den hohen Gästen auf wenige Tage, oft nur auf einige kurze Stunden, eine angemessene Huldigung zu bereiten.

Unsern Reisenden bot Memel jedoch diesen prächtigen Anblick nicht; dagegen hatten sie die Freude, manche charakteristische Erscheinung des belebten Marktes an sich vorüber gehen zu sehen, manche freudige Erinnerung an die Heimath zu empfangen, da eine Menge von Königsberger Handelsleuten den Jahrmarkt besucht hatte.

Nachdem die Rundschau der Stadt beendigt war, und als man seine Freunde gesehen hatte, war es später Abend geworden. Die Mutter hatte sich nach ihrem Zimmer zurückgezogen, und der Sohn ging noch allein hinaus in den Hafen. Es war stille um ihn, und Dies regte seine innere Poesie auf. Er setzte sich auf eine Bank, und sah, wie die Leute auf den Hafftähnen Tauwerk und Segel zusammenrollten, und sich zur Ruhe anschickten. In einer Theerküche war es noch helle, und der stärkende Duft derselben verbreitete sich weit umher. Drüben auf der Reerung flimmerte ein Lichtchen.

„Wo brennſt du, Lichtchen?“ fragte ſich der Jüngling. „Biſt du vielleicht in dem kleinen, ärmlichen Kämmerchen der holden Simonene von Nidden, und leuchteſt ihr beim Entkleiden?“

Ihr Bild ſtieg reizend vor ihm auf; es war ihm, als erhebe ſie ſich aus den Waſſern des Tiefs, den hellen Bernſtein geſchlungen durch ihre triefenden Locken, und als winke ſie ihm zu ſich. Er ſah das Bild ſo deutlich, daß er aufſtand und zum Meere eilte. Er mußte lachen, als er an die verlockende Meerfey dachte; dann überkam ihn ein Schauer. Dennoch blieb er an der Stelle.

„Wenn's im Winter zu iſt, das Haff, dann laufe ich wohl einmal Schlittſchuh bis zu ihr“ — dachte er. Die Dainos fielen ihm ein, und er ſchrieb auf ein Blättchen:

Federleicht
Ueber ſpiegelglatte Bahnen
Trägt mich mein Lauf
Mit Sturmesgewalt.
Und es regt
Ein lichtes Freudenleben
Sich in der Bruſt
Und im Herzen mir.
Flügel ſind
An meine Sohlen gebunden,
Tragen mich hin
Zum köſtlichſten Schmaus.
Drinnen im warmen
Stübchen mit Beben
Harret die Braut
Und ſinnet auf Scherz.

Auch noch andere Gefühle geſtalteten ſich auf ſolche Weiſe, und er ſuchte ihnen Ausdruck zu geben, und ſie für ſpätere Tage feſtzuhalten. Alles bezog ſich auf den Winter und die Freude, dann das Mädchen in Nidden wieder zu ſehen, das er ſich ſo gern als ſein Bräutchen dachte. Es wäre gewiß nicht paſſend, wollte man hier dieſe formloſen lyriſchen Ergüſſe mittheilen, auch fände man ſie weder aufgeſchrieben, noch weniger im Gedächtniſſe zuſammen. Das Letzte, was er niederſchrieb, ſchloß mit den Worten:

Wirble, Nordwind, ſtürme laut,
Innerlich iſt's warm und linde,
Und du bringſt zur ſüßen Braut
Mich mit allerbeſtem Winde!

Der ſtarke Wind, der ſich nun wirklich erhob, mahnte an's Heimgehen. Obgleich es noch nicht ſpät war, ſo hatte ſich doch dicke Finſterniß ringsum gelagert, und im Hafen herrſchte tiefe Ruhe. Ein ſehr ferner Trommelſchall machte ſich vernehmlich. Es war der Zapfenſtreich auf der engliſchen Fregatte.

Die beſorgte Mutter erwartete längſt den Sohn, der den Kopf voll Lieder und das Herz voll Liebe ſelig in ihre Arme flog.

5.

Am andern Mittag wollte Herr Petter ſeine Reiſe nach Kurland fortſetzen. In Nimmerſatt, dem preußiſchen Gränzorte, wurde dann übernachtet, um am andern Morgen zeitig genug Polangen, auf ruſſiſchem Grund und Boden, zu erreichen, wo es allerlei Aufenthalt gab, obgleich ein ſorgfältiges Viſitiren dabei nicht ſtatt fand. Der Fuhrherr kaufte eine Menge Branntwein in großen Flaſchen, die weit über eine Maß hielten.

„Sehen Sie," ſprach er zu den Reiſenden, „ſowie ich auf der Gränze bin, kommen die Koſaken herangeſprengt, und umſchwärmen den Wagen. Alle hundert Schritte iſt ein anderer da und macht ſich unnütz. Der ſchreit nach den Päſſen, der will in den Wagen gucken, und da iſt nichts Anderes zu thun, als links und rechts die Branntweinbatterie ſpielen zu laſſen. Haben ſie die Flaſche beim Wickel, dann reiten ſie ruhig ihres Weges; doch die tollſten unter ihnen ſprengen querfeldein, um, wenn man ſie aus dem Geſichte verloren hat, auf Umwegen uns wieder zu begegnen, und mit vorgehaltener Pike uns ihr „**Passport jest**" entgegen zu donnern. So geht's in Einem fort, bis wir vor dem Zollhauſe in Polangen halten. Da wir wiſſen, wie's zugeht, ſo können wir uns darauf vorſehen, und am Ende iſt's nicht ſo ſchlimm, als wenn wir uns in allem Ernſte der Willkühr der Gränzkoſaken preisgegeben ſähen und uns ſchurigeln laſſen müßten."

So Herr Petter. Man nahm von ihm und dem Huſarenoffizier, der die Reiſe weiter fortſetzte, den freundlichſten Abſchied in Bommels, einem Vergnügungsorte der Memeler, bis wohin die weiterziehende Karawane begleitet wurde.

Als Memel, ſeine Herrlichkeiten und die Freunde genoſſen waren, dachte man an die Heimkehr, die jedoch nach reiflichem Ueberlegen nicht am Strande unternommen werden ſollte, da theils das Einerlei und der Wunſch, Neues kennen zu lernen, davon abhielt, theils auch die

späten Septembertage in jenen Gegenden die Reise nicht ganz gefahrlos hätten zurücklegen lassen. Man beschloß daher, einen Kutscher zu miethen, und durch Preußisch-Litthauen über Tilse oder Tilsit, wie es jetzt genannt wird, nach Hause zu reisen. Wer nie in jene Gegenden kam, und vielleicht nur die Mark und Pommern kennen lernte, kann es sich nicht denken, welche anmuthvolle Reize hier wieder der Norden um sich schlingt, wie grün und lachend die Wiesen, wie kräftig die Eichen und Buchen da stehen, wie wogend die Saatfelder, wie würzig und duftig die Waldungen, und wie prächtig die breiten Silberströme, schwellende Inseln umfassend, durch das blühende Land ziehen. Besonders schön ist es um Ragnit, aber auch Insterburg, Gumbinnen, und Tilsit sind gar freundlich einladende Wohnstätten.

Ganz im Widerspruche mit den ärmlichen Strandkrügen und ihren fremdartigen Bewohnern bot hier das fette Fruchtland überall reichlich bequeme Unterkunft und treffliche Bewirthung. Was machte unser junger Reisende für große Augen, als er unweit von Memel in Prökuls übernachtete, wo schon zu jener Zeit ein überaus stattlicher Gasthof mit blinkenden Fensterscheiben und Vorhängen lockend an der Landstraße stand, und im Innern einen fast ungeahnten Komfort den Uebernachtenden spendete. Haidekrug war die zweite Station, die hinter Prökuls in dieser Rücksicht fast nicht zurückblieb.

So erreichte man beim Hereinbrechen eines angenehmen Herbstabends die Ufer des Niemen, der sich in ansehnlicher Breite durch bewaldete oder umbüschte Inseln drängte, und noch von den letzten schönen Sonnenstrahlen des Tages und des Jahres vergoldet wurde. Hatte schon die traurige Oede der Neerung unserm jungen Reisenden das Herz bedeutend erhoben, so hüpfte es ihm bei dieser Bekanntschaft mit dem freundlichsten Theile des Vaterlandes vor Freude in der Brust. Wo könnte es wohl besser seyn und schöner, als hier? dachte er bei sich. Er erinnerte sich, wenn er in früher Kindheit die grellkolorirten Blätter aus Nürnberg gesehen hatte, die Gegenden aus Schwaben und am Rhein vorstellten, manchmal gefragt zu haben, ob denn die Landschaft dort wirklich so gelb, roth, und grün sey, wie auf dem Bilde? Ein einfältiger Küfer aus Süddeutschland, der im Hause seines Vaters arbeitete, gab ihm dann stolz zur Antwort: „Ja freilich, isch 's a so! Nit so, wie bei Euch hier zu Land; bei uns daheim isch 's schön!"

Seltsam war es, daß der Jüngling sich nun stets von den freundlichen Gauen Süddeutschlands eine so buntscheckige Vorstellung machte, obgleich er wohl zu der Einsicht gelangt war, daß jene Bilder schlechte Pinseleien waren, und jener Küfer nur aus übelverstandenem Provinzial-

Patriotismus, der in seiner Heimath nicht selten seyn mochte, ihm die kurze Abfertigung ertheilte. Jetzt fiel ihm Das wieder ein, und er konnte sich nun erst gar nicht satt sehen am Niemen und seinen Ufern.

Da sprengten mehrere fröhliche Reiter auf den Wagen zu, und man erkannte Befreundete in ihnen, welche die lang erwarteten Gäste in die Thore Tilsit's geleiten wollten.

Dieser Abend wurde einsam auf dem Zimmer verlebt. Die Ergebnisse des schönen Tages waren einige mit flüchtiger Hand zu Papier gebrachte Verse. Ein einsames Hüttchen am Ufer erhielt folgende Erinnerung:

Auf den lenzesgrünen Auen,
Die die silberweißen Wellen
Meines Niemens hold umthauen,
Steht ein kleines Fischerhüttchen;
Leer und einsam steht es da. —

Angebunden ist die Naue,
Ausgehängt sind Netz und Angel,
Festgebannt mit starkem Taue,
Doch der Fischer ist verschwunden;
Niemand weiß, wohin er ging. —

Weit hinaus in blaue Ferne
Blickt' er lange, bange sehnend;
Doch es schwanden alle Sterne —
Da griff er zum Wanderstab —
Leer steht nun das Hüttchen da! —

Der Jüngling erröthete, als er die Zeilen überlas. Simonene, das blonde Mädchen von Nidden, stand wieder vor seinen Gedanken. Ob er sie wohl wieder sehen wird? dabei löschte er das Licht, und schlief in Träumen von ihr ein.

Er sah sie nie wieder. —

6.

In Tilsit wurden einige schöne Tage verlebt. Man besuchte manchen Freund in der Gegend, wo überall die anmuthigste Gastfreundschaft zu Hause, und eine heitere, oft selbst geniale Laune durch scherzhafte Erfindungen das Leben zu schmücken wußte. Benachbarte Familien ersannen Szenen, wie im Lustspiel, die sie oft Tage und Wochen lang

durch Feld und Wald aufführten. Man reiste zu einander hin, um das Personal der Theilnehmenden zu verstärken, und man freute sich, oft auf einen ganzen Monat zahlreiche Familien bei sich aufzunehmen und zu bewirthen. Es ist kaum glaublich, wie diese freundlichen Gewohnheiten so allgemein verbreitet waren. Fast überall hatte man Liebhabertheater, wo die Söhne und Töchter des Hauses, die Erzieher und Hofmeister, wohl auch irgend ein Wirthschaftsbeamter, dessen prosaisches Wesen man eben brauchen konnte, sich zur Uebernahme von Rollen willig verstanden. Mit großem Vergnügen erinnert man sich in gewissen Kreisen jener so geistreich improvisirten Komödien, in denen ein Schleiermacher, damals noch ein junger Hofmeister, mitspielte. Es war dies im reichsgräflich von Dohna'schen Hause. Diese altpreußischen gräflichen Geschlechter der Dohna, Gröben, Döhnhoff, Finkenstein, das herzogliche der Biron von Kurland und andere woben ein Netz von Bildung und Geist um sich, und lebten in einer eignen Welt auf ihren Schlössern, von der unsre jetzige blasirte hohe Gesellschaft in den Salons der Residenzen keine Ahnung hat.

Eine Anekdote, deren Wahrheit verbürgt werden kann, mag hier ihren Platz finden.

Zwei altreichsgräfliche Häuser, vetterlich verwandt, wohnten auf ihren, ein paar Stunden von einander entlegnen Schlössern in bestem Verständniß. Eines Mittags, als die eine Familie bei Tafel saß, erscheint ein Eilender mit der Meldung, der andere Graf sey mit allen seinen Leuten aufgebrochen, um das Schloß zu überfallen. Daß die Nachricht nicht etwa, wie in frühern Zeiten, Schrecken, sondern Fröhlichkeit unter den Tafelnden verbreitete, wird man leicht denken. Man ging sogleich darüber zu Rath, wie man den Scherz mit Scherz erwiedern, wie man den Ueberfall empfangen sollte.

„Sogleich laßt uns Alle, die ganze Dienerschaft, und so viel Bauernbursche, als mit wollen, aufsitzen," rief schnell der Graf. „Die Damen bleiben im Schlosse, lassen sich aber nicht sehen, und kommen dann die Feinde, so ist das Thor geschlossen, und es heißt, daß Niemand von der Herrschaft zu Hause sey. Mit Gewalt werden sie's ja nicht durchsetzen wollen, und folglich abziehen."

Verhaltungsbefehle wurden einer alten Magd hinterlassen, und nachdem das Thor verriegelt und verrammelt worden war, ritt man auf und davon.

Nicht lange währte es, so kam der benachbarte Graf mit seinen Fähnlein und Reisigen vor das Schloß, und ließ es durch einen Kuhhirten, der in's Horn stieß, zur Uebergabe auffordern. Wie desap-

pointirt waren die Ueberrumpler aber, als sie von der alten Magd erfuhren, daß Niemand im Schlosse, und die gnädigste Herrschaft seit gestern in der Stadt sey. Mit langen Gesichtern zog man ab.

Unterdeß war aber der andere Graf, dem der Ueberfall zugedacht gewesen war, auf einem Umwege mit seinem Haufen nach dem Schlosse seines freundlichen Feindes gesprengt, hatte die dortigen Damen bald überredet, mit ihm zu kommen, und nachdem er und seine Leute eine tüchtige Kollation eingenommen, um sich von den Strapazen zu erholen, sich sogleich wieder nach Hause auf den Weg gemacht. Diesmal ward aber der rechte eingeschlagen, um die von der verfehlten Expedition Rückkehrenden unterwegs anzutreffen. Der Zug war so geordnet, als wenn er die gefangnen Damen und Einige von ihrer Dienerschaft eskortirte. Welche großen Augen machten nun die Andern, als sie Diese auf der Straße längsam einher ziehen sahen. Der Anführer der siegenden Partei sprengte vor, und forderte sie auf, sich zu ergeben. Man kann denken, wie jetzt von beiden Seiten gelacht wurde, als der Scherz sich enthüllte. Was nun erfolgte, war, daß sich die Züge vereinigten, um sich nach dem erstern Schlosse zu begeben, wo ein improvisirter Ball den ergötzlichen Schwank nur vorläufig beschloß, da am andern Morgen der Faden wieder aufgenommen, und so mehrere Tage „mit Grazie" variirt fortgesponnen wurde.

Es war nicht nöthig, eine Ahnenprobe zu bestehen, um zu jener Zeit in den Häusern des alten und höchsten Adels zu seinen Unterhaltungen gezogen zu werden. War es, daß zu diesen selbst ein größerer Aufwand von Geist und Witz konsumirt wurde, als man aus eignen Mitteln herbeizuschaffen wußte, und deßhalb darauf sah, wo man jene Eigenschaften fand, ohne Rücksicht auf den uralten Adel des Geschlechts, oder war man weniger exklusiv, eben weil man selbst geistreicher und witziger war, als jetzt, wo die trostlose Nichtigkeit oder nichtige Trostlosigkeit — wie man will — der traurigste Abklatsch der Pariser Gesellschaft nach ihrem farblosesten Niederschlag, sich überall so breit macht. Viel verdarb auch in dieser Hinsicht wohl in neuerer Zeit das Rütteln an den alten Adelsfundamenten. Kleine Geister und schwache Gemüther mußten darauf kommen, sich vor Berührungen mit Leuten zu wahren, die sie sich im Allgemeinen feindlich gesinnt dachten. Sie thaten Dies zu ihrem größten Nachtheil; denn nur aus der Vermischung der Stände entsteht die lebendigste Befruchtung der Gesellschaft. Dort, wo die Aristokratie noch in ihrer angestammten Würde dasteht, wo Niemand es noch wagte, ihre Rechte anzutasten, wo sie noch im wirklichen Besitze großer Geldmacht ist, und auch dieses jetzt fast allein Achtung fordernde

Element in die Wagſchalen zu legen hat — dort hat ſie noch ganz die unbewußte Neigung, ſich mit Nichtadeligen, die ſich durch Fähigkeiten ihren Rang ſelbſt eroberten, zu vermiſchen. Dieſe oft wahrhaft naive Hingebung, die der des edeln Wildes, das noch keinen Schuß gehört, zum Jäger gleichkommt, iſt jedoch ſehr ſtreng von jener eckelhaften Herablaſſung zu unterſcheiden, die jedes vornehme Gemüth wahrhaft beleidigen muß, und von der eben die kleinſten, unbedeutendſten Edelleute die größten Doſen verbrauchen, um nach ihrer Meinung das Talent zu bevorzugen und auszuzeichnen.

In Altpreußen ſtanden dieſe Sachen vor dreißig Jahren noch anders zum größten Theile, und viel erfreulicher.

Unſre Reiſenden ſahen die ſchönen Tage raſch dahin ſchwinden, unter den mannigfachſten Zerſtreuungen, und nur die Freude, endlich wieder zu den daheim Zurückgelaßnen zu kommen, machte ihnen den Abſchied aus dieſer gaſtfreundlichen Gegend weniger empfindlich.

Von der Reiſe ſelbſt aber bleibt jetzt nur noch ein Abenteuer aufzuzeichnen.

7.

Zwiſchen Tilſit und Königsberg liegt ein großer Wald, der von einem Schlagbaum geſchloſſen war, und den man deßhalb den „Baumwald" nannte. An jenem Schlagbaum mußte ein Weggeld erlegt werden, für die Straße, die dort nicht unterhalten wurde. Man findet wohl noch heutzutag bei Brücken und Chauſſeen ähnliche Beiſpiele. Schon in Tilſit hörten die Reiſenden viel von den Beſchwerlichkeiten, die das Paſſiren des Waldes verurſache, und man ſprach ungefähr ſo davon, wie man in unſern Tagen von dem Paſſiren eines hohen Gebirgjoches im Winter ſprechen würde. Allerdings war die Jahrszeit weit vorgerückt; es hatte bereits ſeit mehreren Tagen ununterbrochen geregnet, und der ſpäte Tag endete früh. Die Sage von Wölfen ging im Lande, und war nicht ungegründet. Von Räubern hörte man zwar Nichts, es war aber jeder nur einigermaßen erregbaren Phantaſie unbenommen, ſie ſich ſo üppig ausgemahlt, als ſie wollte, zur nothwendigen Ergänzung der Szenerie hinzu zu denken.

Es war bereits ſehr dunkel, als man vor dem Schlagbaum anlangte. Der junge Reiſende ſtieg aus. Kein Stern war am Himmel, und ein feiner Regen rieſelte nieder. Da lag der Baumwald in ſeiner

weiten Ausdehnung, schwarz wie die Nacht, und geheimnißvoll, mit allen seinen Schauern und Gefahren, von denen die schlechte Straße, die hindurch führte, vielleicht das Unbedeutendste seyn mochte. Dem Jüngling schlug das Herz, nicht aus Bangigkeit oder Angst, sondern vor Erwartung, wie Dies selbst kräftigen und muthigen Naturen im Angesicht bedeutender Ereignisse zu geschehen pflegt. Und Dies war die nächtliche Reise durch den Baumwald doch gewiß in dem kleinen Lebensdrama, das sich jetzt einige Wochen hindurch für unsre Reisenden unter abwechselnden und sehr mannigfaltigen Verhältnissen abgesponnen hatte.

„Wie ist der Weg durch den Wald?" war die natürliche Frage, die der Kutscher an den Einnehmer richtete.

Eine Pause folgte, während die kleine Münze aus einer Menge großer und kleiner Geldstücke zum Wechseln herausgesucht wurde. Diese Pause, so sehr sie die Erwartung spannte, konnte jeder der Reisenden benützen, sich seine nächste Zukunft so auszuführen, wie er wünschte. Am Ende dachte wohl ein Jeder bei sich getröstet: „Es wird wohl so arg nicht seyn!"

Jetzt trat der Einnehmer endlich zum Wagen, reichte dem Kutscher das gewechselte Geld, sah mit hoch erhobener Laterne sich die Reisenden an, und gab dann die lakonische Antwort: „Schlecht!"

Da wußte man mit einem Mal, woran man war. Niemand sprach ein Wort, nur der Kutscher fluchte ordentlich, und hieb auf die Pferde ein. Der erste Schritt in den verhängnißvollen Wald war geschehen. Der Schlagbaum fiel knarrend zu. „Hier ist kein Entrinnen möglich!" hallte es durch die weite Einöde dem Tone nach.

Zum Verwundern rollte aber der Wagen leicht und ohne Stoß auf dem trocknen Lehmboden hin. „Der Einnehmer hat wohl nur seinen Scherz mit uns getrieben!" meinte der Eine. „Irgend eine gütige Fee hat uns den Weg geebnet!" sprach freundlich der Jüngling vor sich hin. „Die kalte Luft hat den Schmutz des Weges getrocknet, und wir kommen mit heiler Haut durch den Wald," so lautete die Aeußerung eines dritten, praktischen Reisenden. Jedoch der Kutscher fluchte immer in den Bart, und hieb auf die Pferde ein, als ob er besessen wäre. Dies mochte für den Kundigen wohl auf böse Dinge deuten, die da kommen könnten.

Plötzlich gab es einen Stoß bei den Vorderrädern, dem nach einem heftigen Hin- und Herwerfen ein so gewaltiger Ruck der Hinterräder folgte, daß die Reisenden zuerst mit den Köpfen an die Decke des Wagens, und dann eben so schnell zum Schlage hinausfuhren. Das leise Fluchen des Kutschers entlud sich in diesem Augenblick in ein furchtbares

Gepolter, und brach dann schnell ab. Er sprang auf den Boden, um nachzusehen, was etwa an dem Wagen zerbrochen seyn könnte.

„Da haben wir die Bescherung!" rief er, und bästelte Etwas am Geschirr zurecht.

„Was ist's? was gibt's?" scholl's aus dem Wagen.

„Nichts!" war die barsche Antwort. „Wir sind eben im Baumwald, und nun geht's so fort, bis wir wieder draußen seyn werden!"

Er stieg auf, und kutschirte weiter. Aber das Stoßen, Rütteln, und Schwanken ward so unerträglich, daß sich bald bei den Reisenden ein allgemeines Unwohlseyn eingestellt hatte. Man faßte den Entschluß, zu Fuß zu gehen. Allein Dies war leichter gesagt, als ausgeführt. Bei jedem Schritt versank man in dem aufgeweichten Lehm, der Stiefel und Schuhe unerbittlich fest hielt, und nur den Fuß im Strumpfe frei ließ. Die an beiden Seiten der Straße hinlaufenden Gräben zu überspringen, war mit den durch Lehm beschwerten Füßen bei dem überaus schlüpfrigen Boden nicht ohne Gefahr zu bewerkstelligen. Einer der Reisenden, der es vorschnell unternehmen wollte, fiel noch so glücklich, daß er, nur mit Schmutz bedeckt, wieder auf die Beine gebracht werden konnte, ohne sich gänzlich durchnäßt zu haben.

Es wäre ohne die am Wagen brennenden Laternen stockfinster gewesen; noch immer schien kein Stern am Himmel; die fernen Bäume waren in dicken Nebel gehüllt, und die näher stehenden streckten finster ihre breiten Nadeläste bis zum Boden aus; dabei scholl unheimliches Getön, bald nah, bald fern, Geschrei von wilden Vögeln und allerhand Gethier, das im Dickicht seinen Raub aufsuchte, oder mit ihm kämpfte und ihn zerfleischte. Hin und wieder scholl es wie breites, heiseres Klaffen großer Hunde, das war aber nicht etwa das freundliche Zeichen einer naheliegenden menschlichen Wohnstätte, sondern es waren ungethüme Wölfe, die auf ihren nächtlichen Geschäftsreisen begriffen waren. Mehr noch, als alle diese verfänglichen Nachbarlichkeiten, war es jedoch die pure Unmöglichkeit, zu Fuß weiter zu kommen, welche die Reisenden zum Wiedereinsteigen antrieb. Man mußte sich darein fügen, und unter O und Ach den Kampf der Räder mitkämpfen. Es war die entsetzlichste Nacht der ganzen Reise.

Der junge Reisende mochte wohl jetzt andere Betrachtungen anstellen, als da er blos die Beschwerlichkeiten des Neerunger Sandwegs zu bestehen hatte, wo ihm doch immer noch die Poesie des Meeres, das Fremdartige der Erscheinungen, die lieblichen Volkslieder, und die einfach naiven Sitten der Leute Entschädigung gewährten. Doch nein! Auch hier erhob sich sein Geist über die Mühseligkeiten der Gegenwart,

und er dachte an die Urwälder Amerika's, an die Gefahren, die dort wohl Reisende zu bestehen haben, und wog dagegen die Wohlthaten der Zivilisation ab. „Zu weit darf sie aber hier auch nicht einreißen," sprach er zu sich selbst, „sonst ist's mit allem Reiz vollends vorbei. Mein Gott! wenn ich mir alle diese so viele Meilen langen Wälder gelichtet, oder später gar einmal ausgerottet vorstelle, überall gebahnte, ja gepflasterte Straßen, wie von Königsberg nach Kalthoff, und diese guten Wölfe, die jetzt so wild hier in ihrem Eigenthum herum laufen und Niemand Etwas zu Leide thun, dann gezwungen seyn werden, Platz zu machen, und entweder sich ruhig vernichten zu lassen, oder in die Ställe der Dörfer und in die Hürden einzubrechen, und alle die Stimmen, die jetzt zu meinem entzückten Ohre schallen, verstummen müssen" — —

So weit war er gekommen in seiner Meditation, als ein fürchterliches Krachen und ein augenblicklich darauf folgendes Sinken des Wagens nach einer Seite ihm durch seinen Optimismus einen dicken Strich zog.

„Was ist's? was gibt's?" schrie Alles.

„Die Achs' ist hin!" sagte der Kutscher, stieg ab, besah den Bruch, und blieb dann ruhig stehen. „Da sitzen wir!" fügte er noch hinzu, aber kein Fluch kam dabei über seine Lippen.

Sonderbar! Hatte er sich früher in Flüchen erschöpft? Wer den unermeßlichen Schatz derselben in unsrer Sprache nur oberflächlich kennt, und die Erfindungsgabe in solchen Zusammensetzungen bei Leuten der niedern Klassen, wird wohl einsehen, daß hierin nicht der Grund seines Schweigens liegen konnte. Es war die Resignation und die daraus entspringende Nothwendigkeit einer entscheidenden That, die unsern wackern Kutscher verstummen ließ. Er besah den Schaden, und fand ihn für Ort und Stunde unverbesserlich. Pfeifend spannte er seine Pferde aus, warf sich auf das eine, und ritt mit „Ho hott" auf und davon.

„Halt! Wohin?" riefen Die im Wagen.

„In's nächste Dorf, und Leute holen!" war die Antwort.

„Und wir?" —

„Sie warten indeß, bis ich wieder komme — Das wird so lange nicht währen."

„Wie weit ist's bis zum Dorfe?"

„Das kann ich so genau nicht sagen; eine halbe Meile wird's doch wohl seyn!"

Während sich die Reisenden stumm gegenüber saßen, und nur die Funken aus dem Stahl und Stein des Tabacksrauchers für Augenblicke die langen bleichen Gesichter etwas greller erhellten, entfernte sich der Kutscher in nicht zu großer Eile mit seinem „Ho! Hott!" und dazwischen tönendem Pfeifen.

Eine ewig lange Zeit war schon verflossen, und die Reisenden warteten noch immer seiner Rückkehr. Das rasch auf einander folgende Schlagen einer um Rath gefragten Repetiruhr zeigte an, daß eine volle Stunde bereits vorüber war; allein auch eine zweite flog dahin, und immer noch vernahm man keine nahende Rettung aus der unangenehmen Lage. Es war Mitternacht; der junge Reisende dachte an Gespenster, und die Haide hatte sich für ihn mit Luftgestalten aller Art bevölkert. Wäre es durch die Natur des Bodens nicht zur Unmöglichkeit geworden, so hätte er sich gewiß gern in das Dickicht vertieft, auf die Gefahr hin, selbst dem Unheimlichsten zu begegnen.

Jetzt klang es, wie fernes Rufen.

„Ho, ho!" schrieen die Reisenden in lang verhallendem Tone.

„Ho, ho!" antwortete das Echo höhnend.

Aber „Ho, ho!" schallte es jetzt auch deutlich wie aus weiter Entfernung nach.

War es ein zweites Echo, oder nahte Hilfe? In bänglicher Erwartung wurden diese Uebungen fortgesetzt, die den wilden Waldbewohnern wohl recht große Besorgniß erregt haben mochten.

Jetzt hörte man ein fernes Rollen.

„Ein Wagen!" rief Alles, und abermals wurde „Ho, ho!" hinausgeschrieen.

Dies Mal erfolgte die Antwort schneller.

„W-i-r k-o-mm-e-n!" ertönte sie sehr gedehnt.

Der Jüngling pries laut den braven Kutscher und die lieben Bauern, die in so später Nacht das warme Lager verließen, um fremden Menschen zu Hilfe zu eilen.

Einer der Reisenden ärgerte sich aber darüber, und sagte: der Kutscher habe sich wahrscheinlich erst erwärmt und betrunken, und die Schufte von Bauern hätten auch schneller da seyn können, da sie sich ja doch dafür tüchtig bezahlen ließen.

„Und sollten sie Das etwa nicht thun?" fragte der junge Mensch, „und wenn der arme Kutscher nun auch ein Gläschen getrunken hat? Muß er sich nicht für uns genug plagen?"

Ein großer Leiterwagen holperte daher, und einige Bauern mit Kienfackeln ritten daneben. Sie umgaben das gebrochene Fuhrwerk,

und deliberirten lange darüber hin und her, ohne daran zu denken, die Reisenden fortzuschaffen. Allein der Praktische unter diesen packte einen Burschen an, und zwang ihn ziemlich derb, Koffer und Bettsäcke aufzuladen, theils um den kranken Reisewagen von seiner Last zu erleichtern, theils um daraus Sitze zu bereiten; dann nahm man Platz, so gut es gehen wollte, und schlug den Weg nach dem Dorfe ein, um sich dort zu wärmen, und einige Stunden auszuruhen, bis daß der Wagen nachgekommen und reparirt seyn würde, den man jetzt unter der Obhut des Kutschers und Schmiedes und seiner Leute unbekümmert im Walde zurück ließ.

Die Fahrt auf dem Leiterwagen, die nun folgte, ist unbeschreiblich. Es war derselbe Wald, derselbe Weg, dieselben schon weidlich zerstoßnen und halb erfrornen Menschen, nur war der Wagen unbedeckt und ohne Federn. Es dauerte länger, als eine Stunde, bis man ein fernes Licht als tröstlichen Stern durch den Nebel flimmern sah, und der kutschirende Bauer zurückgewendet die Worte rief: „Nun werden wir bald dort seyn!“

Eben so unbeschreiblich ist es aber auch, was die Reisenden fühlten, als jetzt ein zottiger, schwarzer Hund zuerst herbeilief, und an die Pferde sprang, dann noch zwei andere mit lautem Gebell hinzu kamen, und dadurch anzeigten, daß die Worte des Kutschers nun wirklich in Erfüllung gehen sollten. Strandvögel, die dem umherirrenden Schiffer nach langer Seereise erscheinen, können keinen frohern Eindruck hervor bringen. Man war glücklich im Hafen eingelaufen. Das lange niedrige Haus war da, der Baum wurde aufgezogen, und der gefürchtete Wald lag jetzt hinter den Reisenden. Nur einzeln stehende Bäume bezeichneten die Gehöfte, und die weite Fläche würde die freieste Aussicht am Tage gewährt haben.

Der Krug, in den man jetzt eintrat, ward gewöhnlich nicht zum Absteigquartier, noch weniger aber zum Nachtlager gewählt. Er diente blos den Bauern der Gegend zum Versammlungsort, und daher enthielt er Nichts von den Bequemlichkeiten, die unsre Reisenden jetzt so gern in Anspruch genommen hätten. Für die Erstarrten und Müden war nur die Ofenbank vorhanden, wenn sie nicht etwa das Bett einnehmen wollten, das noch warm war von Wirth und Wirthin, die es so eben verlassen hatten. Auch auf dem Ofen waren recht gute Plätze neben einem Handelsjuden und seinem Viehtreiber, die nach Stallupöhnen zum Markte zogen. Dies war so ziemlich vorausgesehen worden, und vermehrte daher die üble Laune nicht, die sich der Reisenden, bis auf den Jüngsten von ihnen, bemächtigt hatte, aber daß man in der

Eile die Flaschenkeller im Wagen zurückgelassen hatte, erhöhte die Widerwärtigkeit bedeutend.

Der Praktische wollte aber doch Punsch machen, die Wirthin mochte sich darüber noch so verwundert stellen. Er nahm dazu, in Ermanglung besserer Ingredienzien, Kornbranntwein und heißes Wasser, statt der Zitronen etwas Essig, und zum Süßen des Ganzen Rohzucker, den man in jener Gegend Moskowade nannte, und den die Wirthin vorräthig hatte. Da diese Mischung durchaus unschädlich war, und mit heißem Wasser versetzt eine angenehme Wärme dem Körper mittheilte, so entschloß man sich, von diesem Gebräu zu trinken, obgleich seine Bereitung anfänglich lauten Spott erregt hatte, und man ein ernstes Bedenken, ehe man den ersten Schluck that, nicht wohl zu beseitigen vermochte.

Der Genuß hatte für die Gesundheit keine übeln Folgen; aber als nun endlich die Andern mit dem Wagen aus dem Walde angelangt waren, fiel man mit Inbrunst über die tröstlichern Flaschenkeller her, um sie aufzuschließen, und mit edeln Weinen auch die letzte Spur des widerlichen Geschmacks vertilgt und hinuntergespült zu sehen. Man war von allen Seiten mild und zur Mittheilung gestimmt. Der Krüger brachte Wurst und ein Stück einer Speckseite herbei, die Frau holte gute Winterbutter und schwarzes Erbsenbrod. Jetzt erst lernte man sich kennen und schätzen. — Der Jude allein auf dem Ofen richtete sich verdrießlich auf, und rieb sich die Augen. Er glaubte zu träumen, und stieß seinen Knecht in die Seite, der ruhig fortschlief. Endlich weckte er ihn zankend und schickte ihn in den Stall, um zu sehen, ob ihr Vieh ausgeschlafen habe.

Die Nacht lag noch immer draußen auf der Gegend, obgleich es doch schon nahe zum Tage ging. Niemand wollte schlafen, da es ja ohnedies an schicklicher Gelegenheit dazu fehlte. Der eintretende Schmied verhieß den fertigen Wagen erst am nächsten Vormittage. Man nahm es gleichgültiger auf, als man denken sollte. Das Bedürfniß nach warmem, schützendem Obdach war so groß, daß man sich hier ganz behaglich fand.

Der Schmied hatte einen tüchtigen Baß, und war ein Mann voller Schnurren, wie sich sogleich ergab. Bald erfuhr man auch, daß er der Beranger des Dorfes war. Einige Gläser guten Franzweines, womit man ihn regalirte, schwollen ihm seine scherzhafte Ader, und er ließ sie in einem lustigen Liede dahinrauschen, das im Lande als „des Wolfes Hochzeit" zur damaligen Zeit bekannt genug war. Es lautete:

Der Bär kam angefahren
Mit einem Faß voll Aas,
Um dem Wolf,
Dem armen Wicht,
Hochzeit auszurichten.

Das Stachelthier iſt Freyersmann,
Der Fuchs iſt Brautführer,
Und der Haſe,
Der arme Wicht,
Muß den Wagen führen.

Der Iltis braute den Aas,
Der Sperling rührte den Maiſch,
Und der Kukuk,
Der arme Wicht,
Fing das Fleiſch zuſammen.

Der Storch ſpielte die Harfe,
Der Bär blies die Poſaune,
Und der Wolf,
Der fröhlich war,
Führte die Ziege zum Tanz.

Wenn mit gutem Willen —
Werd' ich mit der Muhme tanzen;
Wenn mit böſem Willen —
Werd' ich ſie zerreißen.

Nun aber plötzlich in ein raſcheres Tempo übergehend, endete es ſo:

Hinaus ging der Vater, hinaus ging er ſich bückend,
Das Jagdrohr zur Seite, da lau'rt er auf's Wild;

Dann ſtellt er das Rohr und duckt ſich, und lockt es:
Schlägt an auf den Sperling und ſchießt ihn hernieder.

Heimführten ihn die Brüder, heim ſchleiften ſie ihn;
Sie zogen ihn vom Schlitten, liebkoſeten ihn;

Abpflückten die Töchter, abſtäubten ſie ihn;
Es briet ihn die Mutter, ausſchmorte ſie ihn:

Ausbriet ſie den Sperling, ausſchmorte ſie ihn;
Hinein trugen ihn die Schweſtern, und ſteuerten dazu.

Hinein trugen ſie den Sperling, und ſteuerten dazu:
Sie ſetzten auf den Tiſch ihn, ſie ſtellten ihn auf.

Es ſetzten ſich die Gäſte, ſie ſetzten ſich feſt;
Verzehrten den Sperling, verſchmauſeten ihn.

Und indem sie den Sperling so schmausend verzehrten,
Ausleerten sie fröhlich zwei Fässer mit Alus.

„So ist es noch jetzt Sitte bei uns," sagte lachend der Wirth, „auf einen Bissen zwanzig Schluck! Ein Sperling und zwei Fässer Alus!"

„Wie wenig Brod aß nicht Fallstaff zu der enormsten Quantität Sekt!?" sprach der Jüngling.

Wirth und Schmied sahen ihn schweigend an, und wußten nicht, was er meinte.

„Wir erfahren es aus der Rechnung, die man dem Schlafenden aus der Tasche zieht," sagte jener weiter.

„Ja so," sprach der Wirth, und dachte, der junge Mensch verlange die Rechnung, ohne sich weiter um das Uebrige zu bekümmern. „Die wird nicht groß seyn," setzte er später hinzu.

Die Sonne war freundlich aufgegangen, und es schien ein heiterer Spätherbsttag zu werden. Der Schmied verließ den Krug, um an die Arbeit zu gehen, und die Reisenden sahen nun ihre Umgebung und dann sich selbst befremdet an. Trotz Baumwald und Ungemach war die Nacht glücklich und gar nicht unangenehm verstrichen. Alle befanden sich in bester Laune, die wohl natürlich der Gedanke erzeugte, daß man das Schlimmste bereits im Rücken habe, und nun unaufgehalten der holden Heimath entgegenfahren könne, die man auch auf so einfache und gewöhnliche Weise erreichte, daß nicht das Mindeste davon aufgezeichnet zu werden verdient.

Mit dem heitern litthauischen Liedchen mag nun aber dieser wahrhafte Bericht geschlossen, und der Abschied von einem bis jetzt noch so ungekannten Landstriche genommen seyn, dem nur der rechte Schriftsteller fehlt, um ihn auch zu einem für die Lesewelt interessanten zu erheben.

Deutſche

Pandora.

Dritter Band.

Deutsche Pandora.

Gedenkbuch
zeitgenössischer Zustände
und
Schriftsteller.

4110

Dritter Band.

BIBLIOTHECA UNIVERS LIPSIENSIS
EX DONO
ADOLFI EBERT.
1890.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.
1840.

Inhalt.

Düſſeldorfer Anfänge. Masken-Geſpräche, mitgetheilt von **Karl Immermann** . . . . . 3.

Die Deutſchen in Paris. Von **G. Depping** . . . . . 91.

Der deutſche Advokat. Mitgetheilt von **Karl Buchner** . . . . . 111.

Zwei Originale aus unſerer Zeit. Von **Willibald Alexis** . . . 163.

Trier und Luxemburg. Von **Eduard Duller** . . . . . 183.

Inhalt

der vorhergehenden Bände.

Erſter Band.

Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen geſammelt von Fr. Förſter.

Prodikus. Von Franz Dingelſtedt.

Schillers Bruder. Ein Kuriosum. Von Guſtav Schwab.

Das Leben in den Sudeten. Von K. von Wachsmann.

Holſtein zu meiner Zeit. Von Theodor v. Kobbe.

Friedrich vom Jahre 1813. Von Friedrich Kölle.

Zweiter Band.

Stilleben eines deutſchen Dichters. Geſammelt in hundert ländlichen Bildern von Friedrich Rückert.

Des Deutſchen Gaſtbeſuch beim däniſchen Stammverwandten. Eine Gallerie von Herbſt-Reiſebildern von L. Rellſtab.

Kunſt und Künſtler in München. Von J. M. Sötzl.

Wandertage im Schwarzwald. Von F. L. Bührlen.

Fulda in ſeinen Verwandlungen. Von H. Koenig.

Eine Reiſe nach Memel. Von A. Lewald.

Karl Immermann.

Düsseldorfer Anfänge.

Maskengespräche.

mitgetheilt

von

Karl Immermann.

1.

Die Düsseldorfer Künstler sind geistige Nomaden. Sie binden ihr Rößlein heute an diesen Pfahl, morgen an jenen Strauch. Sie mahlen nicht nur, sie verkleiden sich auch, machen Knittelreime, oder gelegentlich Ottaven, extemporiren Schnurren, oder führen geschriebene Komödien auf. Wie auf der Universität, wächst in der akademischen Stadt jährlich eine frische Jugend nach. Wie aber nicht auf der Universität, bleibt mit wenigen Ausnahmen der alte Stock und Stamm. Der Student wird nach seinem Triennio ein Philister, den Künstler erhält die Kunst länger grün. Unsere Dreißigjährigen, zum Theil ehrsame Gatten und Väter, verschmähen nicht, „die kurzen bunten Lumpen um des Lebens arme Blöße zu schlagen," die Egmont mit so rührender Bitte für sich in Anspruch nimmt.

Der Darstellungstrieb der Düsseldorfer Mahler erlebt im Karneval seine Blüte. Der italienische Karneval ist ein Impromptu toller Volkslust, der Kölnische schmeckt etwas nach Absicht und Berechnung; die Fastnachtsscherze unserer Künstler sind eine Fete, welche eine geistreiche Kaste sich und ihren Anhängern gibt. Diese Fete hat sich nun schon mehrere Jahre hindurch wiederholt, sie ist zur Tradition geworden.

Ein geräumiges Haus draußen vor dem Thore, zwischen Gärten, thut seinen weiten Saal auf; lampenhelle ist er; da hinein laden sich die Mahler ihre Freunde, die Ersten der Stadt, den Hof. Die bunten Masken kommen eine nach der andern an, man begrüßt sich, man sucht sich zu enträthseln, Possen und Anspielungen fliegen durch den Saal. Plötzlich ertönt ein Zeichen hinter dem Vorhange, der einen Theil des Raums verhüllt, die mythischen, romantischen, erotischen Figuren ordnen sich still auf den Sitzen, die Gardine hebt sich, das Stück — eines von denen, welches Anlaß zu reicher Kostümirung gibt — beginnt, und eine Zeitlang vergißt der zuschauende Türke seinen Turban, der schlanke, schöne Minnesänger sogar, welch ein hübsches Mädchen vom Peloponnes in seiner Nachbarschaft sitzt.

Vor einem Jahre war der Mahler Faschingsabend besonders lebendig. Kaum zwölf Meilen von uns schworen die Belgier **persévérance et courage** um Luxemburg und Limburg, Skrzynetzky war in Brüssel angekommen, die Gesandten waren von dort abgereist; hier aber tummelten sich, als wohnten wir weit weg im Westmeer auf einer der Inseln der Seligen, Einfälle, Scherze, Attrappen. Uechtritz hat in seinem Buche über das Düsseldorfer Künstlerleben auf dessen politische Unschuld hingewiesen. In der That glaube ich, nur der Donner der Kanonen am Rhein würde diesen Zustand in den Sündenfall schrecken.

Indessen waren die Mahler auch kriegerisch auf ihre Weise, d. h. in der Einbildung. Sie gaben Wallensteins Lager. Die Jacken, Koller, Hosen, Schärpen, und Harnische der Kriegsleute, alten Waffenbüchern genau nachkopirt, und mit künstlerischer Klugheit zum lebhaftesten Farbenbilde zusammengestellt, verfehlten ihre Wirkung nicht; mit der nöthigen Gravität sprach der Wachtmeister, dieser Feldherr in Holzschnittmanier, feurig und keck der Jäger, in einer eigenen komisch-rührenden Erhabenheit der Wallone....

„Der nie erfahren, wer er sey?
Sie stahlen ihn schon in jungen Jahren." —

Das Reiterlied verklang, der Vorhang fiel, wurde aber gleich wieder aufgezogen. Nun gestaltete sich der Platz vor den Zelten bei Pilsen so zu sagen zur vornehmsten Frontloge. Denn eine Reihe der geschmücktesten Damen nahm dort bei den Kochfeuern Platz, zwischen denen Gustel von Blasewitz und ihrer Schwester Kind aus dem Reich den Melnecker umhergeschenkt hatte. Dieser und jener Spanier, mancher glänzende Ritter trat zu den Damen hinter ihre Stühle; ein gekröntes Haupt, ein weiser Meister stellte sich ein, und so gewann das Ganze da droben auf der kleinen Bühne das Ansehen eines Artushofes, der, freilich aus

kontrastirendem Rahmen, vergnüglich auf das Getümmel unten im Saal niederschaute.

Das war groß unter den paar hundert Masken, die sich dort versammelt hatten. Der Jubel des Tanzes begann. Perserinnen, Gärtnermädchen, Fischerinnen, Donnen, Fürstinnen aus Rußland und Polen schwangen sich mit den Wallensteinern und anderem Sammet, Seidenzeuge, Zindel umher, dazwischen hüpfte der Zwerg, schnitt der rothe Pickelhäring mit Kolben und Gugel seine Gesichter. Die braune Wahrsagerin fand in einem Winkel aufmerksame Zuhörer für ihre Prophezeihungen, die alle glücklich klangen. Selbst der arme Gelähmte war an seinen Krücken lustig, und maß allerhand Gelegenheitsreime den Begegnenden nach der Elle zu. Da aber der Verstand bei der Phantasie nicht fehlen darf, so umsäumte diese heiteren Tänze und Spiele ein Kreis ernsthafter und bescheidener Domino's.

Unter denen befand sich ein schwarzer, dem von vielen Seiten Komplimente gemacht wurden. Es hatte nämlich verlautet, daß er alte Regisseurkünste geübt und das Wallensteinische Lager einstudirt habe. Mit dieser Darstellung war man aber ausnehmend zufrieden. Der schwarze Domino bekam daher viel Schönes zu hören.

Er schien aber von diesen Freundlichkeiten nicht sonderlich gerührt zu seyn und sich denselben eher zu entziehen, so weit Dies die Rücksichten zuließen, welche ihm die gute Absicht seiner Gönner auferlegte. Er erwiederte, daß nicht ihm, sondern den geschickten Darstellern die Ehre gebühre, daß die Nachsicht der Zuschauer bei solchen Gelegenheiten die Unvollkommenheiten des Versuchs ergänze, und was dergleichen mehr war. Als nach einiger Zeit das zierlich-kräftige Aufstampfen zweier schöner Paare im Mazureck die Augen der Umstehenden fesselte, benutzte er diesen Moment, sich still zurückzuziehen. Er entwich in ein Nebenzimmer, wo einige ältliche Herren sich beim Glase des stilleren Gesprächs erfreuten.

Ein blauer Domino folgte ihm. Dieser hatte im Saale kopfschüttelnd den ausweichenden Reden seines Freundes zugehört. Der Schwarze saß, halb in sich versunken, hinter einem Tische seitab von den Andern. Der Blaue stellte sich vor ihn, und sagte nicht ohne Ueberwindung, wie es schien: Du bist zwar da drinnen eben kein erkenntlicher Gepriesener gewesen, dennoch muß auch ich Dir noch für den Genuß danken, den Du uns gegeben hast. Ich erinnere mich von den großen öffentlichen Theatern her keiner ähnlichen Darstellung an Frische, Rundung, rauhem, kräftigem Leben.

Lieber, versetzte der schwarze Domino, wenn es Dir und Denen, die ich hier lieb habe, Spaß gemacht hat, so ist es gut, und nun laß uns von der ganzen Sache nicht weiter reden.

Nein, erwiederte der blaue Domino, einige Worte mußt Du mir schon noch gestatten. Wie ist es Dir möglich gewesen, mit zwanzig Dilettanten auf zwanzig Schuh Raum uns vorzugaukeln, daß wir uns wirklich inmitten der gewaltigen Armada des Friedländers befänden?

Vergiß zuvörderst nicht, sagte hierauf der schwarze Domino, daß allen dilettantischen Bemühungen der persönliche Antheil der Zuschauer kräftig nachhilft. „Das ist Der, und das ist Der" — „Mein Gott, wie sieht der — Dings da — aus?" Du glaubst nicht, welche Magie aus diesem Gemurmel des Auditoriums hervorflüstert. Sodann mußt Du erwägen, daß der Naturalismus phantasievoller Nichtkünstler für den Augenblick oft wirklich mehr zu leisten im Stande ist, als die Routine gewöhnlicher Schauspieler. Naturalisten sind wie junge Rekruten, mit denen zuweilen kühnere Handstreiche gelingen, als mit der alten Garde, welche die Gefahr kennt.

Also Du bist, wie der Gott Epikur's, indifferent gegen Deine Welt? sagte der blaue Domino etwas scharf.

Nein, versetzte der Schwarze, da Du einmal mit mir über dieses fürtreffliche Lager so gründlich anbindest, so will ich Dir gestehen, daß ich auch weiß, welchen Theil ich an seinem szenischen Siege habe. Bei solchen dramatischen Genrestücken kommt es hauptsächlich darauf an, die Phantasie der Zuschauer produktiv zu machen, auf daß sie glauben, was sie nicht sehen. Deßhalb ließ ich vor dem Erheben der Gardine Signale auf der Bühne geben, denen dann hinten weit vom Garten her Trommelwirbel und Trompetenschmettern antwortete. Damit meinte ich ein groß Stück Land für die Einbildungskraft der Zuschauer zu erobern. Der Appell, der hierauf hinter dem Vorhange gehalten wurde, mußte dazu dienen, ihr geistiges Auge zu fixiren. Bei dem Spiel sorgte ich dafür, daß jeder meiner Wallensteiner zur rechten Zeit und am bestimmten Flecke in das Gefecht des stummen Mitspielens kam, welches bei einem solchen Stücke so wesentlich ist. Ich zeigte Euch den Mann bald von vorn, bald vom Rücken, bald in der Stellung, bald in jener, jetzt in der Zusammenstellung mit diesem Kameraden, dann wieder in einer Gruppe mit Andern, und so fort. Bedenke, daß mir fast immer fünfzehn disponible Komparsen solcher Art blieben, multiplizire diese mit fünfzehn, und Du findest zweihundert und fünfundzwanzig verschiedene Motive der Bewegung und Zusammenstellung, unter denen ich das Aussuchen der besten für die Dauer einer kurzen Stunde frei hatte.

Der blaue Domino lachte. So arithmetisch hätte ich diese ästhetischen Gebilde nie betrachtet! rief er.

Und doch ist in allen Dingen, wenn man sie einrichtet, ein gewisses Zählen und eine Art von Mathematik nothwendig, antwortete der schwarze Domino. Ich hatte für sämmtliche Szenen einen förmlichen strategischen Plan entworfen, nach welchem die Evolutionen der Haufen und Gruppen naturgemäß, und wie die poetischen Momente der Handlung sie bedingten, sich entfalteten. So kam es, daß die Zuschauer an den redenden Personen, als an den Trägern der Handlung, einen Halt hatten, in dem bewegten Mittel- und Hintergrund aber beständig neue Soldaten zu- und abströmen zu sehen wähnen durften. Die Herren Regisseure unserer großen und berühmten Hoftheater begnügen sich bei solchen Darstellungen damit, den Choristen und dritten oder vierten Fächern, welchen dergleichen Rollen zufallen, anzubefehlen, daß sie an der Handlung Theil nehmen sollen. Das kommt mir so vor, als ob ein Feldherr einem einzelnen Regiment geböte, am Kriege überhaupt Theil zu nehmen. Gerade da, wo in unsrer heutigen Komödie mein strategischer Plan bis auf die halbe und Viertelswendung pedantisch exakt ausgeführt worden ist, mag wohl der täuschendste Schein entstanden seyn, daß die Sache sich von selbst gemacht habe. Denn in der Kunst sieht das Berechnetste und Regelrechteste immer wie der reizendste Zufall aus. Ich habe Dich nun tief in meine Karten blicken lassen, und wenn Du dazu nimmst, daß ich in den Zuschauern immer ein weites Draußen zu produziren wußte, so wird Dir mein Experiment ziemlich plan und begreiflich vorkommen. Ich ließ nämlich, wo es anging, und besonders in den enthusiastischen Szenen, an gewissen Gipfeln der Rede, von Denen, die nicht auf der Bühne standen, Gesumme, Gelärm, Geschrei, Becherklingen machen, oder auch dann und wann eine halbe Strophe eines Schelmenliedes singen.

Vergiß nicht, sagte der blaue Domino, daß Du das Stück von den Meisten in Dialekten sprechen ließest.

Dieses Mittel, die Illusion der buntesten Mannigfaltigkeit zu erzeugen, liegt so nahe, daß man nicht begreift, wie die Leute, die sich mit dem Theater beschäftigen, es haben außer Acht lassen können, erwiederte der schwarze Domino. Eine rohe Soldateska, die durcheinander schwatzt und selbst von sich aussagt, daß sie aus allen Ecken und Enden zusammengeblasen worden sey, braucht doch nicht mit uniformer klassischer Eleganz zu reden. Man zerstört also nicht den Sinn des Gedichts, man interpretirt vielmehr Schiller auf richtige Weise, wenn man statt des gangbaren reinen Deutsch ein Sprachmengfutter in diesem Stücke

auftischt. Deßhalb ist es mir eingefallen, den Böhmen böhmisch hart, den Oberdeutschen schwäbisch, den Tyroler tyrolisch, die Marketenderin sächsisch, den Kapuziner in dem Kölnischen Dialekte, dessen er mächtig war, (obgleich ich lieber einen Bayern oder Westphalen aus ihm gemacht hätte), den Holsteiner im breiweichen Küstenton reden zu lassen; der Wallone aber hatte sich selbst ein gebrochenes Idiom erfunden, welches mir noch lange im Ohr nachklingen wird, denn es gab der Rolle, anstatt ihr Pathos zu schwächen, im Gegentheil etwas eigen Ergreifendes.

Der blaue Domino bedachte sich, und sagte dann: Aus Deinen Worten abstrahire ich mir eine Regel. Man soll in der Kunst hauptsächlich **per synekdochen** wirken, durch den Theil das Ganze andeuten.

Der Schwarze versetzte: Alle echten Mittel der Kunst, namentlich der szenischen, sind höchst einfach, und kosten kein Geld, sondern erfordern nur Verstand. Göthe wußte mit einem alten Lappen, den er irgendwo aufgetrieben, Wunderdinge auszurichten. Die heutigen Intendanten aber meinen, Das, wofür sie nicht Geld ausgegeben, sey überhaupt Nichts werth. Und mit diesen wenigen Worten ist der ganze Verfall deutscher Bühnenkunst beschrieben zugleich und erklärt.

Ja, sprach der blaue Domino mit Feierlichkeit, unsere Bühne ist in einen Verfall gerathen, der —

Oh, oh, oh! rief der schwarze Domino, und hielt sich beide Ohren zu. Lieber, ich bitte Dich, Nichts vom Verfall der deutschen Bühne weiter! Die Reden über dieses Elend sind mir fast so unleidlich geworden, wie das Elend selbst es mir ist. — Macht's besser, aber hört endlich mit diesen Jeremiaden auf! Genießt wenigstens das Gute, wo es sich einmal wieder emporringt, fördert es dankbar, vertheidigt es tapfer! Aber Ihr thut's ja nicht. Düsseldorf hat drei Jahre lang eine Bühne besessen, deren Mängel und Schwächen ich wahrhaftig, dem sie sehr wohl bekannt sind, nicht abläugnen werde. Aber die Wahrheit ist, und deßhalb darf ich sie aussprechen: die Düsseldorfer Bühne hatte Tendenzen, wie sie mir auf keinem andern deutschen Gerüste neuerdings ersichtlich geworden sind, und was menschliche Kraft vermag, ist aufgeboten worden, den Tendenzen nachzukommen. Und hat sich eine kräftige Feder bewegt, ist ein beredter Mund laut geworden, die Gunst des Hofes, die Ambition unserer Reichen und Vornehmen rege zu machen, daß sie von ihrem Ueberfluß Etwas abgaben, um das Institut zu erhalten? Mit nichten. Man hat uns gelassen und gleichgültig fallen lassen.

Den Untergang unserer Bühne möchte ich weit mehr von inneren

Ursachen ableiten, erwiederte der blaue Domino. Ganz gewiß, wenn Du Dich nur aufrichtig prüfen willst, standest Du einer gewissen Ermüdung und Blasirtheit über die Sache nahe. Und Du warst doch die Feder in der Uhr.

Es ist mir lieb, daß ich mich über diesen Punkt einmal offen aussprechen darf, sagte der schwarze Domino. Ja, man hat Dies verbreitet und drucken lassen, und es ist noch zuletzt etwas Aehnliches im Artikel des neusten Konversationslexikons, der von mir handelt, gesagt worden. Es ist aber nicht wahr. Ich habe nie die Bühne überschätzt, und bin nicht der Meinung, daß Deutschland untergehn müsse, weil es seit Dezennien keine mehr besitzt. Ich weise der Bühne aber allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an, und bin der Meinung, daß diese nicht vom Pietismus, nicht von der Philosophie, nicht vom Kommerziellen, oder vom Bilderbesehen, oder von hundert andern Dingen, womit die Leute sich jetzt beschäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden kann. Weil ich mich denn also nicht mit einem trunkenen, sondern mit einem nüchternen aber liebevollen Blick an die Bühne machte, so habe ich ihre Leitung als ein ernstes Geschäft angesehen, bei dem man bekanntlich das Vergnügen nicht in einem wollüstigen Kitzel, sondern nur darin sucht, daß man sieht, man bringe die Sache vorwärts. Da nun die Resultate meiner Arbeit augenfällig waren, und sich im Verlauf des Geschäfts nicht minderten, sondern steigerten, so hatte ich als guter Arbeiter meinen Lohn, fühlte mich in meinem Berufe frisch, und verspürte keinerlei Ermüdung.

„Aber die Schauspieler?"

Diesen muß ich das Zeugniß ehrenhaftesten Fleißes bis zuletzt geben. Ich habe meinen Schauspielern nie geschmeichelt, ich habe ihnen Anstrengungen zumuthen müssen, wie sie sonst nirgends den Leuten auferlegt werden, sie haben mir auch durch ihre Trakasserien und Grillen tausendfachen Verdruß gemacht, aber in der Hauptsache, in der Lust und Liebe zum Dinge, in der Ausdauer und Beharrlichkeit sind sie Kerntruppen zu vergleichen gewesen, welche sich noch schlagen, wenn auch kein Sieg mehr zu hoffen ist und die Milizen längst davon gelaufen sind.

Damit Du aber nicht sagest, ich brüste mich nur mit ihnen, so erinnere Dich gefälligst, daß die Düsseldorfer Bühne am letzten März 1837 aufhörte, und daß ein Vierteljahr vorher dem ganzen Personal gekündigt war. Es war also eine Zeit damals eingetreten, in der sonst die Kräfte eines Instituts erlahmen, weil die Gedanken, ohne Interesse an der Nähe, schon wild in der Ferne umherschweifen. Und da haben die

Düsseldorfer Schauspieler am 1. März Egmont, am 16. Julius Cäsar, an Göthe's Todestage, am 22., Iphigenie, am 31. Griseldis geliefert, neben der übrigen kurzen Tageswaare. Egmont war in mehreren Hauptrollen neu, Cäsar, Iphigenie, Griseldis waren ganz neu. Daß zu den Proben unter solchen Umständen nicht selten ein Theil der Nacht verwendet werden mußte, begreift sich; sie thaten und leisteten aber Dieses, weil sie ihre Ehre darein setzten, daß die Bühne im höchsten Glanze der Thätigkeit untergehe. So lieferten sie mir den Beweis, daß auch der deutsche Schauspieler sogleich wieder ein ganz anderes Wesen wird, wenn man ihn nur richtig anfaßt. Die richtige Behandlung, welche ich meine, besteht aber nicht im Kasoliren oder Ordonniren vom Kabinett des Intendanten aus, sondern darin, daß ihnen, nicht in hohlen Worten, sondern in der That und in der Wahrheit, das Bewußtseyn werde von einem in tüchtigem Sinne unternommenen Wirken, daß der Intendant gestaltend, ordnend, erfindend, bis in das Kleinste eingreift, daß er, um es kurz zu sagen, das Feuer des Gefechts nicht scheut. Muth und Geschick wird er nun freilich dazu nur haben, wenn er selbst von der Klinge ist. Man macht Rechner zu Financiers, Juristen zu Richtern, Mahler oder Bildhauer zu Direktoren der Akademien, aber im Gebiet der schwierigsten und verwickeltsten Kunst macht man Hofleute zu Intendanten. Es ist ein Widersinn, der kaum widersinniger gedacht werden kann.

Wenn ich Dir auch Alles Das zugeben will, so würde das Versiegen des Repertoirs der Sache ein Ende gemacht haben, sagte der blaue Domino.

Leben ruht auf sich selbst, wird durch sich selbst verbürgt, weiß sich seine Zuflüsse zu öffnen! rief der Schwarze. Ueber einem Institut voll Kraft und Blut waltet sein Stern. Ich weiß nicht, was ich noch Alles hätte geben lassen sollen, meine Projektenzettel enthalten manches seltsame, phantastische, poetische, gewagte Problem verzeichnet. Da fallen mir eben beispielsweise Fortunat, Manfred, Drei Vergeltungen in Einer, Demetrius, den ich fortsetzen wollte, Almansor, versteht sich etwas zugestutzt, Grabbe's Napoleon, szenenweise phantasmagorisch-tableauartig behandelt, Oedipus Rex ein. Denn auch an die antike Tragödie wollte ich mich wagen. Was davon mißlungen, was geglückt wäre, wer weiß es? Die Bühne aber würde fortgelebt haben in dem neuen, Alles hazardirenden Geiste. Konnte mittlerweile nicht ein frisches Talent erblühen, und seine Kraft zu einem Theater hingezogen fühlen, welches ihm mehr Chancen für den Erfolg origineller Gedanken darbot, als ein anderes?

Du siehst also, Freund, wie sich die Sache eigentlich verhält. Die Düsseldorfer Bühne ist nicht an einem innern Leiden, sondern einzig und allein daran untergegangen, daß die mehreren Millionen, welche das Kapital unserer hiesigen Optimaten bilden, nicht ein ferneres jährliches Subsidium von viertausend Thalern mehr abwerfen wollten, denn so Viel etwa bedurfte sie zu ihrem Fortbestand. Ich will dieses Faktum weder loben noch tadeln, aber konstatirt muß das Faktum endlich doch einmal werden. Ferner ist es faktisch, daß wegen jener mangelnden viertausend Thaler, und nur wegen ihrer, ein Institut zertrümmerte, welches bestimmt zu seyn schien, in die Reihe der rheinischen Kulturanstalten mit einzurücken.

Die beiden Domino's schwiegen. Endlich hob der Blaue, welcher bei seinem Freunde eine trübe Stimmung wahrzunehmen glaubte, wieder an, und sagte: Wirst Du nicht die Geschichte dieses Theaters schreiben?

Ich kann kaum sagen, ich will sie schreiben, sondern es muß geschehen, erwiederte der schwarze Domino. Ich habe die Pflicht, denn ich allein kann doch nur von dem innern Mechanismus der Anstalt und ihren Gedanken im Einzelnen Rechenschaft geben. Nun ist aber die Aufgabe sehr schwer, und die Lösung will mir noch nicht klar werden. Mein Interesse an einer solchen Schrift ist ein rein praktisches: sie soll dem großen Publiko zeigen, auf welche Weise man etwa die Reorganisation der deutschen Bühne beginnen könnte. Ich muß aber, will ich gründlich zu Werke gehen, über viele Materien technisch verhandeln. Das interessirt nur den einzelnen Techniker. Das Publikum, fürchte ich, wird sich dabei langweilen. Es will, wenn es auch nicht auf den Bänken vor den Lampen sitzt, die Entscheidung, nicht den Prozeß.

Nun, rief der blaue Domino, bis Dir die passende Form einfällt, erfreue Dich unterweilen an der Geschicklichkeit unsrer Volontaire!

Nein, versetzte der schwarze Domino ganz ernsthaft, an einem solchen Gesellschaftsscherz kann ich mich nicht nachfreuen. Wenigstens ist er in meiner Schätzung ohne allen reellen Werth. Die Mahler sind so gute Leute, sie sind mir so gefällig und liebevoll, daß es unrecht von mir wäre, wenn ich nicht einmal ihnen wieder einen kleinen Gefallen thäte, wenn ich ihnen ihren Spaß verderben wollte. Nachher mag ich aber nicht mehr davon reden hören, denn alles Dilettanten- und Zwitterwesen, wozu doch solche Privatkomödien auch gehören, wird einem gleichgültig, wenn man die Dreißig hinter sich hat, doppelt gleichgültig, wenn man, wie ich, die Kunst im strengen Styl und auf ihrem eigentlichen Boden trieb. Erzeige mir also die Liebe, und laß uns von einer Sache nun

schweigen, über welche genug und vielleicht schon mehr als genug geredet worden ist.

Der blaue Domino schüttelte nun abermals, wie im Saal, das Haupt, und ging halb unwillig nach dem Tummelplatze des Festes. Unter der Thüre aber wandte er sich um, und kehrte zu seinem Freund zurück, der hinter dem Tisch sitzen geblieben war. Zögernd kehrte er zurück, in seinem Antlitz kämpfte Verdruß mit wehmüthiger Freundlichkeit. Er stellte sich vor den Freund hin, stemmte die Arme in die Seite, und sagte: Bist Du nicht seltsam? Da drinnen klingen und jubeln die lustigsten Straußischen Walzer, schöne Mädchen und hübsche Jünglinge entfalten Putz und Reize, Dir ist man dankbar für das Vergnügen, welches Du der Gesellschaft gemacht hast, und Du sitzest hier und grämelst.

Man grämelt ja nicht, wenn man über die Dinge, auf welche die Unterredung führt, gerade heraus spricht, erwiederte der schwarze Domino etwas ungeduldig. Du, mein freundschaftlicher Kritikus, stellst Dich mit diesen und andern Worten, welche ich bisweilen von Dir zu hören bekomme, auf die Seite Derer, zu denen Du doch Deinem innersten Sinne nach nicht gehörst. Sie nennen mich erbittert und verbissen, wenn ich nicht jede Meinung, die der Tag eben aufbringt und sanktionirt, theile; sie heißen mich vornehm, weil ich nie habe Clique machen mögen. Das Komische bei der Sache ist, daß mich der hohe Adel, so weit er von mir Notiz genommen hat, seinerseits wieder für einen Antiaristokraten hält. Ja, ich fürchte fast, für noch etwas Schlimmeres, nämlich für eine rustique, wenn nicht gar plebeje Natur.

Ein solcher Tanz, fuhr er fort, der die blühenden Gestalten durch einander wirbelt, hat für mich immer etwas Wehmüthiges gehabt, und es beschlich mich dann die tragische Empfindung, welche den Grundton alles innern Lebens ausklingt. Schon als Knabe mußte ich mich oft halten, daß ich nicht in Thränen ausbrach, wenn die muntern Figürchen so hüpften und hüpften, und die Musik in einförmiger Weise immer fort lachte, und der Mond so seltsam blaß sich zwischen den Spalten der Vorhänge zu der Freude herein stahl. Ein schönes Mädchen, für die meine kindische Empfindung schwärmte, hatte mir einst auf einem Balle fast immer in den begehrlichen Armen geschwebt, ich ruhte nicht und ließ nicht ab, bis sie mir zum nächsten Ball den Tanz versprach, und dann noch einen, und noch einen, ich weiß nicht wie viele. Sie starb aber in der Woche darauf, von einem jähen Uebel hingerafft. Nun ging ich zwar als echter Knabe auf den nächsten Ball, aber es war mir doch wunderbar und fürchterlich zu Muth, als ich die von der

todten Schönen erſchmeichelten Tänze mit den Lebenden tanzte, und es kam mir immer ſo vor, als müſſe ein blaſſer Schatten in die Thüre treten und unwillig den Finger heben. Es iſt ein Symbol in dieſem kindiſchen Vorgange verborgen. Wir ſind dem Dunkeln, dem Tode verſprochen, das Leben reißt uns gleichgültig hin, in deſſen Armen wir gleichwohl den ernſten Partner nicht vergeſſen.

„Aſchermittwochs-Betrachtungen! Es hat noch nicht zwölf geſchlagen.“

Maskenfreiheit! — Alle Geſtalten ſind beim Karneval zugelaſſen. Auch der Eremit darf nicht ausgeſchloſſen werden mit ſeiner Wüſtenpredigt. — Indeſſen muß ich Dir entdecken, daß mich noch andere Gedanken heute bewegen, als ſolche Reminiszenzen unreifer Jahre. Es kommt ja wohl, daß man zu Flöten und Geigen mit ernſten Melodien im Kopfe tritt. Dieſe belgiſchen Wirren, die ſo hart an unſrer Gränze toſen, haben mich zu einer Lektüre geführt, die mich in den letzten acht Tagen unausgeſetzt beſchäftigte, wunderbar bewegte.

Ein rother Domino, welcher ſchon ſeit einiger Zeit in der Nähe umhergewandelt war, und hin und wieder dem Geſpräch zugehört hatte, trat jetzt zwiſchen die Redenden, legte dem Schwarzen die Hand auf die Schulter, und rief: Was?...

„Ein garſtig Lied! Pfui, ein politiſch Lied!
Ein leidig Lied!“ —

Mehr eine hiſtoriſche Chorſtrophe! verſetzte der ſchwarze Domino.

2.

Eine hiſtoriſche Chorſtrophe? fragten die beiden Andern. Nun, verſetzte der ſchwarze Domino, wir treiben hier allerhand Mummenſchanz, oder ſehen dem Mummenſchanz zu, und Aller Sinne ſind, wie es ſcheint, in dieſes Larvenſpiel verſenkt und gleichſam trunken davon. Mein Verhängniß aber hat es gewollt, daß ich noch den ganzen Abend über weniger an dieſe Masken habe denken können, als an den Boden, auf dem ſie umherhuſchen, und an die Zeiten, in welchen die Masken meiſt noch nicht geboren waren. Mehr, als die Gegenwart, iſt, wie Ihr wißt, die Vergangenheit meine Göttin. Wer dieſer ernſten Alten treu und feſt in das Antlitz zu blicken wagt, dem zeigt ſie treue und feſte Züge. Die Mienen der jungen, flatterhaften Schönen ſind zweideutig

und nicht selten verbuhlt. Man kann eine Leidenschaft für sie empfinden, aber bedenklich ist es, sie zur Freundin zu wählen.

Du bist demnach heute ein umgekehrter Gracioso, sagte der blaue Domino. Sonst parodirt der Lustigmacher den Ernst der Haupt- und Staatsaktion, Du aber willst die Faschingstollheit gleichsam in Deinem Ernste zur Vernunft bringen.

Es muß auch solche Käuze geben, versetzte der schwarze Domino.

Aber Ihre Lektüre? fragte der Rothe.

Görres.

Wie? Athanasius?

Nein. Den habe ich früher gelesen. Er hat mich auch keineswegs bewegt, oder eigentlich nur nachhaltig beschäftigt. Ein Falsum verdient die Aufmerksamkeit Dessen nicht, der nach Unterricht und Belehrung strebt, wenn er liest.

Ein Falsum! rief der blaue Domino. Sollte der Inhalt des Athanasius so hart zu bezeichnen seyn?

Ich wüßte mich wenigstens nicht milder auszudrücken, erwiederte der schwarze Domino. Athanasius besorgt die Unterdrückung der katholischen Kirche am Rhein, und gibt zugleich zu verstehen, daß das Heil des Geistes auf dem Katholizismus beruhe. Nun aber weiß der kluge Mann recht wohl, daß die Regierung keineswegs auf so starken tyrannischen Füßen steht, und als Geschichtskundiger muß er wissen, daß unsere große Literatur, Philosophie, die Richtung der neuern deutschen Gelehrsamkeit und klassischen Bildung nur aus dem Schoße der Reformation geboren ist. Wer ein so offenkundiges Faktum unterschlägt oder bei Seite schiebt, begeht ein Falsum.

Ich kann in Dein Verdammungsurtheil über Görres nicht einstimmen, sagte der blaue Domino. Ich wüßte Keinen außer ihm in Deutschland, ja, ich wiederhole es, Keinen, in welchem das parlamentarische Genie, was bei uns selten gedeiht, so mächtig wäre. Er ist gleichsam durchsogen vom politischen Elemente, er hat nicht die Zeit ergriffen, sondern er ist selbst die personifizirte Zeit. Oft hat man neuerdings die Worte: dämonisch, dämonische Natur — gar freigebig verwendet, auf Görres aber passen sie. Er ist ein Dämon, nicht Gott, nicht Mensch, sondern mitten inne. Wie die Zeit die geheimnißvollsten und wechselndsten Akkorde anschlägt, so ist freilich auch Görres nicht selten dunkel und wechselt die Töne. Aber ihm darum Zweideutigkeit vorzuwerfen, oder ihm Inkonsequenz vorzurücken, wie zu geschehen pflegt, ist ungerecht. Solche Windharfen der Geschichte sind gewaltige Stimmen des Moments, die Wolke der blitzschwangern Gegenwart findet in ihrer Rede die heftige

und wohlthätige Entladung. Der Athanasius hat der Regierung mehr geholfen, als alle Schutzschriften. Die Wetter und Schwaden, welche versperrt in unterirdischen Stollen umherzogen, explodirten in ihm, manche Verdrießlichkeit fand in dieser harten und herben Allokution ihre Verpuffung.

Verdrießlichkeit! rief der rothe Domino. Ja, da hast Du ein Wort gebraucht, welches für die Gegenwart paßt. Die Menschen haben nicht die rechte Kraft, zu hassen und zu zürnen; sie sind verdrießlich. — Aber das verdrießliche Wesen ist es eben, welches mich von Görres verdrießt. Ich theile sonst Deinen Respekt vor ihm. Sein Vermögen ist groß, sein Eifermuth nachhaltig. Es ist gar schön, wenn ein Land ein Individuum hervorbringt, welches gewissermaßen das Land selbst ist, persönlich mit Fleisch und Blut, mit allen Tugenden und Lastern, mit seinen Gedanken und Schrullen. So zwingt mir O'Connell, den Irland bewegt, und der Irland wieder mit dem Winke seiner Hand bewegt, Ehrfurcht ab, so begeistre ich mich an Uhland, von dem sie in Schwaben sagen, er habe nie etwas Anderes geredet, als was ihnen gerecht gewesen. Görres war nun das Rheinland, mit seiner Berührigkeit und Lebhaftigkeit, mit seinem schnellen Witz, seiner glänzenden Einbildungskraft, mit seinem schlagenden Verstand, und — seiner Advokatensuade. Er war der Agitator des Rheins, er hätte der Regierung wie in einer Abbreviatur immer die Physiognomie des Landes gezeigt, welches ihr hin und wieder unverständlich ist. Und deßhalb ist es ein Verlust, daß er seinem heimischen Boden entzogen ward. Die repräsentative Regierung bedarf der Opposition, die absolute Monarchie der Fronde, um ein Gegengewicht zu haben und dadurch sich im Gleichgewicht zu halten. Nun ist er verdrießlich geworden, und seine schlechte Laune hat die Früchte getragen, davon die spätere immer saurer war, als die frühere: Deutschland und die Revolution, Europa und die Revolution, endlich die christliche Mystik. In dieser wird die Verstimmung positiv, und will zu Gunsten des frommen Kinderglaubens eine neue Karfunkelphysik stiften.

Ein ältlicher, heiterer Herr, in papagaigrünem Domino, welcher an einem benachbarten Tische Whist spielte, war im Begriff gewesen, einem Bekannten seine Karten zu überlassen, und sich zu den Redenden zu gesellen. Als er aber die letzten Worte hörte, murmelte er halb spöttisch: Nichts als tiefsinnig gelehrte Konversation! und setzte vor der Hand sein Spiel fort.

Wie groß und tapfer steht dagegen der alte, herzhafte Agitator im Rheinischen Merkur da, fuhr der rothe Domino fort. Diese Blätter, zu

ihrer Zeit von den hungrigen Lesern verschlungen, welche dem Redakteur den Ehrennamen der fünften alliirten Macht zuwege brachten, gehören zu den wichtigsten Dokumenten unsrer großen Sturm- und Drangperiode. Der Befreiungskrieg war in Sachsen, Böhmen, und Schlesien ein wilder Jüngling gewesen, der heftig sich getummelt und um sich gehauen hatte; erst am Rhein wurde er zum Mann, schlug die Augen auf, besann sich, und fragte: Was willst Du? — Schlachten sind wohl gut, aber der Sieger verlangt doch endlich zu wissen, wohin er gelange. Da stellte sich nun der schlaue Götterbote auf den Markt zu Koblenz, und wies die Wege und die Stege, maß mit richtig geaichtem Maße die Könige und die Völker, und sah nach, ob die zirkulirende Münze ihr Schrot und Korn habe, setzte den Kurs der vollwichtigen fest, und märzte die Stücke der Kipper und Wipper aus. Der Rheinische Merkur war das Gewissen jener Zeit.

Was mir den scharfen Warner, den einschneidenden Strafredner, den unerschrockenen Propheten von damals besonders ehrwürdig macht, ist sein versöhnlicher Sinn, sein konservativer Charakter inmitten alles Zornigen und Dräuenden, was der gewaltige Mund ausströmt, sagte der blaue Domino. War Etwas Thatsache geworden, so redete der Merkur zum Frieden, wie sehr er sich auch früher dagegen gestemmt haben mochte. So z. B. ist er der entschiedenste Widersacher von Sachsens Zerstücklung, als denn nun aber das verhängnißvolle Werk geschehen, da weiß er die edelsten und herzlichsten Worte zur Beschwichtigung der tiefverwundeten Gemüther zu finden. Weise sind seine Betrachtungen über den Aufstand der sächsischen Garden zu Lüttich, meisterhaft ist die Auseinandersetzung der sich kreuzenden Prätensionen in der Wiener Kongreßperiode, welche er verschiedenen Interlokutoren auf dem Kongreß in den Mund legt. Nur von Etwas ist er ein unversöhnlicher Feind, selbst wenn es Thatsache geworden zu seyn scheint: von der organisirten Anarchie, einer Erfindung, auf welche die neuern Zeiten ein Patent bekommen haben. — Aber ich sehe — mit diesen Worten wandte sich der blaue Domino gegen den schwarzen — Du hast es gemacht, wie manche Emissäre der Propaganda und bösartige Demagogen; sie verleiten die Völker in den politischen Schwindel hinein, und ziehen sich dann klug zurück. So hast Du uns vermocht, allerhand Bedenkliches und Verfängliches auszusprechen, selbst aber ein schlaues Schweigen beobachtet.

Nun, versetzte der schwarze Domino lächelnd, Ihr habt mich ja des Sprechens überhoben, indem Ihr laut werden ließet, was ich im Stillen dachte. Eben der Rheinische Merkur war es nämlich, der mich

in diesen letzten Tagen so gewaltig aufregte. Ich hatte ihn noch nie gelesen, nun erweckten die Zeitverhältnisse einen Trieb in mir, die versäumte Bekanntschaft nachzuholen, und da trafen mich denn die beiden starken Foliohände mit der intensiven Gewalt eines Kernschusses. Was Wilhelm Meister sagt, als er in Shakespeare zum ersten Male hinein blickte: „Man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust, und sie mit Gewalt hin- und wiederblättert" — etwas Aehnliches erlebte ich, nicht durch ein Gedicht, sondern durch jene Urkunde der Wirklichkeit: wir haben keinen Shakespeare, und werden schwerlich einen bekommen, denn alle Bedingungen zur Erzeugung eines solchen Geistes fehlen bei uns, aber — und ich bitte Euch, lacht mich nicht aus über Das, was ich jetzt sage — in anderer Form und Art beweist der deutsche Geist von Zeit zu Zeit, daß auch er den geschickeumfassenden Blick sich erwerben kann, vor dem die Herzen der Gewaltigen und Schwachen sich aufthun, die Verhängnisse durchsichtig klar werden, den Blick, der Shakespeare zu Shakespeare machte. Wie traurig nun, wenn ein solcher Geist von sich abfällt, und, weil ihm der Stoff, darin er wirken kann, entzogen wird, seine Kraft an Ersonnenes, an Launen und Bizarrerien hat verschwenden müssen! Des Mannes, von dem wir reden, Unglück ist, daß ihm das Organ, in dem er sich als eine Nothwendigkeit fühlte, zerstört wurde, und von da an ging es mit ihm abwärts. Unsere Pflicht aber ist es, in ihm, als in einer durchaus geschichtlichen Natur, der Geschichte treu zu bleiben, ihn zu verwerfen im Verwerflichen, im Rühmens- und Dankenswerthen aber ihn zu rühmen und ihm zu danken. —

Da die letzten Reden mit ziemlich lauter Stimme geführt wurden, so hatte sich ein Kreis neugieriger Zuhörer gebildet, von denen einige nach und nach Mitredende wurden. Man gab zu, bestritt, schränkte ein, und unter diesem Hin und Her nahm das Gespräch einen unpersönlicheren Charakter an. Ja, rief Einer, wenn wir bedenken, wie nahe wir hier dem Geschrei der Franzosen nach ihrer sogenannten natürlichen Rheingränze sind, wie von der andern Seite her die belgisch-katholischen Sympathien das Land netzartig überziehen, wenn wir uns erinnern, aus wie vielen Dutzenden von geistlichen Stiftern, Herzogthümern, Grafschaften, Herrschaften und Unterherrschaften dieses burgundisch-fränkisch-sassische Reich vor fünfundzwanzig Jahren zusammengebacken worden ist, so fühlt man wohl, daß man auf zitterndem Boden, daß man auf einem Erdreich, ähnlich dem alten kaukasischen Bebelande, steht.

Das größte Unglück für den Rhein ist, daß zwei historische Anläſſe, ein großes, selbſtſtändiges Reich zwiſchen Maas und Weſer zu gründen, widrig für eine ſolche Pflanzung ausſchlugen. Bei dem einen hätte man nicht ſollen auf den lutheriſchen Lehrbegriff hinhören, bei dem andern wäre das ſechste Gebot der Staatsraiſon unterzuordnen geweſen.

Welche Anläſſe meinen Sie? fragten Mehrere.

O, verſetzte der Gefragte, der erſte war, als Gebhard Truchſeß von Waldburg, Kurfürſt von Köln und Herzog von Weſtphalen, Ausgangs des ſechzehnten Jahrhunderts, ſeiner romantiſchen Neigung für die ſchöne Konventualin von Gerresheim, Agnes von Mansfeld, folgte. Er heirathete ſie, kündigte der Kurie den Gehorſam auf, und wollte Kurfürſtenthum ſammt Herzogthum ſäkulariſiren. Es hätte einen tüchtigen Länderkern gegeben, der mit der Zeit ſich ſchon arrondirt haben würde, denn die Reformation hatte von der Pfalz und von Holland her weit um ſich gegriffen. Die proteſtantiſchen Stände des Reichs hätten alle Kraft aufbieten ſollen, dem natürlichen Bundesgenoſſen zu helfen, aber es geſchah nicht, denn der verliebte Truchſeß war leider gut kalviniſch, und die Kurfürſten von Sachſen, Brandenburg, Pfalz, ſtocklutheriſch. Rom aber war Rom, d. h. feſt und ſchlau, der Kaiſer auch klüger, als die Fürſten. Was half's, daß der überkühne Schenk, deſſen Namen noch die Schenkenſchanze zwiſchen Kleve und Nimwegen bewahrt, ſich für den abtrünnigen Prieſter herumkatzbalgte? Er wurde beſiegt, niedergeſtochen, der Truchſeß aber entfloh mit ſeiner Agnes gen Straßburg, und in Köln und Weſtphalen blieb der Krummſtab ſtehen. Unter dem läßt ſich zwar nach altem Spruch gut wohnen, Patriotismus aber, militäriſche Kraft, hiſtoriſcher Stolz im größern Maßſtabe, über den Pfahl und das Weichbild der Stadt hinaus, kurz Alles, was das politiſche Leben eines Landes zeugt und nährt, kann nimmer darunter gedeihen.

Und der zweite Anlaß?

War, als wenige Zeit ſpäter Jakobe von Baden vom guten, albernen Herzog Johann Wilhelm keine Kinder bekommen konnte. Die Tugend dieſer etwas ausgelaſſenen Dame würde wohl kein Hinderniß eines gewiſſen Kunſtſtücks geweſen ſeyn, wenn anders nur die Hälfte der im Prozeſſe ihr gemachten Beſchuldigungen wahr iſt. Der Erbe wäre da geweſen, Johann Wilhelm hätte an ihn geglaubt, und die ſchöne Gebietsmaſſe, die von der Maas bis an die Ruhr reichte, wäre zuſammengeblieben. Man hat ſich anderer Orten, wo Noth an Mann war, zu helfen gewußt, aber dann müſſen ſich freilich die Intereſſenten verſtehen. Hier zogen die häkelichten Stände von Jülich, Kleve, Berg, die vermuthlich in der allgemeinen Zerrüttung auch nebenbei im Trüben

fischen wollten, benebst der klugen, bösen Schwägerin Sibylle es vor, Jakoben zu verderben. Peinlich auf Ehebruch wurde sie angeklagt, Johann Wilhelmen ließen sie durch einen sonderlichen Meister aus Holland, wie Beer von Lahr in seiner Chronik schreibt, Etwas gegen des Herrn Phantasien und Schwachheiten eingeben, und Gott war demnächst so gefällig, die Markgräfin plötzlich in der Nacht vom 3. Sept. 1597 aus diesem Jammerthal abzurufen, wie derselbe Lahr berichtet. Dessen Chronik muß man lesen, um eine Anschauung von dem Zustand eines deutschen Landes zu gewinnen, in welchem Niemand weiß, wer Koch und wer Kellner sey. Die Ritterschaft intriguirt, Sibylle intriguirt, die Prätendenten Brandenburg und Neuburg halten die Hand im Spiel, der Kaiser schickt Kommissarien zur Schlichtung des Handels, die aber kein Ende finden können, wahrscheinlich geheimer Instruktionen wegen, um durch Hinzögern einen Sequester herbeizuführen, der regierende Herr medizinirt gegen Zauberei, die Gemahlin sitzt im Kerker. Das tollste Durcheinander kleiner Menschen, unterirdischer Schliche und Wege! Eine wunderliche Volkssage hat sich in Düsseldorf erhalten, daß die Angeklagte nicht, wie man natürlich vermuthet, durch ihre Widersacher bei Seite geschafft worden sey, sondern daß die Anverwandten, erzürnt und bekümmert über den Skandal, der ihr Haus traf, demselben heimlich ein Ziel zu setzen gewußt haben. — Nun, dem sey wie ihm wolle, die Gelegenheit war verpaßt, man läßt nachmals zwar Johann Wilhelmen die lothringische Prinzessin heirathen, aber auch dieser Bund bleibt ungesegnet, und nach dem Tode des letzten Fürsten zerschlagen die Prätendenten das Land im Jülichischen Erbfolgekrieg. Brandenburg bekommt zu wenig, um recht Fuß am Rhein fassen zu können; Pfalz, Köln, Trier, Mainz sind in den nachherigen Kriegen französisch, österreichisch, wie es fällt, nie aber selbstständig, und so treibt sich Alles hier in Ohnmacht und Zersplitterung bis zu den letzten großen Welthändeln hinab.

Man hat immer, besonders in den ersten Friedensjahren, von der undeutschen, ja französisch gebliebenen Gesinnung der Rheinländer geredet; so nahm der rothe Domino wieder das Wort. Bedenke man jedoch! Woher sollte eine vaterländische Gesinnung kommen? Diese segentriefenden Gauen trugen die Kornähre und die Rebe; aber es mähte und herbstete in ihnen ein ohne seine Schuld abgestumpftes Geschlecht. In den geistlichen Kurfürstenthümern ein gewisser Seelenschlaf, hie und da die Ueppigkeit, welche der Mitra auch die letzte Bedeutung nahm, in den weltlichen Herrschaften der langweiligste Schlendrian. Dazu fast überall das Gemenge von Nepotismus, Nebenrücksichten, Fraubaserei, was wir hier mit einem Provinzialismus „Klüngel" nennen.

Die Aemter nicht selten käuflich. Und mit dieser nullen oder verdorbenen Atmosphäre die Länder seit dem spanischen Sukzessionskriege immerdar das Kriegstheater ohne eignen Helden! Wahrlich, ich wüßte nicht, wie da ein anderer, als ein gleichgültiger Sinn entstehen konnte, und wenn dieser auch bei Vielen ein enger und kleinlicher wurde, so dürfen wir deßhalb immer noch nicht die menschliche Natur anklagen. Nun kam die Revolution, wie ein Gewitter, über die Lande. Sie zerschlug Vieles, sie hatte in den meisten Beziehungen das Ansehen einer wüthenden, herzlosen Naturgewalt, aber — sie befreite die Scholle, und gab die Frucht in die Hände Derer, welche die Frucht gebaut hatten. Was aber mehr: ihre Elektrizität weckte eine elektrische Spannung auf in den Geistern der Menschen, zum ersten Mal nach Jahrhunderten; die Spannung, in welcher Gedanken und Charaktere reifen. Trotz allen Druckes, trotz aller tiefschmerzenden Verletzungen lernten doch die Rheinländer sich zuerst wieder in dem französischen Wesen fühlen, denn eine Nation, welche den Begriff verstand, begrüßte sie als Nation. Napoleon war das Glück, die Macht, der Sieg der Revolution, er half den Anfang einer politischen Stimmung hier vollenden. Was Wunder, daß sie ihren Ursprung nicht so leicht vergessen konnte? Napoleon haßte diese Länder nicht; als ein unblutiges Erbe waren sie ihm schon zugefallen. Er schonte sie, so viel er konnte, er half ihnen selbst hie und da, er schmeichelte der Eitelkeit mehr, als er schonen und helfen konnte. — Wenn man diese vergangenen Dinge so mit einem ruhigen Blick betrachtet, so muß man sich vielmehr des Unzerstörlichen im deutschen Wesen innig erfreuen, welches dennoch viele Herzen, als die große Wandelung eintrat, der vaterländischen Sache sympathetisch entgegenbewegte. Freudig wurden die siegreichen Schaaren empfangen, die Wunden und Kranken fanden Pflege von den Händen der Barmherzigkeit, das begeistert-hassende Wort des Merkur war Tausenden aus der Seele gesprochen; endlich fochten Rheinländer nicht ohne Ehre in den niederländischen Schlachten.

Andere rissen aber auch tüchtig aus, siehe die sogenannte Feuer- und Pfuhlproklamation! murmelte der papagaigrüne Domino halblaut. Er hörte trotz seines Nobbers aufmerksam dem Gespräche zu.

Du regst mir da Gedanken an, die ich noch nie in solcher Klarheit gedacht habe! rief der blaue Domino. Die Rheinlande, französirt, waren, als das Interesse an der vaterländischen Sache die Gemüther auch in ihnen bewegte, wie ein Seefahrer, der mit einem Schiffe Gewinn machen will, scheitert, gerettet wird, und im Bergehafen hört, er habe in der Lotterie gewonnen. Sie waren mit Napoleon in sein

Glücksschiff gestiegen, hofften von der Fahrt guten Vortheil, das Schiff brach, und gerettet hörten sie, sie seyen Deutsche und frei. Nicht in Schweiß und Blut, nicht aus dem Zustand der äußersten Verarmung, Schmach, und Erniedrigung heraus hatten sie das Gefühl, welches nun auflebte, sich geboren, kein Schmerzenskind aus furchtbaren Geburtswehen war es ihnen, wie Millionen ihrer östlichen und nördlichen Brüder. Es kam ihnen wie ein Glück, wie ein glänzendes, wie ein ohne sonderliche Mühe aufgeschürfter Schatz zu. Wie es nun aber immer zu geschehen pflegt, wenn der Mensch an ein großes, praktisches Gut nicht die arbeitsvollste Praxis setzt, so geschah es auch hier. Man empfindet dann mehr ein ästhetisches Vergnügen an dem Errungenen, als daß man sich mit demselben sogleich in ein eigentlich tiefes Verhältniß, welches immer eine stille Bescheidenheit hat, zu setzen wüßte. Die Rheinlande empfanden an der Befreiung Deutschlands und an ihrer Dividende in dieser Ausbeute mehr ein ästhetisches Interesse und Vergnügen. —

Diese Aeußerung fand großen Widerspruch, und man erinnerte in den verschiedensten Ausdrucksweisen an die unzähligen Mühsale, Beschwerden, und Kriegslasten, welche auch der Rhein getragen habe. Als der Sturm sich etwas gelegt hatte, fuhr der blaue Domino fort:

Bedenkt doch, Freunde, daß wir in unsern Gesprächen, wenn sie sich nicht in ein endloses Detail zersplittern sollen, nur die allergemeinsten Umrisse zeichnen dürfen. Es handelt sich bei Dem, was ich sagte, nur von einem großen Mehr und Minder. Der Rhein ward belastet, gedrückt, gezinset um der gemeinen Sache wegen, ja! aber die geöffneten Adern seiner Söhne hatten seine Wellen nicht roth gefärbt, die Triften, welche er bespült, waren von Roß und Mensch nicht zerstampft worden, die Ehre vor der Welt hatte ihm der Eroberer gelassen. Fragt nur die Elbe, die Oder, die Weichsel, ob sie Euch dieselbe Geschichte erzählen können? Ich wiederhole also, man empfand die Wiedergeburt der deutschen Dinge in hiesigen Landen mehr wie ein Schönes in einer ästhetischen Stimmung, und übrigens mag Euch der Ausdruck so viel gelten, als er werth ist. Gewiß aber ist es, daß aus diesem Verhältnisse die wichtigsten Konsequenzen entsprangen. Denn während man östlich schon zufrieden war, nur dem grimmigsten Elend entgangen zu seyn, und während dort die Bewegung der Zeit vor der Hand lediglich in der Jugend und bei den Intellektuellen rumorte, die Praktiker aber, den Bürger und Bauer wenig ergriff, hatte ein Verlangen, den neuen Zustand vom Schönen in das Schönste zu steigern, am Rhein mächtig alle Stände durchdrungen. Die verschiedensten Ansprüche wollten sich

geltend machen. Die Städte petitionirten im Sinne des Bürgerthums; dagegen rührte sich der alte Adel in der Denkschrift, die er 1818 dem Staatskanzler übergab. Er führt darin aus, ein Vertrag habe bestanden zwischen den Provinzen und dem Landesherrn, der Vertrag sey durch die Revolution wohl bei Seite geschoben, aber nicht zerstört. Diese Dinge fanden nun wieder die heftigste Entgegnung vom Bürgerthum aus, welches sonderbarer Weise die Nützlichkeit jenes Anführens, auch für sich, nicht begriff, sondern nur seinem Adelshaß folgte. Man ging so weit, den Bittstellern zu sagen, daß, wenn sie in den Uniformen, die sie noch vor wenigen Jahren getragen, erschienen wären, der Kanzler sie leicht für eine Deputation von St. Helena hätte halten können. So steigerte sich das Fordern, das Hetzen und Verhetzen bis zur Koblenzer Adresse, in der nun Alles vertragen ward, was man wollte, meinte, wähnte. Sie ist das merkwürdigste Symptom des damaligen rheinischen Geistes. So lange man noch um Erhaltung der Geschwornengerichte, um Entfernung aller Feudalität, um Entfesslung des Handels, und um andere Güter, die man theils hatte, theils mit gesunden Augen nahebei sehen konnte, bat, kann man sagen: die Bittenden hielten sich in den Schranken, die ihnen gegebene Umstände setzten. Aber jene Adresse fordert eine Verfassung,, und zwar nicht in Ständen für die Provinz, sondern für das Reich, ja, nicht für das Reich allein, sondern sie erheischt sogar die Interzession des Königs für diese Sache zu Gunsten von ganz Deutschland bei dem Bundestage. Der kundigste Interpret jener politischen Handlung sagt an einem andern Orte: es sey wohl schicklich gewesen, für das Geschenk, welches die östlichen Stammverwandten dem Westen mit der Befreiung vom französischen Joche gemacht hätten, ihnen ein Gegengeschenk vorzubereiten: die bürgerliche Emanzipation. Als wenn dergleichen sich schenken ließe! Als wenn Verfassungen, nämlich die ächten, lebendigen, lebensfähigen, nicht immer die Früchte großer Krisen im Hauptorganismus des Staats wären! Die große Krise in Preußen war nun, daß, weil Friedrichs herbe Kraft, sein genialer Verstand, und sein gewaltiges Bewußtseyn sich, so weit diese Tugenden Eigenthum einer Masse werden können, dem Volke infiltrirt hatten, das Volk fähig und tüchtig geworden war, den Staat zu retten. Popularisirter Fridericianismus war das neuste Entwicklungsstadium des Staats. Naturgemäß hätte daher die Frage der Zeit nur von den ältern Söhnen des Hauses angeregt werden können, die allein jenes Stadium ganz durchmessen hatten. Sie thaten es aber nicht, gewiß zum Theil aus frommer Scheu vor der ungeheuren Schwierigkeit und Verwickeltheit der Frage, auf welche auch der Staatskanzler in der

Antwort auf die Adresse, leise und schonend, wie seine Art war, hindeutete. Daß die jüngsten Kinder sich dessen unterwanden, zeigte, daß sie die Gestalt der Dinge, wie sie geworden, leicht, und zum dritten Mal sey es gesagt, ästhetisch nahmen.

Klage nicht an, sagte der schwarze Domino. Laß die Eris ruhn, wecke sie am wenigsten über Vergangenheiten gewisser Art.

Meine Rede soll ihre Schlangen nicht rühren, versetzte der Blaue. Ich klage nicht an. Ich finde gerade in dem Leichten, Wagenden, Uebermüthigen jener Adresse einen Sinn, der rein ist von den schweren Erinnerungen des Staats, in dieser Unschuld aber ahne ich die glücklichste Zuthat zu dessen Gesammtleben. Die Rheinlande sind das heitere Blut, die Phantasie, der fröhliche Sinn Preußens. Ein rühriges, anstelliges, gewitzigtes Volk bewohnt sie. Auch Gemüth hat es, Talent zur Liebe, Anlage zur Treue. Aller patriarchalischen und nebenbei vigilanten Behandlung ist es freilich von Grund der Seele abhold, aber es vermag der verständige Freund des aufrichtig Meinenden zu seyn. Wollt Ihr es bevormunden, so wird es sich bald seinen eigenen Familienrath ernennen. Befehlt ihm kurz und ohne Umschweif, wo Euch Gott das Recht zum Befehl anvertraute; es wird gehorchen, die gute Gabe, die Ihr ohne hinterhaltige Gedanken ihm bietet, wird es mit Dank annehmen. Das germanische „Auf seine eigene Hand seyn" ist höchst rege in diesem Volke. Die Städte sind eifersüchtig aufeinander. Stiften sie in Düsseldorf einen Kunstverein, Köln wird bald auch einen haben wollen. Will diese Stadt ein Zentralfest feiern, gleich treten andere mit Spezialfesten hervor. Es ist eben deutsches Leben, pulsirend, quellend, an hundert Orten hervorbrechend. Von dem strömt nun eine Ader über in die uniformere östliche Hälfte, anfrischend, auflockernd, vom Osten aber hält der knappere, gemessenere Geist die hiesige Ungebundenheit zusammen, sie vor der Zersplitterung bewahrend. Und so trägt Eines das Andere, ergänzt und ründet einander; die lustige Fülle den schmaleren Ernst, der bewußte Ernst die überwuchernde Fülle.

Auf diesem Punkt sehe ich Dich gerne angelangt, sagte der schwarze Domino. Laßt uns als Deutsche in deutschen Sachen immer das Positive erblicken, und an der Hoffnung festhalten! Scheuen wir uns nicht, wie Männer in jede Verderbniß einzuschauen, aber kein Schwindel ergreife uns, und vom Abgrund her leuchte uns noch ein Licht, hell, wie Odin's Auge im Brunnen Mimer's! — Die Vereinigung dieser weiten Lande mit Preußen ist das größte und glücklichste Ereigniß, welches sich seit Jahrhunderten in der deutschen Geschichte zutrug, denn dadurch wurde, wie sehr Das auch die Oberflächlichkeit läugnen mag, eine mächtige

historische Wahlverwandtschaft gestiftet, die nur fruchtbar seyn kann. Welche Früchte sie trägt und tragen wird, das ist freilich ein Staatsgeheimniß, und ein wahres, denn kein Staatsweiser kann es aussprechen.

Hier legte der papagaigrüne Domino seine Karten nieder, ja man kann sagen, er warf sie hin. Schnell sich erhebend trat er zu den Sprechenden, gestikulirte mit den Händen, sah roth aus, und rief: Habt Ihr Euch nun satt gesprochen von Tendenzen, Anlässen, ästhetischem Interesse, Ideen, Personifikationen, Wahlverwandtschaften, Mimer's Brunnen, und sonstigem erhabenen und spitzfindigen Rokoko? Mich wundert nur, daß heutzutage noch irgend ein Tisch auf seinen Füßen steht, und nicht alle Wände einstürzen, so wird Alles durchsubtilisirt und abbegriffelt! Kinder, man merkt es Euch doch an, daß Ihr insgesammt keine Praktiker seyd, und Nichts erfahren habt. Wer so bei Allem gewesen ist, wie ich, der sieht in der Vergangenheit Nichts, als —

....Konfusion, fiel Einer ein.

Dem ist die Geschichte Nichts als eine große —

....Konfusion, sagte ein Anderer.

Der hält die Welt für Das, was sie ist, nämlich für —

....Konfusion, rief ein Dritter.

Alle lachten. — Der Papagaigrüne lachte mit. Und ist es denn nicht wahr, sagte er, daß von Anbeginn der Welt noch Niemand gewußt hat, was er wollte? Kein Held kam an sein Ziel, sondern unter den Füßen verlor sich ihm der Weg. Alexander der Große lief durch Asien nach Indien, nur weil er gar nicht wußte, wohin er noch laufen sollte, nachdem er einmal so heftig von Mazedonien ausgelaufen war. Und so kann man diesen Satz verfolgen durch jedes —

....historische Ereigniß hindurch, fiel ihm der schwarze Domino in die Rede. Eure kolossalen Geschichtsansichten sind bekannt, alter Herr, sie sind aber zu trübe für diesen heitern Abend. Erzählt uns lieber Etwas von Spezialhistorien, die Ihr so gründlich inne habt, erzählt von der rheinischen Konfusion, wie Ihr gern mögt. Denn wir wissen es, Ihr habt die Hände in Allem gehabt. Ihr waret nassauischer Akzessist, kurkölnischer Vogt, kurtrierscher Rath, französischer Sous-präfekt. Eure Augen haben in alle Winkel geblickt.

Ja, das haben sie, versetzte der papagaigrüne Domino mit Selbstbewußtseyn. Ich habe alle die großen Herren, und Staatsmänner, und Generale gesehen, und Viele haben mit mir gesprochen, und bedeutend war der Inhalt unserer Unterredungen, und ich weiß ungefähr Bescheid. Eine elektrische Spannung soll die Revolution gegeben haben? Ei, Gott bewahre! Die Franzosen kamen hereinmarschirt, und wollten

Geld haben, und Menſchen, und Pferde, und was Amtskellner geheißen, hieß nun Receveur, und die Leute ſollten franzöſiſch können, verthaten ſich aber noch zuweilen. Napoleon ließ ſich einmal zwei Maires vorſtellen, davon ſagte der eine zum Kaiſer: **Je suis la mère. Et vous?** fragte Napoleon den andern. **Je suis le faiseur des filles**, antwortete Dieſer, denn er wollte ſagen, er ſey ein Zwirnfabrikant. **Eh bien, allez coucher ensemble**, erwiederte der Kaiſer, und lachte. — Schlechte Advokaten hießen deutſche Prokuratoren, und zwiſchen all' dem Weſen verſteckten die Geiſtlichen und Stifter ihre Ländereien und Kapitalien unter Scheingeſchäften, damit der Präfekt ſie nicht auswittere und in den großen Schlund der Staatskaſſe werfe. Seht, das war das Ganze. — Intereſſe an der deutſchen Sache, äſthetiſches Intereſſe? Wir hörten eines Tages, die Franzoſen ſeyen in Rußland erfroren, und da rottete ſich ein Haufen Konſkribirter zuſammen, die nicht dienen wollten, und zogen mit einer Fahne, und Stecken, und Miſtgabeln durch die Berge und Wälder; das waren die ſogenannten Knüppelruſſen. Weiber und Geſindel ſchlug ſich dazu mit großen Schnappſäcken, in die ſie die Beute, auf die es abgeſehen war, einthun wollten, auf dem Markte von Elberfeld aber wurde der ganze Haufe entwaffnet, und Mehrere wurden erſchoſſen, die dazu gekommen waren, ſie wußten ſelbſt nicht wie. Dann rückten die Alliirten ein, die wollten wieder Nichts, als Menſchen, und Pferde, und Geld. Die Prokonſuln kamen, die Gouverneure und Generalgouverneure; Oeſterreich, Bayern, Preußen, und Rußland regierte, und wir waren proviſoriſch. Wenn Einer den Andern damals fragte: Wie geht's Dir? und der Andere wollte ſagen: Schlecht, ſo antwortete er: Proviſoriſch. Denkt Ihr, daß in ſolchen tumultuariſchen Zeiten ſich die ordentlichen Leute zu den Gewalthabern finden? Gott bewahre! Die ſitzen ſtill und verdrießlich zu Hauſe. Die Glücksjäger, die Plusmacher, die Schwadroneure kommen herangeſummt, und erzählen Denen am Ruder ſüße mileſiſche Mährchen. So war es auch hier. Einige von den ſogenannten Gutgeſinnten trugen ſich halb militäriſch, die nannte das Volk mit einem Spitznamen die Zivilkoſaken. Die Dichter kamen an. Arndt ſaß in Köln, und ſang: Was iſt des Deutſchen Vaterland? Schenkendorf auf der Frankenburg bei Aachen quängelte vom deutſchen Kaiſer und vom lieben heiligen römiſchen Reich, welches uns ein ſo erbärmlicher Schutz und Schirm geweſen war. Daneben horchten Freunde und Vettern auf die Erzählungen der von Moskau Zurückgekehrten, und wie brav ſich die Armee in dem entſetzlichſten Unglück geſchlagen. Der Zuruf des Königs klang gnädig, ein General aber erließ von Wiesbaden die Feuer- und Pfuhlproklamation, wie ſie

genannt wurde, die mit den Worten anfing: Die bergische Infanterie führt sich schändlich auf. — Von den Prokonsuln war der eine so, der andere so. Sack in Aachen, ein kreuzbraver Mann, rechnete und sparte, und machte sich aus blühenden Phrasen Nichts; über den klagten die Soldaten. Justus Gruner in Koblenz hielt uns eine Rede nach der andern, sagte, die Schmach der Erniedrigung sey nun vorbei, und wir seyen nun wieder glorreiche Deutsche, die französischen Abgaben aber müßten wir fortbezahlen, und einige neue deutsche dazu mache der Drang der Zeitumstände nothwendig. Das wollte nun wieder den Bürgern nicht in den Kopf. Keiner wußte, wie ihm war, und aus einem Munde ging kalt und warm, Ja und Nein. So war's, und das war das Ganze. Hernach könnt ihr jungen Leute wohl in einen solchen kunterbunten Zustand die Einheit hineinphantasiren, wer aber mit dabei war, sagt: Es war nichts als Mischmasch und —

Konfusion! riefen alle Zuhörer. — Ihr habt, alter Herr, die vollkommenste Darstellung geliefert, sagte der schwarze Domino, denn das Mittel, dessen Ihr Euch bedientet, ist genau so, wie der Gegenstand, den Ihr schildern wolltet. — Ach, geht mir, versetzte der Papagaigrüne etwas empfindlich, Ihr seyd Alle neologisches Volk, und versteht von der Wirklichkeit Nichts. — Er begab sich wieder zu seinem Spieltische.

In seinen Reden, wie übertrieben und karrikirt sie sind, ist doch ein Zug der Wahrheit, fuhr der schwarze Domino fort. Er hat das Chaos der widerstreitenden Gedanken und Empfindungen, welches quirlte und brodelte, als die ältesten deutschen Länder wieder deutsch wurden, anschaulich gemacht, wenn gleich, wie es unserem Konfusionspropheten zu begegnen pflegt, einige Anachronismen mit untergelaufen sind. Denn Arndt hat freilich: Was ist des Deutschen Vaterland? nicht in Köln gesungen. — Als ich vor dreizehn Jahren an den Rhein kam, hatte sich Alles abgedämpft, und die neue Vegetation fing an, die alten Risse und Narben zu begrünen. Zwei Dinge regten damals noch das politische Blut der Rheinländer. Das erste war das französische Recht mit dem öffentlichen Verfahren. Die Erhaltung dieses Besitzes war der eigentlich populäre Wunsch und ist es geblieben. Das zweite waren die Versuche der Oligarchie, sich als Kaste für sich, gesondert vom Volke, aufzustellen.

Was verstehen Sie denn darunter? fragte eine junge Charaktermaske von vornehmer Haltung, die sich eben dem Kreise der Sprechenden genähert hatte, etwas spitz.

Ich verstehe darunter den Kompler der Stimmungen, Ansichten, und Sehnsuchten in den rheinischen Fürsten, Grafen, und Herrn, welche

zuletzt ihre Erfüllung im Autonomieſtatut erhalten haben, antwortete der ſchwarze Domino.

Wenn Sie davon reden, ſo weiß ich den Ausdruck Oligarchie nicht zu rechtfertigen, ſagte die Charaktermaske. Darin liegt gar nichts Politiſches. Es iſt eine reine Privatſache, wie wir unter einander erben wollen.

Das Erbrecht gehört an und für ſich ſchon halb zum öffentlichen Rechte, verſetzte der ſchwarze Domino. Seine Satzungen helfen die materielle Phyſiognomie der Familie beſtimmen, ſo weit erſtere von der Privatwillkühr unabhängig iſt. Daß ich weiß: mein Vater kann mich nicht enterben, wenn ich kein Verbrechen begehe — das wendet mein Antlitz von dem gnädigen oder zornigen Blicke ſeiner Augen gegen das Unwandelbare der Geſetze, die mich ſchirmen — macht mich zugleich frei und unwandelbar. Aus dem Unwandelbaren der Familie ſetzt ſich aber das Unwandelbare des Staats zuſammen, wenigſtens des germaniſchen. So ſteht die Sache, ſelbſt wenn man an dem Buchſtaben Ihres Statuts haftet, der freilich von politiſchen Tendenzen ſchweigt. Blicken wir aber tiefer ein! Die Häupter Ihrer Familien ſollen das unbegränzte Recht haben, ihr Gut zu hinterlaſſen, welchem unter ihren Kindern ſie wollen, ſey es das älteſte oder das jüngſte, ſey es Sohn oder Tochter. Die Gerichte des Staats dürfen von den Benachtheiligten nicht angerufen werden, ſondern ein Ausſchuß, der abermals aus Ihren Familienhäuptern hervorgeht, ſoll in allen Fällen richten und entſcheiden. Dies ſind die Ritterräthe der rheiniſchen ritterbürtigen Ritterſchaft.

Das ſollte man den Schauſpielern, die das R nicht ausſprechen können, zur Uebung des Organs aufgeben, murmelte der Papagaigrüne an ſeinem Spieltiſch.

Nun, und? ſagte die Charaktermaske.

Ich weiß nicht, wie ein kompakterer Kern gefunden werden möchte zur Bildung einer politiſchen Ariſtokratie. Die Söhne und Töchter, unbeſchützt durch irgend eine Inſtitution, — denn daß der Ausſchuß immer im Sinne der Familienhäupter urtheilen wird, leuchtet ein — müſſen ſich in einer völligen Abhängigkeit von den Häuptern fühlen, da denn doch der Trieb, zu beſitzen, zu den mächtigſten im Menſchen gehört. Die Stifter haben ihre Abſicht klar ausgeſprochen. Sie wollen den Flor ihrer Familien für alle Zeit ſichern. Ein reicher Adel aber ſtrebt nach Macht, denn wonach ſollte er ſonſt noch ſtreben? Nehmen Sie dazu, daß durch eine Stiftung für die Töchter geſorgt werden ſoll, daß man damit umgeht, für die Söhne eine Ritterakademie zu gründen. Hiedurch iſt für die Abſonderung des heranwachſenden Geſchlechts von

Allem, was nicht zur Kaste gehört, und für seine Hineinbildung in den statutarischen Standes- und Korporationsgeist in der That trefflich gesorgt.

„Tendenzen lassen sich freilich leicht insinuiren."

Ich insinuire nicht, ich sage, was vor Aller Augen liegt. Sie haben sich vor den Augen aller Welt manifestirt; Sie müssen doch auch mithin gestatten, daß alle Welt darüber rede. Nicht einmal glaube ich, daß den Stiftern die Absicht klar vorgeschwebt hat, etwas Aehnliches zu werden, wie die hohe Aristokratie Englands, oder die Magnaten Ungarns. Aber was kommen muß, wenn die Dinge ihre Entwicklung finden, das wird auch kommen. Uebrigens würden Sie mich mit Unrecht für Ihren Gegner halten. Sie berufen sich auf alte Befugnisse in Ihren Familien, die das Statut nur erneuert habe; wir Andern kennen sie nicht, aber es kann ja dennoch existiren, was wir Andern nicht kennen. Man befürchtet Erbschleicherei und jede Art der Willkühr in so schrankenlosen Verhältnissen; diese Besorgniß theile ich nicht. Die patriarchalische Gewalt der Häupter wird es ihrem Interesse gemäß finden, möglichst unbescholten zu bleiben, mit einer gewissen Billigkeit zu walten. Man hat sich stark darüber formalisirt, daß Sie in einer schwungvoll abgefaßten Vorrede Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, Treue von Ihren Nachkommen fordern. Ich finde es dagegen unwürdig, Ehrenmännern Heuchelei und Affektation unterzulegen, ich bin überzeugt von dem Ernste und der Aufrichtigkeit jener vielfach bespotteten Vorrede, und nun frage ich: Was kann bescheidener seyn, als Tugenden einzuschärfen, die sich von selbst verstehen? — Das Korporative ist mir der Lebenstrieb der neuen Zeit. Soll der Adel nicht auch das Recht haben, sich korporativ zu regeneriren? Welcher gemeinsame Gedanke soll nun aber die neue Korporation zusammenhalten? Der Himmel ist der gemeinsame Gedanke des Klerus; Bildung, Kunst, Poesie, Wissen sind die Domäne der Intellektuellen; Handel und Gewerbe das Verbindende unter den Bürgern; die Scholle ist Das, was den Bauer trägt. Von Neuem ist die Welt weggegeben — was bleibt für den Adel, wenn er sich nicht verlieren soll unter den Klerus, unter die Intellektuellen, unter Bürger und Bauern? Nichts, als das Stammes- und Blutsgefühl, der Glaube, von Natur anders zu seyn, als alle andern Menschen, und deßhalb auch befreit seyn zu müssen von den Regeln, welche die Andern binden. Diese Rede klingt hart, können Sie dieselbe aber Lügen schelten? Hier ist nun auf die klügste Weise angefangen worden, das Blutsgefühl zu verkörpern. Der rheinische Adel spricht durch das Statut keine Vorrechte nach außen an, die nur tausendfachen und

wahrſcheinlich zur Zeit noch ſiegreichen Widerſtand finden würden. Was thut er? Er faßt ſich zuvörderſt in ſich zuſammen, und baut ſich auf binnen ſeiner Hecken und Pfähle. Man konnte nicht richtiger verfahren. Ich bin Ihr Gegner nicht, nur müſſen Sie mir erlauben, die Sache gerade anzuſehen. Ihr Statut iſt ein politiſcher Gedanke.

3.

Ein fröhlicher Lärmen, der aus dem Saale in dieſes ſtillere Zimmer drang, machte dem Geſpräch ein Ende. Die Charaktermaske zog ſich zurück, und fragte draußen, ob der Wagen noch nicht da ſey? Die Domino's ſtanden auf, und ſo auch die Spieler, worunter der Papagaigrüne. Alle gingen nach der Saalthüre, durch welche die barockſten Figuren geſchritten kamen. Ein tollverwachſener Kerl in einem dem Trödel abgeborgten Habit humpelte voran, und dem folgte ein gleich koſtümirter Bänkelſänger mit einer ungeheuren Naſe. Der Verwachſene trug eine Drehorgel, der Großnaſige einen Bilderrahmen an langer Stange. Dutzende der leichtfüßigſten Masken hüpften, trippelten, ſchwirrten nach.

Die Bänkelſänger baten in holperichten Knittelverſen um Platz. Sie traten in die Mitte des Zimmers, und augenblicklich umſtand ſie ein großer Kreis. Neugierig wurden die verwunderlichen Bilder des Rahmens gemuſtert. Der Rahmenträger, der zugleich einen großen Deuteſtab in der Hand führte, erklärte die Abſicht, auch hier in dieſem ſtillen Stübchen der lieben Jugend die Wunderdinge mitzutheilen, welche drinnen im Saale das reifere Alter beglückt hätten, und ein ſchnarrender Bänkelgeſang begann, wozu der Orgler waidlich orgelte.

Da wurde geſungen vom türkiſchen Kaiſer und ſeinen zwei Leibdardanellen, die nichts Anderes tränken, als Blut, vom Kinde, das, mit ſieben Armen geboren, gleich nach der Geburt ſieben Porträts gemahlt habe, vom tiefen Schnee, in den ein Poſtwagen mit vier und vierzig Paſſagieren und einem halben geſtürzt ſey, ſo daß man Nichts mehr ſehen könne, als den Schnee, nämlich die weiße Tafel, und von hundert andern außerordentlichen Begebenheiten und großen Thathandlungen wurde geſungen. Es war ein abenteuerliches Imbroglio neckiſcher Einfälle, denen ſich verſteckte und offenbare Anſpielungen auf Stadtgeſchichten und Perſönlichkeiten unſparſam beimiſchten. Ein

schallendes Gelächter unterbrach oft den Rhapsoden, der zu jeder Geschichte mit seinem Stabe die Abbildung wies. Da lauschten auch hin und wieder bekannte Züge durch die Karrikatur hervor. Mehreremal wurde Da Capo gerufen, und am Schlusse des Bänkelgesangs forderten viele Stimmen stürmisch die Wiederholung des Ganzen. Die Rhapsoden waren so klug gewesen, sich auf diesen Fall vorbereitet zu halten, sie trugen nun in einer Art von Duett einige neue, noch erhabnere und entsetzlichere Fälle vor, was denn natürlich einen unermeßlichen Jubel anfachte, der sie begleitete, als sie ihren Abzug in ein noch entlegeneres Zimmer nahmen, auch dort den Separatisten des Festes Etwas vorzusingen und vorzuorgeln.

Als es in unserem Gemache wieder still geworden war, sagte der schwarze Domino: Gemahnt mich doch diese tolle Posse an die Düsseldorfer Anfänge!

Düsseldorfer Anfänge? fragte der blaue Domino. — Was verstehen Sie darunter? der Rothe.

Kinder! rief der Schwarze, die Anfänge, was ich unter Anfängen verstehe, das ist gerade so etwas Geheimnißvolles, wie die Mütter im zweiten Theile des Faust:

„Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Kreatur!"

Es läßt sich mehr ahnen, als beschreiben. Die Düsseldorfer Anfänge sind eben die Düsseldorfer Anfänge.

Laßt Euch doch nicht mit ihm ein! rief der papagaigrüne Domino vom Spieltisch herüber. Er schlägt seinen mystischen Ton an, und will Euch damit nur schrauben. Es ist Nichts als Moos, wie er selbst zuweilen dergleichen Zeug nennt.

Was versteht Ihr unter Moos, alter Herr? fragte der schwarze Domino den Papagaigrünen.

Das Moos — das Moos — das Moos, das ist das Moos, stotterte der Papagaigrüne, und stach in der Zerstreuung das Aß seines Aiden mit Atout.

Seht Ihr, da werdet Ihr selbst zum Mystiker, und wollt überdies Gott verbessern, der dem Aß Eures Freundes den Stich prädestinirt hatte, sagte der Schwarze. — Wollt Ihr vom Moose wissen? mit dieser Frage wandte er sich an den blauen und an den rothen Domino. Denn nicht bin ich gewillt, das Begreifliche supranaturalistisch zu umschleiern, und nur das Unaussprechliche bleibe im Mysterio verborgen. Das Moos, das Gedankenmoos läßt sich begreifen und begreiflich machen.

Erweitre nur unſere Kenntniſſe! verſetzte der blaue Domino und lachte.

Gott der Herr, hob der ſchwarze Domino feierlich an, hatte, als er das Werk der Schöpfung vollbracht, von den Stoffen Etwas übrig behalten. Denn ſeine Fülle war unendlich, und ſeinem Reichthum ſelbſt die gränzenloſe Mannigfaltigkeit nicht gränzenlos und mannigfaltig genug. Was thun mit dieſem Reſte? Die Sache machte dem Herrn Sorge; denn wie er der ewig Reiche iſt, ſo iſt er auch der ewige Haushalter und will Nichts umkommen laſſen. Er berief die Elohim und fragte ſie um Rath. Gabriel meinte, er ſolle eine zweite Welt daraus ſchaffen. Dieſen Vorſchlag verwarf des Herrn Liebe; eine Welt aus Reſten wollte er ſich nicht nur ſo hinſtümpern laſſen. Raphael ſagte, er möge den Reſt aufbewahren zum Flicken, wenn das Univerſum einmal ſchadhaft werden ſollte. Darauf verſetzte des Herrn Weisheit: Ich habe Alles ſo gemacht, daß es immerdar durch ſich wird ſtehen und gehen können, und wird nimmer ein Riß einreißen. Michael ſchwieg, und dieſes Schweigen gefiel dem Herrn, denn in ſeinem Verſtande hatte er ſchon den Ausweg gefunden.

Er warf, ſtreute, träufelte den Reſt der Schöpfungsſtoffe in die fertige Welt. Und daraus entſtand der Ueberfluß, der Ueberſchuß, das Zweckloſe, das Gerathewohl in der feſten Ordnung, in der tiefen Abſichtlichkeit, die nun jene Reſte der Gotteskraft in eine ſo ſüße Gährung verſetzen. Daraus iſt auch der Zufall entſprungen, der Kobold der Kobolde. Gott ſelbſt kann Nichts wider den Zufall, denn auch er iſt aus ihm, und Gott vermag Nichts wider ſich. Darum ſollten Die, welche Geld, Macht, Hoheit miſſen, Gott nicht verklagen, der ihnen gern hälfe, wenn er nur könnte vor dem Zufall, der ihm immer über den Weg rennt. Die Thoren! Sie wiſſen nicht, daß der Herr ſie um ſo zärtlicher liebt, weil er ſie für den Zufall entſchädigen möchte. Es koſtet ſie nur einen Schritt, um in Gottes ewig feſte, geordnete Welt einzutreten, aber den thun ſie ſelten, ſondern laufen lieber hinter dem Zufalle her, den ſie am Ende noch gar für Gott halten.

Wollt Ihr Beiſpiele, wie Gott in der Natur den Schöpfungsreſt verwandt hat? Erinnert Euch der wahrhaften Sage vom Stieglitz, an deſſen Flügeln der Herr den Pinſel mit den übrig gebliebenen Farben auswiſchte. Seht die Spielarten, die Uebergänge, die Thierpflanzen, die Pflanzenthiere, den lichtſchluckenden Stein, den Fiſch, der lebendige Junge zur Welt bringt, das neuentdeckte Säugethier, welches Eier legt. Alle dieſe Kreuze der Naturforſcher ſind Ueberſchüſſe der Schöpfungskraft. Seht in der Geſchichte die verunglückten Helden, die mißrathe-

nen Weisen, die sogenannten interessanten Menschen. Alle diese Kreuze des redlichen Geschichtsforschers sind Ueberschüsse der Schöpfungskraft. Seht das Moos! da kriecht's, wuchert's, nistet's am Boden, trägt seine Krönlein, Kelchlein, Kölblein ohne Nutzen, Zweck, Bestimmung, denn das isländische Moos, welches den Schwindsüchtigen dient, ist kein Moos, sondern gehört zu den trockenen, vernünftigen Flechten und Algen. Auch das Moos ist ein Ueberschuß der Vegetation, die im Schöpfungswunder quoll und keimte.

Und in das Hirn des Menschen, in diesen höchsten und feinsten Organismus, wäre kein Tropfen jenes uranfänglichen Ueberschusses gefallen? Das hätte nicht mit rechten Dingen zugehen müssen. Nein. Jeder spürt's, wenn er sich an den Kopf faßt. Da ist was drin, was nicht Verstand, nicht Vernunft, nicht Urtheil ist, und wovon kein Kompendium der Logik handelt. Es ist das Moos im Kopf, das Gedankenmoos. Und wie sieht es aus, wenn es zu Tage kommt? Es sind die zarten Spiele der Einbildung, die lieblichen Grillen, die holden Thorheiten. Die Jugend ist seine Keimezeit, in der Liebe kommt es zum Blühen, der Traum bleibt ihm als Altentheil und Rückzug. Niemand auf der Welt ist ohne Gedankenmoos, und die Menschen sind in dem Verhältnisse zu dieser wundersamen Pflanzenformation nur durch die Art, wie sie sie behandeln, unterschieden.

In Sachsen heißen sie Moos Geld. Er hat Moos, bedeutet, er ist ein vermögender Mann, sagte der Papagaigrüne.

Ei, so schweigt doch, Ihr unerschrockener Interlocutor! rief der blaue Domino. Laßt unseren Botaniker hier seinen Lehrvortrag vollenden.

Auch der Grüne hat Moos im Kopf, er gehört aber zu der einen Klasse von Menschen, sagte der schwarze Domino. Diese wissen nicht recht, was für eine Bewandtniß es mit dem Moose habe, sie fühlen ihr Hirn auf eine seltsame Weise davon gekitzelt, möchten es gern ausreuten und schlechthin besonnene Männer seyn. Aber das Ausreuten geht nicht, weil es der unsterbliche Ueberschuß von Gottes Gedanken ist, und da sie in ihrem Aerger keine Kultur daran legen, so wächst es ihnen in Alles hinein, in Verstand, Vernunft, und Urtheil. Daher kommt es, daß sie so oft schreien: Um Gotteswillen, wo ist der Begriff geblieben? oder seufzen: Nimmermehr hätte ich mir Das vorstellen können! oder tiefsinnig murmeln: Wie kann ein so richtig angelegter Plan mißglücken? Ja, das unkultivirte Moos ist ihnen über den Begriff gewachsen, oder es kriecht schalkhaft zwischen den Vorstellungen umher, oder der Plan glitt auf seiner Glätte aus. Deßhalb machen denn auch die Erzprosaiker

immer die dümmſten Streiche. — Nun, die andere Klaſſe, das ſind, die am Tage des Herrn geboren wurden, die Sonntagskinder. Die ergeben ſich in den Rathſchluß des Herrn, tragen das Moos dankbar als eine Gabe Gottes bei ſich, hegen es ein, kultiviren es, ökonomiſiren damit. Es hat ſein Plätzchen für ſich bei ihnen, darauf es luſtig gedeiht, ohne die anderen Gewächſe im Kopfe zu erſticken. Die gehen nun ganz ſtill und ordentlich ihren Weg, von Verſtand, Vernunft, und Urtheil geführt, ſehen oft ſehr trocken aus und als ob ſie nicht fünf zählen könnten, und innerlich begleitet ſie eine Welt der farbichtſten Wunder. Nach verſchiedenem Gemäß iſt ihnen der göttliche Ueberfluß zugetheilt, der Eine hat mehr, der Andere minder. Mitunter iſt Einem bis zum Ueberlaufen voll gegeben worden;

Und wenn es ſich trifft,
Und wenn es ſich ſchickt,

ſo wird der ein Dichter. Seht, ſo verhält es ſich mit dem Moos im Kopfe.

Du haſt dem Konfuſionspropheten nachgeahmt, ſagte der blaue Domino. Du gabſt uns zugleich mit Deiner Beſchreibung ein Exemplar von der neuentdeckten Spezies.

Seyn Sie nun auch nicht eigenſinnig, und definiren Sie die Düſſeldorfer Anfänge, fügte der rothe Domino hinzu.

Definiren kann ich ſie wahrhaftig nicht, denn Anfänge ſind undefinirbar, verſetzte der ſchwarze Domino. Damit Ihr aber begreift, was ich mir ungefähr denke, ſo ſage ich: die Anfänge ſind irgendwo, wenn ſich eine Anzahl nicht ganz gewöhnlicher Menſchen zuſammenfindet, die Alle noch nicht recht wiſſen, was ſie wollen. Produktive Talente müſſen vorhanden ſeyn, die ihr Ziel nur gleichſam zwiſchen Nebeln ſehen, Kapazitäten, die noch mit Prinzipien ringen, Empfängliche, die Alles aufnehmen, ſelbſt wenn Manches zu ihrem Weſen nicht ſtimmt. Da entſteht denn eine Koterie, in der ſich Jedermann verſteht und mißverſteht, anzieht und abſtößt, in der ſich eine Terminologie übereinkömmlicher Sätze bildet, die denn doch bald zu den Sachen nicht paſſen wollen. Alles brauſet und ziſcht in einer ſolchen Miſchung; Lachen und Weinen folgen einander in raſchen Uebergängen, die größten Anſprüche werden gemacht, und mit Scheinbefriedigungen nimmt man vorlieb. Es iſt eine Zeit der Irrthümer, der Leiden um Nichts, aber es ſind auch Tage der Jugend, der Luſt, der Poeſie. Das göttliche Moos wächst dann, ſo zu ſagen, in Haus und Hof und auf den Straßen. Ein idealiſtiſcher Nihilismus überdeckt als glänzende Schaale ſolche Anfänge, aber unter der Schaale arbeiten die ernſteren Kräfte ſich aus. In Frankreich, wo

Alles sich nach Paris zieht, und in Paris die Begriffe despotisiren, sind Anfänge unmöglich. In deutschen Städten aber, selbst von mittlerer Größe, haben sie sich mehrmals begeben und dann dem Leben der Stadt eine Zeitlang ein ganz eigenes Gepräge verliehen. An einigen Orten ging Großes daraus hervor, an andern Kleineres. Göthe erlebte sie, als er Werther und Götz geschrieben, und in Frankfurt mit Jakobi und den Stollbergen zusammenhing, nebenbei Lili heirathen wollte und mit Gustchen briefwechselte. Vielleicht erlebte er etwas Aehnliches noch einmal in den ersten Weimarischen Jahren. Varnhagen beschreibt einen solchen Zustand, wenigstens zum Theil, wo er von Halle kurz vor 1806 erzählt. Und auch wir haben hier Anfänge erlebt.

Wann? fragte der blaue Domino.

Schwer zu bestimmen. Wollt Ihr aber eine Antwort, rund und nett, so sage ich, in den Jahren von 1827 bis 1830. Die Restaurationszeit war überhaupt einem Sichgehenlassen im Angenehmen günstig; mit der Julirevolution trat die Kritik, die Skepsis, der Materialismus unwiderstehlich in alle Geister ein, sie mochten sich sträuben, wie sie wollten. Zufällig fiel auch Schadow's italienische Reise in jene Zeit, er kam als ein halb Verwandelter zurück, und seitdem begann hier das Auseinandertreten der Elemente. Deßhalb setzte ich die Gränze der Anfänge in das Jahr 1830.

1827 aber begannen sie. Schadow war Ende 1826 eingetroffen und hatte die Akademie übernommen. Lessing, Sohn, Hildebrandt, Mücke, Hübener waren ihm gefolgt. Bald trat Bendemann hinzu, und Schirmer gründete die Landschaft. Eine Kolonie mit Kolonisten aus Osten und Westen auf rheinischem Boden! Kolonisten suchen naturgemäß Schutz und Schirm. Schadow schloß sich und sein Häuflein exklusiv dem Hofe, den Vornehmen an. Der Hof war jung und auch noch neu auf dieser Erde, die Vornehmen noch nicht recht sicher in sich. Katholisch, wie sie war, fühlte diese Kategorie schon deßhalb eine stille Vorliebe für den katholisch gewordenen Künstler. Beide aber waren unterhaltungsbedürftig. Gemählde waren etwas Neues geworden, da die Bayern schon zwanzig Jahre früher die Gallerie entführt hatten; die inhaltreiche Konversation des Künstlers, der Menschen, Werke, Welt gesehen hatte, war auch etwas Neues. All dieses Neue erhielt einen pikanten Zusatz durch die Figuren der jungen, hübschen, bescheidenen Künstler, welche bloße Hälse und lange Bärte trugen, und von denen der Meister mit Sicherheit den spätern Ruhm vorhersagte. Es konnte nicht an mannigfachen Sympathien hinüber und herüber fehlen. Die Repräsentation nahm die Kunst unter ihre Flügel, die Kunst durfte der

Repräsentation sich anschmiegen, denn diese war unschuldig, harmlos, damals selbst noch poetisch, wenigstens poetisch kostümirt.

Ich fand diese Allianz schon ziemlich fest, als ich 1827 herkam. Ich hatte gerade den Hofer geschrieben in der alten Gestalt, die ich nachmals verworfen habe. Diese Helden der jüngsten Vergangenheit, zu denen mich ein unwiderstehlicher Trieb gedrängt hatte, machten mir, als sie auf dem Papier standen, bange; ganz mich vergriffen zu haben, meinte ich. Welches frohe Erstaunen, als Holtei, der uns kaum 14 Tage nach meiner Ankunft besuchte, und dem ich das Stück im schönsten Frühlingswetter vorlas, sich hoch erfreut darüber zeigte. Er nahm es nach Berlin mit, rezitirte es dort vor mehreren hundert Personen. Als es erschien, erhielt es Beifall. Mein Name wurde allgemeiner genannt, ich fühlte mich selbst anders als zuvor.

Denn freilich umspielte mich auch eine andere Atmosphäre. Aus dumpfer Arbeitsschwüle trat ich in einen heiteren Kreis, dessen Arbeit auf die Schönheit ging, und hatte selbst Muße; aus formlosen Umgebungen unter Solche, denen unter den Händen Alles zur Form wurde, nicht allein ihr geistiges Leben und Weben, sondern auch des Alltags Ernst, Scherz, der geringste Einfall. Das Schadow'sche Haus war der Mittelpunkt der höheren Geselligkeit, ich wurde darin als Freund willkommen geheißen, und habe eine Zeit lang seine Leiden und Freuden mitgemacht. Die Mittel waren dort vorhanden, geistige und leibliche, einen solchen Zentralpunkt zu bilden, und da die letztern mit Sparsamkeit verwaltet wurden, so hatte die Sache Dauer. Ein zweites Studentenleben führten wir damals, aber kein rüdes, sondern ein phantasievolles. An andern Orten leben die Menschen ihrem bürgerlichen Berufe oder der Gelehrsamkeit, der Reiz des Daseyns wird als Nebensache behandelt. In unsern Anfängen dagegen war das Streben, das Feinste, Geistigste, die Spiele der Imagination, Laune, Witz, und selbst die Grille zur Praxis zu machen, oder, da Dies zu absichtlich klingen mag, wir bildeten uns ein, das Leben sey ein Spiel und könne in Impromptus ausgegeben werden. Mit Schadow hatte ich ein ganz eigenes Verhältniß. Wir waren polarisch entgegengesetzte Naturen, aber ein Zug tiefer Innigkeit wachte dennoch schnell auf und ließ die Sorge nicht emporkommen, wenn sie unter der Hand von der Mißlichkeit eines solchen Bündnisses schon damals flüsterte. Freilich fühlte ich bald, daß ich, um ihm verständlich zu seyn, in seinem Idiom mit ihm reden müsse, und Das that ich denn auch, weil ich ihn liebte, nicht aus Verstellung. Wie oft belauschten die Kastanien des schönen Hofgartens, in denen die Nachtigall flötete, oder die Wellen des Rheins, wo sie, wie geschmolzenes

Gold im Abendroth, majestätisch durch die frischgrüne Wiese schlendern, unsere wunderlichen Unterhaltungen vom Fegfeuer, oder den lieben Heiligen! Ich täuschte ihn wahrhaftig nicht, wenn ich mich ganz ernsthaft darauf einließ; ich war ihm gut und wollte gern sagen, was ihm lieb war. Es ist sonderbar mit solchen Neigungen — jener Zug der Innigkeit will mir noch nicht weichen, wenn ich ihm begegne, obgleich uns Leben und Grundsätze weit auseinander gestellt haben, und wir Beide wissen, daß wir Nichts mehr miteinander theilen können. Er führte mir einige seiner Lieblingsschüler zu, durch ihn erhielt ich sie, die nachmals meine Freunde geworden sind. Mit Entzücken belauschte ich das Sprossen der werdenden Kunst in den weiten Ateliers der Akademie, sie hörten, was bei mir entstand; von Kritik war gegenseitig nicht die Rede, uns erquickte ein naives Empfangen und Genießen. Wenn die Mitternacht bei Schwank und Gedicht, das oft aus dem Stegreife entstand, herangekommen war, und die Gläser zum letzten Male an einander klangen, dann zerstreute sich die muntere Horde, aus dem Garten heimgehend, unter den Bäumen mit muthwilligem Liede. Oder das Gestein wurde befahren, und in seinen buschichten Klippen, deren Fuß das Bächlein tief drunten so heimlich wäscht, stieg gehalten fröhlicher vierstimmiger Gesang auf. Nun erst die Geburtstage, die feierlichen Gelegenheiten, die Feste! Wer zählt die Maskenspiele, die Attrappen, die Pantomimen jener ersten fröhlichen Jahre? Alles wurde dramatisirt; Eigenheiten, Anekdoten, Spitznamen verarbeitete die Erfindung des Augenblicks, und wenn auch nicht Alles Brillant vom reinsten Wasser wurde, so konnte man doch mit dem Vikar sagen: **What the conversation wanted in wit, was made up in laughter.** — Zu allen diesen lustigen, feierlichen, kuriosen Dingen hatten wir ein Publikum empfänglicher Männer und Frauen, nicht selten nahm die halbe Stadt an unsern Schönbartsspielen Theil, und daß das Bild des freilich illusorischen, aber doch vergnüglichen Kunst- und Poesierausches aus goldenem Rahmen sah, war gar nicht so übel. Der Rahmen gab dem Bilde noch höhern Relief. Dieser goldene Rahmen war nämlich das Interesse des Hofes und der Vornehmen an unserm Treiben. Die Musen waren damals in diesen hohen und höchsten Kreisen durch uns Mode geworden, sie wurden zur Gesellschaft gerechnet, Vorlesungen, lebende Bilder, Gespräche über Dies und Das lösten einander auf dem glatten Parquet in gedrängter Folge ab. — Doch ich sehe Dir an, daß Du nur mit Unlust mich schildern hörst, also gib Deinem Kopfschütteln Worte, denn wir wollen heute aus unseren Herzen keine Mördergrube machen!

Der blaue Domino, dem diese Anrede galt, sprach: Wenn ich Deine poetische Prosa höre, so weiß ich nicht mehr, ob ich damals geschlafen habe. Daß ich von den schönen Sachen, die Du da aufbringst, doch so wenig gewahr geworden bin! Ich trat freilich später, erst kurz vor 1830, zu Euch, und Das mag Manches erklären. Vieles wird wohl schon vorüber gewesen seyn, und dann muß man sich auch in einen Kreis erst eine Zeit lang eingelebt haben, bevor man seine verborgenen Schätze kennen lernt. — Aber selbst wenn ich Deiner Rede folge, so frage ich: War denn ein solcher Schaum und Schein, ein solches Versteckenspielen in fremden Kleidern etwas Schönes? Das Theatralische und alles dem Theatralischen Verwandte ist immer ein bedenkliches Zeichen an einem sozialen Leben. Man schminkt sich nur, man legt den spanischen Mantel und die Rittersporen nur an, wenn man sich in eigener Haut nicht so recht selbstständig weiß. Blick' auf Lessing, das ohne Frage größte Genie der Schule. Er hat sich von all dem Glanz und Flitter Deiner Düsseldorfer Anfänge immerdar fern und in seiner stillen Zelle gehalten. Oft ist ihm Das als Stolz, Eigensinn, spröde Laune ausgelegt worden. Ich finde aber darin mehr einen zarten Takt seiner Natur, die stets auf sich ruhte, und alle falschen Anhalte verschmähte. Auch pflegt einem solchen ästhetischen Rausche bald eine traurige Ernüchterung zu folgen.

Ich sah die Anfänge nicht mit Ihrem poetischen Auge und nicht mit Deinem kritischen Blicke, sagte der rothe Domino. Geschichte ist mein ziemlich ernstes Studium, da brauche ich denn hin und wieder eine Abspannung, und amüsire mich gern. Und Amüsement boten diese poetisch-artistisch-sozialen Versuche, Das ist nicht zu läugnen. Etwas störte mich aber doch nicht selten. Wenn Shakespeare oder Calderon vorgetragen war, wenn in zauberischer Beleuchtung sich Jerusalem, die Hehre, in Banden und darauf triumphirend gezeigt hatte, oder Madonna in lichten Wolken zum schlummernden Raphael herabschwebte, wenn das Werk eines großen Tonmeisters aus sicheren Kehlen geklungen hatte, wenn die bedeutendsten Reden über Religion, Katholizismus, Styl, Form, und alle Heimlichkeiten des Schönen gewechselt worden waren, so folgte dieser Feststpeise — und Nichts war sicherer, als Das — ein Nachtisch von Berliner Witzen, wie sie hernachmals in Nante ihren eigentlichen Nationalkoch gefunden haben. Dieser Zusatz von Berliner Skurrilität zu allem Devoten, Glorioſen, Erhabenen war das Monogramm auf Ihrem Gemählde, woran es zu kennen wäre, wenn Zeitbilder sich auf Holz oder Leinwand fixiren ließen. Für Berolinismen habe ich aber keinen Sinn, weil sie immer nur der Ausdruck der witzigen Pauvreté und Niedertracht sind, und sie verdarben mir hier

Manches. Vom Herrn und Meister der Schule ging eine liebevolle Pflege dieser Blüten aus, und der schneidende Kontrast zwischen solchem Hange und der anderweitigen höheren Richtung wäre ein dankbarer Stoff für das feinere Lustspiel gewesen.

Ueberhaupt ließen sich komische Anekdoten aus jener Zeit erzählen, sagte der blaue Domino.

Die erzählt nur, sprach der Schwarze, denn Geschichte gibt es nicht von einer jüngsten Vergangenheit. Die Anekdote vertritt sie vor der Hand. Haltet aber ein arabisches Sprichwort dabei im Herzen.

Welches? fragten die beiden andern Domino's."

„Du sollst in den Brunnen, aus dem Du getrunken, keinen Stein werfen."

Nein, das will ich auch nicht, aber sagen darf Jeder, was für Geniſt er um den Brunnen gefunden, versetzte der blaue Domino. — Nun, die Feste jener medicäischen Periode von Düsseldorf sollten denn also immer überaus glänzend seyn, aber — sie sollten auch so wenig als möglich kosten. Diese Sparsamkeit zeigte sich besonders am Albrecht-Dürer-Feste, welches wohl der Kulminationspunkt von damals gewesen ist; denn an dreihundert Personen stark war das schauende Publikum, und in dem großen, geschmückten Galleriesaale ging es vor sich, und nahe an hundert Künstler und Dilettanten wirkten mit. Du hattest ein Stück dazu geschrieben: Albrecht Dürers Traum. Im ersten Akte ließest Du Dürer gepeinigt von den trüben Zweifeln, welche den großen Künstler von Zeit zu Zeit ergreifen, auftreten, seinen Schlummer trösteten darauf die Traumbilder der Melancholie und des Hieronymus, als Symbole des schaffenden Tiefsinns und der frohen Beschränkung; ein Geisterchor kommentirte diese kolossalen, transparenten Gestalten. Im zweiten Akte zeigte sich Dürer, versunken in begeistertes Schaffen. In diesem Dithyrambus seines Innern hörte er die Boten nicht, die ihm hohe Ehren vom Kaiser und vom Rath von Nürnberg brachten. So erschien er uns abermals im Traum, in dem wachen Künstlertraum, der über die Wirklichkeit hinaus entrückt. — Es war ganz hübsch, Du hattest dem Altvater gute Worte in den Mund gelegt, nur zu allegorisch war mir's gemacht und nicht greiflich genug. — Die beliebten lebenden Bilder durften denn auch nicht fehlen an diesem Feste. — Engel, Heilige, Apostel zeigten ihr reizendes oder ehrwürdiges Antlitz. Die Bekleidung aber wurde mit der größten Oekonomie behandelt. Weil nämlich ganze Gewänder zu viel gekostet haben würden, so kostümirte man jede Figur nur in so weit, als sie den Zuschauern sichtbar war. Auf diese Weise kam es unter Anderm, daß

ein Engel, deſſen Leib und Füße eine Wolke deckte, nur bis zum Gürtel das Gewand der himmliſchen Räume trug, von da abwärts aber ſein einfaches Hauskleidchen. Ein Apoſtel, der im Profil ſtand, war ſogar nur halb Apoſtel, auf der abgekehrten Seite ſchwarzer Frack.

Gewiſſermaßen eine Allegorie mancher Zeitrichtungen, die auch ſo halbſchlächtig nur auf den Effekt geſtellt ſind, war dieſer mangelhaft koſtümirte Engel und dieſer Profilprophet! rief der ſchwarze Domino und lachte.

Wenn ich moderne und antike Charaktere diſtinguiren ſollte, ſprach der rothe Domino, ſo würde ich behaupten, für die erſteren müſſe man immer einen beſtimmten Augenpunkt nehmen, um ſie im Koſtüm zu ſehen, um die anderen aber könne man, wie um Statuen, rund herumgehen, unbeſchadet der Wirkung. — Aber ich habe auch eine Anekdote. Bei jenem Feſte hatte der Feſtgeber erklärt, für das Koſtüm wolle er aufkommen, für alles Uebrige aber müſſe jeder der Darſtellenden ſelbſt ſorgen. Ein Prophet nun behauptete, ſein Bart gehöre zum Koſtüm, und müſſe ihm unentgeltlich geliefert werden. Darüber entſtand eine etwas warme und nicht ganz angenehme Debatte, welche über die ſchwierige Rechtsfrage verhandelte: Ob ein Prophetenbart Koſtüm oder das Uebrige ſey? und ich weiß in der That nicht, wie die Entſcheidung noch zuletzt ausgefallen iſt.

Die Haute-Volée, welche Du den goldenen Rahmen um die Düſſeldorfer Anfänge genannt haſt, empfand von Euren Bemühungen oft mehr Grauſen, als Freude, ſagte der blaue Domino. Erinnerſt Du Dich noch des Abends, wo Ihr die Szenen aus Heinrich dem Vierten aufführtet, und ihrer Wirkung auf den vornehmen Kreis Eurer Zuſchauer?

Ja wohl, verſetzte der ſchwarze Domino. Falſtaffs pfundſchwere Späße erregten dieſen zarten Gemüthern durchaus mehr Entſetzen, als Behagen, es war Alles ſehr ſtill und ernſt bei ſeinen Aufſchneidereien. Nur ein einſames Lachen klang uns, tröſtlich, wie der Geſang des frommen Einſiedlers in der Wüſte Thebais, von fern entgegen. Es kam von Uechtritz, der ganz hinten im Saale ſtand, und an unſerem Spiele ſein unbefangenes Vergnügen hatte.

Neben mir ſtand ein alter, korpulenter Kriegsmann, ſagte der rothe Domino. Der Dicke da, murmelte er, ſoll eine Satyre auf mich ſeyn. Ich finde Das aber unrecht.

Eine Dame von hoher Extraktion, die in meiner Nähe ſaß, hegte eine Beſorgniß eigener Art, fiel der blaue Domino ein. Sie flüſterte ängſtlich mit ihrer Nachbarin, und ich verſtand ſo viel, daß ſie derſelben die Furcht mittheilte, das übermäßige Embonpoint des Menſchen da ſey gewiß eine künſtliche Vorrichtung, eine Eſpece von Schrank, den

der Menſch zuletzt aufriegeln, und aus dem er allerhand frivole Späße hervorziehen werde, wie junge Hunde, einen Hampelmann, oder ſo Etwas.

Dieſe Perſonalitäten hatten wieder Mehrere in die Nähe der drei Domino's gebracht. Noch manche Anekdoten wurden laut, endlich aber rief der blaue Domino: Laſſen wir es nun genug ſeyn, denn wenn man ſich auch nicht ganz vor Commerage hüten kann, ſpricht man über den Tag und ſeine Geburten, ſo wollen wir doch nicht in die Mediſance verſinken.

Commerage und Mediſance ſind Eins und Daſſelbe, ſagte der Papagaigrüne.

Mit nichten, Ehrwürdigſter, verſetzte der blaue Domino. Mediſance iſt verweſendes Geſpräch, Commerage dagegen werdende Novelle.

Etwas dunkel! rief der Papagaigrüne.

Alles, wovon wir geſprochen, ging überdies halb öffentlich vor, und deßhalb durften wir davon ſprechen.

Scharf habt Ihr mich mit meiner poetiſchen Proſa, wie Ihr ſie nanntet, durchgenommen, ſagte der ſchwarze Domino. Aber gab ich denn nicht im Allgemeinen von Anfang an das Täuſchende, Unwahre, Schiefe der Anfänge zu? Und ſoll uns die Vergangenheit nicht mindeſtens zur lieblichen Sage werden, in welcher auch der Oger und das Ungeheuer noch ihr Poetiſches haben, da die Gegenwart ſelbſt das Gute uns meiſtentheils mit ziemlich proſaiſchem Gruße zu bieten pflegt? — Ueberdies verſchleuderten wir uns nicht in jenen Saturnalien. Es wurde ſehr ernſt gearbeitet in den muntern Tagen. Schadow baute mit ſicher-kluger Hand an ſeiner Anſtalt, wir gründeten den Kunſtverein. Kortüm, Fallenſtein, und ich machten das Statut. Der Gedanke darin, daß der Verein auch öffentliche Werke in das Leben rufen ſolle, der, bei dieſem Verein meines Wiſſens zum erſten Male laut geworden, großes Aufſehen erregte, kam aber von Moſler. Leſſing mahlte ſein Königspaar, Bendemann die Ebräer im Exil, Sohn den Hylas, Hübener den Roland, Hildebrandt Judith und Holofernes. Ich fabulirte Tuliſäntchen zuſammen, ſchrieb Alexis und Merlin, vollendete Stücke der Epigonen. — Jede Familie muß zuweilen Beſuch haben, jede Stadt bedarf der Fremden, jeder Zuſtand hat ſeine Abgehenden und Kommenden nöthig. Zur Akademie flutete periodiſch, meiſt im Sommer, eine Woge hoher Herrſchaften, enthuſiaſtiſcher Liebhaber, räſonnirender Kenner heran. Reizende Damen fehlten nicht, welche gelegentlich den Pinſel zur Hand nahmen, und ſich nebenbei von Verehrern unterhalten ließen. — Von den literariſchen Gäſten ſind mir zwei im Gedächtniß beſonders lieb und werth, ja der eine von ihnen war mir

ein Freund, der mir noch nicht wieder erſetzt worden iſt. Ich meine Wilhelm von Normann und Michael Beer. Normann hat ein Gedicht geſchrieben: Moſaik, an das man wieder erinnern muß, denn es iſt es werth, und in unſerer an Produktionen fruchtbaren Zeit wird ſo leicht Etwas auf eine Zeitlang vergeſſen. Moſaik iſt weiter Nichts, als Heinrichs des Vierten erſte Liebe und Untreue, ein Geſchichtchen, wie es viele gibt, kaum hat es Inhalt, aber der Dichter plaudert Das ſo naiv ab, wie Heinrich die ſchöne Gärtnerstochter beim Scheibenſchießen ſieht, raſch ihre Gunſt gewinnt, bald an derſelben Stelle, wo er mit Fleuretten geſcherzt, einer Hofdame ewige Treue ſchwört, und das arme verrathene Herz dann ſeine Glut in den Fluten kühlen muß! Dieſes einfache Geſchichtchen ſpiegelt ſich in der ſchönen Seele des Dichters ab, neckiſch und ernſt, über deren Frohſinn doch der Schatten eines edlen Schmerzes läuft.

„Ich möchte König ſeyn!“

ſo hebt er an — und ſagt uns darauf:

„Mir iſt ein eignes Reich. Da ſind Gedanken
Die Bürger, und in ihrer Mitte lebt
Als Königin die Freiheit!“ —

Provence, Neapel, und Rom, wo die drei Geſänge geſchrieben wurden, werfen ihre Himmelslichter, ihre Orangenblüten und Sternennächte in die zarten Reime, welche alle dieſe Elemente gar anmuthig zu vergleichen wiſſen. Ein bischen byroniſirt wird freilich darin, aber was thut Das? Es iſt ein Jugendprodukt, im beſten Sinne des Worts. Und jugendlich war der Dichter auch, fein und höflich, gewandt und doch hingegeben fühlend. Er hielt ſich, als er aus Italien zurückkehrte, ein Jahr in Aachen auf. Von dort kam er ab und zu hieher. Noch ſehe ich ſeine ſchlanke Geſtalt, ſeine vornehmen Züge. Eine leiſe Schwermuth lag auf dieſem ſonſt ſo heitern Weſen. Er liebte eine ſchottiſche Dame, die ſein Gedicht in rührenden Wendungen feiert, ohne Hoffnung des Beſitzes. Ach, ſchrieb er mir einmal, wäre ich in Ihrer ruhigen, geiſtigen Welt dort! Aber ich ſehe leider Alles hier wie durch Wolken und Nebel. — Endlich ebneten ſich ſeine Pfade, er durfte die Geliebte heimführen, und kaum mit ihr verbunden, ſtarb er, vor dem dreißigſten Jahre.

Mit Michael Beer hatte ich das wohlthuendſte Zuſammen- und Ineinanderleben, ruhend auf gemeinſamem Streben, Drang, vorwärts zu kommen, und Bedürfniß, Alles, was den Einen beſchäftigte und förderte, auch zum Eigenthum des Andern zu machen. Keine Schmeichelei entwürdigte dieſen Bund, Wahrheit hieß unſer Wahlſpruch. Er

war viel in Düsseldorf und auf längere Zeiten. Ich erinnere mich dieser Wochen und Monate mit einer frommen Bewegung. Die Plane und Vorsätze waren unendlich, kein Gespräch versiegte vor tiefer Mitternacht. Alles, was Literatur, Zeit, Welt uns darreichte, wurde betrachtet. Wenn ich erwäge, wie leicht ich mich damals mittheilen konnte, und wie schwerfällig ich seitdem geworden bin, komme ich mir wie ein anderer Mensch vor. Er hatte unendlich viel gesehen und gehört, denn er war fast in allen Hauptstädten von Europa gewesen; sein Reichthum, sein geselliges Talent öffneten ihm den Zugang überall. So konnte er mich denn mit einer Fülle von Anschauungen in meiner stillen Klause erquicken. Mit Recht sagt sein Biograph von ihm, daß ihm Freundschaft Bedürfniß und Lebensluft gewesen sey. Es war in der That so. Einen Theil unseres Lebens faßt der Briefwechsel in sich, den die Erben herausgegeben haben. Freilich ist oft das Beste und Bezeichnendste daraus weggelassen worden, manch kleines Lebens- und Genrebild ist getilgt. Der fremde Herausgeber durfte aber nicht anders verfahren, der persönlichen Rücksichten wegen. Ich erfuhr den Tod meines Freundes ganz unvorbereitet durch ein Zeitungsblatt, und habe nachher nur sein Grab bei München besuchen können.

Waren diese und andere dergleichen anregende Kräfte, die sich hier zu uns gesellten, nur von kurzem Leben, so traten dagegen zwei dauernd in unsern Kreis, und sind uns geblieben: Uechtritz und Schnaase. Ich kannte Alexander und Darius, der einen so heftigen Federkrieg in Berlin erregt hatte, und war nicht unempfindlich für die Größe des Gedankens geblieben, das junge Griechenthum mit dem alternden, an sich selbst siechenden Orient zusammenstoßen zu lassen. Ein wahrer, großer Gedanke lebt auch in den späteren Dramen Uechtritzens. Der Konflikt zwischen zwei solchen Gestalten, Mann und Weib, wie Alboin und Rosamunde, dieser Kampf von Haß und Liebe, dann in den Babyloniern das Prophetische, Vormessianische und Falschmessianische — das sind gewiß Griffe und Blicke, des Dichters würdig, und nur dem Dichter möglich. Rosamunde hat freilich den Fehler, daß darin an ein ungeheuerliches Faktum, welches nicht anders als äschyleisch skizzenhaft hätte gefaßt werden können, eine detaillirte psychologische Behandlung gelegt worden ist. Daß eine Tochter gezwungen wird, aus dem Schädel ihres Vaters halbberauschten Recken zu kredenzen, läßt sich nicht fein motiviren, und deßhalb bleibt in jenem Stücke ein Zwiespalt zwischen Stoff und Form. Ueberhaupt trennt Etwas den Dichter von seinen Gestalten, und wir können es nicht anders nennen, als Reflexion. Aber gerade dieses Vorwiegen des Reflektirenden in Uechtritz gab un-

ſern etwas bunten Anfängen einen heilſamen Gegenſatz. Sein Wiſſen, ſein ganzes Weſen mahnte zum Nachdenken, zur Sammlung. Viel und Mancherlei wurde gleich im Beginn unſeres Umgangs verhandelt, wenn wir bei hellem Tageslicht mit gewaltigen Schritten unſern Spaziergang begannen, nur eine halbe Stunde mit einander ſeyn wollten, und uns verwundert nach langen, ſelbſtvergeſſenen Geſprächen im Abenddüſter zwiſchen fremden Hügeln und Büſchen ſahen. Er hat mich über ganze Strecken der Erkenntniß aufgeklärt, Mehreres, was in den Epigonen ſteht, iſt wörtlich früher von uns ſo abgeſprochen worden. Zu den Mahlern trat er bald in eine große Vertraulichkeit. Er kam ganz anders mit ihnen zu ſtehen, als ich; ſeine geordneten Kenntniſſe, beſonders in der Hiſtorie, machten ihn auf natürlichem Wege zu ihrem Lehrer. Ich konnte ſie Nichts lehren, denn ich wußte ſelbſt nicht viel Poſitives. Er hat ihnen weſentlich genützt, und Das ſollten ſie nie vergeſſen! Seine Freundſchaft mit Leſſing war mir immer eine ſchöne Erſcheinung. Gar herrlich iſt eine ſolche begeiſterte Vertiefung des einen Geiſtes in einen zweiten.

Durch Schnaaſe erhielt die Praxis der Kunſt hier ihr Komplement, die Theorie. Die Kunſtbetrachtung der Gegenwart iſt auf eine würdige Stufe gekommen. Endlich ſind die leeren Allgemeinheiten, abgezogen von iſolirt angeſchauten Perioden, welche ſo lange das Urtheil irre führten, zum Schweigen gebracht. Auf dem hiſtoriſchen Wege, die Kunſt aus der Geſchichte deutend, die Geſchichte aus der Kunſt, ſucht man dem Geheimniſſe ihrer Erzeugung beizukommen. Und dieſer Weg iſt wohl der allein richtige zu nennen. Denn die Kunſt iſt ſelbſt nichts Abſolutes, ſie iſt eine hiſtoriſche Erſcheinung. — „Die Kunſt iſt nicht abhängig von der Welt, nicht eine Wirkung ihrer Revolutionen, und eben ſo wenig eine Macht, welche in die Kette der Urſachen und Wirkungen eingreift. Aber ſie beſteht auch nicht ohne Verbindung mit dem Leben, ſie iſt vielmehr das gewiſſeſte Bewußtſeyn der Völker, ihr verkörpertes Urtheil über den Werth der Dinge; was im Leben als geiſtig anerkannt iſt, geſtaltet ſich in ihr."

So lauten ungefähr die Worte in dem Buche, welches eine der reifſten Früchte unſerer Anfänge war. Ich meine die Niederländiſchen Briefe von Schnaaſe. Er gehört zu den ächten Kunſtforſchern unſerer Tage, und ich bin überzeugt, daß die Literaturgeſchichte ihm unter ihnen einen ehrenvollen Platz anweiſen wird. In ihm ſelbſt hatten Kunſtgefühl und Kunſterkenntniß die natürliche Geſchichte erlebt. Von dem Intereſſe an der Architektur, von ihrem Studio war er zu dem der übrigen Künſte vorgedrungen. So hatte alſo die älteſte Kunſt

in seinem Bewußtseyn auch das älteste Datum. Dieser natürliche Entwicklungsgang, den er, unterstützt von einem ungemeinen kombinatorischen Scharfsinne und von einem sehr ausgebreiteten Wissen, gegangen ist, gibt seinen Untersuchungen die Tiefe und Unparteilichkeit, ihren Resultaten die ausgiebige Fülle und Reinheit, welche jene Briefe aus Niederland so sehr charakterisiren. Was sie aber am meisten in meinen Augen adelt, ist, daß der Scharfsinn nie zum Pikanten und Witzelnden verführt, sondern immer nur nach Wahrheit und ihrem ernsten und schlichten Ausdrucke strebt. Ich halte dieses Buch für ein Haupt- und Grundbuch; es wird auch schon jetzt in dem Kreise der Wissenden mit großer Achtung genannt. Populär kann es aber nie werden, denn es will mit Ernst, mit Selbstentäußerung, und Hingebung an die Operationen des Verfassers studirt seyn. Möglich aber wäre es, daß wir späterhin manchem Räsonnement begegneten, welches, ohne das Ursprungszeugniß aufzuweisen, doch im Garten meines Freundes gewachsen.

Ich muß gestehen, daß ich mich nicht ganz habe hindurcharbeiten können, sagte der blaue Domino. Zweierlei verleidete mir die Lektüre. Einmal schien mir das Buch kein recht in sich geschlossenes Buch zu seyn, und dann kam es mir auch so vor, als ob der Autor zuweilen seine Nadeln so fein schliffe, daß sie ihm unter den Händen zerbrachen.

Den ersten Tadel gebe ich zu, sagte der schwarze Domino. Die leichten Reiseschilderungen, welche sich zwischen die tiefsinnigen Deduktionen schieben, sind eher ein falscher Reiz, als ein Schmuck; auch hätte der Belehrende hin und wieder Mittelglieder den Lesern zu finden überlassen sollen. Den zweiten Tadel muß ich verneinen. Dein Gleichniß von den Nadeln bei Seite gesetzt, sage ich: auf der Höhe weht eine andere Luft, als unten im Thale. Sie kann dem Athmenden dünn und scharf vorkommen, aber sie ist nun eben die Luft der Höhe. Will man einmal mit der Kunstbetrachtung aus der Fläche, in welcher sich allerhand materialistische oder religiös-patriotische Dünste ihr anhängen, emporsteigen zu der reinen Höhe, wo die rechten Messungen anzustellen sind, so muß man sich die Luftschicht der Höhe gefallen lassen.

Der rothe Domino rief lächelnd: Sie sollten Ihrem Panegyrikus durch ein Resumé aus dem Buche für uns Thalleute etwas spezifisches Gewicht geben!

Ich kann es nicht. Was hälfe es, daß ich sagte, der Wanderer geht von Osten nach Westen, von Rotterdam über den Haag, Leiden, Antwerpen, Gent, Brügge, bis in Französisch-Flandern, er durchmißt auf diesem Weg das Gebiet der Kunst von ihrem letzten Ausgang bis zu den ältesten Anfängen, und gelangt endlich auf einen Gipfel, von

dem er die Theilung der künſtleriſchen Arbeit unter den Völkern der Erde ſeit den Ebräern bis zum Siecle herab erblickt, gleichſam eine Generalkarte des Genius? Er findet unterwegs, daß die Landſchaft die Natur darſtelle, als Wohnſitz des Menſchen im größten Sinne gefaßt, er mittelt aus, warum die Architektur in ihr ihre nothwendige Stelle finde, aber als Ruine, und trifft ſo auf den richtigen Gegenſatz dieſer noch wenig verſtandenen Art zur hiſtoriſchen Kunſt, wodurch ſie den von dieſer leer gelaſſenen Raum ausfüllt. Er macht uns klar, daß das frühere Mittelalter nur den architektoniſchen Blick gehabt habe und haben können, und daß es in ſeinen mahleriſchen Geſtalten wirklich dieſe architektoniſche Schönheit erblickt habe, ſo dürr und mathematiſch ſie uns vorkommen mögen. Er vindizirt dem Genre ſeine Stelle, geblößt und offen gelegt durch die Reformation, welche das Individuum und die Natur zu Ehren brachte. Er erzählt die Geſchichte des Naturgefühls unter den Völkern, erklärt die Schule von Antwerpen aus den Schulen von Eyk und Hemling, und kommt zu der ſchwierigen Unterſuchung, was denn nun eigentlich den religiöſen Ausdruck in den Werken der religiöſen Kunſt ſchaffe? Da wird gefunden, daß nicht die Frömmigkeit des Künſtlers oder des Zeitalters dieſen Charakter hervorbringe, ſondern daß er durch das architektoniſche Element im Werke ausgeſprochen werde. — Die Kunſt, ſagt der Autor, ſteht mitten inne zwiſchen Lehre und Leben. Sie iſt ſelbſt eine Religion, Naturreligion, ſie iſt das pantheiſtiſche Element, welches keiner Religion fehlen darf.

Alle dieſe und hundert andere Gedanken, die mir noch aus dem reichen Buch einfallen möchten, würden aber davon dennoch keinen Begriff geben. Sein Organismus iſt es, was es zu Dem macht, was es iſt, und jene Aphorismen ſind nur zerſtreute Glieder, die den lebendigen Leib nicht darſtellen.

4.

Mein Freund, fuhr der ſchwarze Domino fort, war in jener erſten Zeit unſeres Zuſammenſeyns voll von den Problemen, deren Löſung er nachmals in den Niederlanden fand. Wie groß war der Drang der Mittheilung, wie rege die Luſt des Empfangens! Die Dichter werden nicht müde, den Frühling zu preiſen und die Liebe, und das von Rechtswegen. Aber was der Frühling und die Liebe der Jugend iſt, das ſind die Stunden, in denen Zwei miteinander Gedanken erzeugen und ausſchaffen, dem Mannesalter. Ein blos perſönliches Wohlgefallen iſt

zwischen Männern mehr nicht, als ein schöner Schein; wie die Ehe vollkommen wird durch das Kind, so bedarf die Freundschaft des Objekts. Zeugen ist nach Platon die That der Liebe: auch Männer müssen im Wahren, im Gegenständlichen diese That miteinander vollbringen, soll ihr Bund eine Wirklichkeit bleiben. — Ich kam zu jenen guten Stunden auch nicht ohne Gabe: Merlin, den ich schon als Knabe durch Friedrich Schlegels Erzählung kennen gelernt und seitdem immerdar im Herzen getragen hatte, machte mir gerade damals die heftigsten Geburtsschmerzen, und wollte durchaus an das Licht. Der metaphysische Gehalt dieser Fabel sagte dem spekulativen Sinne meines Freundes besonders zu; sein liebevollstes Interesse hieß mein Stammeln von ihren eigentlich unaussprechlichen Geheimnissen willkommen. Noch erinnere ich mich des Märzabends, an dem ich ihm draußen im Freien die Intentionen der Szene zwischen Merlin und Satan am Grabe der Mutter bei Stonehenge klar zu machen suchte. Es gelang nicht ganz, denn ich trug sie im Gefühl, nicht in Worten, bei mir. Aber uns umstrichen die ersten, scharfen, Wunder verheißenden Lenzesdüfte, der Mond schien und schien auch nicht, denn ein Chaos von Wolken wühlte sich durch den Himmel. Da wies ich ihn zuletzt an Lüfte, Mond, Wolken, und Himmel als Dolmetscher.

Schade, daß dieses Gedicht an so entlegenen, unpopulären Gestalten verläuft, sagte der blaue Domino. Klingsor, Artus, Merlin, Lanzelot, Ginevra, die Hüter des Grals! Ja, wer denkt bei diesen Namen sich Etwas? Es ist ein eigenes Unglück für Dich gewesen, daß Du mit dem Drange, den ich wohl in Deiner Arbeit erkenne, gerade zu dieser wenig bekannten Sage geriethest. Je dunkler, feiner, geistiger ein Stoff ist, desto planere Träger sind ihm vonnöthen.

Dieser Umstand möchte noch hingehen, sprach der rothe Domino, aber offenbar ist für die Durchsichtigkeit und Grazie eines poetischen Kunstwerks Ihre Mythe zu belastet durch intellektuelle Anschauungen der sonderbarsten Art. Die Figuren erliegen unter der metaphysischen Rüstung.

Ihr habt die beiden Fehler des Merlin, welche mich um den Gewinn gebracht haben, richtig angegeben, versetzte der schwarze Domino. Als ich vor Kurzem ihn einmal wieder zur Hand nahm, erregte es mir eine eigen schmerzliche Empfindung, nun zu sehen, woran es ihm gebreche. Doch brachte er mir auch seine Früchte. Tieck, Uechtritz, Häring widmeten ihm den tiefsten Antheil. Rosenkranz sprach, wenn gleich mit einigem Widerstreben, achtend über ihn. Andere sagten, ich habe den Faust überbieten wollen. Der Vorwurf traf nicht. Ich war gar nicht

in das Gebiet des Fauſt eingetreten. Nicht die Sünde ſchwebte mir als das Unglück der Welt vor, ſondern der Widerſpruch. Merlin ſollte die Tragödie des Widerſpruchs werden. Die göttlichen Dinge, wenn ſie in die Erſcheinung treten, zerbrechen, dekomponiren ſich an der Erſcheinung. Selbſt das religiöſe Gefühl unterliegt dieſem Geſetze. Nur binnen gewiſſer Schranken wird es nicht zur Karrikatur, bleibt aber dann freilich jenſeit der vollen Erſcheinung ſtehen. Will es in dieſe übergehen, ſo macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger ſich vom Lächerlichen ganz frei gehalten hat. Dieſe Betrachtungen faßte ich in Merlin ſublimirt, vergeiſtigt. Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachtrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichſten Wahnwitz.

Ich redete vom Widerſpruch. Zuweilen liegt der Widerſpruch, der ſich ſonſt meiſtentheils vererzt zeigt, gediegen zu Tage. Ein ſonderbarer Widerſpruch, freilich mehr praktiſcher Art, begegnete mir auch in jenen Zeiten. Sie hatten, wie Ihr geſehen habt, Etwas von einer Idylle, worin freilich keine rothbebänderten Schäfer, ſondern Künſtler, Literatoren, Grafen, und Herren auftraten. Ein ganz idylliſches Verlangen regte ſich in mir, und ſein Gegenſtand war — der Wolf.

Was meinſt Du? fragte der blaue Domino.

Nun, Michael Beer war bei uns zum Beſuch, und wir ſprachen unter Anderm auch viel von Platen. Die verhängnißvolle Gabel war erſchienen, der Band Gedichte deßgleichen. Seine öſtlichen Spielereien hatten mir zwar wenig behagt, aber in den andern Sachen gefiel mir die elegante Form, die Präziſion der einzelnen Bilder und Gedanken. An manchem hübſchen Einfall in der Komödie hatte ich meine Freude gehabt. Er erregte mein Intereſſe, ich hätte ihm gern, hingegeben wie ich damals war, geſagt, wie ich von ihm denke. Ich ſprach es gegen Beer aus, und kündigte ihm meinen Vorſatz an, Platen brieflich mich nähern zu wollen. Beer machte ein ſonderbares Geſicht, und verſetzte: Das laſſen Sie doch lieber, denn — denn — Ich ſtutzte, hatte aber kein Arg. Kaum ſechs Monate ſpäter erſchien der romantiſche Oedipus, von deſſen Herannahen mein Freund ſchon gewußt hatte.

In der That würde Sie ein achtender oder verehrender Brief mit ſolcher Replik ſeltſam geſtellt haben! rief der rothe Domino.

Mein guter Genius hat mich vor dieſem Schritte, den nur unſchuldigere Zeiten zu würdigen gewußt haben würden, bewahrt, erwiederte der ſchwarze Domino. Jetzt mußte ich den mir werth gewordenen Dichter und unerwarteten Feind in anderer Weiſe begrüßen, die Polemik griff zu ihren Worten, obgleich mir nie in jener Zeit des Kampfes

auch nur auf einen Augenblick die Achtung vor dem Achtungswürdigen in Platen sich trübte. Heine, der so heftig wegen seines Gegenspottes getadelt wurde, betrachtete die Sache ebenfalls leicht und heiter, seine Briefe aus jener Zeit sind voll von drolligen Aeußerungen über diesen Krieg. Aeußerst komisch war der Zorn mancher Leute, die sich öffentlich vernehmen ließen. Sie schalten uns, daß wir uns unserer Haut gewehrt hatten. Doch erhielt ich auch lobende Zuschriften, die in anderer Weise lustig waren. Einer schickte mir ein Sonnett, welches so anhob:

„Du hast Dich, Edler, brav herausgebissen..."

Ein Anderer bewunderte in einem Briefe voll schöner Sachen für mich die „Milde" meiner Streitschrift.

Wie kam es, daß Du, der Du auf jeden Angriff sonst immer geschwiegen, hier den Handschuh erhobest? fragte der blaue Domino.

Eben, weil ihn ein Gegner hingeworfen hatte, mit dem man sich schlagen konnte, versetzte der Schwarze. Und übrigens macht sich dergleichen, man weiß selbst nicht wie? Es gibt Bekannte und gute Freunde, die bei solchen Gelegenheiten die friedfertigste Gesinnung in den Harnisch zu bringen vermögen. Da kommt der Eine und zuckt die Achseln, ein Zweiter bemitleidet, ein Dritter sagt: So Etwas ist doch unerhört. Ein Vierter spricht: Wir wollen gar nicht davon reden. Der Fünfte fragt: Was werden Sie dagegen thun? Noch ein paar Andere flüstern blos, wenn sie einen sehen. — Der innere Grund, warum ich schrieb, war, weil ich einen inneren Gegensatz zwischen mir und Platen fühlte, und diesen ausdrücken zu können hoffte. Ich konnte mich nicht mit seiner Präzision, Schärfe, geschweige denn mit den metrischen Verdiensten des Mannes messen, aber ich hatte auch Etwas in mir, was er nie besessen hat, und dieses Etwas war mir Poesie, meine Poesie. So entstand aus äußern Veranlassungen, doch mehr aus innern Ursachen, der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier. Campe in Hamburg verlegte ihn, wünschte aber der Beschleunigung wegen, daß ich den Druck und die Versendung selbst besorge. So ward ich Autor, Korrektor, und Spediteur meiner Polemik.

Ich besuchte Sie damals, und sah auf Ihrem Zimmer einen mächtigen geschnürten Ballen liegen, sagte der rothe Domino. Um des Himmels willen, fragte ich, was ist Das? Sie antworteten: Tausend Kavaliere stecken da drinnen.

Es war uns komisch-schauerlich, den poetischen Hohn in so materieller Wucht vor uns liegen zu sehen, erwiederte der schwarze Domino. Ich war froh, als der Fuhrmann mir das Zeug vom Hals schaffte. Nachher war mir Platen Derselbe, der er mir früher gewesen, und ich konnte

mich seiner Vorzüge erfreu'n, als ob nie ein Oedipus in die Welt gekommen wäre.

Platen, sagte der rothe Domino, ist ein eklatantes Beispiel, wie die ältere lyrische Stimmung sich bei einem Volke noch einmal zu rekonstruiren sucht, obgleich ihre Stoffe durch die Vorgänger aufgebraucht sind. Die Lyriker der Jetztzeit, die mit Heine begannen, greifen dreist in die gährenden Substanzen der Gegenwart, und gestalten sie, wie es gehen will. Die Liebe, die an ihrer eigenen Narrheit verzweifelt, das Gefühl, das an der Skepsis der materiellen Zeit hinstirbt, der Liberalismus, der Weltschmerz, Afrika, Orient, Amerika, wo möglich Südindien, durch die unzähligen Reisen in Jedes Gesichtsweite gerückt, — das sind die Themen der jetzt Berühmten. Die älteren Lyriker hatten Natur und Blüten, sehnsüchtige Liebe, zarte Scheu vor der Barbarei unseres deutschen Lebens, die Herrlichkeit südlicher und antiker Zustände gesungen. Ramler und Klopstock kontemplirten historische Personen und Ereignisse in rhetorischer Weise. Später gesellten sich zu diesen Lauten Minne, Andacht, die Klänge romantischer Vergangenheit. Ganz zuletzt fand das patriotische und Kriegsgefühl Worte. Alle diese Schätze waren ausgegeben, Uhland und Rückert beschäftigten sich mit der letzten Nachlese auf den Feldern, als Platen erschien. Er war belesen, gebildet, gelehrt sogar. Er hatte Gedanken, Gefühle, er war ein Dichter — aber keiner, in dem ein neues Evangelium der Poesie nach Offenbarung ringt. Er gehörte nicht zu Denen, die da wollen dichten, er *mußte* es. Aber was thun? *Ein* Talent war sein eigenes: das philologische. Mit diesem griff er umher unter den schon zubereiteten Stoffen, schliff sie, appretirte sie, gab ihnen Façon, eine nettere, knappere, als je eine zuvor gewesen war. Er war der Sammler, der aus zweiter Hand nahm und durch höchst geschickte Aufstellung, richtiges Licht, Säubern und Abputzen etwas Neues hervorzubringen schien: — die Sammlung. Sie gehörte ihm allerdings, dem Sammler, aber die Geister der Meister in Erz, Gold, Stein, und Farbe, welche zu der Sammlung steuerten, gehörten ihm nicht. Nun aber genügte ihm Das Alles doch keineswegs. Ein stiller Unmuth, ein geheimes Mißbehagen ergriff ihn. Denn nur die Seele, erfüllt von fremder Größe und demüthig hingegeben an sie, oder voll von eigenem, übergewaltigem Stoffe ist in sich gesättigt und ruhig. Da begann nun das halbzornige Liebäugeln mit der Form, jenes Preisen der abstrakten Schönheit, der Schönheit schlechthin, welches immer das Ende und die Auflösung des Produktiven ist. Zugleich begann jenes Narzissenthum des Geistes, welches ihm so oft als Hochmuth beschalten worden ist. Eine traurige Zärtlichkeit! Wer sich nur liebt als Vortreff-

lichen, nicht in ſeinen Sünden und Thorheiten, der liebt ſich ſelbſt nicht einmal.

Viel zu ſcharf! Ungerecht! rief der blaue Domino.

Soll ich Dich an Deine eigne Rede über den Rhein erinnern, an Das, was Du über das große Mehr und Minder ſagteſt? Nenne ich Platen einen ſklaviſchen Kopiſten? Ich finde in ihm Wendungen, Gedankengänge, beſonders Zuſammenſtellungen, die ihm angehören. Er hat ſeine Stelle in der Geſchichte der deutſchen Poeſie, und that durch die Strenge und Energie des Formellen gewiſſermaßen einen Schreckſchuß, der die Geiſter aus dem Schlafe der laxen Zerfloſſenheit erweckte. Jeder Ruhm, der ihm gebührt, ſprieße über ſeinem Grabe bei Syrakus! Aber ein großer Dichter, wozu man ihn hat emporſchrauben wollen, iſt er eben ſo wenig, als zwanzig gute Gedanken, die Jemand hat, aus ihm den großen Denker fertig machen. Ich bleibe alſo bei meiner Meinung: die ältere lyriſche Stimmung wollte ſich in Platen noch einmal durch die metriſche Form rekonſtruiren, ſie brachte es auf dieſem Wege aber nur zu einer geſchmackvollen Anthologie, und die Originalitäten, welche ſie produzirte, waren Variationen über die beiden Sätze: die Schönheit iſt ſchön — und: ich bin das größte Genie der Zeit.

Laßt uns über Größe und Kleinheit nicht rechten! mit dieſen Worten nahm der ſchwarze Domino die Rede wieder auf. Das ſind relative Begriffe, die wenig Ausbeute geben. Sehen wir ihn, wie er iſt für ſich! Er iſt der Meiſter des Einzelnen. Das einzelne Bild, den Blick auf eine Spezialität, dieſe und jene beſondere Kontemplation weiß er oft meiſterhaft anzuſtellen, zu richten, abzuründen. Ein Ganzes aus einem Gedanken organiſch zu geſtalten, der das Ganze bis in das feinſte Geäder durchdringt, gelingt ihm dagegen ſelten, und nie in Kompoſitionen längeren Athems, weßhalb ihm auch das höhere dramatiſche Geſetz immer verſchloſſen blieb. Wie gering, zufällig, und dürftig iſt bei allem Salze der einzelnen Witze die Fabel der verhängnißvollen Gabel! Einige Begegnungs-, Lauſche-, und Erkennungsſzenen — das iſt das Ganze. Die Figuren ohne komiſche Konſiſtenz. Das Geſpenſt einer albernen Ahnfrau, die zuletzt, man weiß nicht warum, ein ätheriſcher Genius wird.

Die Irrthümer des Gefühls ſind rührend und ſchön, die Irrthümer des Verſtandes barock und trocken. Platens Verſtand hatte ſich an Ariſtophanes perturbirt, nicht ſein Gefühl. Er wollte Ariſtophanes nachahmen. Ein unglücklicher Irrthum! Ariſtophanes iſt nicht nachzuahmen. Es gibt Dichter, die unter Bedingungen hingeſtellt ſind, welche ſich nie wiederholen. Solche Dichter ſind darin ſie ſelbſt, daß

ſie dieſe Bedingungen abſpiegeln. Wie iſt ihnen alſo beizukommen, wenn jeder ähnliche Grund und Boden unter den Füßen fehlt? Man kann von Göthe lernen, und ſelbſt von Shakespeare, denn wir ſchwimmen doch noch im Strome, der ſie trug; von Ariſtophanes läßt ſich nicht lernen; ihn ſoll man genießen, an ſeiner hohen, göttlichen Komik kann man ſich nur berauſchen. Lange war freilich „der ungezogene Liebling der Grazien" den Leuten gleich jedem andern Dichter, der da ſitzt in ſeinem Kämmerlein, allerlei ſeltſame Phantasmata ausheckt, und dieſe dann auf den Markt trägt. Man hatte ſich ſo ſehr gewöhnt, den Poeten nur immer in einem gewiſſen ideellen Zuſammenhange mit ſeiner Gegenwart zu ſehen, daß man auch nur dieſen in Ariſtophanes erblicken wollte, um den es doch ganz anders ſtand. Endlich witterte man einen höchſt realen Kontakt zwiſchen ihm und der Demokratie, als deren Strafredner er ſonſt gegolten hatte. Damit geſchah ein ungeheurer Vorſchritt zur beſſern Erkenntniß dieſes Wunders der Poeſie. Nur die Demokratie erklärt Ariſtophanes, wie er wieder der ſicherſte Führer durch ihre Irrgänge iſt.

Wer aber vermag ſie zu ſchildern? Wer gibt unſern zahm gewordenen Augen ein wahres Bild von jenem orgiaſtiſchen Taumel, in dem Genialität und Verruchtheit, Stärke und Schwäche, Kunſt und Roheit, Aberwitz und Tiefſinn zwiſchen den Speeren des peloponneſiſchen Kampfes, durch das Labyrinth von Sitten, greiflichen Lebensſymbolen, Opfern, und Gerichten hindurch ihren verſchlungenen Tanz aufführten? Zweimal iſt auf Erden etwas Unbegreifliches erſchienen. Ich nenne das Eine nicht, denn die ausgeſprochene Parallelifirung möchte gottlos klingen, obgleich ſie es nicht iſt. Aber gewiß blicken wir zu jenen Zeiten, in denen die Perikleiſche Entfeßlung eines Volkes, wie es kein zweites je gab, ihre Früchte trug, immer nur durch denſelben Nebel hin, welcher die Tage umhüllt, in denen das Saatkorn der neueren Weltgeſchichte geſäet wurde. Thucydides ſagt uns, daß der Zuſtand furchtbar geweſen ſey, daß alle Begriffe von göttlichen und menſchlichen Dingen ſich damals gewandelt hätten. Aber dieſe Stadt voll Eidbruch, Beſtechung, Treuloſigkeit, Frechheit, Päderaſtie, Atheismus, reifte und zeitigte doch ihn ſelbſt. Sie reifte und zeitigte die Feldherren Nikias, Lamachos, den in allen Laſtern ſo großen Alcibiades, den Aufſchwung zur ſizíliſchen Expedition, die Kräfte, welche nach den furchtbarſten Niederlagen den Sieg bei den Arginuſen erfochten. Sie erzeugte Sokrates und die Philoſophie, Sophokles, Euripides, die Blüte der Kunſt und der Rede. Und alle jene Männer und Thaten waren oder wurden während ſiebenundzwanzig

kurzer Jahre unter Bedrängniſſen der Peſt, des Hungers, des Krieges, die ſonſt das geiſtige Leben der Staaten abtödten.

In dieſer gewaltigen Geburtsſtätte wacht nun ein Menſch auf: witzig, phantaſtiſch, beobachtend, wie keiner ſonſt. Zugleich ein Realiſt der immenſeſten Art, öffnet er ſeinen Buſen dem tauſendſtimmigen Konzerte von Athen. Was vereinzelt in allen jenen Tönen ſpottet, jubelt, ſchilt, klagt, Das verſammelt dieſer Genius in ſich zu einer ſchreckhaft-komiſchen Harmonie. Alles in ſeinen Erfindungen geht über unſer Maß hinaus. Zu ſeiner Zeit aber ſteht er im ſchicklichen Verhältniß. Er iſt ein Koloß, der darum Koloß ſeyn darf, weil er unter den Füßen ein koloſſales Piedeſtal hat. Auch ohne ich den Boden, auf dem ſeine wunderbaren Perſonifikationen erwuchſen. Faſt zweifle ich, daß die Richterweſpen, die ſpekulativen Wolken, der Ritt auf dem Miſtkäfer in den Himmel, die Vogelſtadt, der Plan der Heerlöſerin, das Wägen der Verſe von Äſchylos und Euripides, und welche Dinge noch ſonſt ſich da anführen ließen, die Athener entzückt haben würden, wenn alle dieſe grillichten Seltſamkeiten ihnen aus dem Gemache des Dichters als neue Bekanntſchaften entgegen getreten wären. Mich dünkt, ſo bildet ſich das Komiſche nicht, und ſo verfährt der echte Komiker keineswegs, der ja immer das gerade en vogue Gehende aufgreift. Wenn er den Frömmler, den Dichterling uns vorführt, gibt er uns im Bilde zuſammengefaßt, was uns im Leben an hundert Schabhälſen und Verslern begegnete. — Wird alſo Ariſtophanes ſich jene ſinnreichen Tollheiten aus dem Nichts entſponnen haben? Nein, gewiß war unter den Athenern ſchon viel geplaudert worden von den Stacheln, die in den Volksgerichten ſtächen, von den Dünſten der neuen Spekulation, und daß man den Frieden vom Olymp holen müſſe, da er auf Erden nicht mehr zu finden ſey, daß der Landmann ſeiner am meiſten bedürfe, dem dann freilich nur ein Pegaſus eigener Art zu Gebot ſtehe. Man mochte bei der ſizilischen Expedition geſcherzt haben, die Projektenmacher würden ſich zuletzt noch in den Lüften unter den Dohlen und Krähen anſiedeln. Genug! Ich mag Dies nicht weiter ausführen. Vielleicht aber hatte der attiſche Volkswitz bereits wenigſtens die Embryonen der Wolken, Weſpen, Vögel, des tollen Weiberplanes, der tragiſchen Wage erzeugt, die nun nur ſein Dichter zu ſchönen, herrlichen Körpern machte.

Das ſind freilich Konjekturen, welche die Gelehrten erſt beſtätigen müſſen, ſagte der blaue Domino. Wären ſie richtig, ſo würden ſich aus dieſem Verhältniß manche Aufſchlüſſe über die komiſche Kunſt des Ariſtophanes ergeben. Namentlich würde klar werden, warum er mit ſolcher Gründlichkeit mehrere ſeiner abenteuerlichſten Einfälle durchführen

durfte. Ein unbekanntes Bonmot wirkt nämlich nur schlagartig, jede Konsequenzenmacherei wird tädiös. Hat aber eine Masse sich schon einen Einfall ausgedacht und verkörpert, so kann der Dichter damit wie mit einer lebenden Person gebahren, sein Publikum wird ohne Ermüdung Geschichte und Schicksale des korporell gewordenen Einfalls anhören. Wer möchte einen Roman „von dem Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt", lesen? Eulenspiegel dagegen, den das Volk sich gemacht, ist ein dankbares Sujet zu Lustspielen und Novellen. — Wie denkst Du denn aber über das Bataillenpferd der Alterthumsforscher, über die Moralität des Aristophanes?

Was heißt Moralität des Dichters, was ist seine Moralität? rief der schwarze Domino. Der Dichter soll ganz hingegeben seyn an seine Zeit, alle ihre Stimmungen und Bezüge in sich aufgenommen haben, und je größerer Dichter, desto inniger wird immer diese Hingebung seyn. Daß er sich aber dennoch frei bewahre, daß er nicht selöst werde, wie ihre rohe Mannigfaltigkeit, dagegen muß ihn ein zarter Halt in seinem Innern, ein leises Gewissen in seiner Brust schützen. Dieses poetische Gewissen wird aber nicht, wie das moralische, eine Negation seyn, eine Stimme, die blos sagt, was zu unterlassen ist; sondern, da das Dichten ein Machen und Schaffen ist, so wird das poetische Gewissen sich äußern in einem Gegenmachen und Gegenschaffen. Und von diesem Gewissen werden sonach untrügliche Zeichen, nämlich positive, an des Dichters Werken hervortreten. Bei Dante ist Beatrice das Gewissen, welches von ihm aussagt, daß er von einer himmlischen Einheit inmitten der zerrissenen Welt gewußt habe. Shakespeare, der gewaltige Dollmetsch der modernen Grübelei, hat eine Vorliebe für einfache Charaktere, wie Kent und Alexander Iden, für Mönche; und in allen innerlichen Kriegen schwebt ihm die Herrlichkeit von Altengland vor. Göthe's Liebe zur Natur ist auch so ein poetisches Gewissen. Seine Dichtung ist der Reflex des Weichen, Weiblichen, Gebrochenen in den letztvergangenen Zeiten; an dem ewig festen Knochenbau der Natur hält er sich in seinem Innersten zusammen, und da ist es wieder charakteristisch, daß das Festeste und das Mathematische in der Natur, nämlich Gebein, Gestein, und Farbe, ihn theils am früheſten, theils am nachhaltigsten beschäftigt hat.

Laß mich für Dich vollenden, sagte der blaue Domino. Von diesem Punkte aus ist die Moralität des Aristophanes allerdings zu finden. Er ist nicht der ungezogene Grazienliebling, der nur so auf eigene Hand seine graziösen Ungezogenheiten ersonnen hat, noch viel weniger ist er der absichtliche Tugendprediger in der Schellenkappe, als welchen ihn

die spätere Auffassung bezeichnete. Eben so wenig aber ist er auch der perfide, kalumniantische, gesinnungslose Demokrat, wozu ihn manche neuere Stimme machen will. Sonderbar, wenn Jemand zugleich ein so großes poetisches Genie und daneben ochlokratisch gemein seyn könnte! Will man Plato's Epigramm und das Zeugniß, welches das Gastmahl für ihn ablegt, nicht mehr gelten lassen? Die Sache war wohl diese. Das attische Leben lebte in ihm mit allen seinen erstaunlichen und großen Dingen, freilich auch nebenbei mit seinen Schatten. Keiner Partei gehörte er in seinem freien Geiste an, Demos, Exklusive, Hetärien, Oligarchen, Aristokraten stehen ihm gleich nahe. In dieser Freiheit, woraus Inkonsequenzen entspringen, liegt ein Theil seiner Größe. Er weiß von Allem, jede Nuance des Zustandes ist ihm klar. Aber er verliert sich nicht in dieses bunte Gewirr, auch er hat das Gleichgewicht in seiner Seele. Welches Gefühl aber kann nur die Gegenlast zu jener reichhaltigsten aller Darstellungen hergeben? Soll er hin und wieder züchtig reden? Niemand in Athen redet so. Soll er sogenannte edle Charaktere kontrastirend zeichnen? Kein Charakter ist unangefochten, unverspottet; alle öffentlichen Gestalten unterliegen Anklagen, die, seyen sie gerecht oder ungerecht, doch wenigstens gewiß zu objektiver Geltung Niemandes Tugend aufkommen lassen. Soll er die Götter aus der Maschine treten lassen in verehrungswürdiger Bildung? Aber der Olymp ist dem Volksglauben fast schon zum Berge geworden, wie andere Berge. Darf er die Weisheit aufführen als Trost und Heilmittel? Sie tritt in Sokrates so wunderlich einher, die Ironie gibt ihr ein so sophistisches Ansehen, sie ist in der That so sehr Ferment des Festen, Oeffentlichen, der Religion, daß sie ihm kein Organ für seine Empfindung seyn kann.

In der Gegenwart konnte also Aristophanes, wenn er nicht gemein heucheln wollte, keinen Ausdruck für sein poetisches Gewissen finden. Einst indessen war es anders. Es gab doch einst für Athen einen Tag von Marathon und von Salamis. Es gab einen Miltiades, Aristides, Themistokles. Die Poesie fand in Aeschylos ihren Mund. In der begeisterten Hingebung nun an die fromme Vergangenheit der Ahnen, in der ungeschminkten Verehrung für Aeschylos spricht das Gewissen des Dichters. Er beweist dadurch, daß er auch moralisch besser sey, als sein schimpfender oder verdächtigender Pöbel. Allerdings ist dieser Kultus nur ein schöner Traum, aber gerade ein solcher Traum genügt, der Darstellung des Mitweltlichen, die doch auch nur ein Traum ist, ein lasterhaft-genialer Traum, die Wage zu halten. Mit praktischeren Demonstrationen würde der Dichter das goldene Zauberneß, welches

ſeine Phantaſien umſponnen hält, ſchwerfällig zerriſſen haben. Und Das iſt folglich das Edle und die Moralität in der Seele des Komikers. Bei aller Verwandtſchaft mit dem Markt von Athen fühlt ſie doch die Zweideutigkeit ſeiner Szenen, und ſucht Genügen bei den einfacheren Vätern.

Am meiſten iſt mir das ethiſche Moment in Ariſtophanes durch die Ritter anſchaulich geworden, wo es ſich ſelbſt auf Koſten des poetiſchen Zuſammenhangs geltend macht, ſagte der ſchwarze Domino. Der hündiſche Gerber Kleon muß fortgeſchimpft werden, wenn Herr Demos, neuverjüngt im Lichte der guten alten Zeit, wieder zum Vorſchein kommen ſoll. Aber durch wen operirt ſich dieſe Verwandlung? Durch den noch ärgeren Taugenichts, den Wurſthändler. Durch dieſen Widerſpruch iſt, wie mich dünkt, eine ſpezifiſche Wahrhaftigkeit in Ariſtophanes Geiſt ausgedrückt, der die Herrlichkeit der Väter liebt, und dennoch weiß, daß ſie nicht zurückgeführt werden kann. Seht, wollte der Dichter ſeinen Zuſchauern ſagen, ſo ſaht Ihr aus, und nun fragt Euch, ob Ihr, von der argen Hand in die ärgere ſtets übergehend, ſo wieder werden könnt, ob nicht jede Verbeſſerung, die Euch der Wechſel der Demagogen in Euren Augen zu geben ſcheint, eben auch nur ein verführender Schein iſt?

Der Dualismus zwiſchen Hohn und Begeiſterung, in dem wir Ariſtophanes offenbar befangen ſehen müſſen, wenn wir ihn nicht für ein Aggregat zufällig durcheinander gewürfelter Stoffe halten wollen, iſt aber auch nur ein Zug, der durch die Beſſeren ſeiner Mitwelt hindurchging. Die Sitte war meiſt zum Formalismus geworden, von dem man bei aller inneren Ungebundenheit gleichwohl nicht ablaſſen durfte, ſollte das Leben noch Zuſammenhang behalten. Man opferte den Göttern und lachte über ſie. Die Todfeindin, Sparta, hatte ihre Freunde in der Stadt, ihre Nachäffer. Man wußte ſchon, daß Athen nicht die Welt ſey, und doch konnte ein ſeiner Mann nur in Athen leben, was man Leben heißt. Dieſe extremen Kontraſte gerannen in Alcibiades zu einem praktiſchen Charakter, machten ihn zum Mann des Volks, und ſtürzten ihn beim Volke. Sie helfen auch unſern Dichter erklären.

Mich hat es immer intereſſirt, den politiſchen Gedanken des Ariſtophanes zu verfolgen. Anfangs iſt er noch kompakt, richtet ſich auf einen reellen Gegenſtand, geht aber endlich in eine Art von luſtiger Verzweiflung über. Jener Gegenſtand iſt der Friede. Frieden will der Dichter mit Sparta. Man hat jetzt, nach zweitauſend Jahren, gut philoſophiren „über die Nothwendigkeit des Prozeſſes im attiſchen Leben,

der den peloponnesischen Krieg hervorbrachte," vor welcher weiten Philosophie denn der Dichter zu einem beschränkten Opponenten dieses nothwendigen Prozesses werden muß. Damals, unter Noth und Drangsal aller Art, war es wohl eine ganz probehaltige Idee, den Kampf mit der Bundesstadt für ein großes Unglück zu nehmen. In den Acharnern tritt der Friede als Idylle auf. Ein Einzelner verträgt sich auf eigene Faust mit den Feinden, und hat nun freien Markt und frohes Fest, während der kampflustige Feldherr Beulen und Wunden empfängt. So sähe es aus, wenn Friede wäre! Aber soll er kommen, muß das Haupthinderniß hinweggeräumt werden, Kleon. Die Ritter greifen ihn an, vernichten ihn poetisch. Kleon kommt später um, freilich nicht durch die Verse des Aristophanes. Nikias schließt einen Waffenstillstand. Der Friede, der nun folgt, ist eine sonderbare Komödie. Sie drückt zugleich die anscheinende Unmöglichkeit, gründlich Eintracht zu stiften, und den Segen, der weitverbreitet sich ergießen würde, geschähe dennoch das Unwahrscheinliche, aus. Denn aus dem Olymp muß die Friedensgöttin herabgeholt werden, aus dem Olymp, den die Götter selbst, erzürnt über den Hader der Hellenen, verlassen haben. Es gelingt, und nun wird die Fruchtin, ein Symbol jenes allgemeinen Segens, als Braut heimgeführt. In keinem Stücke wird so gründlich von den Ursachen und Schattirungen des Krieges gehandelt; es scheint, daß der Dichter seiner etwas luftigen und allgemeinen Allegorie durch jenes historische Ingrediens eine Widerlage hat geben wollen. Von dem Frieden, nämlich von dem wirklichen, sagt Thucydides, daß er den Namen eines Friedens nicht verdient habe. Häkeleien, Kränkungen, Plackereien der gegenseitigen Schützlinge ließen kein Vertrauen aufkommen, es herrschten Argwohn und Gereiztseyn. In dieser fieberhaften Spannung beschloß Athen, durch Alcibiades hingerissen, den großen Zug nach Sizilien, den größten, den es je gethan. In der Stadt war ein Schwindel der wildesten Erwartungen. Daß Aristophanes ihn nicht getheilt, beweisen die Vögel, dieser Gipfel seiner Poesie. Das reale Athen ist ihm verschwunden, Wolkenkuckuksheim hat seine Stelle eingenommen. Vom Didaktischen oder Oratorischen ist in dieser Komödie keine Spur mehr; selbst die Parabasen sind rein phantastisch. Jene lustige Verzweiflung, die mit dem Jubel der Bankerottirer unmittelbar vor dem Bankbruch scherzt, hat das Werk geboren. Ein Gedanke in der Komödie ist von sublimster Schönheit. Als es zu dem Bau der luftigen Stadt kommen soll, legt Aristophanes nicht, wie ein Komiker geringerer Art gethan haben würde, den Akzent auf die Mittel und Wege dieses Baues, welche vielmehr episodisch behandelt werden,

ſondern die Hinderniſſe des neuen Reichs zu beſiegen, die Eindringlinge zurückzuſcheuchen, iſt des wackeren Rathefreundes Amt und Sorge. Dadurch wird das Phantaſtiſche aus der geraden Linie in die reizendſte Kurve umgebogen, das Imponderable erhält ein Gewicht, ein Nichts eine Geſchichte, ein Schickſal.

Aber die entſetzlichſte Niederlage beſchließt den glänzenden ſizilischen Zug. Die Oligarchie rührt ſich. Die Demokratie iſt in der Auflöſung. Der Scherz des komiſchen Dichters ſinkt zur Erde herab. Nichts, was Männer männlich haben unternehmen können, vermochte Ruhe und Beſtand zu ſtiften. Die Weiber nehmen ſich des gemeinen Weſens an. Durch die Vorenthaltung des roheſten Bedürfniſſes erzwingt Lyſiſtrate und ihr Orden den Frieden. Das Gefühl von der völligen Umkehrung der Verhältniſſe iſt in dieſer Fabel mächtig, und erhält endlich in den Ekkleſiazuſen ſeine ſchärfſte Zuſpitzung. Der Krieg iſt vorbei; der Staat matt. In jener Komödie treten die Weiber völlig an die Stelle der Männer, und herrſchen. Die politiſche Komödie kehrt gleichſam zu ihrem erſten Genre zurück. Die Ekkleſiazuſen ſind auch eine Art von Idylle zwiſchen geſcheiten Betteln und dümmlichten Spießbürgern. Freilich iſt dieſe Idylle ſo herb, als die der Acharner heiter war. Zwiſchen dieſem Ausgangs- und jenem Endpunkte aber hat ſich die Poeſie des Komikers als Jambographie, Allegorie, Mährchen, Intriguenfabel bewegt. In Sieg und Niederlage, vor dem Angeſichte des Feindes, hat ſie zu ſcherzen gewagt, und ſo gemahnt ſie uns, wie der ſchmetterndſte Triumphgeſang des in den äußerſten Kriſen ſich groß und ſelbſtſtändig wiſſenden helleniſchen Geiſtes.

Die Redenden ſchwiegen hierauf eine Zeitlang. Endlich ſagte der rothe Domino: Wir ſind von Platen ganz abgekommen.

Bleiben wir, wo wir ſind, verſetzte der Blaue. Die Erinnerung an eine literariſche Streitigkeit hat uns zur Betrachtung eines großen Dichters geführt. Das iſt ein gutes Ziel, von dem wir nicht zurückgehen wollen.

Ich will wenigſtens noch einen ausgleichenden Epilog halten, ſagte der ſchwarze Domino. Der romantiſche Oedipus ſcheint in der Erfindung weit beſſer zu ſeyn, als die Gabel. Zwar iſt der Gedanke, den komiſchen Helden bei den Haidſchnucken ſitzen, ihn erſt verehren und zuletzt vom Publiko und dem Verſtande aushöhnen zu laſſen, auch nicht eben von unerhörter Größe. Dagegen ſcheinen die Motive des Zerrſpiels, welches mein Zerrbild mit Puppen aufführen läßt, bunt und reich zu ſeyn.

„Scheinen? Wie ſprichſt Du denn?“

Nun, ich muß ein ſonderbares Bekenntniß ablegen. Ich habe den Oedipus nie geleſen.

„Nicht geleſen?“

Nein, ſo müßte ich antworten, und wenn Du wie Orſina ausrieſeſt: Nicht einmal geleſen! Ich ließ mir von einem Bekannten den Inhalt erzählen, und darauf ſchrieb ich meinen Kavalier.

„Gut, daß Deine Feinde Dies nicht hören. Sie würden daraus einen Zug oberflächlicher Vornehmheit mehr ableiten.“

Mit Unrecht. Ich wollte mir die Laune nicht verderben zu meinem Geplänkel; ich meinte, es könne mir doch etwas Menſchliches begegnen, ſähe ich mich ſo ſeltſam abkonterfeit, und darum ließ ich mir am Bericht vom Bilde genügen.

3.

Mitternacht war nahe. Der Tanz im Saal machte eine Pauſe. Man fand ſich in einzelnen Gruppen zum Souper zuſammen. Die drei Domino's wollten aufſtehen, und ſich einer ſolchen Gruppe anſchließen; da drang ein halbes Dutzend junger Leute, Spanier, Türken, Tyroler, herbei, und ſetzte ſich ohne Weiteres an den Tiſch der Domino's, ſo daß dieſe, welche ſich von lauter angenehmen Geſellſchaftern und guten Freunden umgeben ſahen, nun auch ſitzen blieben. Man verhandelte über die Frage, was man eſſen und beſonders was man trinken ſolle, und nahm ſie ſehr ernſthaft. Denn, ſagte der rothe Domino, der Gaumen iſt uns von würdiger Unterhaltung trocken geworden, und hat deßhalb ein wohlerworbenes Recht auf würdige Anfeuchtung.

Während dieſer Debatte war der papagaigrüne Domino, der nach dem fünfzehnten oder ſechzehnten Robber des Spiels nun genug hatte, aus dem Zimmer gegangen. Mit bedeutendem Schmunzeln war er gegangen, und mit einem auffallenden Gefolge kehrte er zurück. Ihm folgte nämlich ein Junge, der in einem ſeefarbenen Tritonen- oder Fiſchhabit ſtack, und ein Kellermeiſter aus dem Mittelalter. Der jugendliche Triton oder fiſchichte Junge trug auf ſeinem Schuppenhaupte ein Auſterbrett von dem Umfange eines Wagenrades, der Kellermeiſter ſchleppte ſich mit zwei gefüllten Flaſchenkörben, aus denen die wohlbekannten verpichten, drathumflochtenen Korke hervorſahen. Der Papagaigrüne ließ ſich mit Grandezza Auſtern und Champagner auf den

Tiſch ſtellen. Was ſoll Das? riefen Alle, denen die friſchen Colcheſter Mollusken, die roth und grünen Etiketten von **Forest Fourneaux père et fils à Rheims** gar nicht unlieblich däuchten.

Dank, wie ihn die Praxis der Theorie darzubringen vermag, verſetzte der Papagaigrüne. Er hieß den Triton und den Kellermeiſter abtreten, und fuhr fort: Ich bin bei meinem Whiſt da ſo mit den Brocken Reflexion, Betrachtung, Unterſuchung, die von Eurem Tiſche fielen, vollgefüttert worden, daß ich ja der ſchändlich Undankbarſte ſeyn müßte, wollte ich mich nicht für dieſe himmliſchen Gaben durch einige irdiſche Nahrung revanchiren. Womit ſpeiſet man aber die Weiſen? Roſinen und Krachmandeln ſind Studentenfutter, die Götter nehmen Nichts zu ſich als Nektar und Ambroſia, die Weisheit gedeiht am beſten bei Auſtern und Champagner. Greift daher zum Gewehr, d. h. zu Meſſer, Zitrone, und Glas, ihr Drei aus Morgenland; was Euch, junge Leute, betrifft, ſo kommt Ihr freilich hier zum Feſte ohne alles Verdienſt, rein durch die Gnade des Himmels!

Ein Einfall verfehlt nie ſeine Wirkung, wenn Auſtern und Champagner ihn unterſtützen. Alle lachten, erklärten den Papagaigrünen für einen Menſchenfreund und braveren Mann, als Bürgers braver Mann geweſen, und griffen zum Gewehr. Bevor jedoch die erſte Auſter ihren Untergang fand, rief der Papagaigrüne: Halt! Ich mache zum Geſetz dieſes Intermezzo's, daß Niemand während deſſelben eine neue Abſtraktion oder ſonſtige Tiefſinnigkeit aufbringen darf. Denn gar zu Viel iſt ungeſund. Die alten Geſchichten, die Ihr begrübelt und beſprächelt habt, mögt Ihr noch vollends ausrennen laſſen, denn man darf die Natur, iſt ſie im Lauf, nicht hemmen, Neues könnnt Ihr Euch auch erzählen, ſo viel Ihr wollt, aber, ſo lieb Euch die Gnade Eures Wohlthäters iſt, nur Fakta, ſimple Fakta, handgreifliche Fakta dürft Ihr vorbringen.

Man löste die Dräthe, die Korke flogen gegen die Decke, der ungeduldige Wein ſchäumte in die rothen, flachen Schaalen. Es iſt ein Fortſchritt des Jahrhunderts, daß die peinlichen Stengelgläſer immer mehr abkommen, die dem Genie von Epernay ſo lange die unwürdigſten Feſſeln anlegten. Nach den erſten Gläſern war das munterſte Geſchwätz im Gang. Die jungen Leute ſagten, daß man im Saale über den Konventikelkram der drei Domino's vielfältig gelacht habe; dieſe verſetzten, daß ſie ſich ja ſonach um den Zweck des Feſtes, die allgemeine Fröhlichkeit, verdient gemacht hätten. Sie wurden befragt, wovon unter ihnen die Rede geweſen ſey, und darauf wurde noch einmal Ariſtophanes genannt. Die verſchiedenſten Meinungen erhoben ſich hierauf,

denn von dieſem Dichter hat Jeder die ſeinige. Der Papagaigrüne machte aber bald der Diskuſſion ein Ende, indem er ausrief, Ariſtophanes ſey ein Zotenreißer und Nichts weiter. Er brauchte eine noch kräftigere Bezeichnung, welche die Geſchichte des Abends aber vergeſſen hat.

Er war frech, und darum gefiel er den frechen Athenern, denn das Volk bringt man immer nur durch Frechheit zu ſeiner Fahne, fuhr der Papagaigrüne fort.

Wenigſtens muß Alles, was unterm Volke auf eine andere Stelle rücken ſoll, durch Uſurpation bewerkſtelligt werden, ſagte der blaue Domino.

Richtig! rief der ſchwarze Domino. Ich habe davon bei der Gelegenheit, wo ich aus meiner Verborgenheit in das öffentliche Leben unſerer guten Stadt übertrat, ſelbſt die Erfahrung gemacht. Meine Thätigkeit damals war auch eine Uſurpation, wenn gleich ich mir verbitten muß, daß ſie eine freche genannt werde.

Wie ſollen wir Das verſtehen? fragte der rothe Domino.

Mein ganzes theatraliſches Wirken hier war uſurpirt, antwortete der ſchwarze Domino. Ich glaubte an meine Fähigkeit, der Bühne eine andere Geſtalt zu geben, ich war ſo dreiſt, dieſen Glauben durch die That auszuſprechen, und uſurpirte auf ſolche Weiſe die Macht, welche mir der Demos von Düſſeldorf gutwillig nie übertragen haben würde.

Die jungen Leute, welche zu den Anhängern der untergegangenen Bühne gehörten, forderten den ſchwarzen Domino auf, ihre Geſchichte zu erzählen. Er verſetzte, er müſſe ſich ſelbſt erſt darauf beſinnen, und zuvor von allem Schmerz über die Zerſtörung der Anſtalt frei ſeyn.

So bleib' bei den Anfängen, wie Du ſie bezeichnet haſt; erzähle uns die Anfänge Deiner Uſurpation, ſagte der blaue Domino. Es iſt mir immer dunkel geweſen, wie an unſerem mäßigen Orte, wo doch wahrhaftig der Sinn für Literatur nicht durch alle Klaſſen verbreitet iſt, plötzlich ein Theater mit literariſcher Haltung, mit dem Verſuche, eine Schule der Darſtellung zu gründen, hervorſpringen und ſich ein paar Jahre hindurch erhalten konnte.

Plötzlich geſchah es auch nicht, erwiederte der ſchwarze Domino. Die Keime ſchlugen nur aus. Es war eben Alles dazu vorbereitet und reif. — Ich will Euch wohl auch von dieſen Anfängen erzählen, fuhr er fort, denn ich mag mich gern in die Erinnerungen an eine glückliche, arbeitſame Periode verſenken. Wenn es nur nicht dem Gebote unſeres gütigen Titus hier zuwider iſt.

Nein, rief der Papagaigrüne, indem er eine große Auſter ver-

ſchlürfte, vom Theater höre ich gern plaudern. Ihr wißt ja, daß ich ſeit zweiundzwanzig Jahren meinen Platz abonnirt halte.

Bei Sonnenſchein, und Sturm, und Regen, jeden Tag, den Gott der Herr gibt, unter klaſſiſchen Himmelszeichen und unter Sternſchnuppen, mochte Seydelmann ſpielen, oder der Herr X, die Frau Y, das Fräulein Z, ſagte der rothe Domino. Ihr ſeyd gleichſam die pensée immuable des Theaterauditoriums.

Daß Ihr mich aufzieht für meine Großmuth, vergebe Euch Gott der Herr, verſetzte der Papagaigrüne, und trank Champagner. Das Theater iſt einmal da, alſo müſſen die Leute hineingehen, ich gehöre zu den Leuten, alſo muß ich in's Theater gehen.

„Gegen die Bündigkeit dieſes Schluſſes läßt ſich Nichts einwenden. — Nun aber erzählen Sie."

Sehet zuvörderſt in dieſem unſerem ehrwürdigen Freunde den Demos, hob der ſchwarze Domino an. Feſt und unerſchütterlich iſt er, die Bretter, wie ſie ſind, gehören zu ihm, und er gehört zu den Brettern, wie ſie auch ſeyn mögen. Jetzt hört von mir. Als ich hier ankam, hatte ich an einem Tage den vertrakteſten Kontraſt zu ſchauen. Mittag war's; mein erſter Gang war auf die Akademie. Hallende Gänge, maſſive Räume empfingen mich. Schadow führte mich umher. Hübner mahlte an ſeinem Fiſcher, Leſſing an der bizarren Landſchaft, die das Licht von hinten empfing, ſo daß ſich das Ritterſchloß in der Mitte wie ein Schattenriß abſchnitt. Hildebrandt machte Romeo und Julia, Sohn Rinald und Armida, Mücke einen Narziß. Junges, verſprechendes, wenn auch noch unentwickeltes Leben in anſtändiger Wiege. Nachmittags hörte ich in meinem Gaſthofe, es ſey hier auch Theater. Der Name der Geſellſchaft wurde mir genannt, die, im Herbſt zuſammengeſtoppelt, den Winter durch ſich für das Wohl der Menſchheit bemühe, und im Frühling, wenn die Schwalben kommen, wieder auseinander fliege. Der zweite Gang war alſo Abends in's Schauſpielhaus. Es war nicht leicht, in das Allerheiligſte dieſes Tempels vorzudringen, denn dunkel, wie es ſich für die Avenuen zu Myſterien ziemt, waren die Korridors, denen hin und wieder die Bedielung fehlte, ſo daß man in dieſes und jenes Loch trat, und gegen manchen rohen Pfoſten ſtieß man in der Dunkelheit.

Ein nichtswürdiges Lokal war's in der That, das alte Gießhaus, worin ſie damals ſpielten, fiel der Papagaigrüne ein. Man wußte gar nicht, was man im Parterre unter den Füßen hatte, ob es noch Bruchſtücke von ehemaligen Bohlen waren, oder der reine Müll. Einmal bricht ein dicker Mann mit ſeinem Beine durch den Fußboden ſeiner

Loge durch, eine Dame, die in dem Raume darunter ſitzt, fällt in Ohnmacht vor Schreck über den dunkeln Körper, der da ſo plötzlich vor ihrem Geſichte hängt, der arme Mann renkt ſich aber das Bein aus. Indeſſen ſaß ſich's doch recht hübſch darin, und man war einmal daran gewöhnt. An den Logenbrüſtungen umher ſtanden auch die Namen der Theaterſchriftſteller und der Komponiſten angeſchrieben; die Theaterſchriftſteller ſchwarz, und die Komponiſten roth. Das ſah recht gut aus.

Wenn man ſie nur hätte deutlich leſen können! rief der ſchwarze Domino. Aber, Lieber, der Kronleuchter verbreitete doch ein gar zu zartes Dämmerlicht. — Sie gaben an jenem Abende ein Stück, ich weiß nicht mehr welches. Darauf folgte eine Merkwürdigkeit. Ein Gaſtwirth aus der Nähe, der ſich bewußt war, daß die Ader des Schönen in ihm rinne, deklamirte den Ausbruch der Verzweiflung von Kotzebue. Ich kann nicht beſchreiben, mit welcher Empfindung ich mich nach dieſem Kunſtgenuß niederlegte, während meine Gedanken zwiſchen der Akademie und der ſogenannten Bühne hin und her gingen. Nach und nach fügte ſich in den folgenden Jahren hier allerhand zuſammen. Die dilettantiſchen Verſuche, die bei Schadow angeſtellt, oder durch ihn herbeigeführt wurden, halfen in dem exkluſiven Kreiſe den Sinn für das Dramatiſche erregen, der ſich nun nur um ſo eifer von den Komödianten abwendete, da die Liebhaber dem Bedürfniß wenn auch keine künſtleriſch zubereitete Speiſe, doch etwas natürlich Geiſtreiches boten. Meine Vorleſungen kamen dazu. Dieſe neue Art, ein dramatiſches Gedicht zu rezitiren, iſt von Tieck erfunden und zu einer Kunſt gemacht, Holtei und Andere ſind ihm gefolgt; ich ſchloß mich gleichfalls ſolcher Richtung an, und hin und wieder iſt mir der charakteriſtiſche Vortrag eines Werkes gelungen. Es bleibt freilich immer eine Zwitterkunſt, und der Geſchmack daran kann ſich nur in Zeiten finden, denen die Partitur entkommen iſt. Die Darſtellung nämlich iſt die volle Inſtrumentalmuſik, ein gutes Spiel auf dem Flügel aber eine derartige Vorleſung — im allerglücklichſten Falle, der auch nur eintritt, wenn Organ und Individualität des Vorleſers gerade beſonders zum Gedichte paſſen. Eine Klippe des Gelingens ſind faſt immer die weiblichen Rollen, bei deren Vortrag eine gewiſſe Affektation kaum zu vermeiden iſt. Leicht wird auch die zarte Gränzlinie, welche dieſes Genre von der Aktion ſcheidet, überſprungen. Mir begegnete es außerdem, daß ein fades oder verſteinertes Geſicht gegenüber unter meinen Zuhörern mich ganz aus dem Konzept bringen konnte, weßhalb mir's denn immer am beſten gelang, wenn ich in engſter Häuslichkeit, beim Scheine der traulichen Lampe, den Eindruck der Dichterworte von einem empfänglichen Antlitz

wiederglänzen ſah. Nun denn, hier waren die halböffentlichen Vorleſungen, die ich zwei Winter hindurch, wie Ihr wißt, vor einem großen Kreiſe hielt, wenigſtens der Theaterſache förderlich. Iphigenie, Blaubart, Wallenſtein, König Johann, Romeo, Leben ein Traum, ſtandhafter Prinz, Däumchen, Hamlet, Prinz von Homburg, geſtiefelter Kater, König Oedipus, und Oedipus in Kolonos gingen an einigen hundert Menſchen, die nach und nach meine Zuhörer waren, in lebhafter Hörbarkeit vorüber. Es war natürlich, daß der Wunſch rege wurde, einmal doch auch ſo Etwas hier zu ſehen. Manche liefen freilich nur ſo in dieſe Vorleſungen hinein, weil ſie damals Mode waren, aber im Ganzen denke ich an den Antheil, den jene Abende ſich gewannen, mit dankbarem Vergnügen.

Das Lokal gab ihnen nebenbei auch noch einen hübſchen akademiſchen Anſtrich, ſagte der blaue Domino. Die Mahler hatten Dir ein Atelier eingeräumt, und das mußte ſich denn vor jeder Vorleſung kurzweg in den kerzenhellen Salon verwandeln, deſſen graue Wände freilich mit allerhand Zeichnungen, Farbenſkizzen, Kartons beſteckt blieben. Einſt half ich ſelbſt die Staffeleien und Gewänder in aller Eile wegräumen, die noch umher ſtanden und hingen, als die Equipagen ſchon unten im Hofe vorfuhren. Die arme Gliederpuppe wurde bei dieſer Gelegenheit ziemlich unſanft in das dunkle Nebengelaß geſchleudert, faſt wie die hölzerne Schöne in dem Hoffmann'ſchen Mährchen, welche die Liebe des jungen Phantaſten entzündet hat.

Es gehörte Dieſes und Aehnliches mit zu dem engen, behaglichen Familienzuſtande, in welchem ſich alle unſere damaligen Beſtrebungen verſchlungen hielten, erwiederte der ſchwarze Domino. — Hin und wieder kam ich mit dem Theater in Berührung. Meinen Hofer ſtudirte ich der Truppe ein, als ſie das Stück geben wollte, eben ſo nachher Clavigo zu Göthe's Todtenfeier. Darin ließ ich die Spielenden mit Zeichen der Trauer auftreten, auch ſchrieb ich einen Epilog, den Porth, der jetzt in Dresden iſt, am Katafalk ſtehend ſprach. Bald darauf hieß es in der Allgemeinen Zeitung, ich habe unſchicklicher Weiſe Göthe als Leiche auf dem Theater ſehen laſſen, noch ehe er im Grabe kalt geworden ſey. Ich ſandte der Redaktion eine berichtigende Erklärung ein, und wußte lange nicht, wem ich den guten Dienſt zu danken habe.

„Haben Sie es denn ſpäterhin erfahren?"

O ja, und auf die überraſchendſte Weiſe. Ich war einige Jahre nachher in Dresden auf einem diplomatiſchen Diner. Der alte Böttiger trat herein, und wir wurden einander vorgeſtellt. Darauf, nahe am Deſſert, als eine Pauſe in der Unterhaltung entſtand, hob der

Gelehrte, der in einer antiquariſchen Zerſtreuung meinen Namen überhört hatte, mit gründlich bedeutendem Tone an: Seit einigen Tagen hält ſich hier der bekannte * auf, und nannte mich. Die Dame des Hauſes, welche jede weitere Perſonalnotiz aus dieſem Munde über ihren Gaſt an ihrer Tafel unwünſchenswerth finden mochte, fiel raſch ein: Ja, und ſeit einigen Stunden ſitzt er Ihnen gegenüber. — Böttiger ſchlug die Forſcheraugen auf, und ſagte: Ei, ei, ei, freut mich ja ungemein, daß u. ſ. w. — Und nach einigen Komplimenten: Wie leid thut es mir, daß wir in ſolche Differenzen gerathen ſind! — Auf meine verwunderte Frage in Betreff dieſer mir ganz unbekannten Wirren ergab ſich nach einigen Reden die hiſtoriſche Ausbeute, daß der alte Schäker der Verfaſſer jener Leichennotiz geweſen war.

Eines Sommers nun — fuhr der ſchwarze Domino fort — zogen Maurer und Zimmerleute in die ſcheußliche Rumpelkammer ein, deren Gerüſt auch hier die Welt bedeuten ſollte. Sie warfen Balken, Sparren, Bretter, Bänke, Pfeiler hinaus, und ließen Nichts als die vier nackten Wände ſtehen. Darauf mauerte der Maurer und der Zimmerer hieb zu. Ihnen folgte der Polirer, der Tüncher, der Meiſter in Schnitzwerk, der Mahler, der Vergolder. Es ſägte, raſpelte, hämmerte, und rumorte binnen jener Mauern. Man that hier, was man an vielen Orten letzthin gethan: man baute ein neues Theater. Die ganze Stadt intereſſirte ſich, wie Das immer in ſolchem Falle geſchieht, auf das lebhafteſte für das entſtehende Werk; daran, was denn nun ſich in den neuen Räumen zutragen ſollte, dachte freilich Niemand, wie Das auch meiſtentheils in ſolchem Falle zu geſchehen pflegt. Ich ging auch viel ab und zu, ohne zu denken, was mir Alles da noch begegnen ſollte. Eines Tages im Oktober war ich ganz allein im Gebäude. Schon ſtiegen die Säulen mit goldenen Knäufen am Proſzenium empor, rings herum ſah ich Vergoldung, an der Decke bunte Arabesken, auf der Szene ſtanden die zierlichſten Dekorationen, die Gropius ſo eben geſendet hatte. Auf einmal und blizartig that ich mir die Frage: Soll denn hier abermals nur das hübſche Gefäß gemacht worden ſeyn, aus demſelben aber der alte ſaure Kräzer immer und immer wieder ausgeſchenkt werden? Es kam mir ſo albern vor, meine Seele gerieth in eine große Bewegung. Ohne nachzudenken über Hinderniſſe und mögliche üble Folgen, faßte ich den Entſchluß, Etwas zu ſtiften, was ſo hübſch ſey, wie die Säulen, die Dekorationen, die Vergoldungen und Arabesken. Wenn ich daran zurückdenke, ſo muß ich ſagen: es war der abenteuerlichſte Einfall. Denn ich war fremd am Rhein, dem großen Publikum ſo gut als unbekannt, bei der Bühne ohne Hebel und

Handhabe, und Manches, was ich Andere lehren wollte, das sollte ich selbst erst noch lernen. Indessen solche Entschlüsse kommen uns wie durch eine verborgene Nothwendigkeit. Ich habe dergleichen mehrmals erlebt und es ist immer ein Resultat daraus hervorgegangen.

Noch an demselben Abende berief ich einige Freunde zusammen. Sie gingen mit Feuer auf meinen Vorschlag ein, sagten mir jeden Beistand zu, und wir stifteten einen Theaterverein. Der sollte das Organ der Gebildeten bei der Bühne seyn, den Direktor und die Truppe in Schule und Regel nehmen. Aber als die Sache angefangen war, da zeigten sich erst die Schwierigkeiten. Die ehrsamen Väter der Stadt, mit denen denn doch die Sache als eine städtische verhandelt werden mußte, machten die erstaunlichsten Gesichter über diese von einem zum andern Tage hervorgetretene Oligarchie von zum Theil ganz einflußlosen Leuten. Im Demos erhob sich eine Opposition unter den Freunden des Alten. Wir selbst begingen in dem neuen Geschäfte Fehler, ich nicht die kleinsten. Alles Das war aber noch Nichts gegen die Hemmnisse, die sich auftauten, als der Impressar mit seiner Truppe anlangte. Zwar in Worten mußte er sich willfährig bezeigen, denn wir bezweckten ja das Heil der Kunst, welches er auch im Munde zu führen hatte. Aber im Herzen hegte er den innigsten Abscheu gegen so aufdringliche Veredlungsversuche, und selten sind wohl die Musen Jemanden so durchaus fatal geworden, als wie wir sie unserem ergrauten Schüler machten.

Wir ließen uns indessen durch Nichts abschrecken. Gelder wurden gesammelt, um Prämien an die Willfährigen vertheilen zu können, und ich setzte mich mit den Schauspielern in Verbindung. Mein Gedanke war, ein Experiment anzustellen. Die Rose bricht auf, wenn wir sie zu erziehen wissen, das Haus muß gebaut werden, damit es stehe, die Kunst kehrt zurück, wenn Kunstwerke nicht anbefohlen, sondern geliefert werden. Von dieser Praxis in meinen Gedanken ausgehend, entstand mir der Vorsatz, mit den Schauspielern eine Reihe von Aufgaben an bedeutenden Werken praktisch zu lösen, so vollkommen, als es möglich sey. Diese Versuche waren mir der Nerv der ganzen Sache. So entstanden in zwei Wintern die Vorstellungen, welche wir Subskriptionsvorstellungen nannten. Das Publikum nannte sie Mustervorstellungen, und die Schauspieler hießen sie Kunstvorstellungen, wodurch sie vielleicht andeuteten, daß in den anderen die liebe Natur walte. — Es waren aber folgende: Emilia Galotti, stille Wasser sind tief, der standhafte Prinz, der Prinz von Homburg, Don Juan, Egmont, Nathan, der Wasserträger, die Braut von Messina, Andreas Hofer. So folgten sie

sich der Zeit nach, und in den Wintern von 1832 und 1833 wurden sie gegeben. Seydelmann nahm an Nathan Theil, Weymar an der Braut und an Hofer. Uechtritz, der sich sehr warm für das Unternehmen interessirte, studirte „Stille Wasser sind tief" ein, und unterstützte mich sonst mit Rath und That. Felix Mendelssohn lieferte die beiden Opern. Mir fielen die übrigen Stücke zu.

Ich verfuhr nun so. Des Dichters Werk, dachte ich, entspringt aus einem Haupte, deßhalb kann die Reproduktion desselben vernünftiger Weise auch nur aus einem Haupte hervorgehen. Der Satz von der künstlerischen Freiheit der darstellenden Individuen ist zwar nicht ganz zu verneinen, darf aber nur eine sehr beschränkte Anwendung finden. Das Ueberwuchern jenes falschen Prinzips hat die Verwilderung und Verluderung der Bühne herbeigeführt. Ich war nun im Falle, der mir vorlag, durch Zufall und Vertrauen das Haupt geworden, und im Gefühle dieser Mission handelte ich daher —

Das war wohl möglich mit mittelmäßigen Subjekten, an eigentlichen Künstlern würde Deine Mission gescheitert seyn, unterbrach ihn der blaue Domino.

Gewiß. Nur ist denn hier klar geworden, daß mit mittelmäßigen Subjekten, die einem Haupte folgen, sich korrekte Darstellungen liefern lassen, die den wahren Kunstfreund zu erfreuen im Stande sind, während wir anderer Orten das Gedicht durch große Talente zerfleischen sehen. — Ich las also zuerst das Stück, welches gegeben werden sollte, den Schauspielern vor. Dann hielt ich mit jedem Einzelnen Spezial-Leseproben, aus denen sich die allgemeine Leseprobe aufbaute. Ertönten in dieser noch Disparitäten des Ausdrucks, so wurden die schadhaften Stellen so lange nachgebessert, und wo nichts Anderes half, vorgesprochen, bis das Ganze in der Rezitation als fertig gelten konnte. Die Aktion stellte ich darauf zuerst in Zimmerproben fest, die oft nur einzelne Akte, zuweilen nicht mehr als ein paar Szenen umfaßten.

„Warum Das?"

Damit der Darstellende in den nackten, nüchternen Wänden seine Phantasie um so mehr anspannen lernte, und die falschen Geister, die jetzt durch jeden deutschen Theaterraum flattern, die Dämonen des Gespreizten, Rhetorischen, oder der hohlen Handwerksmäßigkeit, nicht verwirrend auf ihn einwirkten. Stand das Gedicht so, ohne alle illusorische Nothkrücke, fertig da, dann ging ich mit den Leuten erst auf das Theater. Gegeben wurde das Stück nicht eher, als bis Jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, seine Sache wenigstens so gut machte, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend verstatteten.

Auf dieſe Weiſe ſind jene Vorſtellungen entſtanden, und aus dem Intereſſe an ihnen ging nachmals das Düſſeldorfer Stadttheater hervor, welches ich drei Jahre lang geleitet habe. Denn es trat durch ſie in dem Schönheitsgefühle einer großen Menge wenigſtens ein glücklicher Moment ein, in dem ſie Nichts als das Gute, Feine, und Würdige zu ſchauen begehrte, was denn eben die Anſtalt realiſiren ſollte. — Uechtritz verfuhr eben ſo, und Mendelsſohn in ähnlicher Art mit ſeinen Opern. Seinen Vorbereitungen, bei denen mich keine Beſorgniſſe ſtörten, ſah ich mit dem innigſten Behagen zu. Er lieferte einen Don Juan mit geringen Stimmen, wogegen freilich anderer Orten ganz andere Don Juans, Elviren, und Annen hätten genannt werden können, der aber an harmoniſcher Abrundung Alles hinter ſich ließ, was ich zum wenigſten ſonſt von dieſer Oper kennen gelernt habe. Alle drei waren wir nicht im Beſitz einer Geheimlehre, aber wir hatten alle drei Sinn und Begeiſterung für das Ganze eines Werkes, und den feſten Muth, unſeren Sinn durchzuſetzen. Und ſo habe ich mir von unſeren damaligen Verſuchen die Grille abſtrahirt, daß die Palingeneſie der deutſchen Bühne, wenn ſie noch einmal erfolgen ſoll, keineswegs von einer zu entdeckenden neuen Weisheit, ſondern von Entſchließungen moraliſcher Art abhängig ſeyn möchte. Die Mittel ſind ganz einfach, und Intendanzen und Schauſpieler führen ſie beſtändig im Munde. Aber die Ausführung iſt ſchwer, denn ſie widerſpricht dem Leichtſinn, der Eitelkeit, dem Egoismus, der natürlichen Trägheit der Menſchen, und darum unterbleibt ſie.

Emilia Galotti, die erſte Deiner Vorſtellungen, war ein Ereigniß für die Stadt, ſagte der blaue Domino. Alles war wochenlang darauf geſpannt, man wußte nicht, was bei dem Dinge ſo eigentlich herauskommen ſollte. Die „gelehrte Bühne," dieſes Spottwort, welches nachmals Deine Widerſacher zum ſtehenden Typus ihrer Inſinuationen machten, wurde da zuerſt ausgeſprochen. Nun rollte der Vorhang vor dem gedrückt vollen Auditorium auf. Anfangs ſaßen die Leute ganz erſtaunt darüber, daß Die da droben nicht ſo ſchrieen, predigten, durcheinander ſtrudelten und ſtolperten, wie ſonſt, ſondern wie Menſchen ſprachen und ſich betrugen, und zwar wie Menſchen, welche die Handlung, die ſie vorſtellten, Etwas anging. Nichts regte und rührte ſich im Publiko. Von dem Diſpüt zwiſchen Appiani und Marinelli aber an entzündeten ſich die Zuſchauer und wurden gleichſam frei vom Zwange, der ſie eingeſchnürt gehalten hatte. Nun fiel Szene für Szene, ja Rede für Rede der Applaus, der endlich bis zu dem Jubel ſtieg, in dem

Alle hervorgerufen wurden. Sie traten heraus, und ihr Sprecher erkannte Dir die Ehren des Abends zu.

Ich habe dieſe Vorſtellung nicht geſehen, denn ich kam erſt am Lendemain von einer Reiſe zurück, ſagte der rothe Domino. Wo ich aber Jemand ſprach, da hörte ich von Emilia Galotti. Wenn Zwei einander auf der Straße begegneten, ſo redeten ſie ſo, als ſey der Stadt ein Glück widerfahren. Das alte, für den gewöhnlichen Sinn abgenützte Stück hatte eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht. Der Kredit der Sache war gegründet. Es gehörte nachher zur Obſervanz, in jeder dieſer Muſtervorſtellungen Alle hervorzurufen, wenn die Speiſe auch nicht immer ſo munden mochte, wie jener Verſuch, die moderne Virginia zu Falle zu bringen.

Nein, Das weiß Gott! rief der Papagaigrüne. Ihr Herren dachtet immer, wenn Euch Etwas hinnahm, und Niemand Euch aus Höflichkeit widerſprach, das Publikum ſey auch Feuer und Flamme, worin es doch oft ſich kühl genug anließ. Ich weiß Das, ich, der ich immer mehr mit dem Leben zuſammengehangen habe, als Ihr. Beſonders verdarbt Ihr es mit den Leuten durch den ſtandhaften Prinzen. Glaubt nur, darin iſt rechtſchaffen gegähnt worden. Dergleichen Bigotterie paſſe nicht für die jetzigen Zeiten, hieß es da und dort. Als der fromme Prinz, ſchon halb todt, noch die lange Rede hielt, ſagte mein Nachbar: Der hat doch ein Leben, zäh wie eine Katze. Ich war recht beſorgt als Euer Freund über die Stimmung im Parterre. Hervorgerufen wurden freilich auch damals Alle, aber ich hörte beim Hinausgehen Einen den Andern fragen, wie ihm das Stück gefallen? und der Andere antwortete, es ſey Schwulſt von Eurer gewöhnlichen Fabrik geweſen.

Die jungen Leute verbiſſen ein Lachen. Der ſchwarze Domino verſetzte: Ich hatte überhaupt das ehrenvolle Unglück, bei Manchen für den Autor ſämmtlicher aufgeführter Werke zu gelten. So ſagte ein hieſiger frommer Literaturkundiger nach der Darſtellung des Nathan, durch dieſes Stück habe ſich endlich meine heimliche freigeiſteriſche Geſinnung verrathen.

Laß es gut ſeyn, ſagte der blaue Domino. Ich und noch mancher Andere dankte Dir für dieſen Abend, vielleicht am meiſten gerade für ihn. Ein eigener Zug charakteriſirte ihn, den Du vielleicht nie erfahren haſt. Während allerdings unter den Honoratioren viel gelinde Langeweile eingeriſſen war, und ſie ſchwer begreifen konnten, weßhalb denn Jemand um Ceuta ſterben wollte, haben die Menſchen auf der Gallerie von Anfang bis zu Ende ſtill und andächtig, wie bei einem Hochamte, ſich verhalten. Hier empfand alſo das Volk richtig und tief. — Aber

auch welch ein Werk! Man wird nicht müde, es zu betrachten und zu bewundern. Ihr kennt mein Gefühl für Shakespeare, Ihr wißt, wie viel gründlicher er mich berührt, als der oft theatralische, ja opernhafte Calderon. Aber in diesem einzigen Werke hat sich der große katholische Dichter in eine Sphäre geschwungen, wohin der Brite mit seinen unermeßlichen Kräften doch nicht reicht. Denn nicht um das Geschick einer großen Natur durch Schuld und Leidenschaft handelt es sich darin, sondern um das Höchste, was es überhaupt gibt, um die Läuterung eines reinen Menschen in das Reinste, in die Seligkeit. Da ist also ein Gebiet abgesteckt, welches anfängt, wo andere Dichter aufhören. Ein christlicher Märtyrer, nach unseren Begriffen der Gipfel alles Modern-Menschlichen, ist der Held dieses Gedichts, welches mir die Krone der neueren Tragödie zu seyn scheint. In der Person des Dichters wird uns hier etwas Aehnliches sichtbar, wie bei den zwei größten Tragikern des Alterthums. Aeschylos und Sophokles lieferten zum Theil deßhalb ewig mustergültige Schöpfungen, weil sie in vollkommener Einheit mit dem Volksglauben dichteten. Und so konnte nur der Katholik, der Spanier, den standhaften Prinzen schaffen, in dem der christkatholische Volksglaube seine Verklärung feiert. Lessing sagt in der Dramaturgie, bis ein Genius erscheine, der durch die That beweise, daß ein christliches Trauerspiel möglich sey, solle man dergleichen nicht aufführen, denn der Christ als Christ sey undramatisch. Seine Tugenden, die stille Gelassenheit, die unveränderliche Sanftmuth, widerstritten dem Geschäft der Tragödie, welches darin bestehe, Leidenschaften durch Leidenschaften zu reinigen. Lessing hatte Recht, denn er kannte Calderons Werk nicht, oder nur oberflächlich. Auch ist die Aufgabe nur einmal gelungen, und weder vor noch nach Calderon hat sich auch nur von fern eine Produktion dieser Tragödie annähern können. Selbst Calderon hat es nicht mehr als einmal vermocht, denn der wunderthätige Magus, der am höchsten unter seinen übrigen christlichen Dramen steht, läßt sich mit Fernando nicht vergleichen. Wie aber fing der Dichter es an, unsere Theilnahme für den Gegenstand zu erregen, der auf der Szene sonst stets langweilig wird? Wodurch hat er seinen Glaubenshelden interessant gemacht?

Der papagaigrüne Domino stand auf, und ging mit einem eigen listigen Blicke in den Saal. Er murmelte Etwas, welches aber Niemand verstand. Denn Alle hörten dem blauen Domino zu, der so fortfuhr: Ich will es mit kurzen Worten sagen: dadurch, daß der Dichter die Gesinnung, welche die Katastrophe hervorruft, nicht als eine fertige, vom Beginn des Gedichtes an, uns zeigt, sondern die Stand-

haftigkeit im Glauben vor unſeren Augen entſtehen läßt, vor unſeren Augen gleichſam die Märtyrerkrone zuſammenfügt. An einem liebenswürdigen Manne wird dieſer höchſt merkwürdige und höchſt ſchöne Einhergang uns ſchrittweiſe dargelegt. Im Anfang ſtehen wir mit Fernando noch auf gleichem Boden, wenigſtens auf der Ebene, von wo nur ein ſanfter Hügel zu ihm hinanſteigt, mit kleinen Schritten entfernt er ſich von uns, und dadurch zieht er uns ſo leiſe als unwiderſtehlich nach ſich.

Die jungen Leute waren begierig, Dies näher ausgeführt zu hören. Der ſchwarze Domino ſagte: Ich merke, man muß im geiſtigen Felde nur getroſt ſäen, und unverzagt bleiben, wenn die Frucht nicht gleich aufgeht. Für die Abſurda comica, die mir der ſtandhafte Prinz unmittelbar auf die Vorſtellung nur eintragen zu wollen ſchien, gibt mir ſechs Jahre ſpäter Deine Bewegung Erſatz, die vielleicht nicht ſo tief wäre, wenn ſich Dir das Gedicht nicht körperlich gezeigt hätte. Setze uns nun auseinander, was wir Alle wohl fühlen, nur nicht zu äußern vermögen.

Ein chriſtlicher Heereszug, geführt von zwei portugieſiſchen Infanten, betritt die Küſte von Afrika, verſetzte der blaue Domino. Der Held iſt ein junger, ſiegesmuthiger Mann, ein katholiſcher Prinz, wie jedoch, möchte man ſagen, es noch andere geben könnte. Der einzige Zug, der ihn über die übrigen Perſonen der Tragödie erhebt, iſt eine lichte Heiterkeit, hervorgehend aus Gottvertrauen zwar, doch auch aus Naturell. Alle Anderen ſind in ihrem Inneren getrübt. Den König haben wir aufſchäumend vor Zorn, Phönix in einer unbeſtimmten Melancholie, Muley von Leidenſchaft zerriſſen, Enrique durch finſtere Ahnungen bedrückt geſehen. Gegen dieſe Schatten kontraſtirt lieblich und reizend das Licht in Fernando's Seele. Aber gelinde wird der Kontraſt von der Weisheit des Dichters behandelt. Denn die Anderen ſind, ein Jeder in ſeiner Art, edel und brav. Selbſt dem König haben wir ſeinen Grimm nicht vorzuwerfen. Er iſt die natürliche Aufwallung eines kräftigen Herrſchers, dem ungerecht, wie er meinen darf, Tanger entriſſen werden ſoll, nachdem ſchon Ceuta ſchimpflich dem Halbmond verloren gegangen war. Kein Verdienſt iſt noch jene Heiterkeit Fernando's, ſie iſt nur die ſchwellende Knoſpe, welche die Blüte verſpricht, aber freilich die reichſte. Er nimmt Muley gefangen, und entläßt ihn galant, ritterlich, human, zu ſeiner Schönen. Kein devoter Akzent entſtellt die feinen Schattirungen der Rede, mit der er den edeln Feind losgibt. Selbſt tolerant iſt dieſer katholiſche Prinz. Muley wünſcht ihm Allah's Schutz. Dir, wenn Allah Gott iſt, helf' er! ruft er dem Freigelaſſenen nach.

Dieſe edelſchöne, reine, echt menſchliche Geſtalt ergreift das Schickſal. Der König von Fez nimmt ihn gefangen und ſpricht ſchon das Wort aus, um welches ſich von da an, wie um ſeine Angel, das Gedicht dreht. Nur Ceuta ſoll der Löſepreis des Infanten ſeyn. In dieſem plötzlichen Sturz hat die erſchütterte Seele des Prinzen zwei feſte Gedanken, den an ſich und ihre unentreißbare Begabung:

„Mich ſoll'n die Strahlen meiner Sphäre leiten!“

und den, daß Eduard wie ein Chriſt zu handeln habe. Wüßte er ſchon bei ſich, daß er um Ceuta nicht befreit ſeyn wolle, ſo würde er es ausſprechen. Anzunehmen, er wolle nur die greifliche Gelegenheit abwarten, wie ſie nachher kommt, um ſeinen Heldenmuth glänzender zu zeigen, hieße ihn einer frommen Renommiſterei bezichtigen, die tief unter den Intentionen des Charakters liegt. Nein. Er hat nur jene allgemeinen, faſt gegenſtandsloſen Gedanken, die den Charakter nicht mit einem Sprunge emporwerfen, ſondern höchſt behutſam vor uns ſteigern.

Daß das Loos des Menſchen Unbeſtändigkeit des Glücks heiße, daß in dieſer Unbeſtändigkeit der Infant unter den Knecht hinabſinken könne, daß aber, wer Das recht erkenne, er ſey, wer er wolle, er dulde, was er wolle, nur ein gemeines Leiden trage — ſolche Betrachtungen ſind die erſten Früchte, welche Fernando von ſeiner Gefangenſchaft zieht. Er ſpricht ſie gegen die Sklaven und gegen Muley aus. Aber noch hegt er ſanguiniſche Hoffnungen, er getröſtet ſich ſeiner Löſung. Es iſt undenkbar, daß ihm nicht die Möglichkeit eingefallen ſeyn ſollte, ſein Bruder Eduard werde Ceuta für ihn anbieten, und da er jene Hoffnungen der Befreiung hegt, ſo muß ſeiner Seele, wie ein Schatten wenigſtens, der Gedanke vorüber geſchwebt ſeyn, er könne auch um den Preis der Stadt ſich wohl allenfalls befreien laſſen. — Aber nun tritt der Fall wirklich vor ihn. Enrique kommt und trägt in ſeiner Hand die Vollmacht, die chriſtliche Stadt für den Infanten in die Hände der Ungläubigen zu übergeben. Hier beginnt die äußere und innere Kataſtrophe. — Auch der geringe Charakter iſt unter Umſtänden ſtarker Entſchlüſſe fähig, aber ſie ſind bei ihm entweder Kinder des Zufalls, oder er hat ſie in einer gewiſſen dumpfen Kälte, die man das Handeln nach Grundſätzen nennt, von vorn herein fertig. Der große Menſch ſchwankt zwiſchen Wollen und Sollen, bis der Finger Gottes das Sollen zeigt. Fernando iſt ausgezogen, Tanger der Chriſtenheit zu erobern, und nun ſteht ſein Bruder vor ihm, Ceuta um ihn der Chriſtenheit verloren gehen zu laſſen. Dieſer ernſte Kontraſt entblößt das innerſte Heiligthum ſeiner Natur. Sein Geſchick, ſeinen Beruf in den letzten Gründen durchſchauend, vollendet er ſich zum chriſtlichen Leidenshelden.

Die große Rede, in welche er seine Seele ausgießt, voll des gewaltigsten Eifers, der erhabensten Antithesen, des würdigsten Pathos, ist darum so unvergleichlich schön, weil der heroische Entschluß, um Ceuta nicht sich befreien zu lassen, den ihr Anfang verkündet, sich doch erst in ihrem Verlaufe an der Betrachtung lusitanischer Heldengröße, katholischer Pflicht, entsetzlichen Unglücks, insofern eine dem Kreuz zugeeignete Stadt zum Abfall gebracht würde, und eigener Nichtsbedeutendheit gegen ein solches Unglück stufenweise zum vollen Leben hinauslebt. Der Infant empfängt und gebiehrt in sich die Tugend der Demuth, den Grund aller christlichen Tugenden. Der Einzelne ist ein Nichts, ein Todter, ein Leichnam, wo es gilt, sich zwischen ihm und der Sache des Glaubens zu entscheiden; das ist der Schluß jener Rede. Aber wir haben seine Seele operiren sehen, dieses Resultat zu erzeugen. Und deßhalb ergreift es uns so, darum macht jene Rede einen so überaus gründlichen Eindruck. —

Das Martyrium beginnt, schärft sich, geht zu Ende. Der König läßt Fernando zu den übrigen Sklaven werfen, ihn sogar härter behandeln als sie, ihm die Nahrungsmittel versagen, endlich ihn auf dem ekelhaftesten Lager sterben. Wie entfaltet sich nun in den Banden solcher Noth der Märtyrer? Er übt die Demuth praktisch, er will nicht erkannt seyn von seinen Mitsklaven, damit keiner ihm seine Sklavendienste erleichtere. Und nun bricht aus jener Knospe, von der ich redete, leicht und natürlich die herrlichste Blüte auf. Alle menschlichen Tugenden nämlich, die ihn im Stande des Glücks zierten, zeigen sich nun wieder, nur erhöht und vom neuen Glanze der Heiligkeit übergossen. Galant bringt er der Prinzessin Blumen, aber mit sehr ernster Deutung in dem schönen Sonette, welches von dem kurzen Blühen der Blumen eindringlich handelt. Ritterlich ehren- und vasallenhaft gesinnt, verwirft er den Rettungsplan seines mohrischen Freundes, wo solche Ehrenhaftigkeit einen ganz anderen Sinn hat, als früher, denn es handelt sich nun vom eigenen Leben auf der einen Seite und nur von der Ehre und Vasallentreue eines Dritten auf der andern Seite. Endlich, im Abgrunde des Duldens, von unheilbarer Krankheit geplagt, auf dem Mist, leuchtet wieder die ursprüngliche Heiterkeit seiner Seele empor. Er freut sich in solcher entsetzlichen Pein jedes Sonnenstrahles. Aber himmlisch ist diese Heiterkeit geworden. Denn der Strahl der Sonne ist ihm nur eine Feuerzunge, Gott lobzupreisen geschickt. Er ist heiter in Gott.

Nicht indessen zur hohl-frommen Abstraktion verflüchtigt ihn der von göttlichem Geiste erfüllte Dichter. Durch alle Stadien des Märtyrerthums hindurch bleibt dieser Held Mensch, menschlicher Empfindung, ja

Schwäche zugänglich. Schon jene Rede des heroischen Entschlusses durchwebt die rührendste Klage um sein trauriges Loos. Nachher wollte er sich gern von Muley retten lassen, ehe und bevor die Ehre des Freundes durch diese Rettung gefährdet schien. Zuletzt im äußersten Elend fleht er den König um Erbarmen an.

Lange ist mir die innere Nothwendigkeit dieser zweiten Prachtrede, und warum sie von der Bitte überspringt zum Ausdruck des hohen Glaubensstolzes, dunkel geblieben. Endlich habe ich sie mir einfach aus der Situation erklärt. Fernando will wirklich, seine Schmerzen fühlend, den König nur um Erbarmen bitten. Aber auf dem Gipfel des Unglücks fühlt sich eine hohe Natur von der Poesie umweht, welche nichts Geringes, Individuelles mehr aufkommen läßt, sondern den eigenen einzelnen Fall zum Symbol des allgemein Menschlichen erweitert. Deßhalb sieht er im Könige den König, den König an sich, in sich eben so den Sklaven, entkleidet von allen Glaubensbeziehungen. Und deßhalb strömen ihm aus allen Reichen der Schöpfung die glänzenden Gleichnisse zu, welche dem Könige sagen sollen, ein König müsse barmherzig seyn. Im schärfsten Gegensatze zeigt hier Calderon die himmlische Majestät des Geistes, welche unter Lumpen und Eiterbeulen nicht verloren geht, der irdischen Majestät gegenüber. Aber während der Rede erschöpft sich der Rest seiner Lebenskraft, schon fühlt er den Tod herannahen, und nun kehrt er in das christkatholische Bewußtseyn zurück, welches denn durch den triumphirenden Ausgang der Rede das entsprechende Wort findet. Noch tönt dieses Wort in dem Rufe gegen Phönix, daß, so schön sie sey, sie doch nicht mehr werth sey als er, er vielleicht mehr als sie. — Nun kostet er den Tod in dem tiefen Spruche gegen Don Juan, daß der Mensch in den irdischen Schranken an sich selbst erkranke, daß er seine größte Krankheit sey. Nur kurz aber ist diese Verfinsterung. Gleich erhebt er sich zu dem Genusse der anbrechenden Seligkeit; er befiehlt, daß nach dem Verscheiden ihm sein Ordenskleid angelegt werde, und endet in der getrosten Hoffnung auf die Ehren des Altars.

So stirbt er, und so ist er würdig geworden, als verklärter Geist das Heer zum Siege zu führen. Im Ajax des Sophokles wird nach dem Tode des Helden noch lange für dessen Bestattung gekämpft. Hier ist ein Aehnliches in christlicher Sphäre. Fernando starb, aber eine ganze Handlung bewegt sich noch um ihn. Der kalte, ekle Leichnam des Prinzen wird Preis für die prangende Schönheit der Phönix. Außer dem allgemein menschlichen Wunsche, die sterbliche Hülle einer geliebten Person zu besitzen, wirkt hier ein großes populär-katholisches Motiv.

Nur die wirkliche Gruft eines Seligen macht die Weiheſtatt möglich, und daß eine ſolche entſtehen könne, darum müſſen die Portugieſen den Leichnam beſitzen. Der Schluß iſt von der Reinheit und Ruhe des Epos. Sie tragen die Leiche zu den Schiffen, und Alfonſo eröffnet uns die Ausſicht in den Tempel, der ſich über den Reſten des Märtyrers erheben wird. — Weil aber die Läuterung, welche das Gedicht darſtellt, nicht blos das Geſchick eines Einzelnen iſt, ſondern an Fernando's Dulden und Glorie ſich die Erhaltung eines chriſtlichen Gebietes und der endliche Triumph der chriſtlichen Waffen knüpft, ſo gewinnt die Handlung die Verleiblichung, die hiſtoriſche Größe und Weite, welche der Tragödie ſo wohl thut.

Welche aber iſt die Schuld des Fernando? denn ohne Schuld wird doch Niemand zum tragiſchen Helden. Sie iſt ſehr leiſe angedeutet, ſie würde auf der gewöhnlichen moraliſchen Wage kaum die Schale drücken, aber da iſt ſie.

Der Menſch ſoll im Augenblick einer großen Unternehmung ſich ſo klar, beſcheiden, und einfach halten, als möglich. Sehen wir dagegen, wie Fernando die afrikaniſche Küſte betritt. Ja, es iſt wahr, dieſe Reden, durch und durch geſättigt von unverwüſtlicher Fröhlichkeit, ſind herrlich, aber miſcht ſich dem Sinne, aus dem ſie hervorgehen, nicht ein gewiſſer Rauſch heroiſchen Leichtſinns bei? Soll ein chriſtlicher Heerführer ſo keck Zeichen hin und her deuten, wie Fernando thut? Er ſpielt zugleich hier offenbar mit den Beziehungen. Enrique's Fallen bei der Ausſchiffung ſoll ein glückliches Zeichen ſeyn, die trüben Erſcheinungen, welche Jenen beſorgt gemacht haben, ſind nur den Mohren finiſter, und dann ſoll doch wieder dieſe ganze Welt des Ahnungsvollen ein Nichts ſeyn. Das ſind Widerſprüche, die eben jenen Rauſch bezeichnen, den ich meinte. Oder wird man mir einwerfen, Fernando treibe nur ſeinen Scherz in der Deutung der Zeichen, wolle ſagen: dergleichen läßt ſich ſo oder ſo auslegen, ſo erwiedere ich, einem chriſtlichen Heerführer ſoll eben bei ſo ernſtem Anlaß nicht ſcherzhaft zu Muthe ſeyn.

„Soll uns nicht des Sieges Lohn erfreuen,
So werden wir beglückt zum Tode ſchreiten!“

ruft Fernando. Darin liegt eine Herausforderung, die das Schickſal leicht anzunehmen pflegt. Der ganze Verlauf der Tragödie zeigt, daß das zum Tode ſchreiten nicht ſo ganz beglückt ſey, wie der überkühne Muth vorausſagte. Ueberhaupt iſt es mißlich, die letzten Dinge gewiſſermaßen ſich voraus zu beſtellen. Der Held denkt an den raſchen Tod in der Schlacht, und Gott führt ihn zum Ende im ſchimpflichſten Elend.

Der heroiſche Leichtſinn Fernando's bethätigt ſich in der Szene mit

Muley. Vom Heere getrennt, denkt er nicht an seine erste und oberste Pflicht, dem Heere durch die schnellste Rückkehr seinen Feldherrn wieder zu geben, sondern verliert sich in das humane und großmüthige Interesse an dem Privatschicksale seines Feindes. Hier ist eine gefährliche Sicherheit wahrzunehmen, und zugleich ein leises Ueberschlagen und Abweichen von dem strengen Pflichtenkreise des geistlichen Ordens, dessen Großmeister er ist, in die zarten Tugenden des weltlichen Ritterthumes. Als Haupt jenes Ordens hat er das Gelübde über sich, mit den Ungläubigen Krieg zu führen, nicht aber sich um ihre Liebesschmerzen und Liebeshändel zu bekümmern.

In diesen Dingen also finde ich die Schuld des Infanten. Aber allerdings ist sie eine so schöne, daß ohne sie der Charakter nicht so liebenswürdig wäre, wie er ist. Sie ist die kleine Unregelmäßigkeit, welche einer sonst vollkommenen Gesichtsbildung erst den reizendsten Ausdruck gibt. Ich mag nicht in Calderon hineindeuten, möglich aber, ja sogar glaublich ist, daß, wenn Fernando besonnen früh zum Heere gekehrt seyn würde, die Unruhe um ihn, das Suchen nach ihm vermieden, der Umschließung des Christenheeres durch Tarudante und den König von Fez ausgewichen, und die Gefangennehmung des Helden nicht erfolgt wäre. So könnte selbst die Katastrophe als äußere Folge jener Schuld erscheinen. Vielleicht ließ hier der Dichter mit Absicht Alles in einem gewissen Dämmer. Habe ich aber Recht, so ist sein Verdienst folgendermaßen zu fassen: Er weiß uns darzustellen, wie ein Minimum von Schuld ein Maximum von Leiden erzeuge, wobei wir an den Spruch erinnert werden, daß Gott züchtige, den er liebe. Er läßt den Charakter des Helden sich vollenden in einer ganz übersinnlichen Region, und zugleich an dem Undankbarsten, was es für die Poesie gibt, nämlich an einem fortgesetzten Leiden. Dennoch versteht er es, dem Charakter die populärste Deutlichkeit zu geben, und zugleich das Dulden in ein Handeln umzuschaffen, in das christliche Handeln, weil auf jeder Leidensstufe eine neue Gemüthsthat von Fernando gethan wird. Endlich steht Fernando, wo Niemand von uns zu stehen kommen wird. Weil aber der Dichter unsere Phantasie mit ihm wandern machte, so kommt er uns wie ein vertrautes Mitwesen vor, selbst als der Heiligenschein bereits sein Haupt umleuchtet.

6.

Ich widmete damals, vor sechs Jahren, diesem großen Gedichte die Sorgfalt, welche es unerläßlich fordert, sagte der schwarze Domino. In meiner Bearbeitung hatte ich den Spaßmacher gestrichen, den Luxus in den Szenen des mohrischen Personenkreises beschränkt, die wunderliche Audienz von Alfonso und Tarudante durch einfache Botenmeldungen zu ersetzen versucht. Denn auch in diesem hohen Werke hat Calderon nicht von seinen uns ungenießbaren Seltsamkeiten ablassen mögen, und sie stören darin doppelt. Ehe ich den Schauspielern das Stück vorlas, las ich ihnen ein Kollegium über den Angriff eines solchen Werkes und über die Rezitation des Verses, damit der Trochäus und die Strophe klinge und nicht so theaterüblich herabgeleiert werde. Sie kamen auch wirklich in eine gesammelte Stimmung für die Aufgabe. Die Vorbereitungen selbst wurden durch einen Wetteifer freundschaftlichen Mitwirkens verschönt. Schadow gab mir eine kleine, klösterlich abgelegene Zelle auf der Akademie zu den Leseproben her. Man mußte an allerhand Polterkram vorbei durch die unbesuchtesten Gänge wandern, und war in dem engen Gemache wie von aller Welt abgeschieden. Unter den Fenstern rauschte der Rhein, die weißen Wände röthete die Frühlingssonne. Bei dem Klange der Wellen, in dem rosigen Schein wurden da Sylben gemessen, Akzente festgestellt, die Schattirungen der Rede ausgearbeitet. Schirmer entwarf mir den Prospekt von Fez, Hildebrandt stellte die Ausschiffungs- und Kriegsgruppen, Felix Mendelssohn schrieb die Musik zum Werke; zwei herrliche Sklavenchöre nämlich, und einen ganz originellen, wie aufgelöste katholische Kirchenhymnen klingenden Marsch, zur Erscheinung des Geistes. Es waren gute Tage! — Mich freut es, daß ich mit der Exposition Deinen Sinn getroffen habe. Ich wirkte nämlich dahin, daß Grua, der den Prinzen spielte, in den ersten Szenen die Rolle ohne die herkömmlichen Bezeichnungen der Devotion, leicht, ritterlich-froh und wagemuthig nahm.

Wie wurden Sie aber überhaupt mit der Truppe, deren Vorgesetzter Sie doch nicht waren, fertig? fragten mehrere junge Leute.

Gut, übel, friedlich, kriegerisch, heute so, morgen so, versetzte der schwarze Domino. Das Schauspielervölkchen hat noch Niemand erschöpfend beschrieben, man muß mit ihm zu thun bekommen, um es kennen zu lernen. Das Sonderbarste ist, daß seine Launen wirklich nach nothwendigen Naturgesetzen zu entstehen scheinen. Denn auch bei Dilettanten, wenn sie Komödie spielen, zeigen sich unverzüglich alle Rücken und Tücken ihrer Kollegen vom Fach. Meine Akten aus jener Zeit sind lustig zu lesen, jeden Tag bekam ich wenigstens drei Billets,

denn die Schauspieler geben Alles schriftlich von sich. Da widmet mir Einer brieflich seine „ungeheuchelte Verehrung", der wenige Blätter später mir rund heraus erklärt, seine Nerven litten von meiner Behandlung! die Liebhaberin schmollt und wird wieder gut, der Held poltert, streckt sich aber doch nach der Decke; der Intrigant und Bösewicht war im Ganzen der Vernünftigste und meine beste Stütze. Alle schrieen über Ungerechtigkeit und Tyrannei, und zuletzt that Jeder seine Schuldigkeit. Die gelungene Emilia Galotti hatte die Tradition erzeugt, daß der Sieg unter diesen Fahnen blühe, und die Schauspieler sind Sklaven der Tradition, welche das einzig Feste in dieser Kunst des Augenblicks ist. Die Sache marschirte, was kümmerte mich das Halloh unterweges?

Eine jener sogenannten Mustervorstellungen, Nathan, war besonders merkwürdig durch Seydelmann, der den Nathan gab. Fein und klug, wie er ist, und das Terrain, auf das er denn doch nun einmal getreten war, mit richtigem Blicke würdigend, gab er meiner Bitte, um der Anderen willen die Mühe der Vorbereitungen nicht zu scheuen, das willfährigste Gehör, und machte die ihm gewiß sehr langweiligen Proben alle mit durch, selbst einige Zimmerproben.

Ueber ihn erhob sich auch hier der Streit, ob er ein Genie sey oder nur ein berechnender Verstandesmensch, sagte der rothe Domino. Für mich ein höchst ungereimter Dispüt. Ich denke, wenn ein Mann mit einer schweren Zunge, einem von Natur stumpfen Organ, und einer eben nicht sonderlichen Figur so erstaunenswürdige Dinge zu Stande bringt, wie Seydelmann, so kann man schon zufrieden seyn und Gott danken, der so viel Scharfsinn, Beobachtung, und Verstand in einem Individuum versammelte.

Seine Masken und die Nichtigkeiten, an welche er die reichste Kunst verspendet, habe ich mit der größten Bewunderung gesehen, sagte der blaue Domino. Vatel — was steht dieser Darstellung gleich? Daß er den König im Tagsbefehl in Haltung, Spiel, Gestus, genau zu porträtiren wußte, will bei einem solchen Künstler noch nicht viel sagen. Aber er stattete die Rede mit einem so elegischen, zuweilen halb singenden Abklingen aus, daß mich diese Erfindung, die aus dem tiefsten Anschauen hervorging, erschütterte und mir die ganze historische Einsamkeit des großen Fürsten vor den bewegten Sinn brachte. Fast aber scheint es, daß der Künstler ein leeres Gefäß vor sich haben muß, um seinen Reichthum ausschütten zu können. Wo ein Werk ihm entgegentritt, stellt sich die Sache etwas anders. Er liefert da auch immer das Bedeutende, nur nicht immer Das, was das Werk will. Nathan, Clavigo, Mephistopheles sah ich von ihm mit einem Gemisch von Hin-

gebung und Widerſtreben. Nathan ſpielte er im Tone eines Herder'ſchen Humanitätspredigers und in ſolcher Auffaſſung vortrefflich, aber die fein-ſarkaſtiſche Zumiſchung, die dem Juden nicht fehlen darf, blieb aus. Aus Mephiſtopheles machte er einen erdichten, knarrenden Geiſt, mit eiſerner Konſequenz, es iſt wahr; aber wo war der Marinelli der Hölle, den Göthe im Sinne hatte? Dagegen verhielt ſich im Clavigo das Ding wieder umgekehrt. Mir war Carlos, dieſer gerade, durchaus rechtliche und wohlmeinende Freund, wie ihn Seydelmann uns zeichnete, die am meiſten tragiſche Figur, weil ein ſo über den Andern ſtehender Menſch ſich doch ſo gröblich irren und an einem Lump, wie Clavigo, den treuen Antheil als an einer bevorzugten Natur nehmen konnte.

Was ſoll er machen? rief der ſchwarze Domino. Er ſteht in einer zertrümmerten Kunſtwelt, und kein Schauſpieler kann ſie wieder zuſammenfügen. Er hat das Gefühl überwiegender Begabung in ſich — was ſoll er machen? frage ich. Er macht ſich zum Mittelpunkt, um wenigſtens ſelbſt Etwas zu ſeyn, da das Ganze ein Nichts iſt. Ohne ſeine Schuld außer Stand geſetzt, in ein Ganzes beſcheiden, wahr, ſubordinirt einzugreifen, bildet er ſich durch Miſchung, Entmiſchung, Kombination, Bizarrerie eine eigene kleine egoiſtiſche Welt. Wenn der Styl verſtarb, leben die Grillen auf. Seydelmann iſt wenigſtens die genialſte Grille der heutigen Schauſpielerei.

Man wollte weiter über dieſen Künſtler reden, aber ein laut hallendes Vivat aus mehreren hundert Kehlen im Saale unterbrach das Geſpräch. Trompeten und Pauken ſchmetterten und wirbelten; der Jubel wollte nicht enden. Die jungen Leute eilten nach dem Orte, wo dieſe laute Ehrenbezeugung erklang; die Domino's vermochten endlich herauszuhören, daß ſie Schadow'n galt.

Einer von ihnen wendete ſich ab und zog ſein Tuch hervor. Die Andern lächelten, denn ſie kannten die Schwäche ihres Freundes.

Ja, rief er, nachdem er ſeine Thränen getrocknet, halb ärgerlich, halb mitlachend, es iſt ein verwünſchter Naturfehler bei mir, daß ich weinen muß, jedesmal, wenn ich ein Vivat höre. Oft iſt mir dabei in der Seele gar nicht weinerlich zu Muthe geweſen, und dennoch brach das Waſſer hervor. Es muß wohl mein Sinn für thatſächliche Momente ſeyn, der mich zu einem ſo unfreiwillig Gerührten macht.

Sein Nachbar ſagte: Nun, hier darfſt Du allenfalls bewegt ſeyn, denn Der, dem da ein paar hundert Jünglinge huldigen, hat Außerordentliches geleiſtet.

Gewiß, verſetzte der Andere. Wir haben hier gleichſam ein fait accompli, eine vollendete Thatſache vor uns. Und vor denen hegen

ſelbſt die Regierungen Ehrfurcht. — Die Wahrheit, daß man etwas Seyendes für ſeyend halten, daran nicht nergeln noch mäkeln ſoll, iſt ein Gewinn in dem Denken unſerer Epoche. Wir haben hier Großes werden ſehen. Ein Mann kommt vor dreizehn Jahren daher, gefolgt von fünf Schülern, die recht hübſche Sachen gemacht haben, doch aber noch völlig unfertig ſind. Er betritt ein fremdes Terrain, ohne mächtige Verbindungen zu haben, er muß ſich Alles erſt ſelbſt ſchaffen. Sein Gouvernement unterſtützt ihn wohl, jedoch nur mäßig; keines Königes mächtiger Arm hält ihn, ſtellt ihm die geniusentflammenden Aufgaben. Einen Namen bringt er mit, genannt allerdings in der Kunſtwelt, keineswegs aber mit der Glorie allgemeiner Berühmtheit umgeben. Und nach dreizehn Jahren ſteht er an der Spitze einer Anſtalt, worin die Hunderte nun faſt ſtatt der urſprünglichen Einheiten zählen. Die Räume ſind zu eng für den Andrang, der Ruf der Anſtalt geht durch Europa, und zieht die Lehrlinge aus allen Landen, bis zum hohen Norden hinauf, herbei. Die Werke der Schule zieren Königs- und Kaiſerpaläſte, die Erben großer Reiche beſuchen den Chef und treten zum Theil unter ſein Dach. Der Kunſtverein, der doch auch ohne ihn nicht entſtanden wäre, hat jährlich über zwanzigtauſend Thaler zu verwenden. Die Schule ſandte Kolonien aus nach Dresden und Frankfurt. Was aber noch mehr: das Haupt wurde längſt von den Gliedern überflügelt und dennoch löſen ſich viele der edelſten Glieder nicht ab, wohl wiſſend, daß der Zuſammenhang, wie er war, ihnen auch noch jetzt fromme. Dieſer Organismus findet nun aber immer noch ſeinen Schwerpunkt im Stifter, obgleich faſt alle jüngeren Meiſter ganz abweichend von ihm denken. Man würde es wohl empfinden, wenn er dauernd von ſeiner Schöpfung zurückträte. — Iſt das nun keine Thatſache, ſo gibt es überhaupt keine. Und nur ſeltene Eigenſchaften konnten ſie ſchaffen.

Man ſollte denn aber endlich ſie nennen, einen hiſtoriſch gewordenen Namen nicht mit falſchen Bezeichnungen verdunkeln oder durch ausweichende Reden verwiſchen! rief der ſchwarze Domino. Kläglich dreht ſich das Urtheil über die Werke des Mannes, von dem wir reden, krümmt ſich und windet ſich, um das öffentliche Geheimniß nicht laut werden zu laſſen: daß Schadow kein Genie ſey. Oder wollt Ihr es behaupten, ſo nennt mir den Jünger von Bedeutung, dem er ſeine Farbe und Zeichnung gegeben, nennt mir das Werk von ihm, welchem die Nation ihre Stimme ertheilt hätte! Alles, was hier Berühmtes entſtand, entſtand durch die Schule, die im eigentlichen Sinne doch nicht ſeine Schule iſt.

Laßt uns nicht in Negationen und Antitheſen uns verlieren! ſagte

der blaue Domino. Auch die Kunst hat, dem Gesetze der Zeit folgend, einen repräsentativen Charakter angenommen. In einem repräsentativen Staate aber gedeiht der große Selbstherrscher nicht, ein gescheiter, balancirender Louis Philipp ist die Persönlichkeit, die ihm eignet. Das wahre Genie würde in seinem hohen Drange, in seinem unbekümmerten Stolze, nie Etwas wie die Düsseldorfer Schule hervorgebracht haben. Cornelius, den ein seltsamer Irrthum hier, wo es Nichts al fresco zu mahlen gab, zuerst zum Direktor gemacht hatte, ging, ohne eine Spur zu hinterlassen. Freilich war er nur kurz hier, er ist aber von der Art, daß er unter keiner Bedingung hier hätte lange ausdauern können. Schadow kam, und da waren nun die Qualitäten, die hieher gehören. Anstatt des urkräftigen Schaffens, welches sich nur um sich bekümmert, hatte er eine allseitige Empfänglichkeit, und jene Fürstengabe, die Fähigkeiten zu sehen und jede an ihren Ort zu stellen. Der Verstand ist das Dominirende in ihm, unterstützt von einer zähen Beharrlichkeit. Ich sage nicht, daß ihm Gefühl und Phantasie fehlen, aber sie stehen unter der Herrschaft des Kopfes. Er verwendet sie, gebraucht sie, anstatt sich von ihnen hinreißen zu lassen. Wer die Jahre her gesehen hat, wie er fest und klug, nie seine Absichten aus dem Auge verlierend, Charaktere und Schwächen berechnend und behandelnd, zur rechten Zeit sich schmiegend und im günstigen Augenblicke imponirend, sein Reich gründete und führte, der hat etwas Merkwürdiges gesehen.

Du hast mir nur das Wort aus dem Munde genommen, sagte der schwarze Domino. Meine Meinung konnte nicht seyn, ihn herabzusetzen. — Ich glaube, daß ein Verein solcher Eigenschaften, wie er sie besitzt, fähig machen würde, die öffentlichen Angelegenheiten unter den schwierigsten Umständen zu führen. Schadow wäre gewiß ein tüchtiger Staatsmann geworden, hätten die Sterne ihm die Feder des Diplomaten statt des Pinsels zugewiesen.

Meine historische Betrachtung läßt mich solche Eventualitäten nicht aufstellen, sagte der rothe Domino. Ich unterscheide vielmehr in Schadow zwei geschichtliche Personen: den vor der italienischen Reise im Jahre 1830 und den nachher. Jener hatte wirklich die allseitigste Empfänglichkeit, er war gutmüthig, wohlwollend, konnte selbst naiv seyn. Zwar war er auch damals schon christkatholisch in seinem Künstlerherzen gesinnt, er mahlte (außer Portraits) nur heilige Bilder und nannte die religiöse Kunst die höchste. Aber Alles Das war doch nur mehr Privatliebhaberei. Daneben war er der humanste Patron der Landschaft, des Humors, des Genre's, selbst wenn dieses bis zu Kegelbahnen und Trinkstuben hinabstieg. Er gab da Rath, kritisirte, emendirte treu, fleißig,

einsichtsvoll, wie an Engelsflügeln und Madonnengesichtern. Rührend war seine Freude, wenn Etwas gelang, es gelang, wo es seyn mochte. Schrötter, der von der Kupferstecherei zum Mahlen übergegangen war, konnte erst lange der Farbe nicht mächtig werden. Wißt Ihr nun noch, wie Schadow einst, wen er von Bekannten traf, vor Schrötters Bild rief, und Jedem als ein Ereigniß ankündigte, daß der Reflex der Abendsonne auf dem Rockärmel des alten Fischers in der Mitte der Gruppe so schön gelungen sey, daß nun endlich Schrötter die Farbe habe? Solcher Dinge kamen damals unzählige vor. Den rationalistischen Lessing liebte er mit väterlicher Zuneigung. Mit Literatur, Poesie hielt er sich in Berührung, abweichende Meinungen brachten ihn nicht auf, machten ihn nicht stumm. — In Italien aber wachten die alten Reminiszenzen auf, die große religiöse Kunst hatte ihm von Neuem so imponirt, daß er zurückkam, nicht als ein Halbverwandelter, wie Sie ihn früher genannt haben, sondern als ein Geblendeter, oder wenn man im Bilderkreise seiner Kunst bleiben will, mit übermahltem Geiste. Denn ich muß sagen, daß ich für meine Person immer noch an das Richtige und Natürliche in seinem Wesen glaube, welches eben ist, das Gute und Schöne in jeder Richtung zu lieben und zu pflegen. Freilich ist die Uebermahlung jetzt stark. Nicht plötzlich trat sie hervor, sondern die Kruste setzte sich nach und nach an. Krankheiten, Verstimmungen mögen mit eingewirkt haben. Die Schüler wurden berühmter, als er, und wodurch wurden sie berühmt? Nicht durch Himmelfahrten und heilige Familien, sondern durch die Landschaft, durch das Genre, das romantische sowohl, als das reale. Wer wird ihn schelten, wenn selbst etwas Gereiztheit sich seiner Empfindung beigemischt hat? Genug, es sollte nun mit aller Gewalt eine religiöse Schule am Rheine erblühen. Das hatte zur Folge, daß eine stille Entfremdung sich zwischen ihm und den meisten Heroen der Anstalt allmählig einschlich. Niemanden hat er absichtlich gekränkt oder zurückgesetzt; gegen solche Beschuldigung, welche der Klatsch auch gegen ihn erhoben hat, muß man ihn durchaus vertheidigen. Aber die Dinge wirkten, und sie sind immer mächtiger, als jede Absicht. Nun bringen sie ihm noch Vivats, es ist wahr, aber die eigentlich Bedeutenden rufen doch nur mit aus Pietät und Dankbarkeit, ein lebendiges Gefühl des Zusammenwirkens mit ihm stiftet die Verbindung nicht, welche allerdings, wie ich sagte, noch besteht. Sie sehen einander als eine Nothwendigkeit an, er sie, sie ihn, das ist ihre Gegenwart zu einander, und darüber hinaus liegt freilich ein viel schöneres, ein weit beglückenderes Verhältniß. Geistigen Einflüssen, welche die jetzige Befangenheit irre machen könnten, hat er sich zu entziehen gewußt. Praktisch aber brachte er es

nur zur Bevölkerung jener drei oder vier Ateliers, welche Galiläa scherzweise genannt werden, und worin man sich zur Ehre Gottes unfruchtbar genug abquält.

„Deger? Vergissest Du Deger'n?"

Deger ist ein reiner, schöner Mensch, er ist der hervorragendste unter den frommen Mahlern, und auf ihn rechnete Schadow wohl auch am meisten, als Stütze der sogenannten höheren Richtung. Aber ich frage: tragen denn diese abgedämpften Farben des Lieblingsschülers, diese zärtelnden Engel, diese kindlich frommen, oder mit dem hektisch schmachtenden Zuge um das Auge versehenen Madonnen die Bürgschaft langen Lebens in sich? Sieht man sie sich nicht schon jetzt müde, je länger man sie ansieht? Spricht sich denn in dieser frauenhaften Milde und Unschuld der christliche Geist der jüngsten Vergangenheit oder der Gegenwart aus? Und den müßte doch ein Meister zu erfassen wissen, wenn ihm gelingen sollte, einen neuen dauernden Typus christlicher Kunst zu finden, denn in den Leib seiner Mutter kann Niemand zurückkehren, auch die Kunst nicht. Sind nun nicht gerade die Besten, die Wahrhaftigsten der Jetztwelt durch allen Spott und Zweifel der Heiden hindurch gegangen, bevor sie zum Erlöser gelangten? So möchte denn wohl ein Paulinisches Bewußtseyn eher, als die legendenhafte Süßigkeit, aus den neuen christlichen Bildern blicken müssen, sollten sie zur Höhe der Zeit sich erheben, auf dieser Höhe sich erhalten. Nicht die wimpersenkende Madonna, sondern der in den leuchtenden Lichtern des Himmels über den geistvollen Verfolger triumphirende Christus scheint mir der Vorwurf der neueren religiösen Kunst zu seyn, wenn eine solche entstehen soll. Deger nahm in seinen ersten Christkindern dazu einen Ansatz, sie hatten etwas Tapferschreitendes, Siegreichblickendes. Nachher ist er hievon wieder zurückgewichen in die Reminiszenz an Fiesole. Zuletzt sah ich eine Zeichnung von ihm: die Himmelfahrt. Der Erlöser blickt wehmüthig segnend zu den Aposteln hinunter. Also auch hier Empfindsamkeit! dachte ich. Daß der Sohn sich setzt zur Rechten des Vaters, das ist das göttliche Faktum, und wird nun wohl dessen erhabene Majestät durch diese weiche Gebärde ausgedrückt? Man muß erwarten, wie den Künstler Italien, wo er sich jetzt befindet, vollenden wird, denn seine Bahn ist ja noch nicht geschlossen.

Man kommt, wenn man im Stillen für sich die Dinge betrachtet, immer mit dem Urtheile des Tages in's Gedränge, sagte der schwarze Domino. So ist es mir mit den Ansichten über unsere Schule gegangen,

nachdem der erste lyrische Taumel der Anfänge vorüber war, und das Urtheil in seine Rechte trat. Vor acht, neun Jahren sollten hier lauter werdende Michel Angelo's, Raphael's, Rembrandt's, Ruysdael's umherwandeln. Ich liebte meine Freunde wahrhaftig von Herzen und freute mich jedes guten Bildes, das von ihnen kam, aber ich hatte denn doch Dresden, Berlin, Kassel, München, Pommersfelden, Amsterdam, den Haag gesehen, und wußte ungefähr, wie die alten Sachen aus den Rahmen schauten. Ich vermißte bei den unsrigen Etwas: die geniale Sicherheit, das à plomb der alten Meister, die überzeugende Kraft und Nothwendigkeit der Gestalten. Versuche sah ich, höchst tüchtige Versuche, aber schwankend zwischen der Kühnheit des Individuums, immer nur sich und sein Personellstes auszudrücken, und der Scheu, Fehler zu begehen. Diese Furcht vor gemahlten kühnen dummen Streichen war immer ein charakteristischer Zug der hiesigen Schule. — Jetzt beginnt das Blatt sich zu wenden. Eine Umstimmung der Meinung naht ganz sichtbar an. Zwar bestellen und kaufen die Liebhaber noch reichlich, aber das Urtheil der Stimmführer spricht doch schon seit einigen Jahren häufig vom Düsseldorfer Schmerz, von der Weichlichkeit, vom stereotyp gewordenen Brüten. Ungerecht abermals. Man muß nie eine Richtung in ihren Schwächen angreifen, noch sie darin vertheidigen wollen. Geben wir daher die Goldschmidtstöchterlein, die Kirchengängerinnen, die Nonnen, Pagen, Ritter willig den Stickmustern preis, in welche sie so rasch übergingen! Die Stärken der Schule haben aber unläugbar eine allgemeine geistige Stimmung der Nation, von welcher sie sich in ihrem Bewußtseyn erst jetzt loszumachen beginnt, in Form und Farbe gebracht. Und wenn diese Stimmung eben die sentimental-romantische war, und wenn darin das Weiche, Ferne, Musikalische, Kontemplative anstatt des Starken, Nahen, Plastischen, Handelnden vorwaltete, warum scheltet Ihr die Mahlerei, da Ihr die Poesie gelobt habt, der Ihr Alle einen Theil Euerer Bildung verdankt? Die Poesie ging voran, die Mahlerei folgte, und es wurde hier Etwas wahr, was Louis de Maynard in seiner Betrachtung über die neuere Kunst der Franzosen einmal sagte: **l'idée passe du papier à la toile.**

Nur müssen Sie mir eine Bemerkung erlauben, versetzte der rothe Domino. Der Scherz über die sogenannte Zopfperiode des achtzehnten Jahrhunderts ist in unserer Schule bekanntlich ein stehender geworden. Ich aber möchte sagen, daß selbst aus manchen Stärken unserer Besten abermals ein Zopf hervorsieht, freilich viel vornehmer und poetischer zusammengeflochten, als der alte pudrichte.

Der schwarze Domino erwiederte: Es fehlt der Schule mit einem Worte die letzte Weihe, die naive Ursprünglichkeit, welche die Haare entweder frei wallen läßt, oder kurzweg abschneidet. Das ist aber nicht die Schuld der Einzelnen. Darin tritt das Mißgeschick des Urverhältnisses zu Tage. Das unbedingt Große geschieht doch nur, in der Kunst wie im Leben, wenn ein großer Praktiker auftritt, positiv leistend und die Geister entweder in die Nachahmung fortreißend, oder sie zu selbstständigen Gegensätzen treibend und nöthigend. Das war hier nicht der Fall. Das Höchste kann aber nicht kommen, wenn nur durch Methode, Kritik, Einsicht, Klugheit, gleichsam zur Kunst die Gelegenheit gemacht wird. Und nur Das geschah hier. Die Einzelnen waren also, bei aller Unterweisung in den Vorhallen, im Allerheiligsten dennoch lediglich auf sich gewiesen. Nun hätte unter ihnen ein wahrhaft tonangebender Meister im höchsten Sinne des Wortes entstehen können, und Viele haben Lessing diesen Meister genannt. Er kann es werden, noch ist er es aber nicht. Für sich hat er genug, aber für eine echte Schule hat er nicht genug. Es fehlt ihm die Weite des Blickes, es fehlt ihm der Muth, die großen Erscheinungen seiner Kunst in's Auge zu fassen auf die Gefahr hin, eine Zeitlang an sich irre zu werden. Dieses Versunkenseyn in sich geht so weit, daß er es bisher standhaft abgelehnt hat, Gallerien und Museen zu beschauen. So lange eine solche Isolirung fortdauert, wird auch in seinen Werken etwas Starres und Monotones sichtbar bleiben, welches, für meinen Blick wenigstens, diese große Kraft noch gefesselt hält. Groß und gewaltig ist sie, und davon erlebte ich kürzlich in Frankfurt die Bestätigung für mich. Sein Ezzelin war das einzige unter den neueren Bildern des Museums, welches mir neben den alten Werken Stich hielt.

Die Schule hatte einen Grundfehler, sie besaß schon in ihren ersten Anfängen eine Vorstellung von sich, von ihrer Mission, von der sogenannten Würde der Kunst; sagte der reihe Domino. Freilich entsprang auch er aus dem Umstande, daß der Gründer mehr ein Theoretiker als ein Praktiker war, denn lediglich für die Theorie stellen sich dergleichen Abstraktionen ein, der echte Praktiker hat nur Vorstellungen von seinen Stoffen, und wenn er an seine Kunst denkt, so ist sie ihm ein Aggregat bewährter Handwerksgeheimnisse. Jenes mythische Gefühl aber von der besondern Vornehmigkeit des Berufes, oder von dem Berufe selbst, als einer intellektuellen Luftgestalt, welches der Meister, wie er nur konnte, den Jüngern einzuimpfen suchte, hat, abgesehen von dem schädlichen Einflusse auf die moralische Physiognomie der Schule, Manchen auch in seiner Kunst geirrt, in Gebiete getrieben, in welche er nicht

gehörte, — Allen vielleicht bis auf den heutigen Tag noch ein Etwas vor das Auge geschoben, daß sie mit dem letzten, schärfsten Mahlerblicke die Dinge nicht sehen, wie sie eben einzig und allein für den Mahler vorhanden seyn sollen. Sie sehen die Dinge zu natürlich zugleich und zu unwahr, die rechte Mitte ist hier noch zu entdecken.

Ihr dreht Euch im Kreise um den eigentlichen Punkt, wie Leute, die, im Walde verirrt, das Haus suchen, das zwanzig Schritte von ihren tappenden Füßen liegt, sagte der blaue Domino.

Nun, nun, nur nicht so unsanft zurechtgewiesen! riefen die beiden Andern. Sey uns ein freundlicher Leiter!

Der blaue Domino versetzte: Die Farbe fehlt noch der Düsseldorfer Schule; die eigene, selbstständig gefundene Farbe. Die Farbe ist dem Mahler, was das Wort dem Dichter; er denkt, fühlt, phantasirt in ihr. Sie ist aber nicht das Roth und Blau, das da klebrig auf der Palette steht, sondern die Verwandlung, welche Zinnober und Ultramarin im Geiste des Künstlers erleiden. Das ist eine so wunderbare Metamorphose, wie die von Gemüse und Fleisch in Blut und Nervengeist. Nicht die Farbe, wie sie in der Natur ist, kann der Mahler brauchen, sondern ein begünstigter Genius operirt jene Metamorphose in sich, und die Geister zweiten Ranges empfangen die Farbe von Mustern. Die Kunst empfängt von der Kunst. Man kann nun in Euere Ansichten eingehen und sagen: eben weil der Schule ein großes schaffendes Vorbild fehlte, suchte sie in ihrer Rathlosigkeit nach einem Halt, und den sollte ihr die beliebte Natürlichkeit des Kolorits, oder das Kolorit nach der Natur bieten. Aber eine Farbe kann so unnatürlich wie möglich, und dennoch völlig kunstwahr seyn. Seht Tizians Venus in der Nähe, es ist etwas Grauröthliches da auf die Leinwand gestrichen; tretet zurück und das lebendigste Fleisch wallt Euch entgegen. Ich habe spanische Bilder gesehen. Dicht vor der Tafel sah ich nur schwarze und weiße und blutrothe Striche, vier Schritte davon entzückten mich Magdalenengesichter, büßend im Ausdruck der tiefsten Reue. Die Farbe ist eine große Entdeckung. Unzählige Versuche müssen dieser vorhergehen. Zwei Jahrhunderte lang und länger war sie aller Orten abhanden gekommen: sollen fünfzehn Jahre hier hingereicht haben, sie wieder zu finden? Es gab alte Meister, die so eifersüchtig auf diesen Punkt hielten, daß sie das Geheimniß, wie sie ihre Palette ausrüsteten, mit in das Grab nahmen. Ich glaube aber, daß die ächte mahlerische Farbe auch hier noch entdeckt werden wird, denn so viele und bedeutende Kräfte können sich nicht wie durch ein Wunder zusammengefunden haben, ohne zuletzt ein Endziel zu erreichen.

Ueberhaupt haben wir ja von den Mängeln der Schule nur geredet, um ſie aus dem Zwielicht allgemeiner Redensarten, lobender und tadelnder, uns zur deutlichen Geſtaltung zu bringen, ſagte der rothe Domino. Denn über ihre Verdienſte ſind wir einverſtanden. Sie iſt da, eine unter ganz eigenen hiſtoriſchen Umſtänden entſproſſene Zunft, die, ſich gliedernd in Meiſter, Lehrlinge, und Geſellen, bei allem innerlichen Hader, der nicht länger abgeläugnet werden darf, doch durch ein unſichtbares Etwas noch immer zuſammengehalten wird. Der Urtypus dieſer Zunft war der Geiſt, welcher in der Literatur hauptſächlich durch Göthe, Tieck, Uhland ausgeſprochen iſt. Dieſer Geiſt verſetzte ſich mit etwas norddeutſcher Reflexion, und ſuchte mahleriſche Konſiſtenz zu gewinnen durch die treueſten und fleißigſten Studien nach der ſinnlichen Natur. Später traten Münchener, franzöſiſche, niederländiſche Einflüſſe auf, und es fand ein gegenſeitiges Aſſimiliren des Urſprünglichen und Nachgeborenen ſtatt, am augenfälligſten in der Landſchaft, doch auch zu Zeiten bemerkbar im Genre, und ſelbſt in der Hiſtorie nicht ganz verborgen. Ein Eklektizismus, nicht im rohen, ſondern im feineren und geiſtigeren Sinne, herrſcht; auch dieſer iſt eine vollendete Thatſache, und aus ihr werden ſich gewiß noch große Folgen ergeben.

Der blaue Domino ſtand auf. Ich freue mich dieſes Abends, ſagte er. Wir haben kein Platoniſches Geſpräch geführt, in dem Einer die Weisheit hat und mit verſtellter Unwiſſenheit die Andern belehrt, ſondern es war eine deutſche Unterhaltung. Jeder gab ſeinen Scherf, im Sinne und Gemüth waren wir einig, und nur die Auffaſſungen waren hin und wieder verſchieden. So iſt es uns gelungen, die Düſſeldorfer Anfänge uns vorzuführen, keine unverächtliche Station im Geſammtleben des Vaterlandes. Wie Viel wäre noch zu ſprechen! Wie gern unterſuchte ich, nur bei unſerer letzten Materie ſtehen bleibend, mit Euch: Welche moraliſche Geſtalt der Mahler durch ſeine Kunſt erhält und wie eine Künſtlergilde auf den Geiſt einer ganzen Stadt, darin ſie waltet, influenzirt? Wir würden da auch gewiß auf beſtimmte Reſultate im Guten wie im Schlimmen kommen. Wir würden finden, daß auch in dieſem Gebiete Stand und Beruf den Menſchen fertig machen helfen. Der Soldat wird durch die Waffen tapfer und ehrenzart, aber auch leicht rauh und hochfahrend; der Dichter durchſchaut in ſeinem einſamen Zimmer alle Räthſel der Welt, aber manche Grille pflegt nebenbei in dieſer Einſamkeit zu niſten; der Richter iſt gerecht, aber der Aktenſtaub kann ihn moraliſch engbrüſtig machen. Und ſo würden wir finden, daß der Mahler, durch das beſtändige Vertiefen in die Form und in das äußerlich Erſcheinende, zwar für ſein Leben eine ausgeprägte Geſtalt

und eine frohe Sichtbarkeit gewinnt, zugleich aber in Gefahr ſteht, ſich ſelbſt in der Aeußerlichkeit zu verlieren, und den Sinn für die innerſten Beziehungen des Daſeyns, ſo wie den Maßſtab für die höchſte Würde des Menſchlichen, die in einem unſichtbaren Reiche thront, einzubüßen. Endlich würden wir finden, daß eine Stadt durch das in ihr vorherrſchende künſtleriſche Element zwar ein buntes und mannigfaltiges Anſehen erhält, welches aber doch zuweilen Etwas von einem Schaugerichte hat, und daß vielen ſchwächeren Seelen in ihr, unter dem Schwelgen in Formen und Bildern, die Anlage zum Ernſt und zur gründlichen Durchbildung des Geiſtes abhanden kommt. — Aber es iſt zwei Uhr Morgens, immer gedrängter fahren die Wagen ab, die älteren Leute ſind faſt alle weg, und nur das junge Volk tanzt noch, als ſolle Das dauern bis zum jüngſten Tage.

Puck ſprang vorüber. Eine Verſchwörung iſt im Gange! rief er und verſchwand durch eine Seitenthüre.

Die drei Domino's wußten nicht, was die Worte bedeuten ſollten. Der ſchwarze Domino goß aus der letzten Flaſche die Gläſer bis zum Rande voll und rief: Laß uns den drei Nornen opfern, welche die Zeit weben. Sie heißen Wurd, Werdandi, und Skuld.

Der rothe Domino erhob ſein Glas und ſprach: So nenne ich Wurd, die Vergangenheit. Ihr gilt mein Opfer. So viele verſchiedenartige Menſchen, auf engem Raume zuſammengedrängt, mußten manche Reibung erzeugen. Ich ſprach einſt mit einem Freunde über das Unbehagliche unſeres Lebens, was in Soupçons und Uebelnehmereien ſich abhetzte. Laß es gut ſeyn, ſagte er, es iſt ein Zuſtand wie im Mittelalter. Die Barone halten ſich auf ihren Burgen, machen einander Fehde, werfen einander die Schutzbefohlenen nieder. Es iſt doch Leben und Kraft in dieſem Getreibe, und Jeder vertraut ſeiner Fauſt. — Wurd ſey geprieſen!

Ich beuge mich vor Skuld, der Zukunft, ſagte der blaue Domino. Ohne Wort iſt der Dienſt dieſer Norne, wir wollen ihr, ſtille Hoffnung im Herzen, entgegengehen.

Durch Eure Liſt fällt mir Werdandi zu, die Gegenwart! rief der ſchwarze Domino. Alſo...

Aber er konnte nicht ausreden. Denn der Papagaigrüne war in das Zimmer getreten, begleitet vom Zeremonienmeiſter im geſtickten Hofkleide, mit Allongenperücke und dem goldenen Stabe. Nichts fällt Euch allen Dreien zu, als ein Tanz im Saale mit der Dame, die eben an der Tour im Kotillon iſt; ſagte er. Sie läßt Euch durch mich und dieſen Chevalier hier holen. Die Tour aber iſt, daß Ihr unermüdlichen

Redner die Dame umtanzt, sie dann das Taschentuch emporwirft, und der Glückliche, welcher es haſcht, mit ihr herum walzen darf.

Was war zu thun? Werdandi kam in diesem Zimmer um ihren Opferspruch. Der Zeremonienmeister trat vor, die Domino's folgten, der papagaigrüne Verschwörer schloß. Im Saale empfing den Zug fröhliches Gelächter. Papagena, ein reizendes Mädchen im buntesten Federkleide, stand in der Mitte des weiten Tanzkreises. Die Geschichte sagt nicht, ob die Domino's mit ihr getanzt haben, oder ob sie sich mit einem Scherze auslösten gegen sie, die wohl für ein Bild der blühendsten Gegenwart gelten konnte.

G. Depping.

Die Deutſchen in Paris.

Von

G. Depping.

Wenn ein deutſcher Student von der Univerſität relegirt worden iſt, oder wenn ein preußiſcher Auskultant, voll Verzweiflung über den langen Schweif von Referendarien, welche vor ihm zu verſorgen ſind, nicht einmal die Hoffnung hegen darf, eine Braut zu erhalten, geſchweige denn zu heirathen, ſo wendet er zuweilen ſein Auge wehmüthig gen Paris, und hat er eben ſo viele Entſchloſſenheit als Sehnſucht, ſo ſchnürt er ſein Bündel, verſieht ſich mit einem Empfehlungsſchreiben an irgend einen Landsmann in Paris, ſey es Bankier, Schneider, oder Studioſus, und erſcheint eines Morgens bei dieſem, mit der dringenden Bitte, ihm ſogleich eine Anſtellung zu verſchaffen. Er ſpricht bereits ziemlich geläufig ſein **Comment vous portez-vous**, oder **quelle heure est-il** aus, und zweifelt daher gar nicht, daß man ihn für fähig erachten werde, die Erziehung des Sohnes eines **Pair de France** zu übernehmen, oder Buchhalter auf einem Bankierkomptoir zu werden, oder Feuilletons für ein Pariſer Journal, das Stück zu 200 Franken, zu ſchreiben, und er ermangelt ſelten, ſeinen in Paris angeſiedelten Landsmann der Gleichgültigkeit oder der Deutſchloſigkeit zu beſchuldigen, wenn dieſer ihm die Schwierigkeiten ſeines Unternehmens vorſtellt und ihn zu enttäuſchen ſucht, kommt gar nicht wieder, und ſucht ſich anders durchzuhelfen, indeß das wenige mitgebrachte Geld mit jedem Tage ſich verringert. Durch

vieles Herumlaufen treibt er einige Landsleute auf, die ihm aber Nichts weiter geben können, als tröstende Worte und Theilnahmebezeugungen. Er sieht an dem Laden eines Handwerkers einen deutschen Namen, und geht hinein, in der Hoffnung, deutsche Biederkeit und Gastfreundschaft bei diesem zu finden. Der Handwerker ist wirklich ein Deutscher; da es ihm aber weit mehr um Kunden als um Landsleute zu thun ist, und er merkt, daß der Fremde keinen andern Zweck hat, als deutsch mit ihm zu sprechen, welches zu seinem Pot-au-feu gar Nichts beiträgt, so fertigt er ihn kurz ab, und der junge Reisende wird eben so ungehalten auf die Deutschen, als auf die Franzosen, und reiset mit Groll im Herzen nach Algier oder nach Amerika, wofern ihm nicht gar sein Gastwirth aus Mangel an Zahlung seinen Bündel und seinen Reisepaß zurückbehält, und ihn dadurch noch viel elender macht, als er schon war.

Das ist die Geschichte manches jungen Deutschen, den ich in Paris habe ankommen sehen. Viele geriethen in einen sehr bedauernswerthen Zustand, und hatten Ursache genug, ihren Entschluß, nach Paris zu kommen, herzlich zu bereuen. Ueberhaupt ist die Lage derjenigen Deutschen, welche nach Paris gehen, um ihr Fortkommen hier zu finden, ganz anders, als diejenige der Deutschen, welche eine Zeitlang sich hier auf ihre Kosten aufhalten, um sich zu belustigen oder zu belehren, oder um Beides zugleich zu thun. Jedwede dieser Klassen von Reisenden verdient eine eigene Betrachtung.

Am kürzesten wird die Klasse der zu ihrer Belustigung in Paris sich aufhaltenden Deutschen abgefertigt werden können. Wenn sie keine Kreditbriefe an einen Bankier mitbringen, wodurch sie in Stand gesetzt werden, lange zu verweilen, so pflegen sie Museen, Bibliotheken, Kirchen, Naturalien- und Münzkabinette zu durchlaufen, Schauspiele, Bälle, und Konzerte zu besuchen, einer Sitzung der Deputirtenkammer beizuwohnen, im Palais-royal, auf den Boulevards, und den Champs-élysés umherzuschlendern, auf der Eisenbahn nach St. Cloud, Versailles, und St. Germain zu fahren, für ihre Frauen, Schwestern, oder Bräute sich mit neuen Moden zu versehen, und dann wieder vergnügt nach Hause zurückzukehren, wo sie lange von Paris zu erzählen haben.

Zuweilen haben sich in ihrem Gedächtnisse, bei dem schnellen Wechsel der Eindrücke, die Thatsachen etwas verwirrt, und die Reisenden erzählen daher sehr sonderbare Dinge, welche den vernünftigen Zuhörern nicht glaublich vorkommen, und es auch wirklich nicht sind. Dergleichen Behauptungen oder verworrene Erinnerungen gehen auch wohl in den Druck über. Man hüte sich vor den Erzählungen der Reisenden, welche

Alles im Vorbeigehen oder -Laufen gesehen haben! Wenige besitzen die Gabe, in kurzer Zeit gut und richtig zu beobachten.

Der Reisenden, welche nach Paris kommen, um sich zu belehren, und um die hier aufgehäuften, dem Publikum so freigebig zum Gebrauche dargestellten wissenschaftlichen Schätze zu benützen, liefert Deutschland mehr, als irgend ein anderes Land. Beständig sieht man eine Menge junger Deutschen in den Bibliotheken, Museen, Hospitälern, und andern öffentlichen Anstalten. Die Franzosen bewundern ihren Fleiß und auch ihre Gelehrsamkeit. Diese Fremden benützen oft, was von Einheimischen vernachläßigt wird, und ziehen Dinge aus der Verborgenheit hervor, deren Daseyn man kaum ahnete, oder welche man der Aufmerksamkeit und der Bekanntmachung nicht würdig erachtete.

Nicht selten bemerkt man jedoch an diesen Reisenden eine Tadelsucht, welche aus übertriebenem Patriotismus herzurühren scheint, und von einigen Deutschthümlern angeschürt wird. Die Pariser Künstler sind alle in ihren Augen Stümper, die Pariser Gelehrten Schüler, die Pariser Politiker Marktschreier, und die Pariser Bürger leichtsinniges Volk, ohne Ernst, Gemüthlichkeit, und Gastfreundschaft. Mit diesen Vorurtheilen kommen sie nach Paris, mit denselben gehen sie wieder fort, ohne daß irgend Etwas vermögend wäre, sie eines Bessern zu belehren. Ich habe sehr schätzenswerthe Männer gesehen, welche sich ernsthaft darüber beklagten, daß das Land unpoetisch, das Volk entsetzlich prosaisch, nicht einmal höflich und zuvorkommend gegen Fremde sey, daß Gelehrte, welche in Paris ankommen, auf lauter Schwierigkeiten stoßen, kurz, daß Nichts einen Deutschen in Paris befriedigen könne. Man hätte eher einen Mohren weiß gewaschen, als sie von diesen Vorurtheilen befreit.

Alle diese Reisende sind jedoch nur eine vorübergehende Erscheinung. Mehr Aufmerksamkeit verdienen zu unserm jetzigen Zwecke die in Paris angesiedelten oder sich länger hier aufhaltenden Deutschen, welche ihre Talente oder ihre Fertigkeit in irgend einem Fache an den Tag legen wollen, um sich dadurch einen Unterhalt zu verschaffen, der in ihrem Vaterlande nicht so leicht zu erwerben seyn würde. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein ausgezeichnetes Talent und viele Geschicklichkeit in großen Städten bessere Anerkennung und größere Belohnung finden, als an kleinen Orten, und daß da, wo Ueppigkeit und Ueberfluß herrschen, auch mehr zu gewinnen ist, als wo man sparsam lebt, und mit Wenigem auskommen muß.

Deutsche Handwerker sind im Allgemeinen fleißig, sparsam, und nähren sich schlecht, folglich mit geringem Aufwande. Wenn sie ihr

Handwerk gut verstehen, so sind sie also ziemlich gewiß, daß sie in Paris Arbeit finden, und Geld verdienen. Daher kommen deutsche Handwerker in Menge hieher, und machen einen nicht unbedeutenden Theil der handthierenden Bevölkerung aus. Ein Umstand darf nicht vergessen werden, welcher ihr Unterkommen fördert. Im Allgemeinen genommen sind sie redlich, und flößen Zutrauen ein. Das alte Sprüchwort: Ehrlichkeit währt am längsten, bestätigt sich in der Ferne wie zu Hause, und im Grunde ist der beste Empfehlungsbrief auf der Reise ein redliches Betragen.

Deutschland liefert der Stadt Paris, und zum Theile auch andern Städten Frankreichs, eine Menge Schuster-, Schneider-, Tischler-, Schmiede-, Schlosser-, Sattler-, und Gerber-Gesellen. Die Vorstadt St. Antoine besonders ist voll von deutschen Handwerkern. Sie haben ihre deutschen Logierhäuser, Speisewirthe, und Bier- oder Weinschenken. Manche bleiben in beständigem Verkehr mit ihren Landsleuten, arbeiten und wohnen bei Deutschen, lernen kein Französisch, und kennen bei ihrer Rückkehr nach Deutschland die Franzosen nicht besser, als sie dieselben bei ihrer Ankunft kannten. Nur ihr Handwerk verstehen sie besser; denn die Arbeit ist schöner und künstlicher in Paris, als anderswo, und auch der geistesbeschränkteste Handwerker sieht bald ein, daß er sich vervollkommnen muß, um dem herrschenden Geschmack gemäß zu arbeiten, Besteller und Meister zu befriedigen, und höhern Lohn zu verdienen. Der Eigennutz macht ihn scharfsichtig und spornt seinen Fleiß an. Was diese Leute also von den Parisern annehmen und sich aneignen, besteht einzig in einer größeren technischen Fertigkeit: in jeder andern Hinsicht bleiben sie Deutsche, und Paris hat an ihnen Nichts verdorben noch gebessert, sondern gibt sie ihrem Vaterlande zurück, wie sie waren. Nur diejenigen, welche nicht umhin können, mit den Parisern in Berührung zu kommen, und fremde Sprache und Sitten sich anzueignen, werden in ihrem Umgange geschliffener, in ihrem Anzuge sorgfältiger und gezierter, in ihrer Urtheilungskraft scharfsinniger. Es laufen auch einige mitunter, welche Dies übertreiben, und Gecken werden.

Am Sonntage, wenn das Volk haufenweise außerhalb der Barrièren strömt, um sich im Freien, und besonders in den Gärten der vielen hundert Schenken zu belustigen, welche vor der Stadt liegen, und gleichsam einen breiten Saum um dieselbe bilden, sieht man oft viele deutsche Gesellen beisammen sitzen; man erkennt sie mitten unter den Franzosen an ihrem ruhigen Wesen, ihrer gutmüthigen Physiognomie, und ihren Tabakspfeifen, welche von ihnen unzertrennlich sind. Am Abende, wenn der Wein die Zunge gelöst und das träge Blut in schnellern Umlauf

gesetzt hat, kehren sie unter deutschem Gesange, der zuweilen nicht ohne Anmuth ist, in die Stadt zurück.

In der ersten Zeit meines Aufenthalts in Paris hatte ich an einem schwülen Sommertage den Montmartre bestiegen, von welchem herab man eine herrliche Aussicht über die ungeheure, am Fuße des Berges und an den beiden Seineufern weit ausgebreitete Stadt genießt. Es war ein Sonntag; die am Abhange liegenden Schenken ertönten von Tanzmusik und fröhlichem Geräusche, indeß tiefe Stille auf dem großen, mit Leichensteinen gleichsam bepflanzten Friedhofe herrschte, welcher ebenfalls am Abhange des Montmartre liegt. Die bereits untergegangene Sonne erhellte nur noch ein wenig den Himmel hinter dem Mont-Valérien zu meiner Rechten; auf der entgegengesetzten Seite war schon Nacht, und eine Menge Lichter glänzte aus den vielen Lustgärten hervor; ein düsterer Nebel hüllte die unabsehbare Häusermasse der in der Tiefe liegenden Stadt ein, und nur einige Thürme und Kuppeln schimmerten ein wenig aus der nebelichten Hülle hervor. Ich dachte mit Sehnsucht an mein Vaterland, an die Verwandten und Freunde, welche ich daselbst zurückgelassen hatte; ich sann darüber nach, was mir das Schicksal in dem fremden Lande, worein ich versetzt war, wohl aufbehalten möge. Plötzlich ertönte in der Ferne ein deutsches Lied, das ich in meiner Jugend oft gehört, und in fröhlichen Verhältnissen selbst mitgesungen hatte. Es wurde von mehreren Stimmen gesungen, und die Töne verloren sich allmählig nach der Stadt zu. In dieser Stimmung rührte es mich bis zu Thränen, und Diejenigen, die es so lustig sangen, ahneten wohl nicht, daß es auf einen ungesehenen Landsmann eine so wehmüthige Wirkung hervorbrächte.

Diese Sonntags-Exkursionen der deutschen Handwerker endigen jedoch nicht immer mit Gesang und in harmonischer Einigkeit. Leider stört Trunkenheit und Streitsucht nur zu oft ihre Erholungen **extra muros**, und es ist nichts Seltenes, daß das Polizeigericht über die Folgen der sonn- und auch wohl der montägigen Vorfälle, als da sind: blutige Köpfe, Zerschlagen der Flaschen und Scheiben, Widerstand gegen die herbeigeholte Wache, Abprügeln der Wirthsleute, Schimpfreden und Injurien, abzurtheilen hat. **Querelle d'Allemand** ist schon lange in der französischen Sprache ein gewöhnlicher Ausdruck zur Bezeichnung eines Streites um eine Kleinigkeit, und wahrscheinlich kommt er von dem Hadern der deutschen Handwerksburschen in den Schenken her.

Ich wünschte Nichts so sehr, als daß diese handthierenden Landsleute den Parisern nicht allein das Beispiel des Fleißes und der Beharrlichkeit gäben, sondern ihnen auch mit dem Beispiel unverdorbener Sitten, der

Nüchternheit, und der Friedfertigkeit vorgingen: leider habe ich diese Art Auszeichnung an ihnen nicht bemerken können. Nicht als ob es nicht auch reine und unverdorbene Seelen, sehr nüchterne Leute, und recht gute Freunde und Nachbarn unter ihnen gäbe; aber im Ganzen genommen sind sie doch in ihrer sittlichen Aufführung nicht besser, als Diejenigen, zu denen sie kommen, und Paris, welches einige Personen in Deutschland aus lauter Gallophobie für einen wahren Sündenpfuhl ausgeben, kann eben nicht Viel an ihnen verderben. An Mäßigkeit im Trinken und an Friedfertigkeit pflegen sie den Parisern gleichen Standes sogar nachzustehen. Freilich bietet sich ihnen hier mehr verführerische Gelegenheit dar, zügellosen Lüsten zu fröhnen, als in einer kleinen Stadt Deutschlands oder eines andern Reiches, und schon der Umstand, daß man unbemerkt das Böse verüben kann, ist im Stande, einen schwachen Menschen hinzureißen; aber dagegen hat man in einer solchen Stadt, wie Paris, auch mehr Gelegenheit, edle und gute Sitten vor Augen zu bekommen. Die Deutschen sehen, wie die gebildeten und wohlerzogenen Pariser Anstand im Aeußern beobachten, wie sie ihre Frauen und Kinder zartsinnig behandeln, und wie überhaupt die hier verbreitete Bildung über das ganze Betragen einen Glanz wirft, welcher der Gegensatz der Lüderlichkeit und Herabwürdigung ist. Selten behandeln deutsche Handwerker hier ihre Frauen und Kinder mit derselben Zärtlichkeit, wie die Pariser, und haben in dieser Hinsicht Manches von ihnen zu lernen.

Die deutschen Gauen sind voll von Handwerkern, welche sich zu Paris in ihrem Gewerbe vervollkommt haben. Aber manche bleiben in Frankreich, besonders in Paris, heirathen Handwerkstöchter oder sogenannte Ouvrières, werden Stadtbürger, und vergessen ihr Vaterland, ihre Sprache, und ihre vaterländischen Sitten, ohne jedoch völlige Franzosen zu werden. Sie bleiben fleißige Hausväter, und sind zwar keine zärtlichen, aber doch meistens getreue Gatten. Ihre Kinder sind völlige Pariser, und haben weit Mehr von der Mutter, als vom Vater. Haben sie ausgezeichnete Geschicklichkeit, und begünstigt das Glück ihre Unternehmungen, so werden sie Eigenthümer liegender Güter, Wahlherren, erhalten Besuche und Umlaufschreiben mit schönen Versprechungen von den Kandidaten kurz vor den Deputirtenwahlen, und nehmen also Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten ihres neuen Vaterlandes. Alsdann beschäftigen sie eine Menge Arbeiter, einheimische und fremde, und gewähren zuweilen fünfzig bis hundert Familien ihren Unterhalt, und haben bedeutende Werkstätten. Zu dieser Klasse gehörte Nast, der Porzelanfabrikant, welcher seinen Kindern ein großes Vermögen hinterlassen hat.

Obschon sich deutsche Handwerker hier wenig um Politik bekümmern, so bleibt ein langer Aufenthalt unter einer Volksmenge, bei welcher die Politik sich in das gesellige Leben verwebt hat, nicht ohne Wirkung auf sie. Sie sehen, daß die Geburt hier keine Vorrechte gibt, noch Achtung gebieten kann, wie in ihrem Vaterlande, daß in Zeitungen, auf der Bühne, im Gespräche, politische Meinungen frei geäußert werden, daß nicht Willkühr des Herrschers, sondern das Gesetz gebietet, und ihnen Schutz gegen Unterdrückung und Eigenmacht gewährt. Betrachtung und Vergleichung entsteht von selbst, und zuletzt kehren sie mit andern Gedanken nach Deutschland zurück, als sie es verlassen hatten. Auch hat es nicht an Parteien gefehlt, welche auf sie nach einer besondern Richtung hin zu wirken gesucht haben. So z. B. als man vor einigen Jahren in Deutschland bemüht war, den Leuten die politischen Gedanken auszutreiben und die Presse unter strengere Aufsicht zu stellen, entstand zu Paris eine Reaktion dagegen, und deutsche Politiker waren emsig bemüht, bei ihren Landsleuten in Paris den Hang zur Politik hervorzubringen oder zu verstärken, beförderten Zusammenkünfte unter ihnen, vertheilten politische Broschüren in den Werkstätten der Deutschen, so wie auch in ihren Logis, und schoben einige Exemplare in die Ränzel derselben, wenn sie von der Wanderschaft wieder nach ihrem Vaterlande zurückkehrten.

Die Protestanten in Paris haben einen Hilfsverein (société de prévoyance), welcher die Handwerker an Sparsamkeit gewöhnt und ihnen Hilfe ertheilt, wenn sie deren bedürfen. Der größte Theil der in diesem Verein Eingeschriebenen besteht aus deutschen und schweizerischen Professionisten. Es ist schade, daß die Katholischen nicht einen ähnlichen Verein gestiftet haben, zum Besten ihrer deutschen Religionsbrüder. Erstere haben auch eine deutsche Kirche und Schule, welches Beides ebenfalls den katholischen Deutschen fehlt. Nur zuweilen nimmt sich irgend ein elsaßer katholischer Priester der Kinder armer deutscher Eltern an, und katechisirt mit ihnen.

Eine eigene Klasse deutscher Professionisten in Paris bilden die Instrumentenmacher; sie sind fast im ausschließlichen Besitze der Werkstätten, worin Klaviere verfertigt werden. Erhard ist unter ihnen der erste und angesehenste geworden. Ihm hat die Klavierfabrik wichtige Verbesserungen zu verdanken. Er hatte nicht allein ausgebreitete Kenntnisse in seinem Fache, sondern war auch ein großer Kunstkenner, und seine Gemähldesammlung zu La Muette neben Paris war allgemein berühmt. Obschon sein Haus unter seinen Nachkommen oder Nachfolgern sein deutsches Wesen großentheils verloren hat, so ist es doch der Sam-

melpunkt deutſcher Virtuoſen geblieben, und noch werden die großen Säle dieſes Hauſes und die Erhard'ſchen Flügel bei den Konzerten gebraucht, welche deutſche Virtuoſen in Paris geben. Jetzt macht Pape und auch Herz ihm den Rang ſtreitig; denn auch ihre Salons und Flügel werden von konzertgebenden deutſchen Künſtlern benützt.

Tonkünſtler liefert Deutſchland beſtändig in Menge; die Regimentsmuſik, die Theaterorcheſter, ſogar die Tanzorcheſter ſind voll von deutſchen Tonkünſtlern, meiſtens jungen Leuten, denen man ihre deutſche Abkunft am Geſicht anſieht, und die hier zwar kein glänzendes Leben führen, aber doch ihre Nahrung finden, zumal da ſie auch Muſiklektionen geben. Selten zeigen dieſe jungen Leute aber eine hohe Bildung, und ſie halten ſich meiſtens in einer niedern Sphäre, wofern ein ausgezeichnetes Talent ſie nicht hervorhebt. Im letzten Falle werden ſie berühmt, wohlhabend, und in die beſten Geſellſchaften gerufen. Kalkbrenner, Herz, Zimmermann, Hermann, Karr können als Beiſpiele gelten.

Eine nicht mindere Anzahl von Sprachmeiſtern und Informatoren liefert Deutſchland der Hauptſtadt Frankreichs. Von der Flut der Univerſitätsſtudenten ergießt ſich ein Theil nach der Seine hin. Die Sprachmeiſter ſind der Regel nach alle aus Sachſen, weil jeder Franzoſe den feſten Glauben hat, daß nur in Sachſen echtes Deutſch geſprochen werde. Die Informatoren aber dürfen aus allen Gegenden Deutſchlands kommen, ſogar aus Pommern und Weſtphalen, da die Pariſer bis jetzt noch keine Gegend Deutſchlands als dem Informationstalente beſonders günſtig anerkannt haben. Die Sprachmeiſter laſſen ſich in den Intelligenzblättern und auf Anſchlagzetteln ankündigen, beſitzen oft das Geheimniß, ihren Schülern das Deutſche in einem Dutzend Lektionen beizubringen, oder haben wenigſtens eine ganz vortreffliche Methode zum ſchnellern Lehren des Deutſchen. Denn in Paris hat Jeder vollauf zu thun, und folglich wenig Zeit zum Erlernen der Sprachen.

Unter zwanzig oder dreißig deutſchen Sprachlehrern gelingt es einem, Lehrer in einer öffentlichen Anſtalt zu werden, und eine Sprachlehre und ein Wörterbuch aus ſeiner Feder bekannt machen und in Aufnahme bringen zu können. Dann wird er bekannt, und die Privatſchüler kommen häufiger herbei. Will es mit den einzelnen Schülern nicht gehen, ſo kündigt er in Zeitungen und durch Anſchlagzettel einen cours public an, etwa einen für die Damen und einen andern für die Herren, unterweiſt nach Robertſons, Jaquotots, oder ſonſt einer gerade beliebten Methode, fängt alle Monate ſeinen Cours von Neuem an, um Gelegenheit zu bekommen, auch wieder eine neue Ankündigung mit

großen Buchstaben anschlagen zu lassen, und will es auch damit nicht gehen, so sucht er aus Verzweiflung eine etablirte Französin zu heirathen, oder wird Korrespondent eines deutschen Blattes. Denn da fünfzig Tag-, Wochen-, und Monatsblätter und Schriften in Deutschland sich ihrer Korrespondenz rühmen wollen, so müßte ein deutscher Lehrer in Paris wahrlich vom Himmel verlassen seyn, wenn nicht aus irgend einem Winkel Schwabens, Meklenburgs, Schlesiens, oder einer andern deutschen Provinz ein Aufruf zum Korrespondiren an ihn gelangte. Korrespondiren ist ein Talent, das bei jedem Deutschen in Paris vorausgesetzt wird, und, wie die Herausgeber deutscher Blätter wähnen, mit der Luft in dieser Hauptstadt eingeathmet wird. Daß der zum Korrespondiren Aufgeforderte ein Geächteter ist, und in deutschen Kanzleien übel angeschrieben steht, sogar daß man ihm das Schreiben untersagt hat, wie man im Alterthum den Geächteten Feuer und Wasser untersagte, thut Nichts zur Sache und macht keine Schwierigkeit. Denn es ist ja Nichts leichter für den Korrespondenten, als sich einen andern Namen zu geben, und sich statt Trarel zum Beispiele Victor Lenz oder Anacharsis Germanicus zu unterzeichnen, wobei er noch die Annehmlichkeit hat, sich über die Verpöner seiner Person und seines Namens lustig machen zu können.

Das Informationswesen wird natürlich auf keine so lärmende Weise betrieben, als das Sprachmeisterwesen. Man wird nur durch Privatempfehlung Informator; diejenigen Familien, welche deutsche Informatoren suchen, sind entweder altadeliche Legitimisten, welche für ihre Söhne den Kontakt mit der jetzigen, leider liberalen Welt fürchten, daher einen Fremden zum Hauslehrer nehmen, und sich mit demselben in ihre Landschlösser verstecken, bis der Zögling völlig unterrichtet hervortreten kann; oder es sind entschiedene Liberale, welche den Werth deutscher Gelehrsamkeit kennen, und ihren Söhnen Etwas davon mitzutheilen wünschen; oder endlich sind es Fremde, besonders Gesandte, fungirende oder gewesene. Mit diesen hat es der deutsche Informator zuweilen am schlimmsten. Ich habe einen jungen und guten Landsmann gekannt, welcher Informator bei einem sich hier aufhaltenden russischen Grafen war. Dieser erwies ihm zuweilen die Ehre, mit ihm zu sprechen, wenn sie allein waren; aber die Frau Gräfin hielt es nicht der Mühe werth, eines Informators wegen die Augen aufzuschlagen oder den Mund zu öffnen. Der arme Mensch mußte am Ende der Tafel sitzen, konnte mit Niemand sprechen, und wurde erst dann bedient, wenn Niemand anders mehr zu bedienen war.

Weit besser haben es deutsche Informatoren bei den altadelichen

Familien, welche noch Etwas vom ehemaligen Hofton beibehalten, herablassend und gefällig sind, und, wenn auch nicht freigebig mit ihrem Beutel, wenigstens die angenehmen Worte nicht sparen. Unvermerkt bildet der Informator sich selbst beim Erziehen seines Zöglings; am Ende der Erziehung hat er einen kleinen Schimmer von französischer Glätte an sich, und kann sich kühn dem deutschen Adel, wenn er des Erziehens noch nicht müde ist, als einen Mann von gutem Tone empfehlen.

Die deutschen Aerzte in Paris geben Stoff zu mehrern Betrachtungen. Einige derselben sind grundgelehrt, kennen alle Theorien, welche seit der Sündflut aufgetaucht sind, um die Menschen von ihren leiblichen Uebeln zu befreien, und, wenn sie auch die Krankheiten nicht wegschaffen, doch die Namen derselben umwandeln, sind sehr unzufrieden mit französischer Arzneikunde, und wollen höchstens gestehen, daß einige französische Wundärzte gar nicht übel operiren. Zuweilen schreiben sie auch Bücher darüber. Damit kommen sie aber selten weiter, und haben nur wenige Kranke, meistens Deutsche, zu behandeln, obschon sie zehn bis zwanzig Jahre hier praktiziren.

Dagegen gibt es andere, welche gleichsam mit der Thüre in's Haus fallen; denn kaum sind sie von der Diligence abgestiegen, so lassen sie auch schon große Ankündigungen drucken: sie haben unfehlbare Mittel, den Staar, das Podagra, oder die Wassersucht wegzukuriren, sie lassen sich von ihren völlig genesenen Patienten gedruckte Dankbezeugungen abstatten, und könnten mit einer Schaar unterzeichneter Klienten, wie römische Patrizier über's Forum einherziehen. Durch das Gepolter, welches sie verursachen, gelingt es ihnen zuweilen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, wozu in einer so geräuschvollen Stadt, wo der einheimischen Marktschreier schon so viele sind, immer Viel gehört. Hie und da verlangt ein verzweifelnder Podagrist, den zehn unfehlbare Heilmittel nicht kurirt haben, ein Blinder, ein an den Folgen seiner Lüderlichkeit leidender Débauché nach ihnen; die aus Deutschland mitgebrachte Heilmethode wird versucht, und — gelingt oder mißlingt, je nachdem es fällt. Im ersten Falle zieht der Genesene einen neuen Kranken herbei, und unterzeichnet ein dankbares Attestat. Zuweilen wird der deutsche Arzt dadurch bekannt, und sogar berühmt. Dann strömen die Kranken herbei, oder lassen den Wundermann rufen; dann schelten aber auch französische Redaktoren ärztlicher Tages- oder Wochenblätter auf ihn; die Worte Charlatan und Stümper werden ihm an den Kopf geworfen; er hält sich für verbunden, darauf zu antworten; der Streit wird heftiger, und zuletzt muß sich das Polizeigericht mit der Injurienklage des ärztlichen Mannes abgeben. Vor vielen Jahren

wurde beständig in den Intelligenzblättern ein gewisses Mettenberg'sches Wasser als probat gegen ein Dutzend Krankheiten gerühmt. Ein bekannter Apotheker, Cadet Gassicourt, ereiferte sich wider dieses vorgebliche Wunderwasser, schrieb in medizinischen Blättern über den Mißbrauch und über die Gefahr solcher prunkenden, trügerischen Anzeigen, und schalt Mettenberg einen Charlatan, einen öffentlichen Vergifter. Dieser führte Klage wider den Pariser Apotheker als wider einen Verläumder. Das Gericht hatte nicht die Eigenschaften des in Frage stehenden Wassers, sondern blos das Ehrenrührige der Cadet Gassicourt'schen Beschuldigung zu beurtheilen, erkannte, daß dieselbe wirklich die Ehre Mettenbergs mit Stumpf und Stiel ausrottete, und verurtheilte den Mann, welcher aus zu viel Eifer für's gemeine Wohl den fremden Doktor angegriffen hatte, zu einer starken Geldbuße. Das Mettenberg'sche Wasser wurde dadurch um Nichts besser; aber Cadet Gassicourt härmte sich ab, und das Urtheil des Polizeigerichts soll seinen Tod beschleunigt haben.

Hat eine neue Heilmethode Aufsehen in Deutschland erregt, sind einige Fürsten oder Fürstinnen dadurch geheilt worden, und ist sie in Mode übergegangen, so kann man sicher darauf rechnen, daß bald ein Schwarm deutscher Aerzte sie ganz frisch nach Paris verpflanzen wird. Mit Hilfe der Zeitungsposaunen gelingt es dann zuweilen, auch hier die Sache zu einer Mode zu erheben; ist es einmal so weit gekommen, so machen die Aerzte vortreffliche Geschäfte, und gewinnen viel Geld, worum es den meisten zu thun war. Man weiß, daß Hahnemann in Paris fast noch mehr zu Rathe gezogen wird, als es in Deutschland der Fall war, und man sagt, daß sein Vorzimmer zuweilen dergestalt von Patienten angefüllt ist, daß seine Frau ihm helfen muß, um sie alle mit Rezepten abzufertigen.

Dieser reichliche Erfolg geht jedoch nicht ohne alle Unannehmlichkeit ab; denn die kleinen, über Alles spottenden Tagesblätter verschonen die fremden Wunderdoktoren noch viel weniger, als die einheimischen, und lassen ihren Witz über sie aus, welches dann zu Karrikaturen, und, wenn die Sache allgemeines Aufsehen erregt, zu Vaudevilles Anlaß gibt. Gall und Hahnemann haben es erfahren.

Diese Unannehmlichkeit kann kein Fremder vermeiden, welcher in Paris mit einer neuen und sonderbaren Erfindung auftritt, und den Beutel der Pariser in Anspruch nimmt, um ihnen seine Kunst zu zeigen. Wenn Jemand in Deutschland etwas Unerhörtes erfunden hat, so verfehlen seine Verwandten und Freunde selten, ihm einstimmig zuzurufen: Eilen Sie damit nach Paris oder London, und Ihr Glück ist sicher!

Der Erfinder steuert nun wohlgemuth auf die Hauptstadt los, ohne die Klippen zu ahnen, woran schon so Manche gescheitert sind.

Der Pariser liebt das Neue und Unerhörte, läuft zu dem Außerordentlichen, zahlt, um es zu sehen oder zu genießen, aber beim Zahlen behält er sich stillschweigend das Recht vor, den Erfinder auszulachen, wenn dieser seiner Erwartung nicht entspricht. Wie haben sie nicht über den Wiener Uhrenmacher Degen gelacht, als er mit seiner allerdings sehr künstlich eingerichteten Flugmaschine die Luft zu durchziehen versprach, statt dessen aber nur Furchen in den Sand des Marsfeldes schnitt? Eben so über Feinäugel (der sich hier **Finaigle** nannte, woraus ein Spötter **Finmerle** machte), als er vermittelst seiner Mnemonik das Gedächtniß der Pariser schärfen wollte. Galls Protuberanzen sind noch jetzt, nach zwanzig Jahren, ein Gegenstand des Spottes für sie.

Ueberhaupt hält es schwer, die Pariser zu täuschen, wenn nicht Nationalvorurtheile mit in's Spiel kommen; denn es gibt eine außerordentliche Menge hellsehender Leute unter ihnen, und sie sehen zu Viel, als daß sie nicht eine gewisse Fertigkeit im Unterscheiden des Wahren und Falschen erlangen sollten. Sogar Mälzel ist hier mit seiner von Kempelen'schen Schachmaschine, welche ganz Deutschland und England, und freilich auch Frankreich hinter's Licht geführt hatte, um sein Geheimniß gekommen. Der hiesige Schachklubb hatte es ausgewittert, daß nur ein sehr geschickter, im Kasten verborgener Spieler solche Züge thun könne, als von der hölzernen Figur gezogen wurden, und bald kannte man die Leute, welche sich dazu brauchen ließen.

An Wunder glaubt man in Paris nicht, und durch Scharfsinn reduzirt man vieles anscheinlich Große und Wunderbare zu einem gewöhnlichen Maßstabe.

Paris zählt manche deutsche Handelshäuser, christliche und jüdische; die Kommis darin pflegen um einige Grade barscher und gröber zu seyn, als die französischen, und die Herren Prinzipale sind allzusehr in ihre Handelsspekulationen vertieft, als daß sie Zeit und Lust hätten, sich viel mit ihren Landsleuten abzugeben, wofern diese nicht die Ehre haben, ihre Korrespondenten, Kommissionäre, oder Kunden zu seyn. In den Bankierhäusern ist es etwas anders. Denn eben weil diesen viele Deutsche von ihren Korrespondenten empfohlen werden, können sie nicht umhin, dieselben zu ihren Soiréen, Bällen, und Landpartien einzuladen. Einige wenige erweisen sich gastfreundlich vielmehr aus Geselligkeit und Vaterlandsliebe, als aus Pflicht oder aus eigennützigen Absichten, und in solchen Häusern findet der reisende Deutsche zuweilen die angenehmsten Genüsse, die er in der Fremde haben kann, als die

Unterhaltung mit interessanten Leuten, deutsche Musik, deutsche Vorlesungen, deutsche Belustigungen, kurz, lauter Deutsches in eleganter Vereinigung mitten in der Hauptstadt eines fremden Reiches.

Seitdem die abscheulichen privilegirten Spielhäuser in Frankreich nicht mehr geduldet werden, hat gottlob auch die Zahl der deutschen, wie anderer fremden Abenteurer und **Chevaliers d'industrie** abgenommen; sie gehen nun wahrscheinlich nach deutschen Badeorten, wo noch Gimpel zu fangen, Gelder zu haschen sind. Kleine **Avanturiers** kommen aber noch immer an, und suchen von ihren Landsleuten etwas Weniges zu erbeuten. Bald haben sich ihre Wechsel durch einen Zufall verspätet, werden aber unfehlbar mit der nächsten Post ankommen; bald hat ein Gauner sie bestohlen; sie befinden sich in großer Verlegenheit, obwohl sie im Stande sind, den Verlust bald wieder gut zu machen. Einstweilen verlangen sie zu borgen, und sind bereit, die besten Schuldverschreibungen dafür auszustellen. Sie haben eine merkwürdige Spürfähigkeit, und selten ist ein Deutscher, er mag auch so verborgen leben als er will, fähig, ihrem Späherauge und ihrem Anliegen zu entgehen. Ein Vortheil ist jedoch dabei, diesen Abenteurern ihre Bitte zu gewähren; man kann sicher darauf rechnen, daß man sie von nun an nicht mehr erblicken wird, und ihrer Zudringlichkeit los ist.

Seitdem keine Spielbänke mehr da sind, empfängt auch die Schuldnerhaft in der Clichystraße weniger Deutsche, als sonst; denn sie haben nun weniger Gelegenheit, sich schnell zu Grunde zu richten, sie müßten denn etwa an der Börse auf's Steigen oder Sinken der Staatseffekten spekuliren, und daselbst große Geldsummen auf's Spiel setzen, oder sich blindlings in allerlei Ausschweifungen stürzen, und, auf ihren Namen und Familie pochend, so viel Kredit finden, daß sie große Schulden machen können. Von Zeit zu Zeit empfängt diese Schuldnerhaft jedoch noch irgend einen deutschen Grafen oder Freiherrn, und läßt ihn nicht eher wieder fahren, als bis er mit Hilfe seiner Familie die Gläubiger befriedigt hat, oder bis letztere müde werden, für seine Nahrung eine monatliche Summe herzugeben.

Vor der großen Revolution machten sich die Pariser über die ankommenden deutschen Landjunker lustig, welche Nichts im Kopfe hatten, als Ahnenstolz, und mit nichts Anderem begabt waren, als mit etwas Geld. Ein witziger Pariser Schriftsteller, Bonneville, schrieb damals im Namen und im Sinne eines solchen rohen und unwissenden Landjunkers einige Briefe, worin der Reisende seinen Vater mit **hautement bien né, gracieux sieur Papa** (Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Papa!) anredet, ihm seine Betrachtungen über Paris und die Geschichte seiner

Abenteuer mittheilt, sich über den Tanzmeister ereifert, der die Verwegenheit gehabt habe, ihm die Füße auswärts zu drehen, und sich wundert, wie gute Freunde und schöne Damen, welche sicher adeliche müßten gewesen seyn, da sie die Namen seiner väterlichen Güter in Deutschland auswendig wußten, ihm all sein Geld, das er an demselben Tage beim Bankier erhoben, im Spiele abgewonnen haben, aber doch so gütig gewesen sind, ihm so viel zu lassen, daß er mit der Diligence wieder nach Hause fahren könne.

Solche reisende Landjunker mögen damals nichts Seltenes in Paris gewesen seyn; dieser Typus ist aber nun ganz verschwunden. Zwar gibt es hie und da noch einen aufgeblasenen Rittergutsbesitzer, welcher in Paris geprellt wird, und auf seine Unkosten Vorsicht lernt; aber so rohe und dumme Leute, wie der Bonneville'sche Landjunker, sieht man doch mit der Metzer oder Straßburger Diligence nicht mehr ankommen.

Dagegen sind auch Deutsche, welche, wie der Baron v. Grimm, einerseits mit dem diplomatischen Korps und den deutschen Fürsten, andererseits mit den glänzendsten Pariser Gesellschaften in engem Verkehr standen, französische **couplets** und Epigramme ganz frisch nach Deutschland schickten, und **bonnes fortunes** bei den Pariser Damen hatten, selten geworden. Etwas dieser Art hat sich fortgepflanzt, aber anders gestaltet. Noch gibt es Deutsche, welche geheime Berichte einschicken über das Betragen und die Aeußerungen der Deutschen, besonders der Geflüchteten, in Paris. Einige dieser heimlichen Angeber werden gut bezahlt, so daß sie eine gewisse Figur spielen, und sich in große Gesellschaften einschleichen können. Einer derselben, welcher vor einigen Jahren dies Unwesen in Paris trieb, hat mehreren seiner sich hier aufhaltenden Landsleute, welche später in ihrem Vaterlande angestellt zu werden hofften, sehr geschadet. Jedoch hierüber behalte ich mir vor, in der Fortsetzung meiner Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris mich weiter und umständlicher auszulassen.

Bei der Menge der sich in Paris aufhaltenden Deutschen sollte man voraussetzen können, daß sie nicht ermangelt haben, schon längst Vereine und Zirkel zu stiften, um sich zusammen zu finden, und sich über ihr Vaterland zu besprechen. Dies ist aber nicht der Fall. Zwar hat es nicht an Versuchen gefehlt, Etwas dieser Art zu Stande zu bringen, es hat aber niemals gelingen wollen, und nie hat man so viel bewirken können, daß ein oder zwei deutsche Lesekabinette mit Zeitungen und Zeitschriften errichtet und unterhalten würden.

Dies rührt wohl daher, daß die Deutschen, als zu verschiedenen Staaten gehörig, verschiedene Ansichten und Gesinnungen hegend, in der Fremde nicht so zusammenhalten, wie Franzosen oder Engländer; ferner, daß Paris zu viel Zerstreuung darbietet, und den Fremden zu leicht der Eingang in französische Gesellschaften eröffnet wird, als daß sie nöthig hätten, kostspielige Klubbs zu errichten, um sich unter einander zu belustigen. In sehr bewegten Zeiten mag auch der Abscheu vor geheimen Spähern manche Deutsche abgehalten haben, in vertraulichen Zirkeln zusammen zu kommen, und sich freimüthig über ihr Vaterland zu unterhalten. Ein Hauptvortheil der Pariser Gesellschaften ist die Redefreiheit, deren man darin genießt. In die deutschen Zirkel würden sich die fremden Späher bald einschleichen, und den Mitgliedern alles Vergnügen verleiden.

Der Wunsch, die in Frankreich herrschende Preßfreiheit zur Aeußerung von Gedanken über deutsche Angelegenheiten zu benützen, ist mehrmals in die Seele der sich in Paris aufhaltenden Deutschen aufgestiegen, und hat zur Erscheinung mehrerer deutschen Flugschriften, wie auch zu verschiedenen Versuchen, ein deutsches Tagblatt hier zu gründen, Anlaß gegeben. Der erste hatte im Anfange dieses Jahrhunderts statt, und geschah auf Kosten eines Medizindoktors Seiffert, welcher ein Sprachreiniger seyn wollte, und es sich daher angelegen seyn ließ, alle fremden Wörter aus der deutschen Sprache zu vertreiben, und dafür neue zu schaffen, wodurch dann die sonderbarste Sprache entstand, welche, um verstanden zu werden, ein eigenes Wörterbuch erfordert hätte. Kein Franzose hat wahrscheinlich Etwas von dieser Zeitung begriffen; schon Deutsche hatten außerordentliche Mühe, sie geläufig zu lesen. In politischer Hinsicht war dies Tagblatt unbedeutend, denn es enthielt meistens nur Nachrichten aus französischen Blättern; aber als Versuch einer kauderwelschen Sprachreinigung ist dieses Blatt ein Kuriosum; ich zweifle, ob irgendwo ein vollständiges Exemplar davon vorhanden ist. Dr. Seiffert hat auch ein medizinisches Buch in derselben Sprache, oder in demselben Kauderwelsch, abgefaßt und in Paris drucken lassen. Wahrscheinlich ist der größte Theil der Exemplare im Laden geblieben.

Ein zweiter Versuch, ein deutsches Tagblatt in Paris zu gründen, geschah im Jahre 1815, nach der zweiten Einnahme der Stadt durch die Heere der verbündeten Mächte. Ein gewisser Lamort aus Metz, welcher, wie ich glaube, am **Mercure de la Roer** gearbeitet hatte, hielt den Zeitpunkt für günstig, um den Deutschen in Frankreich eine Zeitung zu geben. Somit entstand seine Pariser Zeitung; sie hielt

nicht so lange Bestand, als die Besatzung Frankreichs durch die Alliirten, und ist im Jahre 1816 spurlos untergegangen.

Zum dritten Male versuchte zehn Jahre nachher Jemand eine Pariser deutsche Zeitung herauszugeben; es wurden wieder einige Deutsche angeworben; das Blatt schlich sich auf Kosten des Verfassers eine Zeitlang fort, und mußte dann, wie die vorigen, aus Mangel an Kapitalien und Abonnenten aufhören.

Diese vergeblichen und kostspieligen Versuche hätten von jedem neuen Unternehmen der Art abschrecken sollen. Dennoch hatte Jemand im Jahre 1838 den Muth, zum vierten Male ein Pariser Tagblatt in deutscher Sprache zu beginnen. Es traten einige in Paris sich aufhaltende Literaten dazu beisammen; eine politische Tendenz schien abermals nicht hervorzutreten, weil, wie es hieß, die Herausgeber es für nöthig hielten, sich mit den deutschen Mächten nicht zu entzweien, und daher so politisch unbedeutend bleiben wollten, daß sie ihnen auch nicht das geringste Mißtrauen einflößen könnten. Das Blatt wurde bis zu Anfang des Jahres 1839 fortgesetzt, und hörte, wiederum mit großem Verluste für die Unternehmer, auf.

Wer nach so häufigem Mißlingen nochmals einen Versuch wagen wollte, müßte ein Thor seyn, und Lust haben, sein Geld unnütz zu verschwenden. Wozu auch ein deutsches Blatt in Paris, wo es so viele freie Organe der öffentlichen Meinung, so unverhohlene Aeußerungen des Geistes aller Parteien und Sekten gibt? Wer nur einigermaßen gebildet ist, versteht so viel französisch, daß er die Pariser Tagblätter lesen kann, und für Handwerker sind große Blätter, wie jene waren, zu theuer, zu lang, und zu ernsthaft geschrieben.

Politische Zeitschriften, besonders im demokratischen Sinne, haben einige Geflüchtete, als Trarel und Venedey, angefangen, aber nicht lange fortsetzen können; sie waren vorzüglich an die Landsleute des rechten Rheinufers gerichtet. Dagegen versuchten andere demokratische Deutsche den Franzosen ihre Gefühle und Ansichten mitzutheilen, wie Börne in seiner Zeitschrift **La Balance** (eine Reminiszenz seiner ehemaligen Wage) that, die sich auch nur zwei bis drei Heftchen weit erstreckte, und wie Heine noch jetzt mit seinen prosaischen und dichterischen Werken thut.

Deutsche Buchhandlungen bestehen in Paris mehrere seit der großen Revolution. Die älteste und bedeutendste ist wohl diejenige des Straßburger Hauses Treuttel und Würz; eine der jüngsten, welche sich aber hoffentlich halten wird, ist diejenige, welche Brockhaus unter der Firma Brockhaus et Avenarius angelegt hat, und womit auch ein deutsches Lesekabinett verbunden ist. Andere Buchhandlungen haben sich nur

einige Jahre lang halten können. Eine furchtbare Nachdruckeranſtalt für's Deutſche, diejenige der Gebrüder Tetot, welche die ſämmtlichen Werke Göthe's, Schiller's, Jean Paul's, und Tieck's nachgedruckt und im nördlichen und öſtlichen Europa ſtark in Umlauf geſetzt hat, mag dem deutſchen Buchhandel nicht wenig geſchadet haben. Das Unternehmen hat jedoch durch den Bankerott der Unternehmer aufgehört, und im Mai 1840 wurden die clichés dieſer ſtereotypirten, ziemlich ſchönen und doch wohlfeilen Ausgaben, welche ungeheure Kapitalien erfordert haben müſſen, in öffentlicher Verſteigerung veräußert.

Es ſollte alſo ſcheinen, daß es nicht allein ſchwer iſt, etwas rechtliches Deutſches in Paris zu gründen, ſondern daß ſogar das Unrechtliche, ſo klar auch der Gewinn davon ſcheinen mag, daſelbſt nicht gedeihen will. Letzteres würde eben nicht zu beklagen ſeyn, wenn nur Erſteres anders wäre.

Karl Buchner.

Der deutſche Advokat.

Mitgetheilt

von

Karl Buchner.

Wollte ich Advokat werden? — Nein! — Und warum nicht? — Es fällt mir ſchwer, einen Grund hiefür anzugeben; geſchweige einen vernünftigen. Wie die Geſchichte in Mythen ſich verliert, ſo unſere Ueberlegungen, unſere Ueberzeugungen, unſere Entſchlüſſe in ein gewiſſes Etwas, was Erinnerung genannt werden kann, und jedenfalls nicht viel jünger iſt, als wir ſelbſt. Oder man könnte es auch mit unbewußt aufgenommenen und angelernten Dingen bezeichnen, oder mit Petſchaften, welche wir am Ufer unſerer Kinderzeit unter Muſcheln und Steinchen fanden, und womit wir bis in's Alter hinein unſere Thaten beſiegeln. Eltern, Geſchwiſter, und frühe Freunde brachten links und rechts um uns her dem Irdiſchen ihren Zoll, aber jene Erinnerungen, jene unbewußt aufgenommenen und angelernten Dinge wollen regelmäßig nur mit uns ſelbſt zu Grabe gehen. Nicht unbedingt und nicht durchaus zu verdammen, wenn ſpätere ſelbſtſtändige Prüfung ſie wiederholt vornimmt und gut heißt, ſind ſie doch weit häufiger Klippen, als Anker, weit häufiger Irrlichter, als Leitſterne. — Und ſo, indem ich von meiner Jugend und von meinen Erinnerungen erzähle, erzähle ich zugleich von meinen Anſichten und von meinen Entſchlüſſen.

Dem Hause meiner Eltern gegenüber hatte ein Advokat gewohnt. Die Klienten flogen ihm zu, und besonders an Wochenmarkttagen war eine Menge Stöcke von Bürgermeistern, Schultheißen, Gemeinderechnern, Kastenmeistern, Kirchenvorständen, oder sonstigen Titel- und Würdenträgern der Dörfer unsers Fürstenthumes, reihenweise an die Wand seines Hauses hingestellt. Ich konnte Das sehr gut sehen, weil ein breites Gitterthor vor dem Hause des Advokaten sich befand. Aber auch noch aus einem andern Grunde blieb jener Umstand meinem Gedächtnisse eingeprägt. Unser Lehrer nämlich erzählte uns einstmals von den Keilschriften der alten Perser und Babylonier, von jenen sonderbaren, steifen, keilförmigen Schriftzügen, welche so lang die Qual der Auslegungskunst unserer Alterthumsforscher waren, und theilweise noch sind. „Seht!" rief unser Lehrer, „so standen sie an der Wand!" und sein langer rechter Arm wies dabei nach der weißgrauen Klassenwand, indem er ellenlange, mehr oder minder perpendikuläre Striche mit dem dürren Finger in die Luft hinein zeichnete. Die Jugend will sehen, und wo sie Nichts sieht, da ist ihre Einbildungskraft geschäftig, den Diener des Sehtrieb's abzugeben. Also sah ich wirklich die keilförmigen Züge an unserer weißgrauen Klassenwand. Welche Aehnlichkeit hatten sie in Stellung und Form mit den Stöcken an der Hauswand des Advokaten! — Die Lehrstunde war geendigt, mein Zehnuhrbrod verzehrt. Auf dem Dachstübchen, das wir Kinder inne hatten, saß ich, Alterthümer repetirend; — diesmal mit Abbildungen. Ich meine die Keilschrift, unserm Hause gegenüber. Und von da an blieb sie mir unvergeßlich. Gerade so mochten die persischen Keilschriften an den Wänden von Pasargadä und Persepolis geprangt haben, wie hier die deutschen; und wenn jene den Ruhm und die Thaten von Darius, Xerres, und Artaxerres priesen, so priesen diese mit eben so viel Emphase, und wahrscheinlich mit mehr Wahrheit, den Ruhm und die Thaten unsers Nachbar-Advokaten.

Dessenungeachtet fand ich das Schicksal desselben nicht sehr beneidenswerth. Gewiß hatte man Achtung vor seinen Kenntnissen, denn man suchte ihn auf, wo man eines geschickten Advokaten benöthigt war. Auch konnte man, wie ich mich noch sehr gut erinnere, seiner Person die vollständigste Hochachtung nicht versagen. Aber von seinem Geschäfte, von seinem Amte her zog ein wenn nicht gerade dunkler, doch zweideutig schillernder Schleier über jene Hochachtung. Es war wie späterhin mit dem **Quoique Bourbon** der Dynastie Ludwig-Philipps. Obgleich Advokat, so ist er doch ein redlicher Mann. Obgleich Advokat, so darf man doch ruhig an seinem Busen schlafen. —

Wirklich schlafen? wie an dem Busen eines Freundes, dessen Auge für uns wacht, wenn das unsrige in Müdigkeit oder in Kummer sich geschlossen hat? Nein, gewiß nicht! Allzuviel vertrauen, hieße da allzu unvorsichtig seyn. Der Advokat könnte sich von seinem, oder vielmehr von dem Naturtrieb seines Geschäftes übermannen lassen, und — Tiger oder Vampyr — der Schläfer am Busen wäre dann verloren.

Schon die nachläßige, fast beleidigende Weise, mit welcher das Volk den Titel des Advokaten spricht oder schreibt, — wenigstens in demjenigen Theile Deutschlands, welchen ich bewohne, — legte mir Zeugniß ab von Dem, was es vom Advokaten halte. Ich erinnere mich, daß einige Briefe an jenen Advokaten irre getragen wurden und in das Haus meiner Eltern gelangten. Hungrig auf Adressen gleich Königen, die ein neues Regierungssystem zu befestigen suchen, (aber doch nur auf Brief-Adressen), unterwarf ich jedesmal die Aufschriften jener Briefe einer genauen Ansicht. Gewöhnlich war denn da Advokat mit den bedenklichen Buchstaben A, ff, c, begonnen, und wenn ich mir auch sagen mußte, daß Das nur von der Unkunde des Volks, ursprünglich lateinische Wörter richtig zu schreiben, herkomme, so blieb immer doch ein Theil des Gefühls, welches die Form der Adresse in mir erzeugt hatte.

Auch führten Einflüsterungen der verschiedensten Art ihm ähnliche Gefühle als Verstärkung zu. Ich rechne dahin, daß ein reicher Vetter, (den wir deßhalb auch nur den „Geldvetter" nannten), mehrfach im Beiseyn von uns Kindern über die Advokaten schalt und schimpfte, und dabei der Sprichwörter: „Advokaten, Schadvokaten," und „Juristen sind böse Christen" sich bediente. Bei ihm und uns war kein Zweifel darüber, daß unter den Juristen einzig hier die Advokaten gemeint seyen. Denn einen Hofgerichtsrath oder gar einen Obertribunalrath al pari einem bösen Christen zu stellen, stritt schon gegen diejenigen Grundsätze der gesellschaftlichen und bürgerlichen Subordination, welche Schulkindern und Gymnasiasten unmittelbar nach dem Gebote des unbedingten Gehorsams beigebracht zu werden pflegen.

Ueber dem Nachbar-Advokaten wohnte ein Staatsdiener. Man weiß, was Das sagen will. Ein Staatsdiener hat den Staat unmittelbar auf seinen Schultern, wie der Berg Atlas den Himmel. Also ist es auch billig, daß alle Gestirne dieses Himmels zunächst auf ihn herablächeln. Nun war zwar jener Staatsdiener, der sehr symbolisch über dem Advokaten wandelte, keiner jener höheren Staatsdiener, welchen von den Sternen des Himmels, den sie tragen, einzelne, besonders große, auf die Gallaröcke fallen, und dort als etwas Himmlisches hängen

bleiben, aber eben so wenig gehörte er zu deren niederen Klassen. Er war erst Tagschreiber und dann Botenmeister gewesen, und hatte endlich mit dem Titel „Rath" eine ruhige Stelle als Registrator bei einer kleinen Finanzbehörde erhalten.

Noch jetzt sehe ich ihn im Geist aus dem Hause heraus der Gitterthüre zuschreiten, sie gewandt öffnen, und dann nach seinem Bureau mit der Würde eines Staatsmannes und mit der Selbstgefälligkeit eines Stutzers sich bewegen. Auch that er Das mit weit mehr Erfolg, als jener afrikanische Häuptling, der, splitternackt und blos zum Putz eine Feder eingesteckt, sich für den größten Monarchen der Welt erklärte. Vielmehr machten, wenn der „Rath" vorüber ging, die Kanzleidiener ehrerbietig Front; die herrschaftlichen Feuerschürer, wenn ihm dergleichen aufstießen, stürzten fast vor ihm zusammen, und selbst die rüstigen Diener der Polizei, dieses Fatums über dem Jupiter, griffen an ihren Hut. Wie mächtig, ja, ich möchte sagen, wie gewaltsam mußte Das auf einen ehrgeizigen Knaben, wie ich einer war, einwirken! Aber nicht genug, daß die Stärke dem „Rath" ihre Huldigungen darbrachte: auch die Schönheit war geneigt, die seinigen dankbar anzunehmen. Oder kann ich mich seiner und anerkennender hinsichtlich der Madamen und Demoiselles ausdrücken, welche mit eingekauften Gemüsen, Früchten, und Suppenkräutern gerade zur selben Zeit Vormittags vom Markte kamen, zu welcher der „Rath" nach seinem Bureau wanderte? Wie freundlich empfingen sie den schöngeschwungenen Gruß des „Raths," wie verbindlich beantworteten sie seine Fragen! Der „Rath" war zwar noch Junggesell, aber nicht mehr jung; es ist also anzunehmen, daß, was jene Eigenschaft ihm an persönlichem Verdienste zulegte, ihm diese wieder entzog. Und dennoch dieses Etwas an ihm, was an Wilhelm den Eroberer erinnerte, aber freilich ganz anders die Frauen für sich gewann, als jener Wilhelm mit der seinigen gethan haben soll, nämlich nicht mit Ohrfeigen!

Eines Vormittags sollte ich an den „Rath" im Auftrage meines Vaters eine Ausrichtung besorgen. Es hatte neun Uhr geschlagen, und deßhalb war wahrscheinlich, daß er, einen kleinen Blumenstrauß in der Hand, wie er ihn Sommers regelmäßig zu tragen pflegte, den Weg nach seinem Bureau bereits betreten habe. Dessenungeachtet versuchte ich, ob er nicht noch zu Hause sey.

Im unteren Stockwerke, — demjenigen nämlich, welches der Advokat bewohnte, — standen ein paar Bauern auf dem Gange. Zugleich überzeugte mich ein Blick in's Geschäftszimmer des Advokaten, daß dieses nicht zum reinlichsten gehalten sey. Auf hohen Repositorien

lagen unſchön gebündelte Akten, die Stühle waren mit ähnlichem unſchönen Hausrath bedeckt, und nächſt den Fenſtern, aber doch in ziemlicher Dunkelheit, hingen zwei Schreiber an ihren Stehpultchen, wie Dachdecker auf den Dächern. Der Advokat ſelbſt thronte auf einem ledernen, ziemlich ſchmutzigen Lehnſtuhle vor einem mit zerriſſenem Wachstuche beſchlagenen Schreibtiſche. Ich müßte lügen, wenn ich ſagen wollte, das Ausſehen des Advokaten ſey um Vieles beſſer geweſen, als das Ausſehen ſeiner Umgebungen. Ein verblichener Schlafrock, eine übelgeſchlungene Halsbinde, und bedeutend abgetretene Pantoffeln erhielten — wenn ich mich eines juriſtiſchen Ausdrucks bedienen darf — keineswegs ihre Kompenſation durch ein ſchön bordirtes Rehfell, welches wahrſcheinlich dem Advokaten von einer dankbaren Klientin verehrt worden war, und zu ſeinen Füßen ſich ausbreitete. Der Advokat ſah gerade in Akten, und das Ganze hätte als Stillleben im eigentlichſten Sinne des Worts gelten können, wären nicht gleichzeitig zwei Männer beſchäftigt geweſen, unter heftigen Gebärden dem Advokaten ihre Angelegenheit auseinander zu ſetzen. Aber es hielt Das ſchwer, denn immer wurden ſie durch die keifende Stimme einer daneben ſtehenden Weibsperſon unterbrochen, welche auch bei dem Handel betheiligt ſchien. Der Advokat trug mit Geduld, was nicht zu ändern war. Zum höchſten blies er eine etwas ſtärkere Rauchwolke aus dem meerſchaumenen Pfeifenkopfe, welcher, Troſt, Labſal, und vielleicht auch Rathgeber des Advokaten, zwiſchen den auf dem Tiſch befindlichen Papieren ſich behaglich lagerte.

Einige Minuten feſſelte mich — mehr die Abneigung, als die Neigung an dieſen Anblick. Ja, vielleicht wäre ich jenem räthſelhaften Triebe, der gerade auf Unheimliches oder Widerliches am unverwandteſten unſere Augen richten heißt, noch längere Zeit gefolgt, hätte nicht der Hund des Advokaten plötzlich Neigung bezeigt, mit meinen Beinen eine etwas nähere Bekanntſchaft zu machen. Ich entfernte mich alſo eilig, und ein paar flinke Sprünge brachten mich in das Stockwerk, welches der „Rath“ bewohnte.

Aber dieſer war bereits wirklich ausgeflogen. Die Zimmerthüren ſtanden offen; die Fenſter thaten's; der Sonnenſchein eines herrlichen Junitages fiel durch die leiſe wallenden, ſchneeweißen Vorhänge. Und in den Zimmern! Da hingen ſchöne Oelgemählde in goldnen Rahmen; eine hübſche Pendule klopfte ihren gleichmäßigen Sekundentakt; zierlich eingebundene Bücher blinkten aus den Nußbaumſchränken, und eine Büſte des Sokrates — der Himmel weiß, wie der „Rath“ gerade auf den Sokrates gefallen war! — ſah mit ſeinem unſchönen, aber

dabei freundlichen und würdigen Gesichte in das Nebenzimmer hinein, gerade auf das Bett des „Raths“. Alles war gescheuert, gebohnt, mit reinlichem Sand bestreut. Mein Herz hüpfte mir vor Wohlbehagen. Die ältliche Haushälterin beschied mich, daß der Herr „Rath“ in Geschäften ausgegangen und auf's Bureau sey, und dieser scheinbare Pleonasmus that jedenfalls dieselben Dienste, wie Pleonasmen oder Unwahrheiten in hohen Titeln thun, — er impenirte. Da mein Auftrag eilig war, so durfte ich mir das Herz fassen, zu fragen, ob ich auch wohl auf das Bureau des Herrn „Raths“ gehen dürfe. Eigentlich aber fragte ich nur, um mir die herrliche Einrichtung seines Wohnzimmers noch etwas länger zu besehen. Die Antwort war bejahend, und ich folgte dem Herrn „Rath“ auf sein Bureau.

Der gute Mann trat dort mit Freundlichkeit auf mich zu. War seine Wohnung im Hause des Advokaten eine hübsche irdische Welt, so ließ sich sein Aufenthalt in der Kanzlei mit einer hübschen Mondwelt (insoweit wir Kenntnisse davon haben) vergleichen. Einige Gebirge — von Akten, aber kleine; wenig Wasser — höchstens in der Flasche, die der Kanzleiwärter, (ebenfalls ein Staatsdiener), zweimal des Tages frisch füllen mußte; eine dünne Atmosphäre — weil Niemand in's Zimmer kam, als der „Rath,“ der Kanzleiwärter, und, alle Woche zweimal, der Präsident. Aber Dies hinderte den „Rath“ nicht, eine ganz artige Blumenwelt über den Kämmen der Gebirge anzubauen, und zwischen den Freuden des Wassertrinkens an den Erscheinungen der damaligen Tagesliteratur sich zu ergötzen.

Lieber Himmel, dachte ich bei mir, als ich nach gemachter Ausrichtung nach Hause schlenderte, wie hübsch ist es doch beim „Rath,“ und wie häßlich beim Advokaten! Hätte man mich an diesem Tage, und noch an vielen folgenden, gefragt, was ich werden wolle, meine Antwort wäre gewesen: Rath. Auch bewies ich dem „Rath“ von da an eine wo möglich noch größere Aufmerksamkeit, als zuvor. Ich grüßte ihn über die Straße hin, und als er einmal in meiner Nähe nießte, sagte ich: „Ihr Wohlseyn, Herr Rath!“ Der Advokat aber war mir erklärt fatal geworden. Ich suchte einem Gruß für ihn auszuweichen, und da manchmal einer seiner Söhne zu mir kam, und mich nachher Jemand fragte: wie der Kleine heiße, und was sein Vater sey? so antwortete ich auf die letztere Frage: „Ach, sein Vater ist nur Advokat!“

Indessen, „Rath“ oder nur Advokat, der Tod erwartet Alle. Allzuvieles Sitzen und ein Aerger im Geschäft hatten dem Advokaten den seinigen schon im besten Mannesalter zugezogen. Dabei ergab sich noch ein übler Umstand. Der Advokat hatte nämlich mancherlei Güterkäufe

gemacht, die sich späterhin nicht zum besten rentirten. Andere Spekulationen waren ebenfalls, mit geringen Ausnahmen, ungünstig für den Advokaten ausgefallen. Man konnte ihn bei diesen verschiedenen Geschäften auch nicht entfernt einer Unredlichkeit zeihen, selbst kaum einer Ungeschicklichkeit. Er war einem nur zu oft vorkommenden Triebe von Advokaten, welche Praxis und Ruf haben, gefolgt, noch neben dem Advokaten her den Geschäfts- und Handelsmann zu spielen. Gerade jene ihre reichliche Praxis und ihr Ruf ist ihnen dazu die Brücke. Man traut nicht blos ihrem Charakter und ihren Kenntnissen, sondern auch den Geldmitteln, welche man bei ihnen unterstellt; man verlockt, man bestimmt sie, und sie selbst lassen sich häufig nur allzuleicht verlocken und bestimmen. Kommt dazu ein frühzeitiger oder überhaupt unvorhergesehener Tod, dann zerflattern schnell die Fäden, womit der Bau des Ganzen doch noch vielleicht hätte zusammengehalten werden können. Man muß an das Eintreiben der Ausstände, an den Verkauf der Immobilien — Alles Das mit Opfern — denken; die Mitspekulanten werden Gläubiger, die Vertrauenden Zweifler. Erwartungsvoll richtet sich das Publikum auf die Zehen, um zu sehen, was es geben soll. Aehnlich nach dem Tode unsers Advokaten. Sein Wohnhaus mußte verkauft werden. Andere Immobilien, theils im Lande, theils außerhalb desselben erworben, mußten's ebenfalls. Als endlich Alles gerichtet und geschlichtet war, hatte die Wittwe des Advokaten gerade noch so Viel gerettet, um nothdürftig zu leben, und ihren Kindern eine angemessene Erziehung zu geben. Sie zog aber aus der Residenz in ein Landstädtchen, weil sie da Verwandte hatte, und Wohnung, so wie Lebensmittel, um Vieles dort billiger waren.

Einige Wochen nach dem Tode des Advokaten hatte auch der „Rath" das Zeitliche gesegnet. Um jenem Sokrates eine Xantippe zu geben, (so behaupteten scherzhafte Leute), war er mit seiner Haushälterin noch spät in den heiligen Bund der Ehe getreten. Die Gute überlebte ihn, offenbar aus keinem andern Grunde, als der Thränen willen, die sie nun noch in reichem Maße ihm nachzuweinen beabsichtigte. Abgesehen hiervon, hatte sie keinen Grund, zu klagen. Der „Rath" war nicht reich gestorben, aber auch nicht unvermögend. Dabei bezog seine Wittwe Pension vom Staate. Sie suchte sich also ein Logis in einer der hübschesten Straßen der Residenz aus, etwas kleiner, als das beim Advokaten, aber doch groß genug, um den Oelgemählden, der Pendule, den Büchern, dem Sokrates, und den Blumen von den Kämmen der Mondgebirge ihres seligen Eheherrn, des „Rath's", passende Stellen zu geben.

Ein Sekretär, also abermals ein Staatsdiener, bezog nun die beiden leer gewordenen Quartiere. Er hatte eine große Familie, durch seine Frau Vermögen, aber auch sonst ein gutes Auskommen. Die Stadt erzählte von ihm: einst, in jüngeren Jahren, zum Assessor ernannt, habe er nicht getraut, vom Sekretärstisch hinüber an den Sessionstisch sich zu verfügen, und so sey er, wie eine gestrandete Fregatte, wenn auch nicht auf, doch an dem Sekretärstische allebenslänglich sitzen geblieben. Aber Das that seinem Werthe, der guten Meinung von ihm, und jedenfalls seiner Besoldung nicht den mindesten Abbruch. Späterhin ward er gleichfalls zum „Rath" ernannt, und dabei noch außerdem mit dem Verdienstorden dekorirt.

Der Zufall wollte, daß ich, nach beendigten rechtswissenschaftlichen Studien, bei derselben Behörde mich für den Staatsdienst vorbereitete, welcher der gestrandete Assessor fortgesetzt seine Dienste als Sekretär widmete. Hier hatte ich denn Gelegenheit, seinem — wenn ich so sagen darf — mechanisch-geschäftlichen Talente meine vollste Bewunderung zu zollen. Dieses Talent beruhte zunächst auf der Kenntniß der Fächer eines großen tannenen Repositoriums, welches an einer der Wände des Sekretariats aufgestellt war. Auch hätte man sehr unrecht gethan, diese eben erwähnte Kenntniß deßhalb mit geringschätzenden Augen anzusehen, weil groß geschriebene Worte über jedem einzelnen Fache deutlich sagten, welche Sorte der üblichen Geschäftsformularien darin zu finden sey. Denn gerade in dem Umstande, daß der gestrandete Assessor, in Folge vieler Uebung, jene Ueberschriften gar nicht mehr anzusehen brauchte, und doch das Rechte fand, fußte der hauptsächlichste Theil seines mechanisch-geschäftlichen Talents.

Zwischen Konzipiren und Kontrasigniren, so wie jenen süßen, verstohlenen Freuden, welche ihm auf dem Kanzleigange bei einem frischen Wecke und einem Fläschchen Aquavit bisweilen zu Theil wurden, hatte der gestrandete Assessor diejenige Zeit seines Lebens erreicht, wo er sein Dienstjubiläum feiern konnte. Ich bin kein Freund solcher Jubiläen; da indessen die meisten Angestellten meines Wohnorts dem Jubiläumsmahle beiwohnten, so schloß ich mich ebenfalls nicht davon aus. Der gestrandete Assessor aß zur Feier seines Ehrentages drei Teller voll Krebssuppe, und war bei den folgenden Gerichten bemüht, nicht aus der Konsequenz zu fallen. Sodann wurden Lieder gesungen, zu Ehren des Jubilars „eigens gedichtet." Weiter steckte der jüngste Auskultator, nach eingeschenktem Kaffee, mit einem als Fidibus zusammengelegten Stempelbogen die Tabakspfeife des Jubilars an. Ueberhaupt aber gab sich unter den sonst ziemlich zersplitterten und selbst feindseligen

Anwesenden eine ungeheure Einigkeit kund: man lachte, trank, und erneuerte alte Brüderschaften. —

Glückseliger Jubilar! Ja, noch jetzt, wo deine irdischen Freuden (Leiden hattest du keine) längst von dir abgethan sind, und dein — ich sage das ohne Scherz — milder und menschenfreundlicher Geist in neuen Formen beglückend und beglückt sich bewegt, noch jetzt beneide ich dich bisweilen des Schicksals wegen, was dir hienieden beschieden gewesen ist! Nicht, weil du „Rath" und Träger eines hohen Ordens warst; nicht, weil dir als Staatsdiener mit Rathsrang der besondere Ehrenvorzug zu Theil wurde, daß ein Kanzleidiener mit beflortem Stabe deinem Sarge voranschritt, sondern weil du in dir selbst so heiter und selig warst, und deine frischen Wangen, dein artiger Leibesumfang, ja, jede Bewegung deiner heitern Augen, so entschiedenes Zeugniß dafür ablegten. — — — —

Indem ich bis hieher gekommen bin, glaube ich hinlänglich viel von Demjenigen gesagt zu haben, was zunächst der Gegenstand meiner Erzählung war. Jene Erinnerungen und Jugendeindrücke, jene unbewußt aufgenommenen und angelernten Dinge, welche sich nach und nach zu Ansichten und Entschlüssen in mir verfestigt hatten, liegen nun offen da. Der Leser weiß, daß, während negativ ich von Advokaten und Advokatenstand Nichts wissen wollte, zugleich positiv eine entschiedene Neigung für den Stand der Staatsdiener in mir emporkeimte. Allerdings lehnte sich diese Neigung, wie jene Abneigung, zunächst an die Eitelkeit der Jugend und an ihr schnelles Bereitseyn, sich durch Aeußerlichkeiten der Personen und der Lagen bestechen zu lassen; aber ich will ja weder der Jugend, noch Dem, was auf sie einwirkt, hier ein Lobeszeugniß schreiben; — genug, daß die Sache bestand.

Und die Sache besteht noch!

Nicht als ob ich verkennte, daß jene Jugendbegebenheiten — sehr bald wenigstens — von dem Essig der Ironie angegriffen werden mußten. Oder als ob mir hätte unbekannt bleiben können, daß, wenn Wichtigthuerei, Zeitverderb, Formelkrämerei, Geistlosigkeit, Selbstzufriedenheit, und innere Nichtigkeit bei vielleicht noch so viel Bonhommie, hübschem Logis, und ansehnlichem Vermögen, Eigenschaften sind, welche Kindern und jungen Leuten imponiren, auf dieselben Eigenschaften hin auch manche Advokaten zu imponiren im Stande wären. Oder als ob ich übersähe, daß es galeerenhaft arbeitende Staatsdiener gibt, die dessenungeachtet nur auf halbem Solde sich befinden; Staatsdiener, die, besonders in den unteren und selbst in den mittleren Graden der Anstellung, um leben zu können, aus eigenen Mitteln beständig zusetzen müssen;

Staatsdiener, denen es bei allen glänzenden Kenntnissen, bei aller Tüchtigkeit, und bei allem Fleiße mit einem Vorwärtskommen nicht glücken will. Die Verhältnisse haben sich eben auch da, aus mancherlei Ursachen, für den Staatsdiener verschlimmert. Kurz, gewisse einzelne Fehler und Tugenden des Menschen, so wie des Geschäftsmannes, sind nicht nothwendig an den Staatsdiener- oder an den Advokatenstand gebunden, eben so wenig gewisse allgemeine Lagen und Schicksale; sie können hinüber und herüber wechseln, wie das Wild bei nahe an einander gränzenden Jagdbezirken thut. Aber dessenungeachtet bleibt eine ursprüngliche und innerliche Geschiedenheit im Thun und Lassen, im Seyn und Wesen, in Stellung und Umständen des Staatsdieners und des Advokaten; es macht sich eine Wahrscheinlichkeit bei beiden geltend, eine Wahrscheinlichkeit, welche ich das Angebot des Schicksals nennen möchte, und wobei das Schicksal sich nicht leicht selbst abbietet.

Auch wird das Urtheil der Menschen stets geneigt seyn, Dem, was als eine Art traditionellen Gesetzes aus jenem Angebote des Schicksals sich entwickelt, seine Anerkennung zu gewähren. Es wird begreiflich finden, daß ein staatsdienerlicher Subalternbeamter seine nicht allzu lang gemessenen Kanzleistunden habe. Es wird weiter begreiflich finden, daß ein Staatsdiener, nach überstandenem Noviziat, zu höheren und immer höheren Ehren steige, ohne daß ihn ein Advokat darin unterbrechen dürfte. Es wird Behaglichkeit des Lebens, Auskommen, Ehrenauszeichnungen aller Art, Unterstützungsgehalte im Alter oder bei andauernden Krankheiten, Sorge für Frau und Kinder durch den Staat — Das Alles wird es beim Staatsdiener an seinem Platze, das Gegentheil davon bedenklich und selbst ungerecht finden, während beim Advokaten die Gunst des Schicksals als etwas Besonderes, seine Ungunst aber als etwas ganz Begreifliches, und selbst als etwas sich von selbst Verstehendes aufgenommen wird. Das Urtheil der Menschen hält dafür, daß der Advokat arbeiten müsse, ungefähr so, wie Adam nach dem Sündenfall verurtheilt wurde, im Schweiße des Angesichts sein Brod zu essen. Tüchtigkeit und Geschicklichkeit werden vom Advokaten verlangt, und ihre Anwesenheit ihm weniger als Verdienst, denn ihre Abwesenheit als Schuld angerechnet. Anders beim Staatsdiener. Dem Advokaten gegenüber ist die Welt ein knauseriger Wucherer, der ihm sein „Soll", kaum aber jemals sein „Hat" offen hält.

Bedarf es der Erläuterung, daß ich hier von deutschen Advokaten rede? Die Ueberschrift predigt Dies, und — der Inhalt.

Noch bin ich nicht in dieser meiner Darstellung über die Gränzen Deutschlands hinausgewandert. Noch umweht mich, bei Schilderung dieser allgemeineren Zustände des Advokatenstandes, im Kontraste mit dem begünstigteren Staatsdienerstande, vaterländische Luft. Ich weiß, daß es auch in Deutschland nicht immer so bleiben muß. Ich weiß sogar, daß sich in Deutschland gar Manches in diesen Beziehungen bereits gebessert hat. Zunächst im äußersten Westen unseres Vaterlandes. Wie lange vor der Entdeckung Amerika's durch Columbus (ebenfalls aus Westen) kostbare Hölzer auf dem atlantischen Ozean herüber an die Küsten der iberischen Halbinsel geschwommen sind, so kamen, auf dem Ozean der Zeit und welterschütternder Ereignisse, von Frankreich und England wichtige Institutionen, heilsame Gesetze an den Gränzen unseres deutschen Vaterlandes an, und haben dort, noch Leben in sich tragend, kräftige Wurzeln geschlagen. Nicht als ob sie immer Fremdlinge bei uns gewesen wären. Im Gegentheile, gerade in Deutschland, in den Völkern germanischen Ursprungs, hatten sie ursprünglich ihre Heimath. Nach einer eigenthümlichen Schickung aber, welche des Tragischen nicht entbehrt, wurden ihre Zweige und Aeste nach fernen Ländern gebracht, während der Mutterstamm allmählig zermürbte und erstarb. Nur unter Mühen und Beschwerden fanden die unterdessen im Auslande zu kräftigen Bäumen herangewachsenen Zweige den alten Boden wieder, aus dem sie entsprossen. Diese Institutionen, diese Gesetze, in Verbindung mit einem freien politischen Leben, bedingen auch die Wiedergeburt des deutschen Advokatenstandes.

Hierauf gedenke ich späterhin zurückzukommen. Vorerst habe ich nur die Gegenwart unseres Advokatenstandes in ihrem Grundtypus festgehalten. Verfuhr ich unrichtig dabei? Will man mir Beispiele entgegenstellen, wo der Advokat prunkender lebte, und sich dabei eines weit reicheren Einkommens erfreute, als der Staatsdiener? Solche Beispiele läugne ich ja nicht, sondern ich läugne nur, daß sie mehr seyen, als einzelne; ich läugne nur, daß sich aus jenen Umständen des Prunks und des Einkommens Schlüsse für die Stellung des Advokatenstandes im Ganzen ableiten ließen.

O, auch ich habe deutsche Advokaten in glänzenden Phaëtons, bordirte Kutscher auf dem Bocke und glänzende Jäger hintenauf sitzend, durch die Straßen jagen, ihre Zimmer (selbst ihre Arbeitszimmer) von übermäßigem Prunke strahlen sehen! Ich selbst wandelte wohl bisweilen, inmitten einer glänzenden Gesellschaft, unter dem Gefunkel ihrer Kronleuchter hin. Aber, frage ich, hatten jener Aufwand

und dieſe Feſtlichkeit nicht einen Charakter — ich möchte ſagen — zweiten oder dritten Rangs, wenn es hieß: der oder der Advokat iſt der Urheber derſelben? Anders, wenn es geheißen hätte: der Regierungsrath, der Finanzaſſeſſor, der Präſident, der (adelige) Auskultator iſt's! Nach ihren vorbeirollenden Equipagen, nach ihren erleuchteten Fenſtern hätte man mit andächtiger Scheu geſehen, während dem Advokaten, der ſich ſo hoch verſtieg, Spitznamen dafür zu Theil wurden.

Ich konnte den Advokaten nicht dagegen in Schutz nehmen. Ein Advokat ſoll zunächſt Plebejer im beſſeren Sinne des Wortes ſeyn. Er ſoll, wenn er auch Aufwand in der bezeichneten Weiſe machen kann, ohne ſeinen Glücksſtand zu gefährden, doch lieber in einfacher Tüchtigkeit, ſchlichten Sitten, und kräftiger Bürgerlichkeit eine Auszeichnung ſuchen. Aber deſſenungeachtet finde ich ſonderbar, daß dem Staatsdiener die Eigenſchaft der Ebenbürtigkeit nicht fehlt, wenn er ſeine Mußeſtunden mit ſo koſtbaren Vergnügungen vermählt, während, wenn ein Advokat das Nämliche thut, von Mesalliance die Rede iſt.

Nur der Staatsdiener wird aufgenommen in den Begriff der Macht und der Würdigkeit, welchen der Staat als eine Art Hermelinmantel über die Schultern geworfen hat. Wo einem Stande ſo viele und ſo große Vorzüge zugeſchieden ſind, da ſind Vorzüge, welche Einzelne des untergeordneten Standes, der ſchlechteren Kaſte, auch äußerlich vor Einzelnen des herrſchenden Standes geltend machen können, nur Ausnahmen von der Regel. Im voraus kann für Jeden nur Dasjenige verbürgt werden, was die Regel ſelbſt mit ſich bringt. Ohne allzu eitel oder allzu waghaft genannt zu werden, wird Keiner auf ein Mehreres Anſpruch machen dürfen.

Dieſe Anſichten gingen mir in ihrer genaueren Entwicklung und deßhalb gerade in ihrer Milderung und Vermittlung noch ab, als ich ſelbſt zwiſchen Staatsdiener und Advokat die nicht länger mehr zu verſchiebende Wahl treffen ſollte.

Ich nahm nun Partei gegen den günſtiger geſtellten Staatsdiener. Ich fragte mürriſch, was der Advokat verbrochen habe, daß ihm nicht wenigſtens einigermaßen dieſelbe Fürſorge blühe, daß man ihm die Laſten des Staatsdieners aufbürde, ohne deſſen Vortheile ihm zuzuwenden? O ich ging die ganze alte und neuere Geſchichte in Gedanken durch, um Bilder und Vergleichungen aufzufinden, welche den Advokatenſtand, entgegen dem Staatsdienerſtande, in ein günſtiges Licht zu ſetzen und meinem Verdruß gegen den Staatsdienerſtand Waffen in

die Hand zu geben vermochten. Ich bestritt dem Staate das Recht, gegen den Advokatenstand ein unväterlicher Abraham zu seyn. Wie ich jetzt die Sache ansah, war der Advokat von der jüngeren und schöneren Gattin entsprossen. Ein Ismael, mußte er, an der Hand seiner Mutter Hagar, durch die Wüste wandern, während zu Hause die alte Sarah den kleinen Isaak hätschelte. Dabei spürte ich das größte Verlangen in mir, den Entbehrungen des kleinen Ismael mich anzuschließen. Auch noch nach Anderem spürte ich Verlangen. Zum Beispiel, als eine Art Ludwig XIV. in den Staatsrath zu treten, mit Reitgerte und Sporen, und den Staatsrath in Furcht und Schrecken zu setzen. Oder irgend einen Sessionstisch umzuwerfen, wie die Verschwornen vor der Ermordung der Wallensteinischen Generale mit dem Tisch in Eger thaten. Oder als Bonaparte einen Saal räumen zu lassen, worin Einer vorlas, Einer zuhörte, Zwei in der Fensternische plauderten, Zwei ab- und zugingen, und Drei in Akten schrieben oder bereits aufgenommene schriftliche Verfügungen zeichneten. Noch wußte ich recht gut, daß jenes näselnde, eintönige, langweilige Vorlesen Referiren genannt wird. Aber alle heilige Scheu war von mir gewichen, welche der Ruf: „Es wird referirt!“ dem Auskultator einflößt, und unbedenklich ließ ich die Bajonette meiner Grenadiere blitzen. Doch — wie sich von selbst versteht — nicht zu Gunsten des absoluten Prinzips, sondern zu Gunsten des Advokatenstandes, den ich durch die privilegirte Korporation des Staatsdienerstandes auf das Aeußerste gefährdet und gekränkt hielt.

Sehr wahrscheinlich wird man diese theilweise Aenderung meiner Ansichten für höchst unmotivirt erklären. Auch thäte man einigermaßen recht daran. Aber es war ein Umstand eingetreten, der von jeher mit der Anschauungsweise und den Planen der Menschen sein eigenes, bald neckisches und bald tolles Spiel getrieben hat. Ich liebte. Sie, die Liebe, die nach den steilsten Zinnen des Olymps und in die tiefsten Tiefen des Orkus ihre ewig flammende Leuchte hält, hielt sie auch, wärmend und aufklärend, in den Zwiespalt meiner Entschließungen.

Als Advokat konnte ich heirathen, — damit war Alles gegeben. Also nahm ich mich des Advokatenstandes, der ja nun nächstens mein Stand werden sollte, kräftig an, und wenn ich auch sein Schicksal nicht bessern konnte, so konnte ich doch — Das war ich überzeugt — die Ungerechtigkeit dieses Schicksals darthun. Allerdings sprang dabei mein Eifer etwas in's Extrem, wenn er Reitpeitschen in die Höhe hob, ehrwürdige Sessionstische umwarf, und Bajonette blitzen ließ, aber

dem Eifer eines jungen Konvertiten, der zugleich bis über die Ohren verliebt war, wird man wohl schon Etwas zu gute halten.

Advokaten haben nicht nothwendig eine Praxis, indessen haben sie doch vielleicht eine Praxis und jedenfalls einen Titel, was in Deutschland (dem Titellande, wie Kant es nannte) nicht das Geringste ist. Die Werbung um ein Mädchen entbehrte so den Makel des Lächerlichen. Kurz, — ich ward Advokat, warb, und heirathete. Daß ein Advokat, und sogar eine Advokatin, die gewöhnlichen materiellen Dinge nicht entbehren könne, welche im Worte Lebensunterhalt so bündig zusammengedrängt sind, und daß der Mensch nicht Eintagsfliege genug sey, um seine Heirath mit dem alsbaldigen Tode zu endigen, wußte ich allerdings. Auch wollte ich in den Besitz jener Dinge mich setzen, und ich kann nicht anders sagen, als daß die Umstände mich bei diesem gewiß löblichen Vorhaben auf's beste unterstützten.

Einige Kollegen steuerten den jungen Advokaten mit abgängigen oder ihnen unangenehmen Prozessen aus; Verwandte und Freunde suchten unter ihren bösen Zinsenzählern nach, und übertrugen ihm Zinsenklagen und Kapitalaufkündigungen; ein Pathe, der Kaufmann war, klopfte — ein technischer Ausdruck! — seine Handelsbücher aus, und versah mich mit Stoff zu Klagen „puncto debiti". Außerdem fielen mir, gerade in den ersten Tagen meiner Advokatur, mehrere zahlbare Vertheidigungsschriften in Kriminalsachen zur Ausarbeitung zu. Diese Kriminalsachen behandelten zufällig Dinge, welche einem jungen, leicht erröthenden Liebhaber und Bräutigam anstößig genug erscheinen mußten. Indessen, es half Nichts, die Vertheidigungsschriften mußten eingereicht und das Geld dafür verdient seyn. Noch heute, wenn ich an meine alten, durchstrichenen Deservitenbücher komme, kann ich mich eines Lächelns über die wunderlichen und bedenklichen Gestalten nicht erwehren, welche mich beim Eintritte in den Tempel der praktischen Themis angrinsten.

Aber auch auf lieblichere Weise sind jene Zeiten meiner beginnenden Advokatur mir noch im Gedächtniß. Die Wohnung, welche ich mit meiner jungen Frau bezogen hatte, war klein. Eben so unser Umgang. Wir suchten uns und flohen deßhalb vielleicht etwas zu sehr die Menschen. Eine Arbeitsstube, oder, wie man aufbinderischer sagt, ein Bureau, gehört nothwendig zum Begriffe Dessen, was ein Advokat an Zimmern inne haben muß. Die meinige ging nach dem Garten. Sie war freundlich, reinlich, nicht mit so vielen Akten ausgeziert, als die meines seligen Kollegen mit der Keilschrift, aber anfrre-

chender. Statt der zwei Schreiber, welche Jenem beständig zu Dienste waren, kam jeden Morgen ein dicker, ältlicher Mann zu mir, holte, was an Abschriften zu fertigen war, und brachte mir's am andern Morgen wieder. Außerdem schrieb ich Vieles selbst. Meine Frau huschte oft aus ihrem Zimmerchen in meine Arbeitsstube, setzte sich an meinen Pult, und strickte. Hatte ich eine Seite vollgeschrieben, oder einen Brief beendigt, oder waren mir die juristischen Gedanken ausgegangen, dann plauderten wir zusammen. Diese Konferenzen waren meine liebsten. Nicht in mein Journal trug ich sie ein, wohl aber in das Buch süßer Erinnerungen. Der Mund, welcher so anmuthig dabei in Bewegung gewesen war, saldirte sie auch regelmäßig alsbald mit frischer, warmer Münze. Schon eine Zeitlang vorher hatte ich die Schreibfeder niedergelegt und mich zu meiner Frau auf's Sofa gesetzt; ihr dagegen war der Strickstrumpf aus der Hand gefallen, und wir Beide empfanden die Wonnigkeit des far niente so sehr, als jemals Einer unter dem Himmel von Neapel.

Welche Erwartung aber, wenn Schritte auf dem Gange laut wurden, ein leises Räuspern, ein Abkratzen der Füße! Es waren ganz gewiß neue Klienten. Eben lasen sie den Zettel an meiner Thüre, worauf mit mächtigen Frakturbuchstaben geschrieben stand, daß der Advokat N. N. hier wohne. Richtig! Jetzt klopfte es. Meine Frau nahm Reißaus, um nicht zu stören, oder richtiger, um nicht gestört zu werden, und — ein Bettler trat herein, oder eine Orgelmamsell, die Geld sammelte, oder der Ausläufer einer Buchhandlung mit einer Subskribentenliste. Traurige Täuschungen! Doch kam's auch besser. Der Briefträger brachte zwei Briefe: im einen wurde mir ein Prozeß übertragen, im andern exponirte man mir den Inhalt einer Vorstellung, welche ich so bald als möglich fertigen und einreichen sollte. Oder mehrere neue Partien stellten sich persönlich ein. Zwar war die eine eine Armenpartie, aber was that's? Vielleicht ward die Sache gewonnen, und wenn nicht, so galt sie als Uebung und Versuch.

Gar hübsch war's, wenn meine Frau ihr Köpfchen wieder zur Thüre hereinstreckte, um zu sehen, ob ich nicht mehr beschäftigt sey. Dann neckte ich sie wohl zuerst, indem ich ihr von einer wunderhübschen neuen Klientin erzählte, die selbst nach erörterter Rechtssache gar nicht habe weichen und wanken wollen, bis ich sie, statt ein Kreuz zu schlagen, mit dem Schattenriß meiner Frau gebannt habe, u. dgl. Diese Erzählungen wurden lachend aufgenommen, aber auf Wahrheit gedrungen und zu verstehen gegeben, Klientinnen der Art hätten von der Frau

die Aufkündigung des Patroziniums zu befürchten. Es war mir das ein Zeichen, meine kleine Fopperei einzugestehen, und auf Versöhnung zu dringen, die dann auch, wenn gleich nur als Verzeihung, bewilligt wurde. Sodann zeigte ich meiner Frau die empfangenen beiden Briefe, sagte ihr von den neuen Partien, die Armenpartie mit eingeschlossen, und gab ihr die drei Kronenthaler, welche eine der zahlbaren Partien als Vorlage mir zugestellt hatte.

Ach, es war ein heiteres, heimliches Leben! Bei Tische aber machte ich meine Frau zur Vertrauten der mir übertragenen interessanteren Rechtsfälle, (recht gesagt, hielt ich alle für interessant,) und beseitigte die Skrupel, welche dabei in ihr aufstiegen. Auch theilte sie so sehr meinen Enthusiasmus für meinen neuen Stand, daß sie kein Bedenken trug, mir eines Tages zu eröffnen, wie sie als Braut meine Eigenschaft als Advokat ihren entfernteren Verwandten und ihren Bekannten zu verheimlichen gesucht habe. Immer habe sie nur gesagt, ihr Bräutigam sey Jurist. Der Grund dieses Verfahrens lag nicht sehr weit. Auch dachte ich nicht daran, es ihr noch nachträglich übel zu nehmen. Dagegen sprengte ihre Mittheilung doch immerhin wieder neuen Essig in die alte Wunde.

Ueberhaupt fehlte es sich nicht, daß ich, neben den Annehmlichkeiten meines Standes, auch die Mühen desselben ziemlich bald kennen lernte.

Zu diesen Mühen rechne ich zunächst einige persönliche Enttäuschungen. Die Jugend, wie jeder Unkundige, ist gewohnt, die Dinge und Personen mehr massenweis, als im Einzelnen, zu betrachten, und was sie dem Massenweisen im Guten oder Bösen ankreidet, im Guten oder Bösen dem Individuum in Rechnung zu bringen. So hatte ich als frischer Anhänger des Advokatenstandes kein Bedenken getragen, einen „Kuß der ganzen Welt," nämlich der ganzen Advokatenwelt, mit Extase zuzurufen. Die Anrede: „Herr Kollege!" freute mich auf's äusserste, mochte ich sie nun gebrauchen, oder sie von Andern bei mir in Anwendung gebracht sehen. Allerdings war auch da wieder die Eitelkeit und die Selbstliebe im Spiele, aber nicht allein. Auch verflog jene Liebhaberei bald. Nicht weniger drängten die Erfahrungen, welche ich machte, mich vom Allgemeinen zum Besondern hin. Von einem Theile meiner Kollegen konnte ich nicht mehr ganz so gut denken, als ich gerne gethan hätte. Es war das ein Riß durch meinen Himmel. Und doch schien die Zeit, in welcher ich Advokat geworden war, durchaus geeignet, tüchtige junge Männer zum Advokatenstande heranzuziehen. Einige Jahre vorher hatten nämlich die ersten politischen Untersuchungen auf den deutschen

Universitäten begonnen. Wer mehr oder minder kompromittirt dadurch war, durfte kaum hoffen, im Staatsdienste eine Anstellung zu finden, und so gestaltete sich der Advokatenstand als Bucht, in welcher die meisten Schiffe nach eingezogener burschenschaftlicher Flagge vor Anker gingen. Selbst die Gegner dieser Flagge aber konnten nicht in Abrede stellen, daß dadurch dem Advokatenstande ausgezeichnete geistige Kräfte und ein großer Fonds moralischen Werthes zugeführt würde. Indessen auch ohne jenen Umstand glaubte ich annehmen zu können, daß das Verhältniß der Unabhängigkeit und eines Erwerbs, welcher nicht auf höchsten Dekreten, sondern auf Kenntniß, Brauheit, und dem Vertrauen des Publikums beruht, dem Advokatenstande hinlänglich viele Männer zugeführt hätte, durch welche dessen große Mehrheit als tüchtig und untadelig sich darstellte.

Aehnlichen Resultaten — so nahm ich an — mußte ich an der Hand älterer Erfahrungen und tüchtiger Gewährsmänner begegnen. Die Eröffnung eines Scherbengerichts über den Werth des Advokatenstandes durch alle gebildete Nationen hindurch konnte für jenen unmöglich ungünstig ausfallen. Es galt den Versuch. Manche Bücher, welche mir bei diesem Zeugenverhör nöthig waren, hatte ich schon; andere schaffte ich mir an. Die Sache sollte nun einmal recht historisch von mir betrieben werden.

Gewiß ein löbliches Bestreben, obgleich es vielleicht deßhalb für überflüssig gehalten wird, weil ich über solche Glaubensbefestigungsmittel, nach meinem neu errungenen Standpunkte als **defensor fidei**, nämlich **advocatorum**, weit hinaus seyn mußte. Aber auf die Dauer ist die Ueberzeugung immer haltbarer, als der Enthusiasmus, obgleich am allerhaltbarsten wohl ist, wenn man Beides verbindet, wie bei Briefen, wenn man sie erst mit Oblate und dann noch mit Siegellack schließt. Dabei war ich, wie bemerkt, nach bewältigten zweien Extremen in ein neues Stadium, in das des Zweifels, getreten, und wenn auch dieser Zweifel durchaus nicht auf eine bedenkliche Weise überwog, so konnte es doch keineswegs Etwas schaden, ihm einige praktikable Stützen zu geben.

Wenn ich nur vernünftiger dabei verfahren wäre! Aber statt in die Tiefen zu gehen, schöpfte ich von der Oberfläche ab. Statt die Geschichten der Völker und die Geschichten ihrer Rechtsentwicklung, so wie ihrer politischen Institutionen zu studiren, legte ich mein Ohr an dieses oder jenes Buch, und glaubte Orakel darin zu vernehmen. Zugleich ging mir's, wie unsern alten Pädagogiarchen, welche nur von Griechenland und Rom wußten, und unter den Barbaren einzig

vielleicht den Deutschen einige Aufmerksamkeit widmeten. Doch nein, ich will mir auch nicht zu viel thun! Es ist zwar wahr, daß ich bei Griechenland und Rom verweilte, aber es geschah nur ganz kurze Zeit, und ich ging deßwegen so schnell an ihnen vorüber, um bälder nach Deutschland zu gelangen. Allerdings, England, Frankreich waren mir sehr gleichgültig. Und doch hatte der Advokatenstand in England, besonders seit Oliver Cromwell, einen so fortgesetzten und nachhaltigen Aufschwung genommen. In Frankreich weniger, obgleich auch da die alten Parlamente und die dabei bestehenden Einrichtungen gute Uebungsschulen für die Advokaten gewesen waren. Italien, Spanien, und die nordischen Reiche ließ ich ebenfalls völlig unbeachtet, und hatte auch da mehr Recht dazu. In diesem einseitigen Verfahren machten sich, wie angedeutet, die Lücken meines Jugendunterrichts geltend. Aber in diese Lücken hatte sich immerhin Etwas festgesetzt, was nicht ganz zu verachten war: nämlich die wärmste, die hingebendste Vaterlandsliebe. Deutsche waren die Besieger Rom's auf dem Felde der Waffen, Deutsche die Nacheiferer der Griechen auf dem Felde der Wissenschaften gewesen; — so faßte ich das Verhältniß Rom's und Griechenland's zu meinen Landsleuten auf! Aufrichtig liebte ich die Deutschen, und weil ich ihnen alles Gute wünschte, so war ich auch bemüht, alles Gute bei ihnen aufzufinden.

In diesem Sinne begann ich meine Wanderungen durch die mir zu Gebote stehenden Bücher. Aber auf welche Widersprüche stieß ich da! Kaum hatte ich im Kodex des Justinian gelesen, wie der Stand der Advokaten von den römischen Kaisern Leo und Anthemius in den Himmel gehoben wurde, so mußte ich auch schon auf die Erwähnung stoßen, daß Plato — der weise, der göttliche Plato! — den Advokatenstand ganz aus seiner Republik verbannt wissen wollte. Die Römer hießen ihre Advokaten **clarissimi**, und die alten Deutschen schnitten gerade diesen **clarissimis** nach der Niederlage des Varus die Zungen aus. Cicero bezeichnete das Haus des Advokaten als unzweifelhaft „das Orakel der ganzen Stadt", und Claproth — ich war damit bereits auf deutsches Gebiet gelangt — meinte in seinem „ordentlichen bürgerlichen Prozeß": die Erfahrung lehre, daß die Advokaten um so „unverschämter" seyen, je nachgiebiger der Richter sey, und umgekehrt. Das Ausschneiden der römischen Advokatenzungen durch die alten Deutschen war mir nicht so empfindlich, als das unverschämt, welches ein sonst billiger und wackerer deutscher Prozessualist auf die armen Advokaten losschleuderte. „Unverschämt!" Der Ausdruck ärgerte mich. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machten

advokatiſche Unverſchämtheiten im Einzelnen bisweilen vorkommen. Warum aber auf eine Art angeblicher allgemeiner Erfahrung eine Art allgemeiner Regel gründen? Warum dieſe Regel drucken laſſen?

Von Claproth wandte ich mich wieder zurück in die vierziger und fünfziger Jahre deſſelben Seculums. Hatte mich ein Prozeſſualiſt niedergeſchlagen, ſo ſollte ein Belletriſt mich wieder aufrichten. Der Verſuch war mißlich. Denn die meiſten deutſchen Schriftſteller um die Zeit der ſchleſiſchen Kriege und des ſiebenjährigen Kriegs waren — Philiſter. Friedrich der Große abſorbirte da das poetiſche Intereſſe, Friedrich der Große mit ſeinem Weltblick, ſeinem Verſtand, ſeinen ungeheuern Erfolgen, ſeinen Gallizismen in Denkart und Sprache, ſeinem militäriſch-politiſchen Deſpotismus, und ſeiner religiöſen und ſittlichen Frivolität. Dieſe theilweiſe ſich widerſprechenden Eigenſchaften, die doch alle ihre vollſtändige Geneſis hatten, ſo wie überhaupt das Perrückenhafte jener Zeit, waren wenig geeignet, einem kecken und kräftigen Anſchauen des Lebens den rechten Augenaufſchlag in Deutſchland zu verſchaffen. Der Politiker ſchmachtete unter ſtrenger Zenſur, der Philoſoph mußte nach Wolfiſchem Maße meſſen, der Dichter traf kaum eine andere Wahl als zwiſchen Steifheit oder Seichtigkeit, und wo er einmal etwas lebhafter die Zunge der Zeit rührte, that er's regelmäßig nur als preußiſcher, ſelten als deutſcher Patriot. Die Schweizer, ſodann in Deutſchland Gottſched, Gärtner, die verſchiedenen (älteren) Schlegel, Ramler, Lichtwer, Gleim, Gellert, Weiße, und eine Menge kritiſcher Geiſter gehörten mehr oder minder jenem Philiſtäismus an, welchem nur der klare, entſchiedene Leſſing, der deutſch- und freigeſinnte Uz, der treffliche Sänger des Frühlings, v. Kleiſt, und Klopſtock, zumeiſt als Odendichter, kräftig entgegentraten. Später ſollte dann das Verſtändniß und das Studium Shakespeare's die Entmündigung des deutſchen poetiſchen Geiſtes vervollſtändigen.

Aber ſo weit war man damals noch nicht. — Mein Auge flog hin und her unter den verblicheneren Einbänden meiner kleinen Bibliothek. Wie trübe Geiſter ſtanden ſie da, Leder Rück und Eck, aber vergriffen an Blättern und Kanten von fleißigeren Leſern, als unſer jetziges Jahrhundert hervorbringt. — Von Cronegk, — kennt noch Jemand den Namen? In der Halle des Brockhaus'ſchen Konverſationslexikons iſt er befeſtigt, aber Wolfgang Menzel hat ihn in ſeine „deutſche Literatur" nicht mehr aufgenommen. Das Schickſal kam über ihn, das v. Cronegk ſelbſt, der ſiebenundzwanzigjährige Jüngling, ſterbend ſich prophezeit hatte: das Schickſal, vergeſſen zu werden. — Es ſtammte von v. Cronegk eine ſcharfe und ungünſtige Aeußerung über die Advokaten,

und ich suchte nun nach dieser Aeußerung in den beiden Bänden seiner „Schriften". Umsonst. Wahrscheinlich war von Uz, dem Herausgeber jener „Schriften", die Stelle als zu stark weggelassen worden.

Fast ein wenig mißmuthig über den mir entzogenen schwarzen Flecken, welchen ich, im Geschmack jener Zeit, in ein Schönpflästerchen umzugestalten gehofft hatte, überblickte ich nochmals meine Veteranen, und Rabener's Satyren fielen mir in die Hand.

Diese schienen mir wie gefunden für meinen Zweck. Denn Rabener war ein ehrlicher, tüchtiger Mann, dabei gutmüthig, und, insoweit ein Satyriker kann, (denn er muß die Zustände des Lebens aus der Vogelperspektive der Lachtaube und des spottenden Kukuks betrachten,) gerecht. In dem „Versuch eines Realregisters" stand da geschrieben: „Advokat. Gewissenhafter, ist einmal einer gewesen. 24. Ob das Ernst sey. ibid. Ist verhungert." Ich hatte Nichts gegen diesen Hieb zu erinnern, denn er traf das Schicksal und nicht den Charakter der Advokaten. Aber bald fand ich von „Georg Greif, einem Advokaten," erzählt: „er habe lange Finger und im Gesichte eine so dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden." Und dann — in den „satyrischen Briefen" — ertheilte ein Advokat den Rath, einen falschen Eid zu schwören, unter vorsorglichem Erbieten, einen Wechsel von 3000 Thalern fälschen zu lassen. Der Rath ward abgelehnt, mit Indignation abgelehnt, von einem Kavalier, dem er gegeben worden. Als ich das Wort Kavalier las, umkreiste mich plötzlich der ganze selige Rokoko-Geschmack der Rabener'schen Zeit. Geschnörkelte Füße an Tischen und Stühlen, schwarze Theebretter mit goldgezeichneten chinesischen Figuren darin, Reifröcke, Haarbeutel, und Kavaliere! Daß Rabener nicht blos den Advokaten zum Schuft und Betrüger, sondern zugleich den Kavalier zu dessen Gewissensaufzupfer und Galgenpater gemacht hatte, tröstete mich mehr, als es mich ärgerte. Denn ich häufte in Folge dieses Umstandes nicht blos die Anklage der Verläumdung, sondern auch die eines ganz gemeinen edelmännischen Servilismus auf des Satyrikers Rabener Haupt.

Und doch war dieser Rabener, wie schon bemerkt, ein achtbarer deutscher Mann, ein liebenswürdiger Mann, dessen munteres, hübsches Gesicht mir sogar in dem abscheulichen Karlsruher Nachdrucke immer äußerst ansprechend erschienen war. Sollte derselbe Rabener sich Anschuldigungen, welche so sehr den Charakter der Allgemeinheit trugen und nirgends durch entgegengesetzte Aeußerungen in seinen Schriften auch nur einigermaßen in der Schwebe gehalten wurden, erlaubt haben, ohne in seiner Erfahrung, in seiner Ueberzeugung Bürgschaften für die

Wahrheit derselben stellen zu können? Und durfte er hoffen, mit Glück solche Anschuldigungen zu erheben, ohne gleichzeitig auf Sympathien in der Nation zu stoßen? — Diese Fragen, auf die ich keine befriedigende Antwort wußte, fielen mir schwer auf die Seele. Aber Rabener hatte zuerst als Steuerrevisor, dann als Obersteuersekretär, und zuletzt als Steuerrath in Diensten gestanden; perennirend war er als Mühlrad in der großen Bannmühle des Staats, und zwar als solches, welches Ziffern quetschte, thätig gewesen. Konnte er da nicht verlernen, gegen den natürlichen Kontroleur und Antipoden des Staatsdieners gerecht zu seyn?

Hiezu trat noch ein Umstand. Rabenern stand Liskow als warnendes Beispiel da. Dieser ausgezeichnete deutsche Satyriker hatte nicht nur mit den untern Wolkenschichten, sondern auch mit den obern, auf welchen die Jupiter dieser Erde in Person thronen, epigrammatisch angebunden. In Folge von Sarkasmen gegen den damaligen englischen Gesandten am kurfürstlich sächsischen Hofe, war er Dresden hinaus gewiesen worden. Späterhin starb gar Liskow, wie man sagt, im Gefängnisse. Und Rabener lebte nun, ein paar Jahrzehnte später, im nämlichen Dresden. Er war ein Mann mit regulirtem Hauswesen, der als Junggesell in einem anständigen Gasthause zur Mittagstafel abonnirt war, und der sein Abonnement nicht unterbrochen sehen wollte. Also hielt er es für's Klügste (und von seinem Standpunkte aus that er völlig Recht daran), die Thorheiten des Hofes und der Großen, die Laster der Throne auf sich beruhen zu lassen, und blos mit den Thorheiten und Lastern des Mittelstandes anzubinden. Wenn aber Rabener aus dem Mittelstande heraus der Göttin des Witzes Hekatomben opferte, so war es begreiflich, daß darunter auch die Advokaten, als Kern und Vertreter des Mittelstandes, nicht fehlen durften.

Diese Begreiflichkeit ließ ich aber keineswegs als Entschuldigung Rabener's gelten. Vielmehr parodirte ich die vorhin angeführte Stelle seines „Versuchs eines Realregisters" also: „Rabener. Ein Philister. Ob das Ernst sey. Bitterer." Bei der These blieb ich, und selbst Rabener's heiteres, redliches Auge zerstreute nur selten die Wolken, welche ich über seine Wahrhaftigkeit und den Werth seiner Satyre, als Spiegelbild allgemeiner Zustände seiner Zeit, zu ziehen versucht hatte.

Aehnliches, wie bei Claproth und Rabener, begegnete mir bei andern deutschen Schriftstellern. Fast immer hatte mein Finger Gelegenheit, auf der fatalen Taste der Rüge und der Abgeneigtheit gegen Advokaten und Advokatenstand auszuruhen.

Unter diesen Umständen fiel der Zeugenrotul, den ich, nach Anleitung unsers bürgerlichen Prozesses, über die Eigenschaften meines Standes mir angelegt hatte, ungünstig genug aus. „Alles verloren, nur die Ehre nicht!“ soll der erste Franz von Frankreich nach der Schlacht bei Pavia ausgerufen haben, und gerade die Ehre stand, besonders nach der Aussage der Zeugen Claproth und Rabener, für die Advokaten auf dem Spiele. Oder ist Ehre bei Lug und Trug? Oder ist Ehre bei Unverschämtheit? Die Ehre, dieses wunderliche Ding, was, wie die Gesundheit, nur dann recht empfunden wird, wenn man es nicht mehr hat, verschmäht die Gemeinschaft mit Lug, Trug, und Unverschämtheit. Kein Ersatz für sie, nirgends, aber namentlich nicht beim Advokaten, der, was er ist und wirkt, was er bedeutet, will, und soll, nur unter der Voraussetzung der Ehre ist, wirkt, bedeutet, will, und soll.

So weit war ich mit meinen Forschungen gelangt, als eines Tages der Komödienzettel meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ich besuchte sonst sehr selten unser gnädigst konzessionirtes Stadt- und Nationaltheater, weil ich dort die guten Stücke schlecht und die schlechten gut gegeben wußte. Ich wollte ächtes Gold nicht in Münzen mit Eselsköpfen ausgeprägt sehen, und Kupfer, dessen Gepräge noch ganz leidlichen Respekt einflößte, nicht als Gold mir aufhängen lassen.

Aber heute sollte gegeben werden: „Die Advokaten, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Iffland.“ Ich kannte Iffland nur als Verfasser der „Jäger“ und der zwei letzten Akte der „Hagestolzen.“ Beide Stücke waren geeignet, für Iffland's Gesinnung und Talent eine recht günstige Meinung mir einzuflößen. Dabei hatte ich aus den Arbeiten sachkundigerer und strengerer Kritiker, als ich einer war, entnommen: daß Iffland der Bürgerlichkeit und derben Biederkeit ein hausmachenes, linnenes Zelt auf der deutschen Bühne aufgeschlagen habe; daß er die Minister und oberen Staatsbeamten als Teufel, die unteren Stände als Geplagte, und die Fürsten, deren hauptsächliche Bestimmung schien, jene ersteren aufzufüttern und dann abzuschlachten, als Götter zeichne. Dazwischen war auch wohl die Kanonisation irgend eines sonst unangesehenen Mannes, z. B. eines Juden, eines Kaferlaken, oder eines Advokaten, zu erwarten. Advokaten! Siehe da, das war ja mein Stichwort für heute, und wirklich faßte ich auch das angekündigte, mir sonst unbekannte Stück in dem ebenbezeichneten Sinne auf. Da nun Iffland jedenfalls ein wohlmeinender, auf die deutsche Schaubühne großen Einfluß ausübender Mann war, so beschloß ich um so mehr, die heutige Vorstellung nicht zu

verſäumen, als es immer angenehmer iſt, ſeiner Kanoniſation bei lebendigem Leibe beizuwohnen, als, wie Kaiſer Karl V. that, ſeinem Begräbniſſe.

Meine Familie beſtand nun ſchon nicht mehr blos aus zweien, ſondern aus drei Perſonen, nämlich noch einem kleinen Sohn, den ich Lebrecht hatte taufen laſſen, und den meine Freunde ſcherzweiſe den kleinen Advokaten nannten. Ich meinte dann, wenn er ſeinem Taufnamen nachkomme, werde er dem Advokatenſtande keine Schande machen.

Von dieſem kleinen Familienkreiſe löste oder bröckelte ſich alſo, da der Abend kam, ein Drittel in meiner Perſon los, und verfügte ſich in's Theater.

Der Vorhang ging auf, und da hatte man denn gleich den ganzen Iffland. Ein ehrlicher alter Zimmermeiſter, dem ſein Sohn, der Landrath, Geld ſchickt; ein Bedienter, der das Geld bringt, aber den Hut dabei in des Zimmermeiſters Stube auf dem Kopfe behält, bis der Zimmermeiſter ihm aufgibt, den Hut abzuthun; abermals der Zimmermeiſter, der den Bedienten mit dem Gelde fortgehen heißt, weil er es nicht wolle, und außerdem einen Riß zu machen habe; dann eine Tochter des Zimmermeiſters, die, keimender Hochmuthsgedanken wegen, erſt keine rechte Luſt hat, dem Vater das Eſſen auf den Zimmerplatz zu bringen, aber es dann doch als gehorſames Kind zu thun verſpricht; — ſo Viel ſchon in den erſten drei Auftritten. Das Andere entwickelte ſich dann weiter. Ein ſchuftiger Hofrath, der Teſtamente verfälſcht und Waiſen beſtiehlt; ein Bräutigam der Tochter des Zimmermeiſters, der als Förſter einen grünen Rock trägt, und als Iffland'ſcher Förſter nothwendig ehrlich iſt; ein läppiſcher, ſchuftiger Rath; der Ex-Landrath, der nun Geheimerath geworden, und gleichfalls ein Schuft iſt; und eine edelgeſinnte Tochter des Hofraths, welche ihrem Vater, ſo wie ihrem Bräutigam, dem Geheimenrathe, von Zeit zu Zeit tüchtig den Text lieſt, unbeſchadet ihrer Zärtlichkeit als Tochter und als Liebende.

Man ſteckt mitten im dritten Akte, und noch iſt kein Advokat zum Vorſchein gekommen, geſchweige ſein Pluralis oder Dualis. Nur ſo diskurſiv wurde über den Advokaten Wellenberger, der auf dem Zettel ſtand, und alſo nothwendig auftreten mußte, in Erfahrung gebracht, daß er alt ſey. Dabei war er vom Geheimenrathe ein „Narr" und ein „Pedant", und vom Hofrath ein „pietiſtiſcher Klopffechter" genannt worden. Der Advokat ſey zudem „ein wahrer Armenvogt", hatte der Hofrath hinzugeſetzt. — Tadel von ganz oder halb Laſterhaften iſt bekanntlich das günſtigſte Tugendzeugniß. Und ſo wußte ich nun, was ich von meinem Kollegen auf der Bühne zu erwarten hatte; denn

Iffland war zu ehrlich, um über Jemanden eine Ansicht zu erregen, die er nicht nachher auch ins Werk setzte.

Advokat Wellenberger erschien erst in der Mitte des dritten Akts. Er machte dem Geheimenrathe Vorwürfe wegen eines Urtheils, welches dieser in einer Prozeßsache zwischen dem Hofrathe und einigen armen Waisen zum Nachtheil der Letzteren gefällt hatte.

„Je mehr und länger ich dieses Papier betrachte, je mehr kommt es mir vor, wie ein aufgebrochener, zerschlagener, beraubter Gotteskasten!“ rief der Advokat. Der Schauspieler hielt dabei dem Geheimenrathe zornig das erlassene Urtheil unter die Nase, und ich freute mich des Eifers meines Kollegen auf den Brettern.

„„Sie sind unverschämt, Herr Advokat!““ herrschte der Geheimerath dagegen. Unverschämt! Da hatten wir wieder das schlimme Wort, aber in einem Sinne, in dem ich es mir gefallen lassen wollte.

„Nein, nein“, rief der Advokat entgegen, „aber muthig, muthig von Gott, wie ein mit Sinn und Recht bewaffneter alter Knecht, für Rache schreiendes Waisenrecht. Das bin ich.“

Wellenberger's warmes Herz gefiel mir fortgesetzt; eben so gefielen mir die Intentionen des Dichters. Dabei konnte ich weniger der Courtoisie des Geheimenraths, als seiner Schuftigkeit, die bereits zu schmelzen angefangen hatte, es zuschreiben, daß er den Grobheiten und dem Eindringen des Advokaten mit so vieler Höflichkeit entgegen kam.

„„Ich ehre das Gefühl, das Sie beseelt, mein Herr““, sagte nämlich der Geheimerath zum Advokaten, der erklärt hatte, an ihn, qua homo, der an den jüngsten Tag glaube, appelliren zu wollen.

Sodann, nachdem der Advokat gegen den Geheimenrath geäußert, daß er ein Argument habe, was gewiß den armen Erben helfen werde, und vom Geheimenrathe ihm im voraus seine Freude darüber bezeugt worden war, rief der Advokat diesem zu: „So geben Sie mir den christlichen Bruder- und Liebeskuß,“ — was denn auch der Geheimerath that. Aber dessenungeachtet schonte ihn der Advokat nicht sehr. Er versicherte den Geheimenrath nämlich, die Stadt habe bisher das Menschenherz in ihm bezweifelt, und vermeint, es wäre in einen Geldbeutel verhaftet; und hierauf, als der Geheimerath roth wurde, daß das „für einen dirigirenden Geheimenrath ein gottgefälliges Zeichen“ sey, und er, der Advokat, werde es unter die Leute bringen.

Ich kann mir sehr gut denken, daß einem wackern Advokaten in eigenthümlichen Fällen durchaus darum zu thun ist, einem Richter, welchen er nicht schätzt, unendlich grob zu seyn. Eben so denkbar ist mir, daß ein wackerer Advokat, von Eifer, und, wenn man will, von

Leidenschaft hingerissen, dem Richter auf die Stube rücke, und ihn ungefähr eben so dort bediene, wie der Advokat Wellenberger den Geheimenrath. Weiter mag möglich seyn, daß ein solcher Richter, namentlich wenn er den Gerichtspedellen nicht sogleich bei der Hand hat, gute Miene zum bösen Spiel mache, und zum höchsten, wie auch der Geheimerath gethan, rathe, die Appellation in der gehörigen Form zu ergreifen. Endlich küßte auch wohl ein solcher Richter den Advokaten, wenn ihm von diesem ein Kuß angemuthet wurde. Aber daß dieses Letztere geschah, daß der Advokat den Kuß anbot, „den christlichen Bruder- und Liebeskuß", Das ging über meinen Horizont. Ein Kuß ist die feinste geistig-körperliche Verschmelzung, bald vom leisen Resedageruch elterlicher und kindlicher Zuneigung, bald vom Rosengeruch kräftiger Freundschaft, bald vom würzigsten Dufte hingerissener Sinnlichkeit umwallt. Ein Etikettekuß ist eine Entweihung; ein Kuß, der zur Formel herabsinkt, eine Lüge. Schmach Demjenigen, welcher die Mysterie zur Gassenläuferin macht, oder zum Knochengerippe! Und doch mußte ich den Advokaten wegen des von ihm angebotenen Kusses bewundern. Wie durch ein Privilegium, was ihm die Redlichkeit gegeben, war weder Entweihung noch Lüge dabei. Der Advokat benahm sich so tüchtig und derb, und doch dabei so gutmüthig, und doch wieder nicht allzu gutmüthig, um von der Standarte des Rechts, die er mit beiden Händen fest hielt, auch nur einen Finger sich losringen zu lassen.

Nachdem der Advokat den Geheimenrath als halbgaren Sünder in's Gebet genommen, that er's mit dem Hofrath, der durchaus nicht gar werden wollte, sondern auf den Gedanken verfiel, den Advokaten durch Gift aus der Welt zu schaffen. Aber der Advokat kam dahinter. Der Hofrath war nun in seiner Hand; was that jedoch diese Hand? Sie drückte und preßte den Hofrath nur auf so lange, als nöthig war, einigen Menschen Gutes thun zu lassen. Als der Hofrath dem Advokaten einen Ring schenken wollte, 200 Louisdors werth, nahm dieser ihn nicht an; er zeigte dem Hofrath fortgesetzt seine Verachtung, aber nicht als persönliche, sondern als angewandte Liebe zum Guten und Edeln.

Der Geheimerath hatte unterdessen seine Stelle niedergelegt, war tugendhaft geworden, und wollte, um sein Brod zu verdienen, wieder zu seinem früheren Stande als Advokat zurückkehren. Da, rief der Advokat Wellenberger heftig: „Nicht Advokat! Ich kann das Wort nicht leiden, die Menschen denken sich immer dabei einen verworrenen Knäuel Zwirn, oder einen falschen Boten, der aus der Wildniß in die Wüste führt. Nicht Advokaten sollten wir heißen, sondern Rechtsfreunde!"

Als der Schauspieler diese Worte mit Gestikulationen sprach, wie sie wohl geeignet sind, den leibhaften Satan von sich abzuwehren, und als das Publikum mit lebhaftem Beifallssturme einfiel, da — schämte ich mich. Ein Mann, der Advokat ist, dabei ein so gütiger, lieber Mann, der, was er ansieht, mit seiner frommen Treue vergoldet, sogar ein solcher Mann will den Advokaten nicht mehr beim Namen nennen lassen, und das Publikum ruft dazu mit seinen Händen: „Amen!" Warum? Weil die Menschen beim Worte Advokat an's Verwirren oder Betrügen denken. Da soll denn der neue Name Rechtsfreund helfen!

Mein Schamgefühl war schnell in die unendlichste Neigung umgewandelt, recht tüchtig zu lachen. Ist der Giftmischer kein Giftmischer mehr, wenn man ihm den Namen Segenspender beigelegt hat, und bleibt die Natter weniger Natter, wenn sie ihre Haut wechselte? Advokat heißt Fürsprecher. Noch wörtlicher heißt's: Herbeigerufener, herbeigerufen zur Hilfe in Rechtssachen. Rechtsfreund! Der Name hat etwas Allgemeines, Vages, etwas Läppisches, er klingt wie ein Gemeinplatz, oder, wenn man Dies lieber hört, wie eine Sentenz. Advokat ist konkret, — schelte mir einer den Namen Advokaten!

Aber wollte denn Iffland den Namen Advokaten schelten? Nein, er wollte es nicht, der gute Mann! Vielmehr wollte er dem Stand oder — richtiger — der Aufgabe, der Zukunft des Standes etwas Freundliches sagen, ohne damit der Gegenwart des Standes, welche ja durch den Advokaten Wellenberger so würdig repräsentirt war, feindselig gegenüber zu treten. — Und dann faßte es mich wieder mit Armen der Liebe, als Advokat Wellenberger sprach: „Wenig schreiben, Viel thun, wenig Geld, viel Ehre, und frommen Sinn! Selten das corpus juris gefragt — oft das Herz, und allezeit die Todesstunde."

Dank dir, alter Iffland, dessen kräftige, würdige Gestalt den fernen Horizont meiner Jugend ziert, für deine gute Meinung! Ja, dein Stück hat dem deutschen Advokatenstande genützt, obgleich es zumeist das Erzeugniß einer bereits gegen den Advokatenstand im Allgemeinen günstigeren Meinung war. — Die Zeit, in welcher Iffland schrieb, gehörte schon nicht mehr dem Moraste und den Niederungen an, in welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und bis in die siebziger und achtziger Jahre desselben hinein, die geselligen Zustände Deutschlands versunken gewesen waren. Wärmeres und helleres Licht flog drüber hin, als das Gestirn Friedrich vom Gestirn Joseph seine Ablösung erhalten hatte, und die großen Erscheinungen im Westen Europa's

eine neue Gestaltung der Welt und aller öffentlichen Verhältnisse verkündigten.

Noch befand ich mich unter dem freundlichen Einflusse Iffland'scher Reminiszenzen, als mir Jean Paul's Geschichte des Armenadvokaten Siebenkäs in die Hände fiel. Ich liebte Jean Paul, als wenn ich eine schöne Seele oder eine Jungfrau und kein Advokat gewesen wäre. Ich beugte mich gerne nach seinen Blumen und Bäumen, die von Gewürz troffen, und nach seinem Herzen, das von Hoch zu Tief, von Ernst zu Scherz, aber stets von Wärme zu Wärme flog. Wenn seine Personen mich weniger ansprachen, so stand ich hiebei nicht allein. Am meisten noch — und unter diesen einige recht sehr — gefielen mir die Derben, Komischen, die eigentlichen Charakterbilder. Also auch Siebenkäs. Am guten, freundlichen, genügsamen, braven Siebenkäs ärgerte mich jedoch zuletzt der Einfall, sich todt zu stellen, um anderwärts heirathen zu lassen und selbst heirathen zu können. Ich schalt Dies, und was daran hing, unmoralisch und schlecht; denn die wunde Stelle, welche ich als Advokat mit mir trug, wurde unangenehm davon berührt. Statt dem Dichter vorzuwerfen, daß er diesen Theil des Ganzen auf Kosten der Wahrscheinlichkeit und des Charakters seines Helden nicht zum besten komponirt, mit andern Worten: daß er hier (was ihm oft begegnete) eine höchst schwache Situation geschaffen habe, wandte ich mich unbefriedigt vom Helden des Romans selbst. Ja, ich war kleinlich genug, darauf hin eine Zeitlang mit dem Verfasser des Romans zu schmollen. Er verzeihe mir Dies, der, wenn wir Schatten werden, gewiß ein farbigter Schatten ist! Er verzeihe mir Dies, der Mann der thätigen Freiheit, der überquellenden Liebe! —

Abgesehen hiervon, hatte ich nun gerade genug mit Dem, was deutsche, übel- oder wohlmeinende Belletristen, Professoren, und Staatsdiener über den Advokatenstand zu äußern beflissen gewesen waren. Nicht mehr aus den Worten Dritter wollte ich Orakel herauslauschen. Sie sollten mir tönen aus dem Schoße des Advokatenstandes selbst, und nicht allein über das Wie? sondern auch über das Wie anders?

Traurige Wanderung durch Wüsten! — Die Doktoren der Rechte wurden in den deutschen Reichsgesetzen den Rittern gleich gesetzt und dem niederen Adel vorgezogen, — aber die wenigsten Advokaten waren Doktoren! Die Sachwalter beim Reichskammergericht und beim Reichshofrath genossen großes Ansehen, — aber die wenigsten Advokaten praktizirten bei jenen höchsten Reichsgerichten! Weder die Bedürfnisse des Standes, noch seine Ansprüche auf öffentliche Geltung fanden Anerkennung. Noch schlimmer war das Verhältniß in den einzelnen deutschen

Ländern und Ländlein. Zwar bildeten da die Prokuratoren bei einem höchsten Gerichtshofe bisweilen Konsulentenkollegien, aber ihr Zweck war nur ein rein geschäftlicher, und wenn sie auch, in Folge ihrer unparteiischen Stellung zu den Privaten und zur Staatsgewalt, die öffentliche Meinung für sich hatten, so war Dies doch nur lokal und nicht durchdringend genug. Die Amts- und gerichtsherrlichen Advokaten, die Advokaten in den Landstädtchen, blieben übrig. Je kleiner ihr Gebiet, desto ärger und widerwärtiger die Kaperei, welche sie innerhalb desselben trieben. Verdorbene Studenten, Schreiber von Schultheißen, Schultheißen selbst, und Schulmeister pfuschten den Advokaten in's Handwerk, und so kam von unten in den Advokatenstand eine Korruption, welche von oben nicht gehoben, und durch keine kräftigen Zeitbewegungen, durch keine großen politischen Ereignisse auch nur in Etwas gelüftet und aufgelockert wurde.

Sehr möglich, daß Rabener zumal in solchen Regionen seine Beobachtungen gesammelt hatte! Ja, es ward mir Dies zur Gewißheit, und ich that den Manen des wackeren Satyrikers Abbitte für das über ihn gefällte strenge Urtheil.

Begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen der Hain, der zu Dodona klang, der Hain, in dem ich Orakel der Standesgenossen über sich und über ihre Wiedergeburt vernehmen wollte, lange Zeit Nichts war, als wüstes Gestrüpp. Wo eine Sachlage so übel ist, da denkt auch Niemand mit Ernst daran, sie und ihre Besserung in Erwägung zu ziehen.

Hiermit aber bin ich zu einem Punkte in dieser Darstellung gelangt, auf welchen ich mich schon lange gefreut habe. Es ist das die Erwähnung Justus Mösers.

Justus Möser, deutscher Mann, vor deinem Namen beuge ich mich in Ehrfurcht! Du warst ein Advokat im besten Sinne des Worts, und zunächst das Ideal eines deutschen Advokaten. Mit Wärme nahmst du dich der unterdrückten Unschuld an; mit unbeugsamer Festigkeit widerstandest du der Willkühr des damaligen Statthalters von Osnabrück. Und so ernannten dich schon als Siebenundzwanzigjährigen deine Mitbürger zum advocatus patriae. Mit diesem Titel verwachsen, aus ihm geworden, wahrhaft für ihn prädestinirt, warst du Staatsmann durch Zufall, Weltbürger durch vollendeten geschichtlichen und philosophischen Umblick, Menschenfreund durch ursprünglichen und wahren Herzenstrieb, Geschäftsmann durch Pflicht, Amt, und Neigung, Schriftsteller, ohne es seyn zu wollen, geistreicher Mann, und doch das Herz im Geist nicht ertödtend, wie man gefangene Insekten im Spiritus

umbringt, vielseitig, und doch dabei immer die eine Richtung der Redlichkeit, Tüchtigkeit, und praktischen Anwendbarkeit im Auge!

Möser ist bis jetzt unerreicht geblieben. Golden glänzte der Adler von Roms Fahnen; hätte der deutsche Advokatenstand sich jemals ein Banner zu wählen, so könnte kein edleres Bild in seinen Kämpfen für Recht, Gesetzlichkeit, Vernunft, und Fortschritt ihm voranschweben, als das Bild Mösers.

Möser soll selten gelacht haben, wogegen fast immer auf seiner Stirn und um seinen Mund ein heiteres Lächeln schwebte. So auch in seinen Schriften. Es ist das eine Eigenthümlichkeit derselben, und wir würden sie häufig mißverstehen, wenn wir nicht als eine Art pantomimischer Begleitung jenes heitere Lächeln uns hinzudächten.

„Es ist unstreitig besser" — sagte Möser in seinem Aufsatze „Vorschlag zu einem besonderen Advokatenkollegio", im ersten Bande seiner „patriotischen Phantasien" — „es ist unstreitig besser, daß ein Staat gar keine Advokaten dulde, als daß er ihnen mit Verachtung begegne. Ein Mann, der die Kunst aus dem Grunde gelernt hat, Andere zu scheeren, und von dieser Kunst leben muß, ist so gefährlich, als ein Kriegskommissär; er verkauft Andern das Recht, ihn zu verachten, so theuer, als er kann, wenn er es durchaus verkaufen muß. Oder wenn er Das nicht thut, wenn er ehrlich und verachtet zugleich bleiben kann, so ist er ganz gewiß ein Stümper."

Hier wird jenes heitere Lächeln Mösers zur bittersten Ironie. Er greift gerade die demüthigendste Vergleichung für den Advokatenstand auf, um zu zeigen, daß ihm nicht Demüthigung, sondern Ehre gebühre; er stellt ihn auf eine Linie mit den Kriegskommissären, welche in dem damals noch nicht lange beendigten siebenjährigen Kriege sich auf's „Scheeren" tüchtig gelegt haben mochten. Nur ein Stümper bleibt gleichzeitig ehrlich und verachtet. Als Möser so schrieb, ward seine Feder zum geflügelten Pfeil, zum römischen Stylus, der in die faule Weiche der Zeit sauste.

Möser, der praktische Möser, war nicht für Elegien geschaffen. Höchstens galt ihm die Elegie als Fabel, zu der er in kräftiger Abhilfe die Moral suchte. Und dabei wandelte er seinen historischen Weg.

So zeigte er im so eben erwähnten Aufsatze, wie es, nachdem die Heerbannsrolle gesprengt worden, und in Folge der vermehrten Zahl der Advokaten, gegangen sey. „In Frankreich und England gab man ihnen Gilde- oder Ordensrecht. Sie versammelten sich zu Kapiteln, erwählten ihren Dechanten, machten Statuten, Stiftungen, und andere Verkehrungen zur Erhaltung ihres Ansehens. In Deutschland hingegen

begnügte man ſich, mit der Doktorwürde geſchickten Leuten das Recht zum Advoziren zu ertheilen, und des heiligen römiſchen Reichs Doktoren machten es wie des heiligen römiſchen Reichs Ritter. Sie blieben unter ſich ohne Verein oder Gilde, folglich ohne Stiftungen und Statuten."

Möſer wünſchte Dies abgeändert. „Vereinigen ſich die Landesadvokaten zu einer Korporation, errichten ſie Statuten, wählen ſie ihre Mitglieder ſelbſt, dann werden ſie auch" — ſo erörterte Möſer — „aufmerkſamer auf ihre Ehre, empfindlicher für deren Erhaltung, und durch Nichts härter, als durch eine Ausſtoßung aus ihrem Orden beſtraft ſeyn. Sie werden Stiftungen machen und annehmen, die Befahrten daraus verſorgen, die Wittwen ernähren, und ſich der Kinder ihrer Kollegen gemeinſchaftlich annehmen können. Sie werden endlich kollegialiſche Rechtsbedenken ausfertigen, eine einförmige Praxis befördern, eine Präbende für den Advokaten der Armen ausſetzen, und ſehr viele andere gute Anſtalten, die der esprit de corps von ſelbſt mit ſich bringt, machen können."

Möſer erkannte hier die Bedeutung der Korporationen ganz richtig. So im Allgemeinen, als in ihrer Anwendung auf die vereinzelt irrenden deutſchen Advokaten. Hat ſich ſeit den ſiebenzig Jahren, daß Möſer ſchrieb, die Puppe in den Schmetterling, das Korporationsweſen in das freiere Aſſoziationsweſen verwandelt, ſo ſpricht Das ſo wenig gegen die Triftigkeit ſeines damals ertheilten Rathes, als gegen die fortgeſetzte Anwendbarkeit deſſelben. Nur müßte dann das Inſtitut der Advokatenkorporationen in freier und ſelbſtſtändiger Weiſe ſich entwickeln, und nicht gleich von vorn herein — wie ich irgend ein Wappen geſehen zu haben mich erinnere — mit tüchtigen und derben Ketten, und gälten dieſe Ketten auch noch ſo ſehr als Wappenſchmuck, umhängt ſeyn.

Ein anderer Aufſatz Möſers, im dritten Bande ſeiner „patriotiſchen Phantaſien", trägt die Ueberſchrift: „Alſo iſt die Anzahl der Advokaten nicht ſo ſchlechterdings einzuſchränken." Wie Möſer gerne that, ließ er in dieſem Aufſatze zwei Perſonen redend auftreten. Der Eine iſt für, der Andere gegen eine geſchloſſene Zahl der Advokaten; jeder führt ſeine Gründe an, und beſtreitet des Andern ſeine. Aber am ſiegreichſten, und offenbar aus Möſers eigener Ueberzeugung entnommen, ſind die Gründe gegen die geſchloſſene Zahl der Advokaten. Er ſieht (und mit Recht) in dieſer geſchloſſenen Zahl eine Zunfteinrichtung und eine Abmarkung; er ſieht darin das Gegentheil einer Pflanzſchule, „worin der Staat die Männer ziehen will, welche ihm dereinſt in wichtigen Ehrenſtellen dienen ſollen." Den Geſetzgebern allein bürdet Möſer

die Schuld dafür auf. „Sie haben", ſo ſagt er, „dem Advokaten blos den Weg des Gewinnſtes übrig gelaſſen, welcher immer gefährlicher wird, je weiter er ohne Begleitung der Ehre fortgeht. Sie haben dem Staate mit ſolchen Advokaten oft nur eine Laſt von ſchlechten Leuten zugezogen, und ſich in die Nothwendigkeit geſetzt, dieſelben mit Strafbefehlen in Ordnung zu halten; und dennoch ſoll der Advokat ein großes Herz für Wittwen und Waiſen, einen edeln Muth gegen mächtige Unterdrücker, und alle Eigenſchaften eines geſchickten, redlichen, und feurigen Mannes haben; er ſoll, unter einer empfindlichen Ausſchließung von wichtigen Ehrenſtellen, auf Nichts als auf Ehre ſehen; unter bitteren Verweiſen, die ihm ein junger Rath bei der geringſten Gelegenheit gibt, Liebe zu ſeinen Geſchäften, Eifer für die Unſchuld, und Freiheit des Geiſtes behalten; er ſoll, von guten Geſellſchaften ausgeſchloſſen, den Ton des Hofmannes haben, ſich kurz und groß faſſen, und Wahrheit mit Geſchmack verbinden; ..... Das und viel Mehreres ſoll er thun, und dennoch beſtändig auf dem Fuß eines gerichtlichen Taglöhners oder Aktenkrämers gehalten werden. Ich zweifle, ob ſich ein ähnlicher Fall angeben laſſe, worin die Geſetzgeber ſo viele widerſprechende Forderungen vereinigt haben."

Die Advokatur als Pflanzſchule der Staatsdiener eröffnete Mösern freundlichere Perſpektiven, die er dann auch mit Kraft und mit Liebe ausmahlte. Ich halte mich nicht dabei auf, theils weil ſie ſich von ſelbſt verſtehen, theils weil ſie nur relative Endpunkte ſind, und von andern Endpunkten noch überboten werden. Ich meine nämlich, der Advokatenſtand habe einen ſelbſtſtändigeren und bedeutſameren Werth, als blos den, dem Staate von Zeit zu Zeit ſeine brauchbarſten Diener zu liefern. Dieſes wird ſich zwar von ſelbſt ſo machen, wo der Advokatenſtand die ihm gebührende Stelle im Staate einnimmt, aber doch iſt immer nicht das rechte Verhältniß hergeſtellt, wenn der geweſene Advokat zum Status eines Staatsdieners wie von der Staffel zum Thronſeſſel hinanſteigt. Vielmehr nahm der Advokat ſchon vorher einen Thronſeſſel ein; er wechſelte ihn blos mit dem des Staatsdieners, und wenn er irgend Anlaß dazu findet, ſo kehrt er von dieſem wieder zu ſeinem früheren zurück.

Möſer ſah das ganze Verhältniß doch noch zu einſeitig und zu beſchränkt an. Die Advokaten als Korporation, und die Advokaten als Pflanzſchule der tüchtigſten Staatsdiener — zwiſchen dieſen beiden Polen wirbelte ſeine Welt. Zwar hatte er in andern Aufſätzen ſeiner „patriotiſchen Phantaſien" recht hübſche Gedanken über Friedens- und Kriegsadvokaten u. dgl., aber das Uebrige verhüllte ſich ihm doch noch

in Schleiern. Nur stumme Hände wiesen, wie die Hände von Meilenzeigern, von den erreichten Punkten darauf hin. So in den Aeußerungen vom „großen Haß", „welcher in allen despotischen Staaten Denen von der Familie des Bartolus und Baldus bewiesen werde," und in der lebhaften Vertheidigung der Rechtsungelehrten als Urtheilsprecher in Kriminalsachen.

Möser hatte mich indessen auf Frankreich und England hingewiesen, und damit war schon Viel gethan. Denn der Deutsche, der sonst so gerne in die Fremde sieht, isolirt sich doch regelmäßig in seinen staatlichen und öffentlichen Verhältnissen. Lange dauert's, bis die Beispiele von außen auf ihn wirken, ja, bis ihm dieses Außen nur als etwas mögliches Praktisches in's Ohr klingt. England, Frankreich .... dahin also konnte ich nun meine Blicke wenden!

Ich machte mich bekannt mit den französischen Anwaltskammern, mit den englischen **Inns of courts**. Ich durchging die mancherlei Wandlungen, welche die Gesetzgebungen Englands und Frankreichs seit den letzten fünfzig Jahren erfahren haben. Ich stieg noch höher hinan, und wenn ich dem englischen Verfahren den Vorzug größerer Achtung des Individuums, und also der Freiheit, geben mußte, so hatte doch das französische Verfahren, bei der Gleichheit der obersten Grundsätze mit dem englischen, den großen Einfluß voraus, welchen Nachbarschaft und gemäße Wechselwirkung unter den Völkern geben.

Vielleicht findet man auffallend, daß insbesondere das französische Gerichtsverfahren und dessen Konsequenzen für den Advokatenstand mir gelegentlich meiner Universitätsstudien so unbekannt hatten bleiben können. Aber ich war zu einer Zeit Student gewesen, wo vielleicht keine Verszeile in Arndt's Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?" mit lebhafterem Ausdrucke gesungen wurde, als die Zeile:

„Wo jeder Franzmann heißet Feind."

Diesen Haß gegen die französische Nation hatte man damals in Deutschland auch auf deren Institutionen übergetragen. Es war die Zeit der jungen deutschen Freiheit, eine Zeit, welche ich nicht schmähe, die aber bald hinter sich selbst zurückblieb. Sogar stabile Professoren der Jurisprudenz huldigten ihr in so weit, daß sie als Franzosenhasser auftraten, und über das Wort **Code** vom Katheder herab ein albernes deutsches Calembourg rissen. Warum auch nicht? Bemühten sich doch die Regierungen, was französisch war, schnell aus dem gereinigten deutschen Tempel hinauszujagen; besonders aber die französischen Institutionen. Und das Volk sprach Amen dazu.

In späterer Zeit, in gereifteren Jahren, verstimmt, aber auch

gebildet durch mancherlei Erfahrungen, hatte ich mich nun endlich denjenigen Gegenständen zugewandt, welche mir den gewünschten Aufschluß geben konnten. Wie ein Mensch, der in tiefer Grube und unter dunkelm Himmel nach deutlicherem Erkennen der ihn umgebenden Gegenstände ringt, so hatte auch ich lange Zeit gerungen. Da waren von Möser einzelne Sterne aus jenem dunkeln Himmel hervorgerufen, und zu Wegweisern, zu Gefährten mir gegeben worden. Hab' ich wirklich durch Steine und Gestrüpp den Weg aus der Grube gefunden, habe ich den Vollmond, die Wolken durchbrochen, habe ich die mächtigsten Gestirne ihren Weg um mich wandeln sehen, so ist Dies das Verdienst Möser's. — —

Unterdessen beschäftigte ich mich nach Kräften und Gelegenheit mit meiner Praxis. Sie unterlag mancherlei Wandlungen. In Bezug auf die Personen und die Sachen, im Einzelnen und in Gruppen. Die Letzteren ließen sich wieder mehrfach eintheilen. So sprach ich insbesondere gerne von meinen himmlischen Rubriken, oder — was gleichbedeutend war — vom Zodiakus, den meine Praxis durchwandelt habe. Nicht lange nachher nämlich, als ich Advokat geworden, warf mir ein kleines privilegirtes Gericht der Residenz eine Zeitlang ziemlich viel Arbeit ab. Es kam Dies daher, daß eine gewesene Magd meiner Eltern, ein recht hübsches Mädchen, den bei jenem Gerichte funktionirenden Amtsdiener geheirathet hatte, und daß Dieser nun alle Mühe aufwandte, seinen Sprengel-Angehörigen mich zu juristischem Schutz und Trutz zu empfehlen. Späterhin trat meine Praxis, die so glücklich im Zeichen der heirathenden Jungfrau begonnen hatte, in Folge der Protektion eines alten Spezereikrämers in das Zeichen der Waage. Das Zeichen des Skorpion's brütete einige Vertheidigungsschriften für offenbar unabsichtliche Uebertretungen der damals geltenden, weniger mit dem Zahn, als mit dem eingezogenen Schwanz heimtückisch verwundenden Zollgesetze aus. Einflußreich bewies sich das Zeichen des Schützen, indem ich einer Forst- und Jagdbehörde längere Zeit die von ihr abhängenden fiskalischen Prozesse führte; das Zeichen des Steinbock's durch das holländische Haus Steenbock und Kompagnie, für das ich eine Reise in Rechtsangelegenheiten unternehmen mußte; das Zeichen des Wassermann's durch eine längere persönliche Fehde mit einem Kollegen, den wir scherzweise den Wassermann zu nennen pflegten, und das Zeichen der Fische in Folge einiger bedeutenden Fischdiebstähle, wobei mich die bestohlenen Bachbeständer gewissermaßen als ihren Brückenheiligen um Beistand angingen. Aehnliches könnte ich von den übrigen Zeichen meines advokatischen Zodiakus erzählen.

Denn ohne besondere Mühe fügte sich von Zeit zu Zeit das eine oder andere Ereigniß dem einen oder andern Himmelszeichen.

Aber auch in direkterer Beziehung zu meinen Klienten gingen meine Erfahrungen nicht leer aus. Ich fand viele Undankbare, und einige wenige Dankbare. Letztere regelmäßig in geringfügigen, leichten Sachen, aus dem, wie mir scheint, einleuchtenden Grunde, daß mehr das baldige und angenehme Ergebniß, als der längere und mühsame Weg dahin von den Recht- und Gnadesuchenden in Anschlag gebracht wird. Die Frauen habe ich immer für liebenswürdig gehalten, selbst dann, wenn sie meine Klientinnen waren, und in dieser Eigenschaft mich ein wenig plagten. Ich schrieb diesen Umstand ihrer geringen Kenntniß des Rechts und seiner oft so langweiligen Formen, ihrer Nervenreizbarkeit, und — allerdings ein eigenthümlicher Defensionalgrund! — gerade ihrer Liebenswürdigkeit zu. Was die Schritte der Männer beflügelt, was ihre Herzen in lebhafteren Takt bringt, sollte Das nicht auch eigentlich die Schritte eines lahmen Prozesses und einer Zwangsversteigerung, die nicht kommen will, oder den Takt einer Auspfändung beflügeln müssen? Wirkungslos sich zu sehen, kränkt immer; warum also nicht auch die schönen, zarten, holden, liebenswürdigen, sanften Frauen, die sonst so schnell zu siegen vermögen, und deren Sieg problematisch wird, wenn er nicht unverzüglich stattfindet? Gewiß, die Frauen haben Recht, ihre Advokaten zu plagen, und ich bin bereit, einer Jeglichen als Anwalt gratis zu dienen, welche von ihrem bisherigen Advokaten durch Wort oder Blick hören muß, daß sie ihm mit Anfragen, gelinden Torturen, und antreibenden Billeten zu Viel thue.

Ich fand Menschen, welche mir einen Prozeß antrugen, weil sie mich für wohlhabend hielten, und Andere — sie wollten einen Bedienten — welche aus demselben Grunde an meiner Thüre vorbeigingen. Weil ich häufig geneigt war, zum Vergleiche zu rathen, faßte stellenweise das Gerede Platz, es käme mir auf einen Prozeß mehr oder weniger nicht an, und ich advozire nur zu meinem Vergnügen, — eine Nachrede, welche dem Advokaten fast so nachtheilig ist, als einem Lokalboten die Nachrede, er gehe nicht präzis. Weniger Geneigte aber zweifelten auf jenen Umstand hin an meiner Geschicklichkeit, an meinem Muth, an meiner Arbeitslust, an meinem „praktischen Blick." Und so verlor ich nicht selten schon Prozesse, die ich noch gar nicht übertragen bekommen hatte. Es mußten dadurch mancherlei Ausfälle in meiner — wenn ich so sagen darf — prädestinirten Praxis entstehen, die aber von Zeit zu Zeit, und namentlich aus den Reihen der Gegner, sich wieder ergänzten. Nicht als ob ich die Letzteren durch unerlaubte

Gefälligkeiten oder gar durch noch Schlimmeres dazu bestimmt hätte; nein, im Gegentheil, ich vergab meinen Klienten Nichts, ich war immer dem Gegner streng auf dem Leibe, und verhüllten wie unverhüllten Leimruthen wußte ich stets eine kräftige, und selbst eine derbe Antwort entgegen zu setzen. Aber Alles Das gewann mir gerade, war der schwebende Prozeß zu Ende, und war der Gegner ein redlicher und vernünftiger Mann, häufig einen Kunden.

Es würde mir leid thun, wenn man nach vorstehenden Andeutungen meine Meinung über meine gesammte Klientel bemessen wollte. Nein, ich hatte und habe Klienten, mit denen ich im Lauf der Jahre auf einen wahrhaft freundschaftlichen Fuß gekommen bin. Das Geschäftliche wird im Beginn der Briefe schnell abgemacht, und dann geht es auf unsere Erlebnisse, unsere Ansichten von Dem und Jenem über. Mancher Zypressenstrauch vor neu entstandenen Gräbern wird da sanft zurückgebogen, um das neue Grab und die neue Wunde zu zeigen. Aber auch mancher lustige Kranz, gepflückt auf der Wanderschaft durch's Leben, fehlt nicht. Eben so wenig fehlen Beileid und Beifreud' von der andern Seite. Es ist ein herzliches Nehmen und Geben, allerdings in's Tempo gebracht, welches der Gang, das gerade vorliegende Material des Geschäfts, erfordert. Es ist ein Händeschütteln und Händereichen über verwandelte oder abgelöste Zehnten und dgl. mehr, aber während man die Hände schüttelt und reicht, hat man die Zehntenangelegenheit vergessen.

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß diese Oasen im Geschäftsleben des deutschen Advokaten weniger in seinem eigentlichen prozessualischen Thun und Treiben, als in den Administrationen, die er führt, vorkommen. Ein Prozeß nimmt immer zu viel für sich in Anspruch, in Korrespondenz und Interesse; er läßt zwischen Klient und Advokat kaum noch ein anderes Verhältniß aufkommen. Man ist erwartungsvoll, gespannt, unruhig; man treibt zum Ende, oder wird dazu getrieben. Auch ist da der Punkt der möglichen Verurtheilung in die Kosten, oder einen Theil derselben, und deren Abforderung vom Klienten störend, während es bei Administrationen regelmäßig nur die erste Verabredung gilt, und dann das Honorar in der Rechnung ohne weitere Bemerkungen still und leise zum Abzug kommt. Ganze Lebensläufe meiner Klienten könnte ich aus solchen Briefen aufstellen, und sie würden dann die Hälfte des Goldrings herzlicher Anhänglichkeit bilden, dessen andere Hälfte, als Briefe, von mir geschrieben, in den Händen meiner Klienten sich befindet.

Es gibt Etwas im Menschen, was sich unverändert von seinen blonden oder braunen Haaren auf seine weißen Haare vererbt. Es ist

dies die Neigung und selbst das Talent, die Fehler Anderer leicht herauszufinden. Und so hatte ich denn einen entschiedenen Haß gegen die Suada, die lockt, und den trotzigen Muth, der alle Prozesse gewinnt. Ich war geneigt, dem Arzte eine gewisse Charlatanerie nachzusehen, aber niemals dem Advokaten. Einem Arzte gegenüber kann seine eigene Wissenschaft den Charlatan spielen; er kann der Verführte seyn, so gut als der Verführer. Anders der Advokat. Seine Wissenschaft ist ganz positiv. Er muß bald in Erfahrung gebracht haben, daß die Thatsachen sich bei einer Prozeßführung unter der Hand ändern, daß alle Beweisführungen mehr oder minder großen Schwierigkeiten unterliegen, daß insbesondere der Eid, als letztes Beweismittel, eine mißliche Waffe ist, daß die Subsumtion der Thatsachen unter die gesetzlichen Normen, mit andern Worten: die Rechtsfragen, sehr oft verschiedenartig behandelt werden, daß jeder Prozeß für den Prozeßführenden ein Unglück ist, und daß, selbst beim günstigsten Ausgange der Prozesse in der Hauptsache, durch's Unterliegen im Zwischenverfahren oder durch Kostenkompensationen, auch dem gewinnenden Theile sehr ansehnliche Nachtheile erwachsen können. Ich meine, daß unter dem Gewichte solcher Erfahrungen jener trotzige Muth eigentlich ganz unmöglich sey. — Nicht weniger erregte meine Galle, wenn ich von Advokaten hören mußte, welche als prozessualische Musterreiter und Eckensteher ihre Dienste anboten, oder für sich kolportiren ließen. — Verhaßt war mir jene Behandlung der Prozesse, welche Thatsachen in Abrede stellt, die doch wahr sind, und zwar (wenn ich nicht noch Schlimmeres unterstellen sollte) auf die Hoffnung hin, daß der weitere Verlauf, vielleicht ein Versehen des Gegners beim Führen des Beweises oder dgl., aus solchem Verfahren doch noch einige prozessualische Vortheile abwerfen würde. — Ich zürnte endlich dem Anwalte, der nicht seine Stellung wahre, zum Mäkler herabsinke, oder, durch den Ankauf streitiger Forderungen und dgl., zum Spekulanten oder Mitspekulanten von Juden und Judengenossen.

Wenig ist so niederschlagend in der Welt, als die Bemerkung, daß, indem wir Andere oder gar ganze Zustände zu reformiren uns bemühen, die Reform unser selbst nicht besonders vorwärts will. Gerade Das ergab sich aber bei mir. Ich hatte bald eingesehen, daß die Führung der sogenannten Bagatellsachen das Ansehen des Advokatenstandes untergrabe, und doch wollte, oder, weil Dies besser lautet, konnte ich mich nicht ganz von ihnen los machen. Ich nahm nicht selten Prozesse an, ohne mir diejenige genaue Kenntniß von ihnen zu verschaffen, welche der schimmernde Quinctilian verlangt. Ich ertappte mich sogar einigemal, daß ich nicht abgeneigt war, gegen Urtheile, die ich für ganz gerecht

hielt, Rechtsmittel einzuwenden und einzuführen. Der Verurtheilte war nämlich in Geldverlegenheit, er wünſchte Nachlaß oder doch Friſt, und der Gegner zeigte ſich wahrſcheinlich geneigt, bei alsbaldiger Zahlung oder förmlicher Anerkennung ſeiner Forderung ihm das Eine oder Andere zu gewähren. Da war nicht unintereſſant, zwei oder drei Monate lang den Fabius Cunctator zu ſpielen. Sodann fand ich von jeher in der rückſichtsloſen Unterſtützung Deſſen, was ich für recht erkannt hatte, eine der Hauptaufgaben meines Standes. Das **impavidum ferient ruinae** des Horaz galt mir da als Richtſchnur. Der Unter-Richter hatte gefehlt, der Kommiſſär, das Mittelgericht, das Obergericht hatte gefehlt, — lebte die eine oder andere Ueberzeugung in mir, dann ſprach ich ſie auch ungeſcheut aus. Meine Feder, ſonſt gutmüthig, ſchrieb dann ſcharf und ſchonungslos. Beſonders in Kriminal- oder überhaupt in Unterſuchungsſachen geſchah Das. Vorhalte, die, wie ſpäterhin der Inquirent elegant ſich ausdrückte, auf einem Irrthum beruhten, Suggeſtivfragen, üble Behandlung des Angeſchuldigten, namentlich wenn er zugleich in Haft war, kurz, alle großen und kleinen Hilfsmittel einer ſchlauen oder gewaltſamen, immer aber einer unrechtlichen Unterſuchungsmethode, trieben mir das Blut nicht blos in den Kopf, ſondern auch in die Fingerſpitzen. Ich ſchrieb von Indignation, von Grauſamkeit, von Barbarei. Denn hatte ich nicht die Aeußerung Ulpian's geleſen: Es gebühre dem Prokonſul, nachſichtig, duldſam gegen die Advokaten zu ſeyn? (**Circa advocatos patientem esse Proconsulem oportet**). Hatte ich nicht in die ſchönſten Sentenzen gebracht gefunden, daß Muth und Freimüthigkeit dem Advokaten zur Zierde gereichten? Aber bei Ulpian's Aeußerung war von mir überſehen worden, daß der Prokonſul jene Nachſicht und Duldſamkeit mit Verſtand (**cum ingenio**) gegen die Advokaten üben ſolle, alſo, daß ſie ihm nicht über den Kopf wachſen (**ne contemptibilis videatur**). Die Folgen meiner Schreibart blieben nicht aus. Erſt Verweiſe, dann Geldſtrafen. Mit Mühe entging ich der Kaſſation. Alſo legte ich meiner Feder Zaum und Gebiß an, und ſchwieg manchmal lieber, wo ich, meiner Ueberzeugung gemäß, laut hätte reden ſollen. Daß mein Gewiſſen mit dieſem Produkte meines Verſtandes unzufrieden war, brauche ich kaum hinzuzufügen.

Der Profeſſor Geſterding in Greifswalde iſt der Anſicht, ein Advokat könne eine zweifelhafte Sache nur dann führen, wenn er ſie als Richter für ſeinen Klienten entſcheiden würde. Aber kommt denn ſo gar Nichts darauf an, ob ein Klient auch Recht im Sinne der Moral habe? Bei der Unmöglichkeit, die poſitiven Geſetze den

Intentionen der göttlichen Gerechtigkeit anzupassen, scheint mir diese Frage nicht blos in Zweifelsfällen wichtig. Oder will man behaupten, die göttliche Gerechtigkeit sey ein potenzirter irdischer Richter, der, vermöge seiner Allwissenheit, von Beweisführungen abzusehen im Stande sey, und außerdem nichts Besseres zu thun wisse, als irgend einen Kodex in seinem starren, steifen, und erstorbenen Schematismus, in seinen trockenen Subsumtionen des Falls unter's Gesetz, in Anwendung zu bringen? Ein hartherziger Vater, ein eigennütziger Vormund, ein habsüchtiger Wucherer, ein Ehegatte, der seine Frau mißhandelt, ein eidesbrüchiger Wollüstling, können nach dem positiven Recht oder gar nach formell gültigen Beweisen, welche sie zur Hand haben, den Prozeß, den sie beginnen wollen, sehr wahrscheinlich gewinnen müssen; — wird aber der Advokat ihnen diesen Sieg gönnen? Wenn der Richter der Sklave der Gesetze ist, und vielleicht seyn muß, ist auch der Advokat, wenn es um Uebernahme oder Ablehnung einer Rechtssache sich handelt, dieser Sklave? Soll er hier nicht seinem Gefühl, seinem Herzen, seiner moralischen Ueberzeugung ein größeres Gewicht beilegen, als Formen, die in der Reihe sind, und Formeln, die oft weniger vom Geist, als vom Ungeist festgesetzt scheinen?

Welchen Zwecken hätte der Advokat oft zu dienen, wenn er blos der trockenen Theorie Gesterding's und anderer Juristen sich anschlösse? Egoistischen, schlechten, niederträchtigen. Die Wagschale des Rechtes verstattet dem Gewichte der Moral kein Recht des Ausschlags, und der Advokat, wenn er das Recht erstreitet, hat oft auf dem Felde der Moral gleichzeitig eine Niederlage erlitten. — Ich muß mir das Zeugniß geben, daß bei der Uebernahme meiner Prozesse diese Rücksichten mir niemals fremd waren, obgleich ich auch oft die Schwierigkeiten einer solchen moralischen Gold- und Silberprobe der Prozesse mir eingestehen mußte. Regelmäßig überwog in solchem Falle Cicero's: „Denn es ist mir weder erlaubt, noch ist es redlich, daß ich meine Mühe zur Erleichterung der Gefahren der Menschen nicht verwende." (**Neque enim jam mihi licet, neque est integrum, ut meum laborem hominum periculis sublevandis non impertiar**). Noch weniger bedenklich aber war ich in Kriminalsachen. Mignet nennt das Ableugnen der Thatsachen „das natürliche Recht jedes Angeklagten," und billiger Weise kann man es ihm auch nicht streitig machen. Hier, oder bei wirklich einbekannter Schuld, muß also der Advokat schon zufrieden seyn, das Vorhandenseyn einer kleineren Schuld seines Klienten, entweder an sich oder durch das Vorhandenseyn von Milderungsgründen,

und hiernach die Nothwendigkeit einer geringeren Strafe für Denselben dem Richter nachzuzeigen.

Inmitten dieser mannigfaltigen Beobachtungen und Erwägungen sehnte ich mich manchmal schmerzlich nach einer neuen Einrichtung der Jurisprudenz in Deutschland in ihren obersten Grundsätzen, und damit verbundenen Umgestaltung der Verhältnisse des deutschen Advokatenstandes. Diese Sehnsucht enthielt auch, meiner Meinung nach, durchaus nichts Unbescheidenes oder Unmögliches. Ich wollte den Genius der Zeit keinen Zauberstab in die Hand nehmen sehen, welcher unbedingt Alles gut mache, die Umstände und die Menschen. Ich wollte nicht, daß er, mitten aus mangelhaften Dingen und Zuständen heraus, unsere Jurisprudenz nehme, und sie zu einer absoluten Vollkommenheit heranbilde. Aber ich war überzeugt, daß im Advokaten-, im Richterwesen, kurz, im Prozesse, sehr Vieles anders in Deutschland seyn könne, ohne in verlorene Paradiese zu streifen, und sehr Vieles anders in Deutschland seyn müsse, wenn wir des Kulturgrades nicht unwürdig werden wollen, welcher über der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — wie ein holdprangender Regenbogen über einer mannigfach reizvollen Gegend — steht.

Diese Sehnsucht, diese Bestrebungen waren eigentlich ein neues Aufbrechen meiner alten Wunden. Sie hatten nur etwas Positiveres, die Gegenwart Be- oder Ergreifenderes. Was ich über das französische und englische Gerichtsverfahren, und die Stellung der dortigen Advokaten erlernt, war mir dabei der nächste Anhaltspunkt; aber die lebendige Anschauung jener, der Theorie nach gewiß anlockenden Einrichtungen fehlte mir noch, und theils alberne, theils in fett gewordener Gewohnheit fast erstickte, immer aber leidenschaftliche Stimmen von der andern Seite, zeigten sich fortgesetzt bereit, mir die kaum errungenen Früchte wieder zu entziehen, oder doch zu verkümmern.

Um diese Zeit unternahm ich eine Reise den Rhein hinab bis Holland. Halb Geschäfts- und halb Vergnügungsreise, konnte ich überall lange genug verweilen, um die Berge und Burgen zu besteigen, und am mannigfaltigen Treiben einer lebensfrohen und aufgeweckten Bevölkerung mich zu ergötzen. Ich kam auch nach Mainz.

Noch zischte und brauste das Dampfboot im Hafen, als ich, den Trägern meiner Effekten folgend, langsam durch die Stadt nach dem Gasthofe mich verfügte. Viele Menschen begegneten mir. Es waren Menschen jeden Standes, die meisten aus dem begüterten Bürgerstande, oder Vornehme. Ich erkundigte mich, wohin? und da man mir sagte, daß im Justizpallaste heute vor den Geschwornen ein Rechtsfall zur

Aburtheilung komme, welcher durch die Persönlichkeit des Angeschuldigten in der Stadt viele Theilnahme errege, so sandte ich meine Effekten in's Gasthaus voraus, und verfügte mich ebenfalls in den Justizpallast.

Welch hoher, schöner, geräumiger Saal sprach mich da an! Auf den Tribünen und im Saale selbst hinlänglich viel Raum für die Zuhörer. Auf der einen Seite des Saals, und zwar etwas erhöht, die Sitze des Gerichts, rechts von diesen die Sitze der Geschworenen, links, den Geschworenen gegenüber, der Sitz des Angeschuldigten. Etwas tiefer, in der Mitte, der Sitz der Advokaten. Für die Zeugen war ebenfalls eine Bank vorgesehen.

Viele Zuhörer befanden sich bereits im Saale, andere suchten noch Plätze zu gewinnen. Es war ein lebhaftes, und doch anständiges Treiben; lauter Erwachsene, im Saale meist Männer, auf der Tribüne mehr Frauen. Man unterhielt sich, man sprach von der cause, die vorkomme. Endlich schien der Saal nicht mehr aufnehmen zu können; dieses Gedrängtseyn, dieses Stehenmüssen hatte sein Lästiges, aber man trug es gerne, theils weil man Lohnenderes erwartete, theils weil so viele Andere es ebenfalls tragen mußten.

Das Gericht hatte Platz genommen. Eben so der Staatsprokurator und die Geschworenen. Der Advokat des Angeschuldigten befand sich an seinem Tischchen, noch einige wenige Papiere ordnend, und dann gerüstet, gefaßt. Eine Seitenthüre öffnete sich, und der Angeklagte, ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, erschien ungefesselt, anständig gekleidet, und nur von einem Gendarmen gefolgt, der hinter ihm Platz nahm. Der Präsident des Gerichtshofes fragte den Angeklagten nach seinem Namen, seinem Alter, seinem Gewerbe, seinem Wohn- und Geburtsorte. Der Angeklagte antwortete leicht und fest. Dann erfolgten Vermahnungen des Präsidenten an den Advokaten des Angeklagten, daß er Nichts gegen sein Gewissen oder gegen die den Gesetzen schuldige Achtung vorbringen dürfe, und daß er sich mit Anstand und Mäßigung auszudrücken habe. Vermahnungen des Präsidenten an die Geschworenen, „sich zu entscheiden nach den Belastungsgründen und den Vertheidigungsmitteln, nach ihrem Gewissen und ihrer innigsten Ueberzeugung, mit der Unparteilichkeit und Festigkeit, die einem braven und freien Manne geziemen," folgten. Hierauf ging die Beeidigung der Geschworenen, eines jeden einzeln, vor sich. Ich verweile nicht bei der Verlesung des Anklageakts, welche mit lauter Stimme durch den Gerichtsschreiber erfolgte, den Entwicklungen des Staatsprokurators, der Verlesung der Zeugenliste, dem Zeugenverhör. Aber ich kann nicht lebhaft genug den Eindruck schildern, den die allmählige Entwicklung dieses prozessualischen

Drama's auf mich machte. Wie die Fäden des Verfahrens, sich gegenseitig vervollständigend, hinüber, herüberzogen: bald als Fragen des Präsidenten an die Zeugen, theils aus eigener Bewegung, theils auf Anregungen des Angeklagten oder seines Advokaten erhoben, bald als Fragen der Richter, des Staatsprokurators, der Geschworenen, bald durch's Vorlegen der auf das Vergehen bezüglichen Stücke u. s. w.

Der Angeklagte hatte sich eine Fälschung zu Schulden kommen lassen; Das ging, mochte er auch noch so sehr ein Anerkenntniß zu vermeiden oder die Konsequenzen seines Anerkenntnisses zu vernichten bemüht seyn, und abgesehen von den gegen ihn vorliegenden triftigen Beweisen, aus seiner ganzen — geistigen und körperlichen — Haltung hervor. Auch die Bemühungen des Advokaten des Angeschuldigten konnten unter diesen Umständen nicht sehr erfolgreich seyn. Aber man bedauerte seinen Klienten in so weit, als dieser durch unglückliches Spiel in einer jener privilegirten, mit Seide- und Goldtapeten ausgeschmückten Mörderhöhlen zur Fälschung veranlaßt worden war, und das menschliche Herz mit Recht geneigt ist, in solchem Fall außer dem Thäter auch den Staat zu verdammen, und dem letzteren sogar die größere moralische Schuld zuzuwälzen.

Mit kräftiger, ansprechender Stimme, gewandter Dialektik, und vorsorglich die Milderungsgründe des Vergehens den Geschworenen warm an das Herz legend, hatte der Advokat seinen Vortrag geendigt. Der Staatsprokurator verzichtete auf die Replik, und der Präsident erklärte darauf die Verhandlungen für geschlossen. Noch ein kurzes Resumé des Präsidenten; ein Aufmerksammachen der Geschworenen auf die hauptsächlichsten Beweise für oder gegen den Angeklagten; eine Erinnerung an die Verrichtungen, welche sie zu erfüllen haben; ein Stellen der Fragen, zu deren Beantwortung sie nun schreiten müssen.

Der Angeklagte wurde aus dem Saale abgeführt, und die Geschworenen begaben sich auf ihr Zimmer, um dort zu berathen und zu beschließen. Der Inhalt des Beschlusses konnte, nach Lage der Sache, unmöglich zweifelhaft seyn; aber dennoch wehte eine tiefe Stille durch den Saal, welche kaum da oder dort durch leises Flüstern unterbrochen wurde. Auch dieses leise Flüstern verstummte, als die Geschworenen, nach viertelstündiger Berathung, wieder in den Saal traten, und nun der erste der Geschworenen, die Hand auf das Herz legend, und beginnend mit den Worten: „Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und vor den Menschen, der Ausspruch der Geschworenen ist", diesen verkündigte. Er lautete auf Schuldig. Der Angeklagte, wieder vorgeführt, erfuhr durch den Gerichtsschreiber den Ausspruch der Ge-

schworenen. Zernichtet, weinend, außer sich, fiel er nieder auf seinen Sitz. Der Staatsprokurator trug bei dem Gerichtshofe auf Anwendung des Gesetzes an. Denn die Geschworenen hatten nun ihre Mission vollendet; die Thatsachen, worauf es ankam, waren durch ihren Ausspruch festgestellt, und die Richter hatten nun zu prüfen, ob die Thatsachen ein Verbrechen enthielten, und welche Strafe für sie im Gesetze vorgesehen sey. Auch diese Fragen unterlagen wenigen Bedenken; das Gericht fand nicht einmal nöthig, sich zu ihrer Berathung aus dem Saale in seine Zimmer zurückzuziehen, sondern der Präsident, nach leiser Berathung, verkündigte mit lauter Stimme, in Gegenwart des Publikums und des Angeklagten, das Erkenntniß. Man kann sich denken, wie es auf den Letzteren einwirkte. Mehrere Jahre Zuchthaus sind für einen jungen Mann von Bildung, von Hoffnungen für das Leben, und von noch nicht erstorbenem Ehrgefühle etwas Fürchterliches. Der Gerechtigkeit war nun Genüge geschehen. Also ermahnte der Präsident würdig und väterlich den fortwährend in Thränen zerfließenden Angeklagten — jetzt Verurtheilten — zur Ergebung in sein Schicksal und zur Standhaftigkeit. Gefolgt vom Gendarmen, wankte der Verurtheilte in seine Zelle ab. Das Gericht ging auseinander. Die im Saal versammelte Menge verlief sich. — —

Aus schon erwähnten Gründen hatte ich mich als Studiosus der Rechtswissenschaft einzig auf deutschen Kriminal- und Zivilprozeß beschränkt. Nicht weniger that's die verehrliche Fakultät bei meinem Examen. Denn ich gehörte mit Ursprung und Heimath der rechten Seite des Rheins an, und zwar einem Fleckchen derselben, welches sich — damals zu seiner Ehre — mit Wall und Graben gegen die Napoleon'sche Gesetzgebung abgeschlossen gehabt hatte. Auch das praktische Leben — was man so praktisches Leben nennt — war in jenen Beziehungen durchaus nicht giebig, und erst die mancherlei Irrgänge, die Blumenlesen zu Gunsten der Advokaten und des Advokatenstandes, brachten mich auf eine Spur, von welcher, bei besserer Leitung meiner Studien, ich hätte ausgehen sollen. Dabei gewährten sie mir eine angenehme Unterhaltung, und waren auch in so fern für mich nicht ohne Nutzen, als eine Geschichte, und insbesondere eine Kulturgeschichte meines Standes, ungesucht sich damit verknüpfte. Meiner Bekanntschaft mit Möser's Schriften und der Folgen dieser Bekanntschaft ist von mir Erwähnung geschehen. Aber leider blinkten diese Folgen mich nicht wie reines, gediegenes Gold an; ich mußte sie erst losschälen aus fremden Sprachen, oder losklopfen aus dem Steine angewöhnter Begriffe, oder loswickeln von den nachtheiligen Urtheilen der Gelehrten. Dieses letztere war

noch das schwierigste. Denn wenn ich auch nicht selten Anlaß fand, über den allzu großen Eifer der bis an die Zähne gepanzerten Myrmidonen zu lachen, so entzieht sich doch Niemand leicht dem Erfolge einer gewissen methodischen und systematischen Behandlung, überhaupt einer gewissen Wissenschaftlichkeit. Und so kam es, daß ich stellenweise in Irrthümern verharrte, oder von Irrthümern Anderer mich verwickeln ließ, wo ein Loslösen davon so leicht hätte seyn müssen.

Späterhin hatte der Eifer der Gelehrten etwas nachgelassen, weniger aus geringerer Abneigung, als weil ihre Fahne nicht besonders siegvoll gewesen, und die öffentliche Meinung, (sogar im Schoße der Jurisprudenz selbst, und durch gewichtvolle Stimmen vertreten), im Allgemeinen für die neuen Institutionen in die Schranken getreten war. Zugleich konnten nun die Gelehrten um so mehr feiern, da mächtigere Antipathien den Faden aufgenommen, und vom Felde juristischer oder philosophischer Dialektik auf das Feld der Politik geleitet hatten.

Im früheren Verlaufe dieser Darstellung ist schon von mir erwähnt worden, daß jene ursprünglich deutschen Institutionen nur unter Mühen und Beschwerden den alten Boden, dem sie entsprossen sind, wieder fanden. Ich verglich sie dort mit Bäumen, die im Mutterstamme erstarben, und als im Auslande erkräftigte und ausgebildete Zweige zurückkehren. Ich hätte sie auch mit Königen vergleichen können, welche der Gewalt des Usurpators — des römisch-kanonischen Rechts — zu weichen gezwungen worden. Noch hat der Usurpator den größten Theil der Heimath inne, und Acht und Bann hängt noch über dem Haupte des einheimischen, versagten Königs. Von hohen und tiefen Zinnen sind Geschütze auf ihn gerichtet: wo er die Herrschaft wieder erlangt hat, ist sie fortwährend bedroht, und wo er noch als Fremdling um gastliche Aufnahme fleht, da stößt er auf Zweifel oder auf Widerstand. Der König zeigt auf die Zierrathen seiner Krone: den klaren Diamant der Oeffentlichkeit, den kräftig strahlenden Rubin mündlicher Verhandlung, die Rosette häufigerer Anwendung kollegialischer Gerichte, die stolze, scharfe Zackenreihe richterlicher Unabhängigkeit, den frischen, zwölfblätterigen Eichenzweig der Geschworenen. Aber vergebens. Nur kleine Konzessionen erfolgten da und dort, der weitere Erfolg ist ungewiß, und steht selbst in trüber Ferne.

Wie die Formen der Wissenschaft, so auch die Macht und der erklärtere Wille des Stärkeren: beide gewinnen den Dritten, und wenn auch nicht seine Ueberzeugung, so doch sein Schweigen. An's Schweigen aber knüpft sich Gleichgültigkeit, Theilnahmlosigkeit, Stillstehen. Was Wunder, daß bei dieser Sachlage, und von mancherlei andern Geschäften

umdrängt, mich ein großer Theil jener Irrthümer fortgesetzt fest hielt, und, bei allen Paradiesesfreuden ganzer Körbe voll frisch abgepflückter Erkenntniß, doch auch eine ganze Legion kleiner und großer Schlangen fortgesetzt mich peinigte!

Dahin zähle ich, daß ich unter Mündlichkeit des Zivilverfahrens nicht viel mehr, als eine Reihe mündlicher Verhandlungen, mit völliger Verachtung und Vernichtung des geschriebenen Worts verstand, während doch den eigentlichen mündlichen Verhandlungen eine Mittheilung der Klage und der Einwendungen, und Dessen, was für beide sprechen dürfte, in schriftlicher Form zwischen den Parteien vorausgeht, ja, unter Umständen dem Gerichte bei Fällung seines Urtheils ebenfalls zur Prüfung vorliegt. Die Mündlichkeit des Strafverfahrens gab schon weniger Anlaß zu Mißverständnissen. Denn es war klar, daß da dem Akte der mündlichen Verhandlung gar Manches vorausgehen mußte: Erhebung des Thatbestandes, Vernehmung des Angeschuldigten und der Zeugen, Feststellung der gegen und für jenen sprechenden Umstände. Was die Oeffentlichkeit betrifft, so hatte ich bis dahin der Ansicht gehuldigt, daß Prozesse und selbst Kriminalprozesse, öffentlich behandelt, häufig ohne Nutzen, nicht ohne Bedenken, und jedenfalls sehr schwer einzurichten wären. Ich schied und theilte da also, und bedachte nicht, daß die meisten dieser Scheidungen und Theilungen Wurzel und Stamm des Instituts der Oeffentlichkeit in ihren innersten Fasern bedrohen. Nur wo erklärt skandalose Dinge zur Sprache kommen, verlangt ein anderes, gleich wichtiges Gesetz der bürgerlichen Gesellschaft, als das möglichster Oeffentlichkeit, nämlich das der Sittlichkeit, Verhüllung.

Nichts konnte meinen etwas apathischer gewordenen Ansichten kräftiger zu Hilfe kommen, als die Verhandlung, deren Zeuge ich heute gewesen war. Welche traurige Rolle hätte ich, der deutsche Advokat, in diesem Kriminalprozesse gespielt! Nach vielleicht jahrelanger Haft meines Klienten wäre mir vergönnt worden, eine oder mehrere Unterredungen mit demselben zum Zweck der Vertheidigung zu pflegen, aber, wohl gemerkt, im Beiseyn desselben Richters, der gegen ihn inquirirte, und der ihn disziplinär in seiner Gewalt hat. Alsdann (hier wie in andern Fällen) Abfassung der Vertheidigungsschrift, etwa nach bewirkten Ergänzungen der Untersuchungsakten. Ist die Vertheidigungsschrift eingereicht, dann steht dem Advokaten kein Einfluß mehr auf die Sache zu; ja, selbst vorher hatte er keinen rechten, keinen lebendigen darauf gehabt. Nun werden Referent und Korreferent thätig. Sie verfassen ihre Aktenauszüge, ihre Gutachten. Im verschlossenen Saale werden diese abgelesen,

und den Advokaten geht die Möglichkeit ab, neu auftauchende Bedenken der Richter, welche zugleich die Staatsprokuratur vertreten, zu beseitigen. Hat das Gericht die Strafe für den Angeklagten gefunden, dann erwägt es auch wohl, ob der Advokat in seinen Ausführungen den Respekt nicht verletzt habe, oder ob er in seinem eingereichten Skriptum nicht zu weitläufig gewesen sey. In jenem Fall: Verweis, Geldstrafe; in diesem: Reduktion seines Deservitansatzes. O, so die zweite und dritte Etage einer gerichtlichen Prozedur in ihren Endresultaten abzugeben, muß für Advokat und Stellung des Advokatenstandes von der erquickendsten Wirkung seyn!

Dann kommt die Urtheilspublikation. Der deutsche Advokat darf dabei seyn. Aber das urtheilsprechende Gericht, welches ohnedies niemals vom Angeklagten eine persönliche Notiz nahm, hat sich davon zurückgezogen. Der Advokat wird aufgefordert, Platz zu nehmen; die Vorführung seines Klienten erfolgt; irr, und mißtrauisch, und fremd ruhen dessen Blicke auf dem Advokaten; denn welche Bürgschaft hat er für dessen wohlangewandte, aber vielleicht vergebliche advokatische Thätigkeit? Der Untersuchungsrichter winkt dem Aktuar, der seinen schlechtesten Rock anhat, und der Untersuchungsrichter, der bis dahin Tabak geraucht hat, legt vielleicht jetzt die Pfeife aus der Hand. Das Urtheil fällt für den Angeklagten günstig oder ungünstig, oder keines von beiden aus, denn der Deutsche hat in seinem Strafkodex drei Geschlechter, und was **generis neutrius** ist, heißt Absolution von der Instanz. Wie aber auch das Urtheil falle — jene warme Stellung, die das öffentliche Verfahren dem Advokaten gibt, jenes Gefühl des zur Seite Seyn's, jene Ueberzeugung, das Mögliche gethan zu haben, sind eingedürrt in den Formen eines engen, kleinen, ungenügenden Verfahrens. Völlige Freisprechungen finden da seltener statt, und mit ihnen die schönsten Freuden des Anwalts, wenn ein Klient, den er lieb gewonnen, den er persönlich hoch schätzt, an seine Brust fliegt oder ihm die Hand drückt.

Wie im Kriminalprozesse, so im Zivilprozesse. Auch da tritt, nach geschlossener schriftlicher Verhandlung, der Advokat vor die Gerichtsschranken. Aug' in Aug' mit dem Richter, schreitet, sucht, fliegt sein gesprochenes Wort; wo es nachdrücklich tönen soll, ist es wirksamer, als hundertfach unterstrichene Zeilen, wo es erleuchten, nachzeigen, beweisen soll, thut es Dies mit mehr Erfolg, als die gefeilteste Deduktion, und wo es zum Herzen sprechen soll, hat es gar keinen denkbaren schriftlichen Vertreter. Die Abhör der Zeugen, die Feststellung des ganzen Beweisverfahrens geschieht in Anwesenheit und unter der unmittelbarsten Einwirkung des Advokaten. Durch die Oeffentlichkeit aber

hat der Advokat nicht blos die Richter und Partien zu Zeugen seiner Thätigkeit, seiner zweckmäßigen Behandlung, seiner Beredsamkeit, seiner Geschicklichkeit, sondern jeden Rechts- und Gesetzeskenner im Volke, das ganze Auditorium. Die Frucht, die der Advokat öffentlich ausgestreut hat, erntet er auch öffentlich ein: als Achtung der Richter, als Dank seines Klienten, und als Anerkenntniß seiner Mitbürger. Aber diese Anerkenntniß, diese öffentliche gute Meinung von ihm ist auch dem Advokaten die sicherste Garantie einer durch ihn geübten wirksamen Kontrole des Richteramtes, und der festeste Panzer gegen Willkührlichkeiten oder Leidenschaftlichkeiten des Gerichts. Das freie Wort, die öffentlich ausgesprochene Meinung des Advokaten zu beengen, zu bestrafen, wird es nicht leichthin und ohne genaue Prüfung den Entschluß fassen; und faßt es ihn, ist er vielleicht unbillig, vielleicht gar ungerecht, dann hat der Advokat in der Meinung des Publikums einen Schutz, einen Trost. Ich weiß, daß der Präsident eines Gerichtshofs, wobei öffentliches Verfahren gilt, in Ruhestand versetzt werden mußte, weil die Advokaten, in Folge unwürdiger Behandlung durch denselben, nicht mehr vor ihm plaidiren wollten. Wäre ein Aehnliches bei einem Gerichtshofe mit geheimem Verfahren möglich gewesen?

Auch Lehrer, Bildner des Volks ist beim öffentlichen Verfahren der Advokat; wie Frühlingswind oder Sturm trägt sein Wort den befruchtenden Staub umher, und Keime rechtlicher oder politischer Ueberzeugungen entwickeln sich da, wo sonst nur für immer ödes Gestein gewesen wäre.

Die Rechtsöffentlichkeit ist des Advokaten bestes Palladium gegen so oft ungegründete Nachrede der Ränkemacherei und der Verschleifung der Prozesse, und selbst gegen den Vorwurf des Verlustes ist er geschützt, wenn sein Klient durch persönliche Exgenwart sich überzeugt hat, daß nicht sein Anwalt, sondern seine Sache am Verluste schuld gewesen. — Die Rechtsöffentlichkeit ist aber zugleich eine recht tüchtige Abwehr gegen des Advokaten wirkliche böse Neigungen, und insoferne, als diese nicht von ihm getrennt werden können, gegen sich selbst. Der kleine, häßliche Schimmel des Eigennutzes und der Sicherheit zerfliegt da, wo die Sonne der Oeffentlichkeit mit ihrem großen, glänzenden Auge hinschaut.

Die advokatische Wirksamkeit ist im blos schriftlichen Verfahren höchstens zum gescheiten Dintenfaß geworden; ohne Oeffentlichkeit ist der Advokat eine Pflanze — meinetwegen eine duftende, meinetwegen eine heilsame, — aber sie vertrocknet im Herbarium.

Wollt ihr den Werth der Rose erkennen, so ergreift die volle, rothe Zentifolie; auch an der Heckenrose spricht sich das Gesetz der Rose aus,

obgleich unbedeutender. Wollt ihr vom Werth der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit euch überzeugen, so wohnt einer Assisensitzung bei! Hier habt ihr Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in schönem, harmonischem Verband, großartig durch die Interessen, um die es dabei sich handelt, durch die Menschenmassen, die davon Gebrauch machen, und durch die Natur des hochwichtigen Instituts, (des Geschwornengerichts selbst), welches sie schmücken.

Freunde des Volkes würden wenig mehr gegen das Institut des Geschwornengerichts einzuwenden haben, wenn sie erwögen, daß nach unserm deutschen Beweisverfahren, durch Zulassung des Indizienbeweises, ein Geltendmachen der moralischen Ueberzeugung ebenfalls eingeführt ist, ohne die Garantien, welche das Geschwornengericht bietet, und mit einer leidigen Vermischung der Systeme.

Mit solchen, und ähnlichen Gedanken beschäftigte ich mich, als ich am Abende desselben Tages in Mainz dem Thore zuschlenderte, welches zu den neuen Anlagen führt. Ich hatte Mittags im Gasthause einen interessanten Tischnachbar gehabt, einen in den rheinhessischen (französischen) Institutionen wohl erfahrenen Mann, welcher — ich will es nur gestehen — bei einigen der vorerwähnten Ansichten den Souffleur machte. „Glauben Sie mir", hatte er gesagt, „der Rheinhesse ist gut deutsch; man verkennt uns und die übrigen Bewohner des linken Rheinufers, wenn man es anders glaubt. Aber wir sind munter, lebhaft, wollen freie Bewegung, im Handel, auf den Straßen, in den Häfen, in dem Wort. Wir wünschen unsere Institutionen geschont. Wir sind überzeugt, daß sie ihren Grundzügen nach unverbesserlich sind. Wir sind aber nicht so sehr mit Blindheit geschlagen, daß wir nicht manche Verbesserung daran für zulässig, für wünschenswerth erkennten. Besonders gehört dahin die Theuerkeit der Prozedur. Aber, lieber Freund, greifen Sie, auf solche Aeußerung von uns, hinzu, und wollen uns Mehr nehmen, als uns beliebt, so behalten wir lieber das Ganze, auch das Mangelhafte, als daß wir Mängel gegen Mängel eintauschten."

Ich war in den neuen Anlagen angekommen, und meine Augen ruhten auf dem schönen, blauen Strome, der da unten so kräftig vorbeirauschte. Ich segnete die Tage der Erhebung im deutschen Vaterlande, welche diesen Strom wieder zu dem unsrigen gemacht hatten, und segnete beinahe auch die Tage der Erniedrigung, in welchen er dem Auslande ausgeliefert gewesen war. Denn ohne Das wären diese reichen Fluren, diese ehemaligen Sitze prunkender Erzbischöffe und Bischöffe, diese Städte und Dörfer, vordem an hundert Herren und Herrlein zer-

sireut, nicht an Deutschland als frisch angeschwemmtes Land zurückgekehrt, bereichert mit so vielen neuen, wichtigen Institutionen.

Wenn die ausgezeichnetere Stellung des Advokatenstandes unter der Aegide der Gerichtsöffentlichkeit und Mündlichkeit, nach den vorbezeichneten Beobachtungen und Erwägungen, mir nun nichts mehr Zweifelhaftes war, so hatte ich um so geeigneteren Anlaß, die Natur der Staaten in Erwägung zu ziehen, welche jene Aegide dem Advokatenstande verleihen oder nicht verleihen.

Die Resultate lagen da bald klar und deutlich vor. Wo das Menschenrecht wenig gilt, da auch das Bürgerrecht. Denn das Bürgerrecht ist nichts Anderes, als das Recht des Menschen, der in den Staatsverband getreten ist. Wo keine Freiheit, da auch keine allgemeine Gerechtigkeit; wo kaum Privatrechte, da gewiß keine öffentlichen; wo der Beamte willkührlich herrscht, da keine Sicherheit des Staatsbürgers und keine wirkungsvolle Thätigkeit des Advokaten für ihn. Je höher der Grad der politischen Bildung eines Volks, desto geachteter sein Advokatenstand; je mehr Dies, desto würdiger der Achtung, desto tüchtigere, kenntnißreichere, geistvollere, ausgezeichnetere Mitglieder seine Angehörigen. Denn die Ehre lockt da, und, neben der Ehre, darf ja wohl auch der Gewinn locken.

Im despotischen China geben sich nur elende Ränkemacher, gemeine Vagabunden mit dem Geschäft ab, die Angelegenheiten ihrer Mitbürger vor den Mandarinen zu führen; — was Wunder, daß der chinesische Advokat das Bambus erhält, wenn er eine unrechte Sache vertheidigt! Anders in England, in Frankreich, in Nordamerika. In diesen Ländern, wo die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens in höchster Blüte steht, wo die Institution der Geschwornen, als nothwendige Konsequenz und Ergänzung jener andern Institutionen, voraussichtlich eine bleibende Heimath sich geschaffen hat, da ist der tüchtige, der ausgezeichnete Advokat zugleich der Kandidat zu jedem hohen Ehrenposten im Staate und in den Kammern. Sehr begreiflich! denn die Rechtswissenschaft durchdringt von allen Wissenschaften zumeist die Poren des öffentlichen Lebens, und wer assimilirt sich diesem öffentlichen Leben, auf welchem die Existenz jener Staaten beruht, leichter und natürlicher, als der Advokat, der Mann der Oeffentlichkeit, der kenntnißreiche und zugleich der beredte Mann?

Der deutsche Advokat — gottlob! — ist kein chinesischer; er ist es auch nie gewesen. Aber die Bedeutung und den Werth, wie ein französischer, ein englischer, ein nordamerikanischer, hat er gewiß eben so wenig. Bedeutung und Werth entwickeln sich in ihm, wie Bedeutung

und Werth der sämmtlichen politischen Institutionen seines Vaterlandes sich entwickeln. Durch sie bedingt wird er sie aber auch wieder bedingen. Geschickt, unabhängig, rechtlich, muthig, (so wie Ihr seyd, ihr wackeren Kollegen —, und —, und —, und —, und — in N. ꝛc.) wird er auch unter ungünstigen öffentlichen Verhältnissen die Gerichte zeitweise mit sich ziehen, und deren Stellung zur öffentlichen Meinung vermitteln. Er wird in sein Herz zurückdrängen den Unmuth über sein Verhältniß zur richterlichen Disziplinargewalt, welche fast ohne Kontrole dasteht. Er wird darüber hinaussehen, daß man ihn durch Erhebung ansehnlicher Stempeltaxen zum Steuereinnehmer ohne Gehalt gemacht hat. Er wird wünschen und helfen, daß die Gesetzgebung, der Prozeßgang seines Vaterlandes besser werde, und den obersten Sätzen der Oeffentlichkeit, der Mündlichkeit, der Unabhängigkeit der Gerichte und des Geschwornengerichts, wenn auch nur wie jener Pilger der heiligen Stadt Jerusalem, sich nähern. Aehnlich in seiner Stellung als Mitglied von zweiten Kammern, zu denen ihm doch da und dort ein Weg, wenn auch schmal genug, gehauen ist. Aehnlich in schriftstellerischer Wirksamkeit, wenn er sich eine solche, neben seiner Advokatur, gebildet hat. Der Kräfte sind viele, und ist nur der Wille da, so werden auch die Formen nicht fehlen, in denen die Kräfte zur Anwendung kommen.

Griechenland und Rom waren so lange groß und frei, als ihre Advokaten unbescholtene und geistig ausgezeichnete Männer waren. Selbst in den Uebergängen ihrer Geschichten zur despotischen Staatsform, gewissermaßen in der Nähe ihres geöffneten Grabes, rankten noch der stolz-kräftige Demosthenes, der feine Cicero, der geschmackvolle Hortensius die Zweige ihrer Rede um dasselbe. Ja noch später, als Rom schon längst nicht mehr frei war, und der Advokatenstand in seinem moralischen Werthe unendlich sich verschlechtert hatte, bestand doch noch, in Folge der Wichtigkeit des Standes, große äußere Achtung vor ihm, und Würden, Ehrenbezeigungen, und Vortheile mancherlei Art wurden ihm da noch.

Deutschland, ebenfalls mit allen Anrechten auf politische Bedeutung und Größe ausgerüstet, gebildet, gemäßigt, gerecht in den Grundzügen des Charakters seiner Bewohner, zukunftvoller als Frankreich, und gemüthlich-wärmer, als Albion, wird auch denen seiner Söhne, welche dem Advokatenstande sich gewidmet haben, dereinst noch mit freundlicherem Strahle leuchten. Ihm werden dabei die Institutionen behilflich seyn, welche ich mehrfach in diesem Aufsatze erwähnt habe, die Institutionen, welche geistig heute noch die uralten Linden und Eichen an ehemaligen Mal- und Dingstätten unseres deutschen Vaterlandes umrauschen. —

Der deutsche Advokatenstand hat vielfach gefühlt, was ihm noth thut. Noch in neuster Zeit, seitdem die große Weltuhr das Jahr 1830 geschlagen. In den meisten konstitutionellen deutschen Staaten bildeten sich da Advokatenvereine, Anwaltsgesellschaften, oder wie sie sonst hießen, zunächst meist zur Hebung ihres Standes und zur Verbesserung ihrer Berufsverhältnisse. Gerichte, Klienten, und Publikum kamen dabei vielfach zur Sprache. Der Advokatenstand sehnte sich nach individueller Gestaltung, nach jenem Korporationseyn Mösers, und es fragte sich nur, ob die mehr freie Weise der englischen Advokatenverfassung oder die mehr zentralisirte der französischen das Uebergewicht dabei haben sollte. Aber der deutsche Advokatenstand erkannte auch die Nothwendigkeit klarer und einfacher Gesetzbücher, und war dabei geneigt, wenn auch nicht unbedingt allen Einzelheiten der französischen Gesetzgebung, doch ihren obersten Grundsätzen, verbunden mit einer Revision der Einzelheiten, sich anzuschließen.

Jene Gestaltungsversuche haben gegenwärtig aufgehört; eine neue, in sich träge, aber äußerlich hoch aufbäumende Welle hat sie — *verschlungen*? nein, nur *bedeckt*! — Die Bedürfnisse ganzer Stände (wenn diese Stände überhaupt noch mit dem Anspruche auf Existenz bestehen) haben *die* Aehnlichkeit mit den Bedürfnissen der Völker, daß sie unter geeigneten Verhältnissen und zuletzt unabweisbar wiederkehren.

Ob *meine* Augen die Befriedigung jener Bedürfnisse im Vaterlande noch anschauen sollen? — Es liegt Wenig daran. Hab' ich doch die volle Ueberzeugung, daß, wenn sie erfolgt ist, äußere Ehre und innerer Werth des deutschen Advokatenstandes eine neue, bis dahin noch unerreichte Staffel bestiegen haben werden. Von noch Etwas habe ich die Ueberzeugung: daß, bestehen auch Gerichtsöffentlichkeit, Mündlichkeit, und Geschworne, diese doch auf so lange nicht ihre ganze, volle Bedeutung entwickeln, sondern schwächlich und bläßlich kränkeln werden, als nicht die öffentliche Meinung, das öffentliche Leben im Staate, einen hohen, freien, und steten Schwung genommen hat. —

Ist mir auch nicht vergönnt, unter dem Baume selbst zu ruhen, an seiner Frucht mich zu laben, aus der Quelle zu schöpfen, die an seinem Fuße entspringt, wohl; so hat doch schon sein Säuseln meinem Ohre wohlgethan, von seinen äußersten Zweigen traf der Schatten mein müdes und vielleicht manchmal allzuverdrossenes Haupt, seine Frucht winkte mir als Blüte, und die Quelle an seinem Fuß erzählte mir mit fernem Plätschern und Kosen vom einstigen bessern Schicksale des *deutschen* Advokaten.

Willibald Alexis.

Zwei Originale aus unſerer Zeit.

Von

Willibald Alexis.

Der Originale werden immer weniger im Leben. Das iſt eine Klage, ich weiß nicht wie alt, doch alt iſt ſie ſchon, und ſehr natürlich. Aber ob gerecht? Haben wir ein Recht, Originale zu fordern? Das hieße fordern, ein Theil der Menſchheit ſolle zu unſerm Vergnügen ſich frei erhalten und möglichſt fern von unſerer Bildung. Wer hat dieſes Recht! Wer darf prätendiren, daß, um unſerer Unterhaltung, oder, nennen wir's vornehm, der Mannigfaltigkeit des Lebens willen, von unſern Mitgeſchöpfen ſich einige iſoliren und panzern gegen die Einflüſſe, denen wir uns ſelbſt willig hingeben? Die Welt iſt nicht da, um Raritätenkammern zu bilden, und ſo wenig, als Eltern eigentlich ein Recht haben, Wunderkinder zu erziehen, haben wir eins, Wunderlichkeiten zu pflegen. Auch objektiv iſt die Klage nicht vollkommen begründet. Es gibt noch Originale, recht volle, friſche, ſo wie ſie ein Luſtſpieldichter nur wünſchen mag, wenn wir uns nur darnach umſchauen. Freilich in großen Städten ſeltener, als in Provinzen, aber auch da hat die allgemeine Bildung noch mehr gelaſſen, als wir geneigt ſind, auf den erſten Blick anzunehmen.

Ich blättere in meinen Erinnerungen, und ſtoße auf zwei Perſönlichkeiten, die mir damals, als ich ihnen begegnete, freilich ſchon ſeltſam genug vorkamen, aber ich dachte noch nicht daran, ſie als

Originale, was ich heute darunter verstehe, mir zu konstruiren. Je mehr ich mit Freunden mir ihr Gedächtniß lebendig zurückrufe — sie sind Beide längst todt — um so mehr muß ich mir aber gestehen, daß sie auf diese Eigenschaft Anspruch haben. Vielleicht wären sie vortreffliche Figuren einer Novelle, eines Lustspiels; aber ich befinde mich gerade nicht in der Laune, dramatisch oder episch zu komponiren; ich ruhe aus von einer größern Arbeit, und möchte mich erheitern, indem ich zwei wirkliche Bilder aus der Vergangenheit mir vor die Augen rufe. Ich hoffe, daß sie auch auf Andere dieselbe Wirkung hervorbringen, und wahrscheinlich ist mein Verdienst größer, wenn ich zwei Individualitäten aus der Vergessenheit rette, als wenn ich sie zu einer Dichtung benütze, in der sie untergingen. Dem Ort und der Zeit nach Beide sich nahe stehend, gingen sie doch in ihrer Richtung weit auseinander. Sie waren schlagende Gegensätze; und eben Das reizt mich, sie hier nebeneinander zu stellen. Der Eine war ein rein aristokratisches, der Andere ein eben so demokratisches Original. Wiewohl Beide, wie gesagt, längst todt sind, auch schwerlich ihre entfernten Anverwandten Etwas gegen ihre Porträtirung werden einzuwenden haben, will ich doch, zur Schonung aller möglichen Rücksichten, keine Namen nennen, und alle örtlichen Bezüglichkeiten, so weit es geht, verwischen. Im Uebrigen versichere ich, daß meine Bilder nur ein Konterfei der Wirklichkeit sind. Ich habe Nichts dazu gethan; selbst die Farben, wollte ich sagen, sind Natur, aber man könnte mir einwenden: Willst Du mehr thun, als ein Mahler? Und wenn er noch so getreu die Natur kopirt, ist die Farbe doch sein Eigenthum.

Der Aristokrat.

In einer deutschen Provinz, wo vor diesem Geschlechte ein anderes gewohnt, das nun erloschen ist, und es lebt nur noch fort in den Namen der Flüsse, Berge, Seen, und Schlösser, liegt irgendwo ein Berg, an den sich mannigfache Sagen aus jener untergegangenen Vorzeit knüpfen. Die Landschaft ist anmuthig, ja mahlerisch, so weit man Dies von einer Gegend, die eigentlicher Gebirgszüge entbehrt, sagen kann. Sie liegt unfern der Hauptstadt der Provinz, und ihre Reize an und für sich würden es vollkommen rechtfertigen, wenn die Bewohner der ersteren dahin ihre Lustfahrten richteten. Aber Dies

geschah erst, seitdem der Graf *** diesen Berg gepachtet hatte. Wenn man das freundliche Landhaus betrachtet, welches der Edelmann bewohnte, einstöckig, mit seiner langen Fensterreihe, und dem rothen Ziegeldache darüber, so erwartet man eben nichts Feudalistisches, noch in demselben einen stillen Priesterdienst vor den Altären der Vorzeit. Es liegt vielmehr da, wie der Ruhesitz eines Mannes, der sich so behaglich als möglich in der befriedeten Gegenwart und holden Landeinsamkeit von den Stößen und Reibungen in der Welt erholen will. Um das Haus zierlich Gartenanlagen, Büsche, sauber gehaltene Wege, und eine entzückende Aussicht auf den großen, mit herrlichen Laubbäumen umkränzten See, welcher im Halbkreis den Berg umspült. Alles verräth edeln Naturſinn, geläuterten Geschmack, und eine unermüdliche Ordnungsliebe. Und wie draußen, so drinnen. Die Räume ein Bild der Behaglichkeit selbst; Nichts von Ueberladung und Prunk, aber die Wohlhabenheit auf das Wohlgefälligste und Zweckmäßigste verwandt. Und dazu eine fast ängstliche Stille, wie sie nur im Hause eines alten Junggesellen zu suchen ist. Kein Hundegebell, kein Hahnengeschrei; selbst die Katzen schienen sich der Stimmung des Hausherrn zu fügen, und machten bei Tage wenigstens keinen Lärm. Die Ahnenbilder in dem einen Zimmer, das einzige Alterthümliche im ganzen Hause, führten nur mit dem Besitzer ihre stumme Sprache, die er allein verstand, und Besucher wurden so wenig als keine in dies Haus gelassen.

Aber diese Ahnen mußten ihm plötzlich — er war schon über das mittlere Lebensalter hinaus — seltsame Kunde von der grauen Vorzeit zugeflüstert haben. Er pachtete jetzt den Heidenberg, zu dessen Füßen das Landhaus liegt. Niemand wußte, wozu, aber Handwerker aller Art, Maurer, Zimmerer, Tischler, Schlosser, und Mahler belebten alsbald seinen Kamm. Da dröhnte es von Aexten, Hammerschlägen, Schaufelstichen, und Meißelstößen, und Ochsengespanne zogen allerhand seltsamen Vorrath über die damals noch sehr unebenen Wege. Unkraut und Gesträuch wurde von den alten Erdwällen abgehauen; auch fiel hier und da ein alter Baum, der die Aussicht hemmte, damit man, was da war und was noch kommen sollte, sehen könnte. Da war eben nicht mehr als jene Erdwälle, schroff und schmal, wie sie sich aus dem grauen Alterthume der vorgermanischen Befestigungskunst an so vielen Orten Deutschlands merkwürdigerweise, den Jahrhunderten und der Witterung zum Trotz, erhalten haben. Man konnte auch noch die Umwallung herausfinden, die ein Lager, allenfalls ein Kastell, schwerlich aber ein Schloß gewesen; denn von Mauerwerk fanden sich wenige Spuren. Aber der Graf beliebte es ein Schloß zu nennen. Er war

aus einer sehr alten deutschen Familie; aber so alt war sie doch nicht, um auf die Gründung dieser Burg Anspruch zu machen. Vielmehr reichte sein Rechtsanspruch nicht weiter, als darauf, daß seine Vorväter vielleicht, als die Deutschen in's Land kamen, die Burg mit zerstört hatten.

Und deßhalb führte er auch nicht, wie man vermuthen könnte, ein mittelalterliches Schloß aus Feudalpassion auf; sondern seine Schöpfung verrieth eine Art Buße zu Gunsten der unter dem Schwert seiner Ahnen erlegenen Heiden. Nämlich da wurden Opfersteine mit Blutrinnen ausgehauen, da es gerade an solchen fehlte; hier in einer vergitterten Tiefe grinsten uns gebleichte Menschenschädel und Gerippe an. Der Zufall hatte nicht gewollt, daß man deren beim Graben gefunden, also waren sie von sonst woher genommen, um die frommen Bußgefühle zu erhöhen. An romantischen Punkten erhoben sich auf Granitblöcken die bekannten Götzen, die einst in diesen Ländern verehrt wurden, auch aus Stein gemeißelt. Wenigstens waren es die ersten; als die Sache Beifall fand, und der Graf in den Geschmack kam, immer mehr Götzen aufzustellen, so viel deren die Chroniken erwähnen, wurden die nächsten aus Holz, die letzten sogar, ich glaube, aus Papiermaché, mit Firniß und Sandüberguß, gefertigt. **Non ex quovis ligno fit Mercurius**, aber alte —sche Gottheiten, von denen Niemand weiß, wie sie ausgesehen, kann man allenfalls aus gehacktem Papier und Holzspänen bilden. Vermuthlich hatten seine Ahnen ihm vertraut, wie die Götter aussahen, die ihre stählerne Faust niederwarf, deren Namen ich aber nicht nennen darf, so volltönend sie klingen, sonst verriethe ich den Ort, wo die Szene spielt. Zugleich, was sich freilich seltsam ausnahm, waren auch Kruzifixe an vielen Punkten aufgestellt. Als Symbolum des Sieges des Christenthums hätte freilich ein großes Kreuz auf dem höchsten Punkt genügt; aber vielleicht sollten die vielen kleinen Kreuze die vielen Sekten, in die es zersplitterte, andeuten. Doch gebe ich Dies nur als meine Vermuthung. Die religiösen Ansichten des Grafen sind mir unbekannt geblieben, und daß einige dieser Kreuze zugleich als Wegweiser dienen mußten, könnte auf seltsame Hypothesen leiten. Ich will nicht annehmen, daß er wirklich heidnische Flammen in seinem Herzen genährt, weil er auf drei von ihm errichteten Altären Opferflammen unterhielt. In den ersten Tagen war es wirkliches Feuer, nachher wurden es nur gemahlte Kohlen. Das Heidenthum ist zwar nur Heidenthum, aber es hat vor dem Christenthum den Vorzug, daß es, nach gemeiner Annahme, älterer Herkunft ist. Das muß man ihm lassen.

Natürlicher Weise erregte diese Ausschmückung des wohlbekannten Heidenberges großes Aufsehen. Schaaren Neugieriger strömten aus der Umgegend herbei, und die halbe Stadt fuhr an schönen Sommertagen dahin. Der Berg und seine Kuriositäten wurden zur Modesache. Jeder mußte es gesehen haben, darüber sprechen und spötteln können. Beiläufig entdeckte man nun auch, wie anmuthig die Gegend sey, wie reizend das Wäldchen am See, und die heidnischen Götzen haben wenigstens das Verdienst, die Stadtbewohner auf eine ihrer schönsten Umgegenden aufmerksam gemacht zu haben. Anfangs war Dies ganz gegen den Willen des Schöpfers dieser Wunder. Es störte ihm seine Einsamkeit; er wollte seine alten Götter für sich allein haben. Er murrte und brummte über die Laffen und den Pöbel, und klagte, daß Niemanden mehr ein Besitz für sich allein gegönnt sey. Er hätte einen Zaun darum ziehen und den Eintritt verwehren können, wie ein englischer Sonderling; dafür war er aber, trotz seiner Menschenscheu, zu human. Er floh lieber selbst, sobald sich das Wagengerassel auf dem Damme hören ließ, in den dichtesten Wald oder in sein hinterstes Zimmer, und keinem Pochen öffnete sich die Hausthür. Zur Pachtung des Berges gehörte eine kleine Schenke. Er verbot dem Schenkhalter bei Strafe, ihn augenblicklich fortzujagen, einem der Laffen beiderlei Geschlechts aus der Stadt eine Tasse Kaffee zu kochen, oder nur ein Glas Bier vorzusetzen, oder den müden Pferden ein Bund Heu zu verabfolgen. Kein Bitten, kein Geldgebot der Müden und Hungrigen half; der Wille des Grafen war eisern, und sie mußten um einen frischen Trunk eine halbe Meile weiter in das Wirthshaus jenseits des See's fahren. Zwar gehörte ihm auch dieses; aber der Komthur, der über der Thür auf einem stolzen Rosse seine Lanze ritterlich den Gästen entgegenschwenkte, konnte sie doch unmöglich hungrig und durstig wieder fortschicken. Allein der Sinn des Menschen ist veränderlich, und die Wahrheit ist älter, als die Wetterfahnen auf unsern ältesten Häusern, daß die Gegensätze sich berühren. Der Graf ärgerte sich über den vielen Besuch, aber er ärgerte sich auch, wenn keiner kam. Man sah ihn an heitern Tagen hinter der Fenstergardine lauschen, ob kein Staub auf der Straße sich erhob, kein Wagengerassel die Stille unterbrach. Einigen Exklusiven, die seiner Familie nahe standen, konnte er sich doch auf ihre Bitte nicht als Führer entziehen. Aber solcher Exklusiven kamen mehr und mehr, und seine Lust zum Führen und Zeigen wuchs mit ihrer Zahl. Fehlte es an Equipagen mit Helmen und Schilden, so führte er auch schon die Honoratioren der Stadt auf seinen Berg; endlich, wenn es an solchen fehlte, wer

da kam. Ja man hat ihn gesehen, wie er auch ehrliche Handwerksburschen über die Götter und Helden einer Zeit unterrichtete, die nicht mehr ist. Leider verführte ihn aber nun der allgemeine Beifall, sich selbst zu überbieten. Er konnte sich nicht genug thun, und die Götzen und Reliquien schossen wie Pilze aus dem Boden. Man konnte keinen Schritt thun, ohne in Gefahr zu gerathen, auf einen Schädel zu treten, der aber glücklicherweise keinem lebendigen Menschen angehört hatte. — Auf einem andern Gute, wo er prachtvolle Parkanlagen besaß, konnten ihm nicht Fremde genug kommen, sie zu besichtigen. Es lag sogar ein eigenes Fremdenbuch aus, wo jeder seinen Namen einzeichnen mußte. Den Dienern war es anbefohlen, die Besuchenden auf eine heitere Anhöhe zu führen, wo vier prachtvolle Lindenbäume standen. „Dies ist das Begräbniß unseres gnädigen Herrn," erklärte der Führer den erstaunten Gästen, denen der Graf vielleicht eben noch die Hand geschüttelt hatte. Er selbst besuchte täglich seine künftige Ruhestätte, und die Fenster seines Zimmers gingen darauf hinaus.

Wenn man auf dem Felde einem langen, hagern Manne, der, den Kopf übergebeugt, die Hände auf dem Rücken, mit raschen Schritten mehr schoß als ging, begegnete, so wich ihm, trotz seiner unscheinbaren Tracht, Jedermann schon von fern scheu aus. Der König der Gegend, wie er hieß, liebte keine Begegnung, und wenn etwa Einer, der des Weges kam, den Herschießenden nicht sogleich bemerkte, so riefen ihm gewiß die Arbeiter vom Felde bestürzt zu: „Siehst Du nicht den Herrn Grafen?" Wer, der ihn einmal gesehen, sollte auch diese Gestalt nicht sogleich wieder erkennen! Ueber sechs Fuß hoch, mager, in einer groben, grauen Jacke ohne Schöße, Hosen von selbem Stoff, Schuhen mit großen Schnallen, und einer kleinen Reitmütze ohne Schirm, vorn übergebückt, die Augen auf den Boden, laut vor sich her sprechend, hatte seine Erscheinung etwas Unheimliches. Aber Niemand, der ihn einige Augenblicke betrachtet, hätte, trotz der gemeinen Kleidung, einen gemeinen Mann in ihm vermuthet. Schon das enorm große, schwarze Halstuch, vielfach um den dünnen Hals geschlungen, verrieth Etwas vom Gentleman; seine sehr schnellen, langen Schritte etwas Exklusives. Seine hohe, breite Stirn, der durchdringende Blick seiner scharfsinnigen Augen, und die kleinen, weißen Hände ließen aber keinen Augenblick den Nobleman verkennen. Dazu flimmerte ein kostbarer Siegelring mit schwarzem Steine an seinem Finger, und der Stern des höchsten Ordens des Landes auf der grauen Matrosenjacke! In den Händen, und damit auf dem Rücken spielend, einen Eichenstock, den

er selbst im Walde geschnitten, und, wie er häufig anführte, von keinen andern Bäumen, als die seine Ahnen selbst gepflanzt.

Dies war seine Tracht im Sommer wie im Winter, im Zimmer und auf dem Felde, wenn er ging, oder vielmehr lief, und wenn er ritt. Ja auch wenn er die Stadt besuchte, so schritt der reichste Edelmann des Landes durch die Straßen. Besuche machte er bei Andern so wenig, als er sie bei sich liebte, aber in dieser Kleidung war er ein stehender Gast in einem bekannten Weinhause, wo seine Erscheinung ebenso anzog, als verscheuchte. Denn unzugänglich für jede Unterhaltung saß er schweigend, und wies mit seinen stolzen Blicken Jeden zurück, der sich durch den Ort des Zusammentreffens zu einer familiären Annäherung gereizt fühlte. Selten sah man ihn lächeln, nie Jemanden anreden, und es kam wohl, daß wenn ihn Jemand anredete, er ihm mit unnachahmlich stolzen Blicken den Rücken kehrte. Aber auch darin war nichts Gemachtes; wenn es beleidigte, so mußte doch der Beleidigte gestehen, daß es ganz natürlich herauskam. Es war die Art des Aristokraten, und die Unart war auf seiner Seite. Stundenlang, wie gesagt, saß er dort nur mit seinem Glase und mit seinen Gedanken beschäftigt, unbekümmert, wer seine Gesellschaft war. Ja Denen, welche sich auch für exklusiv hielten, setzte er noch einen Grad Gleichgültigkeit und Nichtachtung mehr entgegen, als den Andern. Nur einmal, ein unerhörter Fall, winkte er einem jungen Engländer, den er entfernt kannte, zu sich, und ließ eine Flasche uralten Madeira auf den Tisch setzen. Auch jetzt verging wohl eine Stunde, ehe er die Lippen öffnete; aber plötzlich erhob er das Glas, und stieß mit ihm an: „Die Tories sollen leben!“ Darauf erklärte er ihm, die Engländer wären die einzige Nation, welche den Werth des Adels zu schätzen wüßte, und dort sey der Fels der echten Aristokratie, an welchem alle Wellen und Stürme des Liberalismus sich brechen und zerschellen würden. Seit der junge Mann mit ihm auf das Wohl der Tories getrunken, war er gegen denselben der zugänglichste und liebevollste Gesellschafter.

Der Graf war in seiner Jugend im Staatsdienst gewesen, er war Gesandter an vielen Höfen, seine Brust konnte sich mit allen möglichen Orden schmücken; auch Titel und das Prädikat Exzellenz hatte er in seine Zurückgezogenheit mitgenommen. Alles Dies schien ihm aber nur Flitterstaat gegen das Geborene, Wasserfarben aufgetragen auf Oelfarben. Er freute sich, wenn Sturm und Witterung jene fortspülten, damit diese echte zum Vorschein kam. Er ließ sich nie Exzellenz nennen; der „Graf“, den ihm Niemand gegeben, und Niemand, wie er meinte,

nehmen konnte, genügte ihm. Der Züge, durch welche sich dieser eingewurzelte Adelstolz aussprach, ließen sich zahllose anführen; aber sie beleidigten nie, sie waren eben so eigenthümlich als natürlich. So befand er sich in einem fortwährenden Kriegszustande mit den Regierungsbehörden, er billigte Nichts, er fügte sich in Nichts, was sie vorschrieben. Aber sein Widerstand war nur systematisch-theoretisch; am Ende geschah doch Alles nach dem höhern Willen, und mit den Personen der Behörden stand er im besten Einvernehmen. Wenn eine Kollekte bei Brand- oder Wasserschäden ausgeschrieben wurde, ging das landräthliche Zirkular jedesmal unberücksichtigt bei ihm vorüber. Er zeichnete keinen Pfennig unter den Wisch, wie er es nannte; aber lange vorher, ehe die Beiträge eingingen, war er selbst an Ort und Stelle, und half mit vollen Kräften, und die hochbepackten Leiterwagen mit Kleidungsstücken, Decken, Brod, Früchten, und Saatkorn, die von seinen Gütern kamen, waren sprichwörtlich in der Gegend. Er ließ sich Nichts vorschreiben. Ein Prozeß wider ihn, der ein- oder zweimal jährlich wiederkehrte, gehörte schon zu den Lustbarkeiten in der Umgegend. Als Besitzer eines bäuerlichen Grundstücks wurde er natürlich auch zu den Lasten und namentlich den Wegebesserungen zugezogen. Aber auch nicht ein einziges Mal genügte er den gesetzlichen Aufforderungen, und ließ es jedesmal zur angedrohten Exekution kommen. Es war ein Fest im Dorf, und Alt und Jung liefen zusammen, wenn die Gensdarmen in den Hof ritten, um den gnädigen Herrn zu pfänden, denn auch da zahlte er nicht. „Will Nichts geben: laß sie nehmen!" war die Antwort auf die Vorstellung des Inspektors, daß man besser fortkomme, wenn man gebe, als nehmen lasse. Das Einzige, was er herausgab, war der Schlüssel zum Speicher. „Hol' sie Alle — — und laß sie nehmen, so viel sie wollen!" Man kann denken, daß bei einer solchen Exekution, zur Belustigung und zum Aerger der Umstehenden, die Metzen nicht gestrichen wurden, und die Gensdarmen kannten keinen willkommenern Auftrag; denn jedesmal, nachdem sie die Strenge des Gesetzes gehandhabt, wurden sie noch bewirthet und beschenkt.

Der Adel in dieser Provinz theilt im Ganzen zwar die Gesinnungen, die unser Graf im Leben bewährte. Er ist sehr stolz auf sein Alter, auf seine Vorrechte, und hält, was an ihm, zusammen, um, was ihm davon geblieben, sich zu schützen. Doch muß ihm nachgerühmt werden, daß er Dies nicht auf die kleinliche Weise thut, welche in andern deutschen Ländern das Gefühl beleidigt und die Bildung kränkt. Nicht das Junkerthum möchten sie aufleben lassen mit allen seinen Lächerlichkeiten, über welche die Zeit gesiegt hat, sondern den Herren-

stand, und meinen, daß dazu auch würdige Gesinnungen und ernste Bildung gehöre. Beide müßten sich im öffentlichen Leben und in Handlungen für das Gemeinwohl bethätigen. Darin waren in dieser Provinz die Landedelleute, denn nur von diesen rede ich, mit dem Grafen eines Sinnes. Leider aber waren und sind sie noch in einem wesentlichen Punkte von ihm sehr verschieden. Er war sehr reich, und sie sind arm. Seine großen Güter waren ganz schuldenfrei; alle andern Güter im Lande sind mit Schulden überhäuft. Da erschien plötzlich der Graf vor dem Landschaftsamte, erklärte zu Aller Erstaunen, daß er von einem Kaufmannshause 50,000 Thlr. baar als Darlehen empfangen, und trug auf die Einschreibung und Ausstellung des Hypothekenscheins an. Was ihn dazu bewogen, Niemand weiß es. Seine Kassen waren immer gefüllt; er war bis auf jene Sonderbarkeiten, deren mögliche Kosten er aber wohl berechnete, der genaueste Wirth; seine Rechnungen waren stets pünktlich bezahlt, und von außerordentlichen Bedürfnissen und Leidenschaften wußte man Nichts. Es bleibt noch heute zweifelhaft, ob die Ahnen, die ihn zur Aufrichtung des Bußetempels für die Manen der erschlagenen Heiden antrieben, es ihm auch zur Pflicht machten, Schulden auf ihre Güter aufzunehmen, damit er auch darin au niveau mit seinen Standesgenossen bleibe. Verbürgen will ich es nicht, aber die Sage geht, daß man bei seinem Tode die 50,000 Thaler unangerührt in seinem Kasten fand.

Jede Wirthschaft eines alten Junggesellen liefert ihre komischen Züge. Auch von der des Grafen wußte man Viel zu erzählen, Wunderlichkeiten, welche sich nicht durchaus mit seinem aristokratischen Systeme vertrugen. So will man haben, daß er aus dem alten Familien-Tischzeug sich seine Hemden anfertigen ließ; denn es läge sonst unnütz da. Gewiß ist, daß er keine andern Taschentücher brauchte, als die Servietten. Auch durfte keine davon in die Wäsche, als bis sechs Dutzend sich auf seinem Sopha gesammelt hatten. Er war, wie gesagt, kein Menschenfeind, aber hatte so gut wie keinen Umgang. Desto liebevoller erwies er sich gegen die Wenigen, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt, und, besonders herzlich gegen Kinder, war es ihm ein großes Vergnügen, von ihnen sich schaukeln zu lassen. Er liebte es nach seinem Ausdruck, wie eine Bombe in sein Haus zu fallen, um seine Leute kennen zu lernen. Aber einige seiner Leute kannten ihn besser, als er sie. Zum Beispiel sein Kutscher, den er wenigstens zehnmal fortgejagt, und der doch immer wieder in seinen Diensten sich fand. Johann pflegte, wenn der zornige Herr ihm die Thüre gewiesen, in die Schenke zu gehen, und beim Glase Jeden zu versichern, der es hören wollte: „Der

Graf kann ohne mich nicht leben!" Und so schien es wirklich. Johann war einmal nach einer solchen Ausweisung über einen Tag fortgeblieben. Der Graf ließ während dieser Zeit seine Pferde nicht füttern; er behauptete, Johann allein verstände mit den Thieren umzugehen. Als der aber durchaus nicht zurückkam, wie er doch sonst pflegte, ließ er seine ganze Dienerschaft beritten ihm nachsetzen. Sie fanden ihn leicht, und brachten ihn zu seinem Herrn. „Aber Johann, warum blieb Er so lange fort!" lautete der Empfang aus dem Munde Dessen, der ihn fortgesagt. „Ich wußte ja doch, Herr Graf würden nach mir schicken!" antwortete der Kutscher, und damit war die Sache abgethan, und das vorige Verhältniß trat wieder ein, als wäre Nichts vorgefallen.

Wenn er nicht zu Fuß ging, so fuhr der Graf gewöhnlich auf einem Leiterwagen. Reiten war nicht seine Passion, auch waren seine Thiere zu wohl gefüttert, um gute Reitpferde abzugeben. Aber er ritt an einem stürmischen Herbsttage, ich weiß nicht wohin, trotz Wind und Regen, in dem uns bekannten Kostüm. Der Reiter allein hätte ein vortreffliches Genrebild gegeben, aber die Szene, die nun folgte, läßt bedauern, daß kein Mahler sie belauscht. Aber Keiner im Lande, der sie nicht in allen Details kennt, und sein größtes Vergnügen darin findet, sie zu beschreiben. Der Regen hatte die Straße zerrissen; ein wenn auch nicht tiefer, doch breiter Wasserstrom trennte die Seite des Grafen von der entgegengesetzten, und er hielt, unschlüssig, ob er mit seinem Pferde durchreiten sollte, als er drüben ein altes Weib in derselben Bedrängniß, oder vielmehr in einer noch größern sah, denn sie war nicht zu Pferde, und trug auf dem Rücken eine große Last Reisig. Barfuß versuchte die Alte durchzuwaten, aber sie mochte dem Wasser nicht trauen, und jammerte laut, denn sie mußte nach Haus, und dazu goß es jetzt wieder in Strömen. Der Graf, der denselben Regen ohne Schirm und Mantel aushielt, gefiel sich doch, eine Viertelstunde mit ihr eine Unterhaltung zu pflegen, deren Inhalt uns folgendermaßen authentisch angegeben wird: „Alte, was greint Sie denn so?" — Herr Graf, ich kann nicht 'rüber. — „Warum kann Sie denn nicht 'rüber?" — Das Wasser ist zwischen. — „So, so. Woher mag denn das Wasser kommen?" — Es regnet, Herr Graf. — „So, so. Wird's noch lange regnen?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „So, so. Ja, es regnet." — Ach ja, Herr Graf, es regnet recht sehr. — „Sie ist wohl schon naß?" — Das ginge schon, Herr Graf, wenn ich nur 'rüber wäre. — „So, so. Muß Sie denn 'rüber?" — Ja, Herr Graf, sie warten auf mich. — „So, so. Wie wird Sie denn 'rüber kommen?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „So werde ich Sie

wohl 'rüber holen müssen." — Damit trieb er sein Pferd durch die Flut, und drüben angelangt, hieß er die Alte hinter ihm aufhocken. Aber eine neue Schwierigkeit: die Frau hatte wohl hinter ihm Platz, aber nicht ihr ungeheures Reisigbündel, von dem sie sich nicht trennen wollte. „Ja, was machen wir da?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „Da werd' ich's wohl vor mich nehmen müssen." — Wer mahlt das Bild: Sturm und Regen, eine schäumende Flut, ein wohlgenährter Gaul, der rauchend durchwatet, und auf ihm der Aristokrat, der ein mächtiges Holzbündel umfaßt, und hinter ihm ein altes Bauerweib, mit den Armen seinen Leib umschlingend. — Beschenkt entließ er sie, um noch einmal, aber jetzt in eignen Angelegenheiten, das Wasser zu passiren.

Ein Moment in seinem Leben ist dunkel. Er ist nie verheirathet gewesen, aber einmal, verlautete es, sey er auf die Freite geritten. Das Gerücht sagt Nichts von einer Leidenschaft des Herzens, sondern von einer standesmäßigen Passion; er habe sein altes Wappenschild mit einem noch ältern, das eine Fürstenkrone beschattet, verbinden wollen. Da ward eine prachtvolle Equipage angeschafft, vier herrliche Rosse davor. Seine Hoffnung schlug fehl. Von einem Korbe wollen Viele wissen, aber die Hand, die ihn gereicht, blieb unsichtbar. Wenn es die Schöne, Hohe selbst war, so hat ihren Geschmack vielleicht der Umstand verletzt, daß der Kutscher auf dem hohen Bocke nicht mit dem Wagen und den Rossen in Uniform war. Der Graf hatte nicht für gut befunden, Johanns graue Jacke mit einer Livery zu vertauschen. Von diesem Ereigniß wird seine Menschenscheu datirt. Die Equipage kam unter den Schuppen, die Pferde in den Stall. Sie wurden, wie die heiligen Rosse der Germanen, gefüttert und überfüttert, aber nie mehr zu profanen Dingen benutzt. Sie sind in ihrem Fett erstickt.

Wenige Jahre vor seinem Tode trat ein Umschlag in der Lebensweise des Aristokraten ein. Human immer, wurde er jetzt menschlich. Er floh nicht mehr, er suchte die Gesellschaft. Früher, wenn er zur Stadt kam, in Kneipen und Weinhäusern absteigend, miethete er jetzt eine standesmäßige Wohnung. Er trug sich elegant, besuchte Gesellschaften und Bälle. Doch hing seine hagere, blasse Gestalt seltsam genug in der prachtvollen rothen Uniform, daß man ihn füglich mit einem wandernden Kleiderstock vergleichen konnte. Von je an ein vollendeter Gentleman gegen Damen, wurde er jetzt gegen Alle höflich, ja zuvorkommend. Besonders gern präsentirte er seine kleine goldne Dose, die er von einer hohen Fürstin erhalten, und es bedurfte nur

einer leisen Aufforderung, um die Geschichte der Schenkung aus seinem Munde zu hören.

In ihm starb ein sehr edler Mann, und ein Wohlthäter seiner Gegend. Auf seinem Paradebett, und das war seine letzte Sonderbarkeit, ließ er sich in seinem Maltheserhabit, mit sämmtlichen Orden auf der Brust, auslegen. Sein Testament war freilich auch eine Sonderbarkeit, aber es datirte von früher, und steht im nächsten Zusammenhang mit seinen aristokratischen Ansichten und seinem humanen Gefühle. Seine reichen Güter sollten durch keine Theilung zersplittert werden, sondern Einer aus der Familie Macht und Ansehen erben. Aber er wollte nicht diesen Einen wählen, das Loos sollte daher entscheiden. Vier Neffen zogen die vier Loose; der Eine wurde der glückliche Erbe, die drei übrigen gingen leer aus.

Der Plebejer.

In der Stadt, von welcher ich sprach, spielen die Straßenbrunnen eine bedeutende Rolle. Hier versammeln sich die Dienstmägde beim Schöpfen und Spülen, und besprechen und berathen Familien- und Stadtangelegenheiten. Jedes Gerücht, das Morgens durch die Konditoreien, Mittags durch die Restaurationen, und Nachmittags durch die Kaffeezirkel läuft, um fertig ausgebildet Abends in der Gesellschaft aufgenommen zu werden, hat an diesen Brunnen seine Quelle. Jede Köchin bringt das Neuste von Zank und Gestank aus ihrem Hause, um es auszutauschen gegen die Neuigkeiten aus den andern Häusern. Der Markt ist stets belebt, es fehlt weder an Waare noch an Käufern; am gesuchtesten bleiben natürlich die skandalösen Novitäten, und mancher Familie guter Leumund wurde an diesen Brunnen rein weggewaschen. Ein Wink für die städtische Polizei, ob es nicht gerathen sey, die Bürger zu zwingen, Privatbrunnen in ihren Höfen zu graben. Wenn es sich auch nicht ändern läßt, daß alle Hausbewohner aus Einem Brunnen schöpfen, und der ist oft ein unreiner, so ist es doch besser, als solche öffentliche Brunnen, wo alle Welt das Wasser aus Einer Quelle trinken muß, und Jeder das Seine zuthut. Zwar versichern Unterrichtete, wenn es dazu käme, würden alle weibliche Dienstboten ihren Herrschaften kündigen, denn es ist ein uraltes Gewohnheitsrecht in dieser Stadt, am Brunnen zu plaudern, und davon kann sie Nichts abbringen, auch

nicht die Blicke und die Stimme ihrer Herrschaft, wenn sie diese Assembleen aus dem Fenster belauscht.

Aber die Köpfe fahren plötzlich auseinander, wenn ein Einwohner dieser Stadt die Straße heraufkommt. Ein rieselndes Gelächter empfängt ihn, und ein schallendes tönt ihm nach, wenn er den Rücken gewandt. Man denke sich einen großen Mann, starkbäuchig, mit einem plumpen, gemeinen Gesichte; um es zart auszudrücken, die Grazien hatten nicht an seiner Wiege gesessen. Kopf und Körper hinten übergebeugt, den Bauch etwas nach vorn, mit den Armen weit ab vom Leibe in der Luft schlenkernd, schritt er breitbeinig einher, — wie er zu meinen schien, einen vornehmen Gang. Aber es paßte Nichts an ihm zum vornehmen Manne; am wenigsten sein ungeschickter sandfarbiger Rock, und Hosen und Weste vom gleichen Stoffe. Sein Hut aber, und der ist berühmt, war ein Musterstück von einem verschossenen, abgegriffenen, und eingedrückten Filze. Er saß ihm in der Regel so auf dem Hinterkopfe, als die Schauspieler in der Komödie betrunkene Handwerksburschen darzustellen pflegen. Daß eine solche Gestalt nicht ihrer Reinlichkeit wegen auffällt, braucht kaum angedeutet zu werden. Doch war es nicht die Erscheinung allein, welche das Aufsehen erregte. Herr Perleberg — so nennen wir ihn, um den wahren wohlbekannten Namen, der einige Aehnlichkeit mit diesem hat, zu maskiren — war ein öffentlicher Charakter der Stadt, einer, wie sonst jede Stadt deren aufzuweisen hatte; ein Mann von grimmigem Ernste, und der doch das Unglück hat, die Zielscheibe des Spottes der Straßenjugend zu seyn. Gewöhnlich waren sonst Frauen zu diesem traurigen Loose bestimmt, die Puppen oder Vogelscheuchen des Pöbels zu seyn, wie uns ja die alten Pfefferkuchenformen noch hie und da das Andenken und die Figuren solcher weiblichen Volkscharaktere aufbewahren.

Jedermann in der Stadt kannte Herrn Perleberg; die Augen Aller richteten sich unwillkührlich auf ihn, wo er erschien; die Dienstmägde sahen wir lächeln und lachen; aber für die Kinder war er ein Gegenstand der Lustbarkeit, und doch zugleich ein Knecht Ruprecht. Knaben und Mädchen liefen ihm nach, je mehr ihrer waren, um so lauter zischend, lachend, mit dem Finger auf ihn weisend. Je schneller er ging, um so muthiger waren sie hinter ihm her; aber wenn er sich einmal umwandte, so nahm auch das ganze wilde Heer Reißaus, und nicht ohne Grund; denn wehe Denen, die er erhaschte. Da schützte nicht Jugend und Geschlecht, und man hat gesehen, wie er ein hübsches junges Mädchen, das er aus dem Haufen herausgriff, auf offener Straße für ihren Muthwillen abzüchtigte. Die Stadt ist bergigt; im Winter ist es das

Vergnügen der Straßenjugend, mit kleinen Rutschschlitten die abschüssigen Straßen hinunter zu fahren. Herrn Perleberg's breiter Gang reizte zu den Versuchen, zwischen seinen Beinen mit dem Schlitten durchzuschießen. Zuweilen glückte es, zuweilen fiel der Unglückliche dabei auf's Pflaster; jedesmal aber gab es unendliche Lustigkeit, Wuth und Aufruhr. Einmal nur gelang es dem Beleidigten, nicht den Uebelthäter selbst, aber doch seinen Schlitten zu greifen. Er schwang ihn auf den Rücken, und ging gravitätisch mit dem erhaschten corpus delicti seines Weges. Vergebens baten, drohten, weinten die Knaben, ihn rührte Nichts; auch nicht das Gefolge, was sich bei jedem Schritte mehrte, und ihn durch die ganze Stadt bis an seine Hausthüre begleitete. Auch hier ließ er sich nicht erweichen, und nahm seine Beute ruhig in seine Wohnung, ohne sie jemals wieder herauszugeben.

Indem ich das Bild meines Plebejers entwarf, habe ich Ihn Versehen begangen. Ich schilderte nur, wie er aussah, nicht wer er war, und Das möchte der Wirkung Eintrag thun. Wäre er nur ein schmutziger Straßenläufer gewesen, so wäre auch der Gassenauflauf in der Ordnung, und der Schlitten auf dem Rücken nichts Außerordentliches. Aber Herr Perleberg gehörte Geburt, Stand, Vermögen, und, wenn man will, auch der Bildung nach nicht zum Pöbel. Er war Kaufmann gewesen, und lebte, ein wohlhabender Mann, von seinen Renten. Man weiß keinen so bestimmten Grund für seine Sonderbarkeiten, als für die Farbe seiner Kleidung. Um von einem bösen Schuldner Befriedigung zu erhalten, hatte er in seiner Jugend viele Stücke sandfarben Tuch als Zahlung annehmen müssen, und trug nun sein Leben hindurch an seiner Schuld; ja, wenn er Nachkommen gehabt, vielleicht wären noch einige Generationen testamentarisch von ihm verpflichtet worden, gelb und braun durch die Welt zu laufen. Der Fluch der Schuld ist, dünkt mich, von dieser Seite noch von keinem fatalistischen Dichter aufgefaßt worden.

Herr Perleberg haßte alles Exklusive; er war ein spießbürgerlicher Demokrat, und seine Reden gegen den Adel klangen recht ernsthaft, wenn man nur nicht über den Redner selbst hätte lachen müssen. Seine vermeintlichen Rechte vertheidigte er aber wie der strengste Aristokrat, und nicht allein gegen die Straßenjugend, sondern gegen Jedweden, der sie ihm zu beeinträchtigen schien. Zwei seiner Prozesse erlangten Berühmtheit, und sie leben noch jetzt im Gedächtniß unter den Namen: der Katzenprozeß und der Hutprozeß. Es wird Jedem begreiflich seyn, der Etwas von unsers Sonderlings Lebensweise kennt, daß er kein angenehmer Miether für eine reinliche Wirthin war. Aussprechen läßt sich nicht Alles, Vieles andeuten, wenn wir sagen: Herr Perleberg

betrachtete sein Zimmer als sein Dominium, wo er befugt sey, Alles zu thun und zu lassen. So stand in der Mitte dieses Zimmers ein gewisses Möbel, auf welchem er stundenlang sich erholte, hier Zeitungen und Bücher las, und selbst durch kein Klopfen sich stören ließ, sondern in der harmlosesten Ruhe seine Besuche empfing. Er aber ließ sich stören durch den äußerst unsittlichen Lebenswandel einer Hausbewohnerin, der dem keuschen Sinne des alten Junggesellen vielen Verdruß bereitete. Es war nämlich eine Katze, welche die Besuche ihrer Liebhaber auf dem Dache unter seinem Fenster in jeder Nacht empfing. Da aber die Zahl der letztern unbillig groß war, und einige derselben natürlich abgewiesen werden mußten, so gab Dies zu Auftritten Veranlassung, die jedes Gefühl, besonders aber das Ohr Eines, der schlafen will, beleidigen mußten. Vergebens hatte Herr Perleberg sich bemüht, der Hauskatze sittliche Regungen beizubringen, wozu er Stimme und Stock gebrauchte; als aber alle Vorstellungen Nichts fruchteten, hatte er zum letzten Mittel gegriffen, und in einer finstern Nacht verstummten plötzlich die Töne der Liebe und der Leidenschaft. Am grauenden Morgen fand man die Unglückliche todt im Hofe. Die That wurde ruchbar; das Katzenkonzert blieb zwar stumm, aber ein ganz anderes erhob sich im Hause, und demnächst ein furchtbarer Prozeß beim Stadtgerichte. Ob es Herrn Perleberg gelungen, bei der Kriminaluntersuchung den auf ihm ruhenden Verdacht auf die minder begünstigten eifersüchtigen Kater abzuwälzen, ist uns nicht bekannt; gewiß ist nur, daß es der Wirthin nicht gelang, den lästigen Miether los zu werden. Nach den statutarischen Rechten der Stadt war ein Katzenmord kein Grund, um einen Miethskontrakt zu lösen. Die Wirthin in ihrer Verzweiflung griff auch zum letzten Mittel. Ueber dem Miether wohnend, bohrte sie durch Diele und Decke kleine Löcher gerade über dem Bette ihres Miethers, und ließ dadurch allerlei Flüssigkeiten hinunter sickern. Herr Perleberg wurde allerdings dadurch unangenehm berührt, aber er wußte sich zu helfen: er rückte sein Bett an die andere Wand. Doch die Löcher in der Decke und der nächtliche Sprenkelregen folgten ihm auch hierhin; auch an einen dritten, vierten Ort. Endlich, als seine Decke wie ein Sieb war, und er nirgend mehr ein trocknes Lager im Zimmer fand, wich er der Macht über ihm, und zog aus.

Herr Perleberg beschäftigte sich nicht mit der Kunst, aber die Kunst beschäftigte sich mit ihm. Es gibt einen geschickten Modekonditor in der Stadt, der in Kraftmehl und Zucker ihre ausgezeichneten Bewohner zu porträtiren versteht. Einst fand unser Charakter sich in unläugbarer

Porträtähnlichkeit auf dem Tische des Kuchenbäckers. Vergebens bewies der Konditor, daß die Bildsäule nur eine Konzeption der Phantasie wäre; Herr Perleberg bewies, es sey ein Nachdruck der Wirklichkeit. Die Gesetze über das geistige Eigenthum waren damals noch nicht erlassen, und zuweilen ist Selbsthilfe mehr an ihrer Stelle, als der zweifelvolle Ausgang eines Prozesses. Also ergriff der Beleidigte sein Konterfei, zerdrückte es, und warf es dem Künstler vor die Füße. Auch dieser muß es, trotz der schreienden Gewaltthat, nicht für gerathen gehalten haben, sein Recht zu verfolgen, wenigstens entstand darüber kein Prozeß. Aber der Auftritt hatte so viel Komisches, daß die anwesenden Gäste auch ihrerseits sich gedrängt fühlten, dem Lustspiel noch einen letzten Akt anzusetzen. Als Herr Perleberg im Zorn den Hut auf den Kopf drückte, merkte er nicht, daß man ihm verschiedene Baisers und flüssige Konfitüren hineingethan. Erst als er die Thüre hinter sich zugeschlagen, und der Schweiß, der in ungewöhnlicher Dicke ihm über Stirn und Wangen rann, sogar milchweiß auf seinem Taschentuche sich ihm zeigte, brachte ihn das schallende Gelächter aus dem Laden zur Erkenntniß Den Auftritt, welcher nun folgte, vermag meine Feder nicht wiederzugeben. Seltsamer Weise hing er aber den wohlbekannten Uebelthätern keinen Injurienprozeß an, sondern stellte eine Klage wider sie an auf Schadenersatz wegen des ruinirten bewußten Hutes, wobei der Taxator gewiß in größere Verlegenheit gerieth, als der Richter.

Herr Perleberg war ein Mann, der die Freiheit liebte, und nicht die bürgerliche allein, der er in andern Verhältnissen vielleicht Opfer gebracht, über welche die Welt gestaunt hätte. Wir dürfen es wenigstens schließen aus einem heroischen Zuge, welcher allen Bewohnern der Stadt noch in der Erinnerung lebt. Er ritt eines schönen Tages auf einem Philistergaul, der *nicht* so schön war, zum Thore hinaus. Auf einem Anger sieht er Pferde, sein magerer Renner stöhnt unter ihm. Das rührt sein Herz. Plötzlich steigt er aus dem Bügel, entzäumt das Pferd, gibt ihm mit der Gerte einen Schlag, und ruft: „Du sollst auch einmal deine Freiheit genießen.“ Zaum und Zügel unter dem Arm, ist Herr Perleberg in die Stadt zurückgekehrt; was aus dem Pferde und dem Philister geworden, davon schweigt die Geschichte. Wenigstens kein Prozeß, denn von dem hätten die Mägde am Brunnen erzählt.

Ein leiser Zweifel überschleicht mich bei Durchlesung dieser Zeilen, ob mein Plebejer nach den hier geschilderten Zügen auch Bedeutung genug habe, neben meinem Aristokraten als Genrebild zu stehen. Aber

ein Zug ſeines Lebens macht ihn würdig. Ich weiß nicht, wo die Gegenwart an heroiſcher Größe etwas Aehnliches bietet. Herr Perleberg reiste auf eigne Hand nach Rom, und zugleich auf eignen Füßen. Das Ziel der großen Fußwanderung lag vor ſeinen Augen. Er ſah die Kuppeln und Obelisken, den Vatikan und St. Peter, römiſche Lüfte und römiſche Geſichter wehten und wallten ihm aus der Porta Populi entgegen. Da, einen Schritt vom Thore, machte er Halt, ſprach: Perleberg, der Menſch muß ſich zu bezähmen wiſſen! kehrte um, und trat ſeine Rückreiſe an, ohne nur noch einen Blick auf die ewige Roma zurückzuwerfen.

Eduard Duller.

Trier und Luxemburg.

Von

Eduard Duller.

Sey mir nach langer Trennung gegrüßt, ehrwürdige alte Treviris! Das Herz geht mir weit auf, da ich deine ſtattlichen Thürme wieder ſehe, und die wohlbekannten Glockentöne mich wieder mahnen: „Hier naht man der heiligen Stadt!“ Ja, nicht Köln allein kann ſich des Beinamens: „heilige Stadt“ rühmen; in goldnen Lettern prangte einſt auf deinem Neuthor, o Trier, unter den Steinbildern des ſegnenden Heilands, St. Peters, und St. Eucharius die Schrift: „**Sancta Treviris!**“ und drüber ſtand der fromme Wunſch: „**Trevericam plebem dominus benedicat et urbem!**“ Zwar haben diebiſche Hände die ſchimmernden Lettern ausgebrochen, aber noch ſtehen die Heiligen ſegnend und ſchützend über dem Thore; noch wallfahren die gläubigen Pilger Lenz für Lenz in die Kirche der weiland Abtei St. Mathias hinaus; noch rauſcht aus den hohen Wipfeln der Bäume um St. Paulin die Legende vom Martertod der erſten Chriſtengemeinde Trier's, des Konſuls Palmatius und der thebäiſchen Legion; auf jedem Weg und Steg findet die Andacht noch helle Spuren der religiöſen Tradition, gleichwie der Wanderer am Strande auf dem unermeßlichen tiefdunkeln Meeresſpiegel am Abend leuchtende Streifen, wie Fäden eines goldnen Gewebes,

ausgespannt sieht, während die Sonne ihr Antlitz mit dunkeln Schleiern umhüllet, und die Segel am äußersten Rande gleich weißen Möven sich wiegen.

Im Duft und Schmelz der Legende stand das heilige Trier schon vor meinen Geistesblicken, als ich noch ein Knabe war und mich in Wien nirgends so wohl und heimisch fühlte, als bei Beginn der Mondnacht im Riesenschatten des Stephansthurmes, wenn die steinerne Welt im falben Licht lebendig wurde, wenn ich von der Spitze des ausgebauten Thurmes das bleiche, tiefgefurchte Antlitz des alten Meisters sich auf mich herabneigen, und den Gesellen in wilder Hast von Giebel zu Giebel hinanklimmen sah, bald hinter ihm, bald vor ihm, und bald über ihm den Bösen. Damals rauschten alle verwandten Sagenklänge in meine Mährchenwelt hinüber, und ich umklammerte jenen ungeheuern Riß und Bruch des Göttlichen und Menschlichen, jene eingebildete Kluft zwischen beiden, welche das Mittelalter nur durch eine dritte Welt, durch die dämonische, ausfüllen konnte, mit solcher Knaben-Lust und Kraft, über die man später als Mann lächeln würde, wenn man seiner Kindheit überhaupt anders als mit Wehmuth gedenken könnte.

Es war die Sage von dem sogenannten „Teufelsstein" vor'm Dom in Tier, die damals zuerst eine Sehnsucht nach dieser „heiligen Stadt" in mir erweckte, — eine Sage, die sich bei so manchen großen Bauwerken des Mittelalters in den wunderlichsten Varianten (die Travestie mit eingeschlossen) wiederholt. Der Baumeister habe verzweifelt (so lautet die Sage), den Dombau mit eigener Kraft zu vollenden, und habe deßhalb den Beistand des Bösen gebraucht, dem er vorgespiegelt, er wolle ein Haus der argen Lust erbauen. Und als nun der Böse endlich erkannt, daß ihn der Meister betrogen, so habe er im Grimme eine Granitsäule niedergeschleudert; die sieht man noch heutzutage geborsten vor einer Pforte des Domes liegen. Ich wußte damals noch Nichts von Trier's Römerzeit und dreifachem Pflaster, von seinem Amphitheater und seiner porta Martis, von seiner Belagerung durch Franz von Sickingen und von seinem edeln Weihbischoff Hontheim. Mehr als Dies Alles fesselte mich, nachdem der leidige Böse Trier einmal in meine phantastische Erdkunde förmlich eingeführt hatte, eine flüchtig gesprochene Ueberlieferung, welche ich wie ein Juwel festhielt: die Nachricht vom Rocke Christi, welchen die heilige Maria gewebt, und welcher mit dem erwachsenden Heiland zugleich wunderbar gewachsen sey; dieser Rock wird im Dom zu Trier aufbewahrt (so hörte ich), und den Gläubigen je zu Zeiten feierlich gezeigt, und viele Tausende strömen dann in die heilige Stadt, um des Gnadenschatzes theilhaft zu

werden, der sich bei solchem seltenen Anlaß wie fruchtbarer Regen über sie ergießt. Ich gesteh's gern: mit voller Inbrunst des jungen Herzens hing ich damals an den Glaubenslehren der katholischen Kirche, in deren Schooß ich herangewachsen war; alle Vorstellungen, welche sie erschaffen oder geheiligt hatte, umgaben meine Kindheit wie ein ungeheurer Wald erhabener Bäume voll farbiger, süßduftender Blütendolden, die, an langen, vielfach verschlungenen Ranken vom grünen Blätterdach herabzitternd, über mir schwebten; an den Rändern der Stämme brachen sich die Sonnenstrahlen, das zarte Laub dazwischen war durchsichtig, wie Edelstein, auf jedem Zweige sangen prächtig gefiederte Vöglein, bald hell, wie Silberglockenklang, bald so ernst und schaurig, daß mir das Athmen verging; hie und da öffnete sich eine Lichtung im Dickicht zu reizenden Irrgängen, und trat ich hinein und wandelte drinnen fort, so fühlt' ich mich gefangen und war es gern. So recht aus Grund der Seele betete ich Christum als Gott an, und seine jungfräuliche Mutter als Königin der Himmel, und dennoch war mir der Heiland so ganz Mensch, und Maria so ganz blos Mutter, als wären sie beide meines Gleichen; ich fühlte es tief und warm in mir, als ob sie Alles mit mir empfänden, und doch mußt' ich ihnen in stiller Nacht wieder Alles sagen und vertrauen, was ich auf dem Herzen trug, alle jene tausend kleinen Sorgen, die ein Kind oft um die geringste Kleinigkeit der nächsten Stunde, des nächsten Tages hat, so wie alle jene tausend großen Hoffnungen auf eine reiche Zukunft, die in einer engen Knabenbrust so viel Platz haben, und so wenig Platz in der weiten Welt. Dies kindliche Vertrauen, das auch in Greisenherzen kindlich bleibt, ist wohl der süßeste Duft im Kelch jener Wunderpflanze des Katholizismus, die um so höher in den Himmel hineinwächst, je tiefer sie ihre Wurzeln hinabsenkt in die Menschenbrust. Diese reinmenschliche Auffassung und Darstellung des Uebersinnlichen, welche das Gemüth so ganz und gar umfriedete, und der regen Einbildungskraft noch immer einen so weiten Spielraum ließ, war der Zauber der Poesie, der mich an den Katholizismus fesselte. Die unsichtbare Welt des Glaubens war das Paradies meiner Kindheit; ich mußte es verlieren, als ich den Baum der Erkenntniß fand. Die goldne Mährchenwelt der Kindheit verschwand, wie jene alten Städte in den Meeresgrund hinabsanken, über deren Thürmen und Zinnen jetzt stolze Kauffahrer dahin segeln. Aber noch lange nachher zogen leise Glockentöne der verschwundenen Herrlichkeit in die Träume des Jünglings, und die Sehnsucht bebte in mir fort, wie ein Nachhall erster Liebe.

So hatte ich mir denn aus Legenden ein idealisches Bild Trier's

erschaffen und es lange treu bewahrt, als ich nach manchen Kreuz- und Querfahrten diese Stadt endlich wirklich vor mir sah. Meine religiöse Weltanschauung hatte jedoch indessen manchen Ballast über Bord geworfen; leicht und keck flog das buntbewimpelte Schiff auf den Wellen dahin. Ich hatte das Steuerruder führen gelernt, und freute mich, daß ich mich nicht mehr auf Lootsen zu verlassen brauchte. Das männliche Bewußtseyn gefiel sich nicht mehr in dem reizenden Spiel der Sinne, nicht mehr in jener idealen Gefangenschaft, in jenem blühenden und duftenden Labyrinth. Ich erkannte die Vernunft als neue Ariadne, die uns den leitenden Faden gibt, und dachte nur mit Schmerz, wie lange man sie auf Naxos ausgesetzt und die Landung auf diesem Eiland jedem Segler eben so streng verwehrt hatte, wie jene auf dem öden Strande von St. Helena. Kurz, die Stelle meiner buntschillernden Träume hatten Ideen eingenommen, und ich bekannte mich zu jener „streitenden Kirche", deren Säulen Wahrheit und Recht heißen, und von der ich hoffe, daß sie einst zur „triumphirenden" wird. Indem ich nun auf jenem Entwicklungsgange fortgeschritten war, hatte ich, wie es nicht anders seyn konnte, rechts und links viele Blüten abgestreift, die mich früher entzückt hatten; auch manchen Dornstich empfand ich, und oft mußte ich durch nackte Sandsteppen waten, die ich einst von ferne für wogende Saatfelder gehalten hatte. Was lag daran! Blieb doch der Himmel über mir immer derselbe mit seiner Sonne und seinen Sternen, diese ewige Wahrheit und dies ewige Gedicht! Fühlt' ich doch in jedem Sturm, wie in jedem Säuseln, den Odem des großen Dichters! — Sah ich doch auf jedem Blatt, das frisch aus der Knospe brach, wie auf jedem, das welk auf der Erde lag, die Schrift, die sein Finger darauf geschrieben! — Ahnt' ich doch in dieser ewig fortschreitenden „Weltpoesie" der Natur und der Menschheit — die ewig neue „Weltversöhnung." So durchaus verändert, entschieden, und entschlossen betrat ich Trier. Es war mir ein eigenthümliches Gefühl, als ich dort die religiöse Weltanschauung, in welcher ich in Wien erzogen war, vollkräftig, blütenreich, in innigster, unlösbarer Verbindung mit Geschichte und Nationalität wiederfand. Es war mehr, als der Gegensatz meiner eigenen widersprechenden Weltanschauung zu der in Trier seit Jahrhunderten ruhig und sicher herrschenden, — es war der Gegensatz meiner Vergangenheit und Gegenwart selbst, der mich überraschte. Zufrieden mit meiner Errungenschaft, blickte ich ohne Sehnsucht, aber mit Wehmuth auf Das, was ich einst wie ein Vermächtniß besessen; ich kam mir vor, wie ein Verschollener, der keinen Anspruch mehr an den Familiennachlaß hat, und der dennoch, wenn er nach langen Jahren

in's Vaterhaus heimkehrt, dieſe oder jene Reliquie des Vaters, die den Erben vielleicht gering und werthlos ſcheint, als ſein eigen betrachtet, nicht nach dem Buchſtaben des Rechts, ſondern nach dem ungeſchriebenen Recht des Herzens. So ging es mir mit einzelnen Bildern aus meiner erſten Weltanſchauung; ſie waren mir ſtehen geblieben, — wenn auch nicht auf dem granitenen Sockel des Dogma's, doch friſch und lebendig durch den Frühlingsodem der Poeſie, der ſie für alle Zeiten belebt. Die Blüten der Legende waren mir noch immer werth, inwiefern ſie nämlich rein menſchlich und poetiſch erſchienen, inwiefern ſie entweder eine höhere Idee gleichſam als leibliches Symbol umſchloſſen, oder inwiefern ein allgemein nothwendiges und gültiges Gefühl, einer ſtarken Quelle gleich, welche ſich durch alle Erdſchichten hindurch den eigenen Weg gebahnt hat, plötzlich an einer Stelle zu Tage kam, wo man es ſo wenig erwartet hatte, daß man aus reiner Verlegenheit oft zu einer Lüge ſeine Zuflucht nehmen mußte, um den mächtigen Drang der Naturwahrheit zu entſchuldigen; kurz, ein Farben-Grundton zu dem poetiſchen Bilde Triers war für mich da. An jene Legenden reihten ſich mir nun, wie Kinder Eines Vaters, wenn auch verſchiedener Mütter, die profanen Sagen, und zwiſchen alle trat die Geſchichte in die Mitte, welche ſie überragte. Die Geſchichte wirkte mir auf meinem Bilde Triers das Poetiſche erſt recht kräftig aus; ſie ſchärfte die Umriſſe, ſie hob das Licht durch ihre Schatten, das Einzelne durch die Gruppen, den reizenden Schein durch das Weſentliche des Charakters. Ich ſah die großartigen Denkmale der alten Kunſt, als Zeugen des früheren Glanzes, der einſtigen Herrlichkeit, — Grundveſten, auf denen der alte Nationalſtolz jetzt gebeugten Hauptes ruht, wie jener Jeremias auf den Trümmern des Tempels. Wie viel poetiſche Elemente liegen in dieſen Gegenſätzen von Vergangenheit und Gegenwart, von Glanz und Schatten, geſchichtlichen Gegenſätzen, wie man ſie bei wenigen deutſchen Städten in gleicher Intenſität finden mag! Eine großartige, reiche, und tief ergreifende Elegie! — Die friſche, unverdorbene Jugendkraft im Volkscharakter legte jedoch ein mächtiges Gegengewicht in die Wagſchaale. Ich lernte die Trierer kennen, und überzeugte mich, wie ihr innerer Fond ſie geſund und unverfälſcht erhält, wie ihre ſcharfausgeprägten Eigenthümlichkeiten im Laufe ſo vieler Jahrhunderte dieſelben geblieben ſind. Es iſt ſo viel urſprünglich Tüchtiges in ihrem Volkscharakter, daß ſich ein tüchtiger Menſch darüber nur freuen, ſich unter ihnen nur behaglich fühlen kann. Und nun noch das Bild der Landſchaft! Alle jene einzelnen Momente, das religiöſe, das geſchichtliche, und das pſy-

chologiſche, umfaßt die Natur harmoniſch im ſchönen, poetiſchen Rahmen. Ein breites Thal liegt wie ein üppiger Fruchtgarten vor meinen Blicken. Die ſchöne lotharingiſche Jungfrau Moſella durchwallt es langſam; gleich als wolle ſie dort am Abhange des Gebirges noch verweilen, welches ſich in's Thal hinein vorſchiebt und es zu ſchließen ſcheint, ſo wendet ſie ſich im weiten Halbkreiſe, um dieſes noch einmal zu erblicken und liebend zu umfangen. Gen Oſten, zur Rechten, ſteigen ſanfte Hügel empor, das ſind die letzten Ausläufe des Hundsrücks, bis oben hin mit Reben bepflanzt; aus dem grünen Weinlaub ſchimmert der helle Landſitz hervor; hoch oben winkt unter Bäumen das einfache Bethäuschen den Pilgern zu, welche den ſchmalen Stationsweg hinanwandeln. Weiter hinab der ſtattliche Bau der weiland Abtei St. Maximin, der Thurm von St. Paulin, Kürenz und ſein Schlößchen. Ich wende mich; da ſeh' ich jenen runden, rebenbepflanzten Vorberg, welcher die Mauerreſte des Amphitheaters verbirgt, und gegenüber vertieft ſich der Thalkeſſel, wo ſich einſt die Naumachie befand. Zunächſt daran öffnet ſich das enge, fruchtreiche Thal der Olevig, an deſſen Pforte ſich rechts der heilige Kreuzberg erhebt, einſt der römiſche Zirkus. Weiterhin ſteigt der breite Kirchthurm der geweſenen Abtei St. Mathias empor, dahinter gewahr' ich die Höhen des Matheiſerwaldes, und rechts hinab die Berge des Hintergrundes, in weichen Formen und mit ſanft geſchwungenen Umriſſen; ſcheint es doch, als wolle einer von dieſen grünen Nachbarn dem andern Platz machen, damit das Auge ſie alle recht überblicken kann; ſo ſcheiden ſich die Berge in Gruppen, und über allen ſchwebt der heitere Friede eines Idylls. Von dort her eilen der Moſel die raſche Saar, die blaue Sauer in die Arme; von dort her tritt ſie ſelbſt in's Trierſche Thal. Und nun gen Weſten! Da breitet ſich, dem Thurm von St. Mathias ſchräg gegenüber, die geſegnete Flur von Euren aus, und hebt ſich die ſanfte Halde hinan, oder, richtiger geſagt, wie ein bunter Teppich hängt ſie hernieder von dem bewaldeten Bergesrücken, aus deſſen kühler, dunkler Schlucht dort „Balduins Haus" hervorblickt, ſo recht als Ruheſitz eines alten Helden zu erkennen, der behaglich vom ſtillen Erker hinabſchauen mag auf die menſchenwimmelnde Stadt. Nun ſteigen die Abhänge des Eifelgebirges immer ſchroffer empor, — rothe Sandſteinwände, zu denen ſich die Rebenpflanzungen hinanſchmiegen; ſchöne Gruppen von ſchlanken Kaſtanienbäumen leih'n den kühnen Riffen und Maſſen einen ſüdlichen Charakter, während ich die alte ſteinerne Moſelbrücke und gegenüber die Vorſtadt Bardeln gewahre. Seht, dort hoch oben auf dem Markusberg, am ſteilen Rande ſteht die Einſiedelei,

deren Bewohner in seiner dunkeln Kutte eben den steilen Pfad herniedersteigt, um in der Stadt die heilige Messe zu hören; weiter hin am Saume des Bergrückens raget das alte Kreuz. Tiefer unterhalb winket Steinshäuschen, zwischen freundlichen Gartenanlagen halb verdeckt; jetzt gewahr' ich die Hütten, an und in die Felsen gebaut, längs des Wegs, der zu der Höhe führt; frohe Menschen ziehen den Pfad hinauf zu „Wettendorfshäuschen", welches dort jenseits des scharfen Thaleinschnittes auf der schroffen Felswand thront. Weiter hin windet sich die prächtige Heerstraße, die nach Aachen führt, den Berg hinan; Du bestaunst die kühn gesprengte Napoleonsbrücke, und wandelst Du dann unten am Saume der Mosel weiter, so verliert sich Dein Blick in der engen Schlucht, welche der stäubende Mühlbach durchtost; die Räder drehen sich, die Mühlen klappern, und unwillkürlich kommt Dir dabei eins jener Schubert'schen Lieder auf die Lippen, die so einfach, so innig vom Herzen zum Herzen klingen, oder Du erwartest, ob nicht Göthe's Müllerin auf den grünen Rasen heraustritt, oder ob Du sie wohl in der Laube entdecken kannst. Weiterhin schaut von einer hohen, breiten Kuppe, hinter welcher sich der steile Kockelsberg erhebt, „Weißhäuschen" in's Stromthal hinab. Von der Terrasse dieser schönen Villa beherrscht das überraschte Auge das ganze reiche Rundgemählde; zunächst am andern Ufer des Stromes ruht es auf den schönen Anlagen von Nell's Ländchen, auf St. Maria, dicht am Saume des Wassers, und auf jenem Garten, wo „die Saat von Gott gesät, am Tage der Garben zu reifen," im Schoos der Muttererde geborgen liegt; weiter hinten auf Kürenz, St. Maximin, und St. Paulin. Jetzt entfaltet sich die Stadt in ihrem ganzen Umfang, welcher sich scheinbar vergrößert, weil sie mit ihren Vorstädten gleichsam ein Ganzes vorstellt; aus dem Labyrinth der grauen Schieferdächer, aus dem Grün der Alleen ragen der alte Römerbau, die porta Martis majestätisch empor, und der ehrwürdige Dom mit seinen vier Thürmen, und dicht daran die Liebfrauenkirche, dann die hohe Mauer des sogenannten „römischen Pallastes" (eigentlich einer römischen Basilika), und der Thurm von St. Gangolph. Vorne an der Mosel liegen die freundlichen Häuser der Vorstadt Zurlauben, die Gebäude von St. Martin, das Zollgebäude und die Krahnen, tiefer hinein der Thurm von St. Paul, und noch weiter hinten wieder der von St. Mathias, und wenn das Auge über die Auen der Moselinsel schweift, gewahrt es wieder die Brücke, deren basaltene Pfeiler seit so vielen Jahrhunderten, der Macht der Elemente zum Trotz, noch so gewaltig dastehen, als wären sie von gestern. Welch' ein Bild, großartig und anmuthig zugleich, voll

Abwechslung, und dabei als Ganzes so abgeschlossen, wie nur immerhin der Genius eines großen, gereiften Künstlers es auffassen könnte! Wackerer Römer Ausonius, Sänger der **Mosella**, dein **gradus ad Parnassum** war der steile Pfad zu dieser Felskuppe, auf der ich jetzt stehe, und ihr „Touristen" von heutzutage, die ihr blos vom ewig jungen Vater Rhein zu erzählen wißt, kommt hieher, und fraget Euch, ob seine reizende Braut, die Mosel, nicht auch eines deutschen Liedes werth ist, so voll austönend, wie jenes: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben?"

Was mich betrifft, so bekenne ich: so schön sich das mährchenhafte Bild Triers im blauen Duft, im wunderbarsten Farbenschmelz vor meiner Knabenphantasie ausnahm, — es erscheint mir kalt und farblos im Vergleich zur Wirklichkeit.

Triers Geschichte! Verzeiht, meine Freunde, das ist eigentlich kein Stoff für eine flüchtige Skizze; es ist ein Stoff, der ernst und tüchtig behandelt seyn will, wie eine von jenen Römerbauten, welche ihr in Trier umwandelt, und aus deren versteinertem Kitt man heutzutage Säulen meißeln könnte. Eine Geschichte Triers verlangt gewaltigere Arme, als die meinigen, und sie hat solche unter den Trierern in der That gefunden. Da sind Männer voll eisernen Fleißes und voll goldner Vaterlandsliebe, denen keine Nachforschung zu langwierig, keine Berechnung zu schwierig, keine Vergleichung zu entfernt war; diese Männer haben wahrhaftig gethan, was nöthig und möglich war.

Aber was will denn nun der Cicerone neben ihnen? Er sagt ganz einfach: „Liebe Freunde, ich bin auch weit entfernt, mich für einen Cicero auszugeben. Ich wand're, wenn ihr's vergönnt, mit euch von einer zur andern Stelle, welcher die Geschichte ihr Siegel aufgedrückt hat; dann halte ich euch auf, und bitte euch: weilet mit mir; denn hier reden die Steine selbst, und es ist so schön, solchen Memnonstönen zu lauschen, es ist süß, sich dabei in alte Zeiten zurückzuträumen. Und so laßt uns froh die Spanne Zeit genießen, die uns Gott auf diesem schönen Fleck seiner Erde zu genießen gab! Laßt uns nicht ängstlich scheiden und sondern, wenn uns zwei Schwestern,

Geſchichte und Sage, zugleich denſelben Becher vollſchenken. Wohl, auf, ich bring' es euch!"

Den Marsberg hinan, meine Freunde! —

Auf dieſem runden Hügel, deſſen Umkreis aufgegraben iſt, wollen wir uns lagern. Wißt ihr, wer unter dem Hügel ruht? Ein heidniſcher Königsſohn aus dem fernen Morgenland, Trebetha mit Namen. Das war ein Sohn des Ninus, der in ur-uralten Zeiten über Aſſyrien herrſchte, und die ſtolze Semiramis zur Hausfrau hatte, das ſchönſte und gewaltigſte Weib auf dem Erdboden. Semiramis aber vertrieb ihren Stiefſohn Trebetha aus ſeinem väterlichen Königreiche Babylon, und Trebetha zog fort aus den Ländern des Aufgangs, und kam in's Abendland. Und ſeit er aus der Heimath gegangen war, gefiel ihm kein Land ſo trefflich, wie dies geſegnete Thal; da ſteckte er ſeinen Wanderſtab in die Erde, und ſprach: „Hier iſt gut Hütten bauen," und legte den Grund der Stadt Trier, die ihr hier unten in ihrer Schönheit ſeht. Solches iſt geſchehen wohl über 1900 Jahre nach Erſchaffung der Welt, und 1250 Jahre, bevor die Stadt Rom erbaut worden. So meldet die Sage. Ich ſehe euch ungläubig lächeln; ihr blickt auf die ausgegrabenen Mauerreſte des angeblichen Heidengrabes; ihr erklärt dieſelben eher für Reſte eines runden Tempels! Ja, ſo meinten auch ſchon andere kundige Leute, meine Freunde! Doch ſteiget nur hinab in die Stadt. Noch heute könnt ihr auf dem „rothen Hauſe," das euch von außen durch ſeine alten Steinbilder und Zinnen, und von innen durch ſeinen guten alten Moſter überraſcht, die Schrift leſen:

„Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis.
Perstet et aeterna pace fruatur. Amen!"

Und genügt euch dies Zeugniß noch nicht, ſo wandelt in den Saal des Rathhauſes; da hängt ein altes Bild an der Wand, das man aufgefriſcht hat; die Schilderei weiſet euch treu und naiv, Zug für Zug, Alles, was ich euch erzählte. Im vollen Ernſt: lächelt nicht über jene Sage! Die Sage überhaupt iſt die weiche, bunte Schaale, in welcher der harte, unverwüſtlich fortzeugende Kern der Geſchichte geborgen bleibt. Und wißt ihr wohl ſo beſtimmt, ob ein kindlich ſinnenfreudiges Geſchlecht den Kern bewahren würde, wenn ihn nicht jene liebliche, lockende Schaale umſchlöſſe? Es würde ihn vielleicht längſt unbeachtet weggeworfen haben, unter Steine, wo er hätte verkommen müſſen, während es ihn heilig und theuer hält, weil der Farbenſchmelz auf dem Sammt ſeiner Schaale faſt immer ein Reflex ſeiner eigenthümlichen Farbe iſt, woran es ſein Allereigenſtes erkennt.

Das iſt jedenfalls gewiß, daß man, wenn man die Wahrheit über Urgeſchichte einzelner Völker oder Volksſtämme ſucht, oft weit ſicherer geht, die Sage zu erforſchen, als ſich in jenes Labyrinth von Hypotheſen einzulaſſen, welches ältere Gelehrte im Schweiß ihres Angeſichts ausgewühlt haben; iſt man in die tiefſte Tiefe eines ſolchen eingedrungen, ſo läuft man meiſtens Gefahr, mit dem Kopf wider eine verſteinerte fixe Idee zu rennen. Drum, meine Freunde, heute Nichts von Kelten als Ureinwohnern dieſes Thals, über dem die Sonne jetzt ihre volle Pracht ausgegoſſen hat. Ich halte mich an die Trevirer; was kümmert uns heute jener Urſtamm, der im Zwielicht der Ueberlieferung noch hinter den Trevirern liegen mag? Und die Trevirer waren Deutſche, und die Deutſchen waren bieder und treu, gaſtfrei und fromm; und das ſind ja die Trierer auch noch heute. Urſprünglich freie Männer, hatten ſie ſpäter mit den Römern ein Bündniß geſchloſſen; aber die alte Freiheitsluſt fühlte bald das drückende Uebergewicht, und Induciomar, ein Mann von altem Schrot und Korn, trat muthig den Römlingen und Römern gegenüber. Ein großer Entſcheidungskampf begann; da ward der ganze Stamm der tapfern Eburonen aufgerieben, da wurden die Trierer beſiegt. Füllt die Gläſer, meine Freunde! Dem Andenken der alten Freiheit!

Und wie die Tropfen den Gläſern entſtürzen, ſo laſſet uns denken: Jahrhunderte ſind's, die entrollen. Wie klug ſuchte der weltherrſchende Römer ſeinen Beſitz ſich zu ſichern. Römiſche Landeseintheilung, römiſche Geſetze, römiſche Beamte, und — eine römiſche Kolonie in Trier! Gallier und Belgier erhalten das römiſche Bürgerrecht. Halt, luſtige Zecher, einen Augenblick halt! Dünkt es mich doch, ich hörte dort unten an der Moſelbrücke abermals das Toſen eines Freiheitskampfes; ich ſäh' römiſche Legionen ſchon wanken vor deutſchen und galliſchen Schwerteshieben. Das iſt der wackere Bataver Claudius Civilis, das ſind die Trierer unter ihren kühnen Häuptlingen Tutor und Claſſicus; ſchon haben ſie das Römerlager genommen, die Brücke beſetzt; aber grimmig treibt Cerialis, der erprobte Römerfeldherr, die Seinigen auf's neue in den Kampf, die einundzwanzigſte Legion entſcheidet ihn; die Deutſchen fliehen, und ihre Leichen hemmen die blutgefärbte Moſel im Lauf.

Zeiten dahin, — und hell wird's vor meinen Augen. Der römiſche Adler entfaltet ſeine rauſchenden Schwingen über dieſem Thale; Trier ſeh' ich als Stadt einer römiſchen Provinz (der **Gallia belgica comata**); ſchon iſt ſie ein zweites Rom ſelbſt geworden; **Augusta Trevirorum** wird ſie jetzt genannt, und der volle Nimbus kaiſerlichen Glanzes

umgibt sie. Breite Heerstraßen, vom Handel römischer Kaufleute belebt führen stattlich zu ihr herbei von Köln und von Mainz, von Rheims und von Metz; von Reben strotzen die früher kahlen Höhen; segnet das Andenken des kaiserlichen Weinfreundes Probus, ihr frohen Wasserhasser an der Mosel! Geschmackvoll gebaute Wasserleitungen schwingen sich in kühnen Bogen von einem Rebenhügel zum andern. Ja, dort neben der Heerstraße, die gen Köln führt, entdeckt ihr sogar einen Weinkanal; da strömt der Feuertrank in goldnen Wellen nach Köln hinab; eine krystallne Muschel schwimmt darauf, und in der Muschel sitzt die Sage und neigt lächelnd das sinnige Angesicht. Seht, wie gewaltige Vertheidigungsthürme die Stadt umgeben! Hoch über die Mauern raget die **Porta Martis** empor, welche für ein Werk des Kaisers Constantin des Großen gilt. Ein imposanter Bau aus Sandsteinblöcken; das Mittelgebäude enthält zwei Doppelthore, über welchen zwei Stockwerke von Hallen; zu beiden Seiten umschließen es Flügel, welche gegen das Land hinaus trotzig als halbrunde Thürme vorspringen und das Mittelgebäude um ein Stockwerk überragen; gegen das Innere der Stadt stellen sich Hauptgebäude und Flügel als eine einzige Fronte dar, obwohl die Flügel auch hier, jedoch in gerader Linie, etwas vortreten; jedes Geschoß ist mit toskanischen Säulen geziert, welche bei den oberen die Hallenfenster scheiden; doch nur der westliche Flügel hat seine volle Höhe erreicht. Stolze Triumphbogen und Palläste verkünden auch bis an die Saar hinauf den Ruhm der Kaiser, welche sich Trier zur Residenz erkohren haben; dort seht ihr die Giebel der Tempel, die Säulen des Forums, das Kapitol und das Senatsgebäude, die prachtvollen Getraidehallen und Magazine, die Bäder und Theater, Alles geschmackvoll, großartig und tüchtig, so recht nach Römerart und Römersinn; und an der Mosel pranget die **porta inclyta** mit ihren goldnen Sternen, den Schiffen ein Leuchtthurm zugleich. Zwei Stunden stromaufwärts von der Stadt, am linken Ufer, wo die Heerstraße nach Rheims führt, ragt das Monument der Sekundiner, von unten bis oben reich mit Bildwerken geschmückt. In der reichen, menschenwimmelnden Stadt hat die gelehrte Bildung ihren Sitz aufgeschlagen; weit und breit sind Triers öffentliche Schulen durch die Männer berühmt, welche daraus hervorgegangen, durch den römischen Sänger Ausonius zumal, der Trier und die Mosel in prächtigen Bildern beschrieben. Seht, wie dort die Bürger des römischen Volkes in dichten Schaaren hinauseilen zum Amphitheater, um ein blutiges Schauspiel zu sehen! Wie sie sich hastig durch die südliche und nördliche Pforte hineindrängen, und zu ihren Sitzen hineneilen! Schon ist der weite Kreis von Zuschauern gefüllt, Kopf an Kopf;

nur die Arena iſt noch leer, ihr Schieferfelsgrund glüht vom Sonnenbrand. Dumpfes Gebrüll der Raubthiere in ihren Höhlen, dumpfes Gemurmel der Zuſchauer auf ihren Sitzen, — dumpf und ſtark, wie Brauſen des Meeres vor dem Sturm. Conſtantinus gibt heute ein Schauſpiel, großartig, wie es dem Kaiſer ziemt, es zu geben, wie es römiſchen Bürgern ziemt, es zu ſchauen, — Barbaren ſollen mit Thieren kämpfen. Seht! da werden kriegsgefangene Barbaren auf die Arena herausgeführt; ein paar tauſend Franken ſind's, auch Fürſten darunter; Das erhöht den Glanz des Feſtes. Wie ſie waffenlos ſo trotzig zu Boden ſtarren, und die Ueberwinder keines Blickes werth halten! Das Zeichen wird gegeben. Jetzt öffnen ſich die Behälter; die hungernden Raubthiere ſtürzen heraus, und erfaſſen im Sprung ihre Opfer. Menſchenblut, deutſches Blut, ihr ſchauluſtigen Römer, dampfet auf dem glühenden Felsgrund und fließt in den Graben am Podium. Klatſcht auf den Sitzen, aus den Logen, der beliebten Jagd! Oder geſchah euch noch nicht genug? Verlangt die Rache, die unſichtbar im Dampfe des Blutes hoch über euren Häuptern ſchwebt, noch mehr Opfer, um das Maß voll zu machen? Noch mehr! Die Raubthiere ermatten; weniger verwöhnt, als das weltbeherrſchende Volk, wollen ſie die Koſt nicht weiter berühren, da der Hunger geſtillt iſt; da rennen die Franken, in Stolz und Verzweiflung, aneinander, faſſen ſich, und geben ſich ſelber den Tod, um den Siegern nicht länger das Schauſpiel zu geben. Wenden wir die Blicke davon ab! Lieber dorthin zur Naumachie oder zum nahen Zirkus hinan, wo Roſſe und Wagen im Wettkampf dahinfliegen. Doch auch dort hinüber verfolgt mich das Stöhnen der ſatten Thiere, und noch grauſenhafter der Beifallsruf der ſchauluſtigen Menge des Amphitheaters. Oder eilen wir in das Pantomimentheater, deſſen mahleriſche Ruinen mit ihren zierlichen Bogen, mit ihren Gängen, Gemächern, und Heizanſtalten, unter dem Namen der „Bäder" bekannter ſind. Auch dort ſtarren uns unter den lachenden Masken Angeſichter der Schlachtopfer, vom Todeskrampf verzerrt, an. Fort! flüchten wir uns in eines von jenen Landhäuſern, wie ſie mit der Pracht ihrer Granitſäulen, ihrer glänzenden Giebel, ihrer marmornen Statuen, ihrer zierlichen bunten Moſaiken, rings auf den Höhen an beiden Stromufern das Thal ſchmücken. Aber mitten durch allen Luxus, welcher dort die reichen Beſitzer umgibt, mitten durch den Lärmen ihrer Lukulliſchen Gelage, wie durch die Stille ihrer ſybaritiſchen Bäder, ſchallt noch immer jener grauſenhafte Ton. Und wie dort die Kaiſer in ihre **Augusta Trevirorum** einziehen, im vollen Glanze der Selbſtherrſcher, mit allen Schätzen und Gelüſten des Morgenlandes, mit ihren Legionen und

Sklaven, mit ihren Günstlingen und Panegyrikern, und wie das Volk ihnen entgegenwogt und sich ehrfurchtsvoll zur Erde wirft, — bemerkt ihr den grauen Bettler nicht, der da mit im Gefolge herankommt? Schritt für Schritt streift er mit dem Saum seines geflickten Mantels an die Kaiser, an ihre Feldherren, und an ihre schmeichlerischen Lobredner; Schritt für Schritt berührt er mit seinem Wanderstecken die Triumphbogen, die Tempel der alten Götter, das Forum und die Palläste. Mir ist, als hört' ich ein dumpfes Tosen und Rollen, als säh' ich die steinernen Bilder auf ihren Sockeln, die Säulen unter ihren Kapitälen wanken, die spiegelblanken Marmorwände von Rissen wie von blutigen Adern durchzogen. Was soll Das bedeuten? Wer ist der Bettler? Der Fluch, der Roma's Weltherrschaft erschüttert. Ihr Imperatoren, ihr Konstantine und Valentiniane, du Gratianus, du Theodosius, der stolze Klang eurer Namen, der Jubelsturm eurer Triumphe, sie werden ein majestätisches Getöse zum Nachhall haben, wenn das ungeheure Gebäude der alten Weltordnung mitsammt seiner goldnen Kuppel, der römischen Weltherrschaft, zusammenstürzt, und die Sühnflut der Völkerwanderung, vom Sturmesodem des Weltgerichts gepeitscht, über die Trümmerhaufen dahinrauscht.

Die Gläser gefüllt, meine Freunde! Ich bring's dem Schönen und Wahren, das in allen Fluten und Stürmen unvergänglich bleibt! Und der neuen Zeit bring' ich es! Seht, wie sie sich aus den Wassern emporringet. Wie die neue Taube, die des Christenthums, der heilige Geist, statt des einen grünen Zweiges einen ganzen reichen Lenz heranbringt für alle Lande! Wie über allen Trümmern, über allem Graus der Zerstörung der Friedensbogen ausgespannt ist, — statt der eingesunkenen kaiserlichen Triumphbogen, — ein riesiges Thor, durch welches die ganze Menschheit den Weg in's Reich des ewigen Vaters vor sich offen sieht!

Seht, eine holde Jungfrau schwebet herein in's stille Thal. Ihr Antlitz, rein und klar, leuchtet wie Sonnenschein; ein weißes priesterliches Gewand umwallet sie; emsig sucht ihr Auge am Boden zwischen den Trümmern rings umher, wie das Aug' einer Mutter nach verlorenen Kindern. Es ist die heilige Sage, welche unter wüsten Steinhaufen die Gräber der Blutzeugen aufsucht, und wo sie eines findet, und wo sie irgend eine helle Spur gewahrt, welche die ersten Bekenner des Christenthums zurückgelassen, da richtet sie fromm die gestürzten Säulen der alten Tempel wieder auf, und füget die Steine zur Wand, die Ziegel zum Dach; ein christliches Heiligthum erhebt sich über den theuren Resten, und die Leiche des Märtyrers wird zum Mittelpunkt

eines neuen Lebens. Und nun horcht, was die Legende von der Einführung des Christenthums bei den Trierern erzählt: „Zur Zeit, da Claudius Kaiser war über das römische Reich, hat der Apostel Petrus zu Rom das Evangelium verkündigt, und fromme Männer als Boten des wahren Glaubens in alle Länder ausgesandt. Und in das belgische Gallien schickte er den Eucharius, einen von den zweiundsiebenzig Jüngern Christi, und gab ihm zwei Genossen: den Valerius, als Diakon, und den Maternus, als Subdiakon. Aber auf der Reise im Elsaß starb Maternus, und Eucharius zog hierauf mit Valerius gen Rom, zu St. Petrus; dem klagten sie den bittern Verlust. Sankt Petrus aber gab ihnen seinen Hirtenstab, und hieß sie zum Grabe Materni zurückwallen, und diesen mit dem Stabe berühren. Und als sie Dies thaten, erhob sich Maternus, nachdem er vierzig Tage lang im Grabe gelegen hatte, voll neuen Lebens, und fuhr mit Eucharius und Valerius gen Gallien. Dort unterwiesen die drei heiligen Männer das Volk im christlichen Glauben, und tauften Viele; also pflanzten sie auch in Trier zuerst die Keime des Christenthums. Und Eucharius ist der erste Bischoff in Trier gewesen; auf ihn ist sein Genosse Valerius gefolgt, und auf diesen Maternus, welcher den bischöflichen Hirtenstab so viele Jahre lang führte, als er Tage im Grabe gelegen hatte. In der Kirche zu St. Mathias liegen diese drei ersten heiligen Bischöffe Triers begraben." — Den blutrothen Hintergrund dieser Ueberlieferung bilden die Christenverfolgungen; da gehen die Kirchen, welche sich die neue Gemeinde unter der Herrschaft edler Kaiser erbaut hatte, in hellen Flammen auf, und zahllose Gläubige besiegeln die religiöse Ueberzeugung standhaft mit ihrem Herzblut. So unter Valerian, und besonders unter Diocletian (284—305). Zur Zeit des Letzteren (286) hat sich, wie die Legende berichtet, die „große Trier'sche Märtyrung" begeben. Da war der grausame Rictius Varus Präfekt. Der ließ den Konsul Palmatius, weil dieser ein eifriger Christ war, und mehrere Trier'sche Rathsherrn, so wie drei Kohortenführer und viele Soldaten der thebäischen Legion, auf dem **Campus Martius** hinrichten. Freudig gingen die Bekenner alle in den Tod, und gewannen die ewiggrüne Palme. Bis Neumagen hinab war die Mosel roth von ihrem Blut. So ist es zum zweiten Mal der Name Varus, auf welchen in deutschen Landen die gekränkte Freiheit ihren Fluch gelegt, — die politische Freiheit auf jenen Quintilius Varus im Teutoburger Wald, die Glaubensfreiheit auf diesen Rictius Varus im schönen Moselthal. Jener Quintilius Varus gab sich in Verzweiflung den Tod; diesen Rictius Varus reißt die Sage als unversöhnbare Nemesis aus dem Grabe: sie ver-

dammte seinen Geist, noch Jahrhunderte lang ohne Ruh und Rast zu wandern in den öden Trümmern der Römerwelt. Um Mitternacht schweift er in den Räumen des Amphitheaters, dessen Mauern die Mönche von Himmerod zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts abgebrochen haben, um die Steine zum Bau eines Hauses in der Stadt zu benutzen. Dies Amphitheater ist überhaupt ein Lieblingsaufenthalt der Sage und des Aberglaubens. Dort weilt in einem überwölbten Eingang, welcher im Volksmunde „Cas-Keller" heißt, die verzauberte Frau Catholda, und ein Drache hütet einen großen Schatz. Catholda büßt die Untreue gegen ihren Gatten Catholdus, der sich aus Verzweiflung von der höchsten Mauer des Amphitheaters herabgestürzt, und nur Der kann die Verzauberte erlösen, der kühn genug ist, ihr ein Gleiches zu thun.

Welch ein Kontrast — von den Christenverfolgungen plötzlich zum Triumph des Christenthums! — Im Morgenroth der neuen Zeit zeigt sich das Zeichen der Erlösung, als neues Siegeszeichen hoch am Himmel. „**In hoc signo vinces!**" liest Kaiser Constantin während des Kampfes um die Herrschaft; er besiegt den Nebenbuhler und nimmt hierauf jenen Glauben an, welcher früher verhöhnt und verfolgt worden; ja noch mehr, er erhebt denselben später zur Staatsreligion. Die Sage eignet einen Antheil an diesem weltgeschichtlichen Ereigniß der Mutter Constantins, der frommen Kaiserin Helena, einer Christin, zu. Sie beruft den heiligen Agritius von Antiochia als Erzbischoff nach Trier. Agritius aber bringt (so meldet die Sage) den Leichnam des Apostels Mathias und viele kostbare Reliquien dahin, so ein Stück des wiederaufgefundenen heiligen Kreuzes, einen Nagel davon, und jenen wunderbaren Rock ohne Naht, den die Mutter des Heilands selbst gefertigt haben soll, der mit diesem gewachsen ist. Er verwandelt (wie die **gesta Trevirorum** melden) Helenas Pallast, mit vier kolossalen Granitsäulen, in eine Kirche zu Ehren St. Peters, als Metropolitankirche der Trier'schen Christengemeinde. Das ist der Dom.

Von Constantins des Großen Zeit an tritt nun das religiöse Moment in Trier als historisches hervor, und gibt dadurch dem Volkscharakter eine neue eigenthümliche Folie. Trier ist nun stolzer darauf, eine Mutterkirche zu seyn, als es früher auf Ruhm und Glanz, als Sitz der Kaiser, war. Die Legende hegt und pflegt diesen Stolz; sie legt ihm alle Schätze zu, die sie aus der unsichtbaren Welt gewinnt, und deren immer mehr, je mehr er sich daran erfreut; ja sie erringt ihren bunten Kindern, den Vorstellungen, gewissermaßen das Bürgerrecht in der wirklichen Welt. Alle Jahres- und Tageszeiten gehören

den Menschen jetzt gleichsam nur für himmlische Zwecke, nicht mehr für ihre irdischen. Die Heiligen sind zu Trier in das trauliche Familienverhältniß von unsichtbaren Beschützern getreten, welche wohlwollend auf jede brünstige Bitte hören, und, sich in aller Noth liebevoll zu den Bittenden herniederneigend, mit vollen Händen freigebig Wunder spenden; kurz, das Wunderbare ist dem Volke so lieb und so natürlich geworden, daß es dasselbe weder zu Hause noch in der Fremde, bei keiner bürgerlichen oder kriegerischen Beschäftigung, bei keinem irgend wichtigen Ereigniß mehr vermissen kann; selbst die Feste, und alle Wahrzeichen des äußeren, des öffentlichen Lebens haben einen religiösen Charakter angenommen, der zwar sinnlich ist, aber doch stets zugleich durchaus einen Abglanz des Wunderbaren trägt. Keine prunkhaften Aufzüge, keine blutigen Kampfspiele, keine Theater mehr; aber fromme Pilger wallen jetzt in großer Zahl von nah und fern zu den Reliquien der Heiligen, zu den wunderthätigen Bildern. Ich sagte: das religiöse Moment ward seit Constantins des Großen Zeiten in Trier zum historischen; aber wo ward es im ganzen Abendland anders? Die Kirche hatte das großartige Amt übernommen, alle Völker durch den Glauben zu einigen, und so mußte sie die strenge Einheit dieses Glaubens selbst mit allen und jeden Mitteln behaupten. Herausgetreten aus dem engen Verhältniß der Duldung, trat sie in den großen weltgeschichtlichen Wirkungskreis der Herrschaft ein, und mußte plötzlich jedes Recht derselben auch mit Gewalt zur Anerkennung bringen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollte, sich selbst, mit allen erhabenen Pflichten, welche sie für die neue Gesittung des Abendlandes übernommen hatte. Solche durchgreifende neue Gestaltungen lassen sich nicht ohne Blut, ohne Thränen vollbringen; wenn die Entwicklung der Menschheit einer neuen Bahn bedarf, so muß in Zeiten, wo die Menschheit nur als Masse vorannückt, der Einzelne, der sich ihr kühn in Behauptung seiner Einzelheit entgegenwirft, zermalmt werden. Solche gewaltsame Entwicklungsepochen (heutzutage nennt man sie Revolutionen; sie dauern kürzer, sind aber auch darnach!) brauchen oft Jahrhunderte zu ihrer Vollendung, sie brauchen oft Mittel, welche unseren gesunden Sinnen durchaus naturwidrig und unmenschlich erscheinen, wenn wir sie, herausgerissen aus dem großen Organisationsprozeß, eben blos als einzelne Fakta auffassen, und welche auch allerdings naturwidrig werden, wenn jene Epochen, in welchen sie als Mittel dienten, sich vollendet haben. Ich spreche hier vom Mittelalter und von der Hierarchie mit allen Institutuen, welche dadurch bedingt und nothwendig waren, als da sind z. B. Klosterwesen und Mönchthum, Ketzerverfolgungen, Zölibat. Ich

spreche, trotz Allem Dem, von der Hierarchie mit jener Bewunderung, welche der Mensch dem Entwicklungsgang der Menschheit schuldig ist. Denn darin ist nichts Zufälliges, Nichts, was blos die Laune des einzelnen Machthabers, des einzelnen großen Charakters mit dem Mal der Unvergänglichkeit zeichnen könnte; hier sind die deutlichen Spuren jener ewigen Gesetze, nach welchen die Menschheit, handelnd und leidend, im Leiden handelnd, ihrer Vervollkommnung entgegengeht; hier ist etwas Göttliches, was in ihr selbst liegt, zu erkennen. Nicht die imposante Größe des Instituts, wie es fertig und zu seinem Zwecke vollendet vor mir steht, kann mich hier überraschen; ich bewundere vielmehr die schöpferische Kraft in der Menschheit, welche ein solches Institut blos als eine Uebergangsform, blos als ein Mittel, aus sich zu Stande bringen konnte, ein Institut, wodurch die Freiheit bei allen Stürmen, bei allem Uebergreifen der rohen Gewalt — gerettet und geborgen, wodurch das verwüstete Feld der geistigen Thätigkeit wieder urbar gemacht und vorbereitet wurde, auf daß die Vernunft einst aus dem Senfkorn zum ungeheuren Fruchtbaum heranwachsen könnte. — Verzeiht, meine Freunde, daß mich meine Betrachtungen weit über die Oertlichkeit hinausrissen. Doch, wer bliebe eben hier kalt, wo nach dem Glanz des Alterthums die kirchliche Bedeutung des Mittelalters noch heute so laut zu uns redet? Fast unmittelbar nach der Anerkennung des Christenthums von Seiten des römischen Staates erhob sich rasch das kunstreiche Gebäude der Hierarchie. Schon zu Ende des vierten Jahrhunderts kommt in Trier ein Gericht über sogenannte Ketzer vor; die Einheit der Kirche verlangte die Vernichtung jedes Andersgläubigen, und der Arm des weltlichen (damals noch des kaiserlichen) Gerichts mußte ihr dazu dienen. So läßt sich schon damals in der Leitung und Handhabung des weltlichen Richteramts ein Grundzug des Prinzips erkennen, welches sich späterhin in seiner ganzen Ausdehnung geoffenbart hat, des Prinzips: daß alle weltliche Macht nur ein Lehn ist, verlieh'n von der geistlichen Macht der Kirche, auf welche Christus durch seinen Stellvertreter, den Pabst, die Herrschaft über den Erdkreis und über das ganze Menschengeschlecht übertragen hat. Indessen: das Episkopalsystem war damals noch so vorherrschend, daß die Konsequenzen jenes hierarchischen Prinzips noch keinen geebneten, weitausgebreiteten Boden finden konnten; der Erzhirt der Mutterkirche zu Trier beugte seinen Nacken nur in religiöser Ehrfurcht, noch nicht aus unabweislicher Pflicht, vor dem Nachfolger des Apostelfürsten Petrus zu Rom. Inzwischen stürzte die oströmische Herrschaft in Gallien zusammen, und im Jahr 486 vernichtete der

Frankenkönig Chlodwig den letzten Rest derselben in der Schlacht bei Soissons. Trier gehört von nun an zu dem großen Frankenreich. Laßt uns den blutdurchwirkten Teppich nicht lüften, welcher dessen Geschichte, dies Gewühl von Meineid, Brudermord, Blutrache, und Gräueln aller Art verhüllet; leise wirket da die Vergeltung und richtet die gekrönten Missethäter durch ihre eigene Erbärmlichkeit. Aber während diese Merowinger von Zeugung zu Zeugung immer mehr zusammenschrumpfen, bis sie endlich wie blödsinnige Zwerge dastehen, wächst das Geschlecht der Pipine immer größer und gewaltiger heran, bis endlich die Hierarchie zum ersten Mal ihren Ausspruch als Gottesurtheil hindonnert über die Scheitel des Volkes. Jener Akt im Jahre 752, als der Rath des Pabstes Zacharias die Entthronung der Merowinger, die Erhöhung Pipins des Kurzen heiligte, war der erste politische Triumph der Hierarchie, und zwar in einer Zeit, als das Oberhaupt der letzteren sich in nicht geringer Gefahr befand; — ein Vorzeichen kommender Zeiten! Nie kam die Hierarchie, so zu sagen, mit einem Schritt näher zum Ziele, nie erreichte sie stolzere Triumphe, als gerade in Zeitpunkten, wenn ihre Macht, im engsten Kreis von äußerer Uebergewalt umstellt, bis in den Grund erschüttert und schon unrettbar verloren schien. Die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums durch Karl den Großen, im Jahre 800, befestigte den kühnen Bau der Hierarchie. Das Kaiserthum, prangend im ganzen Glanze seiner Majestät, sollte blos der Werkmeister dazu seyn. Das tausendjährige Gleichniß von den beiden Schwertern der Christenheit fand eigentlich in der Person des Pabstes beide Hände: die eine für die höchste, unantastbare geistliche Gewalt, welche er für sich behielt, und die andere für die weltliche Gewalt, welche er nach idealem Fundamentalrecht der christlichen Weltordnung nur als ein Werkzeug in die Hand des Kaisers legte, ohne sich dadurch des Rechts der Zurückforderung in irgend einem Augenblick zu begeben. Diese politische Bedeutung der Hierarchie durchdringt nun rasch mit wahrer Zauberkraft alle ihre Institute. Unter manchen Kämpfen muß das Episkopalsystem dem Papalsystem huldigen; dafür nimmt jenes selbst hinwieder weltliche Herrscherrechte in Anspruch; und wie die dreifache Krone alle weltlichen Diademe verdunkelt, so will nun die bischöffliche Mitra zum Fürstenhut, der Hirtenstab zum Zepter werden. Das Klosterwesen hält bei dieser Umgestaltung der Dinge gleichen Schritt. Die Klöster, bisher unbeachtete Freistätten der Andacht und der Bedrängten, Pflanzschulen, von denen der frische Anbau des verwüsteten Landes und des verödeten Geistes ausging, — sie scheiden sich jetzt immer schärfer von der Laienwelt ab; durch Schenkungen, Privilegien, Exemp-

tionen wachsen sie zu einer eigenen Macht heran, und bilden wenigstens einen in sich abgeschlossenen Besitzstand. In und um Trier vermehrten sie sich schnell. Schon im fünften Jahrhundert bestand ein Kloster St. Eucharius, welches später zu St. Mathias genannt wurde, und dessen gelehrte Mönche die **gesta Trevirorum** aufgezeichnet haben. Wohl gleichaltrig an Ursprung mit St. Mathias ist die stattliche Abtei zu St. Maximin (eine reichsunmittelbare); auch hier war ein Sitz der Gelehrsamkeit. Die Abtei besaß in ihrer reichen Handschriftensammlung den berühmten **codex aureus**, welchen, einer späteren Inschrift nach, Ada, die Schwester Karls des Großen, dem Kloster geschenkt hatte. An der Mosel, ungefähr 1700 Schritte unterhalb der Stadt, erhob sich das Benediktinerkloster St. Marien, wahrscheinlich 718 gestiftet. Vor dem Martinsthore befand sich die Benediktinerabtei St. Martin, (der Ueberlieferung nach 596 gegründet). — Während nun die Hierarchie auch immer entschiedener nach der äußerlichen Anerkennung ihrer Selbstständigkeit ringt, entfaltet sich auf der anderen Seite das Lehnwesen, dessen höchsten Gipfel eigentlich eben jene ideale Belehnung des Kaisers durch den Pabst bildet, in ganz ähnlicher Weise. Es vollendet gleichsam eine weltliche Hierarchie gegenüber der geistlichen, in welcher der Pabst den Oberlehensherrn, die Bischöffe und Aebte Vasallen, die Pfarrer und Mönche die Aftervasallen darstellen. Der Kampf zwischen diesen beiden großen Instituten, von denen jedes im Kraftgefühl seiner Vollendung das andere in sich aufzunehmen strebt, ist unvermeidlich, und er kommt endlich dadurch zum Ausbruch, daß zwei Männer einander begegnen, von denen der eine, Pabst Gregor **VII.**, zu der außerordentlichen Kraft seines Geistes und Charakters auch noch die öffentliche Meinung als Bundesgenossin besitzt, während der andere, Kaiser Heinrich **IV.**, unter dem Schein der Unbeständigkeit eine Ausdauer im Wollen und Streben erprobt, die durch die Schule des Unglücks noch mehr erkräftigt, und durch den Kummer, den ihm der eigene Sohn bereitet, noch ehrwürdiger wird. Jeder von beiden Männern begriff die Wichtigkeit der Frage, wem das Recht zustände, Bischöffe und Aebte mit Ring und Stab einzusetzen, ihre Wichtigkeit für die ganze Existenz des Kaiserthums oder Pabstthums; denn behauptete der Kaiser das Recht der Investitur fort, so blieben die Bischöffe, als Lehnsträger der Staatsgüter, seine Vasallen; errang es der Pabst, so wurden sie zu dessen Lehnsmännern, und die Staatsgüter nahmen den Charakter von Kirchengütern an. Die Einsetzung des Zölibates entscheidet den Sieg der Hierarchie, deren Waffe, dem kanonischen Recht, die Kaiser zwar eine Staatsgesetzgebung, deren andern, furchtbarern Waffen aber, dem Bann

und Interdikt, sie freilich keine gleichen entgegenzustellen vermögen. Das edelste deutsche Geschlecht, das der Hohenstaufen, muß in diesem furchtbaren Entscheidungskampfe der beiden Gewalten als Opfer verbluten.

In jener Zeit des ungeheuren Ringens ergreifen selbst die Künste Partei; die Dichtkunst trägt adlig-ritterlich die Farbe der Höfe, die bildende Kunst, ausschließlich bürgerlich, dient der Kirche; jede aber bewahrt ihr Eigenstes in der höchsten Vollendung der Form, und beide verbreiten über das Gesammtleben der Nation einen zauberhaften Schimmer. Indessen nimmt bereits das deutsche Bürgerthum, unbeachtet, aber sicher, an Kraft, Selbstgefühl, und Bedeutung zu, und versucht, vom Drange nach Freiheit strotzend, nach allen Richtungen hin die starren Normen zu durchbrechen, von denen es sich zu beiden Seiten umschlossen sieht. Je entschiedener das Streben der geistlichen und weltlichen Großen nach Landeshoheit, um so kräftiger das Gegenstreben des Bürgerthums; und wie alle Kraft im Ringen gedeiht, so auch die des Bürgerthums. Dies ist auch in Trier der Fall. Kaiser Friedrich II. entscheidet die Frage 1220, indem er den Erzbischöffen (damals waltete Theodorich II. über den Sprengel) die Landeshoheit zuspricht; aber die Trier'sche Bürgerschaft will die Frage noch lange Zeit nicht für entschieden annehmen; eine Selbstständigkeit gibt man nicht so leicht und schnell hin.

Unter eben jenem Erzbischoff Theodorich II. wurde der Bau der Liebfrauenkirche, gewiß des herrlichsten Denkmals alter deutscher Kunst, welches Trier noch heute aufzuweisen hat, begonnen, einundzwanzig Jahre früher, als der Erzbischoff Konrad von Hochsteden den ersten Stein zum Kölner Dom legte. Vollendet wurde der Bau 1244 unter dem Erzbischoff Arnold II. An diesem Werke zeigt sich, wie sich der rein deutsche Baustyl völlig vom byzantinischen losringt. Die Liebfrauenkirche ist nach der Urform des lateinischen Kreuzes erbaut, jedoch mit der eigenthümlichen Abweichung, daß jener Schenkel desselben, welcher von der Vierung zum östlichen Chore reicht, hier der längere ist, während bei den meisten übrigen Kirchen gerade das Gegentheil stattfindet. Sie hat keine Vorhalle, und endlich stellt sich bei ihr die ursprüngliche Kreuzesform, durch Ausfüllung der vier Winkel zwischen dem Schaft und den Balken, als ein Rundbau dar. Dies erklärt sich dadurch, daß die Liebfrauenkirche ursprünglich nicht zum gottesdienstlichen Versammlungsort einer Volksgemeinde, sondern zum ausschließlichen einer Priestergemeinde bestimmt war, so zwar, daß der Baumeister die ganze Räumlichkeit als **sanctuarium** auffassen und behandeln konnte. Ganz vortrefflich hat er ferner durch einen Kreis von Bildwerken sowohl das große Erlösungswerk, als auch insbesondere die Beziehung des Gottes-

hauses zur heiligen Maria, welcher es geweiht ist, ausgedrückt. Betreten wir das Innere der Kirche, so finden wir die religiöse Symbolik auch hier wieder sinnig ausgedrückt. Die Kreuzesform bedingte nämlich zwölf Säulen, welche das Gewölbe tragen. Von einem blauen Steine aus, welcher sich in der Mitte des Eingangs befindet, kann nun das Auge alle zwölf auf einmal überschauen; jede Säule aber schmückt das Bild eines Apostels, so daß sich die Zwölfboten uns auf Einen Blick als die zwölf Ursäulen der christlichen Kirche darstellen. Alles Architektonische im Innern dieses Gotteshauses ist kühn, schlank, und strebend von Charakter und Verhältniß, durchaus rein und schön; der Eindruck, den wir empfangen, ein eben so freundlicher als erhebender. Leider ist jedoch statt des alten Hochaltars, welcher sich in der Mitte befand, 1788 ein anderer, barocken Styls, in den östlichen Chor versetzt, und leider sind 1771 die Glasmahlereien aus dem dreizehnten Jahrhunderte, welche die Fenster schmückten, ausgenommen und statt ihrer helle Scheiben eingesetzt worden.

Die Liebfrauenkirche steht in Verbindung mit dem Dom, und zwar durch den Kreuzgang, früherhin auch durch das sogenannte „Paradieschen," einem gewölbten Gang, welcher zu dem nördlichen Portal führte, worauf die Krönung Maria's dargestellt ist, und welcher erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts zugemauert wurde. In dem Kreuzgang, einer reichen Fundgrube für Mahler, Bildhauer, und Baukünstler, welche Sinn für deutsche Art haben, befindet sich eine Kapelle, welche den sogenannten „Krommelstuhl" enthält, eines von den Wahrzeichen Trier's, worüber schon allerlei gefabelt worden ist. Die Wahrheit beschränkt sich darauf, daß derselbe einem Domgeistlichen als Richtersitz diente, wenn geistliche Vergehen abgeurtheilt und bestraft werden sollten. Die Erbauung des Kreuzganges geschah wohl kurz vor jener der Liebfrauenkirche, vom dreizehnten Jahrhundert.

In jener Epoche hatte der Dom, diese ehrwürdige Reliquie aus der Römerzeit, schon mannigfache Zusätze und Erweiterungen erhalten, wodurch seine ursprüngliche Gestalt für das Auge des Laien fast völlig unerkennbar war. Erst in neuester Zeit hat ein scharfblickender Baukundiger in Trier die Epochen der verschiedenen Baustyle gesondert. Der römische Bau war ein auf vier kolossalen Granitsäulen ruhendes Geviert, und schon ausdrücklich für den christlichen Gottesdienst bestimmt, wie sich aus vielen Gründen für gewiß annehmen läßt, — nicht, wie die Tradition besagt, früher ein Pallast der Kaiserin Helena. Im elften Jahrhundert war der alte römische Bau sehr schadhaft geworden und eine jener Granitsäulen eingestürzt, — dieselbe, von welcher ein

Trümmerſtück jetzt vor der Pforte liegt, und welches die ſpätere Sage dem Grimm des Teufels zuſchreibt. Erzbiſchoff Poppo ummauerte nun die drei übrigen Säulen zu Pilaſtern, und erbaute die bisher gemeinhin ebenfalls für römiſch gehaltene weſtliche Fronte des Doms, deren Bauſtyl ſich allerdings dem ſpätrömiſchen noch ziemlich genau anſchloß. Der Dom erhielt nun durch Poppo's Anbau eine mehr längliche Form und jene Fronte, wie wir ſie im Weſentlichen noch heute vor Augen haben. Ein maſſiver, halbkreisförmiger Bau von zwei Stockwerken tritt aus dem Mittelgebäude hervor, welches zu beiden Seiten deſſelben je eine Pforte enthält; über den Giebelwänden dieſer Pforten ſteigen zwei viereckige Thürme empor, woran ſich je zwei ſchmälere und niedrigere runde Thürme reihen, welche die Fronte abſchließen. Zwiſchen 1152 und 1212 wurde (nebſt verſchiedenen anderen Veränderungen) der öſtliche Chor angebaut; bei dieſer Gelegenheit fand man (1196 unter dem Erzbiſchoff Johann I.) in einem alten Altare den „Chriſtusrock" wieder und bewahrte denſelben in dem neuen St. Petersaltar. Die Heiligkeit dieſer Reliquie wurde für ſo groß gehalten, daß es damals für einen Frevel galt, ſie mit neugierigen Blicken genauer zu unterſuchen, und ein Prieſter, welcher Dies wagte, erblindete zur Strafe dafür (ſo meldet die Ueberlieferung). Aber wer zweifellos-gläubigen Sinnes kam, den Rock zu ſchauen, dem war's auch zum Heil. Und ſo geſchah's, daß das heilige Gewand von Zeit zu Zeit dem Volke zur Verehrung gezeigt wurde. Im Jahre 1512 ſtrömten wohl 100,000 Pilger herbei. Von da an durfte die theure Reliquie alle ſieben Jahre gezeigt werden, und der Pabſt ſpendete den Wallfahrern einen großen Ablaß. In den Stürmen der Revolutionszeit wurde der Chriſtusrock nach Augsburg geflüchtet, von wo man ihn 1810 nach Trier zurückbrachte. In eben dieſem Jahre wurde er zum letzten Male öffentlich gezeigt; da zählte man wohl 227,217 Pilger, welche damals binnen neunzehn Tagen in den Dom kamen, um des Anblickes und Ablaſſes theilhaftig zu werden. Im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert wurden die öſtlichen Thürme des Doms und der Glockenthurm erhöht, auf der Südſeite eine Sakriſtei und die Kapitelſtube angebaut. Von 1676 bis 1711 wurde die Schatzkammer hinter dem öſtlichen Chor erbaut; in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vollendeten viele Reparaturen und damit verbundene ſonſtige, zum Theil nicht unweſentliche Veränderungen, die Reihe von Vergehen, welche ſich der barocke, damals neumodiſche Styl gegen den ehrwürdigen alten Dom zu Schulden kommen ließ, und ſo ſteht dieſer, mit den unter neuerem Mauerwerk noch erkennbaren römiſchen Kapitälen, mit ſeinem byzantiniſchen weſtlichen

Anbau und den uralten Erzbildern an seinen zwei Pforten, mit seinen Veränderungen aus der Entwicklungs-, Blüten-, und Verfallsepoche des echten deutschen Baustyls, und mit den letzten Zuthaten des Zopfgeschmacks, heutzutage als ein redender Zeuge so vieler Jahrhunderte da, eines der merkwürdigsten Bauwerke, welche der deutsche Boden trägt; bedeutungsvoll mahnt die alte Schrift auf seiner Uhr, wie der treue Eckart, der Viele fröhlich herankommen und im dunkeln Schooß des Berges verschwinden sah, das lebende Geschlecht an die Flüchtigkeit des Lebens; „**nescitis, qua hora fur veniet.**“

Laßt uns jetzt aus der Gegenwart mitten in die Vergangenheit zurückeilen; vom Dom her über die Domfreiheit auf den Markt, wie er im Mittelalter war. In seiner Mitte ragt eine alte Granitsäule, mit einem Kreuze darauf; dies Kreuz ward, wenn der Inschrift Glauben zu schenken ist, im Jahre 958 durch den Erzbischoff Heinrich aufgerichtet, zum Andenken an zahllose Kreuzeszeichen, welche damals vom Himmel auf die Menschen herabfielen. Gerade vor uns sehen wir sodann das Rathhaus, „die Steipe“ genannt, welches zwei steinerne Geharnischte behüten. Zu unserer Linken erhebt sich der hohe Thurm von St. Gangolph, welchen gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Wittwe eines Trierschen Rathsmannes erbaute. Jetzt wenden wir uns rechts, und vor uns öffnet sich die Simeonsstraße, an deren Ende ein merkwürdiger, altergrauer Bau emporsteigt. Das ist die St. Simeonskirche. Ihr fragt euch erstaunt: „Wie? stand hier nicht einst zur Römerzeit jene riesige **Porta Martis**, deren Quadern Jahrhunderte überdauern zu können schienen?“ Ganz recht! Es ist dieselbe **Porta Martis**, welche ihr jetzt in eine christliche Kirche umgewandelt seht; betrachtet sie nur genauer. Noch könnt ihr die zwei Geschoße der Fronte, die drei des linken Flügels erkennen, die römischen Wandsäulen, die Hallenfenster. Aber die zwei breiten Thorwölbungen, durch welche das Volk einst zum **Campus martius** hinausströmte, sind verschüttet; eine breite Treppe, auf welcher die Priester des Kollegiatstiftes, mit ihren Baretten, in ihren weißen Chorhemden, die offenen Breviere in den Händen, hinanwallen, führt jetzt zum ersten Stockwerk, von dort links eine schmale, steile Stiege zum zweiten empor; über dem linken Flügel erhebt sich jetzt ein viereckiger Thurm im byzantinischen Styl; die Fronte des Mittelgebäudes bedeckt ein Dach, und an den rechten Flügel schließt sich ein Anbau im selben Styl, welcher als Chor der Kirche dient und den Hauptaltar enthält; eine niedere Mauer umgibt den ganzen Bezirk des Heiligthums, welches links mit den Stiftsgebäuden zusammenhängt, während rechts ein niederes Stadt-

thor in's Freie hinausführt. Das Erdgeschoß iſt jetzt als Crypta der Ruhe der Todten geweiht; das zweite Geſchoß dient eigentlich als Gotteshaus, an deſſen inneren Wänden ſich Steinbilder alter Biſchöffe und Gedächtnißtafeln anderer Todten, an deſſen Außenwand ſich ein Bild des gekreuzigten Heilandes und andere Heiligenbilder befinden. Die Veranlaſſung, wodurch das Römerthor zur chriſtlichen Kirche umgewandelt wurde, war folgende. Zur Zeit des Erzbiſchoffs Poppo lebte Simeon, ein frommer Einſiedler vom Berge Sinai, der nach Trier gekommen war, ſieben Jahre lang freiwillig eingeſchloſſen in düſtern Räumen der **Porta Martis**; nur Waſſer und Brod waren ihm Speiſe und Trank; alles Irdiſchen völlig entäußert, diente er dort dem Herrn in ſtrenger Buße und Gebet. Und als er nach ſieben Jahren ebendort geſtorben war, erhob ihn der Pabſt Benedikt **IX.** unter die Heiligen. Der Erzbiſchoff Poppo aber weihte das Gebäude, welches der heilige Mann bewohnt hatte, und wo derſelbe begraben lag, zur Kirche ein, und verband damit ein Chorherrnſtift. Alſo blieb die alte **Porta Martis** fortan als St. Simeonskirche, mit ihren mancherlei Anbauten und Kapellen, und ward bei den Kriegen zwiſchen den Erzbiſchöffen und der Bürgerſchaft nicht ſelten auch als Befeſtigungspunkt benützt, bis die Franzoſen in den Revolutionskriegen nach Trier kamen. Da wurde das bleierne Dach abgedeckt und alle kirchlichen Einrichtungen zerſtört. Am 6. Oktober 1804 kam Napoleon nach Trier, und befahl, das Römerthor von allen mittelalterlichen Anbauten zu reinigen, ſo daß es in ſeiner urſprünglichen Form wieder frei zu Tage käme. Der neue Weltbeherrſcher hatte Sympathien für die Reliquien der alten; die Julier ſtiegen damals im Kurſe, ſeit man die Aſſignaten auf die Brutus nicht mehr honorirte. Vergißt ein Sohn ſeine Mutter ſo ſchnell, Napoleon die Revolution? Verdammt ihn nicht! Er dachte weiter zurück, er dachte: „Jene Imperatoren des Erdballs ſind meine Ahnherren!“ In Folge der Zeitverhältniſſe wurde indeſſen jener Plan einer völligen Wiederherſtellung des Römerthores aufgeſchoben, bis Trier 1815 mit dem preußiſchen Staate vereinigt wurde. Nun legte man eifrig Hand an's Werk, wie es ſich überhaupt die preußiſche Regierung ſehr angelegen ſeyn ließ, alle Alterthümer Triers, ſo das Amphitheater, die ſogenannten Bäder u. ſ. w., auszugraben und zu erhalten. Bereits im Jahre 1816 ſtand die **Porta Martis** wieder in ihrer urſprünglichen Geſtalt frei zu Tage; nur eben jenen öſtlichen Choranbau im byzantiniſchen Styl hatte man ſtehen laſſen, um den nächſten Theil des alten Gebäudes zu ſtützen, welches ſich hier etwas geſenkt hatte; am 10. Auguſt 1817 hielt König Friedrich Wilhelm **III.**

durch das Römerthor seinen feierlichen Einzug in die alte Augusta Trevirorum.

Verzeiht, meine Freunde, diesen kurzen Ausflug aus dem Reich der Vergangenheit in die neue Zeit, und nun zurück in's erstere! Ich fürchte nicht, daß uns dies Kreuzen verwirren möchte; erleben wir's doch Tag für Tag, wie eine gewisse Partei ganz andere Rückschritte versucht, und doch vermag sie unsere Köpfe dadurch nicht zu verwirren. Und zur besten Vorsorge komm' du, freundliche Sage, und geleite uns vom Römerthor hinaus, an der Stätte des Märtyrerthums vorüber, den Lauf der Mosel entlang, bis wir am jenseitigen Ufer das alte Städtchen Pfalzel gewahren. Auf deinen Schwingen trag' uns über die Wellen hinüber, o Sage! Dein Odem weht über die Trümmer hin, und sieh', schon wird die alte Herrlichkeit wieder lebendig. Dort das stille Haus erweitert sich zur fränkischen Königspfalz; ich höre Rosse wiehern und Waffen klirren; ich sehe den Pfalzgrafen, wie er sich rüstet, um dem Könige Heerfolge zu leisten gegen die Heiden. Ja, das ist er, der Pfalzgraf Siegfried, den du uns zeigst, o Sage, wie er von seiner holdseligen Hausfrau Genoveva Abschied nimmt. Dort in der Ecke steht Golo, der Hofmeister, dessen Obhut er sein bestes Kleinod auf Erden anbefiehlt. Aber während der Pfalzgraf ritterlich gegen die Heiden kämpft, entbrennt der Hofmeister in sündiger Liebeslust zu seiner schönen Herrin. Erzürnt weist ihn die tugendhafte Frau ab; da ersinnt er die arge List, verdirbt den frommen Drago, und läßt die Pfalzgräfin in den tiefen Kerker werfen, wo sie eines Knäbleins genest. Und als Siegfried heimgekehrt ist, vergiftet Golo des Herrn Ohr durch den ärgsten Verdacht, daß jener die treue Hausfrau zwei Knechten übergibt; die sollen sie mit ihrem Kinde hinausführen in den Ardenner Wald, und sie ermorden. Die Knechte aber erbarmen sich der Unschuld, lassen beide am Leben, und bringen trügerische Wahrzeichen heim. Da frohlockt der böse Golo. Die fromme Genoveva aber lebt jetzt mit ihrem Söhnlein Schmerzenreich im wilden Wald, und der liebe Gott, der Unschuld bester Hort, tröstet und erhält sie dort wunderbar, bis sie endlich der Pfalzgraf auf der Jagd wiederfindet, ihre Unschuld erkennt, und sie voller Jubel heimbringt. Da wird der Bösewicht Golo streng gerichtet. Dort in jenem Hause zu Pfalzel ist noch eine Kammer, welche Golo's Zimmer heißt, und in den unterirdischen Gewölben wandelt noch immer sein Geist, der bis zum jüngsten Gericht keine Ruhe finden kann, weil er im Leben gegen die Unschuld gefrevelt hat. Die fränkische Königspfalz ist 696 in ein Frauenkloster verwandelt worden; da war, so erzählt uns die Sage,

einſt eine Nonne, Namens Medea, von ſündiger Luſt zu dem Erzbiſchoff Poppo, einem heiligen Manne, entbrannt, und fertigte ihm mit böſer Kunſt ein Gewand, das hatte die Zauberkraft, in Dem, der es trug, Liebe zu erwecken. Dafür hob Poppo zürnend das Nonnenkloſter auf, und ſchuf daraus (1027) ein Chorherrnſtift zu unſ'rer lieben Frau. Aber nicht blos durch die Sage, ſondern auch in geſchichtlicher Bedeutung iſt Pfalzel intereſſant. Es war der wohlbefeſtigte Aufenthaltsort der Erzbiſchöffe während der Zeit ihrer Kämpfe mit Triers Bürgern, welche ſich muthig um ihre Freiheit wehrten; von hier aus, wohlgeborgen hinter Mauern und Thürmen, trotzten ihnen die gewaltigen Kirchenfürſten; hier ſtand ein ſtattliches Schloß, bis der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach bei ſeinem Verheerungszuge gegen Trier (1552) die Brandfackel hineinwarf.

Und es gab tüchtige Männer unter jenen ſtreitbaren Erzbiſchöffen Triers, welche ſchon lange als „Erzkanzler des Reichs durch Arelat," ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als Kurfürſten eine neue Bedeutung in der Reichsgeſchichte erlangten. Der Erzbiſchoff Heinrich von Vinſtingen war Triers erſter Kurfürſt, und übte das Recht der Kur zuerſt 1273 bei der Wahl Rudolphs von Habsburg. Ein Mann von durchgreifender Entſchiedenheit, eröffnete er die Reihe thatkräftiger Charaktere, von denen ihm gleich ſeine erſten Nachfolger Bohemund, Dietrich, und Balduin ruhmvoll nacheiferten. Balduin von Luxemburg zog in Wehr und Waffen mit ſeinem Bruder, Kaiſer Heinrich VII., gen Rom, und ſtand ihm zur Seite bei der Erſtürmung des Kapitols; im Zwiſt der Gegenkönige Friedrichs des Schönen und Ludwigs von Bayern entſchied er ſich für den Letzteren, und vertheidigte ihn mit Hirtenſtab und Ritterſchwert; kein noch ſo mächtiger Dynaſt, keine trotzige Stadt war vor ſeinem Arme ſicher; er beugte adeligen Stolz wie Bürgermuth; Königen und Herzogen war er ein werther Bundesgenoſſe, denn er zeigte, daß er Könige abſetzen konnte, wie er ſie ſchuf; nur der ſchönen und klugen Gräfin Laurette von Starkenburg gelang es, den mächtigen Helden zu fangen. Und wie als Held, eben ſo tüchtig waltete Balduin als Geiſtlicher und als Fürſt, und verwerthete ſein Leben bis in die ſpäteſten Tage. Da zog er ſich in die ſtille Einſamkeit der Karthauſe, die er ſtromaufwärts von Trier geſtiftet, und in die hohe Felſenwohnung am jenſeitigen Moſelufer zurück. Er ſtarb 1354. Gleich ihm ragen Kuno von Falkenſtein (Erzbiſchoff und Kurfürſt von 1362 bis 1388) und Werner von Falkenſtein, der letzte vom Mannsſtamm dieſes edlen Geſchlechts (von 1388 bis 1418), als weiſe und kraftvolle Fürſten hoch hervor. Kurfürſt Jakob von Sirk

(er regierte von 1439 bis 1466) gründete 1454 mit päbstlicher Bewilligung zu Trier eine Universität (welche erst unter der französischen Herrschaft einging); zu seiner Zeit lebten Nikolaus von Cus, Johann Trithemius, Abt zu Sponheim, und Johannes Lesuranus, alle geborene Moselländer, und berühmt durch ihre große Gelehrsamkeit.

Unter der Regierung des Kurfürsten Richard von Greifenklau (erwählt 1511, gestorben 1531) begann die Sturmflut der Neuzeit auch in Trier gegen die Ordnung der Dinge heranzutosen, welche durch jahrhundertlangen Bestand für alle Zeiten gefestet zu seyn schien, und es gehörte die Charakterstärke eines Mannes, wie jener Richard von Greifenklau, dazu, um jene Sturmflut abzuhalten, und ihre Gewalt zu vereiteln. Einem Franz von Sickingen gegenüber, muß man Richards ausgezeichnete Eigenschaften, seinen scharfen Verstand, seine Beharrlichkeit und Tüchtigkeit, seine Feldherrn- und Fürstentalente noch höher in Anschlag bringen. Franz von Sickingen, dieser einfache deutsche Ritter, dessen Macht in der Morgenzeit der Reformation so groß war, daß Könige und Fürsten seine Freundschaft suchten, der auf seiner Ebernburg, „der Herberg der Gerechtigkeit," jene verbannten Verfechter der Geistesfreiheit schützte, welche auf deutscher Erde sonst nirgends mehr sicher waren, Franz von Sickingen trug, an der Spitze des deutschen Adels stehend, keinen geringeren Entschluß im Herzen, als den: die Fürstenmacht zu zertrümmern, und der Reformation den Sieg zu verschaffen; vielleicht lag dem kühnen Manne, der sich seiner Macht bewußt war, noch der tiefere Plan im Hintergrunde, selbst Fürst zu werden, oder — „noch mehr," wie er einst im Stolz andeutete. Er benützte 1522 einen geringfügigen Anlaß, um seine ganze große Kriegsmacht gegen Richard zu wenden, und das Glück begünstigte seinen Feldzug anfangs auffallend. Bliskastell und St. Wendel fielen in seine Gewalt, und nun zog er, die Abmahnungen des Reichsregiments als „alte Geigen" verspottend, geradeswegs auf Trier zu. Er rechnete dabei auf die alte Freiheitsluft der Bürger, welche schon so manche Mißhelligkeiten zwischen ihnen und den Kurfürsten veranlaßt hatte, und stellte den Bürgern seinen Feldzug als eine Sache dar, welche lediglich ihrem Kurfürsten, nicht aber ihnen selbst gelte. In dieser mißlichen Lage entfaltete nun Richard seine ganze Klugheit und Unerschrockenheit. Er verstand es, seine Sache zu der Triers zu machen, er setzte die Stadt in trefflichen Vertheidigungsstand, und schlug die heftigen Stürme Sickingens ab. Dieser hatte sein Lager in St. Maximin und auf den Höhen des Marsberges, und beschoß die Stadt auf's heftigste. Die Ruinen der sogenannten römischen

Bäder wurden bei dieser Gelegenheit bedeutend beschädigt; aber die riesige Porta Martis widerstand allen feindlichen Kugeln. Endlich entschloß sich Sickingen, besonders weil es ihm an Pulver mangelte, zum Abzug. Die Ueberlieferung meldet, er habe, bevor er fortzog, zum Andenken an sein zahlreiches Heer, jeden Kriegsmann eine Handvoll Erde auf einen Haufen tragen lassen, und daraus sey auf der Höhe des Marsberges jener Hügel entstanden, welcher noch heute nach ihm „Franzens Kniepchen" heißt, und wo (nach einer andern Sage) der Heidenkönig Trebetha begraben liegen soll. Ein Jahr nach dieser vergeblichen Belagerung Triers erlag der kühne Sickingen seinem Schicksal. — Unter dem Kurfürsten Johann V. von Isenburg (welcher von 1547 bis 1556 regierte) drohte 1552 Triers Klöstern ein anderer Feind, der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, welcher damals mit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, dem jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, und dem König Heinrich II. von Frankreich im Bunde war. Es galt, den Kaiser Karl V. zur Freilassung Philipps des Großmüthigen zu zwingen, welchen dieser in den Niederlanden in strenger Haft halten ließ. Bei diesem Anlaß gab Albrecht seinem Haß gegen die Geistlichkeit vollen Lauf, und sein zügelloses Kriegsvolk wetteiferte mit ihm in Ausschweifungen. Während er St. Paulin und St. Maximin in Brand steckte, zeigte sich damals, was ein guter Trunk zu rechter Zeit werth ist. Wie nämlich Albrecht in vollem Grimm vor der Abtei St. Martin steht, öffnet sich plötzlich ihr Thor, und der Dechant tritt heraus, einen Becher voll köstlichen Mostlers in der Hand, und kredenzt ihn dem Feinde als Ehrentrunk. Das besänftigt des Markgrafen Grimm, und die Abtei bleibt verschont. — Wenige Jahre darnach regte sich in Trier, — diesem Sitz eines geistlichen Kurfürstenthums, — der Protestantismus. Kaspar Olevianus, ein Schüler Calvins, hielt 1559 in „der Burse bei der Ketten" (wo heutzutage der Justizpallast steht) Vorträge und später Predigten, wodurch sowohl unter dem Rath als unter der Bürgerschaft um des alten und neuen Glaubens willen großer Zwiespalt entstand. Der Kurfürst Johann von der Leyen verlangte von der Stadt Olevians Verhaftung, und bedrängte sie, als sie diese verweigerte, so hart, daß sie endlich nachgeben, und daß die Protestanten (worunter auch Olevian) auswandern mußten; dafür berief der Kurfürst 1560 die Jesuiten, welche 1563 ein Kollegium in Trier erhielten.

Von nun an traten die alten Streitigkeiten der Stadt um ihre Rechte mit den Kurfürsten wieder hervor, und dazwischen nahm jener schauderhafte Wahnsinn der Hexenverfolgungen, welcher in ganz Deutsch-

land zahllose Scheiterhaufen entzündete, auch in Trier überhand. Immer trüber und troſtloſer wird die Zeit, — es iſt die des dreißigjährigen Krieges! — die Humanität ſcheint für immer von der blutbefleckten Erde entſchwunden zu ſeyn. Um ſo herrlicher ſteht in dieſer finſtern Zeit des Jammers und des Aberglaubens ein reiner Charakter da, der Jeſuit Friedrich Spee, ein tiefſinniger Dichter, ein frommer Prieſter, ein kühner und treuer Menſchenfreund. Er ſchrieb, der Erſte, gegen die Hexenprozeſſe, das berühmte Buch: **cautio criminalis seu de processibus contra sagas.** Trier war der letzte Schauplatz ſeines menſchenfreundlichen Wirkens. Als die ſpaniſchen und kaiſerlichen Truppen am 26. März 1635 die franzöſiſche Beſatzung Triers überfielen, welche der gewaltthätige Kurfürſt Philipp Chriſtoph von Sötern in die Stadt gezogen hatte, um dieſe und das Domkapitel im Zaum zu halten, als während des Kurfürſten Gefangennehmung der furchtbarſte Kampf in den Straßen tobte, da eilte Spee unerſchrocken mitten in das Getümmel, rettete die Verwundeten und tröſtete die Sterbenden. Die gefangenen Franzoſen pflegte, die halbnackten kleidete er, und in den Spitälern waltete er unermüdlich, bis er, von der Epidemie ergriffen, als Opfer ſeines ſchönen Berufs am 7. Auguſt 1635 ſtarb. Seine irdiſche Hülle ruht in der Jeſuitenkirche zu Trier in einem Gewölbe unter dem Altare. Einen intereſſanten Gegenſatz zu dieſem reinen Bilde eines katholiſchen Geiſtlichen, wie er ſeyn ſoll, ſtellt das eben jenes Kurfürſten Philipp Chriſtoph von Sötern dar, welcher von 1623 bis 1652 regierte. Ihm galt ſein Wille als höchſtes Geſetz, wofür er unbedingten Gehorſam verlangte, und dieſer Wille war eiſern; keine Widerwärtigkeit konnte ihn beugen, das Unglück, das ſchwächere Geiſter aufreibt, ſtählte nur ſeine Kraft, und ſo war ſein ganzes Leben ein immerwährender Kampf, zuerſt gegen die Abtei St. Maximin, dann gegen das Domkapitel und die Landſtände des Erzſtiftes. Die reiche Abtei St. Maximin, ſo dicht vor den Mauern Triers gelegen, und doch von den Kurfürſten unabhängig, war ſchon lange ein Gegenſtand der Eiferſucht und des Neides. Philipp Chriſtoph nahm eine unkanoniſche Wahl zum Anlaß, um ſich ſelbſt zum Abt wählen zu laſſen, und die Einkünfte der Abtei auf dieſe Weiſe an das Erzſtift zu bringen. Vergeblich ſetzte ihm St. Maximin Widerſtand entgegen, vergeblich nahm ſich ſogar Kaiſer Ferdinand II. der Abtei an; der Kurfürſt brachte ſeine Anſprüche vor das Reichskammergericht, gewann, vertrieb ſpäterhin alle Mitglieder, welche gegen ihn Partei ergriffen hatten, aus der Abtei, und verfuhr überhaupt auf's gewaltthätigſte. Mit den Trier'ſchen Landſtänden gerieth er über ungemeine Steuer-

forderungen, mit dem Domkapitel über ein Legat in Streit, und die Folge davon war, daß er, ergrimmt, Unrecht zu behalten, die deutsche Sache verließ, und sich an Frankreich anschloß. Kaum wähnte er durch dessen Hilfe seine Herrschaft befestigt, und ließ seine Feinde sie fühlen, so wurde er, wie bereits gesagt, gefangen genommen. Erst 1646 kehrte er zurück, aber das Erste, was er that, war, drei neue Festungswerke anzulegen, um das Domkapitel im Zaume zu halten. Aber da wurde der stolze Mann gezwungen, sich einen Koadjutor zu nehmen; als solcher wurde Karl Kaspar von der Leyen erwählt, welcher 1650 einen Vergleich zu Stande brachte. Erst im Grabe fand Philipp Christoph (wie sein Epitaph im Dom besagt) 1652 die Ruhe, die er im Leben nicht finden konnte. Die Zeit des sogenannten „großen" Ludwig XIV. empfand Trier so schmerzlich, wie ganz Deutschland; es war eine Zeit, in welcher die Großen zeigten, wie klein sie waren, und wie lang man sich Viel gegen eine Nation erlauben darf, die so erschöpft ist, daß sie vor Elend und langer Dienstbarkeit fast ihr Nationalgefühl vergißt.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nimmt ein Trierscher Geistlicher, unter dem erdichteten Namen Justus Febronius, die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt in Anspruch. Wer kennt den Namen dieses Edeln nicht? Es ist der Weihbischoff Johann Nikolaus von Hontheim, untadelhaft und liebenswürdig als Mensch und als Geistlicher, und hochachtungswerth als scharfsinniger vaterländischer Geschichtsforscher. Geboren 1701, gestorben 1790, wurde er in der St. Simeonskirche begraben. „**Post LX et ultra annorum labores requiem quaesivit et hic invenit**," besagte seine Grabschrift, und gleich als ob der Geist noch nicht versöhnt sey, der ihn zum Widerruf des Febronius zwang, so fand er auch in der Simeonskirche noch keine Ruhe; seine irdischen Reste mußten 1803 von dort in die St. Gervasiuskirche wandern. „**Tandem liber, tandem tutus, tandem aeternus!**"

Und nun, meine Freunde, nur noch ein paar Worte über die jüngste Vergangenheit Triers, noch ein paar Striche zur Skizze! Am 10. August 1794 zieht der Repräsentant des französischen Volkes, Bourbotte, in Trier ein; die dreifarbige Fahne weht siegesstolz in der Stadt der Imperatoren, die von nun an ein Theil der großen französischen Republik ist. Rasch wechselt nun die Ordnung der Dinge; ein neuer Geist fliegt wie Sturmeswehn durch alle Straßen, neue Behörden werden eingesetzt, ein Freiheitsbaum streckt seine grünen Wipfel auf dem Marktplatz hoch empor, das alte Wappen Triers verschwindet, republikanische Feste werden gefeiert, und, was besser ist, freie Institutionen

werden eingerichtet, Institutionen, die man für manche Noth, für viele kleine Sorgen und Lasten wahrlich nicht zu theuer erkauft. Im Oktober 1804 betritt Napoleon die alte Kaiserstadt. So steht nun Trier abgerissen vom deutschen Reichsverbande da, und zwei Jahre später zerfällt die tausendjährige deutsche Reichsverfassung. Der letzte Kurfürst Triers aber, Klemens Wenzeslaus, stirbt fern von seiner weiland Residenz, zu Augsburg, im Jahre 1812. Noch am 4. November 1813 feiert man in Trier Napoleons Krönungsfest, und schon in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar 1814 rücken preußische Truppen in Trier ein. Im Jahre 1815 nimmt Preußen Trier in Besitz, und von da an bildet das weiland Kurfürstenthum einen Regierungsbezirk der preußischen Rheinprovinz.

Welcher Wechsel der Schicksale, welcher Reichthum der Erinnerungen! — und welche dürftige Skizze! so fügt der Cicerone hinzu. Aber eben jener Reichthum entschuldigt mich, meine Freunde; ihr habt ja von mir nicht Vorlesungen, ihr habt blos einzelne Züge zu einem Bilde verlangt.

„Du wandelst auf einem dreifachen Pflaster, wenn Du in Trier eintrittst!" so lautet ein alter Spruch — ein wahrer Spruch. So manches Denkmal aus der Römerzeit steht noch heutzutage am Licht der Sonne, — die Porta Martis, das Pantomimentheater, die Reste der Basilika, das Amphitheater, die Brückenpfeiler, zahlreiche Denksteine, Mosaiken und Bildwerke, Hausrath, Anticaglien und Münzen hat uns die Erde wiedergegeben; ja wie mancher Eckstein ist ein altes Säulenstück, wie manche Ruhebank vor dem Hause — ein verwittertes Kapitäl; wie mancher Sarkophag dient jetzt als Brunnentrog! Und doch wie viel verbirgt die Erde noch. Fast keine Erdarbeit, sey's zum Graben eines Kellers, sey's auf offenem Feld, wobei nicht Mosaikböden, Urnen, Hausrath, Bronzen, Denksteine zu Tage kommen. Wohl läßt sich im buchstäblichen Sinne hier sagen: „Die Gegenwart fußt auf der Vergangenheit."... Weniger Denkmale sind aus dem Mittelalter geblieben. Die bedeutendsten, den Dom und die Liebfrauenkirche, habe ich bereits erwähnt; das interessanteste dritte ist die außerhalb der Stadt gelegene St. Mathiaskirche (deren Erbauung der Abt Eberhard von Kamberg zu Anfang des zwölften Jahrhunderts begann,

und welche 1148 eingeweiht wurde) nebst dem an der südlichen Seite der Kirche in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbauten Klostergebäude. Das herrliche Netzgewölbe des Hauptschiffs der Kirche stammt aus dem zweiten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts, und ist ein Werk des Meisters Jodokus von Wittlich. Im Allgemeinen läßt sich behaupten: Was die Völkerwanderung für die Denkmale der Römerzeit, Das war die französische Herrschaft für jene des Mittelalters in Trier; und besonders war das Jahr 1802 für die vielen Stifte, Abteien, und sonstigen klösterlichen Institute in und bei der Stadt ein verhängnißvolles. Noch stehen zwar viele alterthümlichen Gebäude, sowohl öffentliche, wie das (jetzige) Rathhaus, das Kaufhaus u. s. w., als auch Privathäuser mit ihren vielen Geschossen, mit ihren hohen, spitzen Giebelfronten, mit ihren überwölbten, unsymmetrischen Fenstern, und dunkeln Eingängen; doch von Jahr zu Jahr gewinnt Trier durch zahlreiche und größtentheils geschmackvolle Neubauten ein ganz anderes Ansehen. Die engen Straßen erweitern sich zum Vortheil der Gesundheit und zur Bequemlichkeit des Verkehrs; aber immerhin bleibt im Ganzen der Gesammtcharakter des Alterthümlichen noch vorherrschend, und macht gerade durch den Kontrast der neueren Verschönerungen einen ganz eigenen Eindruck. Möchte (das ist mein herzlicher Wunsch, so sehr ich das Zweckmäßige und Praktische ehre) jener Eindruck nicht verwischt werden; möchte die Verschönerungssucht in Trier nie zum Vandalismus gegen das Alterthümliche werden, wie Dies in so manchen geschichtlich wichtigen Städten der Fall ist! Denn womit kann eine auch noch so glatte, aber wie oft auch so nüchterne Modernität eine verlorene Nationalität aufwiegen? Doch für Trier fürchte ich Dies nicht. Die Trierer haben tiefen Sinn für ihre reiche Vergangenheit.

Ueberhaupt wollen wir uns jetzt, da wir Trier, wie es ist, betrachten, lediglich an die Trierer halten!

Ich habe einen Dreiklang in ihrem Charakter gefunden, der rein und voll austönt, und so recht deutsch eindringt in jedes deutsche Herz, den Dreiklang: fromm, freisinnig, froh!

Zwei Erscheinungen sind's, wornach ihr den frommen Sinn der Trierer ermessen könnt. Die erste ist die gewissenhafte Beobachtung des katholischen Kultus, — ein interessantes Gegenbild zu einem Indifferentismus, wofür ich euch das Beispiel einer großen Residenz anführen könnte; die zweite ist ein großartig ausgebildeter Wohlthätigkeitssinn, welcher aus dem echten Geiste des Christenthums entspringt, ohne sich an eine bestimmte Konfession zu binden. Der Katholizismus ist in Trier mehr, als irgendwo anders, durch eine eigenthümliche Wendung der

Geschicke zu einem geschichtlichen, nationalen Element des Volkscharakters geworden; ein Angriff auf ihn wäre ein Versuch, die Nationalität selbst umzustürzen. Ja, eben aus jener eigenthümlichen Wendung der Geschicke läßt es sich erklären, wie der Trierer (gleich dem Rheinländer überhaupt) in der treuen Bewahrung des Katholizismus mit allen alten Formen desselben eine Art von Bürgschaft seiner nationalen Rechte begründet glaubt, ja wie er beide für von einander untrennbar hält. Dies ist in allen Klassen der Bevölkerung gleichmäßig der Fall und zur klarsten Ueberzeugung in den höheren Klassen gesetzet. Die strenge Beobachtung aller kirchlichen Pflichten, welche der Katholizismus seinen Bekennern auferlegt, geht dort sowohl aus einem unerschütterlichen Glauben, als auch aus einer blosen tausendjährigen Angewöhnung hervor. Man glaube übrigens nicht, daß die Frömmigkeit in Trier (natürlich bei dem edlen Kern der Bevölkerung) in Aberglauben oder Bigotterie entarte, oder daß hierarchischer Einfluß einen Fanatismus oder wohl gar einen Mystizismus erwecken könnte, wodurch die schönsten Lebensblüten im einen Fall blind zertreten, im andern mit raffinirtem Blödsinn im Keim verkrüppelt werden. So bedeutend das Klosterwesen in Trier bis zur französischen Revolution war — (noch im Jahre 1794 gab es dort zwanzig Klöster; früher noch mehr), so wenig dasselbe auch dort, wie anderwärts, jene Gebrechen verläugnen konnte, die es, wie aus seiner Natur hervorgeht, erzeugen mußte, so manchen nicht ungerechten Tadel früherhin sogar die Domgeistlichkeit auf sich lud, — immer legte gerade der Kurfürst schon aus landesherrlichen Rücksichten heilsame Beschränkungen an, welche er leichter, als jeder weltliche Fürst, durchführen konnte. Auch die schwere Prüfungszeit der Revolution darf als kräftige Gegenwirkung gegen eine Versumpfung in Bigotterie nicht vergessen werden. Und die kräftigste liegt wohl in den beiden andern Elementen des Volkscharakters, „freisinnig und froh."

Der Katholizismus trägt in Trier vorzugsweise eine heitere Farbe. Er mischt sich traulich in jede Lebensfreude des Volks und der einzelnen Familien; ja er selbst ist hier eine der schönsten mit. Kommt einmal im Lenz nach Trier; wenn die Schwalben wiederkehrten und die Lerchen sich jubilirend aus der jungen Saat emporschwingen, wenn die Euerner Flur in weißer Blütenpracht vor euch aufgerollt ist! Seht: dann ist die Stadt durch viele Tausende von Pilgern belebt, die zu jenen Heiligthümern nach St. Mathias hinauswallen, welche der Trierer zugleich als Nationalheiligthümer betrachtet; in langen Prozessionen ziehn die Fremden durch die Straßen, und Einheimische schließen sich an. Die Fahnen wallen, geistliche Lieder ertönen, jedem Zug geht ein eigener

wohlbestallter Brudermeister mit dem Heroldsstabe voran, hohe, bunt bemahlte und vergoldete Kerzen werden als Weihgeschenke zu den Altären gebracht, und haben die Wallfahrer ihre Andacht verrichtet, dann lagern sie sich unter Gottes freiem Himmel auf dem Markt und halten dort ihr einfaches Mal; wo sie an einem Hause vorbeikommen, tritt ihnen der Hausvater entgegen, beut ihnen die Hand, und bewillkommt sie als liebe Gäste. — Erlebt einmal in Trier eine Charwoche mit ihren ernsten, bedeutsamen Zeremonien, ein Osterfest mit dem vollen Jubel der Unsterblichkeitsgedanken, eine Frohnleichnamsfeier mit ihrer Blumen- und Kinderfülle, ja, jeden Sonn- und Festtag des Jahres, möcht' ich sagen! Wie das festliche Geläute von allen Thürmen Jung und Alt schon mit dem allerfrühesten Morgen in die Gotteshäuser ruft! Drinnen, welch ein Glanz der Altäre; die erhabenen Kirchenmusiken, der würdevolle Ritus, die ergreifende Todtenstille der Gemeinde in jenem Augenblick, wenn der Priester die Hostie hoch emporhebt, und das unblutige Opfer auf geheimnißvolle Weise vollbringt! Dies Alles erlebet, meine Freunde, und ihr werdet, welcher Konfession ihr auch angehören möget, die unerschütterliche Treue begreifen, mit welcher die Trierer am Katholizismus hängen.

Und nun begleitet mich in die Gebäulichkeiten des weiland Frauenklosters zu St. Irmina, welches das älteste in Trier war. Eine fränkische Königstochter Irmina soll es im siebenten Jahrhundert auf der Stelle gegründet haben, wo sich früher eine prachtvolle römische Getraidehalle befand; die Nonnen zu St. Irmina hatten in kurfürstlichen Zeiten das Recht, einen Vertreter des Klosters in die Reihe der geistlichen Landstände zu senden. Jetzt walten in jenen Mauern andere Nonnen, deren jede das heilige Gebot Christi: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst," im Geist und in der Wahrheit vertritt. Es sind die barmherzigen Schwestern von der Kongregation des heiligen Paulus, — Jungfrauen, welche freiwillig den stillen Schooß der Familie verlassen, welche an den reichen Hoffnungen lächelnd vorübergehen, die ihnen die Zukunft, als glücklichen Bräuten und Hausfrauen, entgegendeut, — welche, statt der Hand des Geliebten, die des Leidenden ergreifen, den sie vorher nie gesehen haben, — welche, statt mit lieblichen Kindern zu tändeln, Nächte lang am Bette des Kranken wachen, und seine Pulsschläge zählen, — welche sich um keine neue Mode aus Paris, wohl aber um den Verband kümmern, den sie jetzt anzulegen haben, — welche keinen Pfennig besitzen, und doch so reich sind! Sie opfern Das, was wir mit Recht den Beruf des Weibes nennen, und sie tragen dafür die Krone der Weiblichkeit, die der Menschlichkeit, so anspruchlos,

so stillselig, und doch so unbewußt. So wenig ich je verhehle, was ich vom Klosterwesen in unserer Zeit im Allgemeinen halte, eben so sehr verehr' ich von Herzensgrunde jene klösterlichen Institute, deren Mitglieder, seyen es Männer oder Frauen, ihr ganzes Leben dem Berufe der Krankenpflege widmen; vor diesen entblöset die Häupter, nicht vor dem Manne mit dem Orden auf der Brust und mit dem Stein drunter, nicht vor der Dame in der prachtvollen Karosse, die ihr, weil sie hochgeboren ist, nach einem einfältigen Herkommen grüßet, und die eures Grußes nicht werth ist. Nicht die Geburt, nicht der Rang allein adeln; die Menschenliebe adelt am schönsten, und Der nur ist ein echter Edler, der bei offenen Sinnen das weiteste Herz für die Menschheit, und sein ganzes Herz für Jeden offen hat, den ihm Gott in den Weg führt. „Ehret die Frauen!" sang unser unsterblicher Dichter. Hier wird dies Wort doppelt wahr. Ueberhaupt, wie viel Thränen, im Stillen geweint, hat der Trier'sche Frauenverein schon getrocknet, und wie selten hat dabei der Leidende die Hand geahnt, welche sie ihm trocknete. Doch seyen wir auch gegen die Männer nicht ungerecht; gestehen wir es uns viel lieber, daß zwischen beiden Geschlechtern in Trier ein Wetteifer besteht im Lindern fremder Noth, ein großartiger Wetteifer, bei welchem sich alle Stände, Reiche wie Arme, gleich betheiligen; die schönsten Beweise empfanden noch kürzlich die durch Brand verunglückten Gemeinden. Und fügen wir noch einmal auch ausdrücklich hinzu, daß dieser Wohlthätigkeitssinn eine Zartheit im Geben zur Folie hat, welche den Werth des Edelsteins für den Empfänger erhöht. —

Im weiteren Kreise gibt sich diese treffliche Eigenschaft des Gemüths als Gastlichkeit kund, welche lebhaft an die von Alters her wohl bekannte Tugend unserer Urväter erinnert. Ehrbarkeit und Biedersinn und Treue in der Freundschaft reihen sich daran. Der echte Trierer sagt Dir's gerade heraus, wie er's meint; er ist zu stolz, um sich irgend einer schielenden Wendung zu bedienen, geschweige eine Lüge zu überzuckern. Bei aller seiner Gefälligkeit und Gutmüthigkeit bedenkt er sich, Dir sein Wort zu geben, — aber wenn Du es hast, dann kannst Du darauf bauen. Soll ich's mit Einem Worte sagen: er hat vielleicht manche Ecken, an denen sich unsere feine, glatte Zivilisation stößt; aber er hat dafür auch den gesunden Kern in sich, und, Gott sey Dank, jenen Firniß noch nicht, der manche Menschen von heute meistens nur um so unausstehlicher macht, je mehr sie damit glänzen, und je mehr die innere Roheit unter allem Lack und Firniß zu Tage kommt.

Die zweite Grundeigenschaft des Trier'schen Volkscharakters ist die Freisinnigkeit. Der freie Sinn aber gibt das freie Wort, und das freie

Wort iſt der unentbehrliche Sicherheitszeiger auf dem Zifferblatt jener großen Maſchine, genannt Staat. Dieſer Zeiger gibt immer getreulich kund, wenn irgend ein Triebrad einen Zahn verloren hat, (wie das bei einem komplizirten Mechanismus kaum anders möglich iſt,) oder wenn es um einen zu viel erhielt, wie das bei Reparaturen wohl auch zu Zeiten in Eil und Angſt vorkommen mag; der Zeiger weiſt, wie geſagt, jede Störung getreulich nach, und drum iſt es vortheilhaft, auf ihn zu achten. Daß aber der Freiſinn in Trier ein echt deutſcher iſt, Das könnt ihr daraus abnehmen, daß ſich das Trier'ſche Bürgerthum — und dies habe ich hier vorzugsweiſe im Auge — in ſeinem Thun und Laſſen nie von der graden und ſicheren Bahn der Geſetzlichkeit entfernt. Wann hörte man wohl je in Trier von dem Geſpenſt geheimer Umtriebe, von politiſchen Unterſuchungen und dergleichen? Man kennt Das dort nicht. Der ruhige Bürger leiſtet den Geſetzen des Staates gern Genüge, und um ſo lieber, wenn er ſieht, daß man ihm Vertrauen ſchenkt, und wenn er ſich nicht von Beamtenwillkühr beengt fühlt. Mit gerechtem Stolz blickt er auf ſeine Inſtitutionen, als auf das theuerſte Kleinod, welches ihn für eine ſchwere Zeit reich entſchädigt, und mit Vertrauen blickt er in die Zukunft, von welcher er den feſten Fortbeſtand dieſer Inſtitutionen erwartet. Man ſchreibt ihm gemeinhin eine Vorliebe für Frankreich zu. Es liegt etwas Wahres und etwas Unwahres zugleich in dieſer Annahme. Wahr iſt es, und ſehr natürlich, daß er mit Liebe an Frankreich denkt, weil er durch eine eigenthümliche Fügung von dort her jene urdeutſchen Inſtitutionen erhielt, die dem freien deutſchen Sinne des Moſel- und Rheinländers ſo ſehr entſprechen. Unwahr wäre es, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß eine ſolche dankbare Erinnerung ihn dem deutſchen Weſen entfremde. Nein, der Trierer iſt gut deutſch.

Der dritte Grundſtoff des Trier'ſchen Charakters iſt der Frohſinn. Er ziert die Fahne einer feurigen Nationalgarde, in deren vorderſter Reihe die Namen Casler, Pisporter, Zeltinger, Scharzer, Brauneberger, und noch manche andere ruhmvoll verzeichnet ſtehen, und deren nähere Bekanntſchaft ich euch, meine Freunde, nicht dringend genug empfehlen kann. In allen Nöthen und Stürmen, unter allen Laſten und Sorgen hat der Trierer den Frohſinn ſich bewahrt, der ihn nicht verläßt, der ihn tröſtet und aufrichtet. Es iſt nicht jene feine, echtfranzöſiſche Lebenskunſt, wie in Mainz, nicht jener markige, funkenſprühende Volkshumor, wie in Köln, was ich meine; der Trier'ſche Frohſinn liegt zwiſchen beiden in der Mitte, ohne ſie erreichen zu können; er iſt ſtiller, beſchränkter, behäbiger. Er ruft das Volk nicht in Maſſe auf die Straße,

er bewirkt kein öffentliches Leben, er bringt keinen Karneval zu Stande. Dafür aber verschönert er die engeren Kreise des Familienlebens; er lockt die Eltern, die Kinder, die Hausfreunde und Gäste hinaus in irgend eines von jenen reizenden, stillen Thälern, auf einen jener Aussichtspunkte, woran Triers Umgebungen so reich sind. Oder die muntern Freunde ziehen mit Flaschen und Gläsern hinaus in den Wald, und lagern sich um die klare, kühle Quelle; doch glaubet nicht, daß sie Hydropathen werden wollen. Seht, ein paar Botaniker von der Gesellschaft zerstreuen sich im Walde, und bald kommen sie wieder mit reicher Ausbeute beladen, doch nicht um sie in's Herbarium zu legen; nein, eine Menge verschiedener Kräuter (Waldmeister ist ihr Herr und König) werden in Reih' und Glied vor euch ausgestellt, und als Rekruten gemustert; sie sollen in die berühmte Nationalgarde eintreten; der mächtige Napf wird zum Sammelplatz, und nun beginnt unter frohen Liedern das große, geheimnißvolle Werk. Die Elfen lauschen in alten Eichelhülsen, und eh' ihr's merkt, huscht euch ein Neugieriger dieses unsichtbaren Völkchens über die Stirne, und haucht euch über die Augen, daß euch das breite Laubdach der Eiche als Königshalle erscheint, grünfunkelnd von Edelsteinen, und daß ihr schmucke Reihen von Vasallen vor euch seht, geharnischte Sonette oder gepanzerte Lieder; oder ihr erblickt einen unergründlichen goldnen See, dessen Ufer mit weißem Marmor eingefaßt sind; mitten aus den Fluten erhebt sich eine schlanke duftende Wunderblume, und grüne Inseln schwimmen in den Wogen umher. Da weckt euch „ein Klingen wie Flöten so süß, wie Stimmen der Engel im Paradies;" ein Freundesarm hält euch umschlungen; die grünen Römer sind's, die Musik machen, und der Geist des „Maiweins" war der Zauberer, der euch in's schöne romantische Land entrückte.

In einer anderen, aber gleichwohl verwandten Weise, gab sich der Frohsinn in früherer Zeit bei gewiegteren Männern kund, nämlich in dem Institut der Schoppenstecherei. Ihr fragt mich um das Nähere darüber? Ich erzählte es schon an einem andern Orte, aber vor so wenigen Zuhörern, daß ich wohl nicht in die Erbsünde alter Anekdotenjäger verfalle, wenn ich es wiederhole. „Einen Scherz in Ehren soll Niemand wehren," dies sey meine Vorrede zur zweiten Auflage. Nun denn hört: „Zur Zeit, als der König von Frankreich so grausam gegen den Templerorden gewüthet hatte, machten sich einige in Cypern gebliebene Brüder, glaubhaften Ueberlieferungen zufolge, mit einem Becher, einer Lanze, und einem tüchtigen Schluck auf die Reise, und fuhren, als Weinschröter verkleidet, bis an den Rhein, und die Mosel

hinauf bis gen Trier. Dort versammelten sie sich in der Kiliansnacht, Schlag zwölf Uhr, in einem Hause, welches die profane Welt schlechtweg Trinkstube nennet. Und sie tauften den Becher aus Cypern aus Vorsicht nach der Landessitte „Schoppen;“ Dies geschah aber, indem sie ihn zum ersten Mal mit echtem Mosler füllten, der Moslim gedenkend im Morgenland, und ihn austranken, einer nach dem andern, und zwar jeder so oft, als Dies menschlicher Kraft möglich ist. In jener verhängnißvollen Mitternachtstunde geschah es, daß die edlen Tempelherren den Gedanken auf's neue aufgriffen, ihren Orden nicht aussterben zu lassen; um aber diesen Vorsatz gewisser zu erreichen, beschlossen sie, demselben einen ganz andern Namen zu geben, und zugleich einen ganz andern Zweck unterzulegen. Nun ist es bewiesen, daß der Wein gewissermaßen, d. h. übermaßen, des Menschengeschlechts gefährlichster Widersacher sey. Derohalben beschlossen die edlen Ritter, dem Wein ewige Feindschaft zu schwören, in solcher Weise, daß sie mit größter Selbstaufopferung dies fürchterliche Getränk allmählig vom Erdboden vertilgen wollten. Und es ward ihm Fehde entboten, und die Lanze geweiht im Namen der Ehre und des hohen Ritterthums, auszustechen jenen furchtbaren Feind, der da im Schoppen hauset, und „Schoppenstecher“ nannten sich von nun an die treuen Ritter. Der Bund, den sie beschworen, sollte aber geheim gehalten werden vor den Augen der profanen Welt, und diese Satzung ward abgemacht, daß nur Der sortan zum Ritter geschlagen werden dürfe, den vierundzwanzig Schoppen nicht schlagen konnten; und der Spruch dazu hieß: „Das leide vom Wein, und von keiner andern Flüssigkeit auf Erden!“ Hochmeister und Großkanzler sollte aber nur Der werden können, welcher den Erbfeind fünfzig Mal niedergestochen, und Knappendienste müßten Die verrichten, deren Mannhaftigkeit es nicht über zwölfmal hinausbringe. Da ward ausdrücklich festgesetzt, daß schwerer Dämel, so wie K.....jammer, die Würde wieder vernichte; doch ein leichter Schlummer, so sieben Tage und Nächte nicht überdaure, sey gestattet zur Erholung für künftige Kämpfe. Und da der Orden, seinem innersten Wesen nach, so wie um bösem Leumund zu steuern, endlich auch wegen seiner philanthropischen Tendenz Geheimbund bleiben müsse, und daher alle äußeren Abzeichen ausschließe: so sollten an die Meistleistenden, zur Aufmunterung für die in guten Werken noch schwächeren Mindestvertragenden, eigene Patente ausgestellt, von Hochmeister und Großkanzler gefertigt, und an die mannhaftesten Brüder vertheilt werden.“ — Dies ist die authentische Geschichte von dem Ursprung der edlen Schoppenstecherei, deren beide Achsen Trier und Koblenz waren, so daß sich alle Bestrebungen der

geheimen Brüder in einer retrograden ekliptischen Ellipse bewegten. Gravitation war übrigens das astronomische Grundgesetz des Bundes; er betrachtete es auch von der politischen Seite, jedoch machte er auf dem Felde der Politik eine ganz paradoxe Anwendung davon, nämlich die Intervention. Man weiß, daß Eifersucht zwischen größeren und kleineren Höfen gar oft schon der gefährliche Zündstoff zu bedeutenden Kriegen war, und es läßt sich ferner wohl nicht läugnen, daß Gasthöfe auch Höfe sind, wenn auch nicht alle Höfe gastlich sind. Der Schoppenstecher wußte sodann, daß auch bei Gasthöfen Kabinettsintriguen vorkommen, und Reibungen erzeugen, welche für den Bestand der öffentlichen Ruhe nicht anders als bedenklich werden können. Deßhalb suchte nun der echte Schoppenstecher bei besagten Höfen als Vermittler aufzutreten, und deßhalb strebte er, unermüdet von einem zum andern gehend, jeden zufrieden zu stellen, wobei er bei keinem die „Etikette" übersah. So machte er an jedem Abend eine diplomatische Patrouille von einem erlauchten Hofe zum andern. Aber wie alles Irdische leider eine Zeit des Verfalles erleben muß, so auch das weiland hochberühmte Institut der Schoppenstecherei. Die Hofmarschälle der genannten Höfe haben sich in ihrem Wesen im Vergleich zur Vorzeit nicht verschlechtert, — im Gegentheil, sie und ihre Weine sind wo möglich feiner geworden, als sonst; aber die Brüderschaft der Schoppenstecher ist verzagter geworden. Während sich sonst die Zahl der Reisenden durch die Anwendung neuer und schnellerer Kommunikationswege vermehrt, ist die Zahl unserer geheimnißvollen reisenden Weinvertilger sehr zusammengeschmolzen, und es gibt jetzt fast nur so viel Knappen, als es früherhin Ritter gab. Man begnügt sich jetzt mit ein paar Flaschen, und zwar mit Beobachtung der „Ortseinheit;" im allerbesten Fall wechselt die Szene zwei bis dreimal an einem Abend. Wie lange wird es noch währen, so geht es mit den Schoppenstechern, wie mit den Mohikanern, und ein Trier'scher Cooper schreibt einen Roman vom „letzten Schoppenstecher!"

Glaubt übrigens nicht, meine Freunde, daß der Trier'sche Frohsinn etwa einzig und allein gleich Perlen aus dem Grunde des Bechers emporsteigt! Eine höhere Potenz, die Musik, greift hier noch mächtig wirkend ein und veredelt die echte Lebensfreude. Der Gesang, besonders in neuerer Zeit durch treffliche Männer mit warmer Vorliebe gepflegt, hat eine Liedertafel aufgeschlagen, an der jeder frohe und gebildete Mensch, gleichviel, welchem Stande er angehöre, ohne Umstände Platz ergreifen darf. Da zeigt sich recht die volle, unmittelbar eindringende Macht der Kunst, und Schillers Lied von der Freude findet hier einen

lebendigen Kommentar in allen Herzen. Glück auf und lang Gedeih'n! — Ein anderer Brennpunkt des gesellschaftlichen Zusammenlebens ist das Kasino, wo der Tanz sein schönes, unverjährbares Recht geltend macht. — Ich merke, daß euch eine Frage auf den Lippen schwebt, meine Freunde, und — was gilt's — ich errathe sie, bevor ihr sie aussprecht. Ihr möchtet wissen, ob in Trier nicht auch, wie in vielen Städten gleichen Ranges, jenes Gespenst spukt, das wir uns schon von weitem durch alle möglichen Exorzismen vom Leibe zu halten suchen, jener böse Kobold, der überall, wo er sich zeigt, die Geselligkeit vergiftet, — der Kastengeist? Die Antwort ist schwer und ist leicht, — wie man's nimmt. Ich für meine Person bin ihm in Trier nie begegnet. Aber bestimmt kann ich es deßwegen noch nicht behaupten, daß ihm Trier eine terra incognita ist. Um diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen, will ich euch nur bekennen, daß ich mich in Trier stets am liebsten im wackern Bürgerthum bewegt habe; das Bürgerthum aber messe ich mir im weitesten Kreise nach dem entsprechenden Geiste, nicht nach der bestimmten bürgerlichen Beschäftigung. Und so will ich mir denn auch über das Ganze, woran ich nur in einzelnen Kreisabschnitten Theil nahm, kein umfassendes Urtheil erlauben. Aber in jenem großen Kreise des Bürgerthums, ich wollte sagen: des Bürgersinns, einem Kreise, welcher Bürger, Beamte, und Offiziere umschließt, fühlte ich mich so behaglich, als es einem Menschen irgend zu Muth seyn kann, der im Bürger, im Beamten, im Offizier, im Geistlichen, vorzugsweise nur den Menschen erfassen will, und die Beschäftigung, das Amt, den Stand so nebenbei liegen lassen kann, wie ich. Ich muß es bekennen, daß ich in der immer größeren Erweiterung dieser schönsten Bürgerlichkeit einen Fortschritt und ein Heil für unsere gesellschaftlichen Zustände finde, wodurch wir zugleich dem Ideal des Staats immer näher kommen. Der gebildete Mann macht im geselligen Leben seine besondere Stellung eben so sehr nicht geltend, als der innerlich gemeine, sey er auch äußerlich hochgestellt, sich bestreben wird, sie als Surrogat seiner Persönlichkeit vor sich zu schieben.

Dies führt mich auf den Zustand der Bildung in Trier überhaupt, und auf das dortige geistige Leben. Es ist eine Thatsache, welche sich durchaus nicht in Abrede stellen läßt, daß die Bildung in Trier unter preußischer Herrschaft bedeutende Fortschritte gemacht hat, wobei ich nicht die blos gelehrte Bildung verstehe, (dafür sorgte auch früherhin die Universität), sondern vorzugsweise die allgemein menschliche Durchbildung des Volkes im Ganzen und Großen. — Daß die Grundstoffe dazu im Volke von jeher vorhanden waren, beweisen nicht etwa blos

die bedeutenden Männer in allen Fächern des Wissens, auf welche Trier stolz seyn darf, sondern auch die Eigenschaften des Volkscharakters im Allgemeinen, die lebendige Auffassung und Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute. Nun rechne man für's Erste die eigenthümliche Stellung Preußens hinzu, welches als Staat darauf angewiesen ist, seine Basis in der immer tiefer sich entwickelnden Intelligenz festzustellen, man rechne noch die besondere rege Aufmerksamkeit dazu, welche Preußen gerade der Rheinprovinz, einem der schönsten Juwele in seiner Krone, mit Recht widmet, die zahlreichen Anstalten für Beförderung des Schulwesens und der Lehrerbildung, der Realkenntnisse, des Gemeinwohls und der Humanität; — und man wird, wenn man die Probe macht, meine Summe richtig finden. Es ist anderseits nicht zu läugnen, daß ein großer Theil derselben nicht blos dem Volk oder der Regierung, sondern auch der Zeit selbst im Ganzen und Großen zu verdanken ist, einer Zeit, in welcher Rückschritte im Großen überhaupt gar nicht gethan werden können, und jedes Vorwärtsschreiten des Einen gleich wieder das verdoppelte des nächsten Andern zur unmittelbarsten Folge hat. Dies zeigt sich wohl am auffallendsten in der Industrie. Darin war Trier am längsten zurück (die Gründe, weßhalb? lassen sich hier nicht so schnell entwickeln), ja, es herrschte sogar geraume Zeit jenes leidige Vorurtheil, das uns im Allgemeinen auch anderwärts um unsre besten jungen Kräfte und Säfte betrogen hat, — das Vorurtheil des kleinlichen, verzagten Egoismus, welches die Jugend zum Staatsdienst, als zur „sichern Versorgung" hintrieb, und dadurch den Staat zu einer Pfründneranstalt machte, während es abschreckte von dem Einsatz der Persönlichkeit in's große Lotto der Industrie. Und doch gewährt dies vermeintliche Lotto eigentlich die größte Sicherheit, nämlich für solche Geister, die sich vor dem wahrlich kleinen „großen Loos" einer lebenslänglichen Versorgung schämen und fürchten. Ich kann hier nicht alle Folgerungen einer unabhängigen bürgerlichen Stellung für den Nationalgeist im Einzelnen anführen. Aber Das ist jedenfalls gewiß, daß sie für denselben nur zum Vortheil ausfallen. Zunächst muß nämlich das Bürgerthum dadurch diejenige Stellung im Staate erringen, die ihm der Natur nach gebührt; es muß so recht das warme, freie Herz des Staates werden, das seine Adern durch den ganzen Organismus aussendet, das dem Haupt wie den Füßen das frische Blut zukommen läßt. Gewiß, die Industrie befreit allmählig das Bürgerthum von vielen alten und neuen „Servituten", von jener des servilen Sinnes zu allererst, und wo kein serviler Sinn ist, da hat die fremde Anmaßung auch keinen Haltpunkt. Neben der Industrie muß

das elende Schmarotzer-Schlingkraut des Philisterthums, das dem Baum die besten Säfte abzieht, verdorren. Die Industrie gleicht die schroffen Gegensätze der Kasten aus. Indem sich der Geist kühn die Elemente dienstbar macht, vergeistigt sich die Menschenkraft, und die allgemeinmenschliche Bildung erhält freie Bahn, um immer tiefer in die Masse eindringen zu können. Das Volksschulwesen wird zu einer immer größeren Vervollkommnung mit fortgerissen, und auch gerade den gelehrten Schulen wieder ist die Möglichkeit gegeben, auf einem abgedämmten Grund und Boden, welcher nicht mehr von der Masse überschwemmt wird, um so reifere und tüchtigere Früchte für Staat und Kirche zu erzielen. Einen Maßstab, wie das geistige Leben in Trier seine Kreise in den paar letzten Jahrzehnten erweitert und die verschiedenen Klassen der Bevölkerung immer mehr durchdrungen hat, gibt die größere Theilnahme an der Literatur; hier ist ein Bedürfniß entstanden, welches mehrere Buchhandlungen wetteifernd zufrieden stellen, und wobei wohl jede ihre Rechnung findet.

Und nun, meine Freunde, lasset uns für diesmal von Trier Abschied nehmen. Wir thun es voll schöner Hoffnungen für deine Zukunft, wackere **Treviris**! Möge dir die Mosel-Dampfschiffahrt manchen Gast bringen, der deine landschaftlichen Reize beobachtet, dein historisch-archäologisches Interesse wahrnimmt! Möge der raschere Verkehr deinem Handel neuen Schwung, deiner Industrie ermunternden Absatz, deinem Wohlstand reiches Wachsthum bringen! Möge dabei dein Bürgerthum immer so bieder bleiben, wie es ist, und mögen endlich Vertrauen und Eintracht stets wie Sterne der Zukunft über den großartigen Denkmalen deiner Vergangenheit leuchten!

Wenn wir Trier verlassen haben, und am linken Moselufer stromaufwärts wandelnd der Heerstraße folgen, welche nach Luxemburg führt, so erreichen wir in etwa zwei Stunden das Dorf Igel in einer anmuthigen Gegend, schräg über von Conz, wo die Saar in die Mosel mündet. Bei Igel fesselt das römische Monument, welches sich rechts neben der Straße erhebt, unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade. In einer Höhe von zweiundsiebzig Fuß raget dies Familiendenkmal der Secundiner, welches Göthe einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisken nennt, und über dessen Ursprung und Bestimmung sowohl ältere als neuere Gelehrte die widersprechendsten Vermuthungen aufstellten, indem es einige für ein Denkmal zur Erinnerung an die Ver-

mählung des Constantius mit der Helena hielten, andere es als ein Gedächtnißmal an die Geburt des Caligula (Cajus Igula!), wieder andere für ein Monument der Apotheose irgend eines Mitgliedes des Kaiserhauses erklärten. Wyttenbachs Deutung (in seinen „neuen Forschungen über die römischen architektonischen Alterthümer im Moselthale von Trier") scheint mir die richtigste zu seyn: „Zwei Hauptvorstellungen gehen durch das Ganze (der Bildwerke), eine natürliche, das häusliche und bürgerliche Leben darstellend, und eine poetische (allegorische) auf das Götter- und Heroenleben anspielend. Beide stehen nebeneinander; beide heben und ergänzen sich; aus einem flüchtet der Mensch sich gerne in das andere." So faßt Wyttenbach die Bedeutung der Bildwerke auf, welche alle vier Seiten des Igler Denkmals vom Sockel an bis zur Spitze hinauf schmücken. Und Göthe äußert sich darüber folgendermaßen: „Soll man den allgemeinsten Eindruck aussprechen, so ist hier Leben dem Tode, Gegenwart der Zukunft entgegengestellt, und beide untereinander im ästhetischen Sinne aufgehoben. Dies war die herrliche Art und Weise der Alten, die sich noch lange genug in der Kunstwelt erhielt." Als Zeit der Errichtung des Denkmals nimmt Göthe die Epoche der Antonine an.

Von Igel aus führt uns nun der Weg längs der Mosel bis zur Mündung des Gränzflusses Sauer, über welchen sich hier eine Brücke wölbt. Am jenseitigen Ende derselben liegt das erste luxemburgische Städtchen, Wasserbillig, und wir wandern jetzt landeinwärts in das Großherzogthum Luxemburg. Bis Grevenmachern bleibt die Mosel noch unsere Führerin.

Hinter dieser Stadt verändert sich das Terrain, und die Landschaft nimmt immer mehr einen ernsten, fast möcht' ich sagen düstren Charakter an, wie wir ihn bisher nicht gewohnt waren; — allerdings hatte uns auch das gesegnete, freundliche Moselthal ziemlich verwöhnt. Man merkt, daß man den Ardennen näher kommt, deren wilde Romantik uns schon ihre ersten Grüße entgegensendet. Immer höher führt die Straße, und hinter Roth windet sie sich, jähe Abfälle zur Seite, vollends bis zum Rücken der breiten Hochebene hinan. Der Boden wird kärger, die Vegetation dürftiger, und auch die Kultur scheint damit gleichen Schritt zu halten. Dies verrathen wenigstens die Wohnhäuser der Landleute, — ärmliche Hütten, aus Schiefer und Lehm mehr zusammengeklebt, als gebaut. Indessen hat doch auch eben jene düstere Physiognomie des Landes wieder ihren besonderen Reiz, für solche Wanderer nämlich, die nicht blos das Schöne als eigenthümlich, sondern auch das Eigenthümliche als schön zu erfassen verstehen. Und wahrhaft eigen-

thümlich ist der Blick von den Höhen des Gebirgszuges in die dunkeln Thalschluchten hinab. Eigenthümlich ist auch der Volkscharakter. Er trägt die ernste Farbe des Landes; er gemahnt dich lebhaft an die gewaltigen Bergrücken, an die dichten Wälder, welche es durchziehen, an die frischen, aber rauhen Winde, welche dich auf der Hochebene oben umbrausen. Die Schale des Volkscharakters ist fest, rauh, und voll Stacheln, als wolle sich der Kern darin wehren, von jeder nächsten besten Hand angefaßt zu werden; aber es ist immerhin ein kräftiger Kern, der alle Achtung und jede Pflege verdient. Einfach und derb von Wesen, Sitte, und Sprache, — Jahr aus Jahr ein, Sommer und Winter blos die blaue Blouse auf dem gedrungenen, nervigen Leibe, — unbekannt mit den feineren Bedürfnissen des Lebens, geschweige des Luxus, — hält der Mann hier zu Land treu und trotzig am Alten, und vertheidigt es gegen jeden Angriff mit um so größerer Hartnäckigkeit, je plötzlicher ein solcher geschieht, je unbedingter und unabweislicher sich ein solcher ankündigt. Ja, die Abwehr kann in ihm sogar eine Abneigung erregen, welche sich nachhaltig festsetzt, und schwer auszutilgen ist, eine Abneigung gegen Fremde, die übrigens auch durch politische Gründe weiter erklärt werden kann. Man sieht, es ist so viel vortrefflicher Urstoff im Charakter dieser tüchtigen Söhne der Natur, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, dem Ziel durch Liebe und Milde, Geduld und Vertrauen näherzuarbeiten. Ein solcher Versuch wird gewiß fast nie ohne günstige Resultate bleiben. Der Trotz, den kein Gegentrotz bezwingen kann, wenn nämlich letzterer nicht gerade die Uebermacht als Schild vor sich schieben kann, fügt sich langsam, ich möchte sagen: er bröckelt sich nach und nach ab. Wenn du dem Luxemburger Beweise gibst, daß du das Schätzenswerthe in seinem Wesen wirklich schätzest, wenn du dies frisch und treu erfassest, so läßt er sich wohl einen Knoten nach dem andern im Netze des Vorurtheils lösen. Und allerdings sind hier noch manche solche Knoten zu lösen. Wo der Mensch, wie hier, fast lediglich im Schweiße des Angesichts mit der Natur wacker ringen muß, um ihr Das abzugewinnen, was sie anderwärts Glücklichen freiwillig spendet, wo der Landmann, wie hier, den widerspenstigen Boden oft mit sechs Pferden pflügen muß, während die Viehzucht wieder durch häufigen Futtermangel beeinträchtigt wird, — da bleibt freilich wenig Zeit und Lust übrig für geistige Entwicklung; es ist Thatsache, daß bei den untersten Klassen der Bevölkerung bis in die neueste Zeit die Kenntniß des Lesens und Schreibens noch immer etwas Seltenes war. Die Regierung hat es sich bis zur Zeit der Revolution allerdings angelegen seyn lassen, den Volksunterricht sowohl

durch Schulen, als auch durch Heranbildung von Lehrern, so wie durch Aufmunterung zu befördern; die Revolution machte aber mitten in diesen erfreulichen Bestrebungen eine nachtheilige Pause. Neuerdings sieht man wieder ein regeres Leben. Aus von der Regierung dafür angewiesenen, nicht unansehnlichen Fonds wurden in den Dörfern schöne Schulhäuser erbaut; in aller Weise sucht man fortwährend den Besuch der Schulen zu fördern, und die Bevölkerung selbst benutzt diese dargebotene Gelegenheit mit einer Gewissenhaftigkeit, die aller Ehren werth ist, und in Kürze auch schöne Früchte bringen wird, — besonders aber dann, wenn man höheren Orts auch bei Besetzung der Lehrerstellen die Befähigung der Lehrer noch schärfer und strenger überwachen wird, als Dies bis jetzt der Fall war. Eins fällt uns Deutschen im Luxemburger Land schmerzlich auf: die geringe Liebe des Volkes für die deutsche Sprache. Und doch gehört ja Luxemburg, — und zwar nach älteren Anrechten, als jener Traktat von 1815, — durch gemeinsame Abstammung und Geschichte dem großen Gesammtverbande aller Deutschen an. Zwar predigen die Geistlichen deutsch, aber die unteren Klassen reden lieber wallonisch, die höheren Klassen und der Mittelstand sprechen französisch, und auch die gerichtlichen Verhandlungen werden in dieser Sprache gepflogen. Letzteres hat auch noch den Uebelstand zur Folge, daß die unteren Klassen, welche das Französische selten verstehen, über den Stand der Rechtssachen keine richtigen Begriffe erhalten können. Möchte die Wiederherstellung der alten landständischen Verfassung, (deren Ursprung hier aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts datirt), dieses echtdeutschen Instituts, in Luxemburg auch auf die Herstellung des Sprachverbandes einen heilsamen Einfluß ausüben, und ein mächtiger Impuls werden zur Erhaltung der deutschen Nationalität. Freilich müßten, zur Erreichung dieses Zwecks, vorher und zugleich auch noch ganz andere Hindernisse weggeräumt werden! Es müßte der Luxemburger die Ueberzeugung gewinnen können, daß es auch in den jetzigen Staatsverhältnissen dem einzelnen deutschen Stamm ehrenvoll sey, dem Verbande aller übrigen anzugehören. Der Luxemburger müßte ferner Gelegenheit haben, die anderen Deutschen als Freunde und Brüder lieben, und ihnen vertrauen zu lernen; Dies aber zu ermöglichen, kommt zuvörderst uns andern Deutschen selbst zu.

Auf der rauhen Hochebene, die wir von Roth aus erreicht haben, führt uns die Heerstraße bis zum Fetzschenhof in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt Luxemburg. Da senkt sich die Straße vor uns plötzlich in eine enge Thalschlucht, den „Grund," hinab. Der Anblick der Stadt, welcher sich jetzt unsern überraschten Augen darstellt, ist im höchsten

Grade eigenthümlich. Auf einem Felsengebirge, welches sich 715 Fuß über die Meereshöhe erhebt, liegt die Stadt und Bundesfestung, stolz und trotzig vor uns. Tief zu unsern Füßen der sogenannte „Grund", von dem Wasser durchrauscht, welches den Saum der Wiese umschlängelt; hohe Pappeln strecken die schmalen Wipfel heran, und hinter ihnen steigen die großartigen Terrassen der anmuthigen Gärten empor, hinter welchen sich die Heerstraße zu den Werken und Thoren und über die Brücke der Felsenstadt hinanwindet. Tief im Grunde ein schlanker Kirchthurm, dessen Spitze kaum die Höhe der Festungsmauern zu erreichen scheint, und gegenüber die ungeheuren schroffen Felswände, alle zur Befestigung verarbeitet; darauf die kolossalen Werke, über welchen sich die hohen Häuser der Stadt mit den Thürmen der Schloß- und der Stadtpfarrkirche zeigen. Der Grund zieht sich sodann im weiten Bogen um den Felsrücken weiter, bis er sich an's schöne „Pfaffenthal" und an die reizende Vorstadt Clausen reihet. Rings um den Stadt- und Festungsberg, und um den tiefen, von der Elz durchrauschten Thalgrund, welcher denselben umschließt, zieht sich nun eine Kette von Forts, deren viele durch in den Felsen gesprengte unterirdische Gänge mit der Festung zusammenhängen. Am entgegengesetzten Ende der Stadt, wo das Neuthor steht, breitet sich der Hochrücken des Berges weit aus; da führt gerade aus die Straße nach Arlon, links ab die nach Metz, und rechts gewahrt ihr in geringer Entfernung jenen Grünewald, der seiner Zeit so viel von sich sprechen machte. Ich verzweifle daran, die Eigenthümlichkeit der Lage Luxemburgs blos durch Worte auch in den Details zu veranschaulichen; hier muß das Auge selbst in wechselvollster Beschäftigung schwelgen. Darf ich ein Gleichniß gebrauchen, so macht der Ueberblick der Stadt den Eindruck, als sey sie mit ihren Mauern, Bollwerken, Thürmen, und Häusern aus jener einen und derselben Felsmasse gemeißelt, auf welcher sie fußt. Hier ist eine Romantik der Landschaft und der Architektur, wie vielleicht keine Festung des Kontinents sich einer ähnlichen rühmen kann; nie hat der militärische Zweck zugleich solche großartige mahlerische Wirkungen hervorgebracht, wie hier, und auch der Laie wird sich unwillkührlich eingestehen müssen: „Diese Felsenjungfrau ist so recht die unbezwingbare Hüterin Deutschlands". Die Natur selbst hat hier den größten Meistern der Kriegskunst gleichsam eine Aufforderung an ihre Talente hingestellt, und Vauban und Napoleon haben dieser Aufforderung vollgenügend entsprochen. Luxemburg wird stets das Andenken des Letzteren bewahren, wenn auch das große „N" von den Thoren, ich weiß nicht aus welchem erheblichen Grunde, verschwunden ist. Auch von deutscher Seite ist in der

neuesten Zeit wahrhaft Erstaunliches für die Befestigung Luxemburgs geleistet worden. Wer zählt die Namen der Forts alle, deren Anlage der Laie in der Kriegskunst nur im Allgemeinen bestaunen, die er aber im Einzelnen nicht beurtheilen kann, weil militärische Vorsichtsmaßregeln die Erlaubniß zur näheren Besichtigung beschränken. Man würde eine Stunde Zeit brauchen, wollte man — auf ebenem Boden — die Werke in Schritten ausmessen, so versichert man uns.

Das Innere der Stadt gewährt einen freundlichen Anblick, und der Schluß, den man gemeinhin von der Außenseite der Häuser auf deren Bewohner zieht, kann hier nur zum Vortheil der Letzteren ausfallen. Ueberall in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen herrscht Ordnung und Sauberkeit; die Läden empfehlen sich durch französische Eleganz. Unter den öffentlichen Gebäuden nehmen die Schloß- und die Hauptkirche, das Athenäum, das geschmackvolle neue Stadthaus, dessen unteres Geschoß gegen die Verbindungsstraße zu eine Fruchthalle bildet, unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch; unter den Plätzen der Fischmarkt, der Paradeplatz mit dem Kommandanturgebäude und der Hauptwache, und der schöne Wilhelmsplatz; die große Straße ist der Corso der Bürgerschaft. Die Kasernen liegen an den Wällen, welche sämmtlich geschlossen sind. Die öffentlichen Brunnen stehen unter militärischer Obhut; den Wasserbedarf zum Kochen und Säubern liefern in den Privathäusern Zisternen.

Die Stellung der Bürger zu einer fremden Kriegsmacht und umgekehrt ist ganz eigenthümlich und einzig in ihrer Art. Es bleibt für den Bürger immer ein drückendes Gefühl, auf seinem eigenen Grund und Boden sich beschränkt und umschlossen zu wissen, und wenn man sich auch wechselseits im Einzelnen viele humane Zugeständnisse macht, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß ein trauliches Verhältniß zwischen Bürgerschaft und Militär im Ganzen und Großen nicht erreicht werden kann. Um so mehr muß man sich wundern, und es für beide Theile ehrend anerkennen, daß von offenen Reibungen und Zerwürfnissen in Luxemburg nicht die Rede ist. Es liegt unserem Zwecke fern, uns auch in Details über das militärische Verhältniß der Bundesfestung einzulassen. Bekanntlich steht sie, gemäß des Traktates vom 12. März 1817, unter einem preußischen Gouverneur und Kommandanten; beide hat der König von Preußen zu ernennen, und eben derselbe stellt drei Viertheile, der König der Niederlande das letzte Viertheil der Besatzung; indessen blieb Luxemburg fortwährend (mit Ausnahme des Jahres 1831, wo einige Monate lange auch Lippe'sche und Waldeck'sche Truppen als Verstär-

kung einrückten) ausschließlich von Preußen besetzt. Die preußische Besatzung hat bedeutende Vergünstigungen, und genießt das gesellige Leben größtentheils im engeren Kreise unter sich, was übrigens für jene Offiziere, welche in die verschiedenen, zum Theil entlegenen Forts kommandirt sind, seine großen Schwierigkeiten hat. Da es in Luxemburg fast gar keine öffentlichen Vergnügungsorte gibt, so bleibt den Offizieren einzig das Militärkasino als Sammelplatz und Erholungspunkt. Es liegt, mit einem schönen Garten umgeben, auf einem Walle, und bietet eine herrliche Ansicht in's Pfaffenthal hinab. Der Bürger ist auf den Familienkreis oder die „Estaminets" beschränkt. Da denkt er sich bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Bier oder Wormeldinger Wein über seine Partikularinteressen hinaus in die weite Welt, von welcher er abgeschlossen ist. Da unterhält er sich mit seines Gleichen über den Fortgang seiner Industrie, die in Luxemburg eine schöne Regsamkeit entfaltet. Oder er sinnt über die traurige Lage seines Handels nach, welcher sich nur durch den Anschluß des Großherzogthums Luxemburg an den großen deutschen Zollverein erholen kann.

Der Charakter des Luxemburger Bürgers ist im hohen Grade schätzenswerth. Die Grundelemente seiner Wesenheit sind Biederkeit und Solidität. Ein Wort, ein Handschlag gilt ihm so viel wie ein Eid. Dann heb' ich noch seinen edeln Wohlthätigkeitssinn mit besonderer Vorliebe hervor, welcher alle Klassen und beide Geschlechter gleichmäßig auszeichnet. Nicht leicht wird eine städtische Verwaltung mit solcher Vorsorge sich des Armenwesens annehmen, wie die luxemburgische, welche übrigens auch in andern Geschäftsverhältnissen durchweg von dem echten Bürgergeist der Ordnung und Humanität geleitet wird. Am großartigsten zeigte sich der Wohlthätigkeitssinn der Luxemburger in jener schweren Zeit, als der Würgengel, der von Osten kam, die Cholera, über der Felsenstadt schwebte. Damals sah man eine Hingebung und Aufopferung von Seiten der Frauen, die das deutsche Frauenherz kundgaben auch unter der eleganten Hülle französischer Sitte und Sprache; man sah eine Uneigennützigkeit von Seiten der Aerzte, eine Berufstreue von Seiten der Geistlichen, welche beiden stets zur Ehre gereichen werden. Im Jahre 1833 gründeten die Frauen Luxemburgs eine Arbeitsschule für arme Töchter, welche noch heute durch eine jährliche Verloosung weiblicher Handarbeiten erhalten wird. Besonders lebhaft interessirte sich für diese treffliche Anstalt, welche unter der Leitung der Klosterfrauen von St. Sophie steht, die Königin der Niederlande; nach deren Tode übernahm die Prinzessin von Oranien das schöne Amt einer Beschützerin. Was die Regsamkeit des

geistigen Lebens in der Stadt betrifft, so glaube ich, daß das merkliche Sinken des Wohlstandes in neueren Zeiten nicht ohne schädlichen Einfluß darauf war, und daß materielle Interessen und Sorgen zwar nicht den Sinn für Literatur und Kunst, wohl aber das lebendige Bedürfniß in den Hintergrund drängten. Die Stadt hatte stets mehrere Buchdruckereien und auch ein paar Buchhandlungen, wiewohl bis 1839 keine Buchhandlung im weitumfassenden deutschen Sinne dieses Worts! Die preußischen Offiziere bezogen ihren Bedarf an Büchern und Journalen von Trier; das sonstige Lokalbedürfniß beschränkte sich fast nur auf Schulbücher und Erbauungsschriften. Man vermißte aber im Zustande des dortigen Buchhandels dessen höhere Bedeutung für die bürgerliche Gesellschaft, einen Ueberblick des großen Zusammenhangs der deutschen Literatur, die Kenntniß ihrer Ebbe und Flut, und Einsichten in die Prinzipien des deutschen Geschäftswesens. So war Luxemburg auch in geistiger Beziehung von dem Verband mit Deutschland wie ausgeschlossen; ja, ich glaube: diese geistige Isolirung mochte wohl mit dazu beitragen, daß ein näherer Anschluß Luxemburgs an die deutschen Interessen überhaupt aufgehalten wurde; sahen wir ja doch mitten in Deutschland den Beweis durchs Gegentheil, — wie nämlich in einer Zeit der jammervollsten Zerrissenheit und wechselseitigen Entfremdung gerade nur noch die Literatur zum Panier der Einigung wurde, wie das Interesse für sie das Nationalgefühl vom Scheintod erweckt hatte, und wie auf dem großen Markte, wo Ideen ausgetauscht wurden, sich auch andere Bezüge angesponnen hatten, aus denen das feste Band der neuen Einheit gewoben ward. So wollen wir denn hoffen, daß die Eröffnung eines lebhafteren literarischen Verkehrs zwischen Luxemburg und den übrigen deutschen Landen auch in anderen Beziehungen vermittelnd eingreifen, und eine nähere Sympathie wenigstens einleiten möge. Die Linz'sche Buchhandlung in Trier hat durch Anlegung eines Filialgeschäfts in Luxemburg im Sommer des vorigen Jahres einen Versuch gemacht, der im Anfang Schwierigkeiten mancher Art zu bekämpfen hatte, welche aber durch Ausdauer und Solidität jetzt glücklich überwunden zu seyn scheinen. Gewiß wird, wenn einmal der literarische Verkehr in vollem Zuge ist, auch die Produktivität der Luxemburger wiedergeweckt werden, welche in neuerer Zeit unter dem Druck der politischen Verhältnisse erlahmt zu seyn schien, während das Land früherhin manche ausgezeichnete Gelehrte aufzuweisen hatte; — ich brauche unter andern blos die Namen Latomus, Bertels, die Wiltheime, Schannat, Bertholet anzuführen. Gewiß werden wir dann aus dem reichen Fond des kernhaften Luxemburger Volksthums Werke

erhalten, welche den tüchtigen und ehrenwerthen deutschen Stamm in der großen Reihe verbrüderter Stämme würdig vertreten. Vergessen wir, in Hoffnung dieses Zieles, auch die förderliche Mitwirkung des höheren Unterrichtswesens nicht! Schon 1817 wurde das frühere Kollegium zu Luxemburg in ein „königliches Athenäum" umgewandelt, ein neuer Studienplan eingeführt, und sowohl die Zahl der Unterrichtsgegenstände, als die der Lehrer bedeutend vermehrt; 1837 erschien ein königlich großherzoglicher Beschluß über die neue Einrichtung des Athenäums, welchem 1838 eine Geschäftsordnung für dasselbe folgte. Die Anstalt gab in neuerer und neuester Zeit schöne Proben ihrer höheren Wirksamkeit.

Luxemburg ist katholisch, und die Geistlichkeit genießt bei dem Volk großes Ansehen. Bis zum Jahr 1823 stand die geistliche Verwaltung unter dem Bisthum Metz, seit 1823 unter dem Bisthum Namur. Seit 1833 ist sie einem von Namur unabhängigen apostolischen Vikar übergeben, welcher zugleich die Funktionen eines Weihbischoffs in sich vereinigt. Die früher in der Stadt bestandenen klösterlichen Institute sind im Lauf der neueren Zeitereignisse größtentheils erloschen.

Die Reorganisirung der Verwaltung des Großherzogthums ist im vollen Gange, ein Werk, welches nicht blos Einsicht in alle Bedürfnisse und Ausdauer, sondern auch zugleich Achtung vor dem Volkscharakter, Schonung liebgewordener Ideen, kurz eher Vermittlung, als gewaltsames Brechen verlangt; denn es handelt sich nicht blos darum, daß jeder Verwaltungszweig einer sorgsamen Revision unterworfen sey, daß für die Verbesserung der Landstraßen gesorgt, die des Schulwesens als ein Gegenstand besonderer Wichtigkeit betrachtet und hervorgehoben werde, und dergleichen; es handelt sich vielmehr um jene durchgreifende Versöhnung, wodurch die völkerrechtliche Norm dauernd befestigt werden kann.

Die tiefen Furchen alter Mißverständnisse lassen sich durch Nichts weniger ausfüllen, als durch ein aristokratisch-gebieterisches Auftreten, durch ein Fordern, wo man noch berücksichtigen, und durch ein Abschrecken, wo man vielmehr aufmuntern muß. Ueberhaupt verlohnt es wohl stets, die Wurzel kennen zu lernen und zu schonen, wo man die Früchte genießen will, und man darf sich nicht darüber beklagen, daß man keine Früchte gewinnt, wenn ein Gärtner das Grabscheit an die Wurzel setzt, statt blos die Erde zum Gedeihen vernünftiger Weise aufzulockern. Doch genug von dieser Seite, deren Beleuchtung wir den Publizisten überlassen müssen. Wir wollten ja in Luxemburg nur den Charakter des Landes und Volkes kennen lernen, inwiefern Dies nämlich in so kurzer

Frist möglich ist, als wir dafür erübrigen konnten. Und so bleibt das Bild, welches wir von Land und Volk gewonnen haben, freilich nur eine flüchtige Skizze, welche für Andere vielleicht nur dadurch Interesse gewinnen kann, daß sie zu einer längeren Beobachtung anregt.

Und gewiß wird es wohl schwerlich ein Deutscher bereuen, Luxemburg kennen zu lernen, welches — unbilliger Weise — von unsern Mahlern und Poeten bis jetzt noch allzu wenig beachtet worden ist. Der Mahler findet hier eine Natur, so recht großartig, kühn, und ernst; fast Schritt für Schritt bietet die Felsenfestung mit ihren riesigen, bewundernswerthen Werken, mit ihren Vorstädten, mit der mannigfachsten Abwechslung von Gärten und Wiesen, von Häusergruppen und Abhängen, Aufnahmspunkte für durchaus neue, interessante, künstlerisch abgeschlossene Landschaftsbilder. Und welche reiche Welt der Begebenheiten und der Charaktere bieten Luxemburgs Sage und Geschichte dem Dichter dar! Schon in dem Helldunkel der Römerzeit zeigt euch die Ueberlieferung das hochragende feste Schloß **Luciliburgum**, Lützelburg. Der Held der Christenheit, Karl Martell, verschenkt es, so meldet die Ueberlieferung weiter, an die Abtei St. Maximin bei Trier; Siegfried, Graf von den Ardennen, bringt es durch Tausch von St. Maximin an sein Geschlecht. Stattlich und stolz wächst der Baum dieses Geschlechts empor; über dem Wipfel aber schwebt die schöne Melusine in ihrem langen weißen Schleier, der sie wie Fittige trägt; hört ihr wohl die herzzerreißende Klagestimme in den Lüften, wenn die liebende Ahnfrau, wie eine fromme Schwalbe, dreimal das Schloß umkreiset? Aus der Reihe der mannhaften Luxemburger Grafen tritt Hermann hervor und als Gegenkönig dem Kaiser Heinrich IV. gegenüber, — in der zweiten Linie der streitbare Graf Heinrich von Namur, der Blinde (1136 bis 1196). Heinrich IV., Graf von Luxemburg, besteigt 1308 den deutschen Kaiserthron, als Siebenter dieses Namens, ein Mann voll hoher Gedanken, voll Thatkraft, Würde, und Beharrlichkeit in sturmvoller Zeit. Und welch eine Gestalt, — dieses Heinrichs Sohn, der ruhelose Johann, König von Böhmen! Als Ritter voll Drang nach Abenteuern und voll Durst nach Ruhm, als Reichsfürst voll Begierde, das Oberhaupt des deutschen Reiches, Ludwig den Bayer, sein Gewicht fühlen zu lassen, wie ein wahrer Proteus zwischen den Gewaltigen der Erde umherwandelnd auf den glatten Wegen einer fremden, undeutschen Staatskunst, hier vermittelnd, dort drohend, hier geschmeidig, dort imponirend! Und wie sein Leben eigenthümlich, so auch sein Tod, so auch sogar das Schicksal seiner Leiche! Ritterlichen Muthes ficht der blinde König in der Schlacht bei Crecy (1346) für Frankreich gegen England, und er-

zwingt sich durch den Heldentod die Bewunderung des Siegers. Dieser läßt die Leiche des blinden Königs einbalsamiren und zu Luxemburg im Münster (Benediktinerkloster) bestatten. Von dort wird sie 1542 zu den Franziskanern, von da 1592 in die neuerbaute Abtei Münster gebracht, wo Erzherzog Albrecht 1613 ein prachtvolles Grabmal darüber errichtet. Bei der Belagerung Luxemburgs durch die Franzosen 1654 verbrennt die Kirche; die Leiche wird gerettet und nach Herstellung des Klosters wieder dort beigesetzt. 1795 werden Kloster, Kirche, und Grabmal niedergerissen, die Königsleiche wird jedoch abermals gerettet; ein Fabrikbesitzer läßt sie heimlich in einem Tragkorbe aus Luxemburg fortbringen und verwahrt sie in seiner Fabrik zu Septfontaines. Dessen Sohn bringt sie 1805 nach Mettlach, und übergibt sie 1838 dem Kronprinzen (jetzigen König) von Preußen. Dieser läßt sie am 26. August 1838 in der Klause bei Castell an der Saar (wo einst ein römisches Standlager war) beisetzen, und dort ruht denn jetzt der Ruhelose in einem Sarkophag von schwarzem Marmor, von vier ehernen Löwen bewacht. Dieses blinden Böhmenkönigs Sohn ist jener Kaiser Karl IV., dessen Herrschaft durch das Reichsgesetz mit der goldnen Bulle einen wichtigen Wendepunkt in der deutschen Reichsverfassung bezeichnet, — ein Mann von glänzenden Geisteseigenschaften, den Künsten und Wissenschaften hold, wenn auch nicht rein als moralischer Charakter, wie wir es von dem Zögling einer undeutschen Politik kaum anders erwarten können. Wie die vielen, zum Theil goldnen Fäden des großen Gewebes sich durcheinanderschlingen, welches die Macht des Hauses Luxemburg wie ein schützender Zaubermantel umgeben soll, wie den Söhnen des Hauses Wittelsbach durch Karls IV. List und durch eigene Schuld das Werk des edlen Kaisers Ludwig verloren geht, — wie Luxemburg, Wittelsbachs alter Feind, das Haus Habsburg zu sich heranzieht, und, im Haß gegen Wittelsbach, dabei nicht ahnt, daß es blos für Habsburgs einstige Größe bauet; — dann das blutige Walten Wenzels (des Sohnes Karls IV.) mit dem großartigen Hintergrunde des Einungswesens in Deutschland! Dann Sigismund, der letzte Luxemburger auf dem deutschen Kaiserthron, mit seiner Messalina Barbara zur Seite, mit dem Konstanzer Konzil und den Hussitenkriegen im Vorgrunde, — während im Lande Luxemburg selbst (seit 1354 Herzogthum) Elisabeth von Görlitz, Enkelin Karls IV., zwanzig Jahre unter steten Fehden, ja im Krieg mit den Unterthanen herrscht, bis sie es (1444) an Herzog Philipp von Burgund abtritt, und endlich in Armuth zu Trier stirbt; — — welche Stoffe für den Dichter, dem es gegeben ist, den Geist der vaterländischen Geschichte zu erfassen, und der auch die

ſchöpferiſche Kraft dazu beſitzt! Auch in der von da an beginnenden Epoche, in welcher Luxemburg zuerſt einen Beſtandtheil des burgundiſchen Reiches, und dann — nach Karls des Kühnen Tode — dem burgundiſchen Kreiſe angehörend, einen Theil ſowohl der ſpaniſchen Monarchie als des deutſchen Reiches bildet, iſt noch mancher glückliche Vorwurf für den Dichter. Die Zeiten Ludwigs XIV. und ſein Walten in Luxemburg aber fordern den deutſchen Geſchichtſchreiber, der ein vaterländiſches Herz hat, auf, dem Volk ein Bild aufzurollen, groß von Umfang und reich an Einzelheiten, grell von Farben, und erſchütternden Eindrucks durch eine Wahrheit, welche man den Deutſchen nie oft genug wiederholen kann: „daß es das größte Unglück iſt, wenn ſie, jeder blos in die Intereſſen ſeines engeren und engſten Kreiſes gebannt und verſunken, wenn auch nur für einen Augenblick das heilige, gemeinſame Band vergeſſen, das Nationalgefühl!“ Dem Luxemburger Volk ſelbſt ſteht die Zeit der öſterreichiſch-deutſchen Herrſchaft (von 1714 bis 1795), beſonders das Bild der großen, guten, und liebenswürdigen Kaiſerin Maria Thereſia noch in friſchem Andenken. Auch dieſe Epoche, beſonders aber das Verhältniß Luxemburgs während der Unruhen in Belgien unter Joſeph II., bietet dem freiſinnigen Geſchichtforſcher noch ein reiches Feld zur Ausbeute. — —

Und nun, meine Freunde, trennen wir uns von Luxemburg und — von einander! Ihr ziehet heim an den lieben Rhein; mich zieht es weiter gen Weſten, nach Namur und Lüttich, nach Brüſſel, Gent, und Antwerpen, zu den Städten großer Erinnerungen und ewiger Kunſtwerke. Und — daß ich es euch nur geſtehe, — meine wilde Geliebte, die Nordſee, lockt mich mit aller dämoniſchen Macht ihrer Reize. Fahrt wohl und gedenket freundlich eures Genoſſen, und ſchreibt es nicht meiner Abſicht, ſondern nur der kurzen Friſt, welche uns für Trier und Luxemburg zugemeſſen war, zur Laſt, wenn ich euch als Cicerone weniger befriedigen konnte, als eure Güte es von mir erwartet hatte.

Deutsche

Pandora.

Vierter Band.

Deutsche Pandora.

Gedenkbuch
zeitgenössischer Zustände
und
Schriftsteller.

Vierter Band.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.
1833.

Inhalt

der vorhergehenden Bände.

Erster Band.

Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen gesammelt von Fr. Förster
Prodikus. Von Franz Dingelstedt.
Schillers Bruder. Ein Kuriosum. Von Gustav Schwab.
Das Leben in den Sudeten. Von K. von Wachsmann.
Holstein zu meiner Zeit. Von Theodor v. Kobbe.
Erlebtes vom Jahre 1813. Von Friedrich Kölle.

Zweiter Band.

Stilleben eines deutschen Dichters. Gesammelt in hundert ländlichen Bildern von Friedrich Rückert.
Des Deutschen Gastbesuch beim dänischen Stammverwandten. Eine Gallerie von Herbst-Reisebildern von L. Rellstab.
Kunst und Künstler in München. Von J. M. Götzl
Wandertage im Schwarzwald. Von P. L. Bührlen.
Hulda in seinen Verwandlungen. Von H. Koenig.
Eine Reise nach Memel. Von A. Lewald.

Dritter Band.

Düsseldorfer Anfänge. Maskengespräche, mitgetheilt von Karl Zimmermann.
Die Deutschen in Paris. Von K. Depping.
Der deutsche Advokat. Mitgetheilt von Karl Buchner.
Zwei Originale aus unserer Zeit. Von Willibald Alexis.
Trier und Luxemburg. Von Eduard Duller.

Inhalt.

Gans und Immermann. Von Heinrich Laube 3

Norische Tage aus den Lebensstationen eines süddeutschen Poeten. Mitgetheilt von Aloys Büssel 55

Berlin in seinen Entwicklungen. Von Theodor Mügge 95

Erinnerungen aus Wien. (Aus den Jahren 1824 bis 1829). Von Wilhelm von Chezy 167

Rügen, Usedom und Wollin. Von Eduard Beurmann 191

Heinrich Laube.

Gans und Immermann.

Beide Männer starben unerwartet, starben in Fülle ihrer Kraft, Beiden schien noch Viel zu thun übrig, und der Tod Beider bestürzte den Historiker, welcher den Tod nicht für einen Zufall, sondern für ein Zeichen ansieht, daß die Mission eines Menschen vollendet, daß Fähigkeit und Umfang des Menschen erschöpft sey. — Und so schnell hintereinander geschah es! 1839 im Frühjahr ward Eduard Gans in Berlin vom Schlage gerührt, 1840 im Frühherbst Karl Immermann zu Düsseldorf. Dort ein Publizist am Vorabende eines Reichsumschwungs, dem er sein Lebelang, dem Anschein nach ohne Aussicht auf Erfolg, zugearbeitet hatte. Kaum ist das erste Gras über sein Grab gewachsen, so tritt dieser Umschwung ein, für den Gans in Berlin auferzogen und lediglich bestimmt zu seyn schien. Gibt's hier nur Zufall? Oder war Gans nur tüchtig und nothwendig für die Zeit der Vorbereitung und der Opposition? — Hier ein Dichter, der fortwährend mit einer gewissen Ungunst, oder richtiger, mit einer flauen Gunst des Publikums zu ringen gehabt, und der endlich die Bahnen entdeckt, auf welchen Theilnahme der Nation zu finden ist; er lebt auf, warm belebt ihn das Bewußtseyn: nun beginnt die zweite, glückliche Hälfte Deines Lebens! — und der tief gezogene Odem neuer Existenz wird plötzlich abgeschnitten

vom Tode! Hatte Immermann mit „Epigonen“ und „Münchhausen“ das Höchste erreicht, dessen er fähig war?

Beide waren Preußen, mit stark ausgeprägter preußischer Physiognomie, mit den Vorzügen und Uebelständen derselben, mit der raschen Fassung, welche kein Hinderniß für groß genug hält, die Verwirklichung einer Idee dauernd zu hemmen; mit der Eroberungsspekulation, welche nur um Wendungen im Großen bekümmert ist; mit dem scharfen, entschiedenen Worte. Das Rücksichtslose, das Uebermüthige, die Verletzung feinerer Rücksichten, das Vordrängen und Ueberdrängen, die Schattenseite jener Physiognomie fehlte denn auch nicht bei Gans, nicht bei Immermann. Erhöht sich nicht das Mißverhältniß gerade dadurch, daß so anspruchsvoll geartete Menschen mitten in ihrer Lebenslaufbahn durch den Tod unterbrochen werden? Wer mag jetzt sagen, sie hatten kein Recht zu so großen Ansprüchen des Selbstgefühls! Im Mittagsstande ihrer Bethätigung sind sie ja hinweggenommen worden, der Eine noch nicht vierzig, der Andere eben vierzig Jahre alt!

Eduard Gans stammte von einer reichen jüdischen Familie in Berlin, wo er 1798 den 22. März geboren wurde, und hatte in Berlin, Göttingen, und Heidelberg philosophischem und juridischem Studium eifrig obgelegen. In Hegel, der zu Anfang der zwanziger Jahre für allgemeine wissenschaftliche Schätzung noch wenig bekannt oder doch wenig beachtet war, den man sogar außerhalb des höheren philosophischen Einsichtskreises für gar bedenklich ausgab in letzter Entscheidung des gesunden Menschenverstandes, in diesem damals noch so zweifelhaft eigenthümlichen Manne erkannte Gans von erster früher Kenntnißnahme an den großen Philosophen, unbekümmert, ja zurückspotiend über das Gespött alter Wissenschaft und der großen Menge. Neue Erfindung hat ja immer das Uebelwollen einer Welt gegen sich, die in alter Erfindung Existenz und Halt findet, und die sich zunächst immer der hereindringenden Eroberung durch Spott über Einzelheiten des Gegners zu erwehren glaubt. Das Neue und Ungewöhnliche ist von selbst lächerlich, wenn es ohne die ihm inwohnende Begründung setzenweise vorgezeigt und auf dem Hintergrunde des längst erwiesenen Alten betrachtet wird. Aber für dieses Neue Partei zu nehmen, wenn es sich ihm logisch eindewiesen hatte, Das war Gans' Sache, Das betrieb er wie sein Amt. Der Sinn für logische Darlegung war überaus mächtig in ihm; das unscheinbarste Tagesgeschwätz faßte er im Verhältnisse zu Gegensätzen, im Zusammenhange mit Stadt und Staat, und folgerte aus dem Geschwätz eine Idee, und bewies die Idee, und verglich sie mit anderen. Dieser logische Drang war sogar den meisten Gattungen von Witz in ihm tödtlich; er

duldete nämlich nicht Sprung oder Ueberraschung, woraus der Witz meistentheils entsteht, er bewies das Witzwort, gab ihm damit die Unterschrift der Wichtigkeit, nahm ihm aber den Reiz. Ein also gearteter Kopf war innerlichst darauf angewiesen, einem ungewöhnlichen Logiknetze nachzutrachten, so wie ein Rechnentalent angewiesen ist, eine neue Rechnenweise zu finden. Er ergriff mit all seinen Denkorganen die Hegel'sche Denkwelt, er verarbeitete davon in sich, was ihm entsprechend war, mit einer Kraft und Eigenheit, wie kaum ein Anderer. So wurde er in Berlin einer der ersten und rücksichtslos tapferen Vertheidiger des neuen Meisters; auf seinen Betrieb entstand der sogenannte Hegel'sche Moniteur, das Journal „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik"; er wurde ferner einer der Ersten, welcher die neue Denkweise frei und eigen einführte in eine Spezialdisziplin, in die Rechtsgelehrsamkeit, und zwar so fest und sicher und zuversichtlich, daß er damit sich gerüstet fühlte und gerüstet war gegen eine weit und tief herrschende Rechtsschule, die sogenannte historische, an deren Spitze der berühmte Savigny stand. Von vornherein also unterschied sich Gans von den blosen Schülern eines Meisters, von denen, die mit den Werkzeugen des Meisters eben auch nur die Handthierung dahin richten, wohin sie der Meister richtet, weil ihnen das Werkzeug nur eben so dienstbar und wirksam ist, wie sie's beim Meister gesehen haben. Gans wußte es sogleich eigenthümlich zu brauchen: deßhalb ist seine Schrift am frühesten frei vom Jargon der Schule, sein Styl am reinsten und auch den Lesern zugänglich, welche nicht unmittelbar auf Formeln verwiesen seyn wollen. Zu dieser selbständigen Verarbeitung gesellte sich in Gans ein offener Sinn für alles eigen Gedachte, für alles auch außerhalb des Hegel'schen Weges Erfundene; er hörte mit theilnehmendster Aufmerksamkeit auf Göthe, auf die Sprecher im Auslande; er hatte, mit Rednertalent begabt, ein feines Ohr für die Rhythmik des Satzes. Natürlich ward aus solchen Bestandtheilen mehr, als ein bloser Hegelianer, es ward ein Schriftsteller, der außer Anderem auch den Hegel'schen Gewinn verkündigte, und der als solcher gegen die sogenannte „historische Schule" in der Rechtsgelehrsamkeit schon 1820 mit „Scholien zum Gajus" als zweiundzwanzigjähriger Mann eine wuchtvolle Polemik beginnen und später durchführen konnte. Er warf im Wesentlichen dieser Schule vor, daß sie viel mehr den historischen Stoff registrire, als den historischen Gedanken nachweise. Der Schluß einer Rezension über Savigny's Geschichte des römischen [illegible]tes im Mittelalter, einer Rezension, meisterhaft in höflicher Schärfe und artiger Schonungslosigkeit, faßt den Vorwurf philosophischer Rechtsschule gegen die historische in folgende Worte zusammen: „Geht man

davon aus, hier nur eine äußere Geschichte von Rechtsquellen, so wie eine blose Literargeschichte, die damit verbunden ist, vor sich zu haben, so würde man im höchsten Grade ungerecht verfahren, wenn man nicht die vielfache Gelehrsamkeit, die Gewandtheit der Darstellung, das mühsame Studium und doch die Mühlosigkeit, mit der anscheinend die Resultate desselben vorgetragen sind, bewundern wollte. Man behauptet nicht zu viel, wenn man Herrn von Savigny den vorzüglichsten Stylisten unter den deutschen Schriftstellern an die Seite setzt, unbedingt aber für den besten Stylisten unter allen juristischen Schriftstellern erklärt. Es ist merkwürdig, mit welcher unglaublichen Sorgfalt und Gewandtheit er auch die trockensten Gegenstände zu behandeln und ihnen eine Weile lang die Langeweile zu nehmen weiß, die ihnen sonst eigen ist. Geht man aber davon aus, hier eine Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter vor sich zu haben, so muß man andrerseits erstaunen, wie der geistigste, innerlichste Stoff, der sich einem Historiker bieten kann, auf eine Weise veräußerlicht worden, daß seine Bedeutung vollständig verloren gegangen und nirgends in demselben zum Vorschein gekommen ist. Was die römische und germanische Welt von einander trennt und dann wiederum näher bringt, dieses ewige Privatrecht, das, seinen Staat überlebend, für alle Zeiten gegeben zu seyn scheint, und Rom, wie die Kirche in ihrer Welt, auch im wirklichsten Leben zum andern Male erscheinen läßt, die tiefen Fragen, die dieser Stoff sich aufwirft, und die er allein sich wiederum beantwortet, werden wir vergebens in dem gegenwärtigen Werke suchen. Nirgends können wir es der Darstellung anmerken, daß es sich eigentlich um einen Gegenstand vom höchsten weltgeschichtlichen Interesse handelt, überall ist das Ganze dem Einzelnen und Partikulären geopfert, und wenn eine gewisse Klarheit zu rühmen ist, so hat diese bei dem Mangel an Gedanken und an geistvoller Hervorhebung des inneren Sinns der Institute einen geringeren Werth. Aus dem Hochlande und den Tiefen, die dieser Boden darbietet, ist die Untersuchung in eine einförmige Ebene verlegt worden, die keine Befriedigung gewährt, und so bleibt eine innerliche Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, nach allen Bemühungen des Herrn von Savigny, noch zu schreiben."

Gans hatte sich in dieser Bedeutung eines philosophischen Rechtslehrers an der Berliner Universität eine würdige Stellung erworben, und auf diesem Grunde gewann Das an Nachdruck, was er über Rechtsverhältnisse des gleichzeitigen Auslandes mittheilte. Er war des Englischen, Französischen, und Italienischen vollkommen mächtig, er brachte gewöhnlich seine Ferienzeit in diesen Ländern zu, und außer dem groß-

artigen „Erdrechte," worin er die Entwicklung dieses Hauptrechtes am innerlichen Rechtsbegriffe durch alle Zeiten und Völker hindurch nachzuweisen suchte, außer seinen „Beiträgen zur Revision des preußischen Landrechts," für welche er so reichliche Kenntniß der Geschichte und der Fremde, und ein in sich geschlossenes philosophisches Verfahren in Bewegung setzte, waren es besonders seine Mittheilungen über Rechts- und Staatsverhältnisse Frankreichs und Englands, welche seinen eigenthümlichen Ruf in Berlin begründen halfen, und welche dem Worte eines Mannes so viel Nachdruck gaben, der als Philosoph, als Rechtskenner, als Historiker, als Reisender, als Freund von wichtigen Autoritäten Frankreichs und Englands, diejenige seltne Vereinigung in sich darstellte, welche man für einen Publizisten für nöthig erachtet. Seine Gegner hatten solchem Rufe vorzugsweise nur entgegenzusetzen, daß er gar zu entschieden Partei ergreife für moderne Rechts- und Staatsgedanken Frankreichs. Darin unterschied er sich auch frühzeitig von der Hegel'schen Ansicht, welche englische Entwicklung in Recht und Staat bevorzugte. In einer Kritik von Phillips Geschichte des angelsächsischen Rechtes gibt Gans folgende Aeußerung, die in durchsichtiger Hülle zeigt, wie er sich gegen das englische Beispiel verhalte: „Kein Land europäischer Sitte und Rechtsverfassung verdient eine so aufmerksame, nach allen Seiten hin sich erstreckende Betrachtung, als gerade England. Ueberall haben sich mehr oder minder die Wucherpflanzen der Gewohnheit durch weit eingreifende Gesetzgebung bezwungen gesehn, und jedes Zeitalter ist so seinem Rechte gegenüber gewesen. In England ist, um mit den Historikern zu reden, das Recht organisch gewachsen, und noch heute bedarf es keines Mikroskopes, um die Anfänge der Gesetzgebung in der Gegenwart zu erkennen. Bei einem so ganz vortrefflichen Beispiel bleibt es aber eben so auffallend, daß nicht alle Freunde des organischen Gesetzeswachsens nach diesem Mekka des Rechts gewandert sind, und von der heiligen Kaaba sich Trost gegen unsre unhistorische Rechtsverfassung geholt haben. Hier ist noch die vortreffliche Differenz des Zivilrechts und des prätorischen Rechts, der Courts of common law und of equity, und Jemand, der zu Eduards III. Zeiten gestorben ist, würde noch heute in einer Grafschaftsassise ohne große Verwunderung erwachen können. Ein solcher Zustand verdient es, ohne Ueberschätzung, die der Wissenschaft zuwider ist, und ohne Geringschätzung, die sich von selbst rächen würde, dargestellt zu werden." — Deutlicher äußert sich Gans, wo er Guizot's Buch über die englische Revolution kritisirt, und wo er gegen diesen die Verschiedenheit der englischen Revolution von der französischen behauptet, und zwar zum Vortheil der französischen

behauptet. „Die englische" — sagt er — „hat nur als eine partikuläre Begebenheit und als Gegensatz zu den herrschenden Vorstellungen Aufsehn erregt; sie trat aus lokalen Verhältnissen zu einer Zeit auf, wo in Europa ganz umgekehrte Verhältnisse aufkamen, die noch 150 Jahre lang festwurzeln sollten, sie geschah, als gerade die absolute Gewalt überall beliebt und anerkannt war." — „Für England hat diese Revolution weiter keinen Nutzen gebracht, als daß sich die alten Institutionen fester gemacht, daß sie an Anerkennung und Liebe, so wie daran gewonnen haben, ein Bedürfniß, ein Gefühl, eine Lebensnothwendigkeit zu werden. Diese Revolution hat England das Mittelalter, das es allein, wie andere Völker, durch die gewiß glückliche Krise der Alleinherrschaft hätte verlieren können, noch einmal eingeimpft; es wäre vielleicht besser daran gewesen, wenn es seine alten Freiheiten einmal glücklich verloren hätte, um neue gründlich dafür wieder zu gewinnen. So aber hat die Restauration und später Wilhelm III. das alte England der Plantagenets wiedergefunden, um eine zweite aber unveränderte Ausgabe der Konstitution an den Tag zu bringen; das Eigenthum ist unfrei und Lehen geblieben, wie bisher; die Gerichte und Gesetze haben ihre krause mittelalterliche Stellung und Bildung nicht verloren; durch den in wenig Händen gehäuften Landbesitz ist ein unerträglicher Gegensatz zwischen Reichen und Proletariern entstanden; Alles bewegt sich in langsamen, steifen, feudalistischen Formen; nur die bürgerliche Gesellschaft, ihr Handel, ihre Gewerbe sind fortgeschritten, und finden sich, weil der englische Staat ihnen nicht mehr anpassend ist, genöthigt, eigene Staaten, wie die Ostindische Kompagnie, zu gründen. Auf das übrige Europa aber hat die englische Revolution nicht den mindesten Einfluß gehabt. Die Monarchie Ludwigs XIV. ist davon nicht einen Augenblick erschüttert worden. In Spanien, in Dänemark, in Deutschland sogar erstarkte die Gewalt der Landesfürsten immer mehr, und wie Herr Guizot mit Recht, jedoch in seinem Sinne, sagt, ohne die französische Revolution wäre die englische nicht einmal verstanden worden. Betrachten wir dagegen die französische Revolution, so ist dies eine ganz allgemeine, alle Völker mit in sich verwickelnde Begebenheit; sie ist nicht, wie die englische, gegen herrschende und beliebte Grundsätze entstanden, sondern vielmehr aus herrschenden und beliebten Grundsätzen, die in den Gemüthern, in Schriften, und im geselligen Leben längst ihre Anerkennung gefunden hatten, hervorgegangen; sie fand die absolute Gewalt in Mißkredit, und sich selbst als präsumtiven Thronfolger; sie bewegte sich nicht nach besondern Bedürfnissen, sondern nach immanenten, von den Organen der Vollführung ganz unabhängigen Gedankenbestimmungen; sie hat darum

auch nicht bei irgend einem Punkte still stehen und sich beruhigen können, vielmehr hat sie, weil ihr Triebwerk Gedanken als solche in ihrer eigensten Form waren, bis dahin gehen müssen, wo die Gedanken vor- oder nachrücken, sie hat darum, wie eine vollkommene Metaphysik, sich nicht blos um den Staat bekümmert, sondern sie ist zurückgegangen bis in den Anfang, bis in das Seyn und Nichts; sie hat alle Existenzen vernichtet, die Breite, welche in dem Stande, in der Habe, in der Behaglichkeit und in der Ruhe liegt, mit konsequentem Gange aufgehoben; und weil die Persönlichkeit selber eine Habe ist, so hat sie in der Vernichtung als solcher und ohne Zweck, im Tode und im Schrecken ihre Spitze erreicht. Dann ist sie zu einer Ordnung und zum Staate zurückgekehrt, aber zu einem schwachen, denn auf die Energie des Schreckens konnte kein starker Staat mehr folgen. Diese Macht kam ihm erst wieder, als die vereinzelten und nunmehr beweglicheren Kräfte zur erobernden Herrschaft der Militärmonarchie wurden, auf deren Sturz sich dann die vernünftige oder konstitutionelle Monarchie erhebt. Die französische Revolution, sowohl die innere, als die erobernde, ist nicht, wie die englische, das Resultat von Zuständen, sondern das Werk von Theorien und Gedanken. Deßwegen ist sie eine allgemeine Begebenheit, keine auf die Geschichte eines Volkes beschränkte; von ihr beginnt die Geschichte eine neue Epoche, von der englischen erzählt man unter Anderm; die eine hängt mit der Bildung des Menschengeschlechts, die andre mit der Bildung eines Volkes zusammen."

Man sieht, die Vorliebe für Abstraktion und für Frankreich erfüllt ihn dergestalt, daß er sich zu der auch seiner Philosophie nach ganz unphilosophischen Aeußerung hinreißen läßt: „auf das übrige Europa hat die englische Revolution nicht den geringsten Einfluß gehabt," eine Aeußerung, deren Unwahrheit ihm sonst so gut, wie uns, einleuchtete. Denn er wußte, wie Montesquieu, Voltaire, Mirabeau, und wie viele Mitglieder der Constituante unmittelbar an England ihre politischen Ideale genährt hatten; — wenn denn überhaupt Spezielles gegen eine so allgemeine Unrichtigkeit aufgeführt seyn sollte. Er wußte ferner, daß diese Ueberbeweglichkeit der französischen Zustände, die eben vom Mangel organischen Wachsthums herrühren, und vom Uebelstande allzu beliebiger, an keinen Geschichtswuchs eingerankter Theorie, nichts absolut Lobenswerthes seyen; er wußte, daß diese in's Lose hingebaute konstitutionelle Monarchie Frankreichs keineswegs das realisirte Ideal eines Staates vorstelle, aber in Ermanglung eines bessern Beweises gegen die allzu mechanische Gestaltung der buchstäblich-geschichtlichen Rechtsweise schlug er für Frankreich immer ein paar Streiche mehr, als er Anfangs vor

sich selbst verantworten konnte, und später, eingefochten in die Aufgabe, vergaß er wohl auch, daß er um Opposition und Beweises halber gegen sein eigenes Wissen Partei nehme.

Gans führte auch — gegen alle sonstige Vorliebe deutscher Professoren — die Sache französischer Gelehrsamkeit, und versicherte, daß ihm, trotz aller vornehmen Verachtung, womit deutsche Historiker lange auf die Franzosen herabgesehen, wenig deutsche Werke bekannt seyen, von denen zu rühmen wäre, daß sie, wie z. B. das Guizot'sche, ihren Stoff und deren Gedanken allein hätten sprechen lassen, daß die Verfasser ihre persönlichen Neigungen, Meinungen, und Ansichten so ganz in ihren Gegenstand aufgehen zu lassen gewußt hätten, wie Guizot es vermocht. Nicht einmal auf die Uebung und Kenntniß in handelnder Politik beruft er sich, welche in Frankreich dem Historiker so sehr zu Hilfe kommt.

Damals war Lerminier noch nicht in die Popular-Ungunst gefallen, welche jetzt seinen Einfluß so sehr verringert, und er mit St. Marc Girardin führte den Reigen einer hoffnungsvollen französischen Wissenschaftlichkeit, die mit deutscher Art in lebhafter Verbindung, mit Gans persönlich in lebhafter Freundschaft war. Ueber Lerminiers Einleitung zur Rechtsgeschichte sprach Gans damals seine Theilnahme folgendermaßen aus:

„Unter allen neueren Völkern, die ein gebildetes Recht besitzen, stehen die Franzosen, in Beziehung auf die Fähigkeit, dieses Recht auszuführen und nach allen seinen Seiten praktisch zu durchdringen, unstreitig obenan. Ihr feiner juristischer Verstand, der sich dem der alten Römer vergleichen läßt, die Gabe, speziellen Verhältnissen bald die allgemeine Grundlage abzugewinnen, endlich der zu einer scharfen und präzisen Jurisprudenz besonders geeignete Bau ihrer Sprache, die, aller weitschweifigen Vor- und Nebenwerke entbehrend, gleich in das Innere der Sachen führt, sind der Grund eines Vorzugs, der kaum von irgend Einem unbemerkt bleiben kann."

„Trotz dem ist seit mehreren Jahren eine große Verehrung deutscher Rechtswissenschaft in Frankreich erwacht: man hat auf Deutschland als auf das gelobte Land der Jurisprudenz hingewiesen, deutsche Werke beurtheilt, anempfohlen, und übersetzt, und das Studium der Rechtswissenschaft nach deutscher Weise einzurichten und zu erneuern gesucht. Die Männer, die Dies zu thun unternahmen, mußten aber ihre Bestrebungen mit dem Titel der Deutschen Schule oder Sekte büßen, der, so viel ich weiß, von Herrn Dupin dem Aeltern, und zwar nicht im ehrenvollsten Sinne, denselben beigelegt worden ist. An der Spitze dieser

sogenannten deutschen Richtung stand vor wenigen Jahren mein leider zu früh verewigter Freund Jourdan, der besonders für die deutsche Behandlungsart der Wissenschaft Geschmack und Liebe hatte."

„Wie kommt nun das vorzugsweise juristische Volk dazu, uns nur einigermaßen als Muster oder Vorgänger benutzen zu wollen, und haben Diejenigen nicht Recht, die diesen Hinblick auf Deutschland als eine Verirrung, oder, mild genommen, als etwas Ueberflüssiges ansehen? Handelte es sich darum, unserer deutschen Praxis Etwas abgewinnen zu wollen, oder dem Rechte als Kunst eine weitere Ausbildung zu geben, so könnte man allerdings nicht begreifen, wie Franzosen auf den seltsamen Einfall kämen, aus Deutschland Hilfsmittel einzuführen, die sie in ihrem eigenen Wesen auf eine entschiedene Weise besser besitzen; es würden abermals Eulen nach Athen seyn, und man könnte es nicht verargen, wenn diese Bestrebungen keine besondere Aufnahme zu erwarten hätten. Anders verhält es sich jedoch mit Dem, was unterschieden von der Rechtskunde die Rechtswissenschaft bildet. Die Deutschen, welche seit den letzten vierzig Jahren theoretisch ungefähr denselben Gang eingeschlagen haben, welchen die Franzosen praktisch bahnten, sind sowohl in den Weisen, das Recht zu begründen und zu betrachten, als auch in Beziehung auf historische und philosophische Ausführungen, durch eine Menge von Systemen, Monographien, geschichtlichen Darstellungen und Arbeiten anderer Art so sehr bereichert worden, daß sie, den übrigen Völkern Europa's gegenüber, fast das einzige zu seyn scheinen, das sich einer wahrhaften Blüte in der theoretischen Jurisprudenz erfreut. Diese Blüte ist indessen keine ganz selbständige, sie legt kein Zeugniß für den eigenthümlichen juristischen Geist, in dem wir vielmehr vollkommen zurückstehen, ab, sondern sie hat in den Fortschritten ihre Wurzel, welche die beiden elterlichen Wissenschaften, die Philosophie und Geschichte, gemacht haben. Wie eine Tochter erfreut sie sich des Wohlstandes des elterlichen Hauses, genießt ihn, darf ihn zum eigenen Nutzen anwenden, und erscheint den Andern, die in dies häusliche Verhältniß nicht näher eindringen können, selbst reich und in blühendem Zustande. Ohne die große Revolution, welche seit Kant die deutsche Philosophie durchzumachen hatte, würde sich die Rechtswissenschaft bei uns noch in erbärmlichen Kategorien herumbewegen, und die historische Schule hat sich im Grunde nur bei der Philologie die feineren Werkzeuge geborgt, welche sie überdies oft genug ungeschickt und mit einer Pedanterie anwendet, welche diese bisweilen als geborgte hervortreten läßt."

Die Theilnahme an deutscher Jurisprudenz bei den Franzosen,

fährt er fort, dankten wir also der deutschen Philosophie, Philologie, und, „insofern diese in ihrem weiteren Sinne erscheint, der deutschen Geschichtskunde."

Er lobt nun an Lerminiers Buche eine rege Begeisterung, wie man sie in unsern juristischen Büchern selten finde, die frische Form, den wahrhaften Ernst, in die Wissenschaft einzudringen, die Offenheit, womit Männer und Sachen betrachtet werden. Die Ansicht des Verfassers über das Recht sey völlig frei von jenen einseitigen Auffassungsweisen, die in Deutschland mehr oder minder zur Tagesordnung gehören.

Ich hebe einseitig diese franzosenfreundlichen Urtheile hervor, theils um zu zeigen, daß sie bis tief in die dreißiger Jahre nicht blos bei der lebhaften revolutionären Jugend Deutschlands, und nur bei oberflächlicher Bildung gelebt haben, wie man gern behauptet, theils um die eigenthümliche Stellung zu erklären, welche hierdurch ein gründlich gebildeter deutscher Professor erhalten mußte. Denn diese Seite war es, wodurch Gans seine eigenthümliche Stellung begründete, eine Stellung in Deutschland, und auch eine in Frankreich unter den bedeutendern theoretischen Köpfen dort. Daß Gans vollkommen französisch sprach — ein Vorzug, den vielleicht nicht zehn gründlich gebildete Autoren in Deutschland mit ihm theilen — war natürlich äußerst behilflich dazu. Glaube man deßhalb nicht, daß Gans in seiner ihm oft selbst verborgenen innersten Kenntniß die Uebelstände französischen Wesens nicht gekannt, daß er nicht ihre Anpreisung für Deutschland im Wesentlichen als Oppositionsmaxime betrieben habe, gegen Unbeholfenheit und Schlendrian der Heimath! Es könnte an Börne erinnert werden, auch später noch, wo eingestanden werden muß, daß solche Taktik ihr sehr Gefährliches habe, und den Führer derselben zumeist selbst mit den von ihm aufgerührten Wogen bedecke. Ist uns nicht von Gentz neuerdings ein Brief aus dem Jahre 1805 mitgetheilt worden, worin er, ganz und gar nicht absolutistisch gesinnt, die absolutistische Rolle wie eine taktische Aufgabe übernimmt? Und ließ ihn die Aufgabe wieder los, als der Gegensatz verschwunden war? Dies Tragische solcher Mission hat auch Gans an den Locken gestreift, und der zeitige Tod hat ihm vielleicht die schwierige Vollendung erspart, die nach vollbrachter Erweckung deutscher Politik nöthig geworden wäre. Daß Gentz 1815 nicht starb, Börne und Gans aber noch in den dreißiger Jahren hinweggenommen wurden, ist jenem vielleicht eine Ungunst, diesen vielleicht eine Gunst des Schicksals gewesen. So geneigt sind wir, ein wissendes Fatum im Geschehen herauszufinden!

Bei Michelet, dem genialsten Historiker Frankreichs, entschlüpft Gans ein Zeugniß, daß hinter seiner Taktik noch eine ganz andere Welt ruhe. Michelet nennt Frankreich für künftige Zeiten den Steuermann im Schiffe der Menschheit, und Gans sagt dazu: „Man könnte gegen diese Auffassung erinnern, daß, wenn auch die Franzosen allerdings die Haupt-Werkmeister der heutigen Weltgeschichte sind, sie doch nur ein sehr einseitiges Moment derselben abgeben." Ferner sagt er: „Was ist es, das heute Frankreich zum Anführer und zum ersten Staate der europäischen Zivilisation macht? Unstreitig nichts Anderes, als jener germanische Geist, der hier nicht, wie in Italien und Spanien, in die lateinische Grundlage sich verloren, sondern dieselbe aufgenommen und bearbeitet hat. Daß die Franzosen nicht, wie die andern romanischen Völker, lediglich dem Mittelalter, sondern wesentlich der heutigen Welt angehören, ist in der großen Kraft der fränkischen Bevölkerung zu suchen, welche hier niemals sich zerstören ließ. Sind es die Nord- oder Südfranzosen, die Länder des Gewohnheits- oder die des römischen Rechts, die jene Bedeutung und diese Geschichte hervorriefen?"

Gans hatte von früh auf französisch getrieben; im Jahre 1825 kam er zum ersten Male nach Paris, kurz vor den Sommertagen, da Karl X. in Rheims gekrönt wurde. Professor Cousin, den er aus Berlin kannte, wo der Franzose in Gefangenschaft gewesen war, führte ihn zu Paris ein, und neben ihm thaten es die Landsleute Alexander von Humboldt und Koreff. Er sah Benjamin Constant, Oelsner, Eckstein. Der Baron von Eckstein, jetzt noch ein regelmäßiger Korrespondent aus Paris für die Allgemeine Zeitung, „gehörte zu den katholisch gewordenen Deutschen, die erst mit der Restauration nach Frankreich gekommen waren. Er zeichnete sich darin vor den Franzosen aus, daß seine absolut royalistische Gesinnung nicht auf Leidenschaften, sondern auf einer wissenschaftlichen Ueberzeugung ruhte. Es war die Haller'sche Staatsphilosophie, es waren die theoretischen Grundsätze von Adam Müller und von Friedrich v. Schlegel, die er als Abept vertheidigte und verbreitete, und die immer nur geeignet waren, einen sehr kleinen Kreis Solcher zu finden, die sie verstanden. Als Redakteur des Drapeau blanc hatte er sich manchmal auch wiederum recht freisinnig gezeigt, und Cousin war ihm zu Dank wegen der starken Vertheidigung seiner Sache verpflichtet. Das Gemisch dieser theoretisch-absolutistischen Prinzipien und der Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Unterlage, welche immer wieder das Denken, und somit auch die Freiheit in die Betrachtung hineinbrachten, das Bedürfniß, die Fortschritte, welche die Phi-

losophie in Deutschland gemacht hatte, nicht unbeachtet zu lassen; endlich das Studium des orientalischen Rechts," welches Gans zuerst als ein „nothwendiges Moment der Rechtsgeschichte einverleibt hatte," brachten sie öfter zusammen, und Gans rühmt, daß sich Eckstein von der damals herrschenden Bitterkeit und Härte der Parteiung frei gezeigt habe. Er war „zur Zeit Sekretär bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Damas, der sich selbst nicht ganz zu jenen Maßregeln hinneigte, wodurch hauptsächlich das Ministerium Villèle gestürzt wurde."

Durch den aus Sachsen stammenden Hase, der als Bibliothekar und Mitglied des Instituts noch jetzt in Paris, inmitten des französischen Wissenschaftslebens, als naturalisirter Franzose lebt, wurde Gans mit Abel Remusat und Raoul Rochette bekannt. Mit dem liebenswürdigen, das Chinesische kultivirenden Remusat hatte Gans zum öfteren Streit, „in wie fern das Studium der orientalischen Sprachen und Geschichte in dem unendlichen Umfange, wie es betrieben zu werden anfing, nicht im Ganzen eher schädlich als nützlich für diejenigen Disziplinen sey, denen doch ein höherer Werth und eine höhere Ausbildung nicht abgesprochen werden könne." „Die Wichtigkeit, die man auf den Orient legte, sah damals in Frankreich wie ein Aufgeben aller Forschungen in Beziehung auf die abendländische Welt aus, und der Reichthum des im Orient wie in der Natur äußerlich Nebeneinanderstehenden wurde oft irrthümlicherweise als etwas sehr Intensives und uns Uebertreffendes betrachtet." Remusat hielt aber die Sprüche des Konfutse für interessanter, als die Politik, und bestritt es heftig, wenn sie langweilig genannt wurden.

Bei Remusat sah Gans öfter den Orientalisten Klaproth, „der neulich mit Hinterlassung voluminöser Kenntnisse und eines zweideutigen Rufes gestorben ist." Außerdem verkehrte Gans mit dem schon erwähnten Jourdan, mit dem Marquis von Pastoret, mit Cuvier, mit Gérard, dem Mahler, dessen Salon so berühmt war. Cuviers großes, scharfsinniges Wissen herausstellend, findet ihn Gans in der Politik schwach, und sagt, er sey mehr Administrator als Staatsmann gewesen. „Seine umfassenden Kenntnisse machten ihn im Staatsrathe unentbehrlich, und der sonst siegreichen Deklamation setzte er häufig genug übersehene Fakta entgegen. Mit diesem positiven Vorrathe ausgerüstet, hielt er sich auch unter allen Administrationen, unter der (damaligen) des Herrn von Villèle, wie unter Ludwig Philipp: man übersah seine Schwächen, welche lediglich in der politischen Charakterlosigkeit lagen, und benützte seine Kenntnisse, die keiner Verwaltung entbehrlich schienen."

Nach längerem Aufenthalte in Paris macht ihn Cousin auch mit Royer Collard bekannt, der wegen Maßes, Ruhe, und Tiefe in Deutschland höchst angesehen war. Gans fand ihn wortkarg, ernst, gediegen, dem Parlamentsleben vor der Revolution, der Pietät für den Monarchismus zugeneigt, aber dem Fortschritt der Zeit und dessen Forderungen deßhalb doch keineswegs verschlossen, vielmehr, ungewöhnlich französisch, nach einer organischen, geschichtlichen Entwicklung des Neuen aus dem Alten trachtend. Collard hat ein lebhaftes Bedauern ausgedrückt, nicht deutsch zu verstehen, und dadurch von den deutschen Philosophen abgeschlossen zu seyn.

Die Regierung Karls X. begann unter merkwürdigen Zeichen: man kannte, fürchtete, und haßte dessen Verbindung mit dem Priesterthume und dessen Stuart-Sympathien. Und doch repräsentirte er, wie Franz I., wie Heinrich IV., wie Ludwig XIV., im Salon und zu Rosse einen echt französischen König, und es war Nichts einzuwenden gegen den Titel eines **premier gentilhomme du royaume**, wie er für alle Franzosen bezaubernd ist. Ja, dieser König des Unglücks begann mit der populärsten Maßregel: er hob die Zensur auf, und man jauchzte ihm zu, — Flitterwochen, die nur zu bald vergingen. Bald wollte man der Presse an's Leben, und in der Robe eines Advokaten wohnte Gans dem ersten Tendenzprozesse bei, der Paris im Innersten aufregte und zu Ungunsten der Regierung entschieden wurde. Wie man immer in der Fremde seines Patriotismus erst gewahr wird, so auch Gans selbst im Augenblick, da Alles jauchzt über diesen französischen Richterspruch. Ein Franzos der Robe ruft ihm zu: „Nun, deutscher Doktor, habt Ihr bei Euch solche Unabhängigkeit der Gerichte?" und Gans antwortet: „Wir haben noch mehr, wir haben keine Jesuiten, gegen die uns ein Gericht zu schützen brauchte!"

Die Stimmung in Paris wurde um jene Zeit noch gesteigert durch den Tod des Generals Foy, durch dessen Leichenbegängniß und Périers Appellation am Grabe, die Familie des Generals zu adoptiren. Man unterzeichnete eine Million Franken für ein Monument und die Familie Foy's, der nicht sowohl durch seine Kriegsthaten, als durch die unerschrockene Kammeropposition populär war, die er neben Périer an der Spitze von blos neunzehn Deputirten gegen die ganze Kammer machte.

Gans gerieth denn auch in's geistige Zentrum all jener Restauration, welches von innen heraus den Umschwung vorbereitete, unter die Gesellschaft des Globe, eines Journals, was alle junge Blüte des damaligen Frankreichs um sich versammelte, und was, gegen französische Journalgewohnheit, in allerlei wissenschaftlicher Richtung, „in

Eifer für fremde und einheimische Literatur," eine andere französische Zukunft vorbereitete. In der Nationalökonomie verfocht Duchatel, der spätere Minister, die freisten Ansichten, in der Literatur ward die leuchtende Fahne der Romantik aufgezogen, nicht die Romantik des Gräuels, sondern die des nicht blos konventionellen Interesses. Göthe besonders wurde dort neben Shakespeare gefeiert, und es ist bekannt, wie oft dies Journal den alten Herrn gelabt und seine Hoffnungen auf eine Weltliteratur gestärkt hat. Die sogenannten Doktrinäre, damals in gleichem Schritte mit der Opposition des Landes, waren die politische Seele des Globe. Von den Historikern hielten Thierry, Mignet, Thiers, Guizot dazu, wenn auch Thiers und Mignet nicht zur Redaktion gehörten. Guizot war schon damals als Doktrinär eine Hauptstütze des Journals, er war mit seinen Genossen noch jünger, frischer, freier von Pedanterie, womit sie sich später so viel Vorwürfe zugezogen haben, nicht schwerwiegende, aber doch Vorwürfe. Alle Montag Abend war Gans bei Dubois, dem Hauptredakteur, zu finden, welcher an diesen Abenden die Blüte des Landes bei sich empfing. So sah er die Julirevolution sich entwickeln, und ging Ende des Jahres fünfundzwanzig wieder nach Berlin, fest überzeugt, Frankreich gehe einer großen Krisis entgegen.

Gans sagte sie zuversichtlich voraus, und nahm im Frühjahre 1830 Urlaub, um sie in Paris selbst mit zu erleben. Seine Abreise verzögerte sich, er ward in Berlin noch mit St. Marc Girardin, einem Redakteur des Journal des Debats, bekannt, und sagte diesem im Mai die Juliordonnanzen vorher. „Wer wird dann herrschen?" fragte Girardin. — „Der Herzog von Orleans!" erwiederte Gans. „Ah, bah!" und es ward darüber gescherzt. In der Aula bei der Geburtstagsfeier Friedrich Wilhelms III. erfuhr Gans die ersten Nachrichten von der Julirevolution, und nun war kein Halten mehr, Mitte August war er auf dem Wege nach Paris. Der Wechsel, den er in Paris fand, elektrisirte ihn; was vor sechs Wochen noch „stille Opponenten, disponible oder zurückgezogene Offiziere, mit Landwirthschaft oder Literatur beschäftigt gewesen," das war jetzt durch eine Unterschrift an der Herrschaft. „So rasche Verläufe, solche Krisen, welche die Gestalt und Leichtigkeit von Schwenkungen und Evolutionen haben, können nur in Frankreich vor sich gehen, wo Alles auf das Allgemeine hingewendet ist, und wo dramatische Entwicklungen nicht blos poetisch gedacht, sondern auch thatsächlich ausgeführt werden."

Wie viel aber auch neue, wichtige Bekanntschaften ihm nahe treten — Broglie, Lafayette, St. Aulaire, Rossi, Villemain u. s. w. —

wie bunt und interessant die neue Welt sich aufrollt, der lebhafte Franzosenfreund Gans entwickelt in sich gerade bei diesem Aufenthalte 1830 die ganze tiefere Sorge des deutschen Denkers! Die alten Notabilitäten, die kaum gesiegt, erscheinen ihm vielmehr bekümmert, als erfreut, traurig wenigstens in der Freude, zum Theil abgenützt. Wie? Ja, er sieht ihnen Nichts an, als die Sorge, daß ein ganzes Staatsleben so beispiellos rasch gewendet werden kann; — wer steht uns denn nun für das Staatsleben, was wir organisiren? So gelangt denn Gans, ihm selbst fast unmerklich, zum längsten Verweilen bei Denjenigen, die sich auch neben dem Julisiege mit der tieferen Spekulation für einen zukünftigen Staat abgeben, er gelangt zu den Simonisten. Wie deutsch! Die Hoffnungen und Bestrebungen von 1825 haben kaum gesiegt, so interessiren sie ihn auch als fertige Thatsächlichkeiten viel weniger, denn die neuauftauchende Theorie. Benjamin Constant, gebeugt unter dem Siege, erzählt ihm, daß er den Simonisten vor einem Jahre den Rath gegeben: sie sollten aus ihren Grundsätzen eine Religion machen, um Verbreitung dafür zu gewinnen. Gans findet unter den Simonisten als einen Sprecher Jules Le Chevalier, „der in Berlin gewesen war, um sich in der Philosophie etwas umzusehen," und der denn auch einige Wendungen Hegel'scher Philosophie der Geschichte dem Simonismus einverleibt hatte. „Das Hauptdogma dieser neuen religiösen Offenbarung war einzig und allein, daß das Christenthum Gott lediglich als Geist gefaßt, somit einen Dualismus zwischen Geist und Materie geschaffen habe, welcher letztere dadurch als entgöttert betrachtet werden müsse. Da aber Gott weder allein dem Himmel, noch allein der Erde angehöre, so sey er eben so wohl im Fleische, als außer demselben, und Fleisch und Geist seyen in Liebe verbunden. Die Religion hat sich also um die endlichen Interessen zu bekümmern, sie mit ähnlicher Fürsorge, als die geistigen, zu begreifen und zu ordnen. Ueberhaupt fällt Nichts außerhalb der Religion."

Gans hielt diese Polemik gegen das Christenthum für verfehlt; er hält den Geist des Christenthums nicht für so reinen Geist, sondern sagt: er sey in die Welt gegangen, habe sie durchdrungen und nach seinem Muster gebildet. Die nach und nach bewerkstelligten Emanzipationen seyen eben die Verweltlichung des Christenthums. Kurz, seine Polemik gegen das innere Dogma des Simonismus ist von keiner großen Bedeutung, und stützt sich unter Anderem auch darauf, daß er von jungen Leuten ausgehe, die, in Ueppigkeit der Welt aufgewachsen, keine Märtyrer seyn könnten. „Die christlichen Märtyrer," habe Ville-

main gesagt, da sie mit Simonisten im Rocher de Cancale gespeist, „hätten nicht im Rocher de Cancale dinirt."

Die Theorie der Simonisten geringschätzend, oder vielmehr das Formelle, was sie dafür ausgaben, preist Gans dagegen den seinen praktischen Takt, womit sie ihre eigene Zeit beurtheilt. Das ganze philosophisch-historische Gerüst sey ihnen auch nur eine Nebensache gewesen, und sie hätten dem Liberalismus die Schwäche der Produktion angesehen und dieser abhelfen wollen. Was dieser denn endlich produzirt, wie zum Beispiel die Eisenbahnnetze, Das hätte allerdings Le Chevalier schon 1825 im Globe vorgeschlagen.

„In der Angabe des Standpunktes," sagt Gans, „den der Liberalismus, um inhaltsmäßig und organisch zu werden, annehmen müsse, haben die St. Simonisten, wie ich glaube, geirrt. Sie haben allen Zufall und alles Besitzthum, welches durch Zufall kommt, ausschließen wollen, und nicht gesehen, daß derselbe dennoch wiederum zu der Thüre hereinschlüpft, die man ihm verschließen wollte. Denn wenn Fähigkeit auch der letzte Träger der Glücksgüter seyn soll, wo ist der Messer dieser Fähigkeit? Würden Gunst und Abneigung, Leidenschaft und menschliche Regungen, die doch nicht verbannt werden können, in der Beurtheilung der Fähigkeit nicht irren? Gibt es einen objektiven Regulator, und ist nicht die Konkurrenz selbst das sicherste Mittel, die Fähigkeit herauszustellen?"

Aber haben denn die Simonisten die Konkurrenz ausgeschlossen? War sie ihnen nicht gerade Mittelpunkt ihrer Staatsbewegung? Was am meisten vermag, sollte ja das Meiste gelten.

„Das Eigenthum, welches die Einzelnen nur im Namen des Staates, je nach ihrer Fähigkeit genießen sollen, das Erbrecht, welches durch diese Bestimmung wegfällt, wird auch dem Individuum die Basis seiner Individualität und Besonderheit nehmen. In dem fehlenden Erbrecht wird sogar die moralische Seite des Eigenthums verloren gehen, die dieses nicht entbehren kann. Werden die Leute, die ihre Kinder kaum kennen, die für dieselben nicht arbeiten, eben so fleißig und thätig als die seyn, welche für sich eine Zukunft auch in der Zeit erblicken, in welcher sie nicht mehr existiren werden? Oder darf man annehmen, daß jemals ein Mensch in der Allgemeinheit, im Staate einen Ersatz für Das haben könne, was er in der Familie verliert?"

Das Aufgeben der Familie konnte allerdings nur in Frankreich entstehen, wo man in der allgemeinen Pensionserziehung sich daran gewöhnt hat, die Kinder wegzugeben und erst als Erwachsene wiederzu-

sehen. Aber glücken konnte es auch in Frankreich nicht, wo Eltern- und Kindesliebe überall unzerreißbar stark sich darstellt.

„Dann tritt," fährt Gans fort, „gegen die Grundlage der Fähigkeit ein weiterer Beschwerdepunkt auf, nämlich der, daß es am Ende doch auch ein Privilegium ist, daß dem Einen der Beruf geworden, und dem Andern nicht. Soll der Unfähige nun ganz verstoßen seyn, und nicht im Glücke und Zufall einen möglichen Ersatz für seine Dummheit finden?"

In diesem Sophisma begegnet Gans dem Börne. Für Beide, die sich nirgends auf poetische Vorliebe berufen wollen und können, ist es ein Sophisma. Was daran wahr ist, gehört einer andern Betrachtungsweise, nicht der ihrigen, nicht ihrem sonst überall geforderten Prinzipe der Würdigkeit und Tüchtigkeit. Wollten sie denn sonstwo ein erbliches Privilegium gestatten? Befehdeten sie nicht sonst überall die Poesie des Zufalls und des unverdienten Gewinnes?

In dieser ihm nicht ganz richtigen und wahren Stellung fährt Gans tiefer eindringend fort: „Das Uebel der Konkurrenz oder des Kriegs und Kampfes in der bürgerlichen Gesellschaft, das in Ordnung und Hierarchie verwandelt werden müsse, ist, wie ich glaube, ganz irrig von den St. Simonisten betrachtet worden. Daß in diesem Kampfe Manche untergehen, daß das Geschrei **sauve qui peut**! nicht undeutlich zu vernehmen ist, läßt sich nicht läugnen. Aber glauben denn die St. Simonisten an eine allgemeine Zufriedenheit, wenn der Stand der Liebe und des Priesterthums seine Einrichtungen treffen, und den Eingebildeten und Dünkelhaften in eine niedrige Sphäre stellen wird? Dürfte denn dieser nicht glauben, allein würde er sich schon helfen, und eine höhere Stufe erklimmen? Wie in der Idee die niedrigere Sphäre der Reflexion enthalten ist, so in dem Staate die untergeordnetere Stellung der bürgerlichen Gesellschaft. Aus ihr läßt sich der reflektive Charakter nicht scheiden: sie kann nicht selbst zum Staate erhoben werden. Das Allgemeine an ihr sind die Gedanken, die sich, trotz der Isolirtheit und des Kampfes, in ihr festsetzen, und die am Ende auf Resultate und wissenschaftliche Zusammenfassungen führen. Wer aber die Konkurrenz von ihr ausschließen will, der erschafft eine andere Sklaverei der Aufsicht, welche, selbst wenn sie glücklichere Verhältnisse böte, nicht zu ertragen wäre. Das Alterthum arbeitete mit seinen Sklaven; wir mit unsern eigenen Personen. Dafür gehört aber auch die Person sich selber an, und ihr Glück oder Unglück, Erfolg oder Mißgeschick nehmen, hieße ihr heute die einzige Poesie entziehen, deren sie fähig ist. Denn die negativen Seiten des Lebens gehören auch dazu: wie das

Gute das Böse voraussetzt, so muß ein volles Unglück möglich seyn, damit das Glück eine konkrete und angemessene Gestalt empfange. Doch inmitten dieser Gedankenwirren haben die St. Simonisten wieder etwas Großes gesagt: — sie haben richtig bemerkt, daß die Sklaverei eigentlich noch nicht vorüber sey." — Gans meint das Schicksal der Armen: „Dieses, daß der Staat für die ärmste und zahlreichste Klasse zu sorgen habe, daß, wenn sie arbeiten will, sie niemals einer ihr angemessenen Beschäftigung entbehren dürfe." — „Das Mittelalter mit seinen Zünften hatte eine organische Einrichtung für die Arbeit."

Aber was hatte der Proletarier von den Zünften? Hemmung und Ausschließung. Der Sklave des Alterthums war vor physischem Untergange sicher gestellt. „Die Zünfte sind zerstört, und können nie wieder errichtet werden. Aber sollte jetzt die freigelassene Arbeit aus der Korporation in die Despotie, aus der Herrschaft der Meister in die Herrschaft des Fabrikherrn verfallen? Gibt es kein Mittel dagegen? Allerdings. Es ist die freie Korporation, es ist die Vergesellschaftung." Nun vertheidigt er die Handwerker-Assoziationen, und kommt auf die mystischen Vorschläge Fourriers, denen sich Simonisten, wie Le Chevalier, mit Aufgeben ihrer tieferen Reformideen angeschlossen, auf die Errichtung von Phalansteren, die jetzt noch in Paris im Stillen und ohne große Macht arbeitet.

1835 kam Gans zum dritten Male nach Paris: der Zustand Frankreichs erscheint ihm gedrückt und unergiebig, zum ersten Male reist er mit dem Eindrucke zurück, die französische Hauptstadt sey ihm doch nicht so ganz unentbehrlich. Ist es nicht, als ob er damit sein eigen Todesurtheil gesprochen? Er hat Paris nicht wieder gesehen. Die nächste Ferienreise machte er nach Italien, was ihm, trotz seiner intimen Bekanntschaften mit Manzoni, Rosini ꝛc. gar nicht auf der Lebensseite lag. Was war ihm Natur! Ein hegelisch Unfertiges. Obwohl er Dies niemals in so streng hegelischem Ausdrucke bezeichnete, obwohl er mancherlei Verbindung mit poetischer Theilnahme besaß, welche Naturbilder als etwas an sich Reizendes deuten konnte, es ging doch immer auf die Deutung hinaus; das nicht blos pedantliche Weben der Künstlernatur war ihm versagt. Ich habe deßhalb mit allem Nachdruck sein Verhältniß zu Frankreich herausgehoben, und erwähne seiner Reisen nach England und Italien nur beiher, wiewohl er in beiden Ländern mit Hauptpersonen in Berührung trat, und den Gewinn davon klar darzulegen wußte. Frankreich, der immerwährend und laut sich bildende Staat, war ihm Alles: seine philosophische Grundbildung, sein juridisches Studium, seine Theilnahme am vaterländischen Staate, an

der Vaterstadt, Alles Das erhielt ihm das lebendige Leben erst in der Parallelisirung mit Frankreich. Er war deßhalb doch ein Deutscher, wie sich bei näherem Eingehen in seine Persönlichkeit zeigen wird, und der Werth seiner französischen Anschauungsweise beruhte just auf dem deutschen Bildungsfonds. Aber die Aeußerungsweise, welche ihm angemessen und nothwendig wurde, ging durchaus auf französische Art hinaus, sie gab seinen Fähigkeiten und Vorzügen Farbe, Ton, und Fassung; sie gab ihm, unbeschadet des stilleren persönlichen Charakters, den öffentlichen Charakter, welchen man in Berlin mit dem Namen Eduard Gans bezeichnete, sie brachte ihn gegen das Ende seines Lebens zu einer Einseitigkeit des Standpunktes, der eigentlich unverhältnißmäßig war zu den Gans'schen Hilfsmitteln. Daß er nur noch in französischer Weise staatliche Entwicklung erwartete und forderte, war doch viel weniger, als er seiner Bildung und Einsicht nach fordern konnte, war doch wie ein allmählig groß gewachsenes Schicksal, das er erfüllen zu müssen, dem er weichen zu müssen schien, sobald unsere Entwicklung neue Bahnen suchte.

Wackerer Fechter! Guter Gans! wie viel liebenswürdige deutsche Seiten besaßest Du daneben! Freilich, wenn er in eine Gesellschaft trat, dieser mittelgroße, fleischige, roth und gesund aussehende Mann, mit hervortretenden blauen Augen, und krausem, hinter die hohe Stirn zurücktretendem schwarzen Haar, wenn dieser, fast immer im schwarzen Frack einhergehende, sich ruhig und sicher verbeugende, langsam und zuversichtlich herzutretende Mann die Stimme erhob, und mit Umgehung aller kleinlich geselligen Einleitung ohne Weiteres die Neuigkeit des Tages vortrug, ihr die Bahn der Beachtung vorzeichnete — dann glaubte man wohl, er komme so eben aus der französischen Deputirtenkammer, und er entwickle eben auch für die Gesellschaft eine Tagesordnung, wie ein Präsident Dies zu thun pflegt. Und doch geschah Dies gar nicht steif oder pedantisch: es war seine oratorische, politisch-lebhafte Weise, Alles genau, mit Theilnahme aufzufassen, geordnet und zur Beachtung vorzutragen. Ein augenblickliches ernsthaftes Eingehen darauf interessirte ihn allerdings am meisten, wie viel auch junge Mädchen umhersaßen, denen man andere Interessen zutrauen mußte; ging man aber nicht darauf ein, kehrte man's in Scherz, grub man ein anderes Gespräch wie einen Graben dazwischen, so ließ er sich's auch gefallen, warf die Truppen seines Vortrags nach einer andern Seite, und war nach wenigen Minuten in voller Bewegung für den neuen Stoff. Nur das kleine gesellige Reden, das Charpiezupfen der Unterhaltung, war ganz außer seinem Kreise; es mußte ihm stets zu

einem größer gerahmten Redensernste, zu einer weiteren Fassung kommen. Und Das gab er nicht so leicht auf, wenn die Gelegenheit nicht günstig schien, wenn er, spät kommend, in einem fernen Winkel des Zimmers ein Plätzchen mit Nachbarn gefunden hatte, die Nichts für ihn waren. Wie aus dem Walde erhob sich seine Stimme, und drängte die Hindernisse weg, und postirte sich mit Redner- und Professorenaplomb in den Mittelpunkt der Gesellschaft. Es war ihm durchaus nöthig, von der ganzen Gesellschaft gehört zu werden; die Unterhaltung blos mit den Nachbarn, ja selbst mit einem Nachbarkreise, war ihm uninteressant. Staatsmännischer Drang, Drang nach Oeffentlichkeit, Selbstgefühl, was allgemein beachtet seyn will, wirkten da wohl zusammen. Welch ein schönes Talent der Rede, Talent des Vortrages besaß er aber auch! In großen, wohlgefügten Sätzen, wie ein mächtiger Strom innerhalb hoher Uferfassung, drang seine Rede ohne die mindeste Stockung hervor, und stets war sie unter einen bedeutenden Gesichtspunkt gefaßt, der Anlaß mochte noch so unscheinbar aussehen. — Er war oft so freundlich, mich zum Mittagessen einzuladen, und da erinnere ich mich, daß mir sein Redetalent nach einer solchen Gelegenheit mehr als je imponirte. Es war heißer Sommer, die Hitze drückte unsere geistige Spannkraft nieder, und unser Mahl zu Zweien auf seinem Parterrezimmer in der Charlottenstraße war in Gespräch und Anregung ungewöhnlich karg und träg vorübergegangen. Die Zeit war auch ohne Sommer damals gedrückt und flau, und bot wenig Veranlassung. Klagen darüber, zu denen Gans immer bereit war, bieten wenig Leben, wenn sie durch keine Opposition belebt, durch keine Aussicht gehoben werden. Gans war von jenem säuerlichen Gesichtszuge, der ihn verdrießlich aussehen ließ, und der immer ein Anzeichen war, seine Produktionskraft sey zusammengezogen und unergiebig. Er hatte überhaupt nicht die Gabe des Austauschgespräches, des Eingehens, Wiedergebens, Abspringens, kurz, des Geflechts, was verschiedene Interessen anmuthig nebeneinander anzubringen weiß. Er schilderte, setzte auseinander, bewies; konnte er dafür nicht angeregt werden, so war es nur Lob allein, was ihn ein wenig ermunterte. Das hatte ich den Tag auch nicht passend und leicht zur Hand, und als wir nach dem Mahle unter den Linden spazieren gingen, sah es mit uns dürftig und kümmerlich aus, ja, es erschreckte mich seine Bemerkung, daß er jetzt noch in diesem Zustande der Unaufgelegtheit zwei Stunden hinter einander Kollegium lesen müsse über den heiklichsten Gegenstand von der Welt, über Staats- und Völkerrecht. „Ihr Schriftsteller habt's gut," sagte er, „Ihr schreibt, wenn Ihr könnt, wir aber müssen sprechen,

auch wenn wir nicht können; — kommen Sie mit hinein in's Auditorium, der neue Zuhörer wird mich vielleicht in etwas beleben."

Das that ich, er ging noch auf einige Minuten in's Konferenzzimmer, um den Gang des Vortrags in seinen Notizen zu übersehen, dann kam er, und sprach bei zwei Stunden lang über die schwierigsten Definitionen und Verhältnisse fließend und meisterhaft. So sehr war er im Stande, sich für eine wissenschaftliche Darstellung zusammenzuraffen, und so sehr stand ihm, war Dies einmal bewerkstelligt, das mannigfache, ununterbrochene Wort zu Gebote. Was einen Professor, einen öffentlichen Gerichtsredner, einen im Parlament sprechenden Staatsmann zu den glänzendsten Erfolgen befähigt, das besaß er. War's ein Wunder, daß er sich vorzugsweise einem Staatsverbande zuwendete, wo solche Fähigkeiten Raum und Auszeichnung finden? Wir sind ja immer am ergiebigsten, wo wir unsere Fähigkeit anerkannt wissen, und wir suchen besten Instinkts die Verhältnisse, welche uns selbst am wirksamsten machen.

Wie hervorstechend die Eigenschaften bei Gans aussehen mögen, es war doch vorzugsweise das seltene Gemisch derselben, wodurch er eine interessante Figur im öffentlichen Leben, in der Wissenschaft und Literatur wurde. So stammte er vom Judenthume und war Christ: von jenem besaß er den stachelnden Drang nach Auszeichnung, der bei geringer Berechtigung zudringlich erscheint, bei wichtigen Kräften ununterbrochen fördert, und die Uebelstände der Eitelkeit mit immerwährender Thätigkeit bedeckt. Vom Judenthume ferner besaß er jenen religiösen Eifer für Alles, was er verfocht, ein Eifer, der, zur Hälfte blos pathetisch, zur Hälfte wirklich poetisch, immer eine große Anziehungskraft ausübt. Ferner die Naivetät, allen staatlichen und bürgerlichen Zustand in seinem Ursprunge und seiner wirklichen Bedeutung aufzusuchen; denn der Jude, überall beengt und kaum zugelassen, muß zu eigenem Schutze auch da einer Raisen der Verhältnisse nachgehen, wo sie uns unfraglich, ja wie Naturprodukte geläufig sind. Der Jude endlich, je mehr er zugelassen und emanzipirt worden, ist um so mehr berufen und geschickt, das feinere Nervengeflecht historischen Unrechts anzudeuten; denn der Unglückliche hat am eindringlichsten das Herkommen der Welt empfunden; der Jude ist vorzugsweise zur Opposition gegen historisches Recht berufen, denn es ist gegen ihn ein immerwährendes Unrecht gewesen; ihm ist vorzugsweise die Nation lieb und werth und groß, welche mit Einem Streiche ein rein rationelles Staats- und Bürgerrecht durchzusetzen gewußt hat; ihm ist der Franzose ein Abgesandter des Messias. — Von all solchen Regungen war Gans

betheiligt, wenn auch nur betheiligt, und eben weil seine andere Hälfte aus den besten christlichen Elementen bestand, wurde das Gemisch in ihm so wichtig und interessant. Seine Abneigung gegen unschöpferisches historisches Erbrecht vertiefte sich wissenschaftlich, und zwar vermittelst einer Philosophie, die just in Linien und Formen für historische Entwicklung des Weltgedankens ihr Bestes und Großartiges leistete; — als Kantianer wäre der jüdische Abkomme schneidender geworden, als Hegelianer konnte er interessanter werden. So fiel es denn auch gerade ihm zu, Hegel's Philosophie der Geschichte für die Herausgabe zu redigiren. Gans hatte außerdem den Vortheil, in der deutschen Stadt aufzuwachsen, in Berlin, wo die jüdische Abstammung am wenigsten Vorurtheile zu tragen hat; sein Uebergang zum Christenthume war sanft und unmerklich zu bewerkstelligen; glückliche Vermögensumstände wiesen auch jedes untergeordnete Motiv hinweg, und Gans, dieser vornehm gerundete, echt palästinische Kopf, hatte doch in sich und neben sich in keinerlei störender, das ist gröblich störender Weise, mit jüdischer Rekrimination zu schaffen. Der Jude rechnete ihn, obwohl er christlicher Professor war, zu den Sprößlingen seines Stammes, und war stolz auf einen so seltenen Vertheidiger des Fortschrittes; der Christ, welcher moderne Staatselemente herbeiwünschte, dachte gar nicht, oder ohne Arg an den jüdischen Ursprung eines Professors, welcher mitten in Berlin, in der Universitätsaula, vor einem unerhört zahlreichen, unerhört gemischten Publikum über die Geschichte der französischen Revolution las, mit einer Vorliebe für das Thema, mit einem Freimuthe las, wie er damaliger Zeit bedenklich schien, und wie er nur einem so dialektisch gewandten Redner gelingen konnte. Oft begann ein Satz über das verfänglichste Thema in erschreckend kühner Weise; lautlos horchte Alles, der besorgte Freund, wie der lauernde Feind, erwartete, die Gränze der Konvenienz würde überschritten werden, aber der außerordentlichste Fechter in Rede wendete den Ausfall so geschickt, daß Alles gethan und er am Ende des Satzes doch nach wie vor gedeckt war. Hätte die blos polizeiliche Ansicht sich in jener und der folgenden Zeit des begabten Oppositionsmannes versichern dürfen, dann wäre die härteste Probe über das interessante Gemisch dieses Charakters hereingebrochen, und ich fürchtete damals, und fürchte jetzt noch, nicht die Zähigkeit des jüdischen Ursprungs, sondern deren Scheu vor überwiegender Gewalt, nicht die christliche Zuversicht, sondern die weiche christliche Ergebung hätten sich eingestellt, und hätten Gans schwer darniedergebeugt. Sein Charakter war weich und hatte Nichts vom Märtyrernerv, der eine hinreichende Bestimmung darin findet, um

jeden Preis dem Feinde gewaffnet entgegen zu stehn. Solcher Grad von Fanatismus — denn ein solcher ist dafür nöthig — findet sich selten bei den Trägern komplizirter Bildung. Wir kamen im Jahre 35 des Nachts zusammen aus einer Gesellschaft, der Mond schien hell, und unser Weg führte über den Hausvogteiplatz. Erst vor wenig Wochen war ich dem Gefängnisse entkommen, was diesem Platze den Namen gibt, und die örtliche Erinnerung brachte es mit sich, daß ich ihm von meiner Gefangenschaft erzählte; seine eindringlichen Fragen führten es herbei, daß wir über sein eigen Wesen forschten, daß wir zu zeichnen versuchten, wie er sich in so übler Lage benehmen würde. Das Bramarbasiren tritt nicht dazu, wenn die Gitter so nahe sind, wie sie es 1835 und neben der Hausvogtei waren. Er untersuchte selbst schonungslos seine verborgensten Eigenschaften, gestand seine Schwäche aller brutalen Probe gegenüber, nnd läugnete nicht, daß solch Schicksal ihn nicht besonders stark finden, ja das größte Unglück für ihn seyn würde. Glücklicherweise ist er nicht in die üble Lage gerathen; der Reaktionseifer vom Jahre 1833 bis 1837 verschwand vor einer unerwartet hereinbrechenden, ganz andern Kampfesnothwendigkeit: der katholische Klerus erhob sich, Preußen mußte seine protestantische Stellung einnehmen, geistige Verfechtung, öffentliche Meinung wurden nothwendig, wurden mächtig, ja die Studentenschaft und junge Welt wagte es sogar, dem geliebten Professor Gans eine Nachtmusik zu bringen. Gans war nie aus den Gränzen einer gründlich räsonnirenden Opposition getreten, man wendete nur im Interesse der Straßenruhe Etwas ein gegen solche Auszeichnung, sie fand statt, und Gans sah eine freiere und erfreulichere Wirksamkeit vor sich. Neben seinem Erbrechte, was ein Studium in schweren, z. B. den slavischen Sprachen, und deßhalb viel Zeitaufwand nöthig machte, ging er damit um, seine Vorlesungen über französische Revolution — über Geschichte der letzten fünfzig Jahre — druckfertig zu machen. Der Beifall lockte ihn, womit die Aufsätze über Frankreich und Reisebegegnungen — „Rückblicke auf Personen und Zustände" — ja selbst zwei Bände vermischter Schriften, Rezensionen enthaltend, aufgenommen waren. In wissenschaftlicher Sprache des Erfolgs gewiß, zu belletristischer Darstellung durch den Erfolg der „Rückblicke" ermuntert, ging er mit großer Neigung an eine aus beiden gemischte Darstellung der wichtigsten Abtheilungen neuer, wiederum besonders französischer Geschichte. Wer dachte an Sterben! Er keineswegs, obwohl ihn schon ein leichter Schlaganfall zu großer Aufmerksamkeit auf den starken, vollblütigen Leib vermocht hatte. Er genoß eine Zeitlang nur vegetabilische Speise, und unterzog sich dieser Entbehrung ganz konsequent. Seiner

Körpervölligkeit und frischen Lebensfarbe halber konnte man ihn leicht für epikuräisch halten, er war aber in der That immer mäßig gewesen, und wenn er in ganz gesunder Zeit gut zu essen und zu trinken liebte, so war er doch nie besonders darauf gestellt. Im Gegentheile, obwohl mancher künstlerische Geschmack in ihm, war er gegen körperliche Genüsse beinahe so gleichgültig, wie gegen saubere Eleganz der Erscheinung; dem Gedankenleben gab er sich von Jahr zu Jahr ausschließlicher hin.

Um so überraschender und erschreckender trat im Frühjahre 1839 die Katastrophe ein; — eine Visite abstattend ward er plötzlich von einem neuen und diesmal heftigen Schlaganfall übereilt, der ihn denn für diese Welt des Athmens nicht mehr zu sich kommen ließ.

Immermann, zwei Jahre früher, als Gans, 1796 in Magdeburg geboren, war eine ganz andere Natur. Da ist kein Gemisch, keine Zusammenstellung, kein Vereinen mit der Fremde, keine offene Wechselwirkung mit dem geselligen und gesellschaftlichen Geiste der Zeit, keine systematisch-philosophische Gedankenwelt, welcher die Person nur in einzelner Nüance Ton und Farbe gegeben. Nein, hier ist ein starker Mittelpunkt, ein Kern, hier ist ein Naturell, aus dessen Mitte heraus sich frei und eigen, ja eigensinnig eine geistige Welt empor- und auseinanderrankt. Was wir auch an Form solchen Vorbildern, wie Shakespeare, Göthe, Tieck, zuschreiben mögen in Immermann's Produktion, die ganze innere Anschauungswelt, die brüselnd und brodelnd hervordringt, sie ist eigen Immermannisch. Der Vater, ein Altpreuße aus Friedrichs des Großen Zeit, hatte ihm leiblich den harten, strengen altpreußischen Sinn mitgegeben, und nährte ihn durch eben so harte und strenge Erziehung. Da war Nichts von Nachsicht für geniale Unregelmäßigkeit, kein Streicheln und Beloben für anmuthige Aeußerung, da war nur militärisches Regiment, nüchternes Gesetz in drei Worten: Gehorsam, Ordnung, Fleiß. Was eine schwächliche Natur verkümmert hätte, Das festigte die starke Natur Immermann's; der Kern wurde zusammengehalten, ruhte und gedieh, wie der brachliegende Acker, und als der Hilfsmittel genug vorhanden waren, begann ein neues, fruchtbares Gedeihn aus der Tiefe des wohl geschonten Bodens. Früh zwar wollte der Drang zu Versen, der Reiz des Theaters sich äußern, aber

das preußische Schicksal brachte es mit sich, daß Dies Alles Nebensache blieb neben einer fürchterlichen Kriegszeit, daß es eben so, wie alle innere Welt des jungen Mannes, zum Zuwarten auf Reife genöthigt wurde; die Freiheitskriege gingen mit ihrer Thatenwelt darüber hin, Immermann ward erst freiwilliger Jäger, er handelte erst in allerlei Weise, ehe an eine gesammelte Produktion geschritten wurde. Die durch den Krieg unterbrochene und nach dem Krieg wieder aufgenommene Studienzeit in Halle führte den also eigen gearteten Jüngling ebenfalls zu einer Stellung, die auffallend abwich von der Allgemeinheit. Das eingesetzliche Studentenwesen erregte seinen Widerstandsgeist, er trat auf gegen Verbindungen und Komment der Studentenschaft, er wendete sich mit einer Schrift dagegen unmittelbar an den König. Dies war so gegen den allgemeinen Ton der Zeit, daß man diese Schrift auf dem Wartburgsfeste verbrannte. Wer hätte vermuthet, daß ein Dichter, der altdeutschen Dichtung zugethan, der mit Neigung romantischer Dichtschule horcht, also modern aufgetreten sey gegen praktisches Altdeutschthum! Gegen die Nachahmung alter Sitte äußert er sich rücksichtslos als Student, und bei einer Nachbildung des alten Gedichts Tristan und Isolde überrascht ihn der Tod!

Kommen wir nicht bei allen Menschen, die wirkliche Charaktere sind, gelegentlich an einen Punkt, wo sie, die uns sonst Wohlbekannten, Wohlvertrauten, plötzlich räthselhaft, befremdlich, unzugänglich, oft erschreckend vor uns stehn? Dies ist eben der persönliche, der eigene Charakter, der an gewissen Punkten und Wendungen immer regellos vom Nebenmenschen abweicht.

Immermann ward Jurist, und kam bald nach den Westprovinzen Preußens, wo er, erst in Münster, dann von 1827 in Düsseldorf, bis an seinen Tod verblieben ist. Die erste fruchtbare Periode seiner Schriftstellerei geht bis zu diesem Jahre, bis zur raschen Abfassung des „Trauerspiels in Tyrol." Seine Produktion begann vorzugsweise dramatisch. Auf das Lustspiel: „Die Prinzen von Syrakus," welches 1821 erschien, folgten Trauerspiele: „Das Thal von Ronceval," „Edwin," „Petrarca," es folgte ein Band Gedichte, und ein romanhafter Band: „Papierfenster eines Eremiten." — Der Eremit war ein von den Romantikern mit besonderer Vorliebe erwählter Begriff. Dem Drama: „Periander" folgte 1824 ein Lustspiel: „Das Auge der Liebe," voll Geist und Poesie, und auch faßlicher, darstellbarer, als die unpraktischen Lustspiele, wie sie die Romantiker im Gegensatz zur sogenannt unromantischen Welt gaben. Es war Heine vorbehalten, die Göthe'sche Geheimkunst wieder aufzunehmen, daß aller, auch der gegenwärtige Zustand, nicht

blos der Hauch des vergangenen, poetisch reizend anzufassen sey. Immermann, später ein persönlich treuer Freund Heine's, versuchte im „Auge der Liebe" mit großer Feinheit einen Uebergang zum lebendigen Leben; das Stück ist auch hie und da gegeben worden, und nach einer von außen veranlaßten Unterbrechung ging er weiter auf diesem theaterpraktischen Wege, und bearbeitete einen grausam interessanten Stoff: „Cardenio und Celinde," mit vieler Glut. Es ist mir nicht bekannt, ob man die Aufführung des Stücks versucht hat, und ob blos das erschreckende Handeln darin abgeschreckt hat. Jene Unterbrechung waren Pustkuchens „Wanderjahre," der Angriff auf Göthe vom orthodoxchristlichen Standpunkte. Immermann hatte sich niemals der romantischen Art so hingegeben, daß ihm nicht Göthe edler und höher, denn Alles, geblieben wäre; das Weimar'sche Theater, ein Abbild Göthe'scher Art, was er von Halle aus besucht, blieb seinem Sinne unverrückt ein Ideal, er zog jetzt auf der Stelle sein Schwert gegen Pustkuchen, und schrieb das „Trauerspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten." Diese Parteinahme machte ihn bekannter, als seine Dramata es vermocht hatten, deßhalb und des ganz modernen, aller Welt zugänglichen und interessanten Stoffs halber fand sein „Trauerspiel in Tyrol" den lebhaftesten Antheil. Es drang nicht völlig durch für Ruhm des Dichters und Freude des Publikums, weil er das historische Interesse darin zu ökonomisch vertheilt und den poetischen Begeisterungsdrang in kein überwältigendes Ensemble gedrängt hatte; — wahrscheinlich gewinnt es, wie herbes Obst, mit der Zeit an Wohlgeschmack, je weiter wir uns von den wirklichen Vorfällen in Tyrol entfernen, und je weiter das sanguinische Verlangen entweicht, ein Kunstprodukt eben so leidenschaftlich wirken zu sehn, wie das politische Produkt gewirkt hatte.

Dennoch waren alle Diejenigen, welche der literarischen Geschichte mit Aufmerksamkeit zusahn, eines immer lebhafteren Aufschwungs gewärtig, den das Immermann'sche Talent nehmen und den die gesteigerte Theilnahme des Publikums begleiten würde. Sie irrten sich. In der dramatischen Schriftstellerei, welcher Immermann zunächst treu blieb, brachte er es durchaus zu keinem entschiedenen Erfolge; von den Lustspielen gewann nur ein kleines: „Die schelmische Gräfin," dauernden Platz auf der Bühne; mit einem größeren: „Die Verkleidungen," probirte man es umsonst. Besonders Biedenfeld, der damals das Breslauer Theater leitete, machte es sich zum Geschäft, Immermann auf die Bretter zu bringen: man mußte ihm zugestehn, daß diese „Verkleidungen" z. B. munter und bunt, und natürlich geistreicher seyen, als die Komödien der Routiniers, welche das Repertoir füllen. Aber sie faßten nicht. Der

Reiz des Vorgangs war nicht stark genug; er war nicht ganz so blos theoretisch, wie bei der romantischen Schule, aber er war auch noch lange nicht praktisch genug. Der Fluch bloser Studie war nicht wegzubringen von Immermann's Dramen; selbst die Ausgelassenheiten, die Zweideutigkeiten jenes Lustspiels wären kein Hinderniß gewesen, hätte sich eine Lebensmacht darin entwickelt. So war's mit „Kaiser Friedrich II.," dem tüchtigsten Stoffe jener Immermann'schen Arbeiten: das Kaiserbild war vortrefflich, aber das pathologische Leben drum und dran unerquicklich; die Shakespeare'sche Studie erweckt keinen lebendigen Antheil. Obwohl diese Tragödie der Raupach'schen Hohenstaufen-Zuschneiderei unendlich überlegen, so konnte sie sich doch keinen Sieg bewerkstelligen über jene Uebungspraris. Das lag an tauber Theaterleitung sowohl, wie an Immermann, der zwischen Shakespeare, Goethe, Schiller, und Tieck keine ausgeprägte Selbständigkeit im Drama zu gestalten wußte. — „Die Schule der Frommen", „der Karneval", „die Somnambule" wurden gar nicht beachtet, und es bedurfte des Platen'schen Angriffs und Immermann's massiver Antwort 1829 in: „Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Kavalier", um wieder eine lebhaftere Besprechung zu erregen.

Anfangs der dreißiger Jahre trat er mit einer Trilogie: „Alexis" — Sohn Peters des Großen — auf, die man nicht einmal um der Studie willen vernachläßigen konnte, denn es war keine Aehnlichkeit, noch weniger eine Nachahmung sichtbar, es war ein eignes, kräftiges Werk kühner Komposition, nachdrücklicher Charakteristik. Und doch folgte ihm kein lebhaftes Zeichen des Beifalls, noch weniger eine Bewegung tiefer, erregter Theilnahme. Hätte Das blos in der ungünstigen Zeitrichtung gelegen, die damals nur politischem Interesse zugeneigt war? Oder gar in der literarischen Parteiung, die damals lebhaft aufstand, und welcher Immermann fremd war? Nein; es lag an Immermann's Produkten: es war in diesen kein bezwingend Element. Die Mythe „Merlin," welche er gleichzeitig mit dem Alexis gab, entwickelte sogar am tiefsten des Dichters innerlichstes Leben; aber es geschah Dies in Anknüpfung an die längst abgebrauchten, altromantischen Themata vom Gral und Artuskreise: wer wollte an diese erschöpfte Szenerie noch einmal die Kunst geknüpft sehn, deren Tröstung man näher und deutlicher wünschte!

Natürlich mußte solche Fruchtlosigkeit einen Mann erbittern, der sich starker Gaben bewußt war. Man glaubte es allgemein, aber „erbittern" sagt zu Viel. Immermann wurde herb, nicht gerade bitter; im Gefühle seiner Kraft glaubte er sich nun berechtigt, auch einseitig wegzustoßen,

was ihm Schritt und Durchgang behemmte; maaßvolles Trachten nach poetischer Wahrheit schien ja Nichts zu gelten! Fortwährend, als Jüngling, wie als Mann, war er verdeckt worden durch größere, glücklichere Talente, beeinträchtigt durch einschmeichelndere. Jene hatten den alten Herrn, die breit Schatten werfende Eiche noch an der Spitze: wenn Göthe der Menschheit Mysterien poetisch deutete, so war Das, was Immermann's beachtenswerthes Talent in ähnlicher Weise gab, wohl kritischer Theilnahme würdig, hatte aber keine lebhafte Auszeichnung zu erwarten. Im romantischen Spiele war der leichter beschwingte Ludwig Tieck viel glücklicher, und Immermann's stärkeres Korn, Göthe gegenüber nicht stark genug, schien hier mit der Stärke hinderlich zu seyn. In aller Gesangsdichtung nahm Uhland alle Vorliebe hinweg, und daneben erschien Immermann's Vers nicht weich und musikalisch genug. Im phantastischen Erfindungsreiche erlebte Jean Paul's halb bürgerliche, halb überschwengliche Mischung eine allen Formensinn überflutende Theilnahme. Immermann's reinlicher, strenger Formensinn konnte nur widerwillig die Jean Paul'sche Epoche ansehn, und sich zu Rückert's haltlos redseligem Versifiziren fast nur spöttisch verhalten. Solche Lage mußte herb stimmen; man läugnete nicht, daß in Immermann reichliche Symptome starker Potenz seyen, aber man fand sich nicht veranlaßt, sie als entschiedne, einzige Vorzüge auszuzeichnen. Ihm und manchem Literaten war es natürlich, Dies liege nur an der Situation, nicht an ihm. Da starben die Herrscher hin: Jean Paul zuerst, und Göthe auch; Tieck zeigte sich verstört von den Zumuthungen halb poetischen, halb politischen Ungestüms. Jetzt schien Raum zu werden für Immermann, aber der Geschichte seines Wachsthums halber bezog er die Zumuthungen an Tieck auch ärgerlich auf sich; was ihn bisher am Erfolge gehindert hatte, das Verharren im Kreise der Vorbilder, Das schien er nun in störriger Ritterlichkeit auch zur Schranke für Gegenwart und Zukunft aufzustellen. Tieck, von der Mischung neuer Zeit gepeinigt, ließ unmuthig auch keinen Bestandtheil der Mischung gelten, und zog Befehdung wie Verunglimpfung über sich zusammen; Immermann, seiner unergiebigen Rolle getreu, meinte Dasselbe thun zu müssen, obwohl er viel lebhafteren Muth hatte, obwohl ihm jene Bestandtheile geläufig, und eine kräftige, eigne Verarbeitung ihm wohl erreichbar waren. Herbe gestimmt, vergaß er, daß er mit Heine gemeinschaftlich gegen Platen's leere und blose Form gekämpft, und darin eine gute Brücke zu den Neigungen der Zeit für sich selbst geschlagen hatte. Ganz im Uebelstande seiner Laufbahn, die einen eignen Mann nicht eigen auftreten ließ, beschrieb er an diesem Wendepunkte seiner Zeit und seines Schicksals

eine Reiſe durch Deutſchland, und dies „Reiſejournal", was er ärgerlich nur für ſeine Vergangenheit zu ſchreiben glaubte, ward die Einleitung ſeiner erfolgreicheren Zukunft. Wir wollen dabei länger verweilen, weil es die beſten und verſchiedenſten Lichter auf ſeinen Gedankenkreis und Charakter wirft.

Im Kölner Dome findet er eine Befreiung von der Vollblut-Romantik, und ſpricht ſie in folgenden Worten aus, ohne die Konſequenz davon ſich ſelber auszubilden: „An dem Dombilde fiel mir diesmal die Philiſterei in allen Köpfen auf. Höchſtens kann man die Maria von dieſem Tadel ausnehmen. Nur ſie hat in ihrer Demuth allenfalls eine Ahnung von dem Geheimniß gehabt, welches ſich in ihrem unſchuldigen Schooße entwickelte. Die heiligen drei Könige, St. Gereon, St. Urſula, benehmen ſich bei der Sache, wie bei einem Auftritte gewöhnlichen Schlendrians. Indeſſen iſt in dieſer Beſchränktheit, welche die altdeutſchen Sachen faſt durchgehends zeigen, eine ächte Anſchauung. Vielleicht gaben ſie ein Gefühl, welches dem Geiſte des ſogenannten Urchriſtenthums am nächſten ſteht." —

— „Die Natur macht noch wenig Eindruck auf mich, ich habe das ſchwärmeriſche Verſenken in das todte Zeug ſatt. Die Rheinlandſchaft ſteht weit über Gebühr im Preiſe." — „Die Menſchenwelt iſt meine Welt. Wie ich in vielen Dingen altfränkiſch bin, ſo habe ich auch das etwas abgekommene Gefühl der Cinquecentiſten. Die Gruppe bleibt mir Hauptſache, Strom, Fels, und Wald ſehe ich als Nebenwerk an. Dafür ſich ſchmachtend zu begeiſtern, verräth immer etwas Hyſterie oder Schwäche."

Fort, ruft er, mit Theegewäſch, Empfehlungsweſen und dergleichen Reiſeapparat, der Nichts blank und charakteriſtiſch ſehen läßt. „Wenn ich wandre, ſo iſt der Geldbeutel mein Empfehlungsbrief, der Lohnbediente mein Freund, die Straße mein Sozietätsſaal. Was ich ſo ſehe, Das habe ich wenigſtens geſehen."

Seiner bisherigen Karriere zuwider, ſeinem Naturell gemäß, dringt er überall auf's Praktiſche und iſt gegen das Theoretiſiren. Beim Frankfurter Kunſtverein zeigt er ſich ſehr zufrieden, daß er, wie der Düſſeldorfer, auf dem empiriſchen Grundſatze beruhe. „Dieſe neuerdings an vielen Orten entſtandenen Vereine ſind ſehr heilſam, wenn ſie ſich darauf beſchränken, mit Empfänglichkeit und bereiten Mitteln überall einzugreifen, wo Etwas aufkeimen will, oder erblüht iſt, während das Beſtreben, aus dem Nichts durch Theorie, philoſtratiſche Gedankenbilder und Preisaufgaben ein artiſtiſches Jahrhundert zu ſchaffen, nur zu Windgeburten führen kann, wie berühmte und betrübte Beiſpiele lehren.

Die Kunst verfällt und hebt sich nach ihren eignen eigensinnigen Gesetzen, und die Wirkung auf sie von außen durch Philosophie, Aesthetik, und Archäologie ist eine illusorische."

Ueber Schauspielerei, wie wenig er praktisch dafür zu schreiben gewußt, war er sehr aufgeklärt, und hierin hat er ganz praktisch eine überaus tüchtige Fähigkeit an den Tag gelegt. In Düsseldorf hatte er mit gebildeter Strenge, mit klugem Fleiße, und unter Beihilfe geringer Mittel ein Schauspiel zu Stande gebracht, wie es selten in einer großen Hauptstadt zu finden ist; er hatte sich dergestalt darin bewährt und ausgezeichnet, daß die Redensart von dichterischem Ungeschick in Theaterleitung völlig zu Schanden geworden war. Er fügte sich unter passender Auswahl dem Bedürfnisse des Publikums, was seine geistige und poetische Fähigkeit nicht alle Abende angestrengt sehn will im Theater, er hielt dabei streng an der Absicht, zu Feinerem und Edlerem aufzuleiten, auch das Ungewöhnliche mitunter zu versuchen, der Kulissenpedanterie nicht immer zu weichen. Er war dazu raschen, klaren, bestimmten Urtheils, energisch zu Maßregeln, sinnig für Eigenthümlichkeit, er setzte den Werth des Spiels in das Ensemble und in eine regelrechte Schule. „Seit man in den unglücklichen Wahn verfallen ist," sagt er, „den Schauspieler aus einem Instrumente des Dichters zum selbständig Produzirenden zu machen, haben wir keine Schauspieler mehr." —

— „Warum hasse ich die Gelehrten? — Ich hasse sie nicht, aber sie verstehen meist nur die Genossen ihrer Gilde, und deßhalb ist ihre Nähe in der Regel unerfreulich. Daß es zwei Reihen von Naturen gibt, deren eine mit ihrem Erleben, Erleiden, glücklichen Tasten und Finden gerade so viel Recht hat, als die andre, erlernende, bleibt ihnen ein ewiges Räthsel, und wie Viel sie selbst der sogenannten Ignoranz verdanken, wissen sie noch weniger. Am erträglichsten sind sie noch, wenn sie sich ganz im Fache halten; nun aber hat sich auf der Spitze unsrer Kultur ein gewisser philosophisch-ästhetischer Jargon ausgebildet, der für alle Mißverständnisse das bereiteste Mittel darbietet. Dessen pflegen sie sich auch wohl zu bedienen, um über Dinge zu reden, von denen sie nicht das mindeste Gefühl haben. Und dann ist die Fortpflanzung gränzenloser Irrthümer unter der Aegide eines anmaßlichen Schulwissens gleich zur Hand."

„Der einzelne Mensch läßt, wenn er sich da und dort müde gesucht hat, wohl auf einmal das vielgespaltne Unwesen fahren, und bewegt sich später dann mit den durch die frühere Anstrengung gestählten Sinnen nur im Kreise des Nächsten und Nothwendigsten. Daß etwas Aehnliches in Beziehung auf das jetzige und künftige Geschlecht eintreten werde,

sagt mir eine Ahnung. Wenn die Taglöhnerarbeit der Gegenwart sich erschöpft haben wird, dann mag wohl plötzlich eine neue Menschheit, einfach, schön, in sich zusammenhangend, dastehn; der aufgespeicherte Wust ist vergessen, und nur mittelbar bleibt die Wirkung im vermehrten Blut und Nervengeist sichtbar."

Seinen Widerwillen gegen die Theorie führt er noch weiter aus: „Ich behaupte, daß den Naturen, die sich der Abstraktion ergeben, die Gewalt der Wirklichkeit ewig fremd bleiben wird. Was sie so nennen, ist sie gar nicht, sondern schon ein abgezogener Begriff; daher denn auch die Fehlschüsse der Philosophen, wenn sie über etwas Einzelnes, Vorliegendes urtheilen, so alt sind, als die Philosophie. Unternimmt es nun gar ein System, sich an die Stelle der Realien zu setzen, so müssen die eigensten Wirkungen entstehn. So lange die Abstraktion sich in ihrer Dignität erhält, wird sie eine Menge Verknüpfungen vornehmen, welche aber, die Wahrheit zu sagen, nur imaginäre sind. Und wo sie das nicht sind, da wird sich die Arbeit des Geistes in einem unabläßigen Nivellement zeigen. In der Geschichte wird man daher Feindschaft ausüben gegen Alles, was That, Charakter, Persönlichkeit heißt; wir werden dort in die Gesellschaft von lauter Neutris gerathen, und die Sache wird ungefähr auf eine Erzählung der Kulturverhältnisse hinauslaufen. Da aber Sitte und Recht das retardirende Moment in der Weltgeschichte sind, so wird sich nicht einsehn lassen, wie überhaupt seit der Schöpfung Etwas habe geschehn können, wenn jene beiden von so vorherrschender Wichtigkeit wären, oder mit einem Gleichnisse: es ist, als wenn Einer immerfort Flaschen spült, ohne je den Wein aufzuziehn. — Wendet sich das pansophistische System gegen die Aesthetik, so zieht es dagegen vor, um in dem Flaschengleichniß zu bleiben, den Wein auslaufen zu lassen, und die leere Bouteille zu verkaufen. Die Schönheit nämlich, die wirkliche, hat den Tic, thöricht, kindisch, und hilflos zu seyn. Sie wendet ihre Neigung daher dem Gefühle zu, und wenn die Sachen sich richtig verhalten sollen, so behüten Verstand und Vernunft nur das Rendezvous. Der Pansoph, oder Pansophist, würde aber dergleichen Zumuthungen als Verführungen zu alberner Unsittlichkeit verächtlich abweisen. Er hat das Gefühl als eine weibische Schwäche, soweit es angehn will, bei sich getödtet; soll er mit der Schönheit Etwas zu thun haben, so muß sie sich auf ein nordamerikanisches Kontraktverhältniß mit ihm einlassen, und es dürfen von einer und andrer Seite nur die ausdrücklich verbrieften Artikel prätendirt werden. Hier wird nun der Gang etwas dunkel, erst das Resultat ist wieder klar. Es kommt nämlich zu einem selbständigen Gedanken-Kunstwerke, welches auf

keine Weise an Das erinnert, wovon reden zu wollen es anfangs den Schein gezeigt hatte. Die eigentlich nützliche Folge eines solchen Systems wird vermuthlich die indirekte seyn. Daß die Abstraktion sich endlich in Verzweiflung auf die Dinge selbst stürzen mußte, daß also die neueste Wendung derselben eine vollkommen nothwendige war, wer wird es läugnen? Nur findet Dies in einem andern Sinne statt, als die Anhänger meinen. Die Dinge werden sich, von dem Angriffe im Innersten erschüttert, auf ihre Natur und Würde besinnen, sie werden die Breitschläger und Chemiker mit Macht zurückwerfen, und dann, mithin allerdings in Folge jener letzten Anstrengung ihrer ewigen Feindin, dem Geiste der Menschen, an vielen Stellen näher treten, als sonst. Wir gehn gewiß auch in dieser Beziehung einer Weltepoche entgegen, von deren Form kein jetzt Lebender einen Begriff hat. Warum sollt' ich mich nicht unterstehn, es zu sagen? Es ist doch Nichts in den Vorstellungen der Menschen, was nicht irgend einmal seine Realität gehabt hätte. Hat nun das Paradies verschwinden können, von dem so viele Ueberlieferungen reden, weßhalb soll denn die Philosophie ewig leben? Ich sehe davon die Nothwendigkeit nicht ein. Nämlich Das, was im patentirten Verstande bisher so geheißen hat."

Solchen Gedankengang anwendend, zeigt er sich im Speziellen der liberalen, besonders süddeutschen Epoche durchaus abgeneigt, spricht dem Monarchismus in aller Gestalt allein Recht und Erquickung zu, und findet in der neusten Geschichte bis jetzt „Nichts weiter, als den Verwesungsprozeß des Alten. Die sogenannte konstitutionelle Freiheit ist ein sehr vorgerücktes Stadium in demselben." Für Deutschland findet er die neue Lehre von besonderer Gefahr, weil das Christenthum bei uns am tiefsten eingedrungen und unser Wesen selber sey, mit seiner Richtung zur Persönlichkeit und Individualität. Ein Dutzend Deutscher gebe zwölf verschiedene Sinnesarten.

Ergänzen wir uns die also deutlich ausgesprochene Figur noch durch einige literarische Ansichten! Wir haben gesehn, daß er so viel Arbeit unfruchtbar auf das Drama verwendet, und können es als einen Abschnitt in seinem Leben ansehn, wenn er sich plötzlich entschieden gegen alles deutsche Dramatisiren ausspricht, wie folgt. Er hat auch seit der Zeit, in den letzten acht Lebensjahren, nichts Dramatisches mehr geschrieben.

„Man hat sich den Kopf darüber zerbrochen, warum es bei uns mit der Bühne nicht flecken will, warum selbst ein großes Talent, wie Schiller, sogar in seiner Blüte nur so neben Iffland und Kotzebue und Abällino galt, kein Typus, keine Schule durch ihn entstand, und das

Theater nach wenigen Festtagen, die es hin und wieder hat, immer wieder unter die Botmäßigkeit der Handwerksköpfe sinkt. Der Grund ist höchst einfach. Wir sind kein dramatisches Volk. Die Bühne spiegelt stets die Lebensformen einer Nation ab; sind also diese groß, oder nur öffentlich und plastisch, so wird die Nation ein großes oder wenigstens ein nationell-festes Drama erhalten. Wir haben aber Nichts von Allem Dem, wir sind Metaphysiker oder Hausleute. Darum bleibt es wahr: das enge, weinerliche Familiengemählde ist unsre einzige naturgemäße Art. So lange sie vorherrschte, war das Interesse an den Brettern verbreitet. Als der erweiterte Sinn sich damit nicht mehr begnügen konnte, tauchte zwar manches Heroische, Mythische, Historische auf, es blieb aber immer nur ein schöner Fremdling, und gerade wenn die Poesie einzurücken Miene machte, zogen sich die Zuschauer zurück. Man braucht keine Nänie darüber anzustimmen. Die dramatische Form hat neben bedeutenden Vortheilen doch etwas so Scharfes, Einseitiges, Bornirtes, daß ein recht gründlicher Geist sie kaum zu seinem Organe wählen kann. Es wäre nur zu wünschen, daß die Besseren es endlich einsähen, und ein für allemal sich entschlößen, Herz und Sinn nicht an Fehlgeburten zu verschwenden."

Hiermit sagt er sich also völlig los von seiner Vergangenheit, die ganz und gar eine dramatische gewesen war. — Eben so scheidet er von der Antike: „Der universelle Einfluß der Antike auf unsre Kultur ist zu klar, als daß man darüber viel zu reden nöthig hätte. So viel steht bei mir aber auch fest, daß sie keineswegs, wie man gemeint hat, der beständige Ankergrund unsrer Bildung bleiben wird. Vielmehr möchte ich auf sie mit besserem Rechte anwenden, was Lessing sinnreich, aber falsch, von der Offenbarung sagte. Sie ist ein Lesebuch, der Menschheit zum Unterrichte gegeben, und manche Zeichen wollen verkünden, daß der Schüler jetzt an den letzten Blättern knittert. Und seltsam, daß jeder Irrthum, der die neuere Welt seit ihrer Gestaltung verführt hat, irgend einen Begriff des Alterthums als Mantel um sich hing, vom römischen Reiche deutscher Nation bis zu den Brutus und Cato's des republikanischen Frankreichs!"

Zorn und Drohung hatte Immermann zeigen wollen in diesem Reisejournale, und so nahm es auch abfällig die damals — 1833 — vorzugsweise liberal-politisch trachtende Welt auf. Er war aber zürnend und drohend dabei an die junge Welt herangetreten, denn er hatte deren Sprache geredet, die Sprache der eiligen Prosa, die im Augenblicke des Tumults keine künstliche Form zu würdigen und zu suchen weiß; er hatte deren Interessen, wenn auch ablehnend, erörtert, und wer

bespricht und streitet, der macht sich theilhaftig; er hatte den Ausdruck seiner Vergangenheit verworfen, er bekannte sich zu der herrschenden Form des Romans, und nachdem er in einem allerliebsten Mährchen, „Tulifäntchen", Abschied genommen von der freien, zur Gegenwart bezugslosen Dichtform, trat er auf, 1836, ein ganz neuer Mann mit dem Romane: „Die Epigonen". Die Wandlungen umgestaltender Zeit, das wirklich lebendige, Allen ersichtliche Leben wurden zum poetischen Ganzen geläutert darin dargebracht. Von hier an begann für ihn eine zweite Jugend; er war in den Antheilskreis des laufenden Lebens getreten, ein geprüfter, vielgeübter Mann; er stellte sich dar als einen thätigen, schöpferischen Vermittler literarischer Vergangenheit und Gegenwart. Aufmunterung und Theilnahme des Publikums drängte sich nun von allen Seiten zu ihm; die auch bei den Epigonen auftauchenden Vorwürfe als gegen eine Göthe'sche Studie, welcher der Wilhelm Meister anzusehen sey, verhallten wirkungslos vor dem entwickelten Reichthume einer in Sitte und Gedanke wechselnden Welt, die noch nirgends so mannigfach, so fein, so echt perspektivisch dargestellt und doch in der unabhängigen Romanform selbständig gefesselt war; frischer Lebens- und Schaffensmuth erfüllte dem Dichter das Herz, der nun den Punkt der Wechselwirkung mit seiner Nation getroffen hatte. Allerlei Heiterkeit ward in ihm geschäftig, er ging lachend an einen Nationalwunsch, der immer unerfüllt geblieben war, an die Abfassung eines komischen Romans. „Münchhausen" wurde der lockende Titel und Stoff. Vortreffliches gelang darin, wenn auch das Ganze noch nicht vortrefflich war, und der Autor sich oft zu lange bei Verspottung einzelner Zeitauswüchse aufgehalten, den Helden und Mittelpunkt des Romans zu beiläufig und vagabundisch gestellt, und am Ende nothgedrungen der Nebenszenerie und Nebenpersonen geopfert hatte.

Immermann war mitten in Abfassung dieses Buches, als ich ihn zu Düsseldorf kennen lernte. Der Frühling 1839 brach hervor, es wurde schon grün um des Dichters Gartenwohnung, die er mit einer Freundin weit abgelegen von der Stadt inne hatte. Zuerst hatte ich ihn gesehn, wie er im Assisensaale saß, angethan mit der schwarzen Gerichtsrobe, breit, voll, und mächtig, wie ein lebenstüchtiger, wohlgesetzter Mann. Der Kopf, mit dünnem Haar umsäumt, stark, kantig, von gesunder Farbe, saß auf dem Talare, wie der Kopf eines Dogen von Venedig, der um sich reden läßt und ohne Worte sagt, daß doch in ihm nur Macht und reife Entscheidung ruhe. Auch daheim über behäbigem Hausrocke lockte der massive, Walter-Scott-artige Kopf immer wieder zu neuer Betrachtung. Die Abstrakten finden gewöhnlich in Scott's starkem

Kopfe nur ein Pächterwesen: ihnen sind die breiten, straffen Flächen leer, auf denen nicht Gedankenzüge abgebildet stehn. Die romantische Erfindung aber aus dem scheinbar Leeren steht darauf, die wohlige, ruhige Natur, die da Zeit hat und Zeit läßt, unscheinbare, reale Dinge sinnig zu betrachten; der starke Dichter breitet sich darauf, der an das Interesse seiner Erfindung wirklich glaubt, und darum so viel Interesse weckt. Immermann's Kopfformen waren gedrängter und strammer, wie er denn auch trotz aller Befehdung systematischer Philosophie ein ganz tüchtiges Gedankenrüstzeug in sich beherbergte. Ach, er war ein gar seltner, voller Mann, der von gesunder Körperwohligkeit und Tüchtigkeit aus alle Seelenkräfte behaglich spielen ließ, der Gegenstand, welcher sich dazu bot, mochte seyn, wie er wollte. Der niedersächsische Eigensinn hielt ihn allerdings mit starken Tauen fest an Vorliebe und Meinung, welche historisch mit ihm aufgewachsen waren; er hatte, wie Dr. Luther, dem er vielfach glich, starke eichene Balken um sich aufgeschichtet, die er nicht wegräumen wollte, auch wenn er zugestand, daß sie manche Aussicht beengten. Aber es sprang auch in dem starken Gestein seines Wesens, wie in Dr. Luther's, ein unversiegbarer Quell poetischer Wonne, der sich mit süßem Wasser über das Herbste verbreitete. Eben erst hatte das große blaue Auge zornblitzend drein gesehn, wenn von einer seiner zahlreichen Antipathien die Rede ging, und gleich darauf, nachdem sich das Zornthema wie ein über den ganzen Himmel grollendes Gewitter in Blitz und Schlag ergangen hat, brach sich die Mitte des Himmels, das liebliche Blau trat hervor, breitete sich rings nach allem Horizonte mit wundermilder Macht, man glaubte Luther's Flöte zu hören, und es ward Alles wohlthuend und lieblich.

Die erste Begegnung mit ihm hatte für mich einen besondern Reiz durch die Lage der Parteien, die wir zu repräsentiren, und doch, da sich überall bereitwillige Zeichen der Vereinigung gemeldet, milde und versöhnlich zu repräsentiren hatten. Er die historische Entwicklung durch Göthe und die Romantiker hindurch, ich die moderne, gegen welche sich Immermann früher so feindlich ausgedrückt, und welcher er sich später doch in der That, in der Produktionsthat, so sehr genähert hatte. Es war glücklicherweise eine Brücke vorhanden zwischen uns: ich hatte stets auf den ursprünglichen, unverwüstlichen Kern Immermann's hingewiesen, als er noch ganz böse mit der Gegenwart grollte; ich hatte immer behauptet, dieser Kern werde sich noch einmal auch der Gegenwart erquicklich entfalten; ich hatte seine Epigonen am lebhaftesten und zustimmendsten begrüßt. Bei alledem meinte er, wie ein alter König mit Schwertgerassel an eine Friedensunterhandlung gehn zu

müssen, und er entledigte sich in der ersten halben Stunde nur aller Vorwürfe gegen die junge Welt. Die Fragen und Aussprüche gruppirten sich um einen bestimmten Zweck, um eine große, die Parteien unter bestimmten Grundzügen vereinigende Zeitschrift, die ich errichten wollte, sobald die Kämpfe mir dafür genügend ausgefochten schienen. Dadurch ward mir die Behauptung eines abweichenden Standpunktes erleichtert: die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, die historische Absicht der Journaltendenz drängte sich vermittelnd zwischen die Gegensätze, welche Keiner verleugnen wollte. v. Uechtritz, ein im literarischen Raisonnement sehr geübter und ergiebiger Autor, half den Gegensatz auf höhere Fragen leiten, und Immermann, ein despotischer Herr, stand ab von dem Sturmversuche, mit seiner Ansicht jede andere aus dem Felde zu werfen. Er verbreitete sich nun milder über allerlei Richtungen und Personen, denen Anspruch darauf gebühre, die lebende Literatur des Vaterlandes repräsentiren zu helfen, und zeigte sich dabei doch ungeschwächt raschen, klaren, bestimmten Urtheils, energisch zu Maßregeln, sinnig für Eigenthümlichkeit.

Am folgenden Tage ging ich mit Immermann einige Stunden in den baumreichen Anlagen um Düsseldorf spazieren, um Pempelfort her, wo Fritz Jakobi gewohnt hatte, und wo im vorigen Jahrhundert so wichtige Leute oft zusammentrafen: Göthe in seiner Jugendfrische war hier mehrmals eingekehrt, Lavater war zu Gast gekommen, Heinse war lange Zeit Hausgenosse oder Hausfreund gewesen. Es spielt jetzt keine Literatur mehr darin, und Immermann meinte, diese weichliche, philosophische Art würde ihm auch wenig Erquickung gewähren, wenn sie noch bestünde. Sein herrisches Naturell entfernte ihn leicht von geselliger Regelmäßigkeit und gesellschaftlichem Austausche. Wie jeder starken Natur, war ihm das Hemmniß der Mittelmäßigkeit lästig, was bei größerer Gesellschaft in's Gespräch eintritt, und herrschlustig ging er ohne Rücksicht durchsprechend darüber hin, rücksichtsloser, als die gesellige Form es durchschnittlich wünschen mag. Ich hatte so eben die traurige Nachricht gelesen, daß Gans in Berlin gestorben sey, und theilte sie ihm unter Wehklagen mit. Seine Gleichgültigkeit dabei verletzte mich, das Verschiedenartige beider Charaktere stand mir nicht augenblicklich vor dem Sinne, und Immermann's Strenge bei Todesfällen, die ihn nicht besonders nahe angingen, war mir überraschend. „Todt?" sagte er beinahe gleichgültig vor sich hin, „todt?" „Wie schauerlich", setzte er stehen bleibend hinzu, „solch Einen für immer ausstreichen zu müssen, an den man so oft gedacht beim Lesen und Schreiben dieses oder jenes Wortes, Gedankens, Gegenstandes! Es war nicht mein Mann! Diese

Berliner raisonnirende Art, halb professorisch-hegelisch, halb französisch-äußerlich, mag ich nicht leiden! Das baute sich auf hochtrabend in der Schrift mit lauter formellem Plunder, und Seele und eigner Gehalt fehlte doch um und um. Wie können Sie Das Styl nennen, was nur aus den Fetzen der Zeit zusammengetragen ist, und alles eignen, Etwas ausgebenden Marks entbehrt! Styl! meinetwegen Styl, wenn das prätentiöse Zusammentragen von Zeitmaterial damit einen Styl macht, daß es sich in steifer Leblosigkeit aufschichtet. Erwarten Sie doch nie und nirgends etwas Erquickliches von dieser impotenten Abstraktionsbande, die sich mit Latten und Rüstzeug in der platten Haide aufbaut, und klappert, und hämmert, und wirthschaftet, als müßte ein unerhörter Pallast zum Vorschein kommen; — sieht man näher zu, so ist inmitten der Gerüste absolute Leere, und wenn ein Haus werden soll, so müssen wir hintreten, den Lattenspektakel wegreißen, und an die Arbeit gehn. So diese Kärrnerei an dem weitschweifigen Journale, was sich diese Helden des undeutschen Kauderwelsch zusammenschleppen, — just als wenn Kärrner, die ihre Fracht langsam von einem Orte zum andern durch Massen vorgespannter Pferde schleppen lassen, ihre großsprecherischen Gespräche in einem neuen Jargon führten! Weil sie nebenher gegangen sind, mit der Peitsche geknallt, Vorübergehende mit Grobheit angefahren haben, thun sie, als ob Handel und Wandel und alle endliche Existenz des Landes durch ihre erstaunliche Bemühung allein erhalten würde, und als ob sie Ungeheuerliches zu Wege brächten. Sie sind noch jung, und lassen sich noch von dieser Charlatanerie täuschen; war mir doch die Lärmtrommel und Pfeife Ihrer jungdeutschen Kameraden, die mich doch was geärgert hat, angenehm, wenn ich sie neben das Schrillen, Quietschen und Quetschen dieser Pansophisten halte. Sie wollten doch was erfinden, und setzten dazu den Menschen und die ganze Menschheit in Kontribution, und strampelten mit Hand und Fuß, und setzten, koste es was es wolle, Herz, Sinne, und Geist in Bewegung; — nun, es war toll, aber es kam doch hie und da von Fleisch und Blut zu Fleisch und Blut, aber jene Gattung ist ja der Tod aller Poesie, und noch dazu der langweilige Tod! Auf dem dürrsten Gaule, den uns Gott gegeben, geht's immer abwärts und abwärts von all der strotzenden Offenbarung, in der wir schwelgen können Tag und Nacht; der Rücken des Gauls ist jenes Formellineal, wovor ein ehrlicher Mann blaß wird; — verderben wir uns nicht den Frühling mit Winterbildern." —

Sie sind zum Historiker verdorben. —

„Gott sey Dank! ich bin ein Poet! mein Herz ist voll, und empfängt noch allstündlich; die ausgerechnete Rechnung jener Lattenmänner,

was ich Alles, begriffsmäßig und absolut berechnet, seyn könnte, sticht mich nicht mehr als eine Bettfeder, die ich ausreiße. — Dabei fällt mir ein, der Matador dieser Leute, ein Matador, weil er doch noch etwas ganz Anderes ist, als Spinngeweb, David Strauß war vor einiger Zeit hier, und wir krochen damals auch hier herum um Pempelfort." —

Ruhiger und genauer ging er auf diesen ein, und auf die Christenthumsfrage. Er respektirte so viel Kenntniß, und hob hervor, daß Strauß nicht im philosophischen Formelwesen stecken geblieben sey, und eben darum was ausrichte. Immermann war, wie jeder Dichter, voll starker religiöser Momente; der Tradition gegenüber hielten sie sich leidlich frei ihrem Wesen nach, und gestatteten ihm die dreisteste Spekulation über Weltalter und Zukunft; in Form und Wort hegten sie mancherlei Pietät. Aber auch Dies mehr wie ein lieblich Spiel. Seinem festgenieteten Wesen nach, was historisches Herkommen und vererbte Vorliebe wie einen großen poetischen Reiz umklammerte, würde er sich, trotz aller Freiheit, unfreundlich, ja spöttisch zu jeder neuen Religionsspekulation verhalten haben. Daß er selbst in den Händen von Strauß die Religionswendung nur für ein einseitiges Prüfungsstadium hielt, war bei ihm und seiner Geringschätzung blos philosophischer Hilfsmittel natürlich.

Am dritten Tage machten wir eine Landpartie über den Rhein hinüber, nach einem alten Schlosse und alten Garten aus reichsfreier Zeit. Er scherzte voraus und hinterher über sein Interesse daran, denn in der That, was sich davon sichtbar darstellte, war sehr mittelmäßig, und der Weg bis dahin nicht minder. Dergleichen war aber dem Epigonen- und Münchhausenerfinder von großem Werthe, und „im Städtchen auf halbem Wege," setzte er hinzu, „finden wir eine Wirthin, die sich auf Küche, Keller, und Leibesnahrung versteht!" Die Gaben der Erde schätzte er mit Einsicht, und der breitschulterige, geräumige Mann war, wie Göthe, von gar gesunder, Viel verbrauchender Leibesbeschaffenheit: das fließende, interessante Wort, was ihm stets zu Gebot stand, es wuchs zu üppigstem Reichthume bei Mahlzeit und Anregung. Er war nur von Mittelgröße, machte aber, besonders wenn er hinter dem Tische saß, den Eindruck eines großgewachsenen Mannes, weil er stark und besonders im Oberkörper mächtig gewachsen war. Sein Wesen war so dauerhaft ergiebig, daß er fast zu jeder Zeit und unter allen Umständen produziren konnte. Indessen hielt er auf Oekonomie darin, und hielt dem Geiste und Talente eine sogenannte prosaische Berufsthätigkeit für heilsam; — „jeder Acker gewinnt durch Brachliegen. Und nun gar," fuhr er fort, „was den literari-

schen Erwerb in Deutschland betrifft, wo der allerletzte Luxusartikel, den man kauft, ein gedrucktes Buch ist! Darin bleiben wir Bänkelsänger! Da haben sie geschrieben und zum Theile auch gelobt von Süden und Norden die Epigonen und den Münchhausen, daß man denken sollte, in jeder Dorfschenke müßten die Bücher zu finden seyn, und wenn wir es in der Meßrechnung besehen, so haben einige dreißig Millionen Deutsche, von denen doch, statistisch bewiesen, eine weit größere Anzahl lesen kann, als anderswo, sie haben an 500, sage fünfhundert Exemplaren, vollauf genug gehabt! Wie viel Deutsche kommen also auf ein Exemplar eines belletristischen Buches? Rechnen wir den Bruch aus! Und da reden sie mir gar noch zu, ich sollte aufhören, Landgerichtsrath zu seyn, und mich ganz der Schriftstellerei widmen, damit sie öfters was Hübsches zu lesen hätten! Schauen Sie mich an, seh' ich wohl darnach aus, Hungerleider seyn zu können?"

Wie hoffnungsvoll segelte er damals in seiner Münchhausenstimmung, wie lebensfrisch war er, wie voller Interesse für Alles, Alles! Der Staat kehrte ihm stets zu preußischer Ausbreitung zurück: „Glauben Sie's doch, wir sind allein was Rechtes, weil wir einen wirklichen Patriotismus haben, und nicht blos in Zeitsympathien herumschlenkern. Vielleicht haben Sie Recht, daß ich dagegen zu herb und eigensinnig bin, ich hab' ja doch auch gar viel lebendige Verknüpfung damit, ich arbeite so lange in öffentlicher Gerichtsbarkeit und bin mit Leib und Seele dafür, wenn ich auch nicht mit Leib und Seele dafür bin, daß sie sogleich eingeführt werden solle bei jedem dafür ungeneigten und unvorbereiteten Volksstamme. Aber all die einzelnen Formationen geben in der großen und ganzen Politik nicht den Ausschlag; ob ein lebendig Staats-Volksleben, ein kompakter Nationalsinn da sey, das bleibt ewig die Hauptsache; das wirklich Vernünftige siedelt sich auch vernünftig dahinein, und wir werden's mit Staunen sehen, was Preußen einmal plötzlich wieder seyn und leisten wird, wenn es wirklich einmal gilt, Etwas zu seyn und zu leisten. Denn es hat ein persönlich organisches Leben. Wer traute uns den siebenjährigen Krieg zu? Und die Freiheitskriege?"

„Sie haben am Ende Recht, daß ich auch Memoiren schreiben könne; — ich fuhr Sie an, als Sie mich darnach fragten, ich bin wohl am Ende so widerborstig und patzig geworden, weil ich so wenig Wohlwollen erfahren habe, so selten von Freundesrath gestärkt worden bin. Was bieten mir die Freiheitskriege poetisches Detail, was kann ich mich freu'n auf Darstellung der grundlosen, schwelgerischen Träumerei, die ich nach der Kriegszeit unter den Romantikern genossen, auf

Darstellung der Theaterverwaltung, die mir so wohl gelungen ist, und von woher ich die Handwerkspraxis und die philosophische Bodenlosigkeit eines Bessern belehren kann!"

So fand ich Immermann im Frühjahr 1839; ich war auf dem Wege nach Frankreich begriffen, und er versprach, mir seinen Münchhausen dahin nachzusenden, sobald er vollendet sey. Dies that er mit einem Briefe, den ich hier mitgebe, weil er auch den Charakter des Mannes zeichnen hilft, und von dessen damaliger Stimmung Zeugniß gibt:

„Ich habe gezögert, Ihnen zu antworten, verehrter Herr, weil ich gern den Münchhausen meinen Zeilen zum Begleiter mitgeben wollte, und dessen Equipirung sich von Tag zu Tag erwarten ließ. Nun ist er endlich equipirt, d. h. broschirt, und ich sende Ihnen, Ihrem Wunsche gemäß, alle vier Bände. Es verlangt mich, zu hören, wie er Ihnen gefällt. Mir kommt er vor, wie ein Knabe, der sich auf einmal in seinem fünfzehnten Jahre herumwirft. Auch solche Aenderungen des Uebergangs beruhen auf organischen Gesetzen. Theilen Sie ihn Heine mit, und wiederholen Sie diesem, wenn ich bitten darf, meine besten Empfehlungen."

„Es muß gar arg um die dortige Literatur stehen, wenn Jemand, aus der deutschen Anarchie kommend, unsere Zustände noch ehrlich und unschuldig gegen die französischen findet. Möglich indessen, daß Sie Recht haben, daß die Franzosen Condottieri, Miethsoldaten sind, die für Geld oder Miethehre sengen und brennen, und wir wenigstens als naive Raubritter passiren können, die sich hinweg von ihrer Beute in aller Seelenruhe gütlich thun. Es würde mich sehr interessiren, wenn ich bei Gelegenheit mehr vom dortigen Wesen vernähme; doch dürfen wir wohl öffentliche Berichte von Ihnen erwarten. Mir ist der jetzige oder wohl schon ehemalige Chef der neuen Poesie, Viktor Hugo, immer nur wie ein Marionettenspieler vorgekommen, der die großen, von Andern herübergeborgten Motive von Holzpuppen abspielen läßt."

„Ich bin jetzt sehr emsig in dem Aufsatze: „die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren," da der erste Band der Düsseldorfer Studien, wie ich das Buch nenne, binnen Kurzem fertig seyn muß. Der Stoff ist mir so angeschwollen, daß der Aufsatz noch über den ersten Band hinausgreifen wird. Wie gern hätte ich dabei fremden Rath und insonderheit Ihren. Ich rede Viel von mir und von meinem Individuellsten, scheue mich nicht, Knabenmeinungen zu Markte zu bringen, freilich immer in der Betonung, um nachzuweisen, wie die Weltgeschichte durch ein Individuum hindurchging, aber man kann doch leicht bei

solchen persönlichen Sachen verleitet werden, tediös und minutiös zu seyn."

„Auch ich hoffe noch auf fernere gute und wohlthuende Berührung mit Ihnen. Die erste würde seyn, wenn Sie, von Paris zurückkommend, am Rheine ein paar Tage in meiner Gesellschaft verweilten."

„Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin meine freundlichsten Grüße."

Düsseldorf,
den 12. Juli 1839.

Aufrichtig
ergeben
Immermann."

Gegen den Herbst desselben Jahres reiste er wieder einmal nach der Elbe herüber, und genoß die Freuden eines endlich populär gewordenen Talentes. Er fand, selbst ungewöhnlich aufgeweckt hierdurch, noch viel mehr, er fand eine Liebe, er fand ein Weib aus dem Niemeyer'schen Stamme. Sein nächstes Leben in Düsseldorf wurde das glückseligste, was er gekannt; alles Organ, alle Fähigkeit erhob sich in ihm zu neuem Schwunge; von Liebe voll, ging er, alles Andere beiher lassend, an eine Bearbeitung des fleischigsten, schalkhaftesten Liebesgedichtes, an Tristan und Isolde von Meister Gottfried von Straßburg. Dahinein hauchte er all seine an so hartem Holze aufgezündete Glut, — wer berechnet ein Schicksal! Mitten hinein fiel ein Nervenschlag, und hinweg war dies trotzende Leben!

Jene Düsseldorfer Studien sind jetzt eben unter dem Titel „Memorabilien" erschienen, freilich auf eine Fortsetzung angewiesen, die Niemand geben kann, denn es handelt sich um das persönlichste Entwicklungsleben eines Dichters. Die Dichter sind wie die Schicksale: man kennt nur ihre Aeußerungen, nicht ihr wirkliches Getriebe. Wunderbar! Lag neben aller Lebensfrische die Ahnung in ihm, es sey dies das letzte Buch, was er zum Abbild seines Wesens uns geben könne? In diesem Buche nämlich geht er ein auf einen philosophischen Nachweis der Zeit und seiner selbst, auf ein philosophisches Theoretisiren, wie er sonst immer vermieden hatte.

Der Aufsatz „Maskengespräche" in der Pandora stammt wohl auch aus dem letzten Glücksjahre Immermanns.

Ist es nicht, als ob diese beiden Todten das Vaterland in seinen zwei Haupttheilen, die Zeit in ihren zwei großen Hälften, die letzte

Epoche von ihrer Abend- und Morgenseite, den Januskopf unserer Welt darstellen wollten? Und zwar so, daß sie miteinander abwechseln, das jugendliche und das bärtige Antlitz des Januskopfes zu zeigen?

Die letzten zwanzig Jahre spiegeln sich an diesen Männern. Von 1820 bis 1830 herrscht ein Glaube an Geschichte vor, man hofft Alles von einer Restauration der Vergangenheit, Immermann geht mit den absterbenden Dichtern, und zeigt wenig Neigung und Fähigkeit, wahrhaft original aufzutreten; Gans dagegen erwächst in rationeller Opposition gegen das blos Geschichtliche, sein Gestirn ist im lebhaften Aufsteigen begriffen, während das Immermann'sche auf demselben Standpunkte am Rande des Horizontes verbleibt. Die blos patriotische Literatur, schön wiedergeboren durch die Freiheitskriege, verfällt schon in den zwanziger Jahren aus Mangel wahrhaft lebendiger Talente in Manierirtheit, und verliert die Macht auf das Publikum; die begabteren, nicht streng dazu gehörigen Autoren, welche halb die Romantik von Jena fortsetzen, halb ein inhaltsloses, blos formenspielerisches Aesthetisiren wollen, finden nur Theilnahme bei feinerer Bildung. Diese Bildung hält diesen einzigen Reiz eine Zeitlang für den höchsten, weil er der einzige ist, und Tieck, als Mittelpunkt jener Formenromantiker, erlebt während dieser stillen Zeit, die von Göthe dem Greise keine Gesetze mehr sieht, eine Prinzenmacht von artigem Zauber. Der Zauber ist vorhanden für den spinnenden Poeten, für die Landedeldame, für den kleinen Salon, welcher nur leise Anregung von der Literatur will, für den Staatsmann, welcher die Presse nur für Etwas hält, was beschwichtigt seyn müsse, und welcher literarischer Kunst nur Schilderung konventioneller Leidenschaft angemessen glaubt. In diesem Kreise der Anerkennung ist Immermann zu massiv, und kann kein besonderes Glück machen. Der vorherrschend historische Sinn außerhalb der Tieck'schen Verfeinerung hielt sich da lieber an ein Talent des Auslandes: Walter Scott wurde eifriger gesucht, als irgend ein deutscher Autor, und dessen Nachahmungen versorgten neben der Abendzeitungs-Journalistik und neben dem talentvollen aber geschmacklosen Clauren das weitere Lesebedürfniß.

Daneben mußte unter allen Lebhaften und Weitertrachtenden Eduard Gans als ein junger Führer des Formenfortschritts raschen Antheil finden, selbst wenn er nicht in sich als neu verarbeitete Wissenschaft modernes Staatswesen empfohlen, selbst wenn er sich nur, wie er that, den Franzosen angeschlossen hätte, die in der Restaurationszeit von Jahr zu Jahr eifriger und breiter das Thema radikaler

Reform, was in Europa wieder eingeschlummert, aufgenommen hatten. Ist er doch auch, entgegnete man den Bedenklichen, in den stilleren Weisen ästhetischer Literatur erfahren! Hat er nicht über Hamlet geschrieben, so gut wie Einer und besser wie Mancher? Ueber Tieck's dramaturgische Blätter, über Roberts Cassius und Phantasus, über Sophie Müller, über Henriette Sonntag? Sieht man denn nicht eben bei ihm, daß die Dinge der Aesthetik schön und würdig sind, wenn sie in größerem Zusammenhange größer und würdiger gefaßt werden, als Dies von den ästhetischen Theetischen und deren Organen geschieht? Diese Richtung der ästhetischen Kritik, welche Lessing begonnen, Schiller und Göthe oft angedeutet, Börne ebenfalls in diesen zwanziger Jahren interessant und original aufgenommen hatte, die Richtung, auch das ästhetische Produkt im Zusammenhange mit aller Geistesäußerung der Zeit aufzufassen, war dem Gans'schen Aufschwung von großer Förderniß. Die politische Einseitigkeit und Aufdringlichkeit, wodurch solche Kritik ungeschickt und unrichtig werden, ja sich völlig vernichten kann, war bei Gans durch eine breitere, vielerlei Lebensgesetz einschließende Methode vermieden, und die blos verständige Auffassung befremdete nicht und störte nicht einer Aesthetik gegenüber, die gar zu sehr in Unbestimmtem, Nebelhaftem, und Haltlosem hinfloß. So erwarb Gans bis in die dreißiger Jahre selbst auf dem eigentlich ästhetischen Felde Lorbeeren, und sie waren rascher für ihn zu haben, als für den eigentlichen Aesthetiker Immermann.

Die Gans'sche Richtung im Allgemeinen erstieg natürlich ihren Kulminationspunkt mit Eintritt des zweiten Jahrzehnts, mit Eintritt der Julirevolution. Aber nur die Richtung erreichte von da an mehrere Jahre unbedingte Herrschaft; Gans selbst hatte keine Fortschritte mehr in der Popularität vor sich, und, merkwürdig genug! just im aufgeregten Jahrzehnt, wo es sich überall um Verwirklichung seiner Theorien handelte, kam er mehr und mehr in den Hintergrund, ja noch mehr: Immermann, der sich feindlich und widerwillig zu dieser Zeit verhielt, stieg auf. Wie war Das möglich? Die theilweise Verwirklichung jener Theorien bewerkstelligte oder versuchte sich nicht in einem entscheidend gelingenden Umschwunge, und doch auch nicht in beweisender Methode. Jener hätte freies Feld, diese eine regelmäßige Bahn für Gans geboten. Sie versuchte sich in stoßweiser, undisziplinirter Aufregung, in Sturmstößen: dem preußischen Professor war dazu nirgends ein energisches Verhältniß möglich, es gab Krieg, nicht Kampf. Dieser Krieg wurde ferner vom Jahre 33 ab, vom Frankfurter Attentate ab, systematisch reaktionär von den Regierungen, auch von

der Landesregierung des Professor Gans behandelt; dieser Krieg war ferner am auffallendsten und interessantesten da, wo er äußerlich zu unterliegen anfing, von ästhetischen Talenten aufgenommen worden, die man ein „junges Deutschland" nannte. So entfernte er sich aus Gans Bereiche, und näherte sich, mehr und mehr das äußerliche politische Thema verlassend, Immermann. Eine geschichtliche Wendung gab den Ausschlag nach Immermanns Seite hin. Sie trat bald nach 1835 ein, und bildete sich von Jahr zu Jahr fester: das französische Vorbild nämlich wich als Vorbild weiter und weiter zurück, es galt bald nur für eine Anregung, die man patriotisch zu wenden und patriotisch auszubilden habe; der kosmopolitische Gedankengang, der seit etwa 1825 zehn Jahre lang vorgeherrscht hatte, wich dem nationalen. Dieser benützte alle Lebendigkeit, welche jener erweckt hatte, und zeigte sich 1840, als der Franzos, politisch düpirt und politisch unklug, von Eroberungskriegen zu sprechen anfing, überraschend allgemein und überraschend ausgewachsen.

Dies Alles gedieh dem Dichter, der auf nationaler Art beruhte, und unterstützte den Publizisten nicht, der immer auf Frankreich gewiesen hatte. Dem Dichter zum Frommen entwickelte sich als natürliche Folge solchen Ganges wärmere Theilnahme an eigentlicher Produktion, das heißt an freier Erfindung durch vereinigte Kräfte der Phantasie und der Bildung, im Gegensatze zur blosen Themabesprechung vorherrschend politischer Literatur.

Gans hegte entschiedene Vorliebe für das Neue, für das immerwährend sich Entwickelnde. Nicht die That, nicht die Gestalt, nicht irgend eine verdichtete Erscheinung mehr, die Absicht und Gedankengang bereits verarbeitet in sich trug, Nichts von alle Dem hatte eine unmittelbare Gewalt über ihn: er mußte es erst, wie jedes blos philosophische Talent, gedankentrennend wieder in seine Bestandtheile zerlegen, wenn es wirksam auf ihn werden sollte. Immermann, der Dichter, dagegen, welcher gedankenhaft eigentlich doch, eigentlich eben so der modernen Zeit angehörte, weil er eben so rationelle Begründung der Dinge wollte, Immermann hatte keine Freude am Neuen, weil es sich eben als Neues stückweise und noch nicht in überkleideter, voller Zusammengefügtheit darstellen konnte. Ihm wurde das Neue erst von Tage zu Tage, das heißt durch Bestand und Alter, schön, wie eine Baumschule, je mehr sie dem Walde ähnlich wird, und je mehr sie wie Gotteswerk und nicht wie Menschenwerk aussieht. Für Gans aber wurde es reizlos, je weiter es sich von den Kennzeichen der Entstehung entfernte.

Eben so mußte sich auch das Publikum abwechselnd verhalten zu dem Einen und zu dem Andern: in den zwanziger Jahren vorherrschend günstig zu Gans, denn man trachtete nach neuen Bestandtheilen; in den dreißiger Jahren günstig zu Immermann, denn man sehnte sich nach Fülle, nach verdichteter Mannigfaltigkeit, man war der einseitigen Verstandesspekulation müde.

Halten wir Beide an die eine Größe, welche sie gemeinschaftlich hochachteten, daran kann sich ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit vielleicht am deutlichsten entwickeln: Beide hörten aufmerksam auf Göthe. Gans auf Gedanken- und Formenentwickelung; die darunter ruhende eigentliche Romantik, das heißt, die eigentliche Blüte von der Ehe zwischen Gedanke und Form, blieb ihm verschlossen. Ein Göthe'sches Lied, eine Göthe'sche Geschichte konnte er nicht in ihrem innerlichsten Zauber genießen, sondern nur in ihrer Bedeutung. Das Talent des Geistes war auf ihn wirksam, nicht das ganze Göthe'sche Talent, womit dieser die Nation überwältigte. Dagegen waren die blanken Zeugnisse von Geist in Göthe nur beiläufige Wirkungsmittel auf Immermann: dieser war versenkt in alle breite Fülle des Göthe'schen Genius. Daher nahm Gans Redewendungen von Göthe an, diesem aber, Immermann, folgte immer der ganze Göthe'sche Erfindungskreis, wenn er sich eine romantische Welt erfinden wollte, die in verwandten Bestandtheilen Göthe auch beschäftigt hatte. In der Rede aber erinnerte Immermann viel weniger an Göthe, denn er wohnte, ein Dichter, viel tiefer in jenem Dichter. Da mochten wohl kleine Bläschen zu dem Wasserspiegel eben so aufsteigen, wie er z. B. bei Reisebeschreibung die Staffage und Nebensache mitunter gerade so ohne Zeitwort gibt, wie Göthe seit der italienischen Reise öfters that; — aber Gang, Wurf, Rhythmik, Styl wurde ganz anders.

Zugegeben, daß Gans Schriftsteller geworden sey in der Bedeutung des Wortes, wonach schöpferische Thätigkeit dafür erfordert wird; — er hat nur einen Ton, weil er nur von Seiten der Bildung an die Dinge tritt und an die Schriftstellerei, nicht von Seiten des von aller Bildung unabhängigen Talentes, wie Immermann, der im Lustspiele, in der Tragödie, im Epos, im Mährchen, in der Reisebeschreibung, im Romane überall eine neue Melodie zeigt. Das Talent benützt die Bildung, aber immer nur indem es sie sich zu eigen, das heißt zu etwas Eigenem macht; die Bildung benützt das Talent, indem es sich das daran Ablösbare aneignet, und dem daran Unzertrennbaren sich unterwirft.

Darum ist ein Philosoph, der zur Parallele neben einen Dichter

gestellt wird, immer im Nachtheile, wie der Herbst, der neben dem Frühlinge gepriesen seyn soll. Das philosophische entblätternde Talent ist bis zum Winter vollständig nachzuweisen, und jede abgeschlossene Rechnung ist ja ein Zeichen von Armuth. Die Schöpfungskraft des Frühlings aber nimmt nur ein Ende, weil ihre Zeit von anderer verdrängt wird, nicht weil ihr Stoff und Fähigkeit erschöpft wäre.

Kann man aber deßhalb sagen: Wenn Neigung und zufällige Richtung eingetreten wären, so hätte Immermann alle Vorzüge von Gans auch entwickeln können, denn er war von stärkerem Kerne, und dadurch von größerer Mannigfaltigkeit? — Das war er, und ein dichterisches Talent von solcher breiten Grundlage, wie Immermanns, schließt fast alle schriftstellerischen Fähigkeiten ein, wenn es auch menschlicher Weise nach nicht alle gleich kräftig ausbilden kann. Trotz Dem kann man Obiges nicht sagen. Die Neigung und die Richtung eines starken Talents sind nichts Zufälliges, sie sind Folgen innern Gesetzes. Dies Gesetz heischt, sich so zu äußern, wie man sich am mächtigsten äußern kann. Die mannigfaltige Kraft hat eben auch eine andere Bestimmung, als die spezielle Fähigkeit, und diese letztere bleibt wichtig, und unter Umständen groß auch neben jener, in Zeiten der Entscheidung kann sie sogar vorzüglicher seyn.

Immermann konnte sich nicht, wie Gans, ein ganzes Leben lang auf eine Aufgabe, die theoretische Staatsbildung werfen, und in dieser ständigen Thätigkeit ein wirksames Beispiel und eine am Ende durchgreifende Thätigkeit darbringen, — solche Bresche schlagende Wirkung ist nicht des Dichters, die breite Wirkung ist die seine.

Und wie erweiterte Gans die seinen Kräften angemessene Aufgabe! Er trachtete, europäisch zu wirken. Das konnte Immermann gar nicht, denn er konnte nur mühsam und kümmerlich das Fremde auffassen, er war zu national, zu deutsch. Hier war seine Kraft beschränkt neben der Gans'schen, eine Beschränkung, die allerdings eben in sich die sonstige Ueberlegenheit gegen jenen ausbildete, eine Beschränkung, die aber auch Alles in sich birgt, was der Begriff „Nationalität", dies größte, aber bloße Hilfsmittel, als wirkliche Beschränktheit mit sich führt. Immermann kannte nicht einmal das Ausland, und was er davon kannte, die Dichtung und Geschichte, war just dem Erfolge hinderlich, welchen er hervorbringen wollte. Weil er starke Beispiele der Fremde genossen, ward er so lange in dem Tone geirrt, welcher allein in der Heimath wirksam seyn konnte. Das Ausland war für Gans die Stärke, für Immermann die Schwäche.

Und wiederum im Auslande gingen ſie weit auseinander: Wenn Immermann da Partei nehmen ſollte, ſo geſchah es ohne Weiteres für England, das ſtammverwandte, was innerlich, organiſch gemeſſen, breit, detaillirt ſich entwickelt. Gans griff dagegen nach Frankreich, und hieran zeigt ſich noch anders, als an Göthe, die Grundverſchiedenheit beider Männer, die hier neben einander geſtellt ſind, nicht weil ſie einander glichen, ſondern weil ſie einander ergänzen.

Immer vielleicht, heutiges Tags aber ſchlagend deutlich, theilen ſich die Menſchen den großen Lebensfragen gegenüber in zwei Hauptgattungen: in die organiſch-hiſtoriſchen und in die geiſtesdeſpotiſchen.

Jene ordnen den Geiſt der Zeit, ihren eignen Geiſt den Einrichtungen unter, welche als Geiſteserzeugniſſe der Vorzeit Raum und Ausbreitung und Entwicklung gefunden haben in der Geſchichte und Sitte des Landes. Sie ſagen: da iſt auch Geiſt, und Erfahrung und Gewohnheit obenein.

Dieſen aber ſteht der eben lebendige Geiſt auch über der hiſtoriſchen Entwicklung des Geiſtes, denn die hiſtoriſche Entwicklung laſſe oft den Geiſt nur gehemmt zum Vorſchein kommen, in matten Epochen ſogar verkehrt.

Dieſe Prinzipientheilung geht ſchärfer durch, als wenn man von Konſervativen und Liberalen ſpricht; denn der Hiſtoriſch-Organiſche hat der Geſchichtlichkeit wegen oft ein liberales Inſtitut zu vertheidigen, und der Geiſtesdeſpotiſche will oft aus zuſtimmender Raiſon ein hiſtoriſches Inſtitut konſervirt ſehn.

Im Weſentlichen gehörte Immermann zu Jenen, wie wenig er Hiſtoriker war: er traute der Geſchichte mehr Geiſt, Macht, und Reiz zu, als dem augenblicklichen Geiſte, die Nationalität war ihm ein größerer Schatz der Einſicht, als die eben gangbare allgemeine Einſicht Europa's; — und Gans gehörte zu Dieſen, wie ſehr er Hegelianer war, und als ſolcher dem Produkte der Geſchichte den wahren Gottesgeiſt zugeſtehn ſollte. Gans ſpottet ſogar gern über das Wort „organiſch", weil er den Nebenbegriff eines unbehilflichen Naturwachsthums damit verbindet, was vom freien, an nichts Zufälliges geknüpften Geiſte unendlich überholt werden könne.

Und doch gehörte Immermann in mancher Forderung und rationeller Beweisführung zum Liberalismus, und doch demonſtrirte Gans ſeinen deſpotiſchen Geiſt vielfach aus geſchichtlichem Nachweiſe, behaup-

tend, der Konservatismus beharre auf unwesentlichen Hüllen der Geschichte, während er, ein philosophischer Historiker, den geistigen Kern der Geschichte fordre.

Beide waren Juristen, und trafen z. B. im Verlangen öffentlicher Gerichtsbarkeit zusammen. Aber auf ganz verschiedenem Wege! Immermann, am Rheine unter altdeutschen Stämmen daran gewöhnt, vertheidigt sie als historisch deutschen Gebrauch, und hielt ihre Einführung in den östlichen altpreußischen Provinzen für mißlich. Der Praxis näher im Sinn und im Amte, faßte er das Gerichtswesen bürgerlicher. Wie es sich bürgerlich gestaltet für bestimmte Verhältnisse, bestimmte Personen, war es ihm poetischer, seine Sprache darin, seine Rede dafür wurde eindringlicher, fleischig-lebendiger, je persönlicher sich Alles fassen ließ. Für Gans dagegen war der daraus abgezogene politische Grundsatz Alles, und seine Rede ging eilig aus dem einzelnen persönlichen Antheile in die allgemeine Folgerung.

Wie verschieden zeigten sie sich dem Simonismus gegenüber, und doch ganz ihrer gegenseitigen Ergänzung gemäß! Gans suchte darin das politisch Praktische hervor, und spottete über das Metaphysische darin; — Immermann spottete über das politisch Unpraktische daran, und ihn interessirte das Metaphysische des Simonismus. Denn Immermann war als Dichter im Wesentlichen religiös, Gans war im Wesentlichen ohne Religiosität.

Kurz — alle Unterschiede und Gemeinschaftlichkeiten gehen darauf hinaus: der Eine war Poet, der Andere Philosoph. Man kann Dies aber nur am Schlusse sagen, weil diese Bezeichnungen heutiges Tags zu allgemein sind, und weil sie bei Immermann und Gans von vornherein mancher Bemerkung den Weg vertreten würden. Man ist nicht gewohnt, daß der Poet die blose Naturanschauung gering achtet, und daß er die Philosophie im philosophischen Raisonnemet anzugreifen geneigt sey, — welches Beides bei Immermann dem näher Zusehenden entgegentritt. Man ist nicht gewohnt, daß der Philosoph eben so lebhaft Theil nimmt am Handeln und Gestalten der Gegenwart, wie am Spinnen der Grundfäden alles Handelns und aller Gestaltung. Ja, Gans hatte neben dem philosophischen Sinne einen sogar noch stärkeren politischen Drang, und wenn man ihn diesem überaus hingegeben sieht, so kann man den Philosophen ganz aus dem Auge verlieren.

All dies Beiwerk zur Seite lassend, verschafft man sich mit den Begriffen „Poet" und „Philosoph" noch am Ende eine Hauptübersicht

über die Kräfte dieser zwei Männer. Der Philosoph folgert nur, der Poet findet nur. Dieser scheint nur auf gut Glück zu suchen, nur mit einiger ästhetischer Methode, und die Aeußerung scheint da oft überaus willkührlich. Aber er setzt eine ganze, unausrechenbare Menschenkraft in Bewegung, und zwar vermittelst eines Geheimnisses, was nur ihm eigenthümlich, und was ebenfalls allem Nachweise entweicht; denn das Talent ist eine Gottheit, die sich nicht definiren läßt, und die auch in den Werken des Talentes nur stückweise zu erkennen ist. So entsteht bei Immermann die Unmittelbarkeit und die Mannigfaltigkeit, die dem Philosophen, wenn er sich rücksichtslos äußert, Waare der Beliebigkeit heißt, willkührlich Zeug.

Dagegen sagt der Poet vom Philosophen: Er findet ja Nichts, was wir nicht schon hätten, er sucht nur und stellt Bestandtheile zusammen auf eine bestimmte, einseitige Weise, er eilt zur Folgerung, die ein Anderer, anderem zusammengestellten Gesetze folgend, anders ausspricht, es ist da Nichts von Offenbarung, nur Handwerk des Geistes, nur Macht der Armuth.

Eben so getrennt bildet sich der Styl: Gans übersieht von Anfang bis zu Ende, und seitwärts nach allen Richtungen, was er will, da ist keine Ueberraschung, kein unerwartet aufspringender, reizender, auf dem Wege stärkender Quell möglich, da wird der Styl kalt, wie Ziegel und Stein sich aufbauend, nur architektonisch, nur Regel suchend in Geradlinigkeit. Die höchste Höhe, die da erreichbar, ist eine rhetorische: — wäre denn aber die Klarheit und wohlthuende Ordnung, das überall reinliche, oft feine, noble Wort, wäre die staatsmännische Wendung an scharfen Ecken nicht etwas Schätzenswerthes?

Allerdings ist sie nicht so mannigfaltig, wie bei Immermann, der die ganze Landschaft mit Schloß und Haus zu geben scheint, mit Baum und Busch und Wasserspiegel, und mit den belebenden Menschengruppen obenein. Aber ist es nicht auch ein Uebelstand, daß er in sein Thema hineineilend mit kantigen Einzelsätzen oft verräth, er suche sich erst die Höhe, von der Alles in's Ganze gefügt abrolle? Er beherrsche noch nicht den Stoff? Er habe ihn noch nicht in sich entwickelt, sondern lasse erst die Entwicklung vor sich gehn?

Was auch beide Gattungen an einander aussetzen mögen, der Gewinn bleibt unserm Vaterlande, zwei solche Männer besessen zu haben, und in der Geisteswirkung fortzubesitzen, von denen jeder seine Art so stattlich durchgearbeitet hat. Beide zusammen, welch ein stolzes Stück

Deutschland repräsentiren sie! Eine dergestalt das Ausland würdigende Art, wie Gans, besitzt der Franzose gar nicht, und selbst der Engländer nicht, wie geneigt er sey, Fremdes zu beobachten. Und was daran nachtheilig seyn könnte, das wird ein Nationalvorzug, da es uns nicht an solchen nationalen Gegenhaltern fehlt, wie Immermann einer war.

Heinrich Laube.

Aloys Büssel.

Norische Tage,

aus

den Lebensstationen eines süddeutschen Poeten,

mitgetheilt

von

Aloys Büssel.

Der Kanonendonner der französischen Armeen in Oberitalien rollte fort und fort über die südlichen Berge herüber in das stille, von waldigen Höhen umschlossene Heimatthal. Vor dem Namen Bonaparte, der als Heerführer und als Sieger die Welt in Erstaunen setzte, beugte sich Jedermann. Die vorausgegangenen Schrecken der Revolution, die ihn, wie Mancher deutete, als strafenden Rächer ausgeboren, dauerten noch in ihren Schwingungen fort. Man bangte für die Altäre und für den Besitz. Der junge Sieger Bonaparte hatte die Bedeutsamkeit eines neuen Mahomed erlangt, der mit seinen krieggewohnten Schaaren käme, den Völkern deutscher Erde „den rechten Glauben zu nehmen", und sie, wie der begeisterte Muselmann, mit gezücktem Schwerte zur Annahme des Mahomedanismus zwänge.

Die frommgläubigen Thalbewohner schauderten, wenn man den Namen Franzose aussprach, denn sie verbanden mit ihm den Untergang alles Bestehenden, alles Heiligen; sie legten der revolutionirenden Nation geheime Zauberkräfte bei, und schnell verbreitete sich in den Gebirgen die Sage, daß die Franzosen einen Erdspiegel besäßen, der sie in den Stand setze, Flüchtlinge und ihre Schätze, und bärgen sie

sich auf den höchsten Alpenspitzen oder in den tiefsten Bergschluchten, auf der Stelle zu entdecken, und sie ohne Zuthun der Hände oder der Waffen in die Ebene zu beschwören, wo Glaube und gerettetes Kleinod die Beute ihres Zornes würden.

Entschlossener waren die Nachbarn, die immer schlagfertigen Tyroler, auf den Schutz der heiligen Maria in Kampf und Gefahr vertrauend, obgleich die norischen Volksstämme an der Salzach und an der Saale nicht minder den Schirm und die Gunst der mächtigen Madonna in allen Lebenssituationen in Anspruch nehmen, und zu Hunderten in den Lenz- und Herbsttagen nach der feierlichen Bergstätte pilgerten, wo eine Kirche italischen Styls ihr mirakuloses, huldblickendes Bild verwahrt. Die juvavischen Gebirgsvölker sind sanfter, aber auch weichlicher; sie befassen sich lieber mit dem Hirtenstab, als mit der Büchse oder mit dem Stutzen, aber sie sind neuen Ideen bei weitem zugänglicher, als der starrgläubige Tyroler, der verwegene Bergkletterer und Scharfschütze, der mit seinem sicher treffenden Feuerrohr eben so leicht nach der Brust der Gemse, als nach jener eines Menschen zielt. Den Tyroler durchglüht der Wein, den er wohlfeilen Preises trinkt; mit dem Blute seines Stammes vermengte sich schon südliches Feuer, aber er verschließt sein Herz der Macht verführerischer Suade, sobald sie es versucht, fromme Vorurtheile zu bekämpfen, oder schiefen, tiefgewurzelten Ansichten eine bessere Richtung zu geben, und den Geist für kühneren, freieren Aufflug, zu tieferer Forschung in der Religion oder der Natur zu veranlassen.

Luthers Lehre drang zweimal in die salzburgischen Gauen ein. Sie fand Aufnahme. Der Tyroler erblaßte, als er vernahm, daß seine Nachbarn die neue Lehre umfaßten. Die Salzburger jener Gauen, die wir aus der Geschichte kennen, wanderten endlich aus. Sie hatten den Muth, ihrer Ueberzeugung zu folgen. Schwärmerisch treu dem Kaiserhause, wie ihrer Religion und ihrem Kultus, stoßen jene mit hartnäckigem Trotze jede Neuerung von sich, und sie verwahren ihr Haupt gegen die Macht umgestaltender Ideen, wie gegen die blitzende Waffe, die das Auge blendet. Der Kampf von den Bergen und auf ihnen gegen andringende Feinde war in den Jahren des berühmten Kampfes gegen die französisch-republikanische Armee unter Bonaparte für sie eine eben so heilige Sache, als in den Tagen, als sie für Kaiser Maximilian, den ritterlichen Kaiser, mit ihren Büchsen den Eingang in die tyrolischen Berge beschützten, oder ein paar hundert Jahre später den chevalereskeu Kurfürsten Max Emanuel mit seiner Heeresmacht siegreich aus ihren Alpenmarken trieben. Die Tyroler der letzten

neunziger Jahre waren dieselben in Glaube, Lebensansicht, in politischer Meinung und in Gewandtheit ihrer Waffe, als wie zur Zeit der Liga von Cambrai, welche die italischen Lande für das deutsche Kaiserhaus in Anspruch nahm.

Von ihren Alpen und Bergen herüber, verschlungen mit den norischen, drang der Ruf ihrer Kämpfe in die norischen Heimatthäler, der Ruhm ihres Muthes in jedes Dorf, in jeden einsamen Bauernhof, und immer näher kam die Losung: Rüstet euch, Männer, die Franzosen bedrohen unsre Halden und unsern Herd! Die Kampflust erwachte, angeregt durch das Beispiel der Tyroler, bei den benachbarten Gebirgsstämmen, die unter dem Krummstab seit Jahrhunderten lebten. Sie entwickelten wieder einmal die Kraft ihrer Altvordern, die dem Erzbischof Mathäus Lang Trotz boten. Der mannhafte Entschluß zum Widerstande gegen französische Herrschaft theilte sich mit Blitzesschnelle dem idyllischen Geschlechte mit. Man mahlte Franzosen auf die Scheibe bei Fest- und Freudenschießen, — man mahlte den modernen Gallier, wie er den Rachen aufsperrt, um die Erde zu verschlingen, und übte sich ein in den Gauen, das Herz sicher zu treffen, das der Eroberung und der Unterjochung Deutschlands — des ganzen Erdballs schlug. Man fand sich ein auf verschiedenen Uebergangspunkten der salzburgisch-tyrolischen Gebirge; die frühere theilweise Abneigung des einen Stammes gegen den andern verschwand, der gemeinschaftliche Haß gegen den Erbfeind verbrüderte sie allmählig; Gemsbart und Wildhahnfeder mit Alpenraute kamen als Symbole gebirgländischer Freiheit nicht mehr vom Hute; kühner und trotziger blickte der nervige Jüngling, der hohe Stämme an steilen Felsabhängen mit markigem Arme fällte, und die heitere Laune erzeugte Jubel- und Spottlieder, die sie zur Zither sangen, und die blühende Jungfrau, schön in manchem Salzburger Gau, wie ein Correggio oder ein Rafael weibliche Ideale darstellte, theilte die Lust der gesicherten Freiheit, denn sie erröthete, wenn ihre lebhafte Phantasie die Gefahr sich vergegenwärtigte, aus den Armen ihres „Buben" in jene eines Franzosen gerissen zu werden.

Keine Last drückte das Volk; mit wenigen Bedürfnissen vertraut, gründete es sich einen behaglichen Wohlstand. Die milde Herrschaft des geistlichen Fürsten, der mit den Symbolen weltlicher Macht jene des beglückenden Friedens und des Segens bedeutsam vereinte: zum Schwerte und zur Krone den Hirtenstab, den Fischerring, und den Kelch, — dieses Schäferregiment duldete keinen Druck, denn er widerstrebte der patriarchalischen Tendenz, und nur die Jagd wurde als ein

unantastbares, als ein ausschließliches Gut des Fürsten betrachtet, und mit strenger Aufsicht bewacht.

Die Volksbildung stand im Allgemeinen noch auf einer sehr niederen Stufe. Geregelter Unterricht wurde nur in den Städten und in den Märkten von angestellten Lehrern ertheilt, die immer zugleich den Meßner- und Kantordienst versahen. Die zweimaligen Versuche, Luthers Lehre aufzunehmen, die im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert so schnell Eingang bei den klaren Gebirgsländern fand, riethen zur Vorsicht, den Geist der Jugend nicht allzusehr zu wecken, und nicht zu freigebig die Bahn zur allgemeinen Bildung zu öffnen. Unter der Regierung des Erzbischoffs Colloredo drängte übrigens schon die Nothwendigkeit, die Völker aus der Nacht der Vorurtheile und der Unwissenheit auf einen höheren Standpunkt der Kultur zu führen. Kaiser Joseph gab seinem Zeitalter einen mächtigen Stoß durch kühne Reformen, und der kluge Erzbischoff, nicht minder liberal in Gesinnung und Ansicht, als der mächtige, geistreiche Kaiser, verriegelte weder die Thore seiner blühenden Residenzstadt, noch die zahlreichen Thermopylen seiner Gebirgsprovinzen, um den rasch anschreitenden, reformirenden Geist des erwachten Jahrhunderts auszuschließen. Der Klerus, dem die Bildung des ganzen Landes anvertraut war, befreundete sich schnell mit dem Umschwunge im Erziehungswesen, und leitete die geistigen Luftströmungen mit unerwartetem Erfolge in seinen Wirkungskreis. Die Philosophie, durch Kant in ihren Grundfesten sondirt und durch seinen schöpferischen Genius in eine ganz neue Gestalt umgegossen, wirkte auf Weltanschauung, auf Lebensprinzipien, und auf den Bildungsgang mit solcher Energie, daß es nicht mehr möglich war, den eilenden Fortschritt zurückzudrängen. Die Aufklärung rückte heran mit dem strahlenden Lichtbanner, und kein Gegenkampf vermochte es, den wohlthätigen Dämon zu verdrängen.

Noch waltete tiefe Ehrfurcht vor dem regierenden geistlichen Fürsten, dem gewaltigen Repräsentanten der Hierarchie; die Gemüther der gläubigen Gebirgsbewohner waren noch kindlich; eine fromme Scheu vor dem geistlichen Staatsoberhaupte, das eine feierliche Glorie umstrahlte, hielt sie in enger Schranke, und sie versanken in die tiefste Trauer, als sie die Kunde vernahmen, daß Pabst Pius VI. starb. Der Haß gegen die Franzosen schlug in noch mächtigern Flammen auf, als man sie verständigte, daß der heilige Vater, aus Rom mit Gewalt abgeführt, als Gefangener der „ketzerischen" Republikaner im Kreise seiner Feinde die fromme Seele ausgehaucht hatte. Durch alle Thäler erschollen die Glocken zur festgesetzten Stunde, und verkündeten die tiefe Trauer

um den hingeschiedenen Kirchenfürsten, den alle katholischen Völker Europa's liebten, den alle Monarchen ehrten. Sein Bildniß wandelte von Haus zu Haus, und kolorirte Kupferstiche, die ihn auf dem Katafalk im päbstlichen Ornate, von flammenden Kerzen umleuchtet, darstellten, machten noch tiefere Eindrücke auf die Tausende von Gläubigen, die in diesem Ereignisse den Untergang der Kirche befürchteten.

Noch waltete das tief eingepflanzte, warme Religionsgefühl bei den norischen Stämmen vor; nicht das Erfassen mit dem Verstande, nicht das klare Schauen des entfesselten Geistes, nicht der abgerundete Begriff hatten sich vorgedrängt: das geheimnißvolle Halbdunkel des Glaubens, seit Jahrhunderten im Gemüthe des Volkes genährt und von letzterem liebgewonnen, gestattete nur das Ahnen deutlicher Erkenntniß. Desto lebhafter regte sich die Phantasie, die im Bunde mit der Empfindung die Poesie in ihrer reichen Blüte entfaltete. Die Sage und die Legende wanderten von Haus zu Haus, von einem winterlichen Abendkreise zum andern, von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, und übten ihre Zaubermacht auf die entzündbaren Gemüther der aufhorchenden Bewohner. Die zahllosen Wunder, die hier oder dort von der heiligen Madonna ausgingen, prangten in Gemählden, in Wachsgestalten, nicht selten in Gold und Silber von Künstlerhand gebildet. Ueber jedem glücklich gewendeten, außerordentlichen Ereignisse schwebte die holde Gestalt der Madonna, von himmlischer Glorie umgeben, und der Greis wie der Jüngling, die Jungfrau wie die Matrone, wetteiferten, kostbare Geschenke zu opfern. Gelübde thun und Verlöbnisse machen zur „Himmelskönigin", war eine der wichtigsten Angelegenheiten, denn sie bildete entweder den Anfangspunkt eines entscheidenden Lebensschrittes, oder den Wendepunkt eines Unternehmens, eines Zustandes. Es galt, entweder den Schirm der Heiligen zu erflehen, oder ihr den Dank für die Gewährung, für das Gelingen, für die Abwendung darzubringen. Das Gelübde band unauflösbar; es mußte erfüllt werden, denn es hing die innere Ruhe davon ab. Es that die Braut Gelübde oder verpflichtete sich zu bindenden Verlöbnissen; aber auch der verwegene Scharfschütze kniete vor dem Madonnenbilde auf steiler Bergeshöhe, und gelobte Messen und Geschenke, wenn seine Streifzüge über schwindelnde Klippen guten Erfolg hatten.

In den norischen Gauen wirkte nur der Weltpriesterstand. Der öffentliche Unterricht, die Kanzel, und der Beichtstuhl waren in ihren Händen. Die Jesuiten waren vom ganzen Erzbisthume ausgeschlossen, und der staatskluge Colloredo bot ihnen nicht einmal ein Asyl an, als sie vom äußersten Ende des westlichen Europa's bis zum östlichen die

Flucht ergreifen mußten, geschweige daß er ihnen, wie andere deutsche Fürsten, Paläste gebaut hätte. Ihm, wie seinen Vorgängern, genügte der gelehrte Benediktinerorden, der die klassische Literatur der Griechen und Römer seit Jahrhunderten pflegte und den spätesten Geschlechtern überlieferte. Nachdem Erzbischoff Graf Firmian an dreißigtausend seiner Unterthanen nach Preußen und nach Nordamerika vertrieben hatte, bedurfte es keines gewaltigen Staatsstreiches mehr, den Hang zur Neuerung in der Religion der Urväter zu unterdrücken. Die Verbannung wirkte nachhaltig. Die reichsten Gehöfte lagen verödet und verlassen, weite Fluren und Halden trauerten um die tausend Hände, die sie sonst emsig bebauten, und der orthodoxe Nachfolger Rhodbert's, der das Evangelium nach Juvavia und den damit verbundenen Landen mit fromm-mildem Geiste gebracht, huldigte dem Staatsgrundsatze seiner strengen Zeit: eher das Land ganz zu entvölkern, als nur Einen Satz der Reformation auf seinem Grund und Boden zu dulden. Sollte Hieronymus gegen sie gefälliger und nachgiebiger seyn? Der Primas von Deutschland, der gefürstete Erzbischoff, der Kardinal, durfte und mochte in seinem Kabinette die Ansichten des kaiserlichen Reformators theilen und die Entwicklung der Intelligenz begünstigen: in diesem geheimen Raume durfte er ungescheut sein Glaubensbekenntniß, die Freiheit des Geistes, und die Emanzipation aus den alten Fesseln der Vorzeit aussprechen; allein er blieb äußerlich gebunden an die Formen der Kirche, sein Eid knüpfte ihn an ihre Würde und an die Pflichten seines Kirchenamtes, dem er unverbrüchliche Treue schwur. Er ließ das Licht wenigstens einströmen, so weit es der aufgeklärte Katholik gestatten konnte, und sorgte durch ausgewählte Organe dafür, daß es sich nicht zur gefährlichen Flamme entzündete.

Während eine junge Saat neuer Geisteszustände unter dem Krummstabe aufsproßte, rüsteten sich zugleich die norischen und tyrolischen Gebirgsvölker zum Widerstande gegen den gemeinschaftlichen Feind germanischer Freiheit. Die norischen, rhätischen, und julischen Alpen, unter sich von der Natur eng verkettet, lehrten die einzelnen Stämme, die seit undenklichen Zeiten ihre Wohnsitze dort aufgeschlagen hatten, sich immer enger an einander anzuschließen. Allein auch der letzte Tag glomm hervor, der über Rhodbert's zwölfhundertjährigen Stuhl leuchten sollte; — der letzte Tag, der das Pallium zerreißt und den goldenen Hirtenstab entzweibricht, und den Primas Deutschlands aus dem herrlichen Besitzthume drängt, das unter patriarchalischer Verwaltung ein begabtes, heiteres Volk mit gesundem moralischen Kern, mit physischer Kraft in seinen Marken einschloß. Die Sage vom Untergang geistlicher

Herrſchaft mußte in Erfüllung gehen, und die Sibylle der noriſchen Alpen ließ ihren Geſang in den Thälerſchluchten vernehmen, den zehnfaches Echo nachhallte. Wer intereſſirte ſich in Deutſchland um den ſprachverwandten Brüderſtamm an der Salzach, am Fuße der noriſchen Tauern oder der Keſe (Gletſcher) in den friedlichen Thälern, an den ſonnigen Halden, auf den freien Höhen und flurreichen Bergen? Weil ein blutiger Religionskampf Deutſchland auf immer ſpaltete, weil er die Völker, durch ein heiliges Naturgeſetz verbunden, einander entfremdete, und thörichter Haß das mächtige Germanien mit Wuth in zwei Hälften — in ein proteſtantiſches und in ein katholiſches — auseinander riß, floh man ſich gegenſeitig. Die Proteſtanten verhöhnten die Bewohner Norikums als Söhne ſchlaffer Geiſtesbefangenheit, — die Katholiken traten vor jenen ſcheu zurück, als wäre das Seelenheil gefährdet, wenn ſie von ihren Lippen ein Wort vernähmen. Die Lieder deutſcher Dichter proteſtantiſcher Konfeſſion ſchwebten endlich nach den blühenden Auen der Juvavia. Die Herzen ſchloſſen ſich auf vor der Zaubergewalt der deutſchen Poeſie, die in den feſtlichen Geſängen der Meſſiade, wie in den Leiden des jungen Werther, in den erwachten Chor der lyriſchen Dichter, wie in Nathan dem Weiſen und in Emilie Galotti, als freudetrunkener Morgengruß einer verjüngten Geiſterwelt ſich melodiſch ergoß. Die feierlich ernſten Religioſen grämten ſich, daß die germaniſche Sprache wieder friſche Blüten trieb, und die lateiniſche aus dem Leben und aus den Schulen zu verdrängen begann. Das dürre, winterliche Laub der Scholaſtik fiel ab vom Stamme; es hauchte ihn der Odem des Völkerfrühlings beſeelend an, der aus den geheimen Tiefen der Poeſie und der Philoſophie erwärmend hervordrang, und ſie übte immer mächtiger ihre Herrſchaft, welche ſelbſt Theophraſtus Paracelſus, in Salzburg ſein eingreifendes Wirken beſchließend, durch ſeine Liebe zu ihr, wie Luther, vorbereitet hatte. Hölty's elegiſche Klänge und Bürger's ſchauervolle Balladen, ſein markiger Liederton, ergriffen die Gemüther der noriſchen Jünglinge, und die Mönche, die „das Sittenverderbniß" auf dem Silberquell deutſcher Poeſie wie auf einem breiten, verheerenden Strome hereinbrechen ſahen, verketzerten zürnend den „Zeitgeiſt", der ſich in dieſen Erſcheinungen — Zucht und Sitte gut-katholiſcher Tage umſtürzend, nach ihrer Anſicht — zum Schmerze der Rechtgläubigen immer kecker offenbarte.

Kant und Fichte und alle edleren Geiſter, welche ihr Jahrhundert in der Wiſſenſchaft ſchöpferiſch umgeſtaltet hatten, fanden unverſehens in der abgeſchiedenen Zelle junger, aufſtrebender Religioſen, mitten unter den Aszeten eine Stelle, und die Katholiken, begeiſtert von der Mor-

genröthe einer herrlichen Zukunft, strebten muthig nach, und bald traten auch unter ihnen eminente Männer hervor, die, gemeinsam wirkend für deutsche Wissenschaft und für deutsche Bildung, den Katholizismus auf einen Standpunkt erhoben, wo er in der klaren Region poetischer Anschauung seine tiefe Bedeutung erlangte, die den Protestanten mit ihm aussöhnte und sogar für sich gewann. Der bekannte Abt Staupitz (des vielhundertjährigen Benediktinerstiftes St. Peter zu Salzburg) stand längere Zeit mit Luther in einem lebhaften Briefwechsel; die Reformation klopfte an den Pforten dieser Abtei an — und wer mag es verkennen, daß in diesem Ereigniß eine historische Symbolik liege, die auf eine spätere Reform Deutschlands in religiöser, politischer, und intellektueller Beziehung hindeutet! An den blumenreichen Ufern der Igonta, des Römer-umwohnten Stromes, wo der Germane mit dem Quiriten gemeinsam lebte, fing es an, auch für andere Konfessionen deutscher Zunge wohnlich zu werden, und Juvavias reizendes Paradies winkte traulich dem Gaste, der, von Weimar oder von Berlin pilgernd, die Bilder einer reichen Vergangenheit auf den mahlerischen Höhen des Mönchberges an sich vorübergehen ließ. Das Vesperlied, das Ave zur Morgen-, zur Mittag-, und Abendstunde erklang noch immer fort von den Glockenthürmen der Klosterkirchen, der Chor der Mönche scholl durch die Säulengänge ernst und feierlich, und die Nonnen sangen zur selben Stunde ihre Psalmen hinter den geheimnißvollen Gittern, die dem neugierigen Blicke wehrten, aber ihren eigenen, vielleicht von stillem Schmerz eben so leicht als von Sehnsucht nach dem Himmlischen naßgeweinten Augen hinlängliche Durchsichtsräume öffneten. In diesen Stunden der Erbauung vertiefte sich das Fräulein in die Lektüre von „Sternbald's Wanderungen" oder in Goethe's Roman „Meisters Lehrjahre", während Fichte's „Ich und Nicht-Ich" und das „Außer sich gesetzt seyn" den Universitätsprofessor im Benediktinerhabit auf dem Katheder fortriß. Die reiche Kaufmännin trippelte andächtig zur Litanei nach Loretto, und die Hofrathsgattin kniete mit ihren Töchtern, das Gebetbuch vor sich aufgeschlagen, vor dem heiligen Antonius von Padua oder vor dem „Wunderbaume", der in seine Krone Madonna's liebliches Bild schloß und von seinen grünen Zweigen Seelenfrieden in das Herz säuselte.

Nach diesen Gegensätzen, die der Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts in der Hauptstadt Norikums mitten unter dem Getümmel der Waffen, das wie dumpfes Meeresbrausen nach diesen glücklichen Thälern als Nachhall durch die Berge zog, nothwendig hervorbringen mußte, kehren wir in die Heimat des süddeutschen Poeten zurück, um

mit ihm, dem Repräsentanten norischer Alpennatur, die allmählige Reform des Lebens in allen seinen Beziehungen in Salzburg näher zu betrachten, und von diesem Mittelpunkt aus eine Uebersicht seiner Kulturzustände zu gewinnen, die sich zwischen religiösem und politischem Protestantismus, als zwei einwirkenden historischen Potenzen, in einem Lande bildeten, das vom übrigen Deutschland wenig — am wenigsten vom nordischen gekannt, und nie gewürdigt, als wie eine fabelhafte Oase im Ringe der europäischen Staaten lag. Wären die norischen Gauen, mit ihnen die tyrolischen und karinthischen, unter sich wie die Schweiz verbunden gewesen, sie hätten wahrscheinlich eine historische Bedeutung. Die Ereignisse, die sich vom ersten Bischoff Salzburgs bis zum letzten unter dem Kardinalshute zutrugen, gingen wie in[illegible] Hauszwiste vorüber, und äußerten nie einen Stoß auf die Nachba[illegible] länder; aber die Kunst hätte sich entwickeln sollen, die, von dem idyllisch-patriarchalischen Charakter geistlicher Regierungen gepflegt und begünstigt, unter analogen Verhältnissen die höchste Vollendung erreichte. Salzburg gebahr den größten Tonsetzer, den unsterblichen Mozart. Soll dieser mächtige Genius Ersatz seyn für Dichter, Mahler, und Bildhauer, welche man billiger Weise in der Geschichte dieses erzbischöfflichen Staates erwartet, der so zu sagen die Elemente der Poesie und der Kunst in dem Zauber seiner romantisch-mahlerischen Natur einschließt, und nur freithätiger Kraft bedarf, um die erste Stelle in Deutschland in dieser Beziehung einzunehmen?

Selten sind große Fürsten, sey es im Kardinalpurpur oder im weltlichen Herrscherornate, und die kleinen dulden keine aufstrebende Genialität, weil sie von ihr nicht verdunkelt werden wollen. Ist der Fürst flach an Kopf und Herz, so muß sich auch jede Kraft um ihn her — so verfügt es sein Wille — in geschmeidigen Gehorsam verflachen, und der Adler muß sich als Haushenne verkleiden, die ihm regelmäßig ein Ei bringt; denn Geistesaufflug, Phantasieschwung, und Forschungstrieb sind gefährliche Genien, die den Schwächling foppen. Selbst das einzelne Große, von Einzelnen in der Kunst gefördert, schwindet, wo man berechtigt ist, für viele Jahrhunderte eine reiche Welt herrlicher Schöpfungen zu finden. Geistliche Dynastien sollten an und für sich in Kunst und Wissenschaft den höchsten Rang inne haben!

I.

Wir befinden uns im Gebirge! Mit diesem Namen bezeichneten die älteren Geographen ein Thal, das, umengt von hohen Bergzügen, die stellenweise wie der Pik von Teneriffa sich emporheben, nach allen vier Weltgegenden Ausgänge nach andern, von sitte- und sprachverwandten Stämmen bewohnt, darbietet. Es sind Defiléen, die auf- und niedersteigen, sich labyrinthisch durch tiefe, schauervolle Schluchten winden, und oft nur durch den Absturz von Wetterbächen, von Wasserfällen im Sommer, durch den Donnergang der Lawine im Winter, ihre Stille unterbrechen. Manchmal zieht ein flinker Wildschütze mit dem erlegten Gemsbock auf dem Rücken durch, und belebt durch einige weithinschallende, das Mark durchdringende Jauchzer diese stumme Einsamkeit, die mit ihren gigantischen Felsmassen wie mit den ernsten Mienen des Weltgeistes zum Dichter spricht, falls er diese Pfade wandelte. Hat der Wildschütze kein Geschäft, und weckt manchmal das gellende Echo aus den Schlünden oder riesenhaften Klüften, so streicht zuweilen der muntere Spielmann durch, froh der blanken Vierundzwanzigerstücke, die ihm bei einer Hochzeit oder bei einem Festtanze der flotte Bube Tour für Tour freigebig spendend in die Hand drückte, und läßt die hellklingende Violine oder die hochtönende Klarinette ein weiches Adagio oder ein muthwilliges Allegro in die phantastisch-übereinstimmenden, gethürmten Felsengrotten als Lebensklang senden.

Die ringsum auf kräuterreichen Höhen zerstreuten Almenhütten, in welchen entweder Sennen oder Sennerinnen den Lenz und Sommer hindurch in beneidenswerther Zurückgezogenheit, die zahlreichen Herden weidend, glückliche Tage zubringen, dienen häufig zum traulichen Sammelplatze. Gewöhnlich ist die schönste Maid auch immer die Sennerin jedes einzelnen Bauerhofes. Die häßliche hat nie einen Anspruch auf Almendienst, denn sie brächte dem Eigenthümer der Alme keine Ehre. Dort, wo die schönsten Mädchen die Almengeschäfte besorgen, feiert auch die Liebe ihre heitersten Feste. Hoch über den Wohnungen, drei bis vier Stunden über den Heimatthälern, die sich vor ihren Blicken in ein Landschaftsgemälde zusammendrängen, das man mit einer Hand auszuspannen glaubt, im Angesicht des glanzvollen gestirnten Himmels, dessen erhebenden Anblick kein Berg mehr beschränkt, waltet die Liebe unter Gesang und Tanz, nicht zügellos, aber ungebunden, feurig, und in ihrer ganzen Trunkenheit. Die Thüren der Almenhütten sind mit Madonnenbildchen, mit Lukaszettelchen, mit gedruckten frommen Sprüchen

und heiligen Symbolen überklebt. Im Innern der einſiedleriſchen Wohnung hängt ein Kruzifix, neben dieſem oft ein paar Glasgemählde, wovon eines die Patronin der Sennerin darſtellt. Nicht ſelten ragen über dem Bette der gaſtlichen Wirthin, das ſich wie auf einer Eſtrade erhebt und durch zierliche Decken und Kiſſen mit niedlicher Verbrämung auszeichnet, kolorirte Heiligenbilder, die insgeſammt als Beſchirmer täglich ihren Blumenſchmuck erhalten. Zither, Geige, und Klarinette beleben, wenn der Tag des erſehnten Beſuches begangen wird, den geſchmückten Raum, und die Nacht wiegt ſich von Arm zu Arm hinüber bis zum erſten Morgenroth, das den Tänzer wie den Spielmann aus dem älpleriſchen Taumel weckt und letzteren mit voller Taſche ziehen heißt.

Der noriſche Jüngling überklettert die gefährlichſten Klippen, entweder um den Gemsbock zu erlegen oder zur Geliebten zu kommen, die im ſtillen Kämmerlein ſeiner mit banger Sehnſucht harrt. Iſt das mühſame Tagwerk hinter dem Pfluge oder auf der Tenne vollendet, und das laute Abendgebet verrichtet, ſo macht er ſich unbemerkt auf, und ſcheut ſtundenlangen Weg und ſteile Anhöhen nicht, um ſeiner fernen Huldin die Nacht zu weihen. Am Morgen, wenn das Ave läutet, ſteht er wieder kräftig und gerüſtet bei der Arbeit. Der fromme Schauer der Andacht, mit dem Kinde ſchon aufgenährt, regt ſich bei dieſem Klange, und die Bilder der irdiſchen Liebe treten in ſeinem Gemüthe zurück, wie die verlöſchenden Sterne. Der Tag ſieht ihn wieder regſam, thätig, und unverdroſſen, und wandelt der Geiſtliche zufällig an ihm vorüber, ſo entblößt er mit Ehrfurcht ſein Haupt, und freut ſich, wenn ihm der biedere Gruß vom „Hochwürdigen Herrn" erwiedert wird. Er weiß gar wohl, daß dieſer Stand auch menſchlichen Schwächen unterliegt, allein die Würde, die ihn umkleidet, das Göttliche, dem er ſich widmet, gewähren ihm ein Anſehn, das ihn ſo hoch in der Meinung ſtellt, daß es Niemand wagt, ihm zu nahe zu treten. Fällt ein junger Prieſter: ſie zürnen ihm nicht, ſie ſchmähen ihn nicht, beſonders wenn ſie ihn als einen ausgezeichneten Prediger und als eifrigen „Amtsverrichter" kennen lernten. Ertheilte ihm die Natur zur Rednergabe auch Schönheit der Geſtalt, ſo wird er von beiden Geſchlechtern in Schutz genommen, und man entſchuldigt voll Nachſicht das Vergehen. Ein begabter junger Prieſter gewinnt in kurzer Zeit alle Herzen ſeiner Gemeinde. Man verlangt von ihm keineswegs eine aszetiſche Zurückgezogenheit, man ſieht ihn gerne beim Hochzeitmahle, und räumt ihm zwiſchen dem blühenden Brautpaare an der Hochzeittafel einen Ehrenplatz ein. Zarte, ſinnige Sitte, von der katholiſchen Kirche als bedeutſame Symbolik gepflegt. Der reine Zölibatär darf das Glück liebender Bräute

segnen und sehen, aber die Verletzung des Zölibates hat zur Folge, daß der Verirrte im priesterlichen Strafhause, über das ein Regens die Aufsicht führt, wenig einige Zeit verweilen muß.

In einer tiefen Thalschlucht, umragt von dem Kranze der höchsten Bergjoche, zu beiden Seiten aufstrebende grüne Matten, steht neben der Kirche, vom Erzbischoff Ernst vor mehr als hundert Jahren im italienischen Style auf Veranlassung eines Wunders erbaut, das geräumige Priesterhaus in stattlichen Architekturformen. Das Haus des Verwalters, das Wirthshaus mit einem Oekonomiegebäude, und ein kleines Sommerhaus mitten unter kolossalen Felsmassen, vor Jahrhunderten durch Erderschütterungen von den Gebirgen abgelöst und im Thale bunt nach dem Absturze durcheinander gewürfelt, gewähren dem Orte ein wirthliches und in den Sommertagen sogar einladendes Aussehen. Es gleicht in mancher Beziehung, die Höhe abgerechnet, dem Hospizium auf dem Gotthard in der Schweiz. Die zahlreichen Wallfahrterzüge aus Tyrol, aus den übrigen Salzburger Gauen, und selbst aus Bayern, die vom Mai bis zum Oktober dahin pilgern, bringen Leben und Bewegung in dieses Vaucluse. Die verschiedenen Gebirgsstämme mit ihren originellen Trachten geben dem Mahler den reichsten Stoff zu interessanten Genrebildern. Manche Madonna, der heiligen Madonna fromm-gläubig mit ihrem Opfer und Gelübde zupilgernd, ragt durch ihre Schönheit unter den Schaaren hervor.

Stufen von rothem Marmor führen zum Portale der Kirche empor, das wieder aus Marmor von gleicher Farbe besteht. In der Mitte des Hauptaltars prangt in einem vergoldeten Glaskasten, den Arabesken zieren, das Wunderbild der Maria mit dem Jesusknaben. Tausende von Votivtafeln schmücken pyramidalisch die Seitenwände. Zwei Nebenaltäre aus rothem Marmor und mit trefflichen Altarblättern, in Rotunden vom Hauptaltare sich absondernd, bilden eine weitere Zierde des Innern, das düster-feierlich, mit der stillen Weihe des Wunderbaren, das Gemüth zum heiligen, kontemplativen Ernste stimmt, und in seine eigenen Tiefen den Blick des Geistes zurückführt. Die silbernen und goldenen Ampeln, die an rothen Schnüren mit Quasten vor dem Hochaltare herabhängen von dem hohen Gewölbe, leuchten mit röthlichen Flammen wie Sterne durch finsteres Nachtgrauen. Wogender Orgelklang, das Flammen vieler hundert Wachskerzen, von denen manche vier Schuh Höhe und einen halben Schuh Dicke hat, das Fluten des Weihrauchs, und der Pomp des katholischen Kultus übten mit dem Grandiosen der Naturszene dieses Thales einen mächtigen Einfluß auf unsern Poeten, der am Fuße desselben geboren ist.

Gegen Süd, zwei Stunden von diesem heiligen Thale — von diesem Deutsch-Loretto aufwärts, ragt mitten in den Abhängen, außer aller Verbindung mit der nach Ost laufenden Bergkette, das Vorderhorn genannt, ein Felskegel in die Höhe, der, unter dem Namen „das Lärchhörnlein", von seiner Spitze aus die ganze Umgegend der Stadt Salzburg und selbst von dieser jenen Theil erkennen läßt, den der Mönchberg nicht umgürtet. Der ernste Holzknecht (Holzfäller) wie der Berghirte laben sich an schönen Tagen an dem Anblicke des reizenden Gartens, der Salzburg mit einer Menge von Landhäusern umschließt, und der im Sonnenglanz strahlenden Domkuppeln von dieser natürlichen Pyramide aus; sie senden ihre Wünsche in die zehn Stunden weit von ihnen entfernte heitere Salzachstadt, die ihrer Phantasie wie ein Feenschloß im goldenen Duft erscheint. So nährt sich mit der Sehnsucht nach Seltenem, das ihnen nur die mündliche Tradition lockend ausmahlt, zugleich die Phantasie, die unter den gigantischen Formen der majestätischen Natur den Keim wundersamer Gebilde in sich entwickelt, und, bietet sich die Gelegenheit dar, mit ihrem eigenthümlichen Charakter in Bild oder Wort ausprägt.

Der Bewohner dieses Thales, das die norische Saale durchströmt, theilt sein Leben zwischen der Axt, dem Pflug, und dem Hirtenstab. Der Lenz und der Sommer bringen ihm die immer wiederkehrenden Freuden. Drückt ihn der Spätherbst und der Winter unbehaglich in diesem engen Thalraum, so führt ihn sein Beruf, sobald die ersten Brünnlein rauschen und die Maiglöckchen auf moosigen Felstrümmern duften, die steilen Höhen hinan zu den Hörnern (Kulmen), und er schwelgt im entzückten Ueberschauen entfernter Landschaften, die tief unter ihm liegen. Vor seinem Blicke rollen sich Gegenden auf, die er nie betritt, die er nie dem Namen nach kennt, und er glaubt auf dem kahlen Rücken des erstiegenen Bergjoches nach dem Großglockner nur die Hand ausstrecken zu dürfen, um sich an seine Spitze zu klammern, oder vom Sonntagshorn aus mit einem Sprunge mitten in den blumenreichen Gefilden, mitten in den prangenden, von weißen Landhäusern schimmernden Gärten der reizenden Juvavia zu stehen, und im Flutenspiegel der Salzach sein Bild zu schauen.

Die reichen Waldungen des Thales, welches seit Jahrhunderten nach einer Konvention an die Saline von Reichenhall den Holzbedarf liefert, bilden vorzüglich Einen Gewerbsstand: jenen der Holzknechte, die ihrer Geschicklichkeit wegen früher bis nach der Schweiz gerufen wurden. Sie sind gewissermaßen geborne Forstmänner und üben eine Technik im Fällen der Stämme, die ihren Ruf weit verbreitete. Jeder

Streich, den der nervige Arm des Holzfällers mit der blanken Art nach dem Stamme führt, ist sicher, er wiederholt keinen, und rundet den Stock Schlag für Schlag so gewandt ab, daß er ganz die reine Form einer Kesselwölbung erhält. Hintereinander in Reihen in wohlbemessenen Zwischenräumen aufgestellt, schwingen sie kraftvoll die Wucht der Art, daß die Krone des Baumes erzittert. Kracht der Stamm, ächzt er in den letzten Lebenszuckungen auf seinen gewaltigen Wurzeln, und stürzt er endlich hin in die Tiefe eines Grabens, mit den dunkelgrünen, breiten Aesten im Sturze wie Sturm erbrausend: so jauchzt der Holzknecht laut auf, daß es durch die Schluchten und Abgründe hinschallt.

So geht das Tagwerk fort vom Frühesten bis zum Sonnenuntergang. Manchmal stopft er sein thönernes Tabakspfeifchen, und dampft zur Erholung einige leichte Wolken hin. Um die Mittagstunde bereitet er sich sein Mittagmahl. Wie ein Gypsformgießer führt er seinen kleinen Apparat bei sich, der in einem hölzernen Model besteht. In einer kleinen eisernen Pfanne läßt er das Schmalz kochen, bis es siedet. Dann siebt er das Mehl ein, und läßt es mit dem Schmalze sich vereinigen. In diesem siedenden, flüssigen Zustande gießt er diese Gattung Mus in die hölzerne Form, die entweder einen Gemsbock, einen Wildschützen, oder eine Blume darstellt, und läßt die Speise ein wenig verkühlen. Den Hut ab, wird ein kurzes Gebet in Stille gesprochen, und ein Theil des „männerstärkenden" Mahles zu sich genommen. Die Ueppigen mischen diesen „Holznudeln" Weinbeeren bei. Diese Speise, so einfach sie selbst und ihre Zubereitung ist, findet bei allen städtischen Leckermäulern Eingang, und steht ihrer Schmackhaftigkeit wegen im besten Rufe. Auf dieselbe Weise bereiten sie auch die nicht minder berühmten „Holzknäufel" (Würfel aus Mehl und Schmalz), die sie als ihre Nahrung genießen und bei ihrer Rückkehr an Freunde vertheilen. Die Liebste wird vor Allen mit dieser Bergkonfitüre in traulicher Stunde bedacht.

Fern von der übrigen menschlichen Gesellschaft bringt er oft mehrere Monate auf den Waldhöhen mit seinem Geschäfte zu. Mitten unter den stummen Söhnen des Waldes, die seiner Art nach und nach anheim fallen, über ihm den blauen ewigen Dom, neben sich den Flor der Bergblumen und das Gerieſel der klaren, tändelnden Quelle, die ihm den Durst löscht und die Sehnen stärkt, schwebt er manchmal über einem schauervollen Abgrund, über welchen der gefällte Fichtenstamm im Sturze sich breitet. Scharfe Fußeisen geben ihm sichern Halt, er klettert mit Hilfe derselben über den horizontal liegenden Stamm, und haut mit der dröhnenden Art die Aeste weg. So, balancirend wie ein Seiltänzer, schreitet er verwegen von einem Ende zum andern, unbekümmert um

die Tiefe, die ihn anstarrt, links und rechts die Streiche führend, bis die stolze Fichte entarmt und entgipfelt ist, und, ihrer Pracht beraubt, schmucklos und trauernd — eine Leiche noch schön, in ihrer Zylinderform der glatten Eisbahn überliefert wird, auf welcher sie mit tausend andern in die Tiefe rollt.

So ein Theil des Lebens der Thalbewohner im Gebirge, in welchem sechs Straßen ein- und ausmünden, unter denen aber eine, breit und bequem, durch die berühmten Strudpässe nach dem herrlichen Italien führt. Das Haupt immer empor gerichtet, männlich ernst, trotzig, seiner Kraft bewußt, dem Joch der Herrschaft abgeneigt, Freiheit liebend und oft liebeschwärmerisch, kehrt er in den Kreis der Seinen zurück. Er kommt nicht ohne Gaben. Neue Lieder und neue Weisen bringt er, und immer dem Berggeist nahe, der ihn wie die hochgegipfelten Waldstämme umschwebt, theilt er seiner Erzählung, seinem Liede, seiner Romanze eine gewisse feierliche Stimmung mit, die grauenhaft auf die Zuhörer einwirkt. Er belauscht instinktartig die Natur in ihrem stillen, geheimnißvollen Weben und Wirken, und der Gang der hellen glänzenden Sterne, die ihm auf den wolkenlosen Höhen zufunkeln, wird ein Lieblingsgegenstand seiner Betrachtung. Gewöhnlich treffen sich die Holzknechte in größerer Zahl, um die vom Förster ausgesteckten Distrikte zu fällen. Sie nennen das Abmarken „Vorzeigen", an das sie sich gewissenhaft halten. Die Mittag- und Abendstunden vereinen sie in geräumigen, schnell aus Fichtenstämmen gefügten Hütten, in denen sie auch die Nächte zubringen. Eine Zither oder eine Schweglpfeife (Querpfeife), hellklingend, fehlt nie. Gesang mit Zitherbegleitung, abwechselnd mit munterer Rede, verkürzt nach den anstrengenden Mühen des Tages die Nacht. Die Steigeisen vom Fuße geschüttelt, würde sich der rüstige Artschwinger nicht weigern, einige Touren zu tanzen, wenn ihm nicht die Maid fehlte. Diesen Mangel ersetzt er sich durch das Vorspielen melodienreicher, leicht dahinschwebender Tänze, die er mit dem Schnalzen der Finger so fertig und so kräftig begleitet, als hätte er Kastagnetten daran befestigt. Kriegs- und Geistergeschichten, Wildschützenabenteuer, und die Kämpfe der fürstlichen Jäger mit ersteren geben reichen Stoff zu Konversationsintermezzo's. Die reine, gesunde Bergluft und die Freiheit sind die beiden Elemente, in welchen sie physisch und moralisch gedeihen. Sie befleckten ihre Nationalität nie, wie die Schweizer, mit Söldnerdienst. Als die Konskription kam, fügten sie sich, wie ihre Nachbarn, die Tyroler, dem Gesetze mit Resignation. Der Gebirgsländer liebt die Freiheit eben so leidenschaftlich, wie seine Auserkohrne, die er als Braut zum Altare führt.

Hart an der Straße, die das Thal ſeiner ganzen Länge nach durchſchneidet, und in die öſtlichen Gauen durch alte Päſſe und zerfallne Burgen führt, unter ſenkrecht emporſtrebenden Kalkgebirgen, ſteht das anſpruchloſe Haus eines Künſtlers. Die Natur gefiel ſich, ſo ſcheint es, in der Laune, ein Kunſttalent in dieſer romantiſchen Gegend hervorzubringen. Man könnte füglich ſagen: ſie ſchuf aus der Fülle der günſtig zuſammenwirkenden, ſich harmoniſch verbindenden Elemente ein Genie, das ſich als plaſtiſcher Künſtler offenbaren ſollte; denn wo ohne äußere Zuthat, ohne Nachhilfe, ohne Unterſtützung, der Autodidakt nur aus ſich ſelbſt heraus ſich bildet, und nur vom eigenen Genius geführt, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, von dem erſten Verſuche des Meiſels oder der aus Lehm geformten Geſtalt immer weiter, immer kühner und ſicherer zum Kunſtwerk voranſchreitet, muß man ſchöpferiſche Originalität anerkennen, und der Anſpruch auf Genie ſteht feſtbegründet. Zürnen Sie nicht, daß ich mit dieſem philoſophiſchen Kommentar vor das einſame Häuschen mit Ihnen trete, und die Uranfänge der Kunſt und die erſten Keime des Genies anatomire. Ich ſchlage die Memoiren unſeres ſüddeutſchen Poeten auf, und Sie mögen ihn ſelbſt vernehmen, wie er ſeine Geburtsſtätte ſchildert:

„Ein prächtiger Reiſewagen rollt heran. Schon lange erwartete man im Thale den Erzbiſchoff Hieronymus auf ſeinem Rückwege aus den obern Gauen nach Salzburg. Alles jubelte, Alles freute ſich, den Landesvater zu ſehen, der überall, wo er hinkam, die Hand ausſtreckte, und Hunderten den Segen ertheilte. Er kommt, er iſt's, rief der älteſte Sohn des Meiſters, der mit ſeiner ganzen Familie zur Thüre herausſtürzte, um den Fürſten zu ſehen, vor ihm ein Knie zu beugen und die Benediktion zu empfangen. Vielleicht gelingt es, die Aufmerkſamkeit des hohen Reiſenden zu feſſeln. Die Verzierungen an dem einfachen Hauſe, die Engelsköpfe mit den goldnen Flügeln, die an den Tragbalken angebracht ſind, die zwei Tafeln oberhalb des Hausthors, welche Zauberer und Geiſterbeſchwörer darſtellen, und die häufigen Statuen, die, vom Söller über die Blumenſtöcke hinüberragend, nach den Vorübergehenden in feierlich-ſtummem Ernſte blicken: kurz, das ganze phantaſtiſche Ausſehn der Wohnung, rings von Fruchtbäumen umpflanzt, wird ſeine Aufmerkſamkeit — wenigſtens ſeine Neugierde rege machen."

„Der arme Bildhauer hätte gern die neueſten, koloſſalen Statuen von ſeinem rückwärts liegenden Atelier in die Fronte des Hauſes vorgeſchoben. Ein Lukas, ein Johannes, ein Markus, eine Magdalena, die vollendet daſtanden, mußten Eindruck machen. Zur Familie des harrenden Künſtlers geſellten ſich bald die Nachbarn. Der Wagen des

Erzbiſchoffs hielt vor dem grünen Anger, auf welchem der Bildhauer mit Frau und Kindern voll Ehrfurcht in das Knie ſank, und entblößten Hauptes zum geiſtlichen Fürſten emporblickte. Eine rothſammtene Kalotte bedeckte die Tonſur der gepuderten Perrücke. Die Geſtalt des Landesherrn war mager und bleich, aber ſein Auge ſprach Klugheit; — Staatsklugheit, aber es blitzte nicht von Funken, wie bei großen Männern, in denen ſich ein mächtiger, oft wohlwollender — oder zerſtörender Dämon regt. Ruhig erhob er die von Demantringen ſtrahlende Rechte, und benedizirte zur Rechten und zur Linken, und fuhr dann gemach ſeines Weges."

„Keinen Blick dem Künſtler, der, mit ſeiner grünen Schürze angethan, kaum den Meiſel weggeworfen, gern ein paar Worte an den Landesvater gerichtet hätte, der gerade von einer ganz neuen, eingeweihten Kirche kam, die unſer Bildner ſo trefflich mit ſchönen Basreliefs und Statuen ausgeſchmückt hatte. Er hätte darauf geſchworen, daß der Fürſt, wenn er nach dem Architekten ſich erkundigt, nothwendig auch den Namen des Künſtlers zu erforſchen nicht unterlaſſen werde, der das Innere der Kirche durch ſeine hohen Geſtalten erſt belebte. — Da lob' ich mir den frommen Sigismund, den Vorgänger des Hieronymus, ſagte der getäuſchte Bildhauer in ſeiner Beſtürzung. Dieſer unterſtützte und begünſtigte die Künſtler, und der Mahler wie der Bildhauer durften ſich ſeiner Gnade erfreuen. Mit der Kunſt iſt es aus in unſerm Lande. Der Fürſt trachtet blos nach vollen Kaſſen, und die Goldwäſchereien liegen ihm näher, als die Kunſtgebilde. Er hauſt und knickert, — um dem Bonaparte die vollen Geldſäcke hinzuwerfen. — Aber ſein Bildniß, nahm der Sohn das Wort, iſt ganz getroffen! Unſere Gypsabdrücke nenn' ich mir ein Meiſterſtück. Sie werden aber auch im ganzen Lande geſucht, und ich will mich wieder an neue Abgüſſe machen. — Mache nur, erwiederte der Vater, die Kalotte recht hochroth, wenn du die Abgüſſe kolorirſt, ſonſt kaufen ſie die Bauern nicht, denn das Hochroth lieben ſie, das Bunte. Sie ſind wie Kinder, die das Farbenſpiel ergötzt."

„Der Meiſter — ſo nannten ihn ſeine Landsleute — kam Allen wie eine räthſelhafte Erſcheinung vor. Hätte man nicht ſeinen Vater ſo genau gekannt, der ſelbſt ein Beſitzthum hatte: ſie würden ihn für einen Zauberer gehalten haben, der aus Welſchland herüber kam. Da ſeine ganze Kindheit an ihnen unbemerkt vorüber ging, da ſie den Entwicklungsgang des Knaben, der ganz unter der frommen Leitung ſeiner Mutter ſtand, nicht beachteten, ſo begriffen ſie durchaus nicht, wie er zu der Kunſt gelangte, ſchöne Figuren mit der Schreibfeder oder

mit dem Reißblei fertig auf das Papier zu zeichnen, und, was ihre Faſſungskraft vollends überſtieg, ganze menſchliche Geſtalten aus dem Lindenholze mit täuſchender Wahrheit zu bilden. Sie drängten ſich manchmal um ihn, wie um einen ſeltſamen, mit geheimen Künſten begabten Fremdling, und konnten ſich nicht ſatt ſtaunen, wenn vor dem Hauſe dieſe oder jene koloſſale Statue auf dem Piedeſtal ſich erhob. Es hielt ſie immer eine gewiſſe Scheu vor ihm zurück, die aber mehr einer ſtillen Verehrung, als der Furcht vor dem Dämoniſchen angehörte. Wie eine dunkle Sage ging es durch die Thäler: Ein hochverſtändiger Prieſter, der ſelbſt im Beſitz der Künſte war, und den ſeltſamen Namen Chronos führte, brachte ihm, dem Tiſotheus, das Geheimniß der Zeichnungs- und der Bildhauerkunſt bei, als er noch unter den Augen der ſchwärmeriſch-religiöſen Mutter, wie eine geheimnißvolle Blume zärtlich gepflegt, zum Jüngling heranblühte. Der Glaube an Dämonen, die außerordentliche Menſchen im Geheim erzögen und über ihres Gleichen erhöben, um Ungewöhnliches zu leiſten, war im Thale nicht fremd."

II.

Das phantaſtiſch mit Figuren äußerlich geſchmückte Haus des Meiſters ſtreckte ſich gemach einen ſanften Rain hinan gegen die Waldung. Gegen Oſten beſchattete es ein hoher Kirſch- und einige Pflaumenbäume; gegen Süd ein Apfelbaum, der vom Stamme aus in ſeltſamen Krümmungen, wie eine aufgeringelte Schlange, ſich an den Fenſtern des Ateliers mit ſeinen breiten, fruchtbeladenen Aeſten, wohlthätig beſchattend, bis über das Dach emporſchwang. Der älteſte Sohn — er mag Albert heißen, da er als Mann ſich Albert Norix taufte — ſchlug in den verſchlungenen Zweigen dieſes Apfelbaums an den Lenz- und Herbſttagen ſeine Wohnung auf; denn einmal ergötzte ſich ſein Auge an der lieblichen Apfelblüte, dann an der köſtlichen Frucht, die ſchwer laſtend die Aeſte niederbog. Aus dem grünen Schattendunkel belauſchte er oft den Vater, der emſig meiſelte, den Klüpfel ſchwang, oder ſinnend vor einer Figur ſtand, die ihrer Vollendung, die des letzten Meiſels harrte. Sauer ließ es ſich der geniale Vater werden, den raſtloſer Schöpferdrang beſeelte; träumeriſch blickte der muthwillige Bube von der Krone des Baumes entweder in das Arbeitszimmer oder in das ſonnige Thal. Er fühlte ſich ſo ſüß-behaglich unter dem duftigen Hauche der Blüte oder der Frucht, wie ein orientaliſcher König auf

seinem schwellenden Divan. Es sollte Etwas aus dem Sohne werden. Er besuchte die Schule, lernte lesen, rechnen, und schreiben, und brachte es bald zu einer schönen Hand. Es regte sich kein Kunstsinn in ihm. Die zahllosen, mit verschiedenen bunten Holzgattungen bekleideten Meiselhefte lockten ihn zwar mächtig an. Die Niedlichkeit, der Glanz, und die Schärfe dieser Instrumente, die nach allen Dimensionen auf den Tafeln ausgebreitet lagen, je nachdem der Bildhauer in großem oder kleinem Maßstabe seine Figuren auszuarbeiten hatte, reizten die Begierde nach ihrem Besitze: wohlgefällig musterte er sie der Reihe nach in der Abwesenheit des Vaters. Aber ihm galt der Besitz um des Besitzes willen, ohne je den Wunsch zu hegen, auch dereinst ein Künstler zu werden.

Die Armbrust über die Schulter gelegt, rannte er hinaus in den nahen Wald, der ihm wie einem Vertrauten mit den Gipfeln der Tannen und Fichten, der Ahorne und Linden, zum Besuche zunickte. Das Rauschen der aus tiefen Felsschluchten hervorsprudelnden Quellen, das Gesäusel der vom Mondhauch bewegten Aeste, die bunte Blumenwelt, die im Schooße dieser Waldungen ihre ganze Pracht entfaltete, und die mit dunklem Moos überkleideten Felstrümmer, auf denen wieder ein blühender Anflug junger Bäume frisches Leben athmete: diese Umgebungen allein vermochten ihn oft den halben Tag zu fesseln; er legte sich so zu sagen der sprossenden Natur an die Brust, wie von geheimer Macht zu ihr hingezogen; er fühlte sich so wohl, so selig in diesem Bereiche, als läge er einer theuren, liebkosenden Mutter in den Armen, und empfand bis in das innerste Mark seines Daseyns einen Wollustschauer über dem einsamen Verweilen im Waldrevier, in welchem Blumen, Bäume, Pflanzen, und Quellen mit ihm Zwiesprache zu unterhalten schienen. Seine Anschauung versenkte sich mit jedem Tage mehr in die Erscheinungen der Natur, — in diese selbst; die Stimmen und Töne, die ihm aus ihr bei jedem Schritte entgegen kamen, fanden in seinem Innersten einen Wiederhall; sie erzeugten eine Stimmung, die sich gern in Worten ausgedrückt hätte. Er fand noch keine Form in sich, das tief Empfundene zum eigenen Verständniß auszuprägen, denn er war nicht zur Klarheit seiner innern Zustände durchgebrochen. Die üppige Fülle der reizenden Außenwelt strömte in Massen auf ihn hinein; es war der äußere Sinn ununterbrochen in lebhafter Anregung, und sog wie eine **Camera obscura** alle Bilder des Kolossalen, des Schönen, und Naiven in sich ein, um sie vielleicht, bei späterer Entwicklung der geistigen Reproduktion, als Dichter im Reflexe der selbstthätigen Phantasie durch das beseelte Wort melodisch auszuströmen.

Wenn er zu Hause nach seinen Streifzügen in den Wäldern und Bergen erzählte, was er sah und hörte, bemerkte man, daß ihn die Einbildungskraft stets überflügelte. Alles vergrößerte sich ihm, Alles empfing das Kolorit des Wunderbaren, des Geisterhaften. Das Neigen der hochstämmigen Lärchen im Mondlichte verwandelte sich ihm schnell in eine riesenhafte Berggestalt, die ihre Arme nach ihm ausstreckte, und aus den nächtlichen, mit Gesträuch überdeckten Klüften sah er mächtig schreitende, in weiße Gewänder gehüllte Riesen auf sich zuwandeln. Die ganze Natur regte und bewegte sich ihm in menschlichen Gebehrden, ein geisterhaftes Wesen schauerte ihn überall an, hinter jedem großartigen Phänomen schien er einen Dämon zu ahnen, der gleichsam diametral durch sie hindurchschritt und sich ihm offenbarte. Die häufigen Erzählungen seines Vaters von Geisterspuk, von Zaubereien, und von Geisterbeschwörern spannten die Phantasie des reizbaren Knaben noch mehr. Manches Wildschützen-Abenteuer, manche Vision des Ahnherrn in monhellen Nächten auf dem Waldgebirge prägte sich tief in die Seele, und die weithin an den Ufern der Saale ausgedehnte Erlenau, die er beim Tage durchstrich, bevölkerte seine lebhafte Phantasie mit zürnenden Kobolden und mit blühenden Jungfrauen, die über dem Nebel im Herbste den Reigen schlangen. Eine seiner Lieblingssagen war jene vom Hahn, der einst im nahegelegenen Markte unter der Leitung eines Zauberers einen großen Fichtenstamm an einem Strohhalme ohne Anstrengung zog. Dazu gehörte noch der Hexenschemel, der, mit der linken Hand aus neun Holzarten gezimmert, die Wirkung hatte, in jedem Hause eine Hexe zu entdecken, falls sie dort unter der freundlichen Gestalt einer rührigen Hauswirthin ihre Umgebungen täuschte. Leidenschaftlich liebte er den Klang der Saiten, tief erschütterte ihn jener der fernher schallenden Kirchenglocken, die ihn oft in den ersten Frühstunden des Wintermorgens von dem hochgelegenen Thale her aus dem süßen Schlummer weckten. Von seiner Großmutter, die ihn als Kind mit der wärmsten Zärtlichkeit pflegte, in Religion und Andacht unterrichtet, sah er früh das Reich der Himmel vor seinen Augen aufgethan, in welchem seine Mutter, die er schon zehn Tage nach seiner Geburt, jung und blühend, verlor, mitten unter den Chören der Seligen im Verklärungsglanze schwebte. Die Großmutter schloß ihm Tag für Tag die Glorie der Geisterheimath in ergreifender, einschmeichelnder Rede auf, zeigte ihm aber auch die flammenden Abgründe des Verdammungsortes in den lebhaftesten Farben. Die sorgfältige Pflegerin seiner zarten Jugend vertrat ihm Milton und Dante; wenigstens überraschten ihn, wie er oft versicherte, weder die Gemählde des Himmels noch der Hölle dieser

beiden Dichter, da sie durch seine Erzieherin in seiner Phantasie schon vorbereitet waren, und später nur als bekannte Bilder im größeren Maßstabe aus der Kindheit an ihn herantraten. Wo die Natur dieses wild-romantischen, pittoresken Thales mit ihren Einwirkungen auf das Gemüth ihres empfänglichen Zöglings aufhörte, nahm die Erziehung den geheimnißvollen Faden, mit jener wie im Einverständnisse, auf, um das Gewebe auszuspinnen, das seine Individualität geisterhaft umschlingen sollte. Die einsame Waldkapelle am Passe Lustenstein, welchen Erzbischoff Paris, ein kriegslustiger Fürst, erbaut hatte, war für den jungen Thalschwärmer eine Lieblingsstätte. Das Brausen und Tosen der in der Tiefe vorbeifluthenden Saale, die ihre Wogen an Felsen brach, erdröhnte wie ein grauenhaftes Echo in den Räumen der Kapelle, die eine Mater dolorosa schmückte. Ringsum feierliche Stille, lauschte er einsam dem Gebrause, in welches die hohen Linden neben der Kapelle flüsterten. Die alten Soldaten, die Wächter des halb in Ruine liegenden Passes, in ihren weißen, langgeschößten, rothausgeschlagenen Röcken und mit den kleinen Triangelhüten, waren für ihn ein Schreckbild. Sie kamen ihm wie unheimliche Berggeister vor — als Ueberreste der Armee Karls des Großen, die nach der Sage im Untersberg hauset.

III.

Pilgern die Muselmänner in unübersehbaren Karavanen zum heiligen Grabe des Propheten, um dort ihre Opfer niederzulegen und Gelübde zu thun: die Völker Europa's, von heiliger Glut der Andacht durchdrungen, wallfahrten nicht minder in großen Schaaren nach San Jago di Compostella, nach Loretto u. s. w., und die Bewohner Norikums aus nahen und fernen Gauen in das „Gebirge", wo das mirakulose Bild der heiligen Madonna, hilfegewährend, in goldverbrämtem, rothsammtnem Mantel, den Jesusknaben sanft an die Wangen drückend, voll Anmuth und Huld auf die Flehenden herabschaut. Die sogenannten „Frauentage" begannen, und die Wallfahrter eröffneten ihre Züge nach dem „Heiligen Thale". Fernher von der Kriml, wo die Salzach durch den „Schützensprung" — ein von der Natur aufgebautes Felsenthor — als donnernder Wasserfall abstürzt, setzen sich Hunderte in Bewegung, an die sich wieder neue Hunderte in der ganzen Länge des Salzachthales anschließen. Bis zum Zeller See, dem mahlerisch begränzten, wallen

ſie in ihren gefälligen Trachten, bis ſich neue Pilgerſchaaren aus dem Pongau, aus Gaſtein, aus der Klein- und Groß-Arl zu ihnen geſellen. Die Lungauer, geſchieden von ihnen durch die hohen Tauern, rücken mittlerweile auch heran, und ſteigen herab durch die engen Schluchten unter die lebensfrohen und liederreichen Pinzgauer. Ihre grauen, langen Röcke, ihre ſchwarzen, breitkrämpigen Hüte, und ihre blauwollenen Strümpfe machen einen eben ſo düſteren Eindruck, als ihre bleichen Geſtalten, welche die Spuren der Mühe und Anſtrengung, wozu ſie ihr rauhes Klima, ihr undankbarer Boden verdammt, an der Stirne tragen. Die grünen Hüte der ſchmucken Pongauerinnen, wechſelnd mit den buttergelben Hütchen der ſchönen, üppigen Pinzgauerinnen, das bunte Farbenſpiel der Männer- und Frauentrachten, geben der wogenden Volksbewegung, in welcher ſich die verſchiedenen Dialekte vernehmen laſſen, einen eigenthümlichen, mahleriſchen Reiz. Treffen ſich Verwandte auf dieſer Pilgerfahrt, ſo findet ſich auch das Liebespaar nicht ſelten ein, das, lange unbemerkt, zu Hauſe das ſtrengſte Inkognito verborgener Neigung beobachtete. Die Liebenden freuen ſich, in verſtohlenen Augenblicken Hand in Hand den langen Weg zu wandeln; ſie geſtehen ſich ihre Empfindungen, ſchwören ſich gegenſeitige Treue, und geloben, ſie vor der Himmelskönigin auf ewig zu beſiegeln. Das liebende Paar kehrt dann als Brautpaar zurück. Die blühenden Töchter ſind durchaus feſtlich geſchmückt, und die Männer und Jünglinge folgen dem Beiſpiele des zarten Geſchlechts, das mit ihnen die Opferkränze vor dem Altare der heiligen Madonna voll Bedeutſamkeit aufhängt. Die größte Heiterkeit belebt dieſe Wallfahrtzüge. Nicht der Ausdruck des Grames, der Reue, oder finſterbrütender, ſcheuer Bußfertigkeit iſt an ihnen zu finden. Es mag den Einzelnen die Schuld drücken: er wird in dem frohen Strome der Bewegung nicht bemerkt, und die Stirne des Ernſten muß ſich entwölken, wenn er, von einer Schaar blühender Mädchen umgeben, in dieſer und jener ſelbſt eine himmliſche Madonna erblickt. Und doch iſt jede Frivolität, jeder Frevel weit von ihnen entfernt. Sie vergeſſen nie, ſo ſehr ſie ſich der Freude hingeben, ſo ungebunden die Mittheilung iſt, daß ſie einem heiligen Orte zuwallen, wo der Born der Gnade und des Lebensglückes fließt.

Ein harmloſes Volk, einfach, natürlich, voll Anlagen und im höchſten Grade bildſam, wenn es die Regierung verſtünde oder wenn ſie die Mittel nicht ſcheute, die in ihm ſchlummernden intellektuellen und moraliſchen Fähigkeiten durch zweckmäßige, ausgebreitete Bildungsanſtalten zu wecken und zu veredlen!

Die Noriker widerſetzten ſich nie einer Aenderung oder einer Ver-

besserung, wenn der Regierung daran lag, sie einzuführen, während die Tyroler — die Rhätier, stets eifersüchtig auf ihre Privilegien, jeder Neuerung trotzten, und von Kaiser Joseph, dem Regenerator seiner Zeit, ihrer Protestationen wegen die „unmöglichen Herren" genannt wurden.

Der große Kampf der französischen Republik gegen das übrige Europa, und namentlich gegen Oesterreich, theilte inzwischen auch diesen, vom Krummstabe sorgsam gehüteten Berg- und Thalvölkern einen Impuls mit, der sie auf den Gang des neubeginnenden Jahrhunderts und auf seine Anforderungen an die Fürsten aufmerksam machte. Mancher aufgeweckte Kopf, dem die Geschichte der Altvordern nicht unbekannt war, erinnerte sie in den langen Winterabenden, daß auch die Völker Rechte hätten, die eben so heilig, als jene der gekrönten Häupter, wären. Der Bauernkrieg, im Grunde eben so gut eine Revolution, wie jene in Frankreich, erhielt erst seine ganze Bedeutung in ihren Augen, als man sie aufmerksam machte, daß der Druck des Adels, die Schwelgerei der Großen, die Ueppigkeit des Klerus solche Katastrophen herbeiführten. Erfüllten sie die Gräuel der Pariser Blutmänner mit Entsetzen, fluchten sie der leichtsinnigen, überfeinerten Nation, daß sie das Höchste in der menschlichen Gesellschaft mit Füßen trat, und das Haupt eines edlen Königs eben so gleichgültig, wie jenes einer liebenswürdigen, schönen Königin, unter das Beil legten, so ward es ihnen bei aller Beschränktheit der Einsicht in die gewaltige, ganz Europa ergreifende Bewegung doch klar, daß für die Völker der Morgen einer neuen Aera über die Firner herankomme, und daß die Stände der Sozietät einander näher gerückt werden müssen. Unerträglich ist und war den freiheitliebenden Bergvölkern die Gerichtsstube, verhaßt der Aristokratismus der Beamten, in denen sie nur ihre Verderber erblickten. Ein erlegter Hirsch konnte das Glück einer Familie untergraben, denn der Wildschütze war der ärgste Feind des Landesfürsten, der jeden Jagdfrevel mit Eisen und Banden, mit dem Verluste der Freiheit bestrafte. Aber wo die weltliche Macht des Beamten vergeblich gegen sie anstrebte, erfolglos den Bergstrom des aufgereizten Unwillens dämmte, reichte das versöhnende Wort des Priesters aus. Ein Wort aus dem Munde des Gottgeweihten reichte hin, den Sturm zu beschwichtigen. Ein Oeltropfen, und die aufgethürmten Fluten legten sich.

In den Augen des Bürgers oder des Bauers, ja selbst des Beamten, der seinen Sohn nach der Hauptstadt des Erzbisthums schickte, gab es keine höhere, würdigere Bestimmung, als den Priesterstand. Mit dem ersten Schritt in die lateinische Schule war schon die Bedingung verknüpft, dem Altar einst zu dienen. Die Familien kannten kein grö-

ßeres Glück, keine größere Ehre, keinen glänzendern Triumph, als wenn der Sohn die „heiligen Weihen" empfing, und als Primiziant die erste Messe sang. Unter zwanzig Jünglingen einer Klasse traten kaum vier zu öffentlichen weltlichen Aemtern über. Die ausgezeichnetsten Talente trachteten nach der Aufnahme in das Priesterseminar. Man konnte daher mittelst strenger Prüfungen, nach vollendetem ersten Kursus der Philosophie, eine Auswahl der fähigsten Bewerber treffen, und gewann für den Volksunterricht eminente Männer, die zugleich mit intellektuellen Vorzügen auch körperliche verbinden mußten. Nicht das geringste physische Gebrechen blieb unbemerkt. Der junge Priester mußte auch ein vollkommener, tüchtiger Mann seyn, er mußte würdevolle Präsentation besitzen. Die Gesundheit des Geistes mußte mit jener des Körpers gleichen Schritt halten.

Die Aera der Profanirung, durch die französischen Waffen in das neunzehnte Jahrhundert hereingeführt, zerstreute zusehends den Nimbus des Priesterstandes, und der Jüngling sah, daß außer der schwarzen Fahne noch andere einladend dem Weltbürger zuflatterten, um sich für die Wahl dieses oder jenes Standes zu entscheiden. Der letzte Mond des achtzehnten Jahrhunderts kam, und die Schlacht auf den Walserfeldern am sagenreichen Untersberg, von dem republikanischen Feldherrn den Oesterreichern geliefert, zertrümmerte den Stuhl Schodberts, der von den Zeiten der Agilolfinger an bis zum Konsulat Bonapartes unerschütterlich und fest auf juvavischem Boden stand. Ein rein weltliches Regiment trat nun an die Stelle der weltlich-geistlichen Herrschaft. Der Florentiner Hof zog zu den Thoren der Juvavia ein, und brachte die Blumen und Blüten des Hesperidenlandes, seinen milden, klaren Himmel, seine Kunst und seine Sitten. Der Großherzog von Toskana mußte sich begnügen, sein Paradies am Arno mit dem rauhen Norikum zu vertauschen, und seinen Wohnsitz in den Residenzen der Erzbischöffe von Salzburg aufzuschlagen. Florenz und Salzburg!! Welcher Unterschied! Doch die Bauart der Häuser im letzteren erinnerte den sanften Fürsten an ersteres. Die flachen Dächer mit ihren Terrassen, die hoch darüberragenden Kuppeln des Doms, der Universitätskirche, der St. Peterskirche ꝛc., mochten ihm einigermaßen, im Kleinen, das Großartige des herrlichen Florenz vergegenwärtigen. Die Natur treibt keine Goldorangen, keine Datteln und Feigen; kein Lorbeerbaum breitet die dunkelgrünen Aeste aus, um für einen Dante, einen Petrarca oder Ariosto einen Kranz zu schlingen; aber sie entfaltet dennoch die höchste Anmuth, den reichsten Schmuck einer üppigen Vegetation, und die Fülle aller mahlerischen Reize, die ihr Genius verschwenderisch diesem alpenumgür-

teten, fruchtbaren Thale ertheilte. Die Salzach, rasch an den wellenförmigen, mit Saaten und Fluren prangenden Hügeln daher flutend, mochte an den blauen Arno erinnern, und der im Osten der Stadt hinaufstrebende Gaisberg in seinem grünen Gewande das Bild eines Vesuvs wiedergeben, der, wie dieser, die vulkanische Form darbietet, aber, anstatt auf dem umgebrochnen Kegel einen Schlund zu öffnen, eine bunte Welt von Blumen dem überraschten Blick entgegenführt.

Florenz wanderte nach Salzburg aus! Das schöne, liebliche Idiom Italiens, die musikalische Sprache des Südens klang an das deutsche Ohr, wohin man nur immer treten mochte. Die schönen Florentinerinnen entzückten durch den Wohllaut, der von ihren Lippen quoll, und die Jugend aller gebildeten Stände wetteiferte im Erlernen des Italienischen. Mußten sich einst Longobarden mit Italienern verschmelzen, und letztere von jenen Worte und Formen annehmen, so konnte sich ein deutscher Stamm nun leicht dazu verstehen, in umgekehrtem Falle die schönste Sprache Europa's sich eigen zu machen und sich von ihrem poetischen Geiste durchdringen zu lassen, der so tief in dem Volke schlummerte seit Jahrhunderten, weil man die deutsche Sprache unterdrückte und auf den Lehranstalten der lateinischen opferte. Auch hier waltete bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ein frommer Fanatismus, der überall dem Genius der Teutonensprache die Flügel band, um Germanien unter dem Joche fest zu halten. In der freien Entwicklung der Nationalsprache schlummert ja die Freiheit der Geister, und man tödtet ja auch heutzutage mit politisch-feiner Methode die Nationalität eines hochbegabten Volkes, um es selbst auszurotten, indem man seine Sprache allmählig — erwürgt. — —

Großherzog Ferdinand von Toskana, verscheucht aus dem Besitze der Medizis, erregte die schönsten Erwartungen. Man empfing ihn mit unbeschreiblichem Jubel, und er gewann schon beim ersten Anblicke die Liebe aller Herzen, als man wußte, daß er zu dem schönen Reiche am Arno auch die junge, liebenswürdige Gattin verloren. Umgeben von den zarten Sprossen seines Hauses, bewillkommten ihn viele tausend Stimmen. Sein treuer Minister, Graf Manfredini, ordnete den neuen kleinen Staat, den die Politik und die Macht der französischen Republik für Florenz zur Entschädigung gewährte. — Manfredini, schon eine ergraute Gestalt, machte sich bald populär. Tag für Tag, wenn es ihm die Kabinettsgeschäfte erlaubten, schlenderte er in der Generalsuniform durch die Straßen, weilte auf den öffentlichen Plätzen, grüßte freundlich, unterhielt sich mit der Jugend, stellte in gebrochenem Deutsch mannigfache Fragen, und liebkoste wie ein zärtlicher Vater sowohl blühende

Knaben als Mädchen. Er besuchte häufig die öffentlichen Lehranstalten, ging in die Hörsäle der Universität, die sich aus ihrer hundertjährigen Unbedeutenheit zu einer Bedeutung unter dem neuen, deutsch-toskanischen Regime erhob und eine medizinische Fakultät erhielt, und war sichtbar bemüht, dem Staate neues, kräftiges Leben, den Geist des vorschreitenden Jahrhunderts mit seiner Intelligenz einzuhauchen. — Graf Wolkenstein, ein Tyroler, ernst, bleich und finster, theilte sich mit Manfredini in das Staatsruder.

Wie regte sich Alles so froh und so behaglich in der heitern Juvavia, die sich mit ganzer Innigkeit dem neuen Fürsten anschloß, der, selbst Familienvater, sich besser darauf verstehen mußte, Familienglück zu gründen, als die weiland geistlichen Herrscher, die das unfruchtbare Zölibat dem Menschengeschlechte und seinem blühenden Gedeihen entfremdete. An die Stelle mancher barbarischen Verfügung trat Milde, die Humanität beseelte die Administration in allen Zweigen, die Geisteskultur nahm einen energischen Aufschwung, das Forschen war frei gegeben, und die Ideen eines organischen Staatslebens, moralischer Selbständigkeit und Würde, schlugen auf, wie die Pfingstflammen, und loderten, eine schöne Zukunft verkündend, über den Häuptern.

IV.

Albert war schon einige Jahre vom väterlichen Hause abwesend. Eine Reise mit seiner Stiefmutter nach der Hauptstadt gab dem lebhaften Knaben eine ganz unerwartete Richtung. Der Anblick einer kleinen Bibliothek, die verschiedene Werke in zierlichen Schränken enthielt, wirkte elektrisch auf ihn. Die schmucken Bände mit den goldnen Aufschriften am Rücken erregten seine Neugierde, und ein dunkles Gefühl sagte ihm: in diesen Büchern liegen kostbare Schätze des menschlichen Geistes verschlossen. Dieser Geist wird dir entgegen kommen, wenn du, wie diese sauber gekleideten Jünglinge, studierst. Da weder Meisel, noch Grabstichel, noch Palette, die er stündlich und täglich im Atelier des Vaters Kunstwerke schaffen sah, eine Kunstneigung in ihm anregten, schloß sich plötzlich die Blume der Selbsterkenntniß in ihm auf, und er ruhte nimmer, bis es ihm gestattet wurde, sich den Studien zu widmen.

Doch immer und überall umgaben ihn die heimathlichen Thäler und Berge; es umrauschten ihn die sprudelnden Quellen; die bunt-

blümten Matten, die sonnigen Anger, die schattigen Felsgrotten, die gespenstischen Klüfte, und die moosumkleideten Marmortrümmer gruppirten sich um ihn her, wenn die Sehnsucht nach der Heimat in seiner Brust erwachte. Wie oft seufzte er, wenn er auf der Brücke der Salzach stand, nach den Halden, die unter dem Bogen der fernen Alpen vom Süden herüber blickten! Da regten sich melodische Stimmen in der Tiefe des Herzens, und die ersten Lieder ergossen sich wie Quellen, die, lange von den Gnomen im Bergschachte zurückgehalten, sich zum Lichte durch grüne Abhänge ungestüm hervordrängen.

Der anspruchlose Meister glaubte, daß für ihn und die Kunst ein neuer beglückender Morgen aufgegangen sey. Vom neuen Fürsten erwartete er Anerkennung und Verbesserung seiner Lage. Häufig im Verkehr mit Italienern, die, das Gebirge durchziehend, mit trefflichen Kupferstichen handelten, fand er Gelegenheit, mit der Antike, für die ihn Chronos früh begeistert hatte, täglich vertrauter zu werden. Er kopirte an den Sonn- und Feiertagen, radirte mit der Nadel, zeichnete mit der Feder, oder modellirte in Thon, entweder nach eigenen Ideen oder nach klassischen Vorbildern, die er durch Tausch oder Kauf an sich brachte. Ein glücklicher Zufall spielte ihm ausgezeichnete Modelle aus karrarischem Marmor und aus terra sigillata in die Hände. Er bewahrte sie wie die köstlichsten Kleinodien, und gestattete seinem Sohne nie, sie aus dem Schranke hervorzunehmen, wenn ihn gelüstete, an den schönen, weichen Formen das Auge zu weiden. „Du wirst doch kein Bildhauer," sagte er, „und wenn du die Modelle fortan beschaust! Der Geist der Kunst muß in dich hineindringen, dich ergreifen und mit seiner heiligen Flamme entzünden, wenn du ein Bildhauer werden willst. Wenn ich einmal sehe, daß du den Meisel nimmst und zu schnitzen anfängst, wenn es dich drängt, Figuren zu zeichnen, und wenn du in der Nacht träumst von den Gestalten, die aus deiner Hand hervorgehen sollten: dann magst du diesen schönen Herkules-Torso oder diesen Apollo vom Gestelle zu dir herunternehmen." Albert kränkte diese harte Bemerkung, denn er fühlte in der That das Schöne, das ihn so mächtig ansprach, sowohl in diesen Modellen als in den Statuen und in den Basreliefs des Vaters, die ringsumher im Atelier wie stumme Genien auf ihn blickten. Die Hand war linkisch, es gelang ihr Nichts, denn es fehlte der Künstlergenius, der sie schon früh zu leiten pflegt und mit Sicherheit sowohl beim Zeichnen als beim Meiseln führt. —

Noch grünten und blühten die Lebenstage des Meisters, dessen Ruf bis in die entferntesten Gauen drang und seinen Wohlstand sicherte. Seine Landsleute hatten mit glänzendem Erfolg, in Verbindung mit den

benachbarten Tyrolern, ein Jourdan'sches kleines Korps zurückgeschlagen, und übertrugen ihm das Geschäft, diesen siegreichen Kampf durch seine Künstler-Hand zu verewigen. Es sollte als ein prachtvolles Ex voto der Maria geweiht werden.

Die Altäre und die heiligen Wallfahrtstätten blieben von den Franzosen unerreicht; ihre Jakobinerhand rührte nicht mit verwegenem Hohne an die mirakulosen Bilder der Madonna, die in den Augen der norischen, tyrolischen und kärnthischen Gebirgländer der Inbegriff des Göttlichen, des Höchsten ist, und als Lenkerin der moralischen Weltordnung mit hingebender Verehrung gefeiert wird. Die heilige Maria ist seine Schirmerin, seine Rathgeberin, seine Wohlthäterin — sie ist ihm die reine Himmelskönigin, in allen Lebensverhältnissen der freundliche Stern, der in Kampf und Sieg über seinem Scheitel leuchtet, und die Brust mit neuer Thatkraft, mit neuem Muthe füllt. Wer tadelt diesen zarten, frommen Kultus? Der moderne Begriff eines höchsten Wesens — der Gottheit, des erschaffenden und erhaltenden Prinzips entwickelte sich freilich nicht bis zum klaren Bewußtseyn in diesen Bergthälern, wo der Mensch, getrennt von gebildeten Völkern, isolirt auf den einsamen Höhen, ohne Ideenaustausch, ohne Ideeninfusion und ohne alle Mittel zur geistigen oder moralischen Kultur, nur von dem „heiligen Instinkt" geleitet wird, und auf dem Wege der mündlichen Tradition vom Urgroßahnherrn einige kirchliche Gebete, aber nur mangelhaften Religionsunterricht ererbt und wieder auf die fernsten Enkel fortpflanzt. Oft bedürfte es nur eines Lichtstrahles, und diese gesunden, reinen Gemüther würden den befruchtenden Lenz geistigen Lebens bei dem hohen Grade der angebornen Rezeptivität schnell in sich entwickeln.

Stundenweite Entfernungen von dem Pfarrorte erschwerten den Unterricht; den hermetisch abgeschlossenen Thälern, den hochgelegenen, zerstreuten Bauernhöfen naht sich Jahre lang kein Geistlicher, außer es ruft ihn ein Sterbender, der noch die letzten Tröstungen der Kirche verlangt. So leben viele hundert Familien nach Herrnhuter Weise. Der Familienvater nimmt ein Evangelium zur Hand, und liest den Seinen an Sonn- und Feiertagen daraus vor. Sie interpretiren den Sinn natürlich nach ihrem Fassungsvermögen. Neue, erläuternde Evangelienbücher, die man unter sie vertheilte, wiesen sie zurück und erklärten, sie wollten keine „lutherischen" Bücher. In den norischen und rhätischen Alpen belegen sie Alles mit dem Prädikate „lutherisch", was sie nicht von ihren Altvordern überkamen, — Alles, was neu in Sprache, neu in Form oder in irgend einer anderen, nicht mit ihren beschränkten Ansichten harmonirenden Einrichtung, unter ihnen sich ausbreiten will. Als

sie vernahmen, daß Napoleon (von ihnen viele Jahre nur Bonaparte genannt) die Altäre in Frankreich wieder aufrichtete, glühten ihnen die Augen vor innigem Entzücken.

Mit starker Betonung sprachen sie die Worte: „Wiederherſteller der Religion", und man darf annehmen, so theuer, so heilig ihnen ihre Freiheit, ihr Herd ſind, ſie hätten die Waffen mit Ehrfurcht vor ihm geſtreckt, wenn er ſich damals mit ſeinen Armeen ihren Bergen genähert hätte. Allein die Behandlung des Pabſtes, der ihn geſalbt, der ihm die Kaiſerkrone geweiht und wie einem Karl dem Großen den Nimbus der Heiligkeit um das Haupt wob, erweckte wieder den alten Haß, ſo ſehr ſie die Thatſache anerkannten, daß er die Kirche in ihre alten Rechte und Prärogative eingeſetzt hatte.

Die Kämpfe begannen von Neuem, und die Jahre 1805 und 1809 riefen ſie wieder zu den Waffen gegen den Korſen, der Deutſchland wie ſeinen Fußſchemel trat.

Die Regierung des Großherzogs und Churfürſten Ferdinand, der nach Salzburg zwar nicht die bildenden Künſte und die Poeſie Italiens, aber wohl die Muſik verpflanzte, welche durch den großen Mozart und durch einige untergeordnete Künſtler bereits auf eine bedeutende Stufe gehoben wurde, ging wie eine liebliche Epiſode in der Geſchichte Norikums vorüber. Sie war eine phantaſiereiche, ſchwungvolle, lyriſche Stelle in der Tragödie der europäiſchen Völker, ein Maimorgenlied von der erwärmenden Sonne ſchöner, aber täuſchender Hoffnungen in der Frieden erſehnenden Bruſt, das für die Juvavia auf immer verſtummen ſollte.

Man ſpielte mit Völkern wie mit Würfeln. — — Unſer Bildhauer ſah bald die goldnen Träume erblaſſen. Einige Gönner ermunterten in der Hauptſtadt ſein treffliches Talent, aber ſein Name drang nicht in die ſchimmernden Gemächer des Landesherrn, der dem Bauen ſehr zugethan war, und oft in den Räumen der Reſidenz die Maurerkelle führte, um ſich zu zerſtreuen.

Der Herzog war ein ausgezeichneter Violinſpieler, und veranſtaltete in ſeinem Kabinete viele Konzerte. Die Hofkapelle war trefflich organiſirt und zählte mehrere Virtuoſen. In den öffentlichen Abendandachten, die häufig ſtattfanden, und denen er ſelbſt beiwohnte, wurden herrliche Oratorien u. ſ. w. aufgeführt. Dieſe Muſik trug die Seele himmelwärts, in harmoniſcher Fülle quollen die wunderbar ergreifenden, wie aus einer Geiſterwelt herüber wehenden Töne des: **Rorent coeli justum**, ein Meiſterſtück kirchlicher Kompoſition, voll Tiefe, voll Innigkeit, und voll Sehnſucht. Albert, des Meiſters Sohn, bezeichnete mir

oft dieſen Hymnus von Pergoleſi und einen Siegesmarſch von Salieri als zwei Tondichtungen, die noch heutzutage in ſeinem Innern mit zauberiſcher, immer wiederkehrender Gewalt mit allen Melodien und Harmonien laut hallen. —

Der Unglückliche — unglücklich wie ſein Vater, weil auch ihn die Natur mit einer Künſtlergabe beſchenkte, unglücklicher als ſein Vater, weil ſie ihn zum Dichter ſchuf! — Je mehr unſer Bildhauer ſich und ſeine Schöpfungen vervollkommte, je näher er dem Ziele vollendeter Meiſterſchaft kam, und je kühner er zu hoffen begann, deſto finſtrer wurde die Gegenwart um ihn her, deſto neidiſcher verkümmerte ihm das Leben die ſchöne, heitre Wirkſamkeit, deſto enger umſtrickten ihn die Sorgen. Von den Bewohnern ſeines Thales nicht begriffen, von Keinem in ſeiner Tiefe ergründet, aber wohl angeſtaunt, wie ein Fremdling, weil ihnen ſeine Kunſtwerke eine unverſtändliche Sprache waren, hatte er ſich von dieſen Umgebungen längſt ausgeſchloſſen, und zog einen immer engeren Kreis um ſich her. Weil er ſich ihre Anſichten nicht aneignete, nur ſelten einem Wallfahrtszuge ſich anſchloß, und jedes Schaugepränge bei ſolchen feſtlichen Gelegenheiten mied, ſtand er ſeinen Umgebungen immer etwas fern. Er war tief religiös, aber er dachte zu hell, um mit den gemeinen Köpfen gemein zu ſeyn in äußeren Lebensformen. — Deſto inniger kamen ihm die Entfernteren entgegen, und manche Deputation fand ſich in ſeinem Hauſe ein, um die Ausſchmückung einer Kirche zu beſtellen, — bis der Krieg die letzten Keime der Poeſie in dem ſinnigen Volke erſtickte. Unſer Bildner war der erklärteſte Feind Napoleons, weil er ihm den Künſtlerfrieden ſtörte, und, wie er zu ſagen pflegte, mit Menſchenblut ſeinen Ruhm färbte.

Albert, dem die geſunde Alpennatur friſches Leben einhauchte, überließ ſich ganz dem Freiheitsgefühle des Dichters, und ſprach jede ſeiner Empfindungen in ſelbſtgewählten feurigen Rhythmen aus, unbekümmert, ob der lyriſche Erguß der erſten Liebe oder des Jugendtrotzes gegen ſklaviſche Disziplin den finſterſtirnigen Zeloten gefalle oder nicht. Wie das eiſerne Zepter Napoleons ſchwer auf den Völkern lag, eben ſo unbequem drückte der Aszetismus eines ſeiner Lehrer den aufſtrebenden, begeiſterten Jüngling, der ſich durchaus nicht dazu verſtehen wollte, die Heuchlermaske der Demuth und gleißender Zerknirſchung vor das Antlitz zu halten. Sich mit ganzer Liebe in das klaſſiſche Griechenthum zu verſenken, das überall die Schönheit der Form offenbarte, galt ihm mehr als die Hypokriſie, die Griechenlands und Deutſchlands Dichter proſkribirten. Die Götterſprache von Hellas erfreute ſich kaum der lauteſten

Pflege, und was der damals unwissende Konventual lehrte, erreichte kaum die Vorkenntnisse eines Schülers, der die Formenlehre hinter sich hat.

Wenige Benediktiner, die alle Lehrstühle inne hatten, öffneten ihre Bücherschränke den Werken eines Göthe, Schiller, oder Fichte. Albert fand an einem jungen Professor aus dem Benediktinerorden einen warmen Gönner und Pfleger seines aufkeimenden Talents. Umgeben von den kostbarsten Kupferstichen und von ausgesuchten Gemälden, schwelgte dieser geistreiche Konventual im Genusse der Kunst. Er zeichnete, mahlte, lernte die Harfe und die Violine, und deklamirte vortrefflich aus Göthe, Schiller, oder aus einem andern neueren Dichter. Keiner regte die Jünglinge so mächtig an, Keiner schloß ihnen das Paradies der Poesie mit einer solchen Weihe hinreißender Beredtsamkeit auf. Er huldigte der Schönheit, gegen die Regeln seines Ordens, er kannte keine geistige Entsagung, die ihm die edelsten Geistesschätze entzog. Der feingebildete Redner fühlte den Genius des freien, aufblühenden Jahrhunderts, der selbst durch die Ritzen der Klosterzelle sich den Weg bahnte, in seiner Brust, und theilte mit liebenswürdiger Unbefangenheit seine Begeisterung den entzückten Schülern mit.

Er kam aus Bayern; — seine Bildung gab Veranlassung zu seltsamen Vermuthungen. Der Aufwand in Kunstgegenständen rechtfertigte sich durch seine vornehme Abkunft. Er war in mancher Beziehung der Messias einer literarischen Restauration, die ein andrer, nicht minder begabter Benediktiner aus Andechs, jung und feurig wie jener, durch seine philosophischen Vorträge fest begründete. Die ersten deutschen Dichter, die Koryphäen, wurden durch die Jünglinge in die norischen Gauen eingeführt, während in Tyrol kaum ein deutscher Dichterlaut sich vernehmen ließ *). Der weiche Saitenklang der Musen und des Liedes tiefer Sinn drangen nicht ein in die Gemüther, die seit langen Jahren Waffengetöse und Kampf verwilderten.

Inzwischen erhob sich mancher Tyrtäus in ihrer Mitte und seine kühnen Trotzlieder gegen Napoleon und gegen die „große Nation," feurig und aufregend durch Ton und Weise, nährten mit Erfolg den Muth eines Volkes, das kein höheres Kleinod liebgewann, als das sicher treffende Feuerrohr. Der Tyroler, in mehr als einer Beziehung dem Basken und Navarresen verwandt, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit die

*) Tyrol hatte übrigens nebst anderen zwei hervorragenden Literatoren: den feurigen, durch einen Reichthum von Kenntnissen ausgezeichneten Geschichtschreiber von Hormayr und den trefflichen Dichter Aloys Weischenbach. D. V.

Kämpfe der ſpaniſchen Nation gegen die Herrſchaft Napoleons. Er erkannte ſich im Spanier nur ſelbſt. Schnell zum Kampfe gerüſtet mit ſeiner Lieblingswaffe, die er vom Knabenalter an übt, leidenſchaftlich für den raſchen Tanz eingenommen, und mit Gier jeden ſchmeichelnden Zitherton verſchlingend, der unter den leichtbeweglichen Fingern des Spielers aufbebt, ſtürzt er ſich eben ſo heftig in die Gefahr der Schlacht, als in die Arme der Liebe. — Dieſe kräftigen Völker in der ganzen Kette der noriſchen, rhätiſchen, und juliſchen Alpen, ſind noch ein roher, aber höchſt bildungsfähiger Stoff für den Staatskünſtler. Nimmt man ihnen einſt ihre idylliſche Einfachheit und übereilt man die geiſtige Natur, ſo ſteht zu befürchten, daß ſie aufhören, die treuen, unerſchütterlichen Wächter des Thrones zu ſeyn, für den ſie bluteten. Nur ein Hofer und ein Pater Haspinger dürfen auf ſie ihren Einfluß üben. Nur in den anſpruchloſen, zutraulichen Formen der Popularität ruht der magiſche Hebel, ein entſchloſſenes, ſeine angeſtammten Vorrechte leidenſchaftlich umfaſſendes, religiöſes Bergvolk gegen Jene zur Empörung aus der idylliſchen Ruhe zu wecken, die es im Beſitze der Erſteren ſtören, oder mit Hohn Das profaniren, was ihnen ſeit Jahrhunderten heilig iſt. Die Engpäſſe und die Herzen der Tyroler ſind gleich ſchwer zu erobern.

V.

Das juvaviſche Land, mit ſeinen fügſamen und bildungsfähigen Volksſtämmen, ſah in einem kurzen Zeitraume mehrere politiſche Phaſen über ſich hingehen: man warf es von einer Hand in die andere. Noch einmal, nach vielen blutigen Schlachten, ſollte der Morgen ſchöner Hoffnungen über die Mozart-Stadt leuchten. Bayern, mit ſeinen freiſinnige Bildung fördernden Inſtitutionen, ſollte ſein uraltes Eigenthum an ſich nehmen. Ludwig, Kronprinz von Bayern, erkor ſich Salzburg zu ſeiner Reſidenz. Die Erinnerungen an Rom, das hier ſeine Kolonien anſiedelte, die Bilder römiſcher Größe und Herrlichkeit, die der mächtige Geiſt der Cäſare auch an den Ufern der Igonta (Salzach) unter dem Adlerfluge entfaltet, und der Zauber ſeiner höchſt mahleriſchen Umgegend feſſelten den genialen Fürſten, und begeiſterten ihn zu manchem warmen Liede.

Die Noriker ſahen es gern, daß ſie unter dem Schirm des Löwen ſtanden, und unſer verarmter Meiſter ſchöpfte von neuem Hoffnung,

daß sein Künstlerruf sich wieder heben und seine Lage sich bessern werde. Immer vertrauter mit der Antike, näherte er sich der klassischen Vollendung seiner Figuren. Sein tiefes Gemüth zog ihn jedoch immer in den magischen Kreis der Romantik, und so schwebte er, ohne das Eine durch das Andere zu beeinträchtigen, mit klarem Bewußtseyn zwischen dem Hellenismus und dem Christianismus. „Es muß mir gelingen," sagte er öfters, „mich dem geistreichen, kunstliebenden Kronprinzen bemerkbar zu machen. Zog er vor drei Jahren als ein strafender Kriegsgott an meinem kleinen Hause vorüber, so wird er jetzt mit der Großmuth eines Lorenzo von Medicis in meinem Atelier mit der Palme des Friedens verweilen und mir Arbeit verschaffen." Allein der Künstler hoffte, und seine schönen Träume nahm die neue politische Krisis mit sich fort: Bayern trat das schöne Salzburg ab. Oft saß er einsam unter den Bildern, die er wie seine trauten Freunde betrachtete, und spielte auf der Violine, die er seine Trösterin nannte, manches **Cantabile dolente**, dem er in vollem Zuge des Humors ein **Capriccio fantastico** folgen ließ. Der liebliche Gesang, den er den Saiten seiner Steinerin entlockte, diese schmelzenden Adagio's voll kindlicher Schwärmerei, wenn ihn finstere Schwermuth anwandelte, diese raschen, neckenden Uebergänge zum Scherz und zu melodischen Tänzen, erregten unter seinen Landsleuten Bewunderung, und erwarben ihm ihre ganze Liebe. Der Meisel ruhte lange. Der höhere Sinn für plastische Schönheit und die kunstliebende Pietät des Volkes lag in einem Betäubungsschlafe; nur das Ohr war der Kunst noch zugänglich, und der Meister entschloß sich zum Leben eines wandernden Orpheus, um sich und seine Familie zu ernähren. „Dieses Loos habe ich dem Welttyrannen, dem blut- und ruhmdürstigen Napoleon zu verdanken," rief er oft im gerechten Unmuth aus.

Der verständige Pater Robert, Exkapuziner aus Nismes im südlichen Frankreich, als Emigrirter seine geistlichen Funktionen übend, bemühte sich oft, ihn zu überzeugen, wie Napoleon die Kunst und die Künstler ehrte. Er machte ihn auf den Bildhauer Canova in Italien aufmerksam, und versöhnte auf Augenblicke den gereizten Meister, der wehmüthig seine Statuen überblickte, für die sich kein Käufer mehr finden wollte. Ein leichtschwebender, klangvoller Steyermärker Tanz, ein siegjubelnder Schützenmarsch, oder ein Volkslied, wechselnd mit lyrischen und elegischen Weisen, machten ihn zum Abgott der nahen und fernen Gauen, die ihn bei verschiedenen Festen zu sich luden. Es schmerzte ihn tief, dem angebornen, schönen Künstlerberufe entsagen zu müssen, allein die Umstände nöthigten das reiche, schöpferische Talent,

das vielseitig gestaltende, zu dieser seltsamen Metamorphose, die ihn um so mehr anwiderte, als er in seiner stillen Zurückgezogenheit nur den Eingebungen des Genius zu folgen gewohnt war.

Nahe am Hause unseres Meisters befand sich, in einer kleinen Entfernung von dem früher erwähnten Apfelbaume, dem Lieblings-Asyle Alberts, ein Gärtchen. Als Knabe, eh' er in die Studienanstalt trat, pflanzte er in die Ecke desselben einen zarten, kaum fingerlangen Kirschbaum — als Symbol seines neuen Lebens. Die Pflanze trieb, schoß auf, erhob allmählig die geschmeidigen Aeste, und prangte in ihrer ersten Blüte. Lange blieb der junge Baum von jedem Frevel unangetastet, — bis sich die Rohheit daran vergriff. Er suchte ihn jeden Herbst durch Umzäunung zu schützen, und stand sinnend vor dem bedeutungsvollen Baum. „Ich habe mit dir tausend schöne Hoffnungen gepflanzt," rief er aus; „wir haben die Bestimmung, gemeinschaftlich zu blühen, und durch Früchte segenvollen Gedeihens uns bemerkbar zu machen. — Die ewige, heilige Natur hatte mit uns Beiden gute Absichten. — Die Menschen zerstörten dein Wachsthum und drückten dich nieder, damit du nie deine fruchtreiche Krone zum Himmel emportragen solltest; — die Menschen, in Gestalt des Fanatismus und der Chikane, zerstörten mir das innere, geistige Leben, das der Sonne der Poesie sehnsüchtig zugekehrt war. — Diesen Anger belebten einst meine Phantasien, die kühnen Träume eines aus dem Dunkel der Waldungen hervorstrebenden Dichters, die Kunstgebilde meines Vaters, und die zaubervollen Töne seiner Violine. Unter allen Stürmen gelangte er zur künstlerischen Vollendung. Diese gewährte ihm den Ruhm."

Der Löwe Bayerns war bereits wieder aus seinem Besitzthum ausgezogen, und Oesterreichs Adler umkreist nun gebietend die norischen Gauen. Ein Steigen und Sinken, das vom Jahre 1801 bis zum Jahre 1816 in die Verwaltung und in die Geisteskultur dieses deutschen Ostheiles sich abwechselnd theilte, mußte hemmend auf eine stetige, gleichmäßige Entwicklung einwirken, die ohnehin bei den Bergvölkern mit eben so großer Geduld und Behutsamkeit von Seite der Regierungen unternommen werden dürfte, als sie mühsam zu den Alpenhöhen emporbringt und nicht immer mit offenen Armen aufgenommen wird.

Der Teppichhändler aus dem illyrischen Thal Tefferegen oder aus Windisch-Matrey, von dem Krimler Tauern niedersteigend, zieht in das deutsche Flachland hinaus, und während er die von fremder Hand gefertigten, „schöngeflammten" Teppiche mit einem Aufwande von Beredtsamkeit verhandelt, tauscht er zugleich mit dem baaren Erlöse auch Ideen, Ansichten, und Meinungen ein, um sie mit dem erworbenen Gelde im

Gebirge in Umlauf zu bringen. Der hochstämmige, nervöse Zillerthaler mit seinem runden, sonoren Dialekte, der im Munde seiner schönen Töchter weich und anmuthig klingt, gab längst seine medizinischen Reisen auf. In den guten Zeiten der Krummstabregierung, ja selbst während jener des Großherzogs von Toskana, lud er sein schmuckes Kästchen auf den Rücken, das, in viele Fächer getheilt, mit Medikamenten, Elixiren, wohlriechenden Salben, und andern Heilkräften niedlich ausgefüllt war. Die hellschimmernden Fläschchen und die geschliffenen, hellen Gläser zogen, wenn er die reinen Schränke öffnete, mit wunderbarem Zauber an, und die Schönen konnten seiner Suade nicht widerstehen. Der süße Duft, der ihnen entgegenwehte, übte eine magische Wirkung auf ihre Nerven, und der kolportirende Pharmazeut aus Fügen machte gute Geschäfte. Sie machten weite Reisen, und überall öffnete man ihnen gerne, den kräftigen Natursöhnen, die mit der angebornen heitern Laune, mit ihrem klaren Verstande, mit ihrer einschmeichlerischen Ueberredungsgabe die heilenden Wunderkräfte durch Deutschland trugen, Burgen und Gemächer.

Die schlanke, rüstige Gestalt dieser athletischen Naturen diente nicht selten dem Bildhauer als Vorbild, während Albert später die Zillerthaler als „Mithridathändler" in einigen Romanzen schilderte. Dieser originelle Volksstamm an der erlenumkränzten Ziller hat, wie der Tefferegger, kosmopolitische Anlagen, und unterscheidet sich wesentlich von dem Tyroler, der seine Hügelmarken berührt, durch Schönheit des Wuchses, Lebhaftigkeit des Geistes, und Offenheit des Charakters. Sie brachten von ihren Wanderungen neue Ideen und Ansichten in die Heimat, die, wie eine geheime Saat ausgestreut, allmälig keimen. Die Zillerthaler gehörten nie zu den Tyrolern, wie man anzunehmen gewohnt ist, sondern waren seit Jahrhunderten Unterthanen der Erzbischöffe von Salzburg, bis sie, als Bayern Tyrol abtrat, mit diesem vereint wurden.

Eine nationelle Eigenthümlichkeit scheidet wieder die Brixenthaler, die ihr Thal nach Itters (Bezirken) eintheilen, von den eben erwähnten Nachbarvölkern aus. Dialekt und Kleidertracht, Sitten und Gebräuche, Charakter und Bildungsfähigkeit haben ihr besonderes Gepräge. Albert sah diese Gebirgsstämme in den Zeiten des innern Friedens, als er, den ersten Anregungen des in ihm erwachten Liedergottes hingegeben, diese Itter durchzog. Tanz und Musik, Liebe und Lied sind mit ihrem frischen Leben auf's engste verwebt. Nach dem „Rosenkranze" eilt die Jugend der nächsten gescheuerten Tenne zu, und der gewandte Zitherbube beflügelt den muntern Reigen mit neuen, sinnigen Tänzen, von der seelenvollsten Melodie durchhaucht.

Der wandernde Poet sah sie wieder im Jahre 1809, als die Tyroler Bayerns Herrschaft abschüttelten und vom Brenner bis zu den fernsten Ausgängen nach Nord und nach West wie ein schwellender Bergstrom die friedlichen Völker fortrissen, und, durch Hofer's eindringliches Wort entflammt, ihre Berge in Schutzwehren gegen Napoleons Heere und seine Verbündeten umwandelten. Das war in der That ein reiches Epos, das als Seitenstück zu jenem auf der Pyrenäischen Halbinsel mächtig erschütterte; es war ein Epos, zu welchem die Firnen und Alpen, die Thäler und Höhen die mahlerische Einfassung gaben.

Je größer die Gefahr, desto muthvoller wird der Tyroler. Die Schutzheilige und sein Stutzen sind ihm die sichersten und heiligsten Garantien; — sie sind es allen diesen Bergvölkern, in denen noch der gesunde Kern echtdeutscher Nationalität neue, kraftvolle Stämme fort und fort treibt. Wohl den Fürsten, die es verstehen, ihr Gedeihen zu pflegen und zu fördern.

Epilog auf der letzten Station.

In den norischen und rhätischen Alpenthälern waltet nun tiefer Frieden. Neue Kulturkeime sind von der neuen Regierung ausgesäet in die wieder aufgelockerten, befruchtungsfähigen Schollen an den sonnigen Abhängen, in den stillen Thalgründen, an den Ufern der Flüsse und Seen, auf den Gefilden und auf den Höhen, um von vorne das Bildungswerk zu beginnen, das immer unterbrochen wurde. Werden diese deutschen Bergvölker je in ihrer geistigen Kultur so weit geführt werden können, als z. B. jene am Rhein, an der Elbe, an der Nord- und Ostsee? Es scheint, man findet es besser, sie, im Gegensatze zu dem Montgelas'chen Regierungssystem, allmälig und behutsam der zeitgemäßen Entwicklung und jenem geistigen Fortschritte entgegen zu führen, wie er sich in der großen deutschen Nation bereits entfaltete. Einzelne werden schon jetzt durch Talent und Intelligenz hervorragen, um mit den segenvollen Geheimnissen der Wissenschaft einzuwirken und die Völker vom göttlichen Lichtstrahl nicht mehr ferne zu halten.

In der ehrwürdigen Juvavia, einst dem Zentralpunkt der norischen Völker, schlug seit mehreren Jahren ein Kirchenfürst wieder seine Wohnstätte auf, allein zwischen Insel und Stab ruht nicht mehr das Zepter, von den Fürsten sonst über Land und Volk gebieterisch ausgestreckt.

Der Wohlstand dieser Stadt, die nun einem spanischen Thronprätendenten zum Asyl dienen muß, ist auf immer dahin, und die alten, gemüthlichen Geschlechter, frommgläubig wie gute Spanier, loyal, erregbar, talentvoll, und freimüthig, sind durch ein neues verdrängt, das die alte Gestalt der Heimat Mozart's nicht mehr erkennen läßt. Die Klosterglocken läuten zwar wie vor zur Antiphon und zur Vesper, im Dome ertönen die feierlichen Psalmodien; allein die herzliche Pietät der Juvavier machte schon dem Wiener Frohsinn Platz, der den Lebensbecher gern vollauf füllt, und mit liebenswürdigem Leichtsinn unter Scherz und Sang ausschlürft.

Salzburg war einst in der That ein Toledo. Seltsame Verkettung: Don Carlos suchte die Sierra des Tännengebirges auf! Die bergumgürtete Stadt, mit der Aussicht nach der endlosen, fruchtbaren Fläche nach Westen, die zerstreuten Landsitze, und ihre gastliche Gestalt, geben das treue Bild einer Sierra de las Nevadas!

Albert, den wir öfter mit dem Meister nannten, faßte den Entschluß, Benediktiner zu werden. Eine romantische Fahrt auf der Salzach am Vorabend des Pfingstsonntags nach einer mahlerisch gelegenen Abtei gab dazu Veranlassung. Der Abt, ein Mann im kräftigsten Mannesalter, fein, zuvorkommend, und voll Würde, stand ganz unerwartet vor dem erstaunten Jüngling, dem gleich bei der Ankunft mit seinem Begleiter ein freundliches, prachtvoll eingerichtetes Zimmer zum Empfang angewiesen wurde. Das schwer goldne Pektoral an noch schwererer Kette auf der Brust, trat der Prälat ein, und bewillkommte die beiden jungen Gäste. Albert ward ihm besonders empfohlen. Die sanfte Rede, die dem Gruße des erhabenen, feierlichen Wirthes folgte, machte tiefen Eindruck auf den so leicht erregbaren jungen Poeten. Das Feuer, das in den Augen des Abtes glühte, übte eine geheime Macht, und theilte sich wie elektro-magnetisch mit. Herrliche Tafel, heitere Konversation, und köstlicher Wein in goldblinkenden Silberbechern, von außen mit den Symbolen des Ordens ausgeprägt, stellten das kontemplative Leben von einer anlockenden Seite dar. Das zeitweise, ernste Silentium während des monotonen Vortrags eines jungen Konventualen gab den Freuden der Tafel ein eigenthümliches Kolorit. Die Monotonie des Vortrags ist Ordensregel bei Tisch.

Diese Behaglichkeit des Seyns, das Albert überall entgegen trat, wohin er sich nur wenden mochte, die hohen, geräumigen Gemächer, welche die Konventualen bewohnten, die Eleganz des Meublements, die Propertät der ganzen Einrichtung, der allseitige Komfort, und endlich die reich ausgestattete Bibliothek in einem glänzenden Saale, die mit

allen kostbaren Werken des menschlichen Genius ausgeschmückt war, reisten in Albert den Entschluß, sich die reichgefaltete Benediktinerkutte überzuwerfen. Als er neben den lateinischen und griechischen Klassikern auch Göthe, Schiller, Fichte, und andere ausgezeichnete deutsche Schriftsteller in Prachtausgaben erblickte, als er neben Plato auch Bossuet fand, gab er sich selbst das Wort, in diesen aufgeklärten Orden zu treten.

„In meiner Abtei", sagte der Prälat, der mit Alberts Neigungen ganz vertraut war, „darf kein wissenschaftlicher Stillstand Wurzel fassen. Edle Geister bleiben von unserer Bibliothek nicht ausgeschlossen, hier entscheidet keine Konfession! Mein Kloster hat die Bestimmung, dem öffentlichen Lehrstuhle allseitig gebildete Männer zu geben." — —

So der Abt zu dem Poeten, der sich immer mehr zu ihm hingezogen fühlte. — Der edle Prälat soll genannt werden! Er heißt Achatz.

Ueber dem Grabe des norischen Bildhauers schwankt seit Jahren das morsche Kreuz, und längst ist der letzte Ehrenkranz verwittert, den die Liebe um dasselbe gehangen. Albert, der Sohn, ehrte das Andenken seines Vaters durch einen Roman: „die Pilgernächte des Meisters Tisotheus." Noch hält er sich auf der bewegten Lebenswoge, die ihn feindlich von einer stürmischen Bucht zur andern trieb. Er mußte den Erfahrungssatz: „Der Dichter ist unglücklich auf der praktischen Laufbahn und unter den beengenden Formen des Staatsdienstes, der das Individuum nur als Werkzeug, aber nicht als selbstschöpferischen Geist brauchen kann," an sich bis zur Genüge bestätigt finden. Aber auch den Gegensatz einer durchaus idealen, schönen Richtung der Schriftstellerwelt sah er in bitterer Enttäuschung durch die Intrigue, durch den Haß, und durch die Mißgunst gemeiner und anmaßender Geister in ein trügerisches Nebelbild zerrinnen. —

Er wählte sich die Poesie zu seiner Schutzheiligen, die ihn über diese Antithesen schirmend emporträgt. Der Kirschbaum an der Gartenecke ist das Symbol seines ganzen Lebens! —

Theodor Mügge.

Berlin in ſeinen Entwicklungen.

Ich führte einen Freund auf den einzigen Punkt, von welchem man Berlin überſehen kann: auf den Thurm der St. Marienkirche. Wir gingen lange auf der Gallerie umher. Ich nannte ihm die Palläſte, die großen Gebäude und Thürme, wie ſie aus dem Häuſermeere emporſtiegen. Die Quartiere der Stadt thaten ſich uns nach allen Seiten auf. Hier das alte Berlin und Cöln mit ihren bogenförmigen Straßen, vom Laufe des Stromes und der alten Feſtungsgräben eingefaßt; dort die hellen, geraden Häuſerreihen der Friedrichs- und Dorotheen- und der Friedrich-Wilhelmsſtadt. Zwiſchen ihnen die ſchönen Plätze und breiten Promenaden, der großartige Zug von Palläſten und prächtigen Monumenten der Baukunſt, vom Schloſſe bis zum Brandenburger Thore. Dann wendeten wir uns gegen Oſten, und verfolgten in der Ferne die Ringmauern, welche dort Kornfelder und große Gartenſtücke einſchließen, auf welchen noch ein neues, zweites Berlin erbaut werden kann. Weſtlich hat die Stadt dagegen die Mauern längſt überſprungen, und iſt fortgerückt bis an die Höhen des Kreuzbergs, gegen das naheliegende Dorf Schöneberg, und weit in den Thiergarten. Die ſchönen Landhäuſer, mit den flachen Dächern und hervorſpringenden Thürmen, ſahen zierlich und ſtolz zwiſchen den Wipfeln und Kronen des Luſtwaldes und der Gärten hervor. Hier lagen ſie vereinzelt, dort hatten ſich ſchon ganze fortlaufende Fronten

gebildet, welche dann plötzlich abbrachen, und zum neuen Anbau einzuladen schienen. Weiterhin, an verschiedenen Seiten, sah man auch ganze Straßen im Bau begriffen. In der Nähe der Eisenbahnen namentlich stiegen Reihen von schönen Gebäuden auf; nicht minder fleißig regten sich die Hände am neuen Thore in der Louisenstraße, und wie wir die Augen immer weiter aussandten, in die große Oranienburger Vorstadt, welche fast eine Meile lang ist, und dann östlich hinab, in jenes verrufene Quartier der Armuth und der Laster, das Voigtland genannt, erblickten wir selbst dort die Vergrößerungen der jüngsten Zeit.

Berlin ist freundlich anzuschauen, besonders auch durch die vielen Gärten, welche den Wohnungen beigegeben sind. Selbst die innere, alte Stadt entbehrt nicht ganz dieser wohlthätigen und reizenden Zugabe. Es ist nicht, wie andere große Städte, wie Paris, London, Wien, ein ungeheures Häusermeer, mit engen, winkelvollen Straßen, himmelhohen Mauern, und dumpfigen kleinen Höfen, welche Gottes Sonne nie erreicht; denn es hatte immer Raum genug, sich auszudehnen, wenn es Noth that, und da es größtentheils in einer Zeit entstand, wo man schon Sinn für die regelrechte Ordnung, Geschmack für gefällige Formen und Kunstbildung besaß, so unterstützte dies die Plane der mächtigen und ehrgeizigen Fürsten, welche ihre Residenz sorgfältig zu verschönen suchten.

Ueberall taucht das frische Grün zwischen den Häusern auf, und scheint diese schützend zu umgeben; auch waren in früherer Zeit viele Straßen mit Bäumen besetzt, was neuerdings leider nicht mehr mit der Ordnung verträglich gefunden wurde. Je weiter von dem steinernen Mittelpunkte des alten Berlins, um so grüner und größer sind die Gärten, — ein Zeugniß für die Blumen- und Gartenkultur, durch welche Berlin sich selbst den Holländern als Nebenbuhler furchtbar macht. Je weiter nach Osten, um so mehr verschwinden die Straßen, welche wie Strahlen in das grüne Feld hineinlaufen. Endlich sieht man nur noch lange Zaunwände, und die Häuser liegen mitten zwischen Fruchtbäumen und Linden, oder von Weinlaub eingefaßt.

Eine ganze Welt liegt zu unsern Füßen, sagte mein Begleiter. Hier der Luxus und die sogenannte Höhe des Lebens, dort der Staat in den vielen mächtigen Hallen, wo Waffen, Künste, Wissenschaften, oder seine Beamten hausen; das Schloß des Königs so recht in der Mitte; die Religion scheint mir, den Gotteshäusern nach, spärlicher bedacht zu seyn; aber dort, jenseit des Flusses, wohnt das geschäftige Bürgerleben, das Treiben des Handels in den geräuschvollen innern

Straßen. Die Induſtrie mit ihren zahlreichen Obelisken, den zierlichen Rauchfängen der Dampfmaſchinen, begleitet den ganzen Zug des Stromes; in den ſtillen großen Gärten und Feldern aber wohnt der arbeitſame, einfachere Menſch, der im Kampfe mit der Natur natürlicher geblieben iſt, und ganz in der Ferne die Hütten des Elends, der Armuth, und der Laſter. Das iſt die Schattenſeite der fortbildenden Kultur, der böſe Geiſt, welchen die großen Werkſtätten des Lebens, die Städte, heraufbeſchwören.

So hängen wir hier wie ein Stück Gottheit über dem Kreis des Menſchenlebens, erwiederte ich, und ſchauen auf das Werden und Streben hinunter. Das quillt hervor und bildet ſich aus; nichts iſt daran zu ändern, weder nach oben, noch nach unten. Ja, es kommt mir jetzt mehr als jemals vor, als müſſe es Alles ſo ſeyn, wie es eben iſt, und jenes finſtere Elend und die ekle Sünde ſeyen eben ſo nöthig zum Heile der Welt, wie der praſſende Uebermuth und alles Phariſäerthum, gleichviel, wie es heißen mag.

Wie leicht iſt es doch, aus allen Dingen die Nothwendigkeit hervorzugrübeln, erwiederte mein junger Freund. Du ſagſt, es muß ſo ſeyn! Aber könnte die Geſchichte des Menſchengeſchlechts jetzt ein Buch des Glückes und des Friedens heißen, hätten die Menſchen nicht immer wie wilde Thiere gegen ihre Brüder gewüthet, und durch Unterdrückung und Ehrgeiz dies Elend hervorgebracht?!

Es iſt da und beſteht, erwiederte ich, das iſt genug, um zu beweiſen, es mußte ſo ſeyn! Nimm die Leidenſchaften von den Menſchen, und ſie werden, wie Du ſie willſt, ohne Trieb zum Böſen und ohne Kampf zum Guten. Ihre Beſtimmung iſt dann aufgehoben, ſie haben aufgehört, Menſch zu ſeyn.

Und mit dieſer Philoſophie, ſagte er, läßt ſich alle Tyrannei vertheidigen.

Die Welt, ſprach ich dagegen, hat Zeit. Die Pendelſchläge der großen Weltenuhr werden nach Jahrtauſenden gemeſſen. Aber beuge Dich vor der Weisheit, beuge Dich vor dem Menſchengeiſte, der in fünf oder ſechstauſend kurzen Erdenjahren ſich aus feuchten Wildniſſen, aus der halben Thierheit ſeiner Kinderjahre losgerungen hat; der, zu Gott anſtrebend, Staaten ſchuf und Städte baute, ſo reich, ſo koſtbar und herrlich, wie dieſe; der Geſetzen Kraft gab, zum Schirm und Schutz des Lebens, und in immer fortgeſetzter Entwicklung aus Barbarei hervorſteigt.

Um in neue Barbarei zu ſinken, erwiederte er. Wo iſt Deine hochgerühmte Weisheit? Wo ſind das Glück und die Schätze, welche

die Menſchen im langen Kampfe erobert haben? Waren ſie nicht glücklicher, als ſie frei in Wäldern und Feldern wohnten, als man dieſe ſteinernen Kerker nicht kannte, als Elend und Verbrechen noch nicht in zahlloſen Hütten neben einander hausten, und eine ſchreckliche Verbrüderung zum Kampfe auf Leben und Tod gegen jeden Glücklicheren und Beſſeren geſchloſſen hatten? Sind Das die Früchte eurer Weisheit? Iſt Das die Erziehung des Menſchen, daß er endlich, getheilt in zwei ungleiche Hälften, von arm und reich, von Gehorchenden und Herrſchenden, Elenden und Glücklichen, Hungernden und Schwelgern, zu Verzweiflung und Verbrechen getrieben, eure Geſetze verachten, und Sittlichkeit, Glaube, Treue, ja jede Menſchentugend verſpotten lernt?!

Nach einiger Zeit erſt antwortete ich ſeinen ungeſtümen Worten. Ich deutete auf das Thal des Fluſſes, der zwiſchen Wieſen und Fichtenwäldern vom öſtlichen Rande des Geſichtskreiſes in vielen Ringungen durch das ſumpfige Land heranzieht. Oberhalb ſammelt er ſich in breiten Waſſerbecken, ſtrömt dann in mehreren Armen durch die Stadt, und verläßt ſie, um zwiſchen Wieſenflächen weiter zu ziehen. Nach allen Seiten hin begränzen ſandige Hügel dies Sprecthal. Waldleiſten ſteigen ſpärlich daran auf, aber der Menſch hat dieſem wüſten Boden durch vielhundertjährigen Fleiß kümmerliche Erndten abgerungen, endlich durch Kunſt ſeine Kargheit beſiegt, und nun glänzt die friſche, grüne Saat, und das ſandige, arme, und ſumpfige Thal iſt mit menſchlichen Wohnungen dicht beſetzt. In der Mitte ſteht die ſtolze Königsſtadt, ein Triumph der Zähigkeit des menſchlichen Willens, der Ausdauer jenes Geiſtes, welcher Wüſten überwältigt und die Natur zur Dienſtbarkeit zwingt.

Siebenhundert Jahre ſind vielleicht verfloſſen, ſagte ich, als in eben dieſem Thale zu unſern Füßen, mitten zwiſchen Sümpfen und Weiden, einige arme wendiſche Hütten ſtanden. Es wohnten Fiſcher darin, die irgend einem Kralen, wahrſcheinlich dem Ritter von Stralow, dienſtbar waren, und zu den Götzenbildern in Spandau, Potsdam, oder in dem Königsſchloſſe zu Cöpenick beteten. Als der letzte Wendenfürſt Pribislaw beſiegt war, und in Brandenburg ein Chriſt wurde, König Jaczo in Cöpenick herrſchte und vertrieben ward, die Wenden aber weit und breit noch heimlich zu den alten Göttern um Erhörung und Rache flehten, brauchte Markgraf Albrecht der Bär, oder ſein Nachfolger Otto, ein feſtes Schloß, um die wendiſchen Städte am obern und untern Laufe des Spreefluſſes zu bewachen. So ſoll Berlin entſtanden ſeyn; Cöln auf dem linken Flußufer, wo die Wenden im Moraſt ihre Hütten auf Pfählen (Kollnen) errichtet hatten, war älter. Wer aber weiß

davon zu sagen, und was nützt es auch? Wer kennt die Geschichte eines kleinen Fleckens, der Jahrhunderte lang unbeachtet blieb, und viel später erst in Urkunden erwähnt wird? — Erst im dreizehnten Jahrhundert geschieht dies; und der seltene Fund des Berliner Stadtbuches, das auf der Rathsbibliothek in Bremen zufällig entdeckt wurde, gibt uns allein einige Kunde von dem Leben unserer Väter.

Wer darf jedoch zu behaupten wagen, jene Zeit sey eine glückliche und weise gewesen, besser als die Gegenwart, tugendvoller und freier? Blutige Gesetze, dem finstern Geiste der Zeit gemäß, schirmten und erhielten weit mehr die Verbrechen, als sie diese bestraften. Unfreie Menschen beugten sich zitternd vor den grausamen, gewaltthätigen Herren, Raub und Mord füllten alle Wege, Laster wurden nur an den Schwachen gestraft, Völlerei der ekelsten Art war die einzige Erholung. In dreihundertjährigen Kämpfen waren die tapferen Stämme des Wendenvolks besiegt und größtentheils vernichtet worden. Ihre Reste mischten sich mit den Eroberern, und fielen von dem Glauben ihrer Väter aus Furcht, nicht aus Ueberzeugung, zum Christenthume. Deutsche Krieger und freie Männer wurden mit dem Lande belehnt, so entstand ein trotziger Adel, der bald mit allem Uebermuth und aller Rohheit jener rauhen Zeit das Land bedrückte, die Bebauer desselben zu leibeigenen Knechten machte, und mit den Städten Krieg führte, indem er sie beraubte, und als seine natürlichen Gegner ansah.

Aber die Städte wuchsen kräftiger auf, ihre Mauern, ihr Reichthum, und ihre Bürger schützten sie vor den Junkern. Den Fürsten des Landes leisteten sie in schlimmen Zeiten Hilfe an Geld und Mannschaften, dafür empfingen sie kostbare Urkunden ihrer Freiheit. So that es auch Berlin. Aber was war die Freiheit jener Zeit?! Das Recht, sich loszusagen von dem allgemeinen Wohl und Weh des Landes, sich selbst Gesetze zu geben, Münzen zu schlagen, sich zu schirmen und zu schützen, wie es ging, innerhalb der Mauern den Blutbann zu üben, und Fehde zu führen gegen Jeden, welcher der Stadt Rechte antastete. Wie aber auf dem Lande Räuberhaufen und Ritter gewaltthätig herrschten, so in der Stadt der Rath und die Geschlechter. Es bildete dieser Stadtadel sich eben so herrschsüchtig und übermüthig auf seine wohlerworbenen Rechte und Vorrechte aus, er haßte und verachtete eben so die geringere Menge, und strafte unerbittlich jeden Versuch der Bürger, zur Theilnahme an der Herrschaft zu gelangen, wie dies in vielen deutschen und andern Städten der Fall war.

Solche Geschichten sind aber fast so alt, wie die Geschichte der Menschen. Griechenlands und Roms Beispiel wiederholten sich unter

andern Verhältnissen. Es waren innere Kämpfe der Patrizier und Plebejer, welche in deutschen Städten als Geschlechter und Gewerke auftraten. — So zerstörten sie selbst ihre Freiheit, und fielen lauernden Feinden als eine leichte Beute zu.

Die Städte der Mark waren niemals reichsfrei, aber die Menge und Kostbarkeit ihrer Privilegien, den Fürsten aus ascanischem, baierschem, und luxemburgischem Stamm, in den vielfachen, blutigen Verwirrungen dieses Landes durch Geld und gute That abgekauft, ließen diesen zuletzt für Berlin kaum mehr als den Titel ihres gnädigen Herrn und Markgrafen, einige Einkünfte und Zölle, und eine schmale Heeresfolge in seinen Kriegen. Der Hochgeborne Rath von Berlin und Cöln war der Fürst, und wäre die innere Zwietracht nicht immer verwirrender geworden, es würde dem Herrscherstamme, der 1411 die Mark vom Kaiser Sigismund zu Lehen empfing, nicht so leicht geworden seyn, diesen trotzigen Bürgern die Herrschaft und ihre Privilegien zu entreißen. Aber ein Unglück war es, daß Berlin und Cöln zwei Städte bildeten, jede mit besonderm Rath, besondern Ansprüchen, und Gerechtigkeiten. Eifersüchtig auf Handel, Gewerbe, Alter, und Vorrecht, entbrannten Haß und Neid bei jedem Anlaß. Zuweilen wollte man den Streit schlichten und sich inniger verbinden. Die Städte wurden vereinigt, der Rath that sich zusammen, den vier Gewerken wurde Theil an der Herrschaft gestattet; aber man hatte Oel in's Feuer geschüttet. Der Haß saß viel zu tief bei den Bürgern beider Städte eingegraben, er war von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Jahrhunderte erst haben ihn gänzlich auslöschen und dem Namen Cöln, der nun ein Quartier des großen Berlins bezeichnet, seine Bedeutung nehmen können.

Kurfürst Friedrich I. von Hohenzollern schickte im Jahre 1411 seinen Vetter Johann von Hohenlohe in's Land, um davon Besitz zu nehmen, aber der Adel rüstete gegen ihn. Die Quitzow's, die Rochow's, die von Putlitz, und viele andere stolze Barone, die da glaubten, der neue kräftige Herrscher, von dem sie Vieles gehört, was ihnen nicht gefiel, werde nun mit ordnender Hand und starkem Willen kommen, verbanden sich mit den Herzogen von Meklenburg und Pommern. Die Städte dagegen, besonders Berlin, das Viel an den Herren vom Adel zu rächen hatte, und dem man Bestätigung der alten und neuen Privilegien zusagte, leisteten dem Markgrafen nach hartem Widerstreben Eid und Heeresfolge. Die Schlacht wurde bei Cremmen geschlagen; der Adel siegte. Herr Hans von Hohenlohe fiel, mit ihm der Kern des fränkisch-städtischen Heeres. Nun trat eine wüstere Zeit ein, als je.

Die Städte halfen sich in Bündniß und Fehde, so gut sie konnten; sie schirmten ihre Wagenzüge mit stahlfesten Haufen, brachen einzelne Burgen, und wurden von den Quitzow's und ihren Gesellen gebrandschatzt, oft dicht an den Thoren. Erschlagene und Beraubte gab es vollauf; der Henker stäupte und brannte, briet in Oel und zerschlug mit Keulen die Glieder der Diebe und Verbrecher. In den Wäldern nisteten Räuberhaufen und Geächtete, in den Schlössern der Edeln lag der beraubte Fuhrmann und Kaufmann im Verließ, Galgengesindel mordete den armen Landbauer, der in leibeigener Knechtschaft längst zur stumpfen Dummheit herabgesunken war. Wer sich tüchtiger und trotziger dünkte, ward eines Junkers Knecht, und trug Pickelhaube und Schwert. So klopften Feuer und Tod nächtlich an die Thür der Armen, Friedfertigen und Schwachen; Wölfe, Raubritter, und Mörder lauerten an den Mauern der Stadt, und drinnen brannten Zwietracht und Verrath. Kannst Du diese Zeit etwa für höher und besser halten, als die Gegenwart? Ist die Sehnsucht unserer frommen Männer nach dem Mittelalter, das Seufzen nach der alten Einfalt, Treue, Biederkeit, und Frömmigkeit in diese Barbarei zu rechtfertigen?!

Nun kam Kurfürst Friedrich selbst, und seiner großen Kanone der berühmten „faulen Grete", war der Muth des Adels nicht gewachsen. Als die zehn Ellen dicken Mauern des Schlosses zu Plauen davor zusammenbrachen, kamen sie Alle, barhäuptig, im Hemd, den Strick um den Hals, und baten knieend um Gnade, die ihnen gewährt wurde. Nur die Brüder von Quitzow hatten wie unbeugsame, freie Männer gefochten, und waren so gefallen. Kurfürst Friedrich kam nun nach Berlin, und klopfte an das eisenbeschlagene Thor, aber es ward ihm nicht aufgethan. Mit seinem großen Rittergefolge wollte die trotzige Bürgerschaft ihn nicht einlassen; sie behauptete ihr Oeffnungsrecht, nach welchem der Fürst nur für sich Einlaß und Ehrentrunk verlangen konnte. Zürnend zog Herr Friedrich fort, und sicher nahm er sich vor, diese Schmach zu gelegener Zeit zu rächen; aber sein Leben war unruhig, er starb im Jahr 1440.

Seinem Sohne, Friedrich dem Eisernen, gelang die Demüthigung. Er benutzte geschickt den Haß des Adels und die Zerwürfnisse zwischen Rath und Bürgerschaft. Als er das Oeffnungsrecht verlangte, hatte er schon einen starken Anhang unter den Gewerken, und plötzlich erschien er mit 600 Reitern an den Thoren Berlins, welche ihm durch Verrath geöffnet wurden. Der erzürnte Fürst zerriß mit eigener Hand die alten Urkunden städtischer Freiheit. Nach *seinem* Gebot wurde der Rath eingesetzt, und als es zu einem Aufstande kam, entschied ein von ihm

niedergesetztes Gericht in Spandau so streng gegen die Stadt, daß die vornehmsten Bürger eilten, durch freiwillige Unterwerfung größeres Unglück abzuwenden. Harte Bußen wurden ihnen auferlegt; viel städtisches Eigenthum ging ganz verloren. Nur der Bürgermeister Bernhard Ryke, ein stolzer, kühner Mann, mochte sich nicht beugen und unterwerfen. Er verließ mit Wenigen das Land, wo er nicht mehr frei seyn sollte, und ward in Sachsen erschlagen.

Kurfürst Friedrich hatte gewaltsam genommen, was ihm nicht mit Recht zustand, aber wer kann es wagen, solches Thun anzuklagen in einer Zeit, wo Alles gewaltsam war? Um die fürstliche Macht fest zu gründen, war es nothwendig, hindernde Privilegien zu vernichten, mochten sie wohlerworben seyn oder nicht. — Wie wäre es aber, wenn die Berliner plötzlich in das Geschrei der Leute einstimmten, die so Viel von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit wohlerworbener Rechte hatten, und zurückverlangten, was man ihnen ganz unbestreitbar gewaltsam genommen hat? Aber man meint klugerweise immer nur bei solchen Declamationen die Vorrechte der bestehenden Kasten bis zu einer gewissen Zeit. Was vorher war, und welche wohlerworbenen und heiligen Rechte zerstört wurden, damit die Geschichte sich weiter entwickle, davon ist weiter nicht die Frage.

Was Friedrich der Stadt nahm, ersetzte er ihr materiell freilich gering genug durch seinen häufigen Aufenthalt in ihren Mauern. Um die alte Freiheit aber war es auf immer geschehen. Es wurden den Bürgern Lasten auferlegt, und zum ersten Male sahen sie sich gezwungen, starke Schatzungen zu Friedrichs Kriegen gegen Pommern zu tragen.

Der Sturz der bürgerlichen Freiheiten bildet einen ersten wichtigen Wechsel im Leben der Stadt. Ihr Wohlstand und ihr Handel hörten auf, und von einer fast reichsfreien Selbständigkeit sank sie zu einer Landstadt herab, deren Bürger, durch fortgesetzte Unterdrückung, den alten Freiheitssinn schnell verloren.

Friedrich II. gab ihnen für alle entrissenen Rechte, gleichsam wie zum Spott, den Vorzug, mit rothem Wachse zu siegeln, und hinterließ die Berliner als gehorsame Unterthanen seinem Bruder Albrecht Achilles. Dieser war aber selten in der Mark, und statt seiner regierte der Kurprinz Johann, welcher, seiner lateinischen Beredsamkeit halber, den Beinamen Cicero trägt.

Unter der Regierung dieser drei genannten Fürsten ward das Städtewesen und der Bürgerstand auf Kosten des Adels niedergehalten. Im engen Bunde mit diesem hatte Friedrich II. Berlins Rechte zer-

rissen, denn zum großen Jubel der Junker, die seinen Vater doch so schlimm bewillkommet hatten, während die Stadt ihm Gut und Blut weihte, ward der Bürgerstolz gedemüthigt. Auch belohnte Friedrich seine getreuen Ritter und Anhänger mit manchen Gütern der Stadt, verschenkte und verkaufte ihre Rechte und deren Einkünfte, oder verbrauchte sie zum Bau des festen Schlosses, welches an der Spree in Cöln errichtet ward.

Johann Cicero legte den Städten der Mark die erste Steuer auf, die sogenannte Bierzise, welche, zur Bezahlung der kurfürstlichen Schulden, auf sieben Jahre erhoben wurde. Es war das erste Beispiel einer fortlaufenden Besteuerung, welche man bis dahin nicht gekannt hatte. Im Uebrigen war der Kurfürst ein Freund des Adels und adeliger Spiele, aber auch ein Freund der Wissenschaften. Unter ihm erhielt Berlin die erste Apotheke und den ersten Buchdrucker; auch kamen mehrere gelehrte Leute, und unter diesen der Abt v. Sponheim, nach Berlin, dessen Briefe über das Leben der Bürger einige bezeichnende Aufschlüsse geben. Nach ihm waren die Bewohner ein armes, faules, dem Trunke ergebenes Volk, das freilich die Fasten und Gebote der Kirche streng hielt, aber dafür auch allen Lastern der Unmäßigkeit ergeben war. Die Stadt bestand größtentheils aus hölzernen Giebelhäusern, mit Schindeln oder Stroh gedeckt, und mit hölzernen und lehmenen Schornsteinen versehen. Sie war voller Schmutz; Schweine und Viehheerden liefen in den Straßen umher, auf denen auch die Ställe längs der Häuserreihen erbaut waren.

Johann Cicero hinterließ seinem sechzehnjährigen Sohne, Joachim I., 1499 das Land, in welchem der Adel niemals aufgehört hatte, die Landstraßen unsicher zu machen. Bei der großen Jugend des Prinzen trieb er nun das Räuberhandwerk um so ausgedehnter, weil er ungestraft zu seyn glaubte. Allein Joachim ließ in einem Jahre einigen siebenzig Edelleuten die Köpfe abschlagen, und darunter selbst den seines Lieblings, des Junkers von Lindenberg.

Joachim's Regierung bildet einen zweiten wichtigen Wendepunkt in der Geschichte dieses Landes. Bisher hatte der Adel sich neben die fürstliche Macht gestellt; jetzt zeigte sich diese in ihrer Obergewalt, brach die Willkür und Raubsucht der Junker, wie sie die alten Vorrechte Berlins zerbrochen hatte, und war dabei des Beifalls der Bürger eben so gewiß, wie früher des Beifalls des Adels.

Unter Joachim II., seinem Nachfolger, ward die Reformation in der Mark eingeführt, welche fast ohne allen Kampf herrschend wurde. Joachim I. hatte freilich Alles gethan, um der katholischen Kirche das

Land zu erhalten, aber in seiner eigenen Familie fand er den ersten Widerstand. Die Kurfürstin Elisabeth trat heimlich zu der neuen Lehre über, und sah sich dadurch zur Flucht genöthigt. Joachim II. mußte seinem Vater einen Eid leisten, der römischen Kirche treu zu bleiben; trotzdem trat er aber am 1. November 1539 in Spandau zum Protestantismus über, und dieser wichtige Schritt entschied für die ganze Mark. In Berlin wurden die Einkünfte der Kapellen und Altäre aufgehoben, und gute Prediger dafür angestellt, so daß in kurzer Zeit wenige Spuren der alten herrschenden Kirche mehr zu finden waren.

Mit Joachim I. aber hatte Berlin sein Ansehen geändert, indem es die ausschließliche Residenz der Fürsten wurde. Der Hof, welcher besonders unter dem prachtliebenden Joachim II. sehr glänzend war, zog viele Fremde herbei. Die Reihen von Festlichkeiten, die häufige Anwesenheit fremder Fürsten, die Landtage, welche in Berlin gehalten wurden, die Stiftung kurfürstlicher Kollegien, die Stiftung des Kammergerichts (1517) u. s. w. vermehrten eben so wohl den Wohlstand, wie die Bewohnerzahl. Und Joachim II. war ein schwelgerischer Fürst, welcher Nichts so sehr liebte, als glänzende Feste, Künste, und Luxus. An seinem Hofe befanden sich viele Gelehrte, die sein Vater schon begünstigt hatte. Aber es waren auch Chronikenschreiber vorhanden; Dichter wie Sabinus, Harlop, Wellemann u. s. w.; Mahler, sogar auch ein Hofmahler, Johannes Baptista aus Mailand; Sänger, Musiker, die er aus Italien berief, hauptsächlich aber Baumeister; denn an dieser Kunst fand er, wie zlücklicher Weise viele Fürsten seines Stammes, das größte Gefallen. Unter ihm erhielt Berlin daher manche schönen Gebäude von Stein, auch ließ er ein neues Schloß bauen mit prachtvollen Sälen, deren vornehmste Zierde viele historische Tafeln von Lucas Kranach waren.

Die Feste, welche dieser verschwenderische Fürst, so oft es nur möglich war, in Berlin feierte, zerrütteten freilich seine Finanzen, und machten nicht allein große Auflagen nöthig, sondern überhäuften ihn auch mit Schulden, die dem Lande zur Last fielen. Von Zeit zu Zeit wurde daher auch immer ein Landtag berufen, wo es sich vornehmlich darum handelte, den Ständen die Deckung und Tilgung der Schulden aufzubürden. Dies ist eine Hauptfrage auf allen Ständeversammlungen in der Mark gewesen; indeß bezeugt sie doch, daß die Kurfürsten nicht willkührlich die Einwohner beschatzen konnten, und daß es zu neuen Auflagen, wie überhaupt zu Geldverwilligungen, der Zustimmung der Stände bedurfte.

Es gibt Leute, welche anzunehmen scheinen, die sogenannte unbeschränkte Souveränität sey von Adam ab bei den Fürsten gewesen, und die, wenn von Ständen und ständischen Rechten die Rede ist, wie von unerhörten Neuerungen sprechen. Solche Herren, welche doch gewöhnlich Anbeter des Mittelalters sind, sollten nicht unwissender Weise die Grundsätze prostituiren, welche sie zur Schau tragen. Souverän wurden die Fürsten nur in Folge des Ueberschreitens ihrer ursprünglichen Rechte, in Zeiten der Schwäche der Nationen, wo diese, durch Elend und Krieg, oder durch knechtischen Gehorsam gedehmüthigt, verlernt hatten, ihre Freiheit zu bewahren. Unter Joachim II. hatten die Stände aber noch den Muth, ihm zuweilen seine Forderungen abzuschlagen; leider aber wirkte das Beispiel des Hofes, wie immer, nachtheilig auf die Sitten der Einwohner, welche überdies niemals die besten gewesen waren. Die Verschwendung nahm in allen Klassen überhand und konnte selbst durch Gesetze nicht bekämpft werden. Dazu überschwemmten die Juden das Land mit Schacher und Wucher, wie denn die Stände oft heftige Beschwerden darüber führten. Aber der Kurfürst hatte sie zu nöthig. Sein Hofjude Lippold war sein erster Kreditor und Freund, denn da die Goldmacherkunst, welche der Fürst eifrig trieb, nicht einschlagen wollte, so mußte Lippold Gold schaffen, und immer neue Mittel ersinnen, die Kosten der Feste und der Verschwendungen aufzubringen.

Nach Joachim II. trat dann plötzlich eine ernste und sparsame Regierung ein. Lippold, der Jude, ward als Zauberer und Mörder ungerecht angeklagt, und dem allgemeinen Hasse geopfert; die Sänger, Musiker und Mahler wurden entfernt, und Kurfürst Johann Georg gab strenge Gesetze, wie viel Gerichte dieser und jener Stand bei Hochzeiten oder Kindtaufen geben und welche Kleiderstoffe, wie viel Gold, Seide und Ziedeltaffet ein Fräulein oder ein Doktor, ein Edelmann, ein Rath, oder ein Bürgerkind tragen durfte.

Berlin hatte sich unter Joachim II. bedeutend vergrößert, es waren mehrere Straßen neu erbaut, andere verlängert worden. Meiereien und Gärten wurden auch außerhalb der Mauern angelegt, und Vorstädte entstanden an verschiedenen Thoren. Dennoch aber war die Stadt in ihrer Bauart nicht weiter geschritten, der größte Theil war von Holz, unregelmäßig und schlecht. Die Hauptstraßen waren jedoch gepflastert worden, damit die geschmückten Hofleute, welche bei Regenwetter auf Stelzen zu Hofe gingen, nicht, wie bisher, im Schmutz versanken.

Die Geschichte Berlins bis zur Regierung des großen Kurfürsten,

Friedrich Wilhelms, bietet wenig Interessantes. Kein außerordentlicher Mann wirkt auf ihren Fortschritt ein, dagegen bringt die Regierung Georg Wilhelms und die Zeit des dreißigjährigen Krieges fürchterliches Elend über die Stadt, welche von Schweden und Kaiserlichen, von Hunger und Pest verwüstet wird. Wie es im ganzen Lande ausgesehen haben muß, beweisen selbst die Briefe des Kurfürsten, in welchen die schreckliche Zeit beklagt und angegeben wird, daß nicht allein Hunderte von Menschen in Berlin verhungert, sondern noch weit mehr sich aus Verzweiflung das Leben genommen haben. Aller Handel hörte natürlich auf, alle Gewerblichkeit. Die schlimmsten Laster gesellten sich zu dem größten Elende, alle Dörfer rings umher lagen niedergebrannt, ihre Bewohner waren erschlagen oder an der Pest gestorben. Berlin selbst hatte beim Tode des Kurfürsten nur wenige Tausend Einwohner behalten, und war nahe daran, wie viele Städte der damaligen Zeit, ganz unterzugehen. — Glaubst Du nun, daß uns eine dieser Zeiten und Herrschaften besser und rechtlicher, kräftiger und freier erscheinen kann, als die, in welcher wir leben?

Es war ein Glück für das Land und für Berlin, daß der schwache Fürst starb, und sein junger Nachfolger eine so glückliche Wendung der Verhältnisse hervorbringen konnte.

Die Regierung dieses großen Kurfürsten ist auch für Berlin eine mannigfach wohlthätige gewesen, denn trotz der vielen Kriege, welche er führte, sorgte er doch für das schnelle Wachsthum seiner Hauptstadt mit Eifer. Unter Ihm, dem wahren Gründer der nachherigen Größe Preußens, ging aber freilich auch der letzte Rest ständischer Freiheit verloren, und die unbeschränkte Fürstengewalt trat an ihre Stelle. Wie hätte auch das elende, herabgekommene Land und der gebeugte Muth seiner Bewohner die alten Rechte bewahren können?! Die religiösen Streitigkeiten und die nachfolgenden langen Religionskriege haben überhaupt nachtheilig auf Bewahrung der politischen Freiheiten gewirkt. Die religiösen Fragen verschlangen alle andern Interessen, und vergebens versuchten patriotisch gesinnte Männer, die Reformation auch auf die gedrückten Zustände der untern Volksklassen, namentlich des mißhandelten Landvolkes, anzuwenden. Nach dem dreißigjährigen Kriege trat eine vollständige Erschlaffung ein. Der Despotismus fürstlicher Allgewalt, welcher von Ludwig XIV. ausging, wurde in Deutschland gern nachgeahmt, und in den unruhigen Zeiten, wo man stehende Heere errichtete, und das Elend wie die Schwäche so groß waren, daß der Bürger gern seiner früheren Wehrhaftigkeit entsagte, und Geld

gab, um zu Hause bleiben zu können, ward es den Fürsten leicht, unbedingten Gehorsam zu fordern und zu finden. Männer aber, die kühn genug waren, auf alte Rechte zu pochen, wurden als unruhige Köpfe und Verräther verfolgt und gerichtet.

Auch Friedrich Wilhelm hat das gethan, und unter seiner thatenreichen Regierung entwickelt sich eine neue wichtige Periode unserer Geschichte. Der Adel, welcher bisher seine Lehnsdienste mit den übrigen Ständen gemeinsam und in Person bei Kriegszeit geleistet hatte, trat vorzugsweise in das neu entstandene Heer, als Anführer desselben. Er umringte die Person des Fürsten immer mehr ausschließlich, bemächtigte sich aller oberen Staatsstellen, die er nach und nach als sein angestammtes Eigenthum betrachtete, und pochte mit Uebermuth auf die Vorzüge der Geburt. Die Bürger dagegen entsagten den Waffen und gaben dadurch sich, ihr Leben, ihr Eigenthum und dessen Vertheidigung in den unmittelbaren Schutz der Herrschaft. Sie bildeten den Nährstand eben so ausschließlich. Es ward Schande für ein ritterliches Geschlecht, bürgerliche Geschäfte zu treiben; Die es thaten, entsagten ihren Standesvortheilen, und so sonderten sich, scharf getrennt, die Klassen zu Kasten. Der Adel herrschte auf seinen Gütern und über seine Leibeigenen. Er trug die Lasten des Staates nicht, denn er steuerte nur die Lehen nach Ritterpferden. Dagegen nahm er alle Aemter und Würden in Besitz. Die Bürger gaben, was ihnen auferlegt ward, wenn nicht ohne Murren, doch ohne Widerstand, den sie nicht mehr leisten konnten. Sie wurden willenlos Beherrschte, und verdumpften immer mehr in dem Formenwesen ihrer gewerblichen Einrichtungen, dem Zunftzwange, den kleinlichen Eitelkeiten ihrer Rangstreite, und im unterthänigen Gehorsam, der ihnen durch Gewalt gelehrt ward. So bildete sich die Knechtschaft des achtzehnten Jahrhunderts aus, die Blüthenzeit des unwissenden Junkerthums, das im Jahre 1806 erst ein unverhofftes Ende fand.

Den Anfang zur souveränen Gewalt machte Friedrich Wilhelm 1654, durch den Antrag bei den Ständen, ihm statt der Mannschaft Geld zu bewilligen, zum Unterhalt seines Heeres. Vergebens sprach Kurt von Burgsdorf mit Kraft gegen diesen Vorschlag, indem er zeigte, wie der Fürst, im Fall das zugestanden würde, bald keine Stände mehr nöthig hätte. Die Folge seiner Freimüthigkeit war Verbannung und Verlust seines Vermögens. Die Feigheit der Gemüther war viel zu groß, um dem obersten Willen zu begegnen, und Friedrich Wilhelm, wie die Geschichte Preußens und die Hinrichtung des unglücklichen Kalkstein zeigt, auch keineswegs ein Herr, der vor dem

alten Recht zurückgetreten wäre, wenn es galt, seinem Willen Gehorsam zu schaffen.

Für Berlins Verschönerung that Er dagegen viel. Aus Friesland und Holland kamen schon 1646 viele Anbauer, denen man die leer gewordenen Häuser oder wüste Plätze zur Ansiedelung übergab. Diese brachten die holländische Gartenkunst, Viehzucht, und Verbesserungen des Ackerbaues mit, und wurden auch überall in der Mark in Kolonien untergebracht, die man Holländereien nannte.

In Berlin ließ der Kurfürst durch diese fleißigen Menschen den Lustgarten anlegen, der mit seltenen Bäumen und Sträuchern geziert wurde, und diesen betriebsamen Einwanderern haben die Mark und Berlin ihr Aufblühen ganz besonders zu danken. Zu den neuen Bewohnern der Hauptstadt kamen auch manche der aus Schlesien vertriebenen Protestanten; besonders aber, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, viele Franzosen, welche Künste, Manufaktur- und Fabrikfleiß mitbrachten Vorzüglich waren es Seidenweber, Strumpfwirker, und Hutmacher, auch viele Leute aus höheren Ständen. Viele der Vornehmeren traten in die Dienste des Kurfürsten oder der Prinzen, und unter diesen befinden sich ausgezeichnete Männer, wie z. B. Claude du Bellay, Baudes du Choffin, der Mahler Verdionich. Zu diesen und anderen Herrn, wie den Grafen von Beauveau d'Espanses, dem Marschall von Schomberg u. s. w., gesellten sich gelehrte und reiche Familien, z. B. die Ancillons, Ermans, Reclams, welche noch jetzt in ihren Nachkommen als berühmte Staatsmänner, Gelehrte, Theologen, oder reiche Kaufleute in Berlin leben. Friedrich Wilhelm nahm sich den Vertriebenen eben so wohl aus Staatsgründen, wie den Gefühlen seines frommen Herzens folgend, mit Vorliebe an. Er räumte Ihnen viele Vortheile und Rechte ein, und empfahl sie noch auf dem Sterbebette seinem Nachfolger.

Sorgte der Kurfürst für eine neue Bevölkerung, so machte diese, welche an größere Ordnung, Reinlichkeit, und Gewerbthätigkeit gewöhnt war, auch neue Verordnungen nöthig. Die verfeinerten Sitten dieser Flüchtlinge wirkten besonders wohlthätig auf den gesellschaftlichen Zustand, und wenn man dagegen auch erfährt, daß seit dieser Zeit manche Laster der Civilisation herrschend wurden; daß man französisch zu sprechen anfing, die deutsche Sprache vielfach verunstaltete, und endlich fast ganz zur Sprache des gemeinen Volkes machte, daß die alte schöne Bürgertracht verschwand, und dagegen französische Kleiderordnung und Perücken eingeführt wurden, daß endlich, wie mit den Holländern der Gebrauch des Theetrinkens und Tabakrauchens ins Land gekommen war,

die Franzosen den Kaffee und das Tabakschnupfen mitbrachten, so lag Dies Alles weit mehr in den allgemeinen europäischen Verhältnissen als in den besondern der Mark.

Die Versuche, Berlin zu verschönern, begannen, ganz zweckmäßig mit Verordnungen gegen die Schweine, welche sammt ihren Ställen aus den Straßen verbannt wurden; dann wurden zum ersten Male Gassenkehrer angestellt, welche die sonderbare Verpflichtung hatten, Jedem, vor dessen Hause sie Unrath fanden, und der für das Wegbringen desselben nicht bezahlen wollte, diesen ins Haus zu werfen. Viele Straßen der Stadt wurden neu und besser gepflastert. Die fortgesetzten verheerenden Feuersbrünste erforderten eine neue Feuerordnung und Polizei; zum ersten Male wurden Spritzen angeschafft und der Versuch einer Straßenerleuchtung damit begonnen, daß jedes dritte Haus eine Laterne zum Fenster hinaus hängen mußte.

Inzwischen vermehrte sich die Bewohnerzahl so bedeutend, daß drei neue Stadttheile entstanden, nämlich: Neu-Cöln, der Friedrichswerder, und die Dorotheenstadt, von denen die beiden letzten zu Städten mit besonderen Rechten erhoben wurden. Der größte Theil dieser neuen Städte war aber Sumpf und Wald, und konnte nur mit großer Mühe trocken gelegt werden. Damals hatte man auch den Plan gefaßt, Berlin zu einer Festung umzuwandeln, und dies gelang nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit. Neu-Cöln und der Friedrichswerder wurden mit in die Festungswerke gezogen, die Vorstadt aber, welche nach der Gemahlin des Kurfürsten die Dorotheenstadt genannt wurde, lag außerhalb, im Thiergarten. In der Dorotheenstadt wurde die berühmte Lindenallee gepflanzt, welche jetzt eine der schönsten Zierden Berlins ist, und schon damals begann auch auf der linken Seite derselben die Friedrichsstadt zu entstehen.

Trotz aller dieser Vergrößerungen und Verschönerungen war die Zeit düster, und der Kurfürst, der so Viel baute, den Handel hob, Kanäle anlegte, und einen wohlorganisirten Staat gründete, weit mehr gefürchtet, als geliebt. Viele neue Abgaben und Lasten waren eingeführt worden; der Kurfürst hielt ein Heer und brauchte Geld; die hohen Zölle, besonders die neue Accise, erbitterte die Berliner so sehr, daß es mehrmals zu Aufständen kam. Indem er seine fürstliche Macht unbeschränkt ausdehnte, griff er in die Rechte der Einzelnen, und da er sich mit Adel und Soldaten umringte, so waren diese, und nicht der Bürger, seine Stütze. Der steife Hofton verdrängte daher auch immer mehr die alte, fröhliche Zeit, und die treuherzige Annäherung und Verbindung zwischen Fürst und Volk. Der Despotismus des

Hofes von Versailles ward in Deutschland nur zu gut nachgeahmt.

Der Kurfürst selbst war ein ernster Mann, voll ehrgeiziger Hoheit und Abgeschiedenheit, welcher der leichten Fröhlichkeit nicht hold war, und die alte, derbe deutsche Lust eben so wenig mochte, wie die Schmausereien und Völlereien seiner Vorfahren. Von dem finsteren Aberglauben seiner Zeit konnte er nicht frei werden. Gespenster, Heren, und die weiße Frau auf dem Schlosse, die Ahnfrau der Hohenzollern, welche, wenn sie wehklagend sich sehen läßt, ihrem Geschlecht Unheil und Tod verkündet, fanden, wie der Teufel selbst, festen Glauben bei ihm. Derselbe Fürst, welcher einen Musensitz gründen wollte, zu welchem er Juden, Araber, und Türken einließ, indem er ihn ohne Unterschied der Religion, den Lehren aller Tugenden weihte, ließ Herenprozesse anstellen und schuldlose Unglückliche foltern und verbrennen.

Als Friedrich Wilhelm 1688 starb, nachdem er in seinen letzten Jahren viel häusliches Herzeleid erlebt und fast beständig geweint hatte, hinterließ er seine Hauptstadt, im Aufblühen begriffen, und mit 40,000 Einwohnern bevölkert, der Sorge seines Nachfolgers, der als Kurfürst Friedrich III., als König Friedrich I., heißt.

Dieser Fürst, welcher in der Geschichte keineswegs ein ruhmvolles Andenken bewahrt, ist dennoch durch verschiedene Umstände einer der bedeutungsvollsten Regenten des Hohenzollernschen Hauses, und für Berlin der wahre Schöpfer der nachfolgenden Größe und Schönheit. Friedrich der Große sagte von ihm, daß er die Königskrone genommen und seinen Enkeln mit der Bedeutung hinterlassen habe: „Ich habe euch eine Krone gegeben; sehet zu, wie ihr sie groß macht!“ Mit demselben Recht kann man von seinen ungeheuren Bauten behaupten, daß sich die Bedeutung daran knüpfe: „Ich habe Berlin mit Palästen geziert, sehet zu, daß es dieser würdig werde!“

Man erzählt, daß Friedrich schwur, er wolle, was es auch koste, die Königskrone haben, weil bei einer Unterredung mit Georg, König von England und Kurfürsten von Hannover, dieser ihm den Armsessel verweigerte. Ist dies der Fall, so hat ein höheres Fatum die Eitelkeit des prachtliebenden Fürsten doch völlig gerechtfertigt. Die Königskrone war ein unschätzbarer Erwerb, und was auch dafür geopfert wurde, es ward durch die selbständigere Stellung des mächtigen Vasallen zu Kaiser und Reich gleich Anfangs aufgewogen.

Kurfürst Friedrich lebte als Kurprinz, wie viele Prinzen seines Hauses, im Streit mit dem Vater, und besonders in Unfrieden mit

der Stiefmutter, der so weit ging, daß er heimlich nach Hessen entfloh. Der große Kurfürst ward in den letzten Jahren seines Lebens von dem Willen seiner Gemahlin beherrscht, und auf dieser, der Kurfürstin Dorothea, ruht noch jetzt der furchtbare Verdacht, Gift gegen ihre Stiefsöhne angewandt zu haben, um ihren eigenen Kindern Land und Erbfolge zu sichern. Friedrich befreite sich vom Tode, den er in einer Tasse Kaffee trank, durch ein kräftiges Gegengift, sein Bruder Ludwig aber starb nach dem Genuß einer Orange, welche die Prinzessin von Holstein-Sonderburg, eine Verwandte der Kurfürstin, ihm reichte. Auch des Erbprinzen junge Gemahlin, die hessische Prinzessin Elisabeth, starb plötzlich, im fünften Monat ihrer Schwangerschaft, und da man offen die Kurfürstin dieser schrecklichen Thaten beschuldigte, der Kurfürst aber nur durch tiefe Traurigkeit seinen Antheil bezeugte, so entfernte sich der Erbprinz ganz vom Hofe und lebte in Cöpenick.

Mit dem Antritt seiner Regierung trat sogleich eine neue Zeit ein, besonders für Berlin, wo die Huldigungs-Feierlichkeiten gleich zu den prächtigsten Festen Anlaß gaben. Diese füllten das ganze Leben des Regenten: es war, als ob seine Geschichte, alle seine Thaten und Einrichtungen, sich darauf concentrirten. Jede Begebenheit des Kriegs oder Friedens würde sogleich durch ein Fest gefeiert, und diese drängen sich oft zu ganzen Reihen zusammen, besonders in den Zeiten seiner Königswürde.

Friedrich I. war verwachsen (seine Amme hatte ihn fallen lassen) aber sein Gesicht war stolz und würdevoll. Er war für die Repräsentation und Etikette seiner Zeit gleichsam von der Natur bestimmt, und seine prachtliebende Seele dürstete nach Gelegenheiten, es in allen Dingen den größten Monarchen Europas gleich zu thun, oder sie wo möglich zu übertreffen. Als seine geistreiche Gemahlin, die berühmte Sophie Charlotte, in Hannover auf dem Todtenbette seufzte, und ihr Bruder sie zärtlich fragte, welcher Kummer ihr Herz noch bedrücke, erwiederte sie lächelnd: „Ich habe nur noch eine Sorge auf Erden, die nämlich, welche unnütze und langweilige Ceremonien man in Berlin mit meinem armen Körper vornehmen wird." Dieser Ausspruch der geistvollen Fürstin charakterisirt ihren Gemahl, der auch nicht unterließ, jede mögliche Pracht und Ceremonie bei ihrem Leichenbegängniß anzuwenden.

Der Hofhalt Friedrichs war ganz wie der der mächtigsten Könige eingerichtet. Eine zahllose Menge Bedienten unter allerlei Namen wurden angestellt, überdies aber, nach dem Vorbilde Ludwigs XIV., Künstler und Gelehrte aus allen Weltgegenden mit hohen Besoldungen

herbeigezogen; nur daß Friedrich sich nicht überwinden konnte, sie auch mit der Hochachtung zu behandeln, wie es der König von Frankreich that. Denn der eine König hielt streng darauf, daß, wer an den Hof kommen wollte, auch von gutem Adel sey; selbst die niederen Stellen wurden nur Leuten gegeben, welche sich bei dem Heroldsamte rechtfertigen konnten; wer sonst emporstieg, durch Verdienste oder Begünstigung, dem ward gewöhnlich der Adel wenigstens nachträglich ertheilt.

Daß ein solcher Fürst seine Residenz so viel als möglich zu verschönern sucht, ist ganz in der Ordnung. Niemand hatte früher so viel dafür gethan, als er, und schon die Menge der berühmten Baumeister, welche er hielt und hoch besoldete, beweist, wie viel er darauf verwandt hat. Der berühmteste dieser Baumeister war unstreitig Andreas Schlüter, der Erbauer des Schlosses, wie es jetzt ist. Er baute auch das Schloß in Charlottenburg, und von seiner Tüchtigkeit als Bildhauer zeugen nicht allein die Masken der sterbenden Krieger im Hofe des Arsenals und viele Verzierungen im Schlosse, sondern auch die Reiterstatue des Kurfürsten, welche Jacobi in Kupfer goß, und welche dann auf der von Friedrich Wilhelm erbauten langen Brücke aufgestellt wurde. Außer den Kirchen und Brücken, der Verschönerung der Plätze, Anlage von Lustgärten, Wasserkünsten, Orangenhäusern, und dem Bau vieler schönen Privatwohnungen, zu welchem er seine Räthe, Minister, und Günstlinge anhielt, bleiben die Hauptdenkmale, welche die Zeit Friedrichs I. uns hinterlassen hat, das Zeughaus und das Schloß. Beide sind vorzüglich Schlüters Werke, obgleich auch Andere daran gebaut haben; am letztern namentlich Erfander von Göthe, der Neider und Nebenbuhler Schlüters. Andere bedeutende Baumeister jener Zeit waren Nehring, Behr, Johann Simonetti, Johann de Bodt, unter deren Aufsicht die Schlösser zu Caput, Potsdam, Glienike, Bornheim und Fahrland gebaut wurden u. s. w. Diese Baumeister waren fortwährend beschäftigt, und mit ihnen zugleich gab es eine große Anzahl Bildhauer und Mahler, wie z. B. die Gebrüder Terwesten, Lorenz Eppenhof, Cornelius Bega, und viele Andere, welche für die Ausschmückung thätig waren.

Die Zahl dieser verschiedenen Künstler war so bedeutend daß Friedrich am 11. Juli 1699 die Akademie der Künste stiftete. Dieser Stiftung folgte die der Akademie der Wissenschaften, deren erster Präsident der berühmte Leibnitz wurde. Nun wurden alle Fortschritte reger betrieben. Nach einer neuen Bauordnung verschwanden in Berlin endlich die Strohdächer und die hölzernen und Lehmschornsteine

gänzlich. Der Kurfürst lieferte Jedem, der bauen wollte, unentgeltlich Kalk und Steine, und so entstanden nicht allein Häuser von Stein, sondern auch ganze neue Straßen und Stadttheile: die Friedrichsstadt und die Spandauer Vorstadt. Wie schön Berlin in den Augen der Zeitgenossen schon damals gewesen seyn muß, beweist ein Brief des berühmten französischen Arztes Carl Patin an den Herzog Ulrich von Braunschweig.

Alles, schreibt dieser gelehrte Mann, scheint mir in Berlin so schön, daß ich glaube, der Himmel muß hier eine Oeffnung haben, durch welche die Sonne diesem Lande ihre besonderen Gunstbezeugungen zuwendet.

Trotz aller dieser Feste und Bauten aber, trotz der Sänger, der Musiker, (unter welchen auch der berühmte Händel war,) trotz der Mahler, der Bildhauer, der Dichter und Gelehrten, war die Zeit der Herrschaft Friedrichs I. doch keineswegs eine wohlthätige für seine Unterthanen, welche unter der Steuerlast fast erdrückt wurden. Der verschwenderische Haushalt erforderte weit mehr Geld, als die Einkünfte betrugen, und als selbst die Juden herbeischaffen konnten. Es wurden daher von Jahr zu Jahr nicht allein die Zölle und Accisen erhöht, sondern auch Kopf-, Vermögen- und Luxussteuern der verschiedensten Art eingeführt. So gab es Chaisen- und Karossensteuern, Abgaben auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Stempelsteuer von Schuhen, Stiefeln, Pantoffeln, Strümpfen und Hüten, die mit Strenge eingetrieben wurden; ferner eine Steuer auf Perücken, welche sehr einträglich gewesen seyn muß, da jeder nur einigermaßen respektable Kopf dies nothwendige Mobiliar seiner Würdigkeit nicht entbehren konnte. Dazu kamen Stempellasten auf Papier und Spielkarten; und wer Kaffee, Thee, oder Chokolade trinken wollte, mußte sich jährlich für zwei Thaler einen Erlaubnißschein lösen, oder sich den Appetit vergehen lassen, den man so grausam war, gestissentlich zu reizen; denn der König befahl, überall zu Anlage von Kaffeehäusern zu ermuntern, damit die Steuern oder Strafen sich vermehren möchten. Endlich wurde sogar eine Strafsteuer für ehelose Jungfern eingeführt, die alle, vom sechzehnten bis zum vierzigsten Jahre, jährlich sechs Groschen zur Accise bezahlen mußten, um dem Könige Das zu ersetzen, was ihm dadurch verloren ging, daß sie ohne Mann und Kinder blieben. Für den Schloßbau wurden aber überdies vom ganzen Lande Steuern erhoben, denn König Friedrich konnte nicht genug prächtige Säle bekommen, und kümmerte sich wenig darum, daß man in Europa den kleinen Fürsten eines halbbarbarischen Ländchens verspottete, der das

Mark und die Kräfte seiner Unterthanen an dem Bau unnützer und riesenhafter Schlösser und Zeughäuser verschwende.

Man könnte jedoch meinen, daß diese neue Periode des Aufblühens der Künste und Wissenschaften in Berlin das Leben veredelt und verschönt hätte; wir finden uns jedoch sehr getäuscht, wenn wir es aufmerksamer betrachten, und selbst die entschiedensten Anhänger der guten alten Zeit werden nicht zugeben wollen, daß die Regierung Friedrich I. gerade das Eldorado sey, nach welchem sie seufzen, wenn auch einige darunter durch den noch vorhandenen religiösen Fanatismus bestochen wären.

So viele Künstler man auch berief, so waren Künste und Wissenschaften doch nur von einzelnen bevorzugten Menschen in jener Zeit wahrhaft geliebt und gehegt. Die Masse des Volkes lag noch immer in Aberglauben und Rohheit gefangen, was aber die Fürsten thaten, geschah meist nur, um ihrer Eitelkeit zu fröhnen.

Wie herabgewürdigt muß der Sinn der Bevölkerung, wie ausgelöscht das Rechtsgefühl gewesen seyn, um einen Zwang und eine Knechtschaft zuzulassen, wie sich diese in vielen Einrichtungen, in den Steuererpressungen und in der hochmüthigen Sonderung der Kasten ausspricht. Von Gedanken an die alten Rechte der Vorfahren, von Gefühlen ihrer trotzigen Freiheit scheint keine Spur mehr übrig geblieben zu seyn. Der Wille des Königs war alleiniges Gesetz geworden, und die Pracht des Hofes und seiner Feste herrschen so ausschließlich, daß die Chronikenschreiber jener Zeit uns wenig oder nichts von dem Leben der übrigen Menschen erzählen.

Solchem Einflusse ist es auch zuzuschreiben, daß die Geschichte Berlins überhaupt mehr eine Geschichte ihrer Regenten, als der Stadt ist. In den Zeiten alter Freiheit war diese zu klein und unbedeutend; als sie größer wurde, war sie unmündig; was geschah, kam aus der Hand und aus dem Willen der Herrscher. Selbständige Entwicklungen konnten daher nicht erfolgen, oder gar eine Macht erreicht werden, welche Einfluß auf die Geschichte des Landes und der Zeit gehabt hätte. Erst in unsern Tagen hat die geistige Entfaltung aller Lebenskräfte und das ungemeine Wachsthum industrieller Thätigkeit den Glauben erzeugen können, daß der ruhmvollste Theil der Geschichte Berlins erst der Zukunft angehören wird.

Zur Zeit Friedrichs I. genoß sie von den Verschwendungen dieses Fürsten noch das meiste Gute, da sie den meisten Antheil nahm. Die Stadt dehnte sich bedeutend aus, und eine der größten Wohlthaten erzeigte ihr der König, daß er im Jahre 1709 die fünf Städte, aus

welchen sie bestand, (Berlin, Köln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichsstadt,) sammt allen Vorstädten zu einer einzigen vereinte, welche den gemeinsamen Namen Berlin tragen sollte. Die verschiedenen Magistrate und Rechte wurden aufgehoben und eine Gesammt-Administration eingeführt. Berlin hatte damals schon über 50,000 Einwohner.

Daß die üppigen Feste des Hofes nicht ohne Wirkung auf die Masse des Volks blieben, ist einleuchtend. Jeder wollte sich erheben, es an Luxus und Aufwand dem Andern zuvorthun und ein leichtes lustiges Leben führen, wozu der Trieb von den Vorfahren ererbt war. Seltsam klingen dabei die Edikte, welche vom Könige erlassen wurden, um den Verschwendungen Einhalt zu thun. Auch diesmal wurde vorgeschrieben, wie viel Jeder essen, welche Kleider er tragen, und wie viel Gäste er bitten solle; aber diese und andere Beschränkungen führten nur vermehrte Lust herbei, sie zu umgehen, und Strafen zu zahlen, worauf es doch eigentlich am meisten abgesehen war.

Die Volksvergnügungen jener Zeit waren jedoch im Ganzen noch auf Jahrmärkte und Schützenplätze beschränkt, die von allen Ständen sehr geliebt, und selbst vom Fürsten und seinem Hofe besucht wurden, der an den Zinnbuden Würfelspiele trieb. In Winter- und Faschingszeit trat die Komödie an ihre Stelle, eine Neigung, welche auch aus alten Tagen den Berlinern anklebt. Vor Jahrhunderten schon hatten die Mitglieder des Kalandsordens und die Schüler geistliche Komödien aufgeführt. Dieser Gebrauch hatte sich auch später erhalten, und als im sechzehnten Jahrhundert sich reisende Schauspielergesellschaften bildeten, waren diese in Berlin, trotz des Gelärms der Prediger, trotz des Scheltens der Fürsten selbst, die es in verhängnißvollen Jahren nicht dulden wollten, immer willkommen. Kurfürst Johann Sigismund, der es auch liebte, so lustige Stückchen zu schauen, wo, nach derber deutscher Weise, Hanswurst sich mit Heiligen und Teufeln umherprügelt, wie dies in dem beliebten Stück: **Amantes amantis**, die Geschichte vom verlornen Sohn u. s. w. geschah, sandte selbst den Junker Hans Stockfisch, gewöhnlich „der englische Junker" genannt, nach England und den Niederlanden aus, um Komödianten nach Berlin zu holen.

Die nachfolgenden Zeiten und Regenten waren freilich ernster gestimmt; aber unter Friedrich I. wußte der Rath von Berlin wenigstens einmal im Jahr, zur Winterzeit, immer Rath zu schaffen, daß Komödianten herbeizogen. Einen höhern Reiz erhielt aber die Schauspielkunst durch die Theilnahme der Königin Sophie Charlotte, welche

öfter mit Hülfe ihres Hofstaats französische Stücke aufführte. Endlich ward aber, durch eine Probe, die Sonntags angesagt ward, ein junger Edelmann abgehalten, Beichte und Abendmahl zu besuchen. Sein Vater und die Geistlichkeit beklagten sich darüber beim Könige, und dieser, dem dies Komödienspiel längst ein Gräuel war, ließ plötzlich alle Coulissen wegnehmen und die Darstellungen streng verbieten. Obwohl nun die Priester damals auch verlangten, daß alle Komödianten aus dem Lande gejagt würden und, wie es heute noch unsere frommen Herren thun, diese Kunst und ihre Diener als Teufelswerk und verruchte Sünde anklagten, so geschah dies doch keineswegs, vielmehr spielte in Berlin oft die Velkheimsche Gesellschaft, welche größtentheils aus Leipziger Studenten bestand, und eine kurze Zeit war selbst französisches Theater bei Hofe verschrieben worden.

Wir können zuletzt noch bemerken, daß unter Friedrichs Regierung auch die Polizei eingeführt wurde. Diese Amme der Menschheit, welche jetzt so sorgfältig jeden unserer Schritte von der Wiege bis zum Grabe überwacht, bestand damals freilich nur aus einigen unschuldigen Marktmeistern, und beschränkte sich auf Erhaltung der Straßenordnung. Dennoch scheint es, daß eine Art Instinkt die Berliner zum Hasse und zur Verachtung antrieb, denn es bedurfte strenge Verordnungen des Ministers von Fuchs, um den Einwohnern zu beweisen, daß diese Leute und ihre Beschäftigung nicht als unehrlich zu betrachten seyen.

Friedrich I. war übrigens ein wohlerzogener Herr, von dessen Kenntniß im Latein, wie auch von seinen redneriſchen Gaben viel gerühmt wird. Er beweist aber, das Rednertalent noch keinen guten Fürsten macht, und schöne Worte, ja selbst der bessere Wille, eine schwache und schlechte Regierung begleiten können. Die elende Günstlings- und Maitressenwirthschaft sind unerhört, und daß ein Mann, wie der berühmte würdige Kanzler, Eberhard von Dankelmann, plötzlich, ohne Urtheil und Recht, von seinem höchsten Staatsamte zehn Jahre lang in den Kerker geworfen und seines Vermögens beraubt werden konnte, ist ein hervorragendes Beispiel der schreienden Gewaltthätigkeit unter den zahlreichen, welche die Kabinets-Justiz des achtzehnten Jahrhunderts übte, wie das sicherste Zeichen der Entsittlichung und der moralischen Ohnmacht der Menschen.

Auch mit den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit hat sich Friedrich I. vielfach beschäftigt. Er war völlig vertraut damit und seine Hinneigung zu ihnen verschaffte ihm selbst den Ruf der Frömmigkeit. Seit der Zeit, als im Jahr 1613 Kurfürst Johann Sigismund,

trotz des Versprechens, welches er seinem sterbenden Vater geleistet, zum Kalvinismus übertrat, war Berlin, von Zeit zu Zeit, der Schauplatz ärgerlicher religiöser Streite und Tumulte. Die Nachfolger Sigismunds verharrten bei der reformirten Kirche, waren aber öfter genöthigt, feierliche Zusicherungen zu leisten, daß sie unparteiisch Lutheraner wie Kalvinisten zu gleichen Gnaden und Ehren annehmen und befördern wollten. Selbst der große Kurfürst hatte Das gethan, aber die beiden protestantischen Kirchen haßten sich mit größerer, blinderer Gewalt, als selbst die Katholiken. Unter Friedrichs Regierung wurde nun der erste Versuch gemacht, diesen Haß zu versöhnen und eine gemeinsame Kirche herzustellen. Der König selbst und die Königin Sophie Charlotte nahmen den lebhaftesten Antheil an diesem verdienstlichen Geschäft, bei welchem auch Leibnitz, der berühmte Probst Spener, der Bischof Ursinus, der gelehrte Hofprediger Jablonski, und viele ausgezeichnete Männer beider Parteien arbeiteten. Dennoch wurde Nichts ausgerichtet. Der wüthende Eifer entbrannte vielmehr in der nächsten Zeit um so heftiger über Prädestination und Abendmahl. Zeit und Menschen waren zur Versöhnung noch nicht reif.

Friedrichs Nachfolger, der in der preußischen Geschichte wohlbekannte Friedrich Wilhelm I. war, wie dies oft geschieht, ganz der Gegensatz seines Vaters. Er haßte und verachtete Wissenschaften und Künste eben so sehr, wie Pracht und Verschwendung. Die Schnabelschuhe, die Alongenperücken, und die goldenen und seidenen Röcke verschwanden zugleich mit den Baumeistern und Mahlern, den Musikern, und dem ganzen Troß der Hofbedienten, Läufern, und Heiducken. Statt dessen rasselten Sporenstiefeln und Schwerter um ihn, denn er war ein strenger Soldat und sparsamer Hausvater, dessen düster, jähzorniger Charakter keinen Widerspruch ertrug, ausgenommen von alten Offizieren, die er als seines Gleichen ansah. Für die nachherige Größe seines Sohnes und Hauses hat er durch seine Sparsamkeit, welche Schätze sammelte, und durch seine Liebe zum Soldatenstande, welche ein Heer von 100,000 Mann schuf und unter den Waffen hielt, viel gethan. Er hatte den Grundsatz aufgefaßt, daß Preußen nur mit Hilfe der Waffen groß werden könne, und bereitete Alles dazu vor. Aber er opferte diesen Gedanken und Neigungen, die ihn beherrschten, auch jede andere Regung, oder vielmehr, er besaß keine andere. Sein religiöser Fanatismus, wie seine vernichtende Strenge sind bekannt. Ludwigs des Vierzehnten Wahlspruch: **l'état c'est moi!** war auch der seine. Selbstherrscher im äußersten Sinne des Worts, drehte sich Alles bei ihm um die oft wiederholten Lieblingsworte: „der Staat soll

sein ein rocher de bronce" und „fiat justitia pereat mundus", und er übte sie nach seiner Ueberzeugung, nur von seinem subjectivem Willen und Rechtsgefühl und seinen düstern soldatischen und despotischen Ansichten geleitet.

Für die Verschönerung Berlins hat er nicht viel gethan, aber die im Wachsthum begriffene Stadt vergrößerte sich nicht unbedeutend, und die Sorge des Königs, der auf Alles, was Nutzen und Vortheil gewähren konnte, ein wachsames Auge hatte, bewirkte doch mancherlei nützliche Verbesserungen. So wurde das sogenannte hohe Haus in der Klosterstraße, der alte Pallast der Kurfürsten, in ein Lagerhaus für Wolle und Wollenwaaren eingerichtet, ein Theil der Festungswerke wurde abgetragen, da man das Unnütze derselben einsah, und der gewonnene Raum zu Bauplätzen verwandt. Viele Straßen wurden damals zuerst gepflastert, alle neuen Gebäude durften nur von Stein errichtet werden, und Feuerordnung, Löschanstalten, Straßenerleuchtung und Reinigung wurden mannigfach verbessert. Die Anlage mancher neuen Fabriken in groben Waaren und die Vermehrung des Handels und der Schifffahrt vermehrten auch die Einwohner, welche auf 90,000 gestiegen waren. Der Aufschwung der Künste und Wissenschaften war dagegen ganz zerronnen; der sparsame König kannte kein anderes Vergnügen, als große Soldaten und sein Tabakskollegium; mit dem Stock in der Hand ordnete er den eigenen wie den Staatshaushalt, und bekanntlich war die Liebe seines berühmten Sohnes zu den schönen und geistigen Genüssen die Hauptursache des Hasses, mit welchem er ihn fast auf das Blutgerüst brachte.

Dieser große Friedrich II., welcher im Jahre 1740 den Thron bestieg und den unbedeutenden Staat zuerst zur Großmacht Europa's erhob, in welchem er, so lange er lebte, sein schiedsrichterliches Ansehen bewahrte, brachte auch für Berlin eine neue Lebenskraft mit, welche er, trotz mancher unglücklichen Kriegszeit, zu vermehren wußte. Nicht allein, daß die Stadt sich durch viele Prachtbauten verschönte, auch der Geist der Einwohner begann unter der Herrschaft dieses aufgeklärten Monarchen sich freier zu entwickeln, und namentlich in religiösen Dingen die alten Fesseln des Aberglaubens und des dazu gehörenden Fanatismus ganz abzustreifen. Unter Friedrich Wilhelms I. bigottem Regiment hatte derselbe eine vermehrte, vom Stock unterstützte Macht erlangt, welche so weit ging, daß nicht allein die pfäffische Frömmelei und Verfinsterung den Philosophen Christian Wolf aus Halle, unter Androhung der Todesstrafe, vertreiben konnte, sondern auch der Gespenster- und Hexenglaube sich in so reicher Blüte erhielt, daß im Jahre 1736 die

Akademie der Wissenschaften, auf Befehl des Königs, einen Preis von acht Thalern für Den aussetzte, der einen Kobold, todt oder lebendig, abliefere. Daß unter Friedrich dem Großen die langbeängstigte Gewissensfreiheit in das andere Extrem überging, und sogenannte Freigeisterei Mode wurde, ist nicht zu verwundern. Alle besseren Geister empfanden die gewaltsame Haft mit zu großem Zorne, um nicht nach ihrer Befreiung sich einem Rausche hinzugeben, der damals in Frankreich seine größte Ausdehnung hatte, und zur Erlösung aus dem Fanatismus des Pfaffen- und Mönchswesens, wie der absoluten Fürstenmacht nothwendig war. Friedrichs des Großen schönes Wort: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden" wirkte während seiner ganzen Regierung, und als der Gewissenszwang beseitigt war, hatte man Zeit, auch den politischen Lebensfragen und den socialen nachzuhängen.

Daß Dies nicht schneller geschehen konnte als es geschah, liegt aber in der Trägheit des menschlichen Geistes tief begründet. Lange Zeiten gehören dazu, ehe herrschende Ideen sich überleben, lange Zeiten, ehe neue Wahrheiten zur Anerkennung gelangen. Es bedarf schwerer Kämpfe um jeden Schritt vorwärts, aber blickt man auf die Geschichte der Menschen, so kann man wenigstens nicht läugnen, daß diese Schritte immer gethan sind. — Friedrichs des Großen Zeit ist auch eine Zeit des Kampfes, denn die Geister wurden reif gemacht für die Verständigung der nachfolgenden Thaten, welche die französische Revolution und das französische Volk, im Namen der ganzen Menschheit, beging. — Die Gedanken der Gleichheit aller Menschen und der Berechtigung Aller am Staate, die freie Gelangung zu jeder Ehre und Würde, das Gefühl für Menschenwerth und die Erstarkung des Rechtsinns sind als die glücklich gewonnenen Resultate nicht zu verkennen. Zwar war Friedrichs Zeit nur eine vorbereitende und in politischer Beziehung eine noch unfreie und unmündige, denn der König übte noch immer unbeschränkte Macht, der Adel ward als der erste Stand erklärt, und blieb im Besitz aller Stellen; kein Bürgerlicher konnte Offizier werden, furchtbare Strafen hielten die Ordnung im geworbenen Heere aufrecht, der Stand des Soldaten war verachtet, und aus der allgemeinen Unwissenheit hoben sich nur einzelne Köpfe, gleich Oasen in der großen Wüste, hervor. Aber Friedrich sorgte nicht allein für eine bessere Gesetzgebung und für unzählige, den Fortschritt begünstigende Einrichtungen, sondern er beklagte es auch oft, daß es ihm nicht gestattet sey, mehr zu thun, weil Dummheit und Roheit zu allgemein wären.

Was Berlin betrifft, so bewahren noch jetzt viele Gebäude und

Einrichtungen das Andenken dieses großen Monarchen. Mit ihm trat eine zweite Kunstperiode für die Hauptstadt ein, und wie Schlüter bei Friedrich I., so wirkte diesmal der Freiherr von Knobelsdorff für die Verschönerungen. Dieser berühmte Architekt war durch Reisen nach Frankreich und Italien gebildet, und zeigte seinen Geschmack zuerst beim Bau des Opernhauses, welches noch jetzt eine der trefflichsten Zierden Berlins ist. Auch den Thiergarten verschönerte er und legte das berühmte Sanssouci bei Potsdam an. Nicht minder wurden viele schöne Privathäuser gebaut, die Bibliothek und Akademie erhielten neue Gebäude, und als die Kriege beendet waren, wurden die Bauten noch lebhafter fortgesetzt. Der alte Dom auf dem Schloßplatze wurde abgebrochen und eine neue Kirche aufgeführt. Im Jahre 1778 wurde die Georgenkirche erbaut, im Jahre 1769 die Kriegsschule, 1747 die katholische Kirche, 1775 die Bibliothek und das Prinz Heinrich'sche Palais, jetzt die Universität. Ein zweites Theater erhielt die Stadt durch das in demselben Jahre erbaute französische Schauspielhaus auf dem Gensd'armenmarkt, auf welchem auch in den Jahren 1780 bis 1785 durch den Major von Gonfard und den Baumeister Unger die beiden prächtigen Thürme aufgeführt wurden, welche ihn noch jetzt schmücken. Ueberdies wurden an diesem schönen Platze nicht allein das Lotteriegebäude und die königliche Seehandlung, sondern fast sämmtliche Häuser auf königliche Kosten erbaut. Viele andere große Gebäude erhielt die Stadt durch den Kasernenbau. — Der Militärstaat, zu welchem Preußen herangewachsen war, mußte es nothwendig finden, die Soldaten von der Vermischung mit den Bürgern zu sondern, und jene ein getrenntes Leben führen zu lassen. Die starke Garnison Berlins machte viele Magazine und Kasernen nöthig, von denen die meisten, noch jetzt benutzten, durch Friedrich den Großen erbaut wurden.

Aber Friedrich war kein sogenannter Soldatenkönig, der eine Art Parade-Puppenspiel mit seinen ausgeputzten Kriegern getrieben hätte. Er sah dieselben nur als die nothwendigen Mittel seiner Größe, als Maschinen an, und wußte, als der erste Feldherr seiner Zeit, was er ihrer Erhaltung schuldig sey. — Sein Hauptaugenmerk war seit dem Hubertsburger Frieden darauf gerichtet, Das, was der Krieg zerstört hatte, besser und vollkommener zu erneuen. Wie viele Mühe und Sorgfalt hat er sich gegeben, Handel, Manufakturen und Gewerbe, welche in's Stocken gerathen waren, wieder zu ermuntern, Neues zu schaffen, wo das Alte nicht ausreichte, und nach bester Einsicht den Gang der Fortschritte zu beschleunigen. So entstanden nicht allein die Porzellanmanufaktur und große Fabriken für Sammt, Seiden, baum-

wollene Zeuge und Wollenwaaren, sondern der König wurde selbst der erste Kaufmann seines Staats, wie seine Vorfahren bisher die ersten Grundbesitzer gewesen waren. Es wurde ein Ministerium des Handels und der Fabriken errichtet, die Seehandlung, die Bank und manche andere kommerzielle Institute gegründet; da aber Friedrich zugleich mit dem Vortheil seiner Unterthanen auch den des Staates, als Kaufmann, bezweckte, so konnte es nicht fehlen, daß viele schiefe Ansichten, sein Monopolsystem, seine Einführung der französischen Regie, sein ausschließlicher Handel mit Tabak und Kaffee u. s. w. ungemein hart und drückend waren. Ueberhaupt darf man nicht verkennen, daß Friedrich der Große in seiner Selbstherrschaft häufig eine, nach unsern Begriffen, unerträgliche Tyrannei übte, aber dieser gewaltige Mann wurde in seiner konsequenten Willenskraft von den höchsten Impulsen geleitet, und was er für Künste und Wissenschaften, für Schulen, für Erweckung des Geistes und der materiellen Kräfte seiner Unterthanen vollbrachte, wird zu allen Zeiten der Bewunderung werth seyn.

Berlin hatte während seiner Regierung auch an Einwohnern außerordentlich zugenommen. Die Zählung im Jahre 1784 gab 145,021 mit dem Militär, und 6888 Häuser, während im Jahre 1740 nur 3400 Häuser vorhanden waren.

Wenden wir uns zu dem Nachfolger dieses unsterblichen Regenten, zu Friedrich Wilhelm II., so müssen wir sagen, daß er von der Geschichte vielleicht um so härter beurtheilt worden ist, weil er einen so großen Vorgänger hatte. Was sein Privatleben anbelangt, so hat dies freilich eben so viele Schwächen, wie er in der Staatsverwaltung Fehler beging. Aber Friedrich Wilhelm II. hatte ein menschliches gütiges Herz und war ein rechtlicher Mann, der selbst seinen Soldaten Wort hielt, ihre Strafen mäßigte und ihre Kapitulationen und Rechte anerkannte. Der Staat bewegte sich in dem Organismus fort, welchen Friedrich II. geschaffen hatte. Viele begonnene Einrichtungen wurden vollendet, so auch das allgemeine Landrecht, welches am 5. Februar 1794 Gesetzkraft erhielt. — Die gehaßte Regie und die Monopole auf Fabrikation des Zuckers und Tabaks hob er auf, und war überhaupt seinen Unterthanen ein milder, gütiger Herr. Durch ihn wurde Berlin weiter verschönt, besonders durch das Brandenburger Thor, eines der imposantesten Gebäude, nach dem Vorbilde der Propyläen der Akropolis zu Athen, von Langhans gebaut, und 1793 mit der Quadriga der Siegesgöttin geschmückt, welche von Schadow modellirt und von Jury, einem kunstfertigen Kupferschmied in Potsdam, in Kupfer getrieben wurde.

Auch vielerlei andere Bauten, wie z. B. die Herkulesbrücke, die Mohrenbrücke u. s. w., wurden ausgeführt; auf dem Wilhelmsplatz aber, der schon von Friedrich dem Großen begründet, und mit den Statuen seiner Generale: Schwerin, Keith, Seidlitz, und Winterfeld geziert war, wurde nun auch die Bildsäule des General Zieten aufgestellt, welche Schadow in Marmor ausgeführt hatte. — Die Wirksamkeit dieses für Berlin so bedeutsamen berühmten Bildhauers fällt überhaupt in diese Zeit, wo er für Monumente und öffentliche Kunstwerke vielfach thätig war, welche seinen Namen noch lange ehrend erhalten werden.

Das Leben der Bewohner Berlins war aber in dieser Zeit schon ein weit bewegteres und für Genüsse der Kunst empfänglicheres geworden. Friedrich der Große hatte den Geschmack für Mahlerei und Skulptur, besonders aber auch die alte Neigung der Berliner für Schauspiel, Gesang, und Musik gepflegt, obwohl er die deutsche Kunst, welche sich freilich auch so eben erst entwickelte, fast gänzlich verkannt und mißachtet hat. Am meisten war dies mit der Sprache und Poesie der Fall, denen er bekanntlich völlig fremd blieb, weil er glaubte, sie seyen gar keiner schönen Ausbildung fähig. Aber damals gerade kam die sogenannte Sturm- und Drangperiode zum vollen Ausbruch und unter seinen Augen lebten ausgezeichnete Männer, wie Lessing, Ramler, Kleist, Gleim, Göckingk, Engel, Burmann, und Moses Mendelssohn fast unbeachtet. — Unter Friedrich Wilhelm II. erhielten alle diese Bestrebungen eine weit größere Ausdehnung und das deutsche Element machte sich neben dem französischen und italienischen geltend. Opern und Schauspiele waren zum Bedürfniß geworden; die Kapellmeister Reichardt, Righini und Himmel, Benda und Hacke bildeten den Kunstgeschmack durch Konzerte und öffentliche Musiken; Fasch und Zelter stifteten die Singakademie, wo Messen und Oratorien ausgeführt wurden, und der König, welcher selbst das Violoncell meisterhaft spielte, begünstigte diese Bestrebungen mit vieler Liebe. Auch für die deutsche dramatische Kunst begann unter diesem Fürsten die erste Blütenzeit. Das französische Schauspielhaus auf dem Gensd'armenmarkt wurde zum Nationaltheater umgewandelt und unter Döbbelins und Engels Leitung die Geistesproducte Lessings, Göthes, Shakespeares und Schillers aufgeführt, welche die faden Nachahmungen französischer Komödien verdrängten, und einen mächtigen Einfluß auf die Zeitrichtungen und den geistigen Fortschritt hatten. Auch die Wissenschaften regten sich in deutschem Geiste; die Akademie erhielt deutsche und heimische Gelehrte, als Mitglieder, durch ihren

Kurator, den gelehrten edlen Grafen von Herzberg, welcher die beste Stütze des Fortschritts alles Guten und Schönen blieb. Der Akademie der Künste wurde anempfohlen, Ausstellungen von Gemählden und Kunstwerken zu veranstalten, und für deutsche Sprache, Poesie und Litteratur die besten Köpfe in Bewegung gesetzt. — Die französische Revolution war ausgebrochen und fachte das Feuer in allen Herzen an. Sie weckte die Köpfe, erregte zum Nachdenken über die größten Fragen der Menschheit, schärfte den kritischen und philosophischen Sinn, und nistete sich heimlich, als Furcht und Zweifel, bei den Uebermüthigen und Herrschenden ein, während zahllose glühende Wünsche und Hoffnungen die junge Freiheit der Neufranken und ihre ersten Siege begleiteten.

In Preußen waren die Machthaber allerdings sicher, daß der giftige Stoff so leicht nicht gefährlich werden könne. Die Monarchie Friedrichs des Großen war zu fest begründet, der leidende Gehorsam zu unbedingt geltend gemacht; aber was zur That überhaupt in Deutschland fehlte, ersetzte das Wort. Die Gemüther wurden bearbeitet, die Zustände der Gegenwart, die Schwächen der Regierung, die Schwächen des Staatsoberhauptes mit leidenschaftlicher Bitterkeit zergliedert und der Satyre preisgegeben. Es waren nicht mehr einzelne Köpfe, welche an den Tagesfragen Theil nahmen; ein großer Theil des Bürger- und Beamtenstandes beschäftigte sich damit, und die Abneigung zwischen Adel und Militär einerseits und der Masse der Nation, den Vorrechten und Anmaßungen entgegen, wurde zum Haß, der später traurige Früchte getragen hat.

Der Zustand der öffentlichen Meinung und die Fährnisse der Zeit blieben jedoch nicht ohne allen Eindruck auf die Maßregeln der Regierung. Man bestrebte sich, besonders in der ersten Zeit der Herrschaft Friedrich Wilhelms II., diese mild und angenehm durch Erleichterungen und Eingehen in mancherlei kleine Forderungen, nützlich durch zweckmäßige Fortschritte zu machen. — So wurden Schulen für Militärärzte und Artillerieoffiziere gestiftet, die Thierarzneischule angelegt, die pharmaceutische Gesellschaft, das Bürgerrettungsinstitut und manche andere wohlthätig fördernde Vereinigung gegründet und zugelassen. In der Hauptstadt vermehrte sich der Wohlstand, Landhäuser entstanden in den nahen Dörfern wie an den Thoren, und der alte Sinn für Vergnügungen zeigte sich in den zahlreichen Wirthshäusern und Festlichkeiten. Dennoch aber stieg die Abneigung gegen den Herrscher, der aus den Armen der Maitressen in die der Geisterseher und Frömmler gerathen war. Die Verschwendung des Schatzes, der Rückzug Herz-

bergs von den Staatsgeschäften, die schwankende, gedankenlose Politik des neuen Ministers und Günstlings, Haugwitz, die schmachvollen Theilungen Polens, die nutzlosen Feldzüge gegen Frankreich und der unbesonnene Friede von Basel; die steigende Schuldenmasse, und vor Allem die Rückschritte in Aufklärung und Toleranz werden eben so wohl, wie die Geheimnisse des Marmorpalais, wo Bischofswerder, Wöllner, die Lichtenau, Casanova und andere berühmte und berüchtigte Günstlinge und Gaukler ihr Wesen trieben, der schärfsten Kritik überliefert. — Das geängstigte Gemüth des Königs suchte den Himmel zu versöhnen, indem er Wöllner und dessen Genossen die Leitung seines Volkes zum Glaubenszwange und Mystizismus überlieferte. — Man beredete ihn, daß die Sünden der Zeit aus der Sucht nach Vergnügen, aus dem Unglauben, welchen Friedrich der Große und seine verderbten französischen Freunde als Toleranz ausgaben, aus der Verspottung der Religion und ihrer alten heiligen Satzungen, entsprängen. Hiermit zugleich wurde dann aller Aufklärung der Stab gebrochen. — Entnervung und körperliche Unfähigkeit führen die Menschen am leichtesten zu jener zitternden Anbetung des Wunderbaren; denn das reuige Bewußtseyn, unfähig sich zu erheben, flüchtet aus Mangel an Energie und geistiger Kraft unter Thränen und Gebet in den Schooß der Schwärmerei und des unmittelbaren Glaubens. — Der Heuchelei und ähnlichem Laster, oder dem politischen und religiösen Fanatismus gelingt es dann leicht, unter dem Deckmantel der Frömmigkeit sich schwachen Fürsten als von Gott gesandte Rathgeber und Freunde darzustellen, und wo in der Geschichte der Menschen wären nicht Versuche gemacht worden, die Zeit gewaltsam zur Umkehr zu zwingen, und verrotteten Zuständen und Institutionen neues Leben zu geben?! Die düstre Frömmigkeit und Gläubigkeit des Mittelalters, mit dem alten Geister- und Teufelsspuk, mit allem Hexen- und einfältigem Lügen- und Wunderkram scheint ja, bis auf unsere Tage, Manchem noch das wahre Christenthum zu seyn. Wie viel Blut und Menschenleiden hat es gekostet, um den Fanatismus zu zerbrechen, wie lange Jahrhunderte bedurfte der Geist, um die Strahlen höherer Erkenntniß und Freiheit in diesen traurigen Kerker fallen zu lassen?! — Und doch wird noch immer die Vernunft geschmäht, doch glaubt man, daß die Philosophie und die Philosophen furchtbare Verbrechen an Gott und Menschheit begangen haben, daß sie es sind, die mit falschen Lehren so viel Unheil über die Welt verbreiten konnten?! — Armselige Geschöpfe! was konnte die Philosophie thun, wenn sie nicht den Chaos von Dummheit und Verbrechen vorfand, welchen sie lichtete! Was waren Christus,

Huß und Luther anders, als die Philosophen ihrer Zeit, die man kreuzigte und verbrannte, weil sie es wagten, die Welt zur Aufklärung zu führen. Heut zu Tage wäre man freilich milder gesinnt, und würde sich wahrscheinlich begnügen, sie in eine Straf- und Besserungsanstalt zu bringen. — Und aller Kampf in der Welt, was ist er weiter, als ein Kampf des Lichtes mit der alten Nacht? Und diese alte Nacht, wie oft hat sie ihre Flügel geregt, wie oft wird sie noch aufsteigen wollen, und immer wieder zurückgestoßen werden? — Der Frühling des Lebens, jener Völker- und Geistesfrühling, nach welchem die edelsten Menschen aller Zeiten seufzten, wann wird er endlich kommen, nachdem man ihn so oft schon anbrechen sah?! — Hoffnung wenigstens muß uns durch die Stürme begleiten; wir müssen einsehen, daß die Welt und das Menschengeschlecht im Kampfe um Erkenntniß, und trotz aller zerstörenden Kriege um seinen Fortschritt, weiter gekommen ist; ja, daß die Anstrengungen der mächtigsten Menschen und Parteien, ihn einzuzwängen und an die alten Ketten zu legen, Nichts geholfen haben. Wie viele Mühe sie sich auch gaben, das Leblose und Vernichtete mit neuem Leben zu beseelen; wie es auch scheinen mag, als klirre schon wieder das rostige Eisen und der Spuk habe Fleisch und Bein, an irgend einem schönen Morgen sinkt Alles wie Nebel zusammen, und von dem ganzen schrecklichen Gespenste bleibt nicht einmal ein Häufchen Asche! — Was ist aus dem berüchtigten Wöllnerschen Religionsedikte geworden? Welche Folgen hat es gehabt? — Wo sind die geheimnißvollen mystischen Orden, die Illuminaten, die Rosenkreuzer, der ganze große Schwarm jener Betrüger und Betrogenen geblieben? Wo jener ewig lebende Graf von St. Germain, wo der zauberhafte Großkophta, Cagliostro, und die Masse der frommen Heuchler, welche die Welt und die Völker bekehren und bethören wollten?! — Die Aufklärung ist weiter geschritten und hat mit ihren eisernen Füßen die papiernen Gesetze und die vertrockneten Gehirne zermalmt, aus denen sie entsprangen. — Und wie hat die neue Zeit uns in ihren rauhen Armen fortgetragen! Nun haben die Finsterlinge und Frömmler der Gegenwart gewiß weit weniger Aussicht, als jene, ihre Pläne ins Werk zu setzen, denn zu ihren Gegnern, zu den Aufklärungen, welche uns Wissenschaft und Kunst geben, gesellt sich auch die fortwachsende Industrie, jene erwerbsame, erfinderische Thätigkeit, die schaffende Kraft des modernen Lebens. Vor den Fabriken und Eisenbahnen bricht Junkerthum und Pietismus wohl noch schneller zusammen, als vor den Lehren der Geschichte und Philosophie; und vor der Regsamkeit dieses vereinten Strebens des Geistes und der Arme

fliegen die Raben bald in die Wüste, denn sie finden kein Aas mehr. Das Leben widersteht ihren Schnäbeln und Krallen, und ist im Stande, ihnen diese einmal kurzweg abzuschneiden, damit sie ferner kein Böses thun. —

Ich schwieg hier, aber mein junger Freund war so aufgeregt, daß er seinen Arm heftig auf meine Schulter legte und mich rüttelte. — Die Raben werden noch lange fliegen, sagte er, und in Deutschlands bestes Fleisch hacken. — Sitzt nicht der alte Kaiser in Thüringen tief unten in seiner Burg, und dreimal schon ist sein rother Bart um den steinernen Tisch gewachsen. — Fliegen die Raben noch um den Thurm? fragt er mit seiner grollenden Stimme; und immer sagen sie: Ja, mein Herr und Kaiser! Dann seufzt er und stützt sich auf den andern Arm und ruft mit Schmerzen: So ist es noch nicht Zeit! O! Deutschland, wann wirst du erwachen, du edles, stolzes Land, wann wirst du frei seyn? — Und Niemand kann ihm Antwort geben.

Aber diese geistige Freiheit, fuhr ich fort, ist uns wenigstens doch weit näher gerückt, als unseren Vätern. Friedrich Wilhelm, der dritte Regent dieses Namens, war für diese Lande der längst erwartete Reformator.

Ob er es freiwillig war, ob die Noth ihn trieb; ob er ohne eigene glänzende, schöpferische Geistesgaben dem Impulse der Zeit folgte, von ihr und dem Verhängniß fortgerissen, zulassend, was er nicht hindern konnte, und fast unbewußt, oder mit richtigem Scharfblick die richtigen Männer wählend; wer wagt das jetzt schon so bestimmt zu entscheiden?! — Die Geschichte hat sich für ihn geöffnet, einst wird sie sorgsam zu wägen und zu richten haben!

Nach einer so bitter angefochtenen Zeit ward der junge König und seine liebenswürdige Gemahlin mit Jubel auf dem Throne empfangen. Manche Beschwerde ward abgestellt, manches Gute befördert; im Allgemeinen aber blieb doch das System Friedrichs des Großen in allen Beziehungen, wie es war. Man wagte nicht, an der Maschine zu ändern und zu bessern, man hielt sie noch immer für vortrefflich, und ahnte nicht, oder wollte nicht ahnen, daß sie schon ganz verrostet und zerfressen war.

So ging es in das neue Jahrhundert hinein, und die schöne freundliche Königin war der Liebling des Volkes, die wahre Königin aller Feste, die huldvolle Beschützerin des Frohsinns und des ritterlichen, kriegerischen Adels, der Frankreich und den blutigen Corsen so übermüthig haßte und verspottete. — Es hatte sich in diesen wilden

jungen Herren, welche so vortrefflich tanzten und ritten, verwegene Schlittenfahrten mitten im Sommer machten und weltberühmte Namen besaßen, der Gedanke fest eingeprägt, die Vorsehung habe sie allein berufen, den gallischen Stolz zu demüthigen und: veni, vidi, vici! nach Haus zu schreiben, wenn sie einst die Verräther an ihrem Könige und an den geheiligten Vorrechten des Adels, vertilgen würden. — Da schliffen sie denn an der Thür des französischen Gesandten ihre Schwerter, und der friedfertige, einsichtsvolle König ward zur falschen Politik fortgerissen. Preußen konnte, wie Napoleon sagte, seinem Schicksale nicht mehr widerstehen! — Zur bösen Stunde hatte man den Frieden zu erhalten gewußt, zur bösesten begann man nun den Krieg, und die Folgen sind bekannt genug.

Doch genug davon; aber was das Jahr 1806 auch Schlimmes gebracht hat, wie schrecklich auch der Sturz war, in welchem die Monarchie zerschmetterte, er muß uns gesegnet seyn, denn ohne ihn war der Umschwung, die neue Gestaltung, die Gesetzgebung des Jahres 1808 und die unermeßlich wohlthätigen Folgen derselben, nicht möglich. — Die letzten Reste der Hörigkeit verschwanden, die Städteordnung gab den Bürgern Rechte zurück, welche sie seit Jahrhunderten eingebüßt hatten, die Gewerbefreiheit entfesselte alle Industrie, und jene lange Reihe von Gesetzen, durch welche die alten Vorrechte einzelner Stände zerstört, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, Gleichheit der Ansprüche zu allen Aemtern und Würden, gleiche Besteuerung und gleiche Pflichten Allen auferlegt wurden, durch welche die sittliche Würde des Menschen und Bürgers zur Freiheit gehoben, Uebermuth und Roheit gedemüthigt, die blosen Geburtsansprüche für nichtig erklärt, und der geistigen Kraft und Fähigkeit der Vorrang zuerkannt wurde; schufen ein neues Preußen, einen Staat auf modernen, vernunftrechtlichen Grundlagen erbaut. Dies Alles wirkte zu einem großen erhabenen Tugendbunde der Nation, welcher den Kampf im Jahre 1813 allein möglich machte. — Als der Sieg entschieden war und der König in seine Hauptstadt zurückkehrte, vervollständigten sich viele vortreffliche Staatseinrichtungen, und man wartete mit Sehnsucht, daß nun auch die wichtigste königliche Versprechung in Erfüllung gehen, die zugesicherte freie Verfassung ins Leben treten würde, um das Werk zu krönen.

Diese ist ausgeblieben, obwohl kein Staat reifer und würdiger wäre, eine solche zu besitzen, als es Preußen ist. Dagegen wollen wir immer dankbar erkennen, was man gethan hat, um dies Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, und durch Erziehung, Einsicht und fort-

gesetzte Bildung alle Klassen und Stände der Nation bis zu dem Punkte zu leiten, wo es unmöglich seyn dürfte, den Forderungen der Zeit und des vernünftigen Dranges nach Entwicklung länger zu widerstehen. — Denn, wenn man ein Volk von Dem ableiten will, was die herrschenden Ideen ihm als ein wohlerworbenes, ewiges und unveräußerliches Recht zusprechen, so mag man es in Barbarei und Unwissenheit zu versenken suchen; wenn man jedoch ohne Unterlaß die allgemeine Bildung, die Wissenschaft und Kunst zu erhöhen sucht, die Industrie entfesselt und den Ruhm zu behaupten denkt, an der Spitze aller Entwicklungen zu stehen, so kann man nur die edelsten Absichten haben. — Wie thöricht wäre es, zu glauben, man könne alle Fortschritte und alle Freiheit begünstigen, der höchsten Zeitidee aber, der politischen, einen Stillstand, oder gar einen Rückschritt gebieten! Niemals wird man dies weder können, noch wollen. Staaten, welche, wie Preußen, so weit auf ihren Wegen fortgeschritten sind, ist es unmöglich, stehen zu bleiben. Selbst, wenn der Fortschritt äußerlich unbemerkbar ist; ja, selbst wenn Hemmungen einzutreten scheinen, keimt die geistige Saat still fort, und ehe man es denkt bricht sie grün zu Tage. — Welche andere Gestaltung haben aber in der langen und stürmisch bewegten Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten alle Welt und Staatenverhältnisse genommen? Wie weit sind die bewegenden Gedanken der neuen Zeit Eigenthum der Völker geworden? Welche innern und äußern Kämpfe zerbrachen die alten Satzungen und welcher Zukunft gehen wir nun entgegen?! — Diese Fragen haben die verschiedenste Lösung gefunden, aber wie weit man auch, rechts oder links, die Erklärungen voll Hoffnungen und Freude, oder voll Furcht und Abscheu gibt, das wird Niemand leugnen wollen — außer dem kleinen Haufen der ewig Blinden, welche die Welt gern wieder in die Barbarei des Glaubens und des Knechtdienstes zurückführen möchten, und die jede Freude als Sünde, jede Aufklärung als Verbrechen, jeden Fortschritt als einen Schritt zur Hölle anklagen, — daß wir in Recht und menschlicher Würde, im Streben nach der sittlichen und echt christlichen Freiheit auf den Wegen zum Schönen, Wahren und Guten weiter geschritten sind, als alle Zeit vor uns.

Blicken wir auf Preußen allein, so müssen wir dies schon recht empfinden. Der wohlwollende Monarch, von der Zeiten Unglück und Schande unterstützt, schnitt kräftig in die faulsten Wunden. — Was das achtzehnte Jahrhundert, die Regierung Friedrichs des Großen, im Stillen in den Geistern vorbereitet, was die französische Revolution mit Donnerstimme den Völkern und ihren Leitern zugerufen, ward als

bewegende Axiom des modernen Staatenlebens aufgefaßt und verkündigt. Der geweckte und gepflegte Geist zerbrach nun stürmisch die alten Banden, die Vorurtheile sanken zusammen, die Herrschaft des Talentes pflanzte ihr rothes Panier auf die Fetzen vergilbter Pergamente. Kunst, Industrie und Wissenschaft, Philosophie und selbst Theologie begannen ein neues Leben, und mit ihm natürlich auch einen neuen Kampf mit den blassen Gespenstern der Vergangenheit. — Und blicken wir nun auf die Stadt zu unsern Füßen, wer hat diese so herrlich und schön gemacht, wer sonst als der freie und kunstschöne Geist der letzten fünfundzwanzig Jahre?! Wem hätte sie Größeres zu verdanken, als dem sorgsamen Fürsten, der so gern in ihren Mauern wohnte, dessen liebstes Streben es war, sie zu schmücken und in das modernste, edelste Gewand zu kleiden.

Friedrich Wilhelm der Dritte führte die dritte Periode der Kunst und Wissenschaft über Berlin, aber sie ist zum ersten Male ganz echt deutschen Geistes und bezeugt die Entwicklungen der deutschen Nation und des deutschen Lebens.

Die Stiftung der Berliner Universität, 1810, führte eine große Anzahl der geistig geweckteſten und gelehrteſten Männer hierher. Viele derselben halfen den Kampf mit Frankreich vorbereiten, indem sie die Jugend zu den edelsten Thaten spornten, ihre Vaterlandsliebe, Haß gegen Tyrannei, Gefühl für Recht und Freiheit anfachten; Alle wirkten für das jung aufstrebende, neue Reich. — Als nun der Friede kam, waren viele neue Ideen geweckt, neben denen die alten romantischen in den Köpfen spukten. In allen Völkern war heftige Gährung, die aber zum guten Theile von Denen erzeugt und zum Aeußersten getrieben wurde, die heimlich und öffentlich so thätig waren, den heraufbeschwornen Geist wieder, als Besenstiel, in die Ecke zu stellen, da man ihn nicht mehr brauchte. Auch in Preußen zeigte sich dies häßliche Treiben, allein der Staat war nach den neuen Grundsätzen zu fest organisirt, die Gemüther zu bewegt. Es ging Manches nicht mehr, was die reaktionäre Partei wünschte, hoffte; viele wackere Hochgestellte wollten Fortschritt, wenn man gleich furchtsam geworden war und manche Zusicherungen verkümmerte, um, wie man sagte, Nichts zu übereilen.

Während dieser Zeit, wo Karlsbader Beschlüsse gefaßt, Fürstencongresse zu Aachen, Laibach und Verona gehalten wurden, war Berlin in einem nie gekannten Aufblühen begriffen. — Der Krieg und die bösen Zeiten hatten an Bauen und Verschönerungen nicht denken lassen, nun wurde Alles nachgeholt, und, wie seine Vorfahren, fand

der König auch einen genialen Mann, der eben so reich an Erfindung, wie an Schönheitssinn war, den er im Studium griechischer Kunst gebildet hatte. — Dieser Mann war Friedrich Schinkel und dort sieh' hinab, das schöne Panorama vom Schloß bis zum Brandenburger Thor und die edelsten Monumente Berlins, werden seinen berühmten Namen den Jahrhunderten bewahren. Schon von London aus, im Jahre 1815, erhielt Schinkel vom Könige den Auftrag, eine Kathedrale zu entwerfen, welche, als ein großartiges Monument des Friedens, und nach dem frommen Sinn jener Tage, zugleich den Dank gegen Gott ausdrücken sollte. Schinkels prachtvolle Entwürfe sind aber bis jetzt nicht ausgeführt worden, denn der religiöse Aufschwung ward von der modernen Geldfrage bald nachdenklich beleuchtet, doch soll es nach dem Willen des jetzt regierenden Königs noch geschehen. — Im Jahre 1817 brannte das alte Schauspielhaus nieder und nun entstand der heitere, im edelsten Geschmack gebaute Kunsttempel, bei dessen Ausschmückung nach Außen und Innen die bedeutendsten Künstler Berlins thätig waren. — Größer noch wurde Schinkels Ruhm durch den Bau des Museums. Hier war der Boden erst zu schaffen, auf welchem das Gebäude gegründet werden sollte. Ein Arm der Spree mußte ausgefüllt werden und mehr als zweitausend Bäume wurden eingerammt, um den Pfahlrost zu bilden. Jetzt erst konnte der Bau beginnen, den Schinkel im reinsten griechischen Stil ausführte. Die Hauptfront des Museums, die Säulenhalle und die Rotunde im Innern, sind bewunderungswürdig schön. Weit schöner aber würden Schinkels sämmtliche Werke dastehen, hätte er seinen großartigen Entwürfen immer folgen können; hätte die Sparsamkeit, wie der Einfluß hoher Herren, nicht Manches daran gestrichen und geändert, und sein Genie sich nicht dem Willen der Mächtigen unterordnen müssen. Ein nicht ganz unbegründeter Vorwurf ist der, daß er der Hauptfront seiner Bauwerke allen Schmuck zuwende, die anderen aber dagegen vernachlässige. Aber theils ist dieser Einwurf übertrieben, theils liegt er in dem antiken Geschmack, theils aber ist es eine Folge eben jener erwähnten Sparsamkeit, welche dem Künstler nur die Mittel für die Hauptfront bewilligte. Außer diesen beiden edlen Gebäuden hat Schinkel viele andere Zierden der Hauptstadt gegründet. So die Werdersche Kirche mit ihren beiden Thürmen und die neue Bauschule, zwei Gebäude, bei welchen er den Bau mit rothen Back- und Lasursteinen, und Ornamenten von gebranntem Thon wieder einführte. — In alter Zeit hatte man in den Sandwüsten der Mark kein anderes Baumaterial als behauene Granitwürfel, aus den Geschieben gemeißelt,

welche über ganz Norddeutschland zerstreut liegen und in neuster Zeit so trefflich für unsern Chausseebau benutzt wurden, und den rothen Backstein, dessen merkwürdige Festigkeit den Jahrhunderten Trotz geboten hat. Bei den ältesten Bauwerken Berlins, der Klosterkirche und der Nicolaikirche, kann man noch die verloren gegangene Kunst an diesen unverwüstlichen Backsteinbauten und ihren Verzierungen bewundern, welche jetzt erst wieder gleichsam neu erfunden wurden, aber das Alte noch lange nicht erreichen. — Die Kunst ist aber überhaupt wohl weiter fortgeschritten, um diese Art Bauten als besonders schön zu achten, und die beiden genannten Bauwerke sind überdies Schinkels bedeutendsten Werke nicht. Auch bei den Kirchenbauten Schinkels haben störende Verhältnisse eingewirkt, und es scheint in der That, daß unser Jahrhundert mit seiner erloschenen Begeisterung für die einzige bewegende Idee jener Zeiten, in denen die gothischen Dome Europas entstanden, nicht mehr im Stande ist, einen erhabenen Tempel des Christengottes auszuführen. Die Werdersche Kirche gibt davon ein Beispiel, noch mehr aber die verschiedenen kleinen Kirchen, welche Schinkel in den Vorstädten im Basilikenstil errichtete. — Die Bauschule möchte Schinkels schwächstes Werk in Betreff ihrer äußern Schönheit seyn; aber was diesen großen Künstler noch weit höher stellt, als die einzelnen von ihm ausgeführten Bauwerke, ist der Einfluß, den er auf die gesammte schöne Umgestaltung Berlins und auf den ganzen Geschmack der Zeitrichtung übte. — Selbst in die Klassen der Gewerbtreibenden drang er mit seinen Zeichenheften für geschmackvolle Einrichtungen, und auf die bürgerliche Baukunst übte er durch seine Entwürfe, durch die Errichtung von Handwerksschulen und Zeichenklassen, durch Heranziehung geschickter Maurer- und Zimmermeister, wie durch die Bildung einer großen Zahl talentvoller Schüler, welche als Privatbaumeister sich auszeichnen, einen immer steigenden Einfluß. Daß diese bürgerliche Baukunst in Berlin noch nicht höher gestiegen ist und es namentlich nicht versteht, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, liegt theils in der Häuserspeculationswuth, welche bei dem schnellen Wachsthum über gewinnlustige Leute gekommen ist, theils in den natürlichen Verhältnissen. — Diese verhindern uns, Treppen von Stein und andere gediegene Einrichtungen anzuwenden, jene macht, daß man größtentheils die Häuser nur möglichst billig zu bauen sucht, das schlechteste Material nimmt und ihnen eine anscheinend elegante Ausstattung giebt, welche aber bald genug das Fabrikartige zeigt. Dennoch hat sich auch diese Baukunst außerordentlich gehoben, und der Häuserbau ist zum Prachtbau geworden. Die hohen, lichten

Räume, die Eleganz der innern Ausschmückung, die hellen, zierlichen Treppen, die Flügelthüren und Täfeleien der Gemächer, die sauberen Oefen, die polirten Fenster, die Bemahlung der äußeren Façaden, die häufige Anwendung der flachen Dornschen oder mit Asphalt belegten Dächer, Alles bietet dem Auge eine äußerst wohlgefällige und behagliche Erscheinung. Welch ein Unterschied ist es, wenn man in eines jener alten düsteren Häuser in der innern Stadt tritt, wo die Treppen so eng und finster, die Zimmer so klein und niedrig, die Fenster so schmal gedrängt und schlecht verwahrt sind; oder in jene des vorigen Jahrhunderts, die zum Theil zwar schon einen Anflug von Fortschritt haben, aber meist so plump, unbequem, nüchtern und zopfsteif, wie die Zeit ihrer Entstehung, uns umgeben. Diese alten Häuser der Friedrichs- und Dorotheenstadt, wie der innern Stadttheile, welche gewöhnlich nur eine massive Vorderwand haben, sind auch die Tummelplätze der fatalen Insekten, durch welche Berlin eben so berüchtigt ist, wie durch die Ausdünstungen seiner Gossen. Gegen beide Plagen muß die Abhülfe erst gefunden werden. Gegen die Wanzen das Niederreißen der alten Holzhäuser und eine vermehrte Reinlichkeit, gegen die mestischen Dünste der Gossen, tiefe Abzugkanäle, wie man damit in einzelnen Straßen schon den Anfang gemacht hat, da ein besseres Nivellement oder eine Versorgung der Rinnsteine mit fließendem Wasser zu kostbar, wenn nicht ganz unmöglich, ist.

Das schöne Berlin aber, wie es jetzt dasteht, ist ganz ein Werk unserer Tage. Die Schloßbrücke, die Zudämmung des stinkenden Kanals am Palais des Königs, wodurch der herrliche Platz vom Schloß bis zu den Linden gebildet wurde, die neue Wache, die Singakademie, die Perspektive der auch architektonisch schönen Gebäude des neuen Packhofs; die Quais von Quadern am Lustgarten, dieser selbst mit seiner Fontaine und der ganze Zug von ausgezeichneten Gebäuden und gefälligen Einrichtungen sind in ihrer neuen Gestaltung das Werk Schinkels und der Gegenwart. — Mit ihm zugleich waren auch berühmte Bildhauer, wie Friedrich Tieck, Wichmann, ganz besonders aber Rauch, für die Ausschmückung thätig. Die Bildsäulen der Feldherrn Scharnhorst und Bülow, zur Seite der neuen Wache, und ihnen gegenüber die Bronzestatue Blüchers, geben ganz andere Beweise für die Kunsthöhe des Zeitalters und für den Ruhm des berühmten Meisters, als die Rococogestalten der Generale Friedrichs des Großen auf dem Wilhelmsplatz, die für den schlechten Geschmack und die Gesunkenheit der Kunst im achtzehnten Jahrhundert ein klägliches Zeugniß liefern. — Dennoch aber ist die Bildhauerei, für deren Thätigkeit die neue

Baukunst viel Raum geboten hat, nicht genugsam beschäftigt worden. Die Treppen des Museums, wie die des Schauspielhauses, sind eben so gut noch immer leer, wie die geschliffenen Granitwürfel der Schloßbrücke. Daß diese edle Kunst aber, die es vor allen werth ist, von Fürsten und Nationen beschirmt und geliebt zu werden, sich zu einem neuen regen Leben ausbildet, beweisen die zahlreichen jungen Talente, welche sich in Rauch's Schule ausbilden. — Hier ist besonders Kiß zu nennen, der seine Kunst romantisch zu machen strebt, und harten Marmor oder das starre Erz aus der antiken Ruhe und Hoheit gewissermaßen in die Romantik der Leidenschaft führt. Seine Gruppe der Amazone, von einem Tiger angefallen, die gegenwärtig in Erz gegossen wird, ist vielleicht der Anfang einer ganz neuen Entwicklung jener Kunst. Daß aber die Kosten des Gusses zum größten Theil auf Subscription zusammengebracht wurden, ist nicht minder ein Zeichen des Fortwirkens unserer bürgerlichen Selbstständigkeit, wie des vermehrten allgemeinen Kunstgefühls. Dieser Drang, einmal geweckt, wird uns weiter bringen, und was dürfen wir nicht von der Hinneigung des jetzt regierenden Königs zu den Künsten erwarten, da derselbe schon als Kronprinz sie alle auf's feurigste beschützte. — Rauch hat den Auftrag erhalten, die längst beschlossene Reiterstatue Friedrichs des Großen auszuführen, deren Grundstein am 1. Juni 1840 auf einer Stelle gelegt wurde, welche wohl nicht zu den besten gehört, die man wählen konnte; aber wie große Werke bleiben auszuführen übrig, und wie viel junge talentvolle Künstler haben wir nicht außer den schon genannten Meistern, außer Tieck und Wichmann, an Kalide, Drake, Wolff ꝛc., mit deren Hülfe Berlin noch weit kunstschöner gestaltet werden kann.

Was man in älterer Zeit dieser Stadt immer vorgeworfen hat, den Schmutz und die Unreinlichkeit ihrer Gassen, so sind diese Uebelstände jetzt gänzlich verschwunden, und an ihre Stelle die Eleganz und Ordnung einer glänzenden Residenz getreten. Die Hauptstraßen haben unter der letzten Regierung fast durchgehends Pflaster aus behauenen Granitwürfeln erhalten, die Bürgersteige werden jährlich immer fortgesetzt mit Granitplatten belegt, was durch ein neues Gesetz bewirkt wurde, nach welchem die für unser steinarmes Land bedeutenden Kosten zu zwei Drittheilen von der Stadt, aus der eingeführten Hundesteuer vergütigt, und ein Drittheil nur von den Hauswirthen getragen wird. — Dagegen ist uns zur Sommerzeit noch immer der belästigende Staub geblieben, und leider ist der Gemeinsinn hier zu Lande noch nicht so groß, um durch zusammenwirkende Beschlüsse ein allgemeines Sprengsystem der Straßen zu organisiren, wie denn überhaupt wir noch tief

in den Entwicklungen unſerer bürgerlichen und Korporationsfreiheiten begriffen ſind, aus welchen erſt die rechte und echte gemeinſame patriotiſche Kraft erwachſen kann. — Segensreich waltet und wirkt jedoch die Städteordnung, und ſegensreich die Bemühungen, durch Unterricht und Lehre das Licht der Aufklärung überall anzuzünden. Was in großer Zeit den Städten durch die Städteordnung zurückgegeben wurde: die Macht, ſich ſelbſtändig zu bewegen, ihre inneren Angelegenheiten zu leiten und zu verwalten, für ihr Wohl ſelbſt zu ſorgen; Das muß mit der Zeit den tüchtigen Bürgerſinn hervorrufen, und die Würde des freien Mannes und Staatsbürgers aus der langhundertjährigen Verdumpfung des kniebeugenden Gehorſams erlöſen. — Bald wird auch gewiß die Zeit kommen, wo nur die Tüchtigſten und Beſten in den Rath gewählt werden, wo es eine hohe Ehre ſeyn wird, die den Bevorzugten in den Augen ſeiner Mitbürger erhebt, wo die Reichen und am meiſten Gebildeten ſich nicht, wie es jetzt leider noch ſo häufig geſchieht, unter allerlei Vorwänden zurückziehen, und den minder Befähigten, aber Ehrgeizigeren, die Wahl überlaſſen. Vor allen Dingen müßte man freilich Oeffentlichkeit auch bei Sitzungen der ſtädtiſchen Behörden einführen, wie überhaupt Oeffentlichkeit das erſte Lebensprinzip alles wahren Fortſchreitens iſt, und hoffentlich iſt der Tag nicht fern, wo man die ſonderbare Scheu ablegt, welche bis jetzt, trotz der Vortrefflichkeit und auf Oeffentlichkeit geradezu gegründeten Einrichtungen, in Preußen obwaltet. Ein Staat wie dieſer ſoll die Freiheit der Preſſe und die Theilnahme aller ſeiner Bürger durch Wort und That nicht zu fürchten haben. Wenn er es thut, ſo verkümmert er ſelbſt ſein Lebensprinzip, ſeine Geſetzgebung und ſeine Zukunft, die nur im vernunftgemäßen Fortſchritt zu finden iſt. — Was aber der Staat für die Erziehung ſeiner Bürger im Großen gethan, Das hat die Stadt redlich für Elementarunterricht und Bürgerſchulen nachgeſtrebt, denn in ungefähr zwanzig Jahren hat ſie mehr als eine Million Thaler dafür verwendet. — Bei ſolchen Anſtrengungen für das Gute und Beſte, und bei einem vielleicht nicht allzuwohl geregelten Haushalt, der durch zu viele und zu hoch beſoldete Beamten koſtbarer wird, iſt es kein Wunder, daß die Hauptſtadt noch mehr als drei Millionen Thaler Kriegsſchulden hat, welche längſt bezahlt ſeyn müßten, da die liegenden Güter wie die baaren Einnahmen ſehr beträchtlich ſind. Im Jahre 1806 bedurfte die Stadt zu ihrer vollſtändigen Verwaltung nicht volle hunderttauſend Thaler, jetzt überſteigt das Budget weit eine Million, denn allein für die Unterſtützung der Armen trägt die Commune 264,000 Rthlr. bei. Eine andere beträchtliche Summe koſtet die Er-

leuchtung durch Gasflammen, die Polizei, die Erhaltung der Gefängnisse und des Arbeitshauses, besonders aber die Erhaltung der zahlreichen Garnison, für deren Unterbringung die Stadt sorgen und den Offizieren Servis zahlen muß.

Wie nun das Innere der Hauptstadt sich gegenwärtig ausgebildet hat, so ist auch die Umgegend außerordentlich verschönt worden. Auf der Straße nach Potsdam und nach verschiedenen Richtungen in den Thiergarten vor dem Brandenburger Thor, erheben sich Reihen der geschmackvollsten Wohn- und Landhäuser, die in Eleganz und architektonischer Zierlichkeit wetteifern. Der Thiergarten selbst ist neuerdings in einen englischen Park umgeschaffen worden, mit Blumenstöcken, schönen Wiesenstrichen und geschmackvollen Anlagen versehen; auch hat man das vorhandene Wasser zu Bassins und freundlichen Partien benutzt, aber man hat ihm doch keinen größern Fall verschaffen können, so daß es zur Sommerzeit übel damit aussieht. Nichts desto weniger ist dieser schöne Lustwald ein unschätzbares Gut für Berlin, da es vor seinen meisten übrigen Thoren nur flache Feldmarken hat, und innerhalb der Stadt leider einer der reizendsten öffentlichen Gärten, der des Lustschlosses Monbijou, welcher so leicht, nach Art des Wiener Volksgartens, dem Publikum zur Sommerfreude überlassen werden könnte, fast gänzlich unbenutzt bleibt. — Erst jetzt hat man angefangen, auch für die Bewohner der östlichen Stadttheile zu sorgen, indem man vor dem Prenzlauer Thore einen zweiten Lustwald unter dem Namen Friedrichshain anlegt, was zur Gedächtnißfeier Friedrichs des Großen bei dem Jubelfeste am 1. Juni vom Magistrat beschlossen wurde.

Mit derselben Eleganz, wie Berlin, heben sich auch die umliegenden Lustorte. Das freundliche Charlottenburg und die Dörfer Pankow, Schönhausen, Lichtenberg u. s. w. haben sehr viele schöne Landhäuser der Berliner aufzuweisen, die Sommersitze reicher Familien, zu denen man jetzt, bei der Aufstellung vieler Hunderte von bequemen Wagen auf allen Plätzen der Stadt und an den meisten Thoren, ungemein billig gelangen kann. — Unter dem großen Kurfürsten kamen zuerst Portchaisen nach Berlin. Diese Mode brachten die Emigranten mit aus Frankreich, und es ward ihr Privilegium, das erst in neuster Zeit erlosch, weil sich Niemand mehr tragen ließ.

Unter Friedrich dem Ersten wurden zwölf Wagen auf den Schloßplatz gestellt, die Jeder benutzen konnte, der bezahlte; aber schon unter seinem Nachfolger erlosch dieser Anfang eines Straßenfuhrwesens, und bis zum Jahre 1816 gab es kein öffentliches Fuhrwerk, außer an den

Thoren. Ein induſtriöſer Mitbürger, der Kommerzienrath Henoch, errichtete damals zuerſt achtzig Droſchken, auf welche er ein zehn Jahre währendes Privilegium erhielt, das nach mancher Erneuung endlich zur gänzlichen Freiheit des Fuhrweſens leitete, und jetzt täglich über ſechshundert Wagen in den Straßen beſchäftigt.

So iſt Berlin mit der letzten Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten in eine neue Periode getreten: es iſt eine der Welthauptſtädte geworden, ein Zentralpunkt Deutſchlands und des deutſchen Lebens. — Es ſteht nun im letzten Stadium ſeiner Bevormundung, denn es fühlt immer mehr das Erwachen ſeiner Selbſtändigkeit und wird bald den Rang einnehmen, der ihm gebührt. Bis zu dieſem Augenblick iſt die Stadt aber gleichſam das liebſte Kind des hohenzollernſchen Fürſtenhauſes geweſen, das ſorgſam am Gängelbande geführt wird. Die Könige waren zugleich die oberſten Polizeipräfekte, und Nichts konnte und kann in ſtädtiſchen Einrichtungen vorgenommen werden, kein Baum gepflanzt, keine neue Straße getauft, keine Erlaubniß für irgend eine Verbeſſerung, wäre es auch nur eine Schlittenfahrt oder ein Fackelzug, oder eine neue Art Stadtwagen, wozu nicht die Einwilligung des Staatshauptes nöthig wäre. — Dieſe Art von Bevaterung muß jedoch bei einer ſo groß gewordenen Stadt eben ſo läſtig für die Bewohner, wie unpaſſend für die Verhältniſſe der neuern Zeit ſeyn. Es iſt in der That auch nur ein Ueberbleibſel aus den guten alten Tagen, wo Fürſt und Volk eine allgemeine Familie bildeten, aber noch immer kann man den Gedanken einer ſogenannten väterlichen Regierung im Kleinen wie im Großen nicht aufgeben, obwohl es für einen Staat des neunzehnten Jahrhunderts nicht leicht einen unpaſſenderen Grundſatz geben kann.

Es iſt nun oft die Rede davon geweſen, ob Berlin nicht die höchſte Macht ſchon erreicht habe, die es erreichen könnte, und ob es nicht von dieſer Höhe herabſteigen müſſe, ſollte ſich einmal das Verhältniß Preußens zu Deutſchland ändern. — Man hat geſagt, dieſe Stadt der Hohenzollern verknüpfe ihr Schickſal feſt mit dem ihrer Fürſten, und müſſe mit dieſen ſteben oder fallen. Man hat auf die Lage Berlins, ſo weit gen Norden, kaum ſechs oder acht Tagemärſche von den polniſch redenden Nachbarn hingedeutet, auf ihre ungünſtigen Handels- und Bodenverhältniſſe, auf den ſchmalen Fluß und auf andere Uebelſtände, und hat ſie als kein Produkt natürlicher Nothwendigkeit, ſondern als ein künſtliches Erzeugniß der Macht und des Glücks ihrer Könige ausgegeben, die auch, gleichſam als Emporkömmlinge, viele alte Geſchlechter überflügelten und durch Krieg in gewaltſamer Eile ſich

Ruhm und Größe erworben haben. Wie nun Preußens Anſehen noch immer wankend ſey, wie es ohne Ruhe und Sicherung mit der einen Hand den Rhein, mit der andern den Niemen faſſe, immer gerüſtet ſeyn müſſe, wenn es nicht zuſammenfallen wolle; wie jeder Krieg es entweder an den Rand des Verderbens führe oder weitere Eroberungen bringe, bis es einſt Deutſchland werde, oder untergehe: ſo ſey auch Berlin ein Emporkömmling ohne Sicherheit ſeiner Zukunft. Zerfiele das Reich der Hohenzollern, die es mit ſich emporgeriſſen, ſo würden auch alle die Palläſte zerbröckeln und Gras in den öden Straßen wachſen, wie es in Sevilla wächſt, in Granada, Venedig und andern geſunkenen Städten. Aber Berlin habe auch nicht einmal die Hoffnung, immer die Größe der Hohenzollern zu theilen; denn wenn einſt die Träume oder die Prophezeiungen wahr würden, daß ein neues deutſches Reich, eins und einig, aus ſo vielen Trümmern eines großen Volkes entſtände, könnte die nördlich liegende Stadt der Sitz der Könige nicht bleiben. Ohne Zentralpunkt eines großen Staatenlebens zu ſeyn, müſſe es jedoch ſinken und zerfallen, da es nichts Anderes zur Erhaltung ſeiner Größe beſitze.

Dieſe Meinung iſt, abgeſehen von allen Träumereien, in neueſter Zeit durch die Entwicklungen der Induſtrie, durch die Verbindung der deutſchen Staaten zum Zollverein und durch die neue weltbewegende Erfindung der Eiſenbahnen gänzlich falſch geworden; ja, was bisher ein Mangel und Nachtheil für Berlin war, wird dadurch zum Vortheil gemacht. Dieſe Stadt des modernen Lebens beginnt eben erſt, ihre feſteſten Wurzeln in die Zukunft zu ſchlagen, dankbar aber müſſen wir es bekennen, daß ihr großer Wohlthäter, Friedrich Wilhelm der Dritte, auch hier wieder den Grund ihrer höchſten künftigen Blüte gelegt hat.

Wüßte man von der Regierung dieſes Fürſten nichts zu erzählen, als daß unter ihm der deutſche Zollverein gegründet ward, daß er den Rath ſeiner treuen und klugen Diener gut hieß und nicht allein dadurch Preußen die Hegemonie in Deutſchland ſicherte und dem gemeinſamen Vaterlande den Weg zum Glücke, zur innern Freiheit, zur innigen Verbindung ſeiner Intereſſen öffnete, ſondern ſeine Hauptſtadt auch zum größten Handels- und Fabrikplatze Norddeutſchlands machte, ſo müßte ſein Namen und ſein Andenken dadurch allein ſchon geſegnet ſeyn. Es ſind noch nicht zwanzig Jahre, daß Berlin faſt keine bedeutende Fabrik und keine Dampfmaſchine beſaß. Der obere Lauf des Stromes lag wüſt, oder er war mit Bleichen und Holzplätzen beſetzt, jetzt aber hat ſich hier eine lange Reihe wichtiger Induſtriewerkſtätten

erhoben, welche unausgesetzt zunimmt. Seiden- und Wollenwaaren, ganz besonders aber Kattune, bilden die Hauptfabrikation, welche viele tausend Arbeiter beschäftigt, dazu ist es ein großer Geld- und Wechselplatz geworden, und wie sehr muß der Handel und jede Betriebsamkeit zunehmen, wenn die Hauptstadt erst in der Mitte des Eisenbahnnetzes liegt, das sie nach allen Seiten mit den wichtigsten und größten Städten Preußens und Deutschlands verknüpfen soll.

In dieser neusten glänzenden Entwicklung des menschlichen Geistes liegt die größte Sicherheit für Berlin, daß es, wie auch die Schicksale der Zukunft seyn mögen, auf sehr lange hinaus Nichts von seiner Wichtigkeit verlieren kann. — Als Zentralpunkt der Eisenbahnen, welche von hier aus nach allen Weltrichtungen: nach Schlesien, nach Mitteldeutschland und zum Rhein, nach dem baltischen Meer und der Nordsee auslaufen, muß sich seine Bedeutsamkeit außerordentlich steigern. Es bedarf eines mächtigen Stromes und Hafens nicht mehr, denn bis auf wenige Stunden ist es selbst ans Meer gerückt, und die große Ebene Norddeutschlands, in deren Mitte es liegt, bietet geringe oder gar keine Hindernisse, zur Ausführung der wunderbaren Erfindung, welche alle Entfernung aufzuheben scheint. — Es darf dabei auch nicht übersehen werden, daß die Eisenbahnen eine ungeheure Umwälzung in dem Städtewesen hervorbringen. Sie sind die Mittel einer Zentralisation aller geistigen und industriellen Kräfte; und diese werden sich an den Punkten vereinen, welche von den Bahnen berührt werden. Gewiß ist es keiner Stadt zu verargen, wenn sie eifrig strebt, einen solchen Strahl des Fortschritts und Wohlstandes an sich zu ziehen, denn in ihnen ruht die Zukunft, und ohne Zweifel wird mancher jetzt blühende Ort verarmen, weil die neue Heerstraße des Menschen- und Handelsverkehrs ihn verläßt. Die Eimer sinken und steigen empor, immer voll und wieder leer. Wir haben die Beispiele dieses Wechsels überall. Im Mittelalter hatte jede Stadt ihre Bedeutung und selbst ihre eingreifende Wichtigkeit in die Landesschicksale, wenn sie mit Wall und Mauer versehen war. Mit dem Eintritt in eine neue Zeit verschwand diese Theilnahme. Hauptstädte, Handels- und Landstädte schieden sich, aber selbst die kleinen Orte nahmen Theil an der allgemeinen Fabrikation nöthiger Gegenstände. Wollenweber arbeiteten die groben Tücher, und der Nachbar, welcher Leinwand machte, kaufte davon; das Andere ward auf die Märkte geführt, wo es der Kaufmann aus der größern Stadt an sich brachte. Oder der Staat selbst leistete den kleinen Meistern Vorschüsse und nahm die Tücher und Stoffe nach dem Taxpreis. So haben die kleinen Städte rund umher

in den Marken, in Pommern und Schlesien sich bis in die neueste Zeit erhalten und Vielen ging es wohl dabei. Da kam die Fabrikation ins Land, die Geldmänner, die Juden, voll industrieller Thätigkeit. Alles wurde verbessert, Chemiker und Mechaniker mischten sich in die Gewerbe, Maschinenräder webten und spannen leicht, was sonst Menschenhand mühselig gestaltete, und die Gesetze selbst, die Gewerbefreiheit, die Gewinngier, die Besteuerung, der Zollverband, die erleuchteten Grundsätze der Finanzmänner über freien Handel und Konkurrenz, die harte Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, im Kampfe mit der Industrie der ersten Nationen Europas vernichteten, was dem neuen Geiste nicht gewachsen war. — Die kleinen Städte verarmten größtentheils, und nur die unter ihnen erhielten sich, wo Chausseen die Verbindung mit den Hauptstädten begünstigten, oder besondere Vortheile ihrer Lage und der unternehmende Sinn reicher Industriellen es wagte, die vereinzelten Kräfte zur Fabrikation zu vereinen. Daß das Geschrei nach Aufhebung der Gewerbefreiheit und Zurückführung des Zunftzwanges ein durchaus müssiges bleiben muß, versteht sich von selbst. Ein solches Unterfangen müßte in vielen Beziehungen völlig unausführbar seyn; es wäre eine Revolution gegen den Fortschritt, welche uns in die alte Trägheit und Versumpfung der Zünfte zurückführen wollte, während die Eisenbahnen und die Masse der neuen Erfindungen und Maschinenwerke sich täglich mehr ausbilden. Wir würden mit dem Schutz der Gewerbe zum Nachtheil der Fabrikation jede Möglichkeit der Concurrenz verlieren und genöthigt seyn, zu strengen Prohibitivmaßregeln zu greifen, um verrottete Zustände zu beschützen. — Aber wie unmöglich ist Das! Die Industrie ist eine neue Gottheit geworden, ein Genius, welcher der Menschheit neue Bahnen zeigt und eine neue Zukunft öffnet. Ein nächstes Jahrhundert wird ganz andere Gestaltungen, andere soziale Verträge, andere Ideenkreise hervorrufen, und, wie bei jeder großen Entdeckung, kann die erschütternde, umwälzende, zerstörende und segnende Wirkung nicht ausbleiben. — So werden auch die kleinen Städte, die Erzeugnisse des Mittelalters, ganz verschwinden und wieder zu Dörfern und Flecken werden, deren Bewohner nur auf Ackerbau angewiesen sind, während an den Eisenbahnen die Fabrikstädte aufblühen, und jene Hauptorte, welche die Knoten der Bahnsysteme bilden, in Macht, Größe, Handel und Reichthum die wahren Hauptstädte des modernen Völkerlebens werden müssen.

Wie weit ist Berlin schon vorgeschritten, seit der Zollverband die Industrie schützt und den Markt groß gemacht hat, seit die Fesseln des

Gewerbezwanges zersprungen sind und die geistige Thätigkeit sich nach allen Richtungen frei bewegen kann! — Im Jahre 1815 hatte es kaum 180,000 Einwohner, am Schluß des Jahres 1825 schon 220,000, jetzt bei Anfang des Jahres 1841 übersteigt die Zahl schon 300,000, ohne Militär und ohne Fremde. Durchschnittlich nimmt die Stadt jährlich um 7 bis 8000 Einwohner zu, und da ungefähr ein Ueberschuß von 1500 an mehr Gebornen in jedem Jahr bleibt, so wandern 5 bis 6000 ein, was größtentheils dem zunehmenden Handels- und Fabrikverkehr beigemessen werden muß.

Es ist jedoch eine ganz irrige Annahme, daß nur die Armuth sich dadurch vermehre. Allerdings ist dies unerhört rasche Wachsen und dies Umwandeln Berlins in eine große Fabrikstadt auch mit einer großen Zunahme an Armen verbunden, deren Unterstützung zu einer wichtigen Sorge werden und zu lebhaften Klagen und übertriebenen Anschuldigungen führen muß. Unsere Gesetze, die leichte Schließung und Beförderung der Ehe, und die eben so leichte Trennbarkeit derselben, bilden einen nicht unwichtigen Grund vermehrter Armuth, und gewiß könnte zur Steuerung derselben Manches von Seiten des Staats gethan werden, ohne daß man darum den Pietisten in die Hände arbeitete, welche die Ehe als Sakrament vertheidigen und das Recht des Staates zu einer Gesetzgebung und Scheidung mit solchem Fanatismus bestreiten, daß mehrere, trotz aller Ermahnungen und Strafen des Consistoriums, die Scheidung und Wiedereinsegnung Geschiedener zu einer neuen Ehe hartnäckig weigern, ohne, leider! abgesetzt zu werden.

Aber nicht die Armuth ist gewachsen, sondern auch der allgemeine Wohlstand, wofür das einzige Faktum zeugen mag, daß im Jahre 1806 sämmtliche Gebäude der Stadt mit 28 Millionen Thaler versichert waren, in diesem Augenblick aber die Versicherungssumme mehr als siebenundneunzig Millionen Thaler beträgt. Wie wäre es sonst auch möglich, diese große Zahl von Armen durch freiwillige Unterstützungen zu erhalten; wie wäre es möglich, so viele auf öffentliche Mildthätigkeit gegründete Gesellschaften zu bilden, wie sie in keinem Lande und keiner Hauptstadt eine solche Ausdehnung haben; wie wäre es möglich, daß jeder Unglücksfall, welcher durch irgend ein Element nahen oder fernen Gegenden zugefügt wurde, sogleich hier die bereitwilligste und oft reichste Beihülfe findet?! — Wäre nicht der Wohlstand so hoch gestiegen, wie hätte Berlin selbst sich so verschönen und vergrößern können; wer hätte die Absichten des Regenten so ausgedehnt unterstützt? — Dort erblicke ich ein großes Quartier voll pallastartiger

Häuser, die Friedrich-Wilhelms-Stadt. Vor zwanzig Jahren war es eine Wiese, auf der ich oft zur Winterzeit Schlittschuh lief. Hier ziehen sich neue Straßen bis an die Mauern, neue Plätze sind entstanden und hohe freundliche Gebäude, in welchen Tausende von fleißigen Menschen wohnen, stehen da, wo vor wenigen Jahren noch Unkraut wucherte. Auch die sogenannten niedern Klassen der Gesellschaft kriechen nicht mehr in finstern Spelunken, welche nur das äußerste Elend noch bewohnt. Ueberall regt es sich und rüstet strebsam für die Zukunft. Hier werden neue Straßen durchgebrochen, dort öffnet man die Mauern und bis in das grüne Feld steigen die Gebäude und Fabriken auf; ja diese Ringmauern der Stadt werden sicher ganz sinken müssen, wenn erst die Eisenbahnen nach Stettin, nach Hamburg, nach Breslau und Wien, nach Halle und zum Rhein sich hier verbinden.

So stelle Dir das Werden und Entfalten vor, mit seinen Licht- und Schattenseiten. Man kann wünschen, später geboren zu werden, in Tagen, wo die menschliche Gesellschaft vielleicht zu einer besseren Erkenntniß gelangt, und durch harten Kampf sich neue Wahrheiten erobert hat; wo das Elend versöhnt, die Kluft zwischen arm und reich ihre Vermittelung gefunden, und der Geist, welcher jetzt erst seinen Sieg über die Rohheit der Materie begonnen hat, so weit gelangt ist, um durch Vernunft zu lösen, was der Gewalt unmöglich war; aber Niemand, der nicht in sentimentaler Schwärmerei oder anderer Lüge gefangen liegt, kann nach den vergangenen Zeiten seufzen. Ich habe sie Dir aufgezählt, wie sie voll Knechtschaft, Aberglauben, Fanatismus und gesetzloser Willkühr waren, wie sie den Menschen herabwürdigten und sein Daseyn entehrten, wie dieser den Launen des Despoten, den Fußtritten der Vorurtheile, unterworfen, kastenartig abgeschlossen, sich hassend und vernichtend nur langsam zum Fortschritt gelangen konnte. Aber wir haben diesen Fortschritt verfolgt, und hier zu unsern Füßen liegt das Produkt eines Kampfes der menschlichen Gesellschaft; siebenhundert Jahre lang, und nicht ohne Ruhm, geführt, voller Wechsel, voll böser und guter Thaten, aber welch ein Unterschied zwischen jedem Abschnitt der Zeit!

In diesem Augenblick senkte sich die Sonne am Waldsaum und ihr rothes Glühen überflammte die ganze Stadt. Die glänzenden Kuppeln und die goldenen Gestalten der Thürme auf dem Gensd'armenmarkt schienen selbst Sonnen zu werden; das Flügelpferd und Apolls Gespann auf dem Schauspielhause stiegen zwischen ihnen empor, die Dioskuren des Museums warfen Blitze auf das murrende Leben zu

ihren Füßen, und die stolze Siegesgöttin auf dem Thore vor uns löste sich von ihrem ehernen Platze und schwebte, ein zauberhaftes Spiegelbild, über der Stadt.

So standen wir bis das Glühen schwächer wurde, dann sagte Eduard mit einem Lächeln: Du magst Recht haben; es mag nicht anders geschehen können, wie es geschieht, und Eure kalte Philosophie findet Glück wie Leid, Elend, und jede Sünde ganz in der Ordnung und im Rechte, wenn sie zum Bestehen gelangt. — Aber ach! wie armselig sieht es dann mit dem Menschen und seiner Göttlichkeit aus, wie grausame Leiden foltern und brandmarken seine Erziehung, und warum duldet er das Alles?! Warum ward er so blödsinnig geschaffen? Warum lastet der ungeheure Fluch auf ihm, daß ein einziger großer Gedanke Jahrhunderte und zahllose Opfer der Dummheit und des Wahnes bedarf, um nur von einem kleinen Theil der Menschen begriffen zu werden?!

Mein armer Freund, fiel ich ihm ein, fragst Du nach Dem, was seyn könnte, dann knüpfen sich zahllose, ungeduldige Fragen an das erste Warum? — Nimm die Welt, wie sie eben ist, betrachte den Menschen als das vollkommenste aller dieser erschaffenen unvollkommnen Wesen, prüfe seine Schwächen und seine Kraft, und dann frage Dich, ob ein so organisirtes Geschöpf nicht alle die Prüfungen bestehen mußte, die es bestand. — Wir sind auf den Anfang unsers Gesprächs zurückgekehrt, und dort kommt mein alter Freund, der höchst gestellte Kopf Berlins, um uns in Gnaden nach der dunklen Tiefe zu entlassen. Glaube mir, es hilft uns Nichts, zu träumen, wir seyen zu Besserem geboren und eine schlechte Amme habe uns etwa vertauscht. Die Welt geht ihren wohlgemessenen Gang zur möglichen Entwicklung, und Geschlecht nach Geschlecht wird begraben. — So gingen wir.

* * *

Zu diesem Abriß der Geschichte und der Schicksale Berlins machte mein Freund praktische Erfahrungen über Sitten und Charakter der Bewohner, welche theilweis nicht minder abschreckend klangen, als die Berichte des weisen Abts von Sponheim aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Nach seiner Schilderung waren die Berliner ein steifer, gemüthloser Menschenschlag, der größtentheils von Staub und Weißbier lebte; theils nicht im Stande, das Philisterthum abzuschütteln, theils verbildet, voller Anmaßung und Vorurtheile. Dabei voller Eitelkeit, und doch, seltsamer Weise, eben so wohl in den schroffen Richtungen der

vorherrſchenden, nüchternen Verſtändigkeit des proteſtantiſchen Nordens befangen, und den ſogenannten geiſtigen Intereſſen und Grübeleien nachgehend, wie von außerordentlich aufgeregter Lebendigkeit für alle neue Erſcheinungen. Neugierig bis zum Extrem, lachluſtig, ſtets fertig mit der Zunge wie mit der Fauſt, hinlänglich verſorgt mit allen Laſtern moderner Entwicklung, und einem beleidigenden Hange zur Spötterei, ſelbſt die heiligſten und größten Dinge opfernd.

Die gemeine Art des ſcharfſinnigen Gebrauchs der Sprache nenne man Witz und bilde ſich ein, geiſtreich zu heißen, indem man den Eckenſteher und Gamin zum ſchönen Vorbilde der Berliner Geiſtigkeit mache; bei Lichte betrachtet, wäre aber in keinem Lande und in keiner Stadt das Leben und die Klaſſen der Geſellſchaft ſo ſehr getheilt, als hier. In den niederſten Ständen herrſche neben der unverſchämten Grobheit, die wie ein Gefühl von Freiheit ausſehe, die ekelſte Völlerei und alle Laſter roher Sinnlichkeit; in den Mittelſtänden lebe noch das ganze Philiſterthum, das Nichts kenne als ſein Handwerk, ſeinen Geldkaſten und ſeine Sonntagsfreuden in den Kaffeehäuſern und Theatern; dann gebe es einen Beamtenſtand, der eine hochmüthige und ſeit langer Zeit herrſchende Bureaukratie bilde, eine Adels- und Militärkaſte, welche ſich brüderlich die Hand reiche zur vornehmen Abſonderung, und dabei ruhe doch auf dem ganzen Volke das anmaßende Preußenthum, der Widerſchein des Militärſtaates, ſo daß man unwillkührlich jeden Menſchen mit dem linken Fuß voran, ſeinen Weg beginnen ſehe und um jeden Hals die ſteife Binde zu erblicken meine.

Du biſt nicht der Erſte, erwiederte ich lachend, der eine ſolche Charakteriſtik der Berliner und des Berliner Lebens liefert; ja, es iſt nichts gewöhnlicheres als dergleichen Urtheile von Leuten, welche entweder aus den kleinen beſchränkten Kreiſen der Provinzialſtädte kommen, oder den regen Drang nach geiſtigen Intereſſen mitbringen, Größeres erwarten, und ſich ärgern, daß ihre Einbildung ſie getäuſcht hat, oder noch Andere endlich, welche, aus dem bewegteren Leben der mächtigſten Hauptſtädte hierher verſetzt, nachtheilige Vergleiche ziehen. — Viele der modernen Malkontanten, und darunter natürlich auch manche Schriftſteller, haben es ja ſogar zur Modeſache gemacht, Berlin langweilig und fade zu finden; ihren Witz, ſo weit er reichte, daran verſucht, die Bildung, die Sitten, die Freuden und Gewohnheiten der Berliner lächerlich zu machen, und dieſe Stadt, wie Du es thuſt, als eine Stadt des Staubes, des Weißbiers und der nüchternen Verſtändigkeit geſchildert. Berlin iſt aber weit mehr als Das, auch weit mehr als ein Tummelplatz der Bureaukraten und Junker, der Pietiſten und arroganten

reichen Juden, der näselnden Lieutenants und lispelnden Hofräthe, oder jenes Haufens geckenhafter ästhetischer Pflastertreter allerlei Geschlechts, der beim Theetisch äußerst geistreich über Philosophie und Staat, über Kirche und Theater, über Mahlerei und Poesie, kurz über alle Dinge auf Erden und im Himmel mit derselben anmaßenden Halbheit und Albernheit schwatzt, oder mit wichtigmachender Redseligkeit von dem neuen Engagement der ersten Sängerin, oder dem neuesten Bonmot eines witzigen Prinzen erzählt. Nein, Berlin ist auch ein Lager tüchtiger, trefflicher Männer, wie es in Deutschland schwerlich wieder gefunden wird; ein Bergwerk mit den reichsten Adern und Schachten der Künste, der Wissenschaften und Jeglichem, was der menschliche Geist errungen; es ist ein Lager tapferer Streiter, heller Köpfe und kühner Herzen, die mit scharfem Verstande prüfen und sich nicht scheuen, das Wahre und Gute, dem Falschen und Schlechten gegenüber, standhaft zu vertheidigen. — Wollen wir das Leben der Berliner betrachten, so laß uns einen flüchtigen Blick zuvörderst auf die Stadt werfen, welche so groß geworden ist, daß man ihre Quartiere scheiden kann, wie sie einzeln vorzugsweise den Reichen, dem Handel, der Beamtenwelt, dem Gewerbfleiße oder der Armuth und dem Laster angehören. — In der schönsten und freisten Stadtgegend, vom Brandenburger Thore ab, unter den Linden, in der Behrenstraße, und vorzugsweise in der Wilhelmstraße, wo man bis an die Leipzigerstraße hinauf fast nur Paläste findet, haben sich der Reichthum und die Familien von hohem Adel festgesetzt, welche, eine seltene Sache in diesem Lande, so vermögend sind, große und prächtige Hotels allein bewohnen zu können. Wendet man sich links durch die neue Wilhelmstraße nach dem neu erbauten Quartier auf dem rechten Spreeufer, so wird man bald belehrt, daß hier vorzugsweise die hellen, schönen Häuser von Beamten und Offizieren mit ihren Familien bewohnt werden. An vielen Orten hängen aber auch Miethszettel aus, welche möblirte Wohnungen ankündigen, denn die nahe Charitée und Universität machen auch das Berliner Quartier latin aus diesen und aus den mit den Linden und dem Fluß parallel laufenden Straßen. Je näher an dem großen Krankenhause, um so ausschließlicher quartieren sich hier die jungen Aerzte ein, in den der Universität näheren Straßen herrschen dagegen die andern Fakultäten vor. In allen diesen Stadttheilen ist der Handel- und Fabrikfleiß wenig zu bemerken. Zwar sind in dem lebhaften Theile der Friedrichsstraße viele glänzende Läden, unter den Linden die größten Kunstmagazine, und in der Leipzigerstraße, vielleicht der schönsten in Berlin, nicht minder manche reiche Waarenlager; aber

dieſe gehören faſt alle dem Luxus und den Moden an, ein Beweis, daß man hier vorzugsweiſe auf Abſatz rechnet. Auch viele Gewerbsleute, welche von der Wohlhabenheit am meiſten benutzt werden, haben ſich in den ſtillen breiten Straßen der regelmäßigen Quarrées bis zum Halliſchen Thore angeſiedelt, und ſelbſt, daß man der Leipzigerſtraße den Namen Geheimrathsſtraße gegeben hat, und die Nordſeite der Linden, wo viele der reichſten jüdiſchen Familien wohnen und Häuſer beſitzen, Neu-Jeruſalem nennt, beweiſt, daß dort die Bureaukratie gern wohnt, und hier die Geldariſtokratie der Banquiers ſich angeſiedelt hat. Je näher man aber dem Zentrum der Stadt kommt, um ſo mehr nimmt ſie das lebendige Treiben des Handels an. Der Schloßplatz, und mehr im Süden der Spittelmarkt, ſind die rechten Grenzſteine dieſes Lebens. — In dem alten Köln, der Breiten- und Brüderſtraße, haben die reichen Seidenlager und der bunte Markt der Moden ihren Sitz aufgeſchlagen, hier und über den Mühlendamm fort, durch die Gertraudenſtraße und in der innern Stadt durch die Königsſtraße bis zum Ausgange des alten Berlins, gibt es keine Wohnungen zur ebenen Erde, Alles iſt hier dicht mit Handelsgewölben beſetzt, welche hohe Miethen abwerfen. In den Seitenſtraßen ſind dagegen die meiſten Comptoire, große Lager, beſonders von Kattunen und Wollenwaaren, und die Aushängeſchilde der Handelsfirmen reichen bisweilen bis ins dritte Stockwerk. Dieſe Straßen können an Lebendigkeit ſich mit den Hauptſtraßen der größten Städte meſſen. Reihen von Wagen, Equipagen, Miethkutſchen und Laſtfuhrwerken, drängen ſich hier, und geſchäftige Menſchenmaſſen winden ſich eilig durch und zwiſchen ſie hin. — Wendet man ſich dann zur Rechten und folgt dem Laufe des Stromes, ſo kommt man in das Quartier des Fabrikfleißes, links hinab geräth man in ein Labyrinth von Straßen und öſtlich dem Landsberger- und Frankfurter-Thore zu, in das Quartier der Weber und Gärtner. Die fleißigen Weber beſonders haben bei dem ſteigenden Fabrikverkehr ganze Straßen eingenommen. Am Büſchingsplatz und in den links und rechts ablaufenden Straßen bis an die ſchon genannten Thore erblickt man viele neue hohe Häuſer, welche ganz von ihnen bewohnt ſind. — Wenn man abendlich dieſe Gegenden beſucht, ſieht man den künſtlichen Webeſtuhl durch alle Etagen vom Keller bis zum Dache, und das Klappen der ſchnellen Schiffchen verfolgt uns, mit dem Geſchrei der zahlreichen Kinderſchaaren vermiſcht, wohl eine halbe Stunde weit. In dieſen inneren und öſtlichen Quartieren ſind die unteren Klaſſen der Bevölkerung weit zahlreicher. Es gibt hier viele Häuſer mit großen Hintergebäuden, zuweilen mit doppelten und drei-

sachen Höfen, wo die Armuth sich zusammenschichtet und alle die Bienengemächer in den weitläuftigen Gebäuden in Besitz genommen hat, welche für sie durch ihren Bau und ihre Einrichtungen bestimmt sind. — In der modernen westlichen Stadt baut Niemand für diese sogenannten kleinen Miether; Alles wird herrschaftlich groß eingerichtet, und Dies ist die Ursache, ebensowohl, daß sich die Armen immer mehr in gewisse Bezirke zusammendrängen, als daß fast zweitausend große Quartiere leer stehen, während Mittelwohnungen und kleine verhältnißmäßig sehr theuer und außerordentlich gesucht sind. — Was Berlin an Juden hat, vielleicht 6000, drängt sich natürlich dahin, wo der Handel ist, und als könnten sie das alte Ghetto nicht vergessen, wohnen die meisten noch jetzt in der Judenstraße und in den Judenhöfen. — Der größte Theil der Armuth ist redlich und strebsam, arbeitet fleißig, wie es geht, um sich und ihre oft zahlreichen Familien durchzuhelfen, und nimmt besonders zur Winterzeit die Hülfe der Armenkommissionen, der Armenschulen, der Kinderbewahranstalten, oder die Unterstützungen einer der vielen wohlthätigen Gesellschaften in Anspruch, wenn die Mittel nicht ausreichen. Unter diesen Klassen findet man neben dem größten Leichtsinn, dem Laster und dem Hange zur rohsten Völlerei und Ausschweifung auch die meisten Anhänger streng gläubiger Richtungen Separatisten, Alt-Lutheraner und frömmelnde Fanatiker, welche die Kirchen und Betstunden der Pietisten füllen und deren besondern Schutzes sie theilhaftig sind. Die armen Menschen haben wohl Ursache, ihr Leid dem Herrn der Welt zu klagen und auf seinen Himmel zu rechnen, da das Glück der Erde ihnen nicht gehört; aber der Pietismus, der es übernommen hat, sie zu trösten und als die Erkorenen darzustellen, wenn sie glauben und diesen irdischen Tand verachten, würde doch bei Vielen nicht so überzeugende Kraft haben, wenn er nicht auch Mittel besäße, seinen eifrigen Schülern die irdischen Sorgen zu erleichtern. Der größte Theil dieser wohlthätigen Anstalten steht unter Leitung und Einfluß der frommen Vereine, und hierdurch haben sie die Mittel, ihre Anhänger im Namen des Lammes zu segnen, wodurch freilich auch die Heuchelei groß gezogen und aller Scheinheiligkeit die Thür geöffnet wird, deren Einfluß leider auf einen Theil der Armuth nicht unbemerkt geblieben ist. — Aber in allen diesen Gegenden ist das eigentliche Quartier des tiefsten Elendes nicht zu finden; man muß es in dem äußersten mitternächtlichen Theil der Stadt suchen. Wenn man jenseits des alten Spandauer Thores, der jetzigen Spandauer Brücke und des Hack'schen Marktes, die lebhafte große Straße verläßt, welche zum Rosenthaler Thore führt und sich links durch eine der zahlreichen

Querstraßen dem Hamburger Thore zu wendet, so sieht man bald an den vielen kleinen schlechten Häusern, daß man in einem entlegenen Theile der Stadt ist. Hier laufen zwei große den weiten Bogen der Stadt begleitende Straßen, die Hospitalstraße und die längste Straße Berlins, die Linienstraße, welche von einer Menge anderer Straßen durchkreuzt werden, und sämmtlich keineswegs zu den öden gehören. Durch eine derselben gelangt man zum Hamburger Thore und außerhalb der Mauer tritt man nun in die berüchtigte Vorstadt, das sogenannte Voigtland, der verworfenste und ärmste Theil Berlins. Mehrere ziemlich breite Straßen kreuzen sich hier, aber sie bestehen aus einstockigen ärmlichen, oft dem Verfalle nahen Hütten. Die strenge Polizeiordnung scheint hier gänzlich aufgehört zu haben; Schmutz und Lumpen liegen umher, Schaaren von halbnackten Kindern lärmen in dem tiefen Sande oder zwischen den Pfützen schmutzigen Wassers, und umringen bettelnd den Bessergekleideten, der sich hierher verirrt. Jeder Fremde ist eine Aufmerksamkeit erregende Erscheinung, und die unheimlichen Gesichter, welche hinter den zerbrochenen, mit Oelpapier geflickten Fensterscheiben hervorstarren, können wohl die Meinung rechtfertigen, daß man zur Nachtzeit sich hüten muß hier allein zu gehen. — Dort findet auch die Zunft der obdachlosen Vagabunden und der Diebe ein nächtliches Unterkommen in heimlichen Herbergen, wo Gesindel beiderlei Geschlechts seine Orgien hält, und für sechs Pfennige ein gemeinschaftliches Strohlager und Schutz vor den Nachspürungen der Polizei findet. — So ist Elend und Sünde hier zusammengeschüttet und große gemeinsame Zufluchtsorte sind ihnen hier aufgebaut, wo man die Gebrechen und Leiden der Menschheit in zahllosen Abstufungen und Veränderungen kennen lernen kann. — Denn nicht weit von diesen Hüttenreihen stehen mehrere große Häuser am Wege, Familienhäuser genannt, welche der Armuth gewidmet sind, die sich hier in ihrer ganzen Schrecklichkeit offenbart. — Mehrere Tausend Arme finden darin ein Unterkommen. Die Miethe wird täglich oder wöchentlich bezahlt; wer sie nicht entrichtet, wird aber sofort entfernt, denn diese Häuser sind der Spekulation und keineswegs der Barmherzigkeit geweiht. Aber der Zins ist billig und wer kein Obdach hat, findet es hier am leichtesten, da er den kleinen Betrag täglich entrichten muß, welchen er schlimmsten Falls vielleicht zusammen bettelt. So theilen sich denn oft drei oder vier Familien in ein einziges kleines Gemach, das mit Kreidestrichen durchzogen Jedem sein Territorium anweist, und diese Grenzlinie wird fast so scharf und eifersüchtig bewacht, wie die polnische. Welcher Jammer hier oft herrscht, welche Verworfenheit sich offenbart, wie viel Sünde

das Elend erzeugt, davon können diese Zufluchtshöhlen schreckliche Kunde geben. — Sagt nicht schon Hiob: Herr bewahre mich vor Armuth, damit ich nicht schlecht werde! — Armuth ist die Pest der menschlichen Gesellschaft und Nichts ist mehr zu fürchten für die Verwilderung und Entartung unseres Geschlechts als die Zunahme des Pauperismus, der leider überall in Europa bemerklich ist. — Daß auch in Berlin seit den letzten zwanzig Jahren Armuth und Verbrechen mit dem schnellen Steigen und Umwandeln in eine große Handels- und Fabrikstadt beträchtlich zugenommen haben, kann leider nicht geleugnet werden. Die große Vermehrung der Einwohner, die Fabriken, die Sucht nach Vergnügen und Luxus und die moderne Entwicklung aller Lebensthätigkeiten haben die alten Grundlagen der Sittlichkeit untergraben, die neuen aber, welche besonders aus der Aufklärung durch Unterricht, aus der bürgerlichen Freiheit und einer vernunftgemäßen Gesetzgebung, hervorgehen sollen, welche die untern Volksklassen besonders berücksichtigt, diese zur gleichen Würde der Menschheit, wie zum Genuß gleicher Rechte emporhebt, sind noch lange nicht so weit gediehen, um einen Stillstand hervorzubringen. Unvollkommene Gesetze und unzweckmäßige Strafen und Gefängnisse helfen vielmehr noch immer die Immoralität befördern und erziehen Laster und Sünden, da die Verbrecher gleichsam bei ihnen in die Schule geschickt werden. — Bis jetzt ist die Armuth, vereint mit dem Verbrechen in eine Klasse geworfen, und der Polizei wie dem Büttel zur strengen und rohen Beaufsichtigung überliefert. Erniedrigt und gedemüthigt von der Wiege bis zum Grabe, lernt sie Knecht seyn und sich verstellen, lernt sie das Gesetz und seine Diener als Feinde hassen und sich an diesen rächen, oder sie entwickelt ungestört die gemeinen Triebe und jede frevelhafte Leidenschaft zur Unehre, denn Jedermanns Hand ist gegen sie, darum auch ihre Hand gegen Jedermann. Um so mehr ist es zu loben, daß der Schulunterricht eine immer größere Ausdehnung gewinnt, ganz besonders auch das Entstehen so vieler Kinderbewahranstalten, wo die Kinder armer Leute, von frühster Jugend an, freundliche Beaufsichtigung, Warnung vor dem Bösen und Ermahnungen zum Guten empfangen; das Entstehen von Armen- und Sonntagsschulen, die Strenge, mit welcher man von Jedem den Besuch der Schulen polizeilich verlangt, und alle die Einrichtungen, welche Bildung und Erkenntniß bis in die tiefsten Klassen der Gesellschaft bringen. Eine gewisse Partei verknüpft mit allen diesen trefflichen Mitteln zum Besserwerden freilich eben so wohl frömmelnde als politische Gedanken. Es

iſt nicht das wahre Streben zur höheren menſchlichen Verſöhnung, nicht die Idee des Fortſchritts und der Entwicklung zur chriſtlich proteſtantiſchen Freiheit, um welche ſie dieſe Anſtalten begünſtigen, ſondern man ſcheint Hoffnungen damit zu verbinden, welche den Zeitkrankheiten: Pietismus und Abſolutismus angehören. Darin wird man ſich aber ſicher täuſchen, denn die geweckte Einſicht wird um ſo leichter den neuen Ideen zu Statten kommen und die Realität derſelben beſchleunigen, wie es denn jetzt ſchon unverkennbar iſt, daß durch die Aufhebung der Vorrechte gewiſſer Klaſſen die Gedanken der Gleichheit und die politiſchen Entwicklungen der letzten Zeit ſelbſt zu dieſen Proletariern gedrungen ſind. — Wer hat früher etwas von dem Witze des Berliner Volkes, von der trotzigen Derbheit ſeines Charakters gehört?! — Es iſt dies erſt eine Folge der neuen Zeitverhältniſſe, denn Jeder weiß, daß er Rechte empfangen hat, daß es Geſetze gibt, welche ihn vor dem Stock und vor willkürlichen Mißhandlungen ſchützen, wenn er nicht gemeine Verbrechen beging. Er fühlt einen gewiſſen Drang zur Gleichheit und zum Spotte gegen die Klaſſen, welche hochmüthig auf ihn hinabſehen, und es läßt ſich nicht leugnen, daß bei einer gewiſſen allgemeinen Verſtändigkeit und lebhaftem Rechtsſinn, wie bei der ſeltenen Fähigkeit im Volke, die Sprache in geſchickten, treffenden Wendungen zu gebrauchen, und mit Schlagworten des Hohns und oft des ſchärfſten Witzes zu durchweben, die ſogenannte Gutmüthigkeit ſehr in den Hintergrund tritt. — Iſt aber jene Gutmüthigkeit, welche man z. B. den unteren Klaſſen in Wien nachrühmt, jene gedankenloſe ſinnliche oder ſinnloſe Fröhlichkeit etwas ſo Wünſchenswerthes? — Sie paart ſich mit dem Knechtsſinn, mit der allertiefſten moraliſchen Erniedrigung und Entſittlichung, und trotz aller Gutmüthigkeit mit der unverſchämteſten und doch kriechendſten Bettelei und Betrügerei. — Gott ſey Dank, daß hier nicht jeder ſchlechtweg bürgerliche ehrliche Mann: Euer Gnaden und Herr von genannt wird, daß man hier nicht das wieneriſche: Küß die Hand, kennt, und niemals etwa gar das Wort zur That macht. In den unterſten Volksklaſſen Berlins wird das trotzige Weſen häufig zur Brutalität der Gemeinheit, die Derbheit zur rohen Unverſchämtheit und die Gelenkigkeit der Zungen erprobt ſich in Kämpfen, welche Ekel erregen können, die aber für das Volk höchſt ergötzlich ſind und häufig eine Klaſſe der öffentlichen Schauſpiele auf Märkten und in den Straßen bilden. Von beiden Seiten wird da Alles aufgeboten, um den Kreis der Lacher für ſich zu gewinnen; dieſe aber nehmen gewöhnlich thätigen Antheil und tragen das Ihrige bei, um die beſten Beſchimpfungen und Witzworte erfinden zu helfen, bis

endlich die ganze Scene ſich in eine Rauferei, oder, was weit häufiger iſt, in eine allgemeine Verhöhnung des Beſiegten auflöst.

In einem ſo leicht erregbaren Volke müſſen mancherlei Sünden und Gebrechen herrſchen und man weiß davon zu erzählen. Der Berliner iſt verſchrien genug als ein kecker Lügner, Läſterer und Großſprecher, er iſt ein übermüthiger prahleriſcher Geſell, neugierig und vorſchnell über alle Maßen, denn wenn er den Hut auf ein Ohr ſetzt und den Arm in die Seite geſtemmt hat, ſpricht er der ganzen Welt Hohn. Dabei iſt er der Völlerei noch immer etwas mehr ergeben als gut iſt; das Glas und die Pfeife, oder in neuſter Zeit die Zigarre, dürfen nicht fehlen, wenn er gut gelaunt ſeyn ſoll. Tanz und Vergnügen liebt er ſehr, aber es muß nach ſeiner Weiſe luſtig dabei zugehen; es muß etwas zu necken, zu witzeln, zu verſpotten geben. Auch iſt er zank- und ſtreitſüchtig um das Geringſte und eiferſüchtig in ſeinem Ruhm, wie in ſeiner Liebe, aber eben ſo leicht verſöhnlich, denn es bedarf nur eines guten Wortes oder guten Witzes, ſo ſind die Streitenden ſofort die beſten Freunde. — Was aber die Berliner ſelbſt in den untern Klaſſen auszeichnet, iſt ihr Rechtsgefühl, ihre Mildthätigkeit und der gänzliche Mangel jener Luſt an Grauſamkeiten, die man anderswo, z. B. beſonders in Paris, findet. Der Unterdrückte, der Gemißhandelte, findet nirgend ſo leicht thätige Helfer wie hier. Es wäre in Berlin ganz unmöglich, daß etwa zwei über Einen herfielen, oder ein Schwacher von einem Starken lange gemißhandelt würde. Die Zulaufenden fragen nicht lange, wer im Recht ſey; es iſt genug, den Einen unterliegen zu ſehen, um ihm Hülfe zu leiſten. Dann kommt es zum Vortrag, zum heftigen Streit über Recht und Unrecht, es entſtehen Parteien und die Folge iſt oft ein allgemeines Gefecht über Dinge, die ſonſt Keinen etwas angehen. — Häufig ſind die Berliner angeklagt worden, als ſeyen ſie herzlos bei Unglücksfällen und ſtatt zu helfen, höre man ſie die Verunglückten heftig tadeln, nicht vorſichtiger und klüger geweſen zu ſeyn. — Das letzte iſt allerdings richtig, aber ohne darum jenen Schluß zu rechtfertigen. Die vorherrſchende Verſtändigkeit erzürnt ſich über den Mangel an Vorſicht, ohne darum an der Hülfe ſich hindern zu laſſen; rückſichtslos aber macht ſich jener lebhafte Unwille geltend, der nichts anders als rege Theilnahme für die Verunglückten iſt, wenn Jemand die Veranlaſſung eines Unglücksfalles war. — Ich habe oft ſolche Scenen geſehen, wo z. B. ein Kind aus der Schaukel gefallen war und ſich lebensgefährlich verletzte. Die Mutter fiel halb ohnmächtig zu Boden, ihr Schmerz war grenzenlos, aber wenige tröſteten ſie und halfen ihr, ſie wurde von bittern Vor-

würfen überhäuft, ihr Kind elend gemacht zu haben. So übt auf den Straßen häufig das Volk eine handfeste Gerechtigkeit gegen Unvorsichtige, welche Unglück herbeiführen, oder bestraft Thierquälereien, Rohheiten und Betrügereien auf fühlbare Weise.

Einen gewissen militärischen Sinn von Pflicht und Ehre hat der allgemeine dreijährige Dienst hervorgerufen, und was man auch zum Theil sehr Begründetes gegen diese Soldatenzeit sagen mag, welche die Arbeitslust bei Vielen vermindert, die Sittenlosigkeit vermehrt und überall im Lande einen störrigen Geist des Widerspruchs erzeugen soll, der namentlich den Gutsbesitzern sehr unangenehm ist, Alles wiegt die Vortheile nicht auf, welche den jungen Leuten dadurch erwachsen, die Welt kennen zu lernen und ein Gefühl der Selbstständigkeit und ihrer Rechte zu erlangen. Nimmt man den niedrigsten Bodensatz der Bevölkerung aus, jene ewig Verlornen, so muß man sagen, daß sich der Fortschritt zum Bewußtseyn und zur besseren Entwicklung sehr merklich geltend macht. Aber selbst die Verworfenheit ist so schlimm nicht, als in anderen großen Städten. — Der Diebstahl, besonders die Taschendieberei, hat allerdings beträchtlich zugenommen, weit seltener aber sind gewaltsame Einbrüche, noch seltener Mord, und keine Gegend der Hauptstadt ist als unsicher eigentlich berüchtigt. Die Bemühungen des Staats um den Unterricht, die Bemühungen der vielen Gesellschaften wirken wohlthätig ein, und verringern doch wenigstens die Schattenseiten, welche die Culturentwicklungen großer Sammelplätze der Menschen nothwendig mit sich führen. — Die Aufklärung steigt in die Keller und klettert auf die höchsten Giebel, und diese allein kann doch wahre Besserung hervorbringen. Lesen und schreiben können selbst die Aermsten fast alle und mit diesen Künsten findet sich der Ehrgeiz ein, anständig zu seyn, wie man in Berlin sagt, und etwas zu werden. Wer hätte vor zwanzig Jahren wohl geglaubt, daß eine Höckerin in ihrem Keller oder ein Kutscher auf seinem Bock Bücher lesen und eifrige Förderer der schönen Litteratur seyn würden. Was sie lesen: Haspar a Spada oder die Mimili, darauf kömmt es zur Zeit nicht an. Haben doch diese Bücher einst den höchsten Klassen der Gesellschaft unsägliches Vergnügen gemacht! Wie aber die Neigung dazu überall fortschreitet, ist auch aus dem Auftauchen mancher Volksblätter in der letzten Zeit zu erkennen, welche in täglichen Auflagen von 20 bis 30,000 Exemplaren erscheinen und in allen Kreisen ihre Abnahme finden; etwas Unerhörtes noch vor kurzer Zeit. — Ein weiterer Fortschritt würde der seyn, daß diese Volksblätter auch die Sache des Volks verträten, daß sie ihm Licht über seinen Zustand verschafften; nicht blos Erzählungen

und Anekdoten brächten, ſondern nützliche, belehrende Aufſätze lieferten, mit Freimüthigkeit Das, was ihm fehlt, erklärten, ſeine Leiden und Schickſale offenbarten und die Mittel zum Beſſerwerden aufdeckten. Hier treten aber unſere ſtaatlichen Verhältniſſe und die grauſamen Wächter und Unterwächter, die Cenſoren, hemmend entgegen.

Der Sinn für litterariſches Wiſſen und Bekanntwerden mit dem Leben findet ſich ſtärker noch in den Mittelklaſſen wieder, obgleich der eigentliche Nährſtand natürlich vor allen Dingen der Nahrung nachgeht. Die materiellen Intereſſen müſſen hier vorherrſchend ſeyn, und die politiſche Erziehung, welche ſo jung für Deutſchland iſt, kann unmöglich als nationales und Volksbewußtſeyn ſchon in der Maſſe leben. — Zwar ſind dieſe Kreiſe der Bildung und des Bewußtſeyns größer geworden; und die geiſtigen Intereſſen ſind noch niemals ſo hoch geſtiegen, als jetzt, aber das Volk iſt doch erſt ſpärlich von ihnen durchdrungen. Dennoch ſind ſo viele Fortſchritte nach allen Richtungen in den letzten dreißig Jahren geſchehen, wie früher nicht in Jahrhunderten, und trotz des Seufzens und Geſchreies über die Verderbniß und Gottloſigkeit der Zeiten, ſind die Menſchen wahrhaft ſittlicher, chriſtlicher, beſſer und ihres Namens würdiger geworden.

Der höhere Bürgerſtand wendet viel auf die Erziehung ſeiner Kinder, und da Preußen auf Wiſſen und Lernen baſirt iſt, da in allen Klaſſen des Staatsdienſtes nicht allein Examina verlangt werden, die nicht zu umgehen ſind, da gewiß nur ſeltene Fälle vorkommen, wo nicht der Tüchtigſte auch den Preis empfinge, da endlich auch überall im Leben Talent und Kenntniſſe Achtung und Bewunderung finden, ſo iſt man eifrig bemüht, dieſe Vorzüge zu erwecken. Auch die gewöhnliche Mittelklaſſe, der große Haufen der Erwerbsleute, fühlt dieſe Vorzüge ſehr wohl. Sie haben alle einen Ehrgeiz, wenigſtens eines ihrer Kinder klüger und geehrter zu ſehen, es ſtudiren zu laſſen und in den Staatsdienſt zu bringen. Theils iſt Dies eine kluge Berechnung, denn der Beamtenſtand hat Vortheile und gewiſſes Brod, theils iſt es Eitelkeit, theils aber auch wirkliche Anerkennung der geiſtigen Bildung, und ſelbſt jetzt, wo ſo wenig Ausſichten ſind, im Staatsdienſte eine ſchnelle Laufbahn zu machen, oder durch Studien in irgend einem Fache, da alle überfüllt ſind, Ruhm und Glück zu gründen, laſſen Eltern ihre Söhne doch gern zu gelehrten Beſchäftigungen greifen, wenn ihre Vermögensumſtände Dies geſtatten. Abgenommen hat die Leidenſchaft dafür allerdings und zwar zum Heile des Ganzen, denn die Maſſe der Bildung iſt nun ſo groß, daß ſie der Staat nicht mehr konſumiren kann, und ſie ſich immer entſchiedener auf die bürgerliche Gewerblichkeit werfen

muß. Das wohl eingerichtete Schulwesen erzieht eine Menge junger Männer, denen es mit den mancherlei Kenntnissen, bisher auch größtentheils eine aufgeklärte Gesinnung für allen Fortschritt mit auf den Lebensweg gegeben hat. — Indem nun ein wachsender Theil der Bildung in's Volk fließt, wird dies den modernen Zuständen auch näher gerückt, denn es bildet sich eine Klasse junger unterrichteter Bürger, die immer vortheilhafter auf das gewerbliche Leben einwirken, mit Hülfe der Gewerbefreiheit alle neue Erfindungen schnell benutzen, den bisherigen Handwerken eine fabrikartige Ausdehnung verleihen und durch ihre Kenntnisse ihrem Stande Achtung und Ansehen verschaffen. — Diese Klasse tüchtiger Bürger vermehrt sich schnell und wird bald auch in den städtischen Angelegenheiten sich geltend machen, zugleich aber muß sie auch aufmerksamer an Zeitfragen und Ereignissen theilnehmen.

Der gewöhnliche Bürger Berlins mag sich in seinen beschränkten Kreisen im Allgemeinen nicht viel um diese Dinge kümmern, er weiß doch immer etwas davon und in der jüngsten Zeit drangen zum ersten Male die Zeitfragen bis in die unteren Klassen, wo über die Anstellung mancher Beamten, über Adel und Pietismus mit großem Eifer gefochten wurde. Die drei politischen Zeitungen Berlins verbreiten sich täglich in mindestens dreißigtausend Exemplaren, von welchen ein Drittheil in der Hauptstadt bleibt, und das ist ein großes Zeichen des lebendigen Antheils, daß jetzt an keinem der vielen öffentlichen Orte, selbst in Kellern und gewöhnlichen Bierstuben, eine dieser Zeitungen fehlen darf. Traurig ist es freilich, daß es diesen Organen des Lebens nicht gestattet ist, über das zu sprechen, was uns am nächsten liegt, über unsere eigenen Verhältnisse. Wer erfahren will, was in Berlin vorgeht und nicht vorgeht, muß auswärtige Zeitungen lesen, und es gehört, wie es scheint, zu dem herrschenden Systeme, den höheren Klassen der Gesellschaft diesen Ausweg nicht vorzuenthalten, das sogenannte Volk aber in dieser Beziehung bei der glücklichen Unwissenheit zu lassen. Darum finden auch Theaterverhältnisse und kleine Streite über die Intriguen einer Schauspielerin oder über die Stimme einer Sängerin solche allgemeine Theilnahme. Die Menge findet hier einen Gegenstand, der ihr bekannt ist und sucht sich am Kleinen schadlos zu halten. Indeß dringen schon einzelne fremde Journale bis in jene großen Kreise und ganz besonders hat die Leipziger allgemeine Zeitung sich ihre große Verbreitung hier dadurch verschafft, daß sie gleichsam das Amt der Berliner Zeitungen übernahm und alle Vorgänge Berlins und Preußens oft in sehr freimüthiger Weise berichtete. Diese Freimüthigkeit besonders verschaffte ihr den Absatz, welchen sie nicht

ferner finden dürfte, wenn sie andere Wege einschlagen sollte, wie ihr dieß seit einiger Zeit zur Last gelegt wird.

Was das häusliche Leben dieser Mittelstände betrifft, so ist es ein arbeitsvolles und genügsames, und sicher ist in Berlin, wie im nördlichen Deutschland überhaupt, der größte gewerbliche Fleiß auch beim Einzelnen zu finden. Wir sind nicht so anhaltend thätig wie der Franzose, der weit mehr arbeitet, als der Deutsche, aber wir sind weit fleißiger als der Westen und Süden Deutschlands, wo der Handwerker noch nach der Sitte seiner Väter zum Frühstück ins Bier- oder Weinhaus geht und die schönsten Arbeitsstunden verfaulenzt. Eben so wenig sind wir so vergnügungslustig wie der Süddeutsche, namentlich der Wiener, und selbst der Protestantismus vermehrt die Thätigkeit, denn unserer kirchlichen Fast- und Festtage sind wenige. Der Berliner ist neugierig, vergnügungssüchtig ist er nicht. Nur der kleinere Theil des Bürgerstandes, namentlich der ältere Theil, besucht abendlich zur Entschädigung seiner Mühen ein Wirthshaus. Liebe zur Häuslichkeit und zum Familienleben ist ein vorherrschender Zug aller Stände, aber wer auch ganz seinem Beruf und seinem Haus sich anschließt, einen Tag gibt es, der den Vergnügungen gewidmet ist, der Sonntag, und kein wahrer Berliner läßt sich den nehmen. Der herrschende Wohlstand macht, daß sehr viele Familien Equipagen halten. Wer die nicht hat, klettert für ein Paar Groschen auf einen der zahlreichen Personenwagen an irgend einem Thore, und läßt sich nach dem nächsten Dorfe bringen. Der Park wimmelt von geputzten Spaziergängern, aus den zahllosen Kaffeehäusern tönt überall Musik, die Tanzplätze öffnen sich, selbst bei der unmäßigsten Hitze, kurz es ist ein Tag, auf welchen Alles, was sechs Tage lang arbeiten muß, so Herr wie Knecht, seine Erwartungen setzt; und nun läuft, fährt, reitet oder schifft Alles den Fluß hinauf in den bunten Gondeln, die ihn nach dem beliebten Dörfchen Strahlow bringen, oder man arbeitet sich durch die grauwirbelnden Staubwolken, welche unter Wagenrädern und Hufen überall bis an die Wolken aufsteigen. So sieht man sie dann in dichtem Gedränge irgend eines beliebten Kaffeehauses sitzen, Kaffee trinken und schwatzen. Die Herren rauchen, trinken, finden ihre Bekannte, spielen Kegel, ein hier sehr beliebtes Spiel, oder Billard, wenn sie zur nobleren Gesellschaft gehören wollen. Die Damen mit ihren für eine ganze Epoche aufgesparten wirthschaftlichen und Familienneuigkeiten stricken, trinken Kaffee und bekritteln die Freundinnen. Endlich ißt man gemeinsam Abendbrod an irgend einem andern Orte, oder thut sich etwas zu gut, wie die Berliner sagen, die höhern Klassen in bessern Restaurationen, die unteren nach ihrer Weise, aber Alle tanzen, trinken und

essen, bis der Wochenlohn glücklich durchgebracht ist, und Alle trollen sich vergnügt, bringen ihre Frauen, Kinder oder Geliebten nach Haus und freuen sich auf den nächsten Sonntag. Dieß nennt man hier Sonntagsvergnügen, und unglaublich viele Menschen leben davon, denn die Zahl der Wirthschaften ist vor allen Thoren und an allen Orten sehr groß; jährlich entstehen neue, oft glänzende und geschmackvolle, und die meisten finden ihr Bestehen nur durch die Sonntagsgäste. — Den Berlinern die Sonntagsfreuden antasten, heißt ihr Leben fordern, und nichts konnte daher in neuester Zeit auch ihren Unwillen so sehr erregen, als das Gerücht von strengen Sonntagsgesetzen, Verbot der Musik, des Tanzes u. s. w., der zuletzt bei der bloßen Möglichkeit so allgemein ward, daß es die Regierung für nöthig fand, öffentlich die Unwahrheit jener Gerüchte zu erklären. — Ist im Sommer die Lust vor den Thoren, so wird sie in der rauhen Jahrszeit in die Stadt verlegt. Die untern Klassen halten sich dann um so eifriger an Musik und Tanz in den Wirthshäusern, oder sie besuchen auch das Paradies der Theater mit ihren Schätzchen, nehmen Lebensmittel und vor allen Dingen eine gut gefüllte Flasche mit, und pochen oder jubeln Beifall, je nachdem die Sache ihnen gefällt. Mit diesem Sonntagspublikum ist nicht zu spaßen, denn auch der größte Theil der übrigen Räume ist mit den noblern Theilnehmern der Gewerblichkeit gefüllt, die für ihr Geld so viel sehen und hören wollen, als irgend möglich ist. Die Lust am Schauspiel ist den Berlinern treu geblieben durch alle Umwandlungen der Zeiten; wie aber auch der Sinn der Mittelklassen für musikalische und deklamatorische Genüsse empfänglich ist, das beweisen nicht allein die vielen stark besuchten Konzerte, sondern auch die Stiftung großer Gesellschaften, wie z. B. der philharmonischen, in welcher sich vorherrschend jene Stände vereinen, und durch Musik und Deklamationen der besten Künstler Berlins, welche der Vorstand einladet, unterhalten werden. — Bei dem herrschenden Geschmack für Theater scheint es fast zu wenig, daß die Hauptstadt nur drei Bühnen besitzt, und in der That reichen diese auch des Sonntags bei weitem nicht aus, aber eben weil sich das vergnügliche Leben an diesem Tage so stark konzentrirt, die wahre Vergnügungssucht aber so gering ist, weil uns ein reicher Beamtenstand, ein reicher Adel fehlen, und die kritische Bildung in den höhern Klassen so vorherrschend, der Geschmack so wählend ist, können diese Bühnen sich nur durch bedeutende Zuschüsse aus der Kronkasse erhalten. Ueberdieß gibt es in Berlin drei Liebhabertheater, eine Erfindung des vorigen Jahrhunderts, Vereine von Herren und Damen, welche artige und selbst luxuriöse Privattheater errichtet haben, auf welchen sie sonntäglich

ihre mimischen Talente in kotzebueschen und andern Lustspielen und Possen zum Besten geben. — Auf diese Weise sind sechs Theater im Gange, und zu ihnen gesellen sich andere Winterfreuden der Berliner, namentlich die ihnen eigenthümlichen Treibhausvergnügen. Die Natur hat uns ein rauhes Winterleben zugewiesen und stellt Eisblumen oft auf Monate an unsere Fenster, um so inniger und allgemeiner ist daher die Sehnsucht, durch Kunst den Frühling zu ersetzen, und diese liebliche Kunst ist in Berlin Hunderte von Jahren alt. Sie ist mit unsern Stammvätern aus Holland und den Niederlanden zu uns gekommen. Schon der große Kurfürst legte Treibhäuser an und im vorigen Jahrhundert war es bereits eines der allgemeinsten Vergnügungen der guten Gesellschaft, bei Boucher's, Georges oder einem andern Kunstgärtner unter Zitronen und Granaten, umringt von tausend blühenden Gewächsen, im milden feuchten Klima einer bessern Zone seinen Kaffee zu trinken. Jetzt ist diese Sitte aber weit allgemeiner. Die Kunstgärtner in den Blumenstraßen werden wenig mehr besucht, aber alle große Kaffeehäuser haben sogenannte Wintergärten, wie man die Treibhäuser nun nennt, d. h. Glashäuser mit Zitronenbäumen, hohen Myrthen und Blumen geschmückt, wo an kleinen Tischen Kaffee getrunken und furchtbar geraucht wird. Zarte Damen, welche beim Anblick einer Pfeife zu Haus ohnmächtig werden, sitzen hier im entsetzlichsten Qualm und befinden sich ganz wohl dabei. Es gibt mehr als ein Dutzend solcher großer Rauch- und Blumenanstalten und alle sind des Sonntags von Tausenden von Besuchern so überfüllt, daß eine noch weit größere Zahl kein Unterkommen findet. — Die Liebe zu den Blumen ist aber bei uns auch ein wichtiger Handelsartikel geworden. Nichts ist lieblicher anzusehen, als im Frühjahr die Märkte der Gärtner, welche als große farbige Beete erscheinen mit Hyazinthen, Tulpen, Narzissen, Krokus, Primeln und allen Kindern des Frühlings geschmückt, welche aus dem Schnee, der oft noch dicht die ganze Stadt bedeckt, wie Hoffnungs- und Himmelszeichen hervorblicken. Knaben mit Körben und Tragen voll Blumen durchziehen dann auch alle Straßen und bieten ihre duftenden Waaren feil, welche so billig sind, daß selbst der Arme sein Fensterchen damit schmücken kann, und nicht leicht ein Hausstand sich findet, wo nicht wöchentlich für die Blumen einige Groschen erspart und verausgabt würden. Viele Privatleute treiben in ihren Gärten die Blumenzucht überdieß als Vergnügen, und wenn man durch die Straßen geht und die vielen mit schönen farbigen Blüthen bedeckten Fenster sieht, kann man an den theuern und zierlichen Gefäßen bemerken, daß es auch ein Luxusartikel ist. Draußen aber in dem östlichsten Stadttheile ist das

eigentliche Garten- und Blumenquartier. Dort gibt es ganze Straßen, wo man zwischen den hohen Zaunwänden der Gärten hingeht, und hier hat auch in neuester Zeit, namentlich die Hyazinthenzucht, eine merkwürdige Ausdehnung erreicht. Es gibt hier Gärten, in welchen wirklich Millionen dieser schönen Blumen erzogen und in ihrer Blüthenzeit im Freien Ausstellungen veranstaltet werden. Die Schaaren der Berliner wandern dann dort hinaus, laben sich an Duft und Blüthen, zahlen einige Groschen und erhalten Sträuße dafür. Mit den Zwiebeln aber wird ein so ausgedehnter Handel getrieben, daß die Blumenhändler in Harlem schon mehrmals Commissionen hieher geschickt haben, welche den Schluß zogen, daß Berlin in Kurzem sich des ganzen Handels bemächtigen werde, da Holland an Billigkeit nicht mit ihm konkurriren könne.

Bei einem Volke, das nicht leicht in Enthusiasmus geräth, vielmehr eher über alle Exaltation spottet und dabei von leichtem Blut, den zeitlichen Vortheilen sehr zugethan ist, muß das Geld und sein Gewinn in hoher Achtung stehen. Es ist daher wohl zu begreifen, wie ein Theil des wohlhabenden Bürgerstandes eine sehr widerliche Beigabe dadurch erhält. Der Geldstolz macht sich mit der wachsenden Industrie, besonders auf Kosten der Geburtsvorzüge, geltend; und die Armuth des größten Theils unsers Adels unterstützt die allgemein herrschende Ansicht, daß eine hübsche Anzahl vollgültiger Papiere besser sey als ein vergilbter Stammbaum. Da aber diese doch von ihren Besitzern, und zwar in neuester Zeit im vermehrten Maße, erhaben über diese gemeine Anschauung der Jetztzeit gehalten werden, so kann es nicht fehlen, daß eine gänzliche Absonderung der vornehmen Welt von den Mittelständen erfolgt, welche sich nirgend so scharf ausprägt, als hier. — Schon daß die öffentlichen Vergnügungsorte und der Sonntag von dieser eingebildeten Vornehmheit in den Bann gethan sind, muß eine strenge Grenze zwischen ihnen ziehen. In Wien und München ist es anders. Die vornehme Welt hat dort ihre Kreise für sich, wohin kein ungeweihter Fuß dringen kann, aber sie verschmäht es durchaus nicht, an den Belustigungsorten der Menge zu erscheinen, während man dieß hier gleichsam für eine Entwürdigung hält. Diese obere Klasse ist, man muß es gestehen, vielleicht die unliebenswürdigste der Bevölkerung. Abgesperrt fast ganz in ihren Familiengesellschaften weiß sie vom eigentlichen Leben blutwenig, und nur im Theater und in Konzerten wird sie sich in einer gemischten Gesellschaft zeigen. Könnte sie diese Absonderung, wie die englische Aristokratie, mit ungeheurem Reichthum unterstützen oder wäre eine vorzugsweis hohe Bildung die Ursache, so

möchte man durch die Gewalt des Geldes oder Geschmacksverfeinerung diese anmaßende Richtung entschuldigen. Hier ist es aber theils Eitelkeit, theils Hochmuth, theils ein Gemisch von Beidem, aus welchem der in Berlin vom Geringsten zum Höchsten gleich bedeutungsvolle Ausspruch: „Es ist nicht anständig!“ entspringt. — Es ist nicht anständig, ein öffentliches Lokal zu besuchen; es ist nicht anständig, sich Sonntags zu zeigen; es ist nicht anständig, sich unter das Volk zu mischen; es ist überhaupt nicht anständig, in irgend eine Berührung mit der Masse zu gerathen, und so weiß man für jede Prüderie und jede Ausschließung nichts als ein: Es ist nicht anständig! — Wenn den Berlinern der Vorwurf gemacht werden kann, daß man bei ihnen die Steifheit des Soldatenwesens, die Langweiligkeit und Lächerlichkeit des gewöhnlichen Gesellschaftstones und die nüchterne oder alberne Phraseologie desselben vornehmlich finde, so müßten es diese Kreise seyn. Eigentliche Salons gibt es hier nicht. Politische Gegenstände sind in den Soireen dieser Art entweder aus Rücksichten verboten oder sie finden keinen Anklang; Wissenschaften und Künste, die wohl einige Berücksichtigung antreffen, geben nur einen schmalen Stoff, so bleibt das Spiel für die ältere, Tanz und Musik für die jüngere Hälfte, die einzigen Aushülfen, nebst jener Salonkonversation, die vereinzelt eben so geistvoll und pikant seyn kann, wie sie im Allgemeinen von beiden Geschlechtern mit stehenden Fragen und Redensarten und aller genügsamen Selbstgefälligkeit getrieben, fade und lächerlich wird. Je höher die Kreise, um so vorherrschender wird das Vergnügen der Konversation, die, wenn sie mit der Grazie geübt wird, wie in Paris oder selbst in Wien, einen reichen Ersatz in der Gesellschaft geistreicher und schöner Damen bietet. Hier aber tritt sehr merklich eine Nüchternheit und Förmlichkeit ein, und wiederum jene Anstandsfrage, welche alle Freiheit der Bewegung einengt, so daß eine Art Erstarrung auf den meisten dieser Gesellschaften liegt. — Man nennt dieß Formenwesen Feinheit und guten Ton. Wer darin geboren und erzogen ist, mag sich damit versöhnen, aber es entbehrt aller eigentlichen Würde und noch weit mehr aller Liebenswürdigkeit, indem es gegen wahrhaft feine Manieren und Sitten gehalten, eben jenen Don Ranudo-Anstrich empfängt, der manchen dieser Kreise den besondern Ruf verschafft hat. — Die Seele aller deutschen Gesellschaften ist und bleibt aber die Versorgung des Leibes mit guten Speisen und Getränken, was bei uns auch redlich gehandhabt wird, besonders in den reichen Bürgerständen, welche immer noch einen Theil der alten Gastfreundschaft bewahrt haben und keinen ihrer Gäste vor tiefer Nacht, des Weines voll und voll dankbarer Bewunderung gegen den wackern Wirth, ziehen lassen wollen.

So stellen sich nun die verschiedenen Klassen der Gesellschaft: Bureaukratie, Gelehrten, Künstler und Bürgerthum, Geld- und Adelsaristokratie nebeneinander, und ihre einzige Vermittlung ist die allgemeine Bildung, das Reich jener geistigen Herrschaft, vor welcher man zwar nicht den Respekt hat wie in Frankreich, aber doch Respekt genug, um trotz der hochmüthigen Sonderung und dem hier und dort von Neuem erwachenden Kastenwesen eine gewisse Art der Gleichheit vor dem Anstandsgesetz anzuerkennen. In den ersten Gesellschaften, sogar in denen des Hofes, findet man Gelehrte, Künstler, die Bureaukratie, das Bürgerthum; bei reichen Banquiers erscheinen die Notabilitäten aller Stände eben so wohl wie bei dem Minister, und so ist es eigentlich doch nur jene Klasse von Menschen, welche nichts lernen und nichts vergessen kann, die fortfährt, auch öffentlich die Anmaßungen zu bewahren, welche andere Klügere wenigstens zu verstecken wissen. — So trennt sich also die ganze Gesellschaft in zwei Klassen: in Gebildete und Ungebildete, und jene verschafft Rechte, welche der Reichthum nicht geben kann. Der Mann von Talent und Geschick weiß, daß seine Geburt nicht den geringsten Anstoß erregt; der König selbst zieht geistreiche und hochgebildete Männer ohne Ahnenprobe in seine Zirkel, und die angenehmsten Häuser öffnen sich gerne jedem jungen Manne, wenn er zu der großen privilegirten Klasse durch Studien und Bildung gehört. — Vor einiger Zeit hat man mit dem Geiste und den sogenannten geistreichen Gesellschaften auch eine Art Spekulation getrieben. Es war das schöne Zeitalter der Kränzchen, der Singethees und der ästhetischen Damengesellschaften. Es war eine Modesache, geistreich zu seyn, wie es jetzt Mode ist, witzig zu heißen; man kann aber in beiden Manieren eben so langweilig als widerlich werden. Börne hat die ästhetischen Hofräthe und Referendäre gegeißelt, die Sonntagsperiode und ihren Wahnsinn; andere haben zur Genüge die Singethees und die geistreichen Kränzchen verspottet, mehr aber noch hat seit dem Jahre 1830 die Durchrüttelung der politischen Ideen gethan. Man tanzt jetzt freilich nicht mehr so gern und die Damen klagen sehr darüber, daß jene Ideen nicht allein den Herrn in die Köpfe, sondern auch in die Beine gefahren sind; aber das ganze Zeitalter ist nachdenker geworden, trotz aller Witzeleien ernster. Schleiermacher, dessen Predigten einst von dem ganzen geistreichen Schwarm besucht wurden, um dann an den Theetischen homiletisch enträthselt und mit einer Art Verzückung für ungeheuer geistreich erklärt zu werden, obwohl der kleinste Theil diesen beredten feinen Dialektiker verstand, dieser Schleiermacher ist todt. Auch Hegel ist todt, dem es noch ärger erging, der so viel Aufsehen bei Staatsmännern,

Gelehrten und wiederum bei den Geistreichen machte, welche sich unendlich abquälten, das schreckliche An und für sich Sein, die schwierige Terminologie und die haarscharfen Gedankenunterschiede dieses großen Denkers und seines Systems zu verstehen. Was ihnen nicht glückte, das hat die Zeit übernommen. Sie hat die Folgerungen und Schlüsse verständlich übersetzt, am Leben der Völker manches deutlich gemacht, was darin der Menge dunkel entwickelt ward, anderes Großes vorbereitet, das sich noch erfüllen soll, und jene Faseleien großentheils glücklich überwunden.

So sind wir durch eine Reihe von Entwicklungen gegangen, aber nichts hat so sehr auf die geistigen Fortschritte gewirkt, als die Stiftung der Berliner Universität. Schleiermacher und Fichte übten hier den ersten großen Einfluß auf Gedanken und Gesinnung, bis Hegel sie ersetzte. Nicht genug zu sagen ist es aber auch, wie die verjüngte Regierung selbst und die einsichtsvollen Staatsmänner an ihrer Spitze die freien Bewegungen des Geistes förderten, mit welcher Liebe endlich der hochverehrte König seine Schöpfungen beschirmte und sich an deren Gedeihen erfreute. — Fragen wir nicht nach Dem, was zurückgehalten wurde, sehen wir auf Das, was wir gewonnen haben und so groß und fest begründet ist, daß selbst divergirende Ansichten über Volksbildung und Fortschritt des Ganzen wohl hemmen, aber nichts Wesentliches an der Erfüllung unserer Zukunft ändern können. — Man hat den Berlinern oft Anmaßung und das sogenannte hochmüthige Preußenthum vorgeworfen; aber ist es nicht ein verzeihlicher Stolz, einem Staate anzugehören, der sich so kräftig und freudig entwickelt hat, der so Großes gethan und welchem andere Völker so viele seiner Institutionen laut nachrühmen?! — Es ist ein Volksbewußtseyn erwacht, eine Begeisterung für das Vaterland, das aus Deutschlands Zersplitterung und aus tiefer Noth sich hervorzuringen wußte; das an der Spitze der Entwicklungen steht, von dem man das gemeinsame Wohl der Zukunft erwartet. — Und wer hat für eine Annäherung und Vereinigung der getrennten deutschen Stämme die ersten großen Schritte gethan? Wer hat den Zollverein gegründet und bringt dafür noch jetzt bedeutende Opfer? Wer hat zum ersten Male seit Jahrhunderten Deutschland von den trennenden hemmenden Fesseln der Grenzen, der Zölle und Münzen befreit; wer hat das Gefühl für ein gemeinsames großes Vaterland wieder erweckt, das nach Innen und Außen kräftig sich als Nation den Fremden gegenüber fühlt; wer wirkt für die immer innigere und unlösbarere Verbindung, für den wachsenden Wohlstand und die gemeinsam deutschen Interessen? — Einem solchen Staate kann man nicht nachsagen, daß er nicht deutsch und fortschreitend sey, und seine Hauptstadt,

in welcher alle Ideen der Gegenwart und des Fortschritts sich so groß-artig konzentriren, Berlin, der große Stapelplatz des neuen deutschen Lebens, der Mittelpunkt der Bildung, welche über das ganze Land verbreitet ist, kann unmöglich der Sitz eines steifen, aufgeblasenen Preußenthums seyn. — Schon die literarische Lebendigkeit muß dafür zeugen, die Künste und Wissenschaften, die Industrie, welche so bedeutend geworden ist. Wo wäre in Deutschland ein zweiter, ihm gleicher Sammelplatz so vieler geistvoller Männer aller Fächer, Staatsmänner, Gelehrter, Künstler und bedeutsamer Literaten? Wir sind im Streben begriffen, darin liegt unsere Zukunft; es ist eine Zeit der Vorbereitung, eine Zeit des Keimes, welche Blüthen und Früchten entgegen reift. — Berlin, welches vor dreißig Jahren vielleicht dreißig Buchhandlungen hatte, besitzt jetzt weit über hundert. Zu derselben Zeit gab es hier kaum einige der ersten Kaffeehäuser, wo man ein Paar belletristische Journale, und an politischen Zeitungen die Augsburger Allgemeine und den Hamburger Korrespondenten fand; jetzt findet man diese Blätter, die Leipziger Allgemeine und eine große Auswahl von Journalen vielleicht in hundert öffentlichen Lokalen aller Art; die Kaffeehäuser des ersten Ranges aber sind gezwungen, nicht allein sämmtliche deutsche Zeitungen und Tagsblätter von Belang zu halten, sondern auch die besten englischen und französischen Journale und überdieß juristische, kameralistische und andere wissenschaftliche Blätter. Es ist auch eine Eigenthümlichkeit Berlins, daß die großen Konditoreien die Stelle der Lesekabinette vertreten und zum Theil selbst eine Art politische Salons bilden. In ihnen versammeln sich zu gewissen Stunden Literaten, Beamte, Offiziere, Studenten, Männer aus allen Klassen, Kaufleute, Diplomaten, Gelehrte; selbst hohe Staatsbeamte treten hier ein, nehmen ihren Kaffee, durchfliegen die Zeitungen, finden ihre Freunde, tauschen Neuigkeiten aus, besprechen die Vorgänge und vermitteln ihre widerstrebenden Ansichten. Es ist dieß ein Surrogat für die uns fehlende Oeffentlichkeit und Preßfreiheit geworden, welche an keinem Orte dringender gewünscht werden kann, als hier. Daß es auch Männer gibt, die anderer Meinung sind, versteht sich von selbst; und namentlich ist es ein Theil des Beamtenstandes, der, wie überall in der Welt, keine andere Meinung, als die der hohen Vorgesetzten hat. — In einem bureaukratischen Staate, wie Preußen, wo die Beamtenhierarchie ein so geschlossenes Ganze bildet, wo der Einzelne so gern bemüht ist, sich zu empfehlen, um zu steigen, ist das auch ganz in der Ordnung. Dazu kömmt, daß der größte Theil unseres Beamtenstandes bei gewöhnlich zahlreichen Familien kein eigenes Vermögen besitzt; indeß will

ich keineswegs behaupten, daß nicht viele würdige und treffliche Männer ihre volle Freiheit des Urtheils unter allen Umständen bewahren, andere dieselben unter ein kluges Schweigen verstecken, wo es Noth thut. Diese herrschende Bureaukratie aber ist es nicht minder, welche Berlin in den Ruf des anmaßenden Preußenthums gebracht hat. Die vielen öffentlichen Behörden, die Ministerien und Verwaltungsbureaus haben uns allerdings reichlich mit Räthen und Angestellten gesegnet, deren Titulaturen durch alle Buchstaben des Alphabets gehen, und den Beamteten nebst zwei andern Uebeln: Titel- und Ordenssucht! eingebürgert haben. — Da ist selten Einer, der sich nicht nach dem Bändchen und Kreuzchen sehnt, oder dessen Ohr sich nicht um den Titel kitzelte. Im Allgemeinen ist dieser Ehrgeiz gewiß eine höchst lobenswerthe Sache, aber er kann zur leeren und anmaßenden Eitelkeit werden, der man Vieles opfert, und somit verderblich auf das Ganze wirken. Es ist dieß leider eine allgemeine Schwäche geworden, und wie weit sie ins Leben gedrungen ist, kann man daran erkennen, daß man gewöhnlich in Berlin nicht fragt: „Wie heißt der Mann?", sondern damit beginnt: „Was ist er?" — Ganz vorzüglich hat auch die Titelsucht das weibliche Geschlecht ergriffen, und viele Tausend Heirathen werden nicht etwa aus zärtlicher Liebe, sondern des Doctor- oder Professor-, Raths- oder Geheimenraths-Titels wegen geschlossen. Weitere Folgerungen aus diesen Verhältnissen kann man sich selbst ziehen. Da aber bisher an Orden- und Titelverleihungen kein Mangel gewesen ist, so hat die Sucht danach auch immer stärker und selbst in die unteren Volksklassen hinab um sich gegriffen, wie es denn überhaupt leider nicht zu leugnen ist, daß Eitelkeit und Gefallsucht, das Trachten nach blendendem Schein, Großthun, wie man in Berlin sagt, Hang zum müßigen Wohlleben und der prunkliebende Ehrgeiz sich zu überheben in einem bedeutenden Theil der höheren Klassen, und namentlich unter der weiblichen Welt, angetroffen wird. — Ein Hauptquell dieser Uebel liegt jedenfalls in der mangelhaften Erziehung des weiblichen Geschlechts, das wohl zur Erlernung fremder Sprachen, der Musik und mancher künstlichen Fertigkeit angehalten, aber auch vom Hauswesen entwöhnt, früh auf Bälle und in Gesellschaften geführt, eine Stellung erhält, welche sich mit ihren Ansprüchen an das Leben, mit ihren Glücksgütern und ihrem ganzen zukünftigen Geschick nicht verträgt. — Eine Folge davon sind nicht allein die häufigen unglücklichen Ehen und die Begünstigung der Unsittlichkeit, sondern auch die auffallend zunehmenden Ehelosen beider Geschlechter. Das Leben ist schwer, der Mann hat lange und tüchtig zu ringen, ehe er im Stande ist, sich sein

Haus zu bauen, gewöhnlich kann er erſt in der Mitte der dreißiger Jahre hier daran denken; den verwöhnten Mädchen aber genügt ein beſcheidenes Loos nicht, ſie ſuchen eitel nach Titel und bequemem Leben und betrachten die Ehe als eine Verſorgungsanſtalt, den Mann als den Vergnügungs-, Putz- und Modenlieferanten. — Alle dieſe Leiden, wie die ſchweren Klagen über zunehmende Entſittlichung und Verarmung ſind jedoch ſo ſchlimm nicht als ſie ſcheinen. Theils ſind ſie eine nothwendige Folge der Entwicklungen, theils wird ihnen auch gerade durch dieſe entgegengearbeitet. Nur der beſchränkte Sinn kann glauben, daß Frömmelei die Macht ſey, um Laſter zu tödten, der Pietismus gebraucht werden müſſe, um eine alte Welt voll frommer Einfalt und Gläubigkeit, Herzensſtille und Demuth zurückzuführen. Man hat Das in Berlin verſucht und verſucht es noch. Man öffnet dem Trug und der Heuchelei die Thore, um dem Himmel Seelen zu retten, und ruft den Fanatismus alter Zeiten herbei, um die fortrollende Weltgeſchichte aufzuhalten. Aber was hat man bis jetzt bewirkt? Ein Haufen armer Leute und ein Paar Dutzend bekehrter alter Damen und Geheimräthe bilden die betenden Vereine; die Maſſe geht lachend vorüber, beſucht die Theater nach wie vor, wirft ſich in den Strudel des Lebens und des Vergnügens, beutet die Induſtrie und die modernen Ideen aus, baut Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, ob der Fanatismus das Alles auch Satans Werke heißt, und die heilloſe Jugend ſtürzt ſich ſogar mit immer heißerem Eifer auf Geſchichte der Völker, auf die aufklärenden Naturwiſſenſchaften, auf Chemie und Maſchinenbau, auf die politiſchen Zuſtände der Gegenwart, ach! ſogar auf die ſchreckliche, zerſtörende Wurzel aller Leiden auf Erden, auf die erſtgeborne Tochter des böſen Feindes, auf die Philoſophie!

„Und was", ſagte Eduard lachend, „ſoll denn geſchehen, um die Welt beſſer zu machen?"

„Gebt den Menſchen die größte Freiheit zur Entwicklung aller ihrer Kräfte, ſo führt ihr ſie zur höchſten erreichbaren Sittlichkeit und Vollkommenheit. Der wahrhaft freie Menſch iſt am entfernteſten von aller Willkühr. Sein höchſtes Geſetz iſt die Vernunft. Zwingt ihn nicht zurück, ſondern heißt ihn vorwärtsgehen. Nur in dem Fortſchritt, in der höchſten Aufklärung, in der freiſten Entwicklung liegt die Heilung der Leiden, deren Schmerzen wir bei dem Kampfe zwiſchen dem Streben nach Vorwärts und den Anſtrengungen nach Rückwärts um ſo mehr empfinden."

Und Berlin?!

„Ein berühmter Gelehrter", erwiderte ich, „ſagte vor einiger Zeit, es ſey die Beſtimmung Preußens, an der Spitze dieſer Aufklärung und Deutſchlands zu ſtehen, in Waffen und Wiſſenſchaften gleich groß, und wie Pallas Athene ſtreitbar mit Beiden. Berlins Beſtimmung aber ſoll es ſeyn, ſich zum großen Waffenplatz aller Künſte, alles Wiſſens, aller Entfaltungen des Geiſtes und der materiellen Kräfte zu erheben. — Dann erſt wird es ſeinen Beruf erfüllen und als erſte deutſche Stadt, als Mittelpunkt des deutſchen Lebens, hiſtoriſch groß und bedeutſam, dem gemeinſamen Vaterlande zum Anhalt und Vorbild dienen."

Wilhelm von Chezy.

Erinnerungen aus Wien.

(Aus den Jahren 1824 bis 1829).

Glücklich ist die Zeit, die keine anderen Erinnerungen noch kennt, als die aus der Kindheit ahnungsvollen Träumen; sie ist der dämmernde Morgen, dessen milder Strahl die Augenlieder des Schlummernden streift und mit freundlicher Gewalt öffnet, — sie ist der März, der mit dem Hauch des lauen Südwindes den weißen Schleier verweht, unter welchem schon vorwitzig emporstrebend die blanken Kelche der Schneeglöckchen erblühten, und der nun dem schwellenden Schoß der Erde die blauen Osterblümchen, die gelben Primeln und die duftigen Veilchen entlockt; wie aber dem Morgen der Tag, so folgen dem Lenz die Rosenzeit und der hohe Sommer, welcher die Blumen mit hellem heißem Sonnenschein versengt, um die Frucht der Rebe und was sonst der Herbst von reichen Gaben bringen soll, zu zeitigen. Wie ist das Jahr doch schon so alt, wann die Halme, sichelreif, die schweren Häupter senken, wann die Felder von Stoppeln starren, wann in den Gärten, Sonnenblumen, Dalien und Flor aus den Beeten hoch emporragend, ihre farbenreichen duftlosen Blüthen entfalten, und die bunten Astern in Knospen schießen, — wie ist der Mann doch schon so reich an welken Kränzen der Erinnerung in seines Lebens kräftigster Zeit!

Wo sind sie, die Genossen seines erwachenden Frühlings, die Gesellen bei Sang, Spiel und in waglicher Lust, die Vertrauten seiner ersten Liebe? Wie über seinem Haupt, ist die Zeit über den Ihrigen unaufhaltsam hingeschritten, hat das Geschick ihrer Viele unter seinem Tritt von Erz begraben, die Einen gebeugt, die Andern weit von dannen geschleudert. Wo sind die holdseligen Frauen und Mägdlein, deren Lächeln ihn entzückte, deren Zürnen um alle Schätze der Welt er nicht hätte verwirken mögen? Längst sind sie verblüht, und die von ihnen noch leben, wandeln einher als welkende oder verwelkte Matronen, trauern als einsame Trümmer; wohl dem, dessen Auge nimmermehr sie erschaut, um in dem trostlosen Anblick das Letzte, was aus schönen Tagen ihm geblieben: das Andenken ihres Glanzes und ihrer Blüthe, begraben zu müssen.

Es ist eigentlich noch gar nicht so lange her, daß wir achtzehn Jahre alt gewesen, meine Gespielen und ich, und dennoch sind wir schon sehr verarmt an holden Täuschungen und reich an Erinnerungen; ein neues Geschlecht ist, gleich Pilzen, wie über Nacht neben uns emporgeschossen, wir erblicken als Greise, die wir als rüstige Männer gekannt, ihre Kinder, die wir auf dem Arm getragen, als bräutliche Jungfrauen, und die größeren Mägdlein, die wir traulich an der Hand genommen, um zu ihnen niedergebeugt auf ihre klare Stirn einen väterlichen Kuß zu hauchen, haben ihre glücklichsten Stunden schon verlebt, sind Hausfrauen und Mütter geworden.

Und wie ein Alpenwanderer, der die steile Halde emporklimmt, lange bevor er den Gipfel erreicht, wo der Gletscher starrt und der ewige Schnee erglänzt, im Schatten einer grünen Buche rastend und hochaufathmend stille steht, um mit den Augen den zurückgelegten Weg zu messen und sich der Aussicht zu erfreuen, bei deren Anblick er sich nicht verhehlt, daß der Blick aus dem Thal zur Höhe an malerischer Ausbeute reicher ist, als von der Höhe zum Thal; so rast' auch ich einen kurzen Augenblick auf meinem Pfade, um rückwärts zu schauen und einige anmuthige Plätzchen zu betrachten, die mir in der Erinnerung noch so theuer sind.

Die herrliche Kaiserstadt am Donaustrande hat in ihrem Aeußern und in den Beziehungen des innern Lebens so mannichfache und rasche Umgestaltungen erfahren, daß jetzt schon Erinnerungen aus den Jahren 1824 bis 1829 zu den Klängen aus verschollener und vergessener Zeit

gehören, und Berichte über gesellschaftliche Zustände von dazumal wie graue Mährlein gemahnen. Oder klingt es euch nicht wundersam, wenn ihr vernehmt, daß kurz vor dem angegebenen Zeitraum das Auge mit Müh und Noth sich erst daran gewöhnt hatte, die Frauenkleider in Betreff der Taille nach dem Muster des sechszehnten Jahrhunderts zugeschnitten zu sehen, nachdem ihr von Kindesbeinen auf nichts anders erblickt, als das unmittelbar vom Busen abwärts fallende enganschließende und die natürliche Form zeichnende Gewand? Daß dazumal noch der Schnurrbart für ein Vorrecht des Soldaten, in Wien aber für das fast ausschließliche Abzeichen des Ungarn galt, die elegante Jugend den Backenbart spitz gegen den Mundwinkel hinzog, wie heutzutage kaum mehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher, und schlotterige Pantalons ohne Stege trug? Ihr lächelt dieser Erwähnung, und habt hierin Unrecht; jede äußere Mode braucht gemeiniglich sechs bis zwölf Jahre, um von den höchsten Klassen der Gesellschaft bis in die Reihen des Pöbels sich zu verlieren, und dann beginnt die Zeit, in der sie zum geschichtlichen Anhaltspunkt der Erinnerung, zum äußerlichen Abzeichen eines vorübergegangenen innerlichen Lebens, eines ganzen Geschlechts wird, das die Tage seiner Jugend in Kleidern feierte, deren Schnitt dem nachfolgenden schon so fremd geworden. Und wie mit den Gewändern, geht es häufig mit Gedanken, Empfindungen und Ansichten, so daß kaum davon das Größte und Schönste von einem Zeitraum zu dem andern sich hinüberrettet.

Es ist schon fast nimmer wahr, daß Miguel von Braganza, der höchsten und theuersten Schwüre uneingedenk, auf seiner Väter Thron seiner Väter Vorrechte wieder eroberte, um sie zu mißbrauchen; wie lang also ist es vollends her, daß er zu Wien der bewunderte Götze des Tages war! Er glich einem glatten, dem Anschein nach gänzlich gezähmten Tiger, die Jünglinge drängten sich in seine Nähe, die Weiber waren in ihn vergafft und die starkausgeprägte Wildheit in seinen braunen, fremdartigen, aber regelmäßigen Zügen übte wunderbare Anziehungskraft, so wie die geheimnißvoll schauerliche Kunde der Vorfälle von Salvatierra nur einen Reiz mehr abgab. So soll auch heutzutag sein Bild noch das gefeiertste seyn in der überreichen Porträtsammlung jener schönen Henriette, deren schwarze Augen und üppige Formen einst der Gegenstand so vieler, nicht stets vergeblicher Seufzer gewesen.

Der Friede war dazumal noch jung, seine Segnungen hatten lange noch nicht die Wunden geheilt, welche die Kriege geschlagen, und lange noch nicht die schmerzlichen Erinnerungen verwischt; so gehörte zu den Spuren aus trüber Zeit und zu ihren Folgen eine gewisse Verarmung der Mittelklassen, welche, früher den Freuden einer etwas kostspieligen Geselligkeit ergeben, sich auf billigere Weise zu unterhalten suchen mußten, daher dem Theater mehr denn je vorher ihre Aufmerksamkeit und Gunst zuwendeten und dieser Richtung treu blieben, als bereits die Ursache, welche den ersten Anstoß dazu gegeben, nach und nach verschwand. In der regen Theilnahme der gesammten Bevölkerung ist der Grund des Emporblühens der Wiener Theater zu suchen, deren man, wie heute noch, fünf zählte: die zwei Hoftheater, an der Burg und am Kärnthnerthor, das Theater an der Wien, das Volkstheater in der Leopoldstadt und das Josephstädter.

Das Burgtheater hatte unter Schreivogels Leitung eine bis dahin nie geahnte Höhe erreicht, und neben der Tragödie wurde auch das bürgerliche Schauspiel und vor Allem das Konversationsstück mit der vollendetsten Meisterschaft zur Darstellung gebracht. Iffland's langweiliger Familienjammer, Kotzebues längst schon im Veralten begriffene, breitgetretene und langausgesponnene Komödien, Scribe's und anderer Franzosen lose Waare gewannen Reiz und Leben durch den Zauber genialer Kunst oder bis zum Unglaublichen gesteigerter Routine in der Ausführung. Aus der berühmten Mannheimer Schule lebten noch die Veteranen Koch und Krüger; und ihres Zeitgenossen begabte Tochter, die herrliche, seitdem durch einen allzufrühzeitigen Tod abgerufene Sophie Müller, entwickelte die schönsten Blüthen ihres reichen Talents. Noch erblick ich sie deutlich vor den Augen meiner Seele in ihrer ebenmäßigen, stolzen und kräftigen Gestalt, mit den edlen Zügen, den wundersamen veilchenblauen Augen und der zum tiefsten Herzen dringenden klangvollen Stimme; sie war eine große Künstlerin von allgemein anerkannter Geltung, dabei in ihren bürgerlichen und geselligen Verhältnissen von dem unbeflecktesten Ruf, eine Zierde der besten Gesellschaft, und statt, wie sonst wohl ihres Gleichen, von Anbetern umschwärmt, von einem Kreise ausgezeichneter Freunde umgeben. Anschütz stand im kräftigsten Mannesalter, zu ihm gesellte sich bald darauf Löwe, um das Fach jugendlicher Helden zu übernehmen, welchem weder der alternde Heurteur, noch Kettel oder gar Korn mit seinem gefrornen Liebäugeln gewachsen waren, obschon der Letztere in Liebhaberrollen eine starke, für frühere Genüsse dankbare Partei für sich hatte, wie denn überhaupt die Dankbarkeit ein hervorstechender schöner Zug im Charakter der Wiener ist.

Eine italienische Oper, wie Barbaja's Truppe im Kärnthnerthortheater sie ausführte, ist, wenigstens in Deutschland, nie gehört worden. Ein Verein von Sängern und Sängerinnen, wie Lablache, David, Donzelli, Rubini, die Fodor und Andere, deren Namen hier genannt zu werden wohl verdienten, ist schwerlich irgendwo wieder zusammengebracht worden; alle Fächer waren mit den ersten Talenten besetzt, und man behauptete, die Gagen der Künstler hätten sich so hoch belaufen, daß der Impressario trotz der hohen Eintrittspreise, der stets überfüllten Häuser und eines Zuschusses von Seiten des Hofes noch bedeutend verloren habe. Im Theater beim Kärnthnerthor machte, wie Haizinger, Henriette Sonntag die erste Schule durch, für sie komponirte Weber die Euryanthe, welche im Winter von 18²³/₂₄ zuerst zur Aufführung kam, und damals einen nur zweifelhaften Erfolg errang, so daß schon die dritte, zum Benefiz der jugendlichen Sängerin bestimmte Vorstellung ziemlich leer blieb. Auf derselben Bühne pflückte späterhin Nannette Schechner ihre ersten Lorbern.

Das Theater an der Wien ging seinem Verfall entgegen, ich weiß nicht, aus welcher Ursache. Eigenthümer desselben war Graf Palffy, Direktor der bekannte Wilhelm Vogel. Nie hatte man bisher auf einer deutschen Bühne in höherer Vollendung jene Aeußerlichkeiten ausführen sehen, welche sich unter dem einen bezeichnenden Namen des Spektakels zusammenfassen lassen, wenn man unter Spektakel: Dekorationen, Costume, Maschinerie, Verwandlungen, Pferde, Tänze, Gruppen, Gefechte und Feuerwerk verstehen will, nebst allerlei Lärm und was sonst noch dazu gehört, um irgend ein Drama mit der Kunstfertigkeit einer Zauberpantomime darstellen zu können. Dabei gelangen der Direktion ein Paar glückliche Würfe: „Der Wolfsbrunnen", in welchem ein gewisser Mayrhofer den Wärwolf mit großem Beifall darstellte und, weil er jedesmal herausgerufen ward, von der dritten Vorstellung an auch auf dem Theaterzettel unter den Personen namentlich aufgeführt werden mußte, füllte in einem Winter etwa hundert Abende aus; „Hund und Leopard" gab ein ähnliches Kassenstück, und ein Gastrollenzyklus Eßlairs trug goldene Früchte. Die Bühne besaß auch ein Paar vielverheißende Talente an Rott und Fichtner, welche seitdem ihren Weg gemacht haben.

In der Leopoldstadt schalteten und walteten der geniale Raimund, der launige Ignaz Schuster, dem zu allen seinen Rollen sein Buckel so wohl anstand, daß mancher Fremde meinte, der Künstler habe sich den Auswuchs nur für den einen Abend mit gutem Vorbedacht angeschnallt,

und die Krones, jene übermächtige, lebenskräftige und zügelloſe Erſcheinung, eine in das Wieneriſche überſetzte Philine.

Das fernentlegene Joſephſtädter Theater trug, wie jetzt noch, das Gepräge einer Provinzialbühne. Alles kam darauf zur Darſtellung, neben „Maria Stuart“ der „Fiaker als Marquis“, neben dem „Diamanten des Geiſterkönigs“ das „Käthchen von Heilbronn“, mit franzöſiſchen Konverſationsſtücken Ballete und Pantomimen, und das Publikum der ſüdweſtlichen Vorſtädte ward auf eine ſeinen Anſprüchen angemeſſene Weiſe auf der Höhe der theatraliſchen Erſcheinungen in den übrigen „Welttheilen“ Wiens erhalten, ohne die weite Wanderung dahin antreten zu müſſen. Vielleicht wurden auch Opern in der Joſephſtadt aufgeführt.

Wenn jedoch die harten Zeiten unter jenem Theil der Bevölkerung, welcher die Freuden der Geſelligkeit nur mit lieblichen Genüſſen vereint ſich zu denken vermochte, die Geſelligkeit überhaupt in Abnahme gebracht hatte, ſo iſt damit keineswegs geſagt, daß der geiſtige Verkehr unter den Gebildeten dadurch gelitten hätte; es gab lange ſchon vorher Leute genug, welche gar wohl begriffen, daß ein unter Gleichgeſinnten mit Geſpräch, Muſik oder Vorleſen zugebrachter Abend ganz gut Schmäuſe, Zechgelage und Tänze aufwiege, — Andere waren erſt durch das Theater zu der Erkenntniß gekommen, daß es einen zur Erheiterung und Unterhaltung geeigneten geiſtigen Verkehr gebe, und ſo bildeten ſich denn auch außerhalb der großen Welt häufig jene Kreiſe, die wenige Jahre zuvor in der Kaiſerſtadt noch ſo ſelten geweſen. Die Gäſte kamen ohne Anſprüche, und da die Wiener viel zu viel geſunden Menſchenverſtand beſitzen, um ein Gewerb daraus zu machen, ſich geiſtreich zu zeigen, ſo war die Unterhaltung meiſtens unbefangen und daher behaglich; auch geſchah es in ſolchen Verſammlungen gar oft, daß neben dem Klavier ein Ball aus dem Stegreif ſich entſpann und den gemüthlichen Abend fröhlich ſchloß. Natürlich fehlten auch in dieſer Art des geſelligen Verkehrs die Lächerlichkeiten nicht; da gab es Vorleſungen, bei denen die Zuhörer gähnten oder einſchliefen, theils weil ihnen das Vorgetragene zu hoch, theils weil es wirklich langweilig war, — da gab es muſikaliſche Abende, in denen heilloſe Dilettanten mit unbarmherziger Unermüdlichkeit der Gäſte Trommelfell zerquälten, — da gab es der Langeweile ſchrecklichſte Schrecken: die unſchuldigen Spiele. Dergleichen oder Aehnliches findet ſich aber überall, in London wie in

Karlsruhe, nur mit dem Unterschied, daß es zu Wien Auswege des Entrinnens gibt, die in Krähwinkel fehlen. Schilderungen geselliger Albernheiten finden sich in Castelli's Bildern aus dem Leben, und zum Theil, wenn auch sehr verzerrt, in verschiedenen Aufsätzen Saphirs; meine Aufgabe kann jedoch in diesen der Erinnerung geweihten Blättern nicht seyn, darauf einzugehen, und zwar um so minder, da mir nicht einmal Muße und Raum gegönnt ist, Alles dessen zu gedenken, wovon zu sprechen mir angenehm wäre, und was zu sagen mir keine Rücksichten wehren.

Zwischen der eigentlichen großen Welt, der hoffähigen Gesellschaft, die in Wien sich strenger, als sonst wo, abschließt, und den Kreisen zweiten Ranges stand wie vermittelnd das Haus des berühmten Orientalisten Hammer mitten inne. In seinen Sälen fanden sich alle fremde und einheimische Notabilitäten zusammen, die vielleicht sonst kaum einen andern Berührungspunkt gefunden haben würden, als etwa an der Tafel eines Banquiers. Durch seine Dienstverhältnisse dem Hof, den höchsten Beamten der Krone und der Diplomatie nahe stehend, als Gelehrter, Dichter und Schriftsteller anerkannt und gesucht von ausgezeichneten Männern, welche aus allen Weltgegenden nach Wien kamen, durch eigene Reisen mit der höchsten Gesellschaft ganz Europa's befreundet und bekannt, zog Hammer auch durch seine eigenthümliche Persönlichkeit an, durch sein rasches entschiedenes Benehmen, und durch eine Offenherzigkeit, die sich oft nur allzu rücksichtslos aussprach. Unter Häusern zweiten Ranges versteht man in der aristokratischen Kaiserstadt jene Kreise, die in Paris zu den ersten gehören, — mit einem Wort: „**la haute finance**"; und mit dieser hatte sich Hammer durch Heirath nahe befreundet. Von diesen Kreisen ist jedoch im Allgemeinen nichts Besonderes und Eigenthümliches zu sagen, denn der europäische gesellige Verkehr großer Städte ist im Ganzen immer wieder derselbe, und eine Soiree zu Neapel bewegt sich in ähnlichen Grundformen, wie eine zu Petersburg; dagegen trugen bei aller Eleganz der äußern Umgebung die Gesellschaften im Hause des Ritters von Frank ein so ächt wienerisches, gemüthlich bürgerliches Gepräge, daß sie vor allen andern einer besondern Erwähnung werth scheinen. Frank, von Freunden und Bekannten der Dicke zugenannt, war ein Wiener von altem Schrot und Korn, lebensfroh, gutmüthigen Herzens, lustig, gastfreundlich ohne Prunk, voll guter Einfälle und von so sprühendem Witz, daß manchmal

der böse Kopf das gute Herz in Schatten stellte, denn seine Zunge war durch keine Rücksicht zu bändigen, sobald es einen witzigen Ausspruch galt; er pflegte selbst zu sagen, er werde keines andern Todes verfahren, als an einem unterdrückten Scherz, und seine von ihm verfaßte Grabschrift schließt: „er ist an einem Bonmot erstickt". In der Stadt und auf seinem Landsitz in dem lieblichen Dornbach versammelte er zu fröhlicher belebter Unterhaltung zahlreiche Kreise um sich, denen Künstler aller Art einen eigenthümlichen Reiz verliehen, so wie aus ihnen alles Gespreizte, Ansprüche Erhebende streng verbannt war. Dabei war der dicke Frank der aufmerksamste Wirth von der Welt, wovon ein Beispiel: eine junge Anfängerin vom Theater, auf deren Gegenwart für den Nachmittag und Abend von der Gesellschaft gerechnet wurde, sagte in Dornbach bei Tisch, sie müsse frühzeitig zur Stadt zurück. Weshalb? — Die Intendanz habe ihr endlich auf vieles Bitten eine Rolle in der Jungfrau von Orleans anvertraut, und sie solle am Abend auftreten. Man gratulirte, wenn auch mißmuthig, und lachte dann, als endlich nach allerlei Kreuz- und Querfragen herauskam, die Rolle sey keine andere, als die des Pagen, der da zu sagen hat: „Der Herzog von Burgund hält seinen Einzug". Der Hausherr aber fertigte einen Boten zur Stadt ab und erwirkte der jungen Künstlerin Urlaub für den Abend, den sie dankbar annahm, da sie wohl fühlte, daß sie zu Dornbach eine glänzendere Rolle spielte, als die war, welcher sie entsagte. — Die ausgezeichneteren Mitglieder des Burgtheaters waren häufig in dem genannten Hause zu treffen, der alte Koch, Korn, Heurteur und die Löwe gerngesehene Gäste, Sophie Müller eine gefeierte Erscheinung darin.

Frank starb im kräftigsten Mannesalter von etwa 50 Jahren, doch nicht an einem Bonmot, sondern mit einem solchen auf den Lippen, an der wie eine Seuche dazumal grassirenden Heilmethode Leroy. Ein Sohn von ihm ist der in der literarischen Welt bekannte Dr. Gustav Frank.

Ein Brennpunkt literarischen Verkehrs war schon seit längerer Zeit das Haus der Schriftstellerin Karoline Pichler, deren Empfangsabende fast immer sehr zahlreich besucht waren, obschon sie weit draußen in der Alservorstadt, in einer der entlegensten Gegenden der weitläufigen Residenz, wohnte. Die Pichler war eine der seltenen Schriftstellerinnen, mit denen Männer und Frauen vergnüglich umgehen können; sie war nicht, wie das gar so häufig vorkommt, mit zu viel Geist und zu wenig Verstand begabt, sondern hatte vielmehr ihren natürlichen Mutterwitz

durchaus ungetrübt erhalten, und der Mangel an Phantasie, welcher in ihren Dichtungen, als sie noch gelesen wurden, so sehr auffiel, kam ihr um desto mehr im bürgerlichen und geselligen Leben zu gute; dabei war sie dazumal schon alt genug, um auch die letzten Ansprüche der eigenen äußern Erscheinung längst vergessen zu haben, erfreute sich einer gewissen geselligen Autorität, die sie mit angeborner Gutmüthigkeit handhabte, und als Schriftstellerin war sie so anspruchlos, daß selbst ihre Bescheidenheit nicht einmal gesucht erschien; gleichmüthig hatte sie die Erfolge ihres Wirkens hingenommen und ruhig sah sie ihre Zeit vorübergehen. Ihre Hausgenossen, Friedrich Schlegel mit seiner Frau, lebten mit der Pichler in näherm Umgang, besonders die Letztere. Bei dem Dichter des Alarkos hatte das Fett zwar nicht den Geist, aber doch die freie Bewegung desselben nach Außen überwachsen; im Innern lebte noch viel von der alten Kraft und davon kam auch manchmal etwas zum Vorschein, wann die sterbliche Hülle sich bei einer wohlbesetzten Tafel an Speis und Trank gesättigt hatte. Seine Frau war mit viel dichterischer Einbildungskraft begabt, von Natur aus eine fromme Seele, deren Eifer sich durch den Umstand gesteigert zu haben schien, daß sie bereits auf dem dritten Pfad zum Himmel wandelte; ihre Erscheinung hatte etwas Anziehendes, sobald nur der erste, durch eine schier fabelhafte Häßlichkeit hervorgebrachte Schreck überwunden war, — Dorothea trug das Judengesicht ihres Vaters Moses Mendelssohn. Die dunkle Stelle in ihrem Lebenslauf war, daß sie einst den eigenen Heerd, den Gatten und die Kinder verlassen, um dem Geliebten zu folgen, doch eben Das muß ihr, nach dem schönsten Ausspruch des Erlösers, vergeben werden, und war ihr sicherlich längst schon vergeben, als in neuester Zeit über ihrem frischen Grabhügel ein Paar Thoren einander in die Haare fielen, darüber Streit erhebend, ob sie recht oder unrecht gehandelt.

Im Hause der Pichler erlebte ich die Feuerprobe eines eben flügge gewordenen Dichters, den ich just nicht nennen will; doch bevor ich erzähle, was geschehen, bedarf ich einer Einleitung.

Der Frühling und die Jugend haben stets etwas an sich, das zu ihren Gunsten besticht, ob etwa auch ein neidischer Himmel Beide in Wolken und Nebel hülle. So auch ist es in der Kunst: ein jugendlicher aufstrebender Dichter oder eine Anzahl gleichzeitig erstehender treiben immer Blüthen, die mehr oder minder glänzen und duften, und deren eigentlichen Gehalt erst die Folgezeit erkennen lehrt. Ein solches Gepräge des Frühlings und der Verheißung trug in einem Zeitraum, den wir Alle erlebten, die wir jetzt darüber nachzudenken vermögen, denn er

dauerte lange genug, eine gewisse Schule der dramatischen Dichtkunst. Der große Britte war der dichterischen Jugend Idol, und wer nur Anspruch auf die gewöhnlichste Bildung machte, mußte Shakspeare wenigstens vergöttern. Statt aber des Gepriesenen Streben selbst zum Vorbild zu nehmen, wählten sie seine Art und Weise zum Muster, zum Theil in all ihrer rauhen Derbheit, so daß sie, ohne die Anforderungen des Zeitalters zu erwägen, sich in einem Pfuhl von Kernflüchen und noch Schlimmerem wälzten, nicht bedenkend, daß Shakspeare, indem er für die Bühne *seiner* Zeit dichtete, unmöglich sich dem Geschmack einer fernen Zukunft bequemen konnte, wie ihnen zu thun oblag, welchen seine Zukunft zur Gegenwart gereift. Andere wieder überlegten doch wenigstens, daß die englische Derbheit des sechszehnten Jahrhunderts so wenig für sie passe, als etwa Shakspeares Kleid auf ihren Leib, und lenkten früher oder später ein, vorzüglich solche, die, in großen Hauptstädten lebend, sich in literarische Salons eingebürgert hatten, deren Beifall ihnen für den unzweifelhaftesten Wegweiser galt und wo sie bei hellem Kerzenschein im schwarzen Frack dasaßen, mit weißen Glacehandschuhen das glänzende Velin hielten und vorlasen, um ein Lächeln der Damen buhlend, das ihnen für des Dichters höchstes Ziel galt. Keiner wird sie deßhalb verdammen, der selbst einst jung gewesen in einem Kreise geistreicher und liebenswürdiger Frauen, und mancher wird ihre innerste Meinung verstehen, wenn ihnen just zu solcher Zeit erhaben zarte Empfindungen, in *bilderreiche Verse* eingekleidet, für die Hauptsache im Gedicht, und *wohlgefeilte Verse* sogar für eine Ueberflügelung Shakspeares galten. Doch läßt sich leicht ermessen, daß bei solcher Ansicht auch ein nicht ganz verwahrloster Dichter, „berauscht von des eigenen Liedes Wohllaut", in eine Art Träumerei gerathen konnte und für die wesentlichen Erfordernisse seines Drama's so viel Gedanken und Kraft übrig behielt, als wohl unter Trillern und andern Kunststücken eine gurgelnde Opernsängerin für den eigentlich dramatischen Theil ihrer Rolle. — Unter den Derben und den Eleganten hatten die Erstgenannten den leichtern Ausweg, um auf eine bessere Richtung zu gerathen, denn die wahre Kraft lernt sich endlich selbst beherrschen und findet so die Anmuth, mit der sie in selbstgesteckten Grenzen sich bewege; doch ist nur allzuoft die Wildheit und Unbändigkeit ein gemachtes Feuerwerk, ein bald verfliegender, gewaltsam angezechter Rausch oder, noch schlimmer, nur eine vorgenommene Larve mit hochgeschminkten Wangen, hinter der ein höchst zahmes und nüchternes Antlitz sich birgt. Einen schlimmern Stand hatten die Andern, „die gelben Handschuhe", wie man heuzutage sie nennen könnte, wenn

überhaupt in ihnen eine Flamme lebte und glühte, die aufwärts strebte, wie denn des Feuers Richtung aufwärts geht. Zwar konnten Ueberdruß und Langeweile nicht ausbleiben; aber es ist so schwer, sich loszureißen aus den Banden der Gewohnheit, so hart, einem als nah verheißenen Kranz zu entsagen, und hätt' ihn auch nur halbschlafend der greise bußfertige Verfasser der Lucinde verheißen, oder jener ritterthümliche Sänger, der freiwillig Lorbeern und Epheu auf jugendliche Stirnen drückt, als wüchsen ihm dergleichen unter jedem Schritt und Tritt. Auch ist es wahrlich nicht so leicht, den Weg zu verlassen, auf dem uns der Frauen Beifall lächelt, sogar wenn wir einsehen, daß es besser sey, ihn zu erkämpfen, als durch Ulrich Lichtensteins Dienst darum zu werben, und daß vielleicht am Sichersten und Ehrenvollsten Der die Weiber gewinnt, welcher für sie *nicht* dichtet.

Durch die derbe Schule war Er gelaufen und in der zarten angelangt; trotz Einem hatte Er Kärrner schwärmen und Königinnen in Flüchen sich verschwören und vermessen lassen, — jetzo war er erhaben, nebelte und schwebelte in den höchsten Sphären, pumpte die Gefühle, wie er meinte, aus der Seele tiefsten Tiefen, und hielt Blumen und Bilder für Gedanken und Empfindungen, wie die bunten Regenbogenstrahlen für Gemälde. Das gefiel seinen Freunden und Freundinnen zum Theil, zum andern Theil bestach sie die und jene Rücksicht, und alles Das, was uns verführt, einen nach Lob dürstenden Dichter zu loben; denn so leicht es ist, ein Werk am Schreibtisch zu tadeln, so schwer erscheint es, dem Verfasser ins Angesicht die Wahrheit zu sagen, besonders wenn wir ihm wohlwollen und dabei uns nicht die soldatische Offenherzigkeit zu Gebot steht, mit welcher ihm der wackere Zedlitz sagte: „Deine Gedichte sind Blüthen, keine Früchte, sie verheißen etwas, doch geben sie noch nicht viel, und was die Welt begehrt, ist ganz etwas anderes, als was Deine Gönner preisen". Das klang nun freilich nicht so ermunternd, als was der nachsichtige Freund darüber äußerte, der, obwohl er selber bereits die Prüfung überstanden: „„sich gedruckt zu sehen und dennoch nicht unsterblich zu seyn"", nicht verlernt hatte, in der Knospe schon die Rose, in jeder Blüthe die einstige Frucht zu erblicken und im Voraus zu genießen; es schmeichelte nicht dem Ohr, wie des Lobes Wohllaut von den Lippen der Freundin, welche unbedenklich dem Liebling ihrer Seele den Kranz auf die Stirn drückte, den er in ihren Augen längst verdient; es berauschte nicht, wie jener Beifall des Salons, der, wenn er zufällig auch nicht erheuchelt war, nur allzuoft der Ausdruck der Dankbarkeit für die einer bleiernen Stunde geliehenen Flügel, das Lächeln des Kindes bei einem einlullenden,

Wiegenliede war, mit einem Wort: ein Erfolg, welcher die kleinliche Eitelkeit für einen Augenblick beschwichtigt, hinreichend für Leute, deren Ehrgeiz noch nicht nach dem Ziele strebt, vor Allen sich selbst genug zu thun, das Große, Gute und Schöne zu wollen, und die Bahn mehr um des Wettlaufs selber, als um des Preises willen zu betreten. — Seine junge Seele kannte auch noch nicht den Ehrgeiz oder hielt die nach schnellen und vielfachen Erfolgen lüsterne Eitelkeit dafür, und träumte sich glücklich in einer Täuschung, deren Grundvesten der Abend erschüttern sollte, von welchem verständlich berichten zu können ich dieser langen Ausschweifung zu bedürfen meinte.

Sein neues „Meisterwerk" war ein Trauerspiel, wie denn bekanntlich die von den wahren Schmerzen und Qualen des Daseyns noch wenig geängstete Jugend im weiten Reiche der Kunst gern zu den düstersten Schluchten und zu den tiefsten Abgründen hinabsteigt, an Graus und Schrecken sich erlabt und mit dem Tode liebäugelt. Der Held der Tragödie war der ritterliche Sänger der Lusiade, und der Dichter hatte genug Einsicht besessen, seinen Kamoens nicht nur leidend, jammernd und sterbend einzuführen, sondern ihn durch Kämpfe und Thaten bis zu dem beklagenswerthen Ende zu geleiten und ihn dann erst im Schwanenlied scheiden zu lassen. Der Freunde blindes Wohlwollen nannte Schreivogel einen Philister, weil er „dieser zarten und sinnigen Dichtung" die Annahme zur Darstellung auf dem Burgtheater versagte und von dem Beifall der Salons irre geleitet, glaubte der Dichter steif und fest, der einsichtsvolle Mann, welcher sich selbst und ihm nur eine Demüthigung ersparte, wolle ihm einen verdienten Triumph vorenthalten. So erschien der verhängnißvolle Abend, zu welchem Karoline Pichler eine zahlreiche Gesellschaft zusammengebeten, die mit nicht geringen Erwartungen sich einfand, weil in gewissen Kreisen vielfach schon von der Dichtung die Rede gewesen, welche ihre gespannte Neugier nun befriedigen sollte. Als endlich der Thee getrunken und mit ihm die Neuigkeiten des Tages abgehandelt waren, kam die Reihe an das Vorlesen; die Stühle rückten zusammen, Titel und Personenverzeichniß waren des Breiteren erklärt, der erste Akt begann, nur wenig unterbrochen durch das Geflüster Derjenigen, welche noch hie und da eine beim Thee vergessene Bemerkung nachzutragen hatten; eben so glücklich gingen der zweite und die Hälfte des dritten Aktes vorüber, bis der Eintritt verspäteter Gäste eine Unterbrechung herbeiführte. Entschuldigungen, Bedauern ob des Versäumnisses, machten den Beginn, diesem folgte ein Gespräch über Das und Jenes, dann übernahm es eine „geistreiche" Dame, den Ankömmlingen den Inhalt

des versäumten Anfangs zu erzählen, und der Dichter saß dabei auf Kohlen, denn er erkannte klar und deutlich, daß die Erzählerin diesen Inhalt so wenig verstanden und begriffen, wie etwa ein Rezensent, der im Taglohn lobt oder tadelt; doch sagte er keine Sylbe, sondern las weiter, als die Störung vollkommen beseitigt war, und gelangte in den fünften Akt, dessen Anfang ein Geflüster des Dieners mit der Hausfrau störte, die etwas beunruhigt schien, wie Er leicht wahrnehmen konnte, da Er die oft vorgetragene Dichtung hinlänglich auswendig wußte, um über die Handschrift hinaus seine kleinen Beobachtungen anstellen zu können. Nach einer Weile winkte die Dame dem in einer Entfernung von drei oder vier Schritten ungeduldig harrenden Bedienten, der alsobald hinausstürmte, gleich darauf mit einem Geräusch, das alle Blicke auf ihn zog, mit einem riesigen Präsentirteller sich Bahn brach, und diesen klirrend auf den Tisch niedersetzte; auf dem gemalten Blech ruhte, umgeben von Untertassen und Theelöffeln, ein zierlich geformter Turban von Eis, dessen glänzende Außenseite in der Hitze des Salons ihre Frische zu verlieren und zu schmelzen begann, worüber ein wehmüthiger Ausdruck die Augen der Hausfrau umflorte, bis nach einer nicht allzulangen Zögerung ein plötzlicher Entschluß in ihnen aufblitzte, die Hände sich in Bewegung setzten und die Labung zu vertheilen begannen, so daß das Ende der Tragödie verloren ging, und in der Freude, noch unter dem Klappen der Untertassen und Löffel zum Schluß gelangt zu seyn, Niemand merkte, daß der Vorleser von den letzten Szenen wenigstens die Hälfte überschlagen hatte. Als er schwieg, brach der Beifall los und begannen die Lobpreisungen, — aber Beifall und Lob hatten ihren Zauber verloren; durch die Wunden, an welchen die Eitelkeit verblutete, zog die Erkenntniß ein, und da nun der junge Dichter fühlte, welche Thorheit es sey, fort und fort solch nichtigem Treiben sich hinzugeben, so beschloß er, eine würdigere Bahn zu betreten, und hat sich selber Wort gehalten. Also geschah es, daß ein kleiner Vorfall vollbrachte, was ernste Reden und tiefes Nachsinnen bisher nicht vermocht hatten: Ihm die Zweideutigkeit der Erfolge zu zeigen, welche sich am Theetisch erringen und ihn der eines namhaften Strebens würdigern Bahn zuzuführen.

Nur allzuoft sind es ähnliche Geringfügigkeiten, welche auf das Leben einen entscheidenden Einfluß üben, wie eine kleine, kaum wahrnehmbare Bewegung des Steuerruders die Richtung auch des größten Schiffes meistert.

Noch zweier Schriftstellerinnen will ich hier erwähnen, welche innerlich wie äußerlich in ganz verschiedenen Elementen lebten.

Regina Frohberg bewegte sich hauptsächlich in den Kreisen der jüdischen Aristokratie und hatte in ihrer Art und Weise des Lebens Vieles an sich, was an das Thun und Treiben jener Klasse von ältlichen Junggesellen erinnerte, die sich in einem geordneten Wohlstand und im geselligen Verkehr wohlgefallen, Besuche empfangen, ohne eigentlich ein Haus zu machen, und überall gern gesehen sind. Sie zeigte sich als eine kleine zierliche Figur, in der Dämmerung zwischen Jugend und Alter, stets in ausgesuchter Toilette, und der leichte belebte Ton ihres Umgangs entschädigte ihre näheren Bekannten für die undankbare Mühe des Lesens ihrer steifen Romane und öden Erzählungen, in denen statt der Menschen hölzerne Puppen an Drähten sich bewegen.

Den Gegensatz zu ihr in vielen Stücken bildete Josephine v. Perrin, geborne von Vogelsang, eine hochgewachsene stattliche Frau, noch „auf der hellen Seite der Vierzig", wie Kapitän Chamier sich ausdrücken würde, in den großartigen Zügen des regelmäßigen Antlitzes unverkennbare Spuren ehemaliger Schönheit, ernst, stolz und dabei dennoch von anmuthigen Formen im geselligen Verkehr, wie im Umgang mit ihren Freunden. Sie besaß eine lebhafte Einbildungskraft, von der sie sich vielleicht oft genug in ihren innersten Empfindungen, doch nicht leicht in ihrem äußerlichen Benehmen hinreißen ließ; ihre Gesinnung hatte viel Männliches, oft sogar etwas Schroffes, und sie verkehrte nicht so gern mit Frauen von gesetzten Jahren, als mit Männern, Jünglingen und Mädchen. Josephine Perrin ist eine geborne Wallonin, der deutschen wie der französischen Sprache in gleichem Grade mächtig; in der ersteren hat sie mehrere werthvolle Erzählungen, in der andern verschiedene Poesien in gebundener Rede geschrieben. Nicht leicht läßt sich ein angenehmerer Verkehr denken, als inmitten des Kreises, der sich in ihrer schmucklosen Wohnung versammelte; der nordischen Einfachheit im Aeußern gesellte sich hier die südliche angestammte Fröhlichkeit zu, und wenn die Musik auch einen wesentlichen Hebel der Unterhaltung bildete, so geschah dieß dennoch nicht in einem ermüdenden oder überlästigen Grade, nicht mit jener Zudringlichkeit des unerbitterlichen Dilettantismus, vor dessen Wüthen die Flucht allein rettet. Der Verfasser dieser Zeilen zählt die belebten Abende in jenem Kreis zu seinen angenehmsten und liebsten Erinnerungen aus der Kaiserstadt.

Wenn einer oder der andere meiner Jugendgespielen zufällig diese Erinnerungen zu Gesicht bekommen sollte, so wird er sich vielleicht wundern, daß ich so wenig von Denen rede, mit denen ich am meisten und am allernächsten verkehrte, und allenfalls gar meinen, mehr als ein theures oder werthes Bild hätte sich von der Tafel meines Gedächtnisses verwischt, oder seine Umrisse wären wenigstens darauf unkenntlich geworden. Das wähne aber ja nicht, lieber Freund, und Du, unvergeßliche Freundin. Mein Gedächtniß ist treu und bewahrt euer Andenken, wie eine eherne Tafel die von scharfem Griffel ihr anvertraute Schrift; doch nenn' ich euch nicht Alle hier, weil diese Blätter nicht für uns allein geschrieben sind, und wo ich einen von euch nenne, geschieht es mit jener glatten Ruhe, mit welcher vor den Augen einer zahlreichen Versammlung auch die einander begrüßen, welche sich am nächsten stehen. Diese jungfräuliche Zurückhaltung steht wahrlich der Freundschaft so gut an, wie der Liebe.

Selbst in dem Wogen und Drängen einer großen Stadt finden die verwandten Geister sich zusammen, besonders unter dem regsamen Volk der Künstler. Auch gibt es für Dichter, Maler und Musiker der Berührungspunkte so mancherlei, welche sich schon aus den Anforderungen der Geselligkeit ergeben, denen sich nicht leicht einer entzieht, um sich auf einen ganz engen Kreis zu beschränken, wie Grillparzer, der dafür als menschenscheu verschrieen war, obschon mit Unrecht, wie Diejenigen wohl wußten, welche dieser tiefe, ernste und grübelnde Geist seines Vertrauens werth erachtete und wie auch ich erkannte, trotz dem, daß ich nur wenigemale mit ihm zur Red' und Antwort gekommen bin und eine weite Kluft von Jahren den Mann vom Jüngling trennte, die nur ein fortgesetzter Umgang hätte ausgleichen können. Dem Dichter der „Todtenkränze" stand ich schon etwas näher; wir begegneten einander oft, auch war Zedlitz, seiner freimüthigen Natur nach, zugänglich und kam dem Vertrauen mit Offenheit entgegen. Ein ächtfröhliches Wienerkind war Deinhardstein, übersprudelnd von Witz und Laune, dabei ohne den geringsten Rost von Falschheit, und auch in den Bedrängnissen seiner dazumal erst beginnenden Laufbahn stets frischen Muthes; doch lebte er sehr zurückgezogen, und wer seines Umgangs begehrte, mußte ihn aufsuchen. Apollonius von Maltitz sah durch seine Stellung als Diplomat sich in das Treiben der großen Welt verstrickt; Dichtkunst und Freundschaft gewährten ihm Erholung und Trost.

Der phantasiereiche Historienmaler Karl Ruß, Kustos der Gemäldesammlung im Belvedere, hatte einen Kreis von jungen Malern um sich vereinigt. Ruß war ein stets reger Geist, von einer fast fabelhaften Schöpfungskraft im Erfinden, doch fehlte seinen Bildern neben der ruhigen Klarheit auch die wohlgefällige Form, seine Färbung war grell, seine Zeichnung zwar kräftig, aber schroff, wobei seine allzuscharf ausgeprägte Deutschthümlichkeit ihn auf gewisse Weise der damals begünstigten Zeitrichtung feindselig gegenüberstellte, und der gereizte Widerspruch ihn vielleicht weiter führte, als er selbst von Anfang an zu gehen gedacht haben mochte. Zu der Zahl der häufig bei ihm sich einfindenden Künstler gehörte Moriz von Schwind, welchen Ruß schon dazumal für den begabtesten des jugendlichen Kreises erklärte, — ein Ausspruch, der seitdem mit glänzendem Erfolg sich bewährt hat. Schwind ist in neuester Zeit von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Leopold von Baden mit dem Auftrag beehrt worden, in dem neuen Museum*) zu Karlsruhe ein großes Freskogemälde auszuführen, das bestimmt ist, die Gründung des Freiburger Domes zu feiern. Die Aufgabe sagt der tiefsinnig-epischen Phantasie dieses Künstlers, wie nicht so leicht eine andere, zu; auch sind die Kartons bereits vollendet, und die Ausführung soll im nächsten Frühjahr (1841) beginnen.

Schwind gehörte auch dem Kreise an, als dessen Mittelpunkt eine Zeit hindurch Franz Schubert, der Erfinder süßer Weisen, zu betrachten war, und welchem, nächst ihm, Eduard von Bauernfeld und der an Jahren um vieles ältere Johann Mayrhofer die vertrautesten Freunde waren. Bauernfelds Dramen bewegten sich noch in der ersten Formlosigkeit, mit unverkennbar aufgedrücktem Stempel Shakspear'schen Einflusses, während in den kleineren Dichtungen das Streben sichtbar war, sich der Göthe'schen Gesinnungsart anzuschließen, obschon weder den Dramen noch den andern Gedichten die Eigenthümlichkeit des Gedankens, der Auffassung und selbst des Styles fehlte und beide nichts weniger wie Nachahmungen waren. Mayrhofer hab' ich nicht näher gekannt und selbst kaum anderswo mit ihm gesprochen, als zu Linz, so daß er in Wien für mich ein zwar oftgenannter, aber unsichtbarer Genosse blieb; er war mürrischen Gemüthes, hypochondrisch und scheu, wogegen in dem kleinen breiten Musikus ewig das Feuer sprühte, das sich unter

*) Man bittet, diese von einem erhabenen Beschützer der Künste ins Leben gerufene Anstalt nicht mit dem Gebäude zu verwechseln, das, den gleichen Namen führend, der Geselligkeit geweiht ist.

einer phlegmatischen Außenseite barg. Schubert verehrte Mädchen und Wein, doch hatte leider diese Neigung sich in falsche Richtungen verirrt, aus denen er lebend nicht mehr sich zurechtfand. Sobald das Blut der Rebe in ihm glühte, liebte er, in einem Winkel zurückgezogen sich einer stillen behaglichen Wuth zu überlassen, in der er, wenn es möglich war, geräuschlos irgend eine Zerstörung anzurichten suchte, etwa unter Gläsern, Tassen oder Tellern, wobei er zu schmunzeln und die Augen ganz klein zusammenzudrücken pflegte. Ich hatte ihn längere Zeit hindurch gänzlich aus dem Gesicht verloren, als eines Abends im Winter von 1828 auf 1829 plötzlich in mir die Sehnsucht aufstieg, einmal wieder eine Stunde mit Franz und seinen Freunden zu verplaudern, und ich mich aufmachte, ihn in jenem Kaffeehaus in der Blutgasse aufzusuchen, wo er gewöhnlich zwischen fünf und sieben Uhr, seine Pfeife rauchend, zu treffen war. Ich fand den kleinen Saal fast leer, den wohlbekannten runden Tisch unbesetzt, und der Marqueur fragte mich: „Kommen Eure Gnaden schon von der Leicht*) zurück?“ — „Von welcher?“ fragte ich verwundert, und vernahm, daß Schubert vor zwei Tagen gestorben war und an diesem Abend bestattet wurde. Er ist nicht viel über dreißig Jahre alt geworden, und würde gewiß noch Treffliches und Großes geleistet haben; seine Lieder wurden außerhalb Wiens erst nach seinem Tode allgemeiner verbreitet und anerkannt.

Zu Bauernfelds nähern Bekannten gehörte Ernst von Feuchtersleben, dazumal Studiosus der Medizin, vielfach verkehrend mit Christian Wilhelm Huber und Andreas Schuhmacher, in deren Gesellschaft ich ihn kennen lernte. Der ältere Feuchtersleben, Eduard, Ernst's Bruder, war durch beißenden Witz und durch die Leichtigkeit, mit der er seine Einfälle in epigrammatische Form goß, allgemein bekannt und theilweise gefürchtet; Ernst's Richtung war eine mildere, doch offenbarte sich schon früh in dem Jüngling der eigenthümliche Geist und das Gleichgewicht zwischen Verstand und Phantasie, vermöge deren es ihm später gelungen ist, zu gleicher Zeit in der Wissenschaft und in der Kunst Vorzügliches zu leisten, wenn man überhaupt, dem Sprachgebrauch folgend, die Medizin eine Wissenschaft nennen will, da sie doch eigentlich eine Kunst ist, zu welcher das Wissen nur den Weg bahnt. Er war im Theresianum erzogen, in welchem er etwa zwölf Jahre seines Lebens, vom sechsten bis zum achtzehnten, zugebracht, und der Zwang dieser Anstalt hatte, statt ihn zu beugen, seinem von Natur trotzigen und stolzen Sinn

*) Provinzell für Leichenbegängniß.

nur um desto stärkere Schnellkraft verliehen, welche, bevor sie sich ordnete, alle jene Uebertreibungen durchmachte, welche der Jugend so wohl anstehen, sobald sie mit ihr auch vergähren.

Ihr habt sie nicht vergessen, ihr lieben Genossen jener Zeit, die fröhlichen Stunden trauten Beisammenseyns, gewürzt von Lust und Uebermuth, und dennoch nicht ohne jenen Beischmack hohen Ernstes, welcher da nicht fehlen kann, wo der so natürlichen Schwärmerei der Jugend sich die Weihe der Kunst gesellt. Das Leben hat uns auseinandergesprengt, wir sind uns fremd geworden durch Raum und Zeit, vielleicht auch, wenn ich nicht irre, hie und da durch unvermeidliche harte Berührungen, die jedoch längst verschmerzt und vergessen wurden, denn in den Erinnerungen aus früher Zeit webt ein wundersamer Zauber, welcher sie nach und nach aller gröberen irdischen Stoffe entkleidet und sie vergeistigt, gleichwie wir, theure Todte feiernd, ihrer Schwächen nimmer gedenken.

Die Grafschaft Nieder-Wallsee mit dem schönen Schloß auf dem hohen Donauufer, sechs Stunden unterhalb Linz, gehört Sr. Exzellenz dem Grafen Mathias Wickenburg, Obersterblandsilberkämmerer, derzeit Gouverneur in Steyermark. Noch in den schönsten Jahren des reifen männlichen Alters, in den Vierzigen, steht jetzo der Graf schon seit längerer Zeit auf einer der höchsten Stufen des Staatsdienstes; dazumal befand er sich noch, so zu sagen, im Anfang seiner Laufbahn, obschon er in der Hierarchie des Dienstes zu einem Range vorgerückt war, in welchem er sich kaum von andern als ergrauten Collegen umgeben sah. Nie hat es einen fähigeren und fleißigeren Beamten, nie einen liebenswürdigeren jungen Kavalier gegeben, als ihn, der auch in reiferen Jahren, im Strudel der wichtigsten Geschäfte und in so erhabener Stellung, noch heutzutage freundlich Derer gedenkt, in deren Umgebung er sich einst gefallen. Solch treues Festhalten an jugendlichen Neigungen findet sich selten bei einem Mann, der unter ernster und angestrengter Arbeit von Stufe zu Stufe äußern Glanzes klimmt, und indem ihm dieß eine gewisse innere Befriedigung gewähren dürfte, ehrt und schmeichelt es Die, welche sich dadurch zum Danke verpflichtet fühlen.

Das Schloß Wallsee ist weithin kenntlich durch seinen schlanken Thurm. Zu seinen Füßen rauscht die Donau, die dicht mit Weidengebüsch bewachsenen Auen bespülend, umgeben von fruchtbarem Hügelgelände, auf das von beiden Seiten in duftiger Ferne Gebirge

herniederschauen, im Norden die ragenden Grenzen Böheims, im Süden der Höhenzug, der von den Alpen sich gegen den Wienerwald niedersenkt. Die Herren von Waldsee, welche mit dem Habsburger Albrecht aus Schwaben nach Oesterreich kamen, haben die Burg erbaut oder doch ihr den Namen gegeben, welchen des Volkes weiche Mundart in Wallsee umgestaltet hat; ihr Wappen war der weiße Querbalken auf Schwarz, und vor Allen des Geschlechts hat Reinbrecht sich berühmt gemacht. Heutzutag sieht das Schloß ungefähr noch so aus, wie es auf einem Merianischen Kupferstich abgebildet zu schauen ist, nur daß die äußern Befestigungen, namentlich gegen die Donau hin, sich in anmuthige Gartenanlagen verwandelt haben.

In den Auen am Stromesufer geschah es, daß eines Morgens vor Sonnenaufgang ein herrschaftlicher Jäger auf dem Anstand plötzlich im Weidengebüsch ein Rauschen vernahm und über die grünen Zweige her das stolze Geweih eines starken Edelhirschs erkannte, der ganz vertraut gegen ihn einherzuziehen schien; er legte sich ins Feuer, fuhr unter dem Haupt so tief abwärts, als er für nöthig hielt, um das verborgene Wild sicher zu fällen, drückte bedächtig zielend los und der Hirsch stürzte, wie mit menschlicher Stimme einen Schrei ausstoßend, während die Schritte eines andern, unsichtbar entfliehenden Wesens im Dickicht raschelten. Zwei Wilderer hatten nämlich das edle Wild erlegt und indem sie es heimwärts trugen, der eine die Vorderläufe über die Achseln genommen und das Haupt mit aufgeregten Stangen auf seinem Schädel ruhen lassen; diesen nun hatte das Schützenblei tödtlich getroffen.

Das freundliche Baden ist schier eine Vorstadt Wiens zu nennen; die Badgäste und andere Besucher kommen fast ausschließlich aus der Residenz, und unter ihrer Masse verschwinden Diejenigen, deren Weg sie von weiter her führte. Hart bei der Ebene, am Fuße der Waldberge, zwischen der Schwechat und dem steilen Abhang der letzten vom Gebirgsstock auslaufenden Hügel, steht die anmuthige Stadt mit ihren hübschen Häusern, mit den nicht überall nach der Schnur gezogenen und daher um so malerischern Straßen; sie war erst aus der Asche neu erstanden, nachdem ein furchtbarer Brand sie gänzlich verheert, dem man um so minder hatte Einhalt thun können, als die Schindeldächer von dem den Thermen entqualmenden Schwefel überzogen, die Löschanstalten nicht in gehöriger Bereitschaft gewesen waren, welch letztern Umstand der Bürgermeister damit entschuldigte, daß er noch eine

Stunde vor dem Brand auch nicht das Geringste davon gewußt und also keine Zeit gehabt hätte, Vorkehrungen zu treffen, — nun waren die Dächer mit Ziegeln gedeckt und den mit den Löschanstalten Betrauten die strengste Weisung ertheilt, die Spritzen immerdar in solchem Stande zu erhalten, als sey Feuerlärm für die nächste Minute angesagt. — Ganz Baden ist stets in eine Atmosphäre von Schwefel gehüllt, von welchem die Ringe an der Hand und selbst die in den Zimmern verwahrten Geschmeide anlaufen, doch thut dieser Dunst der Brust nicht weh und bringt sogar bei Brustkranken eher eine wohlthätige als nachtheilige Wirkung hervor. Die warmen Quellen sind in vielen Leiden von wundersamer Heilkraft, helfen gegen Lähmungen, Gicht und Rheumatismen, und heben, wie ich an mir selbst erfahren, jene krankhaften Störungen, welche man mit dem allgemeinen Namen der Skropheln bezeichnet. Das Baden selbst ist sehr angenehm; in einem großen Bassin, von dessen gedieltem, vielfach durchlöcherten Boden das Wasser, in Blasen champagnerartig schäumend, aufsteigt, um oben durch eine Rinne wieder abzulaufen, versammelt sich in ihren langen Badmänteln die Gesellschaft, Damen und Herrn. Im Anfang stößt mancher sich an diesen Umstand, weil in der Phantasie die Begriffe von Baden und dem Zustand unzureichender Bekleidung sich fast unwillkührlich zu Einem verbinden; sobald man aber bemerkt, daß die Badenden, vor allen die Damen, noch strenger verhüllt sind, als in ihren gewöhnlichen Kleidern, so hebt sich bald jeglicher Anstoß um so leichter, als die Vorkehrungen zum Ein- und Austritt nichts zu wünschen übrig lassen und selbst dem eigenen Geschlecht gegenüber das strengste Zartgefühl keinerlei Verletzung sich ausgesetzt sieht. Von Mittag bis etwa zwei Uhr versammelte sich die schöne Welt in der schattigen Allee des Parks, in dessen großem Khiosk Musik ertönte, die sich auch an manchen Abenden wiederholte; des Nachmittags zwischen drei und sechs Uhr war das allgemeine Stelldichein auf der Wiese im reizenden Helenenthal; in der Reunion wurde gewöhnlich Sonntags nach dem Theater getanzt. Von einer Gesellschaft im „exklusiven" Sinn, wie sie vorzüglich bei uns in Baden-Baden vorherrscht, war freilich dort keine Rede; die Gesellschaft verschwand im Publikum, es herrschte in manchen Beziehungen eine Art Maskenfreiheit, und mehr als einmal habe ich auf der Reunion inmitten ehrsamer Frauen und Töchter aus dem Handels- und Beamtenstande das „Tausendguldenkraut", die oben schon erwähnte „schöne Henriette" und andere allgemein bekannte Damen tanzen sehen, ohne daß irgend wer den geringsten Anstoß daran genommen hätte, so wenig, als auf den Subskriptionsbällen im Redoutensaal zu Wien selbst. —

Einmal nur entstand eine Art von Skandal; ein Fremder, entzückt von der Anmuth seiner ihm unbekannten Tänzerin, küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, nachdem er sie zu ihrem Sitz zurückgebracht, worüber alle Anwesenden in ein so lautes Gelächter ausbrachen, daß die Schöne sich bewogen fand, den Saal zu verlassen.

Baden ist der von den Wienern am meisten begünstigte Sommeraufenthalt, namentlich bringen Familien, welche der Himmel mit mehreren Töchtern gesegnet hat, oft große Opfer und unterwerfen sich das ganze Jahr hindurch ungewohnten Einschränkungen, um einige Wochen hindurch dort mit einem gewissen Glanz auftreten zu können. Auch einem Fremden wird es nicht schwer, ohne alle Empfehlungen angenehme Verbindungen anzuknüpfen; der lebensfrohe Wiener ist in Baden noch um Vieles liebenswürdiger, als selbst zu Hause.

Unmöglich kann ich diese flüchtigen Umrisse, Bruchstücke aus Bruchstücken alter Erinnerungen, schließen, ohne noch einer befreundeten Gestalt zu erwähnen, welche auch einem größern Kreis der Aufmerksamkeit werth scheinen dürfte.

Joseph Dessauer war aus Prag, seiner Vaterstadt, nach Wien gezogen. Er ist als Liederkomponiteur nicht unbekannt geblieben, seine Melodien sind leicht, anmuthig und harmonisch und zeugen von einem außerordentlichen Talent, so wie er in der Handhabung seines Instruments, des Fortepianos, eine Fertigkeit besitzt, welche ihn in die Reihe der ersten Virtuosen gestellt haben würde, wenn ihn die Noth gezwungen hätte, mit strengem Ernst sich darauf zu verlegen, statt daß er, von Haus aus wohlhabend, im Verhältniß zu seiner Lebensweise und bürgerlichen Stellung sogar sehr reich war und dabei sich nicht von dem kräftigen rastlosen Eifer beseelt fühlte, der in seinem Stammesgenossen Meyerbeer lebt, sondern vielmehr es liebte, ein behagliches, theils träumerisches, theils in den Zerstreuungen der Geselligkeit sich zersplitterndes Leben zu führen, sicherlich das glücklichste Daseyn für einen Künstler, den kein Ehrgeiz stachelt und spornt und der in seiner Kunst nur für sich und seine nächsten Umgebungen die Befriedigung harmloser Freude sucht und findet. Das Bewunderungswürdigste an Dessauer schien sein so ganz ungewöhnliches Gedächtniß; da war kein Werk großer Meister, vielleicht kaum irgend ein ausgezeichnetes Musikstück überhaupt, das er nicht im Ganzen wie im Einzelnen auswendig gewußt, das er nicht in jeglichem Augenblick so zu sagen in getreuer Uebersetzung am Flügel hätte vortragen können, da er, was zu erwähnen vielleicht

überflüssig scheint, nicht nöthig hatte, sich an einen gegebenen Klavierauszug zu binden, sondern stets die Musik in ihrer eigensten Gestalt ihm gegenwärtig war und er in freiem und daher bezauberndem Vortrag den Gegenstand auffaßte, wie der Augenblick es ihm eingab. Sein Lieblingsgedanke war, eine Oper zu schreiben, und er hat in jüngster Zeit dieß wirklich gethan, zum Erstaunen seiner Freunde, welche ihm nicht leicht solchen Aufwand von Fleiß zugetraut hätten. — Zu seinen Bekannten gehörte der Graf Heussenstamm, ein verunglückter Dichter, aber sonst ein Männlein von anmuthigen Formen des Umgangs, gebildet und musikalisch, jedoch überzart und einer Sinnpflanze vergleichbar, ein Uebelstand, der sich wohl nur von seiner krankhaften Körperbeschaffenheit herschreiben mochte.

Nun flattert hin in alle Welt, ihr Blättlein aus einem ungeschriebenen Tagebuch. Der Sturm riß euch spielend von einem Baum, welcher neben grünen Schößlingen des welkenden Laubes noch mehr trägt, das lose nur noch an den Zweigen haftet. Der Himmel allein weiß, wohin ihr euch verirren werdet.

Eduard Beurmann.

Rügen, Usedom und Wollin.

Von wunderbarer Wirkung ist der Anblick der alten Armorika, der nachherigen Bretagne; wenn in Afrika die letzten Ueberbleibsel der karthaginiensischen Majestät geschwunden sind, so findet man im westlichen Europa, in Holland und in eben jener Armorika, wohin die karthaginiensischen Kolonien, die Säulen des Herkules vorüberschiffend, ihre Richtung nahmen, noch heute nicht nur Spuren der Sprache der Phönizier, der Väter der Karthager, sondern auch todte Denkmäler, die die Jahrhunderte überdauerten. Die celtische Ursprache soll — so behaupten französische Etymologen, denen ich freilich auf das Wort glauben muß — mit fremden Wörtern gemischt seyn, die bis zu jener Zeit hinaufreichen, als Dido, nachdem sie mit Pygmalion in Streit gerathen war, mit Barka und Anna auswanderte aus Phönizien und Karthago gründete. Wie gesagt, man muß diese Verwandtschaft der Celten am sandigen Ufer der Bretagne, die man in Paris nicht besser versteht, als Deutsche, glauben, aber der karthaginiensische Saturn wurde der celtische Teutates und die rohen Monumente der alten Armorika haben den geheimnißvollen Ton und den hieroglyphischen Ausdruck vom Lande Egypten; und jenes kolossale und ewige Buch, dessen Sinn die Jahrhunderte vernichtet haben und wovon jeder Buchstabe

ein Obelisk aus Granit ist, jenes hieroglyphische Denkmal bei Carnac wird von den Antiquitäten-Kundigen, die gern den fernsten und poetischsten Beziehungen nachspüren, aus der karthaginiensischen Schifffahrt hergeleitet, die siegreich die spanische Halbinsel überflügelte und von der Victor Hugo gern vermuthen lassen möchte, daß sie bis zu dem südlichen Amerika gedrungen sey, wo Columbus nach so vielen Jahrhunderten den Sonnenkultus in seiner Blüthe wieder gefunden hat, den assyrischen Belus, den persischen Mithra, wo es selbst Töchter der Sonne gab, Vestalen, Trümmer des asiatischen und afrikanischen Priesterthums, die auch Rom von Karthago entlehnte.

Was mich betrifft, so möchte ich gerade nicht in jenen Steinalleen von Erdeven und Carnac so weit reichende Anfänge erblicken, die, wie gesagt, Einige auf die Phönizier, die Herr v. Cambry auf die Karthaginienser, Herr Masù auf die Hebräer (?), Herr v. Robien auf die Griechen und Herr v. Sauvagère auf die Egypter bezieht, weil man nicht nur in der Bretagne ein Carnac mit hieroglyphischen Denkmälern finde, sondern auch ein Karnac bei dem egyptischen Theben. Mögen hier immer fremde und ausländische Einwirkungen stattgefunden haben, so sind doch die gewaltigen Steinalleen in der Bretagne im Einzelnen nicht verschieden von den gewaltigen Steinkreisen auf Rügen, die man als Opferplätze und Gräber der alten Ruganer angesehen hat; denn beide Bestimmungen ergänzten sich gegenseitig, und Gräber und Opferplätze finden sich häufig beisammen. Also warum sollten nicht jene Denkmäler in der Bretagne unmittelbar in der Druidenzeit fußen, wie die ruganischen Denkmäler in der slavisch-wendischen? Wenn die Heiligthümer Rügen auf die nordische Mythologie zurückführen, so können allerdings die celtischen Heiligthümer in der Bretagne aus Asien hergeleitet werden, woher die Celten selbst in diesen Gegenden gelangten, denn man behauptet von ihnen, daß sie bereits zu Tarquinius Priscus Zeiten nach Oberitalien, Spanien und in die Bretagne ausgewandert seyen. Aber die Denkmäler in der Bretagne haben, wenn nicht den Styl, doch die symbolische Bedeutung vor denen in Rügen voraus, man hat die Steinalleen von Erdeven und Carnac mit den Sphinxalleen des alten Thebens in Verbindung gebracht, und bei den wunderlichen Steinen, womit die Dolmens der Bretagne bedeckt sind, an die Hieroglyphen Egyptens gedacht. Die Priesterherrschaft, von der uns Cäsar in der Bretagne Nachricht gibt, findet man ganz in derselben Weise auf Rügen wieder, und die Gräber, die man dort geöffnet hat, gleichen den rügischen Steinkisten gar sehr. Auch die Slaven wanderten aus Asien ein, und wenn ich auch nicht

behaupten will, daß nur irgendwie innere Beziehungen zwischen den Wenden der alten Rugia und den Celten in der Bretagne stattfinden, so ist es doch auffällig, daß sich in der Nähe der Steinalleen von Erdeven ein kleiner Teich oder Sumpf befindet, an dessen Nordseite eine Art Wall liegt, und daß Teich und Wall fast eine ähnliche Anschauung gewähren, wie sie der Herthasee auf Rügen bietet. Ich will in der Bretagne nicht den Herthadienst nachweisen, aber von der heiligen Anna (einer christlichen Hertha) sagt der bretagneſche Bauer dieſelben Worte, die der Ruganer noch heutzutage von der „Mutter Hertha" gebraucht:

Die heilige Anna bringt Gras,
Und füllet Scheunen und Faß,

eine Ueberzeugung, die dem Beutel des Bischofs von Vannes jährlich an 50,000 Franks einbringen soll. Wenn man sich auf der Oberfläche der Kritik bei antiquarischen Untersuchungen halten könnte, so möchte man in der christlichen Anna eine verchristlichte Hertha wiederfinden, wie man auf Rügen aus dem heidnischen Swantewit einen christlichen Veit gemacht hat. Ich führe diese Uebereinstimmungen nur an, um die äußeren Beziehungen der Bretagne zu Pommern nachzuweisen.

Von so wunderbarem und geheimnißvollem Kolorit, wie die Bretagne, ist Pommern gerade nicht, aber Pommern ist eine Art deutscher Bretagne, wenn man die sandigen Küsten und die Hünengräber und die geschichtlichen Beziehungen berücksichtigt. Nicht daß dieser Landstrich bis nach Afrika und Asien seine Anfänge hinaufleitete, aber seine skandinavischen Beziehungen, seine slavischen Elemente, die Einflüsse der nordischen Mythologie und Dichtung, die, wenn nicht mehr im Leben, doch in der Geschichte und den todten Denkmälern hervortreten. Dieß Alles ist von anziehender Wirkung in einer Gegend, wo so gern die feste und platte Prosa als wesentliches Moment angesehen wird und wo man den Todtenurnen der Gefährten Odoaker's nur nachspürt, um zu erfahren, „wat in dem ollen Pott wol syn mag". Lag die uralte Jomsburg im Wendlande? Reicht die Heimskringla-Saga nicht herüber nach dem südlichen Ufer des Belt? Glänzt Vineta mit seinen Mauern aus Marmor und Jaspis nicht noch heute den Schiffern entgegen, und vernimmt der, welcher Sinn hat für die Wunder der Lage und Dichtung, nicht noch heute den Klang der Glocken, die so süß und feierlich aus dem Meere tönen, das über die Trümmer von Vineta seine Wogen rollt? Man behauptet, am Strande von Usedom silberne Münzen des Orients gefunden zu haben und einen Dirrhem des Kalifen Elanum,

des Siebenten aus dem Geschlechte der Abassiden, der zu Samarkand im Jahre 203 der Hedschra geschlagen worden sey, und will damit beweisen, daß Pommern in einem ausgedehnten überseeischen Verkehr gestanden, in einem Verkehr mit der orientalischen Poesie und dem buntfarbenen mährchenhaften Handel von Bagdad und den zauberhaften Ufern der Kuanderia. Samarkand und Usedom, welche Gegensätze! Wer die 250 Moscheen, die die Hauptstadt von Usbekistan schmücken, nicht gesehen hat, der wird doch den Abstand fühlen, wenn er die Dünen und die langgestreckten Tannenwälder und den vom Meere ausgefressenen Strand von Usedom und den kurzen, kräftigen Wellenschlag der Ostsee und die wendischen Hosen und Röcke der Lieperwinkler sieht. Aber gerade dieser grelle Abstand dient zu um so poetischeren Beziehungen. Hier wurden Goldmünzen aus dem Orient gefunden, hier wehte einst der Halbmond in den Flaggen der Schiffe. Es ruht eine solche Dämmerung auf der Geschichte von Pommern, selbst nach dem ersten Christenthum, daß die Sage zu Träumereien hinlänglich Veranlassung fand; und wenn es auch nur Russen waren (Scythen), die Usedom mit Samarkand vermittelten, und wenn auch nur Dichter und Leichtgläubige Städtetrümmer auf dem Meeresgrunde erblickten, wo andere Felsenriffe gewahrten, so muß man doch zugeben, daß auf diesem monotonen Landstriche so viel poetischer Duft gar nicht zu vermuthen war.

Ein Mittelpunkt der Lage und Dichtung und der geheimnißvollen Vorzeit aber ist Rügen, jene Insel, die die nördlichste Spitze Deutschlands, und deren Vorgebirge Arkona mit dem fast italienischen Namen in die Fluthen der Ostsee springt, gleichsam als wolle es sich umschauen, ob Deutschland hier zu Ende sey, oder der verwandtschaftlichen skandinavischen Küste entgegentreten, die in Nebelgrauen liegt und deren Umrisse häufig zur Fata Morgana Veranlassung geben, die man in der Ostsee nicht minder wahrnehmen soll, wie im mittelländischen Meer. Läge Rügen nicht hinter Pommern, es würde mit seinen Naturschönheiten weniger auffallen; aber wenn man glaubt, Kosegarten habe dieser Insel erst poetisches Kolorit gegeben, so kann man nicht an die Eindrücke der Natur glauben, der hier freilich keine gewaltige Anlehnungen auf der Insel selbst zu Gebote stehen, keine isländischen Wunder, die aber von dem gewaltigen Eindruck des Meeres und den Ueberresten mährchenhafter Vorzeit in so auffälliger Weise begünstigt wird, daß man in der That, käme man selbst aus dem überfluthenden Süden, die geheimnißvolle und schaurig-trauliche Lage Rügens mit seinem Herthasee, seinem Arkona, seinem Stubbenkammer, seinen

Gräbern der alten Nordlandsrecken, seinen heiligen Hainen und seinen naiven Sagen liebgewinnen muß. Diese Insel hat sich in ihrer ganzen lieblichen Einfachheit und Ursprünglichkeit, trotz dem Christenthum und trotz Dem erhalten, daß die slavischen Elemente, die sich noch in einigen Winkeln Pommerns und auf Rügen zu Mönchsgut unvermischt erhalten haben, im Allgemeinen auf der Insel ausgegangen sind. Das Meer hat sich jungfräulich erhalten, und die Pietät läßt die alten Ruganer, die im Glauben an Walhalla und die Freuden der seligen Fresser entschliefen, gern in ihrer Ruhe. Als ich über den Göllen, jene schmale Meerenge, die Stralsund von Rügen trennt, im leichtfüßigen Boote getragen wurde, das unter dem weitausholenden Schlag von zwölf Rudern die Wogen durchsauste, unterbrach ich den stillen, einförmigen Takt der Ruderer mit der Frage nach dem Herthasee, nach der Jaromarsburg, nach Arkona, nach dem Tempel Swantewits, nach dem weitschauenden Rugard und dem weiterschauenden Königsstuhl auf Stubbenkammer. Aber diese Leute wußten von der ganzen Romantik der Insel kein Wort. Und diese Gleichgültigkeit inmitten jener Reize, die die fernste Ferne anziehen, diese Gleichgültigkeit ist es vorzüglich, die Alles so frisch und unangetastet gelassen hat auf Rügen. Aber ist es denn eigentlich Gleichgültigkeit, welche die Ruganer auszeichnet? Sie stehen nur in bewußtlosen Beziehungen zu den slavischen Ueberresten Rügens, die durch das Christenthum von ihnen geschieden worden sind, mit denen sie aber durch die Geschichte und verwandtschaftliche Sympathien zusammenhängen: ihre Väter ruhen in jenen Steinkisten, wie sie die innere Form der Hünengräber benennen. Also tritt die Kuriositätensucht der Pietät nicht zu nahe, wenn sie schon die Vergangenheit nur fühlen, nicht ersinnen.

Man landet vor Stralsund in Altefähre, das hoch über dem Meeresufer liegt. Wenn ich von hoch rede, so ist das eben nur in jenem flachen nordischen Sinne zu verstehen, der gern aus Hügeln Berge macht. Die Eiche, dieser urkräftige deutsche Baum, grünt hier stolz und erhaben; sie ist gegen Stürme gepflanzt und muß einen kräftigen Charakter entfalten. Rügen erhebt sich selbst an den ebensten Stellen mehrere Fuß über die Meeresfläche. Das Fährhaus liegt auf einer Anhöhe, über die eine andere emporragt. Wenn man von hier aus seine Blicke zurückwendet, so scheint Stralsund mit seinen Mauern und Thürmen im Meere zu schwimmen. Diese Stadt mit ihren Befestigungen ist ringsum von weiten Teichen eingefaßt, die mit der Ostsee in Verbindung stehen und die ganze Gegend zu Wasser zu machen scheinen. Nach Bergen hin, das von seiner Lage den Namen trägt,

wie es einſt zur Sklavenzeit Gora oder Göra hieß, ſteigt die Inſel anfangs, um ſich dann allmählig allſeits wieder zum Meere zu ſenken. Dieſe wellenförmige Neigung des Bodens iſt allenthalben wahrzunehmen: man fährt bergauf, bergab unter üppigen Saaten und duftigen Hainen, unter Seen, Bächen und Felſen und unter geſpenſtigen Blumengräbern auf grauen Haideſtrecken, die die romantiſche Färbung erhöhen, beſonders wenn Regenſchauer rieſeln und der kalte Nordoſt über die Inſel ſtreift. Man könnte in ſolcher Lage an Macbeths Abentheuer erinnert werden. Schon bei dem Dorfe Ramkin gewahrt man ſieben von jenen kleinen geheimnißvollen Hügeln, deren die Inſel aller Orten ſo viele bewahrt. Sie liegen in einer faſt geraden Linie und ſind am Fuße mit Dornengeflecht umwachſen. Das Dorf Rothenkirchen auf dem Wege von Altefähre nach Bergen iſt als oppidum Rodenkerken in chriſtlichen Urkunden erwähnt; aber das Chriſtenthum intereſſirt uns auf Rügen am wenigſten: es wurde hier zunächſt eine üppige Triſt des Adels und der Geiſtlichen; der erſtere leidet nur an unverhältnißmäßiger Fruchtbarkeit, die letztern aber mögen nirgends beſſer fundirt ſeyn als auf Rügen, wo ſie unmittelbar an die Stelle der alten Prieſter Swantewit's traten und wie kleine Fürſten walteten über Wieſen, Ländereien und Gärten, beneidet von allen Amtsbrüdern, die eben ſo ſehr mit ihrem Lebensunterhalt an den Taufpfenning unehelicher Geburten verwieſen ſind, wie an die Sittſamkeit und Tugend ihrer Gemeinde. Auch Bergen wird den Reiſenden nicht aufhalten. Es iſt eine kleine manierliche Landſtadt mit erträglichen Häuſern, unerträglichem Straßenpflaſter und unerträglicheren Wirthshäuſern, wenn man nämlich nur mit einem vollen Herzen für die Wunder Rügens und nicht mit einem vollen Beutel für jene, die davon leben wollen, hieher kömmt. Die Gaſtwirthe, die von dem Feſtlande übergeſiedelt ſind, bemühen ſich in jeglicher Weiſe, aus der Romantik den ergiebigſten Nutzen zu ziehen, und wenn man ſie reden hört, ſo ſollte man glauben, der Enthuſiasmus von Leuten aus Berlin und Stralſund, die die Induſtrie hieher getrieben hat, gelte in der That nicht dem Etabliſſement; aber die einfältige Anhänglichkeit der Ruganer, die von nichts wiſſen, die aber die alten Erinnerungen, wo es nur anging, mit in das Leben hinübernahmen, tritt eben in Vergleich mit jener Weiſe um ſo rührender hervor. Noch heute ſpricht der Ruganer bewußtlos: „Mooder Hertha giſft Kohrn und Gras, und füllt Schühn und Faß", was hochdeutſch nichts Anderes heißt, als: „Mutter Hertha gibt Korn und Gras, und füllt Scheun' und Faß". Sonſt, als Alles ſehr patriarchaliſch und natürlich auf Rügen zuging, und als der Fremde zunächſt an die Gaſtfreundſchaft der begüterten

rügischen Geistlichkeit verwiesen war, die auch wegen ihrer Bildung und Kenntnisse als eine Ausnahme unter der Geistlichkeit des platten Landes erschien, sonst konnte man Rügen bequem und wohlfeil in Augenschein nehmen; in der neuesten Zeit aber hat die Insel mit den preußischen Gasthaustaxen einen sehr modernen Anstrich erhalten, und der unmittelbare Genuß wird durch eine sehr unverhältnißmäßige Theuerung verleidet. Freilich darf man nicht über die Gasthaustaxen hinausgehen, aber wenn man die Preise auch nicht überschreitet, so überschreitet man doch die Zumuthungen, die vernünftigerweise dem Magen gemacht werden können. Man muß alles Fleisch, da es auf Rügen keine Weide gibt, von dem Festlande herüberschaffen, und dieses Fleisch muß nach den Speisetaxen, die nicht theurer sind als die des Festlandes, eingerichtet werden; wenn die Seeluft zehrt, so erhält man in den mangelhaften Speiseanstalten keinen Ersatz für die scharfen Einwirkungen der Eßlust erregenden Atmosphäre, und wie in der Lüneburger Haide die Abwechslung der Küche in der verschiedenartigen Zubereitung des Hammelfleisches besteht, so bereitet man auf Rügen die Häringe in der verschiedenartigsten Weise.

Die Aussicht von dem Rugard bei Bergen ist unentgeltlich, und wer sich über das wellenförmige und spitze Straßenpflaster des alten slavischen Göra zu beschweren hat, der mag sich an der Aussicht von Rugard erholen. Der Rugard befindet sich nordöstlich von Bergen und findet seine etymologische Ableitung in Rugigard, Burg der Rüger; denn Gard ist die slavische Bezeichnung für Burg. Die Entfernung des Rugard von Bergen beträgt nicht über tausend Schritt, die die Erwartung nicht messen wird; denn von den Wällen, die einst Jaromar's Burg umschlossen, genießt man die entzückendste Aussicht. Dieser Fürst baute sich hier ums Jahr 1168 ein Schloß, von dessen Zinnen sein wachsames Auge nicht nur den größten Theil der Insel, in deren Mittelpunkt der Rugard liegt, übersehen konnte, sondern auch südlich, südöstlich und westlich einen großen Theil von Pommern, dem Lande seiner Erzfeinde, von denen freilich das Christenthum über Rügen gekommen war; aber nicht die Freundschaft der Rugard ist, bis auf den Namen und den Wall, der die Burg umgab, verfallen. Dornen und Haidekraut schlingen sich um den letzteren, und wo die Trümmer des Schlosses zu suchen seyn würden, blühen üppige Saaten: Tod und Leben liegen sich in den Armen. Aber der Blick schweift hinaus über die engverschlungenen friedlichen Dörfer von Bergen gen Stralsund, und die pommersche Küste liegt in schwarzen Umrissen jenseits der Meerenge, so daß Städte und Dörfer nicht in dem

Ganzen verschwimmen, sondern selbstständig hervortreten aus dem Laube und dem Wiesengrün und dem gelben Strande. Westlich nickt uns Greifswald zu, östlich scherzen Aehrenfelder im leichtbewegten Winde zu unseren Füßen, oder die Saaten bilden auch einen buntgewürfelten Teppich von Sammet, über welchen die Sonne hinweggleitet und das Kolorit erhöht, je nachdem sie eine strahlende und matte Beleuchtung in die wechselnden Farben wirft, die gelb, dunkelgrün, blaulich, golden und gemischt über dem Boden gestreut sind aus Korn, Gerste, Hafer, Waizen, Wicken und Wucherblumen. Ueber diesen Teppich hinaus begegnen dem Auge Hügel, Gebüsch und Wälder, über Hügel, Gebüsch und Wälder aber leuchtet der Ocean herüber, das grüne, ewige Meer, eine weite schnurgerade Linie, hie und da mit einigen beweglichen Punkten, mit Schiffen, die gehen und nahen. Und der Anblick Rügens im Ganzen und Großen, wie mannigfaltig und stolz ist diese Insel! Still und erhaben ruht sie im Meere, wie ein verlorner Posten, den Gott selbst in die Wogen stellte und der nicht weicht und wankt, wie sehr auch der Feind gegen ihn anstürmt. Nach allen Seiten hin haben sich die Fluthen Bahn gebrochen, nach allen Seiten hin strecken Erdzungen, welche das Meer ausschnitt, ihre Spitzen in den grünen Wellenschlag, aber Rügen blickt verächtlich hernieder auf die grimme Wuth des Meeres, das schäumend und brausend ihm nur Kurzweil zu treiben scheint; denn noch ist seine Stunde nicht gekommen, es wird nicht vereinzelt untergehen, sondern nur in einer allgemeinen Umwälzung; selbst jener Meerbusen, den die Gewalt der Gewässer zwischen **Rügen** und **Jasmund** riß, ruhet jetzt, wie ein gezähmter Löwe, zu den Füßen der Insel. Alle Erdzungen aber, die dem Untergange zunächst geweiht sind, scheinen sich desselben wenig bewußt, wie zur Freude geschmückt mit Getreide, Waldgrün und Obst stehen sie am Rande des Grabes, sie scherzen mit dem Tode, der sich nachgiebig und schonend zurückzieht. Kurz, der Rugard ist ein Standpunkt für ein Panorama von Rügen, das um so reizender erscheint, als noch kein Maler die Hand darnach ausstreckte und diese Anschauung in das Marktgewühl des Lebens übersiedelte, wie den Rhein und die Elbe, wie die Donau und die Schweiz und die übrigen Lichtpunkte Deutschlands. Wenn man aus dem holprigen Bergen hinansteigt zu Jaromar's Wall, dann genießt man die Ueberraschung aus erster Hand. Doch schauen wir uns weiter um. Hier schlingt sich die schmale Landenge zwischen Rügen und Jasmund wie ein zarter Gürtel um den Riesenleib des ewigschwangern Meeres, dort fluthet der Göllen, dort wallet die Ostsee, dort endlich springt Arkona keck und verwegen in die Brandung und weiter über Land und

Meer hinaus, „waffeln“*) untergegangene Städte und die Sage spielt auf den geheimnißvollen Wogen.

Ich habe schon gesagt, daß Jaromar, der Slavenfürst, den Rugard erbaute. Da aber Rügen durch seine Tapferkeit entvölkert war, so mußte er, wie seine Feinde, die Pommern, fremde Kolonisten aus Deutschland unter die slavischen Bestandtheile mischen, und Bergen entstand am Fuße der rügischen Burg. Später legte Jaromar hier ein Cistercienser-Nonnenkloster an, aus Dankbarkeit, weil der Christengott seine Waffen gegen die Pommern gesegnet, ein Cistercienser-Kloster, das heutzutage den armen rügischen Freifräuleins ein Asyl gewährt; denn die Reformation hob die Nonnen auf, aber nicht den Adel, dem sie vielmehr in den in „Stifte“ umgewandelten Klöstern eine neue Hülfsquelle eröffnete.

Die Stubnitz auf Jasmund, ein großer Buchenwald am Meeresufer, hat die Alterthumsforscher nicht weniger beschäftigt, als Vineta. Diese alten Buchen sollen mit ihren Gipfeln in die Zeit des Herthadienstes überragen, ihre Zweige sollen gerauscht haben zu den religiösen Mysterien, die selbst den Zeitgenossen nur durch die Sage bekannt wurden. Ich kann nicht umhin, hier den alten Tacitus „de situ, moribus et populis Germaniae“ zuerst sprechen zu lassen; denn seine Mittheilungen haben jenen Streit hervorgerufen, ob Rügen, ob Helgeland, ob eine skandinavische Insel die Residenz der Göttin Hertha gewesen sey. Man hat mit philologischen Gründen die einfache Logik, die für Rügen stimmte, widerlegen wollen. Und Tacitus sagt: „Hinter den Longobarden werden die Reudiger, Arionen, Anglen, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen von Flüssen oder Wäldern geschützt. Von keinem dieser Völker ist etwas Besonderes zu bemerken, als daß sie insgesammt die Hertha**) verehren, und meinen, daß sie sich in die Angelegenheiten der Menschen mische und über Völker schalte. Es gibt auf einer Insel des Oceans einen keuschen Hain, und in demselben einen geweihten Wagen, der mit einem Gewande bedeckt ist, und nur vom Priester berührt werden darf. Dieser bemerkt, wenn die Göttin in dem Heiligthume ist und auf ihrer Fahrt, von Kühen gezogen, folgt er ihr mit vieler Ehrfurcht nach. Dann sind fröhlich die Tage und festlich die Orte, die sie ihrer Ankunft und ihres Besuches würdigt. Man beginnt keinen Krieg, man nimmt kein Schwert in die Hand,

*) Synonym mit spucken und vorspucken.

**) Man liest Herthum, Nerthum, Verthum und Hertham. Sollte nicht der Römer das germanische Erda latinisirt haben?

alles Eisen ist verschlossen. Nur dann kennt, nur dann liebt man Frieden und Ruhm, bis der Priester die Göttin, vom Umgange mit Sterblichen gesättigt, in den Tempel zurückbringt. Alsbald wird der Wagen und die Gewänder und, wenn man's glauben will, die Gottheit selbst in einem verborgenen See gewaschen, wobei Sklaven Handleistung thun, welche sogleich eben dieser See verschlingt. Daher der geheime Schrecken und die heilige Unwissenheit, was das seyn möge, was nur zum Untergange Bestimmte sehen."

Weil Tacitus von dem Ocean spricht, so hielt man dafür, Rügen in der Ostsee könne nicht von ihm gemeint seyn, und um so weniger, da Einige, denen auch Weber beipflichtet, behaupten, Rügen sey erst in einem Orkane des Jahres 1309 (!) vom Festlande abgefallen. Also haben Einige geschlossen, die Insel, welche Tacitus meint, ist eine skandinavische, Andere verloren sich, des Oceans wegen, und weil man doch nicht wohl annehmen könne, daß die slavischen Völkerschaften in Deutschland ihre Heiligthümer in Skandinavien bewahrt hätten, nach Helgoland, nach dem felsigen, klippigen, meerabschüssigen und unfruchtbaren Helgoland, wo kein Baum gedeiht, geschweige denn ein „keuscher Hain". Und wo ist der „verborgene See" auf Helgoland, von welchem Tacitus spricht? Wir finden dort nur „Sapskuhlen", gemachte Gruben, um das Regenwasser darin zu fangen. Eher haben gewiß Diejenigen Recht, welche von den skandinavischen Inseln behaupten, eine dieser hätte Hertha beherbergt, nur müßte doch eine solche Behauptung durch Beweise unterstützt werden, da — wie gesagt — die Vermuthung dagegen ist: jene Völkerschaften, die Tacitus als Verehrer der Hertha bezeichnet, wohnten nämlich unzweifelhaft in der Gegend des heutigen Pommerns und Mecklenburgs; denn jener sagt: „hinter den Longobarden, von Flüssen oder Wäldern geschützt"; die Longobarden aber hielten sich zu Tacitus Zeiten an beiden Seiten der Elbe zwischen dem Lüneburgischen und Magdeburgischen auf. Verlassen wir nun die kritische Untersuchung, die übrigens Rügen nicht hinderlich ist, da Tacitus auch die Rugier und Limovier an den Ocean versetzt, und betrachten wir die Stubnitz auf Jasmund, jenen uralten Hain, dessen heutige Buchen zwar nicht in einem achtzehnhundertjährigen Boden wurzeln mögen, aber gewiß anderen und älteren Platz machten. Deß zeugen insonderheit die vielen gefällten Stämme, mit deren Wurzeln sich die späteren verschlungen haben.

Ich führe die Leser nach der Prora, nach jener Bergkette — wenn diese Bezeichnung hier gestattet ist — durch welche ein Hohlweg nach der Erdenge führt, die Rügen mit der Halbinsel Jasmund verbindet,

Zu einem hohen Dom wölben ſich hier die Eichen, Eſchen, Birken, Espen, die aus den Abhängen der Prora emporſteigen; Wachholder, Haſelſtauden und kleineres Gebüſch bilden die Verzierungen der grünen Wände und Bogen. Nicht einmal ein Lichtſtrahl fällt durch das duftige Gewölbe, vielweniger ſchaut der blaue Himmel in dieſe ſchattige und geheimnißvolle Enge, in welcher zwei Wagen nebeneinander keinen Platz haben. So geht es bergauf. Von der höchſten Spitze an aber lichten ſich die grünen Verſchlingungen und das Meer blitzt ein über das andere Mal durch die Lücken des Gebüſches. Man fährt nun bergab, der Erdenge zu, und die Bäume und Geſträuche verlieren ſich in die Haide vor derſelben. Die See hat längs der gekrümmten Erdenge die Prorer-Wyck gebildet, einen Meerbuſen, der von Feuerſteinen gleichſam eingerahmt iſt, die in dichten Schichten über einander liegen und milchweiß glänzen neben dem grünfarbenen Spiegel des Meeres.

Die Stubnitz bildet den äußerſten Saum Jasmunds, der Oſtſee zu, deren Anblick häufig ſelbſt von erhabenen Standpunkten aus durch dieſe dichte Waldwand verſperrt wird, die in der Breite mindeſtens eine halbe Meile mißt, während ihre Länge über zwei Meilen Raum umfaßt. In dieſem „keuſchen Haine“ — wofür aber Einige **vastum nemus** leſen wollen, was nicht minder paßt — liegt der Borg- oder ſchwarze See, wie er im Munde des Volks genannt wird, oder Herthaſee, wie Koſegarten und Andere dieſes dunkle, tiefe, wallumgebene und buchenbewachſene Gewäſſer nennen, das ſehr genau zu dem geheimnißvollen Dienſt der Hertha paßt, die hier gefeiert, gebadet und mit Sklaven gefüttert werden konnte, ohne daß Späheraugen die Myſterien der Prieſter durchdrangen. Die hohen Ufer, welche den See einfaſſen, bilden ein faſt regelmäßiges Oval; die ſtolz emporragenden und dichten Buchen ſcheinen hier nicht zufällig entſtanden zu ſeyn; der Wall aber im Weſten, der hundert Fuß über den See hinausſteigt, iſt ſicher Menſchenwerk. Man nennt den See Borgſee, d. h. Burgſee, oder vielleicht verborgener See, den Wall nennt man Borgwall. Stand hinter dem Erddamm eine Burg? Einmal mißt der Wall nach innen zu kaum die Hälfte deſſen, was er nach außen mißt; dann ſchließt er wieder einen ovalen Raum ein, ganz im Verhältniß des Sees; endlich iſt dieſer Wall weſtwärts von einem zweiten Wall eingeſchloſſen. Man ſieht, in einer Ebene konnte eine Burg nicht von Nutzen ſeyn, jene vorſichtige Umgebung konnte alſo nur dazu dienen, Unberufene von einem Geheimniß, das von dieſen Wällen eingefaßt war, abzuhalten. Dazu kömmt noch, daß der ganze Wall und die hohen Ufer mit Buchen bedeckt ſind, die eben ſo wenig einem Burgwall dienlich ſeyn konnten,

wohl aber dem Geheimniß, das hinter der Blätterwand um so sicherer verborgen war. Und der Eingang in das Innere des Walls auf der nördlichen Seite genügte er nicht den Priestern, die zu der Göttin schritten; der Ausgang zu dem See, der dem Eingang gegenüber, war er nicht breit genug für jene, die die Göttin badeten in den Fluthen des heiligen Sees, und für die Andern, die durch ihn zum Tode schritten, daß kein sterblicher Mund Kunde gäbe von dem Dienste Herthas, daß Alles still und verschlossen bleibe, wie die dunkle Tiefe der Gewässer? Was Tacitus erzählt, das erzählte mir ein schlichter Bauer aus Sagard, der den römischen Schriftsteller nicht dem Namen nach kannte, und als ich ihn fragte, woher er die ausführliche Mittheilung habe, antwortete er kurz: von seinem verstorbenen Vater, der sie wieder von seinem Vater habe. Also Sage und Tradition sprechen auch für den Herthadienst in der Stubnitz, und noch heute sagt man (wie schon erwähnt) auf Rügen: „de Hertha gifft Gras, un füllt Schünen und Faß". Sollte es noch einem Zweifel unterliegen, daß hier unter Anderm wenigstens diese Göttin verehrt worden sey, daß in diesen schwarzen Wogen Wagen, Kühe und die Gefeierte selbst gewaschen wurden, daß aus diesem Wall der Zug in alle Lande ging und Freude verbreitete überall, daß hieher die Göttin zurückkehrte und mit ihren Dienern in die Fluthen versank? Ich meine, die Stubnitz ist noch bis auf den heutigen Tag geheimnißvoll genug zu dem Allen, und die Insel — die zweifelsohne nicht erst 1309 entstand — die Buchen, der See, der Wall, alle diese Dinge strafen Keinen Lügen, der den Dienst der Hertha nach Rügen verlegt, der Tacitus Worte wenigstens auf Rügen bezieht; denn die Göttin selbst mochte auch noch in andern Gegenden Pommerns verehrt werden.

Man sagte mir, es habe sehr lange gedauert, bevor man sich entschlossen, in dem See zu fischen, der noch bis auf den heutigen Tag von den Bewohnern der Halbinsel scheu und ehrfürchtig betrachtet wird, und gewiß! selbst uns unbefangenen Leuten wird in dieser anmuthigen Oede ungewöhnlich zu Muthe: dichte Blätterschichten, die sich von den Buchen ablagerten, bedecken die Oberfläche des Sees, die eben deßhalb jenen schwarzen moorigen Ton erhielt, der zwischen Sumpf und Wasser die Mitte hält und Verwesung und Grauen bezeichnet. Aber nicht nur der See, sondern auch die Stubnitz selbst, die erst nach und nach durch Wege gelichtet wurde, der Wall und die sorgfältige Einzäunung der Buchen ringsum, ein künstlicher Verschluß zu dem natürlichen, stecken mit ihrem Schweigen an. Hier — glauben wir gern — geschah etwas Ungeheures, hier dürfen wir wohl einen Theil jener

barbarisch-poetischen Theologie begraben vermuthen, die von dem Norden über Deutschland kam. In diesem Sinne auch erzählt Micräl ius, ein alter pommerscher Geschichtschreiber, der übrigens in Hypothesen und Leichtgläubigkeit seines Gleichen sucht und hier nur hinsichts der Sage angeführt werden mag: „Da vor Zeiten sich etliche unterstanden, mit einem Kahne auf dem Burgsee zu fahren, haben sie denselben des folgenden Tags auf einem Buchbaume suchen müssen, da ihn ein Geist des Nachts hinauf gebracht, und haben auch noch daneben des Teufels Gespött mit deutlichen Worten hören müssen, da er gesagt: Er und sein Bruder Nickel hätten solches gethan. Wird vermuthlich der Ort seyn, an welchem der Teufel unter der Erd-Mutter-Götzenbild ist verehrt worden, und dessenwegen sich noch so viele hundert Jahre hernach über denselben eine Gerechtigkeit zuschreibt."

Hundert Schritte etwa von dem Borgsee nordwestlich liegt Stubbenkammer, das uns überraschend mit dem Anblick auf die Ostsee entgegentritt, wenn wir noch eine Strecke lang unter den Bäumen gefahren sind. Daß eben die Ostsee Stubbenkammer zu einem reizenden Standpunkte erhebt, unterliegt keinem Zweifel, aber sie ist auch eine Garantie der ewigen Schönheit dieses Vorgebirges, das klein und demüthig erscheinen mag gegen die Berge des Südens, und gegen Sunium, an welches Weber hier ironisch erinnert, nördlich und slavisch; denn der Tempel der Hertha am Borgsee war freilich kein Minerven-Tempel, und der Himmel, der sich über Rügen spannt, ist kein klassischer, aber das Meer, das heilige Meer, am Fuße von Stubbenkammer wird für alle Zeiten klassisch bleiben, und seine schweigsame oder brausende Majestät läßt griechische Schönheit selbst vergessen, wie Tempel und Kunst, die sie hervorrief. Wer über diesen weiten allgewaltigen Spiegel schaut, der denkt auch an den Himmel nur in so fern, als derselbe im Meere liegt und aus den grünen Wogen blaulich wiederstrahlt, es kümmert ihn nicht, ob dieser Himmel mit griechischer Anmuth oder mit slavischer Kraft geschmückt ist. Kraft, Erhabenheit und Majestät, diese gewaltigen Eindrücke wird man aber nirgends hervorragender antreffen, als auf dem Gipfel von Stubbenkammer, auf dem einfachen Königsstuhl, von Karl XII. also benannt, der sich hier über seine Unglücksfälle im Anblicke des Oceans und in der Betrachtung des Satzes: „Alles Lebendige vergeht, nur das Leblose besteht", trösten mochte. Der König brachte eine Nacht an dieser Stelle zu, wie auf den Wällen von Stralsund, wie in den Trancheen von Friedrichshall, wo ihn die meuchlerische Kugel traf. Er liebte ein außergewöhnliches Lager unter Beschwerden und Gefahren, die gewissermaßen das Ziel

seines Lebens waren, ein Ziel, an das er nicht nur sich selbst setzte, sondern auch Krone und Reich. Wenn man aber auch nicht solche originelle Neigungen hegt, wie der rastlose und unstäte Schwedenkönig, so wird man doch wohlthun, einmal im Hochsommer eine Nacht auf Stubbenkammer zuzubringen. Wenn die Sonne den Kreidefelsen Tags über durchglüht hat, so wird er auch Nachts noch ein warmes Lager bieten, und ein weicheres Lager, als die Steine gewähren, bereite man sich aus Mänteln und andern Hülfsmitteln, die aus dem unfernen Wirthshause leicht herbeizuschaffen sind. Die Buchen, die bis an den Abhang von Stubbenkammer vorgedrungen sind, schützen gegen den Seezug, der nun melodisch durch ihre Zweige rauscht, die Brandung am Strande tiefunten accompagnirt und ein Wiegenlied für müde Schläfer summt. Ein Sonnenuntergang auf Stubbenkammer ist ein außergewöhnlicher, ein Requiem der Natur. Fischerkähne suchen das Land, die Seevögel das Lager, Alles bewegt sich still und gemessen zur Ruhe. Der Himmel ist blau und rein, die Luft erquicklich und gemischt aus jener strahlenden Frische, die das Meer aushaucht, und jener milden Wärme, die die scheidende Sonne hinterläßt. Diese aber glüht in Sehnsucht, bräutlich geschmückt und verlangend sucht sie das schwellende Bett des Oceans, die Umarmung des Meergottes, obwohl sie den Anstand beobachtet und nicht im Fluge, sondern nach und nach, halbgezogen von seinen kräftigen Armen, halb nachgiebig sich den Fluthen vermählt. Wenn sie entschlüpft ist dem gierigen Auge, wenn sie unten schwelgt in unendlicher Lust und die Dämmerung Wache hält, die luftige Kammerzofe, bis die ernste Nacht jeden Späherblick von den kleinen Vergnügungen der strahlenden Gebieterin abhält, dann tönen Meer und Erde in ewiger Harmonie zusammen die Nachtmusik. Und nun den Ossian in die Hand und Fingals Geister heraufbeschworen! Wenn man schlafen kann unter dem glänzenden Nachthimmel, der die Sterne noch einmal so groß wiederstrahlt, als gewöhnlich, während der Mond das schwarze Meer mit silbernem Lichte besäet, so wird man doch den Morgen von Neuem genießen. Die „rosenfingerige Eos" fliegt der Gebieterin voran, die ermattet, aber nicht gesättigt, aus der Umarmung des Meergottes scheidet und mit neuem brennenden Verlangen zu den Menschen zurückkehrt. Der Sonnenaufgang auf Stubbenkammer ist eine Schöpfung, wie sie Haydn nicht schöner gedichtet hat, obwohl ich wiederholt gestehen muß, daß die kleine Mannigfaltigkeit, die einen Sonnenaufgang in den Alpen unter Hirten und Sennen und Naturleben auszeichnet, hier vermißt wird. Wo das Meer, da ist auch die Gewinnsucht zu Hause, und diese kann nie der einförmig-grandiosen

Majestät des Meeres und der darüber hinwegrollenden Sonne zum Relief dienen. Sie isolirt sich, fängt Fische, arbeitet an den Netzen, eilt zum Häringsfang; eine Hingebung der Menschen an die Erhabenheit der Scenerie um sich her vermißt man ganz. Zu diesen äußeren Einwirkungen gesellt sich noch der nordische Indifferentismus, der mit starrem, langweiligem Auge in die Wunder der Natur hineinglotzt. Aber das Leben, das mit der Sonne über ein wüstes und unwegsames Element hereinbricht, die Seevögel, die ihre Wohnung an dem Strande verlassen, und die Menschen, die mit ihnen ziehen in den Wogenschlag, die Schiffe, die nach allen Richtungen die ungeheuere Fläche durchkreuzen, mit einem Worte, die mechanische Beweglichkeit, die sich ein starres und unnachgiebiges Element unterthan macht, entzückt schon das Auge und unterhält es weiter, wenn es, von der Pracht der Naturanschauung überwältigt, bei den kleinen Details des Lebens ausruhen will. Man kann sich nicht wohl mit den rügischen Schiffern und Fischern in ein Gespräch einlassen, weil sie nicht reich an Antworten sind, sondern verschlossen, wie das Meer, mit welchem sie den Tag über zu thun haben, aber zusehen mag man ihnen mit Theilnahme, zumal da sie einfache, fromme Leute sind, die in der Isolirung ihrer Insel viel von der alten Sitte retteten und die neue Sitte meist nur von Hörensagen kennen. Was gilt hier nicht noch der Pfarrer? Aber man muß es auch diesen Leuten nachrühmen: sie haben sich in der einträglichen Stellung, die ihnen aus dem jungen Christenthum zufiel und von der Reformation beibehalten wurde, nicht nur um die Kirche, sondern auch um das Leben der Gemeinde bekümmert, der sie solcher Weise an's Herz wuchsen. Kosegartens Uferpredigten geben deß Zeugniß; und noch bis auf den heutigen Tag wird zur Erndtezeit und beim Häringsfang im Freien gepredigt. Unter einer Buche oder Linde steht der Pfarrer, und rings um ihn lagern die andächtigen Ruganer, er aber nimmt es ihnen nicht übel, wenn sie im Anblicke des Häringszuges nicht das Ende der Predigt erwarten können, die ja in der Mitte schon mit Segen gekrönt wird, und so entließ ein Pfarrer die hastige Gemeinde mit den Worten: „Nun! der Herr erfülle eure Herzen mit Häringen und eure Netze mit Gnade", keiner aber von denen, die mit diesem Segen in die See stachen, erlitt ein Unglück, Alle kehrten mit reicher Beute heim und hörten Sonntags darauf den Rest der unterbrochenen Predigt und eine weite Predigt dazu. Ich muß indeß bemerken, daß solches zur schwedisch-pommerschen Zeit geschah; daß man heutzutage, wo die Agende auch über Rügen gekommen ist, eine eben so nachsichtige Form beobachtet, will ich nicht behaupten. Stubbenkammer besteht, wie

gesagt, aus Kreide, mit Feuersteinen untermischt, die Felsenwand senkt sich schräg hinab zum Strande, so daß man zur Noth auch ohne Fußpfad hinankommen kann, nur an einigen Stellen spielen die Wellen unmittelbar zu den Füßen von Stubbenkammer, das lieblich absticht gegen das Grün der Buchen, die das schneeweiße Haupt des alten Felsens kränzen, und lieblich gegen die dunkelblauen Wogen. Regnet es, so schäumet die See an dieser Stelle schneeweiß, eine Milchstraße legt sich über die Fluth. Vom Strande aber kann man die zackigen und gestaltvollen Felsmassen am besten betrachten, an denen sich auch von unten ein Buchenkranz in einer Höhe von fünfzig Fuß hinaufzieht. Die Höhe der Felswand kann, wer Vergnügen daran findet, von unten bequem erklimmen, so wenig steil ist sie; wer aber noch bequemer gehen will, wähle den durch die Kreide gehauenen Fußpfad.

Quoltitz auf Jasmund zeichnet sich durch ein gewaltiges Hünengrab aus, dem nur ein anderes auf Wittow den Vorrang abläuft. Ein Granitblock ragt an einem Ende sieben, am andern vier Fuß aus der Erde hervor. Er ist länglich und an den Enden abgerundet, im Umfange mißt er 20 Ellen. Große Steinkreise schließen sich an ihn an, so daß er als der Schlußstein eines Grabes erscheint; denn die Gräber der alten Ruganer sind allgesammt in dieser Weise geformt, aber die vorliegende Masse deutet auf einen Häuptling hin, indem sich kein anderes Grab von solcher Ausdehnung auf Jasmund findet. Untersucht hat man die Stelle nicht, weil die christlichen Ruganer noch immer eine außerordentliche Ehrfurcht vor dem Namen der abgeschiedenen Ahnen hegen und sie nicht stören wollen in Walhalla beim ewigen Gastmahl, wo die Walkyren die Hörner füllen mit Enherium-Oel und wo die Freude der seligen Fresser denen lacht, die gefallen sind im Schlachtenkampfe. Dieses Thal, das außerdem mit Gräbern und Opfersteinen angefüllt ist und den Anschein hat, als sey hier ein ruganisches Heiligthum gewesen, ein Opfer- und Begräbnißplatz bietet noch heutigen Tages eine feierliche und erhabene Stille und einen geheimnißvollen Schauder. Die dürre Fläche, die ringsum von sanft ansteigenden Bergen gedeckt, ist nur mit dürftigem Kraut bewachsen, aus welchem Wachholder und Dornen mühsam emporstreben, nirgends eine Spur des Lebens, nirgends selbst eine christliche Spur, wie man sie früher gern an heidnischen Orten zum Zeichen des Sieges hervorrief, nach dem Beispiel der Entdecker ferner Inseln auf dem Ocean, welche die Fahne ihres Herrn aufpflanzten und Besitz ergriffen von der Entdeckung. Hier ist Alles wüst und heidnisch geblieben, die alten Kämpen ruhen in ihrem Glauben, in jenem Glauben überschwenglicher

Tapferkeit, und der Sturm fährt über ihre Gräber, und das Rauschen des fernen Meeres verschmilzt sich mit seinen wilden Akkorden und es dünkt uns, als dürfe selbst kein Sonnenstrahl diese Haide treffen und die grausige sterile Harmonie stören, die sich auf den Gräbern von Jasmund wiegt.

Die heutigen Ruganer nennen jene Gräber Steinkisten und die, welche man untersuchte, wurden also befunden: oben liegen gewöhnlich in einem ovalen Kreise Feldsteine, die mit einem sehr großen oder mit zwei Schlußsteinen bedeckt sind, der Kreis ist von Dornen und Wachholder bewachsen, unter der Oberfläche aber befindet sich das ringsherum zwei bis drei Ellen tief mit Feldsteinen ausgemauerte Grab; der innere Raum zeigt zuerst eine Lage Sand, dann eine Lage Kiesel, dann wieder Sand, dann Thon, in welchem Urnen stehen, denen Streitärte und Opfermesser von Stein und metallene Ringe und Ketten beigefügt sind*); unterhalb der Urnen stößt man auf eine Lage von Feuersteinen und unterhalb dieser Lage auf eine zweite Thonlage. In dem Grabe aber findet man häufig aufrecht sitzende Gerippe, oft mehrere neben einander, als säßen sie in einer Berathung. Noch als ich die Insel besuchte, grub man in der Nähe von Putbus, unweit des zum Badhause führenden Weges, eine solche Steinkiste aus.

Von der Halbinsel Jasmund fährt man längs des Tromper-Wyck über die schmale Haide nach Wittow, indem man westwärts das Binnenwasser erblickt, wenn die Dünen sich ebenen. Die schmale Haide kontrastirt auffällig mit den bunten Ufern von Jasmund: Strandhafer und Salzkraut bilden hier die einzige Vegetation und beweisen, daß diese Strecke sich allmählig vom Meere losrang und Wittow vor Zeiten eine Insel war, bis der natürliche Prozeß hier bewirkte, was bei Swinemünde die Kunst, und Wittow an Jasmund befestigte. Je näher man Wittow (weiße Aue) kömmt, desto mehr hebt sich der Boden, der Meersand geht in Thon über und wir betreten auf der Insel selbst den Zenith jener Fruchtbarkeit, die man Rügen einräumen muß. Hatte diese Halbinsel einst Waldungen, so haben die Stürme sie nach und nach ausgerottet, aber das Ackerfeld belohnt den Fleiß der Einwohner überflüssig: der Weizen soll hier in günstigen Jahren oft das vierundzwanzigste Korn tragen. So behauptet Zöllner.

Auf der Feldmark von Nobbin begegnet man jenem Hünengrab, welches Kosegarten in seinen Rhapsodien als das „imposanteste und

*) Auf dem fürstlichen Schlosse zu Putbus findet sich eine vortreffliche Sammlung ruganischer Alterthümer.

zugleich am besten erhaltene der Insel" bezeichnet. Es ist ein längliches Viereck und mißt in der Länge von Norden nach Süden fast an fünfzig Schritte, in der Breite am nördlichen Ende zehn und am südlichen zwölf Schritte. Die Ostseite dieses Grabes ist von achtzehn, die Westseite aber von zweiundzwanzig großen Steinen eingefaßt. Der Südseite dienen zwei mächtige Granitblöcke gleichsam zum Thor; in der Mitte des Platzes aber liegen viele kleinere Steine. Ein kleiner Hirtenjunge erzählte mir: „hier sey eine mächtige Prinzessin mit ihrem ganzen Gefolge begraben", eine Tradition, die sich vielleicht auf die Größe des Grabes, das einigen fünfzig Menschen schon Platz gewährt, stützen mag, die aber zum Theil auch aus der Gewohnheit slavischer Stämme, mit ihren Heerführern einen Theil ihrer Majestät dem Tode zu weihen, Weiber, Sklaven und Kinder, erwiesen werden könnte. Die Erzählung des Kleinen war hübsch genug geordnet und von hinlänglicher Einfachheit, um erkennen zu lassen, daß die Erfindung derselben unmittelbar aus dem Volke kam. So behauptete er, die Prinzessin hätte an unglücklicher Liebe gelitten und sich freiwilligem Tode hingegeben, und aus Schmerz über die Leiden der Gebieterin hätten sich Alle, die ihrem Leben nahe gestanden, diesem Opfertode angeschlossen. In der That, Rügen duftet von Dichtung und Anmuth, seit Kosegarten benützen sogar die Hirtenjungen diesen Stoff, eine Erscheinung, die hier um so mehr auffällt, weil im Allgemeinen die Individualität der Pommern nicht für den Goldschacht der Phantasie geeignet ist, sondern hübsch auf der Oberfläche der Wirklichkeit verkehrt.

Von Nobbin gelangt man über Putgarten zu den saftigen grünen Abhängen von Arkona, die sich erst da verlieren, wo der eigentliche Wall beginnt. Man ersteigt sie und befindet sich auf der Höhe der nördlichsten Spitze Deutschlands. Das Wort „Arkona" soll scythisch seyn und wörtlich eine hochufrige Ecke bedeuten, von Ark, hohes Ufer, und Kon, Ecke. In alten Zeiten soll sogar ganz Wittow den Namen Arkona geführt haben, nach der alten Sitte: pars pro toto; denn hier stand der allen Slaven heilige Tempel Swantewits, beschützt von der Burg Arkona, die auf der Spitze des Vorgebirgs befestigt war, unerreichbar von Pfeilen und Wurfgeschossen. Wie Weber dazu kömmt, hieher die Jomsburg zu verlegen, deren Lage ich auf Wollin nachweisen werde, ist nicht leicht zu erklären, um so weniger, da er einfach sagt: „man sieht noch eine Spur des Walles der Jomsburg". Saxo Grammatikus beschreibt uns Arkona und den Tempel Swantewits ausführlich. Die Burg war, außer im Westen, vom Meere umflossen, an der Landseite aber diente ihr ein fünfzig Fuß hoher Wall,

der mit Palliſaden und hölzernen Befeſtigungen garnirt war, als Bollwerk. Durch den Wall führte nur ein Thor, das mit einem hölzernen Thurm überbaut war. In dem alſo von dem Wall gebildeten ebenen Platz ſtand der erwähnte Tempel Swantewits, er war einfach aus Holz, wie alle ſlaviſchen Gebäude, und ſeine Zierrathen beſtanden höchſtens in bunten Schnitzwerken. Was den Gott betrifft, ſo war er im koloſſaliſchen Verhältniß gehalten und nicht nur vierköpfig, ſondern auch vierhälſig. In der Rechten hielt er ein mit allerlei Metallen ausgelegtes Horn, in der Linken den Bogen. Das Gewand war aus buntem Holz künſtlich zuſammengeſetzt und reichte bis zu den Schienbeinen. Unter den Koſtbarkeiten des Gottes befand ſich auch ein gewaltiges Schwert, deſſen Scheide und Griff wunderbar glänzend und mit Silber ausgelegt waren. Das Feſt Swantewits wurde einmal im Jahre zur Erndtezeit gefeiert, Weiſſagung und Schmaus bildeten den Höhepunkt desſelben. Swantewits Verehrung hatte, was die reichlichen Spenden betrifft, die ihm die Gläubigen darbrachten, große Aehnlichkeit mit dem chriſtlichen Gottesdienſte des Mittelalters. Er hatte nicht nur liegende Gründe und beſtimmte Einkünfte, ſondern erhielt auch den dritten Theil von aller Beute, die im Kriege oder durch Seeräuberei gewonnen ward. Zur Ausſchmückung der Verehrung Swantewits und zu ſeinem Schutze oder auch zum Schutze ſeiner Güter wurde eine Leibwache von 300 Reitern gehalten, die in Betreff des Raubes und der Plünderung äußerſt begünſtigt waren, da ſie Alles, was von ihnen mit Liſt oder Gewalt erworben wurde, nur dem Gotte in Verwahrſam zu geben brauchten.

Ueber die Bedeutung des Namens ſind die Alterthumsforſcher, wie gewöhnlich, uneins. Einige, denen Weber blindlings nachſpricht, behaupten, Swantewit ſey der deutſche St. Veit, korvey'ſche Mönche, die als Miſſionäre nach Rügen gekommen, hätten dieſen Heiligen an die Stelle des alten Götzendienſtes geſetzt, ſpäter ſeyen aber die Ruganer wieder vom chriſtlichen Glauben abgefallen und hätten nun den Namen St. Veit für den wieder in integrum reſtituirten alten Gott hervorgeſucht. Andere meinen, dieſe korvey'ſchen Mönche hätten vielmehr den ſlaviſchen Swantewit in den chriſtlichen St. Veit verwandelt, um den Heiden auch eine patriotiſche Sympathie für den neuen Gott durch die Aehnlichkeit des Namens einzuflößen. Noch Andere aber ſind der Meinung — und ſie mögen Recht haben — daß die Endſylbe ewit nur Artikel ſey, ſwiety (ſwienty) aber heiße zu deutſch heilig. Demnach würde Swantewit einfach durch „der Heilige“ zu überſetzen ſeyn.

Swantewit wurde im Jahre 1168 von den Dänen unter Waldemar dem Sieger sammt Tempel und Kostbarkeiten zerstört, die liegenden Gründe aber der heidnischen Priester wurden den christlichen überantwortet. Heutzutage ist nur der alte Wall der einzige sichtbare Ueberrest der Herrlichkeiten von Arkona. Sage und Tradition sind an die Stelle der anderen getreten. So soll auch hier nicht eine slavische Burg von Holz und Erde, sondern eine große Stadt gestanden haben, der es vor allen Dingen an Raum fehlte, dann aber auch an Lage; denn es ist nicht wohl abzusehen, wie der steile Vorsprung von Arkona, wenigstens 200 Fuß über der Meeresfläche, einer Stadt, und noch dazu einer Handelsstadt, passendes Terrain bot. Doch auch von Arkona heißt es, es waffele dann und wann, und mir erzählte ein Bauer aus Altenkirchen, er selbst habe die alte Stadt am Ostermorgen just so gesehen, wie sie einst auf dem Vorgebirge gestanden: Thürme, Mauern, Häuser und Wälle, Alles sey wohl erhalten gewesen, aber keine lebende Seele sey in der todten Stadt sichtbar worden, dieselbe habe geraume Zeit starr und gespenstisch nordöstlich von Rügen gestanden und sey dann plötzlich in die Wellen versunken. Während die Stadt über dem Meere geschwebt, sey heller Sonnenschein gewesen, erst nachdem ihre letzten Spitzen von den Wellen begraben, habe sich ein dicker Nebel der ganzen Fernsicht bemächtigt, der gleichsam wie Rauch und Dampf dem Meere entstiegen sey. Von der Fata Morgana wollte der Mann nichts wissen, und als ich ihm bemerklich machte, wie wahrscheinlich jene Stadt nichts Anderes gewesen sey, als ein Spiegelreflex der zackigen Klippen von Arkona, lachte er hoch auf. Er könne Klippen sehr wohl von Häusern und Thürmen unterscheiden.

Die Aussicht von Arkona ist wo möglich noch erhabener, als die von Stubbenkammer: man wird gleichsam von dem Meere überwältigt, das hier nach allen Seiten hin die Oberhand gewonnen hat, von Stubbenkammer sieht man nur eine hervortretende Spitze, die wie ein weißes Nachtgespenst über das schwarze Meer herüberschaut, wenn ein Ungewitter im Anzuge ist. Und in einem solchen Augenblicke muß man auf Arkona stehen, die weite einfache See gewinnt alsdann durch das Spiel der Wellen an Mannigfaltigkeit und der Leuchtthurm auf der höchsten Spitze an Bedeutung. Mir war dieses Schauspiel vergönnt. Schwarze Wolken zogen mit dem Nordost herüber und die waldigen Ufer von Jasmund verflossen in den düstern Horizont, der sich auf ihre Gipfel herniederließ, es war ein Anblick, als wollten Meer und Himmel sich vermählen, jenes schäumte in Bergen, dieser stieg allmählig immer tiefer herab zu den Fluthen. Der Sturm heulte die Hochzeitsmusik.

Nur in Zwischenräumen, wenn der Blitz aus den Wolken in die schäumenden Wogen fuhr, der feurige Brautkuß, den der Himmel der See aufdrückte, drang das Auge in die Ferne über den schmalen Landstrich, der Jasmund an Wittow kettet, zu den Quoltitzer Bergen, oder westwärts nach Hiddensoe, der sandigen, haidebewachsenen Insel, die jetzt in der That wie eine Walkyre mit langen, im Sturme flatternden Haaren über dem Meere zu schweben schien. Das Meer ist doch am herrlichsten im Sturme, wie der Krieger in der Schlacht. Aber es war ein warmer Erndtetag gewesen, und das Gewitter war mitten unter die Schnitter gefahren, die in dem Kornfelde, das jetzt die Stelle einnimmt, wo einst Swantewit verehrt wurde, beschäftigt waren. Der Sturm verflog und gemach rückte die Sonne aus den Wolken hervor, ein zweiter Morgen schien sich zu entfalten; das Auge stieß nach allen Seiten hin auf neue und entzückende Ruhepunkte. Jetzt zogen die Ufer von Jasmund wieder den grünen Jagdrock an und die Quoltitzer Berge strahlten golden in der Sonne, die wie eine alte legitime Herrscherin durch ihre Lande zog, mit Jubel begrüßt von den getreuen Unterthanen, die der Usurpation des Sturmes gerade in dem verhängnißvollen Momente der Erndtezeit nur gezwungen nachgegeben hatten, lichter und lichter wurde es von Minute zu Minute und die unbegränzte Perspektive erweiterte sich immer mehr. Jetzt durchdrang das Auge selbst die weiteste Ferne, und die Insel Mön, die aus einer Entfernung von sieben Meilen nach Arkona herüberlugt, wollten Einige unter meinen Gefährten sogar mit bloßem Auge erspähen.

Altenkirchen, auf Wittow, ist durch Kosegarten, der zuerst Rügen zu einem Reiseziel machte, berühmt geworden, das Dorf Vitte aber durch den Häringsfang, der hier eben Kosegartens Uferpredigten veranlaßte. Der Platz, wo dieselben gehalten wurden und noch heutzutage von dem Prediger zu Altenkirchen gehalten werden, liegt hart am Seeufer. Die Gemeinde lagert im Freien bei gutem Wetter, bei schlechtem wurde wenigstens früher in einer Hütte gepredigt.

Von Wyck fährt man zu Schiffe in wenigen Stunden nach Hiddensoe, westlich von Rügen. Hiddensoe ist ein schwedischer Name und bedeutet zu deutsch Hütteninsel, von Hydda, Hütte, und Oe, Insel, das mit Oie, oder Eiland, synonym ist. Diese Insel mißt in gerader Richtung fast dritthalb Meilen, die Breite ist, wie bei Usedom, sehr unverhältnißmäßig, denn das Meer hat auch hier gute Bissen gefunden; somit wechselt die Breite von einer halben Meile bis zu einigen hundert Schritten. Von Außen präsentirt sich Hiddensoe sehr dürftig und unfruchtbar: hohe Sanddünen und nackte Berge rahmen es ein, das

Innere aber ist mit Ackerfeld und mit Weide bedeckt — weßhalb auch die Ruganer Hiddensoe zu dem letzteren Zwecke benutzen. Ein Dornbusch soll hier den Schiffern zum Signal dienen, und nach ihm benennen sie schlechthin die Insel, die neben ihren schöneren Schwestern allerdings wie ein Aschenbrödel erscheint, aber auch die Tugenden dieser geltend machen kann. Was nicht die Isolirung thut, Knechte und Mägde schlafen auf Hiddensoe neben einander in einer und derselben Kammer, aber von unehelichen Geburten hört man hier weniger, als in civilisirten Orten, wo diese Sitte eine Unsitte gescholten werden würde. Hiddensoe besteht aus zwei Theilen, aus der ursprünglichen Insel und aus den späteren Anschwemmungen. Jene ist bergig und umfaßt den kleineren Raum im Norden, diese bestehen beinahe aus zwei Meilen und erstrecken sich bis zum Göllen. Im nördlichen Theil der Insel liegt der Herrenhof und das Dorf Grieben, im südlichen liegen die Dörfer Vitte, Neuendorf und Ploggenhagen. Die Einwohner sind wohlhabend, aber die Baukunst steht hier noch in der slavischen Kindheit; denn die meisten Häuser sind aus Lehm und Torf erbaut, eine Erscheinung, die wiederum auf die Isolirung zurückgeführt werden mag. Es gibt hier nämlich Leute, die Hiddensoe, das so nahe bei Stralsund gelegen, nie verlassen haben, Andere aber dienten auf Schiffen, und als ich sie fragte, wie ihnen Petersburg gefallen und Stockholm und London, erklärten sie mir, sie seyen nie in diesen Städten gewesen, sondern nur auf der Rhede und im Hafen, ihr Land sey das Schiff, dem sie angehörten. Von dem höchsten Berge am nördlichen Ufer der Insel hat man eine eben so weitausschweifende Aussicht, wie von Arkona. Das Meer liegt auch hier in unbegränzter Ausdehnung zu unseren Füßen, südlich aber blickt man auf die pommersche Küste, östlich auf Rügen, Jasmund und Wittow, und über das Alles hinaus wieder zur Ostsee. Zwischen Rügen und Hiddensoe liegt ein kleines Inselchen, die Fährinsel, das in den Karten fehlt, aber durch seine kecke Stellung die überschiffenden Fremden interessirt. So ist in dieser Inselgruppe, die man Rügen heißt, jeder Fleck Landes, der sich vom Meere losrang, menschlich eingerichtet worden. Die Fährinsel enthält nur ein Häuser-Kleeblatt: auch hier fanden Menschen eine Zuflucht und Erwerbsquelle. Hiddensoe gibt sich dem Häringsfang mit noch größerer Sympathie hin, als Wittow. Dort beschäftigen sich auch die Ackerleute mit demselben, wenn die Erndtezeit vorüber, hier namentlich nur die Einwohner der Dörfer Vitte und Putgarten. Jetzt ist man auch hier und auf Rügen frei, früher erreichte bekanntlich gerade auf dieser Insel die Leibeigenschaft ihren Zenith. Aber außer dem

moralischen*) Drucke gewährte diese Einrichtung wenigstens auf Hiddensoe keine unerträglichen Nachtheile, es sey denn die Gleichgültigkeit gegen jede Vervollkommnung der Feldwirthschaft, die dem Leibeigenen natürlich wenig zu Statten kam, da er jeden Augenblick vom Gute entlassen werden konnte, und die deßhalb von ihm nie berücksichtigt wurde. Der Bauer erhielt nämlich von der Herrschaft die „Bewährung seiner Hufen", d. h. der Vollbauer erhielt acht Zugpferde, einige Füllen, vier Kühe, einige Schweine und Schafe, die Einsaat, den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln von der Sommersaatzeit bis zur Erndte und das ganze Inventarium an Acker- und Baugeräthen, **in summa** also eine hinreichende Ausstattung. Dafür aber mußte der Vollbauer das ganze Jahr hindurch täglich mit vier Pferden und zwei Personen zu Hofe dienen, ein Dienst, der freilich wohl die verabreichte Hülfe hinlänglich kompensirte. Und befand man sich auch wohl in dieser Stellung, wie unmenschlich ist eine Einrichtung, die selbst die freie äußere Wirksamkeit hemmt und mir höchstens zu leben gibt, aber keine Gelegenheit, mein Leben zu vervollkommnen. Nichtsdestoweniger nannten die Hiddensoer in jener Zeit ihre Insel „dat söte Länneken", eine Bezeichnung, die mir, der ich nach der Aufhebung der Leibeigenschaft diesen Strich Landes bereiste, nicht mehr vorgekommen ist, obwohl die Vaterlandsliebe auch noch heutzutage auf Hiddensoe angetroffen wird.

Ummanz ist eine kleine, drei Viertelmeilen lange Insel mit sechs Dörfern und ungefähr 500 Einwohnern. Hier war früher Alles leibeigen, und es hieß von den Bauern, sie hätten sich selbst gepachtet, weil das Heilige-Geistkloster zu Stralsund**) Herr der Insel war und sich bei dem Vollbauer mit 40 Thalern Pacht begnügte, ohne Herrendienste anzusprechen. Uebrigens war man hinsichts der Pachtung so gestellt, daß man eben davon leben konnte, und die Existenz war so sehr Hauptsache geworden, daß selbst eine Schule als überflüssiger Luxus betrachtet wurde. Diese Einrichtung scheint auch in der neuesten Zeit noch unterhalten worden zu seyn, und ein Geistlicher äußerte wieder gegen mich, die Bewohner von Ummanz bedürften bei ihrer Ehrlichkeit und Genügsamkeit keiner Schule. Freilich nennen die Bewohner von Ummanz ihre Insel **par excellence** das Land, ein Beweis, daß sie ihnen, wie sie ist, zusagt.

---

*) Dieser moralische Druck ist freilich vom menschlichen Gesichtspunkte aus der unwiderlegbarste Einwurf gegen die Leibeigenschaft.

**) Die Geistlichkeit auf Rügen schöpfte aus dem Christenthum auch die Leibeigenschaft als Nutznießung, und die Prediger wurden auch im weltlichen Sinne Hirten.

Gingſt iſt ein Flecken auf Rügen, der von der Inſel Ummanz nur durch einen ſchmalen Strom getrennt wird, und die Umgegend um Gingſt heißt das Paradies, weil ſie die fruchtbarſte Strecke Rügens umfaßt, ich meine des eigentlichen Rügens. „Paradies“ und „ſöte Länneken“ muß man hier als Lokalbegriffe nehmen. In der Kirche von Gingſt befindet ſich eine Himmelfahrt Chriſti, von Bernhard Rode, die, wie Alles von dieſem Meiſter, haſtig und unvollendet iſt, aber tief empfunden, weit tiefer und inniger, als ſelbſt die bekannte Rubensſche in der Kathedrale von Antwerpen. Hier fährt eine dicke gläubige Flamänderin zum Himmel, bei der man ſich unwillkürlich frägt: weßhalb? Sie hat es auf Erden ſo vortrefflich gehabt, daß es ihr im Himmel unmöglich beſſer werden kann. Rode hat ſeine Himmelfahrt freilich evangeliſch klar gehalten, aber die Sehnſucht des Gottgebornen konnte von einem katholiſchen Maler nicht beſſer dargeſtellt werden. Der Chriſtuskopf dieſes Bildes iſt der bekannte nämliche, den Rode als Muſter aller ſeiner Chriſtusköpfe benutzte.

Die Halbinſel Mönchgut*) in der Nähe von Putbus iſt wegen ihrer Bewohner merkwürdig, die ſich bei der Fiſcherei in ihren alten wendiſchen Sitten erhielten und ſelbſt bei Verheirathungen auf den alten Stamm und wendiſches Blut ſahen. Somit iſt es denn unzweifelhaft, daß die Mönchgüter aus unvermiſchten ſlaviſchen Elementen beſtehen, die allenfalls durch das Chriſtenthum gereinigt wurden. Nicht nur der Mann freit hier um die Frau, ſondern man beobachtet auch die umgekehrte Weiſe. Alſo eine Emanzipation des Weibes, wie ſie häufig im modernen Sinn verlangt wird, nur liegt hier kein poetiſches Motiv zum Grund, ſondern ein ſachliches Verhältniß. In Ermangelung von Söhnen fällt das Gut nämlich der älteſten Tochter zu, und dieſe, um nicht mit der Bewirthſchaftung des Erbes in Stocken zu gerathen, hat das Recht, „Jagd“ zu machen, oder „na eenem uht to ſtellen“. Die Weiſe, in der man dabei verfährt, iſt folgende: Hat ein Mädchen oder eine Wittwe einen Mann gefunden, dem ſie ihre Hand zu geben wünſcht, ſo ſendet ſie zur Nachtzeit einen Freund oder Verwandten vor die Thür des Geliebten. Der Abgeſandte hat den ſtillſchweigenden Auftrag, den Letzteren durch Klopfen aus dem Schlafe zu wecken und ihm den Antrag der Vollmachtgeberin mitzutheilen. Nun bittet ſich der Angegangene Bedenkzeit aus, ſo ſittig und verſchämt, wie es bei uns nur Weiber thun. Nach einigen Tagen erſcheint der Freiwerber von Neuem, klopft wieder an und erbittet ſich den Beſcheid.

*) Gut der Mönche; denn Mönchgut gehörte dem Kloſter Eldena bei Greifswalde

Im Falle eines „Jaworts“ führt der Freiwerber die Braut zum Bräutigam, daß der Letztere es ihr wiederhole. Im Falle eines Korbes aber (um dieses Bild beizubehalten) setzt das Mädchen die Jagd ungehindert fort, und es fällt keinem ein, ihr den Refus in Spott oder andere Rechnung zu stellen. Uebrigens ist man meistens schon vor den Formalitäten der Bewerbung im Reinen und vergebene Anfragen mögen selten stattfinden. Eine Wittwe kann sofort nach dem „Jaworte“ den Mann ihres Herzens zu sich in's Haus nehmen.

Auch hinsichts der Kleidung zeichnen sich die Mönchgüter vor den übrigen Ruganern und Pommern aus. Daß sie vier Hosen über einander anziehen, ist nichts Seltenes, und ihre Leibfarbe ist schwarz und roth, d. h. die Jacke ist schwarz und das Unterfutter roth. Die Hosen reichen in weitem Faltenwurf bis zum Knie, unterhalb welchem sie zugeknöpft werden. Indeß die schwarze Farbe ist nur Luxus, Alltags trägt man braunrothe Jacken mit schwarzen Streifen und Knöpfen. Der Charakter der Mönchgüter ist phlegmatischer, als man ihn sonst irgendwo in Neuvorpommern antrifft; (auch eine slavische Reminiscenz, wie sie bei den Kassuben und Lieperwinklern vorkömmt) aber die weibliche Bevölkerung zeichnet sich — seltsam genug — noch an Leben und Beweglichkeit vor den Männern aus, die hier beinahe durch die Emanzipation der Weiber eine untergeordnete Stellung erhalten zu haben scheinen. Die Männer fangen Fische, während die Weiber das Land bebauen, und kehren sie heim aus dem Meere und der Gefahr, so legen sie sich auf die slavische Bärenhaut. Gastfreundlich und zuthulich ist man auch hier.

Garz ist Stadt, wie Bergen. Hier stand einst die alte Festung und Residenz der rügischen Fürsten: Carenza, die übrigens eben so wenig wie Arkona eine große Handelsstadt war, sondern sich so zu Garz verhielt, wie der Rugard zu Bergen. Waldemar der Sieger, der Arkona zerstörte, legte auch zu derselben Zeit christliche Hand an das heidnische Carenza.

Putbus (bei dem Busch) ist Residenz des Fürsten von Putbus und Seebad. Der jetzt regierende Fürst Malte von Putbus stammt — wie behauptet wird — von den alten rügischen Fürsten ab. Borante, der Enkel Stoislaws I., soll der Stammvater der Fürsten von Putbus seyn. Bis 1807 kannte man nur Grafen von Putbus, aber Gustav IV. erhob dieselben in den Fürstenstand, und der jetzige König von Preußen bestätigte diese Ernennung 1817, als Rügen an Preußen fiel. Fürst Malte von Putbus erhielt außerdem den Titel „Durchlaucht“ und wurde

zum Mitglied des preußischen Staatsraths, zum Generalgouverneur in Neuvorpommern und Rügen, zum Kanzler der Universität Greifswalde und zum Kommandeur eines Landwehr-Regiments ernannt. Sommers und in der Badesaison wohnt der Fürst im Schlosse Putbus, das inmitten des sich längs des Marktfleckens Putbus hinziehenden Parks liegt; Winters aber meistens in Berlin. Putbus ist sicherlich das pittoreskeste Seebad Deutschlands, das anmuthigste und wöhnlichste, aber leider das langweiligste und unbequemste, jenes, weil die Badegäste, aus der Weite wenigstens, fehlen, dieses, weil die Einrichtungen nur vortrefflich sind, die Wirthe aber z. B. sehr gleichgültig gegen die Bedürfnisse der Gäste. Man lebt auf einer Insel, muß Vieles von dem Festlande herbeischaffen, und Anderes, was man auf der Insel zieht, ist schlecht. Somit geschieht es trotz der Restaurants aus Stralsund und sogar aus Berlin, daß die Badegäste im Verhältniß der Zahlung, die sie leisten müssen, nicht eben zum Besten bedient werden, zumal da die beschränkte Frequenz der Konkurrenz keinen Spielraum bietet. Und der Wein ist in preußischen Bädern nicht zu bezahlen, ist er aber auch zu bezahlen, so ist er doch nicht zu genießen. Zu dem Allen kömmt noch, daß das Ostseewasser in der Nähe von Putbus für nicht salzig und kräftig genug erklärt wird. Nichtsdestoweniger halte ich Putbus für ein sehr empfehlenswerthes Seebad; denn ich bin der Meinung, Luft und Badeaccidenzien, wie z. B. eine angenehme Natur und Zerstreuung in dieser und nicht in Conversations- und Spielsälen (die übrigens auch im Putbuser Park ihres Gleichen suchen) unterstützen die Kur in dem Grade, daß man wohl den mindern Salzwerth des Putbuser Bades übersehen mag; für Vermehrung der Vergnügungen aber und Bequemlichkeit der Badegäste sorgt der regierende Fürst nach Kräften. Viel, sehr viel hat Graf Karl von Hahn, der jetzt mit den Thespiskarren in Deutschland umherzieht, freilich für das Bad Putbus dadurch gethan, daß er ein Gast- und Logirhaus erbaute und ein Schauspielhaus, dessen Eleganz und geschmackvolle Einrichtung nur den Wunsch erregt, Seine Durchlaucht der Fürst Malte möge alljährlich für eine gute Schauspielertruppe, zur Unterhaltung der Badegäste, oder wenigstens für eine erträgliche sorgen. Diese Leute werden hier aber, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, ihre Rechnung nicht finden; denn der Zuschuß, den man ihnen gewährt, ist überaus mäßig, und stehender Badegäste zählt Putbus wenige. Somit hat man daselbst häufig bei Regenwetter gar keine Unterhaltung; selbst die Spieler klagen über schlechte Geschäfte, oder vielmehr über gar keine, denn man sieht sie nicht selten ohne einen Satz Taille schlagen. Wie gesagt, eine

gute Schauspielertruppe würde wenigstens die Badegäste bei schlechtem Wetter, das auf dieser Insel doppelt empfunden wird, entschädigen, und die Spieler, die hier am leichtesten zu entbehren sind, würden durch eine solche Einrichtung noch mehr beschränkt werden. Uebrigens bin ich der Meinung, daß alle Bäder, die nicht zur Mode gemacht werden können, selbst bei den splendidesten Einrichtungen ohne anziehende Kraft bleiben werden, ein Grund, der das von Putbus vier Meilen entfernte, hinsichts der Lage und des Reizes allerdings sehr mittelmäßige Swinemünde über jenes den Vorrang gewinnen ließ. Es fällt Keinem in Berlin ein, Putbus zu besuchen; wenn man nicht Doberan vorzieht, so wird man doch in Swinemünde bleiben, obwohl die Kommunikation zwischen Diesem und Putbus durch ein Dampfboot unterhalten wird. Swinemünde liegt dem Luxus näher, und Bäder sind Sache des Luxus. Deßhalb halte ich es auch für Thorheit, wenn man Häringsdorf auf Usedom, das freilich Swinemünde an Lage überbietet, zu einem Bade machen will.

Die Menschen können nicht leicht ehrlicher, zuvorkommender (wenn sie nicht allenfalls blöde sind, was auch vorkömmt), herzlicher und geradsinniger gefunden werden, als auf Rügen. Zeichnet sich Pommern überhaupt schon durch Biederkeit aus, so erreicht diese Biederkeit auf Rügen, das durch das Meer von dem Raffinement des Lebens und den sozialen Wirrungen abgesperrt wurde, während es, von der Natur übermäßig begünstigt, gegen Mangel und daraus resultirende Unzufriedenheit und Spekulation gesichert war, den höchsten Grad. Man könnte behaupten, der wendische Charakter sey hier nur durch das Christenthum abgeklärt; denn man findet auf Rügen alle Elemente jenes Charakters noch heutzutage. Welche einfache und kindliche Hingebung an die Geistlichkeit macht sich nicht hier bemerkbar. Und dieses Verhältniß scheint weniger aus christlichen Motiven herzurühren, denn aus der alten slavischen Gewohnheit, die den Priestern einen so bedeutenden Einfluß und ein so patriarchalisches Verhältniß einräumte. Sie traten auch — wie gesagt — auf der Stelle ein in die alte Herrlichkeit der Priester Swantewits, Rugowits und Barowits, und selbst die Reformation, die doch allenthalben eine Beschränkung der Geistlichen in materieller Hinsicht mit sich führte, nahm den Predigern auf Rügen nichts. Wo in der Welt gibt es protestantische Pfarren, wie in Sagard, Bobbin, Altenkirchen und Wyck? Man nannte sie die Vierfürsten, und gewiß ihnen fehlt selbst heutzutage, trotz mancher Einschränkungen, die aus der Richtung der Zeit hervorgingen, nichts, um sie in den Augen aller Amtsbrüder beneidenswerth erscheinen zu lassen, ein Grund,

der vor Zeiten selbst Herren von gutem pommerschen Adel vermochte, Theologie zu studiren, um auf Rügen zu predigen, Leibeigene zu gebieten und Patronatsherr zu werden. Was konnte auch der sechste oder zwölfte Sohn eines pommerschen Edelmanns Besseres thun, als Güter, die ihm die zahlreiche Nachkommenschaft des Vaters versagte, mittelst des Chorrocks zu erwerben. Und die Pfarre wird, wo es nur angeht und das Ministerium des Kultus nicht intervenirt, noch bis auf den heutigen Tag gern vererbt, man verheirathet seine Tochter nur an einen hoffnungsvollen Theologen. So gibt es auf Rügen nicht nur Erbländereien, sondern auch Erbpfarren. Das Christenthum wird hier in Erbpacht gegeben. Niemand beneidet dieses Glück der Geistlichkeit, die die Nächstenliebe und alle christlichen Tugenden in früherer Zeit so vortrefflich predigte, daß selbst die Leibeigenen des Herrn Pfarrers erklärten, es gäbe keine größere Wonne, als nicht nur ein christliches, sondern auch ein juristisches Schaaf eines solchen Mannes zu seyn und zum eisernen Vieh der Pfarrer zu gehören. Gewiß, es fiel Keinem ein, den Herrn Pfarrer um eine praktische Anwendung des Christenthums zu ersuchen, um eine Ausdehnung der Humanität, die der fromme Mann vielleicht gewährt haben würde, wenn sie nicht dem Nachfolger zum Nachtheil gereicht hätte. Somit verstanden sich nur Einzelne zur Freilassung, wie z. B. ein Präpositus in Gingst, der die hohe und niedere Gerichtsbarkeit eines Theils des Orts verwaltete und zur Vollziehung der Gerichts- und Polizeigesetze zwei Quartiermeister unterhielt. Rügen zählt nicht weniger als 27 Pastorate, die alle wie Edelhöfe eingerichtet sind, und die adeligen Güter, über die man hier gleichsam fällt, weit hinter sich lassen, da sie nichts von einer Uebervölkerung zu leiden hatten und mit der steigenden Kultur des Bodens nur Amelierationen gewannen. Daß unter den Geistlichen Bildung, selbst außergewöhnliche Bildung gefunden wird, möchte man mir, ohne daß Kosegarten und Andere dafür den Beweis geliefert, schon deßhalb glauben, weil der Prediger hier nicht blos Gottes Wort zu predigen hat, sondern auch Gottes Gabe genießen kann. Man trifft verbauerte Pastoren in Hannover, Holstein, Mecklenburg, Oldenburg und Hinterpommern, aber auf dem von der geistigen Entwicklung und dem Fortschritt abgesperrten Rügen trifft man eine Elite der Geistlichkeit. Schade nur, daß die Majorität der Bevölkerung von dieser Bildung nicht in dem Grade profitirte, wie sie in den reellen Verhältnissen an ihr litt, denn man wird zugeben, daß auch Rügen weiter seyn könnte, hätten die Hochehrwürdigen nicht das Fett von der Natur abgeschöpft. Daß man mit seiner Lage zufrieden ist, beweiset nicht, daß sie nicht besser

seyn könnte, und die Bildung der Pastoren entschädigt nicht wegen der dürftigen Hütten der Bauern.

Was der Ruganer trägt an Kleidung (natürlich sind hier die Städte und Flecken ausgenommen) hat er sich selbst verfertigt. Webstühle trifft man hier beinahe in jedem Bauernhause; man webt „Ziegeth", „Halbsett" und „Wargh", Zeuge aus leinenem Ein- und wollenem Aufschlag. Und die Küster liegen der Bildhauerkunst ob, sie verfertigen Leichensteine, die Dorfkirchhöfen alle Ehre machen. Die Inschriften derselben werden von den Angehörigen und Verwandten des Verstorbenen gedichtet und stehen zu der geschickten Arbeit des Küsters deßhalb nicht immer im Verhältniß, es sey denn, er ist nicht nur Bildhauer, sondern auch Dichter, was heutzutage, wo alle Küster auf Rügen rechtschreiben müssen, vielleicht der Fall seyn kann.

Das Plattdeutsch auf Rügen zeichnet sich durch mancherlei Eigenheiten aus und besonders dadurch, daß man mit einzelnen Wörtern beschreibt. So heißt z. B. ein Sehrmann ein ausgezeichneter Mann an Herz und Geist. Will man die letztere Eigenschaft schlagend hervorheben, so sagt man auch „he kann geistlich und weltlich". Böse seyn heißt hier „quade seyn", und von Einem, der in Verlegenheit geräth, sagt man „he keem recht in de Brummelbeeren", was allerdings bezeichnender ist, als das mit Französischem vermischte Plattdeutsch „he keem in de Sohße". Die feudalistischen Verhältnisse, die früher auf Rügen am meisten hervortraten, bewirkten, daß sogar das Gesinde in eine chevalereske Weise verfiel, die sich freilich im plattdeutschen Style und mit pommerschem handgreiflichen Nachdruck seltsam genug ausnimmt. Der „Großknecht" ertheilt nämlich dem „Jungknecht" die Ehre einer Ohrfeige, indem er in feierlichem und begeistertem Tone hinzufügt: „So Keerl! dat liid van mi, un van keenem anderm!", eine Weise, die übrigens nicht nur auf Rügen, sondern auch in Mecklenburg und Holstein angetroffen wird. Von dem Trinkliede aber, das Weber als ein rügisches Nationallied bezeichnet, bin ich der Meinung, daß es eben nur auf Hiddensoe gehört wird, und sonst nirgends auf Rügen. Die Hiddensoer aber singen es in eintöniger melancholischer Weise und durchaus nicht im dithyrambischen Schwunge, so langsam aber, als gälte es einem Trauergesang. Es lautet:

„Hans Nader, ick hebb ei ju togebracht,
Sett ju man Duhm un Finger d'ran.
He! kuke mal in! he kuke mal in;
Noch Oele, noch Oele, noch Oele darin."

Der Trinker muß nun das leere Glas zeigen und dabei singen:

„He kuke mal in —
Niks Oele, Oele, niks Oele darin."

Im Hochdeutschen würde es lauten:

„Hans Nachbar, ich hab es Euch zugebracht (zugetrunken),
Setzt ihr nur Daumen und Finger dran.
Seh' er einmal hinein, seh' er einmal hinein,
Noch Bier*), noch Bier, noch Bier darein."

Und weiter:

„Seh' er einmal hinein,
Nichts Bier, nichts Bier, nichts Bier darein."

Ich kann hier nicht umhin, zu bemerken, daß die Mäßigkeit zu den Tugenden der Ruganer gehört, und arten sie einmal an Sonn- und Feiertagen aus, so muß man doch zugeben, daß diese Weise nie einen rohen Anstrich trägt. Durch die Ausgelassenheit selbst schimmern Gastfreundlichkeit, Herzlichkeit und Biederkeit, ein boshafter Rausch wird auf Rügen selten vorkommen.

Ernst Moritz Arndt wurde auf Rügen geboren; Hackert legte hier den Grund zur Landschaftmalerei, und Kosegarten wurde vielleicht nur durch Rügen Dichter. Wenn die beiden letzteren somit beweisen, daß Rügen an Poesie keine geringe Ausbeute bietet und einen Impuls, den man in Pommern sonst vergebens sucht, so mag man Arndt wohl als den unverfälschten Ausdruck des rügischen Nationalcharakters betrachten. Und in der That, man findet hier nicht nur Geradheit, Treue und Herzlichkeit, sondern auch — trotz aller Leibeigenschaft — einen tüchtigen Sinn für Recht und Freiheit. Wenn diese Elemente nie in politische Verwickelungen geriethen, so muß man bedenken, daß auf dieser abgeschlossenen Insel ein solches Resultat nicht möglich war, wie überhaupt eine Ausbildung jenes Naturtriebs, den man bei allen slavischen Abkömmlingen wahrnimmt. Eine gewisse nationale Unabhängigkeit suchen die Ruganer durch Sitten und Gebräuche und — wie z. B. auf Mönchgut — selbst durch Familienabsonderung noch festzuhalten, deutsch sind auch sie leider nicht in dem Grade, wie sie früher schwedisch waren. Weber findet sogar eine Abneigung gegen Deutschland in dem Fluche „dat dik de Dütscher", statt „daß dich der Teufel", der auf Rügen Styl ist; ich aber hörte aller Orten Sympathien für Schweden, obwohl

*) Das Oele gilt von dickem, starkem Schiffsbier, und ist mit Ale synonym.

dieſe Regierung in hundert Jahren keine ſolche Reformen veranlaßte, wie die preußiſche Regierung in einigen zwanzig.

Neben Rügen und ſeinen inſulariſchen Anhängen ſind die Inſeln Uſedom und Wollin bemerkenswerth. Uſedom, wie Wollin, trägt in ſeiner ganzen Oberfläche den Eindruck des Meeres, das hier einſt ſeine Wogen rollte. Hohe Sanddünen durchkreuzen die Inſel, Granitſchichten ragen aus dem Boden hervor. Nur da, wo die Vegetation gegen den Sturm und die Einwirkungen der Oſtſee durch die Abhänge der Dünen geſichert iſt, hat ſich eine fruchtbare Dammerde geſammelt. Die Wieſen findet man in den noch niedrigeren Thälern, und da, wo die tiefſten Gründe der Inſel, Seen, die eine lebendige Abwechslung bieten zwiſchen Buchen, Eichen, Tannen, Wieſen und Dünen.

Wenn die Männer der der See zuliegenden Dörfer dem Fiſchfang und der Schifffahrt nachgehen, ſo ſind es die Weiber, welche den Acker verwalten. Der letztere iſt immer Nebenſache im Verhältniß zum Meere, das für alle, die ſich ihm einmal hingegeben haben, eine ſeltene Anziehungskraft zu beſitzen ſcheint, vermuthlich nur der Gefahr wegen, die auf Uſedom und allenthalben, wo die See Gewalt über die Menſchen ausübt, als die Würze des Lebens erſcheint, als eine ergötzliche Abwechslung des ewigen Einerleis. Sie ſetzen es ein in die hüpfenden Wellen für einen Häringsfang, für einen Robbenſchlag, für einen Lootſenlohn, und die Spannung zwiſchen Leben und Tod iſt jenen Menſchen die Poeſie des Daſeyns. Deßhalb bauen die Weiber den Acker und weben die ſchwarzen und rothen Jacken, die immer wie ein Symbol des Todes anzuſehen ſind; denn auch hier hört man von ganzen Geſchlechtern, die ununterbrochen von Vater auf Sohn und von Sohn auf Enkel ihr Grab auf tiefem Meeresgrunde wählten und nie des Zimmermanns bedurften, daß er ihnen das Bett einrichte. Es iſt eine ſchauerliche Beſtimmung, aber die See läßt ſie nicht, und wenn man in Peenemünde, wie ich, bei brauſendem Sturm ein Lootſenboot ausrüſten ſieht, weiß man auch, warum ſie ſie nicht läßt. Die See iſt ihre Braut, und wenn ſie wehklagend den Buhlen zuruft und ihr Angſtruf durch die langen Tannen und die uralten Eichen von Uſedom rauſcht, dann müſſen ſie wohl hinaus, um zu koſen mit der Liebſten, oder auf ewig in ihren Armen zu ruhen und zu träumen.

Im Sturme nimmt ſich die Sage von Vineta auch um ſo hübſcher aus. Ich theile, was ich von Vineta aus Hörenſagen, Chroniken und neueren Werken weiß, einſtweilen mit.

1124, den 15. Juni, wurden die erſten Pommern — man gibt ihre Zahl auf 7000 an — am Ottobrunnen, bei dem Dorfe Altſtadt,

getauft, in Bausch und Bogen, indem das Schwert über sie kam, und 1125 soll Vineta untergegangen seyn, die blühende Wendenstadt, mit Mauern aus Jaspis und Marmor und mit goldenen Zinnen und Thürmen. Die Sage von Vineta klingt so schön und lieblich auf den Sanddünen von Usedom, wo sonst die Phantasie an den Wogenschlag des Meeres und an den Sturm, der durch die Tannenwälder rauscht, und an die Möven, die auf den Wellen schaukeln und schreien, und an die Dohlen, die um die Hütten von Damerow, Koserow, Koelpin und Loddin schwärmen, verwiesen ist. Die Sage von Vineta klingt so schön und lieblich auf einem Boden, wo sonst nur die königlichen Domainen und Rittergüter anziehend sind, daß man allerdings Recht hätte, wenn man ihr weiter nachspürte, wenn man auf dem Meeresgrunde sucht nach der Herrlichkeit des wendischen Pompeji, wovon Chroniken und Volksmund Kunde geben und wovon der Propst Zöllner behauptet, es sey eitel Lüge, er, der aus Berlin nach Pommern fuhr und von dem Strande aus die seltsamen Steinriffe mit dem Fernrohr betrachtete. Auch Weber bemerkt kurz und gut, Vineta und Julin (Wollin) sey eine und dieselbe Stadt gewesen und von den späteren Chronisten seyen die verschiedenen Namen für zwei Städte gehalten worden. Aber die Sage, sollte sie ohne allen Grund seyn? Sollten die pommerschen Bauern so schöne Mähr ersinnen? Sollte die Geistlichkeit diese Tradition zur Stütze des jungen Christenthums, dem Vineta ein Sühnopfer fiel, verbreitet haben und haben verbreiten können, da man sich hier doch durch den Augenschein vom Gegentheil überzeugen konnte? Helmoldus*) sagt in seinem **Chronicon Slavorum** von Vineta: An der Mündung der Oder, wo das baltische Meer anspült, war vormals die berühmte Stadt Vineta, welche den in ihrem Umkreise lebenden Barbaren und Griechen (Reußen) einen trefflichen Aufenthalt gewährt. Ich will einige Merkwürdigkeiten, die den Ruhm dieser Stadt betreffen, anführen, weil man manches Große und kaum Glaubliche davon erzählt. Sie war unstreitig die größte unter allen europäischen Städten und wurde von Slaven bewohnt, nebst anderen griechischen und barbarischen Völkerschaften, denn auch die sächsischen Ankömmlinge erhielten die Erlaubniß, sich dort niederzulassen, wenn sie sich nicht als Christen zu erkennen gaben. Denn bis auf den Untergang dieser Stadt waren Alle den Irrthümern des Heidenthums zugethan. Uebrigens gab es kein Volk, welches von freundlichern Sitten und gastfreier gewesen wäre. Jene Stadt, reich an Waaren aus allen Nationen, schloß alles Angenehme

*) Helmoldus lebte 1170 in Wagrien.

und Seltene in sich. Diese sehr reiche Stadt soll ein gewisser Dänenkönig mit einer großen Flotte vom Grunde aus zerstört haben*). Man sieht daselbst einen Neptun von dreifacher Natur; denn jene Insel wird von drei Meerbusen bespült, von welchen der eine von ganz grüner Farbe seyn soll, der zweite weißlich, der dritte aber soll, von immerwährenden Stürmen in wilden Aufruhr versetzt, toben." So weit Helmoldus; diejenigen aber, welche an Vineta zweifeln, behaupten, Helmoldus habe die Kirchengeschichte des Adam von Bremen, die hundert Jahre älter sey, wörtlich abgeschrieben und nur für Julin Vineta gesetzt. Vineta sey nur ein Epitheton des jetzigen Wollin (Julin) und bedeute **civitas Vinetorum**. Ja man zweifelt sogar, daß Helmoldus selbst „Vineta" geschrieben, da die besten **Codices Jumneta** enthielten, die lateinische Bezeichnung für das slavische Jumne, welcher Name Julin wegen der dort befindlichen Jomsburg beigelegt wurde. Dazu kommt noch, daß die Ereignisse, welche Helmoldus nach Vineta verlegte, von Adam von Bremen als in Julin geschehen erzählt würden. Also die Einerleiheit beider Städte sey dadurch erwiesen, und zwar um so mehr, als der Biograph des Bischofs Otto von Bamberg, des oben erwähnten Apostels der Pommern, eine Vineta mit keiner Sylbe gedenke, so wenig wie Saxo Grammaticus, der im zwölften Jahrhundert diese Gewässer in eigener Person befahren habe. Herr Wilhelm Meinhold, ein pommerscher Pfarrer, hat es demohngeachtet übernommen, die Wendenstadt aus der Kritik zu retten und aus dem Meere, wenn sich nämlich für den letzteren Fall eine hinlängliche Gesellschaft zusammenfinden möchte, um die Kosten zu einem Augenschein mittelst der Taucherglocke zu tragen**). Was die Gründe des Herrn Meinhold für Vineta betrifft, so bieten sie zwar keinen direkten Gegenbeweis hinsichts der Gründe gegen Vineta, aber Beachtung werden sie immerhin verdienen. Er geht von der Sage aus und unterstützt dieselbe durch viele kleine Thatsächlichkeiten, die wenigstens seinen Antrag, die räthselhaften Ruinen zu untersuchen, motiviren. Wenn Herr Meinhold aber der Meinung ist, der **Codex Oldenburgensis**, welcher für die Jahre 1158 bis 1176 mehrere Personen aus Julin und Vineta anführt, die gleichzeitig im Rathe zu Lübeck gesessen hätten, könne für die Existenz Vineta's angeführt werden, und wenn er jene Angaben selbst, trotz des Untergangs von Vineta im Jahre 1125, noch beachtungswerth findet, so wird man dieser Vermuthung für Vineta doch schon aus dem Grunde

*) Nach Helmoldus ging also Vineta nicht durch Sturm unter.

**) Humoristische Reisebilder von Usedom.

nicht den geringsten Glauben schenken dürfen, weil der Lübecker Rath von 1158 bis 1176 aus christlichen Elementen bestand und nicht aus slavischen, die sich doch noch bei dem Untergange Vineta's in dieser Stadt vorgefunden haben sollen, es auch nicht anzunehmen ist, daß ausnahmsweise die Taufe Einzelne aus der slavischen Bevölkerung Vineta's für den Lübecker Rath geeignet gemacht hätte. Freilich wohl werden in jenem Rathsverzeichnisse, das ich selbst in Lübeck eingesehen habe, die Namen Julin, Vineta und Uznam (Usedom) gleich hintereinander angeführt und dadurch Vermuthungen erregt, man habe Vineta am baltischen Meere vor Augen gehabt; allein dasselbe rührt aus dem Jahre 1234 her, und es ist wohl anzunehmen, daß der Rathsschreiber, welcher es anfertigte, den locum Vinethe bei Hamburg mit dem alten Vineta verwechselte und ihn beliebig neben Julin und Uznam setzte. Aus Usedom und Julin aber konnten immerhin Personen in dem Lübecker Rath sitzen, da diese Gegenden zu der angegebenen Zeit längst das Christenthum adoptirt hatten. Die Thatsachen dagegen, welche Adam von Bremen als in Julin, Helmoldus als in Vineta geschehen erzählt, beziehen sich nur auf die Flucht des dänischen Königs Harald, und Meinhold meint, eine Verwechselung derselben sey dadurch möglich geworden, weil sich jener leicht aus einer Nachbarstadt in die andere habe begeben können. Was endlich den Umstand betrifft, daß weder Saxo Grammaticus, noch der Biograph des Apostels der Pommern Vineta's erwähnen, so meint Meinhold, man müsse erwägen, daß jener auch der Jomsburg nicht gedacht habe, deren Existenz doch über alle Zweifel erhaben sey, während dieser Vineta nicht gekannt habe, das zu seiner Zeit schon den Wellen verfallen gewesen sey.

Wie gesagt, man wird einsehen, daß die kritische Untersuchung im engern Sinne des Wortes die Existenz Vineta's nicht rettet; denn sollten Augenzeugen der Stadt oder doch ihrer Ueberreste jenes Ereignisses mit keiner Sylbe gedenken, während andere Chronisten, die den Strand des baltischen Meeres nie mit einem Fuß betraten, die nie in persönlichen Beziehungen zu jenen Landestheilen standen, uns Wunder davon erzählen? Mochte Andreas, der Biograph Otto's von Bamberg, auch die Spuren Vineta's nicht beobachten, von denen selbst noch vor hundert Jahren die Fischer von Usedom und Wollin als etwas ihnen durch den Augenschein Bekanntes erzählt haben sollen, so muß man doch annehmen, daß er die historischen Beziehungen jener Stadt zu dem Heidenthum und dem jungen Christenthum, das sich aus demselben losrang, erwähnt haben würde. Otto von Bamberg taufte um das Jahr 1124 die ersten Pommern und im Jahre 1125 ging Vineta

unter, nach Helmoldus von Haralds Hand getroffen, nach der Sage durch einen Sturm, der sieben Monate lang aus Nordost blies und die Fluthen des baltischen Meeres über Usedom trieb. Sollte das Christenthum, das so gerne seinen Grund in Wundern und dem Zorn Gottes erblickte, dieses Ereigniß unbenützt gelassen, sollte der Geschichtschreiber hier nicht den Finger Gottes wahrgenommen haben? Indeß die geschichtlichen Studien jener Zeit dürfen nicht mit einem modernen Maßstab gemessen werden, die Anfänge des Christenthums waren mit dem Martyrthum verknüpft, und man konnte nicht wohl über die Gefahren hinaus noch nach etwas Anderem blicken, als nach dem Kreuze und der Dornenkrone. Thatsachen, die den Aposteln und Chronisten hier nicht geradezu vor Augen traten, konnten ihnen schon entgehen, eine Entfernung von einigen Meilen konnte zu jener Zeit so viel gelten, wie heutzuge eine Entfernung der Barbarei von der Civilisation, obwohl Tausende von Meilen zwischen beiden liegen mögen. Mit einem Worte, man soll die Ungewißheit der Vergangenheit nicht als eine Gewißheit der Gegenwart und Zukunft citiren, sondern mit eigenen Augen sehen, wenn man kann. Ist doch selbst durch neuere Untersuchungen des Augenscheins die Doppelehe des Grafen von Gleichen, trotz Chroniken, Kirchenrecht, Sakrament und aller kritischen Einwürfe, mehr als wahrscheinlich gemacht worden. Somit hat Herr Meinhold ganz Recht, wenn er im Interesse der Geschichte, die hier mehr, als eine Kuriosität zu berücksichtigen hat, das Leben und den Augenschein zur Entscheidung über die Frage vorschlägt: „Gab es ein Vineta, oder nicht?“ Einmal ist die Sage von dem untergegangenen Vineta seit Jahrhunderten einheimisch auf Usedom. Sagen haben immer einen faktischen Grund, man wird in dem Laufe der Zeit die ursprüngliche Wahrheit entstellen, ausschmücken, poetisch formen, man wird sie in andere Gegenden und Zeiten verlegen können, aber erfinden lassen sich diese Sachen nicht. Weiter heißt ein Steiniriff, eine halbe Stunde südlich von den Ruinen von Vineta, oberhalb des Dorfes Unkeritz, am Strande von Usedom, noch bis auf den heutigen Tag das „Bollwerk“. Dieses Bollwerk stimmt ganz mit der Lage des Hafens von Vineta überein, von dem die Chronisten erzählen; auch wird man schwerlich einen andern Grund für jene Bezeichnung finden können: wozu ein Bollwerk an einer Stelle, die keines Bollwerks bedarf, an dem öden, unfruchtbaren Strande von Usedom? Der pommersche Geschichtschreiber Thomas Kantzow beschiffte 1538 die Ruinen, und der Bürgermeister von Treptow, Johann Lubbechius, befuhr sie 1564. Damals erzählten die

Fischer von Damerow*), daß noch ganze Steinpflaster der Gassen von Vineta vorhanden seyen, aber übermooset, oder versandet. Wenn sie zugleich hinzufügten, dieselben seyen eben aus diesem Grunde unsichtbar, so mag man solche Spuren nicht als Beweis anführen können, aber doch die Erzählung davon als Vermuthung für die Unmittelbarkeit der Sage, ja man muß dafür halten, daß die erwähnten Spuren wenigstens noch von den ältesten Leuten jener Zeit gesehen worden waren. Aber nicht nur die Sage lebt seit Jahrhunderten auf Usedom, sondern auch der Name Vineta. Mochten die Chronisten Vineta statt Julin lesen, oder die Vineta civitas, womit man Julin bezeichnete, für eine zweite Stadt erklären, so wird man doch mit Recht fragen können, weßhalb diese falsche Lesart oder Verwechslung in den Mund eines rohen und ungebildeten Volkes überging, das weder Adam von Bremen, noch Helmoldus las? Endlich sind alle, welche die Ruinen von Vineta beschifften, für die Existenz dieser Stadt. Weder Kantzow, noch Lubbechius, noch Diejenigen, welche der pommersche Herzog Philipp mit der Ausmessung derselben beauftragte, haben diese Ruinen für gewöhnliche Steinriffe erklärt, wie der Propst Zöllner, der nur die über sie einbrechende Brandung vom Ufer aus betrachtete. Ja die ersteren Beiden haben uns Zeichnungen von ihnen hinterlassen, die, wenn auch in Einzelnheiten divergirend, die Hauptsache, die Regelmäßigkeit der Ruinen konstatiren, eine Regelmäßigkeit, die kein Werk des Zufalls seyn kann. Herr Meinhold bemerkt noch, daß im Jahre 1836 auch ein von Menschenhand bearbeiteter Stein aus dem Meeresgrunde, der die Ruinen trägt, gezangt**) und der Merkwürdigkeit wegen nach Stettin gesandt worden sey. Wenn man auch bis dahin nur rohe Steinmassen an der Stelle, wo Vineta gestanden haben soll, zu Tage gefördert, so verdiene nichtsdestoweniger dieser Stein Beachtung, denn auch wir bearbeiteten ja selten die Grundsteine unserer Häuser, und Wogenschlag und Eisgang von Jahrhunderten könnten überdieß leicht die künstliche Form abgerieben haben. Auf den Stein mag man wenig Gewicht legen, denn Herr Meinhold selbst meint, er könne von einem jener hier gestrandeten Schiffen herrühren, deren man mehrere anführt, aber bedeutungsvoller sey das Argument einer zahlreichen slavischen Bevölkerung, die hier unzweifelhaft existirt habe, und gerade in der Nähe der Ruinen von Vineta, auf dem unfruchtbaren Strande von Usedom,

*) Eines jener vier Dörfer mit wendischen Namen am Strande, den Ruinen von Vineta gegenüber.

**) Mit Zangen aus dem Grunde holen.

während doch der Mönch Andreas Pommern als das Land der Verheißung, dem nur Wein, Oel und Feigen gefehlt hätten, beschreibe, und es also nicht wohl abzusehen sey, weßhalb die Slaven hieher gezogen seyen, wo das Terrain dem ihnen bereits bekannten und mit dem besten Erfolge ausgeübten Ackerbau so ungünstig gewesen, seyen sie nicht eben von einer großen Stadt angezogen worden, deren Nähe sie gegen die Unfruchtbarkeit des Bodens entschädigt habe. Gewiß, man findet auf dem betreffenden Strande von Usedom auf jeden Schritt Ueberreste der slavischen Vorzeit: Todtenhügel, Scherben von Todtenurnen, Brandstätten, Gebeine; und die bereits erwähnten Dörfer, die den Ruinen Vineta's vis à vis liegen, führen slavische Namen; also kann man wohl annehmen, daß einst an diesem Strande ein regeres Leben herrschte, als jetzt, wo der Sturm und die Brandung allein die Monotonie, die über den Dünen schwebt, lichten. Aber man findet nicht nur Ueberreste einer Bevölkerung an dieser Stelle, sondern auch Ueberreste eines reichen, blühenden und üppigen Verkehrs: goldene und silberne Münzen. Meinhold selbst behauptet, als dreizehnjähriger Knabe eine handgroße silberne Münze gefunden zu haben und im Besitz jenes Dirrhem des Kalifen Elamun zu seyn, des Siebenten aus dem Geschlechte der Abassiden, geschlagen zu Samarkand im Jahre 203 der Hedschra, der gleichfalls aus einem auf Usedom stattgefundenen Fund von Silbermünzen herrührt und dessen ich bereits in der Einleitung erwähnt habe. Woher arabische Silber- und Goldmünzen in dieser sterilen Gegend, wenn dieselben nicht in einem ausgedehnten überseeischen Verkehr stand? Und wenn solches der Fall war, wie konnte es ohne den Mittelpunkt einer großen Stadt geschehen? Zu dem allen kömmt noch, daß die Insel Usedom von jeher von dem Sturme und Meere heimgesucht wurde, die sich das Wort gegeben zu haben scheinen, sie allmählig in den Bereich der Fluthen zurückzuziehen, dem sie einst angehörte. Die ganze Insel ist vom Meere ausgefressen; wo noch vor einigen 20 Jahren die Pflugschaar Furthen zog, da wälzen sich jetzt die Wellen. Augenzeugen sagten mir, daß bei einem Nordost die See oft oberhalb und unterhalb des Cölpinsees in das Achterwasser übertrete und dann die dazwischen liegende Strecke, eben jene slavischen Dörfer, zu einer förmlichen Insel forme, indem die Wogen sich nach beiden Landseiten hin meilenweit ausbreiteten. Konnte nicht eine solche Ueberschwemmung, wenn sie länger als gewöhnlich anhielt, auch eine Stadt hinwegreißen in die Gewässer? So soll Rügen nicht nach und nach, sondern plötzlich durch einen Sturm von Pommern getrennt worden seyn, Rügen, eine Landstrecke von 18¹/₂ Quadratmeilen; so werden alle jene kleinen Inseln, die

die pommersche Küste bis zur Peenemündung schmücken, einst Festland gewesen seyn. Mit einem Worte, ohne allzuoft auf die vorliegenden Indizien für die Existenz Vineta's zu bauen, könnte man doch den Antrag des Herrn Meinhold zu einer Untersuchung der Ruinen berücksichtigen, wie sie bereits im Jahre 1827 von dem jetzigen Könige von Preußen intendirt wurde, der die Ruinen befuhr. Freilich wird es schwer halten, eine Privatgesellschaft zu diesem Zwecke zu vereinen, da der Geh. Rath Sack in Stettin, der sich auch für Untersuchungen, die nicht in materiellen Beziehungen zu Pommern standen, interessirte, und der in seiner Stellung als Oberpräsident von Pommern dazu einen Impuls geben konnte, verstorben ist. Die umsichtige preußische Regierung müßte vielmehr allein die Veranlassung zu einem Schritte geben, dessen geringe Kostspieligkeit durchaus nicht im Verhältnisse zu dem Resultate der Gewißheit und — wenn es ein Vineta gab — zu dem der nordischen Alterthumskunde steht, die man auf dem Grunde des Meeres ohne Zweifel finden wird; denn von dem alten Wendlande ist uns kaum etwas Anderes übrig geblieben, als Sage und Dichtung, und die Heimskringla-Saga, die auch Wendland berührt, und die uralte Jomsburg ist doch nur ein Nebelvorhang, durch den wir die alten Zustände wohl erblicken, aber nicht unterscheiden können. Das Christenthum hatte so viel mit sich selbst zu thun, daß es den Faden der Geschichte verlor, und die Gegenwart, die ihn, wie allenthalben, gewiß auch hier wieder anknüpfen möchte, würde somit wohlthun, jeden historischen Sonnenstrahl aufzufangen.

Ich stand auf dem Streckelberg bei Coserow, der ungefähr 300 Fuß über die Gewässer zu seinen Füßen emporragt, über die tückischen Gewässer, die diesem König, dessen Thron, wie so mancher andere, auf Sand gebaut, spielend ein Stück Szepter nach dem andern entreißen, und mein Auge schweifte hinaus auf die unendliche Wasserfläche, die sich hob und senkte und nach allen Richtungen hin Ruhepunkte bot, hier die gelben, waldeingefaßten Ufer von Wollin, dort Jasmunds weißes gespenstiges Antlitz, dort selbst, wenn man zum Fernrohr griff, Stralsunds weitgestreckte Thürme; aber näher brach sich an zwei verschiedenen Stellen die Brandung, und wie Lämmer irrten die Wellen am Strande umher und eilten zurück in die gewaltige Heerde, die der Sturm trieb. „Woher die Brandung dort und der dampfende Gischt?“ fragte ich den Führer, einen Schneider aus Coserow. „„Da liegt die alte Stadt Vineta.““ — „Und die Mauern von Menschenhand sind nach Jahrhunderten noch fester, als das Meer von Gottes Hand, daß es sich brechen muß über ihrem Haupte?“

Der Schneider meinte ja, aber ein Freund erinnerte mich, daß die Wenden bekanntlich nur aus Lehm und Holz gebaut hätten und daß solche Bauten wahrscheinlich nicht den Jahrhunderten Trotz bieten dürften und dem leisesten Wogenschlag. Ich ließ mich nicht enttäuschen durch diese kritische Glosse unter dem poetischen Text des Augenblicks, ich dachte an die Mauern aus Jaspis und Marmor und an die goldenen Zinnen, ich überhörte es ganz, daß ein Schiffer versicherte, diese Mauern seyen von Backsteinen (eine Bemerkung, die meinen Freund nur überzeugte, daß man sich auf „Das, was die Leute von Vineta sagten," gar nicht verlassen könne, denn Backsteine hätten die Wenden gewiß gar nicht gekannt, und Backsteine seyen gewiß längst dem Meere erlegen), und siehe da! der Sturm verflog und die Brandung ließ ab und die Sonne lächelte durch den grauen Ostseeschleier. „Siehst du dort, wo Vineta liegt, nicht lange goldene Streifen durch die grüne Wasserdecke leuchten?" Mein Freund lachte, und am nächsten Tage fuhren wir von Damerow 5000 Fuß hinaus in die Ostsee, denn die See hielt gerade Mittagsruhe, und ihr weiter Mantel war so durchsichtig, daß wir viele Steine, die hier und dort auf dem Boden umherlagen, deutlich erkennen konnten. „Wir halten über Vineta" sagte der Schiffer, „und diese Steine sind Grabsteine". Schließlich muß ich doch noch hinsichts Vineta bemerken, daß man sich wohl fragen mag: wenn diese Steinmassen nicht Vineta sind, woher rühren sie denn? Kreide, neuer Kalkstein und neuer Gyps würden den Fluthen nicht lange Widerstand leisten, an Urgebirge ist hier nicht zu denken. Sandstein aber, alter Kalk oder alter Gyps werden in der ganzen Gegend umher nicht angetroffen. Was sind also diese Steinmassen, wenn nicht Mauern von Vineta? Auf diese Frage blieb mir selbst mein nüchterner kritischer Freund die Antwort schuldig. Zu bemerken ist noch, daß die Magnetnadel auf den Ruinen von Vineta in Unordnung geräth, was eben das Scheitern vieler Schiffe daselbst erklärt. Der pommersche Regierungspräsident v. Keffenbrink, der die Ruinen zu Ende des vorigen Jahrhunderts untersuchte, bringt diesen Umstand mit der Sage in Verbindung, zwischen Vineta und dem Dorfe Damerow seyen Wiesen gewesen, wohin die Einwohner von Vineta Vieh ausgetrieben, indem er annimmt, der in den versunkenen Wiesen enthaltene Eisenstein sey die Ursache jener Verwirrung der Magnetnadel.

Der Hauptort, oder wenigstens der, welcher die Reisenden am meisten interessirt, ist das 1824 eingerichtete Seebad Swinemünde, wohin man jetzt von Berlin in etwas über 24 Stunden gelangen kann und das daher vorzugsweise von patriotischen Preußen, die nicht die

süddeutschen Landbäder oder Italien vorziehen, besucht wird. Läge Swinemünde nicht eben an der Grenze von Hinterpommern, es möchte sich leicht noch mehr heben und den übrigen Ostseebädern den Rang ablaufen; denn wenn auch Travemünde hinsichts des Hafens und der Handelsgeschäftigkeit, die eine angenehme Abwechslung in die Monotonie eines Badeortes tragen, mit Swinemünde konkurriren kann, so liegt es doch nicht, wie dieses, inmitten der schönsten Parthien der Ostsee. Von Swinemünde aus kann man in einem Tage die Herrlichkeiten von Rügen und den anliegenden Inseln befahren, hier mit der See verkehren und dort mit dem Lande; denn die Insel Usedom hat das Angenehme, daß sie von süßem und Salzwasser gebildet ist, von Fluß und Meer, daß sie nach einer kurzen Ueberfahrt uns dem Festlande wiedergibt, und nach einem eben so kurzen Ausflug der offenen See in die Arme führt. Die Stadt Swinemünde ist, seltsam genug, im holländischen Style erbaut. Beschnittene Lindenbäume garniren die einstöckigen Häuserreihen, und ungepflasterte Straßen heben den ländlichen Eindruck, der landeinwärts durch die Waldungen von Usedom noch verstärkt wird. Die Straßen pflastert man nicht, weil der Meersand, der den Boden bildet, durch die Seewinde leicht verweht wird und das Pflaster somit ohne Verbindung seyn würde. Swinemünde verdankt wie ganz Pommern, Brenkendorf viel. Friedrich der Große ertheilte auf sein Anrathen dem Orte Stadtgerechtigkeit. Ob man das künftige Seebad bereits ahnte, weiß ich nicht, aber man fing sofort an, für die Verschönerung der Stadt zu sorgen, und die Plantage stieg nach und nach aus dem Meere empor. So wenig dieselbe Aufmerksamkeit verdient, hätte man auch nichts weiter gesehen, als den Berliner Thiergarten, so muß doch ihre Entstehung erwähnt werden. Man legte, wie häufig, um den Lauf der Flüsse zu beengen und das Bett derselben zu vertiefen, auch an der Mündung der Swine ein sogenanntes „Fachwerk“ aus Faschinen und großen Feldsteinen an, und der Sand, den die See hinter demselben absetzte, wurde durch in das Wasser geworfenes Strauchwerk gefangen und dadurch in festen Boden verwandelt, daß man ihn mit Strandhafer besäte. Wenn dieser sich ausgebreitet hatte, bepflanzte man die dem Meere abgewonnene Landesstrecke mit Erlen und Weiden, und vereinte so das Angenehme mit dem Nützlichen; denn die Plantage ist ein einladender Spaziergang auf sterilem Meeresboden, dem man kaum diesen üppigen und frischen Baumwuchs zutrauen sollte. Wenn man früher der Swine durch solche Vorkehrungen Luft verschaffte und tieferen Athemzug, so hat man neuerdings das Palliativmittel durch eine Radikalkur verdrängt. Trotz aller Vorkehrungen

versandete nämlich der Hafen immer mehr, und die Rhede in der offenen See bot den Schiffen, die über den Sand nicht hinwegkonnten, im Unwetter keine hinlängliche Sicherheit. Somit errichtete man ein „Fachwerk" in größerem Maßstab und aus Stein: zwei gewaltige Hafendämme, deren Umarmung der Fluß erlag. Er mußte nun nachgeben und statt in der Breite in der Tiefe wühlen. Diese Hafendämme bestehen aus senkrechten Steinwänden, die sich aus dem Meeresgrunde sieben Fuß hoch über die Oberfläche des Wassers erheben und aus Quarzblöcken zusammengesetzt sind, deren Kraft die Wellen nimmermehr brechen können. Unregbar sind die langen Arme des Baues ausgestreckt und der Fluß windet sich zwischen ihnen vergebens; alle seine Anstrengungen, zu entfliehen und die Weite zu gewinnen, dienen eben nur dazu, den Zweck des Baues zu erreichen: wie ein gewaltiger Stier in enger Haft muß er die Erde aufwühlen, um sich zu beschäftigen, und wo früher die Tiefe kaum neun Fuß betrug, hat man jetzt vierzehn Fuß Wasser. Stettins Schifffahrt und Handel sind gerettet. Dieses gigantische und wohlthätige Werk verdankt man dem verstorbenen Oberpräsidenten v. Sack und dem Staatsminister v. Bülow.

Die nur durch die Swine von Usedom getrennte Insel Wollin ist wenigstens dem Alterthumsforscher durch die alte Stadt Julin, die an derselben Stelle gestanden haben soll, wo jetzt die Stadt Wollin, merkwürdig. Zwar existiren auch über die Lage Julins Kontroversen, indeß sorgfältige Vergleichungen der verschiedenen Angaben, die die Chroniken enthalten, berechtigen zu dem obigen Schluß. War Julin auch nicht so glänzend, wie die Fama davon in den Chroniken, sondern vielmehr nach der Beschreibung des Mönches Andreas, der seine Mittheilungen aus Augenzeugen schöpfte, nur im wendischen Style erbaut, aus Lehm, Holz und Schmutz, so ist doch die Ausdehnung der Stadt in weitem Umkreise um das jetzige Wollin sehr unzweifelhaft. Heißt man doch noch heutigen Tages in der Feldmark des letzteren bestimmte Plätze: den Fischmarkt, den Pferdemarkt, den Julmarkt. Wie sollen diese Plätze hieher kommen, als durch die Tradition? „Julmarkt" kann vielleicht so viel heißen, wie julinischer Markt. Aber nicht nur, daß diese Plätze in der Feldmark von Wollin liegen, sie sind auch in beträchtlicher Weite von einander entfernt; lagen sie also vor Zeiten innerhalb der alten Ringmauer von Julin, so ist der große Umfang desselben dadurch erwiesen.

Ich habe schon bei Gelegenheit Vineta's erwähnt, Helmoldus wende die Beschreibung, die der hundert Jahre früher lebende Adam von Bremen von Julin mittheilt, ohne Weiteres auf Vineta an, und in

der That, er hat jenen Chronisten so wörtlich abgeschrieben, daß er nur die einzige Stelle ausließ: „Dort ist eine Olla des Vulkans, welche die Einwohner das griechische Feuer nennen, dessen auch Solimus gedenkt.“ Sehen wir nun von Vineta ganz ab, so wäre doch Julin zum mindesten eine sehr prachtvolle Stadt gewesen. Aber ich habe schon gesagt, daß der Biograph des heiligen Otto zur Zeit, als dieser Julin betrat, von einer schmutzigen, aus Holz und Lehm bestehenden Stadt spricht. Wie reimen sich diese Widersprüche? Man könnte wohl dafürhalten, daß Adam von Bremen sich eine licentia poetica erlaubte und, wie so viele Chronisten jener Zeit, die den Uebergang aus dem heidnischen Mythus zur christlichen Wahrheit bildete, die Sage aufputzte. Er selbst sah gewiß die Stadt nie, er hörte von ihrer Größe, ihrem Handel u. s. w. und legte nun die Phantasie an ihre äußere Einrichtung, von der er nichts vernommen hatte. Wenn aber auch Andreas nicht aus eigener Anschauung urtheilte, und vielmehr sein Werk über Otto erst 310 Jahre nach dessen Tode vollendete, so muß man doch — wie gesagt — der Meinung seyn, daß er hinsichts der Beschreibung von Julin auf authentischen Beweisen fußt; denn was er mittheilt, trägt das Gepräge eines Tagebuchs des Bischofs selbst, oder eines seiner Begleiter.

Bei Julin lag auch die berühmte Jomsburg, deren die Heimskringla-Saga, die Jomsvikinger-Saga und die Eyrbiggia-Saga erwähnt. Wahrscheinlich war sie die Akropolis der Stadt, und wurde von den Dänen erbaut und später zerstört, als die hieher gelegte Besatzung den ursprünglichen Zweck vergaß, die Wenden zu beaufsichtigen und sich mit den Julinern in Seeräuberei einließ.

Zwischen Wollin und Usedom fließt nur die Swine und wenn die eine Seite der Fähre Ostswine genannt wird, so nannte man Swinemünde früher Westswine. Usedom stellt sich recht zutraulich und einladend dar, fährt man von Wollin hinüber; denn die anmuthige Einfassung, die Swinemünde mit seinen Häusern, Gärten und Schiffen dieser Seite der Insel verleiht, verdeckt den sandigen Charakter von Usedom, der sonst allenthalben durchblickt. Usedom ist nach Rügen die größte Insel Pommerns und umfaßt einen Flächenraum von 7¾ Quadratmeilen mit ungefähr 16,000 Einwohnern, die zum größten Theil dem flachen Lande angehören. Die beiden Städte Usedom und Swinemünde werden zusammen nicht über 4000 Einwohner zählen. Usedom ist durch die Peene, die Swine und die Ostsee dergestalt ausgezackt, daß es an einzelnen Stellen, wie z. B. an dem Dorfe Damerow, nur einen Büchsenschuß Landes breit ist und ängstlich eingeklemmt zwischen dem

Achterwasser*) und der Oſtſee, jeden Augenblick des Einbruchs der Fluthen gewärtigen muß, die in dieſem Falle, der ſchon einmal einzutreten drohte, aber durch Abdämmung verhindert wurde, eine dritte Inſel an dieſem Flecke der Oſtſee hervorrufen würden. Wald bedeckt die Oſtküſte der Inſel, aber es ſind meiſtens einförmige Fichten, die in dem Sande von Waitzig bis Peenemünde gedeihen und, von der See aus betrachtet, einem dichten Kranze gleichen, der von dem gelben Bande des Strandes zuſammengehalten wird. Mitten unter ihnen empfindet man nur jene ſterilen Eindrücke, die eine ſolche Zwitternatur von Meer und Erde veranlaßt, jene Unheimlichkeit, die uns bei aller Zerriſſenheit beſchleicht: wie lange wird es dauern, bis dieſe zur Zeit noch dem Meere Trotz bietenden Bäume mit ihren Gipfeln unter den Fluthen begraben ſind, welche gierig am Strande ſpielen und jede Gelegenheit zur Beute erhaſchen? Vielleicht doch noch länger, als die Art vorhält:, die die Waldungen von Uſedom mehr als nützlich lichtet. Neben Holz findet man viele Torfmoore auf dieſer Inſel, aber auch grüne und fette Triften. Ackerbau und Fiſcherei bilden die Erwerbsquellen der Einwohner, die auch der Schiffahrt tüchtige Matroſen und Lootſen liefern. Trotz dem, daß ſich bereits auch hieher von Berlin, Stettin und Swinemünde aus der Luxus verloren hat, muß man doch im Ganzen das Feſthalten an der alten Gewohnheit loben, die bei den Lieperwinklern (den Bewohnern der ſechs Dörfer in dem von dem Achterwaſſer, dem Krinkerſee und dem Peeneſtrom gebildeten Winkel, der von dem Pfarrdorf Liepe ſeinen Namen führt) ſogar einen nationalen Anſtrich beibehalten hat; denn dieſe Leute werden neben den Kaſſuben, in Hinterpommern, in der Umgegend von Schmolzin, und neben den Mönchguterⁿ, auf Rügen, als unvermiſchte ſlaviſche Elemente angeſehen.

Die Uſedomer ſind im Uebrigen ohne beſondere Sitten und Gebräuche, will man nicht die Hochzeitsfeierlichkeiten ausnehmen. Der ſogenannte Brautdiener, mit Bändern und ſeidenen Fahnen aufgeputzt, ladet zu Pferde, das gleichfalls mit dieſem Schmucke verſehen iſt, zur Hochzeit ein. Er reitet in das Haus hinein, und, wie man mich verſicherte, ſogar in die Stube, und betet hier eine lange, monotone Einladung ab, die mit den Worten ſchließt: „Und habe ich meine Bitte nicht beſſer angebracht, ſo werden Sie es deſto beſſer verſtehen und ſich deſto fleißiger einfinden.“

*) Das Hinter-, Binnenwaſſer.

Am Hochzeitstage wird die Braut von der Frau Paſtorin aufgeputzt, mit dem Brautkranz, mit Blumen und Bändern. Von den Haaren iſt unter dem Kranz, den ſeidenen Bändern und den Zeugblumen wenig mehr zu ſehen, als zwei lange, ungeflochtene Kränze, welche auf die Schulter herabhängen, und an den Spitzen mit einem rothen Bändchen verſehen ſind. Auf Nacken und Rücken flattern ſeidene, vielfarbige Bänder, auf dem Buſen klebt ein gewaltiger Strauß aus Zeugblumen. Findet die Trauung nicht im Pfarrdorfe Statt, ſo ſetzt ſich der Brautzug gegen zehn Uhr an Ort und Stelle in Bewegung. Der Bräutigam beſteigt das Roß des Brautdieners und wirft über die Schultern eine braune Peitſche; eine Reitereskorte umgibt ihn; die Weiber reihen ſich in Schaaren auf den langbeſpannten Strohwägen; der Muſikantenwagen fährt an der Spitze des Zuges, der ſich raſch und in ſcharfem Trabe in Bewegung ſetzt. Wenn der Muſikantenwagen anhält und Tuſch geblaſen wird, ſo iſt das ein Zeichen zu reichlichen Branntweinlibationen, die in Zwiſchenräumen der Fahrt, die mit den ſteigenden Geiſtern des „Schnapſes“ natürlich immer mehr in eine wilde, bacchantiſche Jagd ausartet, in derſelben feierlichen Weiſe wiederholt werden. Auf dem Pfarrhof angelangt, wird der Tuſch noch einmal geblaſen, der ſegliche Katzenmuſik übertrifft. Von hier begibt man ſich in die Kirche, die Muſikanten voran. Nach der Trauung begibt man ſich in derſelben Weiſe zurück; indeß ſprengt der Brautdiener voran, um ein Brod aus dem Hochzeitshauſe herbeizuholen. Er reicht dasſelbe auf der Dorfſcheide der Braut, die zuerſt ein Stück herausbeißt, nach ihr der Bräutigam, nach dieſem mehrere der Anweſenden. Jetzt eröffnet man die Gaſterei, die der Pfarrer oder Schullehrer mit einem Gebete eröffnet. Die Hochzeitstafel beſteht aus folgenden Gerichten: Grütze, die mit Löffeln, in Lieperwinkel aber mit Meſſern gegeſſen wird; Fiſch; gälen Aeten (gelbes Eſſen, d. h. weiß gekochte Schweinſauce); ſchwarten Aeten (ſchwarzes Eſſen, d. h. ſchwarz gekochte Schweinſauce). Bei Tiſch wartet der Hochzeitsvater auf, und die Hochzeitsmutter beſorgt die Küche. Nach aufgehobener Tafel, die in der Regel mit einem Kirchengeſange geſchloſſen wird, tritt der Brautdiener mit den Muſikanten herein und hält vor der noch am Tiſche ſitzenden Braut eine Anrede in Reimen, in welche die Blasinſtrumente in Zwiſchenräumen ſchmetternd einfallen. Es heißt hier am Schluſſe:

„Jungfer Braut, ſie hat nicht begraben eine Leiche,
ſondern ſie hat bekommen einen Mann;
D'rum wollen wir uns luſtig ſtellen an.

Die Sporen sind geschärt,
Die Stiefel sind geschmiert.
Jungfer Braut, sie sey gebeten,
Jetzt mit mir zum Tanz zu treten."

Dieser Einladung leistet die Braut in der Weise Folge, daß sie über den Tisch und sämmtliche Gedecke steigt, und den ersten Tanz mit dem Brautdiener begeht. Die Tanzvergnügungen dauern drei bis vier Tage, und die Unverwüstlichkeit der pommern'schen Natur tritt hier nicht minder hervor, als im Befreiungskriege. Bei dem Lieperwinkler steht übrigens während dieser ganzen Zeit die Tafel gedeckt, und ein Jeder, der Hunger hat, setzt sich ohne Weiteres zu Tische.

Wenn die Mönchguter auf Rügen als unverfälscht slavische Abkömmlinge bezeichnet werden, und sich durch Haltung, Tracht, Sitten und Gewohnheiten als solche erweisen, wenn die Kassuben selbst noch in dem Grade Wenden sind, daß man hier nicht nur den alten wendischen Schmutz antrifft, sondern daß selbst in Schmolzin, wenn ich nicht irre, wendisch gepredigt wird, so hat man auch die slavische Eigenthümlichkeit bei den Lieperwinklern nachweisen wollen. Der Lieperwinkler hat, gleich dem Mönchguter, viele Idiotismen, die gar nicht weiter in der deutschen Sprache vernommen werden, und die ursprünglich wendisch sind, wie et hönnickt, (es schneit;) da jünnern, (dort hinten;) düsen, (tanzen;) aber er trägt auch die alte wendische Leibfarbe: die schwarze Farbe, mit rothem Unterfutter, und 3 bis 4 leinenen Hosen über einander, wie der Mönchguter, eine Farbe, die besonders dem Buben gar drollig steht, da diese Hosen unmittelbar unter dem Knie zugeknöpft werden, und den Schenkeln eine stattliche Form verleihen. Die braunrothen, wollenen Jacken, die man, gleich den Kassuben und Mönchgutern, trägt, sind mit schwarzen Streifen und schwarzen Knöpfen garnirt, und werden, wie von den Kassuben und Mönchgutern, so auch von den Lieperwinklern selbst verfertigt. Diese Arbeit ist die Beschäftigung der Weiber, die sich auch ihre Strohhüte selbst flechten und durch die abweichenden Formen, die sie ihnen geben, auch in dieser Mode eine Isolirung von der übrigen Bevölkerung Usedoms an den Tag legen. Wie in Mönchgut, so auch in Lieperwinkel, jagen die Wittwen nach den Männern; wie dort, heirathet man auch in Lieperwinkel nie eine Fremde. Der weitschößige vielröckige Kleiderwulst reicht den Lieperwinklerinnen, wie den Weibern der Kassuben, nur bis an das Knie und die Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit, kindliche Hingebung und ursprüngliche Naivität ist ganz und gar wendisch. Die Kassuben beobachten

das Eigenthum nicht sehr streng, es heißt sogar: sie stehlen; die Liepertwinkler haben dafür eine zartere Bezeichnung gewählt: sie schaffen, eine Eigenschaft, die sich jedoch nur auf Obst, Holz und Eßwaaren beschränkt.

Im Verlage von

Karl Göpel in Stuttgart

sind im Jahre 1841 folgende Werke neu erschienen, welche sich eben so sehr durch gediegenen Inhalt als durch geschmackvolle äußere Ausstattung auszeichnen:

Tirocinium

eines deutschen Offiziers in Spanien.

Herausgegeben von **Gustav Höfken.**

Vier Bände. Elegant geheftet. Preis 10 fl. 48 kr. rhein. oder 6 Thlr. 20 Sgr.

Mehre der ausgezeichnetsten deutschen Officiere, welche für die ihnen nicht zweifelhafte Legitimität des Don Carlos den Degen gezogen, haben nacheinander ihre Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem bürgerlichen Kriege in Spanien der Presse übergeben. Das Tirocinium unterscheidet sich völlig, sowohl dem Inhalte als der Form nach, von diesen sämmtlich vom carlistischen Standpunkte aus verfaßten Werken. Der Verfasser desselben begleitete eine Zeitlang den christinischen Theil, seine Mittheilungen aus Selbstanschauung sind die ersten umfassenden von dieser Seite, und gewinnen somit durch die neuesten Ereignisse eine besondere Bedeutung. Uebrigens bildet der äußere Bürgerkrieg nicht den Hauptgegenstand des Werkes, sondern das spanische Volk in seinem Kerne und Wesen; der Verfasser bewegt sich mehr auf publicistischem, als auf militärischem Felde. Ueberhaupt wird man einen weit reicheren Inhalt in dem Werke finden, als die Ueberschriften der einzelnen Kapitel desselben andeuten; der Verfasser hat dieselben in 9 Bücher unter folgenden Titeln zusammengefaßt: I. **Erinnerungen aus Frankreich.** — II. **In den Pyrenäen und in Pamplona.** — III. **Skizzen aus dem Kriege und dem Leben in Navarra.** — IV. **Der bürgerliche Krieg; weitere Züge in Navarra.** — V. **Ueber Zaragoza nach Madrid; die Hauptstadt.** — VI. **Fernerer Aufenthalt zu Madrid; Kunst und Leben.** — VII. **Spaniens Hülfsquellen, Macht und Stellung unter den großen Staaten.** Nebst Anhang, betreffend die spanische Successionsfrage. — VIII. **Reise nach Sevilla; die Mancha und das Gebiet des Guadalquivir.** — IX. **Die Heimkehr über Portugal.**

Seydelmann.

Ein Erinnerungsbuch für seine Freunde.

Neue mit einem Portrait Seydelmanns und 3 color. Rollen-Darstellungen vermehrte Ausgabe der Schrift: Seydelmann und das deutsche Schauspiel

von

August Lewald.

Elegant geh. Preis 1 fl. 45 kr. rhein. oder 1 Thlr.
Das höchstähnliche Portrait Seydelmanns auf gr. 4-Format abgedruckt apart 18 kr. rhein. oder 5 sgr.

Den Kunstgenossen Seydelmanns, so wie nicht minder allen gebildeten Theaterfreunden, besonders jenen, welche Gelegenheit haben oder hatten, diesen ersten Mimen Deutschlands zu bewundern, müssen die vorliegenden Charakteristiken desselben von hohem Werth seyn. Der jetzige Verleger des Werkes hat demselben bei Veranstaltung der neuen Ausgabe noch einen besondern Reiz durch die hinzugefügten eleganten und kostbaren bildlichen Beigaben verliehen, ohne jedoch den Preis wesentlich zu erhöhen.

Die Sagen der Pfalz.

Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter.

Fr. Baader, Pürger, Chamisso, Puller, Fr. Ernst, Geissel, Anast. Grün, J. Kerner, Fr. v. Kobell, A. Kopisch, L. Kossarski, Langbein, H. Mathay, L. Moris, Mosenthal, Mühl, Müller, Nibelungen-Lied, Fr. Otte, M. v. Ow, S. Pfarrius, Heribert Rau, Rückert, M. v. Schenkendorf, Schuler, A. Stöber, Tieck, Uhland, Wackernagel, Fr. Weiß, Züllig;

herausgegeben von

Friedrich Baader und **Laurian Moris.**

Ein Band in höchst eleganter Ausstattung, geheftet.
Preis 3 fl. rhein. oder 1 Thlr. 25 sgr.

Freunden und Freundinnen der Poesie wird diese anmuthige Sammlung, poetische Illustrationen der schönen Pfalz darbietend, reichen Genuß gewähren; sie eignet sich deßhalb besonders zu einer **Weihgabe für Damen** bei festlichen Gelegenheiten, als welche sie mit vollem Rechte empfohlen werden darf.

Hellas und Rom.

Vorhalle des klassischen Alterthums

in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Nach den besten vorhandenen Uebertragungen herausgegeben und mit fortlaufenden biographischen und literär-geschichtlichen Erläuterungen begleitet von

Prof. **Dr. K. Fr. Borberg.**

Mit einem Vorwort von **Joh. Kasp. v. Orelli** in Zürch.
(In vier Abtheilungen zu vier Lieferungen à 48 kr. oder 15 Sgr. preuß.)

Erste Abtheilung.

Die Dichter des hellenischen Alterthums.

Höchst eleg. Ausstattung. Octav. 65½ Bog. Preis: 3 fl. 12 kr. rh. od. 2 Thlr. pr.

Das hier dem Publicum gebotene Werk ist nach einem ganz neuen und eigenthümlichen Plane bearbeitet; es ist besonders bestimmt, als eine geordnete Beispielsammlung bei Vorträgen über alte Literaturgeschichte auf Gymnasien und Universitäten zu dienen, als welche es sich bereits der Anerkennung competenter Stimmen in vollem Maaße zu erfreuen hat. Zugleich aber macht dies Werk, wie zuvor kein anderes, auch dem größeren gebildeten Publikum, eine Uebersicht und den Genuß der gesammten klassischen Literatur möglich, und führt in die Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthume selbst ein. Es ist etwas ganz anderes, und viel mehr, als eine bloße Blumenlese, am wenigsten eine regellose, dergleichen ein Verleger als von gleicher Tendenz und Ausführung wie unser Werk anzupreisen sich angemaßt hat, um dadurch derselben, die ihm liegen geblieben, Absatz zu verschaffen. In dieser Beziehung bitten wir jeden Literaturfreund, **zu prüfen, zu vergleichen,** ehe er kauft, und besondere Aufmerksamkeit dem Vorwort des Hrn. Prof. v. Orelli, und der vortrefflichen, den umfassenden Plan des Werkes ausführlicher darlegenden Einleitung des Herausgebers zu widmen. Eigene Ansicht des Werkes wird von der gediegenen und geschmackvollen Bearbeitung, der umfassenden Reichhaltigkeit und dem inneren unvergänglichen Werthe desselben am Besten überzeugen, so wie, daß man ein so belehrendes, Geist und Geschmack bildendes und veredelndes Werk zu einem wohlfeileren Preise, als dafür festgestellt ist, nicht wird erwerben können. Es wird einen würdigen Platz in der gewähltesten Bibliothek einnehmen, und sich zu Geschenken, nicht sowohl für Studirende auf Universitäten und Gymnasien, als auch für Freunde und Freundinnen einer geistvollen Lektüre vorzugsweise eignen.

Die zweite Abtheilung: **Die Dichter des römischen Alterthums** ist bereits unter der Presse, und wird die erste Lieferung derselben demnächst erscheinen.

Zu eigener Ansicht und Prüfung wird das Werk von allen Buchhandlungen bereitwilligst vorgelegt, und Subscription darauf angenommen.

Einladung zur Subscription.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint ein **National-Werk**, dessen erste Lieferung so eben ausgegeben wird, unter dem Titel:

Deutsche Liederhalle.

Vollständigste Sammlung

der beliebtesten älteren und neueren, sowie bisher noch ungedruckter Lieder und Gesänge

(Soldaten-, Kriegs- und Heldenlieder; Vaterlands- und Bundeslieder, Studenten-, Trink- und Tafel-, gesellschaftliche Lieder; Frühlings- und Wander-, Jagd- und Schützenlieder; Lieder der Liebe, Ständchen, Balladen und Romanzen, Volkslieder u. s. w.)

mit mehrstimmigen Melodieen in Notendruck

und mit Beiträgen der ersten deutschen Gesangs-Componisten herausgegeben von

Th. Täglichsbeck.

In Heften (von **4** Bogen oder **64 Seiten** groß Schiller-Format) zu

nur 24 kr. rhein. oder 7½ Sgr. preuß.

Zwölf Hefte bilden einen Jahrgang.

Bei der in neuerer Zeit so ausgebreiteten und allen Klassen der Gesellschaft zum Eigenthum gewordenen musikalischen Bildung wird noch immer ein Lieder-Werk vermißt, welches den Ansprüchen derselben in jeder Beziehung genügt, — welches für geringe Kosten den ganzen Schatz unseres Lieder-Reichthums zum allgemeinsten Gebrauche erschließt, welches ebensowohl als ein „Familien-Hausbuch" zur Erhöhung geselliger Freuden beizutragen, als zugleich den Bedürfnissen der Gesang-Vereine und größerer geselliger Kreise zu genügen geeignet ist.

So schätzbar immerhin einzelne Sammlungen im Einzelnen, so entspricht doch keine derselben diesen verschiedenen Anforderungen; mit um so größerem Vertrauen halten wir uns des Beifalls der zahlreichen Gesangs-Freunde und Vereine versichert, indem wir ihnen unser Unternehmen ankündigen. Die „deutsche Liederhalle" wird sich von allen bisherigen Sammlungen wesentlich und in vielen Stücken unterscheiden, — alle Unterscheidungs-Merkmale werden eben so viele Vorzüge seyn; jeder spätere Vergleich muß dieß bestätigen.

Hier können wir nur Folgendes über Inhalt und Einrichtung unserer „Liederhalle" andeuten, wodurch wir dieselbe auszeichnen wollen:

1) Es werden weder Lieder in bloßem Texte, noch mit einstimmigen Melodieen gegeben, vielmehr sämmtlich mehrstimmig gesetzt.

2) Darbietung musikalischen Genusses und geselliger Unterhaltung zu vereinigen, ist der Zweck unserer „Liederhalle"; die Auswahl wird daher sowohl solche Lieder treffen, die vermöge ihres poetischen und musikalischen Gehaltes besonders auf Aufnahme Anspruch haben, als auch jene, deren Werth mehr in ihrer Eigenschaft liegt, geselligen Zwecken zu dienen, Unterhaltung und Erheiterung zu gewähren und zur Erhöhung des Lebensgenusses beizutragen. Die Gränzen der Auswahl stecken sich in dieser Beziehung von selbst, gleich weit von Prüderie und kopfhängerischem Rigorismus, als von deren Gegensatze; eine die rechte Mitte haltende Harmlosigkeit vor Allem soll vorwalten.

3) In den innern Bau unserer „Liederhalle" eintretend, wird man nicht einem Chaos von Liedern begegnen, wie sie nur der Zufall bunt aneinander fügt; wir gruppiren die Masse derselben vielmehr in vier größeren Rahmen, in welchen sich die einzelnen Bestandtheile passend zusammenreihen:

I. Lieder zu Schutz und Trutz.

(Soldaten-, Kriegs- und Helden-Lieder; Vaterlands-, National- und Bundes-Lieder.)

II. Geselliges Treiben — Lebensgenuß.

(Studenten-, Trink- und Tafel-, gesellschaftliche Lieder.)

III. Frühlings-Lieder, Heimath und Wanderschaft.

(Frühlings- und Wanderlieder, Jagd- und Schützenlieder, Lieder der Natur.)

IV. Liebe, Lust und Leid.

(Lieder der Liebe, Ständchen, Balladen und Romanzen, Volkslieder im eigentlichen Sinne u. s. w.)

4) Auf diese Weise beabsichtigen wir allmählig eine „vollständigste Sammlung", gewissermaßen ein **„Universal-Liederbuch"** zu liefern, welches in der Musik-Literatur einzig da stehen, seinen Werth durch alle Zeiten behaupten und noch für Kinder und Kindeskinder ein gleich werther Besitz seyn wird.

5) Indem die vier Stimmen nicht einzeln gedruckt, sondern, wie die Probe zeigt, auf einem Notensysteme vereinigt werden, sind wir im Stande, auf demselben Raume, auf welchem andere Sammlungen 100 Lieder geben, deren 300 bis 400, also für einen wohlfeileren Preis das Drei- bis Vierfache zu liefern. Ueberdieß gewährt diese Einrichtung den Vortheil eines am Pianoforte leicht zu bewirkenden Accompagnements.

Subscriptions-Bedingungen.

Die oben bezeichneten 4 Abtheilungen der „deutschen Liederhalle" erscheinen gleichzeitig, um den Abnehmern beim Gebrauche derselben schon während des Erscheinens eine angenehme Abwechslung zu gewähren.

Demnach aus jeder Abtheilung einen Bogen enthaltend, erscheint in Zwischenräumen von 4 bis 6 Wochen je ein Heft, in 4 Bogen (64 Seiten) groß Schillerformat bestehend, mit durchschnittlich etwa 24 bis 30 Liedern. — Zwölf Hefte bilden einen Jahrgang.

Der Subscriptions-Preis für ein solches Heft bei Abnahme eines einzelnen Exemplars ist auf

nur 24 kr. rhein. oder 7 1/2 Sgr. preuß.

festgestellt, welcher bei Ablieferung jeden Hefts entrichtet wird und somit auch unbemittelteren Gesangsfreunden möglich macht, sich durch allmählige Anschaffung in den Besitz eines so herrlichen, wahrhaften **National-Werkes** zu setzen.

Der unterzeichnete Verleger wünscht insbesondere, daß die Gesang-Vereine unseres vor allen so lieder- und gesangreichen Vaterlandes, die „deutsche Liederhalle" als ein ihnen gemeinschaftliches Liederbuch unter sich einführen möchten; er wird daher seinerseits den Liedertafeln, Liederkränzen und geselligen Vereinen, welchen Namen sie tragen mögen, bei Abnahme von Parthieen, je nach deren Größe von 20 bis 100 Exempl. und darüber durch die **billigsten Parthie-Preise,** welche kaum die Produktionskosten übersteigen, die Anschaffung nach Möglichkeit zu erleichtern suchen. Betreffende Anfragen, mit Bezeichnung der etwaigen Größe des Bedarfs, werden auf das Bereitwilligste und Schnellste beantwortet werden.

Subscriptionen nehmen auch alle Buch- und Musikalienhandlungen an, bei welchen auch Exemplare des ersten Heftes zur Ansicht zu erhalten sind. — Sammler erhalten auf 10 Exemplare 1 Frei-Exemplar.

Stuttgart, im November 1841.

Verlagshandlung von **Karl Göpel.**